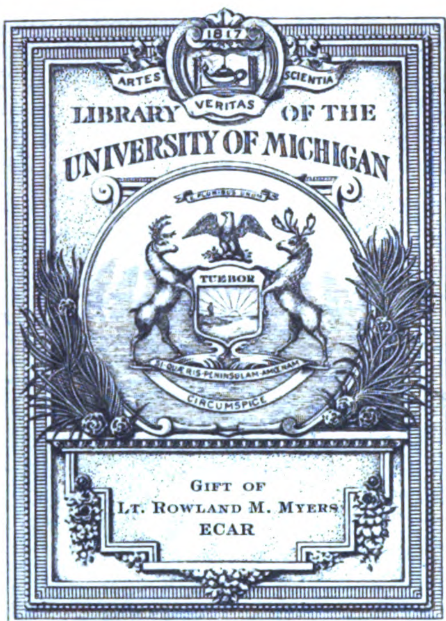


Illustrierter Beobachter

12. Jahrgang

1937


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
LT. ROWLAND M. MYERS
ECAR

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



JB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 1 / DONNERSTAG, 7. JANUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH MÜNCHEN 2 NO

Der Führer im Kreise seiner alten Kampfgenossen
bei der Weihnachtsfeier im Münchener Löwenbräukeller.

Aufnahme für den „JB." von Heinrich Hoffmann.



Links: Adolf Hitler begrüßt Gauleiter Wagner.

Alte Kampfgarde feiert mit dem FÜHRER Weihnacht

Bilder aus dem Münchener Löwenbräukeller, wo Adolf Hitler in den Mittagsstunden des 24. Dezember seine alten Kämpfer zu einer Weihnachtsfeier versammelte

Gauleiter Adolf Wagner entbietet im Festsaale dem Führer den Willkommgruß und spricht ihm den Dank der Alten Garde für seine Teilnahme an dieser erhebenden Weihnachtsfeier aus.

Gruppenführer Helfer, der Führer der SA.-Gruppe Hochland, der am 26. Dezember seinen 50. Geburtstag beging, bei der Weihnachtsfeier im Kreise kampferprobter Kameraden.



Der altbewährte Geist der Kampfzeit strahlte auf dieses weihnachtliche Beisammensein das Gefühl unverbrüchlicher Verbundenheit aus.



Drei Blutordensträger in einer Familie. Parteigenosse Rathgeber und seine beiden Söhne halten auch hier die bewährte Tuchfühlung



Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Links: Es gibt auch innerhalb der Kameradschaft Gespräche, die mit Nachdruck geführt werden



Einen Blick von der Galerie durfte man sich auch bei angestrengter Tätigkeit für das leibliche Wohl der Alten Garde nicht entgehen lassen.



Alte Kampfgarde feiert mit dem FÜHRER Weihnacht

Links: Adolf Hitler begrüßt Gauleiter Wagner.

Bilder aus dem Münchener Löwenbräukeller, wo Adolf Hitler in den Mittagsstunden des 24. Dezember seine alten Kämpfer zu einer Weihnachtsfeier versammelte

Gauleiter Adolf Wagner entbietet im Festsaale dem Führer den Willkommgruß und spricht ihm den Dank der Alten Garde für seine Teilnahme an dieser erhebenden Weihnachtsfeier aus.

Gruppenführer Helfer, der Führer der SA.-Gruppe Hochland, der am 26. Dezember seinen 50. Geburtstag beging, bei der Weihnachtsfeier im Kreise kampferprobter Kameraden.



Der altbewährte Geist der Kampfzeit strahlte auf dieses weihnachtliche Beisammensein das Gefühl unverbrüchlicher Verbundenheit aus.



Drei Blutordensträger in einer Familie. Parteigenosse Rathgeber und seine beiden Söhne halten auch hier die bewährte Tuchfühlung



Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Links: Es gibt auch innerhalb der Kameradschaft Gespräche, die mit Nachdruck geführt werden



Einen Blick von der Galerie durfte man sich auch bei angestrengter Tätigkeit für das leibliche Wohl der Alten Garde nicht entgehen lassen.

VON DEN WEIHNACHTS-FEIERN DES DEUTSCHEN VOLKES

Die Weihnachtsrede des Gauleiters Dr. Goebbels ging vom Saalbau Friedrichshain zu Berlin über alle deutschen Sender

Immer mehr wird das Weihnachtsfest zu einer Feier der Volksgemeinschaft. Ohne dem Zauber Abbruch zu tun, der dem Lichterfest im Familienkreise eignet, hat der Nationalsozialismus die Weihnachtstage zu einem Höhepunkte des Gemeinschaftslebens ausgestaltet, bei dem jeder Volksgenosse, ob jung oder alt, ungetrübte Freude empfinden soll. Nirgends wird Weihnachten ehrlicher als ein Fest des Friedens gefeiert als im Dritten Reiche, das seinen inneren und äußeren Frieden heute mehr als je in sicherer Hut weiß.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 4, Presse-Photo G.m.b.H. 2, Inge Mantler 2.



Reichsminister Dr. Goebbels bei seiner Weihnachtsansprache an die deutschen Kinder.
Drei Millionen deutscher Kinder wurden am Abende des 21. Dezember 1936 in allen deutschen Gauen beschenkt.



Weihnachten mit Dr. Goebbels.
Gauleiter Dr. Goebbels inmitten festesfroher Kinder bei der Weihnachtsfeier im Saalbau Friedrichshain.

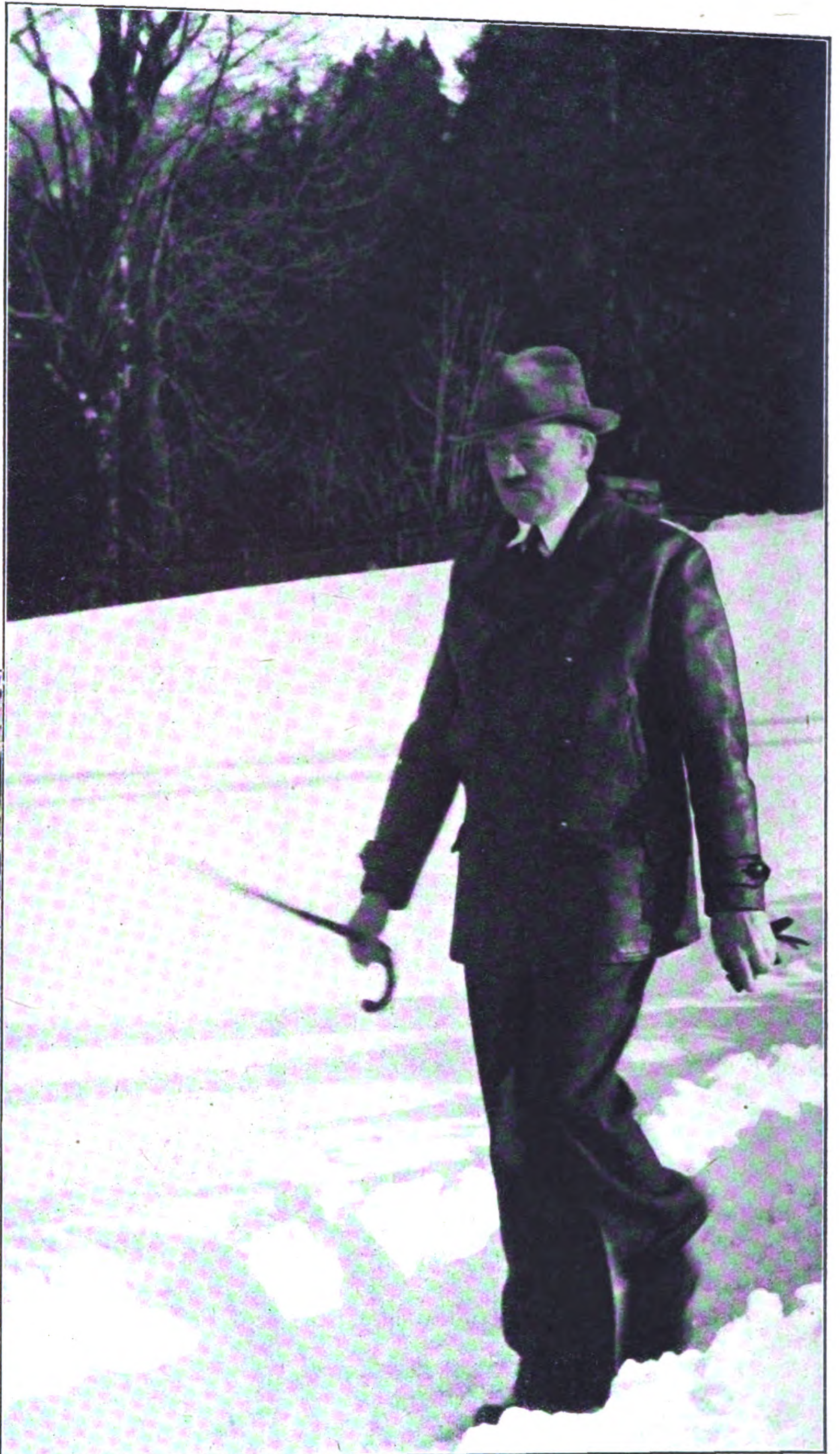


Zwei Bilder für viele.
Wie hier die Aufnahmen von einer der vielen Weihnachtsfeiern in der Hauptstadt der Bewegung, der Ortsgruppe Gabrielenplatz in München, so würden Tausende und aber Tausende von Lichtbildern zeugen können von der strahlenden Freude, die in allen Teilen Deutschlands durch das Volksweihnachten 1936 in zahllosen Kinderherzen ausgelöst wurde.





Adolf Hitler ergeht sich mit seinen Gästen
in der Berchtesgadener Bergwelt.
Rechts vom Führer Obergruppenführer Brückner, weiter rechts:
Dr. Morell; ohne Kopfbedeckung: Ministerialrat Berndt.



Daß auch der Führer eines Sechzigmillionenvolkes sich rückhaltlos dem Zauber des Weihnachtsfriedens hingeben kann, will artfremden Journalisten nicht in den Sinn . .



Ungetrübter Strahlenglanz der Wintersonne leuchtet über des Führers feiertäglichen Pfaden.
Halblinks hinter dem Führer: Direktor Werlin; halbrechts: Ministerialrat Berndt.



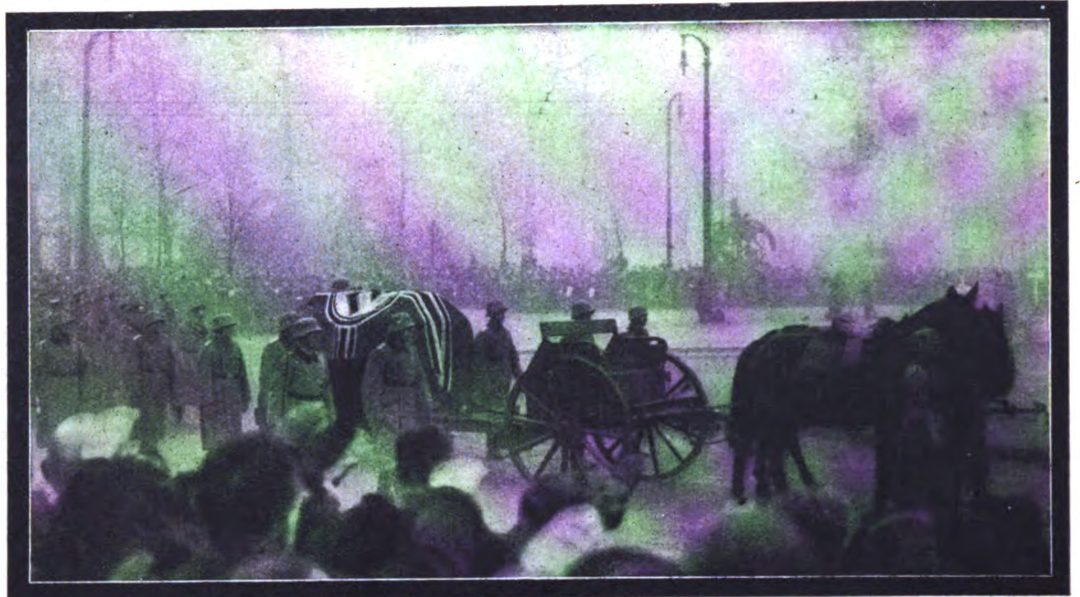
. . . daher munkelte und orakelte man in ausländischen Blättern über geheimnisvolle Beratungen, zu denen der Führer wichtige Persönlichkeiten nach Berchtesgaden berufen habe. Der Führer zog es aber vor, die Feiertage mit seiner gewohnten Umgebung zu verbringen.



Der Führer und Generaloberst Hans von Seeckt.

Bei den letzten Herbstmanövern, die im Vorjahre kurz nach dem Reichsparteitag in der Gegend von Bad Nauheim stattfanden, war auch der Organisator der Reichswehr als Gast des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht zugegen.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Weltbild (1).



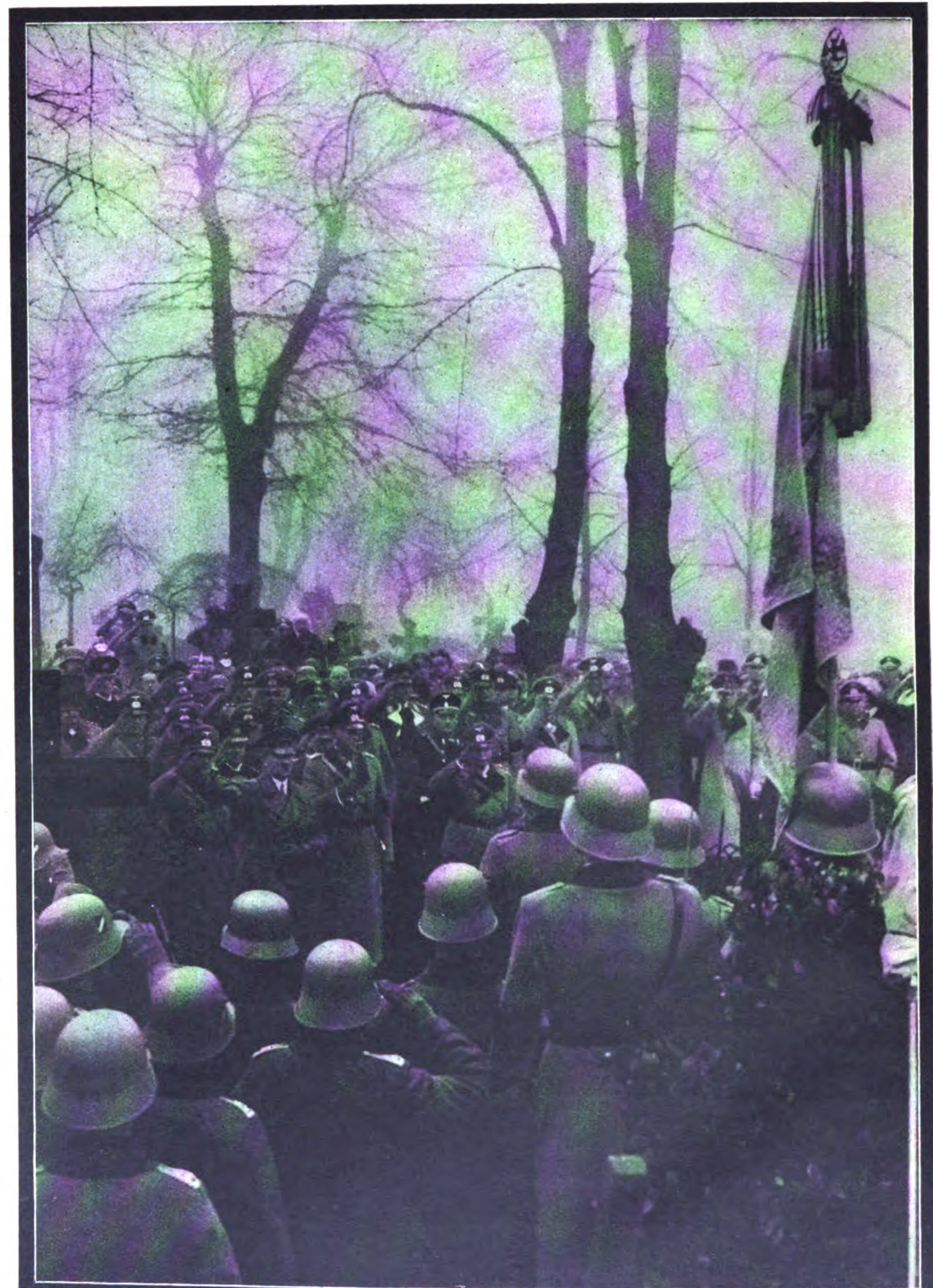
Der Sarg mit der sterblichen Hülle Seeckts auf der letzten Fahrt durch die Straßen Berlins.

Die Trauerparade passiert auf dem Wege zum Invalidenfriedhof den Großen Stern. Unmittelbar hinter der Lafette die Generalität.

IM BEISEIN DES FÜHRERS WIRD GENERALOBERST VON SEECKT FEIERLICH ZU GRABE GETRAGEN



Der Führer und Oberste Befehlshaber [illegible]macht legt selbst als erster am Grabe Seec[illegible]llen Kranz nieder.



Abschied vom Begründer der Reichswehr mit einem letzten Gruß am offenen Grabe. Der Führer, rechts neben ihm Generalfeldmarschall von Blomberg und Generaloberst Heye, Seeckts erster Nachfolger als Chef der Heeresleitung.

Vor Madrid:



Von den Nationalisten gefangene Angehörige der marxistischen „Internationalen Brigade“ im Madrider Parkgelände Casa de Campo.



Luftangriff auf Madrid.
Einschläge schwerer Fliegerbomben in der Kaserne de Montana.

Aufnahmen:
Roland E. Strunk.

Rechts:
Luftangriff auf den Madrider Vorort Quatro Caminos. Ein Blick vom Flugzeug aus. In der Tiefe erhebt sich die Rauchwolke des Einschlags, einen langen Schatten werfend.

Der englische mittlere Kampfwagen „Vickers". Für den J.B. gezeichnet von J. Lazarus.

Einzelheiten über dieses Modell: Gewicht 12 t, Motor 200 PS, Geschwindigkeit 30 km/h, Panzerung bis zu 2 cm. Die Besatzung besteht aus dem Führer, der zugleich Richtkanonier ist, einem Ladekanonier, dem Fahrer und drei MG.-Schützen. Bewaffnung: eine 4,7-cm-Kanone (am Ende derselben befindet sich der Patronenhülsenfänger), und drei schwere MG., eines im Turm, zwei sind seitlich in Kugelblenden eingebaut. Funksprechgerät, Stabantenne am Turm, Gassicherheit durch Überdruck. Starke Hitzeentwicklung, die Enge des Raumes, der Lärm der Motoren und des eigenen Feuers, das Rollen und Stoßen des Wagens, das Prasseln der feindlichen MG.-Geschosse und Splitter auf der Panzerhaut beanspruchen die Nerven der Besatzung. Zum Schutz des Kopfes wird die stark gepolsterte Mütze, das „Cap", getragen.





Zehn Jahre Dienst am Zentralorgan der Bewegung:

SA.-Brigadeführer Josef Berchtold, Chef vom Dienst des Münchener „V. B." und Hauptschriftleiter des „SA.-Mann".

SA.-Gruppenführer Wilhelm Weiß, Leiter des Reichsverbands der Deutschen Presse und Stellvertretender Hauptschriftleiter des „V. B.".

Aufnahmen: Hoffmann 1, Mantler 1, Presse-Photo 1.



Der japanische Olympiasieger im Dreisprung, Naoto Tajima, wird Soldat. Unser Bild zeigt ihn beim Verpassen der Uniform in der Kompaniekammer.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

8. Fortsetzung.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Autovertreter Grote und die Laborantin Annelies Hagedorn, ein hübsches, frisches Mädel, zwei echte Kinder unserer Zeit, lernten sich in einem Münchener Bad kennen und finden Gefallen aneinander. Sie beschließen, an einem der nächsten Abende sich wieder zu treffen, und bestimmen als Ort des Stelldicheins das Café „Europa", in welchem die mexikanische Tänzerin Conchita auftritt. — Conchita ist ein blutjunges Ding, dessen sich ein Kollege und Landsmann namens Ortega angenommen hat, allerdings in einer Weise, die der kleinen Tänzerin auf die Dauer wenig zusagt, denn er verfolgt und plagt sie mit seiner Eifersucht, überwacht mit Argusaugen jeden ihrer Schritte und versteht es, sie von der Umwelt völlig abzuschließen; und um dies durchzusetzen, ist ihm jedes Mittel recht. Noch unerträglicher aber wird sein Verhalten, als er einen bestimmten Verdacht schöpft, und der richtet sich gegen einen Martinez de Lopa, zu dem Conchita in irgendwelcher Beziehung zu stehen scheint! Außerdem treibt sich da noch ein Landsmann herum, der Deutschmexikaner Hasse, der leichtlebige Sohn eines halbbankrotten Großgrundbesitzers, alle Zeichen sprechen dafür, daß auch er sich für Conchita mehr interessiert, als es dem scheeläugigen Ortega lieb ist. Von diesem „Stand der Dinge" allerdings wissen Annelies und Grote nichts, als sie sich an dem festgesetzten Tage treffen und ins „Café Europa" setzen, wo sie, indes sie auf Conchitas Auftreten warten, sich sehr angeregt miteinander unterhalten. Inzwischen hat sich Herr Kubitscheck, der Geschäftsführer des Cafés „Europa", entschlossen, den Senor Ortega in seinem Hotel aufzusuchen, woselbst er den Mexikaner in Gesellschaft Adelitas, der Vorgängerin Conchitas, antrifft. Die verblühte Adelita macht vergebliche Versuche, ihre frühere Stellung bei Ortega wieder einzunehmen, wobei ihr die Tatsache zustatten zu kommen scheint, daß Conchita das Hotel Elite fluchtartig verlassen hat. Ortega ahnt nicht, daß sie sich in der Pension befindet, in der Martinez de Lopa wohnt. Hier wohnt auch Annelies Hagedorn, die nach ihrer Heimkehr von ihrer Freundin Hedda, der Hausdame eben dieser Pension Kontinental, mit Conchita zusammengebracht wird, um mit Hilfe ihrer spanischen Sprachkenntnisse eine Verständigung mit dem verängstigten Flüchtling herbeizuführen.

Annelies führte die leidenschaftlich bewegte Gestalt an das Schlafsofa und setzte sich neben sie.

„Gewiß haben Sie sich bei Don Ruy Martinez angemeldet?"

„Angemeldet?" Conchita sprach das Wort nach, als hätte sie es vorher nie vernommen. Wie konnte sie sich bei Don Ruez angemeldet haben, da sie seine Adresse erst seit heute sicher in Erfahrung gebracht hatte. Und da sie, seit er die Finca verlassen hatte, auf der er mit ihr aufgewachsen war, kaum noch etwas von ihm gehört hatte? Nur Spuren hatte sie ausfindig gemacht von ihm, und diesen Spuren war sie nachgegangen, Jahr für Jahr, ohne nachzulassen, bis sie ihn hier in München endlich entdeckt hatte.

Annelies sah ein, daß der Fall schwieriger war, als sie angenommen hätte. Bald erfuhr sie auch den Rest.

Hedda stand mit einem alten spanischen Wörterbuch dabei und bemühte sich, über den einen oder anderen aufgeschnappten Ausdruck klarzuwerden.

„Ist sie nun wirklich die Braut von Don Ruy Martinez?" begehrte sie vor allem zu wissen.

Annelies musterte Conchita mit unsicheren Blicken. Ohne Zweifel betrachtete sich Conchita als Braut von Don Ruy, aber ob auch er sich als ihren Verlobten betrachten mochte, das war hier die Frage, auf die so schnell keine klare Antwort zu finden war.

„Hat sie wenigstens Papiere, einen Paß oder sonstige Ausweise?" fragte Hedda.

Nach einer kurzen Rücksprache mit Conchita stellte Annelies fest, daß Conchita außer ihrem Schmuck zwar eine Puderdose, zwei Lippenstifte und eine Flasche Parfüm mitgebracht hatte, aber nicht ein einziges Ausweispapier. Sie hatte überhaupt nur schwache Ahnungen, was das lange und schwierige Wort eigentlich bedeutete.

Hedda nahm eine strenge Miene an.

„Kein Geld, kein Gepäck, keine Ausweispapiere!"

„Ja", gab Annelies zu, „und außerdem bittet sie uns, sie zu verstecken und sie zu verleugnen, falls nach ihr gefragt werden sollte."

Hedda schüttelte bedenklich das bürgerlich akkurat gescheitelte blonde Haupt.

„Wie findest du das? Ich will ja nicht daran zweifeln, daß sie die Conchita ist, aber wer ist die Conchita? Eine ausländische Tänzerin. Schon die inländischen Tänzerinnen machen fortwährend und nicht immer günstig von sich reden, wie mag es erst um die ausländischen Tänzerinnen bestellt sein? Gegen Doktor Martinez ist freilich nichts zu sagen. Vielleicht zahlt er nicht immer ganz pünktlich, aber das kann vorkommen, wenn alles Geld von so weit hergeschickt wird. Jedenfalls hat er nie Damenbesuch im Zimmer. Leider ist er aber nicht da und kann nicht bestätigen, was Conchita uns erzählt, ohne Beweise dafür zu haben. Ob wir Herrn Hasse um Rat fragen? Vielleicht ist er jetzt nach Hause gekommen."

Annelies maß Hedda mit strafenden Blicken.

„Herrn Hasse willst du um Rat fragen? Aber Hedda! Du weißt doch, wie Herr Hasse ist. Wird er, wenn er Conchita sieht, widerstehen können, mit ihr zu flirten? Und Conchita kommt doch zu uns, um Ruhe und Schutz zu finden. Wo bleibt dein Korpsgeist?"

Hedda ließ sich nicht gerne zaghaft finden, aber das hier ging doch wohl zu weit.

„Du meinst doch wohl nicht, daß ich sie hier aufnehmen soll? Einen Gast ohne Mittel, ohne Gepäck und ohne Ausweis? Was würde wohl Yvonne dazu sagen?"

Annelies machte eine kleine Handbewegung, die Yvonne gänzlich außerhalb ernster Erwägungen stellte.

„Aber Hedda, ich wundere mich über dich. Wir können ein Mädel wie Conchita doch nich' im Stich lassen. Wie sie gewachsen ist! Und betrachte ihr Gesicht. In einer so schönen Hülle kann nichts Arges wohnen. Selbstverständlich stehen wir ihr bei. Ich nehme sie vorläufig mit hinauf zu mir. Adele soll mir helfen, eine zweite Couch aufzustellen. Ich kann sie ja in mein Zimmer geschmuggelt haben. Du brauchst nichts davon zu wissen und morgen werden wir weiter sehen."

Sicherlich hatte Conchita nichts von dieser Auseinandersetzung verstanden. Sie hatte nur mit bedrängten und heftigen Augen die Mienen der Sprechenden verfolgt. Nun machte sie Anstalten, Annelies, ihrer Beschützerin, die Hand zu küssen und es kostete Mühe, sie davon abzuhalten.

Aber diese dunklere Blonde meinte es sicher besser mit ihr als drüben jene echte Blonde, jene verdadera rubia, und also hing sie sich ihr rückhaltlos an deren Arm.

„Angelita", sagte sie zu ihr, „Schutzengelchen".

XI.

Adele, Zimmermädchen im Fremdenheim Kontinental, war auf zauberhafte Weise immer zur Stelle, wenn ein neuer Gast auftauchte.

Ziemlich früh am Morgen, es war noch nicht zehn Uhr, hatte sie vom Fenster aus unten vor der Haustüre eine Droschke gesehen mit einer fremdländisch aussehenden Dame, die mit dem Fahrer unterhandelte. Fünf Minuten später trug sie zwei leichte Handtaschen die Treppe herauf und dieselbe Dame folgte ihr auf dem Fuße.

„Ich fürchte, wir sind besetzt", erklärte Adele rückwärts gewendet, „aber vielleicht kann es Fräulein Hedda doch ermöglichen, ein Zimmer frei zu machen. Fräulein Hedda ist unsere Hausdame. Ich bringe Sie zu ihr, gnädige Frau."

Mit flinken Zimmermädchenblicken betrachtete sie die beiden Gepäckstücke. Es waren Handkoffer aus Leder, keineswegs neu und elegant, mit sehr viel Hotelzetteln aus aller Herren Länder beklebt. Und die Besitzerin sah aufregend ausländisch aus.

„Madame kommen sicher von weither?"

„Aus Südamerika", gab die Dame zur Antwort.

„Oh", machte Adele langgezogen und setzte für einen Augenblick überwältigt die Handkoffer auf die nächste Stufe. „Wir haben mehrere Gäste aus Südamerika. Seit gestern auch die Conchita. Aber das ist noch Geheimnis."

Die Dame lächelte angenehm beteiligt über diese Vertraulichkeit, aber hinter Adeles Rücken wurden ihre Augen glitzernd und ihre Lippen schmal.

„Famos", sagte sie. „Gehen wir."

Eine Viertelstunde später lief Fräulein Hedda eilig die Treppen hinauf in das oberste Stockwerk und klopfte an die Türe von Nummer vierzig.

„Bist du noch da, Annelies?" Ich bin es, Hedda!"

Annelies war gegen die Regel noch zu Hause. Sie hätte schon seit einer Stunde im Institut sein müssen, aber sie wagte nicht, Conchita allein zu lassen. Conchita schlief noch, das Zimmer war verdunkelt. Nur am Schreibtisch dicht am Fenster war der Vorhang etwas gelüftet, um Licht hereinzulassen. Hier hatte Annelies an einer aus dem Institut mitgenommenen Zeichnung gearbeitet, um ihr Gewissen zu beruhigen. Aber länger als bis elf Uhr konnte sie keinesfalls ausbleiben. Sie hatte ihr Armbandührchen neben der Zeichnung gelegt, unter die holzgeschnitzte Barockmadonna, die zu Hause am Tegernsee schon ihr Mädchenzimmer geschmückt hatte und die sie auch hier in München nicht missen mochte. Die Madonna war armhoch. Sie trug ihr Kind in den Falten ihres Mantels gewickelt an der Brust; ihre Augen blickten fremd und versonnen und ihr Gesicht war rund und kindlich.

Hedda schlüpfte in das Zimmer.

„Schläft sie?" war ihre erste Frage.

Annelies legte den Finger an den Mund und ließ etwas mehr Licht herein.

Hedda trat vorsichtig an das Schlafsofa und sah hier die schlafende Conchita ausgestreckt unter einer leichten Decke liegen. Annelies hatte ihr einen ihrer Schlafanzüge geliehen. Conchita hatte sich augenscheinlich wie ein Kind in den Schlaf geweint. Ihr Kopf ruhte leicht geneigt in der Armbeuge.

Hedda faltete andachtsvoll die Hände:

„Wie schön sie ist. Ein Bild, aus Elfenbein geschnitzt und mit Seide überzogen. Aber, Annelies es ist etwas Schreckliches geschehen. Unten sitzt eine Madame Ceraso und will ein Zimmer mieten. Und wir haben doch nur noch das Zimmer nebenan, und das haben wir für Conchita bestimmt, wenn Doktor Martinez bis heute abend nichts von sich hören läßt. Was fangen wir jetzt an?"

„Wie heißt sie?“ fragte Annelies unangenehm berührt. „Madame Serafe? Was ist das für ein Name?“

„Vielleicht ist es ein Künstlername“, versetzte Hedda. „Sie sieht auch danach aus. Heftig getüncht und auf Fassade hergerichtet. Aber das ist Yvonne auch und bezahlt trotzdem vorgelegte Rechnungen. Was fange ich jetzt nur an?“

„Schicke sie wieder fort“, riet Annelies.

„Ja“, klagte Hedda, „das kommt dir so leicht vom Munde. Aber ich habe die Verantwortung. Was nun, wenn Doktor Martinez noch lange ausbleibt und wenn Conchita nicht zahlen kann. Und ewig können wir sie doch nicht verstecken. Und einmal müssen wir doch auch den Meldeschein ausfüllen. Es gibt da strenge Bestimmungen. Ach Gott, Annelies, ich glaube, wir haben uns schon strafbar gemacht.“

„Du bist ein Angsthase“, tadelte Annelies streng. „Und du hast nicht genug Korpsgeist. Lieber ins Gefängnis als ein Mädchen wie Conchita verraten. Und an wen verraten? An einen Mann, von dem sie nichts wissen mag. Hedda, ich wundere mich über dich!“

„Was rätst du mir also zu tun?“ fragte Hedda kleinlaut.

„Im schlimmsten Fall“, erklärte Annelies, „müssen wir eben für den Schaden aufkommen. Nur nicht gleich den Mut verlieren. In das Fremdenbuch hast du ja Conchita eingetragen. Und wenn Conchita aufwacht, hat sie sich sicher beruhigt und kann selber angeben, was weiter zu geschehen hat. Bis dahin müssen wir eben durchhalten. Ich teile weiter mein Zimmer mit ihr. Niemand kann dir einen Vorwurf daraus machen. Und das Zimmer nebenan bleibt noch bis morgen bereitgestellt für Doktor Martinez. Kommt er auch morgen nicht, so kannst du es immer noch an diese getünchte Madame abtreten. Bis dahin wird sie sich wohl vertrösten lassen.“

„Sie hat schon Gepäck mitgebracht“, wagte Hedda einzuwenden.

„Adele soll ihr einen Wagen besorgen und es wieder nach unten bringen“, entschied Annelies ungerührt. „Aber höre, Hedda, du mußt jetzt ganz schnell einige Worte Spanisch lernen.“

„Spanisch?“ wiederholte Hedda, und in ihrem Munde wurde das Wort zu einer ellenlangen Frage.

„Freilich, Spanisch!“ wiederholte Annelies. „Ich kann nicht mehr abwarten, bis Conchita aufwacht. Vielleicht wacht sie noch lange nicht auf, denn sie ist erst gegen Morgen eingeschlafen. Und wir können sie auch nicht wecken. Das wäre grausam. Solange Doktor Martinez abwesend ist, kann sie bei ihrer Gemütsstimmung nichts Besseres haben als Schlaf. Aber falls sie doch aufwacht und sie findet sich allein, mußt du sie beruhigen, denn ich muß jetzt unbedingt ins Institut. Für alle Fälle will ich ihr einen Zettel hinterlassen. Ich habe ihn schon vorbereitet. Ich brauche ihn nur noch an die Bettdecke zu heften.“

„Und genügt der Zettel nicht?“ fragte Hedda schüchtern.

„Nein“, entschied Annelies. „Die Mädels aus Südamerika sind anders als wir. Wo wir einen Punkt machen, da setzen sie längst ein Ausrufezeichen, und wo wir versichern, da sind sie längst beim Schwur.“

Hedda staunte.

„Woher weißt du denn das so genau? Bist du denn in Südamerika gewesen?“

Annelies errötete ein bißchen.

„Das nicht, aber ich habe es gelesen. Und kurz und gut, du mußt eben einige Worte Spanisch lernen. Spanisch ist leicht zu behalten und auszusprechen. Ich will dir vorsagen, was du dir merken mußt.“

Hedda schnitt ein sehr klägliches Gesicht.

„Wenn es schon sein muß und wenn es sich gar nicht umgehen läßt, so schreibe mir lieber auf, was ich lernen muß. Ich behalte nicht gut. Ich hatte in Fremdsprachen nie gute Noten. Nicht einmal in Französisch.“

„Spanisch ist leichter“, versicherte Annelies, und setzte sich an den Schreibtisch. „Ich will dir die paar Vokabeln gerne aufschreiben. Vor allem mußt du nett sein zu Conchita. Sage Florecita zu ihr, das heißt Blümchen, und das hören die von drüben gern. Du kannst auch Angelita zu ihr sagen, Engelchen, das ist auch nicht schlecht. Vor allen Dingen aber mußt du bueno sagen, das heißt gut und beruhigt sehr, oder muy bien, was sie drüben alle Augenblicke gebrauchen. Außerdem brauchst du dir nur noch das Wort Refugio zu merken, was wir als Zuflucht gut übersetzen können und dabei mußt du ihr natürlich begreiflich machen, daß das Zimmer hier gemeint ist. Als Bekräftigungsformel kannst du dir auch noch das Wort verdad merken; das ist leicht zu behalten und heißt wahrhaftig.“

Hedda faltete, um Erbarmung flehend, die Hände.

„Ja ja“, versetzte Annelies, „ich höre schon auf. Diese paar Vokabeln dürften fürs erste genügen.“

XII.

Im Empfangszimmer der Pension hatte der Hausherr die Ausstattung der vier Wände übernehmen dürfen. Er hatte die seltene Gelegenheit benützt, zwei Kolossalgemälde mit Göttern und Tempeln und ein halbes Dutzend Bilder mittlerer Größe, Gewitterstimmungen oder wildbewegte Mittelmeerstürme, darin unterzubringen. Aber den Boden bedeckte ein überraschend guter Teppich. Und die Sessel, um kleine Tische gruppiert, waren alle bequem und einladend. Sonst gab es nur noch einen Schreibtisch im Zimmer. Er stand nahe am Fenster und war eigentlich nur dazu bestimmt, dem geheiligten Vorgang der Eintragung neuer Gäste in das Fremdenbuch zu dienen. Wer wagte, ihn zu anderen und profaneren Zwecken zu benutzen, konnte sicher sein, sehr bald durch strafende Blicke der Pensionsinhaberin aufgescheucht zu werden. Das Fremdenbuch des Hauses war ein riesiger Folioband mit Lederrücken, mehr einem mittelalterlichen Missale als einem Band zu Zwecken geordneter Buchführung gleichend. Es hatte seinen unverrückbaren Platz auf einer bestimmten Stelle der Schreibtischplatte.

Die wartende Dame, Madame Serafe, hatte hier bereits ihre vierte Zigarette zu Ende geraucht, als Hedda endlich von ihrem Abstecher in das oberste Stockwerk zurückkehrte. Ihr Gesicht war rot vom schnellen Treppenlaufen und in der Hand hielt sie noch den fliegenden Zettel mit den spanischen Vokabeln.

Die Stimmung im Zimmer war gewitterschwül. Madame bemühte sich krampfhaft um ein nicht gar zu spitzes Lächeln.

Sie deutete auf die Aschenschale mit den dürftigen Resten von vier in Rauch aufgegangenen Zigaretten.

„Ich begreife nicht, wieso es s o o lange dauern kann, bis Sie festgestellt haben, ob ein Zimmer frei ist oder nicht.“

Hedda bat einigermaßen niedergedrückt um Entschuldigung. Eigentlich, erklärte sie, sei kein Zimmer frei, aber sie habe versucht, etwas zu arrangieren.

„Mit Erfolg?“ erkundigte sich Madame angelegentlich.

„Leider ohne Erfolg“, mußte Hedda eingestehen. „Aber wenn Madame sich morgen ungefähr um dieselbe Zeit noch einmal herbemühen möchten?“

Madame schien wenig Lust dazu zu haben.

„Oder wenn Madame wenigstens eine Adresse oder eine Telephonnummer hinterlassen würden?“ schlug Hedda vor, „damit wir sofort Nachricht geben können, wenn doch noch etwas freigemacht werden könnte?“

„Das ist nicht möglich“, erklärte Madame ungehalten. „Ich bin fremd hier. Ich hatte bestimmt angenommen, daß ich hier ein Zimmer bekommen würde, und habe mich deshalb um nichts anderes bemüht. Aber vielleicht werde ich am Abend oder morgen noch einmal anrufen.“

Sie stand auf und blickte durch das Fenster. Hedda hatte sich überhaupt nicht gesetzt.

„Ich sehe, daß dort drüben Droschken halten. Lassen Sie mir bitte das Mädchen kommen, das mir vorhin geholfen hat. Ein sehr freundliches Mädchen. Ich muß mich noch erkenntlich zeigen.“

„Das wird Adele sein“, versetzte Hedda und drückte zweimal auf einen Klingelknopf neben der Türe. Adele war sofort zur Stelle. Adele wußte auch bereits, daß die Dame nicht bleiben konnte.

„Es ist wirklich schade“, sagte die flinke Adele teilnahmsvoll beim Hinabgehen, „daß nicht doch ein passendes Zimmer frei gewesen ist. Aber wir sind immer so besetzt.“

„Das Haus ist mir gut empfohlen worden“, erklärte Madame. „Ich hätte hier den einen oder den anderen Landsmann getroffen. Da ist zum Beispiel Don Ruy Martinez de Lopa.“

„Ein Landsmann?“ fragte Adele erstaunt. „Aber Madame sprechen so gut deutsch.“

„Ich bin früh weggekommen aus Mexiko“, versetzte Madame. „Außerdem bin ich nicht reinblütige Mexikanerin. Und spricht Don Ruy Martinez nicht auch gut deutsch?“

„Doch“, versicherte Adele, „sehr gut sogar, wenn auch nicht ganz so gut. Der Herr Doktor ist hier an der Universität. Er ist unser bester Gast, nur ist er augenblicklich verreist.“

„Sind die Handtaschen nicht zu schwer?“ Madame blieb rücksichtsvoll am unteren Treppenabsatz etwas stehen. „Ich habe oben ein bißchen im Fremdenbuch geblättert. Ich habe darin auch einen Herrn Hasse aus Mexiko gefunden.“

Adele bekam sofort ein amüsiertes Lächeln.

„Herr Hasse mit dem Hispano Suiza. So wird er nämlich von allen Leuten genannt. Aber Herr Hasse ist ein ganz anderer Herr als unser Doktor Martinez. Er komponiert Tänze und fährt Auto.“

„Gewiß sind Sie schon mit ihm gefahren?“ warf Madame ein. Adele ließ geschäftig die Zungenspitze sehen.

„Nur ein einziges Mal und auch da nur ganz kurz.“

„War es dieser freundliche Herr Hasse“, fragte nun Madame plötzlich sehr überraschend, „der für Señorita Conchita den Dolmetsch gemacht hat?“

Adele blickte die Dame von der Seite her sehr erstaunt an.

„Herr Hasse? Nein, gewiß nicht. Das würde unsere Hausdame niemals zugeben. Nein, das war Fräulein Annelies Hagedorn.“

„Wer ist Fräulein Hagedorn?“

„Fräulein Hagedorn“, gab Adele Auskunft, „arbeitet wie Doktor de Lopa an der Universität. Sie sagt freilich Institut. Sie muß dort Zeichnungen machen für einen alten Professor, die dann in dicke Bücher kommen.“

„Also ein altes Fräulein?“

Adele lachte.

„Nein, nicht älter als ich. Wenn gnädige Frau die Straße entlang schauen wollen. Die Dame dort, die gleich um die Ecke biegen wird, das ist Fräulein Annelies Hagedorn. Sie ist sehr beliebt bei uns. Jeder hat sie gern.“

Die Dame sah ein Mädchen, sommerlich leicht gekleidet, braunhaarig und strumpflos, mit einer Mappe unterm Arm, eilig die Straße entlang gehen. Die Dame verkniff leicht den Mund.

„Dieses Fräulein Hagedorn und Doktor de Lopa, die sind wohl viel zusammen?“

„Ach nein, gnädige Frau“, antwortete Adele flink. „Die sehen sich höchstens bei Tisch. Unser Doktor hat nur Augen für seine Arbeit. Er macht sich gar nichts aus Frauen. Schade!“

„Ja, schade“, wiederholte die Dame. „Aber, da steht ein Auto. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Hier ist etwas für ein Paar neue Strümpfe.“

Adele ließ rasch zwei Münzen in der Schürzentasche verschwinden und machte einen Knicks. Eins fünfzig stellte sie durch das Gefühl fest. Was dachte sich diese Dame wohl. Einmal die Koffer die Treppe hinauf und einmal herunter. Ein Paar Strümpfe! Sie, Adele, trug nur Strümpfe in der Preislage um drei Mark herum.

XIII.

Adelita ließ den Wagen beim Hotel Elite vorfahren und fragte nach Señor Luiz Ortega. Man erinnerte sich ihrer und bat sie, in der Halle Platz zu nehmen. Sie klappte die Handtasche auf und nahm sich mit viel Ruhe eine Zigarette. Ein Boy reichte ihr Feuer. Die Halle war um diese Zeit ziemlich unbelebt. Die Dame konnte sich einen Platz wählen nach Belieben. Sie wählte sich einen Platz, der sicher schien vor Beobachtung durch fremde Augen und Ohren.

Señor Ortega kam rasch, aber augenscheinlich mißlaunig herunter.

„Habe ich nicht deutlich gesagt“, empfing er sie, „daß ich nicht zu häufig mit dir gesehen werden möchte?“

„Ich habe Dinge von Wichtigkeit zu melden“, versetzte sie gelassen. „Aber willst du nicht Platz nehmen?“

Er zog einen Sessel heran und ließ sich nieder.

„Was gibt es?“

„Zuerst“, erklärte sie, „möchte ich dich aufmerksam machen, daß diese Unterredung teuer wird. Draußen wartet ein Auto mit meinen Sachen.“

„Wieso?“ fragte er grob. „Habe ich dir nicht aufgetragen, in der Pension in der Gartenstraße ein Zimmer zu nehmen? Habe ich dir nicht eigens Geld dafür gegeben?“

„Ich komme eben von dort“, versetzte sie schadenfroh. „Ich habe leider kein Zimmer bekommen können. Die Pension ist besetzt.“

„Und um mir das zu sagen, kommst du hier so großartig angefahren?“ fragte er.

„Geduld“, mahnte sie. „Nur ein wenig Geduld. Lassen wir also den Wagen vorläufig draußen warten. Ich habe dort zwar kein Zimmer bekommen, aber ich habe das Fremdenbuch nachgesehen und mir die Örtlichkeit angeschaut und mit einem Zimmermädchen Bekanntschaft gemacht. Sie heißt Adele. Sie nimmt, was man ihr in die Hand drückt.“

„Das tut ihr alle“, versetzte Señor Ortega unwirsch.

Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« o/M

ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

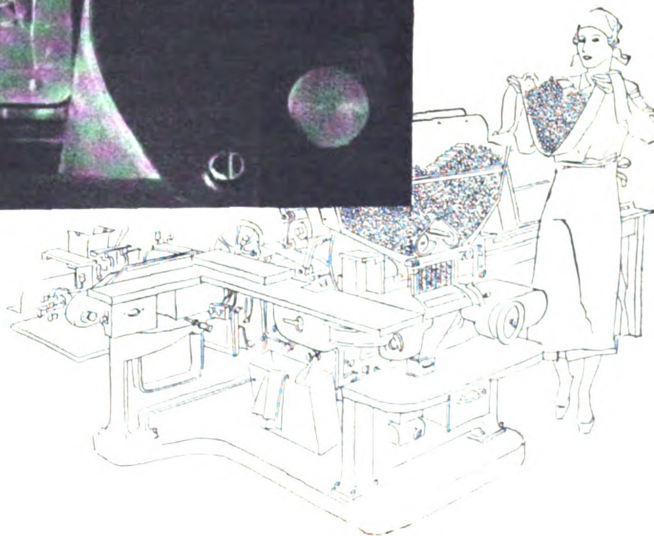
REEMTSMA SORTE »R6« o/M

H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD



Nach beendeter Herstellung wandern die Cigaretten in die Packmaschine, die in der heutigen Form seit 1932 besteht.

Unser Foto zeigt den Zuführtrichter, der die dort zusammenlaufenden Cigaretten zehnstückweise der Packung zuführt. Man erkennt unten im Bild acht Kanäle des Zuteilers, zwei weitere werden durch die Verkleidung verdeckt.





Rast in der Dammkarscharte im Karwendel.
Aufnahme: H. Schürer

„Werde ich jetzt also endlich hören, was du zu sagen hast?"

„Sofort", erklärte sie bereitwillig. „Ich beginne mit Conchita. Sie ist dort eingetroffen. Und wenn jemand am Telephon das Gegenteil behauptet, ist sie verleugnet worden. Aber mit Don Ruy ist sie nicht zusammen. Er ist verreist und war bereits abwesend, als sie eingetroffen ist. Den Dolmetsch hat auch nicht Herr Hasse gemacht, der Mann mit dem Hispano Suiza, sondern ein Fräulein Annelies Hageborn. Sie ist schlank und braun und trägt keine Strümpfe und arbeitet, ich weiß nicht was, an der Universität. Woher sie Spanisch kann, weiß ich nicht. Sie sieht nicht aus, als wäre sie jemals drüben gewesen."

Señor Ortega nahm sich umständlich eine Zigarette.

„Bande!" stieß er aus.

„Wen meinst du damit," fragte sie kühl.

„Die am Telephon", erklärte er. „Sie haben mich belogen."

„Du selbst", fragte sie lächelnd, „sagst natürlich immer die Wahrheit!"

Er warf sich wütend in die Brust.

„Wie sprichst du eigentlich mit mir."

„Ich bin auch nicht in der besten Laune", versetzte sie. „Ich habe gute Arbeit gemacht und werde so empfangen."

„Für deine Arbeit wirst du bezahlt", hielt er ihr vor. „Was wird aus dir, wenn ich die Hand von dir ziehe?"

Adelita zwang sich, ruhig zu bleiben.

„Wir wollen uns darüber ein anderes Mal unterhalten. Ich bin noch nicht fertig mit meinem Bericht."

Sie hielt einen Augenblick lang an, weil in der Nähe ein Kellner auftauchte.

„Auf was wartest du?" fragte Señor Luiz ungeduldig. „Hier spricht kein Mensch Spanisch. Niemand kann uns verstehen."

„Man kann nicht wissen", versetzte sie. „In jener Pension, die nur klein ist, sprechen drei Leute Spanisch wie wir. Warum soll es nicht auch hier Leute geben, die uns verstehen? Kellner kommen weit herum. Ich traue keinem, besonders denen nicht mit den glatten Gesichtern und den behutsamen Sohlen. Ich habe also dort in der Pension nicht nur die Ohren, sondern auch die Augen gebraucht. Das Haustor ist nicht verschlossen. Wer einmal eingetreten ist, kann ungehindert in jedes Stockwerk gelangen. Die einzelnen Etagen haben zum Treppenhaus nur einfache Türen. Wer auf die Klingel drückt, bekommt von einem Zimmermädchen wie Adele die Tür geöffnet. Ich weiß zwar nicht, wo Conchita untergebracht ist, aber das kann durch Adele, die nimmt, oder durch ein anderes Zimmermädchen ausfindig gemacht werden. Sobald du darüber Gewißheit hast, brauchst du nur noch das richtige Stockwerk aufzusuchen und Einlaß zu fordern. Möglicherweise gestatten dir deine Abmachungen mit ihr sogar, die Hilfe von Amtspersonen in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls steht es dir frei, wenn du erst bei ihr im Zimmer bist, deine ganze Überredungskunst zu entfalten, um sie zum Mitgehen zu bewegen. Ich will gern auch noch die letzte Vorarbeit leisten und das Stockwerk, in dem Conchita untergebracht ist, ausfindig machen."

„Willst du mich verhöhnen?" fragte er unwirsch.

Sie verzog keine Miene.

„Bedenke", fuhr sie fort, „das Glück kommt dir entgegen. Freund Ruy Martinez de Lopa ist abwesend. Du hast dich also nur mit Conchita allein auseinanderzusetzen. Du kannst ihr auch den Mund zuhalten und sie in eine Decke wickeln und hinunter in ein Auto tragen. Der Hispano Suiza braucht ja nicht gerade bereitzustehen, um dir nachzufahren. Und wenn du die Zeit richtig wählst, wird auch dieses deutsche Fräulein, das Spanisch versteht, gerade abwesend sein."

„Bin ich ein Bandit?" fragte er finster. „Mit was für eine Art Vorschlägen kommst du mir da."

Sie setzte sich zurecht wie eine kleine Angestellte, die schüchtern auf Befehle wartet.

„Ich muß mir doch das Geld verdienen, das du mir vorwirfst. Ich habe mir nur gestattet, dir zwei Vorschläge zu machen. Einer braucht etwas Überredungskunst und der andere ein bißchen Gewalt. Ich kenne die Gesetze hierzulande nicht. Hast du nicht gesagt, daß du Conchita zu deiner Frau machen willst? In Mexiko begehen Caballeros um ihrer Frauen willen fortwährend noch ganz andere Dinge."

„Verlasse dich darauf", erklärte Señor Ortega, „sie wird meine Frau, oder sie wird niemandens Frau. Warum soll ich mich anstrengen, sie aus ihrem Versteck herauszuholen? Sie wird selber kommen. Ich kenne sie. Es treibt sie. Sie hält es nicht lange aus, zwischen vier Mauern zu sitzen."

Sie schürzte die Lippen.

„Es fragt sich nur, wie sie das Haus verläßt. Mit Don Ruy zu Fuß oder mit Señor Hasse im Hispano Suiza."

Er blickte sie prüfend an.

„Was weißt du von diesem Mann?"

„So gut wie nichts", antwortete sie. „Aber gibt es einen Mann, der ihr nicht auf der Stelle nachläuft und ihr die Sterne vom Himmel verspricht, sobald er sie fünf Minuten gesehen hat?"

Wie immer, wenn er angestrengt nachdachte, machte er die Augen ganz klein.

„Ehe sie ein anderer bekommt", sagte er, „möchte ich sie lieber tot sehen. Oder ich möchte selber tot sein."

Sie blickte ihn mit spottenden Augen an.

„Dann muß sie zaubern können. Ich habe dich von dieser Seite nie kennengelernt."

„Ich bin nicht der erste, den sie verrückt gemacht hat", antwortete Señor Ortega, „aber ich will der letzte sein. Und ich werde der letzte sein."

„Ist das nun Liebe oder ist das Haß?" fragte sie.

Der kleine Herr Ortega ballte zwei kränkliche Fäuste. „Sie ist wie Feuer im Blut. Und sie weiß es und hat ihr heimliches Vergnügen daran. Früher hat sie es mit anderen so getrieben, bis ich ihr auf die Schliche gekommen bin. Und seit ich sie abschließe und neue Bekanntschaften verhindere und alle an sie gerichteten Briefe in Empfang nehme, seit der Zeit hat sie ihre Liebe für den blassen Don Ruy entdeckt, den sie drei Jahre nicht mehr gesehen hat. Nichts ist ärger, als vor vollen Schüsseln zu sitzen und zu hungern."

Sicher hatte er mehr gesagt, als er ursprünglich sagen wollte. Es mußte ihm entschlüpft sein. Er lag also auch auf der Folter, nur anders als sie. Sie lag im Sumpf und wollte wieder auf festes Land, und kein Preis war ihr zu hoch dazu. Und er war hungrig und sah einen fertig gedeckten Tisch und bekam keinen Zutritt.

„Was sie ist", fuhr er fort, „das ist mein Werk. Ohne mich wäre sie im besten Fall ein Amüsiermädchen in den Hafenkneipen von Santa Cruz."

„Laß sie eines werden", schlug Adelita vor.

Er streckte die Hand aus und schloß die dünnen und feuchten Finger zu einer Faust.

„Sie einmal so in der Hand zu haben. Allein und abseits!"

„Gut", sagte Adelita, „aber wie willst du das zuwege bringen? Willst du zum Konsul gehen? Willst du den dicken Kubitscheck zu ihr schicken."

Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht wurde verkniffen. Mit zwei Fingern nestelte er unter den aufmerksamen Blicken Adelitas in der Westentasche. Er holte etwas heraus, behielt es aber in der geschlossenen Hand. Und die Faust legte er auf den Tisch.

„Hier habe ich etwas!"

„Was ist es?"

Er öffnete zögernd die Finger und ließ ein Fläschchen aus Kristall sehen mit einer Kapsel aus Silber.

Sie blickte ihn überrascht an.

Er nickte.

„Ja, ein Rest Träumesüß. Sechs Tropfen in ein Glas Likör genügen, einen Freund zu berauschen, und ein Dutzend Tropfen sind hinreichend, einen Feind still zu machen."

Señor Ortega stellte das Fläschchen auf den Tisch, aber Adelita machte keine Anstalten, die Hand danach auszustrecken.

„Gefährliche Arbeit, Luiz!" bemerkte sie.

Señor Ortega schüttelte den Kopf.

„Von Träumesüß wissen sie nichts außerhalb von Mexiko. Sogar wenn sie das Blut untersuchen, finden sie nur etwas, was sie für Alkohol halten. Aber soweit soll es nicht kommen. Vergiß nie, daß es eine lebendige Conchita sein soll, die ich haben muß."

Seine schläfrigen Augen belebten sich.

„Ich habe alles genau überlegt. Ich habe einen Wagen, und wenn ich sie erst im Fond habe, bringe ich sie weg. Ich weiß noch nicht, wohin. Irgendwohin über die Grenze und dann weit weg von diesem Burschen Ruy, den sie sich einbildet. Ich habe ihr Geld, ich habe ihren Paß. Ich werde das Gitter enger machen. Sie soll mir nicht zum zweitenmal entschlüpfen."

Sie öffnete ihre Puderdose und sah sich von allen Seiten im Spiegel.

„Wirst du mich mitnehmen?" fragte sie.

„Mitnehmen? Dich?" Er schlug die Hände zusammen. „Heilige Muttergottes, käme je ein Mann auf einen solchen Gedanken? Conchita soll nicht nur tanzen. Ich will nicht nur Kontrakte mit ihr machen. Ich will sie heiraten! Wie denkst du dir das? Soll ich meine künftige Frau zusammenbringen mit meiner früheren Geliebten?"

„Ich würde sie gut bewachen", versetzte sie.

Er nickte boshaft.

„Glaub's, glaub's. Aber, Kätzchen, ich traue dir nicht. Ich kenne deine Krallen. Auch bin ich Manns genug, mit Conchita allein fertig zu werden. Den Plan schlage dir nur aus dem Kopf."

Fortsetzung folgt

OTTO VIOLAN:

Begegnung in den Abruzzen

Es ist eine alte, sehr alte Geschichte, die ich erzählen will Sie hat sich vor mehr als sechzig Jahren in der Bergwildnis des Monte Corno in einem schauerlichen Teil der Abruzzen, zugetragen, und sie ist sicher von der ersten bis zur letzten Zeile wahr. Denn der betagte Oberst Wiesner, der sie uns jungen Hunden vom Regiment in einer Gefechtspause am Doberdo zum besten gab hätte sich wohl lieber die Zunge abgebissen, ehe er auch nur ein unwahres Wort über die Lippen brachte. Er besaß, obwohl er schon gut zwei Menschenalter als eingefleischter Junggeselle durch die Welt strolchte, genug gute Laune, um uns die Sache vergnüglich zu machen, aber dazu, allem die richtige Farbe zu geben, seinem Bericht dann und wann ein wirkungsvolles Licht aufzusetzen oder gar zu erfinden, fehlte es ihm an Phantasie. Weiß Gott, was einer von uns zusammengeflunkert hätte, wenn ihm dieses seltsame Abenteuer zugestoßen wäre.

Wiesner war zur Zeit, da seine Geschichte spielte, kaum viel über Zwanzig und trieb sich zu seinem Vergnügen — er hatte eben als junger Leutnant den ersten Urlaub bekommen — in Italien herum. In Ancona erreichte ihn eine Einladung des Grafen Fiori, der mit seiner Familie seit langem befreundet war und während des Sommers auf seinem Jagdschloß bei Castelli hauste Wiesner überlegte es, sich nicht lange: ein paar Wochen bei dem schwerreichen Fiori, in kühler Bergeinsamkeit, zu Gaste zu sein, schien ihm, nachdem er sich die italienische Sonne genugsam auf den Rücken hatte scheinen lassen, eine willkommene Abwechslung. Mit irgendeinem Küstenbummler, den er gerade noch erwischte, segelte er von Ancona ab und benützte von Pescara an die Bahn, die damals erst bis Aquila ausgebaut war. Von Chieti aus wollte er mit einem Pferd oder einem Maultier zu der Besitzung Fioris gelangen, wenn ihm dieser nicht — wie er hoffte — einen Wagen zur Station gesandt hatte. Seine Ankunft hatte er Fiori bekanntgegeben. Die Antwort des Grafen hatte er in Ancona allerdings nicht abwarten können, da er sonst sein Schiff versäumt hätte. Alle diese Umstände — wann und wie er schließlich auf dem Schloß eintreffen würde — erschienen ihm, während er in einem bequemen Abteil erster Klasse von Pescara landein fuhr, höchst gleichgültig. So lange, bis ein Mitreisender das Gespräch auf das Bandenunwesen brachte, das in diesen Tagen noch immer den Schrecken aller Einheimischen und noch mehr natürlich der Fremden bildete. Der angenehme Fahrtgenosse verließ knapp vor Chieti das Abteil und ließ Wiesner in einer einigermaßen gruseligen Stimmung zurück.

Schon eine Station später gewahrte er auf der Straße, die sich neben der Bahnstraße hinzog, einen Trupp Reiter, deren Aussehen in Wiesner starke Bedenken wachrief: die Kerle — es waren ihrer sechs oder sieben — staken nicht nur in geradezu phantastischen Anzügen, deren zerlumpte Pracht an mittelalterliche Landsknechte erinnerte, sie trugen überdies Flinten und Revolver von vorsintflutlichen Ausmaßen; jeder auf seine Art: der eine über die Schulter, der andere vor sich am Sattelknauf. Über die Absichten dieser zerfetzten Desperados bestand für Wiesner, je genauer er sie betrachtete, kein Zweifel: sie hatten das gleiche Ziel wie er und schienen scharf nach dem Zug auszulugen. Da dieser sie nun überholte, setzten sie zu einem schneidigen Galopp an; und obzwar sie nicht über die besten Gäule verfügten, vermochten sie sich einige Zeit auf gleicher Höhe zu halten, eine Tatsache, der Wiesner, als Reiter von Beruf, eine gewisse Anerkennung nicht versagen konnte. Sein sportliches Interesse wurde jedoch schwächer, je mehr sich der Zug Chieti näherte. Was, zum Teufel, sollte er machen? Den Burschen war es zuzutrauen, daß sie am hellichten Tag die Station überfielen, nachdem sie irgendwie Kenntnis davon erhalten hatten, daß ein Fremder, noch dazu ein Gast des Grafen Fiori, also wohl ein vermögender Mensch, dort aussteigen werde Mit dem Bahnpersonal — in Chieti befand sich außer dem Stationsbeamten vielleicht nur ein unbewaffneter Streckenwärter, oder es waren höchstens ein paar Verladearbeiter dort tätig — würden sie im Handumdrehen fertig werden. Soweit er es aus der Entfernung erkennen konnte, waren es Männer mit sehr entschlossenen Gesichtszügen. Ihre schmalen, gebräunten Wangen umwucherten grotesk verwilderte Bärte, und auf dem zerzausten, Haar trugen sie furchterregende riesige Strohhüte, die mit buntschillernden, langen Federn geschmückt waren Ihre Hosen hätte Wiesner in Gesellschaft von Damen nicht zu beschreiben gewagt. Ja, das waren Strauchdiebe und Mordbrenner, wie sie im Buche stehen, wüste Gesellen, die zu allem fähig waren

Auf eine Untat mehr oder weniger, auch wenn es der unverschämteste Überfall war, den ein Menschenhirn ersinnen kann, kam es ihnen gewiß nicht an Sie würden ihn kaltlächelnd über den Haufen schießen, wenn er einen Widerstand wagte, ihn, die übrigen Fahrgäste und die Zugbegleitung. Aber so leicht wollte er es diesen Lazzaroni, die hier wie in einem Karnevalsaufzug daherritten und sein Geld wohl schon in ihrer Tasche spürten, nicht machen

Wiesner überlegte

Ob er nun in Chieti oder ein paar Stationen später ausstieg, war gleichgültig. Auch von Villa Punta würde er den Weg zum Schlosse des Grafen finden Und ein Fuhrwerk oder einen Karren bekam er dort gewiß ebenso gut. Zumindest bekam er auf diese Art einen gehörigen Vorsprung vor der Bande, wenn sie ihn wieder aufspüren sollte.

Und das tat er auch Er blieb in Chieti ruhig in seinem Abteil sitzen ja er sah nicht einmal zum Fenster heraus Er ließ sich durch den Schaffner eine Nachzahlungskarte besorgen und war ehrlich froh, daß der Zug in der Station nur so kurzen Aufenthalt hatte Ganz befreit aber lächelte er erst, als der Zug schon eine gute Strecke von Chieti entfernt, gegen den Engpaß der Pescara dampfte und die Straße tief unter sich ließ In Punta Villa verließ er, wie er sich vorgenommen hatte, das Abteil und mietete bei einem Bauern einen Wagen für die Fahrt in die Berge.

Auf dem schmalen Weg, der bald durch rauschende Eichen- und Buchenwälder und dann wieder über saftig grüne Matten führte, gefiel es dem jungen Leutnant Der Blick in die Tiefe einer zerklüfteten Schlucht, durch die ein Wildbach schäumte, erinnerte ihn an seine österreichische Heimat. Er hatte dem Burschen, der sein Gefährt lenkte, von der Begegnung bei Chieti erzählt, und der hieb nun auf den Gaul, auch wenn es bergan ging, dermaßen ein, daß Wiesner dagegen Einspruch erheben mußte. Nun, da er die gräßliche Bande weit hinter sich wußte, hatte er es ja nicht mehr so eilig Aber der Bursche wollte die Strecke um jeden Preis abkürzen Sie kamen denn auch erstaunlich rasch vom Fleck

„Sicher ist sicher, Herr", sagte der Knecht

Wiesner wollte ihn mit einer großartigen Geste abwehren Aber die Hand, die gerade zu einem verächtlichen Schwung ausholte, blieb ihm in der Luft stecken Als er sich nämlich genießerisch umwandte, um das Tal noch einmal zu überschauen, nahm er in der Tiefe eine Staubwolke wahr, die gegen den Berg stürmte Sein Gesicht wurde nun mit einem Male ernst, so ernst daß den Fahrknecht, der auf seine zusammengepreßten Lippen starrte, unwillkürlich ein Lächeln ankam Wiesner umklammerte den Bergstock, die einzige Waffe, die er mit sich führte, und richtete sich, als müßte er sich schon jetzt zur Wehr setzen, im Wagen auf. Bei einer holperigen Stelle aber sank er aus seiner heldenhaften Stellung in die ledernen Kissen des Karrens, und nun konnte der Bursche mit seiner Heiterkeit nicht länger zurückhalten. Der zornige Ausdruck in den Augen Wiesners brachte ihn rasch zur Besinnung.

„Fahren Sie zu!" donnerte er den Knecht an

Der duckte sich und riß an den Zügeln, daß der Gaul jäh aufbäumte Und in sausender Fahrt ging es über die Straße, die sich am Kamm nun eine ziemliche Strecke eben dahinzog. Es war schon spät am Nachmittag, und Wiesner glaubte, in allerdings noch beträchtlicher Entfernung, die Umrisse eines großen Gebäudes wahrzunehmen, das majestätisch am Hang des Berges thronte.

„Ist das Schloß Fiori?" schrie er dem Burschen zu.

Der Wagenlenker nickte

„Also vorwärts was der Gaul leisten kann. Ich habe keine Lust, den Kerls noch in letzter Stunde in die Hände zu fallen!"

Ein Peitschenhieb knallte auf den Rücken des Pferdes nieder

Die Wolke am unteren Ende der Straße rückte ihnen immer dichter an den Leib. Schon konnte Wiesner den vordersten der Reiter genau ausnehmen. Es war ein kräftiger, hochgebauter Mann mit einem scharlachroten Halstuch, der ihm schon bei Chieti aufgefallen war. Offenbar war er der Anführer der Bande. Der Strolch schwang seine Flinte über dem Haupt, grub seinem Roß die Sporen tief in die Weichen und brüllte irgend etwas, das aber auch der Fahrknecht nicht zu verstehen schien Es mochte ein in allen Lastern getränkter Fluch darüber sein, daß ihnen die Beute noch zu guter Letzt entschlüpfen könnte. Mit einem Geheul, das Wiesner auf die Nerven ging, jagte die Meute bergan, ohne Rücksichtnahme auf die Kreatur unter ihren Schenkeln, selbst in Schweiß gebadet von dem scharfen Ritt die nassen Finger an dem Abzug ihrer Gewehre Zum Teufel, sie hatten seine Spur also doch gefunden, waren dem Zug wie eine Windsbraut nachgeeilt und hetzten nun auf der Bergstraße hinter seinem Gefährt her, mit glühenden gierigen Augen und verkrampften Fäusten.

Noch zehn Minuten bis zum Schloß. Der Gaul vor seinem Karren stolperte mehr über den Weg als er lief, wie ein Kreis von Gespenstern umtanzten die Bäume den Wagen, Wiesner spürte seine Kehle trocken. Mit zitternder Hand tastete er nach seiner Brieftasche Sollte er sie wegwerfen? Im Wagen verstecken? Unsinn — in einer Minute würden sie den Knecht zwingen, das Gefährt anzuhalten, vor den Augen des Grafen Fiori würden sie ihn bis aufs Hemd ausplündern, die Kissen des Wagens zerschneiden, den Karren kurz und klein schlagen.

Noch drei Minuten.

Eine Wolke flimmernden Staubes hüllte ihn ein, Schüsse krachten, er hörte einen letzten Zuruf seines Kutschers, der dem abgeschundenen Gaul galt. Aber schon versperrten ihm die Banditen den Weg. Und wie zum Hohn zog der Mann mit dem scharlachroten Halstuch den Hut

„Elender Schurke . . ." zischte Wiesner durch die Zähne. Will er mir hier eine Szene spielen, dachte er, seinen Raub durch eine romantische Geste einleiten, mir den Verlust meiner Brieftasche und vielleicht meiner gnsunden Glieder duruch seine Abruzzentheatralik versüßen?

Und was sollte das bedeuten?

Der Gauner sprang vom Pferd, verbeugte sich tief vor dem jungen Offizier und überreichte ihm einen Brief. Und während Wiesner ihn las, stand er, schweißtriefend und mit gebleckten Zähnen lächelnd, neben dem Wagen. Und seine Spießgesellen grinsten nicht weniger schamlos als er.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung kratzte sich der alte Oberst Wiesner mit einem merkwürdig verkniffenen Ausdruck in seinen hellen, grauen Augen etwas verschämt den weißen Wollschädel Und erst nach einer Pause schloß er seine Erzählung:

„Jetzt könnt ihr verdammten Schneehühner einmal über euren Oberst eine Viertelstunde lang lachen, ohne daß ich euch wegen Insubordination beim AOK zur Anzeige bringe: Graf Fiori hat sich damals auch über mich erheitert, daß sich die Wände seines Schlosses bogen Der Brief stammte nämlich von seiner Hand und war eine Empfehlung, die er dem Anführer der — Eskorte übergeben hatte, die mich sicher von Chieti nach seinem Besitz bringen sollte. Na, in den Abruzzen konnte es ja wohl vorkommen, daß man seine Schutz- und Ehrenbegleitung für eine — Räuberbande hielt Der Unterschied war nicht so groß, meine Herren! Nun Sie werden bei einem ähnlichen Anlaß vor Ihrer Garde nicht so schmählich Reißaus nehmen wie ich — Gute Nacht!"

Sprachen auf neue Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln

von deutschem Erfindergeist für zeitknappe Leute, neben dem Beruf

Und wie wird das gemacht? Durch die neuartigen Pläne der Wortverwandtschaft und Wechselwirkung, die Sie vom ersten Augenblick an in die fremde Sprache des täglichen Gebrauchs hineinstellen. Dann durch eine ganz einfache Schlüsseltechnik, die Sie mühelos befähigt, von Anfang an unseren Sprachstoff in

Englisch - Französisch - Italienisch - Spanisch oder Tschechisch

zu lesen, zu sprechen und zu schreiben. Mechanisches Wörterbüffeln brauchen Sie nicht, denn eine planvolle Wiederholung verankert den Sprachstoff selbsttätig. Gleich einer interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht der Spracherwerb kurzweilig vor sich. Sie sind weder an Beruf, noch Wohnort, noch Lehrstunde gebunden, sondern Sie nehmen in beliebigen Abschnitten

ohne Vorkenntnisse, ohne Sonderbegabung, bequem zu Hause

die Originalmittel durch, die wir Ihnen nach Ihrer Anforderung vollständig, also nicht nur in Form von Probedrucksachen, und portofrei zusenden. Volksschulbildung genügt zu dieser Durchnahme, denn sie geht gemäß unserer Anweisung so leicht und unterhaltsam vor sich, daß keine Unklarheit bestehen bleibt; im übrigen überwachen Sie Ihre Fortschritte durch die fortlaufend eingeschaltete Selbstkontrolle! Zudem steht Ihnen kostenlose Beratung durch unseren wissenschaftlichen Leiter, Herrn Dr. Heil, währenddem frei. Wir geben Ihnen Standardwerke oder für Englisch, Französisch, Italienisch Dr. Heils Neusystem =

Schnellkurse auf je 4 Wochen für nur RM. 1.90

Aufklärung

Diese 4 Wochen sind die Norm für den Ansatz der Mietgebühr. Wer die Originalmittel zur Durchnahme länger benötigt oder zum Zwecke der Vertiefung weitergebrauchen will, der kann ihre Benutzung jeweils auf weitere 4 Wochen zu den gleich. Vereinbarungen verlängern. Für jeweils 4 Wochen beträgt also bei 1 Sprache

die Nutzgebühr nur RM. 1.90

u. nur RM. 2.90, wenn Sie zwei Sprachen zugleich durchzunehmen wünschen. Sie haben außer dieser kleinen Gebühr keine sonstigen Zahlungs- oder Kaufverpflichtungen; diese Gebühr umschließt alles, sowohl den Gebrauch der Originalmittel, wie auch die kostenlose wissenschaftliche Beratung durch den Spezialisten Dr. Heil.

Sie zahlen nicht im voraus

denn erst nach Ablauf der 4 Wochen überweisen Sie die obengenannte Gebühr und senden nach beendigt. Gebrauch die Originalmittel zurück an die

Fremdsprachen-Gesellschaft m. b. H. München 2 SW/30

Falls der Anmeldeschein schon abgetrennt wäre oder falls Sie ihn nicht ausschneiden können, geben Sie Ihre Anmeldung noch heute durch Postkarte an uns.

Lesen Sie hier die Beglaubigungen derer, die aus Erfahrung sprechen.

Er wollte es nicht glauben

Durch Ihren Englisch-Schnellkurs habe ich mir einen Sprachschatz erworben, der selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Als ich Ihr Werk erhielt, studierte ich bis tief in die Nacht hinein und konnte mich kaum von dem interessanten und unterhaltenden Stoff trennen. Durch Dr. Heils Neusystem wird einem sozusagen alles in den Mund gelegt, ohne sich anzustrengen. Mein Freund, der schon jahrelang Englisch sprach, wollte nicht glauben, daß ich meine Kenntnisse aus einem Selbstunterricht geschöpft hätte. Als ich ihm das aber bewies, war er verblüfft und erkannte Ihr System als die Spitzenleistung der fremdsprachlichen Lehrmittel an. Ich kann es nur jedem Volksgenossen empfehlen, denn: Wer probt, der lobt!

Siegmar-Schönau, 4. April 36, Hindenburgstraße 16 Heinz Harnisch, Maschinenschlosser

Der Versuch überzeugt!

Ich möchte es keineswegs versäumen, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihr vorzügliches Werk Schnellkurs Englisch, mit dem Sie mich direkt überrascht haben und welches selbst meine kühnsten Erwartungen übertroffen hat, auszusprechen. Ich bin mit dem Erfolg sehr zufrieden. Eine bessere und verständlichere Methode kann es wohl kaum geben. Ich finde es deshalb gar nicht für angebracht, Ihr Neusystem in überschwenglichen Worten noch besonders hervorzuheben, denn allein der Versuch, das kann ich aus innerster Überzeugung behaupten, wird jeden Zweifler eines anderen belehren. Ich kann und werde Ihr Werk nur wärmstens empfehlen.

Johannisburg/Ostpr. Markt 6, 10. Sept. 36 Wilhelm Beetz Sparkassenangest.

Jetzt schon englisch korrespondieren

Ich kann mich nur lobend über Ihr Neusystem aussprechen. Ihr Werk ist wirklich vortrefflich und so erstklassig von Grund an aufgebaut, daß es mit großer Lust und Freude auch von einem jeden mit nur gewöhnlicher Schulbildung leicht durchgenommen werden kann. Die Handlung in Ihrem System entspricht so richtig dem alltäglichen Leben. Ich persönlich bin mit meiner vierwöchigen Durchnahme schon so weit fortgeschritten, daß ich jetzt schon imstande bin, mit meinen Verwandten in Amerika in Englisch zu korrespondieren, was mir natürlich überaus große Freude bereitet. Für meinen so nie ausgedachten Erfolg möchte ich mich bestens bedanken, und ich werde Ihr Werk überall empfehlen, wo ich nur kann.

Friedrichshafen, Bismarckstr. 9, 7. Jan. 1936 Karl Sänger, Mechaniker

Erfolgreich als Dolmetscher

Schon nach den ersten Abschnitten hat man das unbedingte Sicherheitsgefühl, daß man sein Ziel erreicht. Ich habe mir in unverhältnismäßig kurzer Zeit Kenntnisse in mehreren Sprachen angeeignet und konnte vermöge dieser der Olympiade in Berlin als Dolmetscher beiwohnen. Die dort gestellten Anforderungen machten wirklich ein außerordentliches Können erforderlich, und meinen dort erzielten Erfolg verdanke ich Ihren Werken. Nicht einmal kam ich in Verlegenheit, um meinen Ausländern die gewünschte Auskunft zu geben. Von diesen Ausländern wollte mir keiner glauben, daß ich die Sprache hier nach einem Selbstunterrichtswerk gelernt haben soll, vor allem der Aussprache wegen, die, wie sie mir bestätigten, genau die ihres Landes wäre. Es drängt mich, Ihnen für diesen schönen Erfolg meine höchste Anerkennung auszusprechen, und ich kann jedem nur aufs wärmste Ihre Werke empfehlen, zumal sie nur ein Minimum an Arbeit verlangen.

Breslau, 16 September 36. Ohlau-Ufer 28 Lutz Girbig

Man lernt geradezu nebenbei

Wenn ich hiermit Ihrem System vollste Anerkennung ausspreche, so tue ich das gerne und möchte mit der Anerkennung meine herzlichste Empfehlung für jeden Volksgenossen verbinden. So wenige Stunden ich Zeit fand, Ihre Originalmittel zu studieren, um so mehr mußte ich das System bewundern. Man lernt geradezu nebenbei. Man lernt, ohne durch Grammatikregeln gelangweilt zu werden. Beim Lesen interessanter Lektüre lernt man, was sonst in langen Schulstunden Kopfschmerzen macht. Lesen, Schreiben und Sprechen lernt man zu gleicher Zeit auf unterhaltende Art. Ich muß dieses wie ein Wunder scheinende und doch nur auf einfachen Naturgesetzen aufgebaute System unbedingt jedem Vorwätsstrebenden empfehlen. Spielend habe ich mir gute Kenntnisse angeeignet, die ich anzuwenden schon Gelegenheit hatte.

Böhlitz-Ehrnberg, 13. Sept. 36, Göringstraße 26/I! Werner Friedrich, Schriftsetzer

Kein Büffeln von Vokabeln

Ohne Vorkenntnisse und ohne fremde Hilfe kann sich jedermann an den Sprachenselbstunterricht mit Dr. Heils Neusystem heranmachen. Erst kurze Zeit war ich im Besitze Ihrer Originalmittel „Englisch", und schon wurde mir klar, wie spielend leicht und einfach man sich selbst durch Ihre Werke in der Fremdsprache aus- und weiterbilden kann. Weder Büffeln von Vokabeln noch Auswendiglernen ist erforderlich, denn der Sprachstoff prägt sich durch den ganzen Aufbau sehr schnell ein. Keine Ermüdung und keine Unlust tritt auf, vielmehr wird man immer aufs neue angeregt. Ich fühle mich deshalb verpflichtet, Ihnen meine vollste Anerkennung auszusprechen.

Bremen, 7. April 1936 Westerstr. 33/35 Heinrich Bode, Unteroffizier

Das Vokabellernen fällt fort

Ihr Dr. Heils Schnellkurs besitzt einen fabelhaften Aufbau. Ich kenne schon viele andere Lehrwerke, aber keines reicht an Ihr Werk heran. Gleich von Anfang an wird man in die Sprache des Lebens hineingeführt. Man fängt von selbst in der fremden Sprache zu denken an. Das Vokabellernen, für mich wie für viele ein Greuel, fällt hierbei durch die ständige Wiederholung vollkommen fort, dabei weitet sich der Horizont immer mehr, ganz gleich, ob man ein Arbeiter der Stirn oder einer der Faust ist, und — man hat nur zu lesen dabei. Die Grammatik wird in kleinen Dosen gereicht, die man mühelos und ohne Beschwerden verdaut. Jetzt habe ich mir nach Ihrem System Englisch und Französisch angeeignet, später soll Spanisch folgen, und ich will gern auf Ihr vortreffliches Werk überall aufmerksam machen.

Berlin, Ramlerstraße 33, 10. Sept. 1936. Kurt Metzkow, Postbetriebsarbeiter

In kurzer Zeit solcher Sprachschatz

Es war schon immer mein Wunsch, eine fremde Sprache zu erlernen, insbesondere die englische. Nur wußte ich nicht, wie ich dazu kommen konnte. Zufälligerweise las ich eine Ihrer Anzeigen „Sprachen auf neue Art!" und bestellte sogleich, schon der Billigkeit wegen. Jetzt nach 4 Wochen, nachdem ich mir alles gründlich durchgelesen habe, sind schon so viele Wörter in meinem Gedächtnis haften geblieben, daß ich mich englisch im alltäglichen Leben ganz gut verständigen könnte. Da ohne jegliche Vorkenntnisse, ist dies erstaunlich, in einer so kurzen Zeit und ohne lernen zu müssen, sich solch einen Sprachschatz anzueignen. Es macht mir Spaß, und es ist abends meine liebste Lektüre.

Reichenbach (Eulengeb.), 20. April 1936. Heinrich Hähnel, Lagerist.

So einfach für jedermann

Als ich vor kurzer Zeit Ihren Englisch-Schnellkurs bestellte, glaubte ich nicht, daß ich für diesen niedrigen Betrag etwas so Vollwertiges erhalten würde wie dieses Werk. Ich bin jetzt mit der Durchnahme bald zu Ende und freue mich, daß alles, trotzdem ich nur die Volksschule besuchte und keine Vorkenntnisse im Englischen gehabt habe, so gut geklappt hat. Jetzt könnte ich es mir auch gar nicht anders vorstellen, denn Ihr Neusystem ist so einfach, daß jedermann es begreifen muß. Sie können deshalb gewiß sein, daß ich Ihr Werk bestens empfehlen werde.

Niederfrohna, 3 April 1936. Lenbacherstr. 56 Herbert Doberenz

Unbewußt nimmt man es auf

Ihr Unterrichtssystem ist so vorzüglich und so einfach, daß jeder, der sich nur darin vertieft, die fremde Sprache lernen muß und lernen wird, ohne es selbst zu merken. Man wird mit in die lebendige Sprache hineingesetzt. Unbewußt nimmt man den Sprachstoff in sich auf, weil man nicht auf das Vokabeln- und Grammatikpauken angewiesen ist. Und dazu: Dies beansprucht wenig Zeit, denn Ihr System ist fortschrittlich im wahrsten Sinne des Wortes.

Berlin-Neukölln, 4. April 1936 Reuterstr. 68/69 Walter Bluhm, Korrektor

Diesen Erfolg nie träumen lassen

Ich kann ehrlich von mir behaupten, innerhalb 3 Monaten Erfolge in der englischen Sprache erzielt zu haben, wie sie anderswo wohl kaum in weit längerer Zeit zu verzeichnen wären. Und diesen unerhörten Erfolg habe ich nur durch planmäßiges Lesen in Dr. Heils Schnellkurs, ohne irgendwie auf die englische Sprache vorgebildet gewesen zu sein, errungen. Das eintönige Vokabelnlernen und Einpauken grammatischer Regeln fällt in dieser neuen, genialen Methode gänzlich fort. Der Sprachstoff ist in spannender Form gehalten und ermöglicht eine ständige Selbstkontrolle. Ich kann dieses Werk jedem deutschen Volksgenossen nur aufs wärmste empfehlen. Alle, die einen Versuch mit dem Neusystem machen, müssen wie ich und tausend andere immer wieder bestätigen, daß sie sich einen derartigen Erfolg nie hätten träumen lassen.

Chemnitz, 14 Sept. 1936 Blankenauer Str. 64 Helmut Kluge, kaufm. Angest.

Mit solch klaren Beweisen des Erfolges könnten wir Seiten füllen!

Mehr als ¾ Million Menschen bedienten sich unserer Standardsysteme!

Anmeldeschein

Nur vollständig ausgefüllte Anmeldescheine können ausgeführt werden!

An die Fremdsprachen-Gesellschaft München 2 SW/30. (In offenem Briefumschlag 3 Pf. Porto!) Senden Sie mir portofrei zum Gebrauch auf 4 Wochen die vollständigen Originalmittel für (Nichtgewünschtes durchstreichen!)

Englisch - Französisch - Italienisch - Spanisch - Tschechisch

Dies geschieht unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich außer der Nutzgebühr von RM. 1.90 (bei zwei Sprachen RM. 2.90) für die ganzen 4 Wochen keine weiteren Zahlungen zu leisten habe und auch keinerlei Kauf- oder sonstige Verpflichtungen eingehe. Nach Ablauf der 4 Wochen werde ich die Gebühr überweisen und die Originalmittel an Sie frankiert zurücksenden. Erfolgt die Rücksendung nicht, dann gilt die Miete als zu den gleichen Vereinbarungen verlängert. Adressenänderungen gebe ich Ihnen an. Erfüllungsort München. (Falls nicht volljährig, auch Unterschrift von Vater, Mutter oder Vormund.)

Name und Beruf: .... erwerbstätig: ....

ständ. Adresse: .... in Untermiete bei: ....



„Gästehaus Reichsparteitag"

in Nürnberg wurden mit

Strunkman

Webereien und

in Bielefeld und Stei

Verkauf

Berlin W 50 Tauentzienstraße 15
nahe Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche
Fernruf Sammelnummer B 4 Bavaria 4495

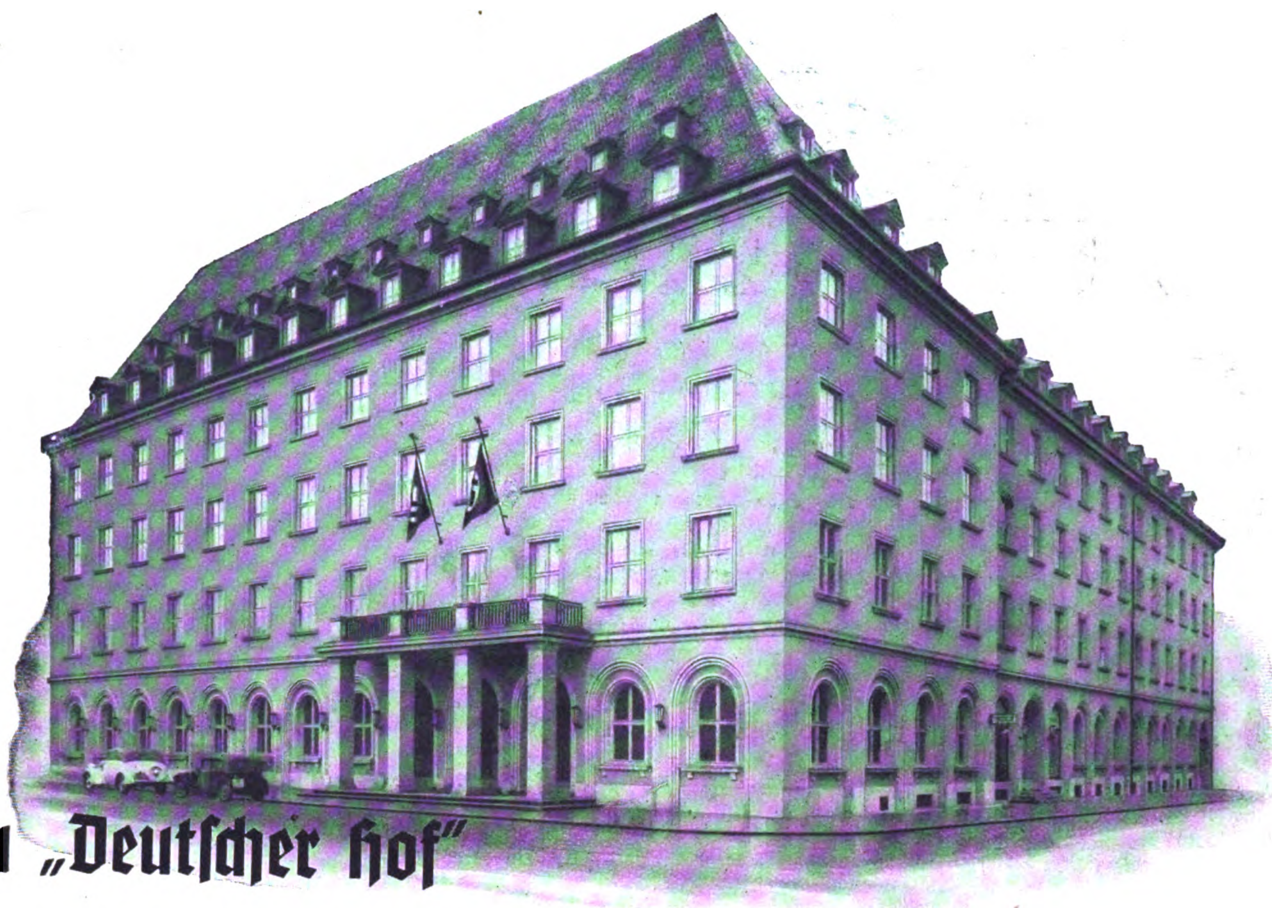
Berlin W 8 Unter den Linden 37
nahe Kaffee Kranzler
Fernruf A 2 Flora 5353

Berlin W 8 Leipziger Straße 8
nahe Luftfahrtministerium
Fernruf Sammelnummer A 1 Jaeger 4266

Hamburg Neuer Jungfernstieg 8
neben Vier Jahreszeiten · Fernruf 346633

Bremen Herdentorsteinweg 49/50
neben Hillmanns Hotel · Domsheide 23700

Eigene Vertretung in d



und Neubau „Deutscher Hof"
Wäsche ausgestattet durch

...l und Meister

...Wäschefabriken
...hagen bei Bielefeld

...ellen:

...Düsseldorf	Wilhelm-Marx-Haus	nahe Breidenbacher Hof · Fernruf 23043
...Frankfurt/M	Kaiserstraße 1, am Salzhaus	nahe Frankfurter Hof · Fernruf 22241
Leipzig	Goethestraße 3-5	Am Augustusplatz · Fernruf 25555
...Dresden	Wiener Platz 1	Ecke Pragerstraße · Fernruf 27474
...Breslau	Schweidnitzer Straße 23	im Stadttheater · Fernruf 51353

...n meisten Großstädten.

DIE UNGEKÜSSTE FRAU

und andere merkwürdige Scheidungsfälle

„Das Einander-Tragen ist zwischen zwei engverbundenen Menschen gleicherweise nötig wie das Einander-Ertragen."

Dieser irgendwo und irgendwann aufgelesene Gedankensplitter eignet sich wohl am besten, einer Sammlung merkwürdiger Scheidungsgründe vorangestellt zu werden, die, unter anderen, alltäglicheren, im Laufe des letzten Jahres zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangten.

War jedoch früher Amerika das Land, das am meisten durch die Zahl und Eigentümlichkeit der Ehescheidungen von sich reden machte, so scheint nach der Rundfrage einer Neuyorker Zeitschrift die Scheidungsmanie in USA. im Abflauen begriffen zu sein. Auf die Frage der Zeitschrift: „Würden Sie sich heute nochmals von Ihrem früheren Mann scheiden lassen?", gingen wohlgezählte 8749 Antworten ein, die das Resultat ergaben, daß die amerikanische Frau, so groß bisher auch ihre Sympathie für die Ehescheidung war, von dieser Mode nichts mehr wissen will Nur 500 Frauen, die wieder geheiratet hatten, bedauerten die Lösung ihrer ersten Ehe nicht. Alle anderen aber, besonders jene, die Kinder haben, gaben an, daß sie die Scheidung bitterlich bereuten. Diese Statistik wird durch eine andere, von der amerikanischen Harford-Universität bei 600 geschiedenen Ehegatten veranstaltete Rundfrage bestätigt, nach der 269 Männer und Frauen grundsätzlich bereit sind, ihre früheren Ehepartner wieder zu heiraten

Ob sich unter diesen reuevollen Emigranten aus dem Eheparadies auch der Mann befindet, der sich wegen eines Haares in der Suppe scheiden ließ, wissen wir allerdings nicht Zum erstenmal in der an Sensationen gewiß nicht armen Geschichte der amerikanischen Ehescheidungen wurde nämlich in Neuyork eine Ehe gelöst, weil der Mann ein Haar in der Suppe gefunden hatte. Das ziemlich alltägliche Ereignis schien aber dem Scheidungsgericht deswegen bemerkenswert, weil der Unglückliche um ein Haar an diesem Haar erstickt wäre und besonders darüber empört war, daß die Frau keinerlei Anstalten getroffen hatte ihm in dieser peinlichen Lage beizuspringen. Über diese Roheit und Gefühlskälte kam der Bedauernswerte nicht hinweg, und seiner Empörung schloß sich auch das Gericht an, das die Ehe aus dem Verschulden der Frau schied.

In England wieder scheint die Schuld mehr auf der Seite der Männer zu liegen. In der Grafschaft Wiltshire lebt ein Mann, der Zeit seines Lebens viel Geld dafür ausgegeben hatte, um jeden Zoll seines sicherlich bemerkenswerten Körpers tätowieren und mit sinnreichen Bildern und Inschriften schmücken zu lassen. Als er heiratete, glaubte er von seiner Frau mit Recht den gleichen Kunstsinn erwarten zu können, worin er sich schließlich grausam enttäuscht sehen mußte. Immerhin muß die Liebe sehr groß gewesen sein, da sich die junge Frau tatsächlich brav und artig allerhand hübsche Sachen auf den Rücken tätowieren ließ. Sie streikte erst, als der anspruchsvolle Gatte auch die künstlerisch noch dürftige Vorderseite, Brust, Arme, Beine usw. verschönern lassen wollte. Als es dem Mann nicht gelang, sie zur Erfüllung seines künstlerischen Wunschtraumes zu überreden und mit ihm als lebendes Fresco durch die Zeit zu wandeln, verließ er sie voll Erbitterung und zutiefst enttäuscht. Ob wenigstens das Scheidungsgericht die Motive des merkwürdigen Liebhabers der schönen Künste richtig zu würdigen wissen wird, steht noch dahin.

Nicht ganz leicht hatte es auch Mrs. Emilia Sterdgen in Windsor, der ihr Gatte nur zu pfeifen pflegte, wenn er etwas von ihr wollte. Auf seinen Pfiff hin hatte sie vor ihm zu erscheinen und seine Wünsche, auf einem Zettel verzeichnet, entgegenzunehmen und zu erfüllen. Auch die allfälligen, nicht zu vermeidenden Bitten um Geld pflegte der Herr des Hauses grundsätzlich nur mit einem zustimmenden oder abweisenden Pfiff zu beantworten. Da Frau Emilia diese Flötentöne allmählich doch auf die Nerven gingen, hat vor kurzem einem unzweideutigen Richterspruch zufolge der seltsame „Mustergatte" für immer bei Emilien ausgepfiffen.

Ein reichlich komplizierter Zeitgenosse scheint auch der Gatte der „ungeküßten Frau" zu sein, deren Ehe in Paris endgültig geschieden wurde Eine junge und schöne Französin, die der Pariser Gesellschaft angehört, hatte die Scheidung beantragt, weil ihr Mann sie während der ganzen Dauer ihrer Ehe nicht ein einziges Mal geküßt und ihr auch nicht gestattet hatte, ihn selbst zu küssen, obwohl er sie zu lieben behauptete. Der kußfeindliche Gatte führte zu seiner Entschuldigung an, daß er es schon als Kind nicht vermocht habe, jemanden zu küssen, und daß sich diese Hemmungen im Lauf der Jahre noch verstärkt hätten.

Die junge, zärtlichkeitsbedürftige Frau hat nun jedenfalls die Möglichkeit, das Versäumte nach Kräften nachzuholen, und es blieb ihr erspart, sich diese Freiheit erst durch einen Hungerstreik erzwingen zu müssen. Zu diesem etwas ungewöhnlichen Mittel in einer Ehe entschloß sich nach vergeblichen Bemühungen ein Magistratsbeamter in der Hauptstadt der Normandie, Rouen, dessen Frau nicht in die von ihm angestrebte Scheidung einwilligen wollte. Aber erst, nachdem er sechs Tage lang jegliche Nahrungs- und Flüssigkeitsaufnahme standhaft verweigert hatte, zog die Frau die Scheidung einer stark belasteten Witwenschaft vor und erklärte ihr Einverständnis. Der Mann aber, der sich die Freiheit buchstäblich erhungert hatte, gab sie bald darauf in einer zweiten Ehe abermals preis

Daß das Aussehen des Ehepartners für die Haltbarkeit einer Ehe ausschlaggebend sein kann, ist um so einleuchtender, je überraschender darin eine Änderung eintritt. In Paris beantragte ein Kaufmann die Scheidung, weil seine Frau zum dreizehnten Male die Haarfarbe gewechselt hatte. Das Gericht fand die Entrüstung des Mannes darüber gerechtfertigt und trennte die Ehe aus dem Verschulden der angetrauten Farbenskala. Ebensoviel Verständnis brachte es auch für die Bedenken eines Getreidehändlers auf, dessen vierundzwanzigjähriger Frau plötzlich ein veritabler Vollbart gewachsen war, der auf keinerlei Gegenmittel reagierte. Nachdem das Gericht zwei Bärte in einer Ehe als zu starke Belastung ansah, zerschnitt es auch diese Fessel, legte aber dem Getreidehändler die Verpflichtung auf,

auch weiterhin für die an diesem Mißgeschick immerhin unschuldige und dadurch schwer geprüfte Frau zu sorgen.

Aus dem Verschulden des Mannes hingegen wurde die Ehe einer jungen Pariser Schauspielerin geschieden, die nicht nur aus persönlich ästhetischen, sondern auch aus gesellschaftlichen Gründen schwer unter der Tatsache litt, daß sich ihr Gatte zu Hause und in der Öffentlichkeit grundsätzlich nur mit schmutzigen Fingernägeln zu zeigen pflegte.

Weil jedoch nicht nur in Amerika das Anschwellen oder die Abnahme der Scheidungsfälle Statistiken auslöst, hat eine Pariser Zeitung ebenfalls eine Scheidungsstatistik veröffentlicht, die sich mit der Frage beschäftigt, welche Ehen am seltensten geschieden werden. Aus dieser Aufstellung geht nun hervor, daß in Frankreich diejenigen Ehen am dauerhaftesten sind, in denen die Frauen schon bei der Eheschließung häßlich waren. Man erklärt diesen Umstand daraus, daß die Ehen mit häßlichen Frauen meist Vernunftheiraten seien, deren Bestand erfahrungsgemäß sicherer sei als bei Liebesheiraten.

Über die gesellschaftliche Stellung geschiedener Frauen und über die peinlichen Lagen, in die sie geraten können, wenn sie von nicht Eingeweihten nach ihren längst verflossenen Männern gefragt werden, verbreitet sich der „Matin" und gibt Kunde von einer Beobachtung, die man neuerdings in manchen Pariser Salons machen könne. Amerikanerinnen trügen nämlich am kleinen Finger der rechten Hand einen ganz dünnen Reifen aus Platin. Dieser Geschiedenenring sei eine Erfindung der amerikanischen Goldschmiede und geeignet, die Trägerin unter Vermeidung taktloser und für beide Seiten peinlicher Fragen sofort als geschiedene Frau zu deklarieren.

Dr. H. Sch.

ANEKDOTEN

Dichter unter sich.

Der schwäbische Dichter Ludwig Uhland konnte die damals bei anderen Schriftstellern beliebten Neubildungen von Worten nicht leiden.

Eines Abends saß er im Kreise seiner Freunde beim Bier in der Stammkneipe, in der sich die Musensöhne allabendlich trafen, und wetterte, wie er es nannte, gegen diesen Unfug. Dabei stieß er aber auf heftigen Widerspruch. Besonders einer der Anwesenden war durchaus nicht der Meinung des Dichters und gab seiner eigenen Ansicht auch nachdrücklich Ausdruck. Dabei wies er darauf hin, daß Platen, den alle in der Runde schätzten, das Wort „bediademt" geprägt hatte.

Die Unterhaltung drohte ungemütlich zu werden, und schließlich wurde das Thema, um einen Streit zu vermeiden, gewechselt.

Als man in vorgerückter Stunde fröhlich den Heimweg angetreten hatte, geschah demjenigen, der das Wort „bediademt" angeführt hatte, das Unglück, zu stolpern und etwas unsanft bei Mutter Erde zu landen.

Da lachte ihn Uhland vergnügt an und rief:

„Du bist wohl ‚bediadufelt', mein Freund?"

Mozart, der — Pfuscher.

Schikaneder, nicht gerade ein großes Licht am Kunsthimmel, hielt sich indessen für eine um so strahlendere Sonne. Und als Mozarts „Zauberflöte", zu der er bekanntlich den Text geschrieben hat, erstaufgeführt wurde und einen Bombenerfolg hatte, beglückwünschte man dazu auch Schikaneder. Der aber meinte herablassend: „Ja, ja, die Oper hat gefallen. Allein, was würde sie erst für einen Erfolg gehabt haben, wenn der gute Mozart mir nicht soviel daran verpfuscht hätte?!"

Kampf den Prüden.

Johanna Schopenhauer, die kluge Mutter des Philosophen, gehörte zu dem Weimarer Kreis der klassischen Zeit. Als Goethe sich verheiratet hatte, verhielten sich die Schöngeister in Weimar kühl ablehnend gegen Frau Christiane. Johanna Schopenhauer war die erste, welche die junge Frau Goethe in ihr Haus lud.

„Wenn Goethe ihr seinen Namen gibt", sagte sie, „so werden wir ihr wohl eine Tasse Tee geben können."

Das 5-Mark-Ohr.

Detlev von Liliencron hatte einst wieder einmal kein Geld. Zum Glück traf er einen Bekannten auf dem Jungfernstieg. Natürlich schrie ihn Detlev gleich an: „Hallo, alter Junge, du kannst mir mal 5 Mark pumpen!" Der Bekannte schüttelte den Kopf und sagte: „Ich bin auf dem linken Ohr etwas taub, sage es mir ins andere Ohr!" Geschwind trat Liliencron auf die andere Seite und hauchte dem Bekannten ins rechte Ohr: „Ich möchte 15 Mark von dir geliehen haben!" Entsetzt brüllte da der edle Bekannte: „Komm' lieber wieder an das 5-Mark-Ohr!"

Milton und die Frauen.

Als einst Lord Bussingham die Frau des unglücklich verheirateten Dichters Milton preisend mit einer Rose verglich, meinte Milton wehmütig: „An ihrer Farbe kann ich es nicht erkennen, denn ich bin blind! Doch an den — Dornen fühle ich, daß Sie recht haben!"

Lieber hängen!

In Spanien herrschte früher der Brauch, daß ein zum Tode Verurteilter gerettet werden konnte, wenn eine Frau ihn heiraten wollte. Als man in Sevilla solch einen Delinquenten gerade zum Richtplatz führte, meldete sich eine schon recht verblühte Jungfrau, der Geiz und Bosheit wie ein Heer böser Dämonen aus den Augenwinkeln sahen. Als der Todeskandidat diese ‚Braut' zu sehen bekam, rief er erschrocken dem Fuhrmann zu: „Vorwärts! Lieber hängen!!"

HUMOR

„Bei uns in Schottland", erzählte ein Schotte einem Engländer, „werden besonders die Dudelsackpfeifer sehr alt!"

„Jaja, ich weiß!" nickte der Engländer teilnahmsvoll. „Das ist ja ein bekannter Mißstand in eurem Lande!"

*

In einer englischen Gesellschaft wurde davon gesprochen, daß es heutzutage üblich sei, nur nützliche Hochzeitsgeschenke zu machen, und jeder der Anwesenden erklärte, was er schenken wollte, falls man ihn zu einer Hochzeit einladen würde. „Nun und Sie?" fragte man einen Schotten, der schweigend und nachdenklich dabei saß. „Was für ein nützliches Hochzeitsgeschenk würden Sie geben?"

„Oh —" meinte der Schotte. „Ich habe sechs Töchter. Ich könnte die Braut geben!"

*

„Ham S' es scho g'hört, Frau Pamperl? Die Frau Spitzbäberl hat zehn Markl Straf' zahlen müassen, weil s' dera Huberin amal g'sagt hat, was s' von ihra denkt! Un 's nächste Mal kost't 's glei fünfzig Markln, hat der Richter g'sagt!"

„Na, un jetzt, Frau Untermoser, hat s' sich jetzt wieda mit ihra vertrag'n?"

„Aba gar koa Idee! 's Spar'n hat s' glei ang'fangt!"

*

Im Sportteil stand ein Vorbericht über den am kommenden Sonntag zu erwartenden Länderkampf: „Besonders beachtenswerte Könner werden unseren Fußballern in dem Torwart der Tschechen, Woprschalik, und in Pschibramtschitschek, ihrem Mittelstürmer, gegenüberstehen!"

„Verdammt, verdammt!" meinte, als er dies las, der sportbegeisterte Hans besorgt. „Hoffentlich braucht unser Schiedsrichter die nicht zur Ordnung zu rufen!"



„Was ist das denn für ein Zettel mit den vielen Mädchennamen darauf, Karlchen?"

„Die muß ich alle noch verhauen!"

„Stell dir vor! Kürzlich hat ein Wissenschaftler festgestellt, daß die Erde viel leichter ist, als man bisher immer angenommen hat!"

„Das wundert mich gar nicht! Bedenk doch nur mal, wieviel davon sie allein im letzten Monat aus den Straßen unserer Stadt ausgebuddelt haben!"

*

„Ja, was is denn, Frau Pamperl? Kommen S' net mit zur Beerdigung heut' nachmittag?"

„Gehn S', lassen S' mi aus, Frau Untermoser! I hab koa Zeit für soichane G'schichten!"

„Ja mei — Frau Pamperl! Zeit hab i auch net vui! Aba i denk ma halt allwei: bal jetzt du net zur Beerdigung vo die andern Leut' gehst, nacha kommen die amal später auch net zu der deinigen!"

*

„Bessie, gestern gestand mir Jad, daß er noch niemals so hübsche Beine gesehen hätte, wie ich sie habe."

„Das ist aber ulkig, liebe Peggy, genau vor acht Tagen hat er mir dasselbe gesagt."

„Wird schon so stimmen, da hatte er ja meine Beine noch nicht gesehen!"

*

„Mensch, Justav! Deine Stiebel knarren ja entsetzlich, die sind doch sicherlich noch nicht bezahlt!"

„Unsinn, wenn det der Fall wäre, müßte ick ja am janzen Leibe knarren!"

*

Arzt: „Frau Höllenstein, haben Sie schon mal die Beobachtung gemacht, daß Ihr Mann im Schlafe spricht?"

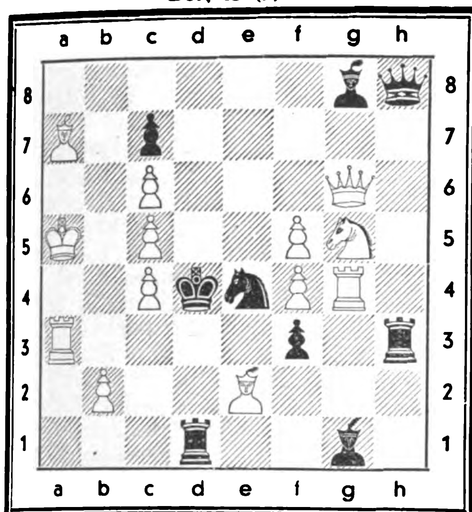
„Nein, Herr Doktor, das traut sich dieser Feigling nicht, der Halunke tut nur so unverschämt im Schlafe lächeln."



Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München.

Aufgabe

(Urdruck)
Von Sebastian Mühltaller, München
Schwarz: Kd4, Dh8, Td1, Th3, Lg1, Lg8, Se4, Bc7, f3 (9)



Weiß: Ka5, Dg6, Ta3, Tg4, La7, Le2, Sg5, Bb2, c4, c5, c6, f4, f5 (13)
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 50 (1936)

Selbstmattdreier
von W. Haake, Wunstorf.
Weiß: Kh8, De8, Tb7, Td8, Lh3, Se7, Bd6, f4, g4, h7 (10).
Schwarz: Kf6, La1 (2).
1. Tb2, Ke6; 2. Df7+, K×f7; 3. g4—g5, L×b2‡.

Richtig gelöst:
P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; M. Templin, Friedensstadt; E. Raeger, Hamburg; K. Heitner, Münster; J. Herwig, Gotha; J. Diehl, Oberschmitten; L. Hohensee, Berlin-W.; K. Pfau, Hormersdorf; W. Hoyer, Braunschweig; Pasch, Osnabrück; F. Blank, Rottach a. T.; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; A. Brückner, Stollberg; Pfr. Klein, Setzingen; W. Brunken, Oldenburg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; W. Aubke, Köln-Nippes; S. Hümmrich, Nürnberg; W. Spitzner, Usingen i. Js.; W. Cöllen, Köln-Nippes; A. Mann, Belle; H. Schmidt, Rodheim; Dr. J. Krug, Dresden; O. Behncke, Cuxhaven.

Einige Löserurteile: „Eine recht ansprechende Selbstmattaufgabe mit typischem Schlüsselzug". E. R., H.; „Eine reizende, folgerichtige, bei den schwachen Kräften von Schwarz verblüffende Aufgabe. David besiegt Goliath!", P., O.; „Straffe, fein durchdachte Komposition", A. B., St.; „Der tiefliegende Bauernzug macht jede Phase des Problems zu einem Genuß", H. K., Bln.-N.; „Ein Problem von seltener Schönheit und Klarheit", W. A., K.-N., usw.

Gefährliche Bauernspeise!

Merkwürdigerweise wurden schon sehr viele Schachpartien wegen dem „unglückseligen" Bauern b2 verloren, der oft als „Opfer" oder „Köder" ausersehen, verspeist — aber nicht mehr verdaut wurde.
Wir lassen nun einige Kurzpartien folgen, die einer gewissen „Tragikomik" nicht entbehren.

Die Lehr' von dieser Geschicht': „Opferbauern fresse nicht"!

Damenbauerspiel aus dem Magdeburger Turnier
Weiß: Blechschmidt (Plauen) Schwarz: Weißgerber (Saarbrücken)

1. d2—d4	Sg8—f6	4. e2—e4[2]	Dd8—b6	7. c2—c3!	Db4×c3†
2. Sg1—f3	e7—e6	5. Sb1—d2!	Db6×b2?[3]	8. Lg5—c2	Aufg.
3. Lc1—g5	c7—c6?[1]	6. Sd4—c4	Db2—b4†		

[1] Wesentlich stärker wäre 3. . . ., c7—c5; nebst Db6!
[2] Weiß besetzt in richtiger Erkenntnis die Mitte.
[3] Der weiße Bau'r, ich sag's vertraulich, ist der Dame unverdaulich!

Rentable Falle

Sizilianische Partie, gewonnen von Hans Müller, Wien

1. e2—e4	c7—c5	6. d2—d3	Sc6—d4	11. Sf4—d5	Ke8—d8
2. Sb1—c3	Sb8—c6	7. Se2×d4[1]	c5×d4	12. a2—a4	e7—e6
3. g2—g3	g7—g6	8. Sc3—e2	Dd8—a5†	13. Ld2—c1	Db2×a1
4. Lf1—g2	Lf8—g7	9. Lc1—d2	Da5—b6	14. Lc1—g5†	Aufg.
5. Sg1—e2	d7—d6	10. Se2—f4[2]	Db6×b2[3]		

[1] Eine bessere Fortsetzung wäre 7. Le3 nebst Dd2, Sd1, um den feindlichen Springer mit c3 zu vertreiben oder zum Abtausch zu zwingen.
[2] Weiß stellt die Falle auf.
[3] Schwarz schnappt den Speck, der aber schwer verdaulich ist, wie die Folge zeigt.

Der Gambitschreck

(Tschechische Verteidigung)
Weiß: Schani (der Gambitschreck) (Hans Müller, Wien)
Schwarz: Max (das lebende Lexikon).

1. d2—d4	d7—d5	4. c4×d5	c6×d5	7. e2—e3	Dd8—b6[1]
2. c2—c4	c7—c6	5. Sg1—f3	Sb8—c6	8. a2—a3[2]	Db6×b2?[3]
3. Sb1—c3	Sg8—f6	6. Lc1—f4	a7—a6	9. Sc3—a4[4]	Aufg.

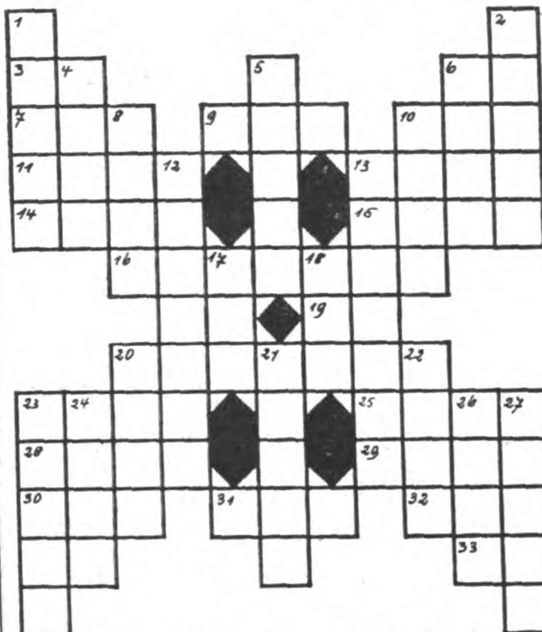
[1] Schon kommt der berüchtigte Damenausfall.
[2] Weiß „übersieht scheinbar" die Deckung.
[3] Der weiße Bauer ist gefangen;
[4] Er bleibt in ihrem Magen hangen!





RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 3. Flächenmaß, 7. Gerinnemittel, 9. selten, 10. Pöbel, 11. Lebewesen, 13. Düngemittel, 14. weiblicher Vorname, 15. Stand, 16. Südfrucht, 19. italien. Tonsilbe, 20. Fisch, 23. Land in Asien, 25. weibl. Vorname, 28. englischer Titel, 29. Verbindungsnagel, 30. Schicksal, 31. Nebenfluß der Donau, 32 Wild, 33. italienische Tonsilbe. — **Senkrecht:** 1. Mittelmeerinsel, 2. beweglich, 4. Ackergrenze, 5. männliches Haustier, 6. Hafendamm, 8. Autokonstrukteur, 10. Insektenlarve, 12. Wiener Volksstückdichter †, 13. Geschütze, 17. Eingang, 18 Gedicht, 20. Planet, 21. Tageszeit, 22. arab. Titel, 23. Nebenfluß der Donau, 24. preußischer General (19. Jahrhundert), 26. geographischer Begriff, 27. europäische Hauptstadt.

Versteckte Silben

Jedem der nachstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Neujahrsvers ergeben.

Eskimo, Egoist, Verein, Bekleidung, Brennerbahn, Paradeschritt, Bondel, Enteneier, keinem, Jahrgang, Zumbusch, Veranlassung, Flandern, Lebensweg, Dorfweiher, Messerspitze, Antillen, Lederhose, Strassen, Blasebalg, Dieselmotor, Verwirrung, durchs, anlegen, Nebenhaus, Wandelhalle, Flundern, Algebra, geschrieben, Abende, Dadaist, Madagaskar, Raufbold, Oberon, Sinnbild, Gedichte, Putzeimer, Fahne, Verweisung, Cholera, Lobelie, Vorwort, Meduse, Beweise, Metermaß, verziehst, Vorderindien, Nimrod, Zimmermann, Ermüdung, Zeder, Roheisen, Dohle.

Kryptogramm

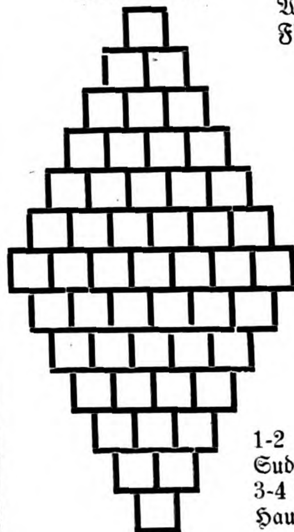
Aus den Wörtern: Feind, Bresche, Schantung, Gezeiten, Festnahme, Aureole, Einheit, Hauff, Wendung, gerecht, Kabel, Herder, Gerste, Herold, Privatvertrag, Wertung, Schneider, Heiligtum, Einsiedler, Mittag, Seine, Einem, Belebung, Regenwolke, Pfeiler, Seide, Neffe, Sahne, Edam, Trübung, Derwisch, geht sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Goethe ergeben.

Besuchskartenrätsel



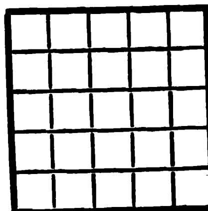
Was ist das Fräulein?

Wortraute



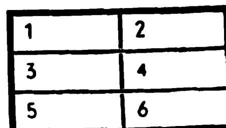
Vokal, pers. Fürwort, Gewässer, deutsch. Seeheld †, Wurfwaffe, Asiat, Raubvogel, Absperrung, deutscher Fluß, engl. Adelstitel, lat.: durch, pers Fürwort, Vokal.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a a e e e e i i i i k k n n n r r s s s t t z sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Hussitenführer, 2. Nebenfluß der Rhone, 3. Körperschaft, 4. Alpenlandschaft, 5. Vulkan.

Silbenkreuz



1-2 Gefäß, 1-3 afrik. Strom im Sudan, 1-6 Motte, 2-4 Vorname, 3-4 Stadt in Brasilien, 3-5 europ. Hauptstadt, 5-6 Geschenk.

Lösungen der Rätsel aus Folge 53

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 5. koppeln. 8. Sbirren, 10. Sol, 12. Rat, 14. Bau, 16. Arad, 17. Bast, 18. rot, 19. USA., 21. NSV., 25. Neujahr, 26. Bastler. Senkrecht: 1. Robe, 2. Apis, 3. Kerl, 4. Iller, 6. Pro, 7. N. N., 9. Carol, 11. Kasse, 12. rar, 13. Tat, 14. Bau, 15. Uta, 20. Lead, 21. Nuß, 22. sit, 23. vale, 24. Chef, 25. N. B. — Prosit Neujahr! ✶ **Ergänzungsrätsel.** Neurath, Maja, Bohnerwachs, Küsnacht, Lasttier, Quelle, Sund, Klabautermann, Deutscher, Traufe, Rheingold, Beuthen, Schaltjahr. — Neujahrsnacht still und klar, deutet auf ein gutes Jahr. ✶ **Neujahrssilbenrätsel.** 1. Gesinde, 2. Odenwald, 3. Tarlatan, 4. Tiara, 5. Granat, 6. Ibis, 7. Brimborium, 8. Fehde, 9. Rigel, 10. Igel, 11. Erinna, 12. Donau, 13. Innozenz, 14 Neuronal, 15. Dolci, 16. Eberle, 17. italienisch, 18. Notgeld, 19. Eden, 20. Marabu, 21. Lübeck, 22. Amalie, 23 Nahu, 24. Dschungel, 25. Einsegnung. — Gott, gib Fried' in deinem Lande, Glück und Heil zu allem Stande. (Luther.) ✶ **Wirrwarr.** Deutsche Bauernscheuern sind die sichersten Panzerschränke für das tägliche Brot unseres Volkes. ✶ **Neujahrsrösselsprung.** Das neue Jahr. Heute geht hinaus ein altes, / Kommt herein ein neues Jahr. / Gebe Gott, daß deutsches Wesen / Sei wie es vor Alters war. (Fr. von Logau.)

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Walter Orth spricht mit Prof. Dr. h. c. Ernst Krieck, Universität Heidelberg, über das Thema:

VIII.

Der Weg in die völkische Zukunft

Die nationalsozialistische Weltanschauung im Aufbruch

Die universelle Biologie

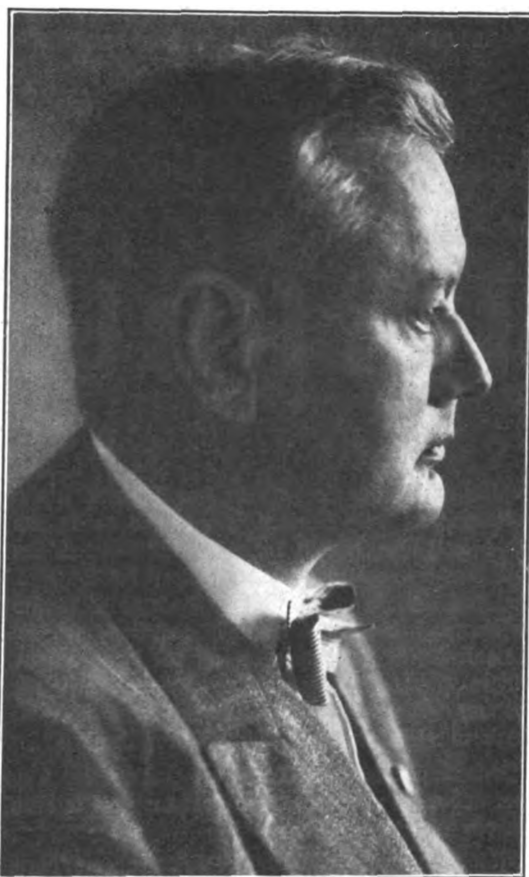
„Wenn man heute von einer mit dem Sieg des Nationalsozialismus aufbrechenden neuen Weltanschauung als einer biologischen Weltanschauung spricht, so ist es notwendig, zu untersuchen, ob die heutige Biologie, die Lehre vom ‚Leben' also, wie sie in ihren Grundlagen und Prinzipien im 18. Jahrhundert auf dem von Leibniz vorbereiteten Boden entstand, überhaupt fähig ist, Grundlage einer Weltanschauung zu sein. Betrachten wir ihre nunmehr fast zweihundertjährige Geschichte, so muß festgestellt werden, daß sie ihren Begriff ‚Leben' nie zum Fundamentalprinzip des Weltalls erklären konnte. Sie blieb vielmehr eine Fachwissenschaft unter anderen Fachwissenschaften und hatte zudem ihren kleinen Eigenbereich, in dem das ‚Leben' wurzelte, nach zwei Seiten hin zu behaupten.

Auf der einen Seite drohte der vordringende mächtige Mechanismus, der die Welt nur aus den Prinzipien der mechanischen Bewegung, aus mathematischen Formeln begriff, auf der anderen Seite konnte die Biologie die Gegensätzlichkeiten Natur — Geist, Diesseits — Jenseits, Ding — Vernunft ebensowenig überwinden wie den durch die Erd- und Himmelsmechanik gekennzeichneten Allmechanismus. Zu einer organischen Einheit ‚Leben', zu einer umfassenden Vereinigung von Leib und Seele konnte sie sich nie durchringen. Ihr ‚Leben' war allein sichtbares, materielles Geschehen, Anschauung der Formen, Organe, Funktionen und ‚Lebensweisen' des Leibes. Wenn man auch immer hervorhob, daß das ‚Leben' nicht mechanistisch, nicht als ein Ablauf von physikalischen und chemischen Prozessen begriffen werden könne, so kam man doch nicht darüber hinaus, das ‚Leben' als einen Mechanismus zusätzlich einem Etwas — eben ‚Leben' — zu bezeichnen. Ebenso war der Mensch der Biologie nur mit seinem Leibe zugeteilt.

Die Lehre vom Menschen oder Anthropologie umfaßte also nur die Lehre von den Formen, Organen, Funktionen und ‚Lebensweisen' seines Leibes. Die doch ebenso zum ‚Leben' gehörige Seele, die Vernunft, den Geist konnte sie mit ihren Prinzipien nicht erfassen. Die durch Goethe, Herder, Blumenbach und die romantische Naturphilosophie versuchte Überbrückung dieser Gegensätzlichkeit zu einer universellen ‚Lebens'einheit erlag im 19. Jahrhundert dem Angriff von mechanischer Seite her. Wenn sich nun im gewaltigen Umbruch der nationalsozialistischen Revolution im deutschen Volk die Grundhaltung und das Grundgefühl zur Welt geändert haben, wenn vor uns ein neues Bild vom Leben, vom Menschen und seiner Stellung zur Gemeinschaft, zu Natur und Geschichte, zu Welt und Gott ersteht, wenn wir sagen, es sei eine biologische Weltanschauung im Aufbruch, so erhebt sich in mir die Frage, ob diese Fachwissenschaft Biologie zum Grundpfeiler dieser Weltanschauung werden kann, ob sie dafür nicht zu einer allumfassenden, universellen Biologie ausgeweitet werden müßte?"

„Es ist richtig, Herr Doktor Orth, daß die Biologie in ihrem heutigen Umfang niemals Grundpfeiler einer Weltanschauung sein kann. In der werdenden biologischen Weltanschauung, die sich nicht mit der Fachwissenschaft Biologie deckt, ist das Leben zum Universalbegriff erhoben. Sie strebt zum universalen, ganzheitlichen Begriff ‚Leben', und die völkisch-politische Anthropologie die als Gegenstand das Leben des Menschen hat, ist der Ganzheitsbegriff des Menschentums und der auf das Menschentum bezogenen Wissenschaften ‚Leben' ist nicht nur ein Ablauf von Körperfunktionen, nicht nur Lehre von den Formen, Organen und ‚Lebensweisen' des Leibes, was die Fachwissenschaft Biologie unter ihrem ‚Leben' versteht. ‚Leben' ist eine Ganzheit, eine wurzelhafte Einheit und organische Zusammengehörigkeit von Leib, Seele und Geist.

Der Leib ist das körperliche ‚Außen', das die Biologie bisher allein erfaßt hat. Die Seele ist das un-



Prof. Dr. h. c. Ernst Krieck, Universität Heidelberg.
Aufnahme: Robert Herbst, Heidelberg.

körperliche ‚Innen', unser Ich mit allen seinen Erfahrungen, Erlebnissen und Bewußtheiten. Der Geist aber ist die Fähigkeit, seelische Gegebenheiten nach ‚außen' hin, also dem Du, dem Mitmenschen, der ‚Lebens'gemeinschaft durch Gebärde, Sprache, Ausdruck usw. mitzuteilen und gleichermaßen die Fähigkeit des Ich, solche ‚Äußerungen' aufzunehmen. Geist ist Ausdruck und Ausformung, nicht aber Wurzel und Urgrund des Gemeinschaftslebens. Die Gemeinschaft der Menschen ist das Urgegebene, die übergeordnete Lebensganzheit, aus der ‚Geist', ‚Vernunft', Verstehen, Verständigen, Vernehmen, Werk, Schöpfung, Objektivierung, Sprache, Religion, Recht, Staat, Wirtschaft, Kunst, Kult, Erziehung, Volk erst möglich werden. Die Volksgemeinschaft steht an der Basis, der Ganzheit des ‚Lebens' am nächsten. Aus dem Grund ‚Volk' kommt dann erst alles andere: Sprache, Religion, Kunst, Recht usw. Im Gegensatz zu Naturrecht oder Idealismus ist der Geist nicht die Grundlage für Gemeinschaft, Volk, Staat, Recht, Sprache usw., sondern nur die Methode des Verständigens, Verstehens, des Äußerns, Sprechens, Wirkens, Schaffens, Handelns und Arbeitens — also das Mittel zur Ausformung einer Gemeinschaft. Das Fundament aber ist immer Leben in seiner Ganzheit."

„Sie sagen, Herr Professor Krieck, Leben ist der Grundbegriff jeder menschlichen Ganzheit und schließlich jeder Ganzheit überhaupt. Wagen wir nun einen Schritt weiter in die Allheit, d. h., können wir auch das Leben zum Grundbegriff der Allheit machen? Ist der Kosmos, das Universum, nicht nur ein ‚Seiendes', sondern auch ein ‚Lebendiges'? Bei diesem Durchstoß in die Allheit wird der Weg gehindert durch den Weltmechanismus, der nicht nur das Universum, sondern ebenso Pflanze, Tier und Mensch als Maschinen beherrscht. Wenn man auch zuletzt ihr ‚Leben' nicht mehr allein mit mechanischen Begriffen zu meistern versucht, wenn man Geist, Denken, Vernunft auch nicht mehr als der mechanistischen Welt entstammend erklärt, so ist der Schauplatz des Daseins, der Grund und Untergrund des Lebens doch immer noch jenes mechanistisch begriffene All mit seinen Molekülen, Atomen und den letzten Bausteinen allen Stoffes — Elektronen, Protonen, Neutronen usw. Was nützt es da der Biologie, wenn sie gerade noch einen kleinen mit ‚Leben' erfüllten Bereich behaupten kann und endletzt doch mitten in einer toten Natur, im Schauplatz ‚Weltmechanismus' vegetiert? Allein ein totaler Sieg des Lebensprinzips, ein Vordringen der biologischen Idee auch in das Universum könnte den Mechanismus niederringen."

„Ein solcher Aufstand des Lebensprinzips, Herr Doktor, erhebt sich heute aus dem Glauben, dem Weltanschauen, Weltgefühl, Weltwillen der nationalsozialistischen Revolution heraus. Das biologische Prinzip ist im Begriff, zur Allheit durchzustoßen, ein neues biologisches Weltbild zu entwickeln und eine Revolution in der Wissenschaft heraufzuführen. Diese Revolution beginnt mit der radikalen Kampfansage an die Mechanistik jeder Art, den Kopernikanismus und die Atomistik eingeschlossen, mit der Erkenntnis, daß Mechanistik jeder Art zu letzter Welt- und Wirklichkeitsdeutung unfähig sei. Das ganzheitliche Lebensprinzip entsteht nicht plötzlich, es hat unter den größten deutschen Denkern von Paracelsus bis Goethe Vorkämpfer und Vordeuter. Der Sinn und die Berechtigung der mechanistisch forschenden Wissenschaften in Kosmos, Erde, Mensch, Tier und Pflanze wird nicht bestritten, aber diese Wissenschaften rücken hinweg aus ihrer oberst dominierenden Stellung und ordnen sich, selbst zu weltanschaulicher Deutung der Welt unfähig, als Teile und Instanzen ein in eine Weltlebenslehre.

Möge dem Mediziner, dem Physiker, dem Biologen und Chemiker immer bewußt bleiben, daß die mechanistisch erforschten Teilwirklichkeiten ihn nie zum Letzten und Höchsten, zum Ganzen, sondern ins Kleine, Teilhafte, ins Nichts führen. Bei der Allmechanistik geht der Anthropomorphismus von einer einzelmenschlichen Lebensbetätigung, einer Einzeläußerung des Lebens aus, vom zweckhaften Tun und Gestalten. Indes weist Sein, Ziel und Einordnung allen Tuns und darum aller Zweckmäßigkeit in das ganzheitliche Leben. Denken, Zweckdenken und Zwecktun haben in ihrem Bezirk Eigengesetzlichkeit. Der Bau eines Hauses, die Konstruktion eines Automobils, alle Arbeit und Wertschaf-

fen, das wirtschaftliche, politische und erzieherische Zweckhandeln, jeder wissenschaftliche Begriff, jede Methode und jedes Denkergebnis untersteht, wenn es isoliert gefaßt wird, seiner Eigengesetzlichkeit, die eben im mechanischen Prinzip vorliegt. In derselben Weise kann das teilhafte, zerlegte organische Sein und Geschehen gedeutet und erforscht werden, beispielsweise die Organ-, Muskel- und Herztätigkeit, der Blutkreislauf usw. Aber stets um den Preis der Zerteilung, der Vereinzelung und Zerstörung des ganzheitlichen Lebenszusammenhanges. Das ganzheitliche Lebensprinzip fordert die organische Eingliederung des vereinzelten, zweckhaften und technischen Tuns in eine in Zusammenhang und Ablauf geschlossene Ganzheit, aus der es zuletzt begriffen werden kann."

„Ich habe Sie hier wohl verstanden, Herr Professor, können Sie mir aber vielleicht zu dieser Frage der Eingliederung des mechanistisch begriffenen Zwecktuns in eine Ganzheit ein Beispiel geben?"

„Gerne, Herr Doktor Orth. Die Politik Adolf Hitlers untersteht gewiß auch dem Gesetz des isolierten Zwecktuns. Es ist nötig, das richtige Mittel anzuwenden, um den Zweck zu erreichen. Indes ist alles politische, wirtschaftliche, technische und erzieherische Zweckdenken und -tun eingebaut in höhere Lebenszusammenhänge, in Rasse, Volk, geschichtliche Lage und Aufgabe, aus denen das einzelne Zwecktun und mechanistische oder mathematische Sein seine Geltung, Wirkkraft, Bedeutung und seinen Wert erst erhält.

Der große Lebenszusammenhang gilt gleichermaßen für den Künstler, den Arzt, Erzieher, Techniker und die ganze Wissenschaft. Erst aus dem großen Lebenszusammenhang erhalten die großen technischen, dichterischen, wissenschaftlichen und sozialen Leistungen ihren Sinn, ihren Stil, ihre Geltung, ihre Verpflichtung und Verantwortung. Dasselbe gilt ebenso für die Sinnes- und Herztätigkeit, für die Mechanik des Blutkreislaufes, für die Chemie des Stoffwechsels, für das gesamte Planetensystem, für die Geologie und Tektonik der Erde, für das Werden und Vergehen der Kristalle und Mineralien. Eine solche zum Weltprinzip erweiterte Biologie liefert den Rahmen und den tragfähigen Untergrund für ein neues Gesamtsystem der Wissenschaften und gleichermaßen den Unterbau für die völkisch-politische Lehre vom Menschen, in der die nationalsozialistische Weltanschauung ihre wissenschaftliche Gestalt erhält."

Das allheitliche Lebensprinzip.

„Ich hatte vorhin schon die Frage angeschnitten, ob das Lebensprinzip vom Kosmos zum Universum durchstoßen könnte. Kann die tote, mechanistisch begriffene Erde, auf deren Oberfläche sich ‚Leben' vollzieht, kann endlich das Universum in den umfassenden Lebenszusammenhang mit einbezogen werden? Um es einfacher auszudrücken, können wir sagen, daß die unorganische Natur lebt? Nach der bisherigen Auffassung zieht sich zwischen dem Gebiet organischen Lebens und seinem toten Schauplatz, zwischen lebendiger und toter Natur eine Grenze. Ich möchte hiermit sagen, daß ‚Leben' im bisherigen Sinne eine dünne Daseinsschicht auf der Erdoberfläche, in Wasser und Luft, also inmitten einer mechanistisch begriffenen toten Erde darstellt. Diese Grenze zieht sich fernerhin, wenn wir in die ferne Urzeit zurückgehen, als die bis dahin noch tote Erde sich abzukühlen begann. Wir sind der Ansicht, daß zu dieser Zeit einmal ‚Leben' und Erkenntnis entsprossen, aus der toten Erde herausgewachsen sein muß. Wenn nun das Lebensprinzip in das All vorstoßen soll, so muß es alle tote Natur, also das Mineralreich, Erde, Luft, Wasser, die zahllosen Himmelskörper ebenso erfassen, zum ‚Leben' erwecken. Wie ist das vorstellbar?"

„Daß sich jene absolut trennende Grenze ergab, ist die Schuld der Wissenschaft, die sich durch ihre Mechanik den Weg selbst verlegte. Sie besteht nur in der mechanistisch gedeuteten Welt, in Wirklichkeit aber ist sie nicht auffindbar. Wir wissen, daß die Lebewesen nicht wiederum nur von Lebewesen, sondern auch von Stoffen des ‚toten' Mineralreiches sich ernähren und wachsen, wenn sie auch aus Organischem erzeugt und fortgepflanzt sind. So besteht jene Grenze nicht nur zwischen ‚toter' und ‚lebendiger' Natur, sie geht sogar nach der Auffassung der Mechanistik mitten durch den Lebensprozeß hindurch. Die aus dem Toten ernährten Organismen müssen demnach eine ganz besonders hohe und eigenartige Lebensfähigkeit haben, wenn sie anorganische, tote, mineralische Stoffe in organische, lebendige Stoffe umwandeln können; sie überwinden im dauernden Lebensvorgang diese Grenze von selbst.

Es tritt somit eine Trennung der Lebewesen in solche ein, die angeblich aus dem toten Bereich wachsen und sich ernähren, und solche, die sich aus ‚organischen' Stoffen erhalten. Die trennende Grenze besteht aber, wie ich schon sagte, in Wirklichkeit nicht. Der ganze Lebensbereich der Tier- und Pflanzenwelt, also Erde (Humus), Wasser, Luft, ist völlig von Organismen, also von lebenden oder aus Lebewesen ausgeschiedenen Stoffen durchsetzt. Alle Organismen sind durch Ernährung, Wachstum, Stoffwechsel, Sinnestätigkeit, Verwesen und Vergehen in ihre Umwelt gebend und nehmend verwoben; ein großer Teil der anorganischen Welt, wie Luft, Wasser, Gase, Mineralien usw., geht mitten durch den Lebensprozeß hindurch, so daß wir auch die Umwelt der Lebewesen als lebengebend und -nehmend, als lebend bezeichnen können. Wie könnte ein Lebewesen aus und in der scheinbar ‚toten' Umwelt leben, wenn diese nicht selbst lebendig wäre? Jene Grenze ist aus zwei sich widersprechenden Wissenschaftssystemen konstruiert. Es besteht zwischen organischer Welt und anorganischer Umwelt keine grundsätzlich andere Grenze als zwischen den Reichen und Arten der Lebewesen selbst. Das Große, das Ganze ist der Ort, in dem und aus dem sich das Kleine, Einzelne wandelt durch Geburt, Wachsen, Vergehen, Tod und Wiedergeburt. ‚Organismen sind Glieder, Gliederscheinungen eines höheren Ganzen, das mit ihnen gleichen Namens ist. Die Erde, der Schauplatz des Lebens, ist keine mechanische, tote Erde. Die große Erde ist dem Leben wiedergewonnen." (Schluß dieses Gesprächs folgt.)

ERICH GRISAR:

Zopfgeschichten

Wenn moderne Menschen vom Zopf und von der Zopfzeit reden, dann tun sie meist so, als sprächen sie von einer Zeit, über deren Rückständigkeit sie sich sehr erhaben fühlen dürfen. Daß aber gar preußische Soldaten einmal einen Zopf getragen haben und ihn sogar als etwas Fortschrittliches ansahen, kommt ihnen vor wie ein Witz, und doch ist der Zopf zu seiner Zeit ebenso als ein Fortschritt angesehen worden wie so manche vielbewunderte Neuerung unserer Tage. Man muß nur wissen, daß vor dem Zopf die aus Frankreich kommende Allongeperücke für eine Zier des Mannes und oft genug auch des Soldaten galt. Man versuchte ihrem Vordringen Einhalt zu tun, indem man sie in verschiedenen deutschen Ländern mit einer Steuer belegte, aber damit erreichte man nur, daß jeder, der es sich leisten konnte, diese Steuer zu bezahlen, nun ebenfalls eine Perücke trug, um seine Zahlungsfähigkeit darzutun.

Friedrich Wilhelm I. war es, der den Widersinn der Perückensteuer zuerst einsah. Er hob sie im Jahre 1717 auf. Vorher aber gab er 88 Kammerherren und anderen Hofbediensteten, die mit riesigen Perücken vor ihm erschienen waren, den Abschied und warf bald darauf auch die eigene Perücke fort. An ihrer Stelle trug er einen Zopf aus eigenem Haar, den er mit einem schwarzen Band umflocht. Im Jahre 1714 wurde der Zopf dann auch bei der Armee eingeführt. Als der König auf den im Jahre 1718 geprägten Dukaten zum ersten Male in der neuen Haartracht dargestellt wurde, gab der Volksmund, der sich an die neue Tracht noch nicht gewöhnen konnte, dieser Münze den Namen Schwanzdukaten.

Was jedoch der König selbst in dieser von ihm geförderten Haartracht sah, ist sehr gut durch den Dichter Gutzkow ausgedrückt worden, der dem König in seinem Lustspiel ‚Zopf und Schwert' folgende Worte in den Mund legt: Der Zopf ist die Zierde des Mannes. Im Zopf liegt die zusammengeflochtene Kraft des Mannes. Ein Zopf, das ist nichts Wildes, Flackerndes, Wüstes um den Kopf, den Sitz der menschlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buschmännern jetzt mit ihrem langen, zottigen Haar, sondern einfache, sittliche, gestriegelte Ordnung, geflochtener Gehorsam, sanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Christen!

Diese Ansicht muß die Ansicht der Zeit gewesen sein; denn es dauerte nicht lange, dann war der Zopf in allen Armeen Europas eingeführt.

Aber nicht nur das Äußere des Soldaten wurde durch den Zopf straffer, der Zopf bewährte sich in den Kriegen Friedrichs des Großen auch als ein guter Nackenschutz gegen die Hiebe des Kavalleriesäbels.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen freilich kam der Abstieg für den Zopf. Der Soldat wurde nun in erster Linie Paradesoldat, und da das eigene Haar nicht immer ausreichte, um die vorgeschriebene Zopflänge zu erreichen, flocht man Pferdehaare in den Zopf und puderte ihn, wodurch die Pflege des Zopfes mehr und mehr zu einer unbequemen Last wurde.

Aber ehe der Zopf verschwand, erstand ihm noch in der Person des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen ein ganz besonderer Freund. Dieser Fürst hatte an den Zöpfen seiner Soldaten seinen Narren gefressen und belohnte besonders schöne Zöpfe durch besondere Gratifikationen. Auch setzte er eine Prämie aus, die dem zufallen sollte, der eine den Haarwuchs fördernde Salbe erfinden würde. Bei Paraden besichtigte er nicht nur die Vorder-, sondern auch die Hinterfront der aufgestellten Truppen, um zu kontrollieren, ob auch jeder Soldat den vorgeschriebenen Zopf trug. So kam es, daß Soldaten, deren Haar durch Krankheit ausgefallen war, sich einen falschen Zopf ansteckten, um nicht aufzufallen.

Wenn aber Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit der Einführung des Zopfes den europäischen Armeen ein Beispiel gegeben hatte, die Zopfmanie des hessischen Kurfürsten wurde nur belacht. Eines Tages kam sogar ein Engländer nach Kassel, der mit einem schenkeldicken Zopfe, der ihm bis in die Kniekehlen reichte, vor dem Schlosse des Kurfürsten spazieren ging. Am nächsten Tage wiederholte sich das Schauspiel, nur daß der Engländer jetzt statt des einen Zopfes deren vier oder fünf trug, die bis auf die Erde reichten. Der sonst sehr reizbare Kurfürst war klug genug, von dieser Verspottung seiner Vorliebe keine Notiz zu nehmen. Desto mehr Notiz nahm er jedoch davon, als er eines Tages feststellte, daß der Offizier der bei seinem Erscheinen ins Gewehr tretenden Wache statt des vorgeschriebenen einen Zopfes gleich zwei Zöpfe trug.

„Warum hat er zwei Zöpfe?" donnerte der Kurfürst den verdatterten Offizier an, der in der Eile des Heraustretens den Helm eines Kameraden mit dem daranbefestigten Zopf aufgesetzt hatte, so daß er, da er selbst einen Zopf aus eigenem Haar trug, mit zwei Zöpfen vor seinem Landesherren stand. Der Leutnant kam in Arrest, und um solche Vorfälle für die Zukunft zu vermeiden, erging der Befehl, daß falsche Zöpfe in Zukunft am Uniformkragen befestigt werden mußten.

So war aus einem Symbol des Fortschritts allmählich ein Symbol der Lächerlichkeit geworden, das denn auch in den Stürmen des endenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts endgültig abgeschafft wurde.

HANS BREITENEICHNER:

DIE KORMORANE

Sun-Wong war zornig. Seit einer Viertelstunde wartete er vergebens auf Goa, den Malaien, der längst die Vögel zum Boot gebracht haben sollte. Goa war auf dem Hofe gestanden, zum Vogelhaus gegangen und seit dieser Zeit unsichtbar geblieben.

Es war fünf Uhr vorbei. Der Morgen hatte ausgeblutet, am Horizont von Himmel und Meer flammte ein strohgelber Streifen auf. Das Meer selbst war noch glanzlos dunkel und kaum bewegt.

Sun-Wong rieb seine Hände, als er aus dem Hause trat. Die Blicke aus seinen schwarzen, schmalen Augen stießen ungehalten in die Weite. Er blieb stehen und horchte.

Indessen tuschelte, hinter dem Vogelhaus versteckt, Goa mit Kenn, seinem Halbbruder. Sie fluchten beide auf Sun-Wong, sie haßten ihn, weil er, der wohlhabende, verdammte Chinese, siebzig Kormorane besaß und Kenn es nur auf elf gebracht hatte. Sie verabredeten ausführlich den Plan für den heutigen Fang. Plötzlich verstummte Goa. Kenn sprang auf. Im nächsten Augenblick tauchte Kenn fast lautlos ins Wasser und blieb verschwunden. Unsichtbar von dem schmalen Vorsprung aus, der die Hütte vom Meer trennte, tauchte Kenn zwanzig Meter davon entfernt im Schutze eines Felsens wieder auf, so daß Sun-Wong, als er Goa endlich gefunden hatte, nicht einmal ahnen konnte, daß noch vor Sekunden der andere malaiische Schurke, wie er Kenn stets nannte, neben Goa gesessen war.

Sun-Wong schalt heftig. Goa entschuldigte sich unterwürfig; er sitze hier, um das Meer und die Fische zu beobachten, er denke, es sei ein guter Fang für heute vorauszusagen.

„Schweig!" sagte Sun-Wong, nun weniger heftig, denn die Aussicht auf reiche Beute besänftigte sein Herz. „Schon vor einer halben Stunde hätten wir auslaufen können", grollte er noch nach und versetzte Goa einen leichten Fußtritt, zum Zeichen, daß er nun rasch an die Arbeit gehen solle.

Dann öffneten sie das Vogelhaus.

Die siebzig Kormorane, Herrn Sun-Wongs ganzer Stolz, die siebzig vorzüglich zum Fischfang abgerichteten Kormorane, die nicht größer waren als gemeine Wasserraben, ebenso schwarz von oben gesehen, dafür an den Bäuchen hellgrau, fast weiß leuchteten, hatten seit drei Tagen kein Futter gesehen. Und als die Tür ihres Gefängnisses offen stand, hub ein gierig hungriges Krächzen an wie das Tönen von hundert stürzenden Blechschüsseln. Dann folgte ein hartes Flügelschlagen wie das Brechen von Holz, darauf ein Rauschen, als schäume ein Sturzbach nieder, und der Schwarm der siebzig Vögel hob sich fast gleichzeitig von der Erde, stieß als eine schwere, dunkle Wolke dem nahen Strande zu und regnete dort, wie in schwarze Aschenfladen aufgelöst, auf das zur Ausfahrt bereitstehende, große Boot nieder.

Goa stürzte rasch und katzenartig geschmeidig voran, der Anblick des Fluges der hungrigen Vögel hatte wie ein Rausch im Blute seine Jagdgier entfacht. Aber auch Sun-Wongs Hände zitterten in hoffnungsvoller Freude, wenngleich er nur gemessenen Schrittes Goa folgte. Sun-Wong fuhr heute nur ausnahmsweise zum Fang mit aus, weil die Beute, die der Malaie in letzter Zeit heimgebracht hatte, immer geringer geworden war. Goa hatte zwar die Schuld daran den Kormoranen gegeben, die anfangen würden, träge zu werden, aber Sun-Wong mißtraute dem Malaien. Denn er, Sun-Wong selbst, hatte jeden einzelnen Kormoran abgerichtet (weit und breit war kein Fischer, der es in Fertigkeit und Glück auf eine so stattliche Anzahl gebracht hatte), und er wollte niemals, ohne sich von der Wahrheit überzeugt zu haben, Goas Anschuldigung Glauben schenken.

Als Sun-Wong das Boot erreichte, war es zur Ausfahrt fertig. Goa ruderte. Sie stießen langsam ab. Die Kormorane saßen eng nebeneinander, nun vollkommen stumm, links und rechts auf dem Rande des Bootes. Ihre Köpfe waren auswärts gerichtet, der scharfe Blick ihrer kornblumenblauen Augen stand zum Wasser nieder. Um den Hals trugen alle siebzig Vögel einen ziemlich engen, eisernen Ring, der sie daran hindern sollte, die erbeuteten Fische zu verschlingen. Erst später, wenn sie, dem Ermessen des Fischers nach, ihre Pflicht vollbracht hatten, sollte der Ring um den Hals abgenommen werden. Dann konnten sich die Kormorane auf ihren Anteil an der Beute stürzen, oder, wenn dieser zu karg war, für sich selbst noch weiterfischen. Sun-Wong aber pflegte diesen Anteil niemals zu karg zu bemessen, und er ganz allein wußte, daß deswegen sein Erfolg und sein Glück so groß waren.

Während das Boot nun gelassen dahintrieb, erhob sich die Sonne. Der Himmel, der zuvor noch wie ein fahles und in Leid verschlossenes Gesicht zur Erde niedergeschaut hatte, weitete sich, wie ein Mund im Lachen auseinanderfließt. Unermeßliche Fernen wie Abgründe, tiefblaue Schluchten brachen am Himmel auf. Und aus ihnen flutete das Licht in zitronengelben Strömen nieder, stieß auf das Wasser und bedeckte das Meer mit einem grünen Hauch. Vom Horizont her aber, von der Sonne selbst ausgehend, schwammen riesige Feuerberge über das Wasser, stießen aneinander, zerbrachen, zersplitterten, schossen Blitze — und schäumten dann in weißen Glutwogen auf, die sich rasch ausbreiteten, immer dünner wurden, bis sie schließlich den Raum zwischen Himmel und Meer mit dem gläsern zerbrechlichen und blanken Licht des Tages erfüllt hatten. Nur der sanfte Schimmer einer goldgelben Tönung blieb bestehen.

Sun-Wong senkte leicht seinen Kopf und legte dann noch schützend beide Hände vor die Augen, denn sein Gesicht war der Sonne zugewandt. Seine sandbraune Bluse leuchtete warm. Auf Goas nacktem und gebeugtem Rücken lag das Licht in bronzenen, matten Flecken. Das Boot glitt fast lautlos vorwärts. Die dem Strande vorgelagerten, hohen Felsbänke standen nun hinter ihnen. Das Haus Sun-Wongs war nicht mehr zu sehen. Die Wellen des Meeres wurden kraftvoller. Die Vögel auf den Bootswänden fingen an, kleine, kreischende Schreie auszustoßen. Sie bewegten in fiebrig bebender Ungeduld ihre Flügel. Einige verließen ihren Stand, schossen einige Meter weit durch die Luft und warfen sich in einem kurzen Haken wieder auf das Boot zurück.

Sun-Wong wußte, daß es nun an der Zeit war, das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Er wandte den Blick prüfend noch einmal nach rückwärts, dann beugte er sich vor und ließ ein langgezogenes singendhelles Pfeifen aus seinem Munde fließen. Dazu klatschte er dreimal dumpf und laut in die Hände.

Fast gleichzeitig stießen alle siebzig Kormorane zuerst flach nach auswärts, wie von Händen abgeschleudert. Dann stiegen sie hoch und warfen sich im kühnen Flugbogen, wobei sich ihre Bahnen kreuzten, über und untereinander liefen, wie ein vom Wind emporgehobener Blätterwirbel nach allen Richtungen ins Weite.

Vom Boote aus waren die Vögel nur noch als dunkle, schwirrende Punkte zu sehen, die mit ausgebreiteten Flügeln im steten Auf und Ab zuerst bewegungslos in der Luft standen, wenn der Kormoran mit seinen scharfen Augen das Wasser unter sich nach Beute absuchte, dann aber, hatte sein Blick einen Fisch gefaßt, jäh und hart ins Wasser niederstießen.

Und schon hatte, nicht allzuweit vom Boote entfernt, ein Kormoran, nachdem er nur ganz leicht untergetaucht war, einen Fisch aus dem Wasser gerissen und flog nun mit weitgebreiteten Schwingen und kurzen, fast plumpen Schlägen dem Boote zu. Im Innern des Bootes setzte er sich, mit dem einen halben Arm langen Fisch im Schnabel, nieder und wollte dann mit einem lauten Aufkreischen anfangen, auf seine Beute einzuhacken. In diesem Augenblick griff Goa schon zu; mit einer blitzschnellen Bewegung seines kurzen, blinkenden Messers hatte er den Fisch, knapp hinter den Kiemen getroffen, getötet. Der Kormoran aber schoß ohne Rast zu neuem Fange aus.

Bei der großen Anzahl von Vögeln, die zu dem Boote gehörten, vergingen immer nur wenige Minuten, bis ein Kormoran neue Beute brachte. Es war ein seltsam erregendes Zu- und Abfliegen, bald tiefes, bald helles Flügelschlagen, bald ein gurrend hungriges Stimmenrauschen, bald ein zornig krächzendes Aufschreien. Manchmal trafen zwei Kormorane fast gleichzeitig ein, dann hatte Goa ein wenig Mühe, den Vögeln die Beute rasch abzunehmen, und er begleitete dies mit einem lauten, weithinhallenden Wortschwall. Manchmal, wenn ein erlegter Fisch zu schwer war, half ein Kormoran dem anderen, die Last zum Boote fliegen, und dann klatschte Goa freudig gierig über den ansehnlichen Fang in die Hände. Die Zwischenzeit war von dem eintönig lauen Wellenschlag an die Bootswände erfüllt.

Sun-Wong saß bewegungslos mit angezogenen Beinen und würdevoll auf seinem ein wenig erhöhten Platze. Das Wasser trug nun eine fast tiefblaue Farbe, nicht der leiseste Wind rührte in der Luft. Die Sonne war höher gestiegen, eine sengende Wärme lag brütend über dem Meer. Die toten Fische im Boote häuften sich; die grellen Strahlen der Sonne auf den silbernen Schuppen ihrer Leiber, den rötlich unterlaufenen, zarten Kiemen, ließen ein rauschend prächtiges Lichtspiel entstehen, als liege ein Schatz kostbarer, glitzernder Steine vor Sun-Wongs nur einen Spalt breit geöffneten Augen. Und Sun-Wong lächelte, vielleicht den Vögeln, die kamen und abflogen, vielleicht dem sich mehrenden Fischreichtum zu. Jedenfalls war es ein behagliches, wenn auch kaum sichtbares und fast verklärtes Lächeln der Zufriedenheit, in dem er bewegungslos verharrte.

Erst als unerwartet ein kleines Boot vom Strande her sich ihnen näherte, erhob sich Sun-Wong erwartungsvoll. Ein Knabe brachte die Nachricht, daß Sun-Wongs Lieblingshund, vor dem Hause liegend, sich in qualvollen Krämpfen winde. Und niemand wisse dem Hund zu helfen.

Sun-Wong hörte diese Botschaft mit Bestürzung. Er entschloß sich sogleich, im Boote des Knaben rasch zu seinem Hause zurückzukehren. Bevor er abfuhr, beauftragte er Goa, nun sofort damit zu beginnen, den Kormoranen die Ringe von den Hälsen zu lösen und den Vögeln ein Drittel der Beute zu überlassen. Schon waren einzelne Kormorane lustlos geworden, noch weiterzujagen und umflatterten Goa mit verstärkt lautem Kreischen, wenn er sie dazu zwang, noch einmal auszufliegen. Goa kniete im Boot, und während er Sun-Wong nachschaute, bis das kleine Boot hinter einer Klippe verschwunden war, lag in seinen grünlich brennenden Augen ein heimtückisches, hohnvolles Lächeln. Geschmeidig wie ein wildes Tier warf er sich auf den Kormoran, der gerade angekommen war und nicht

mehr fortfliegen wollte, faßte ihn beim Hals und schleuderte ihn mit brutaler Heftigkeit aus dem Boot.

Nachdem das Boot den Strand erreicht hatte, ging Sun-Wong sofort zu seinem Lieblingshund Tschin. Tschin war groß wie ein Kalb und hatte rötlich kurze Haare. Er lag ausgestreckt und kraftlos vor dem Hause in der prallen Sonne, seine großen, erstarrt glänzenden Augen waren weit vorgetrieben, sein Atem war stoßend kurz. Er erkannte seinen Herrn und legte seinen Kopf gegen Sun-Wongs Beine. Sun-Wong ließ den Hund in den Schatten tragen. Er beugte sich nieder, und schon nach wenigen Minuten wußte er, daß Tschin Gift gefressen hatte. Sun-Wong eilte in das Haus und kehrte bald darauf mit einem Trank zurück, den er Tschin einflößte. Nach kurzer Zeit erbrach sich der Hund; dann ging sein Keuchen leise und weniger qualvoll. Nun zweifelte Sun-Wong nicht mehr daran, daß jemand versucht hatte, Tschin zu vergiften. Zorn brannte in seinem Herzen, aber er blieb bei dem Hunde sitzen, bis Tschin ermattet und ruhig eingeschlafen war.

Inzwischen war es Mittag geworden. Die dumpfe, schlafende Wärme der Luft im Hochstand der Sonne drückte lastend auf die Erde. Zwei Stunden mochten vergangen sein, seit Sun-Wong Goa verlassen hatte, und Goa sollte längst schon mit der Beute zurückgekehrt sein. Sun-Wongs Blicke waren starr auf den Felsen gerichtet, hinter dem das Boot jeden Augenblick sich vorschieben mußte.

Ein Boot erschien. Als es näher kam, sah Sun-Wong, daß es ein fremdes Boot war. Und gleich darauf flogen Hilferufe dem Lande zu; und in Verzweiflung geschwungene Arme ließen Sun-Wong sich rasch erheben. Er lief zu dem kleinen, flinken Boot, das ihn zurückgebracht hatte, und hatte bald das große Boot erreicht, in dem Kenn, Goas Halbbruder war. In Kenns Boot lagen viele tote Fische, und Kenn stieg dann rasch zu Goa über. Er ließ sich auf die Knie niederfallen. In seinen Augen stand starres Entsetzen. Er schlug die Hände vors Gesicht. „Herr!" stöhnte er, „es ist Furchtbares geschehen!" Er schrie klagend: „Herr, du allein kannst helfen, wenn es noch zu helfen gibt."

„Rudere!" sagte Sun-Wong zornig. Und Kenn stemmte sich hart ein, wand seinen Körper, um die letzten Kräfte herzugeben. Das kleine Boot schoß nun rasch dahin. Kenn heulte und winselte wie ein geschlagener Hund. „Rudere!" schrie Sun-Wong immer wieder. Denn seit er die Fische in Kenns Boot gesehen hatte, ahnte er das Schreckliche, das sich dort draußen bei Goa im Boot abspielen mochte.

Aber sie kamen zu spät. Auch Sun-Wong konnte nicht mehr helfen.

Als Goas Boot in Sichtweite stand, waren es nur noch drei oder vier Kormorane, die sich wenige Meter über das Boot erhoben, und dann mit voller Wucht und unter schaurigem Krächzen wieder in das Boot und stets auf die gleiche Stelle niederstießen. Die anderen Vögel waren damit beschäftigt, die Fische im Boot in so kleine Teile zu zerreißen, daß sie trotz des Ringes um ihren Hals ihren Hunger stillen konnten. Nicht ein einziger der Kormorane war ohne Ring. Sun-Wong wußte nun genau, wie alles geschehen war. Man hatte Tschin, dem Hunde Gift gegeben, um den Herrn ins Haus zurückzulocken. Dann war Kenn gekommen, hatte die Fische in sein Boot übergeladen, und Goa hatte die Vögel dazu gezwungen, weiterzujagen, damit der Diebstahl von seinem Herrn nicht bemerkt werden sollte.

Diese Tat war dem Malaien zum Verhängnis geworden. Siebzig Raubvögel, die seit Tagen hungrig gehalten waren, die dann noch gequält wurden, nachdem sie ihr Letztes hergegeben hatten, konnten einen einzigen Menschen leicht bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen, bis nur noch ein formloser Fleischklumpen von ihm übrig war.

Sun-Wong wußte, daß keine noch so große Kunst und Fertigkeit, Verstehen und Liebe, die Vögel abzurichten, dieses traurige Geschehen verhüten hätte können.

Er gab mit leiser Stimme Kenn den Auftrag, das Boot zu säubern und dann zurückzubringen.

Das Meer war tiefblau wie der Himmel, die Sonne glich einer Scheibe aus Weißblech geschnitten. Über dem Wasser lag ein dünner Hauch matten Goldes, durch den das lautlos und sanft heimwärts gleitende Boot Sun-Wongs einen tiefvioletten, fortlaufenden Spalt zog und die gemächlich eintauchenden Ruder schwarze Öffnungen rissen, wie die Mäuler von Fischen aufschlagen und sich wieder schließen.

FELIX RIEMKASTEN:

Männer machen den Kram

Die beiden Frauen waren verreist, und in dieser Zeit speisten die beiden Männer täglich im Gasthaus. Da sie beide das gleiche zu leiden hatten, so hatten sie auch beide das gleiche zu bereden. Sie stellten bald fest, daß sie in dem Gasthause keineswegs „speisten", sondern nannten es einen „Fraß". Der Fraß war im Geschmack nicht übel, das sagten sie beide, aber sie sahen sich über den Teller hinweg oft an mit beziehungsreichen Mienen und rümpften höhnisch das Maul über diese sogenannte Suppe. Man kann es Suppe nennen, aber Suppe ist das nicht, es sieht nur aus wie Suppe. Und täglich Fleisch mit Tunke dazu. Über diese Tunke läßt sich nicht einmal reden, denn solche Geheimnisse sind in Worten nicht ergreifbar. Und der Nachtisch ist gleichfalls des Bemäkelns wert. Bleibt nur zu loben: das Bier dabei! Suppe, Braten, Gemüse und Nachtisch, so einigten sie sich, haben wir bei der Frau zu Hause besser und vernünftiger, aber das Bier hier, das ist Bier, da kann man nur noch sagen „Prosit"! Und zwei verheiratete, zeitweilig verlassene und somit dumpf gereizte Männer sagen sich Prosit und trinken und sehen sich dabei an.

Sie sprachen, wie man so spricht. Sie erkannten sich ganz und gar und waren sich einig. Der Haushalt, der jetzt auf ihnen „lastete", war eine rückständige, längst veraltete Betriebsform. Was kann man aber von Frauen Großes erwarten? Feststeht das eine: wenn Männer den Laden zu schmeißen hätten, sie schmissen ihn anders. Wozu, zum Beispiel, braucht jede Familie soviel eigenes Geschirr? Wozu gibt es außer Kaffeetassen noch Teetassen? Wir erfinden eine Normaltasse für sämtliche Sorten von warmem Getränk, und von dieser Normaltasse gibt es höchstens vier verschiedene Ausführungen, z. B. blau mit weißem Rand, weiß mit blauem Rand, grün mit Punkten und rot mit Kringeln, Schluß. Und davon hat ein Haushalt nicht mehr, als er Personen umfaßt, nebst vier Stück höchstens für Besuch. Kommt der Besuch dicker als vier Mann hoch, so gibt es Geschäfte, in denen man weiteres Geschirr leihen kann.

„Und davon", sagt der eine Mann zu dem andern Mann und begeistert sich an diesem neuen Gedanken, „davon leben dann noch Menschen, Verleihemenschen, Transportmenschen, alle möglichen Menschen . . ."

„Und kein großer Schrank in der Wohnung für all das blödsinnige Zeug, nur damit es verstauben kann. Und wenn es verstaubt ist, wird es abgewaschen . . ."

„Und davon klagen die Frauen dann . . "

„Daß sie im Haushalt so unendlich viel . . ."

„. . . viel Arbeit haben, und haben keine ruhige Stunde am Tag . ."

„. . . und möchten sich gerne auch einmal so still hinsetzen können wie wir Männer . . ."

„Und ein schönes Leben haben. Jawoll."

„Sehr richtig."

Und sie erfanden die Papierteller, die man wegwirft nach dem Essen, sie erfanden sogar eßbare Teller, die man nach der Hauptmahlzeit verwenden kann als ganz gut schmeckendes Kaffeegebäck. Sie sagten: „Das geht alles. Es muß nur gemacht werden!"

Sie erfanden den Fußboden, der warm ist, gut aussieht, den Teppich überflüssig macht, und dann höhnten sie schnöde über Gardinen, dieses wehende, dünne, zu nichts nützende und nur Arbeit machende, lächerliche teure Plunderzeug. Es braucht nämlich Gardinen gar nicht zu geben. Das sieht jeder ein, nur Frauen sehen es natürlich nie ein. Und es könnte abwaschbare Wände geben, und die ganze sogenannte „Große Frühjahrsreinigung" ist weiter nichts als eine rückständige Gewohnheit, die sich durch die Jahrhunderte als Erbübel und geistige Erkrankung leider durchgeschleppt hat. Wenn schon durchaus eine Wohnung generaliter und totaliter gründlich gereinigt werden soll (aber wieso?), so werden alle Möbel in einem Zimmer zusammengetragen, und die anderen Zimmer werden mit dem Schlauch ausgespritzt, das Wasser fließt durch Röhren ab, getrocknet wird mit Heißluft, und fünf Minuten später kann alles wieder an Ort und Stelle sein. Und Gardinen, wie gesagt, gibt es nicht.

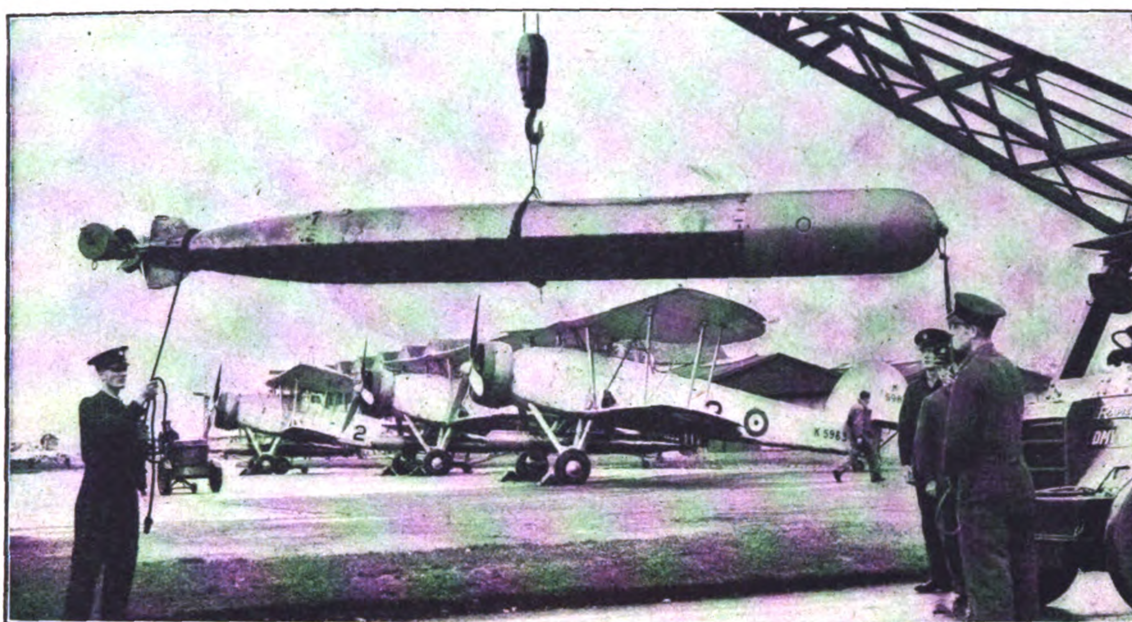
Sie erfanden Tische und Sessel, die man zusammenklappen kann, und das Einheits-Möbelstück, das aus lauter gleichgroßen Würfeln besteht. Sie erfanden das Kochbuch, das für jeden Tag im Jahre je fünf verschieden teure Mahlzeiten angibt, so daß keine Frau keinen Mann je wieder zu peinigen braucht mit der Frage: „Was kochen wir morgen?" Und da sie sowieso beim Erfinden waren und über das erste Glas Bier weit hinaus waren, so erfanden sie gleich die farbig lackierten Metallblumen mit inwendigem Duftbehälter, ewig blühend, ewig schön, stark duftend, abwaschbar und gegen Tabaksdampf unempfindlich.

Dies alles wäre zu machen, wenn Männer die Welt machten, aber Frauen lassen sich dahin nicht bringen. Sie kleben immer wieder am Veralteten fest und schaffen immer wieder Sachen ins Haus. Die Sachen kosten Geld beim Erwerb und kosten Arbeit im Erhalten, das Leben wird durch die Sachen immer schwieriger. Nur der unsachliche Mensch hat Sachen. Und so liegt nun auf jedem Tisch eine Decke, hängt vor jedem Fenster ein blödes Gespinst, Vorhänge hängen vor, wo viel besser Rolläden herunterwettern könnten, glatt aus Holz, glatt gestrichen, klipp, klar und vernünftig. So aber? Nein, es ist kein Wunder, daß Frauen sich „totarbeiten".

„Überhaupt", sagten die Männer verächtlich, „diese ewige Arbeiterei! Wäsche kann die Wäscherei waschen, und sogar zum Strümpfestopfen kann man eine GmbH. gründen, in der sämtliche alten Großmütter organisiert sind. Die Strümpfe kommen morgens früh dort an und werden abends heil zurückgegeben durch Boten. Und das ist wieder ein Erwerbszweig. Was das einerseits natürlich kostet, das bringt es auf der anderen Seite glatt wieder ein durch vermehrten Handel und Wandel."

Ganz sicher schien es ihnen allerdings noch nicht, aber diese Unsicherheit überwanden sie, indem sie noch etwas lauter schrien und sich noch etwas flammender überzeugt ansahen.

Es ließen sich überhaupt zur vernünftigen Rationalisierung des Haushaltes noch viele schöne Reformen ersinnen. Nur in Fällen einer schweren Katastrophe, haben sämtliche Reformen haltzumachen, z. B. also, wenn ein Mann sich ein bißchen erkältet hat und infolgedessen unendlicher Pflege und Fürsorge bedürftig geworden ist. In solchem Falle haben Schränke mit vielen, vielen Schubfächern dazusein, aus denen sich herauskramen läßt: Tee, Kräuter, Rum, Tropfen, Wollzeug, Geduld, Einfühlungsgabe, Mitleid, Verständnis und „wohlige Umgebung".



In der Hafenstadt Gosport hat die britische Luftwaffe eine Flieger-Torpedostation errichtet. Besonders konstruierte Flugzeuge, die Sturzbombern ähneln, können drei Lufttorpedos im Gesamtgewicht von 1500 Pfund mitnehmen. Diese Flugzeuge sollen hauptsächlich zum Angriff auf fremde Kriegsschiffe eingesetzt werden. Unser Bild zeigt den Flugplatz der Torpedoflieger; im Vordergrund wird gerade ein Lufttorpedo verladen.

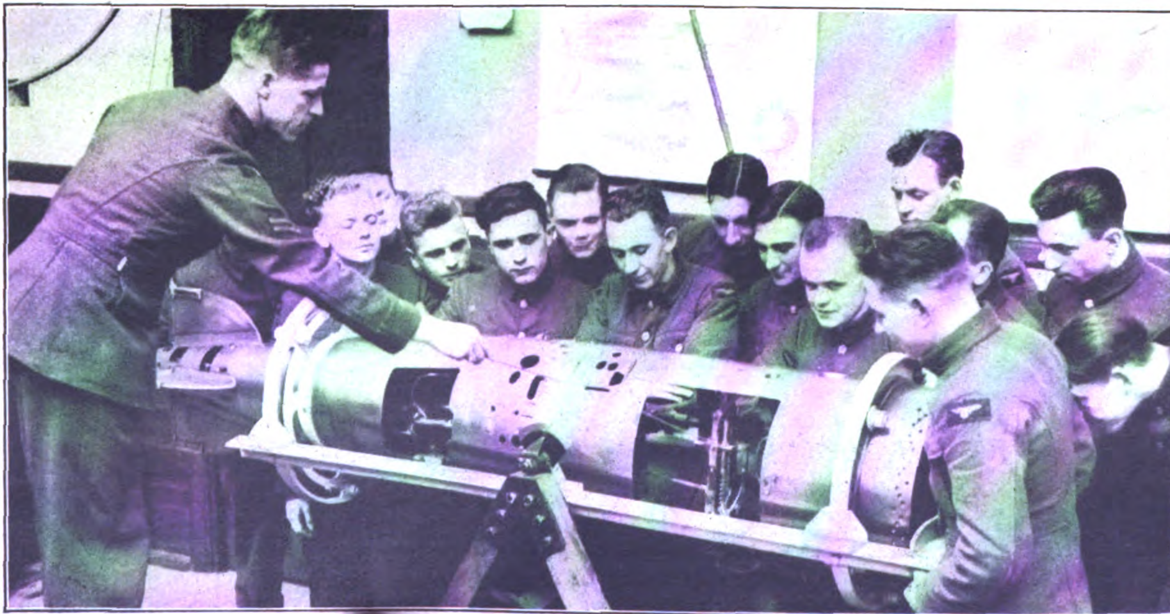
Die Torpedoflieger von Gosport

Übung mit englischen Lufttorpedos

Großaufnahme des Lufttorpedos unter dem Rumpf einer Fairey-Swordfish-Maschine. Diese Flugzeuge können große Höhen erreichen, aus denen sie sich bis zu einer geringen Höhe herabstürzen, um ihre verderbenbringende Last durch das Wasser auf das feindliche Schiff abzustoßen.

Eine Blackburn-Baffin-Maschine bei der Übung mit Lufttorpedos.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.



Unterrich... Modell des Lufttorpedos bei der englischen Luftwaffe.

Es lag nahe, die hochentwickelte Waffe des Unterwassertorpedos auch für den Angriff auf Kriegsschiffe aus der Luft nutzbar zu machen. Im Gegensatz zur einfachen Bombe und Mine bewegt sich der Torpedo durch eigene Kraft auf sein Ziel zu, so daß die Erfolgsaussichten weit größer sind als bei den üblichen Abwurfvorrichtungen, vorausgesetzt, daß es der Besatzung des Torpedo-Flugzeuges gelingt, ihr Geschoß richtig für eine Fahrt durch das Wasser auf das zu vernichtende Ziel anzusetzen!

SOS im ewigen Eis

Ein sensationeller Bildbericht von der geglückten Bergung eines Bergsteigers aus einer Gletscherspalte.

Einer der Teilnehmer an dieser Rettungsaktion schreibt uns:

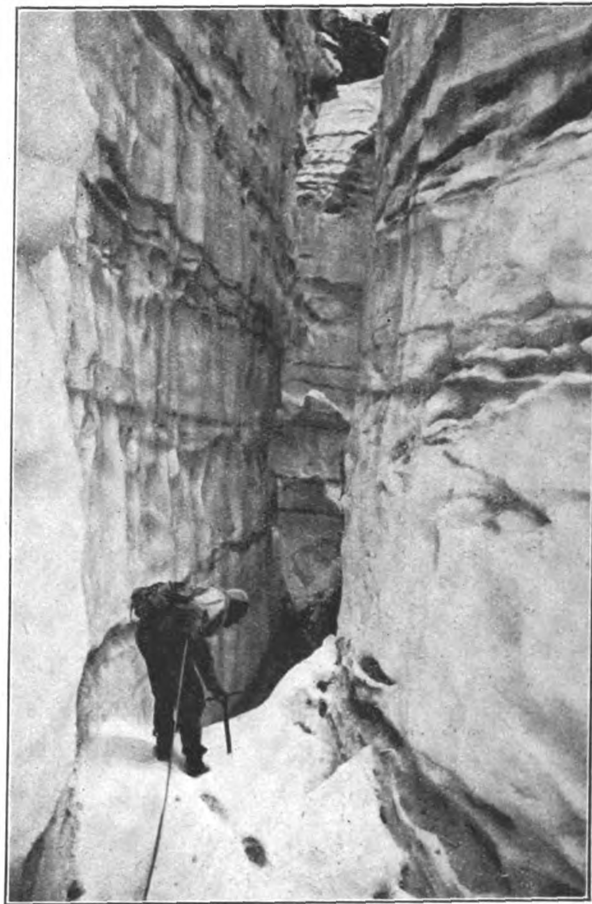
„Wir hatten bereits eine Reihe schwieriger Touren im Gebiet der Kauner Grathütte in den Ötztaler Alpen hinter uns. Wir waren fünf Bergsteiger: vier Männer und eine Frau. Die Touren machten wir meist getrennt in zwei Seilschaften.

An einem herrlichen Augusttage machten wir zu dritt eine Überschreitung des Seekogels. Am Nachmittag kamen wir reichlich müde von dieser langen Tour zurück zur Hütte. Die andere Seilschaft, unsere Gefährtin mit ihrem Begleiter, machte an diesem Tage den Eisweg auf die Watzespitze. Sie waren zu unserer Verwunderung noch nicht zurückgekehrt. Die Stunden vergingen. Wir waren bereits ernstlich besorgt, zumal das Eis der Gletscher in den letzten Regentagen sehr morsch und brüchig geworden war. In den Gletscherbrüchen gingen hin und wieder Eislawinen nieder, ganze Türme stürzten zusammen, und viele Schneebrücken, die vor dem Regenfall noch sicher waren, brachen unter dem Gewicht eines Mannes zusammen.

Wir suchten mit dem Fernglas die Gletscherbrüche und Eishänge ab, die den Aufstieg auf die Watze vermitteln — — vergebens. — Von unseren Freunden keine



Der Gletscherbruch bildete ein Gewirr von Spalten, durch die sich die Bergsteiger einen langwierigen und äußerst gefährlichen Weg bahnen mußten. Der Eingang in dieses Labyrinth führte über eine riesigbreite, talartige Spalte, die von einer Schneebrücke ausgefüllt war



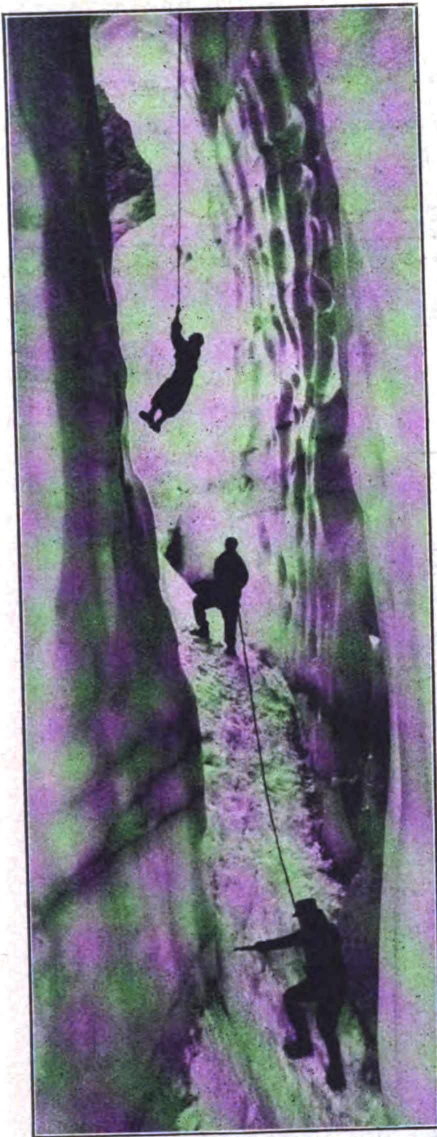
Nun verengte sich die Spalte; sie erweckte den Eindruck einer der engen Gassen in einer italienischen Hafenstadt. Vorsichtig tastend betrat der erste der Bergsteiger die trügerischen Schneebrücken.

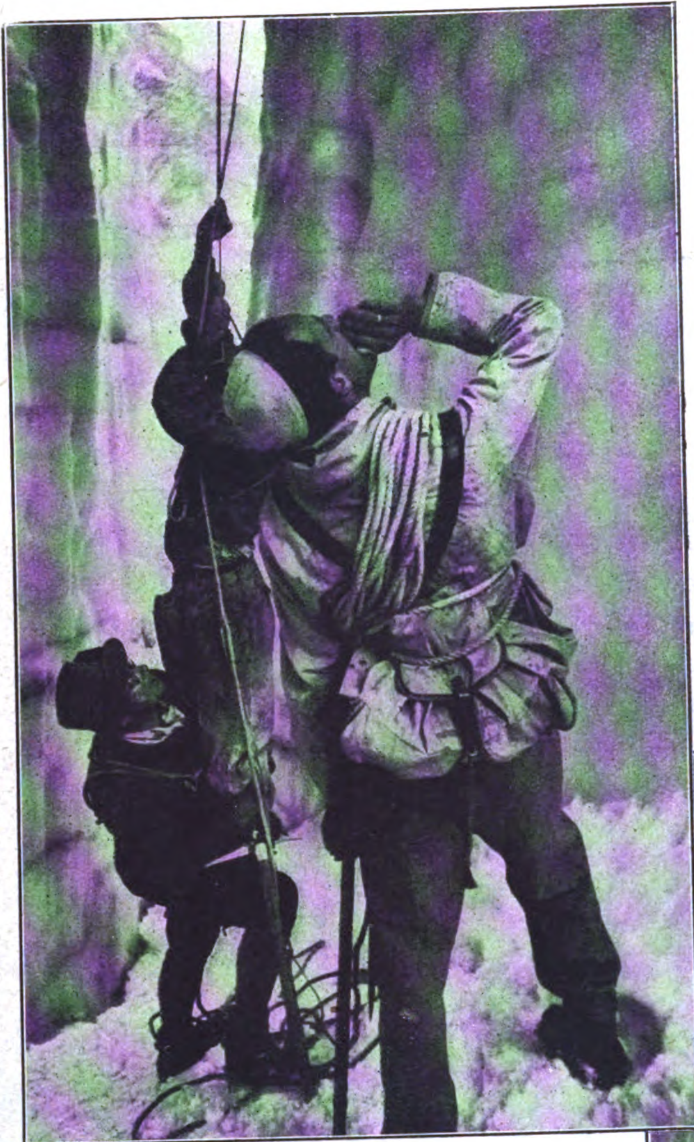


Am tief eingerammten Pickel hielt die Frau, selbst der Erschöpfung nahe, den in die Spalten eingebrochenen Kameraden. Durch Rufe konnten die Bergenden sich bereits mit dem Verunglückten verständigen.



Der Verunglückte hing frei am Seil in einem blau schimmernden Eisdom; furchtbar waren die Schmerzen, die das einschneidende Seil verursachte.





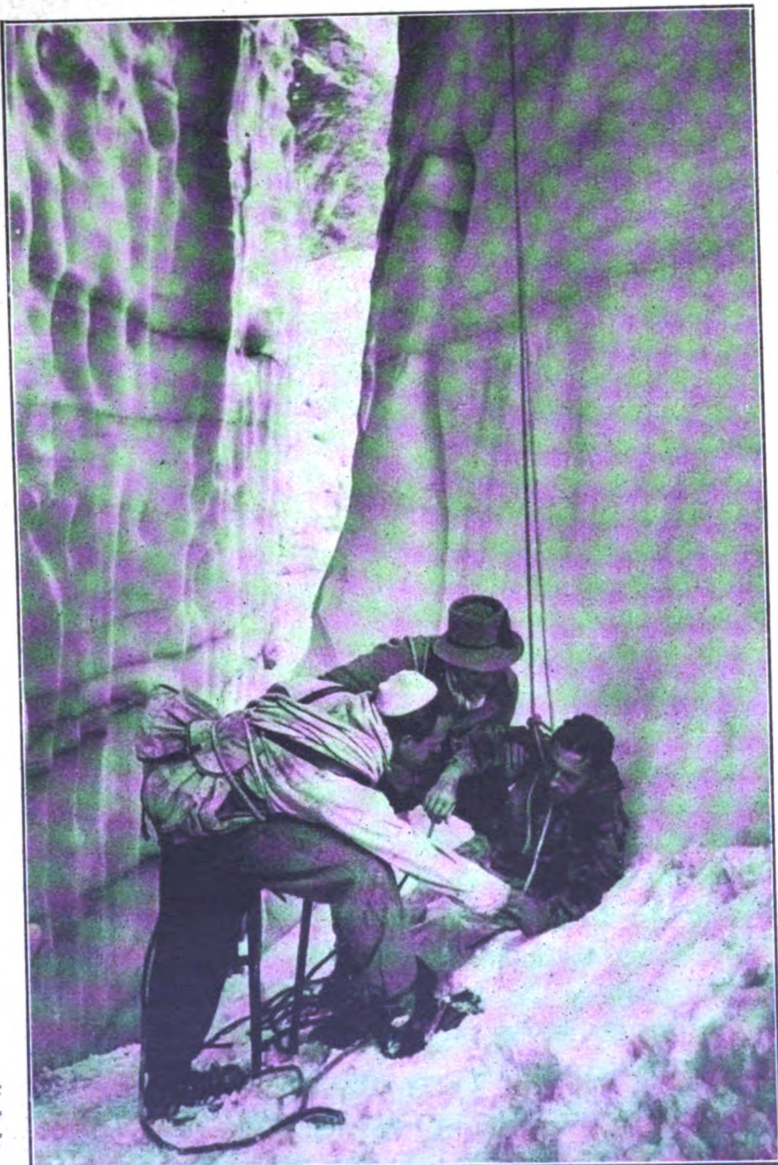
Für die Helfenden bedeutete jeder Schritt höchste Gefahr, denn mit einem dumpfen Krach konnte die ganze Schneebrücke, die den Rettungsweg vermittelte, auf den hundert Meter tiefen Spaltengrund herabstürzen. Endlich waren die beiden Freunde bei dem Verunglückten angelangt. Durch die schmale Spalte konnte man sich nach oben durch Rufe verständigen

Spur. — Plötzlich glaubten wir — es war mehr ein Ahnen, als wirkliches Hören — Rufe aus den Brüchen zu vernehmen. Der schwache Abendwind trug sie zu uns herüber. Sie wurden deutlicher, wiederholten sich, wir zählten die Sekunden — es gab keinen Zweifel mehr, es war das SOS, der Notruf des Bergsteigers, der aus dem ewigen Eis zu uns drang.

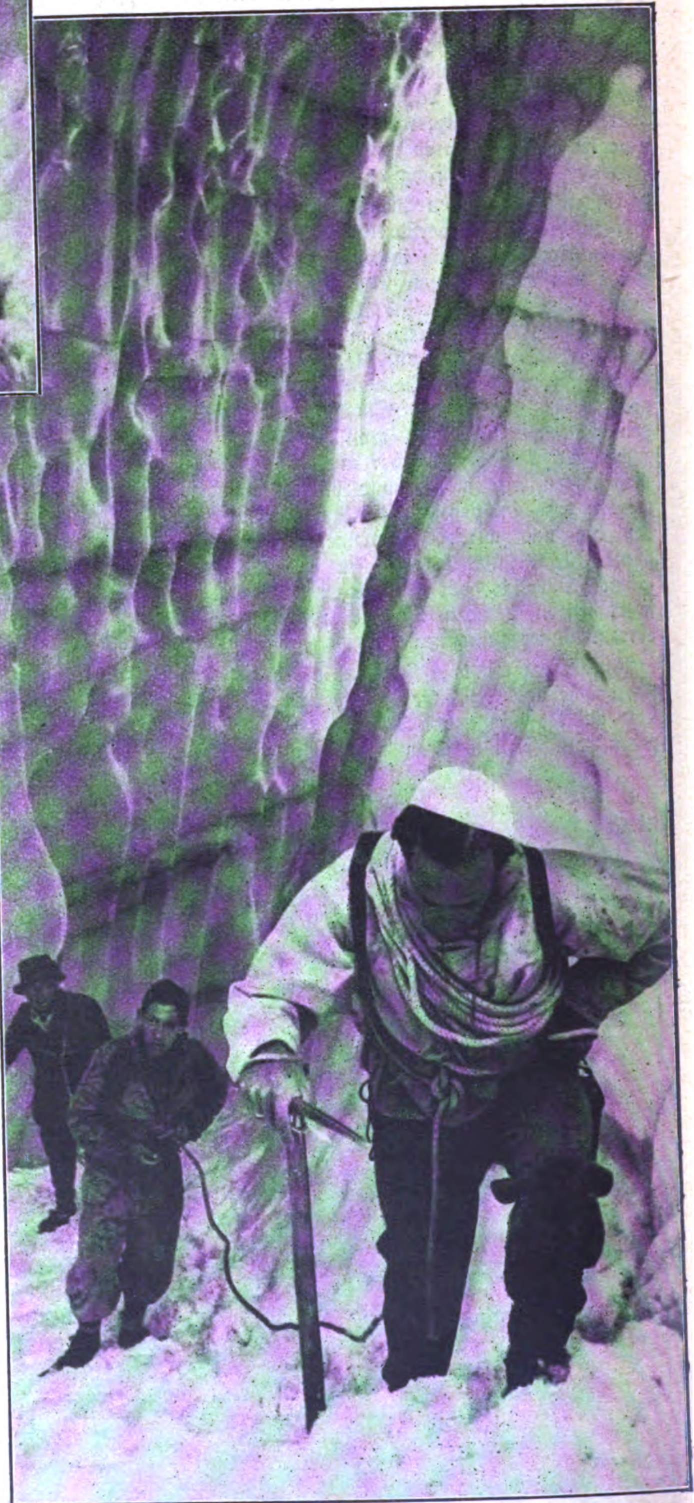
Ein paar Minuten der eiligsten Vorbereitung und wir waren bereits auf dem Wege, um unseren Freunden Hilfe zu bringen. Im Laufschritt ging's über die Moränenhügel unter der Hütte und hinüber auf die Gletscherzunge. Zehn Minuten später standen wir bereits im ersten Eisbruch, durch den wir uns gegen die vermutete Unfallstelle durcharbeiteten. Bald konnten wir uns bereits durch Rufe verständigen. In einer halben Stunde — sonst braucht man wenigstens die doppelte Zeit — standen wir vor einer bereits völlig erschöpften Frau. An dem tief eingerammten Pickel hielt sie am Seil den Kameraden, der in die Spalte eingebrochen war

Sofort wurde alles zur Rettung des Verunglückten vorbereitet. Durch das Gewirr gigantischer Spalten drangen wir bis zu ihm vor. Nach stundenlanger, anstrengendster Arbeit gelang es uns, ihn aus dem eisigen Gefängnis zu befreien. Es war bereits Nacht, als wir mit unserem erschöpften Gefährten glücklich die Hütte erreichten."

Dr. H. Franz.



Rechts: Glücklicherweise war der schwer Erschöpfte bei seinem Sturz unverletzt geblieben.



Nachdem sich der Verunglückte erholt hatte, wurde der gefährliche Rückmarsch durch das Spaltenlabyrinth ohne weitere Zwischenfälle durchgeführt.

Sämtliche Aufnahmen: Weltrundschau.

Aufnahmen des Spanien-Films „DIE GEISSEL DER WELT" (KAMPF UM SPANIEN)

Aufnahmen: Hispano-Film.

Ein von den Nationalisten im Kampfe erbeuteter Tank sowjetrussischer Herkunft.



Gedenktafel auf der internationalen Brücke zwischen Frankreich und Spanien bei Irun.
Übersetzung der Inschrift auf der Tafel: 1936, 5. September, Einnahme von Irun durch die Navarros. Bürger, sieh diese Fahne, das Symbol des großen Spaniens. Tritt ein, wenn du sie nicht vergessen hast. Kehre um, wenn du sie mißachtest.

Schnappschüsse aus Amerika



Amerikanische Rekordwut auch in der Kunst

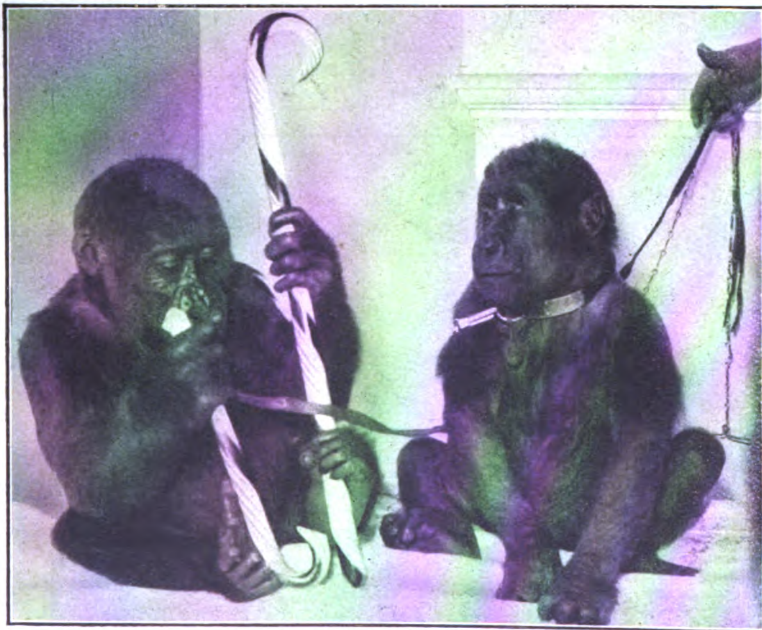
Die Bildhauerin Katherine Stuberg modelliert die 125. Büste Hollywooder Größen. Ihr „Opfer“ ist Patricia Havens-Monteagle, die in Hollywood wegen ihrer Nackenlinie berühmt ist. Katherine Stuberg scheint durch die Massenproduktion etwas ermüdet zu sein.



Zwei Löwenjunge, Betty und Mikey, in einer Handtasche.

Sie wurden im Chikagoer Zoo geboren und blicken harmlos und zutraulich in die noch etwas fremde Welt.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild



Links: So eine Gemeinheit!

Miß Congo, zur Linken, hat ihrer Freundin, Miß Suzette, den Pfefferminzstock entrissen, den Suzette vom Wärter als Geschenk erhalten hat. Wie wenn Miß Congo nicht genug an ihrem eigenen Stock hätte! Congo scheint die Stärkere zu sein, denn Suzette läßt es bei einem empörten Blick bewenden.



Rechts: Perspektiven amerikanischen Schönheitsideals:

So macht eine amerikanische Gummifabrik Reklame für ihre Badekostüme 1937.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 2 / DONNERSTAG, 14. JANUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Die Rettung aus der Watzmann-Ostwand.

Die Männer der Bergwacht mit den aus 7tägiger Bergnot befreiten Münchener Bergsteigern beim Abtransport.

(Siehe auch den Sonderbericht des „I. B." im Innern des Blattes.)

Aufnahmen Fritz Boegner und Berthold Fischer

Bergwacht-Männer entreißen dem Berg seine Opfer

Die kühne Rettungsexpedition an der Watzmann-Ostwand bei Berchtesgaden



Abtransport der beiden geretteten Bergsteiger in schwerstem Schneesturm von der Wimbachgrieshütte (ca. 1500 m Höhe) über ein Lawinenfeld.



Richard Siebenwurst, Leiter der Bergwacht und der gesamten Rettungsarbeiten.



Die Geretteten, in Schlafsäcke, Decken und Ölhaut eingepackt, werden bei kurzem Aufenthalt hinter dem Wimbachschloß neu gebettet.



Sepp Aschauer, der Führer der eingestiegenen Rettungsmannschaft.



Noch eine halbe Stunde, und es ist alles geschafft. Die Rettungsexpedition der Bergwacht nach in 5 Tagen und Nächten vollbrachtem schweren und gefahrvollen Werk im Tal bei Wimbachlehen.



Dr v Kraus leistete die erste ärztliche Hilfe an der Watzmann-Südspitze.

Aufnahmen: Fritz Boegner und Berthold Fischer.



Oberförster Hellersberger, der von St. Bartholomä am Königssee aus 6 Tage lang die Bergsteiger eingesehen hat und seine Beobachtungen der Rettungsmannschaft übermittelte.



Die geretteten Bergsteiger werden auf der Wimbachbrücke in der Ramsau ins Sanitätsauto gebracht. Von links: Wiggerl Gramminger, Hans Ruder und einer der Vettern Frey, die bei ihrem unüberlegten Kletterversuch 7 Tage in der Watzmann-Ostwand verbringen mußten.



Bergführer Sepp Aschauer, der die gefahrvolle Rettungsexpedition über die Südspitze leitete, erzählt nach der glücklichen Heimkehr anschaulich von der schweren Arbeit im Fels. Die Rettung geschah in letzter Minute: der eine Stunde später einsetzende schwere Schneesturm hätte auch der Rettungsmannschaft die Rückkehr abgeschnitten.



Heimgekehrt nach vollbrachter Tat! Die Rettungsmannschaften der Bergwacht und der auf Veranlassung des Führers entsandten Abteilung des Jäger-Infanterieregiments 100 beim gemeinsamen Mahl. Von links: Siebenwurst; Hauptmann Goltmann (Bergwacht); Oberleutnant Raithel (Jäger-Infanterie-Regiment 100); Kurz, Dr. v. Kraus und Aschauer (Bergwacht).



Hartl Steinberger,



Herbert Peidar,



Gottlieb Rosenschon,



Wiggl Schmaderer,



Adolf Göttner,



Wiggerl Gramminger,



Jäger Fr Schwaiger,

die Männer der eingestiegenen erfolgreichen Rettungsmannschaft.

Ein Festabend in der Hauptstadt der Bewegung

Empfang bei Gauleiter Adolf Wagner zur Begrüßung von Clemens Krauß.

Anfang Januar 1937 trat der neue Generalmusikdirektor der Münchener Staatsoper, Professor Clemens Krauß, sein Amt an und dirigierte eine festliche Aufführung der „Walküre". Anschließend daran gab der Gauleiter des Traditionsgaues, Innenminister Adolf Wagner, vom Führer neuerdings auch mit der Leitung des bayerischen Kultusministeriums betraut, einen Empfangsabend, der die Kulturwelt der Hauptstadt der Bewegung, die Spitzen von Partei, Staat und Wehrmacht in großer Zahl zu einem zwanglosen fröhlichen Beisammensein vereinigte.



Links: Clemens Krauß dirigiert die „Walküre" in der Staatsoper München.



Frau Wagner, der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß und Frau Heß in der Ehrenloge während der Festvorstellung.



Nach der Festaufführung der „Walküre" im Regina-Palast-Hotel
1. Kammersänger Hans Hermann Nissen (der den „Wotan" sang); 2. Generalmusikdirektor Clemens Krauß; 3. Viorica Ursuleac-Berlin („Sieglinde"); 4. Staatsopernsängerin Cäcilie Reich, 5. Gauleiter Adolf Wagner; 6. Ministerpräsident Siebert; 7. General Döhla; 8. Kammersänger Rühr; 9. Kammersänger Ludwig Weber („Hunding").



Gauleiter und Staatsminister Adolf Wagner und Frau begrüßen nach der „Walküre"-Aufführung im Nationaltheater der Hauptstadt der Bewegung die Gäste aus den Kreisen des Münchener Kulturlebens, der Partei und des Staates im Regina-Palast-Hotel.



Der neue Generalmusikdirektor der Münchener Staatsoper tritt sein Amt an.
Professor Krauß (links, stehend) und Viorica Ursuleac-Berlin (rechts).



1. Generalmusikdirektor Clemens Krauß, 2. Reichsleiter General d. Inf. Ritter v. Epp, Reichsstatthalter in Bayern, 3. Ratsherr Emil Maurice, bayerischer Handwerksmeister.



Von links: Frau Walleck, Generalintendant Oskar Walleck, Frau v. Eberstein und (ganz rechts) Polizeipräsident Obergruppenführer Frhr. v. Eberstein.



Eine Szene aus den Ballettdarbietungen der Bayerischen Staatstheater, mit denen die Gäste des Empfangsabends unterhalten wurden.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (7), v. Fladung (1).

Japan

feiert das antibolschewistische Abkommen mit Deutschland

Der Abschluß des deutsch-japanischen Abkommens über die Bekämpfung des Kommunismus ist in der japanischen Öffentlichkeit mit großer Begeisterung begrüßt worden. Ihren Ausdruck fand diese Begeisterung in einem großen Laternen-Umzug in Tokio



Botschaftsrat Noebel von der deutschen Botschaft in Tokio begrüßt in Vertretung des erkrankten Botschafters von Dirckſen die begeisterte Menge anläßlich des feierlichen Laternen-Umzugs. Die Aufnahme zeigt das Heil auf den Führer, in das die Japaner freudig einstimmen



Führer der Nationalen Arbeitergewerkschaft Tokios sprechen während des Umzugs zu den Massen und erklären ihren Zuhörern die große Bedeutung des geschlossenen Abkommens.

Aufnahmen Weltbild

Ein Teilausschnitt aus dem von der Nationalen Arbeitergewerkschaft in Tokio veranstalteten feierlichen Laternen-Umzug, an dem ungezählte Tausende von Männern und Frauen teilnahmen.

BEI DEN NATIONALEN KÄMPFERN IN SPANIEN





Vereidigung von jungen Franco-Soldaten.
Aus allen Teilen des befreiten Spaniens strömen neue Freiwillige zu den Truppen des Generals Franco. Nach der Vereidigung küssen Offiziere die Fahne. Auf dem Balkon erkennt man den greisen General Cabanellas.



Marguerites, die Frauenorganisation der spanischen Karlisten, nähen Wintersachen für die Soldaten an der nationalen Front.

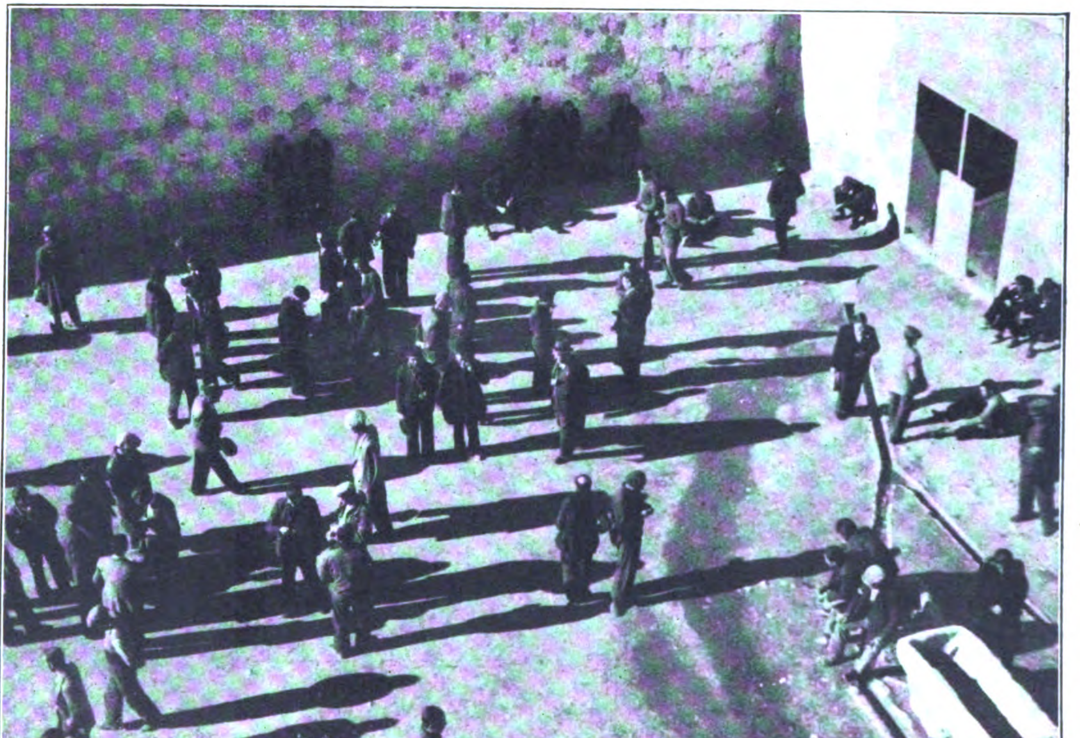
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Freiwillige Krankenpflegerinnen betreuen einen durch Kopfschuß verwundeten Kämpfer im Lazarett.



Feldgottesdienst vor der Vereidigung der bei den nationalen Truppen neu eingestellten Freiwilligen

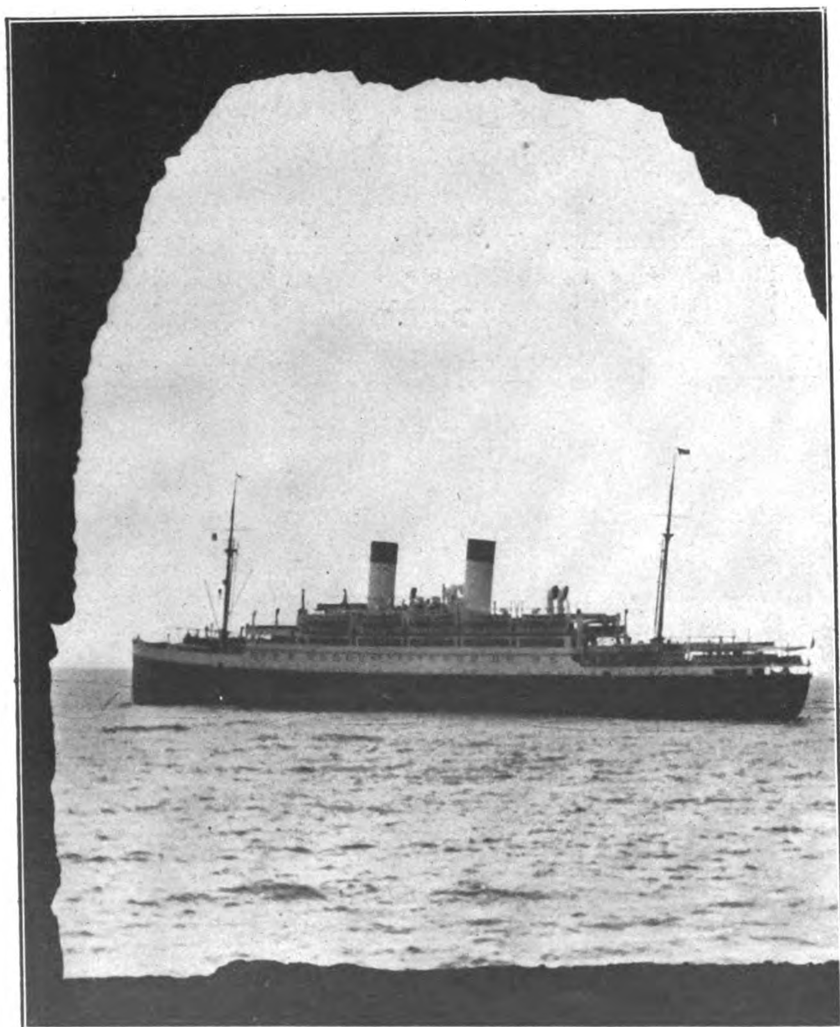


Im Gefängnishof von Toledo.
Im Gegensatz zu den brutalen Methoden der Roten, die ihre Gefangenen martern und quälen, hat sich die nationale Regierung in Spanien nicht von den Grundsätzen der Menschlichkeit entfernt. Trotz zahlloser Schandtaten führen die marxistischen Gefangenen der nationalen Regierung in den Gefängnissen ein gesichertes Dasein, das ihnen auch ein gemächliches Plauderstündchen ermöglicht.

Willkommen auf La



Sie grüßen mit dem deutschen Gruß.
Auf dem Balkon des Parteihauses stehen Mitglieder der Mädchenabteilung der Falange Española und gedenken des Führers Deutschlands mit dem Gruße des Dritten Reiches.



Auf der Reede von Santa Cruz de La Palma hat die „Monte Rosa" festgemacht, um ihre Fahrgäste auszubooten.



Rechts: Blick in die Hauptstraße der kleinen spanischen Stadt La Palma, die festlich geschmückt war und auch eine Ehrenpforte der Falangisten aufwies.

Palma!

Die Falangisten von La Palma auf den Kanarischen Inseln empfangen die Deutschen des Motorschiffes „Monte Rosa"

Bei seiner letzten Südamerikafahrt legte das deutsche Motorschiff „Monte Rosa" auch in Santa Cruz de La Palma auf den zu Spanien gehörenden Kanarischen Inseln an Dort wurden die deutschen Fahrgäste von der nationalen Partei, den Falangisten, aufs herzlichste willkommen geheißen. Sie überbrachten eine Einladung des Inhalts: „Wir erlauben uns, die Touristen, Offiziere und Besatzung des deutschen Motorschiffes „Monte Rosa" zur Teilnahme an vorstehenden Veranstaltungen, die zu ihren Ehren als Willkommen und Begrüßung stattfinden, ergebenst einzuladen. Heil Hitler! Arriba España! Die Kommission." Die Straßen und Häuser waren auf das Festlichste geschmückt Die Sympathiekundgebung fand ihren Ausklang im gemeinsamen Gesang der nationalen Lieder und in einer Huldigung für den Führer des Dritten Reiches.

Schöne Mädchen von La Palma in ihrer kleidsamen Nationaltracht überreichten den Fahrtteilnehmern die schönsten Blumen der lieblichen Insel und kredenzten später im Parteihaus auch den Ehrentrunk.



Sämtliche Aufnahmen: M H Ehlert.

Das Parteihaus der Falangisten in La Palma hatte reichen Flaggenschmuck angelegt; zu Ehren der deutschen Besucher grüßte sie auch die deutsche Flagge.



DIE BLUT-SPUR DES KOM-MUNIS-MUS

Zusammenstoß zwischen Polizei und streikenden Textilarbeitern im Staate New Jersey (Nordamerika). Wie überall, so schürt auch in den Vereinigten Staaten die rote Hetze zu blutigen Unruhen. Die geringe parlamentarische Bedeutung des Kommunismus in Amerika darf über seinen tatsächlichen Einfluß nicht täuschen

zeigt mit erdrückendem Beweismaterial das „J.B."-Sonderheft: **Antikomintern**



Erschossene Geiseln in den Straßen Talaveras.
Wie fast in allen Orten, die von den roten Mordbrennern geräumt werden mußten, wurden auch hier von ihnen die nationalistischen Geiseln kurz vor dem Abzug erschossen.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

4. Fortsetzung.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Autovertreter Grote und die Laborantin Annelies Hagedorn, ein hübsches, frisches Mädel, zwei echte Kinder unserer Zeit, lernten sich in einem Münchener Bad kennen und finden Gefallen aneinander. Sie beschließen, an einem der nächsten Abende sich wieder zu treffen, und bestimmen als Ort des Stelldicheins das Café „Europa", in welchem die mexikanische Tänzerin Conchita auftritt. – Conchita ist ein blutjunges Ding, dessen sich ein Kollege und Landsmann namens Ortega angenommen hat, allerdings in einer Weise, die der kleinen Tänzerin auf die Dauer wenig zusagt, denn er verfolgt und plagt sie mit seiner Eifersucht, überwacht mit Argusaugen jeden ihrer Schritte und versteht es, sie von der Umwelt völlig abzuschließen; und um dies durchzusetzen, ist ihm jedes Mittel recht. Noch unerträglicher aber wird sein Verhalten, als er einen bestimmten Verdacht schöpft, und der richtet sich gegen einen Martinez de Lopa, zu dem Conchita in irgendwelcher Beziehung zu stehen scheint! Außerdem treibt sich da noch ein Landsmann herum, der Deutschmexikaner Hasse, der leichtlebige Sohn eines halbbankrotten Großgrundbesitzers. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch er sich für Conchita mehr interessiert, als es dem scheeläugigen Ortega lieb ist. Von diesem „Stand der Dinge" allerdings wissen Annelies und Grote nichts, als sie sich an dem festgesetzten Tage treffen und ins Café „Europa" setzen, wo sie, indes sie auf Conchitas Auftreten warten, sich sehr angeregt miteinander unterhalten. Inzwischen hat sich Herr Kubitschek, der Geschäftsführer des Cafés „Europa", entschlossen, den Senor Ortega in seinem Hotel aufzusuchen, woselbst er den Mexikaner in Gesellschaft Adelitas, der Vorgängerin Conchitas, antrifft. Die verblühte Adelita macht vergebliche Versuche, ihre frühere Stellung bei Ortega wieder einzunehmen, wobei ihr die Tatsache zustatten zu kommen scheint, daß Conchita das Hotel „Elite" fluchtartig verlassen hat. Ortega ahnt nicht, daß sie sich in der Pension befindet, in der Martinez de Lopa wohnt. Hier wohnt auch Annlies Hagedorn, die nach ihrer Heimkehr von ihrer Freundin Hedda, der Hausdame eben dieser Pension „Kontinental", mit Conchita zusammengebracht wird, um mit Hilfe ihrer spanischen Sprachkenntnisse eine Verständigung mit dem verängstigten Flüchtling herbeizuführen.

Indes erteilt Ortega seiner ihm noch heute hörigen früheren Geliebten Adelita den Auftrag, Conchita ausfindig zu machen, was mit Hilfe des geschwätzigen Stubenmädchens Adele der schlauen Katze nur zu bald gelingt. Über ihren Erfolg erstattet sie Ortega umgehend Bericht, und um Conchita wieder in seine Gewalt zu bekommen, legt Ortega sich einen teuflischen Plan zurecht. Er übergibt Adelita ein Fläschchen voll mit dem geheimnisvollen Gift, das er Träumesüß nennt. Durch dieses Gift soll Conchita betäubt werden, und er will sie dann in seinem Wagen rasch über die Grenze bringen.

Ihre Lippen zuckten, aber sie behielt sich auch jetzt in der Gewalt.

„Habe auch noch nie von einem Mann gehört, der seiner früheren Geliebten, wie du sagst, zumutet, ihm die Nachfolgerin und künftige Frau in die Arme zu treiben. Du fährst dann davon. Hast alles, was du dir wünschst: die Frau, Geld, Kontrakte. Soll ich dann am Straßenrand stehenbleiben und mit dem Taschentuch nachwinken?"

„Brauchst es nicht umsonst zu tun", versetzte er. „Ich bin gewöhnt, zu zahlen. Ich bezahle auch dich!"

Sie brauchte einige Zeit, um sich zu fassen. Sie benutzte diese Zeit, um die Puderdose in ihre Handtasche zu tun. Dann nahm sie die Phiole vom Tisch und betrachtete sie lange in der hohlen Hand.

„Also wieder das alte Lied: ein Trinkgeld und einen Tritt. Aber täusche dich nicht. Nichts bleibt ungestraft. Auch du wirst es erfahren müssen. Wer weiß, wie bald."

„Jeder sehe selbst zu", versetzte Señor Ortega kühl. „Ich bin bereit, zu bluten Das was du schon hast, und noch fünfhundert."

Sie maß ihn mit ausbrechendem Haß.

„Das wagst du mir zu bieten? Ich weiß, du warst immer schon ein Knicker. Es ist dir angeboren, zu feilschen. Ich bin einverstanden, wenn du eine Null anhängst."

Sie wußte, daß er keine andere Helferin finden konnte. Und sie fürchtete auch nicht, vor den Kopf gestoßen zu werden. Dazu wußte sie bereits zu viel. So hatte sie es leicht, hart zu bleiben. Er rechnete ihr vor, welche Auslagen und Verluste er zu tragen habe, im „Europa" eine Konventionalstrafe, eine kostspielige Reise zu zweien und keine Aussicht auf einen neuen Kontrakt für die nächste Zeit. Vielleicht waren Jahre, sicherlich aber Monate erforderlich, um Conchita gefügig zu machen, und nichts gab es umsonst in fremden Ländern und Städten.

„Gib dir keine Mühe", versetzte sie. „Ich weiß, du schwimmst im Gelde. Und wenn dich dein eigenes Geld reut, so nimm das von Conchita. Dient die Ausgabe nicht zu ihrem Besten?" fragte sie hohnvoll

Er weigerte sich lange, aber zuletzt gab er nach, und nun erst verschloß Adelita die Phiole in ihrer Handtasche.

„Du wirst von mir hören", verhieß sie, „heute kann es nicht sein. Ich muß warten, bis ein Zimmer frei wird, dort wo sie sich versteckt. Ich brauche Zeit. Ich will nicht unvorsichtig sein. Und jetzt will ich die Droschke nicht länger warten lassen. Die Spesen kommen auf dein Konto."

Sie erhob sich und ging ohne Gruß zum Eingang. Er blickte ihr eine Zeitlang mit stumpfen Augen nach. Aber plötzlich erhob er sich, eilte hinter ihr her und berührte sie am Arm.

„Nimm nicht zuviel", flüsterte er. „Fünf Tropfen genügen. Es könnte ihr sonst schaden."

XIII.

Die Rhododendron im Botanischen Garten stehen in einem Wäldchen aus Kiefern und Föhren Kleine Wege führen hindurch, und an den Wegrändern stehen Bänke aus Holz und Stein. Auch etwas fließendes Wasser gibt es, einen kleinen Bach, handtief und in Stein eingefaßt. Hierher kommen die Amseln und Finken, um ihren Durst zu löschen. Auf den Bänken pflegen alte Damen zu sitzen mit Stricknadeln und Wollknäueln. Manchmal werfen sie zur Erfrischung einen Blick auf die in allen Farben blühenden Rhododendron oder auf die Staffeleien der vielen Malersleute, überwiegend weiblichen Geschlechts, die hier plötzlich aufgetaucht sind, um etwas von dieser überwältigenden Farbenpracht festzuhalten.

Nicht weit davon gibt es ein Gartencafé mit runden Tischen unter buntgestreiften Pilzschirmen. Man konnte hier Kaffee haben, Tee, Limonaden. Eis und Kuchen in reichlicher Auswahl.

Hierher hatte sich Annelies mit Grote zusammenbestellt. Sie hatte sich um eine Viertelstunde verspätet, was sonst nicht ihre Gewohnheit war, aber sie war ohne Schuld daran. Sie gedachte schnell durch den Eingang zu schlüpfen, aber da wurde sie von einem himmellangen SS.-Mann abgefaßt

„Militärische Pünktlichkeit" sagte dieser SS.-Mann mißbilligend, „ist den Frauen niemals beizubringen."

„Ah, Sie sind es, Herr Grote!"

„Freilich, wer sollte es auch sonst sein Und auch schon in Uniform, denn ich muß nachher zum Dienst. Ich hatte gehofft, ich würde eine Viertelstunde gewinnen, wenn ich nachher nicht heim muß zum Umziehen. Um diese Viertelstunde haben Sie mich gebracht. Aber ich werde schon mit der Rechnung kommen dafür."

„Und wie wird diese Rechnung aussehen?"

„Wir wollen später darüber sprechen", schlug er vor. „Wir wollen erst einmal durch den Eingang gehen."

Sie wollte am Eingang entrichten, was vorgeschrieben war, aber er ließ es nicht zu.

„Lassen Sie mich machen. Soldaten kriegen es um die Hälfte. Das ist gute alte Regel. Ich weiß nicht, wer sie aufgebracht hat, aber es muß ein weises Haupt gewesen sein. Denn was macht der Soldat, wenn er keinen Dienst hat? Er sucht Anschluß. Aber auch davon später mehr. Jetzt legen Sie erst einmal Rechenschaft ab, warum Sie sich verspätet haben?"

„Ach", sagte sie und ihr Gesicht wurde betrübt, „das ist eine lange Geschichte. Es ist so viel geschehen seit wir uns zuletzt gesehen haben Wollten wir nicht zusammen die Conchita sehen? Aber die Conchita blieb aus. Und Sie können unmöglich erraten, wohin sie geraten war. Ich wohne in einer Pension Nicht weit von hier. Dort hält sie sich auf."

„Wer?" fragte Grote erstaunt.

„Sie, die Conchita", versetzte sie. „Wir haben uns dort am Ausgang vom „Europa" verabschiedet. Es war wohl ziemlich spät. Und als ich eine halbe Stunde später zu Hause ankam, wen fand ich da? Die Conchita. Sie hatte so ein Ding an, halb Abendkleid mit einem leichten Mantel darüber, und unterm Arm hatte sie ihre Handtasche, gefüllt mit Schmuck Aber sie war ohne Geld, und sie kann kein Wort Deutsch, und die Leute in der Pension kein Wort Spanisch, außer Herrn Hasse, aber der war ausgegangen, und außer Doktor de Lopa, aber der war verreist Und neben ihrer Handtasche voll Schmuck hatte sie einen Zettel mit, und auf dem Zettel stand die Adresse von Doktor de Lopa, und den wollte sie unbedingt sprechen Aber kein Mensch konnte ihr begreiflich machen, daß er abwesend war, und gehen wollte sie nicht. Und also warteten sie alle auf mich, damit ich den Dolmetsch machen sollte. Conchita aber, sobald sie mich in ihrer Muttersprache reden hörte, hing sich an mich, gab mir die süßesten Namen und ließ mich auch nicht wieder los. Sie hat sich bei mir in den Schlaf geweint. Ich selbst bin wenig zur Ruhe gekommen. Meinen Dienst habe ich auch nur halb getan, und jetzt wollte ich sie mitnehmen in den Botanischen Garten, aber sie war nicht zu bewegen, das Haus oder auch nur das Zimmer zu verlassen. Sie hat sich eingeschlossen, und zuvor habe ich in ihrer Gegenwart der Hausdame sagen müssen, Doktor de Lopa sofort zu ihr zu führen, sobald er das Haus betritt. Darum bin ich jetzt zu spät gekommen."

Grote verbiß sich das Lachen

„Aber wozu die ganze Aufregung? Wer ist denn dieser Doktor de Lopa, der nicht da ist, wenn er so notwendig gebraucht wird?"

„Doktor de Lopa", erklärte Annelies streng, „ist ein Landsmann von Conchita. Sein Vater ist einmal Minister in Mexiko gewesen, aber jetzt wird er verfolgt. Der Sohn hat in Deutschland studiert. Er arbeitet hier am physikalischen Institut. Haben Sie je von den Miethschen Versuchen gehört?"

Grote verneinte ausdrucksvoll

„Auch ein Japaner, Nagaoko", erläuterte sie, „arbeitet in derselben Richtung. Aber beide Versuche haben

Fehlerquellen. Nun, er braucht noch viel Zeit, um positive Ergebnisse zu bekommen Ich schätze ihn sehr Er lebt ganz seiner Arbeit."

„Er lebt ganz seiner Arbeit in der Richtung der Versuche der Herren Miethe und Nagaoko Gut. Ich habe nicht den Schimmer einer Ahnung, was diese Versuche bezwecken. Aber das ist auch Nebensache. Was hier erklärt werden muß, das sind die magnetischen Einflüsse, die dieser mexikanische Doktor auf seine Landsmännin Conchita ausübt."

„Aber Herr Grote", versetzte Annelies strafend, „die beiden lieben sich doch. Sie haben miteinander einen Teil ihrer Jugend verbracht, bis Doktor de Lopa flüchten mußte. Conchita ist Tänzerin geworden. Früher war sie eine Art Magd im Hause seiner Eltern."

„Jetzt bin ich im Bilde", erklärte Grote. „Aber was hätte da Conchita hier bei uns im Botanischen Garten zu suchen gehabt?"

Sie rang gelinde die Hände.

„Verstehen Sie mich denn nicht, Conchita braucht doch Hilfe. Haben Sie nicht selbst gesagt, daß dieser Gitarrespieler, dieser Spanier, dieser Mexikaner, ein Ekel ist? Und ihm ist Conchita ausgeliefert. Er hat ihren Paß, ihr Geld und ihre Verträge, und er verfolgt sie mit seinen Anträgen. Ach, es sind keine Anträge mehr. Es sind Überfälle. Es ist wahr, sie gesteht es ein, er hat sie zu dem gemacht, was sie heute ist, aber ist sie darum Freiwild?"

„Ach so!" Grote verbiß sich noch einmal das Lachen. „Ein Bösewicht ist auch zur Stelle. Also gut. Mit dem werden wir schon fertig werden. Aber ich brauche eine feste und genaue Marschorder. Soll ich ihn erst verhauen und ihm dann die Papiere und das Geld abnehmen, oder erst Geld und Papiere abnehmen und dann verhauen? Ich nehme an, daß außer diesen zwei Möglichkeiten sonst nichts mehr in Betracht kommt Oder doch?"

Er besah erst seine Hände, offen und zur Faust geballt, und hielt sie dann in gleicher Weise empfehlend lächelnd Annelies vor die Augen. Sie sahen auch wirklich sehr vertrauenswürdig aus.

Annelies nahm trotzdem einen kleinen Schritt Abstand

„Ich fürchte, Sie nehmen mich und diese Sache nicht ernst genug."

„Doch", behauptete er, „ich nehme alles ernst, was von Ihnen kommt. Was also habe ich zu tun?"

„Wenn Sie uns nur raten möchten", sagte Annelies, „mir und Hedda, der Hausdame in der Pension Denn die hat die Verantwortung. Wir wissen nicht, wie wir uns verhalten sollen Wir haben Conchita nicht angemeldet. Weder in der Pension noch bei der Polizei, denn die Arme hat weder Papiere noch Geld und fürchtet sich maßlos vor Schwierigkeiten, die daraus entstehen könnten Und dann verleugnen wir sie am Fernsprecher, wenn nach ihr gefragt wird, und es ist schon mehrmals nach ihr gefragt worden"

„Wer hat gefragt?" wollte Grote wissen

„Wir wissen es nicht", antwortete Annelies.

„Unbekannten Leuten am Fernsprecher", belehrte er sie, „ist kein Mensch verpflichtet, Auskünfte zu geben. Und was die Polizei betrifft, die ist gar nicht so, wie ängstliche Gemüter glauben. Zur Anmeldung Fremder, zum Beispiel, gibt sie drei Tage Frist, und wenn diese Frist mal überschritten wird, na, da rückt sie auch nicht gleich mit dem Überfallkommando an. Und was nun diesen windigen Gitarrespieler betrifft, dem würde ich ja liebend gerne gute Sitten beibringen, aber wenn ich ihm jetzt einen kleinen Besuch mache, wird er sicher zu seinem Konsul laufen, weil er Ausländer ist und dann bekomme ich es mit dem A.A. zu tun. Wissen Sie überhaupt, was das ist?"

Sie verneinte

„Das Auswärtige Amt", fuhr er fort, sie zu belehren „Was aber schlimmer ist, auch mein Obersturm würde mich heillos zusammenstauchen Und das möchte ich doch lieber nicht riskieren, ehe es nicht unbedingt nötig ist. Wir wollen also vorläufig noch ein bißchen abwarten. Hoffentlich läßt dieser physikalische Doktor aus Mexiko nicht mehr lange auf sich warten Der hat wohl keine Ahnung, daß sich die Conchita die Augen nach ihm ausweint. Er ist doch richtig, der Junge, oder nicht?"

Er blieb stehen, klopfte sich auf die Armmuskeln und blickte Annelies erwartungsvoll an.

„Mhm! Ich weiß nicht", meinte sie „Solche Fäuste hat er natürlich nicht."

„Schade", meinte Grote. „Aber es wird doch reichen, um mit einem lausigen Gitarrespieler fertig zu werden? Noch dazu, wenn ihn die Liebe antreibt und die Rache wegen schlechter Behandlung des Engels Conchita? Ich will gerne dabei stehen und den Unparteiischen machen, damit der Gitarrespieler keine unerlaubten Griffe riskiert. Also Schluß jetzt mit Conchita. Es ist ja alles nur halb so schlimm. Ich hätte in eigener Sache auch noch ein Wort zu sprechen. Ich habe heute Nachtübung Vor morgen früh rücke ich nicht wieder ein. Und dann lege ich mich drei, vier Stunden auf die Nase. Aber mittags kann ich wieder antreten, und es wird angetreten, und zwar zu zweit"

Sie blickte ihn fragend an

„Morgen ist Samstag", fuhr er fort. „Wochenende. Soviel habe ich auch hineingerochen in Universitäten und ähnliche Institute, um zu wissen, daß da am Samstagnachmittag alle Talare gründlich gelüftet werden, damit nicht die Motten darüberkommen. Wir haben also Zeit. Ohne Widerrede. Gutes Wetter habe ich auch bestellt. Alles andere habe ich Wir machen also eine kleine Paddelfahrt zur Auslüftung. Sagen wir von Rosenheim den Inn abwärts. So weit wir wollen Bis wir Stop sagen. Ich habe einen Kollegen, Kare nennen wir ihn, er taugt nicht viel, und er hat auch mit Autos zu tun, den setze ich in meinen Wagen, damit er uns nach Rosenheim bringt und an der Landungsstelle auch wieder abholt. Es ist schon alles ausgemacht."

„Aber", wandte Annelies ein, „ich bin noch nie in meinem Leben in einem Paddelboot gesessen."

„Sie haben auch mal kein Wort Spanisch gekonnt, und jetzt können Sie es doch", entgegnete er. „Viel besser, Sie hätten sich mit Paddeln abgegeben, statt mit Spanisch. Ist viel gesünder Außerdem wäre Ihnen dann dieses südamerikanische Abenteuer erspart geblieben Also sind wir richtig, oder nicht?"

Sie schüttelte entschieden den Kopf

„Und Conchita? Was wird inzwischen aus Conchita?"

„Conchita", erklärte er geduldig, „bekommt den Zimmerschlüssel und soll sich einsperren, damit keine bösen Menschen zu ihr können. Außerdem kriegt sie eine nette Packung Schokolade und einen Armvoll Bilderbücher Ich werde ihr meine nettesten heraussuchen. Damit wird sie wohl auskommen, bis ihr Don als Retter erscheint oder bis wir zurückkommen."

Noch niemals hatte das Fräulein einen so gewalttätigen Menschen getroffen Er verfügte, er nahm in Besitz und überrannte alle Hindernisse

„Sind Sie eigentlich immer so?" fragte sie.

„Wie so?"

„So ausschließend eigenwillig", erklärte sie.

„Im Sturm", versetzte er erheitert, „sagen sie anders zu mir Im Pennal haben sie es auch anders ausgedrückt Aber lassen wir es ruhig dabei, es klingt schöner Ja, ich bin immer so Ich war immer so Ich war immer so und werde auch immer so bleiben. Aber das soll uns doch nicht hindern, gute Freunde zu sein Oder?"

Er hielt ihr die offene Hand hin

Sie schlug ein. Etwas zögernd zwar, aber das nahm er ihr nicht krumm

„Nein" sagte sie „Aber sind wir nicht eigentlich hergekommen, um die Rhododendron zu sehen?"

„Rhododendron" wiederholte er „Was für'n Wort! Haben Sie was von einer Ahnung, was das eigentlich für'n Zeugs ist Rhododendron?"

Sie lachte

„Rhododendron, natürlich, das sind doch Alpenrosen Das haben wir doch in der Botanik gehabt Hier natürlich sind sie hochgezüchtet und Kulturgewächse"

„So", meinte er, „Alpenrosen sind das Also, wenn das Alpenrosen sind, dann verzichte ich auf die Besichtigung. Alpenrosen sehe ich mir lieber oben an, wo sie wild wachsen Purpurrot die Blüten, und die Blätter müssen unten leicht haarig sein und entfärbt Ich hoffe, daß wir bald Gelegenheit haben werden, wir zwei, die Alpenrosen oben, wo sie wild wachsen, zu besuchen. Ich freue mich schon darauf, wenn wir uns jeder einen Buschen davon auf den Hut stecken."

XIV

Am andern Tag, kurz vor Mittag, stand Grote mit Annelies am Kai der Klepperwerft in Rosenheim und zeigte ihr einen nagelneuen Zweisitzer, der sich unten auf den Wellen schaukelte

„Fertig zur Fahrt", bemerkte er „Wie gefällt er Ihnen?"

„Silber und Blau" stellte Annelies fest „Farben, die ich liebe. Ich habe die Zusammenstellung in München gefunden, in der Amalienburg Aber was steht dort auf dem Wimpel? Ich kann es nicht lesen Der Wind leidet es nicht"

„Ich weiß keinen besseren Namen", erklärte Grote „Annelies' steht drauf. Natürlich!"

„Nein", widersprach sie

„Doch", bekräftigte er „Und das ist eine gute Gelegenheit, eine wichtige Frage zu regeln. Es kommt vor, daß so ein Boot kentert. Wir wollen nicht hoffen, daß wir kentern, aber es kommt vor Nun stellen Sie sich vor, wir liegen im Wasser, Sie und ich Wie es meine Pflicht ist, fische ich zuerst die Paddel auf und die Bootsleine. Alles andere ist im Boot und kann nur mit dem Boot absacken, aber nicht forttreiben. Nun sehe ich mich um nach meiner Partnerin Gnädiges Fräulein, rufe ich, bitte, wo sind Sie? — Sagen Sie selbst, Annelies, müßten da nicht sogar die Fische lachen? ‚Gnädiges Fräulein' und ‚Sie' als Anrede auf einer Bootsfahrt in einem Zweier! Also, das ist doch wohl ausgeschlossen, und infolgedessen wollen wir ‚Du' zueinander sagen, sobald wir unsere Sitze eingenommen haben. Bis dahin wollen wir noch ‚Sie' sagen – zum Abgewöhnen. Aber es dauert nur noch drei Minuten."

Annelies blickte betreten die Böschung hinunter. Die Werft lag nicht am Inn, sondern an einem Kanal, der fast schwarzes Wasser führte. Das frische Grün der Hänge und die Allee konnten es auch nicht freundlicher machen

Annelies zog es vor, zunächst keine Antwort zu geben.

„Werden wir auf diesem Wasser fahren?" fragte sie dann

„Nicht lange", tröstete er. „Ein paar Dutzend Paddelschläge, und wir sind im Inn Und der Inn ist grün und frisch. Aber jetzt muß sich das Fräulein umziehen."

„Umziehen?"

„In die Badehaut schlüpfen und die Gummikappe aufstülpen", erklärte er. „Und es ist Sitte, die Sache im Freien abzumachen."

„Gibt es noch mehr solche Sitten?" erkundigte sie sich.

„Wird sich alles zeigen", gab er vergnügt zur Antwort „Ich will inzwischen das Gepäck verstauen"

Beim Boot lagen prall gefüllte Gummisäcke, die Grote sachgemäß im Boot unterbrachte Bei der Art, wie sich Frauen heute anziehen, können sie sehr unauffällig in einen Schwimmanzug schlüpfen und brauchen obendrein nur wenig Zeit dazu. Annelies hatte sich mit so einem Ding aus Trockenwolle versehen, hübsch in den Farben, eng anliegend, warm und leicht zu bedienen. Die abgelegten Sachen verstaute Grote sorgfältig in einem weiteren Gummisack, den er prall mit Luft füllte und verschloß

„Für den Fall, daß wir kentern", bemerkte er beiläufig „So bleibt der Sack schön oben und geht nicht verloren."

Annelies fand, daß er reichlich Gepäck übernahm, aber da sie ja von der Sache nichts verstand, behielt sie ihre Meinung für sich. Sie mußte den Vordersitz einnehmen, damit er sie im Auge behalten konnte, und hatte vorläufig nichts zu tun als die Paddel quer vor sich auf den Bootsrand zu legen und die Hände darum zu schließen

„Fertig?"

„Fertig!" gab sie zurück

„Und wie sagen wir jetzt zueinander?"

„Du", antwortete sie

Er war zufrieden Mit raschen Paddelschlägen trieb er das Boot den Kanal entlang, der Einmündung in den Inn entgegen

Der Wimpel vorne, roter Grund, flatterte lustig im Winde Piratenfarbe, dachte Annelies, und dann kam ihr ein wenig zu ihrem Schrecken zum Bewußtsein, was die Fahrt zu zweit zu bedeuten hatte Diese Nußschale war eine Welt für sich. Sie trieb losgelöst von allen Ufern, hinaus ins Blaue, wer weiß wohin Die Kanalufer waren noch nahe Man konnte sie durch einen Ruf erreichen. Mütter führten oben auf der Böschung ihre Kinder spazieren Rentner saßen auf Bänken und lasen Zeitungen Kleine Hunde jagten sich kläffend den Weg entlang Aber bald traten die Ufer zurück Heftiger Wellenschlag erreichte das Boot. Das Wasser wurde grün Schaumkronen wirbelten heraus, und das Boot tauchte tief die Nase hinein Grote legte sich mit ganzer Kraft in die Paddel. Eine Widerwelle fegte über Annelies' Kopf hinweg und nahm ihr fast den Atem

„Keine Bange", sagte eine beruhigende Stimme hinter ihr „Es ist schon vorbei Wir haben es geschafft Das da ist schon der Inn."

An der Kanalmündung hatte ein Bagger vor Anker gelegen Wie ein Turm hatte er sich vom Wasserspiegel aus erhoben, aber jetzt blieb er rasch zurück wurde kleiner und verschwand Die Ufer traten weit auseinander. Schwache Böschungen aus Kies, mit Weidenbüschen dürftig bewachsen, ragten nur wenig über das Wasser. Kein Haus mehr und kein Mensch Blauer Himmel, grüne Wellen und manchmal eine räuberische Möwe. Das war die ganze Landschaft.

„So" versetzte Grote zufrieden, „jetzt kann ich mir in Ruhe eine Pfeife stopfen. Pfeife ist gut gegen die

Schnaken. Ich habe nichts übrig für das Gezücht. Wäre auch schade um dein Fell, Annelies Ich muß mich beständig zur Ordnung rufen, um es nicht mit der Fingerspitze zu berühren."

Sie zuckte ärgerlich die Achseln.

„Und jetzt", sagte er, „da ich mit der Pipe klar geworden bin, gehen wir an die erste Lektion mit den Paddeln. Die Hauptsache ist der Takt. Eins zwei, eins zwei, eins zwei, und nie aus der Ruhe bringen lassen, was auch kommen mag. Was kommen kann, sind Widerwellen, Strudel, Seichtstellen zum Aufsitzen und treibendes Zeug mit Spitzen und Kanten, um die Bootshaut aufzureißen. Also erst einmal Haltung der Hände. Damit wollen wir beginnen. Mit dem rechten Griff."

Sie war eine gelehrige Schülerin. Sie gab sich rechtschaffen Mühe, die wenigen Handgriffe rasch zu lernen. Die Hauptsache war sicheres Gefühl für Gleichgewicht. Und das brachte sie mit vom Skilaufen her.

„Der Blick für die Tücken der Strömung kommt erst später", belehrte sie Grote, zufrieden mit ihren Fortschritten. „Darum bin vorläufig ich der Mann auf der Kommandobrücke. Aber du hast alle Eigenschaften, Mädel, ein feiner Bootskamerad zu werden. So wie man sich ihn in seinen besten Stunden wünscht. Wie steht's übrigens jetzt mit deinen Händen, Annelies? Der erste Versuch kostet Blasen. Das läßt sich nicht umgehen."

„Noch ist alles in Ordnung, Herr Kapitän", erklärte sie, obwohl sie deutlich spürte, daß sich da an den Daumenballen etwas zu bilden begann, was nicht hingehörte.

Der Inn blieb gleichmäßig breit und reißend, und die Ufer blieben flach. Aber dann kam eine Stelle, wo die Ufer enger wurden und die Wasser wilder. Ein Felsblock versperrte den Weg und zwang den Fluß zu einer Krümmung nach rechts. Oben auf der Kuppe erhob sich weißgetüncht und nüchtern eine Kirche mit Glockenturm. Weitläufige Gebäude mit kleinen Fenstern schlossen sich an beiden Seiten an. Alles war eingefaßt von einer hohen Mauer. Kein Mensch war sichtbar. Ein Gefängnis, dachte Annelies. Sicher kein Haus des Glücks.

Auch Grote blickte hinauf.

„Ich bin noch nicht klug daraus geworden, was das ist", bemerkte er „Ein Gefängnis ist es nicht. Wahrscheinlich ein Kloster. Es ist gut so. Nach dem Kloster kommt gleich der Friedhof. Wir aber wollen leben"

Später sah Annelies eine Stadt aus lauter Burgen auftauchen. Bastionen, Zinnen, mittelalterliche Dachhauben, gotisch geschweifte Torbogen Eine bewehrte Brücke führte von einem Ufer zum anderen. Vorwerke und Türme bewachten den Zugang.

„Wasserburg", erklärte Grote. „Und jetzt gut aufgepaßt, damit wir glatt durch die Brücke kommen. Wir nehmen den mittleren Bogen Es zieht hier ein bißchen."

Annelies war nun schon mit seiner Ausdrucksweise vertraut genug, um zu wissen, daß ziehen eine ziemlich eilige Strömung zu bedeuten hatte. Es gab heftige Strudel. Man mußte auf der Hut sein vor ihnen. Sie umkreisten das Boot wie ein Rudel Wölfe. Aber Grote steuerte glatt mitten hinein und kam rasch in die ziehende Strömung, die das Boot wiegte und fortriß. Noch ein Blick zurück, und die Stadt war verschwunden.

Und nun begann der schönste Teil der Fahrt zwischen Felsen und einsamen Waldhügeln Und hier verlor Annelies allen Maßstab für Zeit.

Die Sonne brannte nicht mehr wie in den Mittagsstunden, aber es blieb lau, da der Wind eingeschlafen war Nichts war zu hören als die Stimmen des Wassers und zuweilen ein Vogelruf. Grote reichte ihr zuweilen einen Bissen Schokolade oder eine Frucht. Auch er verhielt sich schweigsam, und sie war ihm dankbar dafür. Zum erstenmal in ihrem Leben bekam sie einen Begriff vom Flußwandern

Ihre Hände hatten beim Daumenballen nun richtige Blasen bekommen. Die ärgerliche Tatsache war nicht mehr wegzuleugnen. Grote bemerkte sehr gut, daß sie sich abquälte damit, aber da war wenig zu machen

„Gleich werden wir landen", bemerkte er.

Er äugte scharf voraus, und als er gefunden hatte, was er suchte, lenkte er das Boot aus der Strommitte an das Ufer und ließ es eine Drehung um die Achse beschreiben.

„Wir drehen bei", beschrieb er kurz dieses Manöver

Dann paddelte er gegen die Strömung und kam in ruhiges Brackwasser. Schilf rauschte auf, teilte sich und wurde von dem scharfen Bootsschnabel geknickt Dann sprang Grote mit der Bootsleine an Land und befestigte sie an einem Weidenstamm.

„So", sagte er befriedigt, „da wären wir Das ist eine Insel Wir hissen die Flagge und nehmen sie in Besitz Wir erklären Krieg jedem, der sie uns streitig machen will. Aber steige nicht ins Wasser Der Grund gibt nach Schlick und Lehm. Ich habe Material für eine ganze Kücheneinrichtung zwischen den Zehen Ich halte das Boot fest, dann kommst du gleich aufs Trockene."

Als sie an Land war, ging er noch einmal ins Wasser, um die Paddel und die Gummisäcke zu holen Zuletzt legte er das Boot kieloben auf den Strand.

„Es ist immer besser", bemerkte er sachverständig, „wenn das Boot innen und außen gut austrocknen kann. Ferner kann ein Boot, das kieloben an Land gezogen ist, nicht gut davonschwimmen. Und davonschwimmen darf es uns nicht, sonst sind wir aufgesessen, denn hier sind wir rings herum von Wasser umgeben. Wir sind ganz allein Weit und breit weder Haus noch Mensch. Aber wir haben alles mit, um uns unabhängig zu machen."

Es war freilich eine sehr kleine Insel, zwanzig Schritt breit und fünfzig Schritt lang. Weiden wuchsen darauf, Erlen und junge Birken Die Ränder waren von Schilf wie von einem Zaun umgeben. Nur Flußrauschen war zu vernehmen. Gezirp der gezierten Bachstelze und der Schrei einer Möwe Der Nachmittag ging über in den Abend.

Grote war emsig beschäftigt, die Gummisäcke auszupacken. Sie staunte, was alles zum Vorschein kam. Was er da auf einer ebenen Sandstelle ausbreitete, war unverkennbar ein Zelt. Sie entdeckte aber auch Kochgerät, Proviant und einen Schlafsack.

„Was treibst du da?" fragte sie.

„Erst baue ich das Zelt auf", erklärte er, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, „dann sorge ich für die Feuerstelle, und dann kochen wir ab. Das heißt, ich werde mich am Zelteingang vor das Feuer setzen, und du wirst kochen. Es gibt Speckkartoffeln, Salat und Tee. Ich habe auch eine gute Pulle dabei. Die lege ich jetzt gleich in das fließende Wasser, damit sie auskühlt."

„Aber inzwischen wird es Nacht!"

„Sicher", meinte er ruhig „Aber wir haben ja Zeit. Wir werden das Feuer nicht ausgehen lassen. Wir werden davor kauern und sehen, wie der Mond aufgeht und wie die Sterne steigen. Wir werden nichts hören als Gequake der Frösche, Raunen der Strömung und sachtes Rauschen im Schilf. Musik genug Und wir werden ganz allein sein. Wenn wir müde sind, werden wir uns im Schlafsack verkriechen, und morgen, wenn die Sonne aufgegangen ist, werden wir weiterfahren."

Er stand dicht vor ihr und blickte sie kühn an mit lachenden Seeräuberaugen Und plötzlich geschah etwas, was er nie im Leben erwartet hatte, und was sie nicht überlegt hatte. Sie schlug ihm ihre geballte Faust mitten ins Gesicht

„So war es also gemeint!"

Sonst sagte sie nichts. Sie wandte sich ab, ging ans andere Ende der Insel, möglichst weit entfernt von ihm, und kauerte sich an das Ufer Das Gesicht vergrub sie in den Armen.

Er blutete ein bißchen. Als er mit zwei Fingern die Nase befühlte, gewahrte er rote Tropfen. Er betrachtete sie mit leiser Verwunderung Dann ging er ans Wasser, kniete nieder und tauchte das Gesicht hinein. Als er die Blutung gestillt hatte, sah er sich nach Annelies um. Sie kauerte ganz klein noch am Ufer. Sie rührte sich nicht. Ihre Schultern zuckten Sie schien zu weinen, und es sah so aus, als würde sie niemals aufhören können zu weinen

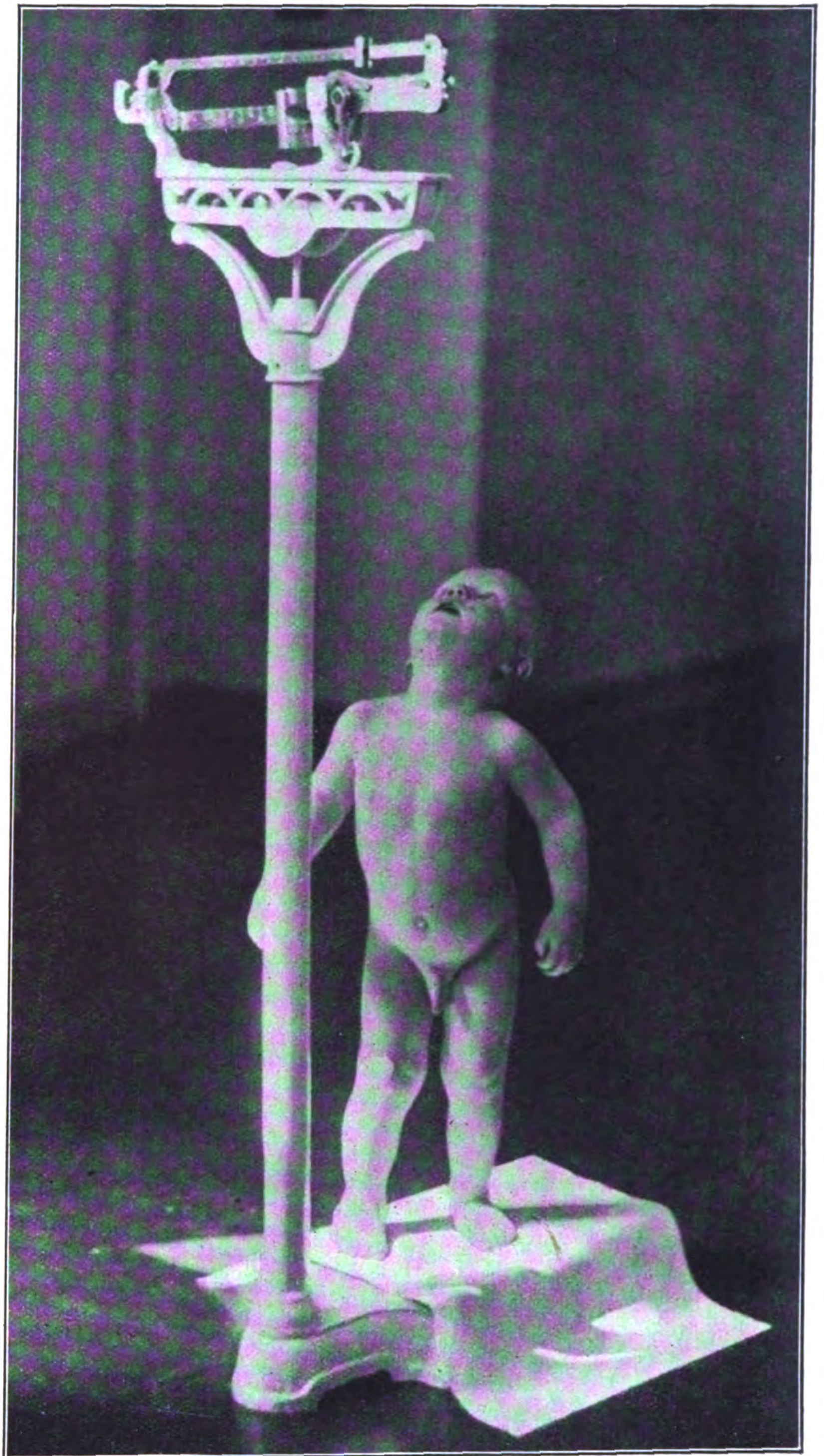
Er ging auf sie zu und stellte sich neben sie.

„Tränen", sagte er hart, „das ist die Sache von kleinen Mädchen, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen Deine Lage ist noch lange nicht verzweifelt. Eher die meine. Ich will keine Ausreden brauchen. Das alles war berechnet und vorausgedacht. Ich habe dich also absichtlich irregeführt. Die Folgen sollen auf mein Haupt kommen. Ich stehe da und will sie verantworten Gott's Donner, aber höre auf mit der Heulerei, die Frau, die ich liebe, soll mir vertrauen. Für Halbheiten bin ich nicht."

Mehr sagte er nicht. Dann ging er schweigend zurück und begann wieder zu packen. Nur die Bademäntel ließ er draußen liegen, denn es begann nun kühl zu werden Und als alles ordentlich, und so wie es sich gehörte, verstaut war, begann er das Boot umzudrehen und in das Wasser zu schieben. Als das Boot beladen war, nahm er es an der Leine und bugsierte es an die Inselspitze unmittelbar neben Annelies

„Du kannst einsteigen", sagte er frostig „Ich habe hier alles abgebaut. Hier ist dein Badeflausch Nimm ihn um, es wird kühl werden. Zurück können wir nicht mehr, aber vorwärts. Es gibt da einen Ort, namens Gars, den wir erreichen können. Ich werde dafür sorgen, daß du von dort sofort wieder weiter kannst"

Fortsetzung folgt.



Schwergewicht . .

Aufnahme: Holzapfel.

EHRICH KÖRDING:

STURMFLUT

Wir saßen in der kleinen Wirtschaft hinter dem Deich. Draußen bullerte der Weststurm und sang sein mächtiges Lied um den First des Hauses und in den hohen Pappeln davor. Und da erzählte uns denn der alte Kröger, der Wirt, die Geschichte von Timm, dem Korbflechter und Aalfischer.

Damals stand das Stück Vorland noch, das inzwischen vom Wasser gefressen wurde, weiter unten am Strom, wo der alte Deich wie ein Knie in den Strom vorsprang. Dieses Knie wurde vom neuen, stärkeren Deich dann abgeschnitten, und das Stück Vorland wurde preisgegeben. Es mußte sein, dafür war der Schutz nun um so wirksamer, dafür fand der wühlende, saugende und unablässig fressende Strom nun keinen Widerstand mehr, nun glitten seine Zähne an der steinernen Böschung des neuen Deiches ab.

Auf diesem vorspringenden Stück Land aber, auf dem Knie stand das alte, kleine Haus des Timm. Stand, als der neue Deich vollendet war, verloren zwischen altem und neuem Deich. Mehrere hundert Schritt hinter dem Häuschen stand der dunkle, scharfe Strich des Deiches unter dem Himmel, zog einen weiten Bogen, der das Vorland preisgab. Trotzdem hätte Timm zufrieden sein können, denn man hatte ihm ein schmuckes Häuschen hinter dem neuen, starken Deich erbaut. Nur einzuziehen brauchte er.

Das aber tat Timm nicht. Er hing an seinem alten Haus mit zäher, rauher Treue. Da setzte man ihm einen letzten Termin, bis zu dem er umgezogen sein mußte. Gut denn — am letzten Tage der Frist würde er umziehen, nicht einen Tag früher! Im letzten Augenblick. Und auch das nur, weil die Marie, die Frau, ihm immer wieder in den Ohren lag, auf die Hochwassergefahr hinwies, auf die Pflichten, die er ihr gegenüber hatte. Und der Klaus, der damals achtjährige Sohn? Sollte der noch eines Tages ertrinken? — Gut, also denn am letzten Tage, im Frühjahr — ihretwegen und für Klaus. Den Herbst und den Winter aber würden sie noch im alten Häuschen bleiben, und wenn — —! Nein, mit Timm war nichts anzufangen, wenn sein Trotz mitspielte.

Und dann war eines Tages im Dezember der Weststurm gekommen. Da war der Strom schon weithin mit Treibeis bedeckt gewesen. Einen Tag und eine Nacht lang hatte es um das Dach gejault und gepfiffen, in den Weiden gefirrt. Dann war es ruhig geworden. Nur die tiefhängenden Wolken stoben dahin, als seien sie auf der Flucht. Und als dann der graue Wintertag vergrämt aufdämmerte, da kam es aus Westen, dann aus Nordwesten dahergebraust, wuchs an zu tobendem Wüten. Da wurden die Eisschollen zurückgedrängt, trafen sich mit den stromabtreibenden, türmten sich übereinander, zerbrachen klirrend und knisternd. Und dann fing das Wasser an zu steigen, unaufhaltsam, übersät mit grauen Eisschollen.

In seinem Häuschen saß Timm neben dem Kamin, schnitzte an einem Besenstiel. Um das Haus gröhlte der Sturm, heulte und winselte in Spalten und Ritzen, schrillte in den alten Weiden neben dem Stall. Hin und wieder stieß der Atem des Sturmes den Rauch des Torffeuers in den Raum hinein, wo er langsam wallend unter der niederen Decke dahinzog.

Plötzlich fuhr die Frau, die neben Timm saß und Wäsche ausbesserte, schreckhaft zusammen. Was war das eben? Wie ein ferner Donnerschlag war es über das schon wieder in Abenddämmern zurücksinkende Land gezogen. Und horch — nun wieder, fern und drohend.

„Die sprengen das Eis wohl", brummte Timm gleichmütig, „wird sich irgendwo gestaut haben — bei dem Sturm auch." Er nickte bedächtig dazu.

Drüben am Strom aber drängte der Sturm das Wasser zurück, daß es umkehren mußte. Und es stieg und stieg. Mit wütender Gewalt wurden die Eisschollen auf die Steine geworfen, die den alten Deich außen schützten. Weiter stieg das Wasser, weiter drängten sich Eisschollen zu Hügeln und Bergen zusammen, türmten sich aufeinander, höher und höher. Gurgelnd versuchte das Wasser, sich einen Weg zu bahnen, hob das Eis, schob es dichter zusammen, floß an den Seiten ab, auf das Vorland hinauf, erklomm die flache Böschung des alten Deiches. Und während weiter oben Pioniere eine schwere Eisstauung sprengten, bauten Sturm und Strom hier unten einen Damm von Eis, der immer breiter und höher sich türmte.

Wieder grollte es dumpfdröhnend über das Land. Mit ängstlicher Frage sah Marie ihren Mann an. Er sah die stumme Frage, knurrte leise: „Na — Angst, Marie? — Werde mal eben nachsehen, bin bald zurück."

Umständlich zog er sich die hohen Stiefel an, die gefütterte Joppe, nahm den Südwester vom Haken und verließ das Haus. Als er die Tür öffnete, sprang der Sturm zischend herein, daß das Feuer blakend flackerte. Dann war es wieder ruhig im Zimmer, gemächlich tickte die alte Standuhr, emsig arbeitete die Frau. Timm würde aufpassen. Sie lächelte.

Draußen aber stemmte Timm sich gegen den fauchenden Sturm, der ihm die Tränen aus den Augen trieb, den Atem aus der Lunge preßte. Ah — das war ein Wetter, das war ein Sturm! Das war ein Kampf, das war ein mächtiges Auflehnen gegen die Ruhe, gegen das Gleichmaß der Tage, das wollte Vernichtung, wollte Fesseln sprengen!

Dann stand Timm hinter der Krone des alten Deiches, spähte in die graue Dämmerung hinein, in das wühlende Durcheinander. Er sah, wie das Wasser stieg, wie es einen mächtigen Wall gebaut hatte, sich selbst damit den Weg verlegte. Da erschrak Timm, da wußte er, daß nun die Gefahr nahte, daß es bald um Gut und Leben gehen konnte. Und siehe, weiter stromauf hatte das Eis sich auch gesetzt, auch dort lag ein grauer Damm quer über dem breiten Strom. Timm schritt am Deich entlang darauf zu. Bald sah er undeutlich, wie sich kleine dunkle Gestalten auf dem Eiswall bewegten. Und dann schoß ein greller Blitz auf, dem ein berstender Donnerschlag folgte. Eine breite Lücke klaffte im Eis. Timm schüttelte den Kopf. Nein, sie würden es nicht schaffen. Und wenn — ihm würde das nichts nützen. Im Gegenteil, wenn es ihnen gelang, den Damm zu sprengen, würde das dahinter aufgestaute Wasser die Gefahr für ihn nur vergrößern, würde an dem zweiten Eisdamm emporbranden — und dann — — und dann —?

Timm wandte sich ab und schritt wieder über das dunkle Land auf sein Häuschen zu, dessen Fenster traulich herüberglomm. Finster starrte er vor sich hin. — Nun, mochte es kommen, es würde nicht das erste Hochwasser sein, das um sein Haus brauste. Er blieb!

Als der fragende Blick der Frau ihn empfing, lächelte Timm grimmig. Aber er sagte nichts, legte ihr nur beruhigend eine Hand auf die Schulter. Da sah sie zu ihm auf und nickte; es war gut so — —

Dann war es dunkel in dem kleinen Haus, dunkel und still. Draußen aber sang der Sturm sein brausendes Lied, heulte und zischte um das Strohdach, peitschte die Weiden. Hin und wieder rollte ferner Donner unter den jagenden Wolken dahin, zuckte ein greller Blitz auf. Vom Strom her rauschte und knirschte es.

Plötzlich fuhr Timm hoch. Was war? Hatte er doch geschlafen? Ruhig ging neben ihm der Atem der Frau. Aber was war denn? Irgendwo klopfte ein losgerissenes Brett, und der Sturm heulte und jaulte. Timm lauschte angestrengt. War da nicht . .? Mit einem Sprung war er aus dem Bett, schlüpfte in die Kleider, in die hohen, feuchten Stiefel, ging leise, aber rasch hinunter.

Als er aus dem Haus trat, sprang ihn der Sturm eisig an, als wollte er ihn zurückdrängen. Blind lag die Nacht unter den schweren Wolken, die dicht über der Erde dahinstürmten. Timm beugte sich vor — was hörte er dort vor sich? Da war ein Geräusch, ein Ton — — ja, das war fließendes, quirlendes Wasser! Und nun vernahm er vom Stall her das angstvolle Plärren der beiden Ziegen, das Grunzen des Schweines. Als er sich dem Stall näherte, plantschten seine Füße durch raschströmendes Wasser. Da atmete Timm tief ein, da wußte er, daß er besser getan hätte, beizeiten in das Häuschen hinterm neuen Deich umzuziehen.

Er holte die Tiere aus dem Stall und brachte sie ins Haus, ebenso die Geräte. Rasch, aber ohne Hast tat er alles. Schon stand das Wasser an der Hausschwelle. Timm nickte, heute würde es schwer werden. Als er die Frau weckte, stand sie ruhig auf. Auch sie kannte Hochwasser, auch sie hatte schon mehr als eine Nacht oben auf dem Boden zugebracht. Aber als Timm sie ansah, da gewahrte er in ihren Augen eine tiefe Unruhe, eine suchende Angst, wie er es an ihr nicht kannte.

Sie brachten alles, was wertvoll war, nach oben. Allzuviel war es nicht. Dann öffnete Timm die Haustür, ließ das Wasser ein, damit es die Tür nicht eindrückte. So — mehr konnten sie nicht tun.

Dann saßen sie und warteten. Unruhig flackerte das Licht der Stallaterne, wenn der Sturm eine Böe gegen das Dach warf. Schweigend lauschten sie hinaus und hörten. Ließ das Toben des Windes nach, das sachte, Klicksen und Klucksen des strömenden Wassers, das heimliche Rauschen und Scheuern an den Wänden? Dann sahen sie sich wohl an, bis der Blick der Frau auswich und das kleine Bett suchte, in dem der Klaus schlief.

Timm leuchtete die Treppe hinab. Auf halber Höhe schon versank sie in schwarzem Wasser, das langsam weiter stieg, in dem kleine Wirbel ein unheimliches Leben anzeigten. Da nickte Timm wieder, und um seinen herben Mund grub sich eine scharfe Falte ein. Nun wurde es ernst. Und lange durfte es so nicht weitersteigen, das Wasser, sonst — —

Aber das Wasser stieg, stand dann dicht unter der obersten Treppenstufe. Hin und wieder ging es wie ein Stöhnen durch das alte Haus.

„Heda — holla — Timm!" klangen plötzlich lautrufende Stimmen herein.

Es war ein mit Nachbarn bemanntes Boot, das sich trotz Sturm und Gefahr zur Rettung aufgemacht hatte. „Kommt, das Wasser steigt noch!"

Aber da kam in Timms helle Augen ein hartes Licht, und sein Kinn schob sich vor. Nein — von seinem Hof ging er nicht, jetzt nicht, so nicht! Er öffnete die Dachluke und schrie es denen draußen zu. Aber die Frau und den Klaus sollten sie mitnehmen, und die Tiere, wenn es ging. Er aber wollte bleiben — nein, er ginge nicht, zum Teufel, nein!

Dann wandte er sich an Marie, die Frau. In seiner ruhigen, tiefen Stimme war ein spröder, harter Ton, als er sagte: „Du und Klaus, ihr fahrt mit! — Lange steigt das Wasser nicht mehr, so bleibe ich!" Und da sie sprechen wollte, herrschte er sie an: ‚Los, mach dich fertig — du brauchst nichts mehr zu sagen! Ihr fahrt — ich bleib!"

Da schwieg sie und fing an, das Nötigste zusammenzupacken. Dann nahm sie den kleinen Klaus und wickelte ihn in wärmende Decken. Draußen riefen die Stimmen und drängten zur Eile.

Dann nahm die Frau das Bündel Sachen und den Klaus und schritt zur Luke, durch die die Sturmnacht

schwarzgrau hereinsauchte. Wieder riefen sie und schrien, sie müßten abfahren, das Eis käme!

Timm sah seine Frau an und nickte ihr zu, ruhig und gut. Aber seine Augen zeigten ihr, daß er Abschied von ihr nahm. Da stand sie einen Augenblick lang zaudernd. Und dann legte sie das Bündel hin und den Klaus, trat an die schwarze Öffnung der Dachluke und schrie in den Sturm hinaus: „Fahrt zurück — wir bleiben! — — Ja, fahrt ab — und Dank!"

Da war der Timm mit einem Sprung neben ihr, wollte sie beiseitedrängen, das rettende Boot zurückrufen. Aber Marie sah ihn fest an und sagte nur: „Wir bleiben bei dir! Und sonst — ich springe aus dem Boot!"

Und Timm wußte, sie würde es tun, er fühlte, daß ihr Wille dem seinen gleich stark gegenüberstand. Aber er wußte nun auch, daß ihre Liebe zu ihm größer war als die Liebe zum Leben. Und er sah sie, wie sie dort stand, seine Frau, die Marie, dieser einfache, sich immer seinem starken Willen beugende Mensch; aber nun — stark, stärker als er! — Da ging ein Leuchten auf in den Augen Timms, er war mit einem Satz an der Luke und schrie, die Hände an den Mund legend, hinaus.

„Hee! Kommt zurück — kommt zurück! Wir fahren mit — kommt her!"

Dann stand er vorgebeugt lauschend, und neben ihm stand die Frau. Und sie hörten ferne Stimmen antworten. Wieder schrie Timm:

„Kommt zurück — helft uns!"

Bald darauf gewahrten sie in dem grauen Chaos von Wasser, Eis und Nacht den dunklen Schatten des Bootes, das sich wieder an das Häuschen herankämpfte. Das Wasser stand schon an der Böschung des Daches, so daß das Boot unter der Luke anlegen konnte. Es war ein großes, schweres Boot, es konnte die drei Menschen und die Tiere aufnehmen und noch manches an Hausrat und sonstigem Bedarf.

Als sie ablegten, mußten sie mit Stangen und Händen die schweren Eisschollen wegstoßen, die auf dem Wasser dahinknirschten. Da wußte Timm, daß der alte Deich zerborsten war und daß sein Häuschen den kommenden Morgen nicht erblicken würde. Hinter ihnen versank es im Dunkel. —

Bald darauf landete das Boot am neuen Deich. — Als der Morgen heraufdämmerte, ließ das Hochwasser nach, der Sturm hatte ausgetobt. Das alte Häuschen Timms aber war verschwunden und ein großer Teil des Vorlandes. —

So hat Marie Timm dem alten Kröger die Geschichte erzählt. —

HERBERT A. LÖHLEIN:

Die Nervenprobe

Um den knallroten „Flamingo" — der sogenannten „Todeskutsche" des Kunstfliegers Brettschneider stand ein Rudel Flugsäuglinge. Mitten unter ihnen Trude Eschenloher — das neue Opfer, das morgen früh den Zwischenflugschein machen wollte. In einer Viertelstunde ging es an den Start zum letzten Probeflug.

Ein herzloser Sadist stülpte seinen Hemdärmel auf und zeigte Trude einen schlecht vernarbten Fleischriß und ein Schienbein, das aussah wie ein Reibeisen. Der Mann hieß Peter Knüllewaz und wurde von den Leuten im Hangar als „Wasenmeister" bezeichnet — ein Ehrentitel für siebenmalige Bruchlandung. Trude streifte ihn insgeheim mit einem verachtungsvollen Blick von oben bis unten. So sah also ein Mann aus, der sieben gute Maschinen beerdigt hatte. Der Kerl grinste mit allem, was er hatte.

Ein anderer drängte Trude einen Knochensplitter aus seiner Brieftasche auf: „Talisman — stammt aus meiner Mittelrippe, nehmen sie das Ding nur, ich hab' noch 'n paar auf Vorrat!" . . .

Während Trude noch auf den Totenkopf starrte, der mit ekelhafter Ähnlichkeit auf den Rumpf des „Flamingo" gemalt war, stürzte aus den Hangars ein Monteur mit Bremsklötzen. Quer übers Rollfeld kam mit federnden Sprüngen der Pilot Brettschneider. Die Säuglinge wichen zurück und vergaßen das Feixen. Wer mit Brettschneider flog, stand mit einem Fuß im Grabe. Alle kannten seine Zicken, die er hämisch grinsend „Nervenproben" nannte.

„Hals- und Beinbruch, Trude!"

„Bei Bruchlandung Beine einziehen — mach's gut!" Brettschneider stand unbeeindruckt vor den blonden Locken: „Trude Eschenloher?" . . .

„Allerdings . . ." „Ihr bisheriger Fluglehrer ist heute verhindert. Sie fliegen mit mir — einverstanden?"

Brettschneider — sein Name klang wie ein Omen — wartete keine Antwort ab, sondern fuhr gleich fort: „Die Maschine hat Doppelsteuer. Ich werde Sie ein bißchen ‚fit' machen. Sie tun alle Handgriffe, als ob ich nicht vorhanden wäre. Schon getrudelt?" . .

Trude schluckte einen Knopf in den Schlund hinunter und antwortete mit fester Stimme: „Ja — zweimal!" — Dann hatte sie den Fallschirm in die Gurten, stieg hinter Brettschneider in den Vordersitz und schnallte sich gewissenhaft an.

Der Monteur drehte den Propeller an, und Brettschneider bremste den Motor ab.

„Aus?" — fragte der Monteur. —

„Aus!" — erwiderte der Pilot.

Trude sprach ein Stoßgebet und zog den Steuerknüppel mit Gefühl. Der „Flamingo" hüpfte zart und beinahe elegant übers Rollfeld, um dann mit Vollgas steil in die Luft zu schießen. Trude verspürte deutlich den Magen wie ein flatterndes Gasselsiegel nach unten drängeln. Der Schwanz des „Flamingo" wies auf die Erde.

Brettschneider beobachtete seine Flugschülerin gespannt, ließ sie ein wenig gewähren in den üblichen Spielereien, wie „Achtenfliegen" und ähnlichen Dingen, die das Selbstbewußtsein stärken. Dann ging er über zu seinen bewährten Mätzchen, die an das Fliegerherz rührten und jene Dinge ans Licht hoben, die man hat oder nie erlernt . . .

Brettschneider rührte mit dem Knüppel wie in einer Teigschüssel, was der „Flamingo" mit wundervoller Präzision sofort beantwortete und auf Trude sofort sichtlichen Eindruck zu schinden begann.

Eine kleine Rolle folgte. Hierauf ein unsanfter Abrutscher überm linken Flügel, der verteufelt echt wirkte und an dem sich sämtliche Eingeweide sinnvoll beteiligten.

Brettschneider wußte aus hundertfacher Erfahrung, wie man einen Flugsäugling langsam, aber sicher bis zur Weißglut erhitzte, und kannte alle Stadien von Angst — vom Nacken einziehen bis zum Umkrampfen des Steuerknüppels. Hielt er alle Stadien durch, konnte man ihm ruhig eine wertvolle Kiste allein anvertrauen.

Trude war nach dem zweiten Rutsch über den rechten Flügel auf das Schlimmste gefaßt. Eine Steilkurve nach unten brachte vierhundert Meter Verlust, und Trude ertappte sich bei dem plötzlichen Gedanken: Jetzt montieren die Flächen ab . . . — Nichts weiter geschah.

Brettschneider ging zur „hohen Schule" über. Jener Trudelei, die seiner Schinderkiste die berechtigte Bezeichnung „Todeskutsche" eintrug. Er machte einen kleinen Sprung in den Äther, dem ein schöner Looping folgte. Trude spürte den Geruch von schwelendem Motor in der Nase. Sie hockte unversehens auf und wäre ohne Schnallriemen wie ein Meteor ins Weltall hinausgerast. Ein großer kreisender Wirbel von Angst erfaßte sie, und der Magen hing ihr wie bei tausendfachem Rückschwung einer Schiffsschaukel oben im Hals, während der „Flamingo" in ungeheurem Schuß auf die Erde tief drunten zuraste. Brettschneider gab Vollgas, steilte auf und trudelte erneut ab.

Ohne Federung, ohne Spannung — wie ein Stein unterm Gesetz der Schwerkraft trieb der Apparat nach unten. Sturz — unaufhörlicher, nicht endenwollender Sturz! Riesengroß wuchs die Erde herauf und griff bereits mit gierigen Fäusten nach Trude. Noch unterm Fallen setzte der Motor ein. Die Maschine raste förmlich nach unten.

Herrgott — Brettschneider — wo ist bloß der Höhenmesser hingekommen, was ist der nächste Handgriff — in drei Teufels Namen, das kann kein Mensch verlangen, daß hier noch das Gehirn funktioniert — was ist denn mit Brettschneider! — wahnsinnig geworden?! Herrgott — das Rollfeld wird ja schon greifbar sichtbar — immer noch Gas — verrückt ist der Kerl! Trude reißt sich in den Gurten herum — Allmächtiger! Der Kerl ist ja ohnmächtig geworden — sein Kopf baumelt und pendelt nach unten — die Arme hängen kraftlos an seinem Körper wie Windmühlenflügel . . . paradox. Was ist paradox, schießt es Trude durch den Kopf — wenn ein Fluglehrer . . . Menschenskind, es ist doch keine Zeit mit Denken zu verlieren — was ist denn zu tun — Gas weg . . . Steuerknüppel drücken wie wahnsinnig . . . noch mehr — hoppla, der Kopf ist selbstständig geworden — schlägt nach hinten — Junge, Junge, das ging noch hart am Gaskessel vorbei — Trude schluckt — sie weiß gar nicht, daß sie grün ist im Gesicht — im Ohr klingt förmlich das Krachen und Splittern — man muß alle Willenskraft zusammennehmen, um jetzt nicht noch das einfachste zu vergessen und idiotisch zu landen — wenn nur die Finger nicht so fliegen würden . . . schnell noch einmal hoch, um sich einen geschützten Fleck zum Hinlegen auszusuchen — nur jetzt nicht die ganze saubumme Bande sehen müssen, wie sie einen ohnmächtigen Fluglehrer auf dem Film fressen. Das ist man immerhin seinem . . . wie hieß er doch? Peter! richtig . . . Na ja, von Peter ist nichts anderes zu erwarten . . .

Trude hat sich wieder. Merkwürdig — irgend etwas in ihr ist durchgebrochen. Das Wissen — über die Kiste samt Motor gesiegt zu haben. Landen ist jetzt ein Kinderspiel.

Während ihr noch alle Nerven fiebern, weiß sie jetzt plötzlich, daß selbst die unheimlichste Kutsche ihr Eigenleben aufgibt, wenn man ihr nur beherzt ins Mark greift. Mit Siegergefühl drückt sie den Steuerknüppel langsam nach vorne. Der „Flamingo" senkt sich butterweich und setzt gehorsam in Dreipunktlandung auf. Mußte dieser Brettschneider Augen machen, wenn sie ihn nach zweitausend Meter Sturzflug unter laufendem Motor schön erhalten im Diesseits ablieferte!

„Bravo!" schrie jemand dicht hinter ihr und klatschte wie irrsinnig in die Hände. Draußen rannten sich bereits ein Dutzend Flugsäuglinge die Beine aus dem Leib, um den Unglückswurm sofort nach der Landung mit allem „Berufsspinat" auf den Film zu bekommen.

Trude starrte entgeistert auf ihren Fluglehrer, der sich jetzt seelenruhig eine Zigarette anzündete und den Fallschirm abschnallte.

„Sagen Sie mal — sind Sie wahnsinnig geworden oder was sonst?!"

Brettschneider feixte wie über einen gut gelungenen Witz: ‚Ist ein altes, erprobtes Rezept von mir! Wer dabei nicht schlapp macht ist überm Durchschnitt! Gratuliere übrigens!" . .

„Wenn aber doch einmal einer . . ." — stammelte Trude fassungslos über soviel Kaltblütigkeit — —

„Klar — bei hundertfünfzig überm Boden fang ich die Kutsche natürlich selber ab . . " —

„Und wie wissen Sie, wann es Zeit ist, — Ihr Kopf baumelte doch täuschend leblos in die Runde?" .

„Hier unten neben dem Gashebel habe ich noch einen zweiten Höhenmesser eingebaut . . . aber nichts verraten, Trude — Hand darauf!"

Trude schlug herzhaft ein. Die übrigen zwanzig hatten das früher auch schon getan

„Rasselbande, gemeine!" — schimpfte Trude, als die ganze Herde wie Brüllaffen im Urwald gröhlte.

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

VIII.

Der Weg in die völkische Zukunft

Die nationalsozialistische Weltanschauung im Aufbruch

(Schluß des Gesprächs in Folge 1.)

Der Sinn des Lebens.

„Wir werden von der neuen Weltanschauung zu einer anderen Stellung des Menschen zu seinesgleichen, zur Lebensgemeinschaft, zur Ganzheit des Lebens, geführt, die ich vielleicht charakterisieren möchte durch die Worte ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz'. Nun beruht Herauslösung des Ich aus dem Lebenszusammenhang auf dem menschlichen Bewußtsein. Je nach dem Grad der Herauslösung führt das Ichsein bis zum Egoismus, d. h. also bis zur Eigengesetzlichkeit und Überordnung des einzelnen über die Gemeinschaft. Die Zeit der vollendeten Sündhaftigkeit, wie Fichte die Epoche des autonomistischen Individualismus nannte, machte den abgesonderten Menschen zum Maß aller Dinge. Wenn Sie nun auch, Herr Professor, sagen, der Mensch steht als dienendes Glied in einem großen Lebenszusammenhang, so ist es doch dem Menschen als Menschen auf Grund seines Bewußtseins, seiner Ichheit, auf Grund der Spannung also zwischen Ich und Du, Ich und Gemeinschaft notwendig, aus der Unmittelbarkeit des Lebenszusammenhangs herauszutreten, was doch zweifellos eine Annäherung an den Zustand einer Ich-Autonomie bedeutet?"

„Sicherlich muß der Mensch als Mensch aus dem Lebenszusammenhang heraustreten, Herr Doktor. Es erhebt sich indes heute vor dem deutschen Volk die höchste Aufgabe, die Eigenart und Eigengesetzlichkeit der Persönlichkeit nach Dienstschaft und Leistung zu nivellieren. Eigenart und Eigengesetzlichkeit wird gefordert und anerkannt, aber stets steht das Gesetz des Ganzen — der Gemeinnutz — über der gliedhaften Eigenart, der Eigengesetzlichkeit — dem Eigennutz. Jeder Mensch ist mit seinem Leben und seinem Erkennen an das Du, an das gemeinschaftliche Lebensganze gebunden. Jeder Erkenntnisvorgang ist Teilerscheinung des Lebensvorganges und trägt zugleich die gemeinschaftliche, völkische, rassische und geschichtliche Struktur als Bedingung in sich. Jeder einzelne Mensch ist nicht autonomes Individuum, sondern hat in Stufen der Ganzheit bis hinauf zur Allheit Anteil am All-Leben, an der Allerkenntnis, an der Ewigkeit, der Allwahrheit. Erkenntnis ist nicht Selbstzweck, sondern Dienst am Leben, am Ganzen."

„Damit wären wir wohl bei der Frage nach dem Sinn des Lebens angelangt, Herr Professor."

„Der Sinn und die Sinnerfüllung des einzelnen Lebens ergibt sich aus Ort und Art, wie der einzelne in seinem höheren Lebensganzen eingeordnet ist, wie er an übergeordneten Lebenszusammenhängen und ihren Aufgaben Anteil hat und Anteil nimmt. Jeder findet den Sinn und die Sinnerfüllung seines persönlichen Lebens, wie er je nach Art und Ort seiner Aufgabe, sei es als Politiker, als Techniker, Wirtschaftler, Erzieher, Rechtswahrer usw. an der vom Volk, der Geschichte und dem Schicksal gestellten großen Gesamtaufgabe mitwirkt. Der Begriff ‚Persönlichkeit' ist der Grad erreichter Sinnerfüllung, der Grad, in dem ein einzelner vermöge seiner Eigengesetzlichkeit aus seiner Dienstschaft am Ganzen zu einem weiteren Blickfeld, zu einem höheren Erkenntnis- und Tätigkeitsbereich, schließlich zur ‚Schöpfung' an seinem Lebensganzen kommt. Persönlichkeit im höchsten Grad ist der Führer, der Voranschreitende, Bahnbrechende, Wegweisende und Schöpferische."

Volk als Ganzheit

„Der Mensch ist also nie selbständiges und selbstgenügsames Wesen, sondern in eine Gemeinschaft, in ihr Wesen, in ihre Aufgaben und Ziele hineinverknüpft und von ihr bestimmt. In krassem Gegensatz hierzu sehen wir das Menschenbild der vergangenen Jahrhunderte: der autonome und autarke Einzelmensch, aus dessen Vernunft und Zwecktätigkeit alle Lebensordnung und alle Menschenformung abgeleitet wurde. Nun zeigt jede wahre geschichtliche Epoche eines Volkes entsprechend den diesem Volk vom Schicksal auferlegten Aufgaben stets ein anderes Menschenbild. Eine neue Gestalt des Menschentums kommt aus den rassisch-völkischen Lebensuntergründen herauf und verwirklicht sich in den geschichtsbildenden Führern wie Staatsmännern, Dichtern und Propheten. Gleichzeitig entsteht eine neue Weltanschauung, die sich letzten Endes im einzelnen Menschen abbildet. Hierzu lese ich, Herr Professor, in Ihrem Werk ‚Völkisch-Politische Anthropologie' folgende Sätze: ‚Die Entscheidung jedes Zeitalters liegt im Menschen selbst: in seiner Neugestaltung nach einer neuen Aufgabe. Daran haben Religion, Kunst und Dichtung, Philosophie und Wissenschaft ihren Anteil: sie werden von Weltanschauung, Glauben und Lebensrichtung gespeist, ausgerichtet und geformt, und indem sie wiederum mithelfen, den urtümlichen Glaubensdrang zum bewußten Welt- und Menschenbild auszuformen, gewinnen sie jeweils ihren Sinn, ihre Wesensmitte und gemeinsame Aufgabe: sie werden selbst zu geschichtsbildenden und menschenformenden Mächten.' Mit der nationalsozialistischen Revolution hat sich das Bild des Menschen neu geformt, nicht wahr?"

„Ja, Herr Doktor, es ist entstanden der in der völkischen Lebensganzheit gliedhaft gebundene Mensch, der völkische Mensch. Seine Aufgabe und sein persönliches Werden erfüllt sich als Glied der völkischen Lebensganzheit, im rassischen Charakter, in Arbeit und Kampf um die politische Lebensrichtung. Die nationalsozialistische Weltanschauung ergreift die gesamte Wissenschaft, die Kunst und Religion. Allen Wissenschaften ist eine gemeinsame Aufgabe gestellt: Die rassisch-völkisch-politische Anthropologie, deren Zentralproblem ist: Volk als Ganzheit überpersönlichen Lebens, Volk als Lebensgrund, als Lebens- und Schicksalsraum. Darin wächst, vollzieht und erfüllt sich das persönliche Leben der Volksgenossen zur Erfüllung der geschichtlichen Sendung und der schicksalhaften Bestimmung des Volksganzen in seinem Werdegang. Das nationalsozialistische Welt- und Menschenbild bewegt sich um zwei Ganzheiten: Person und Volk. Der einzelne Mensch ist eine eigengesetzliche, jedoch nicht selbständige und selbstgenügsame Ganzheit. Persönlichkeit erfüllt sich in der Gliedschaft an einem höheren Ganzen. Alles, was an den Menschen herankommt, wird er nach seinem Eigengesetz aufnehmen, assimilieren, umbilden oder abstoßen. Darin kommt die Person zu ihrer Reife: sie ist und bleibt Mittelpunkt ihrer Eigenwelt und Maß aller Dinge, aber der Sinn ihres Eigenlebens erfüllt sich in der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft ist die unbedingte Voraussetzung des Wachsens und Werdens der Persönlichkeit."

„Was aber ist unter dieser Ganzheit, unter dieser Gemeinschaft, in der der Mensch zur Erfüllung gelangt, zu verstehen? Welchen Bereich schließt sie ein?"

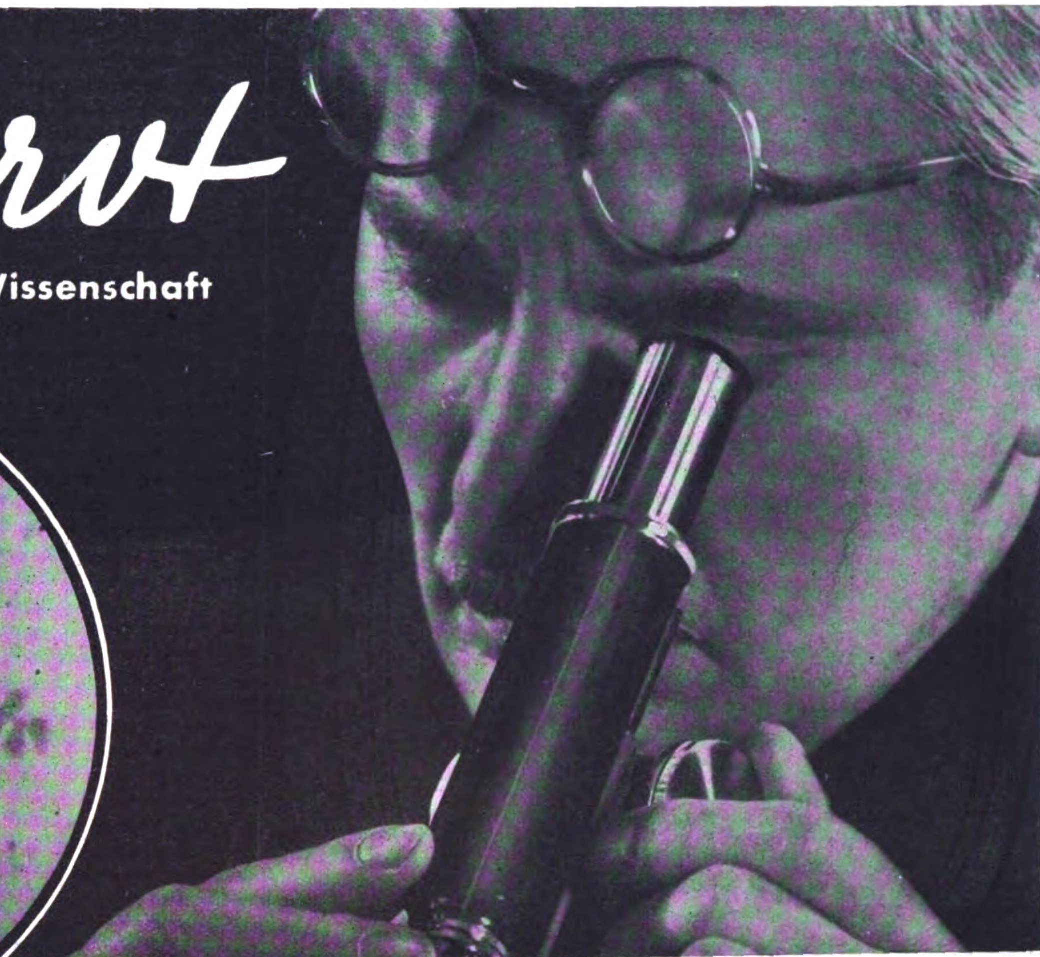
„Es gibt eine und nur eine Ganzheit des überpersönlichen und gemeinschaftlichen Lebens, die den Charakter der Selbständigkeit, der Vollständigkeit, der Selbstbestimmung und Selbstgenügsamkeit in sich trägt, und diese ist das Volk bezw. der völkische Staat. Darin finden die Glieder des Volkes ihre Lebensgrundlagen, ihren Lebens- und Schicksalsraum, ihren Bereich, in dem sie reifen und den Sinn des Lebens erfüllen. Die völkische Weltanschauung verneint den Fundamentalsatz des Individualismus von der Eigengesetzlichkeit des Einzelmenschen nicht, aber sie hebt ihn doch zugleich auf, indem sie diese Eigengesetzlichkeit nur in der Gliedschaft am höheren Ganzen bejaht.

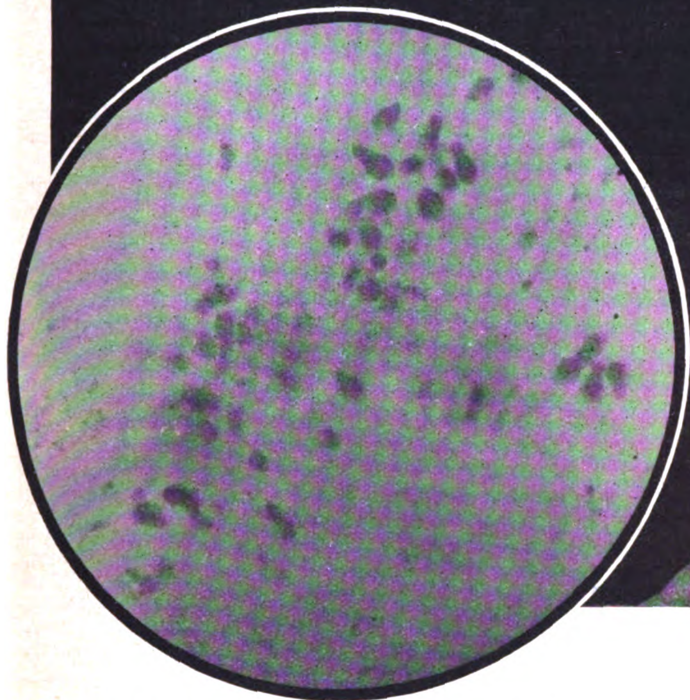
Der Fundamentalsatz der völkischen Weltanschauung lautet: Die Ganzheit völkischen Lebens trägt alles in sich und erzeugt alles aus sich, was dem eingegliederten Einzelmenschen für sein Entstehen und Wachsen, für sein Reifen und seine Sinnerfüllung lebensnotwendig ist. Es gibt weder innerhalb noch oberhalb des völkischen Lebensganzen irgendeine gemeinschaftliche Lebensganzheit, die denselben Höchstgrad an Selbständigkeit, an Vollständigkeit und Selbstgenügsamkeit in sich trüge. Zum lebendigen Volk gehören nicht nur die gliedhaften Einzelmenschen, sondern alle nötigen Lebensgebiete und Lebensfunktionen, in denen sich Werden und Sinn des Einzellebens erfüllt: völkische Religion, völkische Politik, völkische Lebens-, Arbeits-, Wirtschafts- und Rechtsordnung, Sprache, Kunst, Wissen, Erziehung samt ihren Organen."

Erziehung und Rasse.

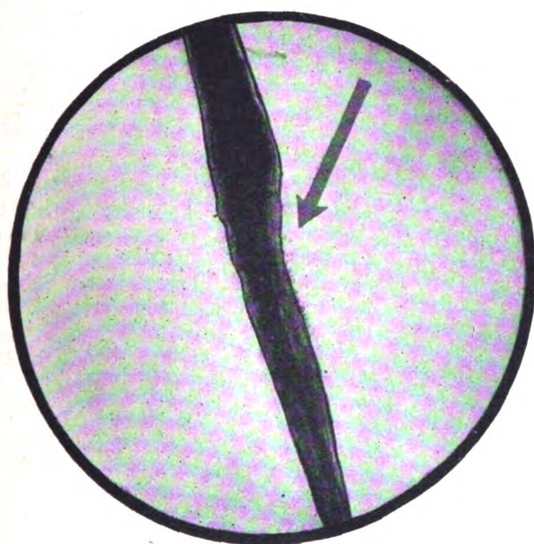
„Nach der nationalsozialistisch-weltanschaulichen Auffassung kann der Mensch in Vereinzelung nur in der Gemeinschaft zur Erfüllung seines Menschentums kommen. Sein Leben und Wachsen vollzieht sich nicht wie das der Pflanze, die unter günstigen Umweltbedingungen aus der Selbsttätigkeit des Keimes heraus ohne besondere Anregung von außen her wächst und reift. Wachstum und Reife beim Menschen vollzieht sich nur innerhalb der Gemeinschaft, deren Glied er werden soll. Von dort her kommen die fördernden und hemmenden, die richtenden und lenkenden Einwirkungen. Die Gesamtheit aller der den Menschen zur Gliedschaftsreife und Person emporführenden Einflüsse der Gemeinschaft nennt man ‚Erziehung'. Sie ist eine Urfunktion menschlichen Daseins. Soferne wir als ‚Erziehung' nicht die Arbeit der Schule als einer menschlichen Institution begreifen, ist sie etwas Ursprüngliches, nicht zu einer Zeit plötzlich Entstandenes oder vom Menschen Erzeugtes. Erziehung ist da, wo Gemeinschaft ist, und Gemeinschaft im Sinne gleicher Lebensrichtung und Lebensführung ist da, wo Erziehung ist. Durch die Erziehung erhält sich die Ganzheit über die Generationen hinweg. Nun sucht jeder Mensch und jedes Volk zur Spitzenreife, zum Höchst- und Bestmaß an Leistungsfähigkeit zu kommen, was es eben durch Schöpfung und Erziehung zu erreichen versucht. Sie sagen, Herr Professor, in Ihrer ‚Völkisch-Politischen Anthropologie', daß die natürliche Vorbedingung für eine emporführende Erziehung die Rasse und die Rassezucht sei?"

„Ganz richtig, Herr Doktor Orth, die zentrale Aufgabe des Nationalsozialismus ist die Erneuerung des deutschen Menschentums aus Blut und Boden. Die deutsche Revolution hat in ihrer Weltanschauung, in ihrem führenden Menschenbild die Rasse als ganzheitsbildendes Prinzip erkannt und herausgestellt. Rasse ist im Einzelleben wie auch im übergeordneten Lebensganzen des Volkes die die Stetigkeit des Charakters wahrende Komponente in der Mitte des gegenwärtigen völkisch-ganzheitlichen Lebensraumes als auch im Ablauf der wechselnden Generationenkette, deren Verflechtung untereinander das Volksganze ausmacht. Rasse begründet Volksgemeinschaft. Nur durch geeignete Rassezucht und Rassepflege, Rasseauslese und Rassehygiene können Schöpfung und Erziehung ihr Werk des Hinaufführens zum Höchst- und Bestmaß vollbrin-

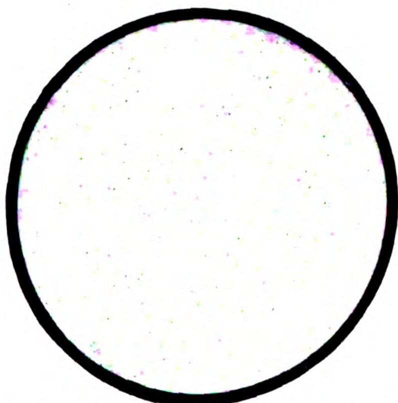




Pilze in Kopfhautschuppen **vor** *Trilysin-Behandlung*



Pilzgeschädigtes Haar



Kopfhautbefund des gleichen Falles **nach** *Trilysin-Behandlung: Die Pilze sind verschwunden!*

besiegt

durch einen neuen Wirkstoff im Trilysin!

Ein neuer, entscheidender Sieg in der Bekämpfung von Schädlingen des menschlichen Haares wurde von unseren medizinischen und chemischen Mitarbeitern errungen: Mikroskopisch kleine, pilzartige Keime – völlig harmlos für die allgemeine Gesundheit – konnten in vielen Fällen als Ursache des quälenden Kopfjuckens, der Schuppenbildung und des Haarausfalles nachgewiesen werden. Langwierige Versuche führten zur Entdeckung eines Wirkstoffes, der die heimtückischen Schädlinge zuverlässig vernichtet.
Diese neugewonnene Erkenntnis haben wir in unserem biologischen Haartonikum Trilysin sofort praktisch verwertet. Die Trilysin-Haarpflege ist damit

noch wirksamer – noch vollwertiger

geworden. Trilysin befreit mit Sicherheit Haar und Haarboden von diesen **Schädlingen und beseitigt so eine weitere, bisher unerkannte Ursache von Kopfjucken, Schuppenbildung und Haarausfall.**
Verwenden Sie daher Trilysin zur täglichen Haarpflege. Trilysin führt dem Haarboden wichtige Nähr- und Aufbaustoffe zu; es unterstützt die biologische Leistung des Haarbodens und bietet Ihnen die sichere Gewähr für die Entwicklung und Erhaltung eines gesunden, schönen Haares.



Zur vollkommenen Trilysin-Haarpflege regelmäßig Trilysin!
Flaschen zu RM 1.94 und RM 3.24
Bei besonders trockenem, sprödem Haar oder sehr empfindlichem Haarboden außerdem Trilysin-Haaröl: Flasche zu 90 Pfg.
Zur schonenden Kopfwäsche: das neue Trilypon, seifen- und alkalifrei, Flaschen zu 50 Pfennig und RM 1.20

Trilysin-Haarpflege — immer im Schritt mit der Forschung

gen. Von der führenden Rasse jedes Volkes, von ihrer Lebensart, Lebensrichtung und ihrem Lebensgesetz geht der Weg unter Voraussetzung schöpferischer Leistung durch die Erziehung, durch entsprechende Gestaltung der Lebensordnungen und Lebensinhalte vorwärts zum Ziel der Erneuerung und Vollendung des Menschentums. Durch Rassezucht und Rasseauslese wird dafür der Boden bereitet. Aus der völkischen Gemeinschaft können die edlen Rassezüge ausgelesen, mengenmäßig gestärkt, gereinigt, entmischt und zur Herrschaft gebracht werden. Dann aber wird ihr Gesetz maßgebend für die gesamte völkische Lebensrichtung und Lebensordnung, für Politik und Lebensführung jeder Art, für die Gesundheit des Volksganzen und der Volksgenossen, für Erziehung, Recht, Wirtschaft und Kultur."

Blut und Boden

„Sie sprachen, Herr Professor Krieck, soeben von der Aufgabe einer Erneuerung des deutschen Menschentums aus Blut — also Rasse — und Boden. Nun weiß ich, daß die völkisch-politische Anthropologie der Rasse, jener inneren Stetigkeitskomponente im Leben des Volksganzen und des einzelnen, eine äußere gegenübersetzt, worunter verstanden wird der ‚Boden', also Heimat, Landschaft, Klima Lebensraum eines Volkes. Ist aber der Boden so ausschlaggebend für die Prägung der Lebensführung und der Lebensart der völkischen Gemeinschaft, für den rassischen Grundcharakter und das Schicksal?"

„Vielleicht gebe ich Ihnen hierzu ein Beispiel: Alle germanischen Stämme, die ihre Heimat verließen und nicht wieder eine ihnen gemäße Heimat fanden, sind in fremden Völkern aufgegangen, weil sie die Heimat verloren hatten, weil sie Charakter und Antlitz bei fremden Völker nicht prägen konnten. Heimat und Volk prägen einander. Wo ein Volk wurzelhaft ist, kann das eine nicht ohne das andere gedacht werden. Lebensart und Lebensführung eines Volkes ist allerdings nicht einfach eine Funktion der äußeren Lebensbedingungen, sondern zuletzt Ausdruck rassischer und völkischer Lebensrichtung. Wie aber zur Wüste der Beduine gehört, so gehört zum deutschen Menschen die deutsche Landschaft, der deutsche Wald, das deutsche Hochgebirge, die deutsche Marsch. Der Boden als Inbegriff aller äußeren Lebensbedingungen eines Volkes ist die äußere Konstante in seinem Dasein und Werden. Seele des Volkes und Seele der Landschaft stehen in unlöslichem Zusammenhang. Und wenn auch das deutsche Volk im Laufe seiner Geschichte das Gesicht seiner Heimat verwandelt hat, so empfing dabei die Landschaft ihren Charakter doch immer wieder vom Charakter des Volkes, den sie ihrerseits mitbestimmt und mitausrichtet.

Es ist ein fortwährender Kreislauf: Der Rassecharakter prägt die Lebensführung, diese die technischen Daseinsformen — Werkzeug, Waffe, Hausbau, Arbeits-, Wirtschafts- und Ernährungsweise, Siedlungsform als Ausdruck des Gemeinschaftswesens, den ‚Stil' der Dinge usw. — diese wiederum das Erscheinungsbild der Landschaft. Der Kreis vollendet sich: der stetige, in allem Wechsel des Erscheinungsbildes feste Grundcharakter der Landschaft gehört zusammen mit dem rassischen Grundcharakter. Landschaft und Boden stellen die äußeren Lebensbedingungen, prägen damit ihrerseits Lebensführung und Lebensart der völkischen Gemeinschaft und damit zunächst auch das Erscheinungsbild der Rasse. Die Lebenskräfte der Rasse und der Umwelt kommen beide aus einer höheren Lebenseinheit, und wenn diese verlorengeht, entarten beide. Im Volk hat das Einzelleben seinen Ursprung und sein Ziel, in der Erde wurzelt das Volk durch Blut und Boden: Erde ist Einheit und Ganzheit irdischen Lebens, Erde ist Leben, Lebensborn, Mutter ihrer Geschöpfe, wie es alle Mythen von der Mutter und den Müttern, von den Heroen und Seelenheeren, von Gemeinschaft und Verbundenheit, von Schicksal und tragischer Größe lehren."

„Leider können wir auf das wichtigste Kapitel der völkisch-politischen Anthropologie, wie auf Religion, Politik und Geschichte, Staat, Volksordnungen usw. nicht mehr eingehen, Herr Professor. Ich hoffe indes, daß wir mit unserem Gespräch dem Leser einen kleinen Einblick in die völkische Weltanschauung geben konnten. Mancher wird vielleicht heute noch gewisse Punkte im Programm des Nationalsozialismus als überflüssig und sinnlos erachten. Dann aber möge er die ‚Völkisch-Politische Anthropologie' zur Hand nehmen und jene Grundlagen und Prinzipien der aufbrechenden Weltanschauung, jenes geschlossene und harmonische Weltbild studieren — und er wird fühlen, daß der Nationalsozialismus nicht anders handeln kann, als er auf Grund ewiger und unverrückbarer Naturgesetze handeln muß und nur so das Volk dem Leben entgegenführt."

Weshalb trommeln manche Tiere?

Nicht allgemein bekannt ist die Tatsache, daß unter den Tieren auch Trommler vorkommen. Sie sind freilich recht selten. Das Trommeln auf irgendeinem Resonanzboden ist fast nur bei Tieren zu beobachten, die wenig stimmbegabt sind und in dem Trommelgeräusch ein Ersatzmittel ihrer Gemütsäußerungen wissen. So trommeln Kaninchen mit den Hinterläufen bei Gefahr auf den Erdboden, um Artgenossen zu warnen.

Bei uns sind es in der Vogelwelt die Männchen der Spechte, hauptsächlich der Buntspechte, die fast ausschließlich zur Paarungszeit, also im Frühjahr, mit ihrem derben Meißelschnabel Dürrästen weithin schallende Trommelgeräusche entlocken, die ihren eigentlichen Balzruf bedeuten, andere Männchen einschüchtern und Weibchen heranlocken sollen. Grünspechte trommeln seltener, weil sie gegenüber den bunten Verwandten mit einer vielseitigeren Stimme ausgestattet sind.

In der heimischen Säugetierwelt sind der Hase und das Kaninchen als Trommler auffallend. Während das schon oben erwähnte, die fehlende Warnstimme ersetzende Trommeln der Kaninchen mit den Hinterläufen bewirkt wird, geschieht das der Abwehr eines Gegners (besonders in der Fortpflanzungszeit) dienende Trommeln mit den Vorderläufen. Der Hase ist hierin Meister. Aber auch beim Rotwild sind solche Trommeleien zu beobachten. Unter den Tieren anderer Erdteile sind regelrechte Trommler die menschenähnlichen Affen. Sie trommeln aus Vergnügen an der Sache. Die Schimpansen haben eine besondere Vorliebe, an hohle Gegenstände zu klopfen und diese schließlich sichtlich entzückt über die musikalische Wirkung zu betrommeln. Ihre Lust an dieser Beschäftigung kann sich zum kindischen Vergnügen steigern. Ähnliches hat man auch beim Gorilla beobachtet. Interessant ist in diesem Zusammenhange eine Vermutung des vor wenigen Jahren verstorbenen Zoologen Dr. Zell, wonach die Neger Afrikas, die den Affen die Genießbarkeit mancher Früchte abgelernt haben, vielleicht auch in der Bildung der Trommelsprache, die viele Stämme an der Westküste haben, von der Trommelei der Affen beeinflußt den sind.

W. H.

Skijöring um ein Leben

von Milana Jank

Ein Winterabend in einem Hochgebirgsland. Ein Bergdorf, ganz und gar von Schnee überhangen, wie wenn es darin begraben werden sollte. Über den Hängen, Schluchten und Gipfeln türmt sich der Schnee — eine tägliche, stündliche Drohung und Gefahr: kommt er ins Rollen, dann wehe dem Dorf!

Die Bauern drängen sich in der kleinen Dorfkirche zusammen zur Bittandacht Denn alle wissen, daß Schlaglawinen drohen. Der Herbst war warm, der Schnee erst spät auf die noch ungefrorene Erde gefallen, so daß er keine rechte Bindung mit ihr gefunden hat. Die Folge davon ist Schlaglawinengefahr. Die Kundigen verstehen sich darauf, das Unheil fast auf den Tag vorauszusagen. Sie, die Älteren, sind jetzt in der Kirche auch die Andächtigsten. Denn sie haben es im Gefühl, daß der Schnee sich schon zu lösen beginnt.

Erika Golling saust auf der ziemlich breiten Bergstraße dahin, während die Bauern beten. Sie steht, hoch und schlank gewachsen, auf ihren Skiern und hält die Gurten des Pferdes fest in der Hand, das sie vor der hereinbrechenden Nacht ins Dorf bringen soll. Skijöring ist ihre Leidenschaft.

Ein leichter Wind stößt ihr wie mit Fingern ins Gesicht. Der Himmel beginnt zwar von den aufglimmenden Lichtern der Sterne zu strahlen, aber über sein Leuchten hin fegen weiße, zerrissene Wölkchen. Erika hat die Witterung der Bergmenschen, auch sie fühlt die Gefahr herandämmern. Um so eifriger treibt sie das Pferd, einen Schimmel, so weiß, als ob er aus dem Schnee geboren wäre, mit ermunternden Zurufen an. Sie will im Dorf und bei den Bauern sein, wenn das Unvermeidliche geschieht, obgleich sie dort nicht sicherer ist. Denn wer weiß, welche Richtung die Lawine nehmen wird?

Nun saust das Pferd um eine scharfe Kurve, die den Blick aufs Dorf freigibt. Erika Golling sieht die Fenster der etwas erhöht liegenden Kirche zu sich herüberleuchten. Sie weiß, dort betet man jetzt um den himmlischen Schutz vor der drohenden Heimsuchung.

Schon ist sie den ersten Häusern des weitläufig gebauten Dorfes nahe, da tritt eine männliche Gestalt aus dem Schatten eines Stadels. Erika erschrickt, ihr Herz beginnt laut zu schlagen, sie glaubt es mit eigenen Ohren zu hören Der da am Weg steht, jeden Abend, wenn sie von ihren Skijöring-Ausflügen zurückkehrt, bewohnt in der Nähe des Dorfes, am Hang jenseits der Kurve, ein altes, ererbtes Schloß. Schlösser und Schloßruinen gibt es in der Gegend viele. Denn hier hatten dereinst reiche Geschlechter gewohnt, bäuerliche und adelige. Das einzige, heute noch bewohnte Schloß aber gehört diesem Mann, den die Leute den „Philosophen" nennen.

Erika ist ihm in den paar Wochen, die sie im Dorf verbracht hat, oft begegnet. Schon beim ersten Male hat sie das Besondere seines Blicks gefühlt, etwas zugleich Prüfendes und Anziehendes. Sie hatte sich nach ihm erkundigt und gehört, daß der stämmige, sehnige Mann mit der hohen Stirn und dem schon etwas gelichteten Haar etwa vor Jahresfrist seine Frau mit einem eben geborenen Kind verloren habe und seitdem „hintersinnig" geworden sei. Er lebe in dem alten Schloß wie ein Einsiedler, besonders umgänglich und gesellig sei er auch vorher nicht gewesen Er habe halt seine Bücher, sagten die Bauern, viel zu viel Bücher, und wahrscheinlich auch viel zu schwere und traurige.

Erika hat den geheimnisvollen Mann mit den dunklen Augen noch nie sprechen hören. Aber von Anfang an hatte sie Lust und Sehnsucht danach, ein Wort aus seinem Mund zu hören, irgendein gleichgültiges vielleicht, um nur zu wissen, wie der Klang seiner Stimme sei. Sie selbst ist Schauspielerin und glaubt aus der Stimme eines Menschen mehr heraushören zu können als andere. Aber immer hatte er nur Blicke für sie, immer wahrte er Distanz. als ob er auf ein Ereignis oder gar auf ein Wunder wartete, das kommen mußte, um sie und ihn zusammenzuführen.

Nun jagt der Schimmel an ihm vorbei In Erikas Ohren braust und saust es. Sein Blick greift nach ihr statt des Windes, der hinter der Kurve aufgehört hat. Sie fühlt sich noch gepackt von diesen dunklen Augen, als sie die Gestalt längst hinter sich gelassen hat. Auch die Versuchung fühlt sie, die Gurten des Pferdes loszulassen und stillzuhalten, bis er kommt — er, der „Philosoph".

Aber da ist sie schon im Dorf, dessen einzige breite Straße ist nun von den Menschen überflutet, die mit ernsten Gesichtern aus der Kirche kommen. Der Knecht des Großbauern, dem der Schimmel gehört, nimmt Erika die Gurten aus der Hand und will das dampfende Tier in den Stall führen. Erika steht allein vor dem Haus, in dem sie ein Zimmer inne hat, und rührt sich nicht vom Fleck, als ob sie etwas erwartete. Irgend etwas, meint sie in der Tat, müßte jetzt kommen — entweder er, der Philosoph, dessen Blick sie immer noch spürt, oder — das andere.

Und das andere kommt! Erst hört man ein leises Pfeifen in der Ferne und Höhe, wie wenn die höchsten Register einer unsichtbaren Himmelsorgel von unsichtbarer Hand gegriffen würden, dann folgt ein Rauschen wie von Wasserfällen und riesigen Baumkronen, durch die ein Sturm fährt, und dann ein Donnern, Krachen, Splittern: Die Schlaglawine!

Die letzten Kirchgänger stehen noch da, mit weit aufgerissenen Augen. Man sieht sie ihre Arme erheben. Ihre Köpfe stecken tief in den Schultern. Dann ist Stille. dann Laufen, Weinen, Rufen. Männer und Frauen stürzen aus den Häusern. Sie tragen Fackeln, Schaufeln und lange Eisenstangen, die sogenannten Lawinensucher, die zum Abtasten der Schneemassen nach Lebendem dienen.

In all dem Lärm, der sich nun erhebt, ist auch ein Unterton von Jubel. Die Lawine hat das Dorf verschont, sie ist den Weg über den Steilhang gegangen, an dessen Fuß das Schloß liegt, das Schloß des „Philosophen"

Als sich Erika darüber klar wurde, schrie sie auf Sie allein, wie wenn eben die Lawine erst über sie hinweggedonnert wäre. Dann rannte sie dem Knecht nach, der ihr das Pferd abgenommen hatte Es stand noch im Hof. Der Knecht hatte ihm eine Decke übergeworfen, um es „verdampfen" zu lassen, bevor er es in den heißen Stall führte. Inzwischen aber hatte er schon einen Lawinensucher zur Hand genommen, um sich am Rettungswerk zu beteiligen.

Erika schrie, er solle sich aufs Pferd setzen und sie an Ort und Stelle bringen, zum Lawinenstrom. Ihre Stimme klang heiser vor Aufregung. Sie sah wieder den aus dem Abend tretenden „Philosophen" vor sich, seine dunklen Augen, die nach ihr suchten und verlangten. Ganz sicher war er, nachdem sie an ihm fremd vorbeigeglitten war, nach Hause gegangen, also der Lawine entgegen, mitten in ihren Sturz und Donner, ins Verderben, in den Tod vielleicht

Sie zitterte an allen Gliedern, bis der Knecht aufgesessen war und sie an den Gurten wieder den Weg zurücksauste Das Dahingleiten hinter dem galoppierenden Pferd gab ihr die Sicherheit zurück Weiß wie Marmor lag die breite Straße vor ihr. Der Wind saß ihr nun im Nacken, die Wolken verzogen sich wie Flüchtlinge, die sich in Sicherheit bringen wollen, am Horizont des Nachthimmels. Er glänzte im Licht der Sterne, ein friedlich flammendes Meer

Nun sauste sie um die Kurve, und schon hatte der Weg ein Ende. Haushoch hatte ihn die Lawine überschüttet, Erika und der Knecht waren die ersten am Ziel. Aber es war nicht hell genug, um mehr zu sehen als riesige Schneemassen Dunkel hob sich in geringer Höhe der Schloßbau ab Die Lawine war an ihm zu beiden Seiten vorübergeflossen, seine Quadern hatten den Ansturm gebrochen. Sie waren lawinenfest gebaut. Die Lawinenzunge hatte Schneebrocken, so groß wie gigantische Felsstücke, über die Straße geworfen daneben Stämme, Geäst und ganze Baumkronen, die der rollende, donnernde Schnee mit in die Tiefe gerissen hatte.

Der Knecht begann sofort mit dem Lawinensucher im Schnee vorzufühlen. Was er fand, war tot: ein paar junge Gemsen und Rehe, auch ein Fuchs kam zum Vorschein. Aber alles schon ohne Atem, Opfer des Sturzes. Erika wandte sich entsetzt ab. Sie fiel an den heißen Leib des Schimmels, sie wollte Leben fühlen vor diesem Bild der Zerstörung. Aber wo war er, der Mann, der breite, große, einsame Mann mit dem Blick, der ihr gehörte? Sie biß sich auf die Lippen, um nicht aufzuschreien Ihr eigener Blick wühlte sich förmlich in die Schneemassen ein, wie wenn er ihnen ihr Geheimnis entreißen könnte

Nun kamen Dutzende von Fackeln. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Die gespenstischen Lichter flackerten über die Schneemassen hin. Erika konnte nicht mehr an sich halten, sie schrie: „Der Mann ist unterm Schnee begraben, ich habe ihn vorher noch auf der Straße gesehen."

Keine Stimme antwortete ihr, aber alle begannen noch eifriger zu suchen und zu graben Der Priester fing laut zu beten an. Einige Stimmen fielen ein. Eine Viertelstunde verrann, dann noch eine. Plötzlich schrie eine der Bauernfrauen grell auf. Alles stürzte zu ihr hin — auch Erika. Da lag der „Philosoph" neben einem der riesigen Schneestücke Von seiner Stirn rieselte Blut

Erika stürzte sich über ihn und tat ihr Ohr an seine Brust: Gott sei Dank, er atmete noch Sie rief den Knecht und hieß ihn aufsitzen. Die Bauern standen wie erstarrte Gespenster im Fackellicht. Wo war der Arzt? Eine Stunde weit, im anderen Dorf. Schon trabte der brave Schimmel wieder, der Knecht darauf hatte den leblosen Mann im Arm und Erika fuhr hinterher, die Gurten fest in den Händen: Skijöring um ein Leben! Die Tränen liefen ihr über die Backen und froren zu kleinen Kristallen. Macht nichts! — sie schrie: „Galopp! Galopp!" Der Knecht gehorchte, das Pferd gehorchte. Sie sausten durch die einsame Dorfstraße Der Arzt wohnte im andern Dorf, drüben am Berg

Drei Menschen flogen durch die sternenklare Nacht Das Pferd rannte, wie wenn es wüßte worum es ging: um das Leben eines Menschen und vielleicht noch um mehr Erika weinte und tobte, es ging ihr nicht schnell genug. Die Augen des Mannes waren über ihr — fragend, bittend, verlangend. Sie hetzte, hetzte vorwärts. Sollte sie nie seine Stimme hören? Die Stimme, auf deren Klang sie so begierig war! Würde der Mann, der sie immer nur stumm angeschaut hatte, in die ewige Stummheit eingehen? Warum hatte er, warum sie selbst nicht gesprochen?

Endlich war das Dorf erreicht und das Haus des Arztes Erika warf die Skier von den Füßen. Ein Glück, der Arzt war da Schon trat er unter die Haustür, faßte nach der Kopfwunde Dann trug er selbst den Leblosen ins Behandlungszimmer. Erika blieb ihm auf den Fersen. Die Stimme wollte sie hören und den Blick noch einmal fühlen. Das war das wenigste, was sie erhoffte. Das war, worum sie jetzt betete

Nach einigen Minuten sprach der Arzt das erlösende Wort „Nicht so schlimm, wie es aussieht Alles wird gut werden." Er hatte die Kopfwunde ausgewaschen und verbunden. Als er den Verletzten auszukleiden begann, stöhnte dieser schwer auf. Der Arzt untersuchte vorsichtig weiter: die rechte Schulter war gebrochen

Erika stand zitternd dabei. Ihre Augen waren hell und starr auf den aus dem weißen Verband dunkel leuchtenden Kopf gerichtet. Da — nun schlug auch der „Philosoph" die Augen auf, sah wie suchend um sich und fand Erika, wieder mit jenem dunkel fragenden Blick. Sie wankte nach vorn und legte die Hand über seine Augen Seine Lippen bewegten sich; die Worte waren kaum hörbar aber es waren zärtliche Worte, und Erika schien es, als erfüllten sie das ganze Zimmer. Sie hörte aus dem Flüstern eine schöne ernste Menschenstimme, gleichsam die Schwester der Blicke. Ihr Herz stand in Flammen

Sie lächelte Er schloß die Augen wieder. Er griff mit der linken Hand nach ihr die rechte konnte er nicht bewegen Sie legte ihre beiden Hände in die seine und meinte, sie sei nun selbst erst aus dem Pfeifen, Rauschen und Donnern der Lawine in die Stille und Sicherheit gerettet

Humor

„Hat Ihr Buch: ‚Wie werde ich energisch?‘ auch Erfolg gehabt?“

„Jawohl, einer meiner Kunden hat, als ich ihm das Geld hierfür nicht zurückzahlen wollte, meine ganze Büroeinrichtung zertrümmert!“

*

Der Einbrecher: „Haben Sie Ihre Telephonrechnung bezahlt?“

„Ich habe kein Telephon.“

„Haben Sie Ihre Hundesteuer bezahlt?“

„Ich habe keinen Hund.“

„Ist Ihr Waffenschein in Ordnung?“

„Aber ich habe doch überhaupt keine Waffe!“

„Großartig, dann schließen Sie mal Ihren Geldschrank auf.“

*

„Ihre Strafe“ sagte der Gefängnisdirektor, „betrug sechs Jahre. Da Sie sich aber gut geführt haben, werden Sie schon heute entlassen.“

„Verdammt“ sagte der Häftling, „nun habe ich doch mein Haus für sechs Jahre vermietet . .!“

*

Schwiegermutter: „Lieber Schwiegersohn, ich hoffe, daß dir in der Ehe mit unserer Ilse die Sonne ebenso scheinen wird, wie sie meinem Mann nach der Hochzeit geschienen hat.“

Schwiegervater: „Jawohl, das wünsche ich auch; vor Sonnenbrand bist du dann wenigstens sicher.“



„Fabelhaft siehst du aus, Waldemar! — Du — wie wär's, wenn du jetzt rasch mal unserer Minna ein bißchen Bescheid sagen würdest?!“

Zeichnung: Erich Wilke †

„Wo hast du denn das rechte blaue Auge her?“

„Du kennst doch Anni? Ihr Bräutigam wollte doch nach Hamburg fahren, nicht?“

„Ja, und?“

„Er ist noch nicht abgefahren.“

*

„Der Hund, den Sie mir da anbieten, ist viel zu groß für meine kleine Wohnung.“

„Aber, im Gegenteil, meine Dame! Er ist ja eigens für Kleinwohnungen dressiert! Sehen Sie nur, er schweifwedelt nicht in waagerechter, sondern immer nur in senkrechter Richtung!“

*

Hilde: „Ich schaudere, wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke!“

Herta: „Aber geh! Was ist denn damals so Schreckliches geschehen?“

*

„In Hintertupfing haben sie einen Verein gegen die ‚Hast unserer Zeit‘ gegründet!“

„Jaja, ich weiß! Sämtliche Angestellte der Lokalbahn sind zu Ehrenmitgliedern ernannt worden!“

*

Ein Schotte kam in eine schottische Teestube. „Was?!“ entsetzte er sich beim Bezahlen, „einen halben Penny ist der Tee teurer geworden! Und dabei war die Tasse nur halb voll!“

„Aber die Untertasse war doch auch halb voll!“ verteidigte sich das Fräulein.

„Herr Doktor, Sie müssen die Kurvorschrift für meinen Mann wieder zurücknehmen“, klagt Frau Krummhaken, „mein Mann stirbt sonst noch an Alkoholvergiftung.“

„Aber das kann doch nicht sein“, meint der Arzt, „ich habe doch ausdrücklich gesagt, für jedes halbe Liter Sprudel nur einen Schuß Weinbrand.“

„Ja, dann umschreiben Sie ihm wenigstens ganz genau den Begriff ‚Schuß Weinbrand‘“, bettelt Frau Krummhaken, „mein Mann war während des Krieges bei einem 42-Zentimeter-Geschütz.“

*

„Du, Edgar, ich bin so begeistert von dem jungen Herrn von Müller! Er hat so einen vornehmen Akzent!“

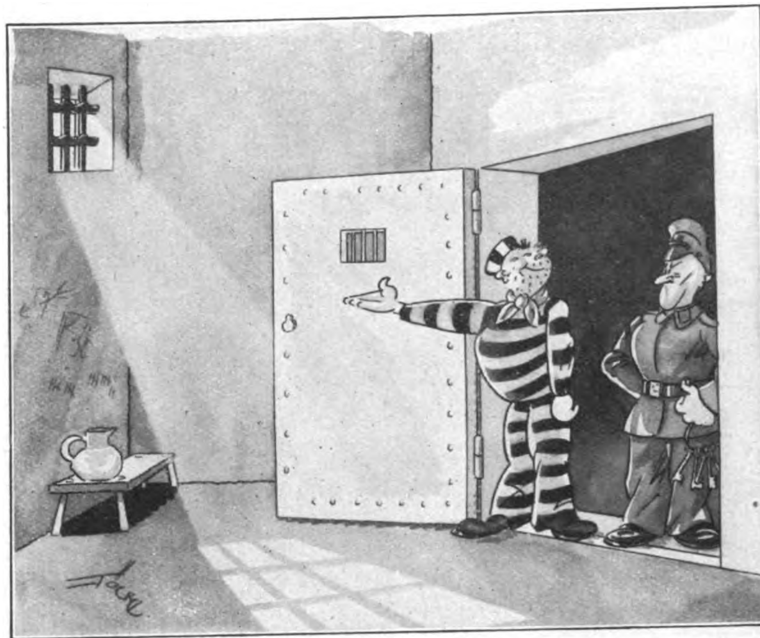
„Ach — das ist sein Akzent? Ich dachte, es wäre ein Schnupfen!“

*

„Denken Sie, was sich der zerstreute Professor Bücherstaub neulich wieder geleistet hat: Er sitzt ganz vertieft in seinem Studierzimmer. Plötzlich blickt er auf und sieht dicht neben sich einen mächtigen Löwen stehen, der aus einem Wanderzirkus in der Nähe entwichen und durch die offene Tür zur Gartenterrasse hereingekommen war. Der Professor rührt sich nicht. Er starrt das Tier an Fünf Minuten, zehn Minuten, eine halbe Stunde. Schließlich wird es dem Löwen zu dumm und er zieht ab.“

„Aber das war doch fabelhaft geistesgegenwärtig! Er wollte die Bestie hypnotisieren!“

„Och — keine Spur! Er konnte sich bloß nicht besinnen, wo er sie schon mal gesehen hatte!“



„Bitte nach Ihnen, ich bin hier zu Hause!“

Zeichnung: Föcke.

„Fritzchen“, ruft Frau Grünhut ihrem Sprößling, „wo ist das Stück Kuchen hingekommen, das hier lag?“

Meint Fritzchen:

„Das hab' ich einem hungrigen Kind gegeben.“

„Das ist sehr schön von dir gewesen“, lobt Frau Grünhut, „wie hieß denn das Kind?“

Das gute Kind druckst ein wenig, dann gesteht es: „Fritzchen Grünhut.“

„Bobby, warte noch einen Augenblick, gleich bin ich mit dem Kochen fertig!“

„Ja, Marlene, wenn ich man bloß erst mit dem Essen schon fertig wäre.“

*

„Weißt du, was das für ein Mann war, der sich von Professor Voronoff durch Drüsenoperation hat zu einem Knaben verjüngen lassen?“

„Na?!“

„Das war ein Schotte, der eine Weltreise auf verbilligte Kinderkarte machen wollte!“

*

„Sie können sagen, was Sie wollen, Herr Meier! Sie sollen sehen, mein Plan wird angenommen! Der Tunnel geht durch!“

„Mein Gott, Herr Müller! Was soll ein Tunnel auch schließlich anders tun?“

*

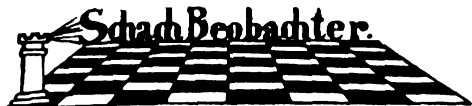
„Durch die neuen Strahlen, die unser Professor entdeckt hat, kann man mit Hilfe eines ganz geringen elektrischen Stroms in kürzester Zeit eine Zone von zwanzig Metern im Umkreis herstellen, in der es vollkommen unmöglich ist, zu leben!“

„Das ist noch gar nichts! Ich hab' mit einem Klavier schon ganz andere Sachen erlebt!“

*

„Billy, was glaubst du wohl, welches die schönsten Jahre einer Frau sind?“

„Na, sicherlich doch die fünf Jahre zwischen 21 und 22!“



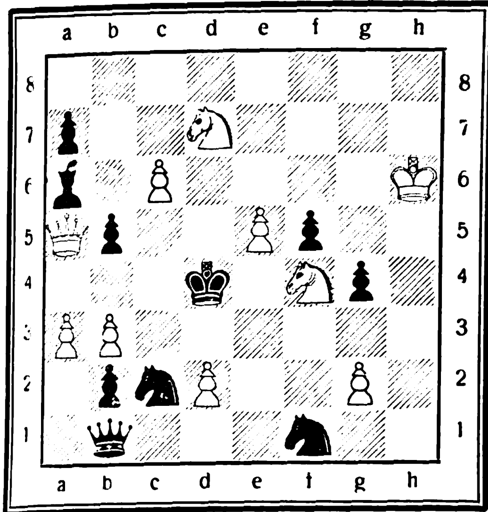
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Johannes Hane, Kiel

Schwarz: Kd4. Db1. La6. Sc2. Sf1. Ba7. b2. b5. f5. g4 (10).



Weiß: Kh6. Da5, Sd7, Sf4, Ba3, b3. c6, d2. e5, g2 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 51 (1936)

Dreizüger von W. Zitterbaum, Kiel.

Weiß: Kb4. Da1, Ta3, Sg3, Sg4, Bc4, c7, f4 (8).
Schwarz: Kd4. Tf8. Lb7. Sb1, Se4. Bc3, d2, d3, f2, f5 (10)

1. Ta3—a8, Sc5; 2. Da7, bel.; 3. D×c5‡.
1. . . ., S×g3; 2. Da7†, Ke4; 3. De3‡ usw.

Richtig gelöst: M. Templin, Friedensstadt; A. Seber, Trier; Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; F. Bocklet, Nürnberg; W. Ewald, Altkarbe; A. Hinrichs, Naumburg; C. v. Below, Berlin-Neukölln; Pasch, Osnabrück; J. Herwig, Gotha; J. Diehl, Oberschmitten; M. Burdach, Hormersdorf; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; K. Heitner, Dresden; E. Raeger, Hamburg; L. Schlobach, Rochlitz; H. Schmidt, Rodheim; F. Blank, Rottach am Tegernsee; F. Büttner, Fürth i. B.; H. Dühmert, Berlin NO.; R. Zantapp, Duisburg-Hamborn; P. Maerker, Wiesbaden; A. Fay, Braunschweig; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Erika Schupp, Wiesbaden; E. Grotjan, Bremen; B. Bauer, Heidenheim; W. Brunken, Oldenburg; Ch. Ellrich, Spangenberg; Dr. J. Krug, Dresden; O. Behncke, Cuxhaven; K. Roß, Hamburg; Königkrämer, Suhlendorf; M. Böhmer, Dürrhennersdorf; R. Steffen, Berlin-Wannsee; A. Brückner, Stollberg; K. Danneil, Staßfurt; F. Schneider, Jena; C. Hülsenbeck, Düren; Pfr. Klein, Setzingen; K. Kohn, Geislingen; A. Jeck, Hadamar; Cl. Ebert, Hamburg; L. Hohensee, Berlin W; Dr. F. Best, Wolfenbüttel; H. Tholl, Hamburg; F. Schüssel, Emskirchen; C. Weinrich, Syke.

Einige Löserurteile: „Hübsch ist die Verführung 1. T×c3, die an La6 scheitert" Dr. M. B.; „Eine inhaltsreiche Aufgabe" J. H. G.; „Eine recht nette Konstruktion" E. R. H.; „Eine Fülle konkurrierender Schönheiten und Feinheiten, die von großem Können zeugen" H. K., B.-N. usw.

Doppel-Läuferopfer!

Colle-Aufbau aus dem Turnier in Gent 1936

Weiß: Koltanowsky. Schwarz: Defosse.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	14.	e4×d5![5]	e6×d5
2.	Sg1—f3	e7—e6[1]	15.	Sd2—f3!	Se5×f3†[6]
3.	e2—e3	d7—d5	16.	De2×f3	Lc8—e6
4.	Lf1—d3	c7—c5	17.	Lc1—e3	Ta8—d8
5.	c2—c3	Sb8—c6	18.	Ld3—c2	b7—b5
6.	Sb1—d2	Lf8—e7	19.	Le3—d4	Ld6—c5
7.	0—0	0—0	20.	Ta1—d1	b5—b4[7]
8.	d4×c5	Le7×c5	21.	Ld4—e5	Lc5—d6[8]
9.	e3—e4[2]	Dd8—c7[3]	22.	Lc2×h7†	Kg8×h7
10.	Dd1—e2	Lc5—d6[4]	23.	Df3—h5†	Kh7—g8
11.	Tf1—e1	Sf6—g4	24.	Le5×g7	Kg8×g7
12.	h2—h3	Sg4—e5	25.	Dh5—g5†	Kg7—h7
13.	Sf3×e5	Sc6×e5	26.	Td1—d4	Aufg.[9]

[1] Hätte Schwarz geahnt, daß der Anziehende den „Colle-Aufbau" spielt, so hätte er besser folgende Aufstellung gewählt: 2. . . . d7—d5; 3. e2—e3, Lc8—f5!

[2] Die Besetzung der Mittelpunkte e4 nebst e5 sind die Grundgedanken der Idee des Colle-Aufbaues.

[3] Einfacher und auch etwas besser dürfte folgende Abhandlung sein: 9. . . . d5×e4; 10. S×e4, Sf6×e4; 11. L×e4, D×D.

[4] Schwarz will den Punkt e5 behalten.

[5] Weiß macht dem Gegner einen schwachen isolierten Bauern.

[6] Auch nach 15. . . ., S×Ld3 behält Weiß das bessere Endspiel.

[7] Einen von den beiden gefährlich stehenden Läufern wegzutauschen, wäre dringend nötig gewesen.

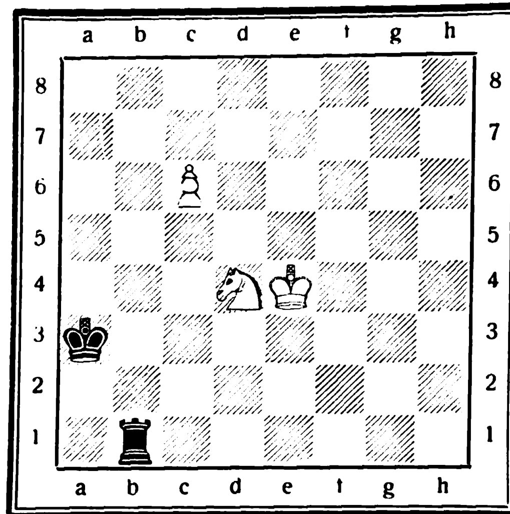
Schwarz übersieht die folgende prächtige Opferkombination.

[8] Das auf b4 drohende Matt ist nur unter schweren Opfern zu verhindern, weshalb Schwarz aufgab.

Ein kniffiges Endspiel

Eine in der praktischen Partie sich leicht ergebende Endspielstellung ist hier von H. Rinck, Barcelona, mit den einfachsten Mitteln aufgebaut, die ebenso interessant wie lehrreich ist.

Schwarz: Ka3. Tb1 (2).



Weiß: Ke4. Sd4. Bc6 (3).

Weiß am Zuge gewinnt? Wodurch?

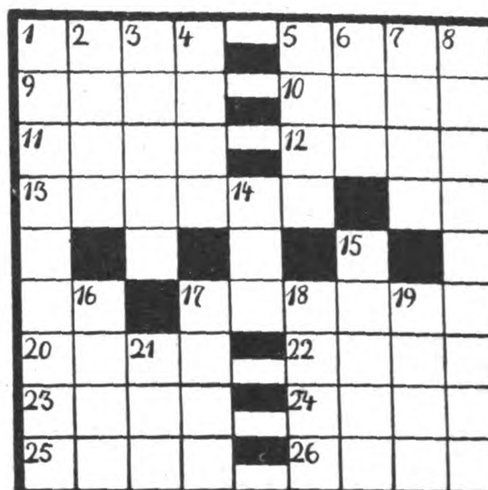
Lösung: Durch 1. Sd4—c2†, Ka3—a2; 2. c6—c7, Tb1—b8! Sehr raffiniert! Wenn sich nun Weiß mit 3. c7×Tb8 eine neue Dame oder einen Turm macht, so ist Schwarz „Patt"! Aber der Weiße sieht das drohende „Patt" und holt sich einen Läufer und gewinnt!





RÄTSEL

Kreuzworträtsel

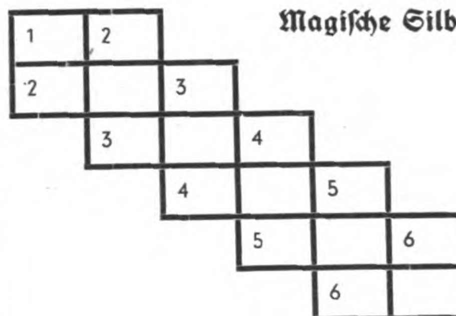


Waagrecht: 1. Verpackungsmaterial, 5. Schwarzwild, 9. Zufluß der Fulda, 10. ehemalige deutsche Kolonie, 11. Stadt in Thüringen, 12. griechischer Gott, 13. Einsiedler, 17. Eheschließung, 21. tibetanischer Mönch, 22. alte Kupfermünze, 23. chem. Element, 24. altes Längenmaß, 25. Metall, 26. Schwung. — Senkrecht: 1. Sportart, 2. Blutgefäß, 3. Planet, 4. unbrauchbares Zeug, 5. Haushaltsplan, 6. chem. Element, 7. Saugwurm, 8. bekanntes Dorf auf der Kurischen Nehrung, 14. Knäuel, 15. Gewebe, 16. Spielkarte, 17. Gliedmaß, 18. Einfall, 19. Schulraum, 21. Zeichen.

Es fehlt der Kopf!

All, Ger, Uhr, Rogen, Ra, Acht, Ster, Alter, Adel, Epos, Ran, Rom, Erz, Ton, Alma, Eger, Horn, Bisse, Ute, Ido, der, Igel, Pirus, Eger, Ran, Rebus, Asen, Opal, Rade, Ester, Aster, Eiche, Ile, Ohr, Etzel. Jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe voranzusetzen, so daß Wörter anderer Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben einen Ausspruch des Reichsbauernführers Darré. (ch und st = ein Buchstabe.)

Magische Silbentreppe



bren be be do ge ge ner ner pe ren sche sche schnitt schnitt trei va.

Die Silben sind so in die Figur einzuordnen, daß waagrecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Oberhaupt italienischer Republiken, 2. Korn, 3. Eilnachricht, 4. Schattenbild, 5. Teil des Gasherdes, 6. römischer Kaiser.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — beck — bo — car — chi — do — e — e — el — er — gant — ge — gel — gey — gi — gli — gol — he — in — li — lü — mann — mos — na — nah — ne — o — o — re — re — ri — ris — roc — rung — sa — se — si — si — stadt — vas — ver — ver — zan

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, nacheinander gelesen, einen Ausspruch des Ministerpräsidenten Göring ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. schweizer Geograph, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. geschichtlicher deutscher Bauernführer, 4. ägyptischer Gott, 5. Signalinstrument, 6. Handwerkszeug, 7. bayerische Garnisonsstadt, 8. Reimzeilen, 9. Richtsatz, 10. Reichsleiter der NSDAP., 11. Riese, 12. Schillersche Dramengestalt, 13. Lebensunterhalt, 14. italienischer Männername, 15. griechische Insel, 16. Festung in Portugal, 17. Florentinischer Bildhauer, 18. Hansastadt.

1	7	13 ....
2	8	14 ....
3	9	15 ....
4	10	16 ....
5	11	17 ....
6	12	18 ....

Lösungen der Rätsel aus Folge 1

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 3. Ar, 7. Lab, 9. rar, 10. Mob, 11. Tier, 13. Kali, 14. Anna, 15. Adel, 16. Zitrone, 19. do., 20. Muraene, 23. Iran, 25. Emma, 28. Lord, 29. Niet, 30. Los, 31. Inn, 32. Reh, 33. re. — Senkrecht: 1. Malta, 2. mobil, 4. Rain, 5. Kater, 6. Mole, 8. Benz, 10. Made, 12. Raimund, 13. Kanonen, 17. Tor, 18. Ode, 20. Mars, 21. Abend, 22. Emir, 23. Iller, 24. Roon, 26. Meer, 27. Athen. ★ **Versteckte Silben.** Es ist ein kleiner Schritt — von einem Jahr zum andern; — Wegweiser an der Straße, — Die wir durchs Leben wandern. — Geschrieben ist darauf: — Besinn' dich eine Weile, — Bevor du weiterziehst — In nimmermüder Eile. ★ **Kryptogramm.** „Eine Schanze ist nur ein Haufen Dreck; aber der Soldat verteidigt sie mit seinem Leben, weil seine Fahne darüber weht." ★ **Besuchskartenrätsel.** Sportlerin. ★ **Worttraute.** e, es, See, Spee, Speer, Perser, Sperber, Sperre, Spree, Peer, Per, er, e. ★ **Magisches Quadrat.** 1. Ziska, 2. Isere, 3. Senat, 4. Krain, 5. Aetna. ★ **Silbenkreuz.** 1—2 Schale, 1—3 Schari, 1—6 Schabe, 2—4 Leo, 3—4 Rio, 3—5 Riga, 5—6 Gabe.

Ralph Urban:

DAS EXPERIMENT

Dr. Smith saß noch immer am Schreibtisch und arbeitete an seinem Werk „Tod durch psychische Insulte“. Er hatte neues medizinisches Material bekommen und war derart in die Sichtung der Aufzeichnungen vertieft, daß er darüber die Zeit vergaß. Jeden Dienstag pflegte er sonst um diese Stunde bereits im „Klub der Ärzte“ zu sein.

Das Tischtelephon surrte. Dr. Smith hob den Hörer ab und meldete sich.

„Hier Klub der Ärzte“, sagte eine Männerstimme „Ein Herr möchte Sie sprechen, und ich soll anfragen, ob Herr Doktor heute noch kommen?“

„Wer ist der Herr?“ fragte Dr. Smith zerstreut.

„Doktor Sanford!“

„Sagen Sie ihm, daß ich in einer halben Stunde dort bin!“ Der Arzt legte den Hörer auf, erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe und gähnte wie ein Löwe. Dann ging er gewohnheitsgemäß zum Waschbecken, um sich die Hände zu reinigen. Dabei fiel ihm jetzt erst ein, daß er einen Dr. Sanford gar nicht kannte. Also nahm er das Ärzteverzeichnis vom Regal und blätterte nach. Es gab keinen Dr. Sanford. Merkwürdig, merkwürdig.

Dr. Smith schloß sorgfältig das Tor seiner Villa ab und holte sich dann den Wagen selbst aus der Garage, denn am Dienstag hatte sein Diener-Chauffeur Ausgang. Der Arzt fuhr langsam auf die Straße hinaus und schaltete dabei die Scheinwerfer ein, so daß der Lichtkegel auf die großen Bäume der gegenüberliegenden Seite der Allee fiel. Und da sah er etwas Sonderbares: Hinter einem dicken Stamm lugte eine Hand hervor.

Da Bäume in der Regel keine Hände haben, mußte sich dort jemand versteckt halten. Und warum? Der Anruf fiel Dr. Smith ein. Er gab Gas und fuhr los. Nächste Straße links, nächste Straße rechts, nochmals um eine Ecke, dann blieb er stehen, stieg aus und eilte auf Umwegen zu seinem Haus zurück. Er ging eine andere Straße, überquerte einen Baugrund, überkletterte einen Zaun, schlich durch den Garten seiner Villa und gelangte so zum Nebeneingang. Leise schloß er auf und tastete sich im Dunkeln durch das Haus. In seinem Arbeitszimmer trat er ans Fenster und lugte durch einen Spalt der Gardinen hinaus. Von hier aus konnte er die Haustür beobachten, und trotz der Finsternis sah er gleich, daß sich dort eine Gestalt an etwas zu schaffen machte. Dr Smith hatte gute Augen. Er legte in aller Ruhe Hut und Mantel ab, nahm seinen Browning zur Hand, setzte sich neben den Lichtschalter in einen Lehnsessel und wartete Ab und zu hörte er von der Diele aus ein knackendes Geräusch, sonst nichts. Einmal griff er nach seinem Puls und zählte ihn mechanisch, aber er war ganz normal. Dr. Smith hatte keine Nerven.

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe fiel durch die offenstehende Tür des Arbeitszimmers auf die gegenüberliegende Wand, strich über ein Gemälde, verweilte ein wenig am Kassenschrank, bewegte sich dann dem Schreibtisch zu.

„Hände hoch, Mann!“ sagte Dr. Smith ruhig. Er hatte soeben das Licht aufgedreht. Vor ihm stand ein ziemlich gut angezogener Mensch, der ihm im Augenblick gerade halb den Rücken zukehrte, und in einer Hand die Taschenlampe, in der andern eine schwere Armeepistole hielt. Nach dem Schock der Schrecksekunde wandte er sich langsam dem Arzt zu und hob die Arme in die Höhe, denn der unerbittliche Blick des Gegners verriet ihm, daß er bei jeder anderen Bewegung mit Kugeln vollgepumpt werden würde

„Den Revolver fallen lassen!“

Die Waffe fiel dumpf auf den Teppich.

„Zur Wand rumdrehen und die Hände schön oben behalten!“ befahl der Arzt und ging zum Schreibtisch, die Pistole immer schußbereit auf den Einbrecher gerichtet. Dann hob er den Hörer ab, um das Überfallkommando anzurufen.

„Es hat keinen Zweck“, rief der Einbrecher, „die Polizei bekommt mich nicht lebend. Wenn Sie sie anrufen, werde ich Sie angreifen und zwingen, mich niederzuschießen.“

„Hm“, meinte Dr. Smith. „Ganz schwerer Junge, was?“

„Allerdings.“

„Scharfrichterreif?“

„Ja!“

Eine Minute unheimlichen Schweigens. „Kommen Sie hierher“, erklang hierauf des Arztes Stimme. „Setzen Sie sich und geben Sie die Hände herunter. Bei der kleinsten Bewegung schieße ich Ich werde Sie aber nicht töten, sondern Sie nur so verletzen, daß Sie wehrlos sind. Wie Sie eben hören, stimmt Ihre Rechnung nicht.“

„Sie sind eine Kanaille“, sagte der Bandit.

„Danke“, meinte der Arzt. „Trotzdem gebe ich Ihnen eine Chance.“

„Ja?“

„Ich brauche Blut von Ihnen, viel Blut. Ein wissenschaftliches Experiment. Die Aussichten, daß Sie mit dem Leben davonkommen, stehen fünfzig zu fünfzig Klappt es, bezahle ich Ihnen fünftausend Dollars. Einverstanden?“

Der Einbrecher ließ einen schrecklichen Fluch los.

„Ja oder nein?“ sagte Dr. Smith und griff wieder nach dem Telephonhörer.

„Zum Teufel, ja!“ stöhnte der Mann. „Sind Schmerzen damit verbunden?“

„Nein.“

Nun rief der Arzt seinen Freund und Kollegen Dr. Ollrenshaw an, und als sich dieser meldete, ersuchte er ihn, sofort zu kommen. Dann führte er den Verbrecher ins Ordinationszimmer, hieß ihn, sich auf den Operationsstuhl legen und schnallte ihn dort fest. Hierauf legte er den Revolver weg und kam endlich dazu, eine Zigarette zu rauchen. Eine Viertelstunde später öffnete er seinem Freund und setzte ihm rasch seine Absichten auseinander. Dr. Ollrenshaw schüttelte zwar erst den Kopf, dann aber siegte das wissenschaftliche Interesse über seine Bedenken. In wenigen Minuten waren die Vorbereitungen getroffen. Der Verbrecher stöhnte nur einmal leise, als ihm der Arzt die Ader anzapfte. Ein dünner Schlauch stellte von dort die Verbindung mit einem Gefäß her, das der Mann nicht sehen konnte.

„Sieben zehntel Liter —“ erklang die kalte Stimme Dr. Ollrenshaws, der weiter rückwärts stand, „acht zehntel Liter — neun zehntel —“

„Hören Sie doch auf, ich verblute ja“, rief der Verbrecher.

„Keine Spur“, meinte Dr. Smith. „Solch ein kräftiger Mensch hält allerhand aus Spüren Sie schon ein Brausen in den Ohren?“

„Ja!“

„Ballen Sie die Faust der linken Hand und versuchen Sie, ob Sie noch Kräfte haben.“

„Ich kann sie nicht mehr schließen“, sagte der Mann mit dünner Stimme. „Hören Sie schon auf!“ Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Einen Augenblick noch! Versuchen Sie einmal zu schreien!“

Der Mann brachte nur ein schwaches Stöhnen hervor.

„Eins Komma neun —“ erklang die Stimme des Dr. Ollrenshaw, „zwei Komma eins — zwei Komma drei — zwei Komma —“

„Aufhören — ihr — Bestien —“ kam es flüsternd von den bleichen Lippen des Verbrechers.

„Gleich“, meinte Dr. Smith. „Jetzt kommt die Krisis — sein Puls ist schon ziemlich schwach. Er dürfte das Bewußtsein verlieren —“

„Der Mann ist wirklich schon bewußtlos“, sagte Dr. Ollrenshaw, trat kopfschüttelnd in den Vordergrund und schraubte sein Hörrohr zusammen. „Ich gratuliere dir, die Symptome sind unglaublich echt!“

„Und dabei hat der Mann keine zehn Tropfen Blut verloren“, erklärte lachend Dr. Smith und zündete sich zufrieden eine Zigarette an, während sein Freund das Höhrrohr an die Brust des Verbrechers setzte.

„Ich habe dir gleich gesagt“, dozierte Dr. Smith, „daß die Suggestion den Heilprozeß in geradezu phantastischer Weise zu unterstützen vermag, wie sie im negativen Sinn alle Symptome des angeblichen Übels hervorrufen kann. Das Experiment ist gelungen!“

„Das Experiment ist zu gut gelungen“, sagte Dr. Ollrenshaw und nahm das Hörrohr von der Brust des Mannes. „Der Patient ist nämlich tot!“

Anekdoten

Ein Hofbericht.

Der große König, dem so leicht nichts entging, was geschmacklos wirkte und den Spott herausforderte, wetterte einstmals mit gerechtem Spott gegen einen Hofbericht, der da lautete: „Hierauf begaben sich die Allerhöchsten Herrschaften in den Dom, um dem Höchsten zu danken.“

M. R.

Handwerkers Stolz.

In Dresden gab es früher einen sehr geschätzten Uhrmacher namens Pancet. Seine Uhren, die ganz ausgezeichnet waren, wurden daher sehr begehrt und trugen seinen Namen. Natürlich gab es bald auch mancherlei Betrüger, die ihre minderwertigen Nachahmungen unter Pancets Flagge segeln ließen.

Als nun eines Tages eine Dame dem Meister solch eine minderwertige Nachahmung brachte, nahm der Ergrimmte stillschweigend einen Hammer, legte die Uhr auf den Ambos und zerschmetterte sie mit einem Schlage. Dann ging er an seinen Schrank, holte eine neue Uhr heraus und sagte: „Hier, meine Dame, ist eine echte ‚Pancet‘! Das Pfuschwerk da soll nicht mehr meinen Namen schänden!“

F. B.

Sachverständiges Urteil.

Der plattdeutsche Dichter Klaus Groth, dessen Werke richtungweisend sind für die heutigen Versuche mundartlicher Dichtung, war immer bestrebt, mit den einfachen Menschen, in deren Sprache er schrieb, in Fühlung zu bleiben und an ihrem Verhalten die Wirkung seiner Arbeiten zu kontrollieren Er las deshalb gern den von allen Literaturströmungen unberührten Bauern seine Gedichte vor, ehe er sie veröffentlichte. Ihr Urteil war allerdings manchmal entwaffnend.

Als Klaus Groth eins seiner schönsten Gedichte geschrieben hatte, in dem Empfindungen und Erinnerungen eines Mannes an seine Jugendzeit durch das Knarren einer Stubentür geweckt werden, die schon in seiner frühesten Kindheit geknarrt hatte, war ein alter Bauer dazu ausersehen, als Prüfstein für die Wirkung des Gedichtes zu dienen.

Klaus Groth las schlicht und mit tief empfundenem Ausdruck die Verse vor, und aus der Aufmerksamkeit, mit der der biedere Landmann zuhörte, war zu schließen, daß er von dem Geist und der Stimmung des Werkes berührt worden war. Erwartungsvoll sah ihn der Dichter nach beendeter Vorlesung an und fragte nach einer Weile, wie es ihm gefallen habe.

Das Urteil war vernichtend. Bedächtig meinte der alte Bauer: „Wenn de Dör man eenmal ordentlich smeert worden wär’, dann wär’ de ganze Schriewerie nich nödig west!“

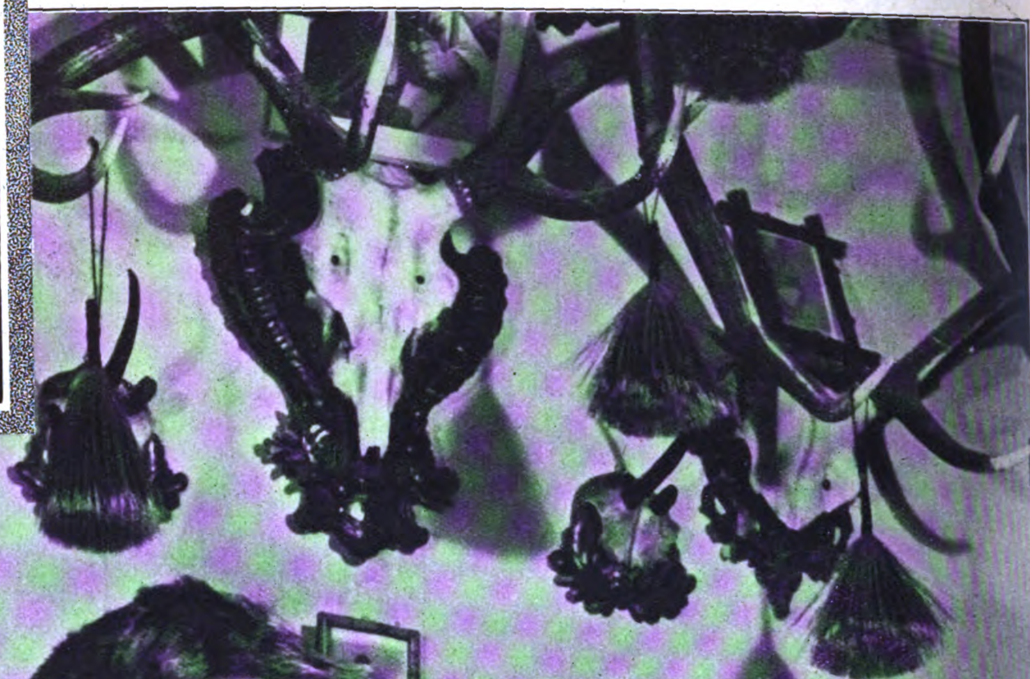
H. M.

Beim Gemsbart-Binder von Garmisch-Partenkirchen

Der Gemsbart ist ein sehr beliebter Hutschmuck geworden; als Zunftzeichen der erfolgreichen Gemsjäger gedacht, hat er weit über diesen Kreis hinaus stolze Träger gefunden, namentlich auch unter den Volksgenossen, die aus dem Norden nach Bayern eingewandert sind.



Das ist Toni Schwab, der einzige Gemsbart-Binder in Garmisch-Partenkirchen und der weiteren Umgebung. Im Sommer ist er auch „Hüterbub"





Links: Die von den Gemsjägern eingelieferten Wollhaare werden sorgsam ausgekämmt

Für den Gemsbart kommen nur die borstenartigen Rückenhaare der Gemsböcke in Frage.



Die Haare werden im Glas auf gleiche Länge gestoßen; verschiedenen lange Reagenzgläschen nehmen die Haarbüschel auf.

Ein Gemsbart besteht aus 40 Büscheln



Rechts: Vater und Tochter Schwab prüfen wohlgefällig eines der letzten Meisterwerke

Sämtliche Aufnahmen: Bayer Bildbericht Fischer

Verschieden lang fallen die Haarbüschel aus, die trotz ihrer unterschiedlichen Länge zuletzt doch einen einheitlichen Gemsbart ergeben. Wie kurz und lang sich, nach außen unauffällig, zusammenfinden, ist Toni Schwabs Betriebsgeheimnis

Die Qualitätsprüfung beweist, daß die Haare richtig ausgelesen wurden Ein neuer Hutschmuck steht vor der Vollendung

In Folge 49/1936 brachten wir im „JB." den Bildbericht:

„Frauen, die keine Konkurrentinnen haben"

Wir freuen uns, außerdem einige ebenso tüchtige Frauen vorstellen zu können, deren Bilder uns dankenswerterweise aus dem Leserkreise zugegangen sind.



Maja Schuster

hat am 4. Juli 1936 vor der Schlossermeister-Prüfungskommission in Schweinfurt die Meisterprüfung im Schlosserhandwerk mit der Note „Sehr gut" bestanden. Maja Schuster teilt sich also mit Frau Gertrud Meier-Weiß aus Tübingen, deren Bild wir in der Folge 49/1936 veröffentlicht haben, in den Ruhm, die einzigen weiblichen Schlossermeister Deutschlands zu sein.

Aufnahme: Photo Schaap.



Li Stadelmann

ist seit Anfang 1923 Lehrerin für die Cembalo-Klasse an der Akademie der Tonkunst in München. Frau Stadelmann, aus deren Klasse eine Anzahl bestens bekannter Cembalisten und Cembalistinnen hervorgegangen sind, hielt im Oktober 1936 in der Musikhochschule in Weimar eine Schulungsstunde „Über das Cembalo" ab, die ihr eine erneute Einladung des Direktoriums für eine Wiederholung von Schulungsstunden eintrug. Ihre Lieblingskomponisten sind Bach, Mozart und die Altmeister der Vorklassik.

Aufnahme: Scherl Bilderdienst.

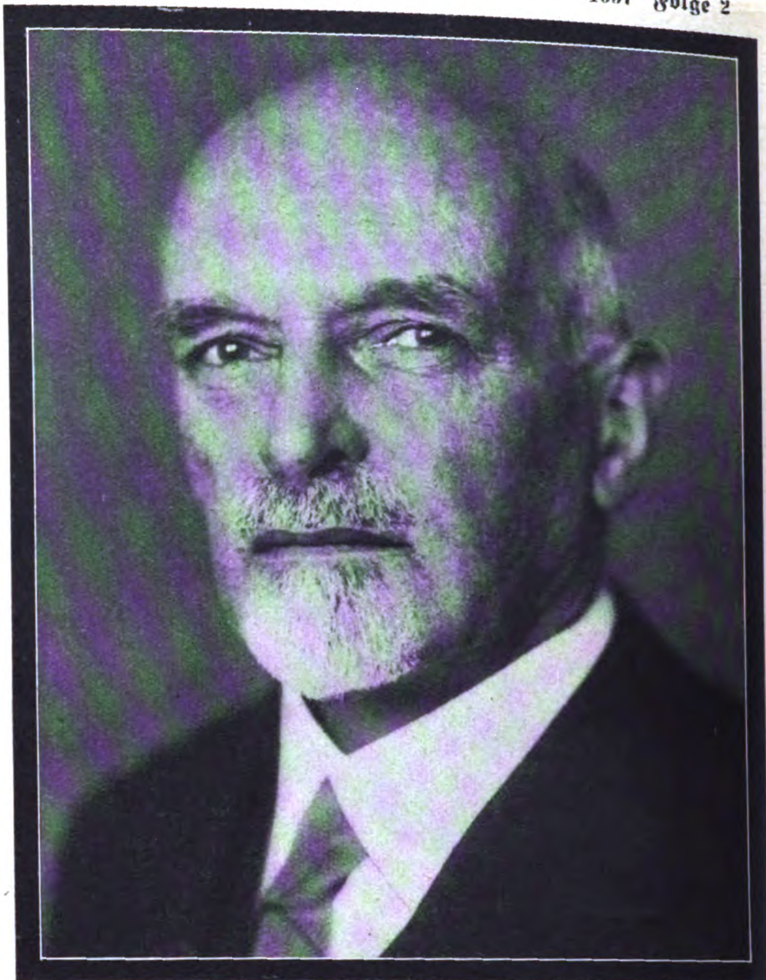




Frau v. Doetinchem,

hat, 1927 beginnend, in Frauenmark (Mecklenburg) eine Fischzuchtanlage aufgebaut, in der auf volkswirtschaftlichem wie züchterischem Gebiet schon jetzt Beachtliches geleistet wird. — Auf einer Gesamtwasserfläche von 25 Hektar werden jährlich mehr als 300 Zentner Fische (zum größten Teil hochwertige Besatzfische) erzeugt. Durch Ausnutzung des quelligen Geländes entstand in Frauenmark die erste intensive Forellenzucht Mecklenburgs, in der Bach- und Regenbogenforellen im Vollbetrieb, d. h. vom Mutterfisch an, aufgezogen und zu Speisefischen herangefüttert werden. Im November 1936 bestand Frau v. Doetinchem in der staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt für Forellenzucht Albaum als erste deutsche Frau die Prüfung als Fischzuchtmeister. Das rechte Bild zeigt die Tochter der Frau v. D. mit einem Riesenkarpfen.

Privataufnahmen.



Admiral Paul Behncke gestorben.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb der frühere Chef der Marineleitung, Admiral Paul Behncke, der sich um den Wiederaufbau der deutschen Flotte nach dem Weltkriege außerordentliche Verdienste erworben hat.

Aufnahme: Pressebild-Zentrale



Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach

spricht zu den Vertretern der englischen Jugend aus dem deutsch-englischen Gemeinschaftslager in Berchtesgaden.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Mittagessen in der Skihütte.
Am langen Tisch sitzen die 40 Engländer und Deutschen und stillen ihren Hunger.



Das Hüttenschild.

Aufnahmen: Bernd Braumüller



Abends ist in der Hütte Heimabend.
Deutsche und englische Lieder werden von allen gesungen.

Deutsche und englische Jugend im Gemeinschaftslager auf dem Roßfeld

Auf der Roßfeldhütte bei Berchtesgaden fand auch dieses Mal das deutsch-englische Skilager statt, das schon das dritte seiner Art ist und das 11. deutsch-englische Jugendlager überhaupt. Lagerleiter war der Englandreferent der Reichsjugendführung, Unterbannführer Rieckmann. Junge Männer und Mädels, Engländer und Deutsche, fanden sich für zwei Wochen zu Sport und Lagerkameradschaft zusammen. Aber nicht nur in der gemeinsamen Ausübung des Skisports, der von herrlichem Wetter begünstigt war, lag der Sinn dieses Zusammentreffens, sondern in der Förderung der persönlichen Achtung voreinander, aus der das Verstehen beider Völker in ihrer Eigenart geboren wird. So kann auch dieses 11. Gemeinschaftslager zwischen jungen Deutschen und Engländern als ein weiterer Fortschritt auf dem Gebiet der Verständigung beider Völker betrachtet werden.



Mit der Zeit geht es schon besser. Immer steilere Abfahrten werden bewältigt. Das hätten sie selbst nicht geglaubt, daß sie solch eine Abfahrt ohne Fehler herabsausen könnten.

Bei der Wahl der Masken



Wer die Wahl hat, hat die Qual.
Drum prüfe, wer sich endlich bindet, ob sich nicht noch was Schön'res findet!
(Frei nach Schiller!)



Welches soll ich denn jetzt anziehen?

Aufnahmen: H. Fr. Engel.





Links: Dieser sympathische Zug wird der jungen Dame zweifellos große Faschingserfolge sichern

Der Blick in den Spiegel: Bin ich schööön?

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532 Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 3 / DONNERSTAG, 21. JANUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Hermann Göring in Rom.

Das befreundete Italien bereitete dem deutschen Gast einen überaus herzlichen Empfang Die Aufnahme zeigt den italienischen Staatschef Mussolini neben Hermann Göring. Zwischen beiden: Gräfin Ciano, eine Tochter Mussolinis und Gattin des italienischen Außenministers

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Neujahrs-Empfang beim Führer in Berlin

Im „Hause des Reichspräsidenten" fand auch in diesem Jahre der Neujahrsempfang des Diplomatischen Korps durch den Führer statt.



Nach dem Neujahrsempfang: Der Führer schreitet die Front der Ehrenkompanie ab



Adolf Hitler im Gespräche mit dem englischen Botschafter Sir Eric Phipps.



Der chilenische Botschafter, Luis de Porto-Seguro, spricht dem Führer seine Glückwünsche aus.



Das Diplomatische Korps hatte nach der Ansprache des Führers Gelegenheit, einzein die durch seinen Sprecher übermittelten Neujahrsglückwünsche zu wiederholen.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 6, Weltbild 2.

Adolf Hitler begrüßt nach seiner Ansprache den stellvertretenden Doyen des Diplomatischen Korps, den französischen Botschafter André François-Poncet.
Rechts vom Führer: Reichsaußenminister Freiherr von Neurath und Staatssekretär Dr. Lammers.



Der Führer empfängt die Abordnung der Halloren und nimmt deren alljährliche Gabe, Salz und eine Schlackwurst, entgegen.



Zahllose Volksgenossen waren an diesem Tage zusammengeströmt, um dem Führer ihre Huldigung darzubringen.



Der Führer nach dem Neujahrsempfang auf dem Balkon des „Hauses des Reichspräsidenten“.

Die höchste Bergstrasse Deutschlands wird von SA gebaut:

Ein Bildbericht über die vom Hilfswerk Nordwest der SA. in Angriff genommene Straße auf den Wallberg südlich vom Tegernsee



Ansicht des Wallberg- und Setzberg-Massivs von Tegernsee aus mit Einzeichnung der Straßenführung



Ein gewölbter Durchlaß im „Tiefen Graben".



Steinarbeiten beim kleinen Roßsteinfelsen; Blick gegen Westen.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer Bildbericht Fischer.

Lorenbetrieb in 1000 Meter Höhe; Blick gegen Norden über den Tegernsee.



Packsteingewinnung oberhalb des Klafferbaches



Bohrarbeiten an einer 30 Meter hohen Felswand



Nach Arbeitsschluß wird die Schaufel als Rodel benützt.



Feierabend in der höchstgelegenen Unterkunftshütte.

BEFEHLSAUSGABE 1937: NEUJAHRSAPPELL DES NSKK.



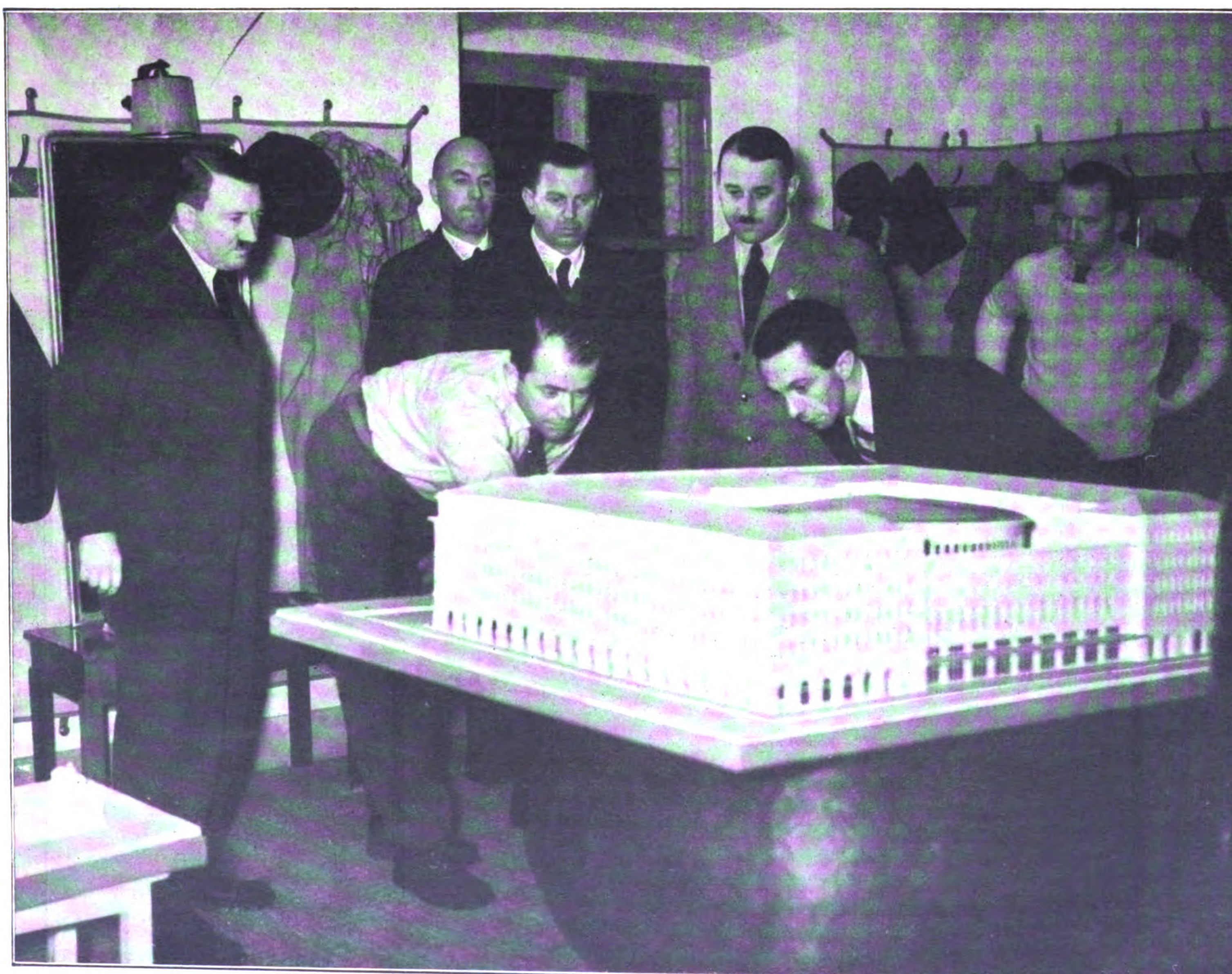
Während der Ansprache des Korpsführers Hühnlein.
Unter den Ehrengästen in der Mitte: General der Art. von Reichenau, Kommandierender General des VII. Armeekorps, links von ihm Stellvertr. Gauleiter Nippold, Generalarbeitsführer Baumann, SA.-Gruppenführer Helfer. Ganz links: SA.-Brigadeführer Schneider.



Korpsführer Hühnlein an seine 2000 Männer von der Motorstandarte 86: „Es gibt nur einen Adel, das Opfer für Deutschland . . .“

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 2, Weltbild 2, Presse-Illustrationen Nortz 1, Hans Henkel 1.

VOR DEM MODELL DES HAUSES DES FREMDEN-VERKEHRS



Der Führer besichtigte in Berchtesgaden ein Modell des Hauses des Fremdenverkehrs für Berlin.
V. l. n. r.: Adolf Hitler, Dr. Todt, Architekt Speer (gebückt), SS.-Brigadeführer Schaub, Hermann Esser, Präsident des Reichsausschusses für den Fremdenverkehr, Reichsminister Dr. Goebbels, Reichspressechef, SS.-Gruppenführer Dr. Dietrich.

ADMIRAL BEHNCKE WIRD IN LÜBECK BEIGESETZT:

Die Trauerfeier in der Marienkirche.
Vor dem Sarge: der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, Generaladmiral Raeder, der japanische Botschafter in Berlin Mushakoji u. a.; rechts die Angehörigen des Verstorbenen.



Ministerpräsident Hermann Göring begibt sich in Begleitung von Stabschef Lutze zur Abnahme des Vorbeimarsches der Wachstandarte „Feldherrnhalle" vor das „Haus der Flieger" in der Prinz-Albrecht-Straße.

HERMANN GÖRING ZUM CHEF DER SA.-WACHSTANDARTE „FELDHERRNHALLE" ERNANNT



Der Vorbeimarsch der Wachstandarte „Feldherrnhalle" vor Generaloberst Göring, der anläßlich seines 44. Geburtstages zum Chef dieser Standarte ernannt wurde.



Generaloberst Göring verläßt nach der Kranzniederlegung am Grabmal des Unbekannten Soldaten das Nationaldenkmal in Rom.
Links von ihm Botschafter von Hassell.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.

Hermann Göring in Rom



In der Königlichen Oper in Rom fand zu Ehren Görings eine Festvorstellung von Glucks „Alceste" statt.
In der Loge links: Generaloberst Göring und Frau.



Ministerpräsident Göring besichtigte in Begleitung des italienischen Generals Valle und des Herzogs von Aosta die Anlagen der 25 Kilometer von Rom entfernten Fliegerstadt Guidonia.

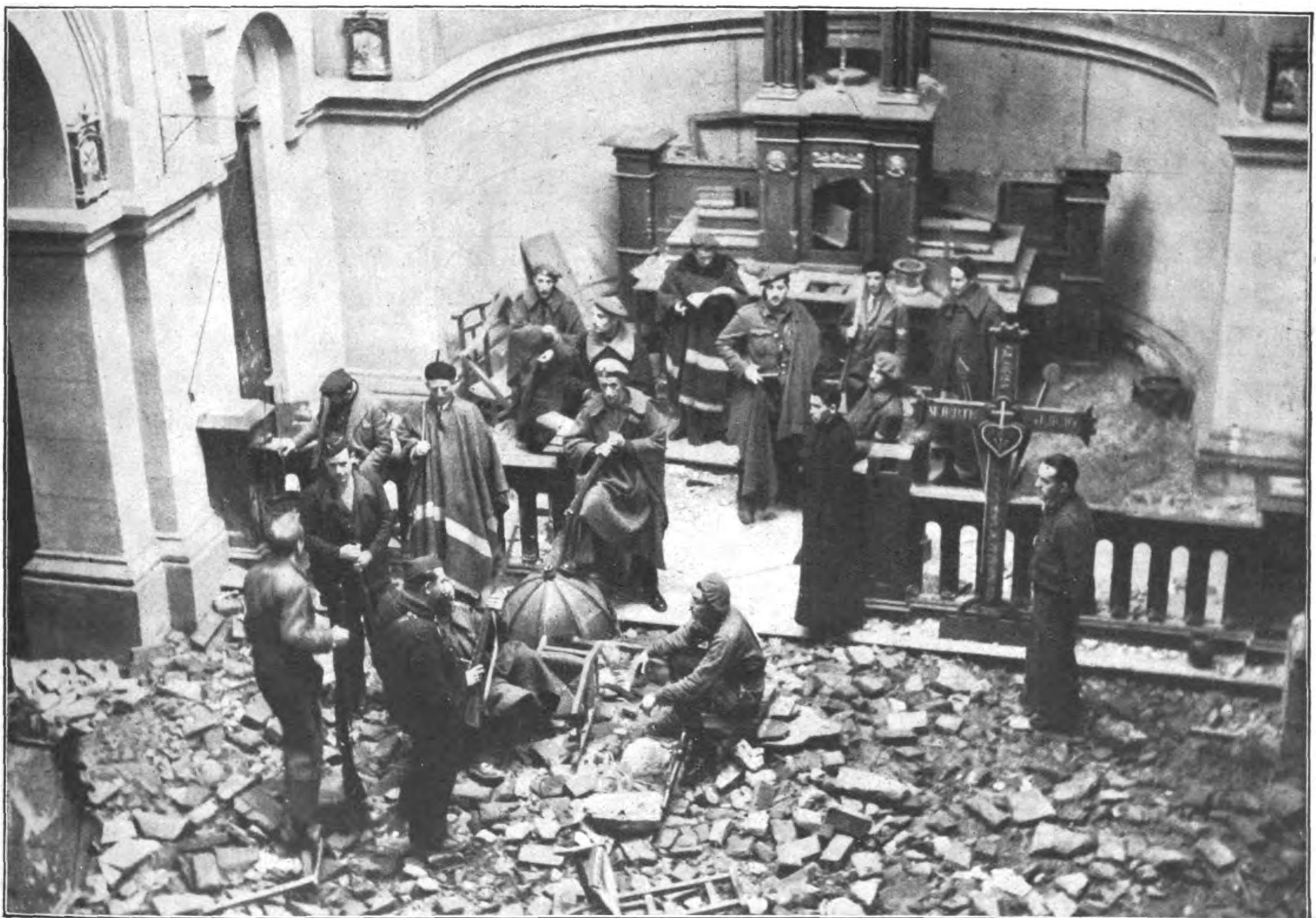


Hermann Göring und Frau auf einem Spaziergang durch die Geschäftsstraßen Roms.



Rechts:
Die auf der Piazza Venezia aufgestellten Kinder der Deutschen Kolonie in Rom begrüßen Generaloberst Göring.

Das von den Nationalisten gehaltene Oviedo ist seit Monaten das Ziel der roten Flieger, die ihre Bomben mit Vorliebe auf die Kirchen abwerfen. Die Aufnahme zeigt einen karlistischen Freiwilligen der die durch einen Bombenwurf zerstörte Crypta besichtigt



Mit zehntausend Bomben haben die bolschewistischen Flieger bisher die Stadt Oviedo belegt. Ihr sinnloser Kampf gegen Kirchen und Grüfte hat einen erheblichen Teil dieses Kriegsmaterials beansprucht.

Aufnahmen: Associated Preß

Bolschewistischer Terror in Spanien: Rote Bomber verwüsten Oviedo

Der Löwe „Emperor" im Liverpooler Zoo legt keinen Wert auf hygienische Maßregeln

Die zur Zeit in England grassierende Grippe-Epidemie veranlaßte die Direktion des Liverpooler Zoologischen Gartens, auch ihre Schützlinge nach Möglichkeit vor der Seuche zu bewahren. Der Wärter des Löwen, Don Leo, wollte eine desinfizierende Flüssigkeit im Rachen „Emperors" zerstäuben; der Löwe faßte aber diese wohlmeinende Absicht als eine Aufforderung zum fröhlichen Ringkampf auf



Nichteinmischung — Amerikanisch

Dr. Fernando des Los Rios (Mitte, mit Bart), der spanische Botschafter der Sowjetmachthaber von Valencia in Neuyork, nimmt für die spanischen Bolschewisten vier Krankenwagen als ein Geschenk amerikanischer Kommunisten an.

Aufnahmen: Presse-Photo

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

5. Fortsetzung.

Sie stand auf und schlüpfte in ihren Flausch, ohne ihn anzusehen.

„Warum hast du mir das angetan", fragte sie leise.

„Ich habe dir nichts angetan", versetzte er verhalten. „Ich liefere dich ab, wie du zu mir gekommen bist. Und ich hätte dich auch so abgeliefert, auch wenn wir die Nacht hier auf der Inninsel verbracht hätten. Gott's Donner, ich bin doch schließlich Mannsbild genug, um eine Nacht neben einem Mädel zu verbringen, ohne es zu überfallen. Hättest du dir den Schlafsack genau angesehen Es ist ein Schlafsack für zwei, aber er hat in der Mitte eine Naht."

Sie behielt aber ihre starren Augen.

„Du hast mich absichtlich irregeführt. Du hast es vorhin selber zugegeben."

„Will ich vielleicht kneifen?" versetzte er. „Ja, ich habe dich irregeführt. Und der Plan für dieses Zeltlager war genau überlegt. Aber warum? Ich wollte dich mal draußen haben aus deiner zimperlichen Umgebung. Ich wollte mich mit dir zusammenfinden als Mensch und Kamerad, auf uns selber angewiesen und nichts um uns als Wasser, Wälder und Himmel."

„Ja", sagte sie und schluckte an ihren Tränen, „das sagst du jetzt!"

„Du glaubst mir nicht?" fragte er scharf.

Sie nahm den Badeflausch zusammen und schüttelte den Kopf

Er starrte sie entgeistert an.

„Auch das noch. Aber jetzt will ich dir etwas sagen: Von Mensch zu Mensch gibt es unsichtbare Brücken, und die tun sich auf im ersten Augenblick der Begegnung. Und über diese Brücken geht das gegenseitige Vertrauen. Wer dies nicht fühlt und danach handelt, dem wird das Köstlichste im Leben ewig verloren bleiben. Also jetzt auf nach Gars."

Er half ihr, den Sitz einzunehmen Das letzte Rot im Westen verblaßte. Immer mehr Sterne wurden sichtbar. Die letzten Vögel hatten sich zur Ruhe begeben Nichts war zu hören als die Stimmen des Wassers und der Luft

Er packte hart an und trieb das Boot rasch in das offene Wasser; die Strömung nahm es auf den Rücken und trug es schnell in die Flußmitte

XV.

Herr Hasse wurde im „Kontinental" zu den Gästen gezählt, die Musik trieben. Infolgedessen bewohnte er ein Zimmer im vierten Stock. Aber da er zu den Stammgästen des Hauses zählte, war ihm ein Zimmer mit Alkoven zugebilligt worden. Er stand mit erheblichen Beträgen im Rückstandbuch der Rechnungsführung Fräulein Hebbas. Aber dieser Fall hatte sich bei ihm schon wiederholt ereignet. Und da niemand im Hause an seiner Zahlungswilligkeit zweifelte und da der Nimbus großer Devisenüberweisungen aus dem Auslande noch nicht erloschen war, blieb er von Mahnungen verschont.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Frau Yvonne für seine Verlegenheiten hauptsächlich die Finanzgesetzgebung des Deutschen Reiches verantwortlich machte und deshalb zur Milde geneigt war Außerdem war da immer noch der Hispano Suiza im Hintergrund, der Relief verlieh und die Gewißheit von Pfändbarkeit im äußersten Fall der hoffentlich nie eintreten würde.

Außerdem hatte sich Herr Hasse gleich anfangs sein Zimmer mit Gegenständen eingerichtet, die als Dinge von Wert anzusehen waren Er hatte den etwas schadhaften Parkettboden mit einem Buchara von wunderbar gesättigtem Rot zugedeckt und die unvermeidliche Couch mit einem Kelim. Auf den Teppich aber hatte er einen Flügel gestellt und neben die Couch einen Rauchtisch mit einer Mokkamaschine und einem Arsenal von Likörflaschen, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden. Den Kaffee schickte ihm jemand grün aus Guatemala, Orangenlikör bekam er aus Santa Cruz, und mit ausländischen Zigaretten, leicht mit Opium getränkt, versahen ihn seine vielen durchreisenden Freunde und Freundinnen.

Das Notenpult war nie ohne saubere Lagen Papiers, und daneben fehlte niemals eine flache Onyxschale mit einer Sammlung scharf gespitzter Bleistifte in allen Härtegraden. Außer einigen Sesseln gab es auch noch einen hübschen verschließbaren Schrank aus Kirschholz im Zimmer. Hier verschloß er, was er an Büchern und Noten besaß. Und wer einen Blick hineintat, entdeckte ganze Stöße von Partituren neben Haufen galanter Pariser Zeitschriften. Es war nicht zu leugnen, daß diese Zeitschriften viel zerlesener waren als die Partituren und Notenhefte.

Irgendwie, niemand im Hause konnte sich's recht erklären, war Herr Hasse am Samstagmittag plötzlich wieder flott geworden. Er hatte Anzahlungen geleistet auf seine Rechnungen in der Pension, in der Garage, beim Likörlieferanten und bei der Wäscherin. Er hatte gleich nach Tisch ein großes Mokkabrauen begonnen, er hatte freigebig Zigaretten verteilt, und er hatte um Eis für Cocktails geschickt Schon am frühen Nachmittag hatte Adele begonnen, Zigarettenasche hinauszutragen, ebenso eine leere Likörflasche; wie oft sie die Mokkatassen gewechselt hatte, ließ sich überhaupt nicht mehr feststellen

Gleichwohl wußte er's einzurichten, daß er mit Fräulein Hebda allein blieb.

„Ich bin so froh", sagte er, „daß die andern alle gegangen sind Gänse alle, eine wie die andere Sie allein und die Annelies, sie sind wie Schwäne unter diese Herde. Aber die Annelies ist ja nicht da. 's ist auch nicht schade. Mit mir ist nicht mehr viel Staat zu machen. Nicht die Fenster öffnen. Bleiben Sie still sitzen. Ich will Ihnen etwas vorspielen."

Statt aber an den Flügel zu gehen, ging er zum Rauchtisch und füllte sich sein Glas bis zum Rand mit Henessy.

„Nicht mehr trinken", bat Hebda.

„Nur noch dieses Glas", sagte er, stürzte es hinunter und begab sich dann mit schlaffen Knien zum Flügel. Aber er verwandelte sich, sobald er die Hände auf die Tasten legte Seine eigene Wesensart, die nicht mehr viel taugte, verflüchtigte sich; er wurde ganz Instrument und Werkzeug fremder Geister

Drei Minuten spielte er mit vollendeter Technik, dann brach er ab.

„Kennen Sie das?"

„Natürlich, Schubert", versetzte Hebda

Er nickte

„Das Scherzo aus dem Forellenquintett. Ein wahres Wunder an Melodie Seit das geschrieben wurde sind wir nicht stehengeblieben An Musiktheorie habe ich sicher eine Menge mehr im Kopf als der, der das geschrieben hat, aber wenn ich mich hinsetze, nüchtern oder betrunken, gelaunt oder verstimmt, nach Fasttagen oder nach Gelagen, es bleibt sich völlig gleich — was ich auf das Notenpapier bringe, ist und bleibt elendes Gestümper. Und wissen Sie, was es gekostet hat, damit ich dahin komme, wo ich jetzt bin? Ich will es Ihnen sagen. Ungefähr sechs Dörfer mit Indios, ganze Viehherden und Strecken Land so groß wie hier kleine Provinzen."

Er stand auf, ging hin und wollte sich erneut den Becher füllen.

Hebda fiel ihm in den Arm

„Sie sollen doch nicht mehr trinken."

„Lassen Sie mich. Ich muß trinken"

Mein Gott, dachte Hebda, ich kann es nicht länger verantworten, hier zu bleiben. Aber ich kann ihn doch auch nicht in diesem Zustand allein lassen. Sie quälte sich ab nach einem Ausweg.

„Herr Hasse", fing sie schließlich an, „wahrscheinlich wissen Sie noch nicht, daß wir einen neuen Gast haben. Eine Dame"

„Gänse sind sie alle", behauptete Herr Hasse.

„Sie ist aus Südamerika", lockte Hebda, „Madame Adelita Serase Sie wohnt gleich nebenan Seit zwei Stunden."

„Wie", fragte Herr Hasse, „und sie hat sich noch nicht beschwert über mich?"

Er stürzte hinunter was er sich soeben eingeschenkt hatte, nahm sich eine frische Zigarette und verließ das Zimmer mit stelzenden Schritten, ehe ihn Hebda daran hindern konnte Sie ging ihm nach, und erst als er nebenan anklopfte, begriff sie, was zu tun er sich herausnahm Aber er hatte schon angeklopft.

Adelita rief herein

Herr Hasse öffnete halb die Tür und betrachtete den neuen Gast mit verschwommenen Augen

„Verzeihen Sie, haben wir uns nicht schon einmal gesehen?"

Sie lächelte

„Sieh da! Der Herr mit dem Hispano Suiza."

Er nickte.

„Richtig. M E. X. Die Zeichen von Mexiko Ich bin nicht betrunken. Wäre ich sonst herübergekommen, um mich zu entschuldigen? War ich sehr laut? Habe ich Sie gestört?"

„Sie haben wunderbar gespielt", versetzte sie und lächelte.

„Was übrig für Musik?"

„Ich habe einmal getanzt", erklärte sie.

„Getanzt! Wunderbar. Eine Tasse Mokka gefällig? Eine Zigarette angenehm? Einen Likör? Ich glaube, ich habe noch Eis. Hasse, Señora, Komponist von Fragwürdigkeiten."

„Treten Sie doch ein", sagte Adelita.

Das Fräulein hatte draußen alles mitangehört. Sie preßte die Hände aufs Herz Was hatte sie da angerichtet! Welche Meinung mußte die neue Dame von den Sitten und Gebräuchen hier im Hause bekommen Aber nun ließ sich nicht mehr einschreiten Hinter ihr stand Adele Adele die überall zur Stelle war, wo es etwas zu sehen und zu hören gab

„Jetzt werde ich wohl noch einmal Mokkageschirr bringen müssen", sagte Adele, und sie schüttelte den Kopf über Herrn Hasses Geschmack. Anderthalb Mark hatte ihr die Dame gegeben und heute für das erneute Heraufschleppen der Koffer überhaupt noch nichts. Was dachte sie sich wohl? Es war nicht alles von echter Qualität an ihr, das hatten Adeles geübte Augen sofort gesehen. Und die Koffer waren zu leicht, um viel zu enthalten. Sie hatte es gemeldet, aber das Fräulein wollte ja von solchen Meldungen nie etwas wissen. Mochte sie zusehen, wo sie bliebe.

„Ich hoffe", mahnte das Fräulein streng, „daß sich Herr Hasse nicht über Sie zu beklagen haben wird."

„Über mich?" Adele verzog schnippisch die Nase. „Nein. Gewiß nicht. Herr Hasse wäre der letzte."

„Ich schaue jetzt schnell nach Nummer vierzig", sagte das Fräulein. „Nachher bin ich unten zu erreichen. Jetzt lüften Sie bei Herrn Hasse."

Adele faßte mit beiden Händen den Schürzenrand und knixte. Es war ein Adeleknix, der alles ausdrückte, nur nicht Respekt.

Conchita öffnete sofort, als Hedda anklopfte. Sie hatte auf der Couch gelegen, und die Couch war umgeben von kleinen Bergen ausgelesener Bilderzeitschriften. Dazwischen schimmerten himbeerrot, goldgelb und silbern die leeren Hüllen von Pralinen und kandierten Früchten.

„Por la santa madre de dios", sagte Conchita und machte runde Augen und faßte sich an die Brust, „ist er da? Ist Don Ruiz angekommen? Und ich! Wie sehe ich aus?"

Sie strebte eiligst zum nächsten Spiegel. Aber Hedda hielt sie auf und faßte sie zärtlich am Arm. Sie hatte nur den Namen Don Ruiz verstanden und die Wendung zum Spiegel gesehen.

„Angelita", sagte Hedda und „Florecita", wie es ihr Annelies eingeprägt hatte, und dann schüttelte sie den Kopf und sagte dazu: „No, no, Don Ruiz. Verdad no."

Conchita verstand. Sie ließ den Spiegel Spiegel sein und verzog den Mund wie ein Kind, das vom Herzensgrund weinen will.

„Nicht weinen", beschwichtigte Hedda. „Ich schicke noch mehr Zeitschriften und auch noch Schokolade, obwohl es nicht gut ist, soviel Schokolade zu essen. Und, mein Gott, da steht ja noch das ganze Mittagessen. Hat Adele nicht abserviert?"

Conchita warf sich auf die Couch, das Gesicht nach unten, und ihre Schultern hoben und senkten sich auf bedenkliche Weise. Fing sie doch an zu weinen? Hedda räumte einen Berg Zeitschriften weg, setzte sich neben sie und umfing die trostlose Gestalt. Aber sie konnte nur mit guten warmen Händen streicheln und Angelita sagen und Florecita. Und dazwischen noch muy bien, und das alles reichte nicht hin, wie sie deutlich fühlte, Conchita zu beruhigen. Wenn doch nur Don Ruiz endlich käme, wünschte sie herzlich, oder wenigstens Annelies, der Spanisch so leicht vom Munde ging wie Deutsch.

Mitten in diesen Sorgen und Überlegungen aber vernahm sie Stimmen vor der Türe, die sich flüsternd unterhielten, und dazwischen gedämpftes Lachen. Und schließlich, es war kein Traum, griffen draußen geschickte Finger in die Saiten einer Gitarre, und eine Männerstimme begann gedämpft, aber doch deutlich zu singen. Es war Herrn Hasses Stimme, und was er sang, klang keineswegs Deutsch, sondern klang wie Spanisch oder Mexikanisch, wenn sie schon drüben in Mexiko eine eigene Sprache haben sollten, was sich Fräulein Hedda nicht zu entscheiden zutraute. Jedenfalls konnte sie keine Silbe davon verstehen, wohl aber Conchita. Sie schnellte hoch, als hätte sie einen elektrischen Schlag erhalten. Ihr nächster Gang war zum Spiegel. Im Augenblick hatte sie die Puderquaste zur Hand und dann den Lippenstift und dann den Kamm, und sie gab nicht nach, bis sie mit sich zufrieden war.

Hedda wollte die Türe verstellen, aber Conchita litt es nicht. Sie sperrte auf und öffnete die Türe, so weit es ging und gegen Heddas Widerstand, die dagegen machtlos war. Nie hätte sie gedacht, daß so viel Kraft in dem zierlichen Figürchen stecken konnte.

Draußen, an die Wand gegenüber gelehnt, stand Herr Hasse, zupfte an der Gitarre, sang spanisch und hatte verwegen einen Sombrero aufgesetzt. Gott mochte wissen, wo er ihn in der Eile herbekommen hatte. Neben ihm aber stand die neue Dame, jene Adelita, lächelte süß und falsch und schien überaus zufrieden.

Herr Hasse unterbrach seinen Gesang — es war nicht schade darum — zog tief den Sombrero und verbeugte sich übertrieben. Wenigstens kam es dem Fräulein so vor, die alles mit nüchternen Augen beobachtete und im stillen Stoßgebete verrichtete, obwohl sie sonst nicht so war.

„Wirklich", sagte Herr Hasse, „sie ist es, Conchita. Bis zu diesem Augenblick habe ich daran gezweifelt. Und kein Mensch sagt mir ein Wort davon. Ich wüßte es auch jetzt noch nicht, hätte ich nicht zufällig eine neue Nachbarin bekommen und hätte ich mich nicht so schlecht betragen, daß ich mich entschuldigen mußte. Aber das alles soll verziehen und vergessen sein. Ich habe nur noch einen Gedanken: Conchita ist im Hause. Conchita, die gefeierte Conchita, die Königin aller Tänzerinnen."

Er hatte in ihrer Sprache gesprochen, nur sie und Adelita hatten ihn verstanden. Adele stand mit runden Augen daneben, und Hedda versuchte vergebens, sich Geltung zu verschaffen.

Aber dieser schreckliche Mensch ging noch weiter. Unmöglich festzustellen, ob er noch betrunken war oder schon wieder nüchtern. Jedenfalls hatte er keinen Blick für ihre heimlichen Zeichen. Er nahm Conchitas Hand, küßte sie mit unanständiger Andacht und überschüttete sie mit einem Wasserfall von Sätzen in fremder Sprache.

Was aber am unbegreiflichsten war, Conchita, die eben noch geweint hatte und getröstet werden mußte, lächelte nun bezaubernd und zog auch ihre Hand durchaus nicht zurück, sondern ließ sich sogar bereden, das Zimmer, ihren letzten Refugio, zu verlassen und Herrn Hasse zu folgen. Adelita schloß sich an.

„Warum blicken Sie so entsetzt", fragte sie vor Herrn Hasses Zimmer. „Sollte Herr Hasse nichts wissen von Señorita Conchitas Anwesenheit hier im Hause? Aber es ist doch sicher ein offenes Geheimnis, was die Zimmermädchen sich erzählen? Sogar ich habe es erfahren, und ich bin doch erst wenige Stunden im Hause. Aber fürchten Sie nichts. Ich werde gewiß nicht darüber sprechen."

Das Fräulein straffte sich.

„Wir haben hier nichts zu verbergen, Madame. Aber es ist sicher nicht passend, wenn Señorita Conchita bei Herrn Hasse im Zimmer ist. Sie kennen sich doch gar nicht."

„Sie sind doch Landsleute und sprechen dieselbe Sprache", erinnerte Madame Adelita verwundert. „Und was das andere betrifft, sind Sie nicht auch bei Herrn Hasse im Zimmer gewesen? Die Wände sind hier dünn. Ich bin gewiß, Ihre Stimme gehört zu haben. Oder irre ich mich?"

Das Fräulein schien nicht zu hören. Sie schaute Herrn Hasse nach, der in diesem Augenblick Conchita bewog, bei ihm einzutreten.

„Señora Adelita", rief er, „kommen Sie nicht? Sie haben meinen Cocktail noch nicht versucht, und Sie kennen auch meinen Mokka noch nicht. Echter Guatemala. Oder wollen Sie lieber Tee haben? Ich habe auch Maté. Brauchen es nur zu sagen."

Adelita wandte sich liebenswürdig an Hedda.

„Sie sollten sich wirklich keine Sorgen machen. Herr Hasse ist natürlich entzückt, einer Tänzerin vom Range der Conchita seine Sachen vortragen zu können. Er spricht von einem fabelhaften Tango. Hören Sie? Da beginnen sie schon. Ich werde auch hineingehen und ein bißchen zuhören. Es ist keine Gefahr. Er ist fast wieder ganz nüchtern."

Hedda blickte auf die Uhr. Gleich sechs Uhr. Die stille Zeit des Tages war vorüber. Um acht Uhr wurde gegessen. Bis dahin gab es viel Arbeit. Post durchsehen, Wäsche ausgeben, Zimmer durchgehen, die Einkaufsliste der Köchin revidieren und die Bücher zum Wochenabschluß fertigmachen.

Ehe sie sich aber entschließen konnte, hinunterzugehen, warf sie noch einen letzten Blick in Nummer vierzig. Wie sah das Zimmer aus! Als wenn ein gelangweiltes Kind hier stundenlang sein Wesen getrieben hätte. Und da lag auch beim Spiegel dieser kleine Berg Schmucksachen, den Conchita als einziges Gepäck mitgebracht hatte. Spielzeug für große Kinder. Hedda räumte ein bißchen auf, schloß das Zimmer ab und hing den Schlüssel, wie es im Hause üblich war, draußen an den Kleiderhaken.

Adele ging gerade mit Mokkageschirr und Eis vorüber.

„Fräulein Hedda", sagte sie beleidigt, „muß ich mir das gefallen lassen, was die neue Dame über mich gesagt? Ich bin keine Plaudertasche. Ich habe wirklich nichts herumerzählt, daß wir Fräulein Conchita im Hause haben. Die neue Dame hat mich danach gefragt. Aber sie muß es schon gestern gewußt haben als ich ihr die Koffer wieder hinuntergetragen habe, weil wir nichts frei hatten."

Hedda schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich wäre froh, wenn Sie mich mit solchen Sachen verschonen würden. Ich habe genug andere Sachen im Kopfe. Was macht Herr Hasse?"

Adele knixte.

„Vorhin hat er gespielt, und jetzt will er den Damen seinen Cocktail versuchen lassen, und dann will er Mokka brauen und noch einmal spielen. Aber erst muß er die Noten heraussuchen. Er hat sie verkramt und findet sie nicht."

„Gut", sagte das Fräulein. „Ich bin unten Jederzeit erreichbar. Haben Sie mich verstanden, Adele? Jederzeit erreichbar."

XVI.

Als Annelies spät in der Nacht nach Hause kam, entdeckte sie, daß sie den Hausschlüssel vergessen hatte. Ab neun Uhr abends war das Haustor geschlossen. Sie mußte also klingeln, und da es ein Uhr nachts vorüber war, machte sie sich darauf gefaßt, längere Zeit warten zu müssen.

Sie hatte schon im Wagen entdeckt, daß sie den Haustorschlüssel vergessen hatte, aber nichts davon verlauten lassen, sondern darauf bestanden, daß Grote und sein Freund Zirkel oder Kare, wie er ihn nannte, sofort wieder abfuhren, nachdem sie vor der Pension ausgestiegen war.

Zu ihrem Erstaunen ging sofort das Treppenlicht an, und gleich darauf öffnete Hedda das Haustor. Sie war noch angekleidet und schien jemand anders erwartet zu haben.

„Du Annelies? Schon zurück?"

„Hattest du vermutet, daß ich die Nacht über ausbleiben würde?" fragte Annelies empfindlich.

„Bei Flußfahrten weiß man doch nie recht, wie sie ausgehen und was alles passiert", beschwichtigte Hedda. „Tritt erst zu mir herein. Du kannst noch eine Tasse Tee haben. Ich kann doch nicht schlafen. Ich habe nachmittags zuviel von Herrn Hasses Mokka getrunken."

Annelies liebte Herrn Hasse nicht. Hedda hatte mit Herrn Hasse Mokka getrunken. Gut, das war ihre Sache, aber Annelies hätte nicht geglaubt, daß Hedda mit Herrn Hasse aus freien Stücken Mokka trinken würde. Herr Hasse hatte zuviel Umgang mit Damen, als daß es einem ordentlichen Mädchen zur Ehre gereichen konnte, mit ihm Mokka zu trinken.

„Was macht Conchita?" fragte Annelies merklich kühler.

„Conchita?" Hedda sah wirklich elend aus. Oder machte das die Treppenbeleuchtung? Es wurde aber auch nicht besser im Flur und in Heddas Zimmer. Hedda hatte sich die Leselampe an ihren einzigen bequemen Stuhl gerückt, und hier hatte sie anscheinend gesessen und ein Buch in der Hand gehabt.

„Nimm Platz", sagte Hedda mit brüchiger Stimme, „lege ab, mach es dir bequem. Gleich sollst du Tee haben."

„Tee? Nein, danke. Ich bin müde. Ich möchte gleich nach oben gehen. Conchita wird schon schlafen?"

Hedda stand mit hängenden Armen an der Wand und vermied es, Annelies anzusehen.

„War es schön auf dem Inn? Conchita, sagst du. Ob Conchita schläft? Ich weiß es nicht. Ich muß dir etwas gestehen. Conchita ist ausgegangen und noch nicht zurückgekommen. Auch Herr Hasse ist fort. Sie ist nachmittags bei ihm im Zimmer gewesen. Er hat ihr etwas vorgespielt. Er hat ihr von seinem Mokka gegeben und von seinen Cocktails. Zwischen acht und neun Uhr, als alles unten im Speisezimmer war, müssen sie ausgegangen sein. Ich habe es zu spät erfahren, sonst hätte ich es natürlich verhindert."

Annelies war nicht gar zu sehr überrascht.

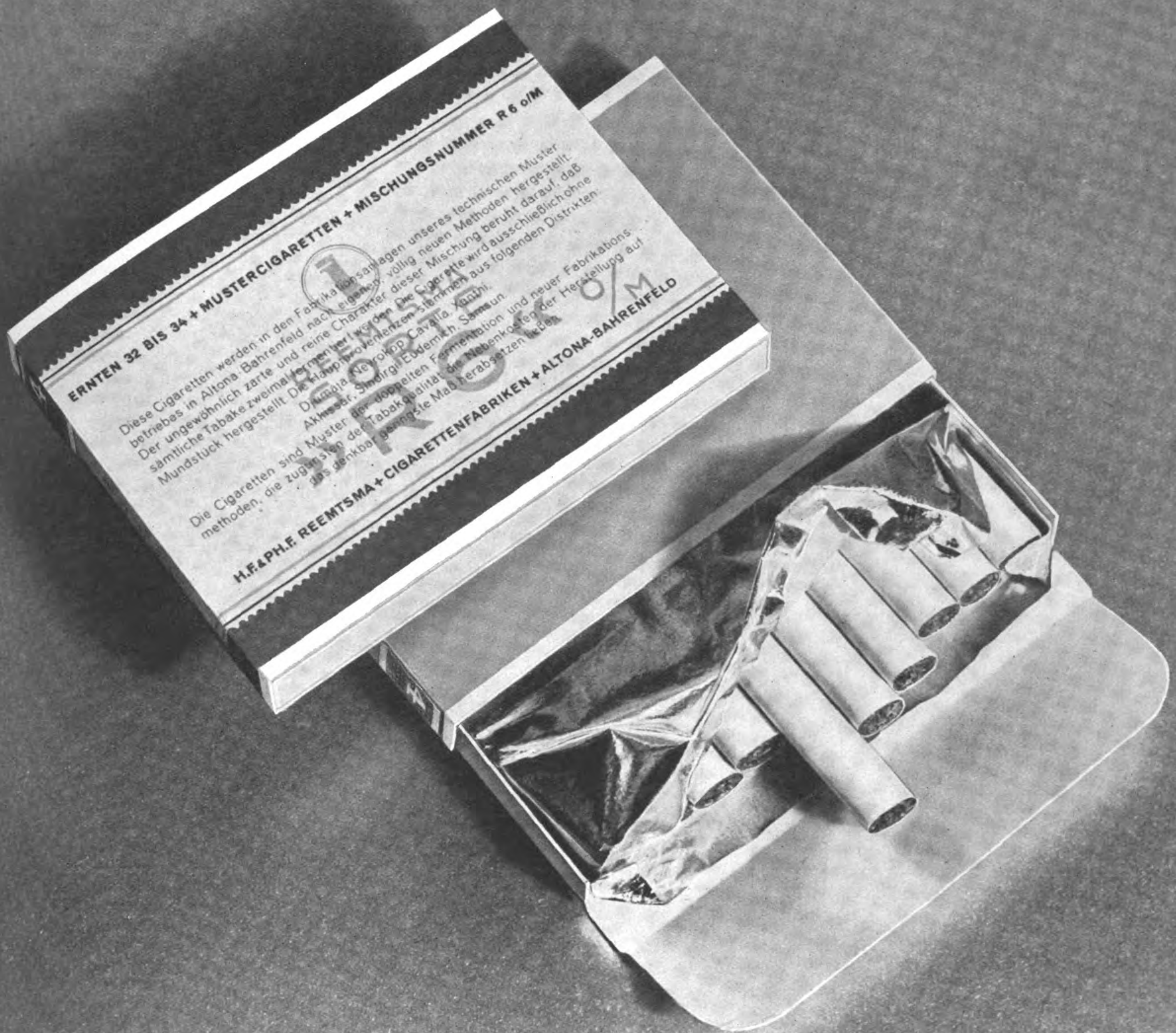
„Ich habe es gewußt. Ich habe deutlich gefühlt, daß etwas geschehen ist. Darum wollte ich auch nicht ausbleiben. Es hat mich heimgezogen."

„Und noch etwas ist geschehen." Hedda nahm eine Karte vom Schreibtisch. „Spät am Abend ist eine Eilkarte gekommen aus Berlin. Von Doktor Martinez. Er meldet seine Ankunft für Sonntagabend. Für heute also."

Annelies setzte sich.

„Wie hat Herr Hasse überhaupt etwas erfahren können von Conchita?" wollte sie wissen. „Hat Adele wieder geschwatzt? Sicher hast doch du selber nichts verraten. Obwohl du mit Herrn Hasse Mokka getrunken hast."

„Nein", sagte Hedda. „Das war früher. Er hat das halbe Haus bei sich gehabt. Er ist irgendwie zu Geld


ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Muster-
betriebes in Altona-Bahrenfeld nach eigenen, völlig neuen Methoden hergestellt.
Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß
sämtliche Tabake zweimal fermentiert werden. Die Cigarette wird ausschließlich ohne
Mundstück hergestellt. Die Hauptprovenienzen stammen aus folgenden Distrikten:
Drama, Nevrokop, Cavalla, Xanthi,
Akhissar, Sindirgi, Eudemich, Samsun.
Die Cigaretten sind Muster der doppelten Fermentation und neuer Fabrikations-
methoden, die zugunsten der Tabakqualität die Nebenkosten der Herstellung auf
das denkbar geringste Maß herabsetzen ließen.
REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

gekommen und hat gefeiert. Du weißt ja, wie er ist. Man will ihn nicht kränken und nein sagen. Er kann Augen machen wie ein unglücklicher Hund. Aber da ist diese Dame, die ich gestern abgewiesen habe und die heute wiedergekommen ist. Ich habe ihr das Zimmer von Doktor Martinez gegeben. Konnte ich's verantworten, es noch länger leerstehen zu lassen? Sie hat sich als Madame Adelita Serafe eingetragen. Aus Monterrey. Aber sie spricht Deutsch fast wie wir. Sie muß es gewesen sein, die von Conchita gesprochen hat. Auf einmal stand sie mit Herrn Hasse vor Nummer vierzig. Er hatte eine Gitarre, und dazu sang er etwas Mexikanisches. Und sie klapperte mit den Absätzen den Takt. Da war Conchita nicht mehr zu halten. Sie riß die Türe auf, und so geschah es. Was konnte ich da tun? Sage selbst?"

Annelies hatte selber Kummer genug. Aber daran durfte sie jetzt nicht denken.

„Wo ist diese Madame Serafe?" fragte sie.

„Sie ist vor einer knappen Stunde heimgekommen", gab Hedda Auskunft. „Ich habe sie natürlich ausgefragt, aber sie weiß nicht viel. Herr Hasse, sagt sie, habe Conchita und sie zum Abendessen eingeladen in die italienische Osteria. Herr Hasse habe sich wohl etwas mit Trinken übernommen, denn ihm sei fortwährend schrecklich übel gewesen. Auch Conchita habe die Cocktails bei Herrn Hasse und den Wein in der Osteria schlecht vertragen. Sie sei zuerst fast zu ausgelassen gewesen, am späten Abend aber plötzlich verfallen. Glücklicherweise, sagt sie, sei ein Bekannter von ihr in der Osteria gewesen. Der habe sich ihrer angenommen und sie fortgebracht, denn zuletzt sei sie in einem unmöglichen Zustand gewesen. Mehr wisse sie nicht, sagt sie. Sie habe gleich nach Conchita die Osteria verlassen und erst etwas frische Luft geschöpft und dann die Nachtvorstellung in einem Kino besucht. Jetzt schläft sie."

„Und Herr Hasse?" fragte Annelies.

„Ich habe die Leute in der Osteria angerufen", berichtete Hedda. „Er ist nicht mehr dort. Niemand kann sagen, wo er ist. Sie haben ihn dort mit Mokka und Eiswasser wieder etwas zu sich gebracht und in seinen Wagen gesetzt. Sie wollten ihm jemand zur Aufsicht mitgeben, aber er duldete es nicht. Er ist dann fortgefahren, und kein Mensch weiß wohin."

Annelies stand schnell auf, ging zum Fernsprecher und ließ sich verbinden mit dem Hotel „Elite".

„Was willst du tun?" fragte Hedda.

„Ich muß wissen, ob dieser Ortega dahintersteckt", gab Annelies flüsternd Auskunft.

„Hallo, hier Pension ‚Kontinental'. Wollen Sie, bitte, den späten Anruf entschuldigen. Ich muß in einer wichtigen Angelegenheit eine klare Auskunft haben."

Sie lauschte einen Augenblick in die Muschel hinein.

„Nur der Nachtpförtner? Danke, das genügt. Es handelt sich um einen Herrn Ortega, der bei Ihnen wohnt. Können Sie feststellen, ob er im Hotel anwesend ist?"

Wieder eine Pause.

„Vor einer Stunde abgereist. Im Auto? Wohin nicht bekannt? Danke, das ist alles, was ich wissen wollte. Hat er auch das Gepäck seiner Partnerin, von Señorita Conchita, mitgenommen? Ja? Ich habe es mir gedacht. Vielen Dank!"

Annelies legte den Hörer auf die Gabel. Ihr Gesicht war blaß.

„Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich. Und Conchita? Ist das mit ihrer Zustimmung geschehen oder ohne ihre Zustimmung? Sie hat hier nur eine Handtasche mit Schmuck gehabt. Ist der Schmuck noch oben in ihrem Zimmer?"

Hedda ließ den Kopf sinken.

„Ich habe schon nachgesehen. Er ist fort."

„Wie sollen wir Doktor Martinez in die Augen sehen!" rief Annelies aus.

„Sollen wir die Polizei verständigen?" fragte Hedda.

Aber Annelies war unschlüssig.

„Ich weiß nicht. Gibt es nicht doch noch eine harmlose Erklärung? Ich traue nur dieser fremden Madame nicht. Wenn sie doch ihre Hand im Spiele hätte? Aber wir leben doch nicht in Mexiko? Und wenn es doch dieser Ortega war, der Conchita aus der Osteria fortgebracht hat, so konnte er doch nicht Gewalt brauchen, und sie hätte sich doch nur zu sträuben brauchen, um sofort Beistand zu finden. Sie kann doch unmöglich so viel getrunken haben, daß sie ohne Besinnung war? Ach Hedda, mir zerspringt der Kopf. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll!"

Hedda verkniff etwas die Lippen.

„Vielleicht ist Conchita doch nicht die, für die wir sie gehalten haben? Dies und das, Kleinigkeiten nur, hat mir zu denken gegeben. Ich fürchte, sie ist nicht so, wie wir sind."

„Sie mag anders sein", gab Annelies zu, „aber sicher ist doch, daß sie Doktor Martinez de Lopa liebt und diesen Señor Ortega verabscheut. Sie hat sich in unsere Hände gegeben und uns vertraut. Wenn ihr nun etwas zugestoßen wäre, würde ich mir mein ganzes Leben lang Vorwürfe machen müssen. Wenn ich nur ganz sicher wüßte, daß wir nichts verderben, wenn wir die Polizei anrufen!"

Die Verantwortung war groß. Und wenn einmal der Apparat der Behörde in Gang gebracht worden war, ließ er sich so leicht nicht mehr aufhalten. Die beiden Mädchen waren tief niedergeschlagen und fühlten sich der Sache nicht recht gewachsen. Sie überlegten noch, als plötzlich der Fernsprecher schrillte.

Sie blickten sich erschreckt an und wagten kaum den Hörer abzunehmen.

„Hier Pension ‚Kontinental'", meldete sich schließlich Hedda und winkte Annelies, das Ohr mit ihr an den Hörer zu halten.

„Wer ist dort? Polizeipräsidium? Ja, hier ist die Pension ‚Kontinental'. Die Hausdame ist am Apparat."

Der Beamte am anderen Ende der Leitung erkundigte sich, ob in der Pension ein Herr namens Erwin Hasse bekannt sei, Eigentümer eines Hispano Suiza mit mexikanischen Nationalitätszeichen.

Hedda gab mit klopfendem Herzen Auskunft.

Die Stimme des Beamten am andern Ende der Leitung änderte sich nun ein wenig.

„Ja, da ist nun leider ein Unfall zu melden. Der Herr ist mit seinem Wagen von der Straße abgekommen und gegen einen Chausseebaum gerannt. Der Wagen ist völlig zertrümmert, und der Herr ist eben im Krankenhaus, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben, verschieden. Die Schuld am Unfall trifft ihn allein. Denn die Blutuntersuchung hat maßlose Trunkenheit ergeben. Sind Angehörige vorhanden?"

Hedda bejahte mit tonloser Stimme. „Aber nicht hier", schränkte sie ein, „sondern in Mexiko."

Also nicht hier? Gut. Der Beamte schien erleichtert. Dann sei da vorläufig nichts zu tun. Am Morgen, zur gegebenen Zeit, werde ein Beamter in der Pension vorsprechen, um zu regeln, was unter diesen Umständen zu regeln sei.

„Sonst noch etwas?"

Hedda verdeckte die Sprechmuschel mit der flachen Hand.

„Soll ich etwas von Conchita sagen?"

Annelies schüttelte trostlos den Kopf und ließ sich in den Sessel fallen.

Hedda hing ein und setzte sich zu ihr und umfing ihre Schultern.

„Du wirst sehen", sagte Annelies, „das ist noch nicht alles. Es kommt noch mehr. Du mußt darauf achten, daß diese fremde Dame das Haus nicht eher verläßt, als bis alles aufgeklärt ist."

„Wir sollten jemand haben, der uns beraten kann!" meinte Hedda und durchging im Geiste die Liste ihrer Bekannten. Aber sie fand niemanden, der ihr genug vertrauenswürdig schien.

„Ich wüßte schon jemand", versetzte Annelies, wobei ihr heiße Tränen unaufhaltsam über das Gesicht liefen, „aber ich weiß nicht, ob er noch etwas von mir wissen will."

„Weine doch nicht so", bat Hedda. „Wir wollen den Rest der Nacht hier bei mir zusammenbleiben. Wenn dann noch etwas kommt, brauche ich dich nicht zu rufen. Ist es dir recht?"

Annelies schüttelte den Kopf.

„Ich muß jetzt allein sein, Hedda. Du weißt nicht, was ich schon alles hinter mir habe, und ich kann es dir auch nicht sagen. Ich möchte jetzt liegen und das Gesicht gegen die Wand drehen und nichts mehr sehen und hören. Wirklich, ich kann nicht mehr!"

XVII.

Nach der Abrede hatte Zirkel auf halbem Wege zwischen Rosenheim und Mühldorf in Wasserburg übernachtet. Als ihn hier spät am Abend der Anruf Grotes aus Gars erreichte, hatte er schon alles besichtigt, was es in Wasserburg zu besichtigen gab. Er hatte in einem Wirtshausgarten einen Fisch gegessen, der noch am Morgen im Inn geschwommen war, und dazu hatte er Bier getrunken, das in Wasserburg gebraut worden war. Damit aber nicht genug, hatte er mit verwegener Lust nach Abenteuern ein kleines Café aufgesucht, aber dort nichts gefunden als zwei Bürger der Stadt, die eine Partie Schach spielten, und eine Kellnerin mit schiefen Schultern, die an einem Strumpf strickte, und augenscheinlich nicht gewohnt war, um neun Uhr abends einen fremden Gast auftauchen zu sehen. Der Heimweg führte ihn durch Gassen, wie sie Spitzweg gemalt hatte. Wenig Lichter hinter den Fenstern. In dunklen Winkeln manchmal ein flüsterndes Paar. Auf dem groben Pflaster zuweilen der feste Schritt doppelsohliger Stiefel eines Bürgers, der verspätet den Stammtisch aufsuchte.

Herr Zirkel war leicht enttäuscht von diesem Wochenschluß. Die witternde Nase in seinem trockenen Pferdegesicht bewegte sich entrüstet gegen den Geruch aus Bierneigen und Pfeifentabak im Wirtshausflur. Eine beleibte Kellnerin zwängte sich mit einer Ladung leerer Krüge durch einen Türspalt. Eine dünne Altmännerstimme kletterte aufgeregt in die Höhe. „Die Grünzehn als Schmier' in den letzten Stich und ..." die zuschlagende Tür schnitt den Satz entzwei. Herr Zirkel konnte sich noch nicht entschließen, hinauf in das Zimmer zu gehen. Die Nacht war samtblau und still und die alte Gasse glich einer Kulisse für seltsame Abenteuer. Er fühlte die Spannung unerfüllter Erwartungen, und als plötzlich tief im gewölbten Hausflur die Telephonklingel schrillte, war er fest überzeugt, daß der Ruf nur ihm gelten konnte.

„Ein Herr Zirkel wird gewünscht", hörte er eine Stimme durch das Schubfenster des Ausschanks rufen. „Fanny, haben wir einen Herrn Zirkel bei uns?"

Ehe Fanny, die beleibte Kellnerin, antworten konnte, stand schon Zirkel selber am Telephon. Er nannte seinen Namen; seine Nase bewegte sich witternd.

Er vernahm zunächst einen Seufzer der Erleichterung und dann Kamerad Grotes Stimme. Die Stimme klang verhalten. Leicht gepreßt.

„Kare, das ist ja ganz toll, daß ich dich auf den ersten Anruf erwische. Hast du dir schon ein Zimmer genommen?"

„Ein wunderbares Zimmer", antwortete Herr Zirkel. „Plüschsofa, Konsolspiegel, Bett mit Muschelaufsatz."

„Laß fahren", sagte Grote. „Setze dich in den Wagen und fahre sofort nach Gars. Du kannst ruhig Gas geben. Ich erwarte dich an der Bootlände bei der Brücke. Wir müssen zurück nach München. Du kannst meinetwegen im Fond sitzen und schlafen. Ich werde steuern."

„Ist was passiert?" fragte Zirkel besorgt. „Bruch gehabt?"

Grote zögerte etwas mit der Antwort.

„Tu mir den Gefallen, Kare, nicht zu fragen. Kann ich mich auf dich verlassen?"

Zirkel spitzte hellhörig die Ohren. Es wurde ihm schwer, weitere Fragen zu unterdrücken, aber Grote hatte ihn am Portepee gefaßt.

„Abgemacht, Grote. Hast du das Boot schon auseinander? Nein? Bis du damit fertig bist, bin ich bei dir in Gars."

Er verlor keine Zeit, und als er in Gars die Bremse zog, sah er am Straßenrand bei der Bootlände drei Segeltuchsäcke mit dem verpackten Boot und auf den Säcken kauerte Freund Grote und paffte aus seiner kurzen Pfeife. Zwanzig Schritt entfernt saß das Fräulein auf einer Bank im Bauerngarten, hatte den Kopf des Köters vom angrenzenden Bauernhof im Schoß liegen und streichelte ihn mit nervösen Fingern. Keiner von beiden sagte ein Wort.

„Ich werde sehen, daß wir vor Mitternacht zu Hause sind", bemerkte Grote, als alles verstaut war, und setzte sich dann an das Steuer. Sonst sagte er keine Silbe mehr, aber er hielt Wort, und als der Wagen mit gedrosselter Fahrt durch die Straßen von München glitt, blickte Zirkel auf die Radiumziffern seiner Armbanduhr.

„Er hat es wirklich geschafft, aber es war eine tolle Fahrt."

Das Fräulein bedankte sich schön, und als es ausstieg, schien es etwas zu zögern, aber Grote hielt mit der einen Hand den Schlag und mit der anderen die Pfeife und starrte irgendwohin in ein schwarzes Loch und seine Züge waren messerscharf. Zirkel reichte ihr die Badetasche. Sie sagte leise gute Nacht und verschwand wie ein Schatten im Vorhaus. Beide Männer warteten, bis sich das Haustor hinter ihr geschlossen hatte, dann legte Zirkel Grote fest die Hand auf die Schulter.

„Ich habe zufällig ein paar gute Pullen zu Hause. Trinken wir sie allein aus oder holen wir uns noch wen dazu?"

Fortsetzung folgt

Gesunde Zähne, gesunder Mund
halten den ganzen Körper gesund





Wahn und *Wahrheit*

Im finsteren Mittelalter war es das Hexensüppchen, um Mitternacht am Kreuzweg gekocht — noch heute glauben viele an geheimnisvolle Heilkräfte, an wundertätige Bernsteinketten, an Handauflegen und Gesundbeten — welcher **Aberglaube!**

Die reine Wahrheit ist, daß dieser Aberglaube und das alberne Gebaren der Kurpfuscher noch keinen vom Zahnschmerz befreite.
Wer keine Zahnschmerzen bekommen will, der muß seine Zähne zweimal täglich pflegen. Chlorodont besorgt das wunderbar! Chlorodont hilft täglich Millionen, ihre Zähne gesund und stark zu erhalten.



darum morgens und ***erst recht*** abends



Nr. **1 der Chlorodont-Serie 1937**

Ein Leben in Eis und Schnee

VON WERNER GRANVILLE-SCHMIDT

Da drüben über'm „großen Teich", in den Vereinigten Staaten, hausen ein paar Männer, für die Nordamerika nicht aus achtundvierzig Staaten, sondern nur aus zwei großen Teilen besteht.

Jene Grenzlinie aber, die diese beiden Teile scheidet, wurde nicht durch staatsmännische Verträge festgelegt, oder von Geometern fein säuberlich abgesteckt; sondern die Natur selbst hat diesen Trennungsstrich gezogen.

Von Norden nach Süden geht er; sendet seine Ausläufer über die kanadische und mexikanische Grenze und besteht aus zerklüfteten Bergketten, himmelstrebenden Gipfeln — ist doch z. B. der „Blanca-Peak" in den Rocky Mountains 4400 Meter hoch —, schauerlichen Schluchten, den sogenannten „canyons", die nie eines Menschen Fuß betreten hat, und Hochflächen, auf denen zur Winterszeit rasende „Blizzards", die gefürchteten Schneestürme, alles Leben ertöten.

Kurz gesagt, es handelt sich um die größte Wasserscheide, die den Kontinent durchschneidet.

Die Gewässer, welche sich von dort oben jahrein, jahraus — zur Zeit der Schneeschmelze besonders reichlich — zum Tieflande ergießen, sind für die Bewässerung des Kulturlandes von großer Bedeutung, und das Wohl und Wehe der Farmer ist daher eng mit ihnen verknüpft.

Das Departement für Meteorologie hat eine Anzahl wetterharter Männer angestellt, deren Aufgabe es ist, die Schnee- und Witterungsverhältnisse in diesen gottverlassenen Höhen zu studieren und die Ergebnisse telegraphisch den vorgesetzten Stellen zu melden.

Einer dieser Männer ist Walt Ames.

Wie lange er eigentlich schon im Dienste ist auf seiner Station in den Regionen der ewigen Schneestürme, weiß keiner seiner Berufskollegen zu sagen; denn Walt Ames ist alt — sehr alt.

Seit undenklichen Zeiten versieht er seinen Posten, und seine Station gilt als die unwirtlichste, verlassenste. Genau genommen hat Walt Ames in der Einsamkeit der „Felsen-Gebirge" — dies die Übersetzung der Bezeichnung „Rocky Mountains" — nichts mehr zu suchen; denn laut Absatz so und so, Paragraph so und so der Dienstvorschriften hat er längst die Altersgrenze überschritten und sollte von einer jüngeren Kraft abgelöst werden.

Nicht etwa, weil er unfähig geworden ist, seines Amtes zu walten! Im Gegenteil, Walt Ames gilt auch heute noch als der zuverlässigste Beobachter und als der beste Kenner der Wetterverhältnisse in den „Rockies" (Abkürzung für „Rocky Mountains".)

Aber das Gesetz schreibt nun einmal vor, daß ein Mann, der ein gewisses Alter erreicht hat, aus dem Staatsdienste ausscheiden muß. Und Gesetze sind doch dazu da, um durchgeführt zu werden!

Im Falle Walt Ames hat die Sache jedoch einen Haken. Man schickte ihm also einen Nachfolger hinauf in die große Einsamkeit. Vierzehn Tage war die Probezeit, während der der Neuling Gelegenheit hatte, sich von Walt Ames in seine Obliegenheiten einweihen zu lassen. Es waren aber noch nicht acht Tage vergangen, da sandte der Neue einen be- und wehmütigen Hilferuf an die vorgesetzte Behörde, ihn um alles in der Welt auf einen anderen Posten zu versetzen.

Er durfte gehen, und Walt Ames war wieder allein im weißen Schweigen.

Bis der zweite kam, dem es kein Haar besser ging. Im Departement für Meteorologie verlor man anscheinend den Mut, nach weiteren Bewerbern zu fahnden; denn für lange Zeit hatte Walt Ames Ruhe.

Dann fanden sich wieder einmal ein paar Aspiranten, die sich ausgeklügelt hatten, daß man dort oben, wo es weder eine Bar noch ein Kino gab, schnell ein kleines Bankkonto ersparen konnte.

Nun, Nummer drei und vier warteten das Ende der Probezeit nicht ab; Nummer fünf wurde durch einen Lawinenschlag getötet; Nummer sechs erklärte der Behörde telegraphisch, daß er nicht gewillt sei, in dieser Einöde schwermütig zu werden, und Nummer sieben geriet auf einem Dienstgang in einen Schneesturm, tat einen bösen Sturz und brach beide Beine. Damit war die Reihe der Bewerber wieder einmal erschöpft. Das war damals, als ich bei einem Freunde auf der „Lone-Pine-Ranch" zu Besuch weilte.

Die umwohnenden Farmer sagten: „Wenn das so weitergeht, wird Walt Ames wohl in der Einöde sterben."

Der Mann begann mich zu interessieren. Vor langen Jahren hatte ich Heers „Wetterwart" gelesen, und seitdem habe ich mir das Leben in der Einsamkeit der Berge recht romantisch vorgestellt.

„Besuche ihn doch mal dort oben!" schlug mein Freund vor. Natürlich war ich gleich Feuer und Flamme für die Anregung. Aus eigener Anschauung wollte ich doch gerne ein Bild gewinnen, warum eine Reihe hundertprozentiger Yankees den Posten nicht gehalten hatten.

An einem Sonntagmorgen setzte ich meinen Plan in die Wirklichkeit um.

*

Unsere kleine Siedlung in Oklahoma lag Walt Ames' Station am nächsten; denn sie war „nur" fünfzehn englische Meilen — 1 Meile engl. = 1609,3 Meter — vom Fuße der Felsengebirge entfernt.

Mein Freund ließ den Schlitten anschirren, und mit lustigem Glockengeklingel ging die Fahrt los. Ich hatte meine kanadischen Schneeschuhe mit und einen Rucksack mit Proviant, wußte ich doch nicht, wie lange ich oben bleiben würde, und ob Walt Ames so reichlich versorgt war, daß ich mich bei ihm zu Gaste bitten konnte. Mein Freund hatte mir „Pemmican", eine Art harter Fleischkuchen, und Brot eingepackt und für unterwegs eine Thermosflasche mit heißem Tee.

Die Schlittenkufen quietschten und kreischten, als wir über den hartgefrorenen Schnee fuhren. Alles ließ sich vortrefflich an, bis wir „Wagon Wheel Gap" erreichten; eine Siedlung, wo ich den Schlitten verlassen mußte, da nun der Aufstieg begann. Ein schmaler, schneebedeckter Pfad führte nach Walt Ames' Station. Zu verfehlen war der Weg allerdings nicht; denn man brauchte nur die Telegraphenstangen, die zur Beobachtungshütte hinaufführten, als Wegweiser zu benutzen.

Meine Schneeschuhe hatte ich, mitsamt dem Rucksack, übers Kreuz genommen, und dann bahnte ich mir schrittweise durch den hohen Schnee einen Pfad.

Ziemlich steil begann der Aufstieg, und manchmal konnte ich nur mit Mühe ein Zurückgleiten verhüten. Trotzdem das Fahrenheit-Thermometer mindestens eine zweistellige Minuszahl anzeigte, rann mir bald der Schweiß in Strömen übers Gesicht.

Nach langem Marsch legte ich erst einmal eine Pause ein und stärkte mich an Tee und Brot. Weiter ging dann die anstrengende Kletterei.

Endlich wurde meine Ausdauer aber doch belohnt, und ich erblickte in der Ferne das heißersehnte Blockhaus. Heimelig stieg eine feine Rauchsäule aus dem Schornstein und verriet mir, daß ich den Alten der Berge daheim antreffen würde. Dennoch verging eine ganze Weile, ehe ich die Schutzhütte erreicht hatte. Sie erwies sich als eine rohbehauene „Log-Cabin", die kaum zwölf Quadratmeter im Geviert maß.

Auf mein lautes „Hallo!" öffnete sich die Tür, und ein alter, hochgewachsener Mann mit verwittertem Gesicht und gestutztem Vollbart trat ins Freie. Unter eisgrauen, buschigen Brauen musterten mich seine falkenhellen Augen.

„Wieder eine Ablösung?" forschte er, mir bewillkommnend die Rechte entgegenstreckend.

Man sah seinen Mienen an, daß er die ganze Sache schon mehr vom humoristischen Standpunkt betrachtete.

Meine Antwort, daß ich nur gekommen sei, ihm einen Besuch abzustatten, um den Betrieb hier oben „mal kennenzulernen", schien ihn sichtlich zu befriedigen.

Schon in diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, daß er durchaus nicht darauf erpicht war, seinen Posten einem andern abzutreten.

In der Hütte legte ich ab und wärmte mir die erstarrten Hände am lustig flackernden Kaminfeuer.

Walt Ames machte sich derweile daran, mir zur inneren Belebung einen Kaffee zu brauen.

Nur spärlich fielen die Worte zwischen uns. Ein großes Erzählertalent war Walt Ames nicht; das hatte ich gleich heraus. Der stete Aufenthalt in der Einsamkeit macht wohl schweigsam mit den Jahren.

Der dampfendheiße Kaffee mundete mir übrigens wunderbar. Nachher saßen wir ein Weilchen wortlos am Feuer und sogen an unseren Shagpfeifen.

Dabei hatte ich Muße, mich in dem kleinen Raum umzusehen. Eine Wandpritsche mit dem obligaten „Caribou-Skin" der Schlafdecke aus Renntierfell diente als Bett. Dann waren da noch ein Tisch, eine Bank, ein paar Stühle und ein Schrank. Das war alles an Einrichtung. Dazu kamen noch die Wandbörter mit Kochutensilien und der kleine Herd. Kahl und schmucklos wirkte das Innere, und ich fragte mich, ob ich es wohl aushalten könnte in dieser Umgebung — Tag um Tag — Monat um Monat — Jahr um Jahr.

Eine Rippe virginischen Plattentabaks, die ich noch in meiner Rocktasche fand und dem Alten verehrte, löste etwas seine Zunge.

So eine einfache, schlichte Geschichte war sein Leben. Als junger Mensch war er auf die Station gekommen. Eltern besaß er damals schon nicht mehr; weder Weib noch Kind fesselten ihn an die Siedlungen der Menschen. Immer mehr entfremdete er sich dem Treiben da unten in den Tälern, und nun hatte er nur noch einen Wunsch: dereinst begraben zu werden inmitten der Eisriesen, denen sein ganzes Herz gehörte.

„Womit vertreiben Sie sich denn die Zeit, wenn Ihr Dienst Sie nicht in Anspruch nimmt?" sondierte ich.

Er sah gedankenverloren den kräuselnden Rauchwölkchen nach, ehe er langsam entgegnete: „Sie hatten eine Funkanlage errichtet vor nicht zu langer Zeit; aber dreimal haben Schneestürme sie wieder zerstört. — Sie ahnen nicht, welche Gewalt die Blizzards hier haben. — Sonst lese ich. Jede Woche gehe ich einmal hinunter nach „Wagon Wheel Gap", hole mir Proviant und Lesestoff ab. — Manchmal bin ich auch schon Wochen eingeschneit gewesen und abgeschnitten von aller Welt. — Nun, Dauerproviant habe ich für mehrere Monate vorrätig, und was den Lesestoff anbelangt, so studiere ich dann die alten Magazine und Zeitungen zum so- und sovielten Male wieder durch. — Man wird bescheiden hier oben, Herr. — Am liebsten sitze ich, wenn der Dienst mich nicht beansprucht, am Feuer und hänge so meinen Gedanken nach."

Er hat mir seine Gedankengänge nicht verraten; aber ich bin überzeugt, daß sie philosophischer Art sind.

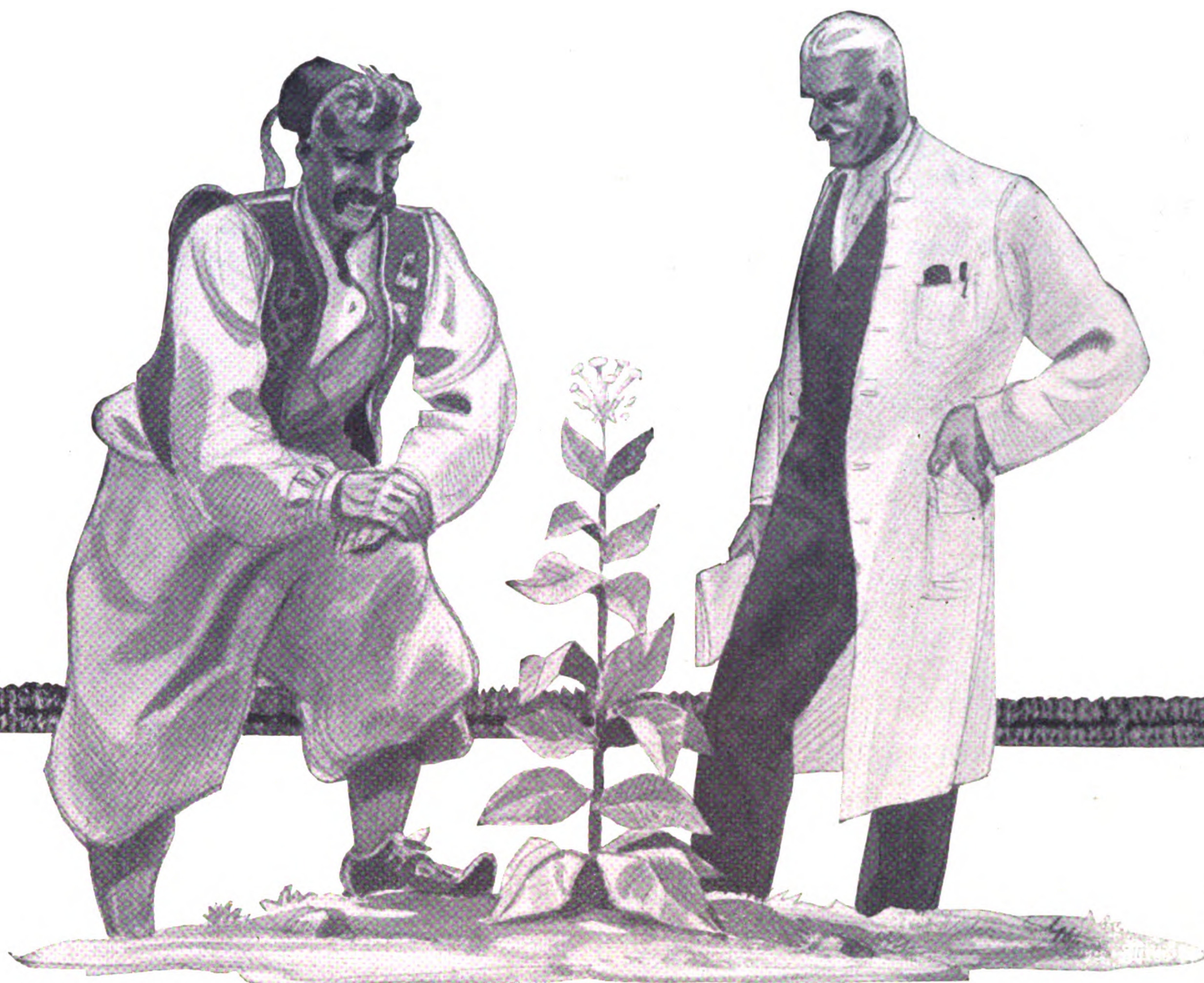
„Haben Sie nie Verlangen gehabt, wieder unter Menschen zu gehen?" führte ich das Gespräch weiter.

Er schüttelte nur mit einem wegwerfenden Lächeln den Kopf und starrte wieder in die Glut.

Ein lastendes Schweigen trat ein, und ich fand auf einmal nicht mehr den Mut, weiter mit Fragen in ihn zu dringen.

Nach einem frugalen Abendbrot, bestehend aus heißgemachten Konserven, Pemmican und Brot, suchten wir unser Lager auf; er seine Pritsche; ich die Bank.

Trotz der großen körperlichen Ermüdung — oder vielleicht grade deswegen — lag ich noch lange wach



Respekt vor der Gabe der Natur!

Es gibt viele Bezirke, in denen der Mensch auch seine grandiosesten Maschinen besser hübsch im Hintergrunde läßt. So ist es beim Wein, und so ist es auch beim Tabak.

Edler Tabak ist eine kostbare Gabe der Natur, und was die Natur zusammenträgt an besonderem Erdreich, an sonnensatter Wärme und kühlendem Tau, um solch eine zarte Tabakpflanze zur üppigen Entfaltung zu bringen, das kann der Mensch nur in Ehrfurcht bewundern und so gut wie möglich mit behutsamer Hand unterstützen.

Aber gerade dieses Unterstützen erfordert viel Fingerspitzengefühl, viel Wissen um die empfindsame Eigenart des Tabaks. Und zwar nicht nur beim Wachstum der Pflanze, sondern auch bei der Weiterverarbeitung zur Zigarette im Werk. Wir sind sehr glücklich, daß gerade in dieser Beziehung unsere Gildehof-Tabakmeister wirkliche Meister ihres Fachs und wahre Tabakgärtner sind.

4 1/6  4 1/6

»tabak-echt **Gildehof** tabak-gerecht«

HAUS BERGMANN · ZIGARETTENFABRIK · A · G · DRESDEN

Auch die ungewohnte Umgebung ließ mich wohl nicht einschlafen; dazu strich der Wind in seltsam klagenden Melodien um die Hütte. Auch Walt Ames schien noch wach zu sein. Einmal fragte er halblaut: „Hören Sie?"

Auf dem Hüttendach, das die Winde meist reingefegt vom Schnee hielten, war ein feines Knistern zu hören, wie wenn man Seidenpapier zusammenballt.

„Schnee?" forschte ich.

„Schneesturm!" entgegnete er lakonisch und wälzte sich auf die andere Seite.

Ich versuchte, mir im Geiste den Sturm hier auf der Höhe auszumalen; mählich verwirrten sich meine Gedanken, und ich schlief ein.

*

Am nächsten Morgen, beim Kaffee, sagte Walt Ames: „Ich muß heute nach Position A und die Schneehöhe messen. Sie können mich begleiten, wenn Sie wollen."

Er schien, ohne danach gefragt zu haben, anzunehmen, daß ich noch länger zu bleiben beabsichtigte.

Nichts war mir lieber als das; denn das Leben in der Schutzhütte an der Seite des wortkargen Alten fing an, unausstehlich langweilig zu werden. Wir zogen die Pelzmäntel über und nahmen unsere Schneeschuhe zur Hand.

Als Walt Ames die Hüttentür öffnete, warf sich uns ein eiskalter Wind entgegen. Unruhig flackerten die Flammen im Kamin.

Die Bergketten im Westen schienen in Purpur getaucht. Walt Ames wies mit dem Daumen nach jener Richtung. „Schlechtes Zeichen, Herr! — Da drüben werden die schwersten Stürme ausgebrütet, die die Staaten heimsuchen."

Er schulterte einen Rucksack mit Proviant und befahl kurz: „Let's go!"

Mit zunehmender Schnelligkeit glitten wir auf dem abhängenden Gelände dahin; dann wieder waren Steigungen zu überwinden.

Unkundig des Weges bemühte ich mich, Walt Ames immer dicht auf den Fersen zu bleiben.

Stunden währte diese Fahrt durch die glitzernde Einsamkeit.

Endlich blieb Walt Ames bei einem großen Schneehaufen stehen.

„Position A!" bemerkte er kurz.

Erst jetzt erkannte ich, daß unter der Schneeverwehung eine Hütte begraben lag.

Walt Ames erklomm den Schneehügel, befreite das Hüttendach vom Schnee und faßte einen Ring, mit dessen Hilfe er eine Falltür im Hüttendach zu öffnen vermochte. „Folgen Sie!" befahl er.

Hinter ihm ließ ich mich durch die Dachluke in den dunklen fensterlosen Raum gleiten.

Dann zog Walt Ames die Klappe hinter uns zu.

Gemächlich packte er seinen Rucksack aus. Öffnete eine Konservendose und brachte den Inhalt über einem kleinen Spiritusapparat zum Kochen. Alles beim Schein einer Handlaterne. Die „Pork and Beans" — Schweinefleisch mit Bohnen — verbreiteten einen herrlichen, appetitanregenden Duft, und wir hieben denn auch kräftig ein.

Wortlos verzehrten wir unser Mahl.

Endlich konnte ich nicht mehr an mich halten und forschte: „Wie lange wollen wir denn in diesem Maulwurfsbau aushalten?"

Ein verstecktes Lächeln spielte um Walt Ames' faltigen Mund. „Nur zwei Tage! — Sie haben doch nichts zu versäumen?" Der gutmütige Spott entging mir nicht. Freimütig entgegnete ich: „Offen gestanden: ich habe jetzt schon jede Lust verloren. Ihre Log-Cabin lasse ich mir allenfalls noch ein paar Tage gefallen — aber dieses Loch hier —!"

Er wiegte langsam, verstehend den Kopf; antwortete aber nicht.

„Wozu halten Sie sich hier überhaupt auf?" suchte ich ein Gespräch im Gange zu halten.

„Die Höhe des Schnees messen und seinen Wassergehalt. Er ist allenthalben verschieden. — Hier ist der Schnee mehr kompakt — das kommt vom stetigen Wind — und sein Wassergehalt ist über normal. — Wir haben noch eine Position B, eben über der Waldgrenze. Da ist der Schnee zum Beispiel bedeutend lockerer und feiner, weil er durch die Bäume geschützt ist. Der Wassergehalt ist natürlich auch geringer." Er wurde etwas gesprächiger, wenn er im Beruf war.

Nachdem wir unser Mahl verzehrt hatten, kletterte Walt Ames durch die Dachluke wieder ins Freie.

An einem mit Gradeinteilung versehenen Stab las er die Höhe des gefallenen Schnees ab.

„Mehr als neun Fuß Schnee!" rief er zu mir herunter. Dann füllte er eine Glasröhre, die ebenfalls mit einer Skala versehen war, voll Schnee und kam wieder zu mir herunter. Über dem Spritkocher brachte er den Schnee zum Schmelzen und notierte sich dann in seinem Notizbuch die gefundene Wassermenge.

Das war alles, was er für den Tag zu tun hatte. Nach der Log-Cabin konnten wir nicht zurück, da uns die Nacht überrascht hätte.

Die Zeit wollte und wollte mir nicht vergehen, die Minuten dehnten sich zu Ewigkeiten. Walt Ames blieb einsilbig, und ich fing an zu begreifen, warum die Bewerber um diesen Posten so bald kapituliert hatten.

Die Nacht schliefen wir, eng aneinandergedrängt, auf der harten Pritsche, die auch hier das Bett vertrat.

Den nächsten Tag wiederholte Walt Ames seine Messungen auch bei Position B.

Auch dort war nur eine primitive Unterkunft vorhanden. Ich döste die meiste Zeit für mich hin und schwur mir zu, daß mich keine zehn Pferde je wieder in diese Einsamkeit bringen würden.

Als der Alte endlich sein Bündel packte und unsere Rückkehr nach der Log-Cabin ankündigte, war ich sehr froh.

Ich hatte direkt Sehnsucht nach der „Lone-Pine-Ranch" mit ihrem Hühnergegacker, dem Hundegebell und dem Pferdegewieher. Von den Stimmen meiner Bekannten ganz zu schweigen.

Durch ein starkes Schneetreiben — anscheinend schneite es hier fast immer — bahnten wir uns unseren Weg. Was mir auffiel, war ein singender Ton, b[illegible] bald ansteigend, bald verebbend, den weiten Raum zu füllen schien. Eine Stunde mochten wir gelaufen sein, da hielt mein schweigsamer Führer inne.

Suchend glitt sein Blick in die Höhe, nach den Hängen der Berge zu unserer Seite.

Das Klingen in der Luft wurde um einen Ton höher.

„Was ist das für ein Geräusch?" forschte ich.

„Der Schnee, der sich bewegt! — Jede Minute wird er bewegt", entgegnete er in seiner kurzen Art.

Ich hatte keine Zeit, über die mir rätselhafte Antwort nachzudenken; denn plötzlich packte Walt Ames meinen Arm, riß mich wild mit sich fort: „Schnell! — Es gilt das Leben!"

Ich ahnte noch nicht, um was es sich handelte, nahm jedoch alle Energie zusammen, um meinem vorausrasenden Führer zu folgen.

Einmal wagte ich einen blitzschnellen Seitenblick nach der Bergeshöhe; da bemerkte ich zu meinem namenlosen Schrecken, daß die weiße Fläche des Berghanges in Bewegung war. Sie bäumte sich förmlich auf, wie der gesträubte Rücken einer gereizten Katze.

So halb und halb war mir klar, daß dort eine Lawine im Werden begriffen war. Der Schnee, unfähig, sein eigenes enormes Gewicht länger zu verankern, war ins Rutschen geraten und mußte uns auf seinem Talweg erfassen und verschütten oder in die Tiefe reißen, falls es uns nicht gelang, vor seinen verheerenden Bahnen zu fliehen.

So wurde es ein Wettlauf mit dem Tode.

Wie ausgepumpt fühlte ich meine Lungen, und dennoch stürmte ich vorwärts mit letzter Kraft.

Walt Ames feuerte mich durch heisere Zurufe an! Hier galt das Gesetz der Wildnis — das „Hilf dir selbst!" Hätte er sich weiter um mich gekümmert, bestand nur die Gefahr, daß wir beide umkamen.

Da brauste donnernd die Lawine zu Tal! — Ich spürte den ungeheuren Luftdruck — empfand einen Schlag gegen meine Schulter — weiß wirbelte es um mich her — dann verlor ich den Boden unter den Füßen.

Hinter uns donnerte die Lawine weiter zu Tal, alles vernichtend, was sich ihr in den Weg stellte. Wir aber waren, glückhafter Zufall, nur von dem letzten Ausläufer der Lawine erfaßt worden.

Zwar war ich halb unter Schnee vergraben; aber Walt Ames hatte mich schnell befreit. Eine Untersuchung zeigte nachher eine Verletzung an der linken Schulter. Wahrscheinlich hatte mich dort ein Gesteinsbrocken, den die Schneemassen mit sich führten, getroffen.

Das war mein Abenteuer mit Walt Ames, der wohl eines Tages in der Einsamkeit sterben wird, wenn nicht doch noch ein Ablöser kommt. Fast glaube ich nicht daran. Ich wenigstens befand mich am nächsten Morgen auf dem Abstieg nach „Wagon Wheel Gap".

Walt Ames aber blieb zurück im lastenden Schweigen seiner weißen Einsamkeit.

PETER PURZELBAUM:

Warum mein Freund Johannes die Haare verlor

Gewöhnlich pflegt der Soldat, den man mit einer leicht ironischen Bemerkung über einen etwaigen unsoliden Lebenswandel auf seinen „kahlen Schädel“ anspricht, die Ausrede zur Hand zu haben: „Das kommt vom Helmtragen!“ Mein Freund Johannes hingegen versetzt dem törichten Frager einen kleinen Gegenhieb, der um so besser sitzt, je stärkeren Haarwuchses sich der andere erfreuen sollte: „Haben Sie schon 'mal 'nen Ochsen mit 'ner Glatze gesehen?“

Mit dieser klugen Antwort auf eine törichte Frage ist jedoch immer noch nicht geklärt, warum sich mein Freund Johannes eines schönen, langen und breiten Scheitels erfreut. Darüber soll hier berichtet werden.

Es war in einer Friedensnacht, die im Gegensatz zu solchen des Krieges recht friedlich zu verlaufen pflegten. Was konnte einem da schon viel passieren!

Das dachte wohl auch mein Freund Johannes, als sich an einem netten, aber schwülen Manöverabend der Himmel verfinsterte und eine schwarzgeballte Wand in die Fenster jenes Gutshauses, wo er zu Gast weilte, hineindrohte

Was kann da einem schon passieren, dachte er wieder, als er nach herzlichem Abschied von seinen Gastgebern auf den Gaul aufsaß, um nach jenem Dorfe, in welchem seine Kompanie im Quartier lag, zurückzureiten.

Er war wohl eine Viertelstunde unterwegs und lenkte sein Pferd vom Feldweg auf die Landstraße ein, als das Unwetter mit Gewalt losbrach Der herbstliche Abendhimmel verfinsterte sich zu kohlpechrabenschwarzer Nacht, ein Wirbelsturm knickte und knackte in den Ästen der Bäume und jagte den Staub der Landstraße hoch, platsch—platsch öffnete Petrus die himmlischen Schleusen, alle zugleich, als sollte noch einmal die Sintflut die sündige Welt ersäufen.

Johannes schlug den Kragen seines Umhanges hoch und kroch bis zum triefenden Rand der Feldmütze hinein, seine Hände faßten die Zügel kürzer, seine Schenkel legten sich mit kräftigem Druck an des Pferdes Flanken und trieben dieses auf dem Kleinpflaster zum Trab an.

Was kann da einem schon passieren, dachte Johannes immer noch, denn auf der von Bäumen umsäumten und direkt in das Quartierdorf führenden Landstraße war der Weg unmöglich zu verfehlen, und weiter als bis zur Haut drang erfahrungsgemäß selbst der stärkste Regen nicht.

Doch da!! Der erste Blitz riß mit plötzlicher Grelle das Dunkel entzwei. In gleicher Sekunde krachte der Donner neben dem Reiter irgendwo in einen Baum. In gleicher Sekunde bäumte sich das Pferd kerzengerade hoch. In gleicher Sekunde erblickte der stürzende Reiter einen schwarzen Sarg, der quer über der Straße stand und ihm den Weg versperrte.

Um das Grausen voll nachempfinden zu können, das auch den kaltblütigsten Mann in einer derartigen Lage packen muß, stelle man sich mit aller Einbildungskraft vor: die Nacht — das Unwetter — den einschlagenden Blitz — das sich bäumende Pferd — den Sturz des Reiters und den unheimlichen Sarg, der im Strahle des Blitzes aus dem Erdboden aufgestiegen schien.

Doch damit nicht genug des Spuks. Hastig zerrte die regenfeuchte, zerschrammte Hand des Reiters — daran gehindert von dem unruhigen Pferde, das am Zügel tanzte und schnaubte —, aus der Tasche die elektrische Lampe und suchte mit dem Lichtkegel nach dem Sarge. Als der Kreis des Blendlichtes an der schwarzen Kiste hochkroch, öffnete sich deren Deckel langsam, ganz langsam, eine fahlweiß aufleuchtende Hand legte sich an den Rand des Unterteils und wuchs zum Arm, dann tauchte ein menschenähnliches Kalkgesicht auf, wurde ein Kopf sichtbar ... klapp! machte der Sargdeckel und schloß sich wieder.

Diese Geistererscheinung ging über jeden Verstand. Meinem Freunde Johannes sträubten sich die Haare und standen vor Grausen derart steil zu Berge, daß sie plötzlich mit einem hörbaren Ruck an den Wurzeln abbrachen.

Doch ungeachtet dessen stürzte er sich — den störrischen Gaul mitreißend — auf den Sarg, riß den Deckel hoch und schrie mit seiner hellen Stimme das Gespenst an:

„In drei Teufels Namen — was bist du für ein Geist?!“

Da richtete sich eine vom Licht der Taschenlampe beschienene käsige Gestalt aus dem engen Sarge hoch und stotterte im Lothringisch-Deutsch:

„Jo — bigott — wissen S' — each sin Tischler un soll denne Sarg vun Gondrexange uff Heminge schaffe — bi deme Raje (Regen) bin ich in deme Kaaschte nin gelaje, daß ich net naß wurre.“

Damit legte sich der Mann „in deme Kaaschte“ zurück. Sich verabschiedend rief er noch: „Salü bisamme, Härr Offizier!“

Klapp machte der Deckel und schloß sich über dem durchaus praktischen Tischler, der vor dem schrecklichen Unwetter in dem von ihm zu transportierenden Sarge Schutz gesucht hatte.

Mochte sich nun auch der gräßliche Spuk zur Komödie gewandelt haben, so blieb er leider nicht ohne Folgen, wie der schöne, lange und breite Scheitel meines Freundes Johannes beweist.

Er kennt sie!

Nipps lebte mit seiner Frau — sie war eine furchtbare Xanthippe — in dauerndem Streit. Oft, bevor er noch „Ja!“ sagen konnte, war bei ihr das „Nein!“ schon heraus. Trotzdem eilte er, als er hörte, seine Frau sei in den Fluß gefallen, sofort hin, um ihr zu helfen. Aber, als er an das Ufer kam, war keine Spur mehr zu sehen. Suchend ging er nun stromaufwärts. „Aber Ihre Frau kann doch gar nicht gegen den reißenden Strom schwimmen!“ rief man ihm zu „Da kenne ich meine Frau besser!“ war die gelassene Antwort.

E. C. CHRISTOPHE:

DIE LÖWENFALLE

Tagsüber arbeitete Burton in einer großen Fabrik. Abends las er Räuberromane. Frau Meta fand, daß es seit einigen Wochen ein Kreuz mit ihm sei. Dabei war er sonst ein feiner Kerl. Und er hatte eine so nette Frau.

Frau Meta versuchte schon alles. Besseres Essen, doppelte Kopfkissen, frische Blumen, wochentags Kuchen, nichts hatte genützt. Auch stärkere Pfeile waren wirkungslos abgeprallt. Mit funkelnagelneuen Seidenstrümpfen setzte sie sich auf seinen Schoß, schmiegte sich wie ein verliebtes Kätzchen an ihn, wenn er nach Hause kam. Auch das war vergeblich. Er schlang das Essen herunter, streichelte ihr rasch den Scheitel, und schon saß er wieder unter der Lampe und schmökerte.

Frau Meta las auch für ihr Leben gern ein gutes Buch, aber so ging das nicht mehr weiter. Hier mußte eingegriffen werden. Bald und gründlich.

Das Schrecklichste war, daß er grundsätzlich nur noch Bücher las, in denen der Held den Löwen mit der linken Hand erdrosselt, während er das sprudelnde Blut unter wetterleuchtenden Blitzen trinkt, um schließlich dem fliehenden Mörder mit der Rechten sämtliche Zehen zu brechen.

Frau Meta hatte schwer darunter zu leiden. Burton wälzte sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Stöhnte, ächzte und knirschte im Traum mit den Zähnen, als ob er am Abend vorher eine ganze Schiffsladung verdorbenen Emmentaler gegessen hätte. Manchmal jaulte er auch wie ein Kannibale, und einmal hatte er sogar im Traume Frau Meta zugeflüstert: „Blaue Hexe, ich erschlage dich." Das war doch wirklich kein geregeltes Eheleben mehr.

Die junge Frau war viel zu energisch, sich diesen Zustand länger als vier Wochen gefallen zu lassen.

Wieder einmal lag sie schlaflos an seiner Seite. Er fuhrwerkte mit den Händen in der Luft umher und träumte wahrscheinlich von der Seeschlange.

Da klopfte es. Einmal, zweimal, dreimal. Laut und deutlich. Burton vergaß Schnarchen und Traum und wachte auf.

„Was war das?" flüsterte er und faßte nach Frau Metas Hand.

Da, da war es wieder. Laut und deutlich klopfte es abermals. Eins, zwei, dreimal.

„Es klopft", zitterte Frau Meta und drängte sich in ihrem blaßrosa Hemdchen schutzsuchend an ihn. „Burton, es klopft."

„Wie spät ist es", fragte er. Draußen tönten drei dumpfe Schläge von irgendeinem Uhrenturm.

„Ich werde nachsehen", knurrte Burton energisch, riß sich von Metas Händchen los und stapfte hinaus. Machte die Türe auf. Nichts. Absolut nichts.

„Wir haben uns geirrt", brummte er, als er die Bettdecke wieder über sich zog, „falscher Alarm." Wie zur Antwort dröhnte es wieder draußen laut und deutlich durch die Stille.

„Es ist an der Korridortüre", klapperte Frau Meta hörbar mit bebenden Zähnchen.

„Da soll doch gleich", schrie Burton und sprang noch einmal aus dem Bett. Aber es war wieder nichts.

Sechs Nächte hintereinander klopfte es.

Freund Dick, der eine Treppe höher wohnte, lachte sich ins Fäustchen. Er tat Frau Meta gern den Gefallen und klopfte mit dem Besenstiel in seiner Wohnung geisterhaft in der Nähe der Korridortür auf den Fußboden. Es dröhnte bei Burtons genau so, als schlüge jemand an ihre Tür.

Auch in den nächsten Tagen zeigten sich noch häufig Zeichen und Wunder. Burton fand in der Suppe ein langes, schwarzes Katzenhaar, im Keller fiel ihm plötzlich ein kalter, prall aufgepumpter Fahrradschlauch um den Hals, als wolle eine Schlange ihn erwürgen. Schauder über Schauder.

Frau Metas Gegenoffensive wirkte. Burton wurde entschieden nervös. Schmökerte auch jetzt nicht mehr so viel in Räuberromanen, dafür horchte er jetzt oft abends nach draußen.

Burtons wohnten in einer kleinen Siedlung vor den Toren der Stadt. Um das Haus lehnte ein kleiner, leichter Zaun, der den Blumen- und Gemüsegarten vom Wege trennte.

Da geschah es. Plötzlich — eines Abends — brach ein fahler Schein ins Zimmer. Frau Meta, die gerade Burtons Socken friedlich stopfte, blickte scharf zu ihm herüber. Natürlich, er schmökerte schon wieder. Dann schrie sie gellend auf.

„Sieh nur", wimmerte sie und hielt ihn zitternd fest, „sieh nur dort, ein Ungeheuer, ein Gespenst."

Und wirklich wankte langsam eine fürchterliche Gestalt gespensterhaft weiß gekleidet durch den Garten.

„Hilfe", schrie Frau Meta, „Burton, zu Hilfe!"

„Nur keine Angst", sagte der Mann, „nur keine Angst, es wird sogleich geschehen."

Frau Meta vergaß ihr Geschrei. „Was", fragte sie, „was wird sogleich geschehen?"

Doch da geschah es schon.

Die weiße Gespenstergestalt verschwand wie ein geölter Blitz, dann brüllte eine Männerstimme gewaltig um Hilfe.

„Um Gotteswillen, was ist das", entsetzte sich Frau Meta.

„Ganz einfach", lächelte Burton geschmeichelt. „Ich habe draußen eine Löwenfalle aufgestellt, und jetzt — in wenigen Sekunden — schießt ein Selbsttöterapparat das weiße Gespenst in tausend Stücke."

„Steh mir bei", sagte Frau Meta, „steh mir bei, es ist ja gar kein richtiges Gespenst. Mein Gott, mein armer Bruder Karl!"

Burton lächelte zufrieden.

„Es ist ja auch gar keine richtige Löwenfalle und kein Selbsttöter", sagte er, „ich habe nur die Bretter von der Jauchegrube etwas angesägt."

Werner Fuchs-Hartmann:

Der Anekdoten-Erzähler

IV.*

Rossini wird verhaftet / Der junge Mann mit dem kleinen Hut / Die Liebe zur Verwandtschaft / Papa Wrangel versöhnt sich

Andere Länder — andere Sitten! Das Sprichwort weiß das schon lange. Es ist gut, wenn wir das auch wissen, sonst kann es uns wie Rossini gehen, der während seines Aufenthaltes in England zufällig der erbärmlich schlechten Aufführung eines noch schlechteren Stückes beiwohnte. Nun bestand zu jener Zeit in London die Vorschrift, keine Veranstaltung, und sei sie auch noch so minderwertig, auszutrommeln oder auszupfeifen. Rossini, der erst seit kurzem in England weilte, hatte von dieser Verordnung keine Ahnung. In seinem südländischen Temperament hielt er nicht mit seinem Mißfallen zurück und pfiff und trommelte mit Hingabe. Alsbald erschien die Wache, um ihn festzunehmen. „Aber, mein Gott", rief er bestürzt, „ich bin doch gar nicht der Verfasser!"

Ob er sich damit aus der Schlinge ziehen konnte, ist nicht überliefert. Jedenfalls blieb seine Erinnerung an England nicht frei von bissigen Randbemerkungen, die sich insbesondere gegen das in Wasser gekochte Gemüse wandte – eine Zumutung, über die sich der verwöhnte Genießer weidlich erboste. Allerdings stand er mit seiner Meinung nicht allein da.

Der Marchese von Carraccioli, ein großer Feinschmecker, hatte mehrere Jahre lang als Gesandter in London gelebt. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er gefragt, wie es ihm in England gefallen habe. „Gefallen?" rief er. „Mein Gott, wie sollte das wohl möglich sein. Was ist das bloß für ein Land — sechzig Sekten und nur eine Soße!"

Noch ein anderer war glücklich, wieder aus England zu kommen, nämlich der nachmalige Napoleon III., der nach seinem ersten mißglückten Staatsstreich nach London fliehen mußte, wo er dann als Prinz Bonaparte so lange gelebt hatte, bis der Sturz des „Bürgerkönigs" Louis Philipp, der so eilig fliehen mußte, daß er nur fünf Francs in der Tasche hatte, ihn Morgenluft wittern ließ. Als der Prinz das Schiff bestieg, das ihn in sein künftiges Kaiserreich tragen sollte, rief er: „Gott sei Dank, es geht nach Frankreich!" Es war dies etwa die gleiche Zeit, in der Louis Philipp, der letzte König von Frankreich, seine Reise in die Verbannung antrat und dies mit den Worten tat: „Gott sei Dank, es geht nach England!"

So merkwürdig wechseln Wünsche und Ziele. Aus der Zeit des ersten Staatsstreiches ist uns übrigens noch eine Geschichte überliefert, die für die Leichtfertigkeit, mit der man ein so entscheidendes Unternehmen geplant hatte, sehr bezeichnend ist.

Ein Soldat, der in dieser Angelegenheit verhaftet worden war, entgegnete auf die ihm gemachten Vorwürfe treuherzig: „Der Oberst und ein junger Mann mit kleinem Hut sind in den Hof gekommen und der Oberst hat gesagt, wir sollten rufen: Hoch der Kaiser! Das hab' ich auch getan, weil's die andern alle riefen. Nachher hab' ich die Kameraden gefragt: Wer ist denn Kaiser geworden? Da hat einer gesagt, es sei der Sohn vom alten Kaiser, und der andere, ein Stiefsohn, und der dritte, es sei der Kaiser selbst, er habe sich nur totgestellt!" Kaum hatte dann Napoleon III. wirklich die Kaiserkrone ergriffen, als auch schon die ganze Familie Bonaparte wieder auftauchte und sich nicht abschütteln ließ. Als Onkel Jerome, der noch kurz zuvor alles, was ihm von seinem Königstraum in Kassel übriggeblieben war, bis auf die goldenen Fransen des Thronhimmels versteigert hatte, den Neffen kritisierte und neben anderen Liebenswürdigkeiten sagte: „Du hast auch gar nichts vom Kaiser!", nickte der neue Herrscher traurig: „Doch, etwas schon — die Verwandtschaft!"

* Fortsetzung des in Folge 51/1936 erschienenen III. Teiles.

Nun, dieser Jerome war in seiner Art wenigstens ein Original. Noch heute weiß man sich in Kassel von „König Lustik" zu erzählen — sehr begreiflich, da es leider in der Reihe der eigenen Landesväter einige Herren gab, von denen man besser schweigt. Zu ihnen gehörte auch der Kurfürst Wilhelm II von Hessen.

Die Brüder Grimm, die Schöpfer des Deutschen Wörterbuches, wirkten damals als Bibliothekare in Kassel. In der Marktgasse steht jetzt noch das Haus, in dem sie bescheiden gewohnt hatten und sich von der Bauersfrau aus Niederzwehren viele der schönen Kinder- und Hausmärchen erzählen ließen, die heute zu unserem besten Volksgut gehören. Infolge der Mißgunst der fürstlichen Mätresse sahen die Grimms keine Zukunftsmöglichkeiten mehr und nahmen einen Ruf an die Universität Göttingen an. Als der Kurfürst davon hörte, sagte er nur: „Die Herren Grimm gehen weg? Großer Verlust! Sie haben nie etwas für mich getan."

Der hohe Herr war eben auch einer von jenen, die nur das für wichtig halten, was zu ihrem eigenen Lebenskreis gehört. Er glich darin durchaus jenem Haushofmeister eines feudalen Geschlechtes, der einmal Hume, den bedeutendsten Historiker Englands, während der Tafel beobachtet hatte. „Ich weiß nicht", sagte er nachher, „was es da zu bewundern gibt. Wie kann man einen Menschen groß nennen, der Erbsen mit dem Messer ißt!"

Hume wäre dieses Urteil bestimmt höchst gleichgültig gewesen, wenn er davon erfahren haben würde. Er bezog ein Einkommen von tausend Pfund und konnte es sich leisten, ausschließlich so zu leben, wie es ihm behagte. Sehr häufig forderte man ihn unter vorteilhaften Bedingungen auf, seine Geschichte von Großbritannien bis auf die letzten Zeiten fortzusetzen. Wer ihn aber darum bat, dem gab er beständig die Antwort: „Ihr Anerbieten ist sehr verführerisch, aber ich kann vier Gründe anführen, weshalb ich nicht mehr schreibe: Ich bin zu alt, zu dick, zu träge und zu reich!"

Einen krassen Gegensatz zu diesem Lebenskünstler stellte der nicht minder berühmte Bacon dar; obgleich Kanzler von England, verstand er in seinen eigenen Angelegenheiten so wenig hauszuhalten, daß er ständig in finanziellen Schwierigkeiten lag. Als sich König Jakob I. nach seinem Befinden erkundigte, rief er kläglich: „Bis jetzt habe ich gelebt, um zu studieren, ich werde noch einmal studieren müssen, um leben zu können!"

Auch Johann Heinrich Voß, einer der ersten Übersetzer Homers, war niemals in seinem Leben sonderlich mit irdischen Gütern gesegnet gewesen. Aber am traurigsten erging es ihm doch zu Anfang seiner jungen Ehe mit seiner geliebten Ernestine. Das Paar lebte in den dürftigsten Verhältnissen in Wandsbek bei Hamburg. Voß, der schon immer etwas kränklich war, mußte das Sitzen vermeiden und arbeitete deshalb an einem Stehpult. Dadurch kam aber das Licht so hoch zu stehen, daß Frau Ernestine nicht genug sehen konnte, um ihre Näharbeit verrichten zu können. Man wußte sich jedoch zu helfen: neben das Pult des Dichters wurde ein Tisch gestellt und darauf ein Stuhl gehoben Da saß nun Ernestine hoch oben und nähte fleißig, während der arme Voß daneben seine Verse skandierte Nur ab und zu gab es eine kleine Unterbrechung, wenn Voß eine besonders schöne Stelle zustande gebracht hatte. Die las er dann sogleich seiner Ernestine vor, worauf man sich zärtlich küßte und ein jedes wieder an seine Arbeit ging.

Herders Ehe war entschieden temperamentvoller. Wohl liebten die beiden Gatten einander zärtlich. Aber beide waren eigensinnige Naturen und von sehr heftiger Gemütsart. Die gegenseitige Erbitterung stieg mitunter so weit, daß die Gatten sich zeitweilig voneinander trennten und jedes für sich in einem Stockwerk des geräumigen Hauses wohnte. Die unvermeidliche Verständigung wurde mit Boten und Zetteln erledigt. Aber die Trennung dauerte doch nie sehr lange. Gewöhnlich kam schon nach wenigen Tagen die Frau in das Zimmer des Dichters, eines seiner Bücher in Händen, und rief: „Wer das geschrieben hat, muß ein Gott sein, und dem kann man nicht zürnen!" Worauf man sich dann um den Hals fiel und Versöhnung feierte.

Der Herzog de la Ferté führte ebenfalls eine recht kriegerische Ehe Die Anbahnung einer Versöhnung erforderte stets einen ziemlichen Aufwand — nicht an Geist, wie bei Herder, sondern an Mitteln, die geeignet waren, die modischen Bedürfnisse der großen Dame zu befriedigen. Einmal fühlte sich die Herzogin wegen irgendeiner Maßnahme ihres Gatten zurückgesetzt und erklärte ihm, daß dies eine Spitze gegen sie sei, die ihr mißfalle. Darüber gingen einige Tage hin, dann aber empfing sie aus den Händen des Herzogs eine große Kassette, mit der Bemerkung, daß dies bestimmt eine Spitze wäre, die ihr gefalle. Der Inhalt des Kästchens bestand in einer Spitzengarnitur im Werte von 40 000 Talern

Wenn Männer durch Streit auseinanderkommen, so genügt mitunter schon ein rechtes Wort, um sie wieder zusammenzubringen. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz war einmal mit seinem Hausmeister unzufrieden und erklärte bündig: „Es geht nicht mehr so weiter mit uns, Peter, du wirst den Hof räumen müssen!" Der Getadelte nickte ergeben. „Gern, Ew Gnaden, aber laßt mich mit der Silberkammer anfangen!" Der Kurfürst mußte über diese Auslegung lachen, und von der Angelegenheit wurde nicht mehr gesprochen.

Ein Zerwürfnis mit Bismarck war schon schwieriger zu bereinigen. Wrangel erfuhr dies auch. Wegen einer allzu kraß formulierten Kritik hatte sich der alte Haudegen den Zorn des Kanzlers zugezogen. Dem Generalfeldmarschall war die Sache unangenehm, denn er hatte inzwischen eingesehen, daß es nicht gut getan war, die militärische Unverblümtheit auch auf diplomatischem Gebiet zu zeigen Ein Zufall ließ die beiden bei einer offiziellen Tafel nebeneinandersitzen. Bismarck verharrte in finsterem Schweigen. Vorsichtig streckte Wrangel einen Fühler aus. „Kannst du nich verjessen, mein Sohn?" Der andere blickte starr vor sich hin. „Nein!" sagte er eisig. Der Marschall schwieg einen Augenblick, dann überwand er sich und fragte leise: „Kannst du auch nich verjeben, mein Sohn?" Diesem Appell des Herzens vermochte sich Bismarck nicht zu entziehen. Er hob sein Glas und trank dem Alten zu.



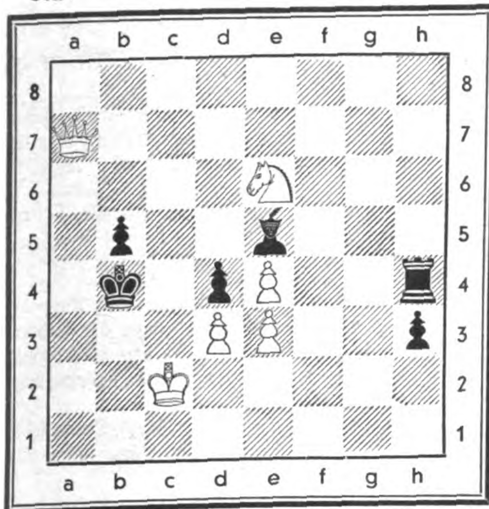
Zuschriften an Josef Benzinger. München, Bayerstr. 99/II.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Kurt Renner, Haynau (Schlesien)

Schwarz: Kb4, Th4, Le5, Bb5, d4, h3 (6).



Weiß: Kc2, Da7, Se6, Bd3, e3, e4 (6).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 52 (1936)

Zweizüger von O. Reinartz, München-Gladbach

Weiß: Kd3, Df6, Td8, La4, Ld2, Sc4, Se4, Bb2, b3, f2 (10).

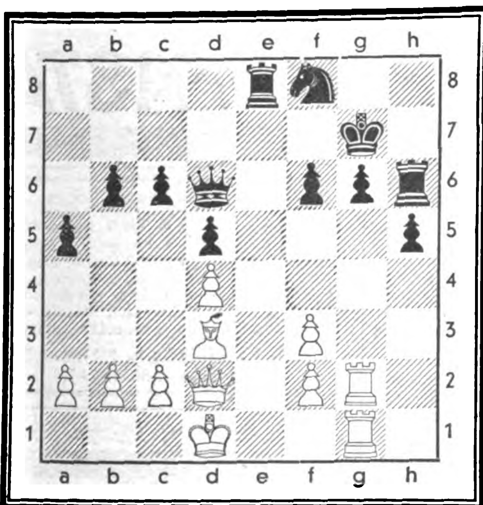
Schwarz: Kd1, Tb5, Tf5, Ld7, Le5, Sb6, Sg4, Bc5, f3 (9).

Schlüsselzug: 1. Td8—h8!

Richtig gelöst: C. v. Below, Bln.-Neukölln; Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; B. Bauer, Heidenheim; Erika Schupp, Wiesbaden; E. Grotjan, Bremen; W. Brunken, Oldenburg; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; W. Ewald, Altkarbe; O. Behncke, Cuxhaven; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; F. Bocklet, Nürnberg; G. Peipers, Eckardtsheim; A. Brückner, Stollberg; R. Zantopp, Duisburg-Hamborn; E. Raeger, Hamburg; A. Breiemich, Kesternich; K. H. Horn, Hannover; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Pastor Pohl, Bad Oldesloe; A. Hinrichs, Naumburg-Saale; Dr. F. Best, Wolfenbüttel; J. Diehl, Oberschmitten; Dr. J. Krug, Dresden; C. Ebert, Hamburg; R. Worst, Nürnberg; M. Burdack, Hormersdorf; H. Könitzer, Schmalkalden; S. Lüdersdorf, Bln.-Charlottenburg; K. F. Krautter, Stuttgart; P. Rosenberger, Ludwigsburg; H. Ludwig, Feuchtwangen; W. Jäger, Weimar; L. Dolin, Höhenkirchen; J. Herwig, Gotha; Dr. Sailer, Regensburg; Königkrämer, Suhlendorf; L. Schlobach, Rochlitz; Pasch, Osnabrück; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; L. Sinn, Krefeld; F. Schneider, Jena; C. Hülsenbeck, Düren; H. Gogel, München; F. Buschmann, Norden; A. Oegg, München; Nibbert, Bad Hersfeld; Pfr. Klein, Setzingen; L. Hoffmann. Schwarzenbach; K. Brehme, Bernburg; Dr. Schmidt sen., Neunkirchen-Saar; A. Jeck, Nd.-Hadamar; E. Riediger, Dresden; W. Hoyer, Braunschweig; J. Schick, Saulgau; L. Hohensee, Berlin; K. Heitner, Breslau; P. Hagmayer, Waldkirch; H. Dühmert, Berlin; W. Rosendahl, Duisburg-Laar; H. Tholl, Hamburg; J. Luttich, Tutzing; Dr. Nickel, Hofgeismar; A. Metthes, Arras-Rochlitz; W. Gebauer, Bürgel; J. E. Konorsa, Wien; W. Spitzner, Usingen; H. Grünberg, Halle; A. Fay, Braunschweig; W. Andresen, Hamburg; Ch. Ellrich, Spangenberg; G. Eichhorn, Ebersbach; K. Roß, Hamburg; H. Schröder, Frankfurt-Oder; H. Schmidt, Rodheim; P. Schildt, Altona; Dr. G. Weber, Dresden; E. Dausl, Staßfurt; C. Weinrich, Syke: H. Hodann, Frankfurt; K. Würslin, Plankstadt; R. Bergmann, Sallahn; K. Westermann, Bremen; H. Wittich. M. Fischer, Regensburg; M. Wurz, Wien 9; H. G. Schatto. Hamburg; E. Schinze, Willingen.

Ein Schwabenstreich

Ausgeführt von A. H. Oßwald, Stuttgart



Durch eine niedliche Kombination entscheidet Weiß am Zuge rasch! Wodurch?

Lösung nebenstehenden „Schwabenstreichs".

Durch das hübsche Damenopfer 1. D×h6+, K×h6; 2. Tg3×g6+, Sf8×g6; 3. Tg1×g6+, Kh6—h7; 4. Tg6×f6+, Kh7—g7; 5. Tf6×d6 und gewinnt leicht.

Einige Lösenurteile zur Aufgabe in Folge 52: „Dem Komponisten den herzl. Dank für die schöne Weihnachts-Pyramide", C. v. B., B.; „In Form eines Weihnachtsbaumes einen so prächtigen Zweizüger mit 6 hübschen Mattwendungen aufbauen zu können, ehrt den geistreichen Verfasser", P. Sch., S.; „Der Kerzenglanz entfaltet sich dem, der richtig schaltet", H. K., B.-N.; „Die Aufstellung ist sehr harmonisch", A. Br., St.; „Die Spitze hat, wer hätte das gedacht, den Fuß des Baumes zu Fall gebracht", P., O. usw.

Der Unglücksbauer b2

Französische Verteidigung

1. e2—e4	e7—e6	5. Sc3×e4	Sb8—d7	10. Dd1—d2[2]	Db6×b2[3]
2. d2—d4	d7—d5	6. Sg1—f3	Lf8—e7	11. Tf1—b1	Db2—a3
3. Sb1—c3	Sg8—f6	7. Se4—g3	0—0	12. Tb1—b3	Da3—a4
4. Lc1—g5	d5×e4	8. Lf1—d3	c7—c5	13. Ld3—b5!	Aufg.
		9. 0—0	Dd8—b6[1]		

[1] Statt mit b7—b6 nebst Lc8—b7 die Entwicklung zu vollenden, stürzt sich Schwarz auf den „vergifteten" Bauern b2.
[2] Weiß gibt den Köter preis!
[3] Hat ihn schon!

Kann man Bb2 nie schlagen?

Doch, unter gewissen Umständen, wie nachstehende Partie, gewonnen von Jobe, München, zeigt.

1. e2—e4	e7—e6	4. Lc1—g5	d5×e4	7. Lf1—d3[1]	Sf6×e4!
2. d2—d4	d7—d5	5. Sc3×e4	Sb8—d7	8. Lg5×e7	Dd8×e7
3. Sb1—c3	Sg8—f6	6. Sg1—f3	Lf8—e7	9. Ld3×e4	De7—b4+[2]

[1] Ein Fehlzug, der den „berüchtigten" Bauern kostet, der aber in dieser Situation für Schwarz keinen Schaden anrichten kann.
[2] Nebst 10. . . ., D×b2, und Schwarz behält bei gutem Spiel einen Bauern mehr.

H U M O R

„Manchmal", erklärt der Lehrer, „kann ein einziger Fehltritt für einen Menschen unübersehbare Folgen haben! Weißt du ein Beispiel dafür, Fritz?"

„Jawohl, Herr Lehrer!" sagt Fritz „Wenn man ihn statt auf die Fußbremse auf den Gashebel macht!"

*

„Ein englischer Kirchenfürst hat kürzlich über die Reformbedürftigkeit des Predigens gesprochen und erklärt, daß die Predigerschaft endlich aufwachen müßte!"

„Na — und über die Zuhörer hat er nichts gesagt?!"

*

„Iß deinen Reis, Hänschen!"

„Aber ich mag doch keinen Reis, Mutter!"

„Na, dann denk' mal schön, du möchtest ihn doch!"

„Och nö! Ich will lieber denken, ich hätte ihn schon gegessen!"

*

„Und worauf führen Sie Ihr hohes Alter zurück?" fragte der Reporter den Hundertundzweijährigen

„Eigentlich nur auf den Umstand, daß ich zufällig 1835 geboren wurde!" erwiderte der Greis bescheiden.

*

„Manche Londoner Klubs sind so stark besucht, daß die Mitglieder, die sich von dem eigenen Friseur des Hauses bedienen lassen wollen, oft drei Tage lang auf das Haarschneiden warten müssen!"

„Das ist noch gar nichts! Manche Mitglieder in Schwabinger Künstlervereinigungen warten drei Jahre darauf!"



Nach dem Motorradunfall.
Wo wir doch so gern zum Maskenball gehen wollten, kannst du da jetzt nicht als ägyptische Mumie gehen, Männe? . . .

Der junge Mann kam zum Verleger und legte sein Werk vor. Der Verleger las und schüttelte den Kopf: „Nett, ohne Zweifel, sehr nett! Nur eins fehlt Ihnen noch!"

„So? Darf ich fragen, was?"

„Doch", sagte der Verleger, „eigene Gedanken!"

„Liebe Bessie, ich wollte es von vornherein klarstellen, daß man sich nur so kleiden sollte, wie es die finanzielle Lage eines jeden erlaubt."

„Ja, Ralph, aber du kannst doch unmöglich von mir verlangen, daß ich nackt herumlaufe!"

*

A: „Das eine merke dir, mein lieber Freund, ich glaube immer nur das, was ich wirklich mit meinem Verstande begreifen kann."

B: „Mit andern Worten also — du glaubst gar nichts!"

*

Die junge Dame stieg aus der Taxe

„Zwofünfundneunzig!" sagte der Fahrer.

Die junge Dame gab drei Mark und sagte mit großartiger Handbewegung: „Lassen Sie nur!"

Zog der Fahrer die Mütze: „Danke sehr! Ja, ja, 'n Filmstar fährt man nich alle Dage!"

*

„Ach, Fräulein Mimi, mit Ihnen würde ich jedes Los teilen!"

„Schön, aber warten wir lieber erst die Ziehungsliste ab!"

*

Finkenrost kommt in ein Käsegeschäft.

„Nanu", sagt er zu der Verkäuferin, „vorige Woche haben Sie mich doch noch in einem Fischgeschäft bedient. Woher denn der schnelle Wechsel?"

„Ja", meint da die Verkäuferin, „der Arzt hat mir Luftveränderung verordnet."

*

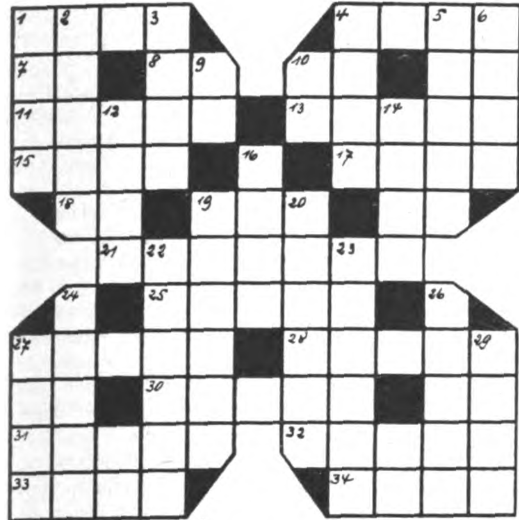
„Hier ist ein Telegramm. Ihr Neffe ist gestorben."

„So. Hm. Dann will er sicher Geld zum Begräbnis."

RÄTSEL

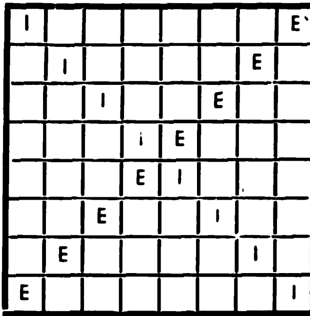
Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Automarke, 4. italienische Hafenstadt, 7. Spielkarte, 8 Geliebte des Zeus, 10. Flächenmaß, 11. Beruf, 13. Maschinenteil, 15 Nebenfluß des Rheins, 17. Kleidungsstück, 18. Flächenmaß, 19. Trinkstube, 21 Zierpflanze, 25. Baumreihe, 27 Kobold der nordischen Sage, 28. mohammedanische Vorschriftensammlung, 30. Maschine, 31 Baustoff, 32. Vermerk, 33 Laubbaum, 34. Tierwohnung. — Senkrecht:



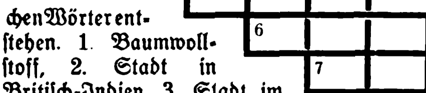
1. Behälter, 2. Hafenstadt des alten Rom, 3. Gegenstand, 4. Gewässer, 5. Art, Gattung, 6 Gedanke, 9. rätselhafte Naturkraft, 10. Flächenmaß, 12 Zeitraum, 14. Schatz, 16. männlicher Vorname, 19. Luftfahrzeug, 20. Einsicht, 22. Stadt in Südschweden, 23. Nerveneinheit, 24. Stadt an der Mosel, 26. Schiefer, 27. Behälter, 29 Mediziner.

Füllrätsel



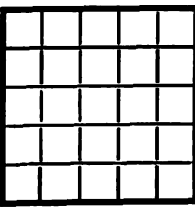
Die Buchstaben: a a c c d d d e e e g g h h i i k k l l l m n n n n o o o p p p p r r s s s s s s s t t t u v z sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1 Körperbehinderter, 2. griech. Philosoph, 3. Schlachtort in Lothringen 1870, 4. Luftkurort im Harz, 5 Name türkischer Sultane, 6. Teil von Berlin, 7 Gewaltherrschaft, 8 Bischofstum.

Silbentreppe



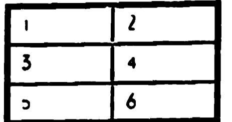
Die Silben: be bo gu kal kal kut na na per ra ra ra ra sa sa ta ta var vo werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Baumwollstoff, 2. Stadt in Britisch-Indien, 3. Stadt im ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika, 4 jugoslawische Hafenstadt, 5. italien. Stadt, 6 span Provinz, 7 Vogel

Magisches Quadrat



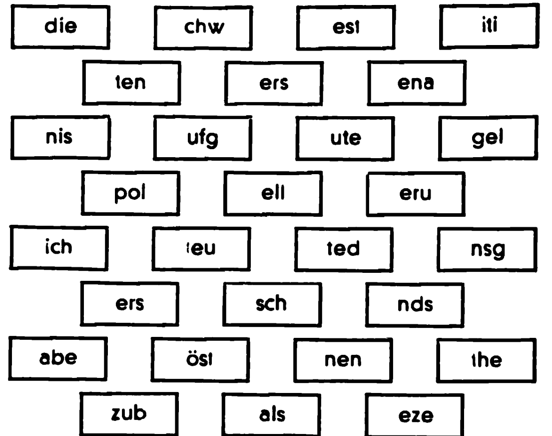
Die Buchstaben: a a a a d e h h i i l n n n n n n o o o o r t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. griech. Gott, 2. Staat der USA., 3. Erneuerungsschein, Bankausdruck, 4. Laubbaum, 5. Nachtschmetterling

Silbenkreuz



1—2 Häscher, 1—6 Bruchstück, 2—4 Befangenheit, 2—5 Stadt in Thüringen, 3—1 Horcher 3—2 Salzlösung, 3—4 Stimmung, 3—5 weibl Vorname, 3—6 Gartenhaus, 5—2 Wut 5—6 Vogel

Mosaikrätsel



Die Steinchen, richtig geordnet, ergeben einen Ausspruch unseres Führers Adolf Hitler auf dem Reichsparteitag der Ehre.

Lösungen der Rätsel aus Folge 2:

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Sack, 5 Eber, 9. Eder, 10. Togo, 11 Gera, 12. Ares, 13. Eremit, 17 Heirat. 20. Lama, 22. Deut, 23. Uran, 24. Elle, 25 Gold, 26. Elan. — Senkrecht: 1 Segelflug, 2. Ader, 3 Ceres, 4. Kram, 5. Etat, 6. Vor, 7. Egel, 8. Rossitten, 14 Ile, 15. Drell, 16. Karo 17. Hand, 18. Idee, 19. Aula, 21. Mal. ✱ **Es fehlt der Kopf!** Wall, Eger, Ruhr,, Trogen, Era, Nacht After, Halter, Nadel, Nepos, Iran, Chrom, Terz, Eton, Halma, Neger, Thorn, Ibisse, Stute, Dido, Eder, Rigel, Epirus, Nezer, Kran, Erebus, Lasen, Noval, Irade, Chester, Taster, Weiche, Eile, Rohr, Tetzel — Wer den Ahn nicht ehrt, ist der Enkel nicht wert. ✱ **Magische Silbentreppe** 1. Doge, 2. Getreide, 3. Depesche, 4. Scherenschnitt, 5 Schnittbrenner, 6. Nerva. ✱ **Silbenrätsel.** 1. Egli, 2 Rabe, 3. Geher, 4. Osiris, 5. Sirene, 6. Zange, 7. Ingolstadt, 8. Verse, 9. Regel, 10. Amann, 11. Gigant, 12. Eboli, 13. Nahrung, 14. Ricardo, 15. Samos, 16 Elvas, 17. Verrochio 18. Lübeck. „Eine große Zeit verlangt ein großes Volk"

RUDOLF VON ELMAYER-VESTENBRUGG:

HANNS HÖRBIGER,

der „Kopernikus des 20. Jahrhunderts"

„Wenn irgendeine neue Grundwahrheit in die Welt kommt, so wird man allgemein sich ihr hartnäckig und möglichst lange widersetzen, ja, sie noch dann leugnen, wenn man schon wankt und fast überführt ist. Inzwischen wirkt sie im stillen fort und frißt wie eine Säure um sich, bis alles unterminiert ist; dann wird hin und wieder ein Krachen vernehmbar, der alte Irrtum stürzt ein, und nun steht plötzlich, wie ein aufgedecktes Monument, das neue Gedankengebäude — dann allgemein anerkannt und bewundert!"

Dieser Ausspruch des Philosophen Schopenhauer, dessen Richtigkeit er bei seinem eigenen Schaffen zur Genüge erproben konnte, kennzeichnet auch kurz und schlagend das Schicksal eines der großartigsten und tiefsten Werke menschlicher Erkenntnis — den allmählichen Durchbruch der jetzt schon zu Weltruhm erwachsenen Hörbigerschen Welteislehre.

Wie jedem Entdecker neuer Wahrheiten, jedem Enthüller neuer Erkenntnisse, wurde auch dem genialen Hanns Hörbiger sein Bekennertum zur tiefsten Lebenstragik. Er war ein Ketzer gegenüber den bis dahin herkömmlichen Lehrmeinungen, und ihm blieb auch das Ketzerschicksal nicht erspart. Dazu war er auch noch ein Außenseiter, ein Nicht-Fachmann, der es gewagt hatte, an Dogmen zu rühren, die trotz ihrer Brüchigkeit nur deswegen nicht von der Schulweisheit aufgegeben wurden, weil ihre Preisgabe ein Umlernenmüssen auf allen Gebieten erfordert hätte.

Als vor etwa 25 Jahren Hanns Hörbiger, der „Kopernikus des 20. Jahrhunderts", wie ihn Universitätsprofessor Dr. Bergmann, Leipzig, nennt, seine Welteislehre herausgab, wurde sie nach dem Schopenhauerschen Zitat erst totgeschwiegen, dann, als das der neuen Lehre nicht schaden wollte, in schärfster, manchmal auch in gehässigster Weise bekämpft. Trotzdem hat sein vom Hergebrachten völlig abweichendes Weltbild mit der Zeit auf allen Wissensgebieten geradezu umstürzend gewirkt. Das waren nicht bloß volksfremde Tüfteleien in der Welt von knifflichen Formeln, im kaum noch Meßbaren und Wägbaren, sondern Umwälzungen, die mit genialer Kühnheit in unsere allernächsten menschlichen Belange eindrangen.

Hanns Hörbiger hat die offizielle Anerkennung seiner großartigen Lehre nicht mehr erleben können: am 11. Oktober 1931 ist er, fast 71 Jahre alt, mitten im rastlosen Schaffen durch den Tod abberufen worden. Aber schon damals — und heute noch viel mehr — hatten sich anerkannte Forscher in fast allen von seiner Welteislehre umfaßten Wissensgebieten, wenn auch vorläufig nur stillschweigend, an dieses neue Gedankengut angeschlossen.

Vor allem sind die anfangs allgemein abgelehnten drei Hauptsätze der Welteislehre jetzt schon längst von den hervorragendsten Fachgelehrten, insbesondere des Auslandes, als richtig anerkannt. Der erste Hauptsatz behauptet das Vorhandensein von freiem Eis im Weltraum und die vollständige Vereisung unseres Mondes und aller Planeten unseres Sonnensystems, mit einziger Ausnahme der Erde. Die ausländische Forschung hat diese grundlegend neue Erkenntnis Hörbigers in jedem Punkte bestätigt: so der Russe Barabaschew, der Jugoslawe Milankowitsch, der Schwede Ericson, der Amerikaner Pickering, die Engländer Forbes und Jeans — lauter Fachgelehrte von Weltruf. Der zweite Hauptsatz nimmt ein widerstehendes Mittel im Weltraum an, welches jedem sich in ihm bewegenden Körper einen, wenn auch erst nach unermeßlichen Zeiträumen spürbaren Widerstand entgegensetzt und bewirkt, daß Planeten und Monde ihre Bahnen in immer engeren Spiralen zum Zentralgestirn hinziehen; der dritte Hauptsatz besagt, daß dem Newtonschen Gravitationsgesetz nur begrenzte Gültigkeit zukomme und somit das Anziehungsgebiet der Himmelskörper nicht bis ins Unendliche reiche. Auch hier kam die wissenschaftliche Bestätigung von ausländischen Fachautoritäten ersten Ranges, so von den Amerikanern MacMillan und See, von den Engländern Jeffreys und Jeans, vom Schweden Arrhenius, vom Schweizer Zehnder usw., denen sich schließlich auch deutsche Forscher anschlossen.

Diese drei Hauptsätze bilden das ganze Fundament der Welteislehre, welche, trotz ihres umfassenden und allverbindenden Weltbildes, auf alle jene zahllosen Hilfshypothesen Verzicht leisten kann, die sonst für die verschiedenen Wissensgebiete der Astronomie, Geologie, Meteorologie, Biologie usw. aufgestellt werden mußten. Alles, was Hörbiger zum Aufbau seines gigantischen Werkes bedurfte und was solange als das „Produkt eines Phantasten und Laien" verächtlich abgetan wurde, ist somit nachträglich von anerkannten Fachautoritäten, hauptsächlich von solchen des Auslandes, für richtig befunden worden und wird jetzt als „neueste Erkenntnis" und als „letzte Meinung ernster Überlegung" gewertet. Der Name des Erstentdeckers wird dabei in üblicher Einmütigkeit totgeschwiegen.

Universitätsprofessor Dr. Bergmann schreibt mit Recht: „Man muß sich wundern, wie manche Vertreter der Wissenschaft vergängliche Tagesgrößen laut umjubeln, an dem wahrhaften Schöpfergeist der Hörbigerschen Kosmogonie, die im Gedächtnis der Menschheit für ewige Zeiten fortleben wird, aber gedankenlos vorübergehen. Er ist ja „nur" ein Deutscher! Dennoch oder gerade deshalb ist er unser, und die deutsche Wissenschaft sollte die großen Stiftungen, die uns der Geist Hörbigers verliehen hat, besser zu verwerten wissen. Ein König hat hier gebaut! Fort mit dem Kärrnergeist aus unserer Wissenschaft! Laßt uns denkende Wissenschaft treiben!"

Man braucht hier nur an die mit soviel geschickter jüdischer Mache und geschäftiger Zeitungsreklame in die Welt gesetzte Einsteinsche Relativitätstheorie denken. Universitätsprofessor Lenard, Heidelberg, lehnt sie als „verfehltes Gedankengebäude" durchaus ab und sagt, daß die „jüdische Ungeeignetheit für Naturforschung durch Rechenkunststücke verdeckt wird, und daß nur die dem ungehemmten Juden eigene Frechheit, zusammen mit der geschickten Beihilfe seiner Rassegenossen, den Aufbau einer jüdischen Physik ermöglichten". Trotzdem wurde diese Einsteinsche Lehre, die sich nach einem Ausspruch K. H. Strobls zur Welteislehre so verhält wie der Talmud zur Edda, von den hypnotisierten wissenschaftlichen Kreisen beinahe widerspruchslos aufgenommen.

Hörbiger aber mußte um die Anerkennung seines tiefgründigen Gedankengutes gegen eine Welt von Engherzigkeit und Engstirnigkeit lange und schwer kämpfen.

Nach Jahrzehnten erst bestätigten neue wissenschaftliche Erkenntnisse seine der Zeit vorauseilenden Ideen, welche der intuitiven Schau eines gottbegnadeten Entdeckergenies entsprungen waren.

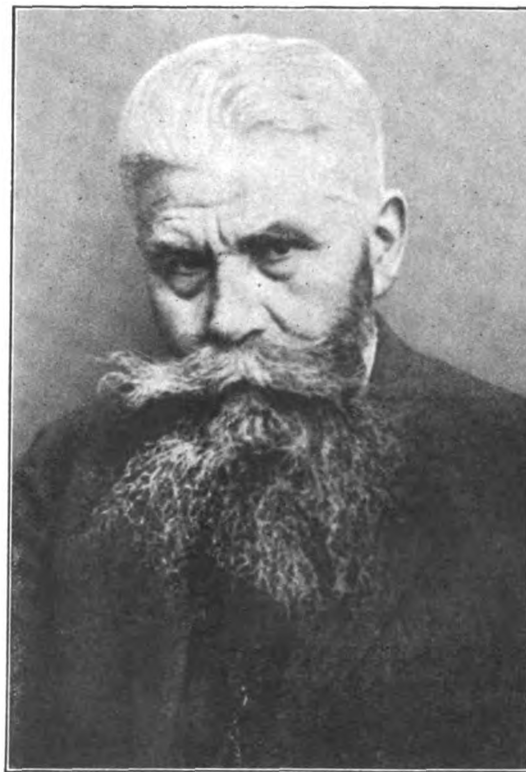
So behauptete er schon vor 30 Jahren die Existenz von Gigantensternen, deren Maße millionenmal größer als die unserer Sonne sein müsse; man spottete über diese Annahme so lange, bis eines Tages solche Sternriesen auf den großen amerikanischen Sternwarten tatsächlich entdeckt wurden. Er wies nach, daß die Laplacesche Weltentstehungs-Theorie falsch sei; man wehrte sich mit allen Kräften gegen diese Einsicht — heute hat sie sich in der Astronomie allseits durchgerungen. Er behauptete, daß es Planetoiden jenseits der Neptunbahn geben müsse, und daß die Kometen mit diesen Himmelskörpern wesensgleich seien; diese Behauptung wurde ebenfalls abgelehnt, bis die Forschung — leider erst nach Hörbigers Tod — zu ihrem Erstaunen den ersten transneptunischen Planetoiden endeckte und von autoritativer Seite eine Wesensgleichheit dieser Planetoiden mit den Kometen als höchst wahrscheinlich angenommen wurde. Er wies nach, daß kleine Planeten wegen ihrer Bahnverengerung von größeren „eingefangen" werden können, und daß auf diese Weise auch einmal unser Mond zum Trabanten der Erde wurde; wieder ungläubiges Achselzucken — dann neue Entdeckungen mit gewaltigen Fernrohren — schließlich „neueste" Erkenntnis, daß z. B. drei Jupitermonde „eingefangen" sein müssen, und daß wahrscheinlich auch unser Mond ein Einfängling der Erde sei. Er legte dar, daß der Mensch schon vor ungeheuren Zeiträumen, also schon im Tertiär-Zeitalter, gelebt haben müsse; allgemeine Ablehnung — heute ist der Tertiärmensch wissenschaftlich anerkannt. Er wies die Eisnatur der Zirruswolken, die Unvollkommenheit des irdischen Wasserkreislaufes, die Universalität der Sintflut, die einstige Existenz des sagenhaften Landes Atlantis und noch zahllose andere neue Erkenntnisse nach die immer wieder anfangs glatt abgelehnt und schließlich doch als richtig, zum mindesten aber als diskutabel befunden wurden. Es spricht Bände für das Entdeckergenie Hörbigers, daß er für diese wunderbaren und ganz neuartigen wissenschaftlichen Ergebnisse keine Riesenfernrohre und keine kostspieligen Apparaturen brauchte, daß er immer wieder nur intuitiv erfaßte, was die gelehrte Ungläubigkeit erst weit später mit den gewaltigen, ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln bestätigen konnte.

Es ist daher kein Wunder, daß sich heute — um nur einige Namen zu nennen — geologische Fachgrößen, wie die Professoren Dacqué, Bärtling, Franzius, Keilhack, astronomische, wie Professor Krause, Sternwartedirektor Luther, meteorologische, wie Professor Grosse, v. Morbach, Physiker, wie Professor Lorenz, Dr. Bernitt, Paläontologen, wie Professor Westenhöfer, Otto Hauser, Mythologen, wie Professor Neckel, Philosophen, wie Professor Bergmann für das Hörbigersche Gedankengut — auf Teilgebieten oder in seiner Gesamtheit — einsetzen, für die vielverlästerte Welteislehre, welche die sonst so widerstreitenden Ergebnisse der Einzelwissenschaften erst in sinnvoller und verständlicher Weise verbindet. Und es ist erfreulich, wenn der Rektor und Professor der Technischen Hochschule Wien, Dr. F. Hartmann, sagt: „Ihre Hypothese, wenn sie überhaupt noch als solche angesprochen werden darf, steht himmelhoch über dem, was bis heute in den einschlägigen Gebieten zu Markte gebracht wurde. In ihrem Alles-Umfassen und Alles-aus-einem-Grunde-Erklären steht sie einzig da und kann wohl fast als Gewißheit gelten!" Oder wenn Professor Nestler, Prag, meint, daß Hörbigers Werk sicherlich den Nobelpreis verdiente. Und ähnlich äußern sich zahlreiche andere Fachautoritäten.

Seit dem Tode Hanns Hörbigers führt sein Sohn, Ingenieur Hans Robert Hörbiger, das Lebenswerk seines Vaters weiter. Er weist die Wege für dessen weiteren Ausbau im Sinne des großen Entdeckers, der ja selbst sagte, daß seine Lehre nur den Anfang eines gewaltigen wissenschaftlichen Aufbruches bedeute, und daß noch Generationen an ihrer Weiterbildung werden arbeiten müssen. Es ist von hohem Interesse, wie Ingenieur H. R. Hörbiger das Leben seines großen Vaters, der ihm persönlich und geistig so nahe stand, schildert:

„Mein Vater war nicht etwa ein Wunderknabe, der am 29. November 1860, mit der fertigen Welteislehre im Kopfe, das Licht der Welt erblickte Er war ein schlichter österreichischer Bauernjunge, dem nichts ferner lag, als eine neue Wahrheit zu entdecken und seine Zeitgenossen eines Besseren zu belehren. Der Familienname stammt von einem Bauerngehöft, namens „Hörbig", das heute noch unweit von Wörgl in Tirol besteht und der Sitz seiner Ahnen war Nach dem frühzeitigen Verlust des Vaters zog seine Mutter mit ihm in die Einsamkeit der kärntnerischen Hochberge Die von der Mutter eingepflanzte naive Frömmigkeit, die innige Naturverbundenheit, die ihm seine weltferne Kindheits- und Jugendzeit einbrachte, und seine leichte Auffassungsgabe waren die Grundlagen für sein späteres Schaffen Es ist nicht weiter verwunderlich, daß er den naturwissenschaftlichen „Abschweifungen" des Dorfschulmeisters besonders eifrig lauschte, daß er damals in klaren Sommernächten sein Bett in den Garten trug, um sich von der in der Schule gelernten Drehbewegung des Sternenhimmels aus eigener Anschauung zu überzeugen, oder daß er immer wieder nächtige Berggipfel erklomm, um dort die Sterne besser beobachten zu können. Als er in seinem 18 Lebensjahre zum Schmiedgesellen freigesprochen wurde, hatte er bereits alle ihm erreichbaren naturwissenschaftlichen Bücher gründlich studiert; aber nicht deswegen, um eine neue Lehre zu entdecken, sondern „um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält".

Auf Empfehlung seines verständigen Meisters kam er nach Wien, um dort Maschinenbau zu lernen. Auch



Hanns Hörbiger
1860—1931

hier war er, wie bisher, stets Vorzugsschüler, der neben seinen fachlichen Arbeiten mit leidenschaftlicher Liebe an den naturwissenschaftlichen Studien hing und sich dabei auch noch den größten Teil seines Lebensunterhaltes durch Stundengeben verdiente. Später wurde er als Hüttenfachmann berufstätig und erlangte durch seine „massenlosen Ventile" für Hüttenwerkgebläse und Kompressoren verdienten Weltruf als Erfinder. Diese Kompressorventile brachten ihn in nahe Berührung mit der Kältetechnik und mit Betrieben des Kohlenbergbaus, wo er willkommene Gelegenheit ergriff, das aus seinen naturwissenschaftlichen Studien Erlernte in der Praxis nachzuprüfen. Dabei blieb ihm nicht lange verborgen, wie weit gelehrte Theorie und wirkliche Erfahrung auseinandergehen, und wie wenig die Gelehrten untereinander einig sind, wenn sie sich nicht in gewissen Fällen darauf einigen, einen unerwünschten Außenseiter zu bekämpfen. Dies gab ihm den Mut, auch seine eigene Meinung über die Welt und ihre Rätsel zu bilden, um über solche gelehrte Widersprüche hinwegzukommen. Anfangs ging er hier den üblichen Weg der wissenschaftlichen Forschung nach dem Grundsatze: „Wissenschaftlich Arbeiten bedeutet, die Forschungsergebnisse seiner Vordermänner mitzuberücksichtigen."

Aber erst als er sich entschloß, in dieses vorgefundene Weltbild das Welteis hineinzubauen, indem er behauptete, daß unter den notwendigen Weltbaustoffen auch das Eis — die kosmische Normalform des Wassers — angenommen werden müsse, schuf er die wichtigste Grundlage seiner Welteislehre Als Kältefachmann konnte er das Vorhandensein und die Dauerhaftigkeit von Eis im drucklosen Raum leicht nachweisen. Bald wurde es ihm aber auch klar, daß dieses Eis, als Träger der Weltraumkälte, in Verbindung mit der Gluthitze der anderen Baustoffe einen neuentdeckten ungeheuren Energievorrat im Haushalte der Natur darstelle, und daß die Entstehung neuer Welten nur aus dem Zusammenspiel oder Widerstreit zwischen Glutstoff und Welteis zu erklären sei: Urväterweisheit der nordischen Edda vom ewigen Kampf zwischen Hitze und Kälte war mit dieser Erkenntnis wieder zu neuem Leben erwacht!"

So weit Ingenieur H. R. Hörbiger über den geistigen Lebenslauf seines Vaters. Wie dann die von dem berühmten Mondforscher und Astronomen Philipp Fauth in dem Werke „Hörbigers Glazialkosmogonie" niedergelegte gigantische Lehre auf allen Wissensgebieten im wahrsten Sinne des Wortes befruchtend wirkte, wurde schon hier, aber auch in der anfangs 1936 im „I. B." erschienenen Abhandlung „Rätsel des Mondes" angedeutet und wird bei anderer Gelegenheit noch eingehender dargestellt werden.

Die Welteislehre ist nicht nur eine wissenschaftliche Großtat — sie ist eine Lebenserkenntnis von größter Bedeutung, denn sie weist den innigen und immerwährenden Zusammenhang zwischen dem Kosmos und allem irdischen Geschehen nach. Sie ist ein echt nordisches Weltbild, das ganz auf Kampf, Selbstzucht und Tapferkeit eingestellt ist. Sie birgt aber auch praktische Anwendungsmöglichkeiten in sich, die unser ganzes Leben, unsere Wirtschaft und Technik in neue, kosmisch gerichtete Bahnen lenken wird: Generationen werden die überwältigende Fülle neuartiger Probleme nicht ausschöpfen können.

Erst mit Hilfe der Hörbigerschen Erkenntnisse werden wichtige Hinweise auf die Lagerstättenverteilung, auf Fundorte von Kohle, Erdöl und Steinsalz, auf Nutzbarmachung unausgenützter Naturkräfte, auf das Auftreten von Erdbeben und schlagenden Wettern, auf die Möglichkeit langfristiger Wettervoraussagen, auf die Zusammenhänge von Wetterkatastrophen, Krankheiten, Todesfällen, Verbrechen usw. mit dem kosmischen Geschehen und zahllose weitere lebenswichtige Einsichten erlangt werden.

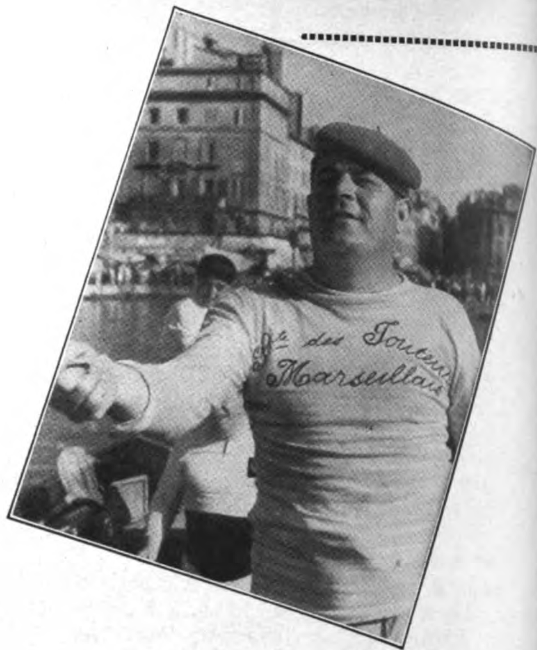
Über den Wert oder Unwert der Welteislehre wird schließlich kein gelehrtes Forum urteilen, sondern der deutsche Bauer hinterm Pflug, der deutsche Bergmann in der Tiefe der Erde, der deutsche Pilot und der deutsche Seemann über und auf dem Ozean, die deutsche Industrie und Technik, der deutsche Handel und Verkehr. Wenn zum Beispiel erst einmal eine Welteis-Wetterwarte für alle diese praktischen Berufe zuverlässigere Wettervoraussagen als bisher geben kann, so wird der Meteorologie wohl nichts anderes übrig bleiben, als sich ebenfalls nach der neuen Schule einzurichten. Hat dann die berufstätige Schicht des deutschen Volkes den hohen Wert der Welteislehre auf diesem einen Gebiete erkannt, so wird dies auch alle anderen naturwissenschaftlichen Zweige beeinflussen.

Diese allumfassende, allverbindende großartige Weltschau wird sich dann gegen alle noch bestehenden Widerstände ebenso durchsetzen wie hundert andere geniale Entdeckungen und Erfindungen, die anfangs bekämpft wurden. Man braucht sich ja nur das Erfinderschicksal des Grafen Zeppelin vor Augen zu halten, der als „verrückt" bezeichnet, und dem jeder Erfolg seiner Erfindung aus den gelehrtesten, mathematisch errechneten Gründen kurzweg abgesprochen wurde. Trotzdem hat der „Amateur und Dilettant" Zeppelin recht behalten, und dasselbe wird mit Hörbigers Welteislehre der Fall sein. So sagt zum Beispiel jetzt schon Professor der Geologie Bärtling, Berlin:

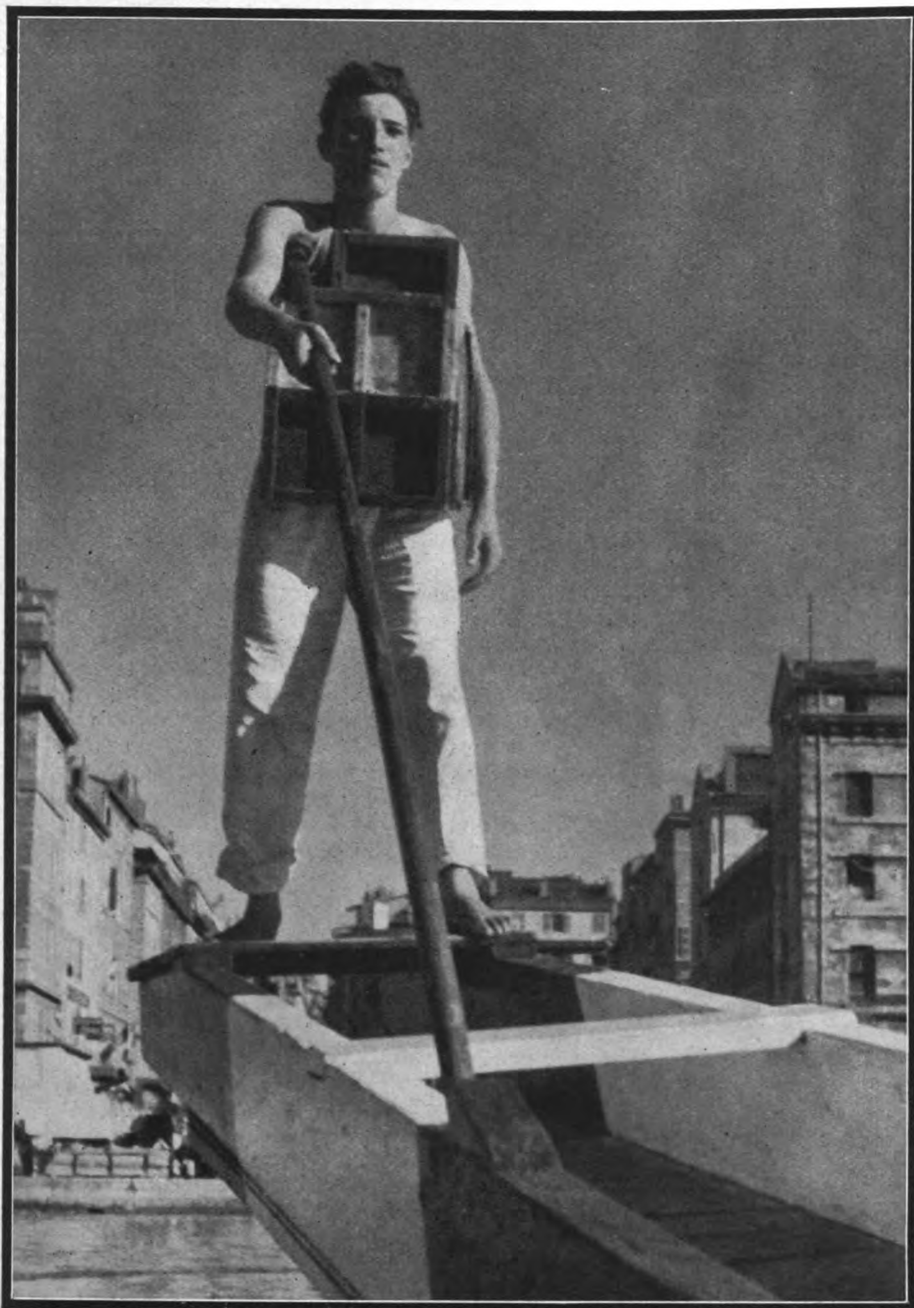
„Die kosmischen Einflüsse auf die Erde müssen ungleich stärker und ungleich größer sein als die Gesamtheit der in ihr selbst schlummernden Kräfte. Dieser Gedanke wird sich immer noch mehr Bahn brechen. Hanns Hörbigers Verdienst bleibt es, uns als erster diesen Weg in seiner ganzen Größe gewiesen zu haben. Die Geologie kann ohne Berücksichtigung der Welteislehre nicht mehr auskommen!"

Was hier von der Erdgeschichte gesagt wird, gilt für alle lebenswichtigen Wissenszweige. Bis jetzt pflegte man allerdings, insbesondere im Ausland, aus dem genialen Weltbilde des „Amateurs" Hörbiger immer wieder ein oder das andere glänzende Teilstück herauszureißen und es, ohne den Namen des Erstentdeckers zu nennen, als eigenes Erzeugnis auszugeben. Dieses Teilstück wurde dann natürlich auch hier in deutschen Landen als wohlgelungen angesehen, obwohl es vordem beim deutschen Entdecker mit allen Mitteln bekämpft wurde. Es ist seltsam genug, daß deutsches Gedankengut erst auf dem Wege über das Ausland und unter fremden Federn widerspruchslos anerkannt wird. Dieser Umstand birgt aber die Gefahr in sich, daß auf solchem Wege leicht das Erstgeburtsrecht des deutschen Volkes auf das großartigste Weltbild verlorengehen kann, das nach Kopernikus und Kepler je geschaffen wurde Es handelt sich dabei um mehr als bloß um die Welteislehre Es handelt sich um das geistige Ahnenerbe des deutschen Volkes und seiner Kultur, in dessen Gefüge Hanns Hörbigers Lebenswerk einen herrlichen und mächtigen Grundpfeiler bildet

Marseiller Lanzen



Rechts: „Jouteurs Marseillais" nennen sich diese Spieler; sie sind eine große sportliche Gilde



Auf der Spitze der Bootsbrücke wartet der „Jouteur" auf den Stoß des Gegners, den er mit dem unterteilten Brett auffängt.



Links: Die „Dame" des Bootes, eine lustige Figur, die nie fehlen darf.

Im sonnenbestrahlten, farbigen alten Hafen Marseilles, mit dem bekannten Hintergrund des „pont transporteur" streben zwei bunte Boote in starkem Tempo aufeinander zu. An der Spitze der Boote ragt eine lange Holzbrink vor. Auf ihrem äußersten Ende steht der Jouteur. Ein starkes Holzbrett deckt seine Brust Hierhin stoßen die Kämpfer gegenseitig bei voller Fahrt mit den langen Holzstangen. Der Schwächere verliert das Gleichgewicht und stürzt ins Wasser, zum großen Jubel des Publikums



Kampfbereit in Erwartung der kommenden Dinge steht der Jouteur auf seinem luftigen Posten

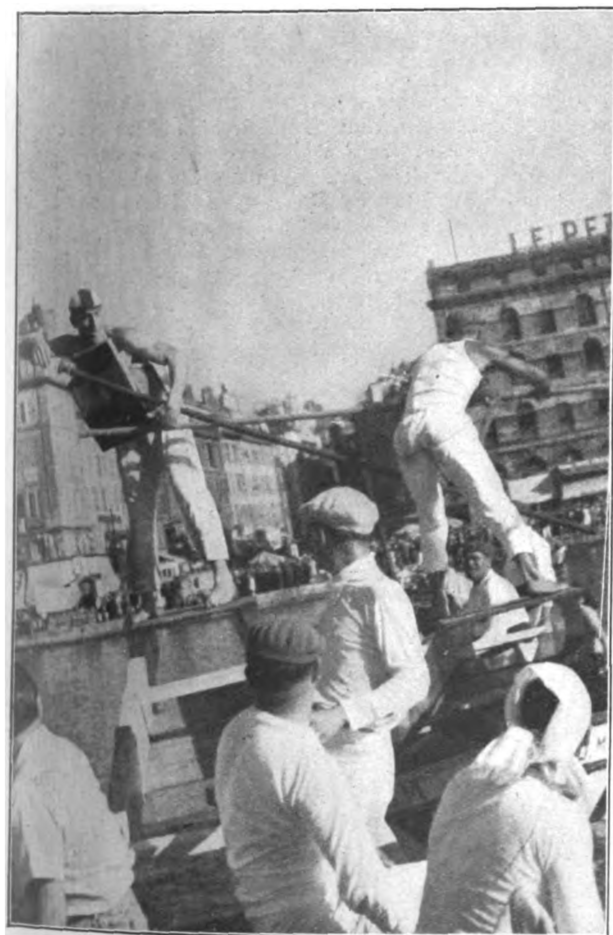


Schon nähert man sich dem Gegner; die Lanze wird zum Kampfe gefällt



Rechts:
Bei dem vielen Drehen und Wenden kann man dem Gegner nicht immer nur die tapfere Brust zeigen

Kampf



Der erste Zusammenstoß ist erfolgt; nun gilt es, das Gleichgewicht zu bewahren und kräftige Stöße auszuteilen.



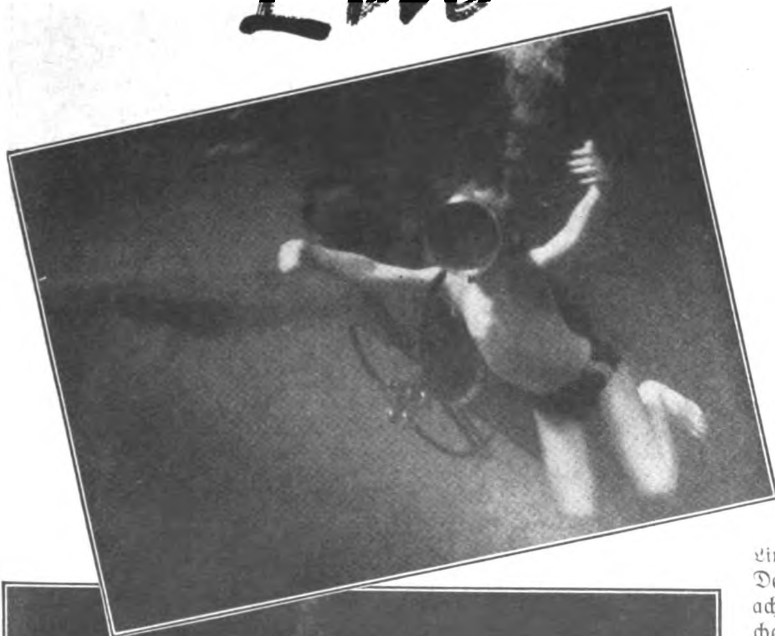
Manches Mal müssen die beiden Kämpfer ihren Standplatz räumen und in die Fluten des Hafenbeckens tauchen

Sämtliche Aufnahmen: Photo Relang (Paula Wehr).

Antreten! — unter Wasser. Die Clubmitglieder haben zum größten Teile gedient und halten daher unter Wasser eine strenge Manneszucht

Ein Taucherclub

Der Lebensraum, den die Menschen bisher im Weltall für sich eroberten, scheint noch immer nicht genügend zu sein. Die Bestrebungen, diesen Raum über die Lüfte hinaus auf andere Planeten auszudehnen, sind alt. Ganz neu ist jedoch das Bestreben, den Menschen unter den unendlichen Wassern der Erde auch Lebensraum zu schaffen. Ein Franzose namens Painlavé gründete zu diesem Zweck vor einigen Monaten einen Club. Er heißt „Club der Tauchermenschen". In den großen Schwimmhallen in Paris halten die Clubmitglieder ihre Zusammenkünfte ab und führen dort ihre neuesten Erfindungen und Kunststücke vor. Monsieur Painlavé behauptet, die Sache werde mit der Zeit großen praktischen Wert gewinnen



Sämtliche Aufnahmen: Mauritius (Pasi)

Links oben: Der Vater und das achtjährige Töchterchen machen einen kleinen Spaziergang unter Wasser.



Links: Auch das ist möglich: unter Wasser ein Glas Selterswasser zu trinken.



Rechts: Eine Fahrradtour unter Wasser hat zweifellos auch ihre Reize.





Ein Mitglied des Taucherclubs, seines Zeichens Offizier der französischen Armee, hat ein pneumatisches Gewehr konstruiert. Die Schußweite dieses Vorderladers unter Wasser ist ganz beträchtlich; auch die Treffsicherheit läßt nichts zu wünschen übrig.

Der Fasching ist in vollem Gange:





Staatsminister Adolf Wagner und Präsident Christian Weber in einer Loge des Deutschen Theaters beim „Aufgalopp".

Aufnahmen: Schödl, Nortz und H. Fr. Engel

Links: Das Gedränge tut der Stimmung keinen Abbruch; im Gegenteil . . .!

Rechts: Der Münchner Faschingsprinz Otto I. von Plakatonien und seine Prinzessin Hanna nach ihrem feierlichen Einzug in die Festräume des Deutschen Theaters.





„Steckt's 'n nur eina, den Tropf, er taugt eh' net viel!"

Sämtliche Aufnahmen: Erika Schmauß.

Ein Faschingsspiel in Mittenwald:

Der Kohlenhaufen

In Mittenwald fährt in der Fastnachtszeit ein Wagen auf, von vier geschmückten Ochsen gezogen, mit einem mächtig qualmenden Kohlenmeiler drauf und ein paar wilden, rußgeschwärzten Gesellen. In ihrer Mitte steht der Sünder, und da es sich meist um Familienangelegenheiten handelt, ist die Frau auch gleich dabei. Die Frau ist aber ein verkleideter Mann, denn wirkliche Frauen dürfen auf dem Land bei so was nicht mittun. Natürlich ist die Frau die Anklägerin und hat wie in Oberbayern auf der ganzen Welt immer recht! In kräftigen G'stanzeln hält sie ihre Gardinenpredigt, der Mann macht ein paar klägliche Versuche, sich zu rechtfertigen, aber schon wird er von kraftvollen Armen gepackt und in den Qualm gesteckt. Zum Trost sei gesagt, daß er heimlich unter dem Wagen wieder herausschlieft aber der Eindruck bleibt gewahrt, als hätte ihn der Teufel geholt



Auf dem Marktplatz hält der Wagen und vor versammelter Menge wird Klage geführt.



Der Ansager kündet strenges Gericht an.



Hinein muß er, in den qualmenden Meiler!

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 4 / DONNERSTAG, 28. JANUAR 1937



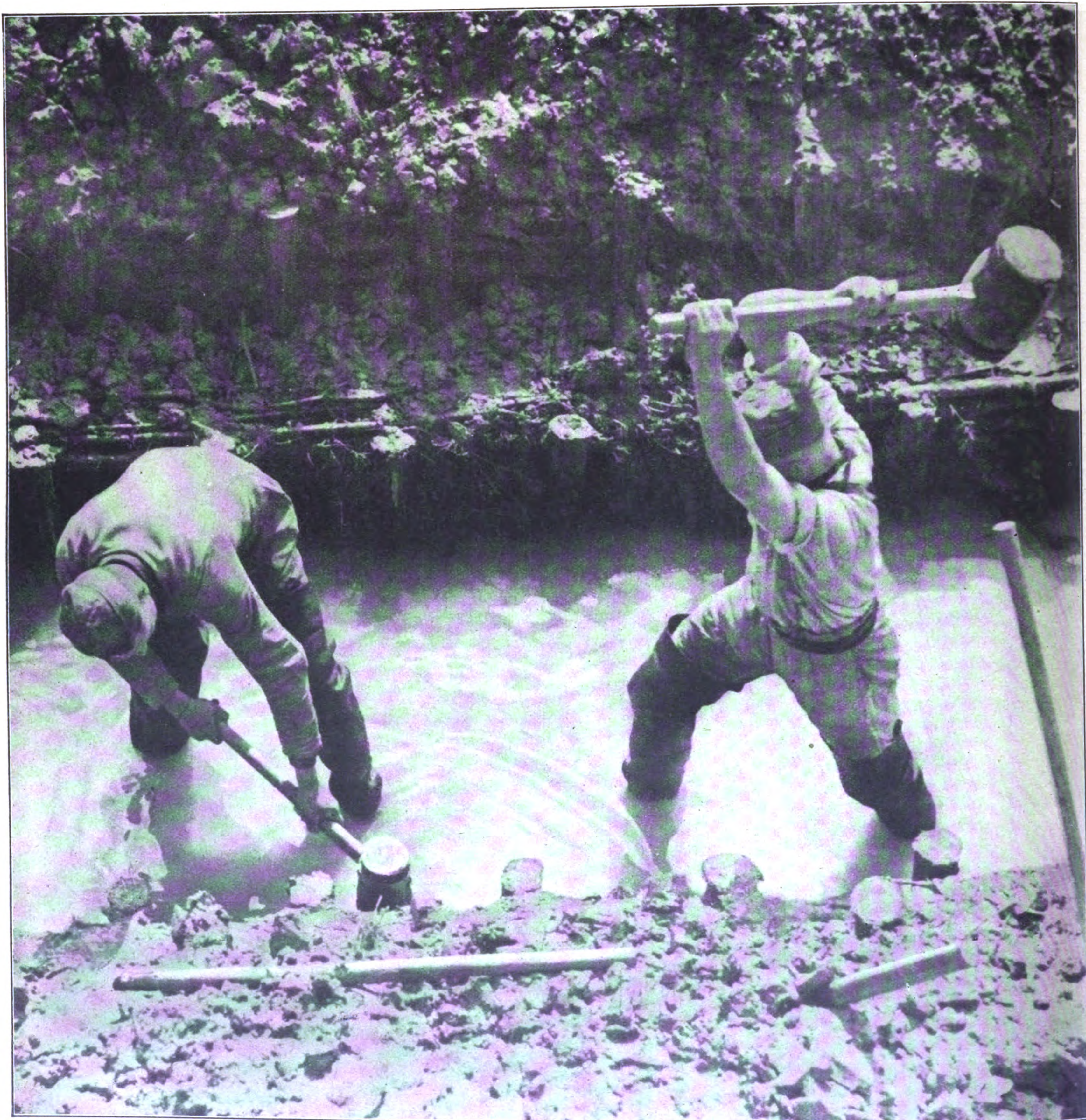
IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Zu unserem Bildbericht in diesem Heft: „Hermann Göring als begeistert empfangener Gast des befreundeten Italiens."
Generaloberst Göring dankt auf dem Flugplatz Guidonia italienischen Fliegeroffizieren für ihre kunstfliegerischen Vorführungen.
Aufnahme: Helmuth Kurth.

Ein neuer Mensch auf deutschem Boden

IN VIER JAHREN DER REGIERUNG ADOLF HITLERS IST EIN NEUES DEUTSCHES GESCHLECHT ERSTANDEN, DAS WIEDER GELTUNG HAT IN DER WELT



Schaffensfroh und voll Kraft.

In den Jahren der Schande 1918—1932 sind Verbrechen über Verbrechen am deutschen Volke begangen worden. Das schlimmste aber war, daß die Träger der Macht Deutschlands Jugend in Untätigkeit verkommen ließen. Heute erlebt im Reichsarbeitsdienst die junge Mannschaft den Adel der Arbeit.

Aufnahme: Weltbild.

Ein wehrhaftes Geschlecht

Fünfzehn Jahre lang war Deutschland der Prügelknabe aller Nationen. Seine gesinnungslosen Machthaber fühlten kein Bedürfnis, die deutsche Ehre vor der Welt zu verteidigen. Sie mußten im Gegenteil darauf bedacht sein, die deutsche Wehrkraft schwach zu erhalten, denn sie lebten ja von der Gnade des Auslandes.

Adolf Hitler hat dem deutschen Volke die Wehrhoheit wieder gegeben. Vier Jahre sind vergangen seit dem Einzug der Braunen Garde durch das Brandenburger Tor: Deutschland ist heute unangreifbar.

Aufnahmen: Weltbild und Atlaphot.



Eine glückliche, gesunde Jugend.

Die Jungen und Mädel von heute werden nicht vernachlässigt und nicht gegängelt. Ihre Ideale sind nicht die, möglichst rasch erwachsen zu sein und ein Leben des Genusses zu führen, sondern sich hart zu machen für Leistungen und verläßliche Kameraden zu werden. Kinder sind wieder das große Glücksgut der Eltern.

Die Mütter von morgen.
Ein Jahr auf dem Lande, bei Saat und Ernte, in Haus und Stall: das ist eine unversiegliche Kraftquelle für das ganze Leben. Der Gemeinschaftsgedanke hat Wurzel geschlagen.

Alle Hände packen an!
Wie diese Arbeitsmänner an den Straßen Adolf Hitlers — so wirken wir alle mit, um das große Werk des Führers seiner Vollendung entgegenzuführen. Jeder ist nur ein kleines Glied der Kette, aber auf jeden kommt es an. Die nächsten vier Jahre sollen beweisen, daß Deutschland verstanden hat, was Adolf Hitler will.

Aufnahmen: Weltbild.

Richtfest
eines Gebäudes für die Reichskanzlei
auf dem Obersalzberg in Berchtesgaden



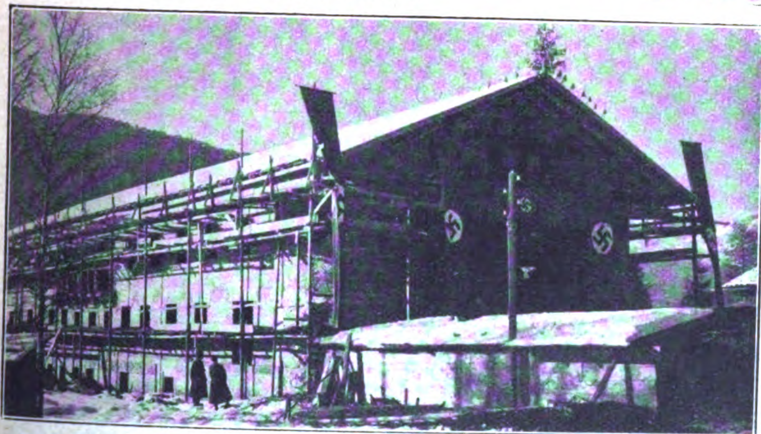
Die Berchtesgadener Weihnachtsschützen beschlossen das Richtfest mit einigen Salven

Unten: Das Dienstgebäude für Zwecke der Reichskanzlei in Berchtesgaden, dessen Richtfest im Beisein Adolf Hitlers stattfand



Der Führer während des Richtfestes des Hauses
Links: Obergruppenführer Brückner, Persönlicher Adjutant des Führers; rechts: Staatssekretär Dr. Lammers, Chef der Reichskanzlei.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Dem Führer ist der Begriff der völligen Ruhe unbekannt. Immer und allerorten ist er im Dienst des deutschen Volkes, so auch in den Tagen und Wochen, die er auf dem Obersalzberg verbringt. Daher wurde in Berchtesgaden ein Bau in Angriff genommen, der dazu bestimmt ist, bei Aufenthalten des Führers in Berchtesgaden eine Verbindungsstelle der Reichskanzlei aufzunehmen. Das Richtfest dieses Gebäudes erhielt durch die Teilnahme des Führers seine besondere Weihe





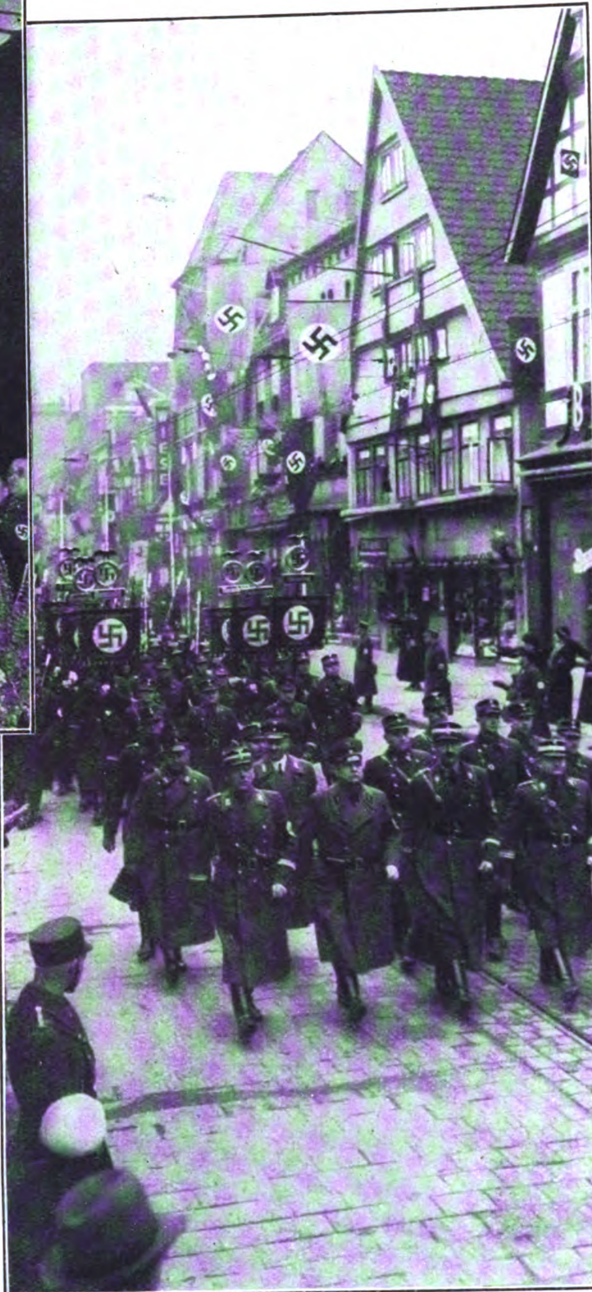
Während der Feierstunde im Saal des Gasthofes „Zum goldenen Bären" ergriff der Führer das Wort und erinnerte die Bauarbeiter daran, daß er selbst aus ihren Reihen hervorgegangen sei. Adolf Hitler wies auf den Sinn und Inhalt des Schaffens für die deutsche Nation hin. „Alle, gleichviel an welcher Stelle sie stehen, dienen dem großen Werk, ob sie an diesem Bau arbeiten oder in ihm wirken."



Reichsleiter Alfred Rosenberg sprach in der Detmolder Flugzeughalle.
„... Nirgends wird Europa bewußter verteidigt als von Adolf Hitler in Berlin ...“

Das IV. Erinnerungstreffen in Lippe

Der denkwürdige Wahlsieg vom 15. Januar 1933 – ein Markstein auf dem Wege zur deutschen Freiheit



Links: Der historische Marsch durch die Straßen von Detmold.



Aufnahmen: Weltbild 3. Presse-Bild-Zentrale 2.

Reichsinnenminister Dr. Frick überbrachte die Grüße des Führers
„... Deutschland will den Frieden und hat bewiesen, daß es den Frieden in Ehren bewahren will ...“

Zum Tag der deutschen Polizei

den ganz Deutschland festlich beging



Reichsführer SS. Himmler nimmt vor dem Polizei-Ehrenmal auf dem Horst-Wessel-Platz in Berlin den Vorbeimarsch der Schutzpolizei ab.
Rechts neben Reichsführer SS. Himmler: Korpsführer NSKK. Hühnlein; links daneben: General Daluege.



Die Polizei als Gastgeber
1000 Kinder waren Gäste der Berliner Polizei; das erfreuliche Bild wurde von den historischen Uniformen belebt, in denen die Gastgeber ihre jungen Gäste betreuten.

HERMANN GÖRING

ALS BEGEISTERT EMPFANGENER GAST DES BEFREUNDETEN

ITALIENS







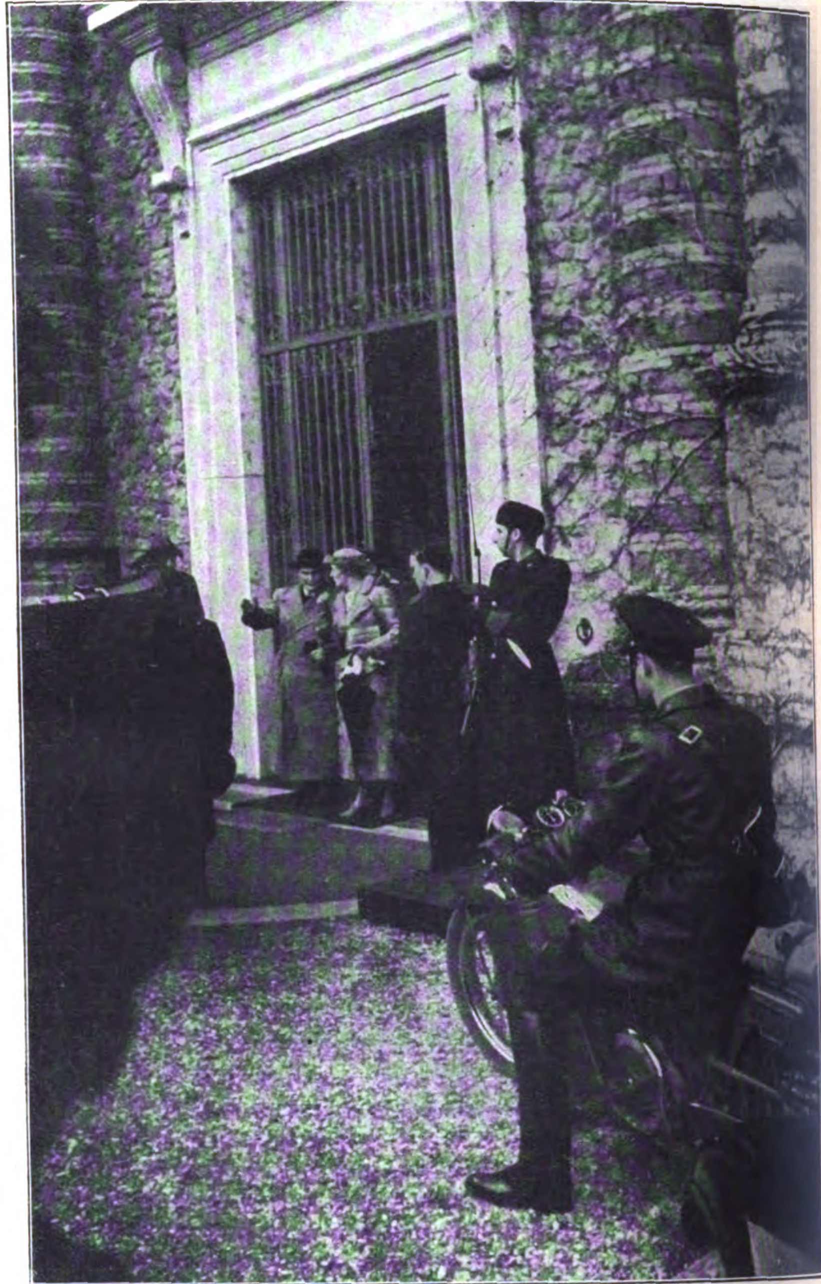
Hermann Göring bei der Besichtigung des Forums Mussolini und der diesem angeschlossenen Anlagen der italienischen Akademie für Leibesübungen. Das mittlere Bild zeigt das Schwimmbad im Stadion Mussolini

Ein Besuch im neuen Hause der faschistischen Miliz, bei welcher Gelegenheit General Russo Hermann Göring den faschistischen Ehrendolch überreichte.

General der faschistischen Miliz Russo überreicht Generaloberst Göring zum Zeichen der Verbundenheit von Nationalsozialismus und Faschismus bei der Niederkämpfung des gemeinsamen Feindes den Ehrendolch der faschistischen Miliz.



Ein Rundgang durch die Fliegerstadt Guidonia, deren moderne Anlagen den deutschen Besuchern einen Überblick über den hohen Ausbildungsstand der italienischen Luftwaffe vermittelten.
Rechts: General Valle; der Herzog von Aosta; der italienische Luftfahrtattaché in Berlin, Oberstleutnant Teucci.



Hermann Göring und seine Gattin vor einer Ausfahrt von der Villa Madama, die ihnen während ihres römischen Aufenthaltes zur Verfügung gestellt war



Im Königlichen Jagdgehege von Castel Porziano fand eine Jagd zu Ehren der deutschen Gäste statt. Unser Bild zeigt den König und die Königin von Italien mit Frau Göring in diesem reizvollen Teile der römischen Campagna.

Sonderbildbericht für den „J.B." von Helmuth Kurth.



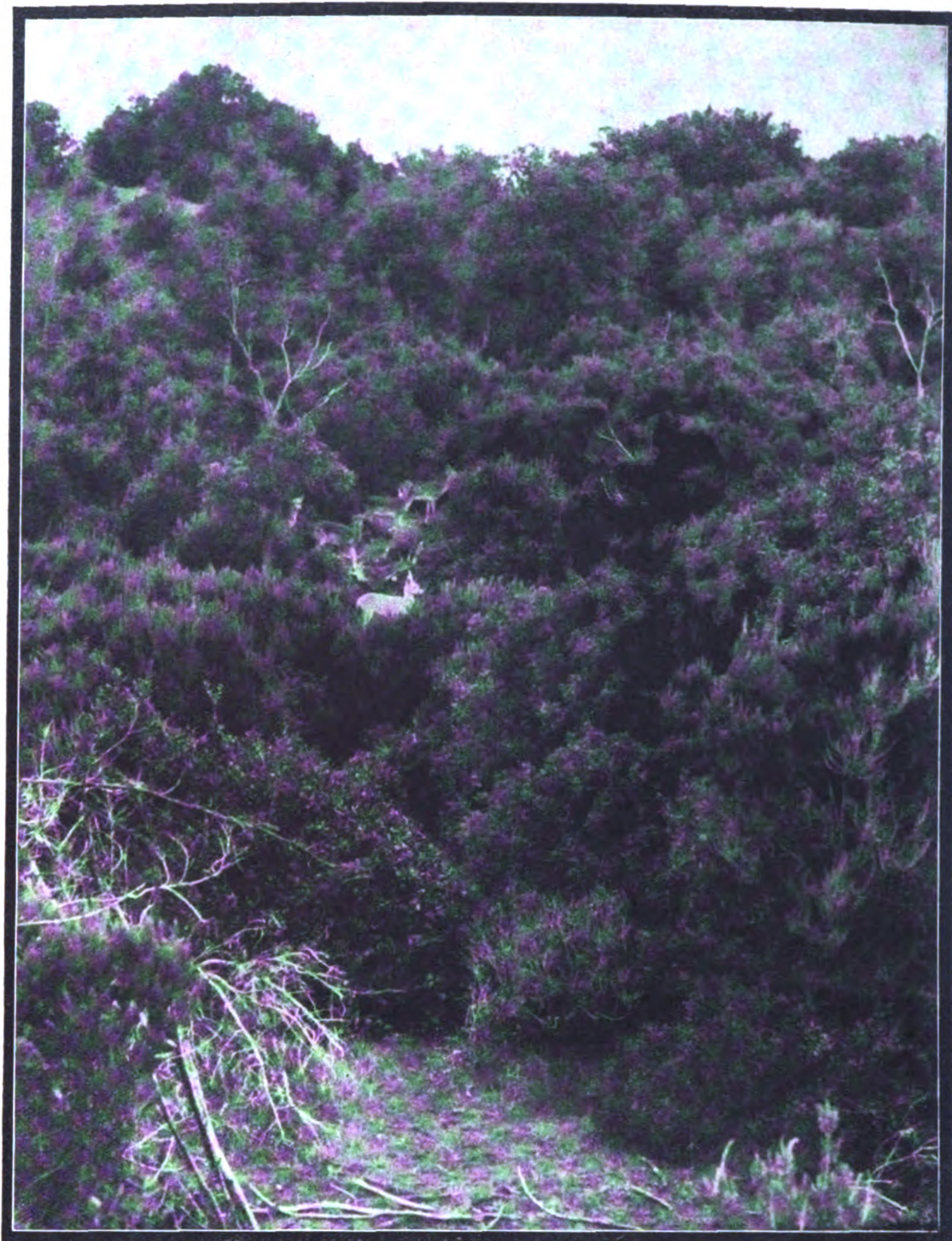
Die Königin und Kaiserin photographiert unauffällig ihre Gäste.
Von links nach rechts: der Herzog von Aosta; Prinz Philipp von Hessen, Hermann Göring, Botschafter von Hassell, Oberst Bodenschatz.



Die Besichtigung der Strecke.
Von rechts nach links: Prinz von Hessen, Graf Ciano, Hermann Göring, Frau Göring, Königin und Kaiserin Helene



Bei der empfindlichen Kälte wurde die ausstrahlende Wärme eines schnell entfachten Feuers angenehm empfunden.
Von links nach rechts: die Königin, Botschafter v. Hassell, Frau Göring, Frl. Elsa Sonnemann, Prinzessin Maria von Italien



Zahlreiches Wild belebt die Jagdgründe von Castel Porziano.
Die weiße Antilope wurde später von Hermann Göring geschossen

Aufnahmen Heimuth Kurth 11 Weltbild 2



Nach dem Essen im Neapler Königspalast dankten Hermann Göring und der Kronprinz von Italien den Zehntausenden vom Balkon aus für ihre stürmischen Grüße.



Eine gewaltige Volksmenge brachte Ministerpräsident Göring auf der Piazza del Plebiscito (dem Platze der Volksabstimmung) in Neapel ihre Huldigung dar

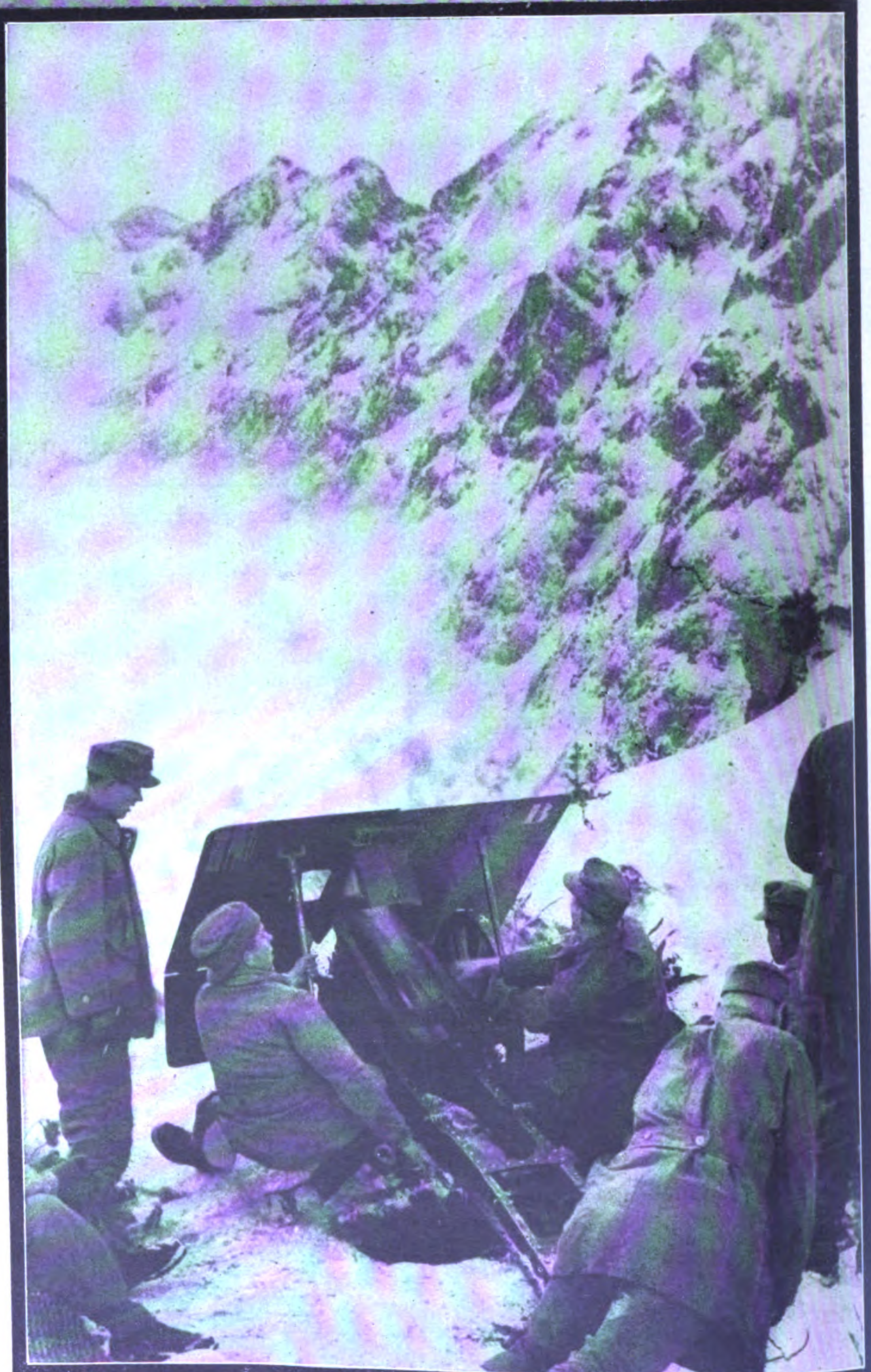


Links: Im Zugspitzgebiet fanden Schießübungen der Gebirgsartillerie statt.
Die Aufnahme zeigt einen schweren Lastentransport auf Schlitten im Zugspitzmassiv.



Es erfordert gewaltige Anstrengungen, ein in seine Teile zerlegtes Geschütz in dieser Bergwelt in Stellung zu bringen

Artillerie-Schießübung im Zugspitzgebiet



Rechts: Das Scharfschießen beginnt.
Aufnahmen: Hans Henkel.

CLEMENS LAAR:

Kämpfer gegen Unvernunft und Tod

Aus den Erlebnissen deutscher Schiffsärzte

Dies ist ein Bericht von stiller Tapferkeit, von Opfermut ohne Pathos und Geste und von Pflichterfüllung unter letztem Einsatz.

Diejenigen, zu deren Ehre er verfaßt wurde, wollen jedoch den Sinn ihres Handelns, die männlich harte Selbstverständlichkeit, nicht verwischt sehen. Auf ihren Wunsch hin sind ihre wirklichen Namen nicht erwähnt und einige allzu deutlich hinweisende Einzelheiten verändert worden.

Auf der Höhe von Kap Rocca starb Dr. Hömberg, der wie ein Jockei aussah und der ein herrlicher Arzt war. Er hatte gedacht, daß er noch bis Wilhelmshaven aushalten würde. Daß die Rechnung nicht aufging, war sicherlich der einzige Fehler seines Lebens.

Mitte März 1919 war es. Die „Lilli Rickmers" hatte die Letzten vom deutschen Asien-Korps an Bord. Sie waren alle krank, elend, Männer zwischen Leben und Tod. Malaria und Schwarzwasserfieber waren selbstverständlich, aber jeder zweite hatte den Flecktyphus dazu im Blut.

Und doch war die „Lilli Rickmers" ein glückhaftes Schiff. Ihr Bug war nach der Heimat gerichtet, und dazu war Dr. Hömberg an Bord Ein Kreuzfahrer für das Leben, wie es nie einen bessern gab. Sie glaubten es ihm, die armen, erschöpften, ausgezehrten, gedemütigten und geschlagenen Kerle, diese Helden ohne Lohn und Dank, wenn der Dr. Hömberg mit seiner nüchternen Selbstverständlichkeit vom neuen und schönen Dasein sprach, das jenseits des Horizontes auf sie wartete. Er kämpfte um ihre Seele, wie er um ihre Gesundheit mit dem Fieber rang. Und er gewann immer.

Nur der Dr. Hömberg selbst wußte um den Preis, den er dafür zu zahlen hatte. Sein Herz war erledigt, völlig zugrundegerichtet; progressive Entzündungs- und Lähmungserscheinung, Herzbeutelentzündung und noch verschiedene neurotische Komplikationen dazu. Er behandelte sich selbst mit selbstmörderischen Injektionen von Traubenzucker, Coffein- und Kochsalzlösungen Es war ihm alles gleich. Nur diesen Transport wollte er noch in die Heimat bringen. Es war seine Pflicht.

Sicherlich war es der einzige Fehler seines Lebens. Ein Rechenfehler. Auf der Höhe von Kap Rocca verlor der Schiffsarzt Dr. Hömberg den Kampf um den spärlichen Rest des eigenen Lebens, das nie ihm selbst gehört hatte. Als die Sonne, wie von unsichtbaren Händen gezogen, in dem tausendfachen Gekringel aus grünen und violetten Farbtupfen, aus rosa hellen und blutigen Lichtflecken verschwand, mit denen sich an diesem Abend das Meer schmückte, drehte die „Lilli Rickmers" die Nase in die Dünung

Die Maschinen blieben stehen, und das war spukhaft wie der Beginn des Weltunterganges. Auf See sind die Schiffsmaschinen das Herz des Lebens.

Der Abschied von Dr. Hömberg war kurz. Der Kapitän nahm die Mütze ab und sagte:

„Wir alle wissen, was für ein Mann dies war. Wir wissen auch, daß wir ihm nie hätten danken können, und wenn er hundert Jahre unter uns gelebt hätte. Den lieben Herrgott brauchen wir nicht zu bitten, daß er ihm die ewige Seligkeit schenken möge. Sie ist ihm sicher. Er hat sie sich verdient. Amen."

Dann gab es ein paar Kreise in der öligen, langen Atlantik-Dünung, und die Maschinen liefen wieder an. Ein paar hundert Männer jedoch werden alles vergessen können, nie aber den Dr. Hömberg.

Das war im März 1919.

Um die gleiche Zeit wurde auf einer Berliner Bühne, die sich „Intimes Theater" nannte, ein Einakter gespielt, und der führte den Titel „Der Schiffsarzt".

In diesem Stück wurde gezeigt, daß ein Schiffsarzt ausschließlich zur Erfüllung und Verfolgung erotischer Ziele gedacht, beschaffen und bestimmt ist

Dieses Stück wurde sehr bekannt, nicht aber die schlichte und kurze Lebensgeschichte des Dr Hömberg.

Panik auf der „Toledo".

Den safrangelben Himmel schließt nach Osten hin ein Wolkenmassiv ab, das die geisterhaft fahle Farbe von ausgeblutetem, schon fast verwesendem Fleisch hat. Ein paar zerfetzte Zipfel stechen spitz in den verschwimmenden Dunst von Meer und Horizont

Als eine erste heimtückische Bö die „Toledo" packt und bis an die Backbord-Speigatte in das Wasser drückt, sieht der Dr. med. Heinz Meller in anscheinend sinnloser Plötzlichkeit das Hamburger Zimmer wieder vor sich, in dem er seinen Beruf fand.

Schiffsarzt. Seemann und Helfer zugleich. Ein abenteuernder Sucher in der Unendlichkeit der Natur, des Lebens. Damals hat er an den toten Hömberg denken müssen, von dem er nichts wußte, als daß er eben tot war Gestorben im Dienst, aufgegangen und vergangen in seiner Aufgabe.

Man hatte von ihm gesprochen, und keinem war es klar geworden, daß dieser im Grunde unbekannte, namenlose kleine Arzt auf dem Meer der große „unbekannte Soldat" seines Berufes war.

Nein, keiner dachte daran, und an den toten Hömberg hatte auch Heinz Meller seinerzeit genau so flüchtig gedacht wie jetzt. Er sieht sich wieder vor dem Schreibtisch des Abteilungsvorstehers. Ein forscher, sehr jugendlicher und fraglos sehr tüchtiger Fünfziger, dieser Herr. Er meint es gut, und es ist schließlich nicht seine Schuld, wenn ihn irgendeine Finanztransaktion seiner Bank aus dem Prokuristensessel der Depositen-Abteilung in die Leitung einer großen Reederei geschwemmt hat. Es ist seine ehrliche Überzeugung, wenn er sagt:

„Zu tun werden Sie kaum etwas bekommen. Wir schicken eigentlich nur pro forma einen deutschen Schiffsarzt mit, aber es freut mich, daß ich gerade Ihnen diese schöne Position geben kann. Sie haben es wirklich verdient, sich einmal ausruhen zu dürfen."

Heinz Meller weiß, worauf der andere anspielt. Heinz Meller hat auf einem der deutschen Amerika-U-Boote Dienst getan.

Er lächelt ein wenig. So stellt man sich das also hier am grünen Tisch vor. Schiffsarzt, das ist keine ernste und einmalige Berufung, das ist eine angenehme, pflichtenlose Pfründe.

Nun ja . . .

Er denkt an den kleinen Hömberg, von dem man sagt, daß er wie ein Jockei ausgesehen hat und daß er ein herrlicher Arzt war.

So war das damals in Hamburg, und jetzt fährt er schon die dritte Reise mit der „Toledo", und es bleibt wirklich nur ein resigniertes Lächeln übrig, wenn er sich überlegt, wie seine „Pfründe" aussieht.

Arbeit und noch einmal Arbeit, Verantwortung ungeheuerlicher Art, Kampf auf einem einsamen Posten Hinter ihm steht nicht das in gewaltiger Breite entwickelte Medizinalwesen seines Kulturstaates. Es gibt keine Experten, die bei großen Entscheidungen zu Rate gezogen, keine Ambulatorien, Kliniken, Röntgen-Institute, keine physiologischen und keine pathologischen Laboratorien, die zur Hilfe gerufen werden können. Unter den Frontkämpfern für das Leben, unter den Kämpfern des ersten Grabens im ewigen Streit gegen den Tod ist der Schiffsarzt der abgesprengte Posten im Niemandsland.

Ein Mann ganz allein.

Zum Teufel, mögen sie auf dem Lande denken, was sie wollen. Es ist gleichgültig. Wichtig ist nur, ob man den ungeheuren Mut findet, sich an Entscheidungsschlachten mit dem Skalpell zu wagen, wenn es nun einmal sein muß. Wichtig ist nur, ob man es auch schafft. Ein Mann ganz allein.

Wie ist das denn, wenn man bei Windstärke 10 einen perforierten Blinddarm zu operieren hat, weil es nun einmal um Minuten geht und der nächste Hafen noch vier Tage entfernt ist?

Das ist Alltag, nichts als Alltag.

Der Erste Offizier assistiert, aber als er dann das schwarz-blutige Geknäuel unter dem Sprengelschen Schnitt sieht, das Schleimgespinst der Eiterfäden, und als dann noch eine Klammer rutscht, da stöhnt er einmal auf und liegt auf dem Linoleum, auf das wie Regentropfen hellrotes Blut sprüht.

Alltag ist das, nichts als Alltag.

Der Kapitän hat das Schiff in den Wind gelegt, und wenn es auch nicht mehr rollt, es stampft, steigt hoch und fällt steinhaft tief, wird wieder hochgeschmissen und erneut aufgefangen, und in einem Geviert von zweieinhalb zu vier Metern kämpft ein kleiner, unbekannter Arzt um ein Menschenleben und muß deshalb ein Halbgott sein.

Er muß Operateur, Assistent, Instrumentenschwester und Narkotiseur in einer Person sein!

Für ihn darf es keinen Sturm geben, keine Hast, kein Entsetzen.

Auf dem Boden liegt stöhnend der Erste Offizier und erbricht sich Das Schiff ächzt in den Spanten, kreischt wie ein gequältes Tier aus allen Nieten und Verstrebungen, wie Trommelfeuer schlagen die Brecher gegen die Wände, und wenn die Schraube in der Luft arbeitet, gibt es Stauungen im Akkumulator, und der spukhaft über dem Operationstisch tanzende Lichtkreis der Kohlenfadenlampe vergeht zu gelber Fahlheit Dann und wann setzt er ganz aus.

Herrgott im Himmel, hier kämpft ein Mensch gegen das Unmögliche, aber du wirst ihm nicht gnädig sein, wenn ihm auch nur im Bruchteil einer Sekunde das Aberwitzige, das Ungeheuerliche und Gewaltige seines Tuns klar wird.

Er kämpft, weil er muß, und dann haben auf einmal auch die suchenden Finger gerade in dem Augenblick das entschlüpfte Ende der kleinen Gekröse-Arterie gefunden, als wieder einmal das Licht versiegt.

Wo ist die Klammer?

Hölle und Teufel, wo ist die Klammer?

Er muß sie haben, sonst . . .

Und weil er sie haben muß, findet die tastende Linke sie auch, läßt sie einschnappen.

Der Puls?

Da bleibt er fort. Der Tod steht ganz dicht neben dem schweißgebadeten, kämpfenden Menschen mit dem gehetzten Blick. Er kann nicht brüllen: Schwester, die Spritze! Schon gar nicht geschieht das, was in solchen Augenblicken im Operationsraum auch des kleinsten Krankenhauses vor sich geht, daß nämlich ganz selbstverständlich in die nach hinten tastende Hand des Operateurs die fertiggemachte Pravaz-Spritze mit der Kampferlösung geschoben wird.

Der Puls ist fort! Der Puls . . .

Eine unerwartete Fallbö packt das Schiff von der Seite und wirft den Arzt gegen die Wand Vom festgeschnallten Leib des Kranken rutschen die Tücher der Abdeckung. Wie eine schnelle, gleißende Schlange fährt ein Blutstrom über die fahlweiße Bauchdecke

Die Spritze, die Spritze . . .

Sie liegt griffbereit auf dem Klapptisch am Kopfende, aber bei Beginn der Operation hatten sie einen Sterilisationsdeckel darüber breiten müssen, um die Instrumente vor dem Herunterrollen zu schützen.

Die Finger in den blutigen, schleimigen Gummihandschuhen gleiten immer wieder ab von dem weißen Email. Herrgott, und jede Zehntelsekunde ist wichtig. jede Hundertstelsekunde!

Da, endlich . . .

Einstich! Nur die Kanüle nicht abbrechen jetzt.

Unendlich langsam schiebt sich der Daumen vor. Mitten hinein in den Herzmuskel preßt er die wasserhelle Flüssigkeit

Die letzte, die allerletzte Möglichkeit. Reicht es noch?

Es reicht. Der Puls kehrt wieder. Der Arzt operiert weiter. Es gibt keinen Sturm, es gibt kein „unmöglich". Jetzt ist er sicher, daß es gelingen wird. Er lächelt ein wenig unter dem verrutschten Gazebausch vor den Lippen Er denkt daran, wie in ein paar Wochen der Mann ihm auf irgendeinem Pier die Hand schütteln wird

„Danke, Doktor."

Und dann wird er davongehen auf breiten, stämmig gesunden Seemannsbeinen.

So. Jetzt noch Naht. Silberblattauflage, Verband. Schluß!

Ja, so sieht das aus, denkt der Doktor Meller, und wenn das auch alles andere ist als eine Pfründe, es ist herrlicher, unvergleichlicher Gehalt für ein Männerleben

Er steht auf dem Bootsdeck der „Toledo" und sieht auf das Vorschiff hinab, wo zwei Leute der Mannschaft mit sanft überredenden Püffen die letzten Passagiere unter Deck treiben

Passagiere?

Man muß wohl so sagen. Die „Toledo" transportiert bereits auf der dritten Reise jetzt spanische Rückwanderer aus Brasilien und den mittelamerikanischen Staaten in die Heimat zurück Die spanische Regierung hat den Auftrag gegeben. die spanische Regierung zahlt dafür

Wenn je ein Schiff Menschenleid und menschliches Elend und doch wieder soviel stilles und tiefes Glück getragen hat, dann die „Toledo" Schon Auswanderer sind meist Verwundete und Niedergestreckte des Daseins; über jedes Begreifen hinaus aber zerbrochen, verelendet und gemartert sind diese Menschen aus den Fiebersümpfen Nikaraguas, aus den Gummipflanzungen Brasiliens, den bolivianischen Kupfer- und Schwefelminen, den Salpetergruben. Wenn die Hölle einmal verschlungene Geschöpfe wieder ausspeien sollte, so könnten sie nicht zertretener und jammervoller sein.

Zu ihrer Betreuung hatte die spanische Regierung den Dr Alvarez mitgegeben. Herr Dr Alvarez hatte das Glück gehabt, mit einem Blanko-Scheck versehen in Deutschland einkaufen zu können. Sein Instrumentarium sucht seinesgleichen. Die von ihm aufgefüllte Schiffsapotheke beherbergt die kostspieligsten Sera Die Medikamentenverwaltung mancher großstädtischen Klinik würde nur neidzerfressen seine Schätze betrachten können

Dr Alvarez ist in Hamburg an Bord gegangen, versehen mit einem brennenden Herzen, den Resultaten eines Eilkursus im Bernhard-Nocht-Institut und dem heiligen, großen Willen des Helfers Als er jedoch in Manaos dem ersten Trupp seiner Landsleute gegenüberstand, hatte er weinen müssen

Man konnte diese Menschen, die keine mehr waren, auch nicht sehen ohne gewaltsam die Tränen in die brennenden Augenecken zurückdrängen zu müssen

Dr Alvarez war hilflos vor überwältigter Güte war machtlos diesem Maß an Elend gegenüber Als die „Toledo" den zweiten Schub an Bord nahm, hatte er sich zu seiner nervösen Herzaffektion noch ein Nervenfieber und eine Hirnhautentzündung geholt Nur mühsam war Heinz Meller damit fertig geworden

Jetzt auf der dritten Reise ist Dr. Alvarez wieder dabei, aber im Grunde kann er nichts tun, als mit flatternden Händen und gequältem Blick umhergehen und nur dann und wann einmal stumm dem deutschen Arzt die Hand drücken

Auf dieser Reise hat Heinz Meller seit zehn Tagen noch keine vierzig Stunden Schlaf gehabt Ruhr, Malaria, Schwarzwasser-, Scharlach- und Gelbfieber, und dazu einige Fälle, bei denen nicht mehr zu zweifeln ist, daß es sich um Flecktyphus handelt — alles ist an Bord. Vier verschiedene Isolierräume hat Meller einrichten müssen, und heute morgen hat er am Unterarm eines asturischen Arbeiters bestimmte, ganz eigenartige Schwellungen und glasig rötliche Ausstrahlungen entdeckt. Ein fünfter Raum wird nötig werden Es sieht nach Lepra aus

Drei von den Frauen hatten sie sofort isolieren müssen. Depressive Manie. Eine von ihnen war beim Morgenspaziergang den beaufsichtigenden Matrosen entwischt und über Bord gegangen. Gerade noch in letzter Sekunde hatte man sie vor den Haien bergen können

Die zwanzig Fälle an progressiver Schwindsucht hat man leider nicht mehr absondern können Sie und die unsagbar hohe Zahl der Hautkranken machen das geräumige Vorschiff der „Toledo" mit den zu Wohnsälen umgebauten Laderäumen zu einer dünstenden Hölle, aber diesen Unglücklichen erscheint der Aufenthalt hier wie ein jäher Einzug in das Paradies Sie verstehen nicht, warum die freundlichen, hellgestrichenen Räume täglich zweimal mit Lysoform vernebelt werden Sie begreifen nicht, warum ihr Landsmann, der Dr Alvarez, immer feuchte Augen bekommt, wenn er mit ihnen spricht

Eine Banditenschar südlicher Profiteure hat aus ihren Knochen Gold münzen wollen. Sie waren als Humus gedacht für die Ernte späterer Gewinne; sie waren schon halb verfault und verkommen, als die Heimat sie rettete, aber das eine wie das andere begreifen sie nicht Sie sind so stumpf geprügelt, daß sie nichts von ihrem Elend wußten und nur stöhnend seine Qual empfanden Jetzt hocken und liegen sie da in einem Zustand animalischen Wohlseins sind stumpf und dumpf und doch voll von einer Glücksfülle, die unfaßbar und unbeschreiblich ist

Sie dürfen ruhen

Das ist ihr Glück, und deshalb begreifen sie nicht, wenn die Matrosen mit großen Spritzen kommen Viele von ihnen hassen auch den Arzt, den Alemano, der sie belästigt mit allen möglichen Dingen

So haben die Männer auf dem Vordeck gehockt, haben in den Sonnenglast geblinzelt und nicht gemerkt, wie er langsam verschwand Sie haben nicht gesehen, wie die silbern gleißende Helle des Himmels sich mit Grünspan überzog. Sie haben auch die Drohung am Horizont nicht gesehen und deshalb ist ein böser, tierischer Haß in ihnen auferstanden als die Matrosen ihnen klarmachten daß sie unter Deck gehen sollten.

Warum stört man sie schon wieder? Warum läßt man sie nicht in Ruhe?

„Sturm", sagte einer der Matrosen „Wirbelsturm ist angesagt." Er macht erklärende Bewegungen mit den Händen

Die Männer zischen Flüche und haben scheue, vor Wut verquollene Augen. Porce de Dios

Die Matrosen lachen gutmütig Sie erklären

„Tornado . . . Taifun . . ."

Einer hat einen Einfall: „El caboclo . . ."

Er hat einmal so etwas gehört

Die Spanier verstehen nichts Sie sind nur voll Wut und Haß. Sie wollen hierbleiben. Sie haben hier gesessen, es hat sie niemand getreten. niemand geschlagen und geprügelt

Das war Glück Warum nimmt man es ihnen jetzt?

„Los, 'runter Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr Los, du oller Spaniole Wir meinen's ja gut!"

Da fassen einige schon nach dem Messer, lassen sich aber noch abdrängen

Das ist ihr Glück; so sieht das erste Stadium ihrer Genesung aus Sie wissen schon wieder nach dem Messer zu fassen und waren vor drei Wochen nur mehr Würmer unter den Hacken des Schicksals

Hans Meller sieht vom Bootsdeck aus die Gesten, aber er begreift ja, daß die Menschen krank sind und es noch lange bleiben werden

„Laßt sie nur, sie meinen es nicht so!" ruft er hinunter zu den Matrosen, aber ein leises Grauen steigt in ihm auf, wenn er an die nächsten Stunden denkt. Dreihundert Menschen an Bord, die alle am Rand des Wahnwitzes stehen, die eine Geringfügigkeit schon den schmalen Grat wieder hinunterstürzen kann, diese haarscharfe Klippe zwischen Mensch und Kreatur, die sie gerade erst erklommen haben, und da hinten kommt der Zyklon

Das große Entsetzen fegt mit dem Gekreisch entfesselter Dämonenschwärme heran, und hier steht er, der Dr. Heinz Meller, der die Verantwortung trägt für die dreihundert armen Menschen, und weiß nicht, ob er unter dem Zugriff des Windes schwankt oder vor der von ihnen aushöhlenden Schwäche letzter Erschöpfung.

Gott sei uns gnädig, denkt er, aber halblaut sagt er vor sich hin:

„Na das kann gut werden!"

*

Es ist unerträglich schwül geworden Die Männer auf der „Toledo" glauben, die Luft mit den Händen greifen zu können. Wie ein umgestülpter Kupferkessel mit fahlen Patina-Flecken, so steht sie eng und erstickend über dem Schiff.

Die Maschinen arbeiten; der Schwall des Bugwassers rauscht, aber ihnen ist trotzdem zumute, als sei die „Toledo" jählings über die Grenze der Welt hineingefahren in das Nichts, in das Wesenlose. So still ist es nach dem ersten jaulenden Droben des Unwetters plötzlich geworden

Kaum ein Luftzug ist zu verspüren Mit wollüstig sich dehnenden Rücken, träge und ölig, wälzt sich die Dünung heran. Golfkraut und ganze Tang- und Algeninseln treiben an der Oberfläche Ferne, noch unenblich ferne Grundseen mögen sie losgerissen haben

Es ist der Augenblick der Lähmung vor dem entfesselten Schrei des Grauens

Eine Tröstung, eine herrlich klingende Lautbrücke zurück zur Welt des Menschen und der faßbaren Dinge ist das Klirren des Maschinentelegraphen. Es kommen keine großen Kommandos von der Brücke Sie sind nicht nötig. Jeder weiß, was bevorsteht.

Die erste und allerschwächste ringförmige Ausstrahlung des Zyklons ist vorüber Es mögen zehn, vielleicht auch zwanzig Minuten vergehen, und dann wird man zwischen der zweiten und dritten Kreiselschleife sein, dann kommt wieder Stille und dahinter dann — wahrscheinlich — das Ende

Die Meldungen der Küstenstationen und der Schiffe auf Ostsüdost-Kurs sind nur zu klar Die „Toledo" liegt genau in der Richtung in der das rebellierende Stück Himmel wandert, und selbst ein Flugzeug könnte dem Inferno nicht mehr ausweichen

Man muß sich darüber klar sein, die „Toledo" wird in das Zentrum des Zyklons geraten und solange die Menschheit zur See fährt, hat es noch nicht viel Schiffe und Seeleute gegeben, die diesem wahnwitzigen Aufruhr von Meer und Himmel entgangen sind

Jeder weiß das. Jeder weiß auch, was er zu tun hat. Es gehört zu den ungeschriebenen Gesetzen aller Männer auf allen Meeren, daß man solchen Augenblicken mit klarer Gelassenheit begegnet

Wenn die alarmierte Freiwache des Maschinenraums also die Gittertreppen hinunterklettert und im Gang vor dem Maschinenhaus noch einmal dem Messeboy begegnet, dann gehört es sich trotz der traditionellen Feindschaft, daß man sich gegenseitig ein „Adiüs ool" zuwirft Beileibe nicht mehr

Solchermaßen geht es zu auf einem Schiff, das in einen Zyklon hineinfährt, und deshalb ist auch gar nichts Verwunderliches daran, wenn der Käpt'n Kruse im Kartenhaus nur einmal schnell von den Funkmeldungen aufsieht knapp und hart die Hand hinhält und knurrt:

„Na, machen Sie's gut, Doktor"

Ganz kurz sehen die beiden sich in die Augen Der Doktor sagt:

„Wird gemacht, Käpt'n."

Und das ist dann ein Abschied unter Männern gewesen

Keine zehn Minuten später tritt ein heimtückischer Riese die Säulen des Himmels ein in Schaum und Gischt schlägt seine Kuppel in das Meer

Es ist nicht mehr klar, was Luft und Wasser ist wo die Erde aufhört und das Chaos zerpeitschter Luft und aufgerissener Wassertiefen beginnt Irgendwo dazwischen ist ein Schiff und auf ihm atmen Menschen

Fortsetzung folgt.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

6. Fortsetzung

Grote mochte nicht fremde Hände auf seinen Schultern leiden. Er zuckte empfindlich mit der Schulter, bis die Hand verschwand.

„Unsinn“, sagte er. „Ich bringe dich heim und dann fahre ich weiter.“

Zirkel bewegte witternd die Nase.

„Wohin?“

„Weiß noch nicht“, versetzte Grote kurz. „Irgendwohin und zwar mit Tempo. Möglich, daß ich dann in aller Frühe auf einen Berg steige und mich dann den ganzen Tag von der Sonne braten lasse.“

„Gemacht“, sagte Zirkel. „Ich mache mit.“

Und als er aus Grotes Gesicht schwere Bedrängung ablesen konnte, fügte er noch etwas hinzu.

„Brauchst keine Sorge zu haben. Ich werde eisern den Mund halten. Ich möchte dich jetzt nur nicht allein lassen.“

„Gut“, versetzte Grote. „Geh wieder nach hinten. Aber sieh nicht auf den Tachometer. Ich werde Gas geben.“

Und er machte sein Wort wahr und legte los, was der Wagen hergeben konnte, gleich außerhalb der Stadt, als die Häusermauern zurückblieben und die Straße leer wurde. Der Motor begann leise sein Lied zu singen und der Zeiger des Tachometers wanderte rasch bis zur letzten Zahl und blieb dort zitternd stehen. Grote rauchte seine Pfeife trocken, und manchmal wanderte sie von der rechten Mundecke in die linke Mundecke und Zirkel saß quer im Fond und qualmte Zigaretten. Die Packen mit dem Boot waren gut verstaut und rührten sich nicht. Das Wagenverdeck war heruntergelassen. Luft gab es also genug. Zirkel mußte sich ganz klein machen und hinter die Sitzrücken ducken, damit ihm nicht die Funken seiner Zigaretten um die Ohren flogen. Holzkirchen, der Innübergang bei Rosenheim und dann eine scharfe Wendung nach Süden. Brannenburg, Flintsbach, Oberaudorf und Kiefersfelden.

Hier endlich begann es Zirkel ungemütlich zu werden. Er rappelte sich auf und beugte sich vor zu Grote.

„Menschenskind, noch fünf Minuten weiter in dem Tempo und wir rennen gegen die Grenzschranke. Wohin willst du eigentlich? Auf den Wilden Kaiser oder ins Mittelländische Meer?“

Grote gab zunächst keine Antwort. Er machte die Augen klein und nahm den Fuß vom Gashebel. Ihm entgegen fast in der Mitte der Fahrbahn kam in toller Fahrt ein grüner Lancia angebraust und unterließ, die Scheinwerfer abzublenden. Um ein Unglück zu vermeiden, mußte Grote fast in den Straßengraben hinein.

Zirkel fuhr steil in die Höhe und wurde blaß. Aber es ging noch einmal gut. Mit hoher Fahrkunst behielt Grote den Wagen auf der Straße, ließ ihn weiterrollen und wendete hart am Schlagbaum.

„Das ist wirklich hart auf hart gegangen“, schimpfte Zirkel. „Hast du dich umgesehen? Der Kerl fährt ohne Schlußlicht.“

Grote blieb gleichgültig.

„Mal die Füße vertreten. Ich stopfe mir die Pfeife. Nachher kannst du nach vorne.“

Er öffnete den Schlag, streckte die steifgewordenen Beine und tastete die Taschen ab nach Tabak. Hier am Fuß der Berge war die Luft kühl und der Fluß gleich neben der Straße dampfte. Es war der Inn, der hier seine Wellen trieb nach Rosenheim, nach Wasserburg und nach Gars. Namen, die für Grote seit zwölf Stunden besondere Bedeutung erlangt hatten. Er ging wortlos hinab und stellte sich mit der Nase zum Wasser auf.

Zirkel ging zu den Zollbeamten, die im Licht der Laternen plaudernd hinter der Grenzschranke warteten.

„Die Herren wollen nicht herüber?“

„Nein“, antwortete Zirkel. „Wir haben uns nur etwas verfahren. Aber was war denn das für ein toller Kerl in dem großen Lancia? Sicher ein Ausländer, wie?“

Er bot Zigaretten an. Die Zollbeamten, ein Deutscher und ein Österreicher, revanchierten sich mit Feuer.

„Das ist ein Mexikaner. Er ist schon zum zweitenmal da und wollte über die Grenze. Aber er hat eine Leiche mit. Eine Alkoholleiche. Ein Bild von einem Mädel. Aber sie ist so voll, daß sie nicht einmal die Augen aufmachen kann.“

„Und dazu kein Schlußlicht“, stellte Zirkel entrüstet fest. „Fährt in der Straßenmitte und blendet nicht ab. Er hat wohl auch einen sitzen?“

„Machte nicht den Eindruck“, meinte der deutsche Grenzer. „Aber irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Gepäck wie ein Fürst, die Taschen gestopft voll Geld und Zigaretten hat er gleich händevoll angeboten. Er soll seine Dame erst mal ausschlafen lassen, damit sie sich auf ihren Namen besinnt.“

Der österreichische Beamte besah sich das Nummernschild des gewendeten Wagens.

„Die Herren kommen aus München? Es soll dort, sagte der Mann, ein Kaffeehaus Europa geben. Angeblich will er dort mit seiner Dame aufgetreten sein. Er heißt Ortega und sie Conchita.“

Grote hatte den Inn angestarrt, bis er ordentlich Feuer in seiner Pfeife gehabt hatte. Dabei hatte er überlegt, was er nun anfangen sollte. Nicht weit von hier kannte er eine wenig befahrene Nebenstraße in ein Seitental hinein. Sie führte an einen sehenswerten Wasserfall und an ein Wirtshaus nicht unberühmten Namens „Zum Tatzelwurm“. Im Vorjahr hatte es dort einen Bergrutsch gegeben. Noch höher hinauf gab es ein Skigebiet, das er zu kurzen Touren oft besuchte. Im Gasthaus „Zum Tatzelwurm“ konnte man getrost vor Anker gehen und den Rest der Nacht verbringen. Von dort aus gab es viele Möglichkeiten, am frühen Morgen zu Touren aufzubrechen. Er war halb entschlossen hinter Zirkel getreten, um ihn zurück zum Wagen zu holen, als der österreichische Grenzer die Namen Ortega und Conchita nannte. Aber er war im Innersten so tief in sich versponnen, daß ihn die Namen nur als Schall ohne Inhalt berührten.

„Hast du das gehört?“ fragte Zirkel.

„Ja“, antwortete Grote teilnahmslos.

Zirkel schüttelte den Kopf.

„Ich meine, ob du das gehört hast, was die Zöllner hier erzählen von Conchita und Señor Ortega.“

„Nein“, sagte Grote.

„Aber so besinne dich doch.“ Zirkel rüttelte ihn an der Schulter. „Hast du nicht gehört, wer uns eben beinahe in den Straßengraben gerannt hätte? Es war Señor Ortega mit der Conchita, bis zur Bewußtlosigkeit betrunken.“

„Nein“, sagte Grote, aber seine Stimme hatte plötzlich einen anderen Klang.

Zirkel fühlte sich merklich erleichtert.

„Endlich bist du aufgewacht. Es muß etwas faul sein mit den beiden. Der Señor hat schon zum zweitenmal versucht, über die Grenze zu kommen, aber die Conchita ist so betrunken, daß sie nicht einmal ihren Namen nennen kann.“

Grote nahm die Pfeife aus der Mundecke und trat auch mit dem andern Bein aus seinem Zauberkreis.

„Ich muß das noch einmal hören. Der Mann eben in dem Lancia war Ortega und er wollte mit der Conchita über die Grenze? Ist es auch wirklich die Conchita gewesen?“

Die Grenzer sahen sich an und lachten.

„Nach dem Paß schon, aber fragen haben wir sie nicht können. Sie war betrunken. Eine richtige Leiche.“

Grote fühlte dort, wo er am empfindlichsten war, einen nadelfeinen Stich. Hatte das Mädchen Annelies vor Antritt der Fahrt nicht gesagt, sie habe allerhöchstens Zeit bis zum Abend, denn sie müsse auf die Conchita achten, damit ihr nichts geschehe? Und nun war doch etwas geschehen. Sie war betrunken und Señor Ortega hatte versucht, sie in diesem Zustand über die Grenze zu bringen.

„Hatten die beiden Gepäck im Wagen“, fragte er.

„Berge von Gepäck“, versicherten die Zollbeamten.

Grote drückte mit dem Zeigefinger die Glut in die Pfeife, nahm einen tiefen Zug und klopfte dann die Pfeife am Stiefelabsatz aus. Seine Augen wurden dunkel und seine Lippen schmal.

„Komm“, sagte er zu Zirkel, „den Mann müssen wir uns kaufen.“

Zirkel war sofort Feuer und Flamme.

„Er hat nicht einmal ein Hecklicht gehabt. Werden wir ihn einholen? Er fährt immerhin einen Lancia!“

„Mal sehen“, versetzte Grote verbissen und drückte auf den Anlasser. Der Motor erhob sofort seine Stimme. Gleich darauf begann er zu toben.

XVIII

Beide Mädchen, Hedda wie Annelies, hatten in der vergangenen Nacht nur sehr wenig geschlafen. Sie erhoben sich sehr früh, ließen sich aus der Küche Tee kommen, rösteten sich zwei Scheiben Weißbrot dazu und nannten das ihr Frühstück. Beide fühlten, daß sie nötig hatten für den neuen Tag Kräfte zu sammeln. Er würde vermutlich anstrengend werden.

Annelies schlug vor, einen Sprung hinüber zum Schloßmühlenbad zu machen.

„Jetzt in der Frühe sind wir ganz allein“, beredete sie Hedda. „Wir können ein paarmal durch das Becken schwimmen und uns dann von der Sonne trocknen lassen. Wer weiß, wie lange wir noch gutes Wetter haben. Die Sonne ist heute so plötzlich und so grell aufgegangen. In einer Stunde sind wir zurück.“

Hedda ließ sich gerne überzeugen.

Sie nahmen ihr Badezeug und vergaßen auch nicht, die Reste vom Frühstückstisch für die Spatzen und Amseln mitzunehmen.

Annelies hatte mit ihrer Voraussage recht gehabt, nur der Bademeister war anwesend. Er schloß Kabinen

auf und fing mit Annelies eine gemütliche kleine Unterhaltung an.

„Na, Fräuleinchen, ich dachte schon, Sie wären mir untreu geworden. Schade, habe ich mir gedacht, nun machen es die zwei auch so wie die andern."

Sie blickte ihn verwundert an.

„Sie brauchen nicht solche Augen zu machen", erklärte er. „Aber sehen Sie, ich erlebe hier allerhand, und ich mache mir doch auch Gedanken darüber. Wenn sich hier zwei kennenlernen und geben vergnügt miteinander fort, dann ist es noch lange nicht gesagt, daß nun die Sache in Ordnung ist, dann ist es noch ein langer Weg, bis sie einig werden. Draußen kommt alles wieder zum Vorschein, was sie hier abgelegt haben; sogar die Eheringe. Und dann finden sie, daß sie doch nicht zueinander passen, und dann genieren sie sich und kommen nicht wieder, und ich habe den Schaden davon. Habe es hundertmal erlebt. Um Sie hätt' es mir leid getan und um den jungen Mann ist es mir auch leid, wenn er nicht wiederkäme. Schwimmen kann er, und er ist auch nicht einer von der Sorte, wie viele hier herumlungern und Zigaretten rauchen und die Mädels schnoddrig ansehen, wenn sie ins Wasser gehen. Ich habe ein Auge dafür. Können sich auf mich verlassen."

Annelies verschwand hastig in ihre Kabine.

„Na, na", sagte der Bademeister gutmütig, „was wird er denn angestellt haben, der Junge? Wenn ich der Junge wäre, ich würde auch nicht lange fackeln. Und ehrlich ist er. Für den lege ich meine Hand ins Feuer. Der ist echt."

Hedda hatte in der Nachbarkabine natürlich alles mit angehört, aber als sie heraustrat und auf Annelies wartete, um mit ihr zusammen ins Wasser zu springen, hatte sie ihre unschuldigste Miene aufgesetzt. Gleich darauf tummelten sie sich um die Wette im Wasser. Aber als sich dann Hedda etwas atemlos in die Sonne an den Beckenrand setzte und Annelies neben sich zog, kam etwas von dem zum Vorschein, was sie inzwischen gedacht hatte.

„Weißt du, Annelies, wenn ich ein Mann wäre, würde ich dich vom Fleck weg heiraten, ich kenne doch viele Mädel, aber eine wie du ist mir noch nicht begegnet. Nur bist du, fürchte ich, ein bißchen zu abweisend."

„Wie kommst du darauf?" fragte Annelies und schlenkerte das Wasser von den Zehen.

Hedda machte ein schlaues Gesicht.

„Ich habe manches gesehen und gehört."

„Meinst du damit das Gerede von dem Bademeister vorhin?" fragte Annelies.

„Auch", antwortete Hedda. „Wir sind allein. Wir brauchen uns nichts vorzumachen. Findest du nicht, daß ein Mädchen allein so unglücklich herumläuft wie ein herrenloser Hund?"

Annelies schüttelte heftig den Kopf.

„Ich bin nicht unglücklich. Ich bin stolz, daß ich es mit eigener Kraft so weit gebracht habe, daß ich mich allein ernähren kann und unabhängig bin und keinem Menschen zur Last falle."

Hedda nickte ernst.

„Schon gut! Aber weiter?"

„Was weiter?"

„Das kann doch nicht alles sein", erläuterte Hedda. „Ein möbliertes Zimmer, drei Mahlzeiten am Tag und dann und wann ein Kleid. Viele Mädel leben so, wenn sie von zu Hause fort sind, aber dann bekommen sie alle das Budenelend. Und was dann kommt, das erleben wir alle Tage."

„Es braucht nicht so weit zu kommen", versetzte Annelies. „Es liegt etwas in der Luft. Etwas wie eine neue Zeit. Es kommt nur darauf an, Anschluß daran zu bekommen und die Geduld nicht zu verlieren. Geschenkt wird uns freilich nichts."

Hedda warf die Lippen auf.

„Für alles, was uns erreichbar ist, müssen wir in der üblichen Weise bezahlen."

„Nein, nicht mehr", widersprach Annelies überzeugt.



Kleine Schneewanderung auf dem Kreuzeck.
Aufnahme: Dr. Paul Wolff.

„Wir dürfen nur nicht vergessen, an uns selber zu arbeiten, bis wir mit uns zufrieden sind. Die Kraft, die wir daran wenden müssen, ist nicht verloren. Sie zieht Kreise wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird."

Hedda hatte tausend Goldfunken in den Augen.

„Zieht diese Kraft auch an?"

„Was meinst du damit?"

Hedda riß die Badekappe vom Haar und warf den Kopf zurück.

„Ach, Annelies, das Höchste und Tiefste ist uns doch nur durch den Mann erreichbar. Darum läuft bei uns letzterdings alles darauf hinaus, den rechten Mann zu umspinnen. Die einen versuchen es mit der Kunst der Schneiderin und die andern mit Seele. Die sich auf die Schneiderin verlassen, glaube ich bemerkt zu haben, kommen immer noch am weitesten. Ich werde erst über dich beruhigt sein, wenn du mir einen Mann vorstellst, der sich in jeder Beziehung sehen lassen kann."

„Wenn wir weiter nichts wollen", erklärte Annelies bitter, „können wir ja gleich zu Hause sitzen und warten, wie es unsere Mütter und Großmütter getan haben."

Hedda blickte sie neugierig von der Seite her an.

„Was erträumst du dir also?"

Annelies streckte die Arme aus.

„Etwas festen Boden unter den Füßen. Anteil an den Dingen, die die Welt bewegen, und nach sechs Werktagen einen Sonntag voll Sonne."

XX.

Als die beiden Mädchen heimkamen, begab sich Annelies sofort in den vierten Stock hinauf. Hedda wollte in ihr kleines Kontorzimmer gehen, wurde aber von Adele mit einer Meldung in Empfang genommen. Im Besuchszimmer, meldete Adele, warte seit einigen Minuten ein Besucher, der nach Frau Bendix gefragt habe. Aber Frau Yvonne sei doch vor elf Uhr nicht zu sprechen.

„Es ist gut", versetzte Hedda, „ich werde mich darum kümmern."

Der Besucher erhob sich, als sie unter der Tür erschien. Er hatte ein trockenes Pferdegesicht und eine magere, sehr bewegliche Nase.

„Mein Name ist Zirkel", sagte er, „ich bin ein Kamerad und Kollege von Herrn Grote."

Hedda hatte eine Ahnung, daß der Besuch mit Conchita zusammenhing.

„Frau Bendix", erklärte sie und schloß hinter sich die Türe, „ist vorläufig nicht zu sprechen. Ich bin die Hausdame."

„Ausgezeichnet", bemerkte Herr Zirkel. „Hier wohnt ein Fräulein Hagedorn. Mein Freund Grote und ich haben das Fräulein öfters drüben im Schloßmühlenbad gesehen. Gestern durfte Freund Grote das Fräulein auf einer kleinen Flußwanderung begleiten. Ich habe die beiden im Wagen in der Nacht zurückgebracht."

In Heddas Augen begannen tausend Goldfunken zu tanzen.

„Ich glaube", sagte sie, „ich bin jetzt im Bilde. Bitte nehmen Sie Platz."

Zirkel wartete respektvoll, bis sie selber Platz genommen hatte.

„Durch das Fräulein", begann nun Zirkel mit seinem eigentlichen Anliegen, „weiß Freund Grote einiges von der Conchita, die im Europa aufgetreten ist, aber plötzlich das Gastspiel abgebrochen hat. Das Fräulein schien um die Señorita besorgt zu sein. Nun hat ein Zufall ergeben, daß Freund Grote und ich in der vergangenen Nacht ein Auto angetroffen haben, das über die Grenze wollte, aber angehalten worden ist, weil der Besitzer, ein Mexikaner namens Ortega, ein völlig besinnungsloses Mädchen im Wagen gehabt und als die Conchita ausgegeben hat. Wir sind ihm sofort nach, aber er hatte eine Viertelstunde Vorsprung, das sind zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer, und wir konnten ihn nicht mehr einholen. Wir haben dann festgestellt, daß Señor Ortega gestern abend das Hotel mit unbekanntem Ziel verlassen hat. Bei Herrn Kubitschek, dem Geschäftsführer vom Europa, hat er eine erhebliche Konventionalstrafe hinterlegt. Soweit scheint die Sache in Ordnung zu sein. Aber Freund Grote glaubt sich zu erinnern, daß die Conchita alles eher wollte, als mit Señor Ortega zusammen zu sein. Er hat mich beauftragt, hier nachzuforschen, was in der Sache getan werden soll."

Hedda faltete die Hände wie ein beschenktes Kind.

„Warum kommt Herr Grote nicht selber?"

„Er wird Gründe haben", versetzte Zirkel kühl, „aber er hat mich nicht beauftragt, darüber zu sprechen. Verstehen Sie mich recht, er möchte verhüten, daß sich das Fräulein vorwirft, durch ihren gestrigen Ausflug etwas versäumt zu haben."

Hedda erkannte, daß sich Zirkel auf Gedeih und Verderb mit seinem Kameraden Grote verbunden fühlte, und daß es dieser Herr Grote aus ihr unbekannten Gründen für richtig hielt, zwischen sich und seiner gestrigen Ausflugspartnerin eine gehörige Portion luftleeren Raum zu lassen.

„Es ist allerdings inzwischen mancherlei geschehen", versetzte sie versuchend, „aber wollen Sie nicht lieber mit Annelies selber verhandeln?"

Nach seinem Gesicht zu schließen, fand Zirkel den verlockend hingehaltenen Bissen bitter und ungenießbar.

„Ich möchte nicht stören", erklärte er „Auch ist es nicht viel, was ich in Erfahrung bringen soll Und dann möchten wir auch ungern Zeit verlieren. Vielleicht haben Sie selber die Güte, mich aufzuklären, wie die Conchita in den Wagen eines Mannes kommt, den sie verabscheut und mit dem sie gebrochen hat."

Hedda sah sich den Besucher noch einmal genau an. Er sah ein bißchen nach Windhund und Hans in allen Gassen aus, aber wie er sich in dieser Sache vor seinen Kameraden stellte das sah nach Disziplin und Verläßlichkeit aus

„Ich will Ihnen reinen Wein einschenken", sagte sie mit einem plötzlichen Entschluß. „Folgendes ist geschehen: einer unserer Gäste, ein Herr Hasse, war gestern in etwas übermütiger Laune. Er bot allen Leuten von seinem Mokka und von seinen Zigaretten an. Wir hielten im obersten Stockwerk die Conchita versteckt, weil sie sich fürchtete. Sie wollte hier auf einen Landsmann warten, der einer unserer Gäste ist, aber verreist ist. Herr Hasse hatte irgendwie ihre Anwesenheit bei uns erfahren. Als wir alle unten beim Abendessen im Speisesaal versammelt waren, verließ er mit ihr und einer anderen Dame das Haus. Was dann geschehen ist, weiß ich nur durch einen Anruf der Polizei und aus der Aussage jener zweiten Dame, die seit gestern bei uns wohnt. Herr Hasse führte die beiden Damen in die italienische Osteria. Alle scheinen viel getrunken zu haben. Herr Hasse bestimmt sehr viel In der Osteria scheint sich die Conchita nicht gut aufgeführt zu haben Sie wurde von einem Mann, der dort nicht bekannt ist, weggebracht und in ein Auto geschafft. Auch Herr Hasse bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Er war sicher nicht mehr Herr seiner selbst. Er ist mit dem Wagen verunglückt. Die Dame. eine Madame Serafe, kam allein zurück und ist noch oben in ihrem Zimmer, und von Conchita wissen wir nur, daß sie das Haus mit ihrer Handtasche verlassen hat, die bis obenhin mit Schmucksachen gefüllt war. Annelies, die sich heftige Vorwürfe macht, weil sie Conchita einen halben Tag allein gelassen hat, hält sich bereit, zur Polizei zu gehen, um alles zu melden Bisher habe ich sie davon abhalten können"

Zirkel machte zu diesem Bericht ein sehr ernstes Gesicht.

„Darf ich wissen, warum Sie die Anzeige bei der Polizei verhindern wollen?"

Hedda war mit dem Wortlaut dieser Frage wenig zufrieden

„Ich habe die Anzeige nicht verhindern wollen. ich habe es nur für besser gehalten, damit noch etwas zu warten. Ich will Ihnen auch sagen warum. Ich kenne Doktor Martinez de Lopa, den Mann, den die Conchita hier erwartet hat, sehr genau. Er ist seit langer Zeit unser Gast Ich habe nie bemerkt. daß er für etwas anderes Augen hatte als für seine Wissenschaft Ich kann ihn mir nicht denken in enger Verbindung mit einer Frau wie Conchita Er kommt heute abend von der Reise zurück. Ich hätte gerne die Entscheidung darüber, was getan oder nicht getan werden soll. ihm überlassen."

„Es kommt mir darauf an, zu wissen" erklärte Zirkel, „ob das Fräulein darüber die gleiche Meinung hat wie Sie?"

Hedda schüttelte den Kopf

„Nein". gab sie offen Auskunft. „im Gegenteil Sie will mich sogar überreden, Madame Serafe am Verlassen des Hauses zu hindern bis die Polizei den Fall aufgeklärt hat."

„Wer ist diese Madame Serafe?" fragte Zirkel

„Ich weiß nichts von ihr" erklärte Hedda „Sie hat seit gestern bei uns ein Zimmer genommen Sie hat wohl irgend etwas mit Tanz oder dergleichen zu tun Sie spricht Deutsch Französisch und Spanisch mit der gleichen Geläufigkeit."

Zirkel behielt ein Gesicht so ernst und zurückhaltend wie ein Kartellträger.

„Das gnädige Fräulein befindet sich wohl?" fragte er

Hedda bekam wieder die tanzenden Goldfunken um die Pupillen.

„Sie meinen Annelies? Ich habe vorhin mit ihr geplaudert. Sie wünscht sich festen Boden unter den Füßen, Anteil an den Dingen, die die Welt bewegen, und nach sechs Werktagen einen Sonntag voll Sonne Ich weiß freilich nicht, was sie darunter versteht aber vielleicht kann es Ihnen Ihr Freund Grote sagen?"

Zirkel hielt gut Disziplin. Diese übermütigen Mädchen glaubten wohl, mit Männern ihr Spiel treiben zu können. Sie sollten rasch zu einer anderen Meinung bekehrt werden. Er erhob sich so frostig wie er sich gesetzt hatte.

„Ich glaube nicht", sagte er, „daß sich das Fräulein um die Conchita Sorge zu machen braucht. Zunächst wird ihr Herr Grote den Gang zur Polizei abnehmen Was weiter kommt, wird sich bald finden."

Hedda brachte ihn zur Türe und wartete, bis er unten im Hausflur verschwunden war, dann lief sie absatzklappernd die Treppe hinauf, um Annelies aufzusuchen. Aber das muntere Fräulein Hedda fand das Zimmer leer. Der Schlüssel war nicht abgezogen gewesen. Die Badetasche stand noch unausgeräumt auf einem Stuhl. Das Zimmer sah aus, als hätte es die Bewohnerin nur für einen Augenblick verlassen um sofort zurückzukommen.

‚Sie wird doch nicht'. dachte das muntere Fräulein und hatte dabei zwei Möglichkeiten im Auge Entweder war Annelies zur nächsten Wache, oder sie hatte Herrn Grotes Abgesandten bemerkt und war hinuntergegangen Sie eilte schnell ans Fenster und sah an der nächsten Ecke eben noch Zirkel in einen offenen Wagen steigen und davonfahren Und dann bemerkte sie noch etwas Am anderen Straßenende winkte eine ihr bekannt erscheinende Dame mit einem kleinen Handkoffer eine wartende Autodroschke heran, stieg hastig ein und warf den Schlag in das Schloß Die Dame sah aus wie Madame Serafe

Hedda bekam plötzlich Herzklopfen Sie preßte die Hand auf die Brust, eilte hinaus und klopfte bei Madame Serafe erst leise und dann sehr entschieden an Keinerlei Antwort. Und als sie dann die Türe öffnete und über die Schwelle trat. wurde sie leichenblaß und konnte einen Schreckensschrei nicht unterdrücken. Der kleine Tisch in der Zimmerecke war merkwürdigerweise für zwei Personen zum Frühstück gedeckt Von Madame Serafe keine Spur, aber auf dem einen Sessel saß Annelies, ließ schlaff Kopf, Arme und Schultern hängen, hatte ein rotes Gesicht wie ein Schlagsüchtiger und röchelte erbarmungswürdig. Zum Tee war ein winziges Fläschchen Rum serviert worden und das Fläschchen war leer. Hedda blickte verstört um sich und entdeckte auch noch eine angebrochene Flasche Orangenlikör Aber davon konnte doch Annelies unmöglich getrunken haben. Und wie war sie überhaupt in dieses Zimmer gekommen.

Der Schrei hatte Adele zur Stelle gebracht Sie stand schon unter der Tür. rang die Hände und machte ein Jammergesicht.

„Helfen Sie mir, das Fräulein in ihr Zimmer zu bringen" sagte Hedda aufgeregt. „Schnell. es braucht niemand zu sehen."

Mit Adeles Hilfe gelang es Hedda, Annelies in ihr eigenes Zimmer ungesehen über den Flur zu schaffen und dort auf die Couch zu betten. Um sie zur Besinnung zu bringen, versuchte sie erst Kölnisches Wasser und dann Schläge mit naßkalten Handtüchern über die geröteten Wangen und über die Brust.

Nicht der geringste Erfolg.

Aber Adele konnte diese Behandlungsweise nicht mit ansehen Sie versteckte die Augen hinter den Händen und begann zu weinen.

„Was tun Sie da, gnädiges Fräulein? Das muß ihr doch weh tun!"

„Es nützt nichts!" klagte Hedda. „Sie kommt nicht zur Besinnung. Wie hat das nur geschehen können? Und wie kommt das Fräulein in das Zimmer von Madame Serafe an den Frühstückstisch?"

Darüber wenigstens war Adele imstande. Auskunft zu geben.

Als das Fräulein mit dem Badezeug die Treppe heraufkam, stand Madame Serafe gerade am Telephon Kurz zuvor war ein Anruf von auswärts gekommen Das Telephon war in allen Etagen draußen im Flur Jeder Durchgehende konnte mitanhören, was gesprochen wurde Madame Serafe sprach allerdings nicht Deutsch und also hatte Adele nichts verstehen können Aber das Fräulein blieb stehen, und als Madame Serafe den Hörer auf die Gabel legte. sagte sie sehr höflich: „Madame. Sie sollten das Haus nicht verlassen bis der Aufenthalt Conchitas ermittelt ist."

„Was habe ich damit zu tun?" fragte Madame Serafe scheinbar sehr verstimmt. „Und wie kommen Sie dazu anzunehmen, daß ich das Haus verlasse?"

„Sie haben eben am Apparat gesagt" erklärte das Fräulein, „daß Sie sofort packen und dann ein Auto nehmen Sie dürfen aber nicht fort denn Sie sind die einzige Zeugin die berichten kann, was gestern in der Osteria vorgefallen ist."

„Und Herr Hasse?" fragte Madame Serafe.

„Herr Hasse ist tot" antwortete das Fräulein

„Nein" rief Madame Serafe. Und dann bat sie das Fräulein. zu ihr in das Zimmer zu kommen, um ihr zu sagen. was sie darüber wisse.

„Das greift mich an", sagte Madame Serafe und dann bestellte sie Frühstück und zwei Gedecke. Und als Adele mit dem Tablett in das Zimmer kam, saßen beide am Tisch und sprachen bald Deutsch und bald Spanisch

„Und weiter?" fragte Hedda gespannt.

„Weiter weiß ich nichts", versetzte Adele. „Ich bin dann in andere Zimmer gerufen worden und war fortwährend unterwegs."

Hedda strich sich verzweifelt mit den Händen über Stirn und Schläfen.

„Es wird zu viel für mich" brach sie aus. „Ich weiß mir jetzt nicht mehr zu helfen. Wo hat das Fräulein ihre Handtasche?"

Adele reichte ihr die Handtasche vom kleinen Schreibtisch am Fenster Hedda entnahm ihr ein kleines Merkbuch, blätterte es hastig durch und legte den Finger auf die letzte Eintragung.

„Hier. schnell" sagte sie, „nehmen Sie Rufen Sie diese Nummer an. Es wird sich ein Herr Grote melden Bitten Sie ihn in meinem Namen, sofort herzukommen. Und er soll gleich einen Arzt mitbringen"

Adele nahm das Buch entgegen blieb aber unschlüssig stehen.

„Was fehlt dem gnädigen Fräulein? Ist es vergiftet?"

Hedda zuckte zusammen wie unter einem Schlag.

„Nur das nicht". sagte sie. „Und stehen Sie doch nicht hier herum, Adele! Wir dürfen keine Minute verlieren. Wer weiß was da geschehen ist"

XX.

Grote ließ sich seinen kleinen Haushalt führen von einer entfernten Verwandten Er nannte sie Tante Luise Sie war Witwe und hieß Permaneder Sie war klein, spitzgesichtig und ängstlich. Ihr Zimmer hatte sie in ein Museum an den verstorbenen Permaneder verwandelt Den Rest ihrer Sachen hatte sie auf dem Speicher stehen. Es war ihr Hauptkummer. daß sie nicht auch die übrigen drei Zimmer der Wohnung in ein Herrn Permaneder gewidmetes Museum umwandeln konnte. Um ihre beständigen Versuche in dieser Richtung zu verhindern, mußte Grote immer auf der Hut sein Aber er liebte weder Plüschsofas mit Umbau, noch Vertikows, noch Sessel mit muschelartigen Lehnen und keulenförmigen Füßen. Ganz besonders aber verabscheute er Ruhekissen mit Schonerdecken und vergrößerte Familienphotos in Rahmen mit rührenden Unterschriften Sein Lieblingszimmer war eine Stube mit Büchergestellen an allen vier Wänden, einem bequemen Sessel in der Mitte unter einer hellen Lampe und einem runden Tisch mit Glasplatte darauf auf dem er seine Pfeifen aufbewahrte und den Delfter Topf mit einem Schwämmchen am Deckel um den Tabak feucht zu halten Von den beiden anderen Zimmern diente ihm das eine zum Schlafen und das andere zum Einnehmen seiner Mahlzeiten, für die er zum weltgroßen Kummer von Tante Luise nie viel Zeit verwenden wollte

Grote hatte mit dem Kollegen Zirkel ausgemacht ihn daheim bei sich zu erwarten Er wollte sich abduschen rasieren und in andere Kleider werfen Tante Luise sollte inzwischen starken Kaffee für beide vorbereiten und für ein kräftiges Frühstück sorgen Aber während Zirkel noch unterwegs war, wurde Grote schon aus der Pension angerufen Erst war es das Zimmermädchen Adele das mit ihm sprach, und nachher die Hausdame Hedda So kam es, daß Zirkel zwar einen gedeckten Frühstückstisch vorfand aber niemand der sich mit ihm daran niederlassen wollte Er fand Grote im Bücherzimmer am runden Tisch sitzen, in der einen Hand den Telephonhörer und in der anderen eine Tasse mit glühendheißem Kaffee Auf der Tischplatte hatte er eine Autokarte ausgebreitet die er nicht aus den Augen ließ. Zirkel hörte ihn unverständliche Sätze in die Sprechmuschel sprechen

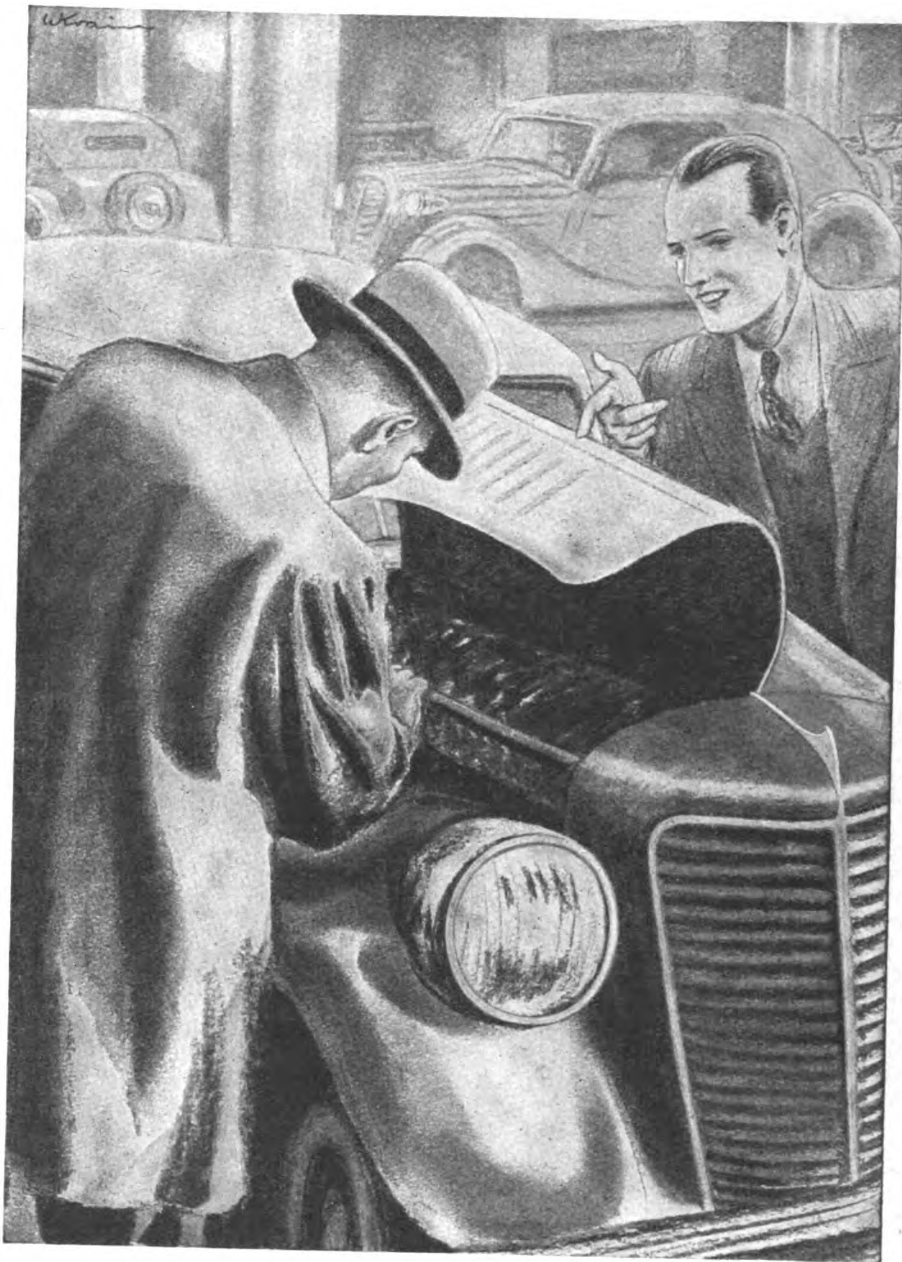
„Ich weiß nicht was es ist Vergiftung glaube ich. Ich bin in fünf Minuten bei dir und hole dich ab. Nimm alles mit, was nötig ist."

Zirkel kam erstaunt näher.

Grote warf den Hörer auf die Gabel stellte die Tasse zur Seite und sprang mit einem wilden Satz in die Höhe Sein Gesicht sah zum Erschrecken aus

Fortsetzung folgt.

Wenn Sie Ihre Cigaretten ebenso sorgfältig kaufen würden wie ein Auto ...



Sie meinen vielleicht, daß es keinen Sinn haben würde, weil es sich nur um Pfennige handelt. Aber es lohnt sich doch. Denn wie beim Autokauf sind die wichtigsten Qualitäten nicht auf den ersten Blick zu erkennen und müssen deshalb sehr sorgfältig geprüft werden. Wenn Sie also, um Enttäuschungen zu vermeiden, nach dem Gehalt und nicht nach Äußerlichkeiten urteilen und Ihre Cigaretten so sorgfältig kaufen, als ob es um Tausende von Mark ginge, dann . . .

. . . *würden Sie Atikah wählen* —

WEIL Atikah Ihnen den besten Gegenwert bietet, den Ihnen eine Cigarette geben kann — reinen, vollen Genuß: Atikah ist eine besonders gehaltvolle, hocharomatische Cigarette, die in ihrer Bekömmlichkeit und Reinheit des Geschmacks den unverfälschten Typ der Orient-Cigarette verkörpert. **WEIL** Sie der Atikah nicht so leicht überdrüssig werden: ihr Aroma ist vielseitig abgestuft und deshalb schmecken Sie immer wieder andre, überraschende Feinheiten heraus, die Ihnen stets neuen Genuß und Anregung geben. **WEIL** Atikah bewußt eine hohe Rauchkultur pflegt: mit voller Absicht wurde für besonders anspruchsvolle Kenner und Liebhaber der Orient-Cigarette Atikah geschaffen — würzig, voll und hocharomatisch. Es war seinerzeit ein Wagnis weil von den meisten Rauchern „vollaromatisch" mit „schwer" verwechselt wurde. Heute ist Atikah die begehrteste Cigarette ihrer Preislage: eine schöne Anerkennung dessen, was sie anstrebte — die Rückkehr zur wahren Rauchkultur.



ATIKAH 5 Pf.

AUSLESE CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Walter Orth spricht mit Professor Dr. Ernst Rüdin, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Genealogie und Demographie an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München über das Thema:

IX.

Das Wohl des Volkes

Vererbungslehre und Rassenhygiene im Dienste von Volk und Staat

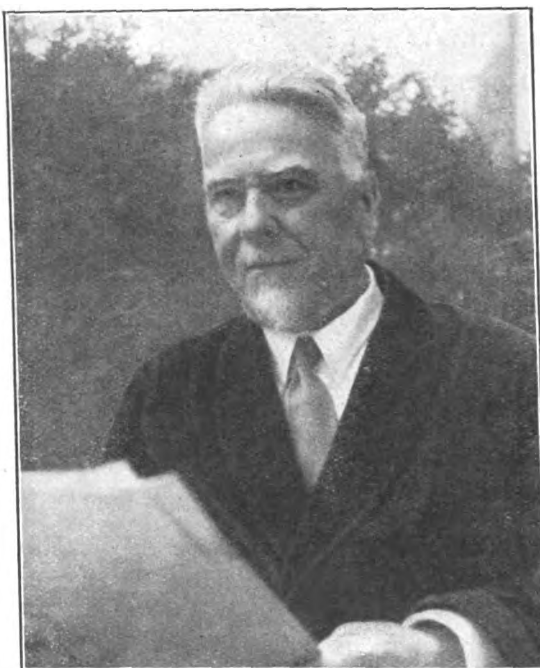
Die drohende Gefahr.

„Es mag heute wichtigste Fragen aller Art geben, die Frage aller Fragen ist die Gesunderhaltung und Stärkung des deutschen Volkskörpers, deshalb, weil damit alle anderen Probleme stehen und fallen, weil der gesundheitliche Zustand eines Volkes die Grundbedingung für die Existenz desselben überhaupt ist Ich möchte hoffen, Herr Professor Rüdin, daß unser Gespräch dazu beitragen möge, dem Volksgenossen die fundamentale Bedeutung der Rassenhygiene vor Augen zu führen; es bedarf hier einer riesigen Aufklärungsarbeit. Niemals wollen wir anerkennen, daß der Untergang der Völker unbeugsames Schicksal, Gesetz sei, denn danach müßten wir die Hände tatlos in den Schoß legen und unserem Untergang entgegensehen. Richtig ist allerdings die Feststellung, daß eine Gefahr da und so groß ist, daß mit allen verfügbaren Mitteln dagegen angekämpft werden muß Zahlen vermögen mehr zu sagen als Worte. Im Jahre 1901 wurden in Deutschland über zwei Millionen Kinder lebend geboren. Im Jahre 1933 waren es nur mehr rund 970 000 Im Jahre 1927 gab es in Deutschland 235 000 Geisteskranke, von denen mindestens 75 vom Hundert erblich belastet sind 60 000 hiervon gingen eine Ehe ein. Dazu kam ein Bestand von etwa 33 200 Blinden und 45 400 Tauben. Etwa die Hälfte hatte ihr Schicksal den Eltern zu verdanken Wir dürfen annehmen, daß von diesen etwa 70 vom Hundert heirateten und durchschnittlich pro Ehe 1,6 Kinder zeugten. Diese sind zum größten Teil wieder krank. Die Anzahl der erblich Körpergebrechlichen ist nach der Zählung von 1925/26 noch mal so groß als die der Geisteskranken

Wenn auch oft statistische Zahlen zu hoch gegriffen werden, so droht dem deutschen Volke doch eine große Gefahr. Abgesehen von dem unendlichen Leide armer Menschen, das nur der beurteilen kann, der einmal einen Blick in die Anstalten tun konnte, kostet dem Staat die Fürsorge eine Unsumme Geldes, die anderweitig zur Unterstützung bedürftiger, gesunder und produktiver Volksgenossen verwendet werden könnte Die Gefahrrufe einsichtiger Forscher verhallten im Geschrei der Parteien und im Kampfe um das eigene Ich Wir hatten ja noch viel zu viel Menschen in Deutschland und die Minderwertigen brachte man eben in Anstalten und Fürsorge! Dann und wann faselte man auch etwas von einer dringenden Erneuerung des deutschen Volkskörpers

Da kam Adolf Hitler: ‚Der völkische Staat hat die Rasse in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens zu setzen. Er hat für ihre Reinerhaltung zu sorgen. Er hat dafür Sorge zu tragen, daß nur, wer gesund ist, Kinder zeugt; daß es nur eine Schande gibt: bei eigener Krankheit und eigenen Mängeln dennoch Kinder in die Welt zu setzen, doch eine höchste Ehre: darauf zu verzichten Umgekehrt muß es als verwerflich gelten, gesunde Kinder der Nation vorzuenthalten Er hat, was irgendwie ersichtlich krank und erblich belastet und damit weiter belastend ist, zeugungsunfähig zu erklären und dies auch praktisch durchzusetzen.' — Ich habe versucht, in kurzen Zügen den gesundheitlichen Zustand des deutschen Volkes zu zeichnen. In welcher Lage befindet sich, Herr Professor Rüdin, das deutsche Volk in rassischer Beziehung? Man spricht heute von der Gefahr einer Entnordung?"

„Die Sache liegt so, Herr Doktor Orth, wir haben im deutschen Volke im großen und ganzen drei Rassen die allerdings zum Teil stark miteinander vermischt sind· Die nordische Rasse, als deren Zweig die fälische angesehen werden kann, die alpine oder ostische und die dinarische Rasse. Es ist richtig, daß sich die nordische Rasse nicht mehr in der Reinheit vorfindet wie beispielsweise in vielen Teilen Schwedens, es ist auch sicher richtig, daß in früheren Zeiten Deutschland viel nordischer war als heute. Aber auch heute noch findet sich selbst in den Mischungen mit der alpinen oder ostischen und der dinarischen und im Westen Deutschlands mit der westischen Rasse noch so ungeheuer viel Nordisches als Einschlag, und zwar sowohl in körperlicher als auch



Prof. Dr. Ernst Rüdin,
Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Genealogie und Demographie an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, München.
Aufnahme: Dr Orth

in geistiger Beziehung, daß man wohl davon sprechen kann, daß Deutschland auch heute noch vorwiegend nordisch bestimmt ist

Dagegen ist in der Tat von der Gefahr einer Entnordung unseres Vaterlandes insoferne zu sprechen, als das rein nordische und das stark nordisch gemischte Rassenelement sich im Lebensprozeß intensiver aufbraucht als die anderen Rassenelemente, und daß es aus diesem Grunde auch wohl sicher verhältnismäßig weniger zur Familiengründung kommt und es eine verhältnismäßig geringere Zahl von Nachkommen aufweist als die anderen Rassenelemente Es wandert verhältnismäßig mehr aus, es ist wohl auch zu einem Teil zu fröhlicher und exzessiver Lebensweise mehr geneigt, zu Trinkerzessen, zu flottem Leben mit dem weiblichen Geschlecht, was unter anderem wohl auch, wie viele annehmen, zu verhältnismäßig stärkerer geschlechtlicher Ansteckung und damit auch wieder zu einer gewissen Einschränkung der Fruchtbarkeit führt

Das nordische Element braucht sich mehr auf in Kriegen, in wagemutigen Unternehmungen aller Art, in der Seefahrt, im Sport usw Es kommt wohl aus Gründen der Ablenkung durch die verschiedensten Lebensinteressen nicht so oft zur Heirat Das nordische Element legt sich auch in der Kinderzahl aus mannigfachen Gründen mehr Einschränkungen auf als die anderen Rassenelemente. Das alles und vieles andere bedeutet in der Tat eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den nordisch bestimmten Menschen, daß er hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit ins Hintertreffen gegenüber anderen Rassenelementen kommt, weshalb wir von der Notwendigkeit eines Schutzes des nordischen Elementes sprechen müssen, da von diesem Element ja, wie die ältere und neuere Geschichte zeigt, nicht bloß die größten Schöpfungen der Kultur in der ganzen Welt, sondern auch innerhalb Deutschlands vorwiegend abhängen. Es ist daher dringend geboten, daß man wenigstens die Maßnahmen ergreift, um die reinen Norden und nordisch gemischten Elemente in Deutschland zum mindesten der Zahl nach im gleichen Verhältnis zu erhalten wie bisher."

Aufnordung.

„Der Rasseforscher Hans F. K Günther behauptet, daß einerseits die Mehrung untüchtiger Erbanlagen und die Entnordung zum ‚Untergang' eines Volkes indogermanischer Sprache führen, und andrerseits eine Mehrung gesunder und tüchtiger Erbanlagen und des nordischen Blutes einen neuen Aufstieg bringen muß Ist nun, Herr Professor Rüdin, eine nordische Bedingtheit des deutschen Volkes unumgänglich notwendig oder könnte auch eine andere als die nordische Rasse in der Oberschicht zum Aufstieg führen?"

„Es ist zweifellos, daß das nordisch bestimmte Rassenelement in der ganzen Welt und somit auch in Deutschland dasjenige Rassenelement ist, das in allererster Linie zur Führung eines Volkes als Oberschicht in Betracht kommt Es soll damit aber nicht gesagt werden, daß nicht auch durch Begünstigung der Familiengründung der besten Elemente aus anderen Rassebestandteilen besonders gute Vertreter dieser anderen Rassen in Zukunft mehr in diese Führerschicht sich hinaufarbeiten können, als das bisher der Fall war Wenn nun gar der Gedanke auftauchen sollte, daß man den nordischen Menschen vielleicht bevorzuge, so wäre dieser Gedanke berechtigt für eine Zeit in der man den Einzelmenschen als Höchstes sieht, nicht aber in einer Zeit, in der es um das Ganze geht Man will eben das erwünschte nordische Blut vor dem Untergang schützen"

„Man spricht heute von der Aufgabe einer Aufnordung, das heißt einer zahlenmäßigen Stärkung der nordischen Rasse im deutschen Volke. Sie haben diesen Punkt vorhin schon berührt, Herr Professor Wie könnte eine Aufnordung im deutschen Volk vollzogen werden?"

„Eine Förderung läßt sich nach verschiedener Richtung denken, wie etwa nach der Richtung finanzieller Erleichterungen bei ausreichender Familiengründung, Zuteilung von Stipendien an begabte nordische Elemente und Familien und dergleichen, ganz besonders wirksam aber wohl auf dem Wege der Förderung der Ansiedlung nordischer Rassenelemente auf deutschem Boden oder — wenn es dem deutschen Volke beschieden sein sollte, wieder zu einem ihm angemessenen Lebensraum zu kommen — auch außerhalb Deutschlands, aber in der Weise, daß dieser außerdeutsche Strom immer mit dem innerdeutschen in lebendigem Verwandtschaftsverband verbleibt"

Die Ursachen des Geburtenrückganges.

„Im Jahre 1932 ist zum ersten Male in der nahezu hundertjährigen Bevölkerungsstatistik die Zahl der jähr-



lichen Lebendgeburten unter die Grenze der Million gesunken. Im Jahre 1840 gab es bei dem 30-Millionenvolk Deutschlands 1,3 Millionen Geburten jährlich, also über 300 000 mehr als bei dem 65-Millionenvolk von heute. Der Geburtenüberschuß über die Todesfälle betrug um das Jahr 1900 8—900 000 jährlich, 1932 nur noch 275 000. Es wird von verschiedenen Bevölkerungspolitikern der folgende richtige Gedankengang entwickelt: Wenn wir ein durchschnittliches Lebensalter von 57 Jahren annehmen und wenn wir 1931 1 031 000 Geburten hatten, so wären als Endbevölkerung der heutigen Generation 57 mal 1 031 000 Geburten oder 58 Millionen gegenüber den 65 Millionen jetzt zu gewärtigen. Als Erhaltungsminimum eines Volkes wäre bei Beachtung der heutigen Sterblichkeits- und Heiratsverhältnisse ein Kinderbestand von 3,5 bis 3,9 Kindern pro fruchtbare Ehe durchschnittlich nötig. Wohin müßte bei tatlosem Zusehen der Geburtenrückgang führen, Herr Professor?"

„Ein Weiterschreiten des Geburtenrückganges in dem in den letzten Jahrzehnten beobachteten Maße würde zum glatten Untergang des deutschen Volkes als Nation und Staat führen, da es dann zweifellos gegenüber den umliegenden Ländern mit höherer Geburtenrate den friedlichen oder kriegerischen Wettbewerb nicht mehr bestehen könnte und der Unterwerfung durch andere Völker hilflos ausgesetzt wäre."

„Worin aber erblicken Sie die Ursachen dieses starken Geburtenrückganges?"

„Die Ursachen sind sicherlich mannigfache. Die Hauptursache ist wohl die allgemein bei allen Kulturvölkern zu beobachtende Tendenz zum sozialen Aufstieg, zum Mehrverbrauch, Mehrgenuß, zur verfeinerten Lebensweise, kurz zur erhöhten Lebenshaltung, die damit dann auch auf Kosten der Kinderaufbringung geht. Mit Recht hat man, um einen burschikosen Satz zu gebrauchen, davon gesprochen, daß in diesem Zusammenhang das Automobil und der Kinderwagen schroffe Gegensätze sind. Aber dieses Beispiel ist nur eines unter vielen anderen, die in der gleichen Richtung die ganze Frage beleuchten. Man will höher hinaus, man will besser leben, man will genießen und am Kindersegen geht es hinaus. Verhängnisvoll hat auch zweifellos die Malthusianische Lehre gewirkt, die in der Auffassung, daß die Kulturstaaten alle überbevölkert oder von Überbevölkerung bedroht seien, geradezu Schule gemacht hat."

„Glauben Sie nicht, Herr Professor, daß die wirtschaftliche Not ebenfalls geburtenhindernd gewirkt hat?"

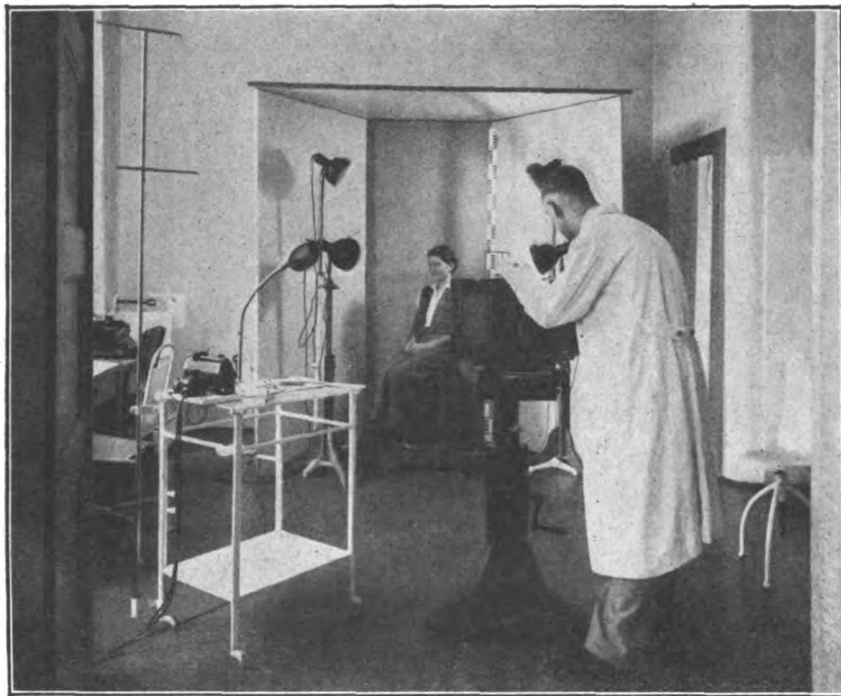
„Das ist nicht richtig, Herr Doktor. Im Gegenteil muß man sagen, daß im großen und ganzen der Kindersegen umgekehrt proportional ist zu Vermögen und Einkommen der Menschen. So ist das Ein- und Zweikindersystem beim Akademiker, beim höheren Beamten und beim hochqualifizierten Arbeiter sehr viel verbreiteter als bei den nicht akademisch Gebildeten, bei den niederen Beamten und den ungelernten Arbeitern. Auch in den wirtschaftlich verschieden gelagerten Schichten des Bauerntums sehen wir ähnliche Verhältnisse. Es hängt das wohl, wie gesagt, damit zusammen, daß es eben der intelligentere, besonnenere, tatkräftigere und beherrschtere Mensch im Leben zu mehr bringt als der mit den gegenteiligen Eigenschaften ausgerüstete, was aber leider die Kehrseite hat, daß diese Eigenschaften der Überlegung und Besonnenheit sich ungünstig auf die Familiengröße auswirken. Endlich kommen als Ursachen des Geburtenrückganges noch allgemein weltanschauliche Gründe in Betracht, die im verflossenen Zeitalter den egoistischen Individualismus auf die Spitze trieben, auch wieder auf Kosten des Kindersegens, also der kommenden Generation, wogegen sich ja heute durch den Nationalsozialismus in diesen Anschauungen ein heilsamer Umschwung vollzogen hat, der uns hoffen läßt, daß zusammen mit materiellen Maßnahmen der Förderung der Familiengründung dem weiteren Sinken der Geburtenrate Einhalt getan werden kann."

„Meines Wissens läßt sich heute schon dank dem Eingreifen des Staates eine Steigerung der Geburtenrate feststellen. Dieser Erfolg hat seine Ursache wohl im Ehestandsdarlehengesetz, aber auch im Vertrauen zu der nationalsozialistischen und wirtschaftlich günstigen Weiterentwicklung des deutschen Volkes, nicht wahr?"

„Ja, Herr Doktor, Anzeichen einer gewissen Aufholung der Geburtenrate aus Gründen nationalsozialistischer weltanschaulicher Umstellung und aus Gründen der materiellen Förderung der Familiengründung zeigten sich zuletzt, und es ist zu wünschen, daß diese Aufholung Bestand haben möge."

Auslese und Gegenauslese.

„Alle Lebewesen stehen in einem biologischen Lebenskampf. Im allgemeinen bestehen aber in der Natur nur wohlausgerüstete Individuen diesen Kampf, während die weniger lebensfähigen häufiger zugrunde gehen, oft schon, bevor sie zur Fortpflanzung gekommen sind. Es ist also dafür gesorgt, daß jede Rasse und Art geläutert und gebessert wird, so daß sie trotz allem den in der Natur lauernden Gefahren widerstehen kann. Eine Macht ist am Werke, die die entstehenden Lebewesen mit neuen Eigenschaften ausmerzt, sobald diese Eigenschaften für die Erhaltung der Rasse ungeeignet sind. Wir nennen diese Macht die Auslese. Ich sagte schon, daß viele weniger lebensfähige Wesen ausgemerzt werden, oft bevor sie Nachkommen gezeugt haben oder daß sie sich nur beschränkt fortpflanzen können. Ihr Erbbild ist für die folgenden Generationen verloren, zum mindesten aber bedeutungslos. Man definiert die Auslese gewöhnlich als eine Vermehrung bestimmter erblicher Formen durch eine besonders große Fruchtbarkeit. Wie eng die Zahl der Nachkommen an die Auslese geknüpft ist, zeigt der Forscher Lenz an einem Beispiel. Wenn in einer Bevölkerungsgruppe A von jedem Ehepaar durchschnittlich wieder drei Kinder zur Fortpflanzung kommen, in einer zahlenmäßig gleichen Gruppe B dagegen vier, und wenn die durchschnittliche Dauer der Generation 33 Jahre betrüge, so müßten nach 300 Jahren von der Gruppe A nur noch sieben, von der Gruppe B dagegen 93 vom Hundert vorhanden sein. Während also bei allen Lebewesen auch bei unseren Vorfahren und den Naturvölkern, die Art- und Rasseentwicklung durch die Auslese nivelliert wurde und wird, scheint sie sich bei den zivilisierten Völkern mehr oder weniger außer Wirkung gesetzt zu haben. Die natürlichen Kräfte der Auslese, die allerdings auch noch heute in geringem Maße wirksam sind, werden aufgehoben. Es tritt eine Gegenauslese ein, wo auch die Untüchtigen überleben und die größere Nachkommenschaft haben Es hat sich nun bei den Kulturvölkern eine Entartung bemerkbar gemacht, auch im deutschen Volke. Die Ursache dürfte wohl die Gegenauslese sein, nicht wahr, Herr Professor?"



Aus der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie.
Arbeitsraum für anthropologische Untersuchungen.
Aufnahme: E Berger, München.

„Sicherlich, Herr Doktor Orth. Die Hauptursache der drohenden Entartung des deutschen Volkes wie jedes höheren Kulturvolkes ist wohl, um es mit einem Worte zu sagen, im Schutz des Schwachen zu suchen, sei es der direkt Kranken, sei es der anderweitig Minderwertigen, welche durch unsere ärztliche Kunst, durch unsere sozialen Einrichtungen aller Art verhältnismäßig bedeutend mehr gewinnen als die erbgesunden Elemente des Volkes. Durch diesen Vorgang, an dem die Ärzte, ohne sich dessen bisher bewußt geworden zu sein, sich in hohem Maße beteiligen, wird bewirkt, daß die erblich mangelhaft ausgerüsteten Individuen größere Lebensaussichten haben als früher, länger leben, eher zur Heirat und Kinderzeugung kommen und so im Verhältnis zu früher gegenüber den Gesunden, Tüchtigen und Hochbegabten, die auf Grund ihrer gesamten Mentalität weniger oft und später heiraten und kleinere Familien gründen, ins Vordertreffen kommen. Durch diese beiden Hauptvorgänge der geringeren Ausmerze der Minderwertigen und der stärkeren Ausmerze der Hochwertigen wird zweifellos ein ernster Zustand drohender Entartung des deutschen Volkes geschaffen, wenn nicht energische Maßregeln dagegen ergriffen werden würden."

„Man sagt doch, es hätten die Geisteskrankheiten stark zugenommen. Dies ist doch ein ursächlicher Faktor der Entartung?"

„Es handelt sich hierbei allerdings um ein zwingendes Schlußverfahren, nicht um den Nachweis bestimmter absoluter Zunahmeziffern. Dieser Nachweis ist in Tat und Wahrheit schwer zu erbringen. Die Unterbringungsmöglichkeiten der Geisteskranken sind gestiegen, unsere Ärzte diagnostizieren besser, das Volk hat größeres Vertrauen zu den Ärzten und führt ihnen demzufolge mehr Kranke zu, so daß es also schwer ist, von der Mehrkonstatierung der Krankheiten den Faktor der tatsächlichen Mehrneuentstehung zu trennen. Beispielsweise fanden sich in den alten Irrenanstalten nur solche Menschen, die gemeingefährlich waren, die andere totgeschlagen haben usw. Die übergroße Anzahl, die jetzt in diesen Anstalten untergebracht ist, sind solche, die überhaupt nicht gemeingefährlich sind, sondern behandelt und geheilt sein wollen oder die nur dahinsiechen Oder es sind beispielsweise Selbstmordverdächtige, die niemandem etwas tun. Heute werden diese Leute mit allen Mitteln daran gehindert, sich umzubringen. Früher hat man sie ruhig ins Wasser gehen lassen. Früher sind soundso viele Epileptiker ins Feuer gefallen, von der Treppe gestürzt oder beim Essen erstickt. Was macht man heute damit? Man gibt ihnen die peinlichsten Anweisungen, wie sie über die Anfälle hinwegkommen können, gibt ihnen bekanntlich salzfreie Kost, alle möglichen Medikamente, macht sie möglichst wasserarm, so daß sie also in großen Lebensabschnitten ihre Anfälle völlig verlieren. Dann können sie wieder heiraten. Früher war die Sterblichkeit der Epileptiker viel größer als heute, wie ja die Sterblichkeit überhaupt beinahe um das Doppelte verringert worden ist."

„Können wir beispielsweise den Alkoholismus, die Syphilis usw. auch als Entartungsfaktoren bezeichnen?"

„Man kann natürlich sagen, daß der Alkoholismus früher im Volke nicht so verbreitet gewesen ist, da der Alkohol nicht so massenhaft produziert wurde. Früher haben die Menschen an hohen Festtagen getrunken, aber nicht so jeden Tag wie heute und es gab daher auch nicht so viele chronische Säufer wie heute Das rührt vom kapitalistischen Alkoholbetrieb, von der kapitalmäßigen Herstellung und Verbreitung des Bieres her. Der Alkoholismus selbst vererbt sich allerdings nicht. Ähnlich ist es mit der Syphilis, die es erst seit der Entdeckung Amerikas gibt. Jetzt tritt sie stark zurück durch die Bekämpfung mit modernen Behandlungsmethoden Sie ruft aber auch keine eigentliche Entartung hervor, sondern beeinflußt nur die Fruchtbarkeit und führt zu starken körperlichen Schäden"

Der nationalsozialistische Staat greift ein

„Wer körperlich und geistig nicht gesund und würdig ist, darf sein Leid nicht im Körper seines Kindes verewigen . . So große Bedeutung im völkischen Staat die Art der körperlichen und geistigen Erziehung haben wird ebenso wichtig wird auch die Menschenauslese an sich für ihn sein.' Diese Führerworte zeigen in großen Zügen den Weg, welchen der Staat bei der Bekämpfung der Entartung des Volkes zu gehen hat Adolf Hitler gebührt das Verdienst, die Erkenntnisse der Vererbungswissenschaft für das Volk praktisch ausgewertet zu haben Der Tag des 1. Januar 1934, an dem das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Kraft trat, ist ein Wendepunkt von unerhörter Tragweite. Der Führer hat ein Programm gesetzt, dessen Verwirklichung mit größter Tatkraft in Angriff genommen ist. Wie aber können wir der Entartung entgegentreten? Es bleibt uns als wichtigste und fundamentalste Aufgabe die Auslese, das heißt die Lenkung der Verhältnisse so, daß die Tüchtigsten bei der Fortpflanzung an der Spitze stehen. Wir müßten also die Fruchtbarkeit



nach dem Wert stufen und die Erbkranken vollkommen ausschalten. Man spricht da von einer geburtenmindernden und einer geburtenmehrenden Rassenhygiene. Was ist hierunter zu verstehen, Herr Professor?“

„Zunächst die Maßnahmen der geburtenmindernden, der negativen oder ausmerzenden Rassenhygiene. Das Dritte Reich hat sie ja bereits in seine Gesetzgebung einbezogen. So haben wir das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das den Zweck hat, ganz bestimmte schwere Erbkranke durch einen harmlosen Eingriff der Unfruchtbarmachung an der Fortpflanzung zu verhindern, nicht bloß zu ihrem eigenen Vorteil, da ja kranke Kinder nur ein Unglück für sie bedeuten würden, sondern vor allem zum Nutzen der kommenden Generation. Das zweite Gesetz mit diesem Ziel ist das Gesetz zum Schutz der Erbgesundheit des deutschen Volkes, genannt Ehegesundheitsgesetz, das in bestimmten Fällen, wo es sich um Träger schwerer Erbkrankheit oder geistiger Störung von Verlobten handelt, deren Ehe für die Volksgemeinschaft unerwünscht erscheint, ferner in Fällen ansteckender Krankheit wie noch im Gange befindlicher Syphilis, Genorrhöe usw. und für Entmündigte Eheverbote aussprechen kann Darüber hinaus sieht das Ehegesundheitsgesetz in milderen Fällen lediglich eine Eheberatung vor, in der den interessierten Verlobten die kleineren oder größeren Gefahren auseinandergesetzt werden, von denen etwaige Kinder aus ihrer Ehe bedroht sein könnten, ohne daß die Gefahren aber so groß sind, daß zu einem Eheverbot geschritten werden müßte.“

„Es interessiert mich in diesem Zusammenhang noch die Frage des Alkoholismus, Herr Professor Rüdin. Das Sterilisationsgesetz lautet diesbezüglich: ‚Ferner kann unfruchtbar gemacht werden, wer an schwerem Alkoholismus leidet‘ Ist nun Alkoholismus erblich, da man diese Krankheit in das Gesetz mit einbezogen hat? Es wurde doch noch nie beobachtet, daß sich die Symptome des Alkoholismus, wie Herzvergrößerung, Leberschrumpfung oder Säuferwahnsinn vererbten?“

„Der Alkoholismus ist an und für sich nicht erblich, Herr Doktor, sondern erblich sind gewisse seelische und charakterliche Konstitutionen, welche dann zum Alkoholismus führen. Der Alkoholmißbrauch eines Menschen ist also nur e i n Symptom eines gewöhnlich erblich Entarteten unter vielen Symptomen. Insofern als es nicht wünschenswert ist, daß erblich entartete Menschen sich fortpflanzen, ist es auch nicht wünschenswert, daß sich schwere Alkoholiker fortpflanzen. Vornehmlich dieser Grund rechtfertigt auch die Einbeziehung der schweren Alkoholiker in das Sterilisationsgesetz. Eine andere Frage ist die, ob schwerer Alkoholmißbrauch durch einen Vater oder eine Mutter die Geschlechtszellen in der Weise schädigt, daß man von einer Keimschädigung, also von einer mutativen Schädigung sprechen kann und ob aus diesem Grunde dann entartete oder minderwertige Nachkommen entstehen. Dieser letztere Vorgang ist beim Menschen nicht bewiesen. Es soll selbstverständlich nicht gesagt werden, daß der Alkoholmißbrauch nicht aus anderen Gründen so energisch bekämpft werden soll, wie das nur möglich ist.“

„Darf ich Sie nun bitten, noch einige Worte über die geburtenmehrende Rassenhygiene zu sagen?“

„Die positive oder geburtenmehrende Rassenhygiene sieht die Förderung der Fortpflanzung der erbgesunden und erbbegabten Elemente vor und auch dieser ungemein wichtigen Maßnahmen hat sich die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches in segensreicher Weise bemächtigt, indem sie nicht bloß Ehestandsdarlehen an erbgesunde Heiratswillige abgibt, sondern auch, indem sie an gesunde kinderreiche Familien Kinderzulagen, seien es laufende, seien es einmalige, bewilligt und ferner, indem sie ihnen Steuererleichterungen aller Art zukommen läßt. Es gibt aber auch noch andere Einrichtungen städtischer und privater Art, welche als Ziel die Förderung erbgesunder Familien und Nachkommen haben, so beispielsweise die Ehrenpatenschaften der Stadt Berlin, ferner die Zuwendungen der Marschler-Sauckelschen Stiftungen in Thüringen an kinderreiche Familien und schließlich eine Reihe von Vergünstigungen, welche Arbeitgeber tüchtigen, kinderreichen und gesunden Familien zukommen lassen. Endlich liegt es in der nationalsozialistischen rassenhygienischen Weltanschauung, die erbgesunden, tüchtigen und anständigen Volkselemente überhaupt noch weitergehend materiell zu fördern, was allerdings in ausreichendem Maße wohl erst dann wird geschehen können, wenn die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern wieder normaler geworden sind. Alle diese Maßnahmen positiv rassenhygienischer Förderung erscheinen als eine Kette von sich gegenseitig unterstützenden Gliedern. Bevor beispielsweise der Student ein Stipendium bekommt, muß er so aufgezogen werden, daß er nicht blutarm oder ausgehungert zum Stipendium kommt. Nach dem Stipendium muß er auch eine Anstellung erhalten und eine Bezahlung, die ihm die Ernährung von Frau und Kindern gestattet. Derartige Maßnahmen können in ihrer Gesamtheit natürlich nicht von heute auf morgen getroffen werden. Der nationalsozialistische Staat jedoch gibt uns die Garantie, daß nicht nur von derartigen Vorkehrungen gefaselt wird, sondern daß sie nach und nach auch verwirklicht werden. Sie tun not für ein Volk, das berufen ist, in der Zukunft Größtes zu leisten. Seien wir uns bewußt, daß gerade das deutsche Volk hierfür ausersehen ist.“

ANEKDOTEN

Der Schlaumeier

Der alte Menzel pflegte im allgemeinen bis tief in den Tag hinein zu schlafen. War er einmal gezwungen, früh aufzustehen, so stellte er nicht etwa seine Weckuhr —, nein, das ging nicht, denn er hatte gar keine, er war auch viel zu geizig, um sich eine zu kaufen Die Schrullenhaftigkeit des Junggesellen verfiel auf eine großartige List, die außerdem nichts kostete.

Er schrieb am Abend vorher mit ein paar Worten einen Brief an sich selbst und steckte ihn ohne Briefmarke in den Postkasten. Am nächsten Morgen um acht Uhr erschien der Briefträger und läutete Sturm, da er das Strafporto für den unfrankierten Brief eintreiben wollte. Menzel, der durch die Glocke geweckt worden war, erschien und verweigerte die Annahme des Briefes. Er hatte seinen Zweck erreicht — der Briefträger hatte ihn kostenlos geweckt.

Unmöglich.

Baron Romberg, berühmt als Trinker großen Stils, machte einen Besuch in der Nachbarschaft, und die Dame des Hauses setzte ihm eine schöne Weintraube vor. Romberg sah die Traube ziemlich mißtrauisch an und sagte:

„Sie wissen, wie sehr ich den Wein liebe, gnädige Frau. Aber ich kann mich nicht entschließen, ihn in Pillen zu nehmen.“

WALTER VOLLMER:

Die Fischottern

Eine Tier-Tragödie im Schilf

In früher Morgenstunde fuhr Schnuff, der Fischotternvater, lautlos durch die Schilfstauden auf das Uferland zu. Er sehnte sich nach seinem Bau und den Jungen. Langsam drückte er sich über den Boden hin, nicht gerade sehr geschickt, denn die Ottern laufen auf dem Lande schlecht, als er das hurtige Abstreichen der Wildenten vernahm. Der Rohrsänger schrie plötzlich schrill und warnend, da bekam Schnuff auch schon die scharfe Witterung in die Nase — Hunde! Vorsichtig schnüffelte und schnupperte er noch, der Jähzorn kam in ihm hoch, aber so schnell ihn seine schwachen Läufe zu tragen vermochten, wechselte er in den Graben zurück, glitt durchs niedrige Ufergestrüpp und verschwand geräuschlos im Fluß. Ganz leicht war der Bau zwar nicht aufzuspüren, zudem verstand sich die Otterin auf Listen, Verfolger vom Bau abzulenken, aber alles das vermochte seine plötzliche Unruhe nicht zu dämpfen. Da klatschte es auch schon im wasserbestandenen Seitengraben, ein wüstes Plumpsen, Schnaufen und galoppierendes Laufen fuhr auf, es gurgelte und platschte, so daß der Otter sich lang und schmal machte und steif, voller Erregung, unter dem schützenden Lehmvorsprung wartete, bis es still geworden war. Dann schob er sich platt ins Wasser hinein und glitt tief unter dem Spiegel wie ein sich drehender Pfeil davon.

Er kam nicht weit: Dort, wo eine mächtige Esche mit verschlungenem Geäst den Fluß sperrte, nicht weit vom versteckten Otternbau unter der hangenden Böschung, wartete man schon auf ihn. Drei oder vier dieser verhaßten, langohrigen Scheusale liefen über den breiten Stamm, schüttelten sich vor Nässe und gaben in großer Aufregung Laut. Nun rief eine Stimme, der Jäger kam, und sofort gerieten die Hunde in neuen Kampfeseifer und gebärdeten sich wie toll. Gefährlich war diese Sorte nicht! Das erkannte Schnuff sofort. Ganz vorsichtig wagte er es deshalb, die Nase über die Wasserfläche zu erheben, holte Luft und war im gleichen Augenblick, als man seiner ansichtig geworden war, wieder verschwunden. Unter anfeuernden Zurufen rannte der Jäger am Ufer auf und nieder. Lärmend setzten die Hunde ins Wasser ein, schnauften und plagten sich, und im aufquirlenden Strudel ging Schnuffs Spur verloren, ja, mit ihrem Wasserschlagen und heiseren Gekläff gaben sie ihm Gelegenheit, stumm und blitzschnell unter dem Holz her abzustreichen.

Schnuff fürchtete um seinen Bau. Zwei kleine, murksende Jungtiere lagen darin. Aber er war nicht so ungeschickt, nun in langen, steilen Fluchten die sichere Behausung anzustreben, sondern schoß ungesehen in eine schmale, dunkle Uferkluft, um abzuwarten. Er wußte, was er tat! Die Hunde waren dumm und tölpelhaft.

Aber da ließ ihn ein stechender Geruch zusammenfahren. Seine Seher rundeten sich, von einem weißen Rand umgeben, traten sie aus den Höhlen — das Zeichen höchsten Zornes! Er zog die Oberlippe hoch, so daß das weiße, nadelscharfe Gebiß sichtbar wurde, und wandte keinen Blick von dem bedächtig durch das Ufergestrüpp tappenden Hühnerhund, der ihm stumm und hart auf der Fährte saß. Der war gefährlich! Er schlich ohne Laut und vertraute nur seiner Witterung, schien auch schon vom Bau Wind bekommen zu haben, so daß Schnuff plötzlich zu pfeifen begann. Der Hund stutzte. Auch der Jäger hatte es gehört und winkte von weitem dem Hund zu, dann hielt der Otter den Augenblick für gekommen — pfiff noch einmal und fuhr geräuschvoll ins Wasser ein.

Die List gelang! Hoch sprang der Hund hinterher, aber der Otter schoß ihm wie ein langer, schmaler, sich im Wirbel drehender Pfeil davon. Er kannte den Fluß. Hurtig nahm er das tief im Wasser hängende Geäst des Baumes an, krümmte sich und ging auf den Grund und tauchte plötzlich an der ursprünglichen Stelle in der Nähe des Baues wieder auf. Die Verfolger suchten ihn weit unten, der Hühnerhund, der die Spur verloren hatte, weit voraus — vorläufig war er in Sicherheit! Er sog den Windgeruch mit geblähten Nüstern ein und jankte leise. Von fern drang das Hundegebell herüber. Jetzt wagte er es, die Steinplatten am Ufer zu ersteigen, und hielt dabei mit lauernder Wachsamkeit seine Umgebung im Auge. Nichts rührte sich. Krummbeinig, den kleinen Kopf in ständiger Bewegung, stand er da, blinzelte in die frühe Sonne und wartete. Es lag ihm alles daran, den Bau, die Otterin und die Jungen nicht zu verraten.

Die suchende Meute stob hechelnd durch Schilf und Morast plötzlich wieder zu ihm zurück. Fort war er, hinein ins Wasser! Er merkte gleich, daß sie schon reichlich erschöpft waren, ach, er hätte sie ja allesamt zu Tode gehetzt, wenn der Jäger nicht gewesen wäre! Kurz vor dem hangenden Geäst ließ er sich wie ein Holzstück treiben, als ihn plötzlich ein ohrenbetäubender Donner in die Tiefe riß. Sofort kam er wieder hoch, und zum zweiten Male umsauste es ihn wie ein prasselnder Hagel, daß ihm Hören und Sehen verging und er dieses Mal für lange Zeit dicht über dem Grund erschrocken dahinjagte, bis ihn der Atem verließ. Erst ganz weit unten, wo ihn Schilf deckte und der Fluß sich in Morast verbreiterte, kam er vorsichtig wieder hoch, aber er durfte nicht zögern. Seine Wasserspur verriet ihn den Hunden. Wieder griff er zu einer List, die Geschicklichkeit und Mut von ihm verlangte, glitt ans Ufer, kroch hoch und rannte, so schnell er vermochte, flußaufwärts, seinen Verfolgern entgegen. Das tat er auf eine Strecke von hundert Meter, glitt schleunigst wieder im Wasser flußabwärts und trieb zum zweiten Male das Ufer an. Wieder unternahm er die anstrengende gefährliche Wanderung, ja, er hinterließ deutlich seine Fährte im feuchten Sand, der geriebene Bursche, bis er an eine Stelle kam, die ihm zum Sprung geraten schien. Hier nahm er den Fluß wieder an, trieb wieder ab und vollführte die Täuschung zum dritten Male. Zwar lud er sich die Hunde damit bedenklich nahe auf den Hals, aber sie schwenkten wirklich auf die Fährte ein und rannten am Ufer auf und nieder. Dadurch, daß sie die zweite Spur fanden, wurden sie noch verwirrter, so daß der unkluge Jäger glaubte, es gleich mit dreien oder vieren zu tun zu haben und in seiner Aufregung nicht einmal merkte, daß alle Spuren die gleiche Richtung aufwiesen. So weit dachte er nicht, aber auch Schnuff wußte nicht, wie er dazu kam! Langsam trieb er, auf einem Baumholz hockend, ab. Den ganzen Tag und die folgende Nacht über hörte er nichts mehr von seinen Verfolgern und hätte das Abenteuer längst vergessen, wenn ihn nicht die Sehnsucht zum Bau und zu seinen Jungen sehr geplagt hätte.



Der Jäger fluchte. Er war über alle Maßen ärgerlich, daß das halbe Dutzend Hunde nicht einen einzigen Otter hatte greifen können. Es ging schon gegen Mittag, als der Hühnerhund plötzlich wieder Witterung bekam. Der Jäger stutzte. Er steckte seine Stummelpfeife in die Tasche, rückte an seiner Büchsflinte und blickte lauernd über den Fluß. Aber der Hund war seiner Sache sicherer. er ging ins Wasser und zog die ganze Meute hinter sich her, die. plötzlich wieder jagdeifrig, in seinem Kielwasser trieb.

Arme Otterin! Sie war wohl zu unvorsichtig gewesen und hatte den dunklen, schützenden Bau voreilig verlassen? Eiligst huschte sie unter den Schirmdächern der Sumpfdolden dahin und ließ ein pfeifendes Schnurren hören. Die Hunde, von ihrem plötzlichen Anblick in Raserei versetzt, umkreisten sie böse. Ein Entrinnen war fast unmöglich, aber sie wagte es doch. Todesmutig sprang sie in die heulende und tobende Kette der Ungeheuer hinein, drehte sich in aaliger Glätte um die eigene Achse, überschlug sich purzelnd, daß den Hunden die sprühenden Wasser wie Silberregen um die Ohren schlugen, und erreichte glücklich die Tiefe. Dabei stieß sie mit harter Wucht in einen zappelnden Schwarm festsitzender Fische, wehrte sich und riß alles zur Seite, was ihr den Ausgang aus einem engen hartdrahtigen Netz versperrte, und verfing sich doch trotz ihres messerscharfen Gebisses in den Drähten einer Fischreuse, die gerade hier am Ufer hing. Es ging ja alles zu hastig, die Atemnot peinigte sie heftig, und je mehr sie sich wehrte, um so tiefer schnürte sie sich selber ein in der Not ihrer aufgeregten Flucht.

Da hatte der Jäger nichts eiliger zu tun, als mit aller Kraft die Reuse hochzuzerren und an Land den ganzen Knäuel an glitzerndem Fischvolk, schlagenden Tauen und die fauchende Otterin darin totzuschlagen. War es auch wenig weidmännisch, so hatte er sie doch wenigstens, und darauf kam es ihm in diesem Falle allein an! Prüfend hob er das Tier hoch und besah es von allen Seiten. „Nach ihrem Gesäuge zu urteilen, scheint sie Junge zu haben!" meinte er zu den Hunden. „Und das fehlte gerade noch! Die ganze Fischerei richten sie mit ihrer Gefräßigkeit zugrunde."

Es dauerte nun nicht lange, da hatte der Hühnerhund den Bau gefunden. Zuerst überlegte der Jäger, dann steckte er die zappelnden Jungen mit ärgerlichem Lachen in den Rucksack und ging klatschnaß, aber wohlgemut querfeldein nach Hause. Die tote Otterin vergaß er. Auch die Hunde ließen sie liegen, weil sie ganz erschöpft waren

Zwei Tage später machte der Jäger eine seltsame Entdeckung. Es war ihm eingefallen, daß er die Otterin hatte liegen lassen, aber er fand sie nicht wieder. Ratlos schüttelte er den Kopf und schimpfte auf Füchse und Krähen, die den schönen Balg zerrissen haben mußten. Weil aber aller Ärger nutzlos war und der Tag diesig über den Feldern stand, ein Wetter, an dem die Fische gut anbeißen, machte er seine Angeln fertig und ließ die Sache auf sich beruhen. Den Hühnerhund ließ er stöbern. In hohem Bogen warf er die Angel ein und stand dann still nach Anglerart am Wasser und sah auf den tanzenden Schwimmer. Die Otterin wollte ihm immer noch nicht aus dem Sinn. Dabei bemerkte er Schnuff gar nicht, der nur ein paar Schritt seitwärts im Halbdunkel einer Brücke unter einem Balken hockte und ihn aus haßglühenden, runden Sehern anstarrte. Steif und tot lag die Otterin neben ihm. Er hatte sie hierher gezerrt und hielt getreulich die Totenwacht. Mehr als ein Mensch ahnen kann, hatte ihn die Grausamkeit seiner Verfolger aller tierischen Klugheit und Vorsicht beraubt. Er übersah den Hund ganz, so war ihm beim unerwarteten Anblick die jähzornige Erregung ins Blut geschossen. Als ihn plötzlich nur noch einige Schritte von seinem Todfeind trennten, geschah etwas Außerordentliches: Der Hund hatte ihn erblickt! Er tat den entscheidenden Sprung zu spät, denn im gleichen Augenblick schoß der Otter wütend wie ein schnaubendes Ungewitter aus seinem Versteck heraus, dem ahnungslosen Angler zwischen die hohen Schaftstiefel, daß er jäh über die eigenen Füße stolperte, den Stock fahren ließ und glitschend auf dem lehmigen Untergrund ins Wasser schlug. Hoch fuhr Wellengeklatsche auf, ein Sprühregen umfuhr Hund, Otter und Angler, dann sank der Jäger ab. Der Hund setzte ihm gleich nach, und wieder gab es im Wasser einen heftigen, verzweifelten Kampf, dann zerrte der Hund den mühsam in Schlingtauen und zähem Gestrüpp ringenden Mann ans Ufer, wo er erschöpft liegen blieb.

Ob der Ottervater das gewollt hatte, kann niemand sagen. Es ist kaum anzunehmen, und man darf seine Angst und Wut nicht mit tierischer Klugheit verwechseln. Von ihm war jedenfalls keine Spur mehr zu erblicken. Der Jäger suchte ihn von da ab wochenlang, ja, das ganze Jahr hindurch, denn er hatte ihm furchtbare Rache geschworen. Aber sein Suchen bei Tag und Nacht blieb trotz aller Hunde, trotz Fallen und Blendlaternen vergeblich. Der Ottervater war und blieb von diesem Tage ab aus dem Revier verschwunden und nahm erst recht seinen alten Bau nicht wieder an. Aber auch die Otterin hat er nie wiedergesehen

---

„HOLLÄNDER"

Herr Kambom aus Amsterdam weilt in Deutschland; er betritt ein Warenhaus „Ich möchte gern etwas Käse", sagt er

„Diesen Holländer", lächelt die Verkäuferin, „kann ich ganz besonders empfehlen."

Herr Kambom nickt, zahlt und geht weiter in die Spielwarenabteilung „Ich brauche etwas für einen zehnjährigen Jungen"

„Da gibt es nichts Besseres", nickt der Verkäufer, „als einen Holländer; mit Zahnradgetriebe natürlich."

Herr Kambom kauft einen Holländer

In der Tabakwarenabteilung sucht er ein Päckchen Rauchtabak.

„Dieser Holländer", sagt der Verkäufer, „ist geradezu fabelhaft."

Herr Kambom geht in die Eisenwarenabteilung und läßt sich Schlittschuhe zeigen.

„Ich würde an Ihrer Stelle Holländer nehmen", sagt der Verkäufer

Herr Kambom fängt an, schwer zu atmen In der Margarineabteilung kauft er noch ein Pfund Ia Holländer. Dann verlangt er ein halbes Pfund Tomaten „Holländer?" fragt die Verkäuferin

Herr Kambom geht, mit vibrierenden Knien in den ersten Stock zum Reisebüro. „Zwei Karten für die Oper", sagte er

„Heute abend", lächelt das Fräulein an der Kasse, „gibt es den ‚Fliegenden Holländer'."

Darauf hat sich Herr Kambom umgedreht, ist — ohne nach links oder rechts zu sehen — zum Bahnhof gegangen, nach Amsterdam gefahren, und in Knitjes Restaurant hat er aufatmend ein Paar Frankfurter gegessen. Hans Riebau.

Lästiger Briefversand

Dank dem durch den deutschen Generalpostmeister Stephan 1874 gegründeten Weltpostverein besitzen wir ein Einheitsporto, das uns die Möglichkeit verleiht, für 25 Pfennig durch Aufkleben einer Briefmarke dieses Wertes einen Brief nach jedem zivilisierten Land der Erde zu senden. Welche wichtige Bedeutung diese Neuerung hatte, welche Ersparnisse an Mühe und Geld — davon macht man sich heute gar keinen Begriff mehr.

Vordem setzte sich die Taxe eines Briefes zusammen aus der Taxe des Ursprunglandes, sodann der Taxe eines jeden Durchgangslandes, der Taxe des Transportes über das Meer und endlich der des Bestimmungslandes. Natürlicherweise konnte unter solchen Umständen gar keine Rede davon sein, den Brief mit Freimarken zu versehen und einfach in den nächsten Briefkasten zu werfen. Der Absender mußte sich damit nach dem Postamt begeben. Dort begann nun unter Nachschlagung zahlreicher Bücher und Einsehung von unzähligen Tabellen die mühsame Zusammenrechnung des Portos.

Das Porto war für unsere heutigen Anschauungen erstaunlich hoch. So kostete ein gewöhnlicher Brief nach Rom über die Schweiz 68 Pfennig, über Genua 90 Pf., über Österreich 40 Pfennig und über Frankreich 85 Pfennig. Briefe nach überseeischen Ländern waren für nicht wohlhabende Kreise kaum zu befördern. Ein Brief nach Argentinien kostete 2 Mark und 48 Pfennig — und bei der Berechnung wurde der Absender wie der expedierende Postbeamte beinahe wahnsinnig. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Postbeamten auf Absender überseeischer Briefe nicht besonders gut zu sprechen waren und sie auf jede Weise abzuschrecken suchten

Die folgende Anekdote hat als Gewährsmann den schweizerischen Bundesrat Ruffy — ist also keine Erfindung, wie das uns heute scheinen möchte. Ein oberbayerischer Bauer schreibt seinem Neffen in Kalifornien und trägt den Brief auf die Post. Der Schalterbeamte, der durchaus keine Lust hat, die mühselige Portoberechnung auszuführen, sucht dem Bauern die Sache auszureden. Er stellt ihm vor, wie teuer das Porto ist — und daß der Brief doch keine Aussicht habe, an seine Adresse zu gelangen. Wenn das Schiff nicht untergehe oder abbrenne, so würden den Brief doch bei einem Überfall auf die Überlandpost von Neuyork nach San Franzisko die Indianer vernichten. Endlich, als der Absender schon ganz mürbe ist, aber doch nicht recht von der Abschickung des Briefes Abstand nehmen möchte, sagt der Postbeamte: „Nun, wenn's denn durchaus sein muß — haben Sie nicht einen anderen Verwandten, dem man den Brief senden könnte ?" „Doch, ich hab' noch einen Neffen in Dresden!" „Na, also!" ruft der Beamte erfreut. „Dem wollen wir den Brief schicken — und das kostet bloß einen Groschen ..." F. H

Der Mannequin

Eine Erzählung aus dem Orient

Zum erstenmal verspürte er physisch, daß Hunger weh tut. Drei Tage hatte er nun schon nichts gegessen. Er hatte den Eindruck, als habe sein zusammengeschrumpfter Magen soeben den letzten Blutstropfen aufgesogen, der ihm noch in den Adern verblieben war. Unbändigen Hunger hatte er, und auch heute wieder marschierte er schon seit dem frühen Morgen. Ein Marschieren war das wohl eigentlich nicht. Die wogende Menschenwelle trieb ihn vor sich her, einem frechen Wind vergleichbar, der sich damit vergnügt, einen Strohhalm über den Bürgersteig zu jagen. Wo trieb es ihn hin, was wollte er eigentlich? Hierüber vermochte er sich selbst keine Rechenschaft zu geben. Nur eines wußte er: daß dieses Ungeheuer, das man Hunger nennt, seit drei Tagen immer mächtiger geworden war und sich von seinem Fleisch und seinem Blut nährte. Während er so weiter schwankte, blieb er hin und wieder stehen, um die bunten, glitzernden Auslagen hinter den Schaufenstern zu betrachten. Doch ehe er seine Gedanken mit Bezug auf das, was er hinter den Fenstern sah, ordnen konnte, hatte ihn der Haufe der Menge, die hinter ihm drängte, wieder nach vorn gestoßen Sein Kopf, der schon seit Monaten nicht mehr mit dem nützlichen Handwerkszeug eines Barbiers in Berührung gekommen war, hatte das Aussehen einer großen, alten Schuhbürste und erregte ganz offenbar das Mißfallen der Straßenpassanten. Sein Hirn, das früher immer so voller Gedanken war, die sich dann wieder so zahlreich spalteten wie Bakterien und dann in Worte umgewandelt aus seinem Munde erstaunlich schnell hervorsprudelten, dieses Hirn war unklar wie ein häßlicher Nebel Die Nervenknoten schienen sich in seinem Hirn entwirrt, und die Saugaderdrüse eingetrocknet zu sein; nur eine fremde Leere verspürte er, gleichsam, als ob jegliches Gewicht der Materie aus dem Gangliensystem entschwunden wäre und etwas nur Seelenhaftes darin zurückgelassen habe

Er versuchte, zu überlegen: Dieser Menschenhaufe, der ihn von allen Seiten umgab, und der ihm so gleichgültig erschien, als ob er von einem fremden Planeten gekommen wäre, war dieser Menschenhaufe eigentlich aus demselben Lehm geformt worden wie er? Nein, das konnte doch nicht sein! Aber vielleicht war er selbst zufällig von einem anderen Planeten hier gelandet, mitten hinein in diese wogende Menge, die ihn scheu und fremd musterte. Er war allein, doch niemals hatte er über seine Einsamkeit nachgedacht. Manchmal entsann er sich wohl, daß er in seiner Jugend die Einbildung gehegt hatte, etwas von der menschlichen Seele zu kennen; damals pflegte man sich auf Wissenschaft zu stützen, die sich so bequem aus Büchern schöpfen läßt. In solchen Augenblicken mußte er bitter über seine frühere Torheit lachen Damals war er noch nicht allein Ständig hatte er Freunde um sich gehabt, gute Kameraden, die er gern hatte und die ihn ebenfalls liebten; ihn sowohl als auch sein Bankkonto Mit seinem schwindenden Vermögen waren auch diese treuen Freunde verschwunden Wenn er heute dem einen oder anderen dieser alten Bekannten auf der Straße begegnete, dann pflegten sie plötzlich wie hochinteressiert etwas anderes zu betrachten, nur um seinem Blick nicht zu begegnen







Plötzlich hatte sich wieder ein Zweifel seiner bemächtigt: das, was man Erinnerung nennt, hatte das denn überhaupt einmal wirklich existiert? Betraf das alles wirklich seine eigene Jugend? Wie könnte man sich einen Zusammenhang vorstellen zwischen jenem damals so hübschen und allgemein beliebten jungen Mann und diesem Individuum, das, vorzeitig gealtert und verwahrlost, jedem Ekel einflößte, der sich überhaupt die Mühe gab, ihn zu betrachten? Kein Zweifel, diese Visionen, die seinen Kopf anfüllten, rührten von irgendwelchen merkwürdigen Träumen her!

In dieser internationalen Stadt mit dieser ganz besonders kosmopolitischen Straße, wo alle Sprachen gesprochen wurden, schienen sich alle Worte noch einmal besonders zu vermengen, und wenn sie sein Ohr erreichten, glaubte er, eine fremde Sprache zu vernehmen, die er noch nie gehört hatte.

Wo hatte er sich nicht überall schon hingewandt in der Hoffnung, eine Beschäftigung zu finden. Überall hatte er das gleiche abweisende Gesicht angetroffen, überall den gleichen, kalten Empfang. Bei der letzten Verwaltung, an die er sich gewandt, hatte er dem dicken, wohlgenährten Leiter seinen Hunger ins Gesicht geschrien, als dieser ihm die schon hundertmal gehörten Worte sagte, man brauche niemand. Dieser wohl ängstlich gewordene dicke Mann hatte dann mit der einen Hand nach dem Diener geläutet, während er mit der anderen in seine Westentasche fuhr und ein Fünfundzwanzig-Piasterstück daraus hervorholte, um es ihm hinzureichen. Er konnte sich heute nicht mehr genau besinnen, mit was für einer Geste er das Geldstück irgendwohin auf den Tisch geworfen und dann hinausgelaufen war. In seiner verschwommenen, müden Erinnerung war er jetzt bei dieser Begebenheit angelangt. War es nicht so, als ob er bereute, das Geld nicht angenommen zu haben? Eine Stimme, die aus dem Magen zu kommen schien, machte ihm wegen dieser Dummheit Vorwürfe. Wenn er gewollt und seine dumme Eigenliebe überwunden hätte, wie jedermann das in solchen Lebenslagen tut, würde er nicht Hungers zugrunde gehen, denn einige Piaster, um leben zu können, hätte er sich sicherlich immer verschafft. Aber was konnte er schließlich daran machen, daß seine Hand sich einfach nicht ausstrecken wollte, um irgendwo an den Straßenecken den Kontakt zu den Nickelmünzen herzustellen.

Die letzte Nacht hatte er draußen auf den Hügeln in einer Bodenvertiefung zugebracht, in die er in der Dunkelheit hineingeraten war. Früh in der Morgendämmerung hatte er dann festgestellt, daß es eine Schakalhöhle war. Dann hatte er mechanisch wieder den Weg zur Stadt eingeschlagen.

Er mußte sich wundern, daß sein Körper, der seit drei Tagen ohne jede Nahrung geblieben war, noch die Kraft hergab, ihn aufrecht gehen zu lassen. Das Tollste aber war, daß er fast keinerlei Müdigkeit verspürte. Freudiges Lachen klang um ihn herum, von Menschen angeschlagen, die lustig und fröhlich waren. Aus den Schalltrichtern in den Grammophonläden schmeichelte Zigeunermusik. Auf den Gesichtern der Menschen lag Freude und Lebenslust. Ohne Zweifel, so sagte er sich, das Leben ist eine sehr schöne Sache: das Trinken, Essen, Geld, Vergnügen, Eleganz, alles wunderbare Dinge! Dieser Menschenhaufe hier, der wie in einem Märchen von Tausendundeiner Nacht lebte, war zweifellos glücklich und zufrieden. Welch ekelhaftes Gefühl, inmitten dieser Farben, der schönen Gegenstände, der eleganten Toiletten Pessimist sein zu müssen, wo alles ringsherum die Schönheit des Lebens bejahte! Aber sein zusammengeschrumpfter Magen hatte für diese Philosophie nichts übrig.

Während er so von den vielen Menschen immer mehr umdrängt wurde, mußte er, fast eingepreßt, vor einem Schaufenster stehenbleiben, das in sehr hübscher Weise dekoriert war. Vor allen Dingen war es ein Mannequin, der seine Aufmerksamkeit anzog. Dieser Mannequin, auserlesen gekleidet, stellte einen jungen, eleganten Mann dar, der ganz gewiß keinen Hunger hatte.

Er versank schwerfällig in Nachdenken. Welch kuriose Kontraste doch das Leben aufbringt! Er hatte Hunger, mächtigen Hunger und keine genügende Kleidung; nicht einmal einen Mantel, der ihn hätte vor Kälte schützen können, wenn das Wetter bös war. Und diese Puppe war gestriegelt und gepflegt und mit den schönsten Sachen bekleidet.

Er dachte, und schließlich war er überzeugt davon, daß dieser Mannequin nur aus dem einzigen Grunde dastand, um sich über hungrige Menschen lustig zu machen, die hier vorübergingen. Dieser Gedanke setzte sich in seinem Hirn fest und nahm Gestalt an. Er betrachtete nun das Gesicht des Mannequins näher: ganz gewiß, dieser elegante Stutzer da machte sich über ihn lustig und schaute ihn geradezu verächtlich an! Der Gedanke wuchs riesenhaft und quälend. Also selbst ein Mannequin durfte sich über ihn lustig machen, durfte...

Für einen Augenblick ging er einen Schritt zurück. Da war's! Er hatte einen Stein entdeckt, der sich aus dem Pflaster gelöst hatte. Mit einem erstaunlichen Elan bemächtigte er sich dieses Steines und schleuderte ihn mit dem letzten Rest seiner Kräfte gegen das höhnische Gesicht des Mannequins. Die Scheibe zerbrach mit einem harten Krach, der wie ein kurzes Ächzen klang. Die Wucht des Wurfes riß ihn mit nach vorn; er stolperte, und wie ein großer Holzstapel, der plötzlich eingestürzt ist, klatschte er mit der ganzen Länge seines schlottrigen Körpers auf den Steinboden...

Ernst Theodor.

Ein mitfühlendes Herz

Napoleons III. Marschall MacMahon war während einer Dienstreise in dem kleinen Hotel eines französischen Städtchens erkrankt, so daß er die Reise unterbrechen mußte.

Im gleichen Gasthaus wohnte eine Dame, die ihre schon angesetzte Abreise wieder aufschob, als sie von der Erkrankung des Marschalls hörte. Einen Tag nur hatte sie sich dort aufhalten wollen. Bald waren drei Wochen daraus geworden. Dreimal täglich erkundigte sie sich nach dem Befinden des Marschalls.

Als MacMahon endlich auf dem Wege der Besserung war, teilte der Wirt die freudige Nachricht auch der Dame mit, in der er eine gute Bekannte des Marschalls zu erblicken glaubte.

Doch die fuhr ihn an, er solle sofort ihr Gepäck holen lassen, sie wünsche auf der Stelle abzureisen.

Und als der verdutzte Wirt sich nach der Ursache solchen Unwillens erkundigte, sagte sie: „Nun habe ich drei Wochen umsonst vertan, weil ich einmal im Leben eine militärische Beisetzung sehen wollte.“

H. H.

HUMOR

Gerda will durchaus nichts von einer Ehe mit dem jungen Schnurrbahn wissen; nach ihrer Meinung ist er viel zu unmännlich.

Die Mutter ermahnt: „Aber Kind, das gibt sich noch; schon der Dichter sagt: Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen, und so wird auch der junge Schnurrbahn in der Ehe noch wachsen."

Der Vater stimmt zu: „Stimmt, besonders sein Gesicht wird länger werden."

*

„Jetzt sag'n S' amal, Frau Pamperl, warum lassen jetzt Sie Eahna Resl eigentli no Klavierstunden geben, wo Sie do an Radioapparat un a Grammophon ham?"

„Ja mei — Frau Untermoser! I woaß net, i denk ma halt doch: Handarbeit is un bleibt amal das Beste!"

*

„Einer Schauspielerin unseres Theaters ist vor kurzem ein geradezu tragisches Mißgeschick passiert!"

„Wieso?"

„Sie hat einem Mitarbeiter des ‚Generalanzeigers' mit solchem Nachdruck versichert, wie sehr sie es verabscheue, in der Öffentlichkeit genannt zu werden, daß die Zeitung tatsächlich nichts über sie gebracht hat!"

*

„Wirst du mich auch ewig lieben, Kurt?"

„Freilich, wo ich doch schon eine halbe Ewigkeit hier auf dich gewartet habe!"

„Sie sind seit ein paar Tagen sehr zerstreut und verrechnen sich immerzu", sagte Herr Klapp zu seinem Buchhalter.

„Das macht die Liebe, Herr Klapp. Das würde ich bestimmt nicht mehr tun, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter Emma . . ."

„Sehen Sie, da verrechnen Sie sich schon wieder."



„Gestatten — Götz v. Berlichingen!"
„Sie — wenn ich so 'ne Rüstung anhätte — würde ich mir auch Frechheiten erlauben . . ."

Vor der Schusterwerkstatt hing ein Schild: „Auf Reparaturen kann gewartet werden!" Ein Mann ging hinein. „Bitte, flicken Sie diesen Schuh sofort!" sagte er. „Ich möchte darauf warten!"

Der Schuster schüttelte den Kopf. „Vor Samstag kann ich ihn nicht machen!"

„Aber Sie schreiben doch eigens an, daß man auf Reparaturen warten kann!"

„Ja — aber doch nicht, wie lange!"

*

Beller war verreist.

Beller schrieb heim: „Jede Nacht liege ich im Traum in deinen Armen . . ."

Fragte Frau Beller zurück: „Und in Wirklichkeit?"

*

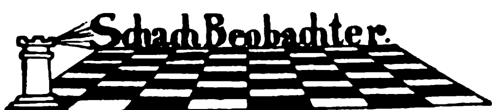
„Was sagen Sie zum Gesang meines Jungen; ein Sachverständiger hat übrigens behauptet, daß er Gold in der Kehle habe."

„Dann ist es also nur Vorsicht, daß er durch die Nase singt."

*

„Haben Sie schon gehört, Herr Schulze? Ein großes Symphonie-Orchester, das nur aus Damen besteht, kommt demnächst in unsere Stadt! Ich muß mich nur wundern, daß eine Frau genug Atem hat, um die Posaune blasen zu können!"

„Na — Herr Lehmann! Und ich muß mich wundern, daß Sie so wenig über Frauen Bescheid wissen!"



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabelösung aus Folge 53 (1936)

Selbstmattdreier von Gerda Richter Berlin.

Weiß: Kb1. Dd8 Tc5. Lc2. Lf4 Bc6 (6).

Schwarz: Ka3. Bb2. c7 (3)

Bedingungsaufgabe: Weiß nimmt seinen letzten Zug zurück und erzwingt in drei Zügen Selbstmatt!

Der letzte Zug von Weiß war Tb5×Sc5! Nach Rücknahme dieses Zuges folgt: 1. Ld6. c7×d6: 2. Da5+ Sa4: 3 Dc3+ S×c3‡

Richtig gelöst: Kurt Heitner. Dresden: Ed Raeger. Hamburg; F Nickel. Ludwigshafen a. Rh.; J Herwig. Gotha Dr Münch Bocholt: O. Behncke. Cuxhaven: H. Kolwitz. Berlin-Neukölln; P. Schurig. Sebnitz i. S · Folge 52 A Niklas. Nürnberg

Einige Löserurteile: „Die Aufgabe besitzt beträchtlichen strategischen Wert und ist sehr reich an gefährlichen Verführungen!" E. R.. H.; „Ein wahres Kunstwerk. Dr M.. B „Die geistreiche Fesselung des ‚schwarzen' Reiters aus dem Jenseits" ist die köstlichste Überraschung des märchenschönen Selbstmattspiels", H K.. B.-N. „Eine reizende Selbstmattaufgabe die einer Dame alle Ehre macht" P Sch.. S.

•

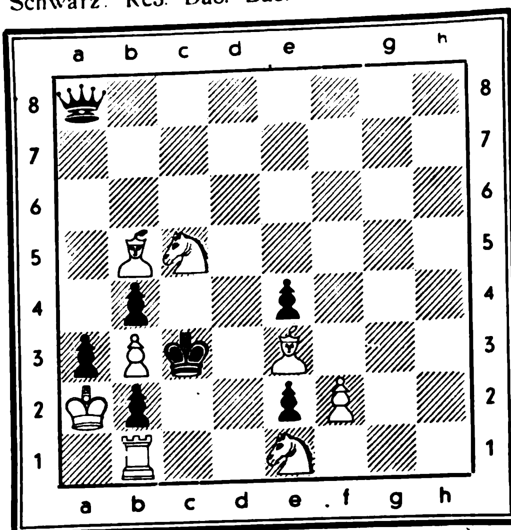
An viele Löser! Lösungen, die nicht innerhalb 14 Tagen eingesandt werden, können aus technischen Gründen nicht mehr berücksichtigt werden. Bei Anfragen Rückporto beilegen.

„Ein Augenpaar"

(Urdruck)

Zwillingsaufgaben von Hans Herzhauser. Kaiserslautern

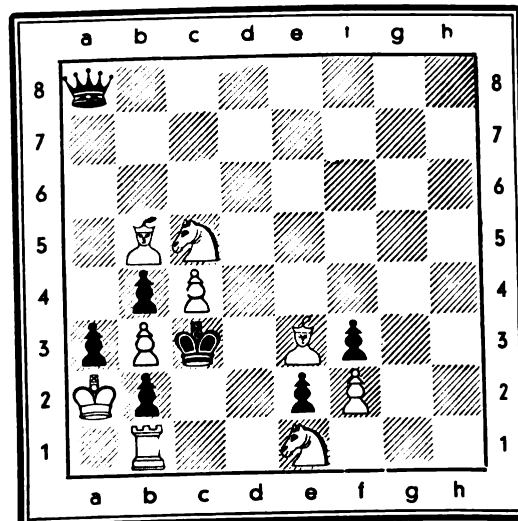
Schwarz: Kc3. Da8. Ba3. b2. b4. e2. e4 (7)



Weiß: Ka2. Tb1. Lb5. Le3. Sc5. Se1. Bb3. f2 (8)

Weiß zieht und setzt in fünf Zügen matt.

Schwarz: Kc3 Da8. Ba3. b2. b4. e2. f3 (7)



Weiß: Ka2. Tb1. Lb5. Le3. Sc5. Se1. Bb3. c4. f2 (9)

Weiß zieht und setzt in sechs Zügen matt.

GRAF KLINCKOWSTROEM:

Anekdoten von Zauberkünstlern

Von Legenden umrankt ist das Leben des Magiers Apollonius von Tyana, der im ersten Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung lebte. Sein Biograph Philostrat weiß von ihm erstaunliche Wunderdinge zu erzählen. Einmal sollte sich Apollonius in Rom vor dem versammelten Gerichtshof Domitians wegen Beschuldigung der Teilnahme an einer Verschwörung verantworten. Plötzlich war er in Gegenwart des Kaisers und seines Hofstaates vor aller Augen verschwunden. Das geschah kurz vor Mittag. Und um die Mittagsstunde desselben Tages zeigte er sich zu Puteoli bei Neapel seinen Schülern Demetrius und Damis, die er vorher dorthin bestellt hatte.

Etwas Ähnliches wird von dem zu seiner Zeit weitberühmten Taschenspieler Jakob Philadelphia (geb. 1735) berichtet, der durch Friedrich den Großen aus Berlin ausgewiesen wurde. Er soll daraufhin die Stadt im Viergespann und prunkendem Aufzug gleichzeitig durch alle vier Tore verlassen haben.

*

Dieser Philadelphia verstand sich schon auf eine wirksame Reklame. Originell ist es, wie er sich in Berlin eingeführt haben soll, ehe er sein Theater eröffnete. Er ließ einen Barbier zum Rasieren in seine Wohnung kommen. Als der Barbier, der das Zimmer verlassen hatte, um frisches Wasser zu holen, wieder eintrat, rührte ihn fast der Schlag: er fand seinen Kunden ohne Kopf, den Hals abgeschnitten und den Pudermantel voll Blut. Schreckensbleich lief der Barbier, das Messer in der Hand, zum Hauswirt, brachte das ganze Haus in Aufregung und beteuerte, den Fremden nur rasiert und nichts weniger als ermordet zu haben Und er beschrieb das, was er gesehen, mit Beredsamkeit. Alles stürzte nun die Treppe hinauf, und der Barbier stieß, von einer Menge Neugieriger gefolgt, die Stubentür auf. Aber da saß der halbrasierte Fremde ganz gelassen, jedoch verdrießlich auf seinem Stuhl und fragte den zitternden Barbier, warum er ihn denn so lange eingeseift warten lasse. Der Barbier bedurfte, noch einiger Minuten, um sich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen, ehe er seine Arbeit an diesem merkwürdigen Kunden beenden konnte.

Die Geschichte sprach sich alsbald herum, und der erfindungsreiche Künstler, der mit dem Wachskopf eine kleine Maskerade vorgenommen hatte, hatte volle Häuser.

*

Einer der hervorragendsten Zauberkünstler seiner Zeit war der verarmte französische Edelmann Edmond de Grisy, der unter dem Künstlernamen Torrini reiste Er war der Lehrer des berühmtesten Zauberkünstlers des 19. Jahrhunderts, Robert-Houdin. Torrini wußte seinen Ruf als großer Könner, den er schnell gewann, insbesondere durch ein Kunststück zu festigen, das er in Rom dem Papst Pius VII. und seinen Kardinälen vorführte, wobei ihm freilich der Zufall zu Hilfe kam. Jedenfalls aber verstand er es ausgezeichnet, die Lage auszunützen Am Tage vor der Vorstellung im Vatikan befand sich Torrini bei einem Uhrmacher, als gerade ein Diener seiner Eminenz des Kardinals X nachfragen kam ob die Uhr seiner Eminenz bereits repariert sei. Erst am Abend, lautete der Bescheid. Der Uhrmacher zeigte darauf die einzigartige Taschenuhr, ein Meisterstück Breguets, seinem Besucher. Der Kardinal halte sie für das einzige Stück dieser Art. Aber, so erzählte der geschwätzige Uhrmacher weiter, gerade vor zwei Tagen sei ein junger Mann bei ihm gewesen, der ihm eine völlig gleiche Uhr desselben Meisters angeboten habe Sofort beschloß Torrini, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen: er kaufte die Dublette für 1200 Franken und ließ von dem Uhrmacher das Wappen des Kardinals nach dem Original darauf gravieren

Am Schluß seiner Vorstellung im Vatikan bat sich anderntags Torrini einen besonders wertvollen, möglichst eigenartigen Gegenstand aus, um dem Verdacht vorzubeugen, daß er bei dem nun folgenden Kunststück den entliehenen Gegenstand gegen einen ähnlichen austausche Zögernd reichte ihm der Kardinal X seine Uhr, nachdem Torrini wohlweislich eine Anzahl anderer Gegenstände als nicht einzigartig genug zurückgewiesen hatte. Nun ließ sich der Zauberkünstler einen Mörser geben und zerstampfte darin vor aller Augen die unersetzliche Uhr des davon wenig erbauten Kardinals. Der arme Besitzer mußte in den Resten der zertrümmerten Uhr sein Eigentum erkennen. Er erklärte, da es sich um ein einmaliges Stück handle, könne von einer Vertauschung keine Rede sein. Torrini hatte aber die geschickt eingeschmuggelte Dublette zertrümmert. Diesen dramatischen Augenblick wußte er dazu zu benützen, um das Original heimlich in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen, der sich erhoben hatte, um die Überreste der zerstörten Uhr im Mörser in Augenschein zu nehmen. Als sich die Erregung ein wenig gelegt hatte, bat Torrini, ihm eine Person zu bezeichnen, die gewiß nicht im Verdacht stehe, mit ihm im Einvernehmen zu arbeiten. Er wolle die Uhr in deren Tasche zaubern. Lächelnd bot sich der Papst selbst dazu an. Nach einigen magischen Bewegungen und Sprüchen forderte der Künstler Seine Heiligkeit auf, die Uhr aus ihrer Tasche hervorzuholen. Zweifelnd griff der Papst hinein und brachte in der Tat zum allgemeinen Erstaunen die unversehrte Uhr zum Vorschein, die er dem beglückten Besitzer einhändigte. Torrini hat die Kosten, die ihm dieser Scherz verursachte, nicht bereut. Denn eine bessere Reklame hätte er nicht haben können.

Mit dem „magischen Tintenfaß“ verblüffte einst der berühmte Bellachini in Bad Gastein den Kaiser Wilhelm I. Die Feder, die der Kaiser eintauchte, wollte durchaus nicht schreiben. Der Künstler händigte schließlich dem Kaiser eine neue Feder ein, und dieser fragte, was er schreiben solle. Da meinte Bellachini: „Wollen Euer Majestät geruhen zu schreiben: Ich ernenne Bellachini zum Hofzauberkünstler.“ Der Kaiser lachte und schrieb diesen Satz, gegen den diesmal die widerspenstige Feder nichts einzuwenden hatte. Seitdem führt Bellachini diesen Titel.

*

Von einem vor nicht langer Zeit verstorbenen Träger des berühmten Namens Bellachini — den sich eine ganze Reihe von Zauberkünstlern beigelegt haben — wird eine Begebenheit erzählt, die sich vor vielen Jahren im damals noch deutschen Posen ereignet haben soll. Geht da ein feingekleideter Herr über den Wochenmarkt, unverkennbar in der Absicht, hier einzukaufen. Er fragt bald hier, bald dort nach den Preisen, sich aber stets der deutschen Sprache bedienend. Sobald er aber den Rücken dreht, machen die Marktfrauen in polnischer Sprache allerlei Bemerkungen über ihn. Sicher versteht der Fremde diese Sprache nicht, sonst müßte er bemerken, daß die Äußerungen der Marktweiber nicht gerade Schmeicheleien für ihn sind. Er betrachtet die Eier mit einer Aufmerksamkeit, als gälte es, die schönsten auf dem ganzen Markt ausfindig zu machen. Vor einer Eierfrau, die sich ganz besonders durch spitzige Bemerkungen auf den „deutschen Eiersucher“ ausgezeichnet hat, bleibt er stehen. „Was kosten die Eier?“ fragt er die Frau. Sie nennt einen unverschämt hohen Preis. Gelassen nimmt der Deutsche ein Ei und betrachtet es prüfend, hält es gegen das Sonnenlicht und horcht schließlich daran. Die Eierfrau blickt ihre Kolleginnen an und tippt mit dem Zeigefinger an die Stirn. Lautes Gelächter erschallt rings umher. Plötzlich zerbricht dem Fremden das Ei, das er zwischen den Fingern hält, und siehe da, ein Geldstück kommt zum Vorschein. Der Fremde aber sagt: Ich kaufe den ganzen Korb. Und flugs hat er ein zweites Ei ergriffen, es sofort aufschlagend. So geht es fort, ein drittes, ein viertes Ei wird aufgeschlagen, und jedesmal fällt daraus ein Goldstück dem Fremden in die Hand. Er strahlt vor Vergnügen, die Eierfrau sperrt Mund und Augen auf; aber sie hat sich bald gefaßt. Mit einem schnellen Griff hat sie dem Fremden den Korb entrissen, sie breitet ihre Schürze darüber aus und erklärt, plötzlich des Deutschen mächtig, sie könne kein einziges Ei mehr verkaufen, der Fremde möge sich seiner Wege scheren, die zerbrochenen Eier schenke sie ihm. Der Fremde aber will sich anscheinend nichts schenken lassen, er wirft der Frau einen Taler zu und entfernt sich. An der nächsten Ecke bleibt er lachend stehen und sieht zu, wie die Marktfrau ein Ei nach dem anderen aufschlägt, ohne indessen auch nur eines der erhofften Goldstücke zu finden.

Ein Marktaufseher, der den Vorgang beobachtet hat, tritt an die Marktfrau heran und sagt: „Kennen Sie den nicht? Das war doch der berühmte Zauberkünstler Bellachini, der heute abend hier eine Vorstellung gibt.“

*

Neue menschenfreundliche Bestrebungen haben bekanntlich in manchen Ländern dazu geführt, daß auch den Gefängnisinsassen zuweilen artistische Zerstreuungen geboten werden. So trat vor etlichen Jahren in Dublin im Gefängnis ein Zauberkünstler auf. Dieser bat u. a. einen der Häftlinge zu sich auf die Bühne herauf und zog ihm Silbermünzen aus der Nase. Diese Prozedur dauerte so lange, bis ein Zylinderhut ganz mit Münzen gefüllt war. Dann führte er andere Kunststücke vor. Als er fertig war, mußte er zu seinem Leidwesen bemerken, daß der Zylinderhut mit den Silbermünzen verschwunden war. Anscheinend befand sich auch unter den Gefangenen ein Zauberkünstler . . . v. Kl.

Besser als ein Paß

Der amerikanische Dichter Nathaniel Hawthorne bekleidete einige Jahre hindurch das Amt des Konsuls seines Landes in Liverpool.

Eines Tages wurde ihm ein junger Bursche vorgeführt, der keine Papiere vorweisen konnte, gleichwohl aber behauptete, amerikanischer Bürger zu sein. Der Sekretär, den er um Reisegeld zur Heimfahrt gebeten hatte, wollte ihm seine abenteuerlichen Erzählungen nicht glauben und brachte ihn zum Konsul.

Hawthorne sah den abgerissenen Jungen scharf an.

„Du bist Amerikaner?“

„Ja, Herr Konsul.“

„In welchem Staat geboren?“

„In Virginia.“

„Und in welcher Stadt?“

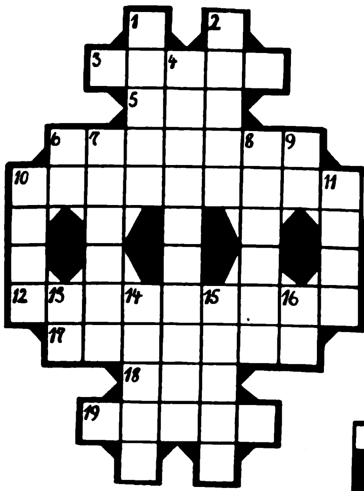
„In Parsonstown.“

„Also in Parsonstown. — Sag' mal, in wessen Garten wachsen dort die saftigsten Äpfel?“

Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „In John Websters Garten, Herr!“

„Geben Sie ihm die Fahrkarte“, wandte der Konsul sich dem Sekretär zu. „Es stimmt. Er weiß Bescheid. John Webster war auch mein unfreiwilliger Lieferant!“

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. Haustier, 5. Abkürzung einer deutschen Automarke, 6. musikalisches Werk, 10. Nichtfachmann, 12 Schnepfenart, 17. südasiatische Halbinsel, 18. neuitalienische Stadt, 19. Sumpfvogel. — Senkrecht: 1. westfälisches Solbad, 2. römischer Gesandter, 4 Reitbahn, 7 Silberersatz, 8. planmäßiges Vorgehen, 9. französisch: in, im, 10. Verbrecher, 11. Druckbuchstabe, 13. griech. Vorsilbe, 14. rhein. Karnevalsgruß, 15. Siegeszeichen der Indianer, 16. Abk. für Natrium.

Kryptogramm

Jedem der nachfolgenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Adolf Hitlers aus dem Friedensappell an die Diplomaten ergeben.

Bewirtung, Sindbad, Ardennen, Deutschland, Chlor, Wissen, Arnim, Neuber, Bärenjagd, Neuenahr, Gunst, Erwerb, Berka, Dynamit, Qualle, Gedenken, Gräfin, Entente, Aufforstung, Fortsetzung, Entsetzen, Anzengruber.

Verwandlungsrätsel

Die erstangeführten Wörter sind durch Änderung je eines Buchstabens in die letztangeführten Wörter zu verwandeln.

EISEN	DONAU	RAUPE
ASTER	EINER	LOTTE

Rösselsprung

		tüch	es		
		nem	stei		
ei	tig	bel	ner	gleicht	an
krie	ei	nen	zu	heb	fen
fau	statt	brich	wählt	es	wer
	fehlt	müh	zu	hel	
	fen	ten	der	je	
	le	dem	den	ra	

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — ar — aus — be — be — berg — ce — de — de — dei — dern — dienst — e — frank — front — ge — ge — ge — gen — gis — grön — gun — je — klaf — land — leu — lung — mei — mo — mund — ne — ne — nen — ni — nik — nin — prä — re — reich — ru — schenk — se — si — stand — tan — ter — then — tin — tung — ver — wen — wer — ze sind 19 Wörter zu bilden. Den gefundenen Wörtern sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Führers bei dem historischen Wahlkampf zu Lippe 1933 ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

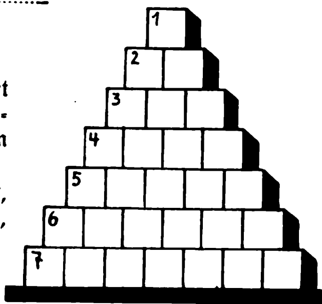
1. Stadt in Mitteldeutschland, 2. Tarnung, 3. Einschätzung, 4. Frauenname, 5. Männername, 6. Tätigkeit im Kampfgebiet, 7. Kulthandlung, 8 Ausdrucksform, 9. Giftstoff, 10 Grabstätte eines deutschen Heerführers, 11. Stadt auf dem Balkan, 12. Wassersport, 13. arktisches Gebiet, 14. kaufm. Begriff, 15. Umkehrung, 16 Schlachtort des 7jähr. Krieges, 17. Gabe, 18. europ. Republik, 19. altes Längenmaß.

1 .... 7 .... 13 ....
2 .... 8 .... 14 ....
3 .... 9 .... 15 ....
4 .... 10 .... 16 ....
5 .... 11 .... 17 ....
6 .... 12 .... 18 ....
19 ....

Pyramidenrätsel

In jede waagrechte Reihe trage man ein Wort nachfolgender Bedeutung ein, das aus den Buchstaben des vorhergehenden Wortes und einem neu hinzuzufügenden Buchstaben zu bilden ist.

1. Selbstlaut, 2. Spielkarte, 3 nordischer Gott, 4 Kriegsgott, 5. Herbstblume, 6. ausruhen, 7 Signalflagge



Lösungen der Rätsel aus Folge 3

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Ford, 4. Bari, 7. As, 8 Jo, 10. ha, 11. Stand, 13. Achse, 15. Sieg, 17. Hose, 18. Ar, 19. Bar, 21. Amarant, 25. Allee, 27. Troll, 28. Sunna, 30 Motor, 31 Beton, 32. Notiz, 33. Erle, 34. Rest. — Senkrecht: 1. Faß, 2. Ostia, 3. Ting, 4. Bach, 5. Rasse, 6. Idee, 9. Od, 10. ha, 12. Aera, 14. Hort, 16. Karl, 19. Ballon, 20 Racion, 22. Malmoe, 23. Neuron, 24. Trier, 26. Gneis, 27. Tube, 29. Arzt. ✱ **Füllrätsel.** 1. Invalide, 2. Diogenes, 3. Spichern, 4. Schierke, 5. Suleiman, 6 Steglitz, 7. Despo- ...ie. 8. Episkopi. ✱ **Silbentreppe.** 1. Perkal, 2 Kalkutta, 3. Tabora, 4. Ragusa, 5. Savona, 6. Navarra, 7 Rabe. ✱ **Magisches Quadrat.** 1. Titan, 2. Idaho, 3. Talon, 4. Ahorn, 5. Nonne. ✱ **Silbenkreuz.** 1—2 Scherge, 1—6 Scherbe, 2—4 Gene, 2—5 Gera, 3—1 Lauscher, 3—2 Lauge, 3—4 Laune, 3—5 Laura, 3—6 Laube, 5—2 Rage, 5—6 Rabe ✱ **Mosaikrätsel.** Die erste und schwerste der uns gestellten politischen Aufgaben ist heute als gelöst zu bezeichnen



Die Regelung der Organisations- und Personalfragen ist die Aufgabe der Abteilungsleiterin Parteigenossin Rosel Kohnle



Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink.

Frauen am Werk

EIN BILDBERICHT AUS DER REICHSFRAUENFÜHRUNG

Sämtliche Aufnahmen Alice Heß



Rechts: Teilansicht des Hauses der Reichsfrauenführung in Berlin, Derfflingerstraße 21



Links: Die Leiterin der Grenz- und Auslandsabteilung, Parteigenossin Dr. Martha Unger, klärt Alma Hedin, die Schwester des berühmten Forschers, über die Arbeit und Stellung der deutschen Frau auf.



Wöchentlich findet in den Räumen der Reichsfrauenführerin eine Besprechung der Abteilungsleiterinnen statt, bei der sie Frau Scholtz-Klink über ihre Tätigkeit berichten und von ihr die Richtlinien für die Weiterarbeit erhalten.



Die Geschlossenheit der Arbeit ist durch die zentrale Leitung in der Geschäftsführung gegeben. Abteilungsleiterin Parteigenossin Martha Warnecke nimmt die Verteilung der Post eingehend vor, die von hier an alle Abteilungen geleitet wird. Gleichzeitig liegt in ihrer Hand die Verbindungsstelle zu Frau Scholtz-Klink.

Parteigenossin Erna Röpke, die Leiterin der Abteilung Reichsmütterdienst, inmitten einer Schar von Kindern, denen ihre besondere Liebe gehört



Rechts: Parteigenossin Else Paul, Stellvertreterin der Reichsfrauenführerin



Die stellvertretende Amtsleiterin des Frauenamts der DAF., Parteigenossin Anna-Maria Hanne besucht eine Textilfabrik und befragt im Sinne des ihr obliegenden großen Aufgabengebiets ihre Arbeitskameradinnen über besondere Wünsche und Anregungen.



Abteilungsleiterin der Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft ist Frau Dr. Else Vorwerck. Ihre Stellvertreterin, Frau Roth-Meyes, läßt auf obigem Bilde eingesandte Kochrezepte in der Hausküche durchprobieren, denn die Aufgabe der Abteilung ist nicht zuletzt die hauswirtschaftliche Ertüchtigung der deutschen Hausfrau.

Hollywood, arbeitsam

Auch in Hollywood wird gespart

Der Hintergrund einer in Alaska spielenden Szene wurde auf Glas in Öl gemalt und wird nunmehr photographiert. Nach der Entwicklung wird die dazu gehörende Filmszene auf diesen Hintergrund kopiert, so daß der Eindruck entsteht, als spiele die Szene tatsächlich in dieser Alaska-Landschaft. Durch diese Methoden werden selbstverständlich Zeit und Kosten erspart, da die Reise nach dem weit entlegenen Alaska in Wegfall kommt.

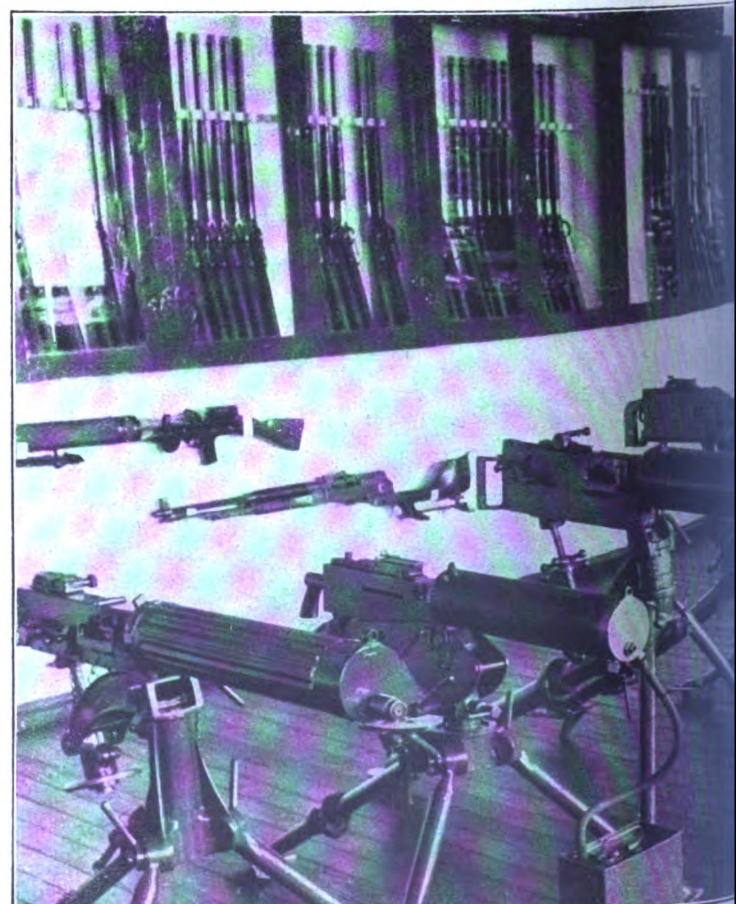


Links: Kinder, die die Pause zwischen den Aufnahmen mit Schulunterricht verbringen müssen

Es handelt sich hier um eine Aufnahme aus der Herstellungszeit des „San-Franzisko-Films". Die Lehrerin hat es freilich nicht leicht, denn jeden Augenblick können ihre Zöglinge für eine neue Szene abberufen werden.



Links: Anstehen beim Zahltag in Hollywood. Diese „Extras" erhalten für ihre oft schwere Arbeit 5 oder 10 Dollar täglich.



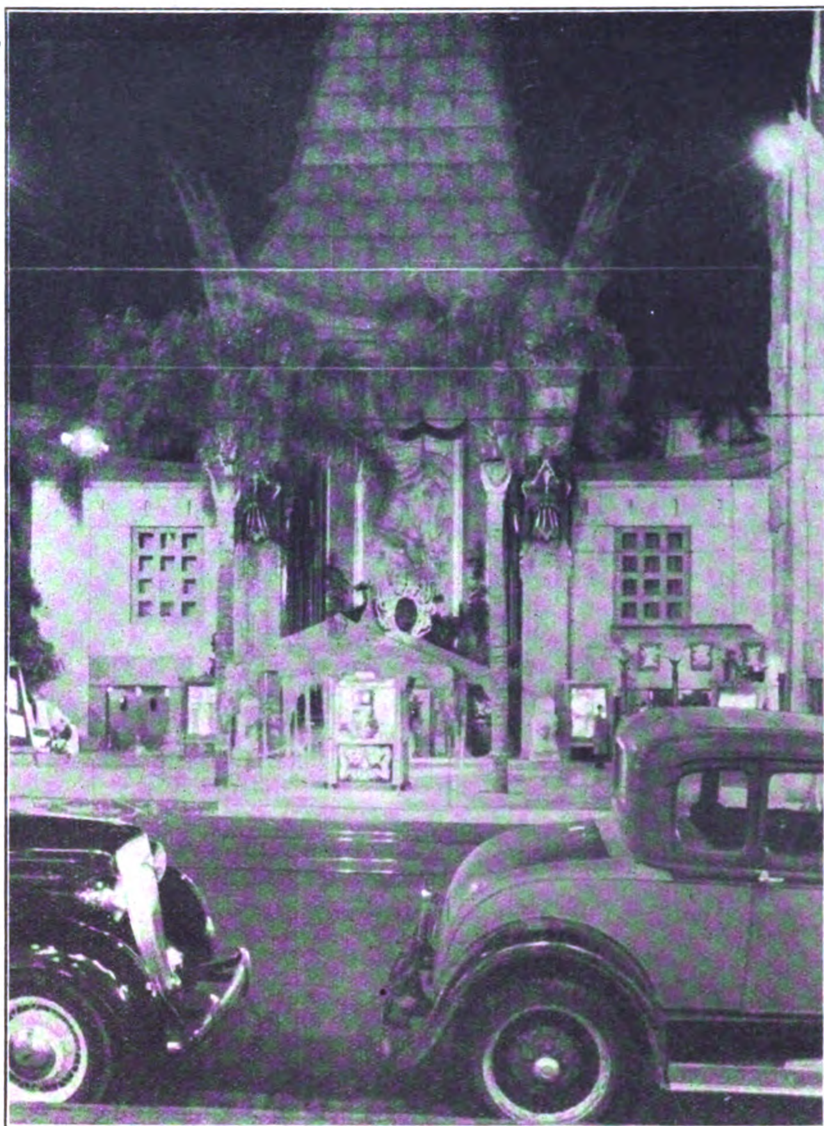
Streifzug durch die amerikanische Filmstadt: sind verrückt



Auf dem Bürgersteig vor dem Premieren-Filmtheater findet man Fuß- und Handabdrücke der bekanntesten Stars, aber



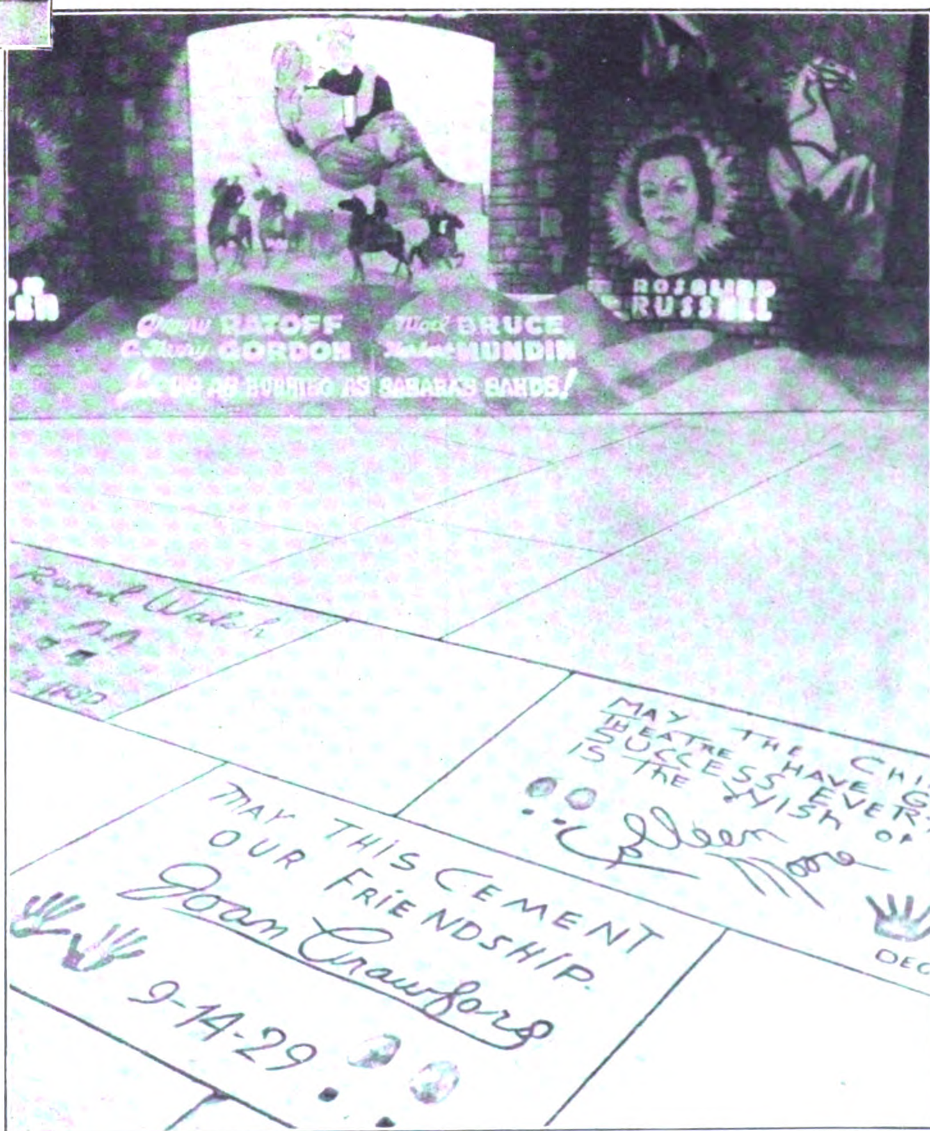
wenn der Tagesruhm verblaßt ist, werden die Steinplatten mit den Abdrücken ausgewechselt; hier wird die neue Platte mit den Spuren Victor Mac Laglens von aufsteigendem Ruhme künden



Wegen seines chinesischen Aussehens heißt das in Hollywood führende Premieren-Filmtheater des bekannten Graumann-Konzerns „Chinese-Theatre"



Diese sorgfältig durchgeführte Wiedergabe eines italienischen Friedhofs erstand in Hollywood gelegentlich der Aufnahme des Films „Romeo und Julia".



Einige der auswechselbaren Steinplatten vor dem „Chinesischen Theater" mit den Hand- und Fußspuren „unsterblicher" Filmgrößen

Links: Die reichhaltige Waffenkammer der „Twentieth Century Fox"-Filmgesellschaft

Sämtliche Aufnahmen: Associated Press

Wochenende auf der Skihütte



Zur fröhlichen Hüttenstimmung gehört Ziehharmonika und Gesang.



Blick durch das Hüttenfenster auf den Übungshang



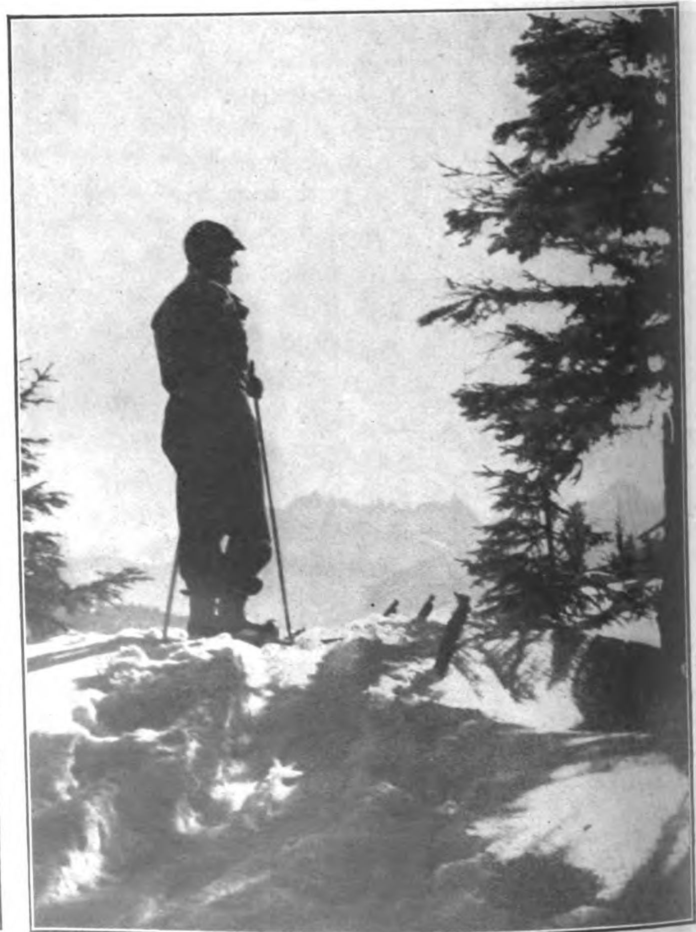
Rechts: In der Höhensonne schläft man auch ohne bequeme Unterlage gut.



Wenn das Feuer im Ofen lustig prasselt, werden die Vorbereitungen für das Mittagessen getroffen



Gut gewachst ist halb gefahren.



Ein schöner Ausblick lockt zu kurzer Rast.

Sämtliche Aufnahmen: Inge Mantler.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 1352; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingere... D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 5 / DONNERSTAG, 4. FEBRUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Der 30. Januar 1937: Der Führer spricht.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Der 30. Januar 1937



Am Morgen des 30 Januar zogen die Musik- und Spielmannszüge der Kampfgliederungen durch die Straßen der Reichshauptstadt zum Großen Wecken. Unser Bild zeigt den Musik- und Spielmannszug einer Motorbrigade des NSKK.

Den Auftakt der festlichen Kundgebungen zum 30. Januar bildete die Ansprache des Reichsministers Dr Goebbels an die deutsche Jugend, die aus der Volksschule in der Boddinstraße in Neukölln auf alle deutschen Sender übertragen wurde.

Vor Beginn der Rede von Dr. Goebbels: die Schuljugend singt ein Lied. In der Mitte Dr Goebbels; an zweiter Stelle links von ihm: Stadtpräsident und Oberbürgermeister der Reichshauptstadt Dr. Lippert; rechts von Dr. Goebbels: Reichsjugendführer Baldur von Schirach und stellv Gauleiter Görlitzer.

Aufnahmen Heinrich Hoffmann.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1)



Der Vorbeimarsch der Leibstandarte vor Adolf Hitler

Vor dem Wagen des Führers: Reichsführer SS. Himmler und Obergruppenführer Sepp Dietrich, der Kommandeur der Leibstandarte.



Heilrufe und Sprechchöre vor der Reichskanzlei

Von den frühesten Morgenstunden des 30. Januar an füllte eine unübersehbare Menschenmenge den Wilhelmplatz (Bild links und rechts), um den Führer sehen zu können und den großen Tag an historischer Stätte zu erleben.

Die Stätte, von der aus der Führer der aufhorchenden Welt das Wesen und die Ziele der deutschen Politik verkündete. Hinter dem Führer: Reichstagspräsident Generaloberst Göring; links die Reichsregierung.



Der Mann, dessen klar formulierter Wille die sicherste Gewähr für einen wahren Weltfrieden bietet.



Hermann Göring leitete als wiedergewählter Reichstagspräsident die historische Sitzung.



Blick auf die Regierungsbänke während der Dankesworte Görings

Links vom Führer: der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß; Reichsaußenminister Freiherr von Neurath; Reichsinnenminister Dr Frick; Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg. Zweite Reihe von links: die Reichsminister Rust, Darré, Freiherr von Eltz-Rübenach, Dr. Gürtner Seldte und Reichsbankpräsident Dr. Schacht

Die vollbesetzte Diplomatenloge (Mitte) folgte den Ausführungen des Führers und Reichskanzlers mit gespannter Aufmerksamkeit.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Während des vierten Lehrganges der Kommission für Wirtschaftspolitik **der NSDAP. im Kongreßsaale des Deutschen Museums in München hielt Reichsleiter Alfred Rosenberg vor 1400 Parteigenossen aus dem** ganzen Reiche eine Rede über die Weltwirtschaftslage.



Eine Pause bot Gelegenheit zu Unterredungen im engen Kreise.
Von links nach rechts: Stellvertretender Gauleiter Staatsrat Eggeling, Gau Magdeburg-Anhalt, Reichsleiter Alfred Rosenberg, Bernhard Köhler, Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik der NSDAP.

National-sozialistische Wirtschafts-Berater tagen in der Hauptstadt der Bewegung



SS.-Obergruppenführer Freiherr von Eberstein, Polizeipräsident von München, im Gespräche mit Stellv. Gauleiter Staatsrat Eggeling



NSKK.-Obergruppenführer Kraus (links) und SA.-Brigadeführer Giesler als Teilnehmer an der Tagung.



Eine weitere Gruppe von Teilnehmern an dem unter dem Zeichen der Rohstofffreiheit—Arbeitsfreiheit stehenden Lehrgang der Kommission für Wirtschaftspolitik. **Von links nach rechts:** SA.-Oberführer Schütze, Gauwirtschaftsberater Otto Jung, Schwaben, Bernhard Köhler, SS.-Brigadeführer Diehm, Stellv. Gauleiter Staatsrat Eggeling, Magdeburg-Anhalt





Die Beiſetzung von 14 Toten des Kriegsmarine-Verſuchsbootes „Welle".

Auf dem Standortsfriedhof in Kiel fand eine eindrucksvolle Trauerfeier für die bisher geborgenen 14 Toten des im Sturm untergegangenen Verſuchsbootes „Welle" **statt.** Auf dem linken Bilde grüßt Stabschef der SA. Lutze die Männer der „Welle", die die Kameradſchaft zwiſchen der Wehrmacht und SA. mit ihrem Tode beſiegelt **haben.** Rechts: Fertig zur Ehrenſalve.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 5. Weltbild 3

Die Sturmflut an der ſchottiſchen Küſte

Eine Anzahl Zuſchauer wurde von einer gewaltigen Woge bis auf die Haut durchnäßt, als ſie in der Hafenſtadt Anſtruther die Einfahrt einiger vom Sturm überraſchter Fiſchdampfer allzu vorwitzig beaugenſcheinigen wollte.



Das Zeichen, dem alle Verkehrsteilnehmer gehorchen müssen
Eine motorisierte Streife der Verkehrspolizei, verstärkt durch einen Mann des NSKK.-Verkehrserziehungsdienstes, hat sich vor einen Kraftwagen gesetzt und gibt dem Fahrer das Zeichen zum Anhalten.

NSKK. im Dienste der Verkehrs-Sicherheit:

ERZIEHUNG aller Volksgenossen zu Disziplin im Verkehr

Am Sonnabend, den 23. Januar, setzte in ganz Deutschland zum ersten Male der Verkehrserziehungsdienst des NSKK. ein. Die Führer und Männer des Korps sind für diesen verantwortungsvollen Dienst besonders sorgfältig geschult. Sie haben zwar keine polizeilichen Befugnisse, verkörpern aber die Autorität der Bewegung, die in diesem Falle zur Bewahrung von Leben, Gesundheit und Eigentum der Volksgenossen zum vollen Einsatz gelangt. Der Erfolg der Arbeit des NSKK.-Verkehrserziehungsdienstes wird allen Verkehrsteilnehmern zugute kommen, wenn ihnen das große Ziel vor Augen steht: Kampf dem Verkehrsunfall durch einwandfreies Verhalten im Straßenverkehr!



Er greift sich einen Verkehrssünder.
Der Mann des Verkehrserziehungsdienstes beobachtet genau das Verhalten der verschiedenen Verkehrsteilnehmer und veranlaßt jeden, der sich unrichtig verhält, zum Anhalten, um ihn über seine Fehler zu belehren



„Studieren Sie, bitte, genau die 12 Verkehrsregeln auf diesem Zettel!"
Nach einer in freundlichem Tone erteilten Belehrung kann der Fahrer seinen Weg fortsetzen



„Sagen Sie, wie komme ich gefahrlos über diesen Platz?"
Besonders die älteren Volksgenossen wenden sich vertrauensvoll an die Männer mit dem Ringkragen, die ihnen bereitwillig Auskunft über alle Verkehrsfragen erteilen.



Er hatte schon einen über den Durst getrunken.
Trotzdem studiert er die Verkehrsregeln gleich an Ort und Stelle und nimmt die wohlgemeinte Ermahnung dankbar entgegen.

Aufnahmen: Karl Lidl



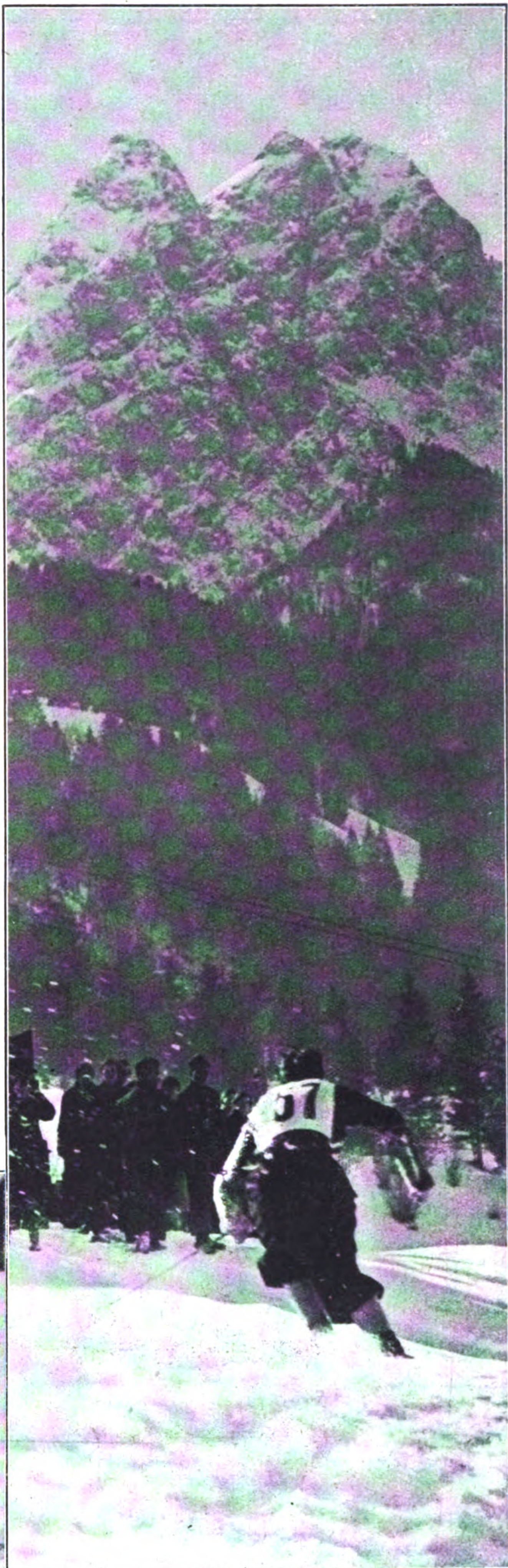
Christl Cranz, Deutschlands Olympiasiegerin, läßt sich nach ihrem jüngsten Siege im Kombinationslauf der Damen in Garmisch-Partenkirchen zunächst einmal eine kleine Stärkung reichen



Reichssportführer von Tschammer und Osten mit Baron Le Fort am Ziele des Abfahrtslaufs.



Rechts: Der Held des Tages: Roman Wörndle, SC. Partenkirchen



Abfahrtslauf unter dem Waxenstein.



Roman Wörndle, Sieger in der Kombination (Abfahrtslauf - Torlauf) beim Abfahrtslauf.

Internationale Sportwoche in Garmisch-Partenkirchen

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 2, Heinz W. Valérien 2, Presse-Photo 1.

Beauftragt mit der wissenschaftlichen Erforschung der Bodenschätze Äthiopiens:

Prof. Dr. Leo v. zur Mühlen

Am 21 Januar 1937 wurde in Rom eine Bergbaugesellschaft zur planmäßigen Ausbeutung der abessinischen Bodenschätze gegründet, an der auch Deutschland erheblich beteiligt ist Als erste praktische Maßregel wurde die Ausrüstung einer Forschungsexpedition zur Feststellung der Mineralvorkommen in Äthiopien beschlossen, deren Leitung der deutsche Geologe Professor Dr. v. zur Mühlen auf Grund seiner früheren Forschungen in diesem Gebiete übernehmen wird Professor v. zur Mühlen entstammt einem aus Niedersachsen nach dem Baltikum ausgewanderten alten Geschlecht. Er wurde 1888 in Dorpat geboren, studierte in Dorpat und Freiburg i. Br., war in den Jahren 1918/19 Freikorpskämpfer im Baltikum und hat seitdem die Laufbahn eines akademischen Lehrers an Technischen Hochschulen, vornehmlich an der Technischen Hochschule Charlottenburg, eingeschlagen Alter Kämpfer der NSDAP., hat er sich stets für die Ziele der Bewegung eingesetzt





Professor Dr. Leo v. zur Mühlen, der bekannte deutsche Geologe, übernimmt die Leitung einer Forschungsexpedition, die zur Feststellung der abessinischen Erzlagerstätten demnächst in Marsch gesetzt werden wird. Das linke Bild zeigt Professor v zur Mühlen auf einer früheren Forschungsreise durch Äthiopien

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Professor v. zur Mühlen bei den Goldwäschern in Westabessinien



In den Jahren 1930 und 1931 konnte Professor v zur Mühlen die Eigenart der nunmehr planmäßig zu erforschenden Gebiete kennenlernen.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

7. Fortsetzung.

„Du brauchst mir nichts zu sagen", erklärte er, schon im Sprung, das Zimmer zu verlassen. „Ich bin inzwischen aus der Pension angerufen worden. Annelies ist bewußtlos in einem fremden Zimmer aufgefunden worden. Ist der Wagen unten?"

„Du brauchst nur Gas zu geben", versetzte Zirkel fassungslos.

„Ich fahre hin und hole unterwegs Doktor Kessel von unserem Sturm ab. Er ist Schiffsarzt gewesen und kennt sich vielleicht aus. Ich habe ihm schon Bescheid gesagt. Hier auf der Karte habe ich jedes Loch angemerkt, durch das ein fremdes Auto entwischen könnte. Du wirst dich jetzt hier in den Sessel setzen und der Reihe nach alle Kameraden vom Sturm anrufen, die ein Auto oder ein Motorrad haben. Wer für mich was übrig hat, soll Benzin auffüllen und sich bereit halten, bis er wieder angerufen wird. Ich werde mich hier wieder melden, wenn ich mit Kessel in der Gartenstraße gewesen bin."

An der Schwelle blieb er noch einmal stehen, ballte die Faust und schüttelte sie.

„Wenn sie der Annelies was angetan haben, dann gnade ihnen Gott!"

Auf dem Wege von seiner Wohnung zur Gartenstraße brauchte Grote keinen Umweg zu machen, um Doktor Kessel abzuholen. Er stand schon bereit am Straßenrand und brauchte nur einzusteigen. Er war vierzig Jahre alt, beleibt und rotgesichtig. Von diesen vierzig Jahren hatte er fast zehn auf hoher See verbracht. Er war in Seglerdreß, denn er hatte beabsichtigt, wenn mehr Wind aufkam, nach Starnberg zu fahren und den Sonntag in seiner Jolle zu verbringen. Aber Kameradschaft ging vor.

„Was ist eigentlich los?" fragte er, als er neben Grote saß.

„Weiß selber noch nicht genau!" versetzte Grote. „Das Mädel, die Annelies, ist bewußtlos im Zimmer einer Madame Serafe gefunden worden. Vergiftung sagen sie. Sie wissen's sich nicht anders zu erklären. Die Madame ist unauffindbar."

„Eifersucht?" fragte Doktor Kessel und streifte Grote mit einem schnellen Seitenblick.

Grote schüttelte den Kopf.

„Die Madame ist eine ausrangierte Tänzerin oder so was. Ausländerin unbestimmter Abkunft. Ich habe sie nie gesehen. Kenne nicht einmal ihren Namen."

„Und sie ist auf und davon?" fragte Doktor Kessel.

Grote nickte.

„Das Mädel, die Annelies, wollte sie zurückhalten. Die Madame hatte wohl Grund, sich dünn zu machen. Gestern ist in der Osteria was Ähnliches passiert. Die Madame ist auch dabei gewesen. Ein anderes Mädel ist fast besinnungslos aus dem Lokal geschleppt worden und der Dritte von der Gesellschaft, auch ein Ausländer, ist total unzurechnungsfähig in seinen Wagen gestiegen."

„Kann man den Mann sehen?" fragte der Arzt.

„Er ist tot", versetzte Grote. „Mit dem Wagen in der Nacht tödlich verunglückt."

„Und das Mädel?"

„Das Mädel", erklärte Grote harten Gesichts, „hat heute nacht wieder ein anderer Ausländer besinnungslos bei Kufstein über die Grenze schaffen wollen. Sind alle Südamerikaner."

Doktor Kessel grunzte und sagte nichts mehr, bis der Wagen in der Gartenstraße hielt. Noch nie war Grote so schnell eine Treppe hinaufgerannt. Hedda stand schon bereit, ihn und den Arzt zu empfangen.

„Wie geht es ihr?" war Grotes erste Frage. „Hier bringe ich den Arzt."

Hedda sah ihn an, und einige der Goldfunken in ihren Augen begannen zu tanzen.

„Bitte", antwortete sie, „sorgen Sie sich nicht zu sehr. Es hat sich inzwischen wenigstens nichts verschlechtert."

„Kann ich sie sehen?" fragte Grote hastig.

Hedda tauschte einen Blick mit dem Arzt.

„Ich weiß nicht", versetzte sie, „ich glaube, es ist besser, Sie lassen den Arzt vorangehen."

„Nur einen Blick", bat Grote. „Ich will kein Wort sagen und sofort wieder gehen."

Hedda zuckte die Achsel und ging voraus. Sie öffnete behutsam die Türe, behielt den Griff in der Hand und blickte hinein. Adele wachte bei Annelies; sie erhob sich, kam an die Türe und ließ den Blick auf die Bettcouch frei.

„Nein", sagte Hedda, „es ist unmöglich! Ich kann Sie nicht hineinlassen. Adele wird Sie hinunterführen in das Empfangszimmer. Sie müssen warten, bis der Arzt im Zimmer gewesen ist."

Grote weigerte sich, die Treppen wieder hinunterzugehen. Er stellte sich draußen im Flur auf, um etwas näher zu sein. Er zwang sich eisern zur Ruhe. Als er nach einer knappen Viertelstunde den Arzt wieder auftauchen sah, hatte sich Grote wieder so weit in der Gewalt, daß er ihn erwartete, ohne einen Fuß zu rühren.

„Wenn ich nicht stärkste Beweise dagegen finde", erklärte Doktor Kessel, „würde ich sagen, daß die junge Dame sinnlos betrunken ist."

Grote starrte ihn wütend an.

„Das ist ganz ausgeschlossen."

„Das sagt die Hausdame da drinnen auch", bemerkte Doktor Kessel. „Aber, lieber Grote, es sind auf dieser Welt leider weniger Dinge von vornherein ausgeschlossen, als Sie zu glauben scheinen. Auch alles, was ich sonst sehe und höre, spricht gegen meinen Befund. Da also der Fall zweifelhaft ist, werden wir die Patientin in der Klinik überprüfen und den Magen ausheben. Leichtere Mittel wirken nicht. Ich habe alles versucht."

Grote blieb wie angewurzelt stehen.

„Keine unmittelbare Gefahr?"

„Nicht, soweit ich sehen kann. Damit wir keine Zeit verlieren, wollen wir die Patientin in deinem Wagen fortbringen. Wir werden sie freilich tragen müssen. Die Hausdame wird sie gleich soweit haben."

Grote wandte sich an Adele, die gerade vorbeihuschen wollte.

„Diese Madame Serafe ist wohl immer noch verschwunden? Kann ich schnell einmal ihr Zimmer sehen?"

„Sie stehen davor", sagte Adele und drückte die Klinke nieder.

Grote trat mit Doktor Kessel ein.

„Hier ist es geschehen", versetzte er und blickte sich nach allen Seiten um. Er entdeckte den Frühstückstisch mit zwei Gedecken und musterte ihn argwöhnisch. „Wo ist der Alkohol?" fragte er. „Das Fräulein ist vom Schwimmen gekommen und muß dann sofort von dieser Madame Serafe beredet worden sein, in ihr Zimmer zu treten. Hier ist ein kleines Kännchen Rum, keine drei Fingerhüte voll, und hier steht eine Flasche Likör, aus der höchstens zwei Gläser fehlen. Ist es die Gewohnheit des Fräuleins, frühmorgens Likör zu trinken und Rum zum Tee zu nehmen?"

Adele antwortete, sie könne sich nicht erinnern.

Doktor Kessel führte nacheinander das Rumkännchen, die Likörflasche und die beiden gebrauchten Tassen an die Nase.

„Ich kann nichts Verdächtiges entdecken", versetzte er kopfschüttelnd. „Wir wollen alles stehen lassen, wie



Rast auf dem Gipfel
Aufnahme: Dr. Paul Wolff.

wir es vorgefunden haben und die Türe abschließen. Zuerst müssen wir für unsere Patientin sorgen. Gehen wir hinüber."

Das Wiedersehen mit Annelies war für Grote erschütternd. Hedda hatte sie angezogen und in eine Decke gehüllt und saß bei ihr, um ihr den Kopf zu halten. Sicherlich war sie ganz ohne Bewußtsein. Ihr Atem ging hastig und stoßweise. Der Mund stand offen und die Augen waren geschlossen; das ganze Gesicht rot angelaufen.

Hedda blickte ihm ungewiß entgegen. Konnte er den Anblick ertragen?

Grote machte sein Gesicht so abweisend wie er konnte.

„Ich werde sie natürlich allein tragen", versetzte er und bückte sich nach ihr.

Als er sie auf die Arme nahm, pendelte der Kopf hilflos hin und her, ohne Halt zu finden. Da Grote keine Hand frei hatte, mußte Hedda hinzutreten, um den Kopf an seine Schulter zu betten.

„Bringen Sie sie bald zurück", sagte sie verweint und öffnete ihm die Türe.

XXI.

Grote kam herein, warf den Hut auf den nächsten Stuhl, setzte sich selber in einen anderen und trocknete sich die Stirn.

„Es ist noch viel schlimmer als wir uns das vorgestellt haben", berichtete er. „Sie haben ihr den Magen ausgepumpt, und sie haben nichts gefunden als eine halbe Tasse Tee mit schwachen Spuren von Alkohol. Aber sie ist immer noch ohne Besinnung. Wie sie das gemacht haben, ist denen in der Klinik ein Rätsel. Sie wissen auch nicht recht, was sie tun sollen. Wir müssen dieses Frauenzimmer, diese Madame Serafe, wie sie sich nennt, unbedingt fassen, damit sie aussagt, was sie mit dem Tee angefangen hat."

Zirkel überreichte ihm eine Liste.

„Hier, ich habe bisher vierundzwanzig Zusagen bekommen. Es hat sich fast keiner ausgeschlossen. Auf die ist Verlaß. Treffpunkt: Schoppenbräu. Äußere Wiener Straße. Von dort gehen die Ausfallstraßen wie Fächer auseinander."

Grote setzte sich in den Lesestuhl, stützte den Kopf in die Hände und sagte kein Wort. Er horchte in sich hinein und vernahm eine Stimme, die ihm sagte, daß er kein Recht mehr hatte, zu leben, wenn nicht das Mädchen am Leben blieb, von dem er eben kam.

„Nimm es nicht so hart", sagte Herr Zirkel schüchtern.

„Wenn mir das eine nicht gelingt, braucht mir nichts mehr zu gelingen", versetzte Grote und zog etliche Blätter Papier aus der Tasche. „Ich habe mir hier die Grenzübergänge aufgezeichnet. Und hier ist die Straßenkarte. Ich glaube nicht, daß ich etwas übersehen habe."

Beide beugten sich mit den Köpfen über die Karte.

„Die letzte Spur von dem grünen Lancia haben wir in Rosenheim festgestellt", versetzte Grote. „Er muß gemerkt haben, daß jemand hinter ihm her ist. Nach München kann er nicht durch sein Zurück konnte er auch nicht. Er muß sich unterwegs irgendwo verkrochen haben. Diese Madame Serafe ist natürlich seine Helferin. Da sie die Pension nach einem Anruf plötzlich verlassen hat, will sie sicherlich zu ihm stoßen. Der Anruf kam aus Holzkirchen. Das haben die in der Pension inzwischen festgestellt. Er wird aber sicher nicht in Holzkirchen geblieben sein, sondern einen anderen Treffpunkt bestimmt haben. Mit einer bewußtlosen Frau im Wagen wird er nicht die Frechheit haben, näher an München heranzukommen. Ich bin der Meinung, daß er versuchen wird, über Salzburg zu entkommen, wenn er erst seine Helferin aufgenommen hat. In diesem Fall wird er noch irgendwo in der Nähe von Rosenheim stecken. Er kann aber auch in Holzkirchen geblieben sein. Von Holzkirchen aus kann er alle anderen Straßen nach Österreich und nach der Schweiz erreichen."

„Keine andere Möglichkeit?" fragte Zirkel.

„Kaum", versetzte Grote. „Der Boden wird ihm nicht weniger heiß geworden sein als dieser Madame Serafe. Sie werden beide das Verlangen haben, den nächsten Grenzübergang zu erreichen."

Zirkel richtete sich auf.

„Was soll also getan werden?"

„Über die Grenze kommen die beiden nicht", erklärte Grote. „Dafür sorgt die Polizei. Aber sie können sich noch tagelang im Inland aufhalten, ehe sie gefaßt werden, und dann ist es vielleicht zu spät, Annelies zu retten."

„Es ist doch klar", versetzte Zirkel. „Wir alle helfen dir. Du brauchst nur zu sagen, was zu tun ist."

Grote blickte auf die Uhr.

„Die Madame wird kaum den Wagen gewechselt haben. Und wenn sie ihn gewechselt hat, so hat sie auch nur eine andere Droschke genommen. Viel Vorsprung hat sie nicht. Wenn die Jungens ordentlich Gas geben und in genügender Zahl aufmarschiert sind, um jede mögliche Straße abzusuchen, kann ein so auffälliges Gefährt wie eine Münchener Autodroschke eigentlich nicht unentdeckt Landstraßen entlang fahren."

Zirkel, völlig überzeugt, streckte die Hand nach dem Fernsprecher aus.

„Willst du die Jungens anrufen?"

Grote bleich und entschlossen, schüttelte den Kopf.

„Das besorge nur du. Sie sollen sich bereit halten. Ich werde in fünf Minuten bei ihnen sein und die Verteilung angeben. Die schnellsten Wagen müssen auf die Strecke Aibling, Rosenheim und Holzkirchen eingesetzt werden. Du kannst inzwischen alle Droschkenhaltestellen anrufen und feststellen, ob etwas über die Nummer II A 61345 festzustellen ist. Das ist die Droschke, mit der die Madame ausgerissen ist. Sie hat ihren Standplatz in der Gartenstraße bei der Pension."

Zirkel war begeistert.

„Donnerwetter! Du hast wirklich keine Minute verloren. Du kannst getrost abziehen. Die kriegen wir schon."

An der Türe wandte sich Grote noch einmal um.

„Du darfst natürlich die Wohnung nicht verlassen. Wir brauchen sie als Zentrale, um Meldungen durchzugeben. Und wenn dir noch Zeit bleibt, kannst du auch alle erreichbaren Tankstellen auf die Nummer II A 61345 und auf den grünen Lancia hetzen."

Zirkel hatte schon den Telephonhörer in der Hand.

„Keine Sorge. Das ist von diesem Augenblick an Befehlszentrale. Ich lasse mich nicht einmal von deiner Haushälterin vertreiben. Du kannst dich auf mich verlassen."

Das Lokal, in dem sich Grotes Kameraden versammelt hatten, war früher einmal eine kleine Brauerei gewesen und diente seit fünfzig Jahren, aufgelassen und umgestaltet, als Gaststättenbetrieb. Es gab da einen Saal für Tanzfestlichkeiten, ein großes und ein kleines Gastzimmer und auch Nebenräume, die mit Vorliebe von Vereinen zu Zusammenkünften benutzt wurden. Eines dieser Zimmer hatte in den neunziger Jahren ein Regimentsverein, der die Tradition an die Ereignisse von 70/71 pflegte, mit Kriegsbeutestücken französischer Herkunft ausgeschmückt. Der SS.-Sturm, dem Grote angehörte, hatte diesen Raum nunmehr übernommen, und viele seiner Angehörigen liebten es, nach dem Appell hier kameradschaftlich ein Glas Bier zu trinken. Zu den alten Waffen waren gestiftete Andenken an die Jahre 1914—1918 gekommen und später auch die Embleme und Bilder der neuen Zeit und ihrer Führer.

Als Grote ankam, hatten sich gut vierzig seiner Kameraden hier versammelt. Die meisten hatten Kraftfahrzeuge mitgebracht und draußen hingestellt.

Herr Zirkel hatte sie durch den Fernsprecher schon ein wenig vorbereitet auf das, was von ihnen erwartet wurde, aber ganz klar war ihnen die Sache noch nicht, und also hatte Grote zunächst eine Erklärung abzugeben.

Ganz leicht war es Grote auch nicht geworden, seine Kameraden zu einem außerdienstlichen Zweck zusammenzutrommeln. Sie waren alle gleich ihm in Anspruch genommen von Berufsarbeit. Außerdem hatten sie zweibis dreimal in der Woche zum Appell anzutreten, was gleichbedeutend war mit freiwilligem Verzicht auf den größten Teil ihrer Freizeit. Aber er hatte sich in diesem besonderen Fall nicht anders zu helfen gewußt.

Er fing an mit einer Entschuldigung. Die Ereignisse und Erschütterungen der letzten Stunden hatten so stark auf ihn eingewirkt, daß er kaum noch fähig war, zusammenhängend zu sprechen. Seine Kameraden vom Sturm, die ihn alle genau kannten, waren erstaunt, ihn verwandelt zu sehen. Sie hatten ihn noch nie so niedergeschlagen und um Worte verlegen gesehen. Er schilderte ihnen Annelies und die Gefahr, in der sie schwebte, sowie die Notwendigkeit, dieser geflüchteten merikanischen Madame habhaft zu werden und, wenn es möglich war, auch dieses Señor Ortega, der sicherlich der Anstifter der geschehenen Verbrechen war. Die Polizei, die er verständigt hatte, war erst halb bei der Sache. Die verantwortlichen Leute im Präsidium scheuten sich, ihren großen und umständlichen Verfolgungsapparat in Bewegung zu setzen, solange die angezeigten Umstände nicht klar als Verbrechen gekennzeichnet waren.

Die versammelten Männer wollten nach dieser Schilderung der Sachlage vor allem wissen, was von ihnen erwartet wurde.

Grote breitete eine Straßenkarte aus und erläuterte genau die möglichen Fluchtwege. Er selber hatte den grünen Lancia bis in die Gegend von Rosenheim verfolgen können und dort erst seine Spur verloren. Es war wenig wahrscheinlich, daß sich Ortega mit Conchita im Wagen, ganz gleich, ob sie bei Besinnung war oder nicht, näher an München heranwagen würde. Der Anruf, der Madame Serafe veranlaßt hatte, fluchtartig die Pension zu verlassen, war aus Holzkirchen erfolgt. Es war anzunehmen, daß er am gleichen Ort oder in der Umgebung mit ihr zusammentreffen wollte. Sicherlich gedachte er mit ihrer Hilfe leichter über die Grenze zu kommen. Die Frage war nur, welchen Grenzübergang er wählen würde. Den nächsten Grenzübergang Kufstein würde er sicher vermeiden. Es kamen also in erster Linie die Grenzstellen Freilassing. Paß Melleck, Kössen, Landl und Mittenwald in Betracht. Auf einer dieser Strecken mußten der grüne Lancia und der alte Ford mit Madame Serafe aufzufinden sein.

„Gut", versetzte einer der aufmerksam zuhörenden Männer, „und was soll geschehen, wenn einer von uns den einen oder den anderen Wagen aufgespürt hat?"

„Die nächste Polizeistelle verständigen", erklärte Grote, „und außerdem sofort mich oder Doktor Keisel in der Rotkreuzklinik anrufen. Und unter allen Umständen dafür sorgen, daß weder das Frauenzimmer noch der Mann entwischen können. Das ist alles, was wir tun können, denn wir haben keine Polizeibefugnisse. Für alle Kosten werde ich selber geradestehen."

„Es ist also nicht Dienst?" vergewisserte sich einer der Männer.

Grote schüttelte den Kopf.

„Natürlich nicht. Keiner hat die Verpflichtung, dabei mitzumachen."

Es lag ihm nicht, viele und große Worte zu machen. Aus der Notgemeinschaft des Krieges und der harten Nachkriegszeit war allen Männern seiner Art ein neuer und hochgehaltener Begriff erwachsen: Kameradschaftlichkeit. Wer ihn nicht lebendig in Fleisch und Blut hatte, der gehörte nicht zum Bau und der war für diese neue Art Männergemeinschaft verloren.

„Es ist nur", meinte der Mann von vorhin, er hieß Fritze und war der sorgenvolle Inhaber eines kleinen Zigarrenladens, „weil ich heute Kindstaufe habe."

Die Männer lachten.

„Du bist natürlich ausgenommen", sagte Grote.

Fritze blickte zögernd in die Runde.

„Ne ne", entschloß er sich, „ich mache mit. Ich habe eine Maschine, die läuft glatt ihre hundert Kilometer. Aber nur, wenn ich draufsitze. Und außerdem bin ich da gut bekannt in der Gegend. Und ein Vetter von mir ist beim Zoll in Mittenwald, und ein Onkel von meiner Frau hat die große Tankstelle bei Holzkirchen, der erfährt alles."

XXII.

Ein schmaler junger Herr, olivbraun, die untere Gesichtshälfte blauschwarz, mit einer Aktenmappe und einem Handkoffer beschwert, stieg in der Gartenstraße die Treppe zur Pension hinauf, und zwar bis zum obersten Stock. Hier suchte er sämtliche Taschen nach Schlüsseln ab, fand sie, schien darob sehr erleichtert und öffnete die Flurtüre. Bisher hatte ihn niemand gesehen, denn es war die Zeit der gemeinsamen Abendtafel. Aber als er im Flur stand und die Türe hinter sich zudrückte, kam neugierig das Zimmermädchen Adele aus Zimmer 36, wo sie eben das Schlafsofa für die Nacht hergerichtet hatte.

Sie war so überrascht, daß ihr einen Augenblick die Sprache wegblieb. Um so lebhafter wurde sie, als sie sich wieder gefaßt hatte.

„Ja, der Herr Doktor! Der Herr Doktor Martinez! Und wir haben schon gefürchtet, wir würden den Herrn Doktor überhaupt nicht mehr sehen!"

Doktor Martinez setzte Koffer und Aktenmappe auf den Boden.

„Aber ich habe geschrieben", sagte er. „Einmal und noch einmal."

„Zweimal? Da muß einmal die Post verlorengegangen sein. G'wiß ist's wahr, Herr Doktor, wir haben nur einmal Nachricht bekommen. Vorgestern. Fragen Sie nur die Hausdame. Hat Fräulein Hedda Sie schon gesehen, Herr Doktor?"

Er schüttelte den Kopf.

„Niemand hat mich gesehen, glaube ich."

„Da muß ich aber gleich unten anläuten und Sie

melden. Wo das Fräulein Hedda so auf Sie wartet. Nein, was es bei uns inzwischen alles gegeben hat. Sie machen sich ja keine Vorstellung. Fräulein Hedda wird Ihnen gleich alles sagen. Aber erst bringe ich Sie in Ihr Zimmer. Sie haben selbstverständlich wieder Ihr altes Zimmer. In dem Kofferzeug von der Madame Serafe war sowieso nur Luft."

„Wovon sprechen Sie?" fragte Doktor Martinez ratlos.

Adele warf sich in die Brust.

„Ich kann nicht mehr sagen, Herr Doktor. Sonst heißt es wieder, ich bin schwatzhaft gewesen, wie bei dieser Madame Serafe. Nein, was wir mit der für Ärger gehabt haben. Das arme Fräulein Annelies! Denken Sie sich: Noch nicht bei Besinnung. Und der gute Herr Hasse ist tot und das spanische Fräulein entführt! Aber jetzt hole ich gleich Fräulein Hedda."

Zwei Minuten später lief Fräulein Hedda, so schnell sie konnte, die Treppe herauf. Adele hielt ihr schon die Türe offen und führte sie zu Doktor Martinez.

Er räumte gerade mit sorgenvoller Miene Bücher und Schriftstücke aus seiner Aktenmappe und ordnete sie auf den kleinen Schreibtisch.

Hedda ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

„Ach, Doktor Martinez, wie sehnlich haben wir Sie erwartet! Wo waren Sie so lange?"

Doktor Martinez, verlegen und in sich gekehrt, sah zu, daß er bald wieder in den Besitz seiner Hände kam.

„Ich war in Berlin, Señorita. Ich habe von dort geschrieben. Ich mußte mit der Gesandtschaft verhandeln, und ich habe etwas im Physikalischen Institut gearbeitet. Ein wundervolles Institut, Señorita. Leider ich komme mit leeren Händen. Der Versuch war am Ende doch negativ. Und meine Verhandlungen mit der Gesandtschaft? Oh, darüber möchte ich lieber gar nicht reden. Zu traurig, Señorita. Mexiko kein gutes Land mehr. Keine Ordnung, kein Gesetz. Aber schlimmer ist noch, daß Versuche negativ. Aber sehr interessant!"

„Mein Gott!" Hedda faltete vor der Brust die Hände. „Von welchen Versuchen sprechen Sie?"

„Sie wissen nicht?" Doktor Martinez' Stimme bekam einen leicht tadelnden Ton. „Aber Sie haben gehört von Rutherford und von den Herren Miethe und Nagaoka? Sehr interessant, Señorita. Wenn sie fünf Minuten Zeit haben, ich will versuchen Ihnen zu beschreiben. Aber negativ, leider negativ, wenn Quecksilber chemisch rein und wenn Experimentator nichts aus Gold an sich hat, nicht Brille, nicht Ring, nicht einmal Plombe. Ich ein sehr guter Experimentator. Ich haben kein Gold. So habe ich auch kein Gold gewonnen aus Quecksilber. Nicht mit aller Sorgfalt und Zeit. Und wenn andere haben anderes Ergebnis, dann das Quecksilber ist nicht chemisch rein oder die Herren anrühren goldene Brille oder so und bringen so unbewußt Goldspuren in Spektrum. Ich will beschreiben."

Er trat an den Schreibtisch und suchte unter seinen Papieren aber Hedda hielt ihn mit erhobenen Händen davon ab.

„Nicht jetzt, Doktor Martinez. Beantworten Sie mir bitte schnell eine einzige Frage Gibt es bei Ihnen in Mexiko ein Mittel, das, vermischt mit gewöhnlichem Tee, betäubt oder gar tötet?"

Er schüttelte befremdet den Kopf.

„Ich bin nicht Botaniker, Señorita! Kein Topikologe."

„Aber besinnen Sie sich trotzdem", bat sie dringend. „Haben Sie je von so einer Art Mittel etwas gehört, und kennen Sie ein Gegenmittel?"

Noch mehr befremdet trat er einen Schritt zurück.

„Warum fragen Sie, Señorita?"

Fräulein Hedda bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Fräulein Annelies hat hier in diesem Zimmer so etwas verabreicht bekommen und liegt jetzt todkrank und ohne Bewußtsein in der Klinik, und erst schien es, als hätte sie zuviel getrunken was aber ganz unmöglich ist."

Doktor Martinez blickte sie schweigend an und schien nichts zu verstehen.

„Entschuldigen Sie", bat Hedda, „verzeihen Sie mir. Aber ich bin ganz außer mir vor Entsetzen. Wir wollen uns setzen, und dann will ich alles von vorne an berichten. Es ist ja so viel vorgefallen. Und da habe ich gleich am Anfang wieder eine Frage. Sie haben doch eine Braut daheim, Doktor Martinez?"

„Eine Braut?" Er wiederholte das Wort, bedachte es sorgfältig und schüttelte dann den Kopf. „Wie sollte ich eine Braut haben, Señorita? Ich bin schon drei Jahre fort von zu Hause."

Sie ließ sich aber nicht abschrecken.

„Sie müssen doch von zu Hause her ein Mädchen kennen namens Conchita. Eine Tänzerin, von der alle Welt spricht."

Als er den Namen hörte, lockerte sich sein Gesichtsausdruck und er nickte eifrig.

„Oh, Conchita. Ja, Conchita kenne ich. Aber Conchita ist nicht meine Braut. Wir haben uns gekannt, wie ich noch war im Hause meiner Eltern auf der Finca San Juan de Fuca. Aber das ist lange her."

Er hob die Hand so hoch er konnte und sagte: „Sie ist geworden so groß!" Und dann ließ er die Hand heruntergehen bis zum Boden und sagte: „Und ich bin inzwischen geworden so klein. Damals aber war es umgekehrt. Aber wie kommt ... ? Warum fragen Sie nach Conchita? Was Sie wissen davon?"

Hedda ließ geknickt den Kopf sinken.

„Wenn Sie nur früher zurückgekommen wären, Doktor Martinez. Conchita ist ihrem Manager — er muß ein sehr übler Patron gewesen sein — weggelaufen und zu uns in die Pension gekommen. Sie brachte nur ein Handtäschchen mit und einen Zettel mit Ihrer Adresse, aber sie sprach kein Wort Deutsch, und also mußte ich warten, bis Fräulein Annelies kam, um mich mit ihr zu verständigen. Wir vertrösteten sie von Stunde zu Stunde und gaben ihr einstweilen ein Zimmer hier, gleich nebenan."

Doktor Martinez schien den Vorgang noch nicht fassen zu können.

„Sie ist da?"

„Nicht mehr", antwortete Hedda. „Herr Hasse hat sie gestern mitgenommen in die Osteria italiana. Ich wußte nichts davon. Auch eine Madame Serafe war dabei. Sie ist aus Monterrey, hat sie in das Fremdenbuch geschrieben. Haben Sie den Namen je gehört?"

Er schüttelte befremdet den Kopf.

„Sie muß Conchita betäubt haben", fuhr Hedda fort, „und den armen Herrn Hasse und zuletzt auch Fräulein Annelies. Aber die Ärzte wissen nicht, womit."

Doktor Martinez blickte Hedda an wie eine Märchenerzählerin.

„Aber warum das alles? Ich nichts verstehe davon. Kein Wort. Wir hier leben doch in Deutschland und nicht in Mexiko. Warum betäubt?"

„Verstehen Sie denn immer noch nicht?" fragte Hedda verzweifelt. „Alles wegen Conchita. Diese Madame Serafe war die Spießgesellin dieses Menschen, dieses Ortega, Conchitas Manager. Sie hat Conchita aus dem Hause gelockt und in seine Hände geliefert und nachher, als Fräulein Annelies sie hindern wollte, das Haus zu verlassen, hat sie auch Annelies betäubt. In der Tasse waren nur Tee zu finden und schwache Spuren von Alkohol. Aber der Rum kann es nicht gewesen sein. Und weil die Ärzte nicht wissen, was ihr eigentlich eingegeben wurde, darum haben wir alle so sehnsüchtig auf Sie, Herr Doktor, gewartet. Und nun stehen Sie da und sagen, Sie sind nicht Botaniker."

Doktor Martinez bemühte sich, ein zerknirschtes Gesicht zu zeigen.

„Ist aber wahr", sagte er, „ich wirklich kein Botaniker. Aber ich nicht verstehen, warum wollte Conchita zu mir?"

(Fortsetzung folgt.)



Fertig zum Kostümball

Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.

CLEMENS LAAR:

Kämpfer gegen Unvernunft und Tod

Aus den Erlebnissen deutscher Schiffsärzte

1 Fortsetzung.

Die Panik beginnt in der Kabine der Geisteskranken. Meller hat zwei Matrosen als Wache postiert, stämmige, kräftige Kerle, begabt mit unendlicher Geduld, aber auch klobigen Fäusten; doch im Zusammenspiel der tückischen Zufälligkeiten unterliegen sie trotz dieser seltenen Waffen. In der Eile haben die Leute vom Maschinenpersonal die eisernen Sturmdeckel nicht fest genug angezogen, und in feinen Schleiern sprüht das Wasser hindurch. Die beiden machen sich daran, die handgroßen Flügelschrauben nachzuziehen, und in diesem Augenblick geschieht es

Vier Frauen und zwei Männer, die Meller für diese Stunden zusammenlegen mußte, fallen in der geheimnisvollen, unbegreiflichen Instinktgemeinschaft des Rudels über die beiden Seeleute her Es ist der ungebändigte Wahnwitz, der über sie kommt Es gibt keine Gegenwehr vor dem schäumenden, rasenden, mörderisch aufbegehrenden Irrsinn Dem einen Mann wird das Brustbein eingetreten, der andere verliert das Bewußtsein unter vier fünf an seinem Hals würgenden Händen

Über die Leiber der beiden hinweg trampeln sie hinaus auf den Gang Eine der Frauen hat sich die Kleider vom Leib gerissen Die Fetzen wirbelt sie um den Kopf

So sieht sie der Erste Offizier herankommen, der gerade die Riegel an der Sturmtür vor dem Backbord-Niedergang in die Scharniere fallen lassen will

Er begreift in Sekundenschnelle und stemmt mit der Schulter die Riegel noch einmal hoch, schiebt sich hinaus

„Doktor! Wo ist der Doktor?“

Den Doktor entdecken sie im Schlafraum der Männer im Vorschiff Er sitzt auf der Pritsche eines der Lungenkranken und erzählt lächelnd und gelassen in seinem gebrochenen Spanisch, daß es morgen wieder Reispudding nach dem Essen geben wird Den lieben sie alle Noch nie zuvor in ihrem Leben haben sie so etwas gegessen

Einer kreischt aus dem Dunkel des anschließenden Eßraums herüber, daß alle Deutschen Lügner und Mörder sind

„Wir gehen doch unter Wir wissen das ganz genau!“

Der Zyklon schüttelt die „Toledo“, daß die Menschen wie Erbsen in einer Schachtel umhergeschleudert werden. Nur der Dr Meller sitzt fest

Er lächelt. Man kann es ihm nicht ansehen, wie er sich unter Aufbietung aller Kräfte mit Schenkel und Rücken in der Pritschenkoje festklemmt

„Wir gehen unter!“

Der Dr Meller lächelt und plaudert von Reispudding.

Über ihren Köpfen beginnen die Frauen einen winselnden, jammervollen Choral. Man hört nur Fetzen. und durch diese schlagen immer wieder schrille Schreie. Kinderweinen und gellende Schmerzensrufe hindurch

Der Dr. Meller plaudert von angenehmen Dingen des Magens und sieht dabei lächelnd einem Manne ins Auge, der den blutunterlaufenen Blick nicht von ihm läßt, der zusammengezogen wie in Schmerz oder Spannung an einen Stützpfeiler gedrängt steht, und dessen Hand immer tiefer zu der breiten Gürtelschärpe rutscht

In diesem Augenblick poltert jemand auf der Treppe in seinem Rücken

Hanne Butenschön, der Messejunge, ist es

„Herr Doktor   was Ihre Frauenslüt sind . . . die sind wohl nun ganz mall geworden!“

Meller verliert das Lächeln nicht Er wendet auch nicht den Kopf, sondern wirft über die Schulter zurück:

„Werden nur ängstlich sein Die beiden Leute sollen Ordnung schaffen Können ruhig ein bißchen grob sein “

Der Junge rüttelt ihn am Arm

„Aber die sind ja längst buten, Doktor. Und die Lüt “

Das elektrisiert Meller läßt nur für eine Sekunde den Blick von dem Hysteriker vor ihm, und in diesem Augenblick geschieht es. Der Mann springt mit einem wilden, unverständlichen Kreischen vor

Hanne Butenschön hat den Ansatz zum Sprung gesehen und sich zwischen den Tollwütigen und den Doktor geschoben, aber sein schmächtiger Jungenkörper ist nicht stark genug. Er taumelt. Das Messer des Spaniers fährt dem Doktor in den Unterarm, den er instinktiv zum Schutz vor das Gesicht gehoben hat

Hanne Butenschön hat sich zur Seite gerollt, fischt nach den Beinen des Spaniers und bekommt sie auch glücklich in dem Augenblick zu packen, da der zum zweiten Male ausholt

Er schlägt schwer zur Erde, rafft sich mit unheimlicher Gewandtheit wieder auf, aber in diesem Moment holt die „Toledo“ tief nach Backbord über und der Spanier prallt mit dem Schädel gegen den eisernen Mittelträger Regungslos bleibt er liegen

Meller preßt mit dem Daumen die zerschnittene Vene zusammen und zischelt nur durch die zusammengebissenen Zähne hindurch: „Nimm ihm das Messer weg“ Dann stürmen sie den Aufstieg hinan

Das Vordeck wird dauernd von Brechern überspült Es sieht aus, als ob sie in einer ungeheuren Wanne schwimmen, die ein unsichtbarer Gigant hin und her schaukelt, immer hin und her

An den Sturmseilen tasten sie sich über die Winschen hinweg bis zur Brückenleiter, und nur weil Hanne Butenschön wie ein Polizeihund aufpaßt und Kräfte wie ein Schwergewichtsboxer entfesselt, geschieht es, daß diese Unternehmung glückt. Wie oft die Wellen den Doktor Meller davontragen wollten und wie oft es nur noch der spillrige Jungenarm war, der ihn hielt das wissen sie zum Schluß beide nicht mehr

Endlich sind sie auf der Brücke, aber der Käpt'n Kruse hat andere Sachen zu tun, als sich jetzt um das Schicksal von ein paar wahnsinnigen Peonweibern zu kümmern. Zwischen zwei sich jagenden Ruderkommandos stößt er nur knurrig heraus: „Ihre Sache, Doktor Sehen Sie zu, wie Sie die Weiber finden. Wahrscheinlich sind sie schon längst über Bord gewaschen“

Meller hält immer noch mit der Linken den blutenden Unterarm. Schmerzen empfindet er in der Aufregung dieser Minuten nicht, nur das Wort und der Gedanke „Verbluten“ tanzen als flattrige Schemen im Chaos aller Vorstellungen, Wahrnehmungen und Überlegungen herum

„Die Frauen können ja nicht heraus. Ich fürchte nur daß sie den Behelfsgang nach dem Frauendeck finden Nicht auszudenken, was dann geschieht Im Männerquartier unter den Frauen sieht es ohnehin böse aus Die Kerle sind alle drauf und dran, völlig den Verstand zu verlieren“

Käpt'n Kruse streift ihn mit einem gehetzten Blick „Also sehen Sie zu, Doktor   Vielleicht schaffen wir's   Vorläufig arbeitet die Rudermaschine noch Unsere Jungen im Maschinenraum sind großartig Großartig sind die Jungen   “

Er drängt die Nase der „Toledo“ gegen ein anrollendes Wassergebirge, um auf dem Kamm sofort wieder um fünfundvierzig Grad aus dem Kurs zu scheren, weil jetzt seitlich eine Burg aus Wellen und Gischt sich auftürmt Die Gefahr des Kenterns ist bei der „Toledo“ besonders groß. Die Konstrukteure haben ihren Schwerpunkt unter Einbeziehung von Wasserballast und Fracht errechnet, aber jetzt ist die Fracht fortgefallen, und so liegt der Schwerpunkt ungewöhnlich hoch. Es ist, als ob man bei einem Stehaufmännchen die Bleifüllung bis fast zur Mitte nach oben verschiebt

Höchste Nervendisziplin, blitzschnelle Entschlußkraft und das reibungslose Zusammenspiel einer aufopfernden Mannschaft kämpfen gegen Naturgesetze. Das ist die Lage auf der „Toledo“ Man kann wirklich nicht erwarten, daß Käpt'n Kruse sich mit der Tatsache beschäftigt, daß ein paar wahnsinnige Frauen ihre Isolation gesprengt haben. Noch viel weniger ist zu verlangen, daß er die sich daraus ergebenden Folgerungen und Möglichkeiten ausspinnt

„Sehen Sie zu, Doktor   “

Meller will sich aus dem Ruderhaus schieben, da hört er die Stimme des Alten:

„Doktor, beinah hätt' ich's vergessen Hansen ist vorhin gegen einen Maschinentelegraphen geschleudert worden   Ein paar Rippen futsch   Nicht schlimm. aber ich fürchte, die Leber   “

Ein Wasserschwall klatscht gegen die Scheiben Wunderbar, daß sie noch halten

„   er liegt hinten im Kartenstand“

Meller tastet sich zum Kartenraum hinüber, aber den Zweiten Offizier findet er nicht Nur Alvarez liegt grünbleich in einer Ecke und kämpft tapfer, aber aussichtslos gegen die Seekrankheit Als er den blutenden Arm seines deutschen Kollegen sieht, stemmt er sich hoch und schwankt zu dem Medizinkasten an der Rückwand, der als Provisorium für unvorhergesehene Fälle angebracht ist

Niemand wird ermessen können, was es in diesem Augenblick den kleinen spanischen Arzt kostet, dem Kollegen Meller einen Notverband anzulegen Endlich sitzt er.

Wo Hansen ist?

Alvarez kann nur die Achseln zucken und vage in die Richtung des Hinterschiffes zeigen, und als Hanne Butenschön und Meller sich über das blaugrau überwogte Hinterdeck kämpfen, finden sie auch wirklich Hansen und einen Matrosen restlos erschöpft in den Sturmseilen hängen. Meller kann nichts tun, als den beiden durch den Aufruhr aller irdischen Laute ein paar abgerissene Trostworte hinüberzubrüllen.

Hanne Butenschön aber hangelt sich Hand über Hand zurück zum Mittelbau und bringt auch tatsächlich nach kurzer Zeit Hilfe. Ein Junge, dem die Unterernährung der Kriegsjahre noch in den Knochen steckt und der


doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

jetzt doch unbegreifliche, ja, übermenschliche Kräfte entwickelt. Als Meller ihn durch die fliegenden Gischtwolken mit zwei Matrosen herankommen sieht, fühlt er, wie es ihm warm und naß in den Augenwinkeln steht, und das kommt bestimmt nicht von der zerfetzten, himmelhoch und höllentief geschleuderten Meereswogen.

Nach vielen Minuten, in denen ihnen die Lungen zu platzen scheinen vor unmenschlicher Anstrengung und auch, weil ihnen Wasser und Sturm die Luft vom Munde reißen, nach einer Ewigkeit, in der sie den Kreislauf ihres Blutes wie siedendes Blei gespürt haben, ist Hansen endlich im Kartenraum ausgestreckt. Meller sieht sofort, daß neben den Rippen auch das linke Schlüsselbein gebrochen ist, und ganz fraglos sind auch innere Organe verletzt. Bei jedem Atemzug laufen dem armen Hansen dünne Rinnsale aus Nase und Mund. Meller begreift, daß er nicht viel mehr tun kann, als durch einen kunstgerechten Verband einigermaßen die natürlichen Körperspannungen wieder herzustellen. Während er den Velpeau anlegt, eine höllische Arbeit, wenn man nur eine Hand hat, aber Gott sei Dank hilft der unwahrscheinliche Hanne Butenschön so verständnisvoll wie ein alter Sanitätsunteroffizier — während er also mühsam Schlinge um Schlinge um den armen, zerschmetterten Körper legt, ächzt Hansen:

„Luke drei hinten . . . war eingeschlagen . . Konnten sie gerade noch mit dem Lecksegel dichten. Wird wohl halten . . . Aber einer . . . einer muß immer aufpassen. Sie, Doktor . . Alle andern . . . wichtiger auf Brücke und an den Ruderzügen"

Meller nickt. Ja, er wird auch noch darauf achten Hansen verliert unter seinen Händen die Besinnung, aber der Arzt sieht, daß es nur die gnadenvolle Betäubung aus Schmerzen und Überanstrengung ist Gut so

Während er den Verband vollendet und auch Alvarez sich müht, ihm zu helfen, berichtet er keuchend dem Spanier von den Frauen unter Deck. Jedes Wort kostet ihn unendliche Schwierigkeiten; das Herz kommt einfach nicht mehr zu ruhigem Arbeiten.

Die „Toledo" fällt schwer über das Heck ab. Es ist so, als ob sie blitzschnell rückwärts in eine unendliche Tiefe schießt. Durch das Kreischen und Orgeln des Sturms hören sie einen einzigen gellen Chor von Angstschreien. Alvarez rollt unter den Kartentisch. Er hat die Augen geschlossen, aber als Meller nach ihm greift, streckt er ihm mit einer hilflosen Gebärde einen Rosenkranz entgegen. Diese Geste in diesem Augenblick hat etwas ergreifend Pathetisches, aber mit dem überwachen Instinkt derartiger Sekunden begreift Meller, was Alvarez ihm damit sagen will

Er soll versuchen, die Suggestionskraft dieser kleinen Kette mit den abgegriffenen hölzernen Kugeln auszunutzen. Wahrscheinlich hat Alvarez die Wirkung auf einfache Seelen im Augenblick überflutender Panik schon öfter erprobt.

Die Frauen, richtig, die Frauen . . .

Meller schließt die Linke um den Rosenkranz und winkt Hanne Butenschön mit den Augen. Auch der weiß sofort, was verlangt wird. Meller ist auf den rechten Ellenbogen gefallen und kann nicht allein aufstehen.

Hanne Butenschön reißt den Doktor hoch, schiebt seine schmächtige Schulter unter dessen linken Arm, und so zwängen sie sich hinaus in den grollenden Zyklon. Sie müssen versuchen, den Niedergang zum Maschinenraum zu gewinnen. Von dort aus können sie unter Deck Irgendwo werden sie dann vielleicht die Frauen finden.

Wie, das weiß nur Gott allein

*

Sie finden die Irren auf dem ungeschützten Laufsteg, der an der Stirnseite hoch über dem Maschinenraum die seitlichen Gänge miteinander verbindet. Die Kranken liegen ausgestreckt auf dem eisernen Gitterwerk und werfen kreischend und mit Gesichtern, die eine aberwitzige Lustigkeit verzerrt, alle möglichen Gegenstände in den Maschinenraum hinunter

Meller sieht, wie die alte Frau, die er ursprünglich nur auf Altersschwachsinn eintaxiert hatte, durch den ovalen Einstieg vom Backbordgang klettert und alles mögliche Zeug in den Armen trägt. Offenbar plündert sie die Kabinen des Ersten und Zweiten Ingenieurs, die auf dem Gang gegenüber dem Einstieg liegen.

Die Frau ist vollständig nackt. Das Haar hängt ihr wirr über das Gesicht. Sie bleckt die Zähne in einem Grinsen höllischer Genugtuung.

Meller muß für Sekunden die Augen schließen. Das ist grauenvoller als alles, was ihm das Leben bisher an Gefahr, an Not und Jammer gezeigt hat

Die Kranken sehen nicht den Arzt und die beiden Leute hinter ihm auf dem Laufsteg. Mit dem Instinkt von Tieren klammern sie sich an das Eisenwerk, parieren federnd alle wilden Stöße des Schiffes ab und schleudern johlend alles hinunter, was die Alte an Gegenständen über sie kollern läßt.

Ein furchtbarer Stoß trifft das Schiff. Wie ein Ball wird es hochgeworfen, und die Alte wirft die Arme hoch. Jetzt, jetzt muß sie stürzen

Mit der unwahrscheinlichen, tierischen Gewandtheit des erregten Geisteskranken findet die Alte einen Halt, wo kein gesunder, starker und junger Mensch sich mehr hätte retten können. Sie kreischt triumphierend.

Die andern stimmen ein und schleudern immer wilder in die Tiefe, was ihre Hände greifen können.

Hanne Butenschön und der Matrose, der sie begleitet hat, wollen in hemmungsloser Wut vorstürmen. Meller kann sie gerade noch mit einem Warnungsruf zurückhalten.

„Nicht so!"

Er zeigt mit dem Kopf nach unten. Da stehen die Leute vom Maschinenpersonal an ihren Ventilen und Regulierungsstangen, die sie nicht loslassen dürfen, da hängt der Erste Ingenieur am Maschinentelegraphen, den er auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen lassen darf, und nur der eine oder andere wagt einen schnellen und erbitterten Blick nach oben. Zwischen ihnen aber liegt auf dem öligen Plattenboden eine dunkle, verkrümmte Gestalt

Meller sieht, daß es einer der kranken Männer ist. Er muß im Lauf dieses infernalischen Spieles abgestürzt sein.

Nein, mit Gewalt ist hier nichts zu tun.

Er zwingt sich zu einem Lächeln und geht langsam, Schritt für Schritt, auf die Gruppe zu

„Freunde, liebe Freunde und Brüder. Schwestern . . ."

Er merkt, daß er deutsch spricht. Verdammt noch mal, was heißt das nur auf spanisch? Was heißt das nur?

Der Kopf versagt völlig, und als jetzt zwei der Kranken zu ihm hinstieren und das verzerrte Grinsen krankhafter Befriedigung auf ihrem Gesicht langsam zu stumpfer, stummer Drohung wird, weiß er nichts zu tun, als die Hand mit dem Rosenkranz vorzustrecken.

„Sunte Maria!" ruft er dabei. „Sunte Maria!"

Er erschrickt über sich selbst. Was ruf' ich denn da, denkt er wirr. Verschwommen fällt ihm ein, daß mit diesem Ruf in Vorvätertagen die deutschen Bauern gegen den Feind gestürmt sind.

Seltsam. Aber noch einmal ruft er, und diesmal leiser und beschwörend

„Sunte Maria!"

Die Macht, die von Kindheit an am stärksten das Leben dieser Menschen geregelt und bestimmt hat, deren unfaßbar große Suggestion ihnen unzerstörbar im Blut sitzt, versagt auch jetzt nicht, da sie sich ihnen mit dem starken Symbol ihres Alltages nähert.

Eine Frau greift hastig nach der Kette, schrickt zurück, bekreuzigt sich inbrünstig und beugt sich kindlich und fromm.

Alle andern tun unter dem unbegreiflichen Zwang ihrer einfältig tiefen Gläubigkeit das gleiche Alles das steht jenseits des zerstörten Verstandes, eine heilig unzerstörbar in ihnen verwurzelte Gefühlswelt

Als Meller, den Rosenkranz immer noch vor sich gestreckt, zwängend den Weg zwischen ihnen sucht und sie ihm täppisch und hilflos folgen, da fühlt er ein wenig von dem mystischen Schauer, der über den religiösen Massenpsychosen des Mittelalters gehangen haben mag.

Widerstandslos folgen ihm die Kranken, und als er nach einer unirdischen Wanderung durch auf- und niedersteigende Gänge, taumelnde Wände und stürzende Treppen die Kranken in die Gemeinschaftskabine gebracht hat, da fühlt er sich plötzlich in einer unwirklichen Traumwelt stehen.

Ist das alles wahr? Ist das tatsächlich wahr?

Mechanisch reicht er einer der Frauen den Rosenkranz. Sie küßt ihm die Hand.

Er merkt es nicht einmal

Hanne Butenschön macht große, erschrockene und verständnislose Kinderaugen. Stumm heben sie den einen Mann von der Wache auf, der bewußtlos und röchelnd am Boden liegt. Der andere hat sich in eine Ecke geklemmt und preßt die Hände gegen die Seiten.

Als sie die Tür von draußen schließen, überkommt Meller ein jäher Schwächeanfall. Die Aufregung ist das, und vielleicht auch die Folge des starken Blutverlustes. Es kostet namenlose Anstrengung, sich nicht einfach sinken zu lassen.

Aber noch darf er es nicht. Noch warten zu viel Menschen auf seine Hilfe. Noch ist der Kampf der „Toledo" nicht vorbei

„Können wir denn die . . die da drin so einfach allein lassen?" mahnt Hanne schüchtern

Meller reißt gewaltsam die Augen auf. „Was? . . . Ach so. Ja, das können wir, mein Junge. Ich glaube schon. Es bleibt uns auch gar nichts anderes übrig. Aber nun . . . wo sind die beiden verletzten Leute?"

*

Nach vier Stunden bricht der Aufruhr des Himmels und des Meeres in sich zusammen. Mit leckgesprungenen Platten, zerschlagenen Luken, zertrümmerten Decksaufbauten und ausgerissenen Lademasten schwimmt die „Toledo" auf einer See von unwirklicher und unbegreiflicher Glätte

Man will die Stille nicht glauben, die nur unterbrochen ist von dem stetigen Arbeiten der Pumpen. Man will einfach nicht glauben, daß nach diesen Stunden des entfesselten Grauens das alte, festgefügte Leben, die normalen Verrichtungen erneut beginnen sollen.

Ein seltsamer Zustand der Trance hängt über allen, die auf der „Toledo" atmen und leben.

Wir haben mitten in einem Zyklon gesessen, wir sind in den Himmel geschleudert worden und wieder hinuntergestoßen in die Mitte der Erde, wir haben direkt hineingesehen in den Rachen des Todes, und jetzt . . .

Im Mannschaftsraum unter der Back klingt das Zeichen auf, das bedeutet: Essen empfangen.

Es ist einfach nicht zu verstehen. Das Leben geht weiter.

Nur einer spürt nichts von dem unheimlich bedrückenden Frieden, von der jähen, quälenden Ruhe. Er merkt es ebensowenig, wie er in den letzten Stunden noch das Wüten des Sturmes empfunden hat, und das ist der Doktor Meller.

Er hat zu arbeiten, und seine Arbeit heißt helfen und dienen, trösten und heilen, und sein Feld ist das Leid, das keinen Platz läßt für den eigenen Schmerz und die eigene Qual Nicht einmal das Recht, müde zu sein, gibt ihm seine Aufgabe.

Überall ruft man nach ihm, und verlangt man schon nicht nach Verband oder nach Stillung von Schmerzen, dann will man Zuspruch von ihm, ein gutes Wort, ein zuversichtliches Lächeln

Alle sind sie ja nur Kinder. Arme, vom Leben mißhandelte und vor dem Leben erschrockene und angstvolle, ganz kleine, hilflose Geschöpfe.

Mit voller Maschinenkraft steuert die „Toledo" den Nothafen Curaçao an, und schon kommen aus der purpurnen Morgenferne die klobigen Umrisse der Öltanks in Sicht, da endlich kann der Doktor Meller ein wenig aufatmen. Man ruft noch überall nach ihm, und so wird es wohl den ganzen Rest der Reise über gehen, aber jetzt ist auch jeder versorgt, der echten Anspruch darauf hat. Ein kleiner, deutscher Schiffsarzt hat seine Pflicht erfüllt

Ein Dampfer hat einem Zyklon getrotzt; eine Mannschaft hat bewiesen, daß sie mehr ist als ein betriebswirtschaftlicher Begriff.

Was weiter?

Die „Toledo" geht ins Dock, wird in Eilschichten notdürftig wiederhergestellt, aber als die Männer dieses Schiffes nach schwerem Schlaf erwachen, da tragen die Zeitungen von Curaçao eine Schlagzeile, die sich in Windeseile über ganz Mittel- und Süd-Amerika verbreiten soll:

„Los heros alemanos del vapore ‚Toledo'."

Die deutschen Helden vom Dampfer ‚Toledo'."

„Die Geschichte einer heroischen Tat."

„Männer, die den Zyklon bezwangen."

„Opfermut eines Schiffsarztes!"

Unzählig sind diese Überschriften, und wenn man wissen will, was sie in Wahrheit wert sind, dann muß man begreifen, daß bis zu diesem Tage selbst in den wohlwollend neutralen Staaten Südamerikas Deutschland und der deutsche Mensch bestenfalls völlig ignoriert wurden. Man muß an diesem Beispiel verstehen lernen, daß jenseits der Landesgrenzen stets die Tat einzelner der Ruhm des ganzen Landes wird.

Ein Schiff und ein kleiner Arzt, was weiter?

Fortsetzung folgt.

dorland bayer

Das ist die von der Natur wunderbar zweckmäßig konstruierte „Mahlfläche".

Das ist die „Krone", das einzige, was Sie vom Zahn im Spiegel sehen.

Die äußere Schutzschicht ist der panzerharte „Zahnschmelz". Darunter sitzt als eigentliche Zahnmasse das „Zahnbein".

Hier hört die Krone auf, die „Wurzel" beginnt.

Dies ist das „Zahnmark" — fälschlich oft Zahnnerv genannt — das den Zahn vom Körper her mit Nährblut und Aufbaustoffen versorgt.

„Der Zahn — ein wunderfeiner Organismus"

Wollen Sie Ihre Zähne bis ins Alter schön, gesund und stark erhalten? Dann folgen Sie dem Rat und guten Beispiel von Millionen: morgens und abends Chlorodont! Chlorodont ist der wahre Freund der Zähne, macht sie schön weiß und blank und schützt sie vor schädlichen Einwirkungen. Der ganze Körper spürt die Wohltat regelmäßiger Chlorodont-Zahnpflege.

aus dem Film:



darum morgens und ***erst recht*** abends



№ 2 der Chlorodont-Serie 1937

Hie Kunst — hie Bürokratie!

Ein heiteres Kapitel aus den Lebenserinnerungen unseres Mitarbeiters Prof. Michael Zeno Diemer, der am 8. Februar seinen 70. Geburtstag feiert

Revierinspektor Siebenmoser starrte verblüfft auf die gut zwanzig Meter lange Bretterhütte, die da mitten in Schwabing über Nacht aus dem Boden gewachsen war. Er traute seinen Augen nicht. O heilige Fata Morgana, führe mich nicht in Versuchung, oder hatte er gestern beim Bierabend der königlich bayerischen Polizeibeamtenvereinigung tatsächlich eine Maß über den Durst getrunken?

Langsam und voller Mißtrauen pirschte er sich näher Die Sonne spiegelte sich funkelnd im blankgeputzten Nickel seiner Pickelhaube. Er hob gewohnheitsmäßig ein wenig den Säbel, damit der nicht nachschleife und mit seinem respektgebietenden Gerassel die Geister vorzeitig verscheuche. Denn Geister — darüber war Revierinspektor Siebenmoser sich im klaren — mußten hier am Werke sein

Der erste Geist, dessen er ansichtig wurde, begrüßte ihn aber mit einem gemütvollen „Ja, da schaugst mit Verlaub, Herr Polizeiorgan!" und zimmerte seelenruhig an der einen der beiden noch fehlenden Seitenwände weiter, indes in der Hütte selber außer den dort fleißig werkelnden Bauarbeitern die Kunstmaler Michael Zeno Diemer und Hans Beatus Wieland schon eifrig daran waren, eine fünfzehn Meter lange Leinwand an einem Riesenrahmen zu befestigen und sie mit Hilfe einiger derber Zimmermannsfäuste auf eine gerüstartige Staffelei zu stellen Es waren die letzten Vorbereitungen für ein Alpendiorama, das die beiden Künstler im Auftrag des Tiroler Fremdenverkehrsverbandes binnen dreier Monate für die Chikagoer Weltausstellung im Jahre 1893 zu malen hatten Und weil es Winter war und sie keinen heizbaren Raum auftreiben konnten, der ihren Zwecken entsprach, war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als eben diese Hütte rasch aufrichten zu lassen Die baupolizeiliche Bewilligung hatten sie zwar noch nicht in der Tasche, allein fromm und friedlich darauf zu warten, schien ihnen keineswegs ratsam, denn sie wußten nur zu gut, daß nicht nur Gottes Wege, sondern auch die des St. Bürokratius unerforschlich sind

Da aber kam das Auge des Gesetzes, verkörpert durch den königlich bayerischen Polizeibeamten Siebenmoser, und durchbohrte ihre Hoffnungen mit einem paragraphenscharfen Blick. Auf seinen gestrengen Befehl mußten die Arbeiter die Baustätte sofort verlassen, widrigenfalls und so weiter

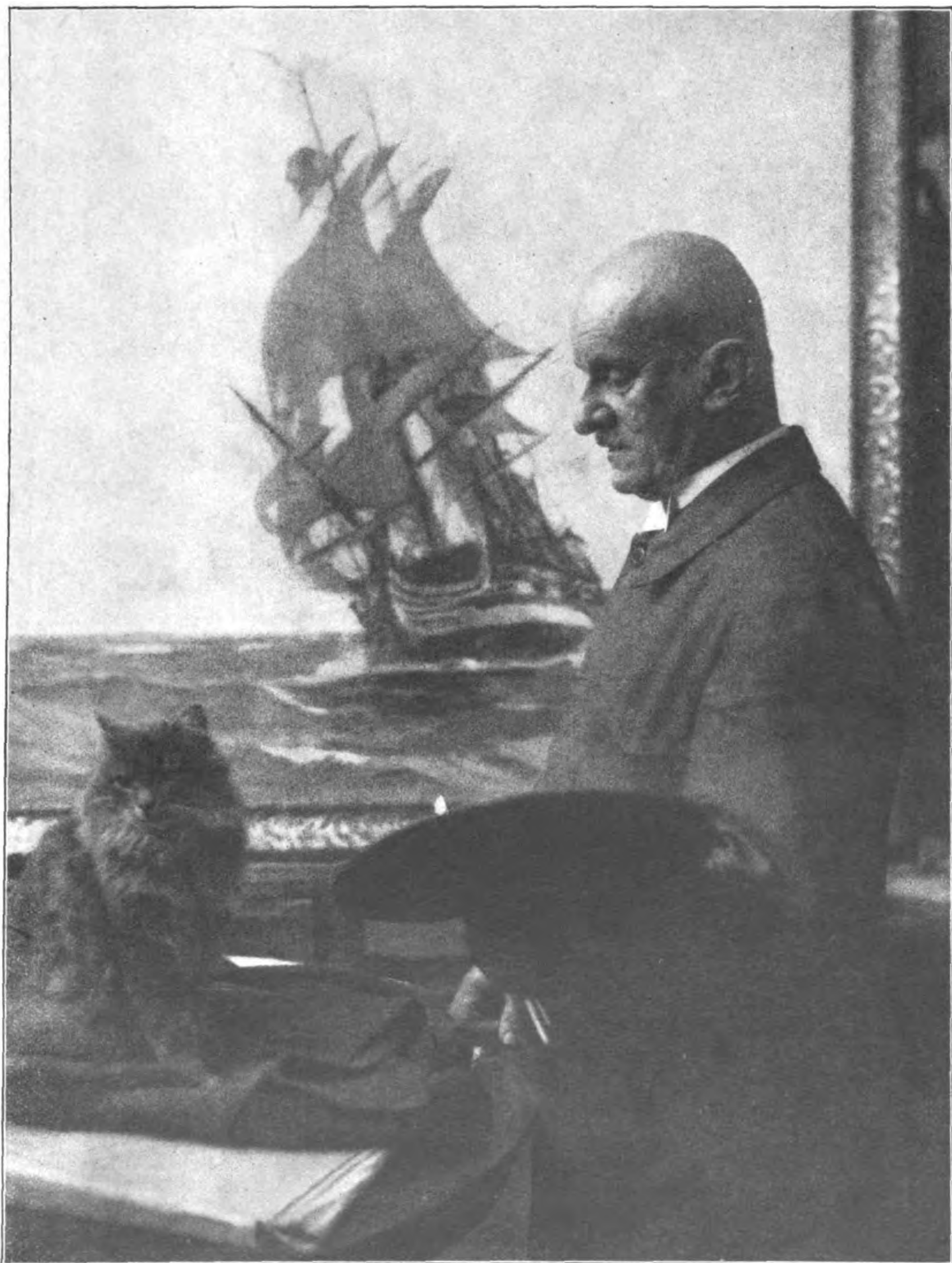
Zufällig am Abend desselben Tages hielt nun M Zeno Diemer, selbst ein leidenschaftlicher Bergsteiger und schon frühzeitig besonders durch seine Aquarelle aus dem Hochgebirge bekanntgeworden, im Deutschen und Österreichischen Alpenverein einen Vortrag über den Teil des Alpenlandes, der für das gewaltige Diorama sozusagen Modell gestanden hatte. Dabei erwähnte M. Zeno Diemer unter anderen Schwierigkeiten, die sich ihm und seinem Kameraden bei der Herstellung des Gemäldes entgegengestellt hatten, auch die, welche wegen der Bretterhütte in Schwabing nun noch von seiten der Behörde gemacht wurde

Der Erfolg dieser so nebenbei vorgebrachten Klage war, daß unmittelbar nach dem Vortrag zwei Ratsherren zu dem paragraphengeplagten Künstler kamen, sich im Namen der Kunststadt München vielmals bei ihm entschuldigten und versprachen, in dieser leidigen Angelegenheit umgehend Wandel zu schaffen. Auf ihre Vorstellungen hin verwendete sich der Oberbürgermeister auch tatsächlich sofort für die beiden Kunstmaler, und zwar auf die ergötzliche Weise, daß die Ausführung des bereits vollstreckbaren Befehls zum Abbrechen der Hütte, gegen den es kein Rechtsmittel mehr gab, so lange hinausgeschoben wurde, bis das Diorama fertig sei.

„Im März, als wir schon auf dem Wege nach Amerika waren und an der Stelle unseres einstigen Malgebäudes bereits die Frühlingsblumen sproßten, kam dann der obrigkeitliche Befehl zum sofortigen Niederreißen der unerlaubten Hütte" Mit diesen Worten beschließt Prof. M Zeno Diemer in seinem trockenen Humor eines der heitersten Kapitel aus seinen „Lebenserinnerungen", die er in den wenigen Stunden, die ihm sein Schaffen läßt, meist in der Eisenbahn, zu Papier gebracht hat.

Prof. M. Zeno Diemer, der am 8. Februar seinen 70. Geburtstag feiert, ist jedem Besucher des Deutschen Museums allein schon durch seine Gemälde, die dort hängen und von der großen Geschichte der deutschen Nation erzählen, längst bekannt und vertraut. Viel hat er in seinem Leben gesehen und Unvergleichliches geschaffen. Herzliche Freundschaft hat ihn verbunden mit berühmten Männern unseres Volkes, wie dem Grafen Zeppelin und dem Tiroler Bauernmaler Albin Egger-Lienz. Die Novemberrepublik unseligen Angedenkens hat ihn zehn Jahre lang totgeschwiegen Es ist ihr aber nicht gelungen, seinen Namen aus unserem Gedächtnis zu löschen. Und heute, im Reiche Adolf Hitlers, sind Prof M Zeno Diemer — vor allem auf dem Gebiete des Autobahnwesens — wieder Aufgaben gestellt, die seiner großen und noch immer ungebrochenen schöpferischen Kraft würdig sind und sie für Jahre ganz in Anspruch nehmen

Hermann Pirich



Der Marine- und Panoramamaler
Professor Zeno Diemer
feiert am 8. Februar in Oberammergau seinen 70 Geburtstag

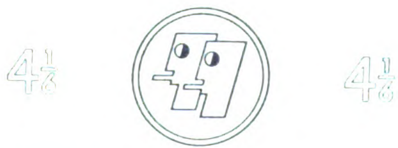
Prof Zeno Diemer, der mit Hermine von Hillern, einer Tochter der Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, verheiratet war, ist auch als Musiker und Komponist des öfteren hervorgetreten.



Hier spielt der Mensch die erste Rolle

Mag die Welt der Maschinen auch einen noch so großen Platz in unserem Dasein einnehmen, immer ist und bleibt der Mensch das Maß aller Dinge. Gerade auch beim Genießen. Was ihm schmeckt, das hängt allein von den Fähigkeiten des Menschen ab, der eine Gabe der Natur zu kultivieren und zuzubereiten versteht, und nicht etwa von den Maschinen, deren er sich als Hilfsmittel bedient.

Wie der Mensch, so die Rebe, so der Wein, — wie der Mensch, so auch der Tabak, so auch die Zigarette. Es ist ein bestimmter Charakter, den ein bestimmter Winzer in seinem Wein züchtet. Es ist auch ein bestimmter Charakter, den unsere Gildehof-Tabakmeister in ihrer Gildehof kultivieren. Wer einen tabakfeinen Gaumen hat, der weiß den Wert dieser Charakter-Zigarette wohl zu würdigen.



„tabak-echt — tabak-gerecht"

Gildehof

HAUS BERGMANN · ZIGARETTENFABRIK · A·G · DRESDEN

HEINZ STEGUWEIT:

FAUST SUCHT EINEN PUDEL

Wir schreiben das Jahr 1900. Herrn Brunhubers Wandertheater ist keine Schmiere; vergleicht man seine „Agnes Bernauer", seinen „Clavigo" oder „Zerbrochenen Krug" mit Strieses „Raub der Sabinerinnen", dann steht Brunhuber auf erhabener Plattform, Brunhuber hat Kultur, Brunhuber ist diskutabel und erntet erfreuliche Wertungen nicht nur in der Tagespresse von Hierlingen, Dorthausen und Drübenroda. Heimatsitz dieser mit 4 (vier) mächtigen Wagen reisenden Truppe ist Tegel; nicht dieses Tegel, auch nicht das andere, sondern Proktophantasmists Tegel; wobei zu bemerken wäre, daß Proktophantasmist ein faustisches Walpurgisscheusal heißt, über dessen namentliche Analyse uns der große Geheimrat aus Weimar die nähere Erklärung schuldig blieb Von Herrn Goethes Proktophantasmist interessiert uns heute nur seine heimatliche Kleinstadt Tegel, denn Ignaz Brunhuber ist nicht wenig stolz auf diesen Ort. In Tegel wird Brunhuber zum erstenmal Goethes Faust I. Teil im ehemaligen Hoftheater zur Aufführung bringen. Tegel hat 14 000 stimmberechtigte Einwohner, Kinder nicht mitgerechnet; Herr Brunhuber ist sich zwanzig voller Häuser dieserorts gewiß

Die Vorbereitungen sind zünftig: Ein rosarotes Himmelsgewölbe, ein graulich schimmelichtes Alchimistenquartier, eine österliche Märzwiese, Marthes Garten, Dom, Zwinger . ., der ganze obligate Kulissenplunder ersteht in der Glashalle einer ehemals fürstlichen Reitbahn, ein Dutzend Nähmaschinen läuft sich heiß für die Kostüme, — Sattler, Schreiner, Schmied, Friseur, Tegels ganze Handwerkerinnung ist aufgeboten, und keiner ahnt, daß Herr Ignaz Brunhuber, der spekulierende Intendant, nur auf zweifelhaften Lorbeerkredit hin kaufen und arbeiten läßt

Mögen uns alle Bitterkeiten einer aufgeregten Inszene von insgesamt 30 (dreißig) Proben nicht stören Tatsache ist, daß die Tegeler Faustpremiere beklemmend leer ist, etwa 40 (vierzig) Leute im Theater, einschließlich Freikarten und Souffleuse. Die Ursache? Der Abend der Premiere fiel unglücklicherweise mit einem Vortrag zusammen, den einer aus Tegel-Süd über Verjüngungsdrüsen und benachbarte Gebiete (mit Lichtbildern) hielt.

Herr Brunhuber brütet Schwermut; denn zunächst ist der Vorverkauf zur zweiten Vorstellung wiederum kläglich, zum andern klopft ein Handwerker nach dem andern die Tür um rückständige Lohnzahlung ein Doch die Aufführung ist bei nüchterner Beurteilung recht annehmbar, für den bescheidenen Ehrgeiz Groß-Tegels sogar erstaunlich gekonnt. Woran liegt der Mißerfolg? „Clavigo", die „Bernauer", der „Zerbrochene Krug" waren besuchte Ereignisse, der „Faust", man denke: der „Faust" bleibt leer. Die Schauspieler verzweifeln, Herr Brunhuber schickt höfliche Fragebogen ans Publikum, man antwortet, das Stück sei zu hoch! Einer nur regt eine Schülervorstellung an, und zwar der kunstbeflissene Pensionatsleiter Dinkler, dessen Theaterbesorgnis bei Intendant Brunhuber schon wiederholtermaßen die Tragödie „Alt-Heidelberg" anforderte. Und nun eifert der brave Erzieher für „Faust", von dessen Existenz er immerhin wußte; aber einige Vorschriften macht er:

1. Herr Mephisto, die Spottgeburt von Dreck und Feuer, habe sich der Madame Schwerdtlein gegenüber der Bemerkung zu enthalten, „ein braves Weib sei Gold und Perlen wert!"; es gehöre sich nicht, den ohnehin allzu eiteln Backfischen von Tegel auch noch klassische Flausen ins Ohr und ebensolche Läuse in den Pelz zu setzen

2 Der in einen Pudel verwandelte Satan müsse im Osterspaziergang wie auch in Fausts Studierzimmer vierbeinig sichtbar sein, sonst würde Tegels gottlob noch ideal dreinblickende Schuljugend mit einem Protest der Enttäuschung das Theater verlassen

Brunhuber verspricht alles, alles, alles; wenn nur Leute kommen, wenn nur das Unheil einer vierten leeren Vorstellung vermieden wird. Aber woher den Pudel holen? Innerhalb 24 Stunden? So klein Tegel sonst ist, heute scheint es dem verzweifelten Requisitenmeister riesengroß Er rennt straßauf, straßab, von Tür zu Tor, keiner hat einen Pudel, indessen herrscht ein großes Überangebot von Fuhrmannsspitzen, Dackelmopsneufundländern und anderm Wild Einer weiß Rat: Peter Squenz, der Nachtwächter:

„Ick hebb en Biest, drahthoorig wie'n Paudel; ob ihm awer en Paudel is, konn ick nich seggen!" —

Peter Squenz, bald 70 Jahre, braves Nachtwächterfaktotum im Rathaus, dreimal mit Erfolg geimpft, Peter Squenz führt seinen Köter vor, und in der Tat: er ist ein Pudel! Schwarz gehorsam, drahthaarig, aber alt wie Adam Und über alle Maßen wachsam: Jedem Einbrecher gibt er ein Pfötchen!

„Wo haben Sie den her, Peter Squenz?"

„Us 'm Mühlteich zoppt, Herr, als er noch kleen wor; se ham ihn versäupen wollen mit 'n kapitalen Stein am Hals!"

„Und heißen tut der Pudel?"

„Pluto. Herr. Pluto. weil det 'n swarten Fürst is wesen!"

Pluto wird vom Requisitenmeister mit einem Seufzer der Erlösung verhaftet. Peter Squenz, der Nachtwächter, stellt bescheidene Forderungen: Um 10 Uhr müsse er seinen Pluto mit zum Nachtdienst nehmen, und dann bitte er um eine Theaterkarte gleich in der ersten Reihe, denn er möchte doch seinen vierbeinigen Berufskollegen aus nächster Nähe schauspielern sehen!

Gemischte Freude zunächst hinter den Kulissen und in der Garderobe Dann aber entschlossene Huldigungen für den Hund, denn jeder hat sich mit einem Blick durch das Vorhangloch davon überzeugt, daß ein von Söhnen und Töchtern von Lehrern und Elternbeiräten übervolles Haus alle Mühe um Pluto schon lohnte Wer war das Genie dieses Kassenerfolges? — Man hört das aufgeregt wartende Publikum gackern, aber bald verstummt der Lärm, denn der Vorhang rauscht auf. Gott Vater, die Erzengel und Mephistopheles streiten mit klassischem Pathos um Sonne, Welt und Mensch. Und was Herr Faust später mit dem Erdgeist zankt, was er mit Famulus Wagner an pergamentener Weisheit wechselt, kann uns jetzt nicht kümmern, wir blicken erst wieder auf, da Famulus Wagner seinen hochgelehrten Meister aller Nekromantia am Talar zupft:

„Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus?" —

Denn in selbiger Sekunde streckt Doktor Faustus den Zeigefinger geradewegs ins gemalte Abendfeld:

„Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppeln streifen?" —

Gemeint ist Pluto, den der Requisitenmeister mit Hilfe einer Hammelkeule soeben am Horizont entlang lockt. So atemlos das jugendliche und ältere Publikum Tegels zur Bühne starrt, so tief seufzen alle Dienstbaren vom Bau: denn das Biest des Nachtwächters erledigte ohne Stocken und Bellen den ersten Teil seiner Rolle. Und während Faust und Wagner das Wedeln und Wonnegrunzen des Tieres mit urfaustischen Worten auf der Szene noch zu beobachten haben („Er knurrt und zweifelt — legt sich auf den Bauch — er wedelt — alles Hundebrauch ") zerknackt Plutos Gebiß am Fuße eines Tegeler Feuerwehrmannes den redlich verdienten Hammelknochen — Das Bild vor dem österlichen Tor ward beendet, man drückt sich die Hände, spuckt ferner dreimal abergläubisch auf die Bretter, dann meldet der Inspizient dem regieführenden Intendanten, daß der Pudel mit der Hammelkeule endlich fertig sei, er lecke sich nur noch das Maul, so daß der Vorhang zu Fausts Studierzimmer nunmehr gezogen werden könne

Und wieder graut uns vor dem erschröcklich schimmelichten Alchimistenquartier, dessen Wände mit Schädeln Fledermäusen und Phiolen behängt sind Dort brütet Dr Faustus, von schöpferischen Genien erleuchtet, am Schreibtisch, kaut am Gänsekiel, sagt, er habe sich von Feld und Auen („. . die jetzt eine tiefe Nacht bedeckt . .") mit „ahnungsvollem heiligem Grauen" die bess're Seele wecken lassen Er wiegt den sakralen Folianten des Neuen Testaments auf der Handfläche, beschließt, das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Indessen schlummert Pluto hinter einer glühenden Ofenkulisse, schläft sanft und hammelkeulensatt, dennoch hat ein unsichtbarer Komparse das von Johann Wolfgang Goethe im Urtext vorgeschriebene Knurren laut und vernehmbar nachzuahmen Drob muß sich Faust mehrmals erbosen:

„Sei ruhig, Pudel, renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoperst du hier . ?"

Oder:

„Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der tierische Laut nicht passen . ." —

Weiter: Nachdem Herr Faust sich lange gequält, ob im Anfang nun das „Wort", der „Sinn", die „Kraft" oder die aller Weisheit spottende „Tat" gewesen sei, hat der unsichtbare Komparse gar hündisch hinter der Kulisse zu heulen, damit der vergrübelte Magier auch sein Stichwort finde:

„ Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden . . ."

Da aber — horch zu, Zeitgenosse, fernab von Tegel — da aber regt sich ein empörtes Gewisper und Geschnalze im Zuschauerraum; denn der Nachtwächter Peter Squenz, Plutos Herr und Besitzer, ärgert sich ob des Tieres wiederholten Ungehorsams; er will Herrn Faustus eine nochmalige Rüge über den Pudel ersparen und lockt darum, über die Brüstung seiner ersten Parkettreihe hinweg: „Kusch dich, Pluto!" rufend, die schlafende Kreatur aus der Ofenkulisse; und Pluto folgt ebenso gehorsam wie ahnungslos, schnuppert über die Bühne Faust stockt in seinem Pathos, während Herr Peter Squenz „coram publico" seinem Tier eine derartige Tracht Prügel verabreicht, daß der winselnde Köter mit lautem Quieken seine Unschuld beteuert

„Ick will dich helpen, de vermaledeite Schnute halten!"

Dann verlassen der Nachtwächter und sein geschundenes Opfer befriedigt den Raum.

Dem Intendanten Brunhuber bleibt in seiner Loge das weg, was der Volksmund gern „die Spucke" zu nennen pflegt Noch schweigt Tegel wie eine verblüffte Lämmerherde, dann aber (auf der Bühne will der menschgewordene Satan fragen: Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?) schreit das eben noch hilflose Publikum vor Heiterkeit Keiner bändigt diesen Orkan, weder der sonst um keinen Zauberspruch verlegene Doktor Faustus, noch Satan selber

Retter der peinlichen Pause (denn die Bühne verstummte, ihre Lichter erloschen) ist Intendant Brunhuber, der sich bis zu den Schenkeln aus seiner Loge beugt und dem entfliehenden Nachtwächter des Walpurgisscheusals Proktophantasmist ärgerliche Verse nachbrüllt:

„ Teufelspack es fragt nach keiner Regel:
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel!"

Von Herrn Brunhubers Wanderbühne ist somit nur noch zu melden, daß der Zwischenruf des Intendanten und die Tölpelei des alten Peter Squenz im Verlauf einer brausend aufgenommenen Fausttragödie bald vergessen wurden, daß aber Tegels Eltern-, Lehrer- und Schülerschaft von diesem nie wiederkehrenden Ereignis so viel runderzählten, daß die Wandertruppe hier und anderorts mindestens die im voraus kühn errechnete Aufführungsziffer mit reichem Kassenrapport eroberte



1. **Rauchservice 24303** gehämmert, mattglanz (einschl. Feuerzeug) ohn. Kerze **31.—**
2. **Flaschenständer 12706** poliert . . . . **4.75** mattglanz . . . . **4.—**
3. **Brieföffner 24957** mattglanz **2.25**
4. **Zigarettenspitze 23220** mattglanz **2.25**
5. **Zigarettenspitze 23221** mattglanz **1.90**



1. **Korb 15567** 31x22 cm, oxydiert **7.75** 2. **Korb 15563** 24 cm, oxydiert **6.—**
3. **Armleuchter 22279** ohne Kerzen, poliert Stck. **15.50** mattglanz Stck. **13.—**
4. **Rahmgestell 19536** pol., innen vergold. **12.—** mattglanz, innen vergold. **10.—**
5. **Tafelbesteck 2200** Versilb.-Qualität 90, mit rostfreier Klinge . . . **7.65**
6. **Messerbänke 5723** Tiere sortiert, oxydiert . . . . Dtz. **24.—**







1. **Parfümzerstäuber 4632** Bleikristall geschl. — **5.50**
2. **Parfümflakon 4631** Bleikristall geschliffen — **4.—**
3. **Kammschale 4634** 24 cm, Bleikristall geschl — **4.—**

(In verschied. Farben)

4. **Kleiderbürste 27968** gehämmert, oxydiert **6.75**
5. **Handspiegel 27970** gehämmert, oxydiert **10.—**
6. **Kamm 27969** gehämmert, oxydiert **3.75**

Nachttischlampe Nib. 1454
20 cm hoch, vernickelt, poliert, mit gelb oder grün gewolktem Glasschirm **5.50**

Ikora-Kristall-Lampe E. 1
mit Innenbeleuchtung im Glas-Fuß, 58 cm hoch, in verschiedenen Farben, mit Glanzperserschirm **36.75**

Schreibtischlampe 1681 /altengl.
81 cm hoch, zweiflammig, 45 cm Durchmesser, mit Kartonschirm . . . **40.50**

Schon an diesen wenigen Beispielen sehen Sie die besondere Note aller WMF-Erzeugnisse. Noch mehr wird Sie der eigene Augenschein überzeugen. In den guten Fachgeschäften und den WMF-Niederlagen wird Ihnen bereitwillig die große Auswahl der WMF-Erzeugnisse vorgelegt.

Württembergische Metallwarenfabrik

Geislingen-Steige



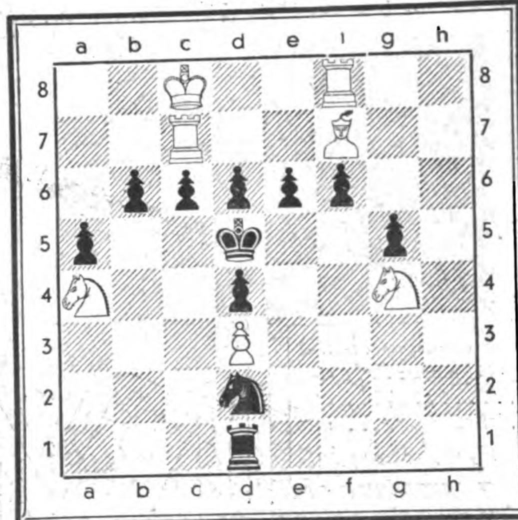
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II.

Aufgabe

(Urdruck)

Von J. Utech, Essen-Schonnebeck
(Seb. Mühltaller, München, gewidmet)

Schwarz: Kd5, Td1, Sd2, Ba5. b6, c6, d4, d6, e6, f6, g5 (11).



Weiß: Kc8, Tc7, Tf8, Lf7, Sa4, Sg4, Bd3 (7).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 1

Zweizüger von S. Mühltaller, München.

Weiß: Ka5, Dg6, Ta3, Tg4, La7, Le2, Sg5, Bb2, c4, c5, c6, f4, f5 (13).

Schwarz: Kd4, Dh8, Td1, Th3, Lg1, Lg8, Se4, Bc7, f3 (9).

Schlüsselzug: 1. Dg6—e6!

Richtig gelöst: W. Hoyer, Braunschweig; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; Nibbert, Bad Hersfeld; Dr. F. Best, Wolfenbüttel; W. Jäger, Weimar; W. Ewald, Altkarbe; A. Brückner, Stollberg; K. Heitner, Dresden; J. Diehl, Oberschmitten; M. Wurz, Wien 9; M. Glanze, Dresden; B. Bauer, Heidenheim a. d. Br.; M. Templin, Friedensstadt; J. Herwig, Gotha, Dr. Münch, Bocholt; A. Seber, Trier; L. Schlobach, Rochlitz; E. Raeger, Hamburg; P. Schurig, Sebnitz; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; O. Behncke, Cuxhaven; Erika Schupp, Wiesbaden; G. Krüger, Berlin W; B. Bültemann, Schkeuditz; H. Grunberg, Halle; L. Sinn, Krefeld; E. Schinze, Willingen; R. H Köhler, Brockau; B. Zier, Deutsch-Wagram; H. Böck, München; Pastor Pohl, Bad Oldesloe; M. Burdack, Hormersdorf; P. Schildt Altona; R. Zantopp, Duisburg-Hamborn; A. Niklas, Nürnberg; M. Raila, Frankfurt a. M.; F. Boldorf jun., Wadern; Pfr. Klein, Setzingen; H. Kraft, Wattenheim; W. Spitzner, Usingen; H. Tholl Hamburg; F. Büttner, Fürth i. B.; C. Ebert, Hamburg; G. Peipers, Eckardtsheim; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; Ch. Ellrich, Spangenberg; K. Roß, Hamburg; A. Fay, Braunschweig; S. Lüdersdorff, Berlin-Charlottenburg; Pasch, Osnabrück; C. Hülsenbeck, Düren; H. Quandt, Essen; Ilse Lüdemann, Lübeck; B. Farchs, Marienburg; A. Marcus, Celle; H. Siegloch, Potsdam; O. Schmid, Nürnberg; K. Wimmers, Bielefeld; R. Bley, Ennewitz; H. Ackermann, Norden; H. Feierabend, Marienwerder; K. Müller, Dinslaken: Konigkrämer, Suhlendorf; F. Buschmann, Norden; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln. Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen a. d. Saar; E. Brand, Holthausen; A. Jeck, Niederhadamar; F. Ruckdeschel, Nürnberg; L. Hohensee, Berlin W; F. Schneider, Jena; R. Steffen, Wannsee; W. Weihsflog, Frankfurt a. M.; M. Finkbeiner, Freudenstadt; W. Sudrow, Istanbul-Galata.

Einige Löserurteile: „Eine wunderschöne, variantenreiche Aufgabe" A. B., St.; „Diese Aufgabe wird dadurch so nett, daß gegen sämtliche Springerzüge acht voneinander verschiedene Mattkräuter gewachsen sind" M. W., W.; „Ein großangelegter Zweier" J. H., G.; „Der Aufbau erinnert an feine Filigranarbeit" E. R., H.; „Ein Meisterwerk! Das Springerrad zaubert acht hübsche Mattbilder zutage" P. Sch., S.; „Ein ebenso schönes wie raffiniertes Damenopfer" B. Z., D.-W., usw.

Erstürmung des Königsflügels

(Damenbauerspiel)

Weiß: Chalupetzky — Schwarz: Sipos

1.	d2—d4	d7—d5	6.	Sg1—f3	Lc8—b7	11. g4—g5	Sf6—e8
2.	Sb1—d2	Sg8—f6	7.	Sf3—e5	Sb8—d7	12. 0—0	Se8—d6
3.	e2—e3	e7—e6[1]	8.	Dd1—f3	Ta8—c8	13. Tf1—f2	f7—f6?[5]
4.	Lf1—d3	Lf8—e7[2]	9.	c2—c3	c7—c5[4]	14. Ld3×h7†!	Aufg.[6]
5.	f2—f4	b7—b6[3]	10.	g2—g4	0—0		

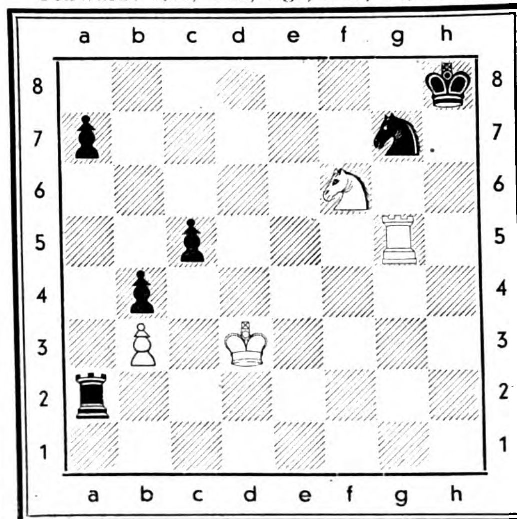
[1] Bei diesem weißen Aufbau kann Schwarz unbeschadet den Läufer c8 nach f5 entwickeln.
[2] Besser und angriffsfreudiger wäre an dieser Stelle c7—c5! nebst Sc6!
[3] Schwarz spielt zu passiv, was in ähnlichen Stellungen schon den Keim des Verlustes in sich trägt. Auch jetzt noch wäre c7—c5 am Platze gewesen.
[4] Jetzt hat dieser Zug seine Wirkung verloren.
[5] Gestattet ein hübsches Opfer als Schlußzug.
[6] Mit Recht gab Schwarz auf, denn auf 14. K×h7 folgt 15. g5—g6 mit baldigem Matt.

Partiestellung

aus einer kürzlich in München gespielten freien Partie.

Weiß am Zuge gewinnt leicht trotz zwei Bauern weniger! Wodurch?

Schwarz: Kh8, Ta2, Sg7, Ba7, b4, c5 (6).



Weiß (Benzinger): Kd3, Tg5, Sf6, Bb3 (4).

Lösung:

Durch 1. Tg5—g6! (dadurch entsteht eine eigenartige Stellung: Der schwarze König und der Springer stehen „patt"! Der feindliche Turm wird gezwungen, an die h-Reihe zu gehen, und darf wegen der weißen Mattdrohung jene nicht mehr verlassen!).

1. . . ., Ta2—h2; 2. Kd3—c4; Th2—h4†; 3. Kc4×c5, der schwarze Turm mußte nun die Deckung des Bauern b4 aufgeben, und der weiße König holte sich beide schwarze Bauern und gewann leicht..

Auf 3. . . ., Sg7—e6† folgt 4. Kd6, Sg7; 5. Ke7, Sf5†; 6. Kf8, Sh6: 7. Tg7 nebst Th7‡.

HUMOR

„Gestern habe ich von einem Mann aus unserer Stadt gelesen, der in fünfzig Jahren nicht ein einziges Mal zu spät in sein Büro gekommen ist!"
„Na, ich kann mir schon denken, mit welcher Trambahnlinie der nie fährt!"

*

„Sie, sag'n S' amal, Frau Untermoser, hat jetzt die Obstfrau da drüb'n eigentli scho allwei mit Kokosnüss' g'handelt?"
„Nana, Frau Pamperl! Früher amal hat s' bloß Haselnüss' g'habt!"
„Gell! I hab' ma do glei denkt, daß sich die von ganz klein 'naufg'schafft hat!"

*

„Junger Mann, wann kommt denn die Sache zwischen meiner Tochter und Ihnen endlich mal zum Klappen?!"
„Tja — wissen Sie, Herr Schulze, vorläufig macht mir der Gedanke ans Heiraten noch ein bißchen Angst!"
„Angst?! Pah!! Sehen Sie mich an! Als ich noch Junggeselle war, wußte ich überhaupt nicht, was Angst heißt!"

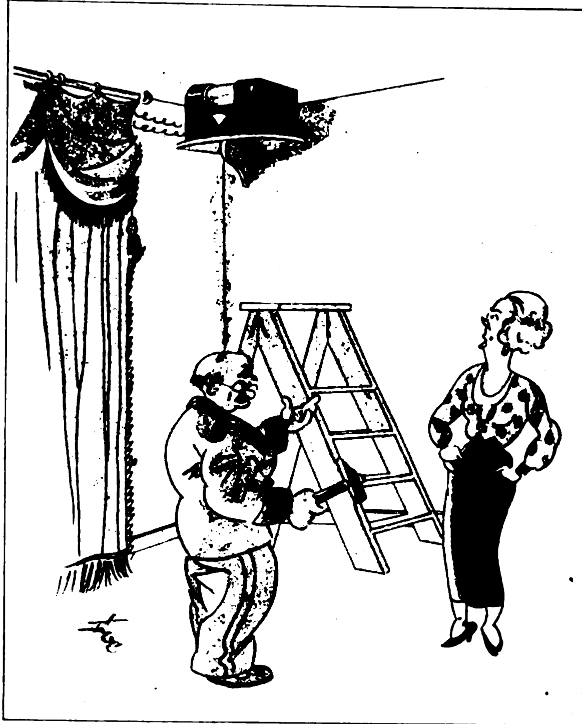
*

„Ich dachte, du wolltest dir die Autoausstellung nur ansehen? Jetzt hast du dir ja doch einen Wagen gekauft!"
„Ja, siehst du, ich habe so schrecklich viele Kataloge gekriegt, daß ich sie beim besten Willen nicht anders nach Hause bringen konnte!"

*

„Nanu, Herr Butzkopf, wohin so eilig?"
„Ich habe jetzt wirklich keine Zeit! Ich muß schnell nach Hause, meinen Hund zu holen, meine Braut ist nämlich ins Wasser gefallen."

Zeichnung: R. Fäcke



Schwarzarbeit.
„Aber Mann, was hast du denn mit dem Radio gemacht?"
„Da war nischt anderes zu machen, die Zuleitung war zu kurz!"

„Ist es eigentlich wahr, daß die Frau Meier an Blutvergiftung erkrankt ist?"
„Ich habe so etwas auch läuten gehört! Die hat sich wohl auf die Zunge gebissen?"

„Unter den Grundstein eines neuen Wolkenkratzers in Neuyork haben die Erbauer eine einheimische Zeitung, eine Jazzplatte und eine Rolle mit einem Revuefilm gelegt!"
„Manchmal haben diese Amerikaner ja ganz vernünftige Anwandlungen!"

*

„Eine Frau, die hundert Jahre alt ist, hat vorige Woche angefangen, Klavierspielen zu lernen!"
„Wie schön wäre es auf der Welt, wenn alle Leute so lange damit warten würden!"

*

„Ein früherer Kriminalbeamter, der kürzlich in Chikago gestorben ist, hat ein Vermögen von drei Millionen Dollar hinterlassen!"
„Da kann man mal sehen, wie oft der Mann während seiner Dienstzeit erfolglos nach Gangstern gefahndet hat!"

*

„Haben Sie einen besonderen Grund hier zu stehen?"
„Nein, Herr Wachtmeister!"
„Dann gehen Sie bitte weiter! Wenn jeder so an einer Stelle stehenbleiben wollte, dann könnte ja kein Mensch mehr durchkommen!"

*

Fritzchen hat eine heiratsfähige Schwester. Kommt der Bräutigam. Fritzchen weicht ihm nicht von den Fersen.
„Na geh, Fritzchen, spiel draußen im Garten", bittet der Bräutigam.
„Nein", meint da Fritzchen, „Mutti hat gesagt, Sie führen die Inge an der Nase herum. Das möcht' ich gerne mal sehen."

Karl Gideon Göffele:

Andreas Helds Wunderflasche

Es war früher nicht viel anders als heute: Es gab gute und böse Menschen, etliche gebärdeten sich lustig und etliche traurig, einige glaubten leicht und einige schwer, die einen waren schlau, die andern waren die Dummen. Das Gesicht der Zeiten ändert sich, ihr Wesen aber bleibt sich gleich.

Droben auf der Schwäbischen Alb liegt seit fast tausend Jahren weltabgeschieden und idyllisch das Dorf Justingen. Es wurde aufgebaut von Leuten, die einen Ort der Gerechtigkeit schaffen wollten, denn justus ist die lateinische Bezeichnung für gerecht und die Endung ingen ist gleichbedeutend mit Stätte.

In diesem Ort der Gerechtigkeit ereignete sich im Jahre des Heils 1563 folgendes.

Eines Abends sprach bei dem Bauern Andreas Held, der inmitten von Justingen ein schönes Anwesen sein eigen nannte, ein fahrender Scholar vor und bat um ein Nachtlager im Heu. Obwohl der Bauer nicht viel von fahrenden Scholaren hielt, die nach seiner Meinung dem lieben Gott den Tag stehlen, anstatt im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu verdienen, brachte es Andreas Held nicht fertig, den späten Gast wieder in die Dämmerung hinauszuschicken. Er sagte das erbetene Nachtlager zu, ja, er lud sogar den Fremdling ein, sich mit an den Abendbrottisch zu setzen, um den bereits Frau und Kinder, Knechte und Mägde versammelt waren. Der fahrende Scholar ließ sich nicht zweimal einladen. Er setzte sich mit an den Tisch, langte tüchtig in die Schüssel mit gebranntem Mus und ließ sich das Roggenbrot schmecken. Den Apfelmost aber, der ihm vorgesetzt wurde, ließ er stehen. Als er gefragt wurde, warum er das Getränk verschmähe, lachte er hochmütig auf. Er zwinkerte mit den Augen, tat geheimnisvoll und sagte:

„Warum soll ich schäbigen Most trinken, wenn ich zu jeder Zeit besten Wein haben kann?"

Und noch ehe der Bauer Worte gefunden hatte, den fahrenden Scholar auf das Ungeziemende seines Benehmens hinzuweisen, hatte dieser eine Weinflasche aus dem Wams gezogen. Er hob sie gegen die Kienspanlampe, die über dem Tisch hing, so daß alle sehen konnten, daß sie leer sei, und hielt folgende Rede:

„Hochwerter Bauer, verehrte Bäuerin, liebe Kinder, Knechte, Mägde! Ihr denkt bestimmt, ich sei einer jener ganz gewöhnlichen und gemeinen fahrenden Scholaren, wie sie zu Hunderten durchs Land ziehen. Da habt ihr euch aber schwer geirrt. Ich bin ein gelehrter Herr, der zwei Jahrzehnte lang studiert hat von den dreien, welche die Welt das Glück hat, mich zu beherbergen. Und in diesen zwei Jahrzehnten habe ich gar so manches gelernt, von dem andere keine Ahnung haben. So ist es mir auch gelungen, diese Flasche zu konstruieren. Sie sieht aus wie eine andere Flasche, aber sie ist nicht wie eine andere Flasche. Es handelt sich um eine Wunderflasche. Sie ist, wie ihr deutlich sehen könnt, leer. Wenn ich sie aber zum Fenster in die Nacht hinaus halte, dann füllt sie sich bis oben hin mit feinstem Wein. Ich sehe euren Gesichtern an, daß ihr mir nicht glaubt. Das kann ich euch nicht übelnehmen, solange ich euch den Beweis nicht erbracht habe. Diesen Beweis will ich euch aber nicht schuldig bleiben. Dann wird euch das Mißtrauen schon vergehen!"

Nachdem der fahrende Scholar also gesprochen hatte, stand er auf, öffnete das

Fenster und hielt die leere Flasche hinaus. Nach einer Weile setzte er sich wieder an den Tisch. Nur hatte er diesmal keine leere, sondern eine volle Flasche in der Hand. Er reichte sie den Anwesenden herum zur Kostprobe. Und siehe da: sie enthielt Rotwein von einem wunderbar milden und doch würzigen Geschmack. Als Andreas Held an der Flasche genippt hatte, schlug er sich voll Erstaunen mit den Händen auf die Schenkel und brach in den Ruf aus: „Arm und Zwirn, schmeckt des guet! Koi Wonder, daß dem mei Moscht nemme paßt!" Dann trank er die Flasche in einem Zuge leer.

Der fahrende Scholar hielt zum zweiten- und zum drittenmal die leere Flasche zum Fenster hinaus. Immer wieder brachte er sie gefüllt auf den Tisch. Nach der vierten Flasche nahm Andreas Held den „Konstruktor" der Wunderflasche beiseite und fragte ihn, für wieviel ihm die Flasche feil sei. Dieser wiegte lange den Kopf hin und her, machte ein Gesicht, das von einem gewaltigen inneren Kampfe zeugte, dann sagte er:

„Andreas Held, die Wunderflasche ist mir eigentlich nicht feil. Weil ihr mich aber so gut aufgenommen habt, obwohl ihr nicht wissen konntet, was für ein gelehrter Mann ich bin, will ich meinem Herzen einen Stoß geben. Für hundert Gulden sollt ihr meine Wunderflasche haben."

Als Andreas Held diese Riesensumme nennen hörte, wurde ihm etwas schwummerig. Er besaß zwar genug Geld, denn er war ein fleißiger, strebiger und sparsamer Bauer, und die Ernten seiner Felder waren seit Jahren gesegnet. Aber von hundert Gulden sich trennen, das kam ihm doch etwas hart an. Doch dann berechnete er, wieviel Kreuzer er täglich einnehmen konnte, wenn er die Wunderflasche auch nur zehnmal des Abends zum Fenster hinaushielte. Ganz Justingen würde in Zukunft den Wein von ihm beziehen. Er erklärte sich also mit der Summe von hundert Gulden einverstanden. Als pfiffiger Bauer aber wollte er nur fünfundzwanzig Gulden anzahlen, weil er nicht mehr im Hause habe. Den Rest würde er in ein paar Tagen geben, wenn er den Zins von seinem ausgeliehenen Geld hereinbekäme. Der gelehrte Herr könne ja so lange noch im Hause bleiben und mitessen

Der fahrende Scholar drückte die Anzahlung hinauf auf fünfzig Gulden und war sonst in allen Dingen einverstanden. Der Bauer zählte seufzend das Geld auf den Tisch, und der Fremdling strich es ebenfalls seufzend ein. Dann überreichte er Andreas Held die Wunderflasche. Als der Käufer gleich darauf die Flasche zum Fenster hinausheben wollte, wehrte der Verkäufer voll Entsetzen ab und äußerte:

„Mein lieber Freund, das dürft Ihr nicht machen. Niemals sollen zwei Personen am gleichen Abend die Flasche zum Fenster hinausheben, sonst muß die geheimnisvolle Kraft versiegen, die ich in die Flasche gebannt habe Morgen ist auch noch ein Tag!"

Wohl oder übel mußte sich der Bauer fügen. Und weil es inzwischen spät geworden war, wies er dem Fremdling das Nachtlager an. Er hatte die Bäuerin veranlaßt, im oberen Stock des Hauses eine Kammer herzurichten und das Bett frisch zu beziehen. Der fahrende Scholar aber lehnte diese Schlafgelegenheit zwar bescheiden, aber entschieden ab. Er habe im Lauf der Jahre verlernt, im Bett zu schlafen, meinte er, für ihn sei der Heustock gerade gut genug. Wenn der Bauer wolle, daß er die Nacht über kein Auge zutue, dann würde er im Bett schlafen Wenn er ihm aber die Nachtruhe gönne, dann ließe er ihn ins Heu So geschah es dann auch.

Bald lag auch der Bauer im Bett. Die letzten Worte, die er sprach, ehe er einschlief, waren:

„Alte, ich glaub', von morge ab send m'r jeden Obed b'soffe!"

Diesem frommen Wunsch konnte aber der Himmel, der über Justingen ganz besonders gerecht waltete, nicht willfahren. Er veranlaßte den fahrenden Scholar, um Mitternacht von seinem Lager im Heustock aufzustehen und sich nach dem nahen Wald zu schleichen. Dort traf er sich mit seinem Spießgesellen, und zwar mit eben jener geheimnisvollen Kraft, die die jeweils zum Fenster hinausgereckten leeren Flaschen gegen gleichaussehende volle umgetauscht hatte. Der eine fahrende Scholar log dem andern vor, daß er nicht fünfzig, sondern nur dreißig Gulden bekommen habe, teilte sie „redlich" mit ihm und fühlte sein Herz höher schlagen im Gedanken an die zwanzig Gulden, die er mehr „verdient" hatte. Dann trotteten sie selbander die ganze Nacht über weiter, um möglichst weit wegzukommen von Justingen, der Stätte der Gerechtigkeit.

Der Bauer hielt am andern Abend seine Wunderflasche zum Fenster hinaus. Nach einer Minute war die Flasche so leer wie vorher, und nach einer Stunde war sie noch immer nicht voll. Am Ende tat Andreas Held der Arm so weh, daß er ihn nicht mehr bewegen konnte. Da mußte er einsehen, daß er gefoppt worden war.

Der arme Kerl hatte nicht nur den Schaden, er brauchte auch für den Spott nicht zu sorgen. Des Bauern Gesinde hatte mit dem Mundwerk nicht dicht gehalten, und bald erhob sich die ganze Schwäbische Alb entlang ein großes Gelächter, wenn auf Andreas Held die Rede kam. Sogar in die Geschichte ging unser Justinger Held ein. Denn noch heute sagt man in gewissen Gegenden Württembergs ein Sprichwort, wenn ein Faß im Keller länger Wein gibt als man angenommen hatte. Und dieses Sprichwort lautet: „Das Faß gibt Wein wie Andreas Helds Wunderflasche!"

ANEKDOTEN

Sonst stimmt alles haargenau.

Napoleon I., der sich selbst für einen großen Kenner der Geschichte hielt, hatte ein schlechtes Gedächtnis für Namen und Jahreszahlen, wenn sie nicht gerade mit seinen Kriegen zusammenhingen.

Als ihm eines Tages ein Pariser Professor vorgestellt wurde, begrüßte er ihn mit den Worten:

„Sie sind also Herr Ancillon ..."

„Zu dienen, Sire, Ameilhon ist mein Name."

„Sie führen die Geschichte Roms weiter, die Lebon begonnen hat?"

„Ja, Sire — die römische Geschichte von Lebeau!"

„Gewiß, ich entsinne mich — Lebeau kam bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Araber ..."

„Ganz recht, Sire, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken."

Königliche Gerechtigkeit.

Ein fabelhaftes Mittel gegen das Podagra, das den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm arg plagte, hatte ein Kurpfuscher, der schon mehrere Pächter auf den könig-

lichen Gütern rund um Berlin „kuriert“ hatte, dem Leibarzt für den König angebracht.

Natürlich half die Mixtur keinen Deut

Ein paar Monate später besuchte der Wunderdoktor den schon vorher erfolglos behandelten Gutspächter in Königswusterhausen, der ihn, da ihn das Zipperlein immer noch plagte, ordentlich durchprügeln ließ und ihn dann eigenhändig vom Hof jagte. Prompt beschwerte sich der Medizinmann bei Friedrich Wilhelm, den er flehentlich bat, ihm Gerechtigkeit zu schaffen.

Der König, der seine Kur noch in schlechter Erinnerung hatte, schrieb an den Rand des Gesuches: „Gerechtigkeit hat Ihm der Pächter in Wusterhausen schon angedeihen lassen. So Er aber mehr davon zu haben wünscht, soll Er sich nur zu mir verfügen!“

Gut gegeben.

Der französische Dichter Victor Hugo litt an einer fast krankhaften Einbildung. Während der Belagerung von Paris 1871 sagte er einmal zu seinen Freunden: „Ich kann es nicht länger ertragen — morgen ziehe ich die Uniform an und gehe selbst auf die Wälle. Was macht's, wenn ich dabei getötet werde — der Krieg wird zu Ende sein!“

„Jedenfalls für Sie“, warf einer ein.

Nie wieder, bis zu seinem Tode, hat der gekränkte Dichter mit dem Vorlauten gesprochen

Eigenhändig geprüft.

Friedrich Wilhelm I., Preußens Soldatenkönig, sprach einst während eines Aufenthaltes auf dem Kammergut Wusterhausen mit dem jungen Hauslehrer des dortigen Pächters.

„Welches ist der mittelste Buchstabe des Alphabets?“ fuhr er plötzlich den Kandidaten an, dem er, da die Antwort natürlich nicht prompt erfolgte, ein paar derbe Maulschellen versetzte.

Der Stärkste war der Hauslehrer wohl nicht, denn er verfiel in ein böses Fieber, das ihn wochenlang ans Bett fesselte. Eines Tages besuchte ihn der König, dem seine Hast längst leid war. Er versprach ihm die nächste freiwerdende Stelle im Hofdienst.

Er hielt Wort. Als der Kandidat sich um eine Anstellung bewarb, schrieb er an den Rand des Gesuches: „Schon eigenhändig geprüft. Friedrich Wilhelm.“

H. H.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel mit magischem Kreuz

Waagrecht: 1. deutscher Philosoph (1770 bis 1831), 5. menschenraubender Riese, 7. griechische Göttin, 10. Fechthieb, 11. linker Nebenfluß der Fulda, 12. Fluß in Pommern, 13. Liliengewächs, 15. Farbe, 16. Teil des Baumes, 17. Frauenname, 20. Gewässer, 22. Heldenerzählung, 24. Singvogel, 25. Höhenzug in Braunschweig, 27. sumpfiges Gebiet, 28. Stadt in Italien, 29. Gebirge in Rußland, 30. Frauenname — Senkrecht: 1. griechische Göttermutter, 2. Mineral, 3. Lebensbund, 4. Geliebte des Zeus, 5. römischer Kaiser (69 n. Chr.), 6. Stadt in Belgien, 8. Name ungarischer Könige, 9. griechischer Liebesgott, 12. Pantherkatze, 14. Zaun, 18. deutscher Schriftsteller (1834—1912), 19. Aufgeld beim Handel mit Geldsorten, 20. griechische Säulenhalle, 21. englischer Adelstitel, 23. Frauenname, 24. Stadt in Italien, 26. recht. Nebenfluß d. Weichsel, 27. Tatkraft.

Magisches Kreuz. b — b — e — e — e — e — h — r — r — r — r — w — w. — 1. deutscher Komponist, 2. Artikel, 3. Wild.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Verdienst, Schnute, reizlos, Session, Architekt, Trafik, Wortverbindung, Bürger, Heuduft, Hengist, Mastdarm, Zierde, Resede, Kübel, Verdi, Tanger, Schwelle, Barchent, Lichtung, Mehl, Insurgent, Stände, Gerte, Ingwer, Student, Könner, Bienen sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Karl Peters ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Zahlenrätsel

1	2	3	1	7	5	2		militär. Ausrüstung
2	8	9	10	11	9	8	2	Schutzwaffe
3	10	8	2	6	8	2		Steilfeuergeschütz
4	1	11	11	12	6	7	8	Wurfgeschoß im Altertum
2	1	13	12	8	2			Fechtdegen
5	4	10	10	7				Kriegsschiff
6	1	8	4	8	11			Hiebwaffe
7	10	2	13	8	14	10		Geschoß

Die ersten Buchstaben von oben nach unten ergeben den Namen einer alten Schußwaffe.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a a a e e i i l l l l m m o o o o p s s s s s t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. kanarische Insel, 2. männl. Vorname, 3. Blume, 4. Verengerung der Pupille, 5. Kerbtier.

Rösselsprung

		ne	fragt		
sagt		son	blin		was
nig	de	nach	schei	ne	ih
	die	we	von	der	
	dar			rem	

Füllrätsel

Die Buchstaben a a b c c c c d d e e e e f f g g i i i k l l l l m m n n n o r r r s s s s t t u z werden so in die leeren Felder gesetzt, daß folgende Wörter entstehen: 1. westschottische Inseln, 2. Stadt in Sachsen, 3. deutscher Dichter, 4. Lehrstuhl, 5. Weichtiere, 6. Nibelungengestalt, 7. Überschuh.

H	E						
	H	E					
		H	E				
			H	E			
				H	E		
					H	E	
						H	E

Besuchskartenrätsel

WILH. SUDA

Genf

Wohin reist der Herr?

Lösungen der Rätsel aus Folge 4:

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 3. Kater, 5. NAG., 6. Kantate, 10. Dilettant, 12. Bekassine, 17. Malakka, 18. Ala, 19. Ralle. — Senkrecht: 1. Wanne, 2. Legat, 4. Tattersall, 7. Alpaka, 8. Taktik, 9. en, 10. Dieb, 11. Type, 13. em, 14. Alaaf, 15. Skalp, 16. Na. ★ **Verwandlungsrätsel.** Eisen, Essen, Esten, Ester, Alster; Donau, Donat, Dinar, Diner, Einer; Raupe, Raute, Ratte, Rotte, Lotte. ★ **Kryptogramm.** Wir sind entschlossen, im neuen Jahr unser Werk mit allen Kräften fortzusetzen. ★ **Rösselsprung.** Es gleicht, wer jedem zu raten, / statt einem zu helfen wählt, / einer tüchtig sausenden Mühle, / der es an Steinen fehlt. Friedrich Hebbel. ★ **Silbenrätsel.** 1. Meiningen, 2. Vernebelung, 3. Bewertung, 4. Adelgunde, 5. Sigismund, 6. Frontdienst, Zeremonie, 8. Gepräge, 9. Arsenik, 10. Tannenberg, 11. Cetinje, 12. Rudern, 13. Grönland, 14 Ausstand, 15. Wende, 16. Leuthen, 17. Geschenk, 18. Frankreich, 19. Klafter. Meine Bewegung ist die Repräsentantin der größten deutschen Kraft. ★ **Pyramidenrätsel.** 1. a, 2. As, 3. Ase, 4. Ares, 5. Aster, 6. rasten, 7. Stander.

Die beiden Gegenspielerinnen des Fanck-Filmes, Ruth Eweler als die deutsche, mit dem japanischen Studenten nach Japan gekommene Studienfreundin Gerda und Hara als Mitsuko, die Tochter des Adoptivvaters des Studenten und die diesem seit früher Jugend angetraute Braut

Der deutsch-japanische Gemeinschafts-Film ist da!

Aufnahmen von der Fanck-Film-Expedition in Japan



Der Student Torao auf dem Schiff mit seiner deutschen Studienfreundin Gerda (Ruth Eweler).

Unter dem Titel „Die neue Erde" wird im Februar 1937 in Japan der erste deutsch-japanische Film gezeigt werden, indes man ihn in Deutschland unter dem Titel „Tapfere kleine Misuko" oder „Ostwind—Westwind" sehen wird. Dieser Film wurde von Dr. Fanck in Zusammenarbeit mit japanischen Filmgesellschaften hergestellt Mit Ausnahme von Ruth Eweler sind die Hauptdarsteller Japaner, wie dieser Film auch im Gegensatz zu amerikanischen Japanfilmen in Japan gedreht wurde.



Die dramatische Szene am Kraterrand.

Der Student Torao reißt im letzten Augenblick seine kleine japanische Braut Mitsuko zurück, als diese in den Schlund des Vulkans springen will. Mitsuko sieht in der deutschen Studentin eine gefährliche Rivalin, weshalb sie den Entschluß faßte, durch einen Sprung in den Krater das Feld zu räumen. Im Hintergrund dieser Aufnahme die herrliche Landschaft der japanischen Alpen.

Mitsuko auf dem Wege zum rauchenden Vulkan, in den sie sich stürzen will. Der Vulkan ist der Asama, einer der größten tätigen Vulkane Japans.



Sämtliche Aufnahmen: Fürst A. v. Urach.

Links: Frisierszene am Kraterrand. Hara wird nach stundenlanger Arbeit als „Mitsuko" an Ort und Stelle aufgefrischt.



Torao hat durch seine Dazwischenkunft den Selbstmord verhindert und trägt nun seine Braut in das künftige Heim



Die deutsche Filmschauspielerin Ruth Eweler in der Rolle Gerdas und der Adoptivvater des Studenten Torao, der gleichzeitig der Vater Mitsukos ist.



Dr. Fanck (stehend links) und Angst (stehend rechts) bei den Atelieraufnahmen zum ersten deutsch-japanischen Film.

Fasching in München:



So war's Anno dazumal
„drunt' in der Au", heißt's in Ernst Hohenstatters Festspiel. das beim Pressefest aus der Sekttaufe gehoben wurde; und manchem jungen Ballbesucher, der, noch unbeweibt, versonnen auf die vielen hübschen Beine starrte, die den „Don Juan in Karo" umtänzelten, ist bei diesem Anblick ein sehnsuchtsvoller Seufzer in der frackhemdgepanzerten Männerbrust hochgestiegen.

Bild links:

Tanzgespräch beim Pressefest.

„Bist du auch Journalist?" flüstert sie zärtlich. — „Mhm", meint er trocken, „und sogar ein berühmter: der Roland Strunk." — „Hoho! Gibt's ja gar nicht! Den kenne ich doch! Von den Vorträgen!" — „Ich bin's aber. Bloß — ich habe mich als gewöhnlicher Sterblicher maskiert . . ."

Bild rechts:

Vielbeäugt von den vorbeitanzenden Paaren

unterhielten sich in nicht minder fröhlicher Stimmung und voll heiterer Laune zwei führende Männer des neuen lebenbejahenden Deutschland, der Präsident der Reichspressekammer Reichsleiter Max Amann und Staatssekretär Funk vom Reichspropagandaministerium, ein ständiger Gast beim Münchner Pressefest.



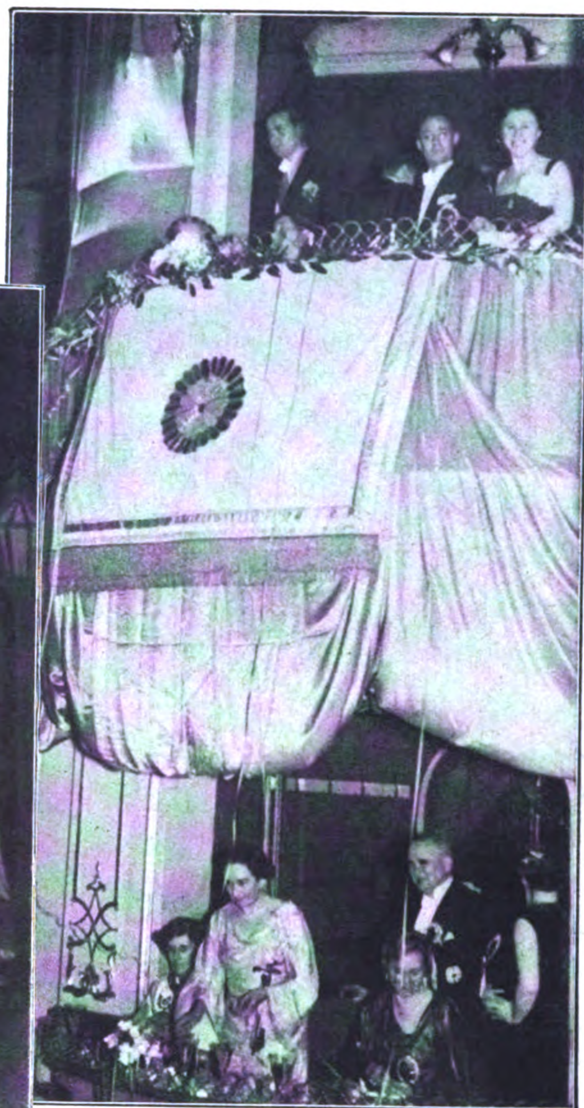
EINE NACHT IM DEUTSCHEN THEATER ZU MÜNCHEN

Die Presse hat ihr eigenes Fest veranstaltet



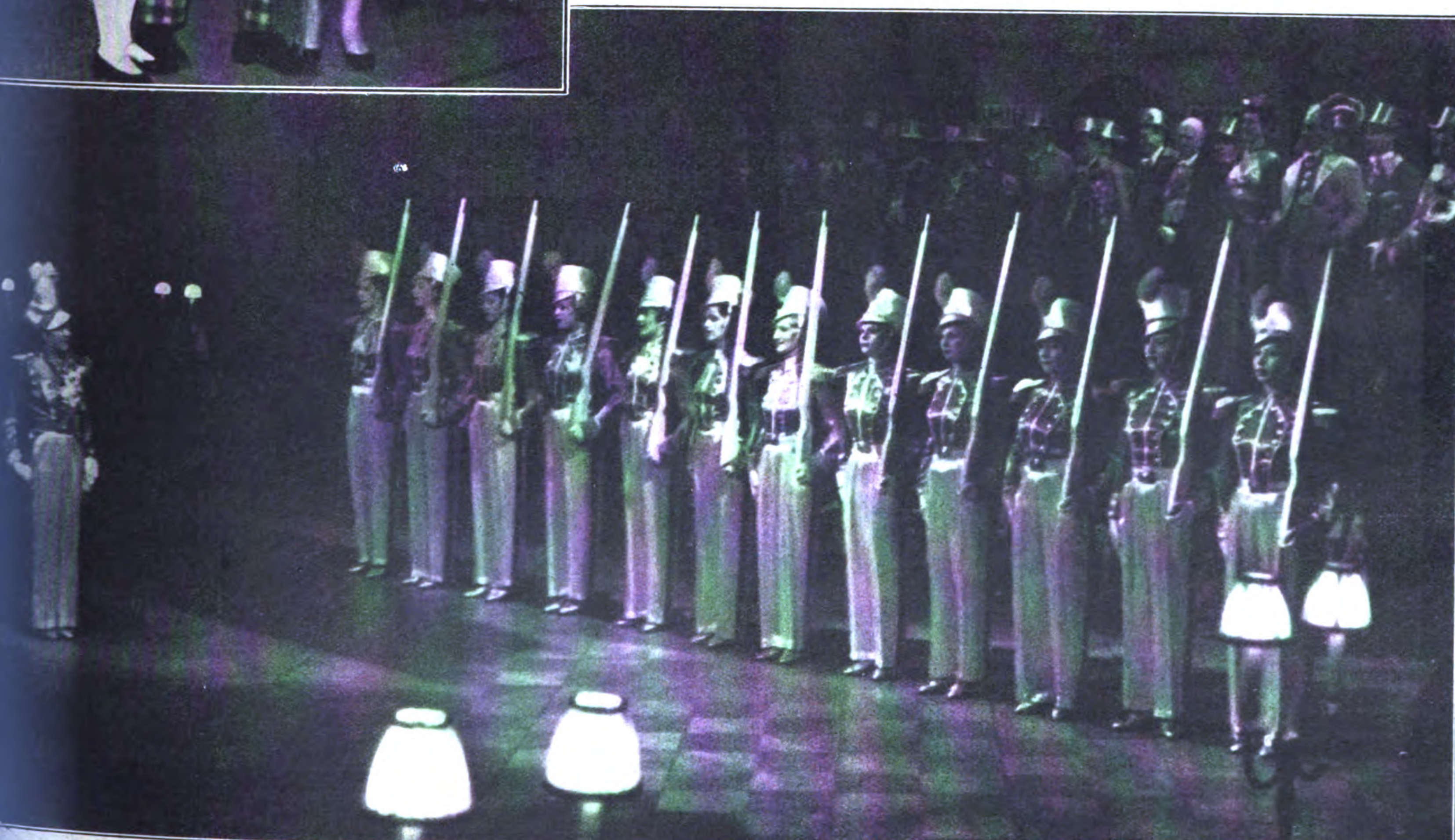


„Mei Kathl is a Milimadl'
und hat so pralle, fesche Wadl — hätte man am liebsten weitergereimt, als Eva Lissa mit ihrer einschmeichelnden Stimme und Gert Buchheim als flotter Student dieses reizende Lied von Toni Thoms zu singen begannen



Zu ebener Erd' und im ersten Stock

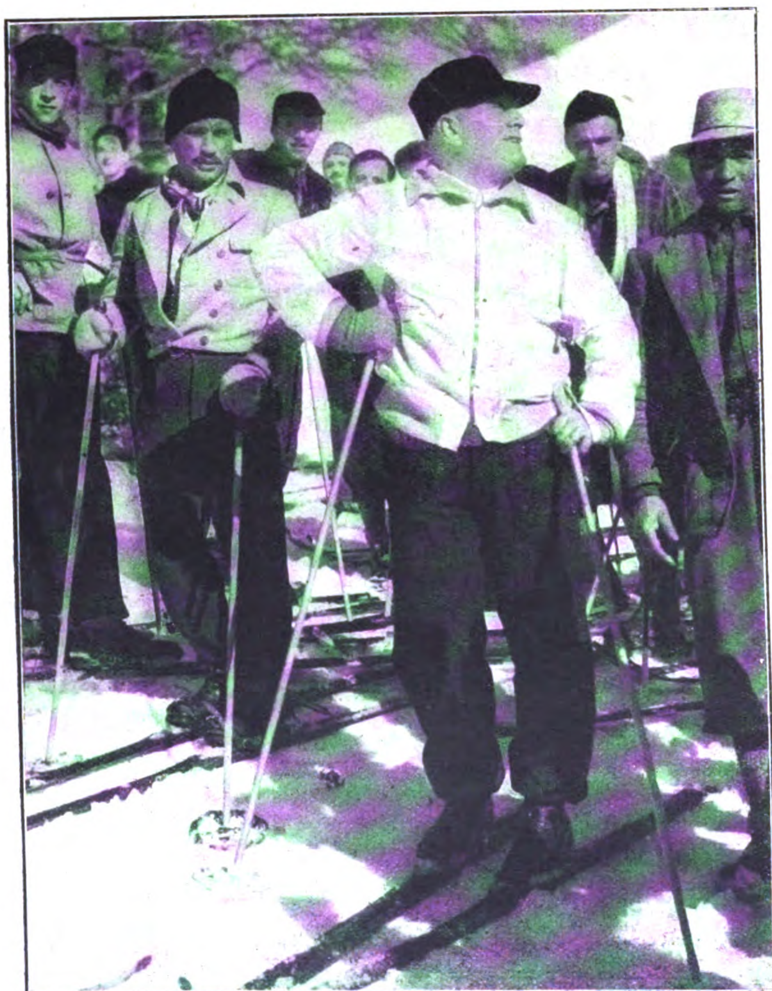
In der unteren Proszeniumsloge: die Gattin des Gauleiters und Staatsministers Adolf Wagner und Ministerpräsident Ludwig Siebert, der in Begleitung seiner Gemahlin beim Pressefest erschien; oben (Mitte): der Leiter des Reichsverbandes der Deutschen Presse, SA.-Gruppenführer Wilhelm Weiß.



Ihrer beiden Tollitäten derer von Plakatonien närrische Leibwache. Das kesse Schauexerzieren, das die schmucke Prinzengarde aufs Parkett gelegt hat — um mit einem staunenden Ballbesucher aus Berlin zu sprechen —, hätte jedem noch so skeptischen Unteroffizier vorbehaltlose Anerkennung abgenötigt. Was Wunder, wenn die Presseballgäste über soviel Augenweide in wahre Stürme der Begeisterung ausbrachen! Die Prinzengarde wird übrigens auch auf dem Pressefest in Berlin ihre Künste zeigen.

Das deutsche Linienschiff „Schlesien" in Rio de Janeiro.
Kurz vor der Abfahrt aus dem Hafen von Rio besuchte der brasilianische Bundespräsident Getulio Vargas das deutsche Kriegsschiff. Rechts vom Präsidenten der deutsche Botschafter Dr. Schmidt-Elskop; links Kapitän z. See Seebach

Der Duce beim Skilauf in Terminillo



Mussolini beim Wintersport in Terminillo bei Rom





Romano Mussolini, der Sohn des Duce, darf seinen Vater zu einer Winterfrische in den Bergen bei Rom begleiten.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121, Budapest 1353?; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 6 / DONNERSTAG, 11. FEBRUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Der Führer und der scheidende englische Botschafter Sir Eric Phipps
bei dem Empfang zu Ehren der in Berlin beglaubigten fremden Missionschefs
(Siehe auch den Sonderbericht des „I. B." über den Abend in der Reichskanzlei im Innern des Heftes.)

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

DÄMME BRECHEN...

Die Hochwasser-Katastrophen in U.S.A.



Das reißende Hochwasser des Weißen Flusses hat die hochgelegene Überlandstraße unterspült. Wenige Schritte von dem Photographen entfernt wurde ein Motorradfahrer in die Fluten gerissen.



Links:
Der sonst so träge Ohio ist zu einem reißenden Strom geworden, der selbst den 20 Meter hohen Schutzdeich überspült. Vierundzwanzig Jahre lang bändigte dieser Damm die Fluten des Flusses, dessen wilde Wasser jetzt gurgelnd über ihn hinwegbrausen.

Aufnahmen:
Associated Press 3,
Weltbild 3.



Rechts:
Diese bescheidene Habe auf einem Lastwagen verstaut, ließ das Hochwasser in Louisville den beiden alten Leutchen. Der eilig aus dem Hause getragene Ofen brennt noch. Diesmal war das Element Feuer mildtätiger als sein ewiger Gegner, das Wasser.

Um Schlimmeres zu verhüten, mußten die Schleusen in Portsmouth geöffnet werden. So ergossen sich die Fluten des Ohio vernichtend durch die Hauptstraßen, sie machten auch nicht halt vor den eleganten Vorräumen des Hurth Hotels.



Hier mußten die Einwohner in größter Eile vor den eindringenden Fluten flüchten; sie konnten nicht einmal die notwendigste Kleidung zusammenraffen. Auf immer schmaler werdendem Eiland hofft eine zurückgelassene Kuh sich vor den Fluten des Sankt-Francis-Flusses retten zu können.



Rechts: Bei Clarkesville überflutete der Cumberlandfluß eine Eisenbahnbrücke. Fünfzehn Wagen eines Güterzuges wurden aus den Schienen geworfen; ein Wunder, daß niemand dabei verletzt wurde.

Kampf gegen die roten Mordbanden in Spanien

Nicht zuletzt durch die Unbilden der Witterung hat sich der Krieg in Spanien in eine Reihe von einzelnen Kampfhandlungen aufgelöst. Besonders das Ringen um Madrid zeigt Bilder, die lebhaft an Stellungskämpfe im Weltkrieg erinnern, ohne daß selbstverständlich dessen Ausmaße im Menschen- und Materialverbrauch erreicht werden. Immerhin legt dieser Krieg dem spanischen Volke unermeßliche Leiden auf, deren Dauer namentlich durch die aktive sowjetrussische Unterstützung der roten Horden verlängert wird.



Der Stellungskrieg im Gebiete der spanischen Hauptstadt.
Nationale Truppen haben im Universitätsviertel von Madrid, der sogenannten Universitätsstadt, Granatwerfer in vorderster Stellung eingebaut; hier feuert einer dieser Granatwerfer auf rote Maschinengewehrnester, die sich vor dem 18stöckigen Gebäude der „Telephonica" befinden.

Von den schweren Kämpfen um die Straße Madrid—Valencia

Zum Gegenstoß angesetzte sowjetrussische Tanks werden bei Maralosa von nationalen Sturmtruppen durch Maschinengewehrfeuer und Handgranaten außer Gefecht gesetzt



Zeichnungen für den „J B" von Josef Lazarus.

Links:
Eine im Anmarsch befindliche bolschewistische Reiterhorde wird bei Aravaca von nationaler Artillerie erfaßt und zusammengeschossen.

Aufnahmen: Weltbild 3, Presse-Photo 1.

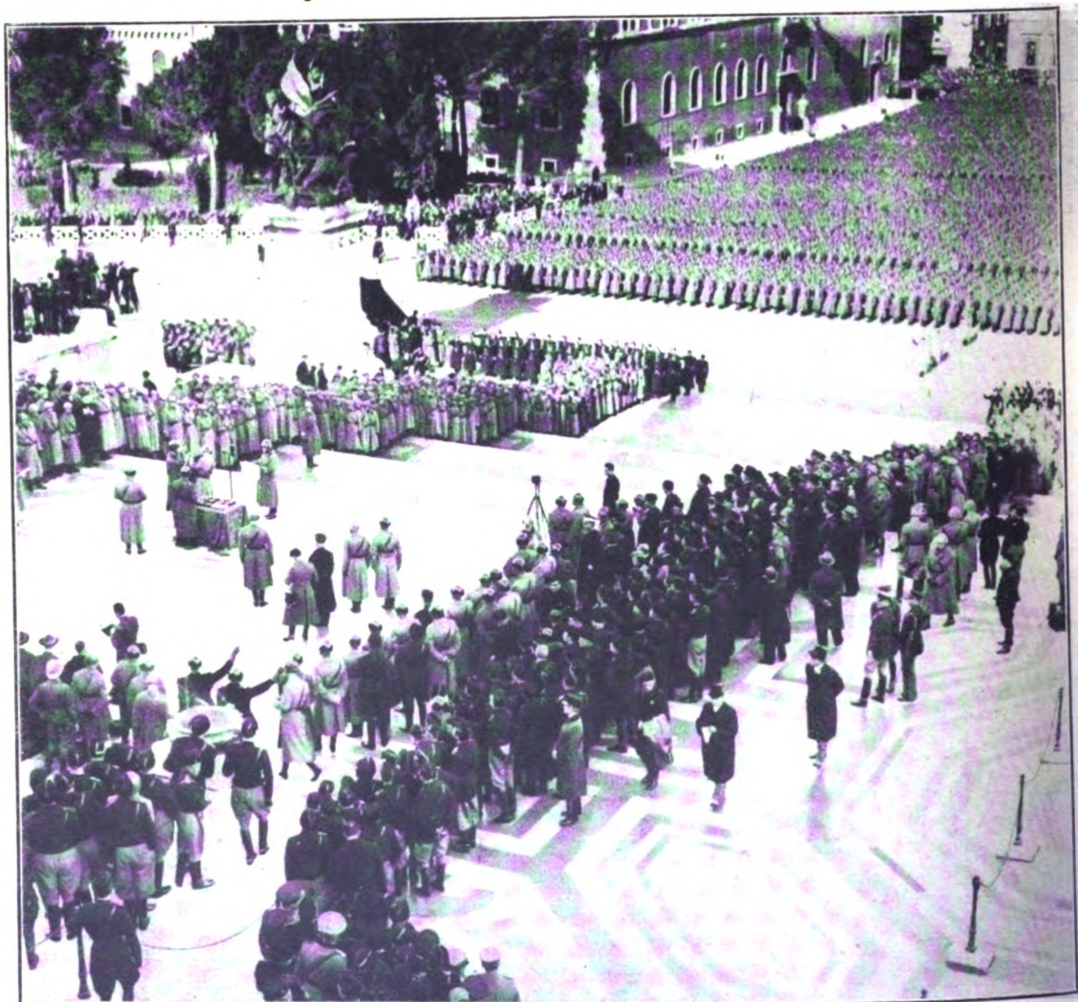


König Gustav V von Schweden in Belgiens Hauptstadt.
Auf dem Bahnhof in Brüssel begrüßt der König von Belgien (rechts) seinen Schwiegervater, den König von Schweden.



Kein Bildrätsel, sondern ein chinesischer Soldat mit Gasmaske und Parabellum-Pistole während einer Übung. Dicke Pelzkappen schützen die Truppen der regulären Nanking-Armee gegen die bittere Kälte





In Rom wurde der 15. Gründungstag der faschistischen Milizen feierlich begangen. Auf der Piazza Venezia, am Grabe des Unbekannten Soldaten, zeichnet der italienische Regierungschef verdiente Soldaten aus und dekoriert die Feldzeichen, die der Miliz während des ostafrikanischen Krieges verliehen wurden

Diplomaten-Empfang beim Führer in der Reichskanzlei



Der Führer im Gespräch mit dem italienischen Botschafter Dr. Attolico und Frau Attolico.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 6.



Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr v. Fritsch, in Unterhaltung mit dem Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß





Generaloberst Hermann Göring plaudert mit Japans Botschafter Vicomte Mushakoji und dem Gesandten von Jugoslawien, Cincar-Marković, während der Gesandte Ungarns, Döme Sztójay, sich mit Reichsminister Dr. Frick unterhält.



Links: Reichsleiter Alfred Rosenberg (Mitte) in Gesellschaft des jugoslawischen Gesandten und des Gesandten der Tschechoslowakei, Dr. Mastny (rechts).

Rechts: Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder und Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller in angeregter Besprechung.



Diplomaten-Empfang beim Führer in der Reichskanzlei:
Zwanglose Unterhaltung des Führers mit dem türkischen Botschafter Mehmet Hamdi Arpag.



Generalfeldmarschall v. Blomberg und der französische Bot[illegible] François-Poncet



Reichsführer SS Himmler läßt sich von Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller erzählen.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 3.

Dr Ley erörtert im Kreise seiner Mitarbeiter die Aufgaben der DAF innerhalb des Vierjahresplanes.
Links von Dr Ley: Stabsleiter Heinrich Simon, rechts (schreibend) Hauptdienstleiter Schmeer, Beauftragter für den Vierjahresplan innerhalb der DAF., daneben Amtsleiter Marrenbach, der Chefadjutant Dr. Leys.
Aufnahmen Fritz Boegner

Dr. Ley versammelt seine Mitarbeiter

zu einer Arbeitstagung in Hammersbach bei Garmisch

Der Deutschen Arbeitsfront ist innerhalb des Vierjahresplanes eine besondere Aufgabe zugewiesen Wenn die in Hammersbach bei Garmisch angesetzte Tagung, zu der Dr Ley alle Amtsleiter der RDL und der DAF berufen hatte, schon unmittelbar nach ihrem Beginn als unter einem besonders glücklichen Vorzeichen stehend bezeichnet werden konnte, so lag die Erklärung auf der Hand: Der Widerhall der Rede des Führers vom 30 Januar 1937 kennzeichnete die Tagung. Die anerkennenden Worte, die der Führer in seiner Rede der Deutschen Arbeitsfront gewidmet hat, werden Ansporn bleiben, in unerschütterlichem Glauben weiter zu schaffen für des Führers Werk zum Segen des ganzen deutschen Volkes.



Vor dem Hammersbacher Hotel

Von links nach rechts: Hauptamtsleiter Brinkmann, Schatzmeister der DAF., Parteigenosse Wollenberg Amtsleiter des Organisationsamtes, daneben: die Reichsbetriebsgemeinschaftsleiter Jäzosch und Stock ganz rechts: Parteigenosse Schwarz van Bergh. Hauptschriftleiter des „Angriff“



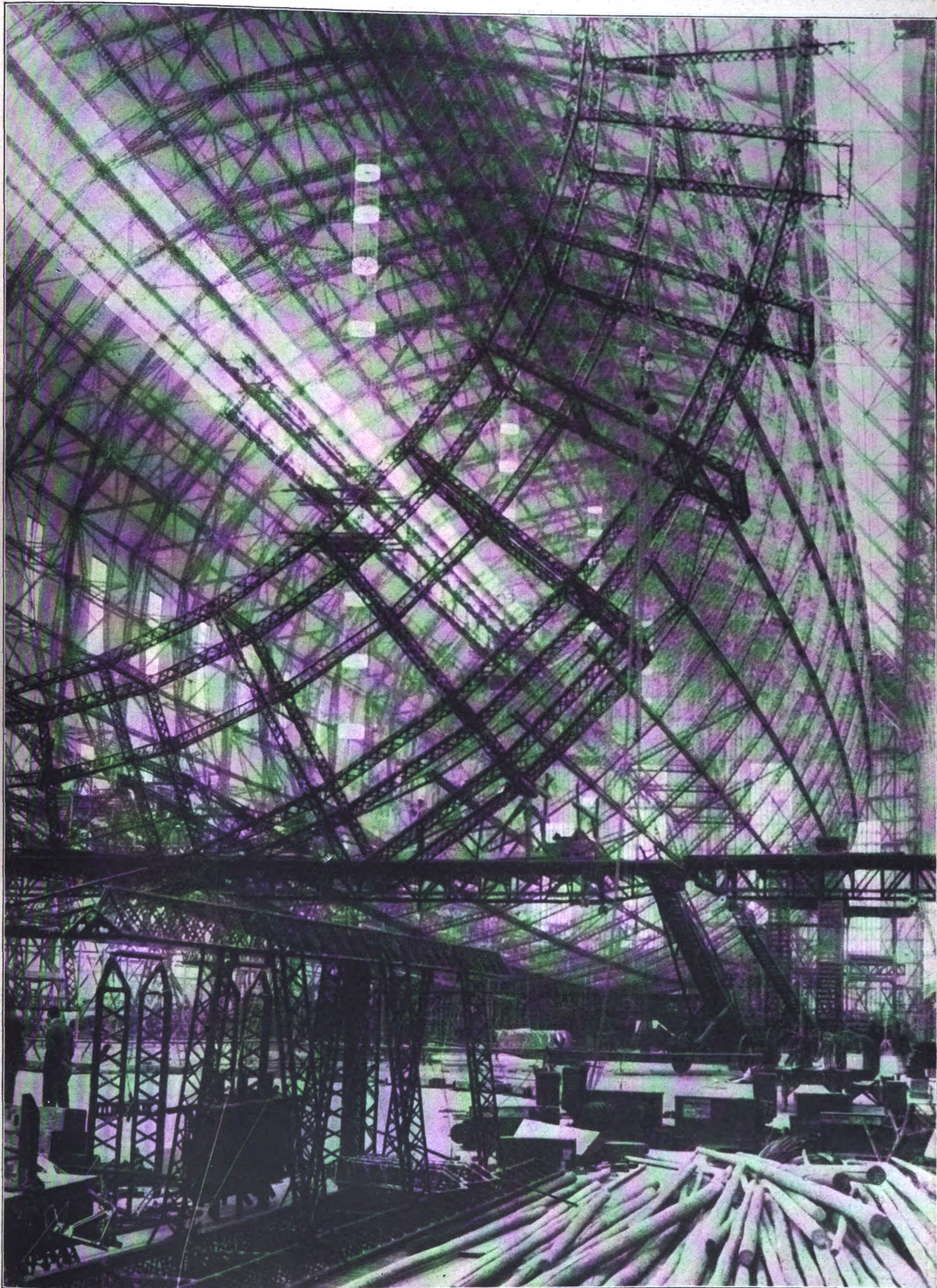
Während der Tagung in Hammersbach bei Garmisch
Von links nach rechts: Parteigenosse Lange, Schneider, Führer der gesamten Werkscharen, im Vordergrund: Stabsleiter Simon, daneben: Parteigenosse Bauer, Kommandant der Burg Sonthofen, ganz rechts im Hintergrunde: Dr. Helwig.



Im Ferienheim der DAF. in Hammersbach
Von links nach rechts: Amtsleiter Dr. Hupfauer vom Amt Soziale Selbstverwaltung, rechts daneben: Parteigenosse Mende, Amtsleiter des Sozialamtes, ihm gegenüber: die Parteigenossen Neumann und, rechts von Mende, Körner.



Ein Plauderstündchen in Sonne und Schnee auf dem Wank
Amtsleiter Marrenbach (links) im [illegible] Amtsleiter Lafferentz, Leiter des Amtes Reisen und Wandern.
[illegible]nahmen: Fritz Boegner



Deutschlands neues Luftschiff.

Unsere von neuen Aufgaben erfüllte Gegenwart kennt kein Rasten. Auch in Friedrichshafen, der Geburtsstätte der Zeppeline, wird hurtig gehämmert und gefügt, damit das im Bau befindliche Riesen-Luftschiff bald auf die Reise geschickt werden kann in Erfüllung der hehren Mission, die Völker zu verbinden und einander näher zu bringen.

Aufnahme: Presse-Photo.

Der Mann mit den 1000 Gesichtern.

Kazimir Junosza-Stepowski, der polnische Lon Chaney



Kazimir Junosza-Stepowski zeigt sich hier in der Rolle des polnischen Königs Stephan Bathory. Der Künstler ist vielleicht noch bedeutender als der verstorbene Lon Chaney, den die Umgestaltung seiner Maske manchmal zu operativen Eingriffen trieb. Stepowskis äußere Mittel sind sparsamer, trotzdem erreichen seine Masken eine unerhörte Wirkung

Als der amerikanische Filmschauspieler Lon Chaney am 26. August 1933 an den Folgen einer Erkältung in Los Angeles gestorben war, glaubte niemand, daß die Vielseitigkeit der Maske dieses großen Schauspielers je wieder erreicht werden könnte. Er spielte den Einäugigen, den Buckligen, den Japaner, den Sonderling, und in jeder Rolle zeigte er eine einmalige Note. Nun scheint in Kazimir Junosza-Stepowski ein großer Schauspieler auch außerhalb Polens bekannt zu werden, der berufen ist, Chaneys ruhmvolles Erbe als Mann mit den tausend Gesichtern anzutreten. Stepowskis Masken umfassen die große, mannigfaltige Stufenleiter menschlicher Ausdrucksweise; in seinem Lande sagt man, daß er zwanzig große Schauspieler in sich vereinigt habe.

Seine Ausdrucksmöglichkeiten sind ungemein reich und vielfältig, mit jeder anderen Rolle steht ein anderer Mensch auf der Bühne. Seine Darstellungskraft erweist sich besonders eindrucksvoll, wenn er schwierige psychologische Regungen und Grenzfälle zu gestalten hat; erst dann zeigt er sich als der wirklich begnadete große Künstler.

So sieht der sympathische Künstler in Wirklichkeit aus; ein schöner Charakterkopf, in dessen Gesicht die Mimik der tausend Rollen gewissermaßen augenblicksbereit auf der Lauer liegt.

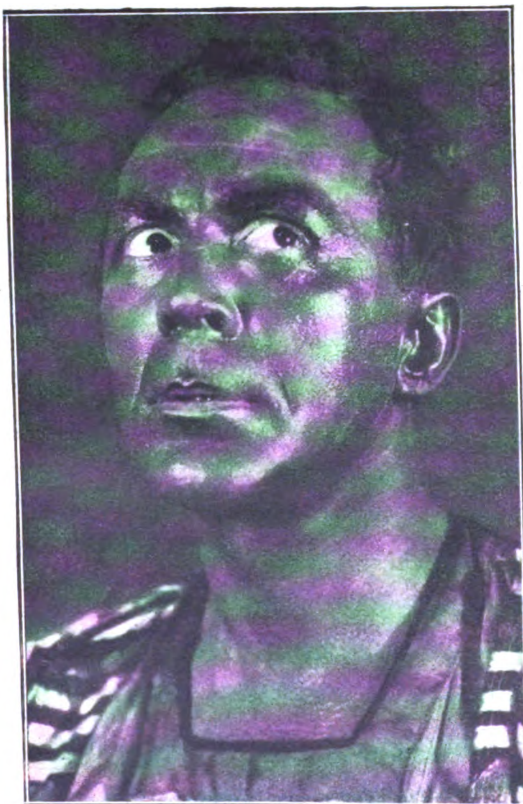


Rechts: Die Mannigfaltigkeit der Mimik Stepowskis tritt auf diesem Bilde in Vergleich zu oben links besonders in Erscheinung; hier spielt er in dem Shakespearischen Drama den Cäsar. Das römische Profil drückt die kraftvolle Überlegenheit des Herrschers aus, eine vollendete Darstellung, die nicht allein äußere, sondern auch innere Umwandlung voraussetzt.



Stepowski in der Rolle Robespierres, jenes berechnenden, eigenwilligen Umstürzlers, den die Kälte einer Eismaschine zu durchfluten scheint.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Hier hat das Schaltwerk der Gedanken dem großen Darsteller Güte, Kraft und Leid des Othello in das ausdrucksvolle Gesicht geschrieben; ein beinahe unbegreiflicher Gegensatz zu den anderen vergeistigten Gesichtern.



„Der junge Wald" heißt das polnische Nationaldrama, in dem Stepowski in der Maske eines Schullehrers (auf dem Bilde rechts) auftritt. Man vergleiche das listige Fuchsgesicht mit den stählernen Zügen seines Robespierre.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

8. Fortsetzung.

Hedda erhob sich und rang die Hände.

„Muß ich Ihnen denn das auch noch sagen? Conchita liebt Sie doch! Das müssen Sie doch wissen!"

Doktor Martinez schien es aber nicht zu wissen. Er machte ein Gesicht wie ein Mann, der einen Hasen erwartet und einen Wolf auftauchen sieht.

„Mich lieben!" wiederholte er und zeigte leere, gänzlich leere Handflächen. „Aber ich bin doch arm. Die letzte Finca sie haben drüben enteignet. Auf der Gesandtschaft sie sagen, ich muß zurück nach Mexiko, zu retten, wenn noch zu retten ist. Aber ich nicht will. Ich lieber hier bleiben und künftig nur ein Zimmer nehmen für billigeres Geld. Ich noch an eine Möglichkeit gedacht, Gold aus Quecksilber zu ziehen. Ich also nicht viel Zeit übrig haben. Aber ich will gerne sehen Conchita. Wir uns gut verstanden damals auf der Finca, die ist jetzt enteignet und nicht mehr im Besitz von nun sehr arme Martinez de Lopa."

23.

Gegen zehn Uhr vormittags bog ein Motorfahrer mit einem Sozius scharf in den Max-Weber-Platz ein und stoppte ab. Der Soziusfahrer sprang sofort vom Sitz und begab sich hinüber zur Droschkenhaltestelle. Er ging die Reihe ab und betrachtete aufmerksam die Nummertafeln. Bei der zweiten Droschke in der Reihe blieb er stehen. II A 61 345.

„Da haben wir ihn ja", sagte er zu seinem Kameraden, der nun auch herankam.

Der Chauffeur hatte in Volant friedlich eine Illustrierte gelesen.

„Wollen die Herren etwas?" fragte er.

„Nur eine Frage", versetzte der Soziusfahrer. „Sie haben doch um acht Uhr herum Ihren Standplatz in der Gartenstraße gehabt und von dort aus eine ausländisch aussehende Dame als Fahrgast angenommen. Sie hat einen kleinen Koffer bei sich gehabt und war sehr in Eile. Können Sie mir genau sagen, wohin die Dame gefahren ist?"

„Das ist gleich gesagt", versetzte der Mann. „Sie hat erst gesagt Bahnhof. Aber dort ist sie nicht ausgestiegen, sondern hat eine Autovermietungsstelle verlangt. Einen bestimmten Namen hat sie nicht gesagt. Da habe ich sie eben zu einem Bekannten von mir gebracht. Er wohnt gleich dort drüben. Graßl heißt er Autovermietung und Tankstelle. Toreinfahrt. Rückgebäude rechts."

Zwei Minuten später standen die beiden Männer vor dem besagten Rückgebäude rechts und drückten energisch auf einen Klingelknopf unter einem Porzellanschild mit der Inschrift: Autovermietung und Tankstelle. 2 mal läuten.

Es erschien eine ältliche Frau, die sichtlich gerade in der Küche beschäftigt gewesen war.

„Die Herren wünschen?"

„Wir möchten Herrn Graßl sprechen."

„Meinen Mann? Tut mir leid, mein Mann ist vor einer guten Stund', es mögen auch zweie sein, über Land gefahren."

„Mit einer ausländisch aussehenden Dame, wie, die einen kleinen Handkoffer bei sich gehabt hat?" fragte der eine Mann schnell.

Die Frau begann die beiden Männer genau zu betrachten.

„Ist mit derer Dame was net in Ordnung? Sind die Herren von der Polizei?"

Die Männer lachten.

„Das gerade nicht. Wir sind von der SS. Soweit ist schon alles in Ordnung, aber mit der besagten Dame ist eine Menge nicht in Ordnung. Und darum müssen wir unbedingt wissen, wohin sie gefahren ist."

Die Frau zeigte sich voll guten Willens

„Ja sehn S', genau hab ich nicht aufgepaßt. Wir haben drei Wagen. Einen Ford und zwei Opel Mit dem einen Opel ist ein Selbstfahrer unterwegs und mit dem andern ist mein Sohn auf Kundschaft. Und wie nun die Dame gekommen ist, war nur noch der Ford da. Und wie ich was g'hört hab von Überland, hab ich bloß wissen wollen, ob er, mein Mann, zum Mittagessen wieder daheim ist. Die Dame hat g'sagt sie weiß es noch nicht und darum hab ich nur Speckknödel gemacht z' Mittag. Speckknödel, denen schadet's net, wenn sie stehen bleiben und aufgewärmt werden."

„Aber Salat muß es dazu geben", versetzte einer der Männer und lachte.

„Jetzt wissen wir aber immer noch nicht, wohin die Dame gefahren ist", stellte der andere fest.

Die Frau besann sich gründlich.

„Wenn ich mich nicht täusch', hat sie was von Holzkirchen gesagt!"

Die Männer wechselten einen raschen Blick.

„Mehr wissen Sie nicht?"

Die Frau schüttelte den Kopf. Nein, mehr wüßte sie beim besten Willen nicht. Aber wenn die Fuhre nur nach Holzkirchen gegangen sei, meinte sie, müsse ihr Mann bald zurückkommen.

Die Männer ließen sich noch die Nummer und die genaue Beschreibung des Wagens geben, dann dankten sie und berieten sich kurz. Das Ergebnis davon war, daß der eine sofort wieder aufsaß und davonjagte, während der andere den nächsten Fernsprecher aufsuchte und nach mehreren Anrufen in der Nähe der Toreinfahrt zur Wohnung des Herrn Graßl unauffällig Posten bezog.

Ungefähr um dieselbe Zeit bereitete sich Doktor Voglsam, Generaloberarzt a. D. und Bezirksarzt von Moosrain und Umgebung ernstlich vor, nach der zweiten Morgenzigarre im Salleterl seines Gartens die medizinische Wochenschrift aufzuschlagen, die er sich mit einem Pack Zeitungen für eine geruhsame Stunde hinausgetragen hatte. Besagtes Salleterl, aus Stein errichtet und grünumsponnen, bewachte wie ein Fort der Beschaulichkeit den Zaun, der das Gartengrundstück von der Straße nach Gmund und Tegernsee abgrenzte. Seine Frauensleute waren vom Kirchgang noch nicht heimgekehrt. Nur die Köchin bewachte in der Küche die Töpfe überm Herd. Die sonntägliche Sprechstunde hatte er schon hinter sich, und also hatte er keinerlei Störung zu erwarten und überlegte gerade, ob er sich vor Tisch noch eine dritte Zigarre gönnen sollte, als er vor der Gartentüre ein grünes Auto halten sah. Ein dünnhalsiger Fremder mit spiegelglattem Scheitel beugte sich zum Wagen hinaus und konnte sich anscheinend nicht recht entschließen, auszusteigen. Er blickte die Straße auf und die Straße ab, aber immer wieder sammelte sich sein Blick auf der Tafel neben dem Eingang: Dr. med. E. Voglsam, Bezirksarzt, Generaloberarzt a. D.

Eine Glucke führte ihre Küken am Straßenrand spazieren, am blauen Himmel segelten weiße Wolkenschiffe, aus der Kirche wehte der laue Wind Orgelklänge und Bruchstücke von Chorgesang herüber und weiter unten beim Mechaniker Brünninger ließ sich der Sohn vom Oberwirt fünf Liter Benzin in den Tank seines Motorrades füllen.

Doktor Voglsam knöpfte die Jägerjoppe zu, verließ das Salleterl und beugte sich über den Zaun.

„Wollen Sie zu mir? Ich bin der Arzt."

„Sehr freundlich", sagte der Mann im Auto mit fremdelnder Aussprache. „Wirklich sehr freundlich. Nicht ich, aber ich habe hier eine Dame im Auto. Eine Señorita, wissen Sie. Ihr ist sehr übel."

Doktor Voglsam öffnete das Gattertürl und ging auf das Auto zu.

„No", meinte er gemütlich, „wo fehlt's denn?"

Der Fremde entschloß sich nun doch, den Motor abzustellen und seinen Platz zu verlassen.

„Bitte sehr", sagte er bringlich „sehen Sie nach."

Der Arzt erblickte ein mit Gepäckstücken vollgestopftes Auto mit einer freien Ecke im Fond und hier im Fond, in eine Reisedecke gehüllt, lehnte eine junge Dame ausgesprochen südlichen Typs von außerordentlicher Schönheit. Der Kopf war vornüber gesunken, und der Atem ging stoßweise. Sie schien ohne Besinnung zu sein. Der Arzt zwängte sich in den Fond, nahm eine ihrer leblosen Hände und fühlte gewohnheitsmäßig den Puls So etwas hatte er nicht erwartet Er erschrak.

„Ja, was haben wir denn da?" fragte er. „Wie ist denn das gekommen?"

Der Fremde blickte ihn mit brennenden Augen an.

„Wir fahren schon viele Stunden. Wir kommen von auswärts. Sie ist so eingestiegen. Zu viel Cocktails, Herr Doktor. Wir haben ein Fest gehabt. Unter Freunden. Zu viel getrunken, wissen Sie."

Der Arzt schüttelte den Kopf und zwängte sich noch einmal in den Wagen. Er beobachtete den Atem, hob die Augendeckel und prüfte die Reflexe

„Das kann doch nicht nur von Alkohol kommen", erklärte er sehr ernst. „Das sind ja förmlich hippokratische Züge. So kann ich überhaupt nichts feststellen. Wir müßten die Dame aus dem Wagen heben und in die Ordination bringen Ist es Ihre Frau?"

Der Fremde nickte.

„Ja, meine Frau. Bitte, bitte, helfen Sie. Es kann kosten, was es will. Ich habe gedacht, sie schläft. Ich bin gefahren und immer gefahren. Die ganze Nacht. Nur manchmal habe ich gehalten und versucht, sie zu wecken. Habe auch Umschläge gemacht und mit Kölnisch Wasser eingerieben. Alles umsonst."

„Das ist nicht Schlaf", erklärte der Arzt, „das ist Ohnmacht. Hat sich die Dame vielleicht erbrochen unterwegs?"

Der Mann sah grün und gelb aus, als sei er selber am Erbrechen. Aber er schüttelte den Kopf

„Sonderbar!" Der Arzt konnte sich über den Fall nicht klar werden. „Sie haben ja einen schnellen Wagen", sagte er. „Am besten wäre es, Sie würden die Dame so schnell es geht nach München in die Klinik

bringen. Ich bin für solche Fälle nicht eingerichtet. Ich weiß wirklich nicht, ob ich mit meinen Mitteln etwas retten kann."

Der Mann verkrampfte die Hände und schüttelte sie. Ihn selber schüttelte es wie in Fieberschauern.

„Retten Sie, Herr Doktor, retten Sie! Ich flehe Sie an. Es ist bestimmt nur Alkohol. Ich weiß nichts anderes. Aber möglich, daß ich in der nächsten Stunde jemand treffe, der bessere Auskunft geben kann."

Der Arzt hielt den Blick wachsam auf die Kranke gerichtet.

„Können Sie von dem Gepäck hier im Wagen nicht so viel wegstauen, daß ich zufassen kann", fragte er ungeduldig.

Der Mann holte einige Reisetaschen heraus und stellte sie neben das Auto auf die Straße.

„Es wäre mir lieber", meinte der Arzt, „ich hätte mit dem Fall da nichts zu schaffen. Aber ich kann Sie mit einer Frau in diesem Zustand nicht weiterschicken. Wir wollen beide zufassen. Ich kann nichts tun, ehe ich die Kranke in der Ordination habe."

Als er die Dame mit der Hilfe des Mannes vorsichtig aus dem Wagen hob und im vollen Tageslicht betrachtete, stutzte er.

„So zittern Sie doch nicht so und fassen Sie ordentlich zu", schalt er. „Sie stirbt uns ja unter den Händen weg."

24.

Gegen Abend war Grote mit seinem Wagen in der Gegend von Tegernsee, einer seiner Kameraden saß neben ihm und spähte wachsam durch die Scheiben.

„Da kommen die zwei aus Wiessee zurück", bemerkte er und meinte damit ein schnell näherkommendes Motorrad mit zwei Mann Besatzung.

Grote gab ein Zeichen, und das Motorrad stoppte ab. Der Mann auf dem Soziussitz kam heran an den haltenden Wagen und grüßte.

„Wie vom Erdboden verschluckt", meldete er, „drüben am andern Ufer hat kein Mensch einen grünen Lancia mit dem Zeichen M. C. X. gesehen. Der Arzt in Moosrain wird schon recht haben. Der Kerl hat einen Haken geschlagen wie ein Hase und wird versucht haben, über Miesbach an die Reichsautobahn heranzukommen. Er wird trachten, über den Paß Melleck oder über Freilassing die Grenze zu erreichen."

Grote starrte geradeaus und schwieg undurchdringlich.

Der Kamerad neben ihm wartete eine Weile, dann rührte er ihn schüchtern am Ärmel.

„Jetzt entkommt er nicht mehr."

„Nein", sagte Grote. Er betrachtete aufmerksam das haltende Motorrad. Es war eine sehr starke Zwei-Liter-Maschine. Der Mann am Steuer war der Rennfahrer Malchow, seines Zeichens Mechaniker. „Malchow", sagte er unbewegten Gesichts, „gib mir bitte deine Maschine. Ich trete dir dafür hier meinen Sitz ab im Wagen. Bringe ihn zurück nach München, aber halte in Moosrain bei Doktor Voglsam. Du mußt dort unsern Sturmarzt Doktor Kessel aufnehmen. Ich habe hier in der Nähe noch was zu besorgen und komme später nach. Ich bin innerhalb der nächsten Stunde bei einem Herrn von Hagedorn in Tegernsee zu erreichen. Seine Nummer steht im Telephonbuch."

Der Mann vom Soziussitz markierte leichtes Klappen der Absätze.

„Und ich?"

„Genug Platz im Wagen für alle", versetzte Grote. „Ich will jetzt allein sein."

Alle sahen ihm an, daß er ganz verstört war und heftig litt. Aber alle kannten ihn als den Mann, der immer noch eine letzte Reserve hatte, wenn es darauf ankam.

Malchow öffnete den Wagenschlag.

„Sonst noch Befehle?"

Grote kam mit den Beinen aus dem Wagen und stellte sie vorsichtig, als fürchte er auf Eier zu treten, auf den Boden.

„Ich habe so eine Ahnung, als könnte man diese Madame Serafe in der Gegend von Tölz ausfindig machen. Von Holzkirchen geht eine ganz gute Strecke nach Tölz. Ebenso von Moosrain aus, wo dieser Ortega zuletzt gesehen wurde. Wie jetzt feststeht, muß er mit seinem Wagen in die Gegend von Miesbach geflüchtet sein, als er sah, daß die Conchita nicht mehr zu retten war. Er hat augenscheinlich den Kopf verloren, und die meisten Leute, wenn sie den Kopf verlieren, streben wider ihre ursprüngliche Absicht immer in die entgegengesetzte Richtung. Vielleicht würde sich der Umweg über Bad Tölz lohnen. Ich jedenfalls werde über Bad Tölz zurückfahren."

„'s ist gut, Grote", versetzte Malchow für alle, „auf den kleinen Umweg über Tölz kommt es jetzt auch nicht mehr an. Wir werden uns in Tölz mal 'n bißchen umsehen."

Grote setzte sich in den Sattel, gab Gas und schwenkte in eine Seitenstrecke ein. Unterwegs fiel es ihm ein, daß er nicht gegrüßt hatte. Er sah sich kurz um und winkte mit der erhobenen Hand.

Das Besitztum des Herrn von Hagedorn hieß Sonnbichl. Es lag auf einem Hügel, der unten mit etwas verwildertem Wald bestanden war. Die Kuppe trug nur noch einige besonders schöne Buchen und gepflegten Rasen. Um den ganzen Besitz zog sich ein hoher Zaun, unterbrochen durch zwei verschließbare Gatter. Jedes dieser Gatter trug eine Tafel mit der Aufschrift: Achtung, bissiger Hund.

Dieser Hund, Wolf mit Namen und vom Besitzer des Hauses Herr Wolf gerufen, war denn auch der erste Bewohner von Sonnbichl, der sich um Grote kümmerte. Er kam in Tigersätzen durch Haselnußbüsche gerast und benahm sich so, als hätte er die ernste Absicht, den Eindringling samt Motorrad zu verschlingen. Herr Wolf war zu Mißtrauen gegen alle Menschen erzogen worden; er ließ sich auch nicht gut zureden und ließ nicht eher ab, seine Zähne zu zeigen, bis von oben eine Stimme kam und ihn beschwichtigte.

Es war Herr von Hagedorn selber gewesen, der gerufen hatte. Er war gerade im Begriff gewesen, seinen abendlichen Rundgang durch sein Grundstück zu machen. Im Anschluß daran hatte er die Gewohnheit angenommen, die Fensterläden zu schließen, und mit dieser letzten Kundgebung seines geringen Vertrauens zur Welt pflegte er seinen Tageslauf zu schließen. Er sah dem späten Besucher, den Herr Wolf wachsam nach oben geleitete, ohne Freude entgegen. Er erinnerte sich nicht, diesen baumlangen Menschen, der sich Grote nannte, je gesehen zu haben, und gegen alles Neue war er von vornherein eingenommen. Herr Wolf stellte sich seinem Herrn zur Seite und bewachte den Fremdling mit gelbgeflammten Augen.

Das Haus, das Herr von Hagedorn als Hintergrund hatte, war viel größer, als es sich Grote vorgestellt hatte. Es war im Landhausstil der Gegend weitläufig und sichtbar ohne Ansehung der Mittel errichtet worden. Es konnte nicht älter sein als zwanzig Jahre, und vielleicht hätte es in den letzten Jahren etwas besser gepflegt sein dürfen.

„Ich komme direkt aus München", begann Grote. „Ich weiß nicht, ob Sie inzwischen von dort einen Anruf bekommen haben."

Herr von Hagedorn schüttelte den Kopf und begann den Besucher genauer zu mustern. Irgend etwas an ihm gefiel ihm nicht.

„Es ist wegen Ihrer Tochter Annelies", erklärte Grote.

Der alte Herr war von vornherein überzeugt, daß er nichts Erfreuliches zu hören bekommen würde. Er schluckte, sah Grote unschlüssig an und wandte sich dann in das Haus zurück. Das jüngere Mädchen hatte Ausgang und war im Kino. Das ältere Mädchen, Margret, spülte Geschirr in der Küche, und Frau von Hagedorn war zufällig im Oberstock, also aus dem Wege.

„Sagen Sie meiner Frau", sprach er in die Küche hinein, „wenn sie herunterkommen sollte, daß ich Besuch habe und nicht gestört werden möchte."

Dann führte er den Besuch durch eine hallenartige Diele in das Zimmer, das er sein Arbeitszimmer nannte, obwohl darin längst nicht mehr gearbeitet wurde.

Das erste, was hier Grotes Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war das gerahmte Bild eines jungen Menschen mit leidenschaftlichen Augen. Um das Bild hing das Band der Saxoborussen.

„Das ist mein Sohn Erwin", erklärte Herr von Hagedorn. „Kannten Sie ihn vielleicht?"

„Ich habe ihn gekannt", versetzte Grote, „als er noch nicht Saxoborusse war. Das war noch in den Anfangszeiten der Bewegung, als er in unseren Sturm eintreten wollte."

Herr von Hagedorn verkniff den Mund.

„Setzen wir uns. Sind Sie in amtlicher Eigenschaft hier?"

Grote schüttelte verwundert den Kopf.

„Und das Zeichen da auf Ihrem Rock?"

„Das hat nichts mit Ämtern zu tun", gab Grote Auskunft. „Das tragen SS.-Leute zum Zivilanzug. Ich bin Obersturmführer. Im Zivilberuf habe ich mit Autos zu tun. Ich bin gekommen wegen Ihrer Tochter Annelies."

„Das haben Sie schon einmal gesagt", versetzte Herr von Hagedorn finsteren Gesichts. „Hat sie Ihnen die Erlaubnis gegeben, sie beim Vornamen zu nennen?"

Grote wurde durch die Frage überrascht.

„Ich denke doch", versetzte er.

Herr von Hagedorn hatte hinterm Schreibtisch Platz genommen. Dieser Platz war seine Zuflucht und die Fläche des Möbels die Barriere, die er zwischen sich



Mit Schneeschuhen unterwegs.

Aufnahme: Berg

und die neue Zeit gestellt hatte. Die Hälfte der Schreibtischfläche war bedeckt mit Andenken, und keines dieser Andenken hatte eine Beziehung zur neuen Zeit.

„Meine Tochter", erklärte er, „ist volljährig. Sie hat gegen meinen Willen das Elternhaus verlassen, um sich ihr Leben nach eigenem Gefallen einzurichten. Ich kann sie nicht daran hindern, da sie es verstanden hat, einen gewissen Grad von Unabhängigkeit zu ertrotzen. Sie und mein Sohn haben es immer vorgezogen, ihre eigenen Wege zu gehen. Was haben Sie mir von meiner Tochter Annelies zu sagen?"

Grote suchte Herrn von Hagedorns Augen

„Herr von Hagedorn", sagte er, „ich bin gekommen, um nach Kräften gutzumachen, was ich falsch angefangen habe. Ich habe keinen größeren Wunsch, als daß sie einwilligt, meine Frau zu werden."

Der alte Herr trommelte mit nervösen Fingern auf die Schreibtischplatte

„Natürlich, natürlich, so etwas hat ja kommen müssen. Früher oder später. Ich habe es kommen sehen. Was ist Ihr Beruf, haben Sie gesagt?"

„Ich verkaufe Autos, Herr von Hagedorn", versetzte Grote. „Ich verkaufe gute Autos zu angemessenen Preisen. Vielleicht werde ich nicht immer Autos verkaufen, aber ich kann es nicht sicher sagen. Ich bin vom Pennal weg 1917 mit achtzehn Jahren eingerückt. Der Krieg hat für mich bis 1921 gedauert. Können Sie mir sagen, was aus einem abgemusterten jungen Mann mit Kriegsabitur im Jahre 1921 werden konnte? Es ging damals Hunderttausenden wie mir. Jeder einzelne hat versucht, so gut es ging, sich durchzuschlagen, aber es vergingen fünf und mehr Jahre, ehe wir begriffen, daß wir als altes Eisen gelten sollten. Und dann fingen wir an, uns zusammenzuschließen und zu wehren. Es ist hart auf hart gegangen, und es ist uns nichts geschenkt worden. Und wir haben auch keine Zeit und kein Geld gehabt, um Hochschulen und Universitäten zu besuchen. Irgend jemand mußte doch da sein, um den Kopf hinzuhalten. Da sind eben wir eingesprungen. Und wir werden immer wieder einspringen, Mann für Mann, sooft es von uns verlangt wird. Fett haben wir dabei nicht angesetzt. aber wir haben es geschafft."

Herr von Hagedorn trommelte stärker und schwieg.

„Ihr Sohn Erwin war auch dabei", fuhr Grote fort. „Er hat es jedenfalls versucht. Ich weiß, daß es gegen Ihren Willen geschah."

„Es ist ihm nicht gut bekommen", sagte Herr von Hagedorn. „Er ist mein einziger Sohn gewesen. Sie werden verstehen, daß ich mir nun wenigstens einen Schwiegersohn wünsche, mit dem ich mich innerhalb meiner eigenen vier Mauern in Übereinstimmung zusammenfinde"

Grote sprang auf und stellte sich hinter seinen Stuhl, dessen Lehnen er fest umklammerte

„Herr von Hagedorn, jedes Haus hat seine Atmosphäre. Die Luft in Ihrem Hause ist gegen mich. Ich habe es schon gewußt, ehe ich eingetreten bin. Sie haben ein schönes Stück Land im Besitz und mitten darin ein großes Haus mit vielen Zimmern, schönen Teppichen, kostbaren Möbeln, Bildern und Bronzen. Sicher führen Sie einen ausgezeichneten Haushalt. Pünktlich wird der Tisch gedeckt und alles, was aufgetragen wird, ist reichlich und gut. Alles, was das Leben angenehm und bequem macht, ist im Überfluß vorhanden. Es muß aber trotzdem irgendetwas nicht stimmen Annelies zieht es vor, auf alle diese Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten zu verzichten und fern von diesem Hause von hundertzwanzig Mark im Monat zu leben, um die sie sich redlich plagen muß Von Ihrem Sohn will ich nicht sprechen"

Herr von Hagedorn lief rot an

„Junger Mann, Sie nehmen sich viel heraus. Die Töchter, die halbflügge das Elternhaus verlassen, kommen meist mit gebrochenen Flügeln zurück. Man weiß, was sie treibt und bewegt. Die ungeordnete Sucht nach Abenteuern. Ich bin gegen Abenteuer. Und ich bin gegen Männer, die von den Töchtern irgendwo außerhalb des Elternhauses aufgelesen werden Habe ich mich jetzt deutlich ausgedrückt?"

„Ziemlich" meinte Grote trocken „Wollen Sie Adressen von Leuten haben, bei denen Sie sich über mich erkundigen können? Können Sie massig haben Ich habe mich redlich bemüht, in mein eigenes Leben Ordnung zu bringen. Wenigstens werden mich alle Leute, die Sie fragen können, verläßlich gefunden haben. Ich bin auch Manns genug, einzustehen für zwei Ich kenne eine Menge Mädels, aber ich kann mir keine andere als Annelies als meine Frau denken. Wenn Sie etwas in Erfahrung bringen, was meine Verläßlichkeit



Frieden im Schutz des großen Freundes.

Aufnahme: Arthur Tschirach

in Frage stellt, dürfen Sie mich wie einen begossenen Hund davon jagen. Sonst aber wird mich nichts abhalten, Annelies zu fragen, ob sie meine Frau werden will, sobald sie mich anhören kann."

Auch Herr von Hagedorn erhob sich. Er hatte die Schultern eines Lastträgers, aber seine Muskeln waren weich, sein Gesicht gedunsen und seine Augen hatten die Gewohnheit angenommen, geraden Blicken auszuweichen. Gerade so, erklärte er, habe er sich den Mann vorgestellt, den ihm seine Tochter einmal der Form wegen ins Haus schicken werde.

„Sie kennen Ihre Tochter schlecht", versetzte Grote darauf „Sie hat mich Ihnen nicht ins Haus geschickt. Im Gegenteil, sie ist mit der Faust gegen mich losgegangen Und wenn sie mich auch nicht umgeworfen hat, so hat sie mir doch gezeigt, wer sie ist"

Herr von Hagedorn holte zunächst einmal tief Atem.

„Meine Tochter ist, sagen Sie, mit der Faust gegen Sie vorgegangen. Ich weiß nicht warum. Aber ist das Ihre ganze Legitimation, um sich vor mich hinzustellen und mir solche Sachen zu sagen?"

Der Einwand vermochte aber Grote nicht aus der Fassung zu bringen

„Das mit dem Faustschlag ist nicht so schlimm. Ich hätte die Sache längst wieder in Ordnung gebracht, wenn nicht etwas dazwischen gekommen wäre. Annelies ist ganz ohne ihre Schuld in eine recht üble Geschichte verwickelt worden Es handelt sich um Ausländer, um Leute aus Mexiko oder so Sie haben schon einen tödlichen Unfall und einen Mord auf dem Gewissen Alle meine Kameraden sind hinter ihnen her Auch die Polizei ist jetzt in Alarm Entkommen werden sie uns nicht, aber Annelies liegt in der Klinik und ist immer noch ohne Besinnung."

Grote sah nun zum ersten Mal in Herrn von Hagedorns Augen. Sie waren fassungslos auf ihn gerichtet.

„Sie wird bestimmt wieder hochkommen", beeilte er sich zu versichern. „Nachmittags haben sie mir dort gesagt, daß das Schlimmste überstanden sei. Es gibt da eine Madame Serafe; sie muß Annelies auf eine besonders teuflische Art vergiftet haben."

Die Fassungslosigkeit Herrn von Hagedorns verwandelte sich in Wut.

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

Grote blickte schuldbewußt auf seine Armbanduhr.

„Ich hatte immer gehofft, daß ein Anruf für mich durchkäme mit guten Nachrichten. Bisher weiß noch kein Mensch, was Annelies von dieser Madame Serafe eigentlich einbekommen hat."

Nach seiner Meinung war Herr von Hagedorn ein guter Vater. Er hatte seinen Kindern ein Elternhaus geschaffen, wie sie es sich nur wünschen konnten. Er hatte sie ernährt mit guten und teuren Speisen. Auch für ihre Kleidung wurde nur genommen, was gut und teuer war. Waren sie unpäßlich, wurde sofort der Hausarzt gerufen. Er hatte auch dafür gesorgt, daß sie sich alle drei Monate beim Zahnarzt vorstellten. Sie hatten schon als Kinder große Teile ihrer Heimat kennengelernt Und für ihre Ausbildung war nie ein Lehrer oder ein Institut zu kostspielig gewesen Aber das alles zielte darauf ab, sie nach seinem Geiste zu formen, sie zu seinen Ebenbildern zu machen. Sein Sohn war ihm dabei unter der Hand zerbrochen und die Tochter hatte das Haus verlassen, in dem sie alles vorfand, was das Leben angenehm und köstlich macht. Daß er sie nun, entsprechend seinen Voraussetzungen, krank und elend heimholen mußte, dieser Umstand erfüllte ihn trotz seines Mitgefühls mit unbeschreiblichem Triumph

„Krank und besinnungslos in der Klinik", wiederholte er „Ich will gar nicht wissen, was meine Tochter mit fremden Giftmischern und Abenteurern in Berührung bringen konnte Wie ich sehe, ist es genau so gekommen, wie ich von Anbeginn an gefürchtet habe Sie wird jetzt genug haben, von Selbständigkeit und Leben außerhalb des Elternhauses Ich werde sie heimholen, wohin sie gehört und nie mehr fortlassen. Und damit wäre ich wohl auch fertig mit Ihnen und Ihrer Frage."

„Ich hoffe nicht ganz", versetzte Grote und wandte sich zur Türe



Athen und die Akropolis mit der Ruine des Parthenontempels.
Aufnahme: Georg Georgii.

XXV.

Vom Bahnhof Holzkirchen aus erhebt sich, leicht ansteigend, die Hauptstraße behäbig breit bis zum Marktplatz. Links und rechts stehen Häuser, denen anzusehen ist, daß die Besitzer in großbäuerlicher Weise Landwirtschaft betreiben. Dazwischen haben sich auch einige Gewerbetreibende eingeschoben und Läden und Wirtshäuser errichtet. Hartes Kopfpflaster bedeckt die Straße. Seitwärts sieht manchmal etwas Gras aus den Ritzen. Hunde beißen an heißen Tagen die Spitzen ab und Hühner scharren an den Wurzeln. Begegnungen mit einer Gänseherde sind nicht unmöglich. Sicher aber kommt das eine oder andere landwirtschaftliche Gefährt vorüber mit Zugochsen davor von besonders ausgesuchter Zucht.

Auf dem Marktplatz aber verwandelt sich das Dorf in eine breitangelegte Provinzstadt mit Brunnen, Amtsgebäuden, Apotheke und Gasthöfen mit eigener Brauerei.

Hier auf dem Marktplatz hielt am Sonntagvormittag, noch zur Kirchenzeit, ein Ford alten Modells vor dem Gasthaus zum Bräuwirt. Ihm entstieg eine südländisch aussehende Dame und begab sich, nachdem sie sich gründlich umgesehen hatte, in den gewölbten Hausgang.

Hier begegnete sie der Kellnerin Zenzi, die gerade nach dem Stand der Dinge auf dem Marktplatz Nachschau halten wollte, denn die Gaststube war bis auf einige messeschwänzende Tarockspieler noch leer.

„Jesses!" sagte die Kellnerin, machte runde Augen und blieb stehen.

„Entschuldigen Sie", sagte die fremde Dame, „ich möchte zu dem Herrn in Zimmer elf."

„A so!" Die Kellnerin war nun sofort im Bilde. „Zu demselbigen Herrn mit dem grünen Auto, der wo die Dame bei sich gehabt hat, die wo nicht aussteigen wollte? Da kommen S' zu spät, Freiln! Der hat nur das Zimmer bestellt und bezahlt und an starken Kaffee getrunken und dann is er gleich wieder furtg'fahr'n. Wohin hat er net g'sagt. Und a Ferngespräch hat er auch noch g'habt. Mehr weiß ich net. Aber vielleicht weiß die Rosl noch was!"

„Wer ist die Rosl?"

„Die Rosl? Die Rosl ist halt das Zimmermadl. Die wo dem Herrn den Kaffee an' Wagen bracht hat. Die Rosl hat auch das Zimmer kassiert und das Telephon. Ich kann s' ja rufen, die Rosl."

„Bitte", sagte die Dame.

Die Rosl war eine Frau von fünfzig Jahren mit leicht geneigten Schultern, flacher Brust und zwei Warzen auf der Nase. Als sie heranschlürfte, hielt sie aus unerfindlichen Gründen die Hände unter der Schürze.

„Das da is die Dame für Nummer elf", versetzte die Zenzi.

„Woll, woll", sagte die Rosl, „is eh alles herg'richt. Is a Gepäck da? Der Hansl is bei die Würscht!"

Die Dame machte fragende Augen.

Zenzi fühlte sich verpflichtet, zu dolmetschen. Zunächst verdoppelte sie die Stimmstärke ihrer Rede.

„Sie meint, ob Gepäck zum Hinauftragen da is, weil der Hans, der wo hier den Hausdiener macht, beim Wurstkessel aufpassen muß, bis die Leut' aus der Kirchen kommen."

Die Dame schien einigermaßen die Fassung verloren zu haben. Sie ließ sich die Verdeutschung dreimal wiederholen, ehe sie begriff. Dann aber schüttelte sie heftig den Kopf.

„Nein, nein, kein Gepäck. Ich will auch nicht aussteigen. Der Herr muß doch eine Nachricht für mich hinterlassen haben?"

Zenzi wandte sich hilfsbereit an die Rosl.

„Ob der Herr net a Nachricht dag'lassen hat, fragt s'?"

Rosl hatte verstanden und nickte bedächtig.

„A Nachricht net", antwortete sie, „aber an Zettel, den wo er sich aus sei'm Büchl g'rissen hat."

Sie nahm nun die Hände unter der Schürze hervor und es zeigte sich, daß sie die ganze Zeit über ein zusammengefaltetes Stück Papier in der Hand gehalten hatte.

Die Dame faltete ihn hastig auseinander und fand einige schnell hingeworfene Sätze in spanischer Sprache.

„Ich kann auch hier nicht bleiben. Ich fürchte, ich werde immer noch verfolgt. Du mußt mir helfen, Conchita über die Grenze zu bringen. Sie ist noch immer völlig bewußtlos. Du triffst mich irgendwo auf der Straße nach Gmund. Wenn es nicht besser wird, werde ich einen Arzt aufsuchen müssen."

Die Dame las diese Sätze überaus aufmerksam. Dann riß sie das Papier in lauter kleine Fetzen und verwahrte die Schnitzel in der hohlen Hand.

„Danke", sagte sie, „ich brauche das Zimmer vorläufig nicht. Ich muß erst noch eine Besorgung machen. Vielleicht komme ich erst nachmittags zurück."

Sie zog sich zum Wagenschlag zurück.

„Kein Kaffee?" fragte die Kellnerin Zenzi enttäuscht.

„Ist er sofort zu haben?" fragte die Dame.

„Na", antwortete Zenzi entrüstet, „der Kaffee wird bei uns immer ganz frisch ang'macht."

„Dann nicht", entschied die Dame, neigte dankend den Kopf und verschwand im Wagen.

„Kennen Sie einen Ort mit dem Namen Gmund?" fragte sie den Mann am Steuer.

Er hatte gerade eine Zigarette halbfertig geraucht und dabei wohlgefällig das behäbige Wirtshaus gegenüber betrachtet.

„Gmund? Aber gewiß a no. Gmund am Tegernsee."

„Dahin", sagte die Dame gedämpft, damit es niemand anderer hören sollte. „Dahin und schnell."

Sehr viel später, fast schon am Abend, betrat dieselbe Dame, jetzt tief verschleiert, einen kleinen Koffer in der Hand, den Bahnhof von Mittenwald und suchte sich durch bis zum Schalterraum.

Sie klopfte mit harten Knöcheln gegen die Scheibe.

„Wann geht der nächste Zug über die Grenze?"

Der Beamte beugte sich heraus und besah sich die Fragerin aufmerksam.

„17.55", antwortete er. „Das ist der letzte."

Die Dame schien sichtbar erleichtert. Schnell öffnete sie ihr Täschchen nach Geld. Der Mann am Schalter sah, daß sie sehr viel Geld in der Tasche hatte. Ganze Bündel von Geld.

„Bitte, eine Karte nach Innsbruck."

Während sie am Schalter stand, hatte sich von rückwärts ein Mann genähert. Er trug die Lederkleidung eines Motorradfahrers. Sein Anzug war über und über bestaubt. Als die Dame die Fahrkarte verlangte, stand er dicht hinter ihr.

„Warum denn nach Innsbruck?" versetzte er. „München ist doch auch eine schöne Stadt."

Die Dame fuhr heftig herum und starrte ihn böse an.

„Was fällt Ihnen eigentlich ein? Was wollen Sie von mir?"

Der Mann blickte ihr scharf ins Gesicht.

Fortsetzung folgt.

CLEMENS LAAR:

Kämpfer gegen Unvernunft und Tod

Aus den Erlebnissen deutscher Schiffsärzte

2. Fortsetzung.

Der Zauberer vom Rio Xingu.

In den Lagerschuppen der Faktorei Hilgers, Naman & Danielo in Manaos liegen Stapel von grüngrauen Tabakballen, kleine Berge von stinkenden Fellen und Tonnengebirge mit getrockneten Därmen für die „Wuppertal“ zum Laden bereit. Der ganze Kai von Manaos, ein halbes Hundert von Caboclos, von Mischlingen, ein indianischer Kranwärter und zwei europasehnsüchtige weiße Verwalter warten nur auf die „Wuppertal“.

Niemals zuvor ist die Schiffahrt auf dem Amazonas so schwer und unsicher gewesen wie in diesem Jahre 1926 Es scheint so, als habe sich der Amazonas auf alle Hinterhältigkeit, Tücken und Gemeinheiten besonnen, mit denen er in den letzten hundert Jahren Erfolg gehabt hat. Ganze Inseln mit himmelhohen Bäumen, mit Dschungeln und Steppengras, mit allem, was an Tod und Leben auf ihnen existiert, hat er losgerissen. Flächen, so groß wie europäische Bauerngüter, trägt er der Mündung zu, aber plötzlich fällt es ihm ein, sie wieder von seinem Rücken zu schleudern, und dann ist über Nacht mitten im Strom eine neue Insel entstanden.

Das ist nicht sehr schlimm. Man kann diese Inseln sehen, man kann sie genau so umfahren wie das wirre Getürm ausgerissener und ineinander verfilzter Baumriesen. Schlimmer, weit schlimmer ist, daß der Rio Negro, der Jurua und Tapajoz sich der Rebellion ihres großen Vaters angeschlossen haben und unwahrscheinliche Schlammfluten zu ihm hinwälzen. Der Amazonas nimmt sie in seine Fäuste und knetet aus ihnen gewaltige Sandschwellen, die er kreuz und quer über den Fluß legt, aber wenn dann die Amazonas-Lotsen dieses heimtückische Hindernis unter dem Wasser erkannt haben, dann nimmt es der Amazonas wieder unmerklich in wenigen Tagen fort und errichtet es an anderer Stelle neu.

Es ist eigentlich ein Wunder, daß überhaupt noch Übersee-Schiffe den Hafen von Manaos erreichen, und zu danken ist es nur der beinahe tierhaften Instinktsicherheit der Lotsen. Manche von ihnen riechen förmlich, wenn sich eine neue, unbekannte Sandbarriere in den Kurs des Schiffes geschoben hat.

Das alles wissen die Caboclos und auch die Verwalter von Manaos, aber als acht Tage verstrichen sind und noch immer aus Obidos keine Sichtmeldung der „Wuppertal“ gekommen ist, da werden auch sie unruhig. Es sieht ganz so aus, als ob der Vater aller Ströme in diesem Jahr die Oberhand über die Lotsen behält In diesem Jahr sind sie seinen Ränken nicht gewachsen. Sicher ist es geschehen, was vor zwei Jahren mit dem englischen Doppelschraubenschiff „Inverclyde“ passierte.

Selbst die Amazonas-Lotsen wagen es nicht, bei Nacht weiterzufahren. Wenn die Dämmerung zu völliger Dunkelheit zerbricht, dann geht man auf dem Strom vor Anker. So hat es auch in einer Nacht die „Inverclyde“, aber als sie dann am Morgen die Fahrt aufnehmen wollte, da hatten die Flußdämonen zu allen Seiten Schlammdämme bis dicht unter die Oberfläche aufgeschüttet. Es blieb nichts anderes übrig, als zu warten, bis es den gleichen unheimlichen Mächten gefiel, wenigstens auf einer Seite eine Bresche zu reißen Ganze sechs Wochen lag also die „Inverclyde“ still im riesenhaften Schoß des Flusses, und wer von der Mannschaft noch nicht die Malaria hatte. der bekam sie in dieser Frist

Mit gutem Grund kann man also annehmen, daß irgendwo auch die „Wuppertal“ liegt. Früher oder später werden ihre Funker irgendeine Landstation erreicht haben, vielleicht auch eine Barkasse des Dampfers die nächste Kabelstelle von Almeiron oder Santarem, und dann werden die beiden Weißen in Manaos wissen, wann sie wieder frisches Holsten-Exportbier trinken können.

Ganz so schlimm steht es mit der „Wuppertal“ nicht. Sie wollte sich gerade mit halber Fahrt die enge Fahrrinne entlang durch das Inselgewölf an der Mündung des Jary schlängeln und die letzten Stunden des Tageslichtes so weit wie möglich ausnutzen, da war plötzlich in einer Biegung Land vor dem Bug, wo eigentlich die Fahrrinne hätte weitergehen sollen

Eine Treibinsel.

Der Lotse hatte die Achseln gezuckt und erklärt, daß unter diesen Umständen nichts anderes übrigbliebe, als in langsamer Fahrt rückwärts bis zum nächsten Becken zu dampfen und dort zu warten, bis die Strömung die treibende Masse aus Erde und Wurzelwerk vorbeigerissen hätte. Es gab niemand auf dem Schiff, der über diesen unerwarteten Aufenthalt nicht seinen Vorrat an schauerlichen Seemannsflüchen bis zum Grunde leerte.

Mit den violetten Schleiern der Dämmerung, die unheimlich schnell tiefblau und dann schwarz werden, fallen auch die Anker der „Wuppertal“, und an der Reling steht der junge Doktor Böhlau, dessen erste Reise als Schiffsarzt hier jäh abgestoppt wird, und schluckt wieder einmal eine Enttäuschung herunter.

So sieht das also aus? Tropennacht auf dem Amazonas.

Du lieber Himmel, selbst wer einiges weiß von der Welt und der ungeheuren Vielgestalt ihrer Gesichter, selbst wer ein ungewöhnliches Maß an Anschauung sich erarbeitet hat, der kann nicht umhin, träumerisch zu werden, wenn er in irgendeinem europäischen Sessel hockt und ihm das Wort durch den Kopf geht: Tropennacht auf dem Amazonas.

Niemand in der Ferne kann seine sehnsüchtige Phantasie vor der Faszination dieser Vorstellung schützen. Er muß einfach die geheimnisvolle Firmamentweite des südlichen Nachtgewölbes spüren, er muß gestreichelt werden im Traum von tausend schwebenden Düften, von der geheimnisvollen Musik der Nacht, er muß das Glühen spüren, das überall hinter dem Dunkel steckt. Gitarren muß er hören und zärtliches Frauenlachen, die Rufe der Wildnis dahinter und den blutheißen Atem einer Welt, in der das ewige Wechselspiel von Tod und Leben, von Liebe und Haß heißer, tiefer und feuriger kreist.

Jetzt ist es also so weit, daß der Doktor Böhlau inmitten einer Tropennacht auf dem Amazonas steht, aber es erfüllt ihn nichts als ein krankhaftes Frösteln Es ist feucht und kalt wie in einer Novembernacht an einem Hamburger Fleet. Stickig ziehende Nebel verschlingen jedes Gefühl von Weite und Unendlichkeit. Man glaubt, in einer Höhle, gefüllt mit giftigen Dämpfen, gefangen zu sein, und der Duft den der Leib des Amazonas atmet, ist nur erfüllt von allen ekeln Gerüchen der Verwesung.

Nichts ist mystisch tief, höchstens widerlich schauervoll alles; das einzige, was ein wenig geheimnisvoll ist, das ist der Widerschein der Positionslichter in der Nebelwand, das Auftauchen und wieder Verglimmen des roten Spiegelscheines, das Gefühl schließlich, daß aus der unbegreiflich engen und gleichzeitig weiten Umgebung ein Heer spukhafter Angreifer sich herantastet, von denen nichts zu sehen ist als das teuflisch flirrende Rot ihrer unirdischen Augen.

So denkt der Doktor Böhlau, der ein Träumer ist, und erschauert ein wenig, und dann . .

Er schrickt zusammen. Das Herz beginnt einen wahnsinnigen Trommelwirbel. Das dort ganz zur Linken, das ist . .

Das ist bestimmt kein Reflex, das ist wirklich ein sich bewegender Lichtschein, ein unwirkliches, aus unirdischen Welten stammendes Glänzen

Immer näher und näher kommt das Licht. Aus einem Punkt wird ein roter, feuriger Ball, der sich unbegreiflich und geisterhaft heranschiebt

Böhlau will aufschreien will Alarm gellen, aber plötzlich, als die rote Feuerkugel schon ganz dicht unter der Bordkante glüht, löst sich der Krampf, und statt des Schreies bricht der kleine Doktor Böhlau, der so viel Phantasie hat, in ein unbändiges Gelächter aus

*

Eines der landesüblichen stumpfnasigen Kanus taucht aus dem rötlich durchzitterten Nebelgebräu auf. Im Bug sitzt ein Mulatte, der einen Wollsweater trägt und sonst anscheinend gar nichts Böhlau sieht auf der Brust noch die letzten dem Schmutz trotzenden Reste eines großen Y. Weiß der Henker, wie der Neger zu diesem sportlichen Attribut eines Studenten der Yale-Universität gekommen ist.

Erschütternder aber noch in seiner ungewollten Komik als dieses Yale-Trikot ist die feierliche Gebärde, mit der dieser Mulatte eine indianische Pfanne an den beiden weitgeschweiften Henkeln über den Kopf streckt. Er sieht aus wie die Parodie eines antiken Kult-Aktes, denn in der Pfanne brennt das unirdische Licht. das sich jetzt bei genauem Hinsehen als ein Holzkohlenfeuer herausstellt. Am Heck des Bootes sitzt ein Mann in Poncho und einem überlebensgroßen Spitzhut aus Maisstroh

„Que esta?“ ruft Böhlau hinunter. Er ist nicht ganz sicher, ob es richtig ist, aber er hat das Gefühl, sich jetzt durch sachliches Gehaben vor sich selbst rechtfertigen zu müssen. Statt einer Antwort grinsen die beiden zu ihm herauf und Böhlau sieht, daß der zweite ein Caboclo ist, ein Mischling mit stark negroidem Einschlag.

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, suchen die beiden einen Aufstieg, und weil sie keinen passenden finden, machen sie kurz entschlossen an der Ankerkette fest und entern wie abenteuerlich maskierte, überaus gelehrige Zirkusaffen auch auf diesem Wege hinauf.

Böhlau versucht es noch einmal: „Que esta?“

Der Caboclo streckt ihm statt aller Antwort nur etwas entgegen, was offenbar einmal ein braungrauer Briefumschlag gewesen ist. Mit der Linken deutet er vielsagend auf Böhlaus Tabakdose aus Birkenholz in dessen Brusttasche, und dann auf seinen Maiskolben im Mundwinkel.

„Sollst du auch haben. Aber erst mal zum Kapitän!“

Er gestikuliert. „Capitano.. Capitano... feitor del vapore ... patrao."

Die beiden folgen ihm zögernd, und der Mischling gurgelt immer wieder fragend ein Wort, das wie „remedio" klingt.

„Natürlich", sagt Böhlau. „Du hast ganz recht. Ich bin der Doktor." Die beiden grunzen befriedigt auf das Nicken hin, und so schieben sie sich unter gegenseitigen Beteuerungen äußerster Befriedigung zur Kapitänkajüte.

Kapitän Hillmers ist keineswegs so überrascht wie Böhlau es sich vorgestellt hatte.

„Die Burschen kommen von irgendeiner Gummi- oder Maniokpflanzung, und wahrscheinlich ist dem Aufseher nur der Whisky ausgegangen und er will von uns Ersatz. Na, woll'n mal sehen!"

Während Böhlau nach einem Akt wackerer Selbstüberwindung dem Caboclo die Tabakdose reicht und trauernd Finger mit unwahrscheinlichen Dreckkrusten in seinem herrlichen „King Albert" wühlen sieht, reißt Hillmers den Umschlag auf und überfliegt den Brief. Er sieht sehr ernst aus, als er ihn Böhlau herüberreicht.

„Eine schlimme, eine sehr schlimme Sache. Sehen Sie selbst, es geht ja eigentlich Sie an."

Verwundert nimmt Böhlau den Brief entgegen. Ihn geht das an, ihn? Irgendwo aus dem Nichts, aus dem nachtdunklen Dschungel, kommt eine Botschaft, und die soll ihn betreffen, den kleinen Schiffsarzt, der noch vor nicht allzu langer Zeit in Examensnöten gesteckt hat?

Er kann es nicht hindern, daß sein Herz klopft, als er liest:

„Ich, Feitor Emanuel, von der Regierungssiedlung Xingu Picaba, schreibe diesen Brief in der englischen Sprache, weil diese mit der größten Wahrscheinlichkeit auf jedem Schiff verstanden wird. Der Mangel einer Anrede sei mir vergeben, aber ich kann nicht wissen, in wessen Hände dieser Brief gelangen wird.

Er ist ein Notruf. Seit beinahe drei Monaten ist hier auf der Maniok-Pflanzung der Tod eingekehrt. Ich habe vergeblich versucht, ihn mit allen bekannten Mitteln zu bekämpfen. Es ist vergeblich. Selbst Plasmochingaben nützen nichts. Schon über ein Drittel aller Menschen, die hier dem Urwald ihr karges Leben abzuringen trachten, sind gestorben. Wann der Würger, den ich nicht kenne und den ich als halber Laie nur oberflächlich beschreiben kann, uns andere anrührt, ist sicherlich nur eine Frage der Zeit. Im Namen der Menschlichkeit bitte ich um Hilfe für die armen verdammten Siedler von Xingu Picaba.

Falls dieser Brief ein Schiff erreicht, das keinen Arzt an Bord hat, so bitte ich, unter Zuhilfenahme der Funkentelegraphie die nächst erreichbare Regierungsinspektion von unserer Not in Kenntnis zu setzen. Es ist überaus notwendig, daß mit der größten Beschleunigung, die in der Möglichkeit unseres Zeitalters liegt, ein Arzt hierher kommt Sogar Stunden, die erspart werden können, sind wichtig. Die Epidemie, die uns bedroht, wird von Tag zu Tag heftiger in ihren Formen.

Ich will die Symptome schildern, wie ich sie am eigenen Körper erlebte. Nach plötzlichem Frostgefühl setzt eine ständig zunehmende Schwachheit ein, die sehr schnell zu starken Schwindelanfällen führt. Das Tageslicht verschwimmt zu trübem Grau, man hat das Gefühl, zu sinken, während von allen Seiten Felsen und Bäume herabstürzen. Dann verliert der Kranke für eine Frist von 4—5 Stunden völlig das Augenlicht und versinkt dann in tiefe Bewußtlosigkeit. Die Temperatur steigt bis zu 42 Grad. In diesem Zustand, der mit Delirien verbunden ist, verbleibt der Kranke etwa ein bis zwei Tage, nach welcher Zeit die Krankheit völlig gewichen zu sein scheint. Auch der Schwächezustand, der ganz natürlich ist, weicht seltsamerweise ungewöhnlich rasch

Nach nicht immer regelmäßiger Zeit, die zwischen vier Tagen, aber in manchen Fällen auch bis zu zwei Wochen schwankt, beginnt das zweite Stadium der Krankheit, bei dem neben den verstärkten Symptomen des ersten Stadiums sich bösartige Geschwüre auf der Haut des Kranken zeigen. Das Fleisch platzt zuweilen bis auf die Knochen und der Eiterherd frißt sich sehr schnell weiter. Bei einigen Kranken habe ich es erlebt, daß im Verlauf einer einzigen Woche nicht nur Gewebe und Blutgefäße, sondern auch Nervenstränge und Gelenke völlig zerstört wurden. Wie stark die Schmerzempfindlichkeit dieser Abszesse ist, kann ich nicht beurteilen, da die Kranken in den meisten Fällen im Fieber und in Bewußtlosigkeit liegen.

Ich hoffe, daß diese Angaben von Wert sind. Noch mehr hoffe ich aber, und darum bete ich stündlich, daß sie eine Stelle erreichen, die für die unglücklichen Menschen hier Hilfe bedeutet

Ich zeichne Feitor Herminio Emanuel, Beauftragter des Gebiets-Siedlungs-Büros Rio Xingu

„Was sagen Sie zu dem Brief?" fragt Hillmers.

Böhlau sieht ihn groß an. „Man muß selbstverständlich helfen. Die Frage ist nur, welcher Weg der schnellste ist. Wenn ich selbst.. "

Es dauert eine Weile, bis Hillmers das Schweigen durchbricht. „Wenn Sie helfen können und wollen, so ist kein Zweifel, Doktor, daß Sie beurlaubt werden. Ebenso selbstverständlich ist, daß eine deutsche Reederei Ihnen alle Hilfsmittel zur Verfügung stellt, die hier an Bord befindlich sein sollten. Aber können Sie helfen?"

Böhlau zuckt die Achseln. „Ich weiß es nicht, aber es ist meine Pflicht, es zu versuchen. Nur, wenn eine behördliche Stelle vielleicht schneller und nachhaltiger Hilfe bringen kann..."

Hillmers schüttelt den Kopf. „Davon kann keine Rede sein. Wir versuchen schon seit dem Nachmittag, Verbindung mit Almeiron zu bekommen. aber das ist eine mehr als unsichere Sache. Außerdem gibt es in Almeiron keine Sanitätsinspektion, geschweige denn ein Krankenhaus, das zur Hilfeleistung in der Lage ist. Und dann, bedenken Sie, wieviel Zeit darüber vergeht! Die beiden Burschen da rudern im besten Fall zehn Tage, bis sie dort eintreffen. In zehn Tagen sind Sie aber schon in Rio Xingu aufwärts in der Siedlung. Wissen Sie denn, um was es sich handelt?"

„Sicher bin ich natürlich nicht, die Symptome sind sehr verschleiert und ..."

Hillmers sieht seinen kleinen Doktor mit Augen an, in denen mehr liegt als Erstaunen.

„So war die Frage nicht gedacht. Ich meine, wissen Sie, was Ihnen bevorsteht? Wissen Sie, was das heißt, in einem offenen Kanu einen Urwaldfluß hinaufzupaddeln? Haben Sie sich überlegt, daß der Tod Ihnen nicht erst in Xingu Picaba begegnen wird? Überall lauert er, tausendfach begegnet er einem auf solcher Fahrt. Und Sie sind das erste Mal hier in dieser Hölle."

Der Doktor Böhlau, der so blutjung ist und der jetzt beweist, was für ein großartiger, prachtvoller Kerl er in Wahrheit ist, sieht mit ehrlich unschuldiger Verblüffung auf. „Aber es ist doch völlig gleichgültig, Kapitän Hillmers. Ich müßte ja eine schöne Auffassung von meinem Beruf haben, wenn ich... Na also, das ist doch klar, daß darüber gar nicht zu reden ist Die Hauptsache, ich komme hin "

„Hin kommen Sie schon. Auf meiner vorletzten Reise habe ich von der Siedlung gehört Eine Regierungssiedlung. Ungefähr fünfhundert Seelen, glaube ich, das Ganze liegt sieben oder acht Tagereisen den Rio Xingu aufwärts in irgendeiner Flußgabel. Also wenn Sie wollen... Plündern Sie von mir aus die Schiffsapotheke, aber geben Sie mir eine Liste mit, daß ich in Manaos die Bestände ergänzen kann. Ich werde natürlich auch veranlassen, daß eine Regierungsbarkasse nach Rio Xingu geht, und die wird Sie dann auch zurückbringen. Wo ich Sie wieder aufnehme, weiß ich noch nicht. Das erfahren Sie dann."

So ganz leichthin redet der Kapitän Hillmers vom Wiederaufnehmen, aber im Grunde glaubt er nicht daran. Ein unerhört tapferer Kerl, dieser Doktor, aber solch ein gebrechliches Kerlchen gehörte nicht einmal auf ein Schiff, geschweige denn in den Urwald. Aber zurückhalten darf man ihn auch nicht. Es geht hier wirklich um eine höhere Pflicht. Ihrem Anruf hat der kleine Doktor Böhlau zu gehorchen und ebenso der Kapitän Hillmers vom Dampfer „Wuppertal"

„Also in Gottes Namen, Doktor!"

Als sie in der Schiffsapotheke die Zinnkisten füllen, sieht Hillmers verwundert, wie der Doktor Böhlau das Mikroskop, sein Privateigentum, einpackt.

„Was wollen Sie denn damit, Doktor? Sie gehen doch bei Gott nicht auf eine Studienreise."

Böhlau sieht ein wenig verlegen aus. „Auf alle Fälle . ich habe nämlich eine Theorie. Das heißt ... vielleicht werden Sie lachen, aber, ehrlich gesagt, es ist noch nicht einmal das. Eine Art Ahnung, wissen Sie, aber vielleicht..."

Hillmers hilft ihm stumm, den Kistendeckel zu verschrauben.

*

Ein Mann ist unterwegs, und vor ihm steht die Aufgabe, einem unbekannten Würgengel entgegenzutreten. Er soll das Leben verteidigen, nicht eines einzigen, sondern das von vielen Hunderten.

Der Doktor Böhlau hat sich im Mittelteil des Kanus einigermaßen mühselig zwischen den Proviant und die Medikamentenkiste geklemmt, die alte, vom Vater ererbte Schrotflinte über die Knie geschoben und der wilden Dinge geharrt, die kommen mußten, aber außer einem Zusammenstoß mit einem treibenden Baum war nichts passiert.

Nach zwölf Stunden eines solchen Abenteuers war Böhlau so weit, daß er auf eine Mücke geschossen hätte, aber nicht einmal die ließ sich in der Sonnenschwüle über dem Wasser blicken.

Sehr schnell ist dann das Abenteuer aus der schillernden, prickelnden Zone der Gefahr in das weit weniger romantische Feld der körperlichen und geistigen Strapaze geglitten.

Der Körper revoltiert gegen die ewige Krümmung zwischen den Kisten; die Augen schmerzen und scheinen aufzuquellen unter den wütenden Strahlenstichen der Sonnenreflexe auf dem Wasser. Man kann schließlich nicht mehr geradeaus sehen, sondern nur noch auf den fahlen Streifen gelbbraunen Wassers, der zwischen Sonnensegel und Bord in furchtbarer Monotonie daherstreicht. Die Sonnenbrille hat selbstverständlich schon bei Beginn der Fahrt ein unrühmliches Ende unter einem ungeschickten Tritt des Mulatten gefunden. Der letzte Hauch von Romantik vergeht in der Unbehaglichkeit der Lage, die aus der Strapaze immer mehr zur körperlichen Qual wird.

Nichts bleibt als in der Ferne die große Aufgabe. und im Augenblick der stumme und zähe und ungeheure Kampf des Willens gegen den widerstrebenden, fahnenflüchtigen Körper.

Langsam, ganz langsam gewöhnt sich der Doktor Böhlau an den Urwald, aber vielleicht ist es nicht einmal Gewöhnung, sondern nichts weiter als der Sieg des zähen, unbeugsamen Willens.

Mit den beiden Männern versteht er sich gut. Sie dienen ihm mit einer scheuen Ehrfurcht wie einem Halbgott, den er wohl auch für sie darstellt. Er hat inzwischen begriffen, daß die immerwährende Frage des Caboclo nach „remedio" nicht etwa heißt: „Herr Medio?" oder deutlicher „Sind Sie ein Arzt?", sondern daß Remedio wohl soviel heißt wie Rettung, Gnade Arznei.

Er ist für die beiden der Mann, der die Remedio bringt, und das ist nicht viel weniger als ein Gott

In einer Dämmerungsstunde ist es, als nach einer Flußbiegung in der Ferne das zackig eingeschnittene Loch im Wall des Urwaldes erscheint, das die Siedlung Xingu Picaba ist Es ist fast dunkel, als das Kanu an einem weit hinausgebauten Steg festmacht Ein Mann steht auf dem Steg. Sein Gesicht ist in der schnell sinkenden Dunkelheit nicht zu erkennen. Er hält eine feindselig knurrende, große dänische Dogge am Halsband, aber es ist offenbar, daß er sich mehr auf sie stützt denn sie zurückhält. Steif und ein wenig taumelnd geht ihm Böhlau entgegen, und da hört er die Stimme des Fremden:

„Est-ce que vous êtes le médecin, Monsieur?"

Und dann noch einmal in klarem, akzentfreiem Deutsch:

„Sind Sie der Arzt?"

„Ja", sagt Böhlau, und es klingt ungewollt ein wenig feierlich. „Ich bin der Arzt."

In überwältigender Stärke empfindet er. daß kein Austausch hergebrachter Begrüßungsworte die inbrünstige Fülle des Willkommens haben könnte. wie diese eine Frage „Sind Sie der Arzt?", und daß niemals der Stolz sich freier, größer und verantwortungsvoller reden kann, als in den fünf Worten der Bejahung:

„Ja, ich bin der Arzt."

*

Die Siedlung Xingu Picaba liegt auf einer langgestreckten und schmalen Landzunge zwischen dem Rio Xingu und einem Nebenfluß. Die Natur selbst war hier — seltener Fall in der Wildnis — einmal dem Menschen entgegengekommen. Nur buschartiger Niederwuchs hatte die Landzunge bedeckt, und so war die Rodung ohne größere Mühe in sehr kurzer Zeit vollzogen worden. Schon nach vierzehn Monaten konnte die erste Ernte eingebracht werden.

„Im Anfang haben wir zusammen gewohnt", erklärt der Kommissar Emanuel, „aber je weiter die Siedlung gedieh, um so zweckmäßiger stellte es sich heraus, sozusagen zu Parzellierungen zu schreiten. Die Ernte wird zwar gemeinschaftlich verkauft — und zwar durch die Regierung — und jeder ist nach einem bestimmten Verteilungsschema, das die Kopfzahl seiner Familie in Rechnung stellt, am Anteil beteiligt, jetzt haben wir es aber so gemacht, daß jede Familie ein bestimmtes Gebiet zu bearbeiten hat. und so ergab es sich ganz selbstverständlich, daß die Leute auch ihre Hütten in möglichster Nähe dieses Feldes aufschlugen. Von hier bis zur entferntesten unserer Niederlassungen sind nahezu zwei Stunden Fußmarsch."

Fortsetzung folgt

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Walter Orth spricht mit Dr. Dr. ing. h. c. Matthias Pier, IG. Farbenindustrie, Ludwigshafen a. Rhein, über das Thema:

X.

Öl aus Kohle

Wie die deutsche Chemie Treibstoff- und Schmierölfreiheit erkämpft

Wie entsteht Erdöl?

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen mit ihrer Erdölproduktion von rund 120 Millionen Tonnen jährlich aus den Bohrlöchern von Texas, Kalifornien, Mid-Continent, Appalachian, Illinois, Michigan, der Rocky Mountains und der Golfküste weit an der Spitze aller Länder der Erde Venezuela, Mexiko, Kolumbien, Argentinien und Peru bleiben in ihrer jährlichen Förderungsmenge weit hinter dieser Zahl zurück. Rußlands Ölreserven werden bei einer jährlichen Förderung von rund 20 Millionen Tonnen auf 1500 Millionen Tonnen geschätzt Rumänien, das übrigens auch reich an Erdgasquellen ist, gewinnt rund 7 Millionen Tonnen und steht damit weit vor Polen mit 600 000 Tonnen. Die übrigen Länder Europas sind wenig oder gar nicht mit Erdölschätzen gesegnet, vielmehr auf die Einfuhr oder heimische Treibstoffe angewiesen. Ein Zukunftsland für Erdöl ist wohl Persien mit einer augenblicklichen Leistung von 7 Millionen Tonnen, weiter auch der Irak, dessen Förderung man auf 6 bis 8 Millionen Tonnen zu bringen gedenkt. Niederländisch-Indien erleichtert seine Lager um 6 und Britisch-Indien um etwa 1,2 Millionen Tonnen jährlich. Japan und Afrika sind nur mit einigen hunderttausend Tonnen an der jährlichen Weltförderung beteiligt. Wie wir sehen, Riesenmengen des wertvollen Naturproduktes, die dem Erdboden jährlich entrissen werden. Wie konnte es überhaupt zur Bildung solcher gewaltiger Erdöllager kommen, Herr Doktor Pier?"

„Die am weitesten verbreitete und wohl wahrscheinlichste der vielen wissenschaftlichen Ansichten über die Entstehung des Erdöls geht dahin, daß sich große Mengen kleiner Meereslebewesen — das sogenannte ‚Plankton' — vor Jahrmillionen an vielen Stellen der Erde ablagerten und im Laufe der Zeit mit Ton und Sand überdeckt wurden. Durch Abschluß der Luft und infolge der Einwirkung des Druckes der darüber lagernden Erdschichten haben sich diese Ablagerungen in sehr langen Zeiträumen unter geeigneten Bedingungen in Erdöl verwandelt. Daß das Meer mit dem Entstehen der Erdöllager zu tun hat, dafür spricht der Umstand, daß Erdöl meist in der Nachbarschaft von Salzlagern gefunden wird. Erdöl ist eine bräunlich-schwärzliche, mehr oder weniger dickflüssige, übelriechende Flüssigkeit. In den Erdöllagern sitzt sie in Sand oder porösem Gestein und wird aus diesem durch den Druck der in ihr gelösten Gase herausgetrieben So kommt es, daß beim Anbohren eines Erdöllagers das Öl aus der Umgebung sich im Bohrloch sammelt und bei sogenannten ‚Springern' sogar unter eigenem Druck bis an die Erdoberfläche steigt. Auch in unseren deutschen Erdölfeldern haben wir solche ‚eruptierende Sonden'."

„Nun beruht der Wert des Erdöls für die Zivilisation darauf, daß es ein hochwertiger, bequem zu handhabender flüssiger und dazu aschefreier Energieträger ist. Verbrennen wir etwa ein Kilogramm Erdöl, so werden etwa 10 000 Wärmeeinheiten entwickelt, ohne daß ein Rückstand verbleibt, während dieselbe Menge guter Kohle nur etwa 7000 Wärmeeinheiten liefert und dazu einen Rückstand hinterläßt. Wie ich weiß, ist das Erdöl ein kompliziertes Gemisch zahlreicher fester, flüssiger und gasförmiger sogenannter ‚Kohlenwasserstoffe', chemischer Verbindungen also zwischen dem schwarzen Kohlenstoff und dem gasförmigen Wasserstoff, nicht wahr?"

„Ganz richtig, Herr Doktor Orth, es handelt sich beim Erdöl um ein Gemisch von Kohlenwasserstoffen Die Energie ist im Erdöl an Kohlenstoff und Wasserstoff gebunden — in der Kohle übrigens auch. Aber die Kohlenwasserstoffe des Erdöls enthalten im Durchschnitt etwa 15 vom Hundert Wasserstoff und 85 vom Hundert Kohlenstoff, diejenigen der Kohle nur etwa 7 vom Hundert Wasserstoff und 93 vom Hundert Kohlenstoff Außer der kleineren Molekülgröße ist dieser höhere Wasserstoffgehalt der Erdölkohlenwasserstoffe für ihre Flüssigkeit, für ihr rauchschwaches Brennen, ihre Leichtentzündlichkeit und für den hohen Energiegehalt je Kilo die Ursache."

„Die meisten unserer Leser werden wohl keine Ahnung von einem Molekül und einer Molekülgröße



Dr. Dr. ing. h. c. Matthias Pier
IG. Farbenindustrie AG., Ludwigshafen a. Rh.

haben, Herr Doktor Pier, und es bedarf einer Erläuterung dieser Begriffe. Nehmen wir einmal an, wir besäßen Methoden, ein kleines Tröpfchen eines einheitlichen flüssigen Kohlenwasserstoffes etwa unendlich weit zu teilen; dann kämen wir im Verlaufe der Teilung zu immer kleineren Partikelchen, die aber stets noch die Eigenschaften des Kohlenwasserstoffes hätten. An einem Punkt aber wären die Teilstücke nicht mehr weiter zu teilen, ohne daß nicht auch gleichzeitig die charakteristischen Eigenschaften des Kohlenwasserstoffs, wie beispielsweise Geruch Geschmack, Siedepunkt usw., sich ändern würden. Von diesem Punkte ab würde also das kleinste mögliche Teilchen des Kohlenwasserstoffes — das Molekül — zersplittert werden, und schließlich erfolgte die Aufteilung bis in die letzten Bestandteile des Kohlenwasserstoffmoleküls — in Kohlenstoffteilchen und Wasserstoffteilchen, die wir als [illegible] bezeichnen. Ein Molekül hat eine unvorstellbare Kleinheit, und doch besitzt es in seinem Innern noch eine ‚Struktur' Innerhalb der Moleküle der vielen möglichen Kohlenwasserstoffe sind die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome in ganz verschiedener Weise verkettet und angeordnet und nicht nur nach der Art der Verkettung, sondern auch nach der Anzahl der in einem Molekül enthaltenen Kohlenstoff- und Wasserstoffatome ergeben sich die vielen physikalisch und chemisch sich voneinander unterscheidenden festen, flüssigen und gasförmigen Kohlenwasserstoffe. Kautschuk ist wie Benzol ein Kohlenwasserstoff, und doch bestehen zwischen beiden Stoffen gewaltige Unterschiede, bedingt durch die Art der Verkettung und die verschiedene Anzahl der im Molekül enthaltenen Kohlenstoff- und Wasserstoffatome, bedingt also durch die verschiedenen Molekülgrößen. Im Erdöl sind also Kohlenwasserstoffe enthalten, die sich nicht nur durch die ‚Struktur' ihrer Moleküle, sondern auch durch die Größe derselben unterscheiden?"

„Jawohl, je kleiner das Molekül eines Kohlenwasserstoffes ist, um so niedriger siedet es und um so mehr Wasserstoff enthält es im Verhältnis zum Kohlenstoff Bei der Verarbeitung des Erdöls trennt man durch Destillation die Brenngase, Benzin, Leuchtöl, Dieselöl, Heizöl, Schmieröl, Vaseline, Paraffin und Asphalt voneinander. Das Benzin, von dem im Erdöl 10 bis 25 vom Hundert enthalten sind, siedet von Zimmertemperatur bis etwa 200 Grad C. Dann folgt das Gas- oder Dieselöl bis 300 Grad C siedend. Hiervon sind etwa 40 bis 50 vom Hundert im Erdöl enthalten. Darüber hinaus folgen dann Schmieröl, Paraffin und Asphalt. Am wichtigsten von den hochsiedenden Anteilen ist das Schmieröl, das sehr wasserstoffreich ist und durch sorgfältige Destillation und Raffination gewonnen wird Was nicht mehr destillierbar ist, ist ein pechartiger, asphalthaltiger Rückstand, der sehr kohlenstoffreich ist Man sieht, daß durch Destillation, welche die einfachste Verarbeitungsweise des Erdöls darstellt, nur wenig Benzin gewonnen wird Man kann die Ausbeute an Benzin steigern durch die sogenannte ‚zersetzende Destillation' hochsiedender Anteile, und zwar bis zu 50 vom Hundert aus Erdöl. Dabei liefern die wasserstoffreichsten Anteile, so z. B die Schmieröl enthaltenden Fraktionen, das meiste Benzin; neben dem Benzin fällt dabei viel Gas und Koks oder asphalthaltiges Heizöl an. Im übrigen müssen die meisten Erdölerzeugnisse vor dem Gebrauch noch raffiniert werden, um metallangreifende Schwefelverbindungen zu entfernen und den Geruch zu verbessern

Die Erdöle sind übrigens je nach dem Fundort untereinander recht verschieden Es gibt Öle, die viel Paraffin enthalten die aber seltener geworden sind, und Öle, die viel Asphalte enthalten und wasserstoffärmer sind. In Deutschland haben wir ein verhältnismäßig wasserstoffreiches Erdöl, welches sich besonders zur Herstellung von Schmieröl eignet und zur Deckung unseres Schmierölbedarfes soweit als möglich heranzuziehen ist."

Deutsche Treibstoffe

„Deutschlands Boden ist leider nicht sehr reich an Erdöl. Immerhin ist es der Tatkraft der nationalsozialistischen Regierung gelungen, die Produktion allein innerhalb eines Jahres — 1933 auf 1934 — von 240 000 Tonnen auf 300 000 Tonnen zu erhöhen, während im Jahre 1929 nur etwa 100 000 Tonnen gefördert wurden Es ist natürlich nicht ausgeschlossen,

FÜR RAUCHER, DIE BESSERES BEANSPRUCHEN

Wo guter Geschmack und sicheres Empfinden für wirkliche Qualität selbstverständliche Attribute sind, wird gerade Manoli Privat als die Zigarette bevorzugt, die den hohen Ansprüchen verfeinerter Lebenskultur in jeder Hinsicht entspricht.



MANOLI *Privat* 5 Pf.

Die Meisterzigarette ohne Mundstück

daß man im Verlaufe der weiteren Durchforschung des deutschen Bodens noch angenehme Überraschungen bezüglich der Entdeckung neuer ergiebiger Erdölquellen erleben kann; wahrscheinlich aber werden wir unseren gesamten Bedarf an Mineralölen aus eigenen Beständen kaum decken können. Im Hinblick auf möglichste Unabhängigkeit war es nötig, nach anderen Treibstoffen zu suchen, die aus den in Deutschland vorhandenen Naturstoffen erhalten werden können. Die fortschreitende Motorisierung Deutschlands rückte das Treibstoffproblem immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses. Es ist anzunehmen, daß diese Motorisierung in Abhängigkeit von den technischen Fortschritten in der Konstruktion billiger und leistungsfähiger Wagentypen, von der Lösung der Versicherungsfrage, des Garagenproblems, von der staatlichen Steuerpolitik und nicht zuletzt von der Preisentwicklung auf dem Treibstoffmarkt noch weiter um sich greifen wird. Machemer und Reismann schätzen unter vorsichtiger Abwägung aller dieser Faktoren den Anstieg des Treibstoffverbrauchs in den nächsten Jahren von rund 1,2 Millionen auf rund 3 Millionen Tonnen. Unser Gesamtverbrauch an Mineralölen beträgt heute rund 3,5 Millionen Tonnen; etwa 65 vom Hundert hiervon müssen eingeführt werden. Ein ganz stattlicher Anteil kann, wie wir sehen, schon aus eigenen Mitteln gedeckt werden. Nun hat man zunächst versucht, die Erdölproduktion in unserem Vaterlande immer mehr zu steigern, nicht wahr?"

„Grundsätzlich muß man sagen, daß Erdöl schon wegen seiner Aschefreiheit und flüssigen Beschaffenheit, erst recht aber wegen seines Wasserstoffreichtums ein so bequemer Energieträger für Verbrennungsmotoren ist, daß man zunächst versuchen mußte, in Deutschland genug Erdöl aufzufinden. Bis heute ist das nicht gelungen. Unsere bescheidene Erdölgewinnung wird vorteilhaft soweit wie möglich auf Schmieröl verarbeitet, wobei die dabei anfallenden Mengen an Benzin und Dieselöl, gemessen am Bedarf, gering sind. Solange in Deutschland keine sehr großen Erdöllager gefunden werden, sind wir also darauf angewiesen, unsere gewaltigen Energievorräte der Braun- und Steinkohle in Anspruch zu nehmen. Wenn maßgebende Erdölfachleute sich übrigens nicht täuschen, so werden nicht nur Deutschland, England, Frankreich, Italien, Japan und andere erdölarme Länder auf die Kohlenvorräte für Treibstoffzwecke zurückgreifen müssen, sondern in absehbarer Zukunft wegen Erschöpfung ihrer Felder sogar die eigentlichen Erdölländer selbst. Anscheinend ist in der Erdrinde von der Sonnenenergie vergangener Jahrmillionen sehr viel mehr in Gestalt von Braun- und Steinkohle als in Gestalt von Erdöl für den Menschen zugänglich abgelagert. Die deutschen Kohlevorkommen sind nicht nur sehr groß, sondern im Gegensatz zu den deutschen und außerdeutschen Erdölvorräten sicher nachgewiesen. Sie betragen an Steinkohlen etwa 280 Milliarden Tonnen, an Braunkohlen etwa 57 Milliarden Tonnen; wahrscheinlich vorhandene Vorräte werden noch weit höher geschätzt. Man kann sagen, daß in Deutschland die Steinkohlenvorräte auf Jahrtausende, die Braunkohlenvorräte auf Jahrhunderte reichen."

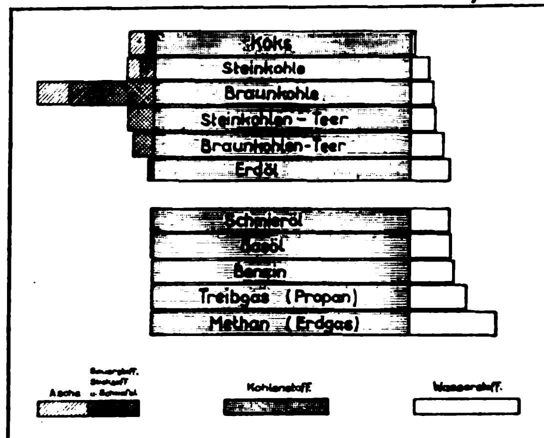


Abb. 1: Die Zusammensetzung verschiedener Brenn- und Treibstoffe.

Zeichnung: IG. Farbenindustrie AG.

„Der Erdölmangel in Deutschland führte wohl dazu, daß man einerseits Treibstoff durch die Konstruktion möglichst kleinvolumiger Motoren einzusparen versuchte und andererseits schon frühzeitig andere Treibstoffe anzuwenden sich bemühte. Es sei erinnert an die Heranziehung der Elektrizität zum Betriebe von Oberleitungsomnibussen oder Akkumulatorenwagen, an die Speisung ortsfester Motoren mit Fern- oder Sauggas, an die Verwendung von Flaschengasen — Flüssiggas, wie Propan und dergleichen oder hochkomprimiertes Gas, wie Leuchtgas — oder Sauggas aus Holz, Holzkohle, Briketts usw., dann an den sich in der Entwicklung befindlichen Betrieb zunächst ortsfester Motoren mit Kohlenstaub, bei dem allerdings der Aschegehalt der Kohle noch Schwierigkeiten macht. Hierdurch erreicht man aber nur, daß der Bedarf an flüssigen Treibstoffen in etwas langsamerem Tempo ansteigt als die Motorisierung. Wir brauchen ausreichende Rohstoffquellen zur Deckung des deutschen Treibstoffbedarfs, Herr Doktor Pier!"

„Die Hauptmenge des deutschen Treibstoffbedarfs muß durch Veredlung der Braun- und Steinkohle gedeckt werden. Bei der Verkokung der Steinkohle und Verschwelung der Braunkohle lassen sich ansehnliche Kraftstoffmengen gewinnen. Bei der Steinkohlenverkokung gewinnt man eins vom Hundert der verarbeiteten Rohkohle als Benzol, welches ein wertvoller, klopffestmachender Mischungsbestandteil unserer Autokraftstoffe ist. Im Jahre 1935 wurden etwa 400 000 Tonnen Benzol gewonnen. Die Benzolerzeugung ist abhängig vom Koksbedarf, also wesentlich von der Eisenindustrie. Bei der Braunkohlenschwelung wird Braunkohlenbenzin — Braunkohlenschwelbenzin — in verhältnismäßig bescheidener Menge gewonnen. Der Umfang der Schwelung ist gegeben durch die Verwendung des dabei mengenmäßig als Hauptprodukt anfallenden Braunkohlenkokses — der Grude — in Großkraftwerken und in kleinerem Maße für Hausbrandzwecke in Grudeöfen. Aus dem Steinkohlenteer kann man Steinkohlenteerdieselöl gewinnen, welches für große ortsfeste Dieselmotoren brauchbar ist — aus dem wasserstoffreicheren Braunkohlenteer ein Dieselöl, das auch für Fahrzeuge ver-

wendbar ist. Alle diese Verfahren sind schon seit langen Jahren in Gebrauch und neuerdings hinsichtlich der Ausbeute, der Güte der Erzeugnisse und des Umfangs der Anlagen entwickelt worden.

Als Zusatz zu Benzin, und zwar in einer Menge von zehn vom Hundert wird der Gärungsspiritus verwendet, der heute zum kleineren Teil in landwirtschaftlichen Brennereien, zum größeren Teil aus Ablaugen der Zellstoff-Fabriken hergestellt wird.

Weitere Verfahren zur Herstellung von Treibstoffen aus Kohle beruhen auf der Vergasung der Kohle mit Wasserdampf zu einem Gemisch von Kohlenoxyd und Wasserstoff. Das Kohlenoxydgas ist ja bekanntlich der giftige Bestandteil des Leuchtgases. Dieses Gasgemisch wird dann mit sog. ‚Katalysatoren', auf die wir im Verlaufe unserer Unterhaltung wohl noch eingehen müssen, zu flüssigen Treibstoffen umgesetzt. Je nach den Temperatur- und Druckverhältnissen und der Beschaffenheit der Katalysatoren entstehen dabei Alkohole oder Kohlenwasserstoffe. Die Badische Anilin- und Sodafabrik, bekanntlich heute ein Teil der IG. Farbenindustrie AG., fand schon 1923 in Weiterführung 1913 begonnener Arbeiten das Verfahren der Herstellung von Methylalkohol oder Methanol im Wege der katalytischen Hochdruckhydrierung von Kohlenoxyd. Ebenso wie der Gärungsspiritus wird heute das wesentlich billigere Methanol als Autokraftstoffzusatz in großem Umfange verwendet.

Die katalytische Hydrierung von Kohlenoxyd — unter Hydrierung versteht man übrigens die Anlagerung von Wasserstoff an einen Stoff — bei gewöhnlichem Druck nach dem Verfahren von Fischer-Tropsch führt zu Benzin, Gasöl und Paraffin. Mehrere solcher Anlagen sind heute im Bau oder schon im Betrieb und verwenden als Ausgangsmaterialien Steinkohle oder Braunkohle."

„Die Umwandlung der aus der Kohle gewonnenen Teere und der nach dem Verfahren von Pott und Broche hergestellten Druckextrakte in Treibstoffe oder die unmittelbare Umwandlung von Kohle in Treibstoffe unter weitgehender Erhaltung wertvoller Stoffeigenschaften ermöglicht uns das Verfahren der katalytischen Druckhydrierung. Dieses Verfahren ist ja von der J. G. Farbenindustrie AG. entwickelt worden, und danach wird seit Jahren im Leunawerk zu Merseburg das uns allen bekannte „Leuna-Benzin" hergestellt. Es bedarf also der Betrachtung des Verfahrens, das im Rahmen der Herstellung heimischer Treibstoffe am wichtigsten geworden ist — die Druckhydrierung der Kohle. Die Umwandlung der Kohle in Öl mittels Wasserstoff hat für den Laien etwas Wunderbares. Es erscheint ihm zunächst unfaßlich, wie aus der festen schwarzen Kohle ein wasserhelles Benzin oder Dieselöl oder Schmieröl werden soll. Wir sprachen vorhin schon davon, daß sowohl Kohle als auch Öle sich im wesentlichen aus Kohlenstoff und Wasserstoff, wenn auch in verschiedenem Mengenverhältnis, aufbauen und daß die Moleküle der Kohle sehr groß, die des Öles bzw. der daraus hergestellten Treibstoffe viel kleiner sind. Wie wird nun, Herr Doktor Pier, das Ziel, die Kohle in Öl zu verwandeln, durch katalytische Hochdruckhydrierung erreicht?"

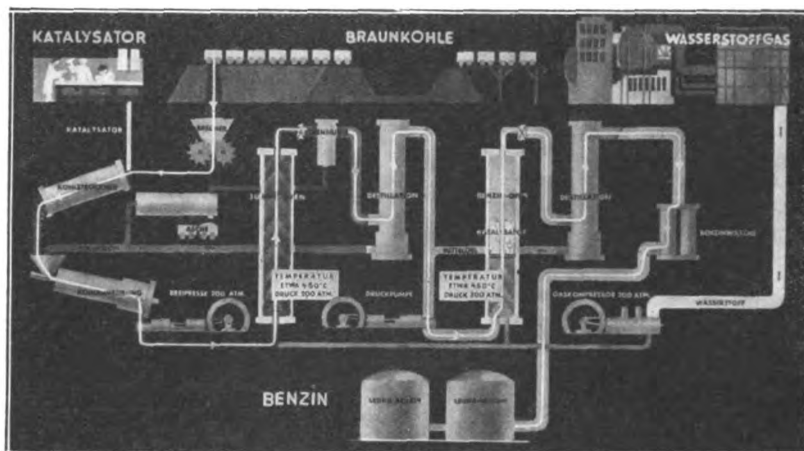


Abb. 2: Schematische Darstellung der Benzinherstellung aus Braunkohle

Die weiße Linie gibt den Weg durch die Apparatur an, den die Kohle zum Zwecke ihrer Umwandlung in Benzin zurücklegt. Im Sumpfofen wird die mit Schweröl angeriebene Kohle im wesentlichen zu Mittelöl abgebaut, das im darauffolgenden Benzinofen (Gasphaseofen) zu Benzin umgesetzt wird.

Zeichnung: IG. Farbenindustrie AG.

„Ihre Bemerkung, Herr Doktor Orth, über die Zusammensetzung und Molekülgrößen von Kohle und Treibstoff enthält gewissermaßen schon die Antwort auf Ihre Frage. Betrachten Sie diese Tafel (Abb. 1), welche die Zusammensetzung verschiedener Brenn- und Treibstoffe zeigt. Beispielsweise ist der aus der Steinkohle gewonnene Steinkohlenteer hiernach wasserstoffreicher als die Ausgangskohle und der gleichzeitig anfallende Koks wasserstoffärmer Auch beim sog. „Kracken" von Erdöl entsteht ein wasserstoffreiches Benzin und zwangsläufig wasserstoffärmere Rückstände, wie Koks oder Heizöl. Da wir aber möglichst hundertprozentig aus den vorhandenen Rohstoffen, sei es Erdöl, sei es Teer, Braunkohle oder Steinkohle, Produkte, wie Benzin, Gasöl bzw. Schmieröl, erzeugen wollen und müssen, so muß man Wasserstoff aufpumpen, und zwar müssen, um von der Kohle, die 6,5 Teile Wasserstoff auf 100 Teile Kohlenstoff enthält, zum Benzin oder Dieselöl zu gelangen, weitere 10 Teile Wasserstoff hinzugefügt werden. Man sieht ferner aus der Tafel, daß man bei einem Braunkohlenteer, der bereits 12 Teile Wasserstoff enthält, nur noch 5 Teile Wasserstoff hinzufügen muß, um zum Wasserstoffgehalt des Benzins zu kommen. Wenn dies auch gewichtsmäßig verhältnismäßig kleine Wasserstoffmengen sind, so sind sie doch raummäßig sehr groß, da 1000 Liter Wasserstoff nur 82 Gramm wiegen. Zahlenmäßig ausgedrückt enthält ein

Liter Benzin 1000 Liter Wasserstoff mehr als die Kohlenmenge, aus der es entstanden ist."

„Ich verstehe jetzt wohl, um was es sich hier dreht. Ich weiß nun, daß man unter Hydrierung die Anlagerung von Wasserstoff versteht und daß man beispielsweise Kohle, um zu Ölen zu gelangen, mit diesem Gas ‚aufpumpen' muß. Aber man spricht doch von einer Druckhydrierung! Dann erwähnten Sie schon das Wort ‚Katalysator'?"

„Um den notwendigen Wasserstoff auch wirklich in die zu hydrierenden Produkte hineinzubringen, muß Druck angewandt werden, und Katalysatoren müssen den Prozeß in der gewünschten Richtung leiten und beschleunigen. Unter einem Katalysator oder Kontakt versteht man einen Reaktionsvermittler, der imstande ist, durch seine Anwesenheit einen chemischen Vorgang zu beeinflussen, selbst unverändert bleibt, den Ablauf der gewünschten chemischen Vorgänge beschleunigt und auf das gewollte Enderzeugnis hinlenkt."

„Ich verstehe Sie jetzt, Herr Doktor Pier. Ohne jenen Reaktionsvermittler ‚Katalysator' wäre es nur unzureichend möglich, beispielsweise Kohle in Benzin und Schmieröle zu verwandeln. Ganz ähnlich liegt ja der Fall bei vielen anderen chemischen Vorgängen, z. B. auch bei der Herstellung künstlichen Kautschuks, wo nur die Anwendung eines Katalysators zum Ziele führt. Wie ich nun weiß, arbeitet die Hochdruckhydrierung bei einer Temperatur von etwa 450 Grad. Warum?"

„Abgesehen davon, daß die Kohle wasserstoffärmer ist als Benzin, sind die Kohlemoleküle auch wesentlich größer, und zwar mindestens 15mal so groß wie die Moleküle des Benzins. Daher muß mit der Wasserstoffanlagerung gleichzeitig eine Spaltung der Kohlemoleküle verbunden werden, was man durch Anwendung einer Temperatur von etwa 450 Grad Celsius erreicht. Die in der Kohle enthaltene Asche muß im Laufe des Verfahrens von den gebildeten Ölen abgetrennt werden. Schließlich müssen noch Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff aus der Kohle entfernt werden, was auch durch Umsetzung mit Wasserstoff geschieht. Die Fertigprodukte Benzin, Dieselöl und Schmieröl haben zwar fast den gleichen Wasserstoffgehalt, unterscheiden sich aber hinsichtlich der Größe der Moleküle, und zwar sind die Moleküle des Schmieröls etwa 3 bis 8, die des Gasöls etwa doppelt so groß wie die des Benzins. Bei der Herstellung von Schmieröl aus Kohle muß man daher, um eine zu weitgehende Spaltung zu vermeiden, vorsichtiger zu Werke gehen als bei der Benzinherstellung."

Der geschichtliche Werdegang der Kohleverflüssigung

„Friedrich Bergius konnte schon im Jahre 1913 zeigen, daß man Kohle, aber auch Erdölrückstände, Teere usw. unter hohem Druck bei hoher Temperatur in Anwesenheit von Wasserstoffgas verflüssigen kann. Praktisch war diese Hydrierung allerdings unzureichend und die Erzeugnisse befriedigten nach Menge und Güte nicht. Insbesondere ließen sich die Prozesse nicht ausreichend lenken. Das aus der Kohle erhaltene Öl beispielsweise enthielt nur wenig Benzin. Im Jahre 1924 begann man dann in der damaligen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen-Oppau auf dem Gebiete der Kohleverflüssigung mit Katalysatoren zu arbeiten, nicht wahr, Herr Doktor Pier?"

„Ganz richtig, in der Katalyse bei hohem Druck hatte man in der BASF. besondere Erfahrungen, da man schon vorher die sogenannte „Bindung des Luftstickstoffs", welche auch eine Hydrierung ist, und ferner die Hydrierung des Kohlenoxyds zu Methanol mit Katalysatoren durchgeführt hatte. Die für die Treibstoffherstellung in Betracht kommenden Rohstoffe enthalten aber alle Schwefel und dieser galt bis dahin als schlimmstes Katalysatorgift — d. h. als Stoff, welcher in kurzer Zeit die Wirksamkeit der für genügende Geschwindigkeit und genaue Lenkung der Reaktionen unentbehrlichen Katalysatoren zum Erliegen brachte. Es war der Glaube der an dieses Problem herantretenden Chemiker, daß man auch schwefelunempfindliche Katalysatoren finden könne. Trotzdem wurde es als Wunder empfunden, als es tatsächlich eines Tages mit einem neuartigen Katalysator gelang, aus schmutzigem, dickflüssigem, schwefelhaltigem Teer das gleiche Volumen wasserhelles Benzin herzustellen. Durch ungemein umfangreiche, systematische Arbeit wurden dann wirklich vortreffliche, schwefelfeste Katalysatoren gefunden, die nicht nur eine hervorragende Hydrier- und Spaltwirkung besitzen, sondern sogar imstande sind, Schwefel und andere unerwünschte Fremdelemente der Ausgangsstoffe aus ihren Produkten herauszuwerfen.

Unendliche Schwierigkeiten machten bei der Entwicklung des neuen Verfahrens die Apparaturen. Handelte es sich doch darum, Einrichtungen herzustellen, welche bei Temperaturen zwischen 400 und 500 Grad Celsius und bei Drucken von 200 Atmosphären und weit darüber von Schwefel noch von Wasserstoff angegriffen wurden. Die Lösung dieser Aufgabe darf als ein großer Erfolg zäher deutscher wissenschaftlich-technischer Arbeit gelten.

Aber darüber hinaus mußte es ja gerade für den Chemiker, welcher doch mit reinen wohlbestimmten Stoffen zu arbeiten gewohnt ist, als geradezu wildes Unterfangen erscheinen, so komplizierte Gemische, wie Kohle, Teer oder Rohöl sie darstellen, zielstrebig in wiederum so komplizierte, aber ganz andersartige Gemische umwandeln zu wollen, wie Benzin oder Dieselöl es sind. Für solche Aufgaben gab es keinerlei Vorbilder. Hier konnte man auch nicht nach wohlbekannten erprobten Methoden arbeiten wie sonst in der chemischen Technik. Hier galt es, sich von einem chemischen Instinkt führen zu lassen.

So lernte man auch, den Vorgang der katalytischen



Kohleverflüssigungsofen

Aufnahme: IG. Farbenindustrie AG

Hochdruckhydrierung in zwei Stufen zerlegen. Zunächst wurden feste oder halbfeste, auch hochsiedende flüssige Stoffe mit fein verteiltem Katalysator in flüssigem Zustande hydriert, so daß mittelsiedende Öle entstanden (‚Sumpfphase'). Solche mittelsiedende Öle wurden dann im dampfförmigen Zustande über feste Katalysatoren hinweg zu leichtsiedenden Stoffen weiterhydriert (‚Dampfphase')."

„Meines Wissens diente als Rohstoff zunächst die Braunkohle, weil die BASF. bei ihrem Leunawerk selbst reiche Braunkohlenlager besitzt. Aber bald sollte es sich zeigen, daß man unter sinngemäßer Änderung des Verfahrens mehr oder weniger alles zu Benzin, Dieselöl und Schmieröl hydrieren konnte, was überhaupt aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, nicht wahr?"

„Ja, nicht nur Braunkohle läßt sich hydrieren, sondern beispielsweise auch Krackrückstände, Asphalt, Teeröl, Pech, Steinkohle usw. Im Jahre 1926 waren die Versuchsarbeiten in Ludwigshafen so weit gediehen, daß 1927 im Leunawerk das Verfahren der Benzingewinnung großtechnisch verwirklicht wurde. Die großtechnische Entwicklung des Verfahrens bot nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Die I. G. Farbenindustrie A. G. brachte für das große Ziel der Versorgung Deutschlands mit flüssigen Treibstoffen große finanzielle Opfer und baute auch in der Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs in Deutschland und der Preiskämpfe auf dem Benzinmarkt mit großer Zähigkeit das Verfahren der katalytischen Druckhydrierung weiter aus."

Der Blick in ein neuzeitliches Treibstoffwerk

„Sie werden verstehen können, Herr Doktor Pier, daß alle unsere Leser, besonders aber die Kraftfahrer unter ihnen, die ja unzählige Liter des deutschen Benzins in den Tank ihres Motorfahrzeugs fließen lassen, auch wissen wollen, wie in der Praxis dieser wichtige ‚Schnaps' entsteht. Vielleicht haben Sie die Güte, mich einmal durch ein neuzeitliches Treibstoffwerk zu führen?"

„Das Auffallendste in einem neuzeitlichen Treibstoffwerk für katalytische Hochdruckhydrierung ist die Fülle der Rohrleitungen und — die Ruhe im ganzen Werk. In den Rohrleitungen fließen unsichtbar ungeheure Energiebeträge mit großer Geschwindigkeit. Die Energieumsetzungen in einem solchen Werk machen täglich mehrere Millionen von Pferdekraftstunden aus. All das geht ohne jeden Lärm, völlig unbemerkt von außen, vor sich. Die Einrichtungen arbeiten zum Teil unter Drucken von 200 und mehr Atmosphären — das sind Beanspruchungen von der Größenordnung des Gewichtes eines Eisenbahnwagens auf der Fläche einer menschlichen Hand. Diese gewaltigen mechanischen Beanspruchungen erfolgen aber bei Temperaturen von 400 bis 500 Grad Celsius, also beginnender Rotglut und unter dem heimtückischen Angriff von Wasserstoff und Schwefel.

Verfolgt man den Gang der Hydrierung, so sieht er etwa bei Steinkohle folgendermaßen aus: Die Kohle wird sehr fein gemahlen und, soweit dies mechanisch möglich ist, von Asche befreit. Mit hochsiedendem Öl aus dem eigenen Betrieb wird sie alsdann zu einem Brei verrieben, dem eine kleine Menge des geheimnisvollen Katalysators zugesetzt wird. Gewaltige Breipressen drücken diese Masse bei 250 bis 300 Atmosphären durch einen Wärmeaustauscher und Vorheizer in den Reaktionsofen. Unter Wasserstoffdruck entsteht hier durch Abbau der Kohle und gleichzeitiger Wasserstoffaufnahme hauptsächlich Mittelöl, wenig Benzin und etwas Kohlenwasserstoffgas. Die Erzeugnisse werden getrennt und sinngemäß weitergeleitet. Das Mittelöl wird verdampft und über festen stückigen Katalysator zusammen mit Wasserstoffgas gesandt, wobei es in Benzin übergeführt wird.

In ähnlicher Weise wird Braunkohle oder Teer oder auch Erdöl auf Benzin und Dieselöl verarbeitet. Der bei der Hydrierung benötigte Wasserstoff wird aus Kohle oder Koks durch Umsetzung mit Wasserdampf hergestellt. Aus diesem Bild (Abb 2) ersehen Sie den Fabrikationsgang des Benzins aus Braunkohle im Leunawerk. Erwähnen möchte ich noch, daß dort außer Benzin auch ein Treibgas gewonnen wird, das flüssig in Druckbehältern in den Handel kommt."

„Welche Leistungsfähigkeit besitzt heute das katalytische Hochdruckverfahren und bis zu welchen Grenzen kann es noch ausgebaut werden, Herr Doktor Pier?"

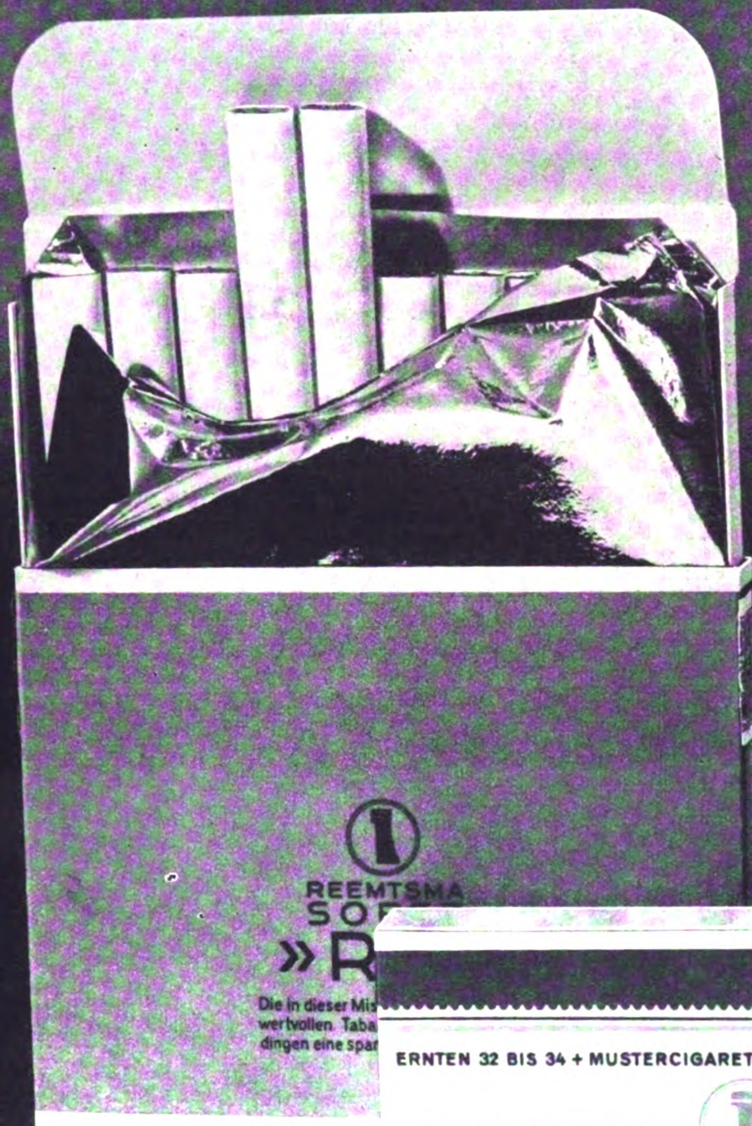
„Was zunächst die Rohstoffe anbelangt, so kann man sozusagen jeden Stoff, der überhaupt nur Kohlenstoff und Wasserstoff enthält, wunschgemäß zu Benzin oder Dieselöl hydrieren — also Stein- und Braunkohle, Teer, Schieferöl, Erdöl usw. Je wasserstoffreicher der Rohstoff ist, um so einfacher und billiger ist in der Regel die Hydrierung. Als Beispiel für die hohen Ausbeuten seien die folgenden Zahlen genannt:

Aus 100 kg Steinkohle etwa 60 kg Benzin;
aus 100 kg Braunkohlenteer etwa 80 kg Benzin,
aus 100 kg Erdöl etwa 85 kg Benzin

Noch günstigere Zahlen erhält man, wenn man nicht auf Benzin, sondern auf Dieselöl oder Heizöl arbeitet. Die katalytische Hochdruckhydrierung läßt sich in ihrer Anwendung ungemein verfeinern. Beispielsweise kann man bei der Hydrierung von Braunkohle oder Braunkohlenteer zunächst aus den wasserstoffreichsten Anteilen Schmieröl und Paraffin gewinnen und den Rest dann auf Treibstoff, also Benzin oder Dieselöl, verarbeiten.

Die durch das beschriebene Verfahren gewonnenen Produkte sind hinsichtlich ihrer Qualität den besten Erdölprodukten mindestens gleichwertig und in einigen Fällen sogar überlegen. Bereits einige große Werke sind in Deutschland zur Benzinherstellung durch Hydrierung in Betrieb, von denen ein Teil Braunkohle oder Braunkohlenteer und ein anderer Steinkohle verarbeitet. In diesen Werken wird schon ein beträchtlicher Anteil der in Deutschland benötigten Treibstoffmengen erzeugt und Tausenden von Volksgenossen Arbeit und Brot gegeben.

Die katalytische Hydrierung bildet so eine wichtige Waffe für uns Deutsche. Was für die Befreiung unseres Vaterlandes vom Zwang der Einfuhr ausländischer Treibstoffe und Schmierstoffe an neuen Werken noch gebaut werden muß, kann auf Grund der heute bereits vorliegenden langjährigen großtechnischen Erfahrungen mit der Gewißheit des Erfolges verwirklicht werden. In der Befriedigung des deutschen Treibstoffbedarfes aus den reichen deutschen Energievorräten der Kohle wird die katalytische Hochdruckhydrierung den Hauptteil leisten."


REEMTSMA
SORTE
doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

Werner Fuchs-Hartmann:

Der Anekdoten-Erzähler

V.*

Der Tod im Taktstock / Gespräche über den Rücken / Kleine Leute mit großer Geschichte / Das grundlose Denkmal / Vom Magen, der kein Gedächtnis hat

Als dem oldenburgischen Deichgrafen Anton Günther v. Münnich im Jahre 1683 ein nicht eben sonderlich kräftiger Sohn geboren wurde, hätte wohl niemand gedacht, daß dieser Knabe dereinst als Generalfeldmarschall maßgeblichen Einfluß auf die Geschichte Rußlands nehmen würde. Aber er war eben in allem ein Mann, der so recht in seine Zeit paßte. Während der Türkenkriege führte er einst seine Truppen einen beschwerlichen Weg. Ein Soldat machte die Bemerkung, daß von einem guten Pferd herunter sich die Dinge bestimmt leichter betrachten ließen. Münnich stieg sofort ab und zwang den Vorlauten, seinerseits aufzusitzen. Kaum war er oben, als er von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen wurde. „Seht ihr", sagte Münnich kaltblütig und sprang wieder auf seinen Gaul, „der höchste Platz ist immer der gefährlichste!"

Das war die Haltung, die mitunter die Zukunft von Generationen bestimmte, nur die Mittel und Wege unterschieden sich im Laufe der Geschichte, denn jedes Jahrhundert hat seine eigenen Köpfe. Diese innere Bereitschaft und Klarheit erfüllte auch den preußischen General v. Natzmer. Von König Friedrich Wilhelm I. wurde er einmal gefragt, ob er sich in einen Zweikampf einlassen würde. Der General hob die Brauen. „Wenn mein Herausforderer den Christen zu Haus findet, dann stelle ich mich nicht — findet er aber den Natzmer, dann soll ihn der Deubel holen!"

So ungefähr wäre wohl auch die Antwort des Feldmarschalls Suwarow ausgefallen. Seine Sicherheit blieb auch in schlimmen Lagen unerschütterlich. In der Schlacht von Novi war einst das Zentrum der russischen Armee in eine offenbar hoffnungslose Unordnung geraten. Die Truppen fluteten bereits zurück, und ein Offizier erstattete über die unglückliche Wendung einen düsteren Bericht. Der Heerführer blieb unentwegt. „Die Russen sind geschlagen, sagen Sie? Sie sind also alle tot?" Der Offizier zögerte. „Das gerade nicht, aber ..." Da erhob sich Suwarow und schnitt ihm das Wort ab mit der bündigen Erklärung: „Dann sind sie auch noch nicht geschlagen!"

Später, als die russischen Truppen bereits in die Schweiz eingedrungen waren, wurde er von einem General der verbündeten Österreicher gewarnt, zu rasch vorzugehen, da ihm die Franzosen sonst leicht in den Rücken fallen könnten. „Possen!" rief Suwarow. „Wir Russen haben keinen Rücken, wir sind überall vorn!"

Ein stolzes Wort, und da wir gerade vom Rücken sprechen, sei auch noch ein schönes Wort dazu berichtet. Condé, der berühmte Feldherr, mußte einst in Notre Dame eine geschraubte Predigt anhören, die seiner soldatischen Art mißfiel. Gelangweilt kehrte er sich um, und so konnte es ihm unterlaufen, daß er unversehens dem Altar den Rücken zuwendete. Auf diese Unschicklichkeit aufmerksam gemacht, meinte er: „Oh, das macht nichts, der liebe Gott ist wie ein bataillon carré — man schaut ihm allenthalben ins Gesicht!"

Dieses unbekümmerte Geständnis mochte für viele der Kavaliere eine stille Freude gewesen sein, denn das Zeremoniell jener Tage war dem natürlichen Behagen entschieden abhold, besonders während solcher Veranstaltungen, denen der Hof beiwohnte. Ludwig XIV hatte eine große Schwäche für alles Pomphafte. In hoher Gunst stand bei ihm der Hofkomponist Lully, der in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit aller auf sich zu lenken, mit seinem königlichen Herrn wohl wetteifern konnte. Entgegen den damaligen Gepflogenheiten, ein Konzert vom Spinett oder der Orgel aus zu dirigieren, benutzte er einen langen Stab, mit dem er den Takt klopfte. Hierbei begegnete ihm das Mißgeschick, daß er sich unversehens den Stab mit ziemlicher Heftigkeit in den Fuß stieß. Aus der Vernachlässigung der anfangs unerheblichen Wunde entwickelte sich ein Übel, dem er kurz darauf erlag. Von eben diesem Lully wurde einst in der Hofkirche zu Versailles ein Miserere aufgeführt. In theatralisch betonter Frömmigkeit kniete Ludwig nieder und zwang damit die Anwesenden, ihm zu folgen. Als der Psalm beendet war, erhob er sich und fragte den Grafen Gramont, wie ihm die Musik gefallen habe. Der verwöhnte Höfling lächelte schmerzlich: „Famos für die Ohren, Sire, aber fatal für die Knie!"

Von einem anderen Kniefall gibt es eine nicht minder ergötzliche Geschichte. Diogenes, der enthaltsame Philosoph in der Tonne, konnte Aristipp, den lebens-

* Fortsetzung des in Folge 3 erschienenen IV. Teiles.

freudigen Philosophen des Genusses, durchaus nicht leiden. Einmal wurde er Zeuge, wie dieser Lebenskünstler sich dankerfüllt vor seinem Gönner, dem Tyrannen Agathokles von Syrakus, zu Boden warf. Diogenes sparte nicht mit seinem Spott, doch der andere rief unbekümmert: „Kann ich dafür, daß der Tyrann seine Ohren an den Füßen hat?"

Ein unfreiwilliger Kniefall kann schon unangenehmer sein. Als Cäsar an der afrikanischen Küste das Schiff verließ, stolperte er und fiel zu Boden. Jeder andere hätte dies als ein übles Vorzeichen aufgefaßt. Doch Cäsar rief, noch am Boden liegend: „Erde Afrikas, ich umarme dich!"

Da der Imperator nur knappes Mittelmaß hatte, war sein Mißgeschick sicher nicht weiter bemerkt worden. Es ist ja hinreichend bekannt, daß es dem Treppenwitz der Weltgeschichte gefallen hat, gerade den von Natur aus kleinen Menschen beinahe wie zum Ausgleich für die körperliche Unterlegenheit in bevorzugtem Maße eine überragende Stellung zuzuweisen. Auch Napoleon I., der wohl weitaus am stärksten die Geschichte des 19. Jahrhunderts zu beeinflussen wußte, war von geringem Körpermaß. Einmal suchte er in der Bibliothek nach einem bestimmten Band, den er auch schließlich in einem Fach entdeckte, das er aber nicht erreichen konnte, obgleich er sich auf die Zehenspitzen stellte. Voll Eifer sprang sein Adjutant hinzu und rief: „Sire, gestatten Sie, ich bin größer!" Napoleon sah ihn finster an und sagte betont: „Sie sind länger!"

Überhaupt war seine Meinung von Leuten, die ihn allzu offensichtlich überragten, nicht eben günstig. Wenn man der Ansicht des boshaften Professors Kästner folgen will, hatte er darin vielleicht nicht einmal so unrecht Der Göttinger Gelehrte wurde einst von seinem Kurfürsten gefragt, was er von dem neuen Gesandten halte, der kurz vorher seine Beglaubigung überreicht hatte und dabei nicht nur durch seine baumlange Gestalt, sondern auch durch ein etwas fahriges Benehmen aufgefallen war. Kästner schmunzelte. „Mit so großen Menschen ist es wie mit hohen Häusern, Serenissimus, die obersten Stübchen sind am schlechtesten ausgestattet!"

Der Kurfürst zeigte sich über diese Auskunft sehr belustigt, wie immer, wenn die Rechnung auf Kosten eines anderen ging, wohingegen er zumeist eine etwas säuerliche Miene machte, sobald von der Würze solcher Randbemerkungen etwas auf ihn fiel Kästner ließ sich das nicht anfechten. Während eines Spazierganges mit einem Fremden von Rang kam er auch an einen Platz, auf dem gerade der Boden für ein Denkmal des Landesherrn vorbereitet wurde. Von seinem Begleiter gefragt, warum denn die Errichtung des Denkmals so viele Umstände erfordere, entgegnete Kästner zweideutig: „Sie können keinen Grund dafür finden!"

Dem Kurfürsten wurde diese Bemerkung alsbald hinterbracht. Obgleich der hohe Herr von seinem Philosophen schon allerhand gewöhnt war, erschien ihm dies doch reichlich üppig, und er konnte es sich bei der nächsten Begegnung nicht versagen, den losen Mund des Spötters zu tadeln. „Dem kann leicht abgeholfen werden", erklärte Kästner ohne Reue, „Serenissimus brauchen mir nur eines Ihrer Schlösser anzuhängen!" Der Landesvater mußte lachen und gab es auf, denn die Kur erschien ihm doch zu teuer.

Auch der geistreiche Graf Gramont, eben derselbe, der sich die freimütige Erklärung zu der Wirkung des Miserere von Lully leistete, verstand es mit Grazie, seinen Herrn zu versöhnen. Gramont vergaß sich einmal im königlichen Vorzimmer so weit, daß er einem der Lakaien gegenüber handgreiflich wurde, und das zu seinem Pech gerade in dem gleichen Augenblick, als der König erschien. „Was geht denn hier vor?" fragte Ludwig entrüstet. „Nichts, was Eurer Majestät Aufmerksamkeit wert wäre", rief Gramont mit rascher Fassung, „es sind bloß zwei Ihrer Diener, die miteinander Händel haben!"

Wahrscheinlich war der Lakai, der den tätlichen Unwillen des Grafen hervorzurufen vermochte, von der gleichen Art wie der Diener des genialen Beaumarchais, der sich neben anderen Untugenden auch durch eine erhebliche Trunkfreudigkeit auszeichnete. Eines Morgens sah Beaumarchais ihn wieder wankend ins Zimmer kommen. „Ist das die Möglichkeit", empörte er sich, „noch so früh am Tag und schon betrunken?!" — „Erlauben Sie", verwahrte sich der andere, „das ist noch von gestern!"

Swift hatte in dieser Beziehung auch seine Erfahrungen. Als einer seiner Bedienten ihm stotternd eine Entschuldigung vorbringen wollte, rief Swift, der seine Leute kannte, ihm zu: „Geniere dich nicht, mein Sohn, sage mir nur ganz offen und ehrlich, was du mir vorlügen willst!"

Als Swift sich auf einer Reise befand, brachte ihm der gleiche Diener eines Morgens die Stiefel ungeputzt und entschuldigte seine Trägheit mit den Worten, daß sie ja doch gleich wieder schmutzig würden. Swift sagte nichts weiter und bestieg sofort sein Pferd. Der Diener blickte verdutzt und erklärte verdrießlich, daß er noch nichts gefrühstückt habe. „Tut nichts", meinte Swift, „du wirst ja doch gleich wieder hungrig!"

Mit solcher Begründung hätte sich Beaumarchais kaum abspeisen lassen, denn er hielt sehr viel von den Freuden einer gutbesetzten Tafel. Einmal hatte er mehr als drei Stunden bei Tisch zugebracht, als er sich endlich erhob. Kurz darauf aber fand man ihn bereits wieder beim Essen. Befragt, ob er denn nicht eben erst gespeist habe, rief er lachend: „Ei was! Mein Magen hat kein Gedächtnis!" Offenbar hatte er auch ebensowenig Grund wie das Denkmal von Kästners Kurfürsten. Aber der General Bison würde wohl dafür durchaus Verständnis gehabt haben. Von den Jakobinern schon zum Tode verurteilt, ließ er sich dennoch nicht davon abhalten, vor seinem letzten Gang noch mit bestem Appetit ein Dutzend Austern zu verspeisen. Als der Henker eintrat, rief er: „Du erlaubst wohl, daß ich fertig esse?" Der Schreckensbote nickte. „Ich stehe zu Befehl", sagte er mit ungewöhnlicher Höflichkeit. Aber Bison schüttelte den Kopf und meinte grimmig: „Verdammt noch mal — nein, jetzt stehe ich unter deinem Befehl!"

Lakonischer Stil

Baron von Pöllnitz, ein exzentrischer übrigens ewig verschuldeter Mensch, wohnte zur Zeit Friedrichs des Großen in Potsdam. Eines Tages bat ihn der König, ihm ein Paar Perlhühner zu besorgen. Pöllnitz kam dem Wunsch des Königs nach, kaufte die Perlhühner und schickte sie nach Sanssouci hinauf mit einer Karte, auf der die lakonischen Worte standen:

„Da sind die Perlhühner, Sire!"

Friedrich fand diese Ausdrucksweise ziemlich abgeschmackt, ließ einen mageren Ochsen kaufen, vergoldete ihm die Hörner und schickte ihn zu Pöllnitz nebst einem Billett, auf dem die Worte standen:

„Da ist der Ochse Pöllnitz!"

Ein Landsknecht braucht neue Stiefel

und wie er sie sich verschaffte

Ein alter Landsknecht, der den ganzen Dreißigjährigen Krieg hindurch bald auf dieser, bald auf jener Seite gekämpft hatte, wollte nun, nachdem sie in Münster den Frieden geschlossen hatten, in seine Heimat zurückkehren. Er lag gerade in Augsburg im Quartier, als die Friedensnachricht eintraf, und diese Botschaft traf ihn wie ein Schlag. Herrgott, jetzt hatte er all seine Schätze, die er im Krieg erbeutet hatte, mit Saufen und Kartenspielen vertan Was hätte er damit gesollt? Der Krieg, der unaufhörliche, würde ihm seinen Säckel schon wieder füllen. Jeden Tag konnten die Werber kommen und dann gab es Handgeld und Sold und neue Beute.

Aber ja, jetzt kam der Friede. Das bedeutete karge Zeiten für einen Landsknecht. Sollte er nochmals gassatim gehen, nach Frankreich hinein oder nach Holland? Nein, er fühlte sich alt mit einem Male und wollte zurück in die Heimat, zu seiner Schwester hinunter ins Österreichische.

Aber wie der Landsknecht daran ging und seine Montur in Ordnung brachte, da merkte er, daß seine Stiefel den weiten Marsch nicht mehr aushalten konnten Die Sohlen waren durchgelaufen und durch die Schäfte schaute durch mehr als ein Loch der helle Tag herein.

„Ja, ja", sagte der Landsknecht vor sich hin, „mein Geld ist futsch und meine Stiefel sind auch futsch. Was nun?"

Aber wenn ein Landsknecht auch keine Schätze mehr hat, so hat er doch einen Schatz, der nie alle wird, sondern mit den Jahren ständig zunimmt: den Schatz seiner Erfahrungen.

Der Landsknecht lachte vor sich hin und dann pfiff er sich sogar ein Liedchen Denn nun hatte er den richtigen Einfall

Er rief seinen Buben herbei und befahl ihm, zwei Schuhmacher in sein Quartier zu bestellen; den einen auf elf Uhr, den andern auf zwölf Sie sollten ihm Maß nehmen für ein Paar neuer Stiefel

Dann, als der Bube gegangen war, räumte er seine Stube fein säuberlich auf und zog seine besten Kleider an, damit ihn die Schuster nicht für einen Raufbold und Wegelagerer nehmen sollten

Der erste Schuhmacher erschien und war sehr erfreut, daß er einem so ansehnlichen Herrn ein Paar Stiefel liefern sollte. Er nahm sorgfältig Maß und versprach, ein gutes Stück Arbeit zu liefern.

„Braun sollen sie sein", verlangte der Landsknecht, „und morgen um die gleiche Zeit müssen sie fertig sein. Und seht zu, daß sie genau passen."

Um zwölf Uhr kam der zweite Schuster, und zu ihm sprach der Landsknecht die gleichen Worte und war sehr vergnügt und pfiff ein lustiges Liedchen

Am Nachmittag hielt der Landsknecht Abrechnung mit seiner Quartierwirtin und am Abend ließ er die letzten Batzen, die er noch besaß, springen und war bei Wein und Schnaps vergnügt und lustig. Mit Sehnsucht dachte er an seine Schwester und wie er sie nun bald wiedersehen würde und ihr helfen, ihr Stückchen Land und ihren Hof zu bestellen.

Am andern Morgen kam pünktlich um elf Uhr der erste Schuhmacher und brachte die neuen Stiefel Sofort zog der Landsknecht sie an, um zu sehen, ob sie auch richtig paßten

Ja, der rechte saß wie angegossen, aber der linke, o weh, der drückte gewaltig und der Landsknecht konnte kaum einen Schritt damit tun

„Lieber Mann", sagte er da zu dem Schuster, „seht selbst, in dem Linken kann ich unmöglich gehen. Den müßt Ihr noch einmal mitnehmen und über den Leisten schlagen. Und morgen früh bringt Ihr ihn gleich her, denn ich muß hinüber nach Nürnberg und meine Schwester besuchen."

„Gut", sagte der Schuster, „das soll bestens erledigt werden und behaltet den andern Stiefel einstweilen hier."

„Ist schon recht; aber seid nur morgen recht früh hier"

Darauf ging der Schuhmacher nach Hause und schlug den Stiefel über den Leisten. Den rechten zog der Landsknecht aus und verwahrte ihn sorgfältig im Schrank.

Gegen zwölf Uhr kam der zweite Schuster, und der Landsknecht zog sofort seine Pantoffel aus und die neuen Stiefel an, um zu sehen, ob sie paßten.

Der Linke, das konnte er sofort sehen, saß ausgezeichnet. Aber der Rechte drückte über dem Reihen; damit konnte kein ehrlicher Christenmensch auch nur eine halbe Stunde gehen

„Der linke paßt gut", sagte er da zu dem Schuster, „aber der rechte, der drückt mir das Wasser aus den Augen. Den müßt Ihr noch einmal mitnehmen und über dem Reihen etwas dehnen. Und schickt ihn gleich heute abend wieder her"

Damit ging auch der zweite Schuster und er ließ den linken Stiefel da; denn, so sagte er sich, was kann einer mit einem Schuh anfangen?

Der Landsknecht aber holte den rechten Stiefel von dem anderen Schuster wieder aus dem Schrank, zog ihn an und ging zehn Minuten später zusammen mit seinem Buben kräftigen Schrittes durch das Stadttor hinaus und zog lachend und pfeifend gen Wien und von da weiter hinein ins Österreichische, und seine Stiefel haben ihn noch sein ganzes Leben lang ausgehalten.

Robert Hain.

LORENZ STROBL:

DER RUSSENHELD

Der Hansen Mudl war ein altes Knechtl. Den Weltkrieg hatte er als Landsturmmann in Rußland mitgemacht. War zwei Jahre lang im Schützengraben gelegen. Wurde aber stets vergessen, wenn Kreuzlein und Ehrenzeichen für die Kompanie eintrafen.

Der Hansen Mudl schwieg. Kannte keinen Ehrgeiz, keinen Neid, nur seine Pflicht.

Doch wenn der Krieg zu Ende, so mußte er sich doch vor den Leuten schämen, weil er als alter Frontsoldat so ohne Kreuz und Stern beim Kriegerfest unter den Veteranen saß? Da mußten die andern doch annehmen, er wäre ein Drückeberger oder gar ein Feigling draußen im Feld gewesen.

Solche Gedanken schossen dem Mudl zeitweise durch den müden Schädl, wenn er im Unterstand bei seinen Kameraden sein Pfeiflein schmauchte. So ging dann auch der Krieg zu Ende, und ohne Ehrenzeichen wurde Mudl nach zweijähriger Frontdienstzeit nach Hause geschickt.

Und was das arme Knechtl befürchtet hatte, traf ein.

Wenn die alten Feldgrauen nach Feierabend beim Wirt am Ofentisch zusammentrafen, von ihren Sieg- und Heldentaten schwatzten, da mußte er ganz stille sein. Hatte er doch in den zwei Jahren nicht mal ein Sternlein bekommen.

Nur ein einziges Mal wagte er sich mit seinem Erleben heraus.

Am Stochod war es gewesen. Die Russen hatten ihre Truppen abgelöst und frische Divisionen eingesetzt. Eine gewaltsame Erkundung sollte Nummer und Namen der neuen Regimenter feststellen Mit drei Kameraden kroch Mudl durch den eigenen Drahtverhau. Von Trichter zu Trichter schoben und duckten sich die Männer durch das Niemandsland. Im Blendlicht der feindlichen Leuchtkugeln wurden seine drei Kameraden abgeschossen. Lautlos sanken sie hintüber. Sackten in verschlammte Granatlöcher. Nicht denken .. weiter ... weiter . .

Zwei Tage und zwei Nächte blieb Mudl vor der Sappe des russischen Horchpostens liegen. Speis und Trank gaben die toten Kameraden, bis es ihm endlich gelang, in der dritten Nacht einen himmellangen Kosaken zu erledigen und in den Graben heimzuschleppen ...

Verhaltenes Schweigen war in der Stube, als das Knechtl in schlichten, dürren Worten sein Erleben zum besten gab. Und dieses Schweigen hielt selbst noch an, als Mudl sein kaltgewordenes Pfeifl anzünden wollte, bis der reiche Saliterbauer, der den Krieg nur vom Erzählen kannte, dröhnend mit der Faust auf den Tisch einschlug und lachend grölte: „Hahaha .... ein Heldenstück .. einen toten Russen fangen ... haha ... ein Heldenstück von einem alten Knechtl ... hahaha ....!"

Und das wüste Lachen sprang auf die andern über, füllte im nächsten Augenblick die ganze Stube.

„Für einen toten Russen gibt es freilich keinen Orden ... hahaha ... kein Kreuzl ... Wär's ein lebendiger gewesen, ja dann ... Aber so ... haha ...!"

Es war noch vor wenig Jahren, daß viele, die im Krieg sich hinterm Ofen wärmten, nur Spott und Hohn für die Frontgrauen wußten. Und die alten Soldaten waren viel zu müd, sich dieser Schande zu wehren. Krieg läßt sich nie erzählen, nur erleben.

Wachsbleich saß das Knechtl an seinem Platz. Krallte die beiden Fäuste in die Bank. Biß knirschend auf die Zähne. Ein höllisches Feuer sprang in seine Augen. Brannte verwegen hinter den buschigen Brauen. Aber nur für kurze Zeit. Dann löste sich der Krampf Die Lippen begannen zu zittern und zu beben. Ein feuchter Glanz löschte das Funkeln und Brennen. Mudl ließ das Bier im Kruge. Schob sich aus der Mannsreih. Ging durch die Nacht zu seinen Rössern heim. Die waren auch zum Teil im Feld gestanden und die besten Kriegs- und Frontkameraden ihm geblieben. Hatten gerade so wie er keinen Stern und Orden. Nur ihre vernarbten Wunden hätten erzählen können. Mudl alleine verstand die stumme Sprache seiner Rösser, und sie alleine wußten wiederum um ihres Knechtes Leid. — —

Nicht lange stand es an, da schrien die Kinder auf der Gasse dem Alten hinterm Wagen nach:

„Russenfanger ... Russenheld ... hahaha ...!"

Herrgott, so konnte, so durfte es nicht weitergehen ...

Wenn er beim Pflügen war im Ackerbruch, lachten die Dirnen von der Wiese herüber:

„Russenfanger .. Russenheld ... hahaha ...!"

Selbst im Traume gellte der Spott in seinen Ohren.

Mudl war allzeit ein rechtschaffener Mensch gewesen. Und sich nun die Soldatenehre beschmutzen lassen von einem, der in seinem ganzen Leben noch

keine Kugel um die Ohren pfeifen hörte ... das ging nicht an

Zum nächsten Kriegerfest im Dorfe hatte Mudl den schönsten Feierrock sich angelegt Suchte den besten Platz neben dem Saliterbauern Stolz und aufrecht saß er da Es währte auch nicht lange, bis der Saliter wieder zu hänseln anhub Er brauchte Unterhaltung Gut genug war ihm hierzu der alte Knecht

„So erzähl uns noch einmal, wie du den toten Russen gefangen hast Sitzen so viel Krieger rundum, die 's auch gern wissen möchten hahaha Russenheld .. hahaha!"

Und wieder hatte der Bauer alle Lacher auf seiner Seite

Mudl machte auf der Bank halb kehrt. Sah mit stahlhartem Blick dem Bauern in die Augen Der suchte verlegen beiseite zu rücken, wenn es an dem vollbesetzten Tisch gegangen wäre.

Einen kecken Militärmarsch schmetterte die Musik in den dunstigen, niederen Saal

„Alsdann, wenn du's wissen willst ..."

Und näher rückte der Knecht zum Bauern

„Am Stochod war's Wirst ihn nicht kennen ... Bist im Krieg nit weit über deinen Acker 'nausgekommen Macht auch nichts Ein himmellanger Kerl ist der Kosak gewesen Grad wie du ... Und kohlschwarze Augen hat er gehabt Grad wie du Ganz still hab' ich mich in meinem Erdloch zusammengeduckt wie ein Wildhund der den Hirsch anspringt Hörst ?"

Das alte Knechtl krümmte den Rücken Unheimlich funkelten seine grauen Lichter Das schwere Erleben stand darin geschrieben

„Lassen wir das dumme G'red", wollte der Bauer ausweichen

Das Knechtl schüttelte den trutzigen, grauen Schädl

„Bin noch nit fertig, Saliter . noch nit fertig . Und der Kosak ..? Kerzengerad hat er mir in die Augen glotzt Voller Furcht voll von Angst sind sie gewesen . Grad wie die deinen Er hat auch nimmer schreien können . Grad wie du ...."

Ganz heiser wurde die Stimme des alten Knechtls ... heiser und unwirklich

„Das Messer hab' ich aus dem Stiefelschaft . langsam ganz langsam . "

Der Knecht krümmte sich unter die Bank Holte das Messer vor

„Schau fest zu, Saliter daß du es weißt für allemal Und dann ein Sprung ein Gurgeln "

Ein geller Schrei durchdrang den Musiklärm und das Stimmengewirr im Saale

Ohnmächtig vor Schrecken schlug der Bauer unter den Tisch Mit hämisch verächtlichem Grinsen warf das alte Knechtl die blanke Wehr auf den Tisch Und seine Augen wurden wieder hell und klar Ein strafender Hohn sprang aus ihnen zu den Leuten über.

„Der der hätt auch keinen toten Russen g'fangen !" Lachend schob der alte Knecht sich aus der Bank Holte den letzten Taler aus der Tasche Warf ihn den Musikanten zu und ließ sich den alten Dessauer-Marsch zum Heimweg noch aufspielen denn blank und sauber war wieder seine Soldatenehre

Friedrich Wencker-Wildberg:

Der zwölfte der Schillschen Offiziere

Am 28. April 1809 eröffnete der preußische Major Ferdinand von Schill auf eigene Faust den Krieg gegen den mächtigen Franzosenkaiser. Es war ein tollkühnes Unternehmen, das von vornherein zum Scheitern verurteilt war, denn der großen Armee Napoleons, der über halb Europa gebot, konnte Schill nur das 2. Brandenburgische Husarenregiment entgegenstellen, das, durch Freiwillige verstärkt, im Höchstfalle 2000 Mann zählte. Ohne jede Unterstützung durch die Regierung, ja sogar ohne Wissen seiner Vorgesetzten, versuchte der tapfere Major, die Bevölkerung Norddeutschlands zur Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft aufzurufen und der gegen Österreich im Felde stehenden Armee Napoleons in den Rücken zu fallen.

Schill hatte in den unter französischer Herrschaft stehenden preußischen und westfälischen Garnisonen zahlreiche Mitverschworene, die aber leider nicht nach einem einheitlichen Plan handelten, sondern nach eigenem Gutdünken losschlugen. Alle diese Anschläge, die mit unzureichenden Kräften ausgeführt wurden, wie die Erhebung des Leutnants von Hirschfeldt in Magdeburg, der Überfall Kattes auf Stendal und Dörnbergs Aufstand gegen Jerome in Kassel, wurden von den französischen Garnisonen mühelos unterdrückt, bevor Schill überhaupt eingreifen konnte.

Als er endlich mit seinen Husaren erschien, war bereits alles verraten und der Feind auf seiner Hut. So blieb dem Freiheitskämpfer nichts übrig, als in nördlicher Richtung auszuweichen und sich nach der Ostsee durchzuschlagen. Das gelang ihm auch; etwa 1000 Franzosen und Westfalen, die ihm den Weg verlegen wollten, wurden bei Dodendorf geschlagen, und am 24. Mai sprengte Schill die Besatzung von Stralsund, die sich ihm entgegenstellte, bei Dammgarten auseinander. Tags darauf konnte er die nur noch von 50 französischen Artilleristen verteidigte Festung besetzen. Statt sich aber auf die im Hafen liegenden englischen Schiffe zu flüchten, beging Schill den taktischen Fehler, sich in Stralsund zu verschanzen. Er fand hier zwar annähernd 500 Geschütze und reichlichen Munitionsvorrat, doch fehlte es an ausgebildeten Mannschaften. Und schon war General Gratien mit 5000 Mann von Wismar her im Anmarsch! Am 31. Mai war Stralsund vom Feind eingeschlossen, am frühen Morgen setzte der Angriff auf das Kniepertor ein — — wenige Stunden später war das Schicksal der kleinen Heldenschar entschieden. Auf der Fährstraße stieß Schill mit Holländern und Dänen zusammen; unter ihren Kugeln und Säbeln starb er den Heldentod. Nur etwa 400 Mann seiner Truppe gelang es, sich unter Führung des Leutnants von Brünnow nach Warnemünde durchzuschlagen und auf englische Schiffe zu entkommen. Der Rest mußte die Waffen strecken — es waren noch 557 Mann und 12 Offiziere. Von den Gefangenen wurden 14, die westfälische Untertanen waren, sofort erschossen, die übrigen wurden zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt und nach Brest, Cherbourg und Toulon gebracht, wo sie mit Schwerverbrechern am Ausbau der Hafenanlagen mitarbeiten mußten.

Über die Bestrafung der Offiziere wurde noch kein Entschluß gefaßt; man wartete erst die Befehle Napoleons ab. Vorläufig wurden sie in der Festung Montmédy interniert. Unterdessen traf aus Schönbrunn die Order des Kaisers ein: „Die Offiziere der Schillschen Bande sind vor ein Kriegsgericht zu stellen. Machen Sie ihnen einen regelrechten Prozeß und lassen Sie sie ‚avec éclat' erschießen", schrieb er an seinen Kriegsminister Clarke.

Am 16. September erschienen vor dem Kriegsgericht in Wesel elf von den angeklagten zwölf Offizieren. Ihr Schicksal, von Napoleon im voraus bestimmt, ist bekannt: noch am selben Tage — Verhandlung und Urteilsverkündung hatten nur zwei Stunden gedauert — wurden sie auf den Wällen vor der Zitadelle erschossen.

Der zwölfte, der dem Märtyrertod seiner Kameraden entronnen war, lag unterdessen noch schwerverwundet im Lazarett zu Montmédy und war nicht transportfähig. Das war der damals 24jährige Leutnant Heinrich Ferdinand von Wedel, ein Vetter der beiden Brüder Karl und Albert von Wedel, die an der Seite ihrer Kameraden in Wesel erschossen worden waren. Ferdinand von Wedel hatte bereits bei Auerstädt mitgekämpft und war, obwohl schwerverwundet, der Gefangenschaft durch die Flucht nach Dänemark entronnen. Jetzt rettete ihm eine zweite Verwundung das Leben. Wedel wurde zwar ebenfalls zum Tode verurteilt, jedoch von Napoleon zu lebenslänglicher Galeerenstrafe begnadigt. In Cherbourg, wo er viele seiner Waffengefährten wiedersah, wurde er gemeinsam mit einem preußischen Unteroffizier an die Kette geschmiedet. Jeden Morgen mußten die Gefangenen durch die Stadt zu ihrem Arbeitsplatz am Hafen marschieren, und abends kehrten sie auf demselben Wege in den Bagno zurück. Hier wurde der französische Hafenbeamte de la Chétardie auf den blonden Mann aufmerksam. Er erkundigte sich nach ihm, und bald stellte sich heraus, daß der Beamte ein Verwandter der Berliner Refugiéfamilie Gabain war, deren Sohn sich als Kamerad Wedels unter den Erschossenen von Wesel befand. Chétardie verwandte sich bei dem Gefängniskommandanten für Wedel, der daraufhin von der entehrenden Kette befreit und statt mit Erdarbeiten als Schreiber und Dolmetscher beschäftigt wurde. Der Franzose vermittelte auch den Briefwechsel mit Wedels Eltern, die in banger Sorge um das Schicksal ihres Sohnes waren. Ein Begnadigungsgesuch, das die Familie von Wedel anläßlich der Geburt des Königs von Rom an Napoleon richtete, blieb zunächst zwar erfolglos, jedoch erhielt Ferdinand von Wedel kurz vor Beginn des Feldzuges gegen Rußland auf Fürbitte Friedrich Wilhelms III. die Freiheit wieder, nachdem er zwei Jahre im Bagno von Cherbourg zugebracht hatte. Er sollte bald Gelegenheit finden, für sich und seine unglücklichen Kameraden Rache zu nehmen. Als Rittmeister und Chef der neuen Garde-Kosaken-Eskadron nahm Wedel ruhmvollen Anteil an den

Befreiungskriegen. Am 26. Mai 1813, seinem 28. Geburtstag, errang er sich in der siegreichen Schlacht bei Haynau das Eiserne Kreuz; bei Leipzig war er auch dabei, und dann folgte er der preußischen Armee auf die Schlachtfelder Frankreichs. Nach Waterloo zog er zum zweitenmal als Sieger in der Hauptstadt des gestürzten Welteroberers ein, der ihn wenige Jahre zuvor zum Tode verurteilt hatte.

Tage des Friedens und der Ruhe folgten auf die stürmische Kriegszeit. Wedel, der 1834 die Gräfin Charlotte Pückler geheiratet hatte, wurde Divisionskommandeur in Bromberg. Zum Generaladjutanten des Königs und zum General der Kavallerie befördert, kam Wedel schließlich als Gouverneur in die Festung Luxemburg, die bis 1866 zum deutschen Bundesgebiet gehörte. Hier konnte er am 15. April 1856 sein 60jähriges Dienstjubiläum feiern.

Die glänzendste Genugtuung, die dem deutschen Freiheitskämpfer und ehemaligen französischen Galeerensträfling zuteil wurde, war sein Besuch am Hofe Napoleons III., wohin er 1855 als außerordentlicher Gesandter Friedrich Wilhelms IV. geschickt wurde. Die Garden präsentierten, die Trommeln schlugen den Generalmarsch, als der alte Offizier Schills die Ehrentreppe emporstieg und der Kaiser ihm in der Dianengalerie das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion anheftete. Erst am 1. Juli 1860 trat Wedel in den Ruhestand. Am 20. Januar 1861 wohnte er noch der Krönung Wilhelms I., des späteren Kaisers, bei. Zwei Tage darauf, am 22. Januar 1861, ein halbes Jahrhundert nach den elf Kameraden von Wesel, starb auch der zwölfte.

Tatsachen aus aller Welt

In Amerika machte man Versuche mit stark phosphoreszierendem Autolack. Der mit dem neuartigen Stoff lackierte Wagen ist nachts 700—800 Meter weit sichtbar und hat ein etwas gespenstisches Aussehen.

*

Besäßen wir Menschen das gleiche Verhältnis von Muskelstärke und Körper wie die Heuschrecken, dann benötigten wir zur Bewältigung der Entfernung Berlin—Hamburg nur fünfhundert Sprünge.

*

Der australische Leierschwanz, der zu der Sperlingsfamilie gehört, aber im Aussehen am meisten einem Fasan ähnelt, hat eine unglaubliche Fähigkeit, alle möglichen Laute nachzuahmen. Er kann bellen wie ein Hund, krähen wie ein Hahn, weinen wie ein Kind und pfeifen wie eine Lokomotive. Er kann auch einen Ton hervorbringen, als wenn Holz gesägt wird.

*

Personen zwischen 60—70 Jahren haben nach wissenschaftlichen Feststellungen bis zu 30 Prozent weniger Lecithin als Personen im Alter von 20—30 Jahren. Mit dieser Abnahme des Lecithins hängt nicht nur der körperliche Verfall, sondern auch die Verminderung der geistigen Elastizität (Gedächtnisschwäche) zusammen.

*

Das Jahr 1936, das vielfach ungewöhnliche Wettererscheinungen brachte, hat sich auch auf dem Ozean eine Überraschung geleistet. Zum ersten Male in den 23 Jahren, in denen die bekannte schwimmende „Eispatrouille" die Schiffahrt im Nordatlantik vor Zusammenstößen mit Eisbergen schützt, sind überhaupt keine Eisberge innerhalb der Dampferlinien gesichtet worden.

*

Mit Messer und Gabel ißt nur ein Drittel der Menschheit. Das zweite Drittel bevorzugt Eß-Stäbchen, während der Rest noch mit den Fingern ißt.

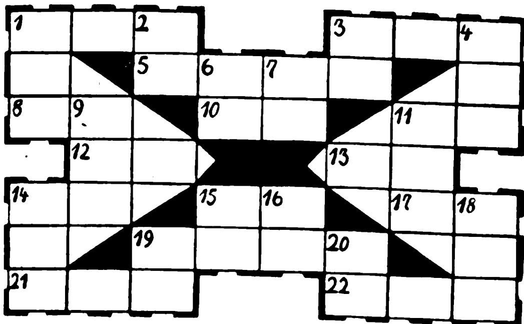






RÄTSEL

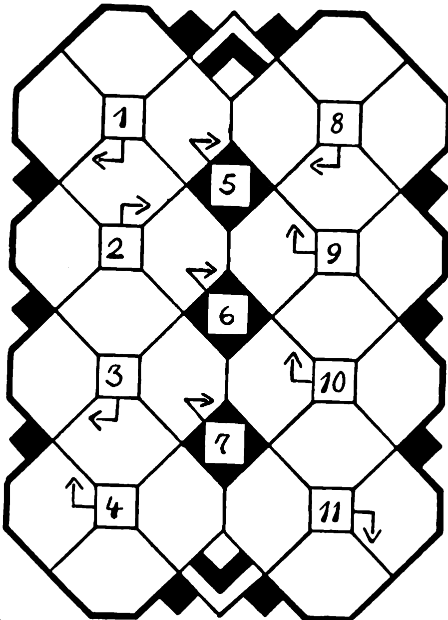
Kreuzworträtsel



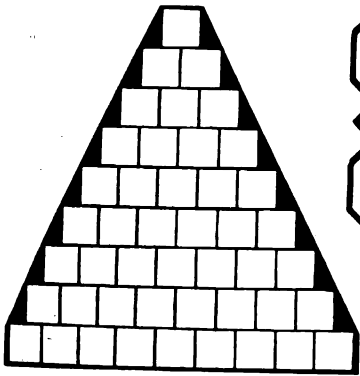
Waagrecht: 1. Gestalt aus „Fidelio", 3. Klosterneuling, 5 Angehöriger eines Nomadenvolkes. 8 Organ, 10 Holzaderung, 11. Sprengkörper, 12 niederländ. Insel bei Sumatra, 13 männl Biene, 14 Stadt in Spanien, 15. abgek. Frauenname, 17 Sumpfvogel, 19. Fremdwort für Führerschaft, 21. europ. Republik, 22. Laboratoriumsgefäß. — **Senkrecht:** 1. Schußwaffe, 2. Amtstracht, 3. röm. Kalendertag, 4. alte venezianische Münze, 6. frühere russische Volksvertretung, 7. Nebenfluß der Elbe, 9. Ostalpengebirge, 11. Gesteinsbildung der Erdkruste, 14. Baumeidechse der trop. Länder, 15. geheime Vereinigung, 16. Badeort in Italien, 18 Bezeichnung für die östl. Mittelmeerländer, 19. Gemahlin des Zeus, 20. Körperorgan

Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und drehen in angegebener Richtung. Sie bedeuten: 1. Berg in Palästina, 2. Stadt in Italien, 3. altes Längenmaß, 4. griech. Göttin, 5. Elfenkönig, 6. Weissagung, 7. Kartenspiel, 8. Schwarzwild, 9. Küstenfluß in Pommern, 10. Nebenfluß der Wolga, 11. Drama von Ibsen.



Wortpyramide



Selbstlaut, Verhältniswort, europäische Insel, Individualbenennung, Organ, Teil des Zirkus, Stadt in der Rheinprovinz, heftig auftretender Kopfschmerz, Tierschau.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6
7	8

1—2 europäische Hauptstadt in der Landessprache, 1—8 Farbe, 2—3—6 spanische Provinz, 2—4 Insektenlarven, 3—2 tibetanischer Mönch, 3—4 Verkaufsraum, 5—1—2 Wohlgeruch, 5—1—8 schweizer Wintersportplatz, 5—3 neuitalienische Stadt. 5—4 Hafenstadt am Indischen Ozean, 5—6 türkischer Titel, 6—3 Hoftracht, 7—3 Frauenname, 7—8 Wagnergestalt, 8—2—4 Luftkurort in der Schweiz

Magischer Großdiamant



1. nord. Gott, 2. Nebenfluß der Rhone, 3. Hausflur, 4. Zwiegesang, 5. Stadt in Brandenburg, 6. flüssig. Fett, 7. Gedichtart, 8. Männername, 9. Zahl, 10. Frauenname, 11. übergroßer Mensch, 12. Teil des Baumes.

Magisches Gitter

a a a a a e e e e e g g i i i i l l l l l m m m n p p p r r r r s s s s u u u u. Die Buchstaben sind so einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. griech. Sagentier, 2 Element, 3. Uhrfeder, 4. Abstammungsort der pfalz-bayer. Herrscher.

Lösungen der Rätsel aus Folge 5:

Kreuzworträtsel mit magischem Kreuz. Waagrecht: 1. Hegel, 5. Oger, 7. Hebe, 10 Terz, 11. Eder, 12. Ibna, 13. Aloe, 15. Rot, 16. Ast, 17. Ida, 20. See, 22. Sage, 24. Star, 25. Hils, 27. Moor, 28. Nola, 29. Ural, 30. Anita. Senkrecht: 1. Hera, 2 Erz, 3. Ehe, 4. Leda, 5. Otbo, 6. Gent, 8. Vela 9. Eros, 12. Irbis, 14 Elter, 18. Dahn, 19. Agio, 20. Stoa, 21. Earl, 23. Ella, 24. Sora, 26. San, 27. Mut. ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Weber, 2. der, 3. Reh. ✱ **Kryptogramm** „Die nutzloseste Kraftvergeudung ist die Rede über Dinge, welche nicht mehr geändert werden können." ✱ **Zahlenrätsel.** 1. Armatur, 2 Revolver, 3. Moerser, 4. Balliste, 5. Rapier, 6 U-Boot, 7. Saebel, 8 Torpedo. „Armbrust." ✱ **Magisches Quadrat.** 1. Palma, 2. Alois, 3. Lotos, 4. Mose, 5. Assel. ✱ **Rösselsprung.** Die Sonne wenig darnach fragt, was der Blinde von ihrem Scheine sagt. ✱ **Besuchskartenrätsel.** Ludwigshafen. ✱ **Füllrätsel** 1 Hebriden, 2. Chemnitz, 3. Scheffel, 4. Katheder, 5. Muscheln, 6. Giselher, 7. Galosche.



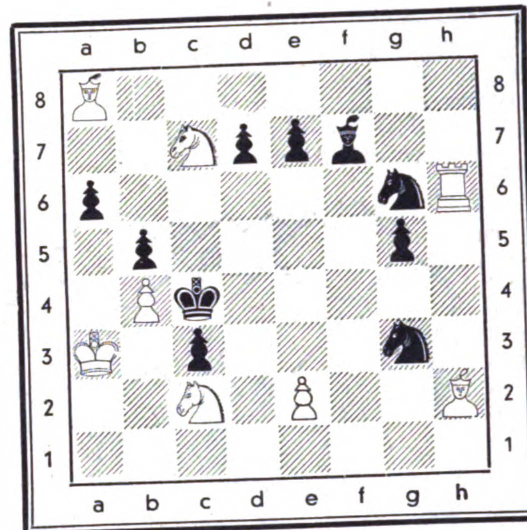
Zuschriften an Josef Benzinger München. Bayerstr 99/II.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dieter Steinhoff, Leobschütz.

Schwarz: Kc4, Lf7, Sg3, Sg6, Ba6, b5, c3, d7, e7, g5 (10).



Weiß: Ka3, Th6, La8, Lh2, Sc2, Sc7, Bb4, e2 (8).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 2.

Dreizüger von J. Hane, Kiel.

Weiß: Kh6, Da5, Sd7, Sf4, Ba3, b3, c6, d2, e5, g2 (10).

Schwarz: Kd4, Db1, La6, Sc2, Sf1, Ba7, b2, b5, f5, g4 (10).

1. Sc5!, S×d2; 2. Dc3†, K×c3; 3. Se2‡ usw.
(1. Kg5 scheitert an Ke4; 2. Dc3, Sd4!)

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; J. Herwig, Gotha; M. Templin, Friedensstadt; F. Büttner, Fürth i. B.; Ebeling, Potsdam; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; O. Behnke, Cuxhaven; Erika Schupp, Wiesbaden; F. Buschmann, Norden; E. Brand, Holthausen; H. Grünberg, Halle a. d. Saale; F. Ruckdeschel, Nürnberg; F. Schneider, Jena; K. Rohland, Halle a. d. Saale; J. Diehl, Oberschmitten; W. Ewald, Altkarbe; M. Wurz, Wien.

Einige Löserurteile: „Eine hervorragend interessante, vielseitige Aufgabe" Dr. M., B.; „Fünf selten schöne Mattbilder! Eine respektable Leistung der beiden Springer!" P. Sch., S.; „Mit verhältnismäßig geringen Mitteln ein Musterbeispiel für die Kraft und Beweglichkeit zweier in den Mittelfeldern verbundenen Springer!" J. H., G.; „Ein wunderschönes Kunstwerk. Die Hauptschönheit findet nur der Opferbereite!" M. T., F.; „Eine Glanzleistung höchster Art". E. Sch., W., usw.

Mit dem Schönheitspreis versehen!

Slawische Verteidigung im Damengambit, gespielt im Reichenberger Vorkämpferturnier 1936

Weiß: Eberl — Schwarz: Artlow

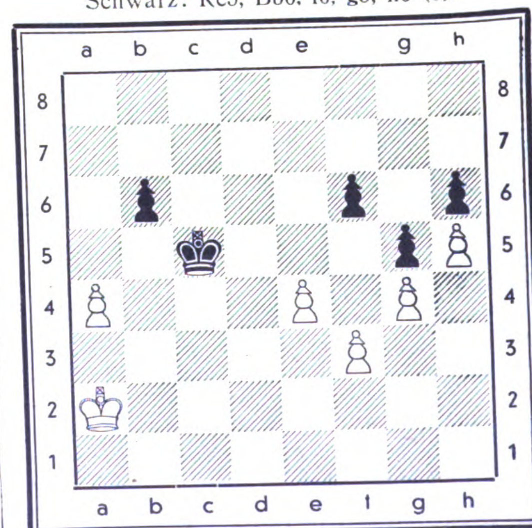
Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5	9. 0—0	Lf8—e7	17. h2—h3[6]	Th8—e8
2. Sg1—f3	Sg8—f6	10. Dd1—e2	Sf6—d7[3]	18. Tf1—d1	f7—f6?[7]
3. c2—c4	c7—c6	11. e3—e4	Sd7×e5	19. Td1×d8!	Da5×d8[8]
4. Sb1—c3	d5×c4	12. d4×e5	Lf5—g6	20. De3×a7	Dd8—d2
5. a2—a4	Lc8—f5	13. Lc1—e3	Dd8—a5	21. Ta1—d1	Dd2×b2
6. Sf3—e5	Sb8—a6[1]	14. f2—f4[4]	Le7—c5	22. Lc4×e6†	Aufg.
7. e2—e3	Sa6—b4	15. Ta1—c1!	Lc5×e3†		
8. Lf1×c4	e7—e6[2]	16. De2×e3	0—0—0[5]		

[1] Dem Stand der heutigen Theorie nach ist hier 6. . . ., Sb8—d7 üblich.
[2] Natürlich nicht 8. . . ., Sc2† wegen D×c2 nebst L×f7‡!
[3] Schwarz wollte sich das Läuferpaar erhalten, deshalb dieser sonst unverständliche Springer-Rückzug.
[4] Weiß hat nun das wesentlich bessere Spiel.
[5] Die kurze Rochade zu machen, wäre wegen der drohenden Bauernlawine g2—g4 usw. zu gefährlich
[6] Sofort 17. f4—f5 wäre stärker gewesen mit der Folge 17. . . ., e6×f5; 18. e4×f5, Lh5 und jetzt 19. h2—h3, worauf Schwarz wegen des drohenden Läuferverlustes zu f7—f6 gezwungen ist.
[7] Dieser Zug ist verfehlt und schwächt zu sehr den Punkt d6.
[8] Auf 19. . . ., K×d8 folgt 20. Dd4† nebst Td1!

Für Lernende

Endspielstudie von F. Berger

Schwarz: Kc5, Bb6, f6, g5, h6 (5).



Weiß: Ka2, Ba4, e4, f3, g4, h5 (6).
Weiß zieht und gewinnt.

Wie bringt aber Weiß sein materielles Übergewicht zur Geltung?

Lösung der nebenstehenden Endspielstudie:

Durch 1. Kb3, Kc6; 2. Kb4, Kd6; 3. Kc4, Kc6; 4. f4! (der interessante und lehrreiche Durchbruch mittels Bauernopfer!), 4. . . ., g×f4; 5. e5!, f×e5; 6. g5, e4; 7. Kd4! Der König geht in die Opposition des feindlichen Königs und zugleich in das Quadrat (einholende Reichweite) der vorstürmenden Bauern und gewinnt.

HUMOR

Ein Schotte war verunglückt und hatte das Bewußtsein verloren. Man versuchte, ihm etwas Branntwein einzuflößen, und schon nach dem ersten Tropfen kam er mit einem Ruck zu sich. „Mann!" stammelte er entrüstet und packte die Hand, die die Whiskyflasche hielt, „sind Sie wahnsinnig?! Warten Sie doch um's Himmels willen, bis ich wieder ganz bei Sinnen bin!"

*

„Was ist eigentlich Temperament?"
„Tja — das ist schwer zu erklären. Bei Frauen ist es das, was sie veranlaßt, Türen zuzuwerfen. Bei Männern nennt man es meistens Grobheit!"

*

„Warum gibt es eigentlich keine Parkplätze für Fußgänger?"
„Was willst du denn?! Wir haben doch sehr geräumige Krankenhäuser!"

*

„Ist das wahr, daß Schauspieler so ganz besonders abergläubisch sind?"
„Natürlich. Hollywooder Filmdivas glauben zum Beispiel, daß es Glück bringt, die siebte Ehefrau eines siebten Ehemannes zu werden!"

*

Ein Rennauto hatte in rasender Fahrt die Außenwand eines kleinen Bauernhauses gerammt und war mitten in der Wohnstube gelandet. „Mein Gott!" jammerte der Bauer, „wie konnte das bloß geschehen?!"
„Dumme Frage!" schnauzte der Fahrer. „Sie waren natürlich auf der falschen Straßenseite!"

*

Bettler: „Meine Dame, würden Sie einem armen Reisenden mal ein Mittagessen verehren? Denn ich habe schon über acht Tage lang keinen warmen Löffelstiel im Leibe gehabt."
Hausfrau: „Das paßt ja ausgezeichnet, kommen Sie man ruhig 'rein!"



„Himmel! Seit einer halben Stunde filmt dieser Napoleon mit — ich fürchte, da stimmt was nicht."

Bettler: „Wird mich Ihr Hund auch nicht beißen? Denn der kiekt mir nämlich so jiftig an?"
Hausfrau: „Das hätte ich zu gern mal gewußt, wir haben ihn nämlich erst ein paar Tage zur Probe!"

*

„Hier lese ich eben, daß letzte Woche ein Fünfundachtzigjähriger seinen Führerschein gemacht hat!"
„Nein, so was! Ich hätte nie gedacht, daß Fußgänger so alt werden!"

Die Lehrerin will ihren Berliner Kindern die lokalen Sprachfehler abgewöhnen und schreibt folgenden Satz an die Tafel: „Seit einem Monat war ich nicht mehr ins Kino!" — „Was muß ich tun, um das in Ordnung zu bringen, Karl?" fragt sie einen Schüler.
„Och —" meint Karl, „sa'en Se 't doch ma' Ihren Bräutijam, Frollein!"

*

Reifgerste, der Buchhalter, ist im Büro eingeschlafen und von seinem Chef dabei erwischt worden.
„Verzeihung", entschuldigt sich Reifgerste, „unser Kleines hat mich die ganze Nacht wachgehalten."
„Na schön", meint da der Chef, „bringen Sie es morgen mit ins Büro."

*

Grünhut war in München.
„Haben Sie auch die Galerien besucht?" fragt ihn Weichsemmel.
Meint Grünhut:
„Aber warum denn, unsere Tochter malt doch selbst"

*

Menschkes haben jetzt einen Hund.
„Gehorcht er denn auch?" fragt Henschke.
„Mir nicht", sagt Menschke, „aber meiner Frau!"

*

Einsam saß ein Mann in dem Lokal. Hatte seine Tasse Kaffee getrunken, sämtliche Zeitschriften und Zeitungen durchgelesen und blickte nun gelangweilt vor sich hin.
Nach drei Stunden erlaubte sich der Kellner eine bescheidene Anfrage: „Wünschen der Herr noch etwas?"
„Ja", nickte der Einsame, „Musik!"

*

„Papa, schenk mir 'n Sechser!"
„Aber Fritz, du wirst doch nun langsam zu alt, um deinen Vater um Sechser anzubetteln."
„Na, schön, dann gib mir 'ne Mark."



Sie: „So . . . einen Lügner habe ich auch noch geheiratet! Gestern abend hast du gesagt, du warst bei Meier, und jetzt sagst du, du warst bei Podziwizky!"
Er: „War ich auch, bloß gestern abend konnte ich den Namen nicht aussprechen!"

Humor der anderen

Sie (zu ihrem Manne): „Ich bin von meinem Klub aufgefordert worden, in einer Revue mitzuwirken. Was wird man wohl sagen, wenn ich im Badetrikot erscheine?"
Er (trocken): „Wahrscheinlich, daß ich dich deines Geldes wegen geheiratet habe." Argonaut.

*

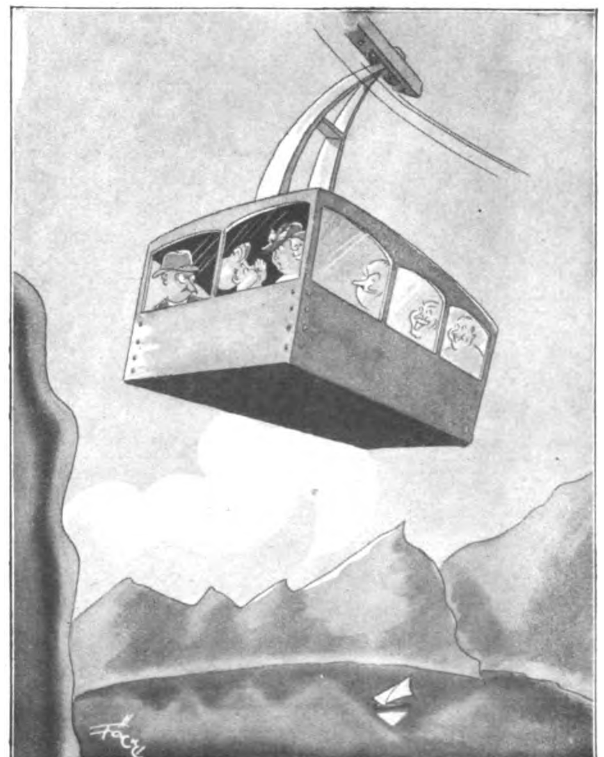
Schwiegermutter (die ihre Stimme im Phonographen verewigt hat): „So, Kinder, nun könnt ihr meine Stimme auch nach meinem Tode noch hören."
Schwiegersohn: „Darauf freue ich mich jetzt schon." Gil Blas.

*

Chef: „Schon wieder Urlaub?! Nun bin ich aber wirklich neugierig, was Sie diesmal für einen Grund haben, nachdem Sie viermal in einem Jahr zum Begräbnis Ihres Großvaters gefahren sind."
„Die Großmutter heiratet wieder."
Ideas.

*

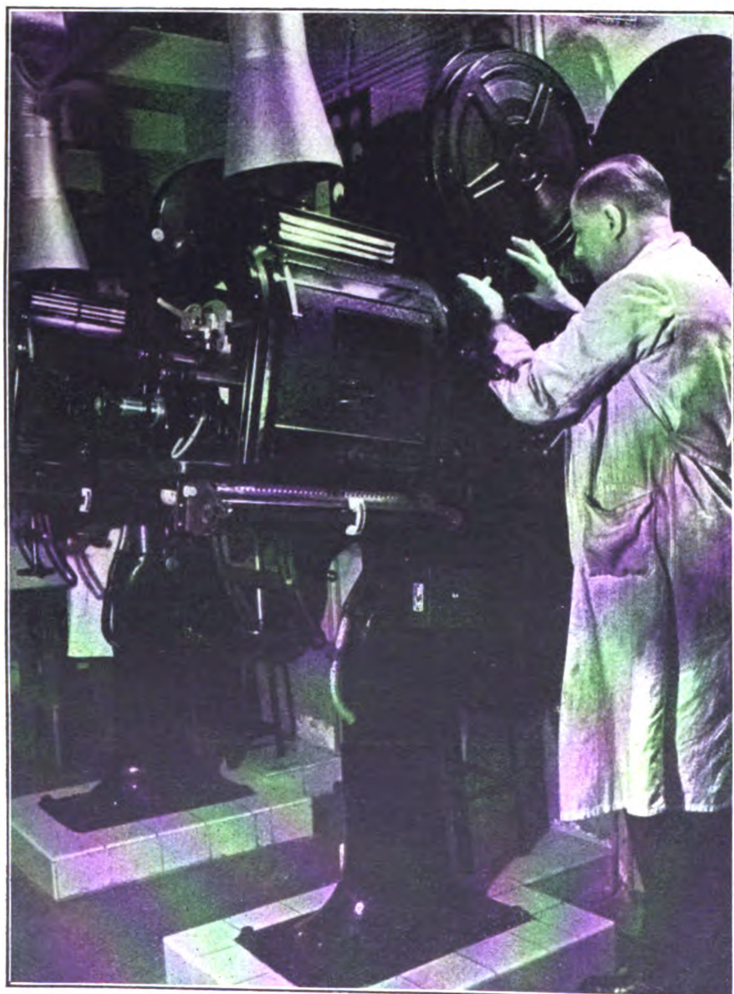
Zwei Journalisten begegnen sich.
„Ich habe übrigens neulich etwas wirklich Gutes in Ihrer Zeitung gefunden."
„So! Und was?"
„Ein Kilo Roastbeaf." Pulgarcito.



„Aber, Liebling, hättest du nicht unten daran denken können!?"

Künstlicher Schneesturm.
Soldaten mit Gasmasken bei Bedienung eines neuartigen Minenwerfers an der Front vor Madrid? Nein! — Direktor Ray Enright dreht eine Sturmszene für den amerikanischen Film „Slim".

EIN BLICK HINTER DIE BILDFENSTER EINES





Jedes große Lichtspieltheater verfügt über zwei Vorführapparate, die abwechselnd je 20 Minuten zur Vorführung dienen. Da ein Film gewöhnlich $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Stunden läuft und ununterbrochen vorgeführt werden muß, sind diese zwei Apparate (mit Trommeln) nötig, die man am besten mit zwei automatisch sich ab- und wieder aufrollenden Farbbandspulen einer Schreibmaschine vergleichen kann. Bild links zeigt den Vorführmeister, wie er im Begriff ist, eine Filmtrommel einzulegen, die in derselben Sekunde anlaufen wird, in welcher der im Hintergrund sichtbare zweite Apparat seinen Bildinhalt auf die Leinwand geworfen hat. Im rechten Bild sehen wir, wie der Film in der Trommel liegt. Die Rohre im Hintergrund sind Bestandteile einer Absaugvorrichtung für die Gase, die sich im Lichtkasten während der Vorführung entwickeln.



Das alte und das neue Italien begegnen sich

Wie im nationalsozialistischen Deutschland, so findet auch im faschistischen Italien die Klarheit des Gedankens und die Stärke des Willens Ausdruck in den Bauten. Dieses Bild veranschaulicht eine Straße im alten, ehrwürdigen Bologna, in der sich als Übergangserscheinung die neuen und die alten Häuserfronten in einer architektonischen Ungleichheit gegenüberstehen, wie sie schroffer nicht dargestellt werden kann.

Aufnahmen. Weltbild 1. Bayer Bildbericht-Fischer 3. Dr Jlse Mahl 1. Mantler 1. Priv.-Aufnahme 1.

Der „JB." brachte in seiner Folge 49/1936 einen Bildbericht:

„Frauen, die keine Konkurrentinnen haben"

In Folge 2 vom 14. Januar 1937 konnten wir eine Ergänzung bringen und dazu schreiben: „Wir freuen uns, außerdem einige ebenso tüchtige Frauen vorstellen zu können, deren Bilder uns dankenswerterweise aus dem Leserkreise zugegangen sind." Heute sind wir in der Lage, die Reihe der „Frauen ohne Konkurrenz" um zwei weitere Bilder fortzusetzen



Frau Ilse Esser

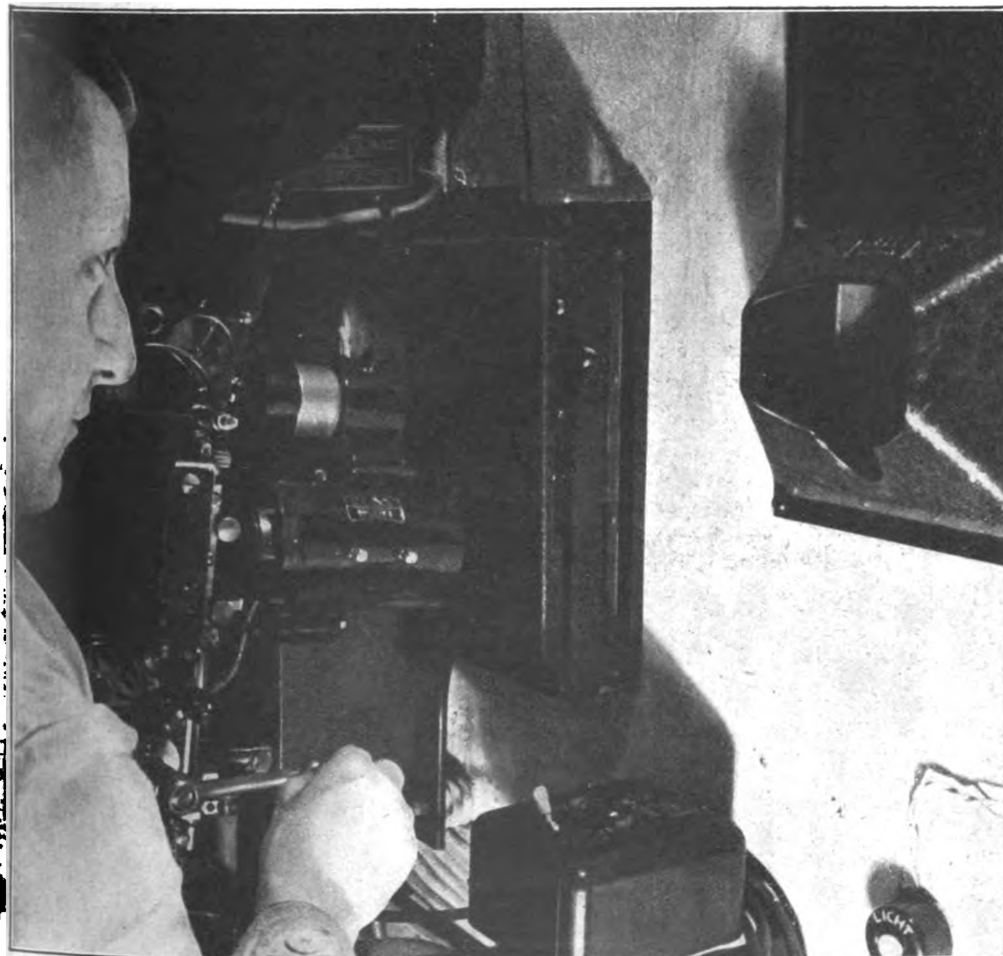
ist in die Geheimnisse des Äthers eingedrungen und hat als Kurzwellenamateurin die notwendigen Prüfungen abgelegt. Sie hat die vorgeschriebene „D"-Prüfung in Köln bestanden. Frau Ilse ist nun soweit, sich im Äther an der Kurzwellenfunkerei der ganzen Erde zu beteiligen. Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Gatte der jung verheirateten Frau Ilse auch „vom Bau" und als Kurzwellenreferent in Köln tätig ist.



Frau Dr Edith Ebers

ist Eiszeitgeologin Während der Bauarbeiten an der Deutschen Alpenstraße bei Inzell hat Frau Dr. Ebers den inzwischen freigelegten eiszeitlichen Gletschergarten entdeckt. Daraufhin wurde sie vom Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen beauftragt, den Naturschutz beim Bau weiterer Strecken dieser Straße zu überwachen, damit das naturgegebene Landschaftsbild gewahrt bleibt.

GROSSEN FILMTHEATERS



Mit gespannter Aufmerksamkeit schaut der Vorführmeister durch das rechts im Bilde sichtbare Blickfenster auf die Leinwand. Eine Sekunde vor Ablauf der jeweils gerade rollenden Trommel sieht er an einer Stelle der Leinwand ein huschartig auftauchendes Zeichen, das dem Zuschauer unsichtbar bleibt; im gleichen Augenblick schaltet er den Apparat zu dem „Zwillingsbruder" durch, der die Tätigkeit aufnimmt, ohne daß die geringste Stockung eintritt.

Eine Löwenfarm vermietet Löwen

In El Monte in Kalifornien, nicht weit von Hollywood entfernt, befindet sich Gays berühmte Löwenfarm. Hier werden Löwen gezüchtet, die der Besitzer nach Bedarf an Filmgesellschaften von Hollywood verleiht oder an Zirkusse und Tiergärten verkauft. Mehr als 200 Löwen werden von Gay und seinen tierkundigen Angestellten betreut und abgerichtet. Die auch dem europäischen Publikum bekannten amerikanischen Filmlöwen stammen größtenteils aus dieser Farm.



Mister Gay, der Inhaber der Löwenfarm, in seinem mit Trophäen gefüllten Zimmer.

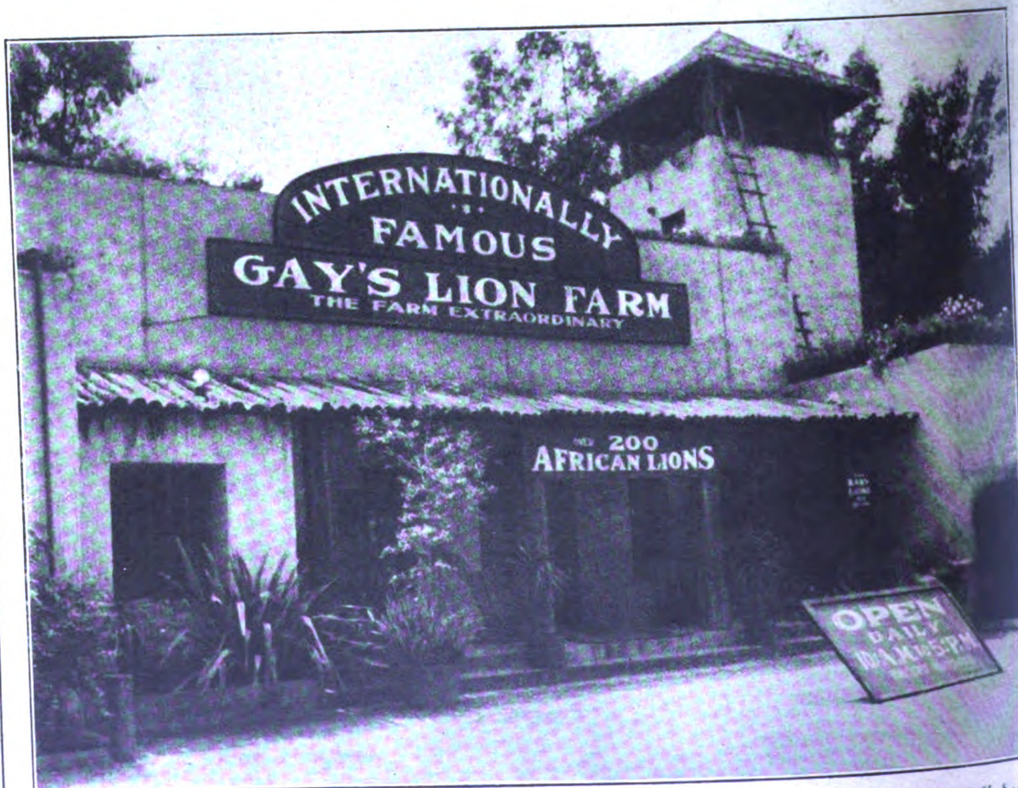
Sämtliche Aufnahmen: Associated Press.



Löwenbändiger Gay beim täglichen Unterricht. Meist in der Gefangenschaft geboren, sind diese Löwen nicht so gefährlich, als daß sich ein einzelner Mann nicht unter sie wagen könnte.



Links: Mit philosophischem Gleichmut lassen die Löwen die täglichen Unterrichtsstunden und Besichtigungen über sich ergehen.



Gays Löwenfarm bietet mit ihrer Löwenkinderstube besonders für die Jugend von Hollywood ein beliebtes Ausflugsziel.

Corridinha – der Nationaltanz Portugals

Eine Tanzvorführung in Lissabon



Der portugiesische Tänzer Francesco und seine deutsche Partnerin Ruth Walden führen den portugiesischen Nationaltanz Corridinha vor

Dieser Tanz ist genau so temperamentvoll wie der Rumba, aber seine Bewegungen sind mehr ausgeglichen. Francesco und seine Partnerin beabsichtigen, den Corridinha durch eine Gastspielreise als den neuesten Tanz in allen Ländern bekanntzumachen.

Das Tänzerpaar im portugiesischen Nationalkostüm

Die schmucke Tracht verleiht der Anmut der Bewegungen einen erhöhten Reiz.



Links: Francesco und Ruth Walden zeigten den Corridinha bei einer Operettenaufführung in Lissabon.

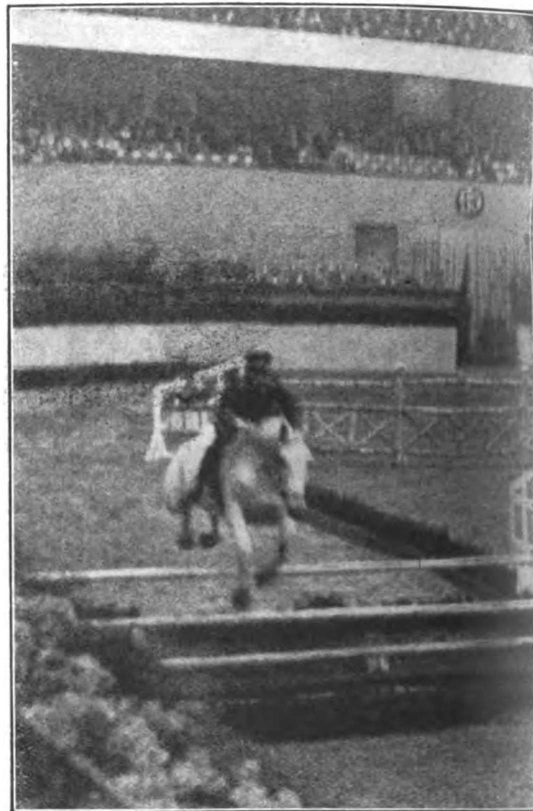
Aufnahmen: Associated Press.

Grüne Woche



Militärschmiede auf der „Grünen Woche"

V. l. n. r.: Reichsführer SS. Himmler, Reichsjägermeister Generaloberst Göring, Reichsbauernführer Darré und der Chef der Kanzlei des Führers, Reichsleiter Bouhler, beobachten einen Militärhufschmied bei seiner Tätigkeit.



Rechts: Deutschland siegt im Berliner Internationalen Reit- und Fahrturnier unter den Augen des Führers vor Frankreich, Ungarn und Holland.



Die Eisenbahner danken dem Führer

Die Deutsche Reichsbahn ist aus den Fesseln internationaler Verträge gelöst und wieder zurückgeführt unter die Hoheit des Reiches. Im Namen der 670000 Eisenbahner des ganzen Reiches brachten 20000 Eisenbahner Berlins dem Führer eine gewaltige Huldigung dar.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 1. Presse-Bild-Zentrale 1. Weltbild 1

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 1352 Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingesandt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 7 / DONNERSTAG 18. FEBRUAR 1937

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G. M. B. H. MÜNCHEN 2 NO

Der Führer und sein Reichsschatzmeister.

An einem Fenster im Arbeitszimmer des Reichsschatzmeisters Schwarz nach der Übergabe des neuen Verwaltungsgebäudes der Partei durch den Führer.

Aufnahme für den „J. B.“: Heinrich Hoffmann.

Der Führer mit dem Reichsschatzmeister in dessen neuem Arbeitszimmer.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Reichsschatzmeister SCHWARZ wird durch ADOLF HITLER in sein neues Amtsgebäude in München eingeführt

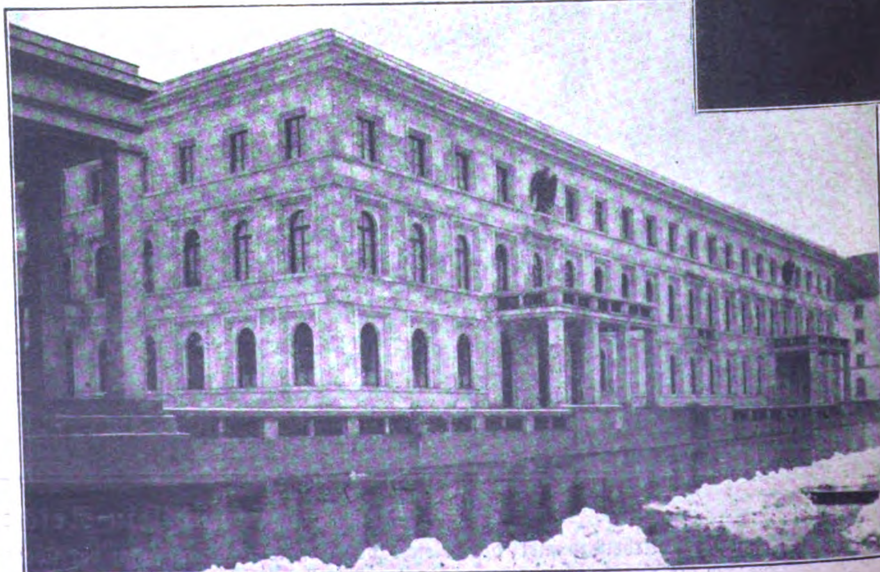


Adolf Hitler begrüßt den Reichsschatzmeister.



Links: Im Treppenhause des Verwaltungsgebäudes.
Von rechts nach links: Der Führer, Reichsschatzmeister Schwarz, Frau Troost, Reichsleiter Bormann, Amtsleiter Dr. Ruoff, der Adjutant des Reichsschatzmeisters.

Rechts: Der Führer und der Reichsschatzmeister im Gespräch.



Links: Das Verwa[ltungsgebäu]de der NSDA[P] am Königs[platz] in [der] Hauptstadt [der] Bewegung

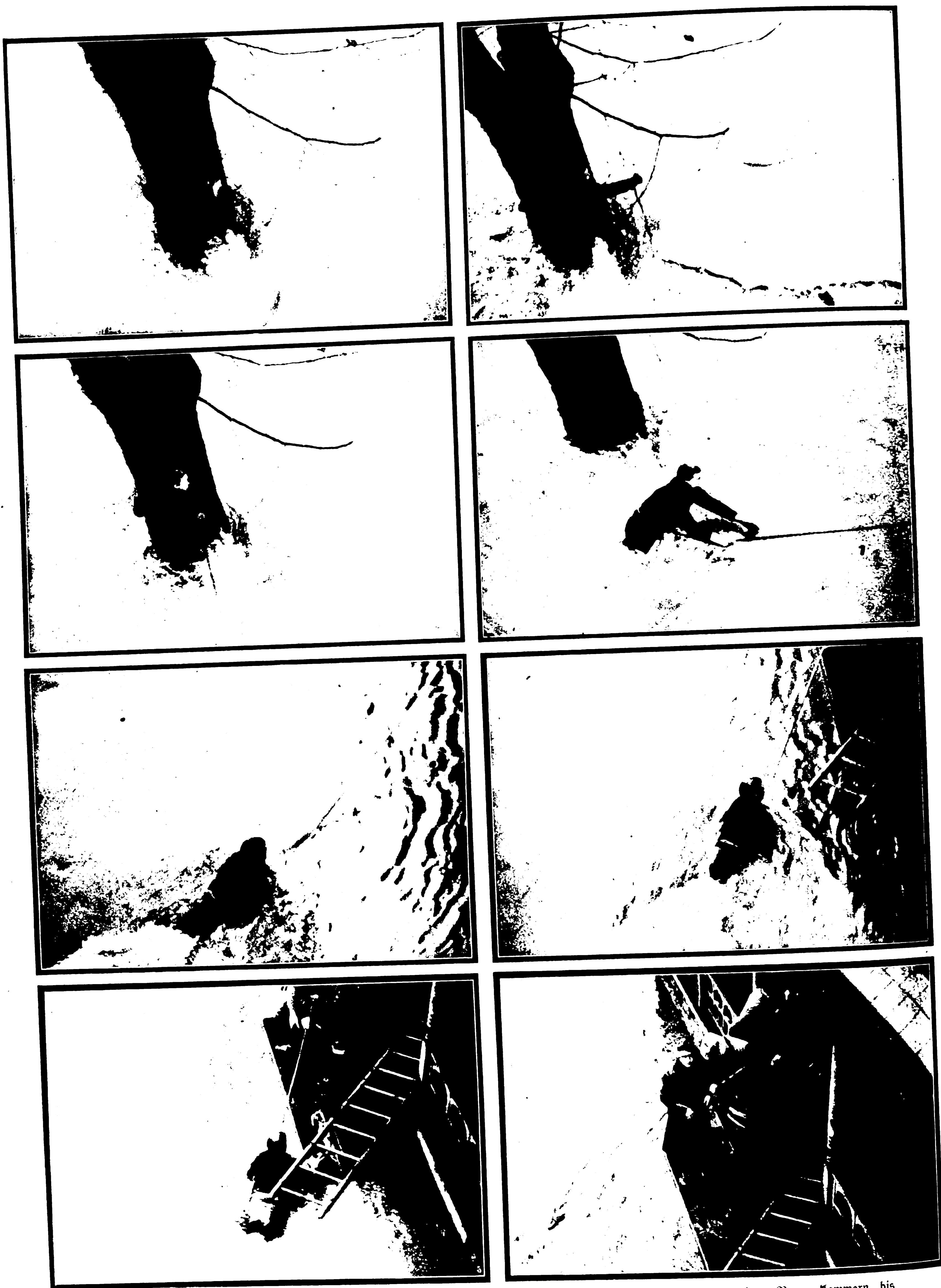
Hier hat der reißende Mississippi in der Nähe der Stadt Memphis eine Straße überspült; die in aller Eile aufgeworfenen Sandsäcke haben nicht viel genützt.

Unglücksstätten in USA.



Rechts: Bedauernswerte Opfer der Hochwasserkatastrophe in einem Notlager der Stadt Memphis.

Aufnahmen Weltbild



Ein vom Hochwasser des Ohio überraschter Mann konnte sich unter größter Willensanstrengung so lange an einen Baum klammern, bis ihm die Feuerwehr von Portsmouth ein Seil zuwarf, das er sich um die Hüften band, um dann langsam auf das Trockene gezogen zu werden.

Aufnahmen: Presse-Photo.

AUGENBLICKSAUFNAHMEN VON DER ERRETTUNG AUS HÖCHSTER LEBENSGEFAHR IM STROMWASSER DES OHIO

MIT PANZERFUNKERN AUF JAGD!



Aus dem Wörterbuch des Meldefahrers ist das Wort „Geländeschwierigkeiten" gestrichen. Kraftrad sowohl als auch Kraftwagen nehmen mit Schneid und Geschicklichkeit jeden noch so gefährlichen Hang

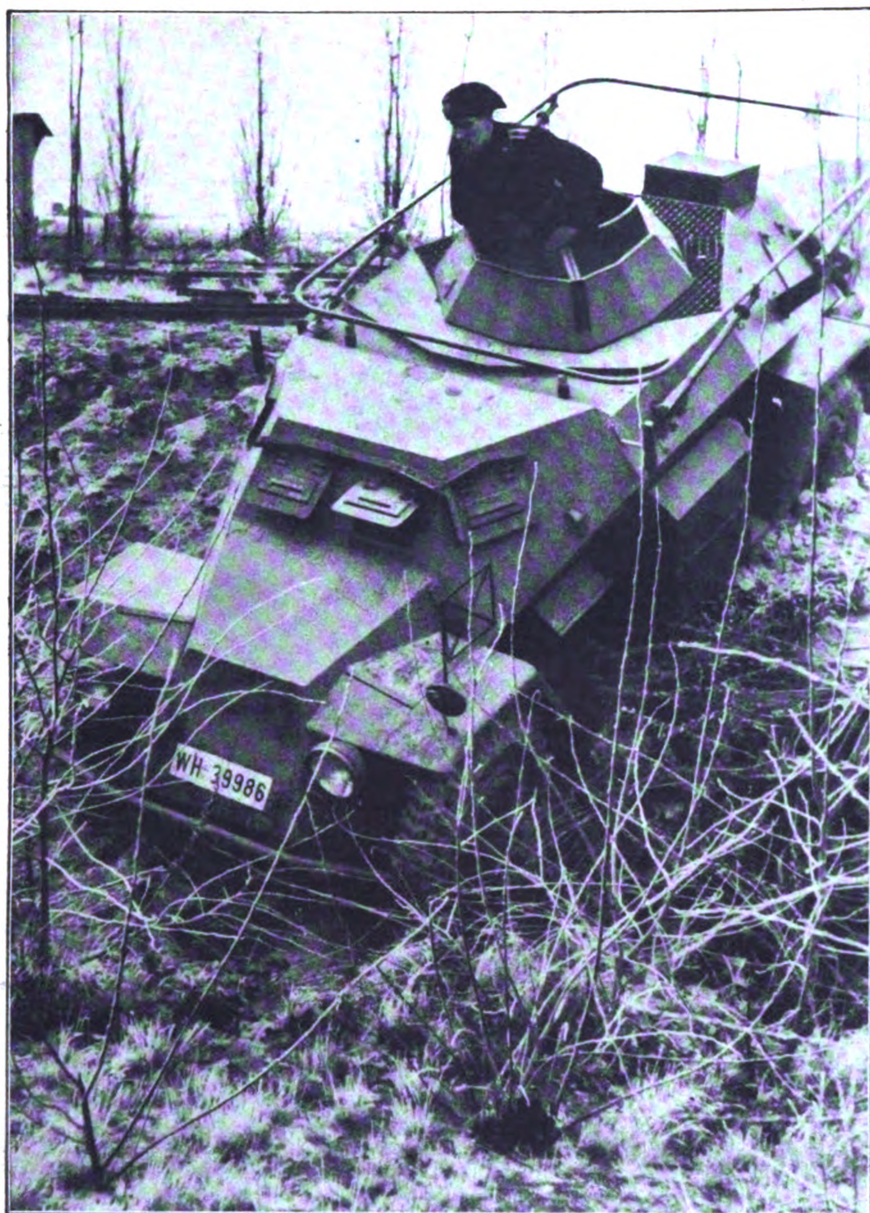
Hinein ins Gelände! Je gründlicher die Ausbildung der Kraftfahrer, desto tiefer kann der Sand, desto steiler können die Hänge, desto abwechselungsreicher die Querfeldeinfahrten sein. Geländefahren stellt die härtesten Anforderungen an Mann und Fahrzeug, weil Sandstrecken bezwungen, Steilhänge genommen und Wasserhindernisse überwunden werden müssen. Diese „kriegsmäßigen Einlagen" lassen den hohen Grad der Ausbildung erkennen. Auf den Befehl „Feld frei!" suchen die Fahrzeuge den Weg durchs Gelände. Wo die Hindernisse stärker sind als die PS, muß das kameradschaftliche „Hau — ruck" der Mannschaft nachhelfen. „Kriegsmäßig fahren" heißt aber nicht: „Nun los, was das Zeug hält!" Eingebeulte Kotflügel usw. bringen Strafpunkte, die kein Zeitvorsprung wieder gutmachen kann Grobe Verstöße gegen die Fahrdisziplin führen zum Ausschluß der Mannschaft



In schneller Fahrt übernimmt der Kraftradfahrer auf der Landstraße vom Panzerspähwagen eine Meldung, um sie weiterzuleiten.



Rechts: Auch der feine Heide- und Dünensand hat seinen Schrecken für den Panzerwagen verloren. Die wuchtigen Geländeprofilräder kennen das gefürchtete „Mahlen" nicht.





Links: Bleibt der Panzer stecken? Nein, das Vierganggetriebe reißt den Stahlkoloß mit Zyklopenkraft aus dem Sand heraus.

Mit der Gewandtheit eines Akrobaten springt der Panzerfunker aus dem Spähwagen, in der Rechten die Meldung.

Hochauf braust das Wasser der Furt. Hinter der wuchtigen Wasserfontäne verbirgt sich der Panzerspähwagen, **unaufhaltsam weiterrollend. Auch diese neu geschmiedete Waffe der deutschen Wehrmacht kennt kein Hindernis.**

Sämtliche Aufnahmen: Mauritius.



HELDENGEDENKEN

Wenn wir nur Dämme halten für den Strom,
der in uns wächst und uns zum Meere treibt,
wenn wir nur Glocken sind in einem Dom
und von der Fahne künden, die uns bleibt.

Wenn wir nur Träger sind der großen Zeit,
und unser Reich ist Erde, Glaube, Blut,
wir sind zum Sterben allemal bereit,
wir hatten doch zum Leben so viel Mut.

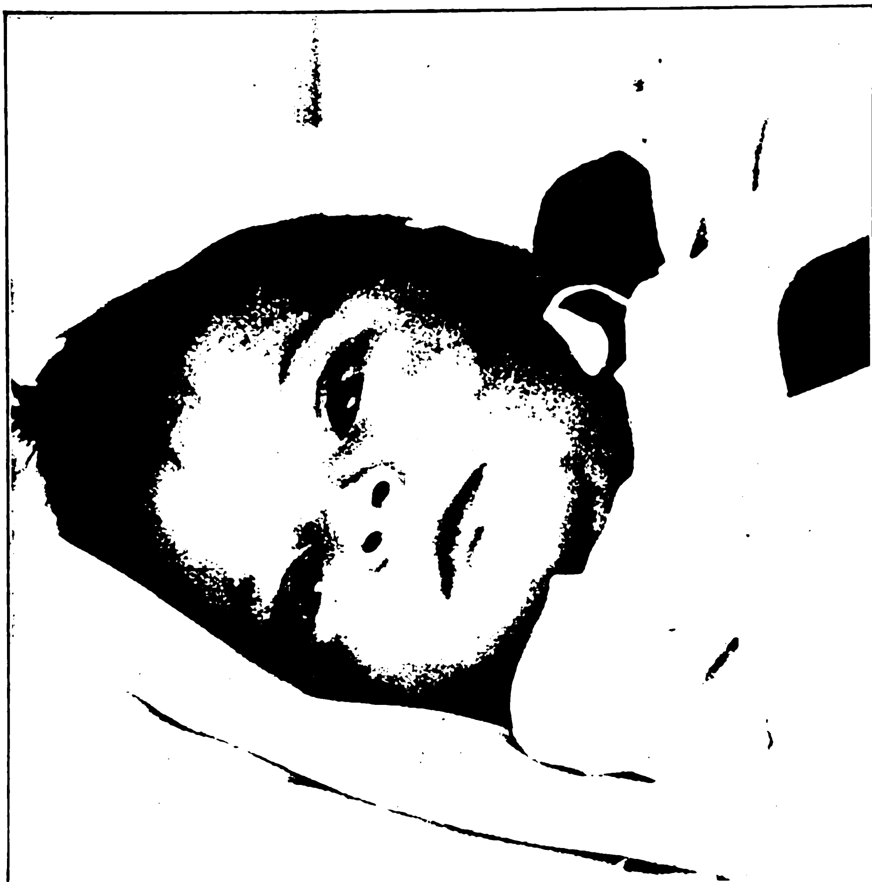
Wenn wir nur Kämpfer bleiben, frei und stark,
wir bleiben Brüder über alle Not.
Deutschland heißt: Siegen wie bei Langemarck,
Deutschland heißt: Sehnsucht, Acker, Wein und Brot.

Herbert Böhme

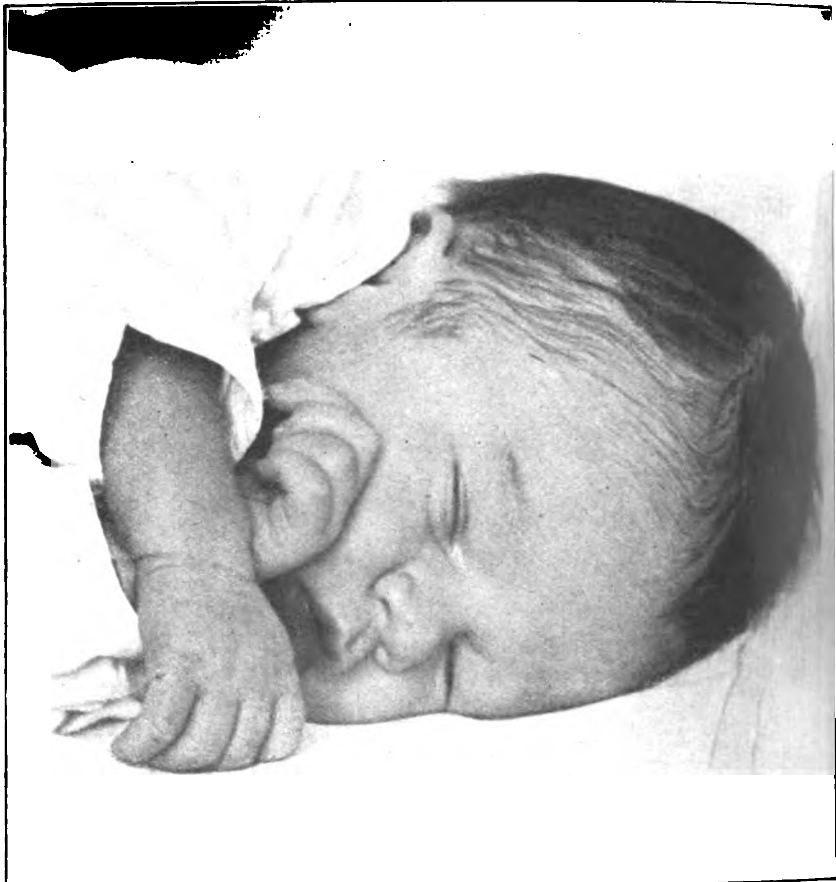
Die Aufnahme oben zeigt den ruhenden Helden im Münchener Kriegerdenkmal
Phot. H. F. Engel.

Charakter schon in der

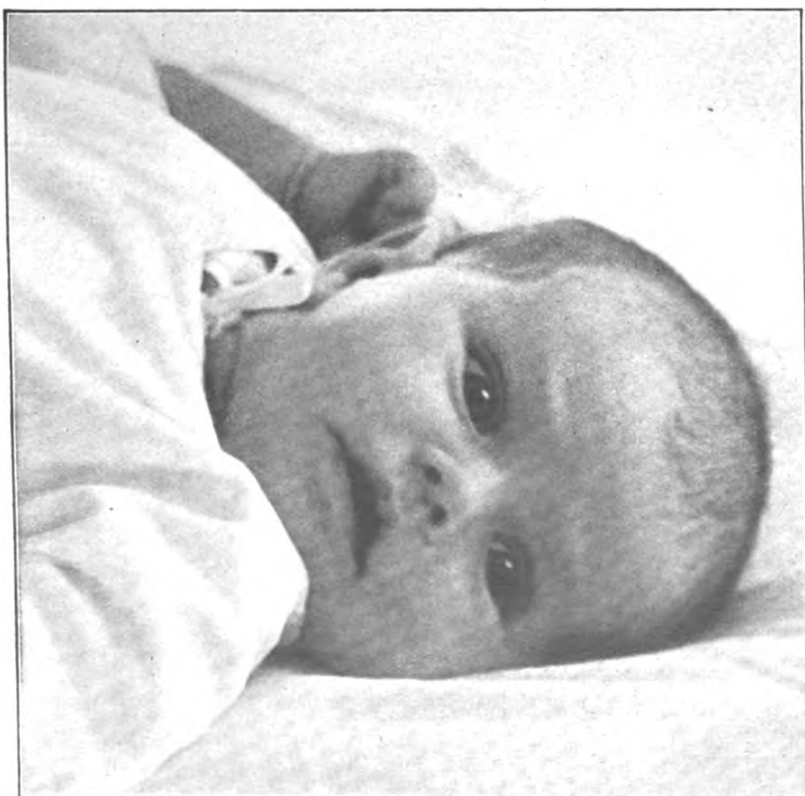
Studie aus einem Heim für junge



Gelassene Neugierde:
Bitte sehr, was wünschen Sie denn? Knipsen Sie nur ruhig, ich halt' schon still!



Brummiges Phlegma:
So, wenn ihr auf mein Schreien nicht hören wollt, dann kuschele ich mich ganz einfach wieder in die Kissen zurück, ätsch!



Angespanntes Interesse:
Nanu, gibt's denn so was auch; ihr habt aber jeden Tag neue Sachen, und das soll man sich nun so schnell einprägen!



Zufriedenheit, aber auch Energie:
Stört mich jetzt nur nicht mit eurer Milchflasche, ich habe über allerhand Wichtiges nachzudenken!

Windel

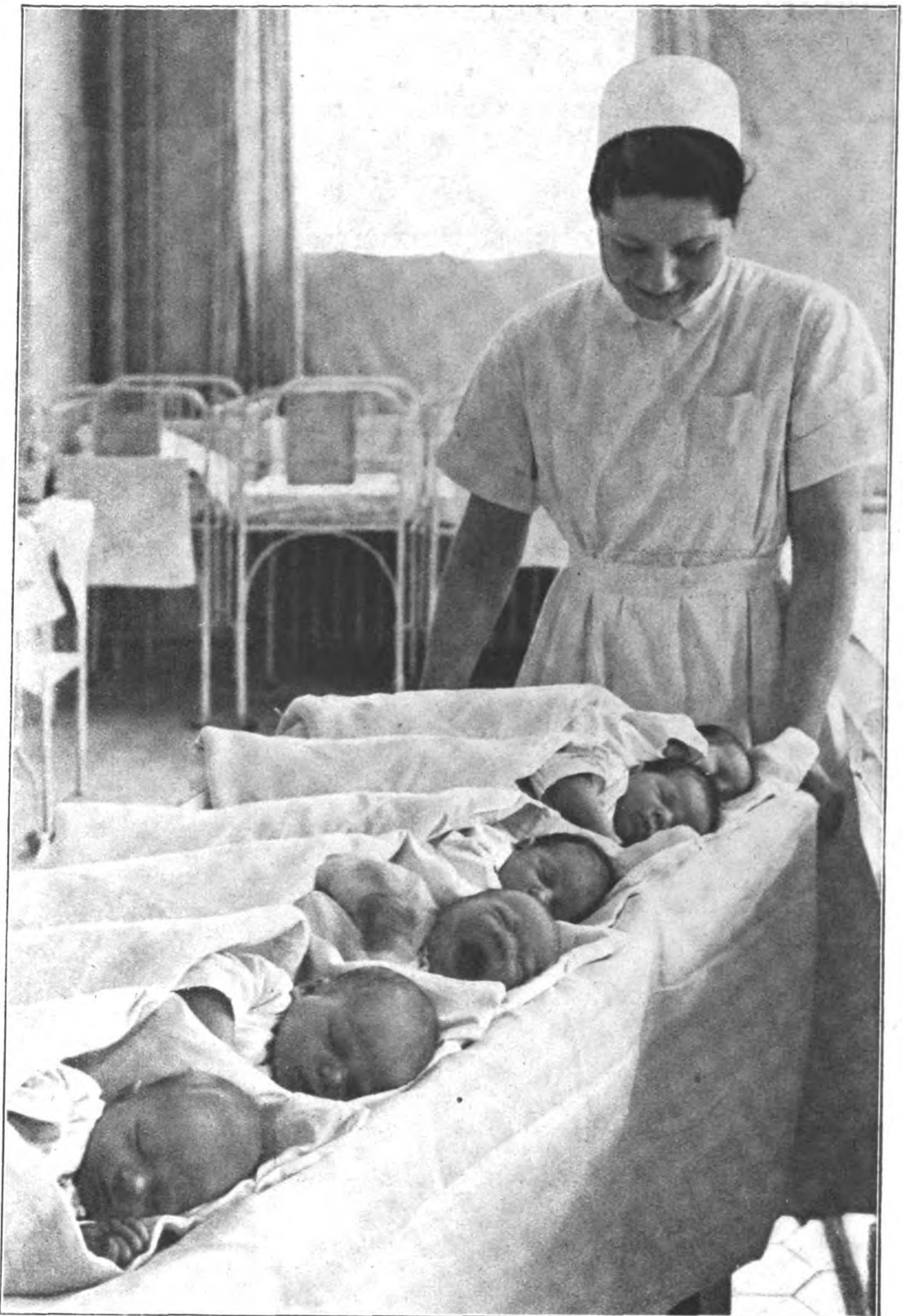
Mütter

Mutterstolz und eine besonders zarte Liebe leuchten aus den Augen der Wöchnerin, wenn sie sich über das kleine, in allem noch so krause Geschöpfchen beugt, dem sie das Leben geschenkt hat. Sie wird es künftig umsorgen und behüten, wird die ersten Trippelschrittchen lenken, sich über die ersten Vokallaute freuen, die das herzige Mäulchen, unterstützt von unmißverständlichen Blicken, hinausstößt. So ist es nur allzusehr verständlich, daß die Mutter versuchen wird, in dem kleinen Gesichtchen zu lesen, was die gütige Allmutter Natur ihrem Kindchen an vielleicht schon erkennbaren Anlagen mitgegeben hat.

Es ist eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube der Erkenntnis, in den winzig kleinen Gesichtchen der Neugeborenen zu lesen. Eine unübersehbare Vergangenheit hat Anlagen aller Art in das Neugeborene hineingelegt und alle Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten für seine Zukunft sind heute noch unergründlich. Gewiß, die Züge des Neugeborenen ändern sich fast von Tag zu Tag, aber für das liebevolle Auge der Mutter, die ihr Kind so ganz anders sieht als andere Menschen, ist schon vom ersten Tage an irgend etwas in dem Gesichtchen eingeschrieben, was ihr Kind begleiten wird durch das ganze Leben.

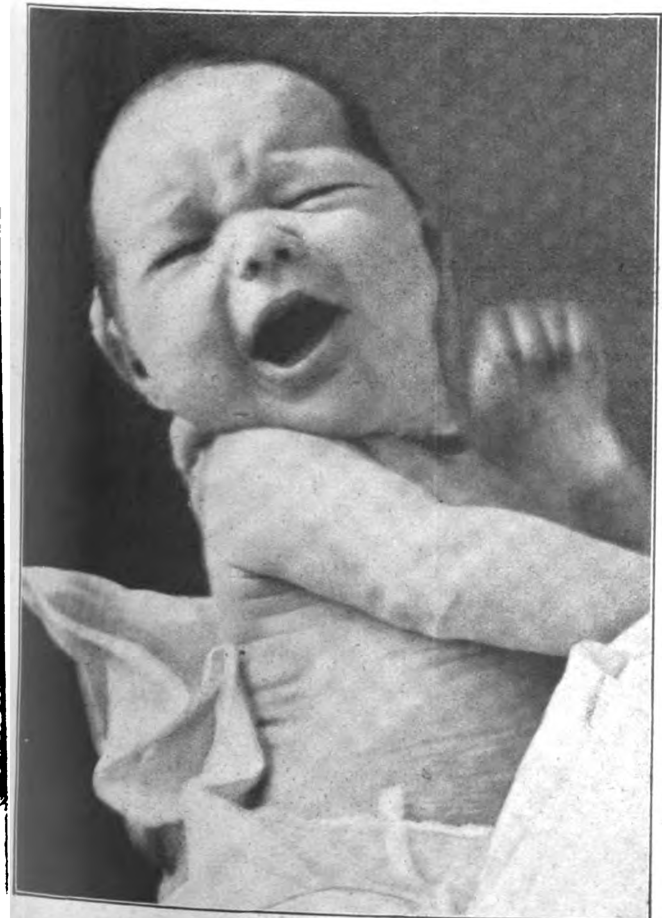
Fröhlichkeit.

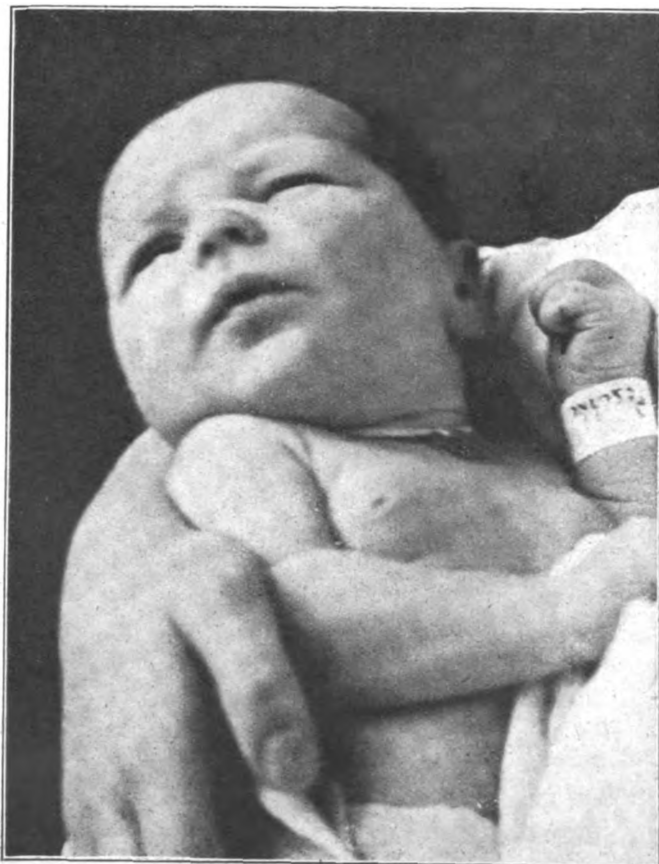
Na, was gibt es denn jetzt schon wieder?



Oben: Hier ruhen die herzigen Päckchen, liebevoll behütet und betreut. Nr. 3 (von links) kann die mächtigen Eindrücke noch nicht so ohne weiteres mit hinübernehmen in das Träumland und trainiert deshalb mit dem Schreihälschen ein wenig für die Lunge.

Aufnahmen: Weltbild 8.



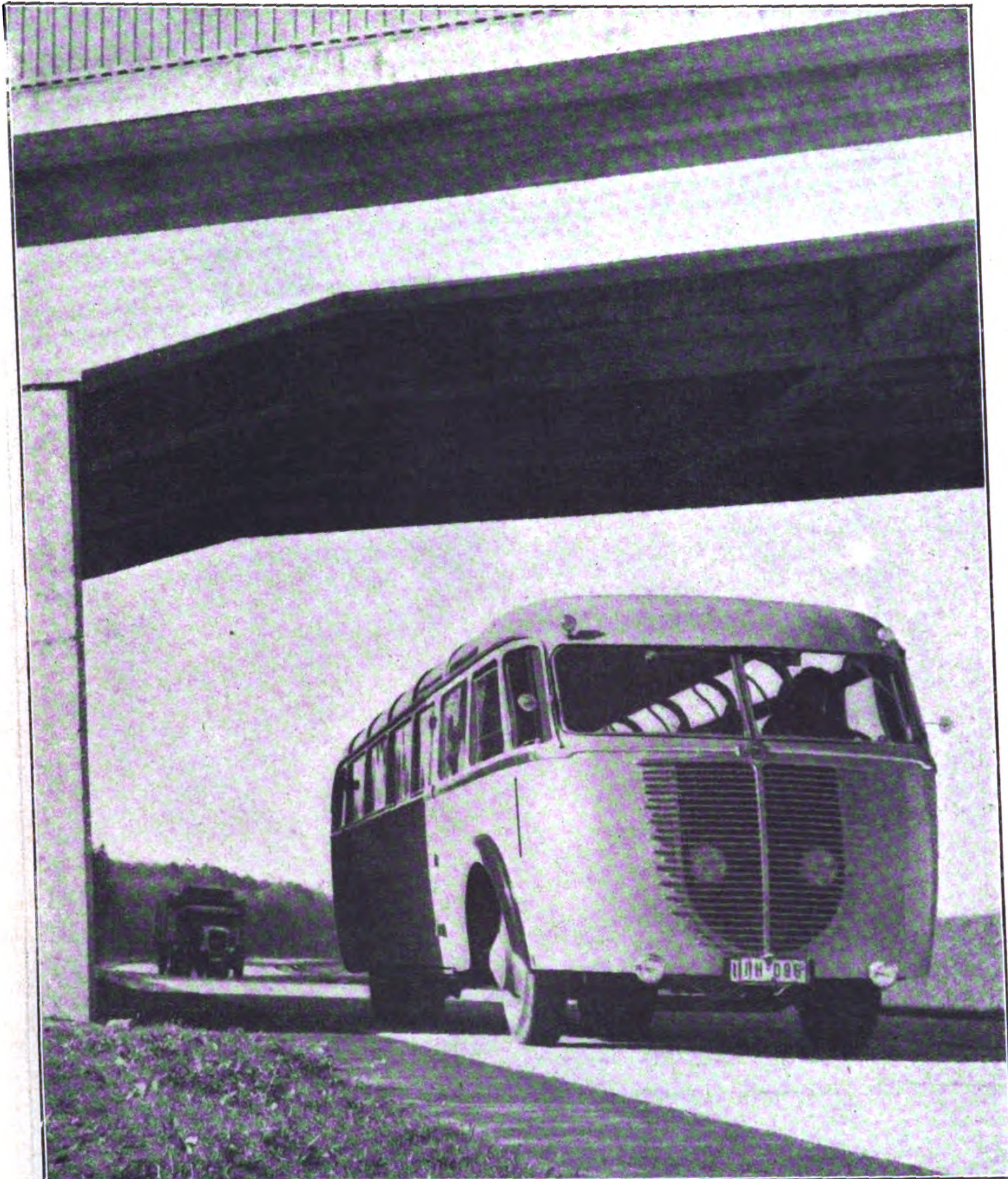


Zorn und Ablehnung:

„Das lasse ich mir einfach nicht gefallen“, denkt das Kerlchen ganz links und gibt seinem Unmut vernehmbaren Ausdruck; sein rechter Wickelbruder ist nicht ganz so ungnädig, ballt aber doch die kleine Linke, weil irgend etwas seinen Empfindungskreis stört.

Zur Internationalen Automobil- und Motorrad-Ausstellung Berlin:

Motortechnik auf neuen Wegen



Die neue Form.

Raumausnützung und Reichsautobahn führten zur neuen Zweckform des Büssing-NAG. „Trambus". Der Motor ist im Karosseriekörper verschwunden; die windschlüpfige Form gibt auf der Autobahn erhöhte Schnelligkeit und Wirtschaftlichkeit.

4 Aufnahmen: Bild-Archiv O. Weller.



Der „Kleine Witz".

Beim neuen BMW. ist die Einfüllöffnung für den Kraftstofftank im Heck mit einem Sicherheitsschloß für das Reserverad vereinigt.



Der Reisewagen.

Bei diesem Mercedes-Benz, Typ 230, kann durch Umklappen der Vordersitz-Rücklehne eine recht bequeme Liegestatt geschaffen werden — falls die Rücksitze nicht zufällig besetzt sind . . .



Das sparsamste und billigste Motorfahrzeug

HJ. auf großer Fahrt mit Sachs-Motoren — erstaunlich, was diese kleinsten und sparsamsten aller Motorfahrzeuge leisten!



Bergkirchlein in den Dolomiten
Aufnahme. K Lidl

Als nächsten Roman bringt der „Jllustrierte Beobachter"

„LEUCHTENDES LAND"

VON LUIS TRENKER

Der große Filmschauspieler und Filmschöpfer zeigt uns in diesem seinem neuen Roman das abenteuerliche Schicksal eines Tiroler Bergbauernsohnes, den die Enge seiner Heimat und das ungestüme Blut des tatenfrohen und arbeitshungrigen jungen Menschen hinaus in die Ferne treibt und der nach vielen aufregenden Erlebnissen im Deutsch-Ostafrika der Vorkriegszeit endlich ein neues Zuhause findet, bis der furchtbare Krieg hereinbricht und ihn mitten aus seinem rastlosen Schaffen herausreißt. Er vertauscht Pflug und Spaten mit Knarre und Seitengewehr und tritt in die Reihen der tapferen Verteidiger dieser schönen und fruchtbaren deutschen Kolonie. Ein Film, wie keiner gewaltiger sein kann und spannender, rollt vor unseren Augen ab. Niemand möge darum die Lektüre dieses so ungemein packenden Romans sich entgehen lassen, mit dessen Abdruck der „Jllustrierte Beobachter" in Folge 8 beginnt.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

(9. Fortsetzung und Schluß.)

Warum haben Sie es eigentlich so eilig, über die Grenze zu kommen?" fragte er. Dann winkte er einem Kameraden in der Uniform eines Grenzbeamten, der eben mit einem Chauffeur von draußen kam. „Diesmal haben wir den rechten Vogel. Herr Graßl, ist das die Dame, die Sie aus München nach Gmund gebracht haben?" fragte er den Chauffeur.

Herr Graßl, Inhaber einer Tankstelle und Autovermietung, trug einen Sportanzug. Er war klein und mager. Sein borstiger Schnurrbart sträubte sich

„Erst nach Gmund, und dann nach Holzkirchen und dann nach Rottach und um den Tegernsee herum und zuletzt über Tölz und Walchensee nach Mittenwald. Aber bezahlt hat s' Was wahr ist, muß wahr bleiben."

Der Mann in Uniform näherte sich.

„Grenzpolizei", sagte er. „Ich bitte um den Paß."

„Ich bin Ausländerin", versetzte die Dame hochmütig. „Ich unterstehe nicht Ihren Gesetzen Ich werde mich beschweren."

„Auch Ausländer", erklärte der Grenzbeamte sachlich, „müssen sich beim Grenzübergang ausweisen. Das ist überall so auf der ganzen Welt."

„Und wenn ich mich weigere?" fragte sie böse.

Der Beamte, bereits in alles eingeweiht, dachte an seine Dienstvorschrift und blieb kühl.

„In diesem Fall", erklärte er, „wollen Sie uns vielleicht sagen, was Sie dem Frl. von Hagedorn in den Tee getan haben! Und wir müssen es sehr genau und sehr rasch wissen, denn das Fräulein schwebt in Lebensgefahr."

Die Dame tat, als sei sie vom Himmel gefallen.

„Wovon sprechen Sie eigentlich? Ich verstehe kein Wort."

Der Motorradfahrer, hochrot im Gesicht, konnte sich kaum länger beherrschen.

„Lippl", fragte er, „hast du die Flasche gefunden?"

Der Beamte nickte, öffnete die Hand und ließ eine kleine Kristallflasche mit Silberverschluß sehen.

„Diese Flasche", sagte er scharf betonend zu der Dame, „haben Sie versucht, zu beseitigen, ehe Sie hier den Bahnhof betreten haben Sie ist fast leer. Was hat diese Flasche enthalten?"

Die Dame wurde zum erstenmal unsicher

„Ich weiß nichts davon", erklärte sie „Diese Flasche gehört nicht mir."

„Vielleicht einem gewissen Señor Ortega?" fragte der Beamte versuchend.

Sie verstummte, um sich zu besinnen. Die drei auf sie gerichteten Augenpaare, die sie sorgfältig prüfte, blieben hart auf sie gerichtet. Keine Aussicht sie weich zu machen.

„Ich glaube", sagte sie, „ich habe das Spiel verloren. Was wollen Sie mit mir anfangen?"

„Sie werden auf schnellstem Wege nach München gebracht werden", erklärte der Beamte. „Geben Sie mir jetzt Ihren Paß."

Der Schalterbeamte hatte die ganze Zeit zugeschaut. Er hatte sich weit herausgelehnt, um kein Wort von den Verhandlungen zu verlieren.

„Also keine Fahrkarte nach Innsbruck?" fragte er.

„Für die nächsten zehn Jahre sicher nicht", versetzte der kleine Herr Graßl aus München voll Ingrimm.

XXVI.

Als Dr. Voglsam das Mädchen aus dem grünen Lancia in der Ordination hatte, prüfte er zuerst die Reflexe. Er begann mit den Augen, kam herab zum Knie und hob zuletzt eine ihrer Hände. Sie fiel herab, als wäre sie ein Stück außerhalb des lebendigen Körpers

„Sonderbar", sagte er sehr besorgt zu dem Mann im Auto, der ihm beim Transport geholfen hatte. „Auch kein Krampf. Und Sie wissen bestimmt, daß die Patientin nicht gebrochen hat?"

Der Mann hatte ein im vollen Verfall befindliches Gesicht. Er schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nicht gebrochen."

„Es wird etwas Gründliches geschehen müssen", meinte der Arzt und betrachtete das Mädchen auf dem Untersuchungstisch mit besorgten Augen.

„Sind Sie wirklich der Mann?" fragte er unfreundlich und begann in seinem Instrumentenschrank zu kramen. Dieser Instrumentenschrank war neu, ein Gestell aus blanken Metallstangen und Glas, und er war gut gefüllt. Alles andere im Zimmer war altmodisch und verbraucht, Urväterhausrat.

„Gewiß, ich bin", sagte der Mann, und sein Gesicht verfiel noch mehr.

„Es ist möglich, daß sie etwas Marihuana genommen hat. Ich weiß nicht, aber es kann sein."

„Marihuana", wiederholte der Arzt erstaunt, „nie gehört Was ist das für Zeugs?"

Der Mann zitterte am ganzen Leibe. „Una Jerba del Monte", antwortete er gepreßt. „Ein Kraut aus dem Walde. Die Soldaten bei uns haben es manchmal geraucht. Es ist nicht erlaubt. Verboten."

„Es wirkt berauschend?"

Der Mann nickte stark. Sprechen konnte er kaum noch.

Der Arzt führte das Stethoskop an das Herz des Mädchens. In der anderen Hand hielt er die Kampferspritze bereit. In seine Augen kam Mißtrauen und Verdacht

„Drücken Sie dort auf die Klingel", befahl er.

Nach dem Bruchteil einer Minute erschien die Magd auf der Schwelle

„Schnell, Anna, ganz starken, brühheißen Kaffee zu medizinischen Zwecken. Aber, um Gottes willen, rasch!"

Anna, eine bejahrte Frau, schon 20 Jahre hier im Hause, nickte verständig. Ihre geduldigen Augen musterten schnell den Arzt, die Patientin und den olivfarbenen Mann im Fensterwinkel. Sie hatte das Zimmer noch nicht verlassen, als sich der Arzt hastig über die Kranke beugte.

„Sie regt sich, sie kommt zu sich", rief er aus.

Der olivgelbe Mann war sofort neben ihm und beugte sich mit ihm über das Gesicht der Kranken. Die bleifarbenen Lider blinzelten. Es sah aus, als verbrauche die Kranke ihre letzte Kraft, um sie um einige Millimeter zu heben. Die Augäpfel dahinter ließen erst nur Weiß sehen. Es war nur Leben und Bewegung, aber plötzlich schien auch Besinnung in die rollenden Augäpfel zu treten. Sie richteten sich auf das niedergebeugte gelbe Gesicht und wechselten im Ausdruck zwischen Haß und Schrecken. Die Lippen wölbten sich, mühten sich um ein Wort und wurden verzerrt. Cochino hieß das Wort.

Die Augen öffneten sich weit, und aus den erschlaffenden Lippen kam nur noch Röcheln, das bald schwächer wurde und erstarrte.

Der Mann wich am ganzen Leibe zitternd bis zur Wand zurück.

„Sie stirbt!" stammelte er.

„Sie ist gestorben", verbesserte der Arzt. „Unter den Händen ist sie mir weggestorben. Aber was hat sie noch gesagt? Wie war doch das Wort? Cochino?"

„Es ist ein Abschiedswort", versetzte der Mann verstört.

Der Arzt schüttelte den Kopf, ging an ein Regal mit Büchern, nahm einen dicken Band heraus und begann zu blättern.

„Cochino heißt Schwein", sagte er streng und suchte mit harten Augen den Mann. Aber der stürzte im selben Augenblick zur Türe, riß sie auf und lief hinaus, so schnell ihn die Beine tragen konnten. Er warf sich sofort in den Wagen und gab Gas. Der Arzt verfolgte ihn bis zum Vorgarten, konnte ihn aber nicht mehr erreichen. Er vermochte auch die Wagennummer nicht zu erkennen Sie wurde verdeckt durch aufwirbelnde Staubwolken.

„Da ist doch eine Menge nicht in Ordnung", sagte er vor sich hin und begab sich nach kurzem Besinnen in das Haus zurück, an den Fernsprecher.

*

Grote erhielt die Nachricht von Conchitas Verscheiden noch am selben Nachmittag. Die Meldung von der Festnahme Madame Serafes erreichte ihn erst am späten Abend in der Gegend von Holzkirchen. Der Sturmarzt Kessel hatte zusammen mit Dr. Voglsam die Leiche Conchitas in Moosrain untersucht und den Befund durch den Fernsprecher sofort nach München in die Klinik weitergegeben. Die in Mittenwald ohne Verzug vorgenommene Vernehmung von Madame Serafe bestätigte den Befund. Damit konnte auch die Gefahr unrichtiger Behandlungsmethoden endgültig gebannt werden und Annelies durfte als gerettet gelten Aber wo war nun der grüne Lancia mit Señor Ortega geblieben? Hatte er wirklich, wie der Arzt meinte, den naheliegenden nächsten Weg zur Grenze über Kreuth und Glashütte zum Paß Achen eingeschlagen, oder hatte er den langen Umweg über Traunstein zum Paß Melleck gewählt?

Grote war jetzt über 30 Stunden fast ohne Unterbrechung unterwegs. Er gehörte zu den härtesten Männern seines Sturms, aber auch er fing nun an zu siebern. Trotzdem wollte er, koste es was es wolle, auf den Beinen bleiben, bis auch Ortega gestellt war. Hatte es aber Zweck, auf nicht ganz sichere Nachrichten hin zum Paß Achen oder zum Paß Melleck zu jagen? Die Grenzbehörden waren jetzt überall verständigt und hatten die Beschreibung des grünen Wagens und des Mexikaners. Wenn er die Grenze noch nicht passiert hatte, kam er sicher nicht mehr hinüber. Hielt er sich aber im Inland verborgen, so war es besser, die Verfolgung von München aus zu überwachen.

Diese Überlegungen waren es, die Grote bestimmten, ohne weiteren Verzug nach München zurückzukehren. Die gute Maschine schaffte es in einer halben Stunde.

Zirkel hatte inzwischen aus Grotes Bücherzimmer das Hauptquartier gemacht. Er hatte die Jacke ausgezogen, den Hemdkragen geöffnet und die Ärmel hochgekrempelt. Den Fernsprecher hatte er neben sich gerückt und ebenso die Kaffeemaschine, den Zigarettenkasten und die Stein-

kruke mit Gebirgsenzian, die seinem Spürsinn hier nicht entgangen waren. Das Zimmer war blau von Rauch. Aber Zirkel hatte diese Vernebelung nicht allein besorgt. Wer von den Beteiligten an der Jagd nach Ortega und Madame Serafe seine Sache getan hatte und heimgekehrt war, hatte hier vorgesprochen, um Bericht zu erstatten, und war bewirtet worden. Noch nie hatte Zirkel einen größeren Tag gehabt

Als Grote eintrat, hätte er fast seine eigene Behausung nicht wieder erkannt. Zirkel lag im Lehnsessel, hatte die Füße weit von sich gestreckt und hielt die Muschel des Fernsprechers an das linke Ohr. Im Mundwinkel saß ihm eine Zigarette, und mit der Rechten schwenkte er einen Riesenbleistift wie einen Feldherrnstab. Vier von Grotes Sturmkameraden, darunter Malchow, standen um ihn herum und mengten sich manchmal mit lauten Ausrufungen in das Telephongespräch.

Die Haushälterin, die ihn eingelassen hatte, war wie alle Haushälterinnen, die lange im Dienst sind. Sie hatte die Lippen dünn gemacht, und ihre Augen waren eine einzige Anklage.

„Das schöne Zimmer", klagte sie. „Und der viele Kaffee! Und die Zigaretten! Sogar den Enzian hat er gefunden. Und die Vorhänge sind schon ganz grau. Und andauernd geht das Telephon oder die Flurglocke!"

„Schon gut", suchte Grote zu begütigen. „Es dauert nicht mehr lange."

Zirkel sprang auf und eilte ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Hast du das schon gehört, Lois? Eben kommt die Meldung durch. Den grünen Lancia haben sie jetzt auch Seit Nachmittag steht er in der Garage vom Postwirt in Kirchdorf."

„Was ist das für ein Kirchdorf?"

„Das ist es ja, kein Mensch hätte es erraten", versetzte Zirkel aufgeregt. „Es ist das Kirchdorf oben bei Haag."

„Wie kommt denn der Lancia nach Haag?" fragte Grote. „Ist es auch sicher?"

„Alles stimmt", bestätigte Zirkel. „Er muß versucht haben, nördlich auszubrechen und die Straße nach Braunau zu erreichen. Der Wagen ist noch voll von Gepäck, aber Ortega fehlt. Ob er versucht hat, mit der Bahn weiter zu kommen? Um 18.41 geht der letzte Zug. Aber auf der Hauptstrecke nach Simbach kommt er erst um halb 10 Uhr weiter"

Malchow schob den Jackenärmel zurück, damit seine Armbanduhr sichtbar wurde.

„Jetzt ist es etwas über acht. In einer Stunde kann ich in Thann sein und auch noch hinten auf dem Sozius jemand mitnehmen, wenn nur mein Motorradl zur Stell' wäre."

„Es steht unten am Hauseingang", versetzte Grote. Er warf einen Blick auf die Karte. „Wenn Ortega in Haag oder Kirchberg steckt, kann er mit der Bahn nur weiter nach Thann. Und von Thann geht die Strecke entweder nach München oder zur Grenze nach Braunau. Nach München wird Señor Ortega schwerlich fahren wollen."

„Verdammt und zugenäht", brach Malchow aus, „ich fahre nach Thann, um ihn mir zu holen. Wer macht mit?"

Es blieb keiner von den vier Männern zurück. Zwei machten sich auf den direkten Weg nach Thann, und zwei gingen ab nach Kirchberg bei Haag, um den dortigen Kameraden beizustehen.

„Jetzt haben wir ihn", triumphierte Zirkel. „Denen entkommt er nicht. Spätestens in drei Stunden können wir ihn hier abliefern und der Madame gegenüberstellen. Daß die da unten in Mittenwald gestellt wurde, das weißt du doch schon."

Grote nickte

„Was macht Annelies?"

„Alles in Ordnung, nichts mehr zu befürchten", gab Zirkel aufgelegt zur Antwort. „Sie wissen jetzt in der Klinik, was sie zu tun haben."

„Wann hast du von dort zuletzt Bescheid bekommen?" fragte Grote.

Zirkel antwortete, es sei noch keine Viertelstunde her.

„Doktor Kessel wird noch dort sein. Soll ich dich verbinden?"

Aber Grote schüttelte den Kopf.

„Wir wollen es für heute genug sein lassen. Ich bin ziemlich erledigt. Es war etwas zuviel auf einmal. Und nimm es mir nicht übel, Zirkel, ich möchte jetzt sehr gerne allein sein."

„Was? Keine Siegesfeier?" fragte Zirkel verwundert.

„Siegesfeier?" wiederholte Grote. „Ja, ist denn die Schlacht schon gewonnen? Wir wollen lieber abwarten, was weiter kommt"

XXVII.

Grote wurde nahe an Mitternacht von Malchow angerufen. Er hatte, gleich als er sich allein gesehen hatte, alle Fenster geöffnet, um den Rauch zu vertreiben. Dann hatte er in den Tellern, die ihm zum Abendbrot aufgetischt wurden, gedankenverloren herumgestochert, war deshalb ernstlich gerügt worden und hatte sich dann unlustig in das Bücherzimmer zurückgezogen. Tante Babette hatte als ordentliche Hausfrau die Fenster wieder geschlossen, die Vorhänge zugezogen und die Leselampe eingeschaltet. Ihr besorgter Blick fand Grote mit hängendem Kopf im Lehnsessel, anscheinend schlafend. Nach einer Weile unschlüssigen Zögerns zog sie sich zurück mit der Hoffnung, daß er bald erwachen und in das Bett finden würde. Aber bald darauf klingelte der Fernsprecher, und das ging fast ununterbrochen weiter, bis gegen Mitternacht. Endlich wurde es ihr zu viel. Sie erhob sich, öffnete die Türe zum Bücherzimmer und zeigte den Kopf mit der Nachthaube, böse blickend, im Türspalt.

„Geht das nun die ganze Nacht so weiter?" erkundigte sie sich spitz.

„Beruhige dich", antwortete Grote, „ich glaube, das war eben der letzte Anruf. Sie haben ihn jetzt fest, diesen Ortega. Er wird eben vernommen. Aber der Kerl hat schlapp gemacht. Es ist nichts aus ihm herauszubekommen."

„Willst du nicht endlich schlafen gehen?" fragte Tante Babette und überhörte als unwesentlich alle seine Mitteilungen.

Grote reckte die Arme.

„Doch. Sofort. Bis morgen also. Am Morgen wie gewöhnlich und zur selben Zeit."

„Willst du nach dem Trubel nicht etwas länger schlafen?"

„Ich habe Ladendienst", antwortete er kurz. „Und vorher will ich in die Schloßmühle. Gute Nacht."

Der nächste Morgen sah nach Regen aus. Nur der Osten war klar, der Westen war stark bewölkt. Die Sonne war schon in aller Frühe stechend, und die Schnaken waren blutdürstig wie noch nie.

„Ich hob's ja gesagt, daß der Herr wieder kommen wird", wurde Grote von dem Bademeister tiefbefriedigt begrüßt, als er im Schloßmühlbad erschien. „Ich kenne mich doch aus mit die Leut' Aber heut ist das Fräulein nicht da. Nur ihre Freundin. Auch nicht uneben, Herr Grote. Blond und so Funken in den Augen, wie Gold. Aber mit der anderen kann sie sich doch nicht vergleichen. Sie kriegen die Kabine nebenan."

Grote hörte die Dusche plätschern. Sonst war es still in der Schloßmühle. Nur zwei Spatzen zankten sich. Die Amseln hatten sich verzogen.

Grote warf rasch die Kleider ab. Und als er die Kabine verließ und den Weg zum Sprungbrett nahm, sah er ein großes blondes Mädchen den Duschraum verlassen und die Gummimütze abnehmen.

„Herr Grote", sagte sie und winkte.

Er trat zögernd näher.

Sie funkelte ihn an.

„Wissen Sie schon, daß Annelies wieder bei voller Besinnung ist?" fragte sie.

„Ich hatte es nach den letzten Auskünften gehofft", antwortete er.

„Haben Sie denn heute noch nicht angerufen in der Klinik?" fragte sie und zog die Augenbrauen in die Höhe

Er verneinte.

Sie schien empört zu werden.

„Was gedenken Sie jetzt zu tun?"

Er lächelte gehemmt.

„Ich habe alles getan, was ich tun konnte. Mit der Beihilfe meiner Kameraden habe ich Madame Serafe gestellt und Señor Ortega ausfindig gemacht. Das Gift, das beide verwendet haben, heißt Träumesüß, ist mir gesagt worden, und wird aus einer Pflanze namens Marihuana hergestellt, die bei uns völlig unbekannt ist. Nur für Conchita bin ich zu spät gekommen. Aber dafür bin ich nicht verantwortlich. Was könnte ich noch weiter tun? Soll ich Conchitas Novio, Dr. Martinez, eine Beileidsvisite machen?"

„Dr. Martinez ist nicht Conchitas Verlobter", stellte Hedda zornig richtig. „Sie hat sich das nur eingebildet."

„Nein", sagte er fragend mit mäßiger Anteilnahme. Dann besah er sich die drohenden Wolken im Westen und fügte hinzu: „Ich fürchte, wir werden bald Gewitter bekommen."

Sie blickte ihn starr an, dann warf sie kriegerisch den Kopf zurück.

„Ich bin die Freundin von Annelies", versetzte sie. „Und ich werde sie nachher sehen."

Sein Gesicht blieb kühl und beherrscht.

„Ich lasse natürlich von Herzen gute Besserung wünschen. Ich nehme an, daß Annelies heute den alten Herrn von Hagedorn sehen wird. Ich habe gestern bei ihm Besuch gemacht. Er lebt in einer Welt, die vergangen ist. Sie kommt nie wieder."

„Aber dafür kann doch Annelies nichts!" warf Hedda ein und schüttelte den blonden Kopf.

Grote betrachtete angestrengt den bewölkten Himmel im Westen.

„Ich habe mich vielleicht etwas ausgegeben. Ich bin in einer Verfassung, die mich zwingt, etwas wie eine Art Ruhestelle zu beziehen. Vor uns duckt sich der Feind und neben uns liegt der Freund. Wird er mit uns aufspringen und durch dick und dünn nach vorne gehen, wenn die Stunden der letzten Entscheidung kommen? Das muß der Freund an unserer Seite selber entscheiden. Grüßen Sie Annelies von mir."

Hedda blickte ihm sprachlos nach, wie er nun aufrecht und voll gebändigter Kraft das Sprungbrett betrat, einen Anlauf nahm und kopfüber im Wasser verschwand.

Dickschädel, dachte sie, warte nur!

Sie wandte sich ab, ließ sich ihre Kabine aufsperren, schlüpfte schnell in die Kleider und klopfte schon eine Stunde später, als erste Besucherin, mit Blumen in der Hand an die Türe zum Krankenzimmer ihrer Freundin Annelies.

Sie sah sich das Gesicht genau an, das sich da blaß und spitz aus dem Kissen hob. Die Augen waren wohl noch dunkel umrandet, aber sie standen offen und nahmen wieder teil an den Dingen dieser Welt.

Sie nahm die Hand, die sich ihr mit dem Anschein von gläserner Gebrechlichkeit entgegenstreckte und drückte überquellenden Gefühls einen herzhaften Kuß auf die klare Stirne.

„Ach, Annelies, wie ich mich um dich gesorgt habe! Wie das nur alles so kommen konnte. Hier bringe ich Blumen. Aber ich sehe schon einen anderen Strauß Bin ich nicht der erste Besuch?"

„Nein", antwortete Annelies, „du bist nicht der erste Besuch. Es hat schon etwas stattgefunden, was sie hier mit ihren Ausdrücken eine Vernehmung nennen. Ich mußte aussagen, wie das mit mir so gekommen ist."

„Ja", sagte Hedda lebhaft, „das möchte ich auch gerne wissen. Wenn es dich nicht zu sehr anstrengt natürlich. Wir alle, Beteiligte und Zuschauer, brennen darauf, den genauen Hergang zu erfahren."

„Es gibt gar nicht viel zu erzählen", meinte Annelies. „Vielleicht erinnerst du dich, daß ich von vornherein einen dunklen und schwer zu begründenden Verdacht gegen Madame Serafe hatte. Ich nahm mir also die Freiheit, sehr gegen meine Neigung, etwas aufzupassen. Und als ich am Morgen ihre Stimme am Fernsprecher hörte, trat ich hinaus auf den Flur. Ich konnte es einrichten, daß sie mich erst bemerkte, als sie einhängte. Sie hatte spanisch gesprochen, aber ich hatte genug verstanden, um annehmen zu müssen, daß sie das Haus sofort verlassen wollte. Ich hielt es für vertretbar, sie zu bitten, zunächst noch davon abzusehen. Natürlich hatte ich angenommen, sie nun beleidigt zu sehen, aber das Gegenteil war der Fall. Sie nahm mich am Arm und bat mich, mit in ihr Zimmer zu kommen, wir hätten viel und Ernstes miteinander auszumachen. Adele brachte gerade das Frühstück. Madame ließ ein zweites Gedeck kommen, nötigte mich an den Tisch, stopfte mir ein Kissen in den Rücken und behauptete, ich hätte dringend eine kleine Stärkung nötig, denn ich sei ganz blaß, und zu unserer Unterredung müßten wir beide ganz klare Köpfe haben Die Einladung war mir nicht angenehm, aber Madame ließ mich vorerst nicht zu Wort kommen und erklärte, sie werde keine Silbe von mir anhören, ehe ich nicht eine Tasse Tee mit ihr getrunken hätte Sie war mir immer vor Augen, und ich bemerkte nichts, was ich hätte verdächtig nennen können. Das Zimmer war halbwegs aufgeräumt, sie selber war angezogen, und neben der Türe stand zum Mitnehmen vorbereitet ein kleiner Handkoffer. Ich fühlte mich durchaus nicht auf der Höhe und wußte nicht recht, wie ich mein Ansinnen begründen sollte, ohne polizeimäßig zu werden. So nahm ich unter ihrem Zureden langsam ein Täßchen Tee, und dann fing das Zimmer

an, sich um mich zu drehen. Erst langsam und dann immer schneller. Ich suchte einen Halt, aber dann verlor ich den Boden unter meinen Füßen. Das ist alles, mehr weiß ich nicht. Und mehr kann ich auch nicht sagen."

„Warum hast du nicht wenigstens gerufen?" fragte Hedda. „Adele war ganz in deiner Nähe und hätte dich sicher gehört."

In Annelies' Gesicht stieg etwas Rot.

„Wahrscheinlich konnte ich nicht mehr. Aber, Hedda, wirst du Nachsicht mit mir haben? Ich möchte nicht mehr davon sprechen. Nicht einmal mehr daran denken. Inzwischen habe ich auch erfahren, was mit Conchita geschehen ist. Sie hat wohl einige Tropfen mehr bekommen aus dem Fläschchen, das Madame bei Mittenwald wegwerfen wollte."

„Weggeworfen hat!" verbesserte Hedda. „Grotes Kameraden haben es aufgefunden. Er und seine Kameraden haben sich überhaupt prachtvoll benommen. Was ohne sie geschehen wäre, ist kaum auszudenken. Glaubst du daran, was die Serafe aussagt, daß das Mittel nur einschläfert, aber nicht umbringt?"

Annelies zeigte ihr beengtes Gesicht.

„Nun, Conchita ist gestorben", versetzte sie still.

„Ja", meinte Hedda, „aber Madame will das mit einem Versehen entschuldigen. Sie habe in der Eile einige Tropfen zuviel gegeben."

Annelies streckte bittend die Hand aus.

„Ich bitte inständig, Hedda, nichts mehr davon."

Hedda nahm die Hand und hielt sie behutsam fest.

„Verzeih mir, Herz, ich bin ganz außer mir. Ich habe mich noch nicht in der Gewalt. Reden wir von anderen Dingen. Du hast mir noch nicht gesagt, wer dir die schönen Rosen dort geschickt hat."

Annelies sah vor sich nieder und schwieg. Das schwache Rot kam zögernd wieder.

„Die Blumen sind heute in aller Frühe abgegeben worden."

„Sieh mal an! Und kein Name dabei?"

Annelies schüttelte den Kopf.

Heddas Augen wurden dringlich.

„Und du hast auch keine Ahnung, von wem sie kommen?"

„Doch", antwortete Annelies.

Diese Antwort war wohl zu überlegen. Hedda begutachtete sie von allen Seiten und entschloß sich endlich, tiefbefriedigt auszusehen.

„Jetzt will ich dir auch sagen, woher ich komme. Natürlich zunächst aus Yvonnes Etablissement. Aber vorher war ich im Schloßmühlbad. Ich war dort die erste. Aber nach mir kam gleich unser Freund Grote. Ich habe sogar mit ihm gesprochen."

Annelies spielte angestrengten Gesichts, mit einer Falte der Decke.

„Weißt du schon", fragte Hedda schnell, „daß er gestern bei deinem Vater gewesen ist?"

Es schien, als hielte Annelies den Atem an. Man durfte sie wohl eher schlagen, als warten lassen.

„Irgend etwas, ich weiß nicht was, muß geschehen sein. Zwischen dir und ihm oder ihm und deinem Vater. Ich habe nicht die Spur einer Ahnung. Er habe sich, sagte er, vielleicht etwas zu sehr ausgegeben. Er sei in einer Gemütsverfassung, die ihn zwinge, eine Art Wartestelle zu beziehen. Vor ihm der Feind und neben ihm der Freund. Und wird der Freund aufspringen und mit ihm durch dick und dünn gehen, wenn die Stunde der Entscheidung kommt? Er schloß mit dieser Frage und mit einem Gruß an dich. Das ist alles. Ich fand es dürftig und wollte es ihm sagen, aber da war er schon im Wasser. Im ganzen fand ich mich schlecht behandelt. Kannst du dir einen Vers daraus machen?"

„Ich glaube schon", sagte Annelies und drehte sich langsam zur Wand und verbarg das Gesicht.

XXVIII

Herr von Hagedorn fuhr nicht gerne nach München. Aus der Zeit, da Annelies ihr Elternhaus verlassen hatte, gab es eine Art Verbindlichkeitserklärung vor der beleidigten väterlichen Autorität, sie ihren Weg gehen zu lassen, bis sie selber zurückfinde. Es entsprach nicht dem peinlichen genauen Wortlaut dieser Erklärung, wenn er sich jetzt doch anschickte, sie heimzuholen. Jedenfalls war es gut, gerüstet zu erscheinen mit allen Waffen, die zu haben waren.

Nachdem er sich in aller Frühe durch eine Anfrage bei der Klinikleitung über das Befinden seiner Tochter beruhigt hatte, führte ihn sein erster vorbereitender Weg in das Polizeipräsidium. Ein Bekannter dort aus früherer Zeit verschaffte ihm Zutritt zu dem beschäftigten Beamten, dem die Aufhellung des Sachverhalts anvertraut war. Was er dort zu hören bekam, klang — soweit Annelies damit verwickelt war — sehr viel harmloser, als er angenommen hatte. Demnach war ihr nichts als höchstens mangelnde Zurückhaltung Fremden gegenüber vorzuwerfen. Von einem als übel beschriebenen Señor Ortega vernahm er, daß er sich in der Haft jämmerlich aufführe und jede Schuld abstreite. Dagegen schien eine gewisse Madame Serafe, dessen Helfershelferin, bei richtiger Behandlung nicht ganz abgeneigt, einen überlegten Mord aus Eifersucht an einer Tänzerin namens Conchita zuzugeben. Für beide bestehe keinerlei Aussicht, schwersten Bestrafungen zu entrinnen. Im Zusammenhang mit dieser Aufklärung hatte Herr von Hagedorn häufig den Namen Grote vernehmen müssen. Er unterzog sich der Mühe, über den Träger dieses Namens umfangreiche Ermittlungen einzuziehen. Und was er so in Erfahrung brachte, bestärkte ihn in seinem eigenen Eindruck: ein Mann, mit dem er sich nie auf gleicher Ebene begegnen werde, und daher unbedingt abzulehnen. Aber einige Leute behaupteten lästigerweise, er habe Annelies das Leben gerettet. Um über die Art des Umgangs seiner Tochter mit diesem jungen Mann klar zu werden, ließ sich Herr von Hagedorn die Mühe nicht verdrießen, die Inhaberin der Pension in der Gartenstraße aufzusuchen und vorsichtig darüber zu befragen. Yvonne war über den Besuch des alten Herrn begeistert; sie war auch über Annelies begeistert und nicht weniger, so schien es, über diesen Herrn Grote. Im übrigen verwies sie ihn wegen Auskunft an die Freundin seiner Tochter, an ein gewisses Fräulein Hedda, ihre Hausdame. Herr von Hagedorn beäugte die Empfohlene und fand sie viel zu jung und hübsch, um von ihr ernst zu nehmende Auskünfte über seine Tochter zu erwarten, es blieb nur noch Prof. Grotius, ihr unmittelbarer Vorgesetzter. Aber was Herr von Hagedorn über seine Tochter von Prof. Grotius erfuhr, setzte ihn lediglich in die Lage, sie für die Stellung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin auf umgrenztem Gebiet für befähigt zu halten. Über ihr Privatleben wußte Prof. Grotius nichts.

Der alte Herr fand sich nach allen diesen Vorbereitungen nicht ganz zufriedengestellt. Er hatte das unbehagliche Gefühl, als sei er genötigt, ein entscheidendes Treffen auf unaufgeklärtem Boden zu liefern. Er sah vorläufig davon ab, einen Krankenwagen zum Heimtransport seiner Tochter zu bestellen. Seine Frau bewog er mit vieler Mühe, ein Hotelzimmer zu nehmen und auf seinen Telephonanruf zu warten.

Der Stationsarzt, der ihn zu Annelies brachte, gab ihm unterwegs Aufklärungen über ein Giftkraut namens Marihuana aus Südamerika, aus dessen Essenz seine Tochter betrüblicherweise einige Tropfen versetzt bekommen habe.

Annelies hatte inzwischen noch mehr Blumen bekommen. Das Fenster war geöffnet, und der Raum davor sah aus wie die Auslage einer Blumenhandlung. Ein ganzer Sturm der SS. hatte Blumen geschickt. Die Verkaufsabteilung einer Autofirma hatte Blumen geschickt. Yvonne hatte Blumen geschickt. Ihre Arbeitskollegen hatten Blumen geschickt. Die Gäste der Pension Kontinental hatten Blumen geschickt und sogar ein Dr. Martinez de Lopa.

„Ob wir es wohl wagen", fragte der Stationsarzt lachenden Gesichts, „zwischen soviel Blumen einen alten Herrn zu stellen? Er wartet vor der Türe und möchte Sie gerne sehen."

Eine Schwester schob ihm einen Stuhl an das Krankenbett; dann wurde er mit seiner Tochter allein gelassen.

„Einen Gruß von Mutter", begann er. „Sie wartet im Hotel auf Nachricht. Ich habe sie nicht mitgenommen, weil ich aufgeweichte Gefühle nicht ausstehen kann. Der Arzt sagte mir, daß das Schlimmste nun überstanden ist. Ich hoffe, auch in deinen Beziehungen zum Elternhaus. Ich werde alt. Deine Mutter auch. Und du bist unser einziges Kind."

„Ja, Vati."

Er nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Du hast nun Erfahrungen gesammelt. Ich habe dich gewähren lassen. Ich wollte nicht noch einmal eine Katastrophe erleben. Aber ziehe jetzt einen Strich darunter und rechne ab. Bleibt etwas wie Gewinn?"

„Doch, Vati!"

Er erstarrte förmlich.

„Hast du d o c h gesagt? So wie ich dich hier finde? Nach allem, was du hinter dir hast?"

Sie suchte mit dringlichen Augen in seiner Miene.

„Das ist doch nicht die Hauptsache."

„Was also ist die Hauptsache? Willst du mir das, bitte, genau erklären?"

Er hatte ihre Hand losgelassen. Sie legte diese Hand zur anderen Hand und begann, wie sie schon als Kind gern getan hatte, die Finger ineinanderzuflechten.

„Es ist doch nicht so schwer. Hoffnung haben, für sich wie für die ganze Gemeinschaft. Raum, die Arme nützlich zu regen, und einen Menschen, auf den Verlaß ist, in guten Tagen und in schlimmen Tagen."

Herr von Hagedorn räusperte sich. Er brauchte lange, um seine Stimme wieder frei zu bekommen.

„Du sprichst von einem Manne namens Grote?"

Sie begegnete seinem Blick mit offenen Augen.

„Ja, Vati."

Herr von Hagedorn sah aus wie eine Feste der Abwehr.

„Dieser Mann und ich", bemerkte er frostig, „werden nie zusammen denselben Weg gehen."

Annelies versuchte bittend seine Hand zu fassen. Er zog sie zurück. Er konnte nicht anders. Er gehörte zur alten Generation jenseits des Ufers. Er unterhielt keinerlei Beziehung zu den Symbolen der Jungen.

„Weißt du, was er von Erwin gesagt hat? Ein zu früh verzweifeltes Herz."

Herr von Hagedorn erhob sich, stellte sich hinter seinen Stuhl und stemmte schwer die Hände auf die Lehne.

„Er ist einer von denen", erklärte er hart, „die deinen Bruder Erwin verlockt haben, einen sicheren und vorgezeichneten Weg zu verlassen."

Nach diesem harten Ausspruch, gegen den es keine Berufung zu geben schien, konnte sich Annelies nicht länger beherrschen. Obwohl sie sich sonst gut am Zügel hatte, begann sie jetzt hinter den vorgehaltenen Händen zu schluchzen.

„Du hast die Wahl zwischen diesem Mann und mir", erklärte Herr von Hagedorn, „du mußt dich entscheiden. Deine Mutter wartet. Ich begreife dich nicht. Dieser Grote hat mir gesagt, er habe von dir einen Schlag ins Gesicht bekommen."

Sie nickte unter Tränen.

„Ja, und deswegen muß ich ihn um Vergebung bitten."

Als sie aufblickte und sich die Augen trocknete, fand sie sich allein. Herr von Hagedorn hatte das Zimmer still und schweigend verlassen. Es war eine Entscheidung von der Härte, die Bestandteil seines Wesens war und die verursacht hatte, daß er einsam geworden war. Annelies sank in die Kissen zurück und prüfte sich und ihre Entscheidung unter heißen Tränen. Konnte sie vor ihrem Gewissen bestehen?

Neben sich wußte sie den Fernsprecher. Um ihn zu erreichen, bedurfte es nur einer ausgestreckten Hand und einer mühelosen Wendung zur linken Seite. Und wenn sie ihn in den Händen hielt, konnte sie wählen, und im Augenblick darauf würde sie eine vertraute Stimme hören. Aber wie sollte sie den Inhaber dieser vertrauten Stimme anreden? War es wirklich möglich, daß sie einen Mann liebte, ohne den rechten Namen für ihn zu wissen? Jedenfalls war ihm aber etwas zu sagen, etwas wie diese Sätze: „Ich bin so allein. Ich weine, weil ich mich so verlassen fühle. Laß mich nicht länger warten, komm, ich muß dich um Verzeihung bitten."

Die Lockung war stark, dieser Regung nachzugeben. Aber es war wohl besser, erst zur Ruhe zu kommen. Die Augen mußten erst trocken werden, und die Stimme sollte frei sein von Druck und Beengung. Wann immer sie in ihrem ferneren Leben an diesen Augenblick zurückdenken würde, wollte sie das Bewußtsein haben, bei der bestimmenden Entscheidung ihres Lebers frei gewesen zu sein von den Abhängigkeiten der Launen und der Stimmung.

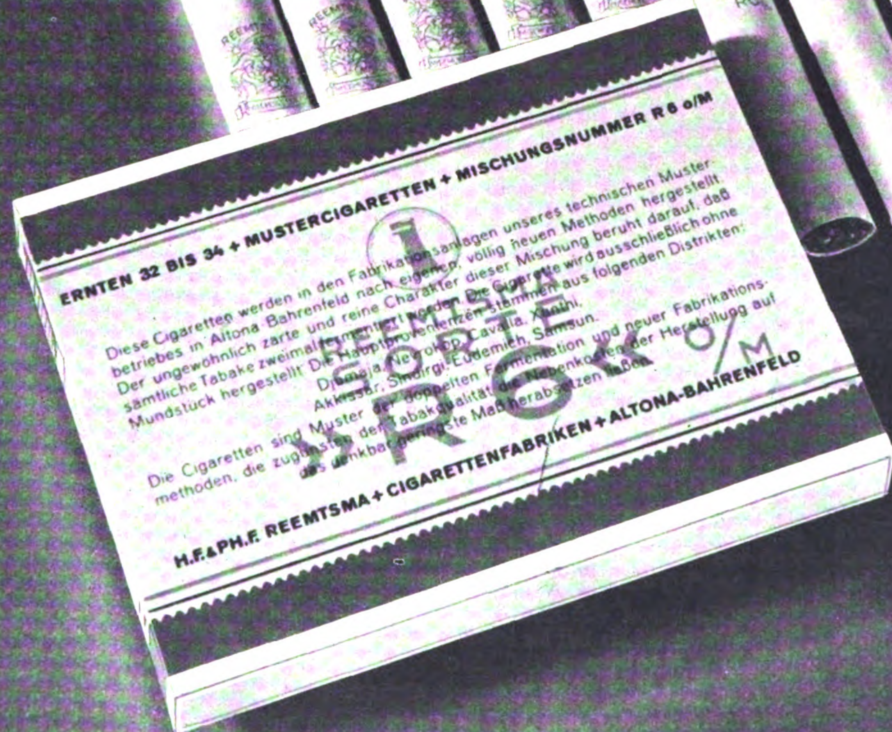
Eine alte Schwester ging draußen behutsam über den Flurläufer und war noch nicht ganz überzeugt von der schnellen Genesung der netten Patientin Annelies von Hagedorn. Gestern noch ohne Besinnung und heute schon wieder munter? Sie öffnete leise die Doppeltüre und blickte hinein. Aber da war wohl wirklich nichts mehr zu besorgen. Die Patientin hielt den Fernsprecher umklammert und sprach mit einem Ausdruck in die nüchterne Muschel, den sie, die alte Schwester, sicher nie mehr im Leben vergessen würde.

„Wie soll ich sagen?"

„Nein, das kann ich nicht sagen."

„Das sage ich erst, wenn du bei mir bist."

— Ende. —


doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Musterbetriebes in Altona-Bahrenfeld nach eigenen, völlig neuen Methoden hergestellt. Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß sämtliche Tabake zweimal fermentiert wurden. Die Cigarette wird ausschließlich ohne Mundstück hergestellt. Die Hauptprovenienzen stammen aus folgenden Distrikten: Djumaja, Nevrokop, Cavalla, Xanthi, Akkissar, Sindirgi, Eudemich, Samsun.
Die Cigaretten sind Muster der doppelten Fermentation und neuer Fabrikationsmethoden, die zugunsten der Tabakqualität die Nebenkosten der Herstellung auf das denkbar geringste Maß herabsetzen ließen.
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

CLEMENS LAAR:

Kämpfer gegen Unvernunft und Tod

Aus den Erlebnissen deutscher Schiffsärzte

(3. Fortsetzung.)

Böhlau sieht den jungen Kommissar an, der die Mitte der Dreißig noch nicht weit überschritten haben mag.

„Aber es muß doch unsagbar mühselig für Sie sein?"

Der lächelt: „Manchmal."

Er ist so ganz anders, als Böhlau sich einen Regierungsbeauftragten vorgestellt hat. Er trägt hohe Lederstiefel — leider wimmelt es von Schlangen hier, hatte er ihm erklärt —, grobe Drillichhosen wie ein pommerscher Landarbeiter, und den Armen, die aus den aufgekrämpelten Hemdärmeln hervorschauen, sieht man es an, daß sie gewohnt sind, rücksichtslos zuzugreifen.

Der Kommissar bemerkt die heimliche Musterung und lacht. Es klingt jedoch ein wenig traurig.

Er faßt dabei krampfhaft in das Nackenfell der Dogge, die ihm nicht von der Seite weicht: „Jetzt habe ich einfach versagt. Es reicht nicht. Der Tod herrscht über uns und . . . selbst wenn Sie helfen können, wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist"

Es klingt wie ein Aufschrei. Böhlau bemerkt erst jetzt mit unbarmherziger Deutlichkeit, daß dieser Mensch sich wirklich nur mit einer schon unglaublichen Willenskraft auf den Beinen hält. Er muß starkes Fieber haben.

Jählings bleibt der Deutsche stehen.

„Was haben Sie, Herr Doktor?"

„Wir kehren um, Feitor. Sie sind ja schwerkrank."

Der andere schüttelt leidenschaftlich den Kopf „Es geht nicht um mich. Sie müssen helfen Dort hinten, den armen Leuten müssen Sie helfen. Glauben Sie doch, Stunden können wichtig sein. So sehr schnell packt dieser furchtbare Tod zu."

Der Knüppeldamm unter ihren Füßen schwankt ein wenig. Vor ihnen erscheint im Ausschnitt der grünen Stauden ein einrädriger Karren.

Der Kommissar lächelt: „Jetzt müssen wir ein wenig zurück, ob wir wollen oder nicht. Sie haben keine hohen Stiefel an, und es ist gefährlich, ungeschützt beiseitezutreten."

„Wir wären auf alle Fälle gegangen", erklärte Böhlau fest. „Es ist unsinnig, daß ich überhaupt mit Ihnen das Haus verlassen habe. Ich muß mir zunächst einmal klar werden über das Wesen der Krankheit, die hier herrscht, und dabei sind Sie mir genau so gut und wichtig wie jeder andere Patient. Sie werden sich einigen kleinen Prozeduren unterwerfen müssen, aber . . ."

„Sie glauben, daß Sie helfen können? Sie glauben wirklich . . ."

Böhlau bückt sich schnell und reißt einen fingerbreiten Grashalm vom Wegrand ab.

„Bis zu dieser Sekunde habe ich geglaubt. Jetzt bin ich sicher."

Er zeigt dem Feitor den Halm. Auf der zungenförmigen Spitze wiegt sich ein fast kreisrundes, graues Insekt mit gelben Zackenlinien über den runden Rückenpanzer. Es ist nicht viel größer als der Knopf einer Stecknadel, aber auf dem grünen Untergrund ist es klar erkennbar.

„Eine Graszecke."

„Ja. Ein weibliches Tier, Ornithodorus moubata, und — der Tod von Xingu Picada."

So sicher ist der kleine Doktor Böhlau seiner Sache, daß er völlig ohne jede Erregung den zweiten und dritten, den zehnten und fünfzehnten Blutausstrich unter das Mikroskop schiebt. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen. Keine neue, unbekannte Tropenkrankheit, der man hilflos gegenüberstehen würde, hat die Menschen hier überfallen Auf Xingu Picada wütet nichts anderes als eine besonders schwere Form des Rückfallfiebers, und diesem Tod kann man an den Leib Seit Schaudinn die Spirochäta pallida entdeckte, ist sie kein Schrecken mehr, seit Ehrlich gelernt hatte, sie mit seinen magischen Kugeln unter ein verderbliches Feuer zu nehmen.

Schon gar nicht, wenn sie in ihrer harmloseren Form als Recurrens-Spirochäte auftaucht.

Nein, es ist kein wilder Triumph in ihm, sondern nur die brennende Besessenheit des Jägers, der auf der Spur ist.

Der Tod von Xingu Picada ist anzugreifen.

Doktor Böhlau reckt sich auf über dem Mikroskop und preßt die Fingerspitzen gegen die schmerzenden Augen. Gelobt sei der Augenblick an Bord, da er den Brief des Feitor las und in der jähen Hellsichtigkeit eines Sekundenbruchteils ihm ein Gedanke, eine Ahnung mehr, durch den Kopf schoß. Gelobt sei der Augenblick, da er alle auftauchenden Zweifel, das wilde und hemmungslose Heer der Gegenargumente beiseiteschob und sich gegen den trägen Fluß des Verstandes stemmte, da er sich gegen jede Vernunft auf sein Gefühl, auf die mystisch unerklärliche Intuition, verließ

Was er ahnte, ist Tatsache. Die Recurrens-Spirochäte ist der Feind auf Xingu Picada.

Aber bist du wirklich ganz sicher, Doktor Fritz Böhlau? Besteht kein Zweifel mehr? Ist auch vor dem skeptischen Verstand, vor der Kontrolle des Wissens alles einwandfrei geklärt? Noch immer steht Böhlau neben seinem Mikroskop, die Hände gegen die Augen gepreßt

Es kann ja gar nicht anders sein Da ist die Zecke, die er selbst im Hamburger Tropen-Institut in großen Gaze-Käfigen zu Tausenden gezüchtet hat. Da sind die unverkennbaren Zeichen des weiblichen Tieres. Man weiß das doch lange, daß die Recurrens-Spirochäten durch den Biß dieses Parasiten übertragen werden.

Alle Symptome sind einwandfrei klar Es stimmt haarscharf bis . . . bis auf die seltsame Geschwürbildung. Die gibt es nicht beim Rückfallfieber.

Ja, da ist doch aber die Recurrens-Spirochäte!

Nun und? Was beweist das im Grunde, wenn du wissenschaftlich denken willst, Dr. Böhlau? Gewiß, du hast die Spirochäte in wimmelnden Mengen in den Blutausstrichen des Feitor Emanuel gefunden, ebenso in denen von anderen Kranken, die er dir besorgt hat. Aber was beweist das schon?

Neben der Spirochäte hast du Tuberkeln gesehen, Streptokokken und eine Unzahl von Trypanosomen. Du hast auf Ausstrichen aus der Mundhöhle Typhuskulturen gefunden, einmal sogar die düster bedeutungsvollen Komma-Kolonnen der Cholera-Erreger. Die Entdeckungen haben dich nicht weiter gestört. Du hast kühn von der Höhe deiner Schulweisheit geschlossen, daß die Erreger eben nich[illegible]nt nicht wirksam, sind. Wenn du dies von d[illegible]orie nicht passenden Mikroben behauptest, dann muß das auch für deine Spirochäten Gültigkeit haben.

Nennst du das wirklich ein wissenschaftliches Vorgehen?

Scharlatanerie ist das, Dr. Böhlau! Kühn und großartig vielleicht, vielleicht aber auch nur fahrlässig und verantwortungslos.

Der Dr Böhlau stöhnt auf, ohne es selbst zu wissen.

Gut, die Recurrens-Spirochäte ist da. Aber wo ist der Beweis, daß sie wirklich der Erreger dieser Krankheit ist, wo sind die Versuche und Gegenversuche? Du hast dir ja noch nicht einmal die Mühe genommen. die Spirochäten zu isolieren und eine Kultur von ihnen zu züchten, um ihre Virulenz zu beweisen

Aber ich kann doch nicht, schreit es in dem Doktor Böhlau. Ich bin doch kein Forscher im stillen Frieden seines Laboratoriums Ein kleiner Arzt bin ich mitten im Urwald, und neben mir steht der Tod. Ich spüre ja schon, ich sehe ja bereits seine unsichtbare Hand aus dem Nichts herausgreifen und zu Menschen hintasten, die jetzt noch sprechen und atmen.

Ich habe keine Zeit, Wissenschaftler zu sein. Kämpfer muß ich jetzt sein.

So, höhnt der Ankläger Böhlau, Kämpfer muß du sein!

Was für ein großes Wort. Wie denkst du dir das? Du hast einmal gelernt, daß auch die Recurrens-Spirochäte unter dem Salvarsan vergeht wie Schnee unter dem Brennglas. Du weißt auch, daß minimale Mengen genügen So einfach hast du dir das gedacht, nicht wahr? Ein paar Injektionen, und der Pflicht ist Genüge getan Du stehst glänzend gerechtfertigt vor deinem ärztlichen Gewissen da. Selbst wenn es nichts hilft . . du großer Gott, nur allzuoft steht der Arzt vor Fällen, bei denen die menschliche Kraft versagen muß.

Nein, mein Freundchen, so einfach ist das nicht. Salvarsan willst du geben? Denkst du auch darüber nach, daß du unter Umständen damit Menschen mordest, die sonst eine kleine, aber immerhin noch erkennbare Chance des Weiterlebens haben würden? Was soll werden, wenn es sich nicht um die Recurrens-Spirochäten und eine harmlose Schwärsucht handelt, sondern um eine, eine einzige Krankheit? Wenn ein unbekannter Erreger, den du nicht kennst, ein Gift in das Blut der Kranken abgesondert hat, das den eigentlichen Schaden anrichtet Ähnlich wie es beim Diphtherie-Bazillus der Fall ist! Was soll werden wenn du diesem Gifte durch die Einspritzung eines weiteren Giftes in die Blutgefäße doppelte und dreifache Kraft gibst?

Dann bist du ein Mörder!

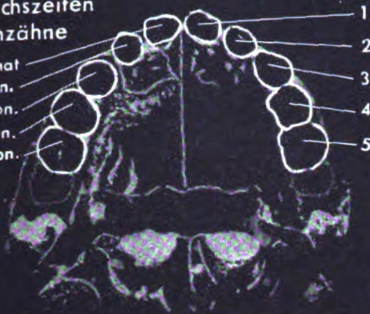
Doktor Böhlau hat das Gefühl, als müßte er sich das Hemd vom Leibe reißen. Dieser wütende Sturm der Thesen und Antithesen schnürt ihm den Atem ab.

„Es sind zwei Krankheiten!"

Er weiß nicht, daß er es laut sagt. Es sind zwei Krankheiten, und gleich werde ich es bestimmt wissen.

Aber ist das schon ein Beweis, ein absolut abgeschlossener Beweis, daß keine unbekannte neue Krankheit vorliegt?

Nein, es ist kein Beweis, der Gewicht und Kraft hat, aber es ist ein weiteres starkes Argument für seine Theorie von den getrennten Krankheiten, wenn er jetzt in den Ausstrichen aus den Geschwüren, die dort schon





Das wicht'gste Geschenk zum dritten Geburtstag ist die Chlorodont-Zahnbürste.



dorland bayer



Der erste Zahn!

Die Zahnpflege beginne so früh wie möglich.
Es ist wichtig, daß die Milchzähne gesund bleiben, denn gerade das Kleinkind muß die Nahrung doppelt gut kauen und verdauen können, damit es wächst und gedeiht.
Mit einem Jahr kommt das Milchgebiß allmählich zum Vorschein. Mit drei Jahren soll der junge Erdenbürger ans selbständige Zähneputzen gewöhnt werden. Passen Sie mal auf, welchen Spaß das Ihrem Kinde macht!
Gesunde Zähne sind mit das wichtigste, was Sie ihm auf den Lebensweg mitgeben können.

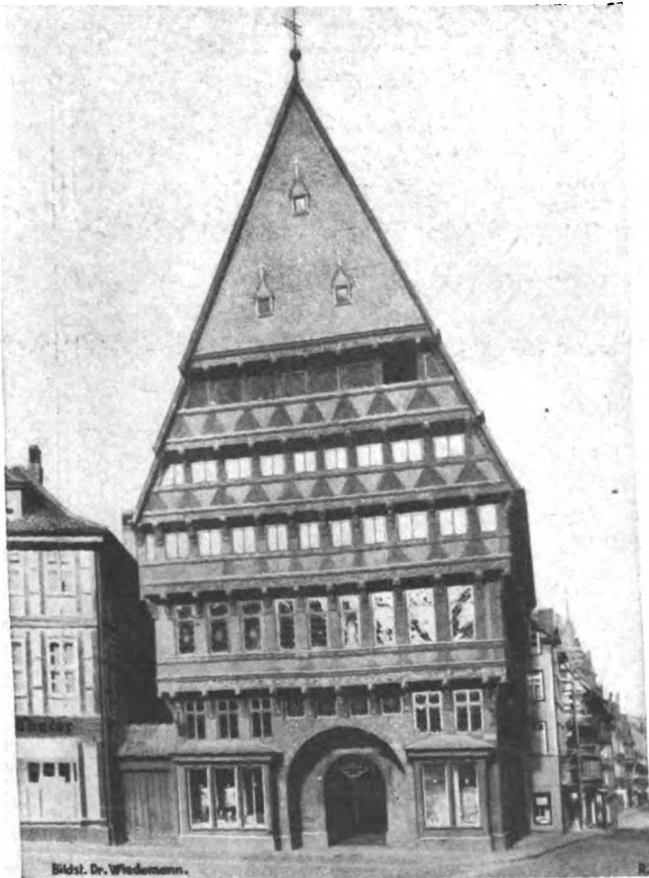


Gesunde Zähne, gesunder Mund
halten den ganzen Körper gesund

darum morgens und ***erst recht*** abends

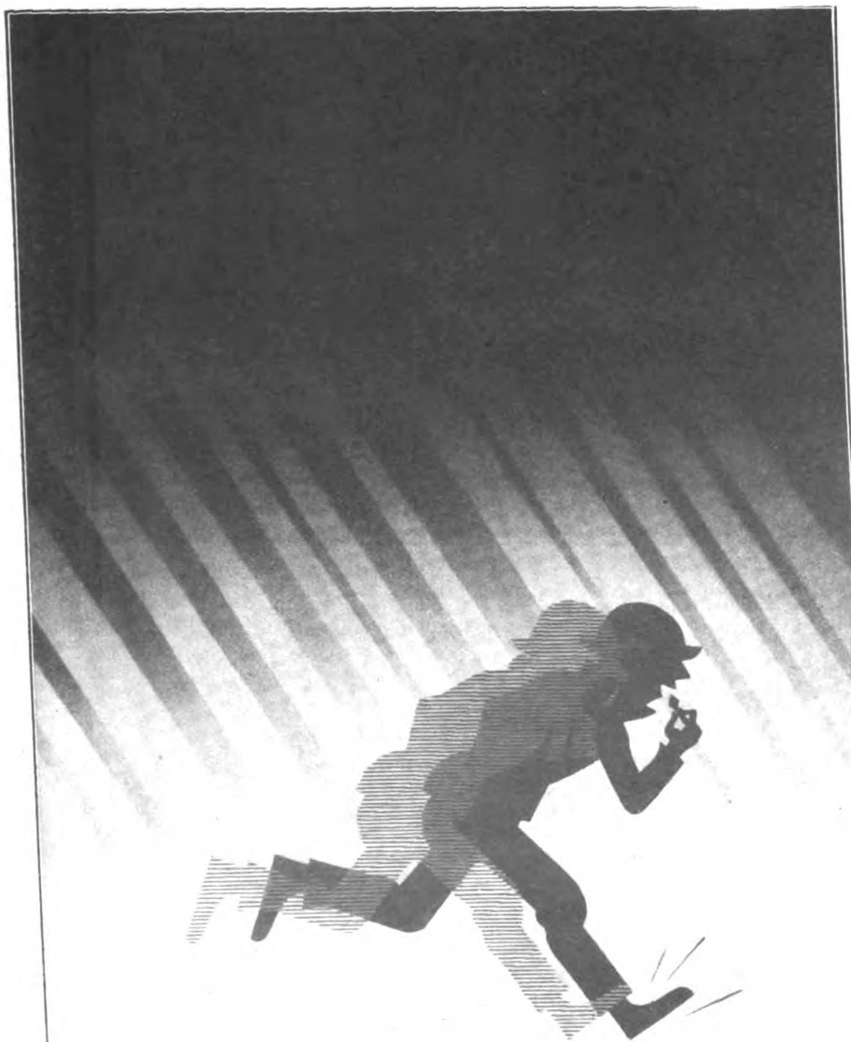


№ 3 der Chlorodont-Serie 1937









bereitliegen, den Erreger der Schwärsucht feststellt. Nichts als eine kleine Milbe braucht er zu sehen, und alles ist gut. Für ihn genügt dann dieser Beweis.

Seine Hände zittern ein wenig, als er jetzt den ersten schmalen Glasstreifen mit dem Präparat auf den Objektträger des Mikroskops schiebt.

Er preßt das Auge gegen das Okular, daß der Hartgummireif ihm schmerzhaft den Stirnknochen drückt.

Eine grauweiß wimmelnde Masse. Alles Spielen mit dem Reflektor, die raffiniertesten Lichtbrechungen helfen nichts. Natürlich, das hätte er sich gleich denken können. Er kommt nicht umhin, das Präparat zu färben. Er hat auch die ersten Präparate färben müssen, und die Lösungen stehen noch bereit. Höchstens eine halbe Stunde Verzögerung bedeutet das, aber diese dreißig Minuten erscheinen ihm wie eine unerträgliche, kaum durchzustehende Frist. Er hat das Gefühl, als ob alle Nervenfasern wie die Saiten einer Harfe schwingen.

Eine Zigarette und dann . . .

Es geht. Vielleicht gibt es nur eine Zauberkraft zwischen Himmel und Erde, und das ist der Wille. Wer ihn so sieht, wie er vorsichtig die Färbung mit dem Purpurin durchführt, gelassen das Präparat über dem blauschimmernden Alkoholflämmchen trocknet, der muß glauben, daß dieser Mann ein eiskalter Theoretiker ist, daß es um Formeln und nicht um Menschenleben geht

Pedantisch arbeitet er. Präparat auf Präparat nimmt er vor, verändert die Farben durch kleine Sulfat-Zusätze, schenkt sich auch nicht einen der tausendmal geübten und durchgeführten Handgriffe.

Und dann . . .

Prächtig klar und erkennbar zeigt sich das mikroskopische Bild. Spirochäten über Spirochäten, und sonst nichts. Ein paar zerstörte Phagozyten, einige rote Blutkörperchen, und sonst nur Spirochäten. Nichts weiter.

Als er sich aufrichtet, schwankt er ein wenig. Das ist das Ende, das ist der völlige Zusammenbruch. Sein Kampf ist verloren.

Er weiß bereits jetzt schon, daß es so ist. Und wenn er auch tausend Ausstriche macht und noch tausenderlei verschiedene Färbungsversuche macht, er wird nichts anderes finden. Es sei denn jenen unbekannten, unsichtbaren Virus, der auch das Fieber hervorruft.

Es ist eigentlich kaum noch zu zweifeln. Es muß sich um eine Krankheit handeln, und den Erreger kennt er eben nicht. Jahrzehnte könnte er suchen, und um ihn vielleicht dann zu finden, müßte er Genie und Glück haben. Wie lange hat die Menschheit gesucht, bis endlich Koch den Schwindsucht-Erreger fand. Und er ist nur ein kleiner Arzt, ein blutjunger, unbekannter Mann im großen Heer der Kämpfer für das Leben.

Und was ist mit der Spirochäte? Diesem bekannten und längst klassifizierten Erreger des Rückfallfiebers?

Ja, sie ist da, sie tritt sogar in unwahrscheinlich starken Mengen auf, aber da er sie in den Blutausstrichen aus allen Körperteilen gefunden hat, ist es kein Wunder, daß sie auch in den Geschwüren zu finden war. Eines nur ist sicher: Bisher hat man noch nie gehört, daß Rückfallfieber von Geschwürbildungen begleitet ist.

Schluß also!

Der Doktor Böhlau ist geschlagen. Es triumphiert der Tod von Xingu Picada.

*

Es ist kein Zweifel: Dr. Fritz Böhlau ist ein geschlagener Mann. Er selbst hält es sich unerbittlich vor Augen, er gesteht es sich erbarmungslos ein, aber — er will einfach nicht daran glauben Gegen das grausame Diktat des Kopfes revoltiert das Gefühl.

Es ist sinnlos und müßig, es ist sogar aberwitzig und verstiegen, was er jetzt tut, aber er arbeitet mit der Besessenheit des Fanatikers gegen alle Gesetze der Vernunft. An Widersinn grenzt diese Besessenheit, aber wie oft nicht schon hat dieses sture, beinahe krankhafte Rasen in einer Richtung, die nach allen Gründen der Vernunft zu nichts führen konnte, die herrlichsten Ergebnisse gebracht.

Böhlau erkennt sich keinen Schlaf mehr zu. Von einem Krankenbett eilt er an das andere. Er stellt unzählige Blutpräparate her, er obduziert und verfertigt im Verlauf von Stunden soviel pathologische Schnitte, wie manches Universitätsinstitut in Wochen nicht. Er klügelt immer neue Färbemethoden aus, er macht mit seinen behelfsmäßigen Instrumenten die unwahrscheinlichsten und tollsten Versuche und landet doch nur immer ohnmächtig auf dem einen Punkt.

Und da hilft ihm der Zufall oder das Schicksal, wie man es eben nennen oder ansehen will. Man kann aber auch sagen, daß sich wieder einmal jene unbegreifliche göttliche Kraft äußert, die schließlich immer denen beispringt, die den Willen zur Beharrlichkeit und vor allen Dingen den Mut zur Rebellion gegen die anscheinend fest geschmiedeten Gegebenheiten haben.

Einem armen Indianerweib muß er die Augen zudrücken, und was ihn in dieser Sekunde so furchtbar das Herz bedrängt, schlimmer als jemals zuvor, das ist nicht die Tatsache, daß er erst gestern dem Mann die Hände zusammenlegen mußte. Kinder bleiben immer zurück, aber heute steht ein kleines, vielleicht siebenjähriges Mädchen neben dem Strohlager der Toten, und in dessen großen dunklen Augen liegt ein so unfaßbarer, tränenloser Schmerz, eine solche quälende Erloschenheit, daß Böhlau wortlos die Hand des Kindes nimmt. Still und ergeben folgt es ihm zur Missionshütte. Aus Konservenmilch und ein paar verrührten Eiern bereitet er der Kleinen eine Suppe, aber als er sie ihr einflößen will, da sieht er entsetzt am Handgelenk der Kleinen eine vielleicht zentimeterlange Schramme, um die herum sich bereits die schreckliche kleine Geschwulst bildet. Seltsam, vorhin in der Hütte hat er sie noch nicht gesehen, das weiß er sicher, und das ist erst zwei Stunden her. Eine unerklärliche Ahnung läßt ihn am Abend, als die Geschwulst schon zu einem zwei Finger hohen Buckel geworden ist, nach dem Feitor rufen.

Es ist eine Rücksichtslosigkeit, er weiß es. Hermionio Emanuel hat gerade erst seinen zweiten Anfall mit Mühe überstanden — vielleicht nur, weil Böhlau das arme Herz, das sich schon ergeben wollte, rechtzeitig mit Ringer-Lösung abfing —, und der Feitor braucht jede Minute ruhigen Schlafes.

Aber ein unbegreiflicher Drang bestimmt Böhlau gegen sein Gewissen den Mann aufzuwecken.

„Bitte, Feitor, fragen Sie doch einmal das Kind, ob es schon das Fieber gehabt hat."

Es ist ein unsinniges Verlangen. Wenn man den Doktor Böhlau jetzt fragte, könnte er selbst nicht genau sagen, woher er diesen Einfall hat. Sicher muß das Kind schon das Fieber haben oder es zumindest noch in dieser Nacht bekommen.

denn das Geschwür beweist unmißverständlich, daß in dem kleinen Körper schon die Spirochäten ausschwärmen.

„Nein, das Kind ist gottlob von der Krankheit noch nicht gepackt gewesen."

„Danke, Feitor."

Die ganze Nacht über sitzt Böhlau am Bett des Mädchens, horcht immer wieder die Herztöne ab, fühlt den Puls, und läßt keinen Blick von ihm. Die Dämmerung kommt, in Strahlenbündeln fällt das Licht in den Raum, und jetzt weiß Böhlau voll unerklärlicher Kraft und Sicherheit, daß er doch noch siegen wird. Das Kind ist fieberfrei, und sicher ist auch, daß keines mehr kommen wird. Jedenfalls nicht aus dem Infektionsherd am Arm.

Sanft streicht er dem schlafenden Kind über die Haare. Dann richtet er sich hoch auf und geht zum Tisch, auf dem die Zinktruhe mit den Medikamenten steht. Ein seltsames Leuchten liegt in seinen Augen. Er ist doch auf dem rechten Wege gewesen, und jetzt, jetzt wird er den Kampf zu Ende schlagen.

Der Todfeind, der hier zu treffen ist, der heißt Rückfallfieber. Die kleine blasse Spirochäte, die sich im Blut der Kranken ringelt, ist zu treffen, und alles ist gut. Das Mittel dazu hat er in der Hand.

Und es ist doch das Rückfallfieber!

Immer wieder geht ihm der Satz durch den Kopf.

Er denkt an Galiläi mit seinem unerschütterlichen „Und sie bewegt sich doch". Nicht weniger stolz führt er sich, und wenn es keine feindselige und in Sturheit unüberwindliche Umwelt war, gegen die er sich zu behaupten hatte, sein Kampf war gegen sich selbst gerichtet.

Und der ist immer der schwerste.

Er ist sehr stolz, aber dann schämt er sich doch ein wenig und schilt sich überheblich. Er hat seine Pflicht getan und dabei Glück gehabt. Die Vorsehung hat ihm auch geholfen, sonst hätte er immer noch mit tausend Zweifeln gerungen.

Jetzt ist alles klar. Wenn dieses Kind ohne eine Spur von Fieber, ohne das geringste Symptom des zerstörenden Wirkens der Recurrens-Spirochäte die eigenartige Geschwulst zeigte, dann hatte diese Geschwulst eben nichts mit Rückfallfieber zu tun. Es war doch eine andere Krankheit, und jetzt hatte er die Hände frei zur Tat gegen das Fieber.

Ganz leicht schneidet er die Geschwulst des Kindes ein, das nicht einmal davon erwacht, und nimmt mit einem erhitzten Platindraht ein Bluttröpfchen auf. Er ist überzeugt, daß ihm das Mikroskop früher oder später den Erreger zeigen wird

Bisher hat er nur Spirochäten gefunden. Kein Wunder, daß sie in einem von ihnen verseuchten Körper auch in Blasen und Geschwüren der äußeren Gewebe auftraten. Hier aber ist ein Fall, bei dem keine Spur von Fieber vorliegt. Es werden keine Spirochäten da sein, sondern es muß sich früher oder später der eigentliche Erreger finden lassen. Wenn nicht von ihm, dann eines Tages von einem wirklichen Forscher.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Überraschung

Die Runde lauschte gespannt. Denn diesmal erzählte nicht der Forstrat eine Jagdgeschichte, sondern der Kantor. Und eine wahre noch dazu. Er hatte einen Marder, der seinen Hühnerstall schon mehrmals heimgesucht, mit seiner Vogelflinte mitten ins Herz getroffen, ein Schuß, vor dem der Forstrat sich verstecken konnte. Und das mußte man sagen, der alte Kantor erzählte sein Jagdabenteuer spannend und bediente sich dabei geschickt der Weidmannssprache, die er dem Forstrat an vielen Abenden abgelauscht. „Pfuscht mir ganz schön ins Handwerk", brummte der. „Wie wärs denn?" neckte der Kantor, „wenn der Herr Forstrat dafür mal Orgel spielte?" Da lachten alle um den runden Tisch, denn jeder hatte den guten Forstrat schon in der Kirche singen hören, gewaltig laut und falsch! Der Forstrat und Musik! Hohohohooh!

Das rohe Gelächter verdroß den Forstrat schwer, denn die Musik war seine stille Liebe. Was konnte er für seine rauhe Stimme? Da fiel sein Blick auf den jungen Gastwirt, und er freute sich, daß der nicht mitlachte. Auf seinem bartumbuschten, verwitterten Gesicht erschien das Schmunzeln wieder, das ihn so behaglich aussehen ließ. Der Wirt aber hatte allen Grund, es mit dem Forstrat nicht zu verderben. Er hatte kürzlich der Gaststube einen Tanzsaal angebaut mit Bühne und elektrischer Beleuchtung, und er erwartete in den nächsten Tagen das Klavier, das wollte er mit des Forstrats Pferden von der Bahn abholen.

Er fand auch ein geneigtes Ohr, als er mit seiner Bitte kam. Er mußte dem Forstrat nur versprechen, von dem Klavier den anderen Gästen nichts zu sagen und besonders nicht dem Kantor, bis es im Saale stünde.

Als dann die Runde wieder beisammensaß, blinzelte der Forstmeister dem Wirte zu und blickte nach der Glastür, die den dunklen Saal von der Gaststube trennte. Da gab der Wirt bekannt, daß er ein Klavier angeschafft habe. Der Kantor wollte es gleich erproben, doch der Forstrat hob die Hand: „Jetzt werde ich dem Kantor mal ins Handwerk pfuschen . . ." und ging zur Glastür Auf der Schwelle drehte er sich um und fragte: „Womit soll ich denn anfangen?" Und ehe der Kantor etwas Leichteres vorschlagen konnte, verlangte der Wirt die Tannhäuser-Ouvertüre. Der Forstrat nickte nur und stapfte durch den dunklen Saal zur Bühne, an deren Fuß das neue Klavier stand. Gleich darauf brausten durch den dunklen Saal die gewaltigen Klänge des Meisterwerkes. Der Kantor konnte sich nicht halten, er lief bis zur Saaltür und drehte das Licht an. Da saß wirklich im Hintergrund des Saales der Forstrat und griff mit großem Schwung in die Tasten. Der Kantor wurde blaß: „Gewaltig, gewaltig . . ." murmelte er und setzte sich verbiestert auf seinen Platz zurück. Er war noch ganz erschüttert, als der Forstrat zurückkam, den Beifall der anderen bescheiden abwinkte und seine Pfeife stopfte. „So kann ich's nicht!" sagte der Kantor leise „Ja, Kantor", sagte der Forstrat, „so war mir auch zumute bei der Mardergeschichte. Noch was Heiteres zum Troste?" Wieder nickte er dem Wirte zu und stapfte durch den Saal zum Klavier. Doch ehe er es noch erreichte, begann es ganz von selbst mit einem Walzer. Der Forstrat kehrte achselzuckend auf halbem Wege um und sagte zu dem Kantor: „Diesmal hat der Wirt den Groschen zu früh reingesteckt!"

Von Wolfgang Zenker.

Die Vereinsfahne – international

Die dem Deutschen als typische Eigenschaft zugeschriebene Vereinsmeierei ist zwar noch lange nicht ausgestorben, aber doch wenigstens im Reiche ihres einst übelsten Beigeschmacks, der damit verbundenen politischen Eigenbrötelei entledigt. Im übrigen ist die besagte Vereinsmeierei durchaus kein einzig und allein auf den Deutschen beschränktes Laster, sondern überall heimisch, wo es Kleinbürger, Querköpfe und mehr oder minder harmlose Zeitgenossen mit sonderlichen Neigungen gibt, auch wenn es anderswo unter anderem Namen segelt Was dem Deutschen sein Verein, das ist dem Briten der Club und dem Franzosen seine Liga Hier wie dort aber wird es in dieser Hinsicht weniger belasteten Mitmenschen gestattet sein müssen, über jene wenigstens zu lächeln, die es für unumgänglich notwendig halten, ihr geliebtes Steckenpferd, in dessen Besitz sie sich mit einigen Dutzend Gleichgesinnten teilen, in allen Gangarten und innerhalb einer mit Statuten gezäunten Bahn zu tummeln

Wenn hier nur einige wenige dieser Vereine, Ligen und Clubs erwähnt werden, die im Lauf eines Jahres als bescheidene Sensationen die üblichen Zeitungsspalten „Merkwürdigkeiten aus aller Welt" belebten, so soll damit nicht behauptet sein, daß nicht ein Blick in das deutsche Vereinsregister ebenso kuriose Ergebnisse zeitigen würde

Nicht weniger als 15 982 Clubs waren nach einer vor kurzem veröffentlichten Statistik im Jahre 1935 in Großbritannien registriert, von denen der „Club der 35 000 alten Jungfern" trotz seiner beachtenswerten Mitgliederzahl einer der jüngsten sein dürfte. Das lawinenartige Anschwellen dieses Verbandes, das ihm fast den Charakter einer Klassenkampfpartei verleiht, ist ein Beweis dafür, daß seine Mitglieder nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben Der Klub, dem nur über 50 Jahre alte, unverheiratete und mittellose Frauen angehören dürfen, will den Staat dazu veranlassen, seinen Mitgliedern vom 50 Lebensjahr an eine Unterstützung zu gewähren. Die – wie nicht anders zu erwarten – energische Führung hat tatsächlich bereits die Einsetzung einer Parlamentskommission zur Untersuchung der Forderung und Ausarbeitung von Vorschlägen durchgesetzt da man anscheinend einer Demonstrationstätigkeit dieses Verbandes, die trotz dem eben erlassenen Uniformverbot schwer zu unterbinden wäre, vorbeugen will

Mit wesentlich weniger Aufsehen arbeitet der „Club der Weißhaarigen" unter Führung von Miß Margaret Bondfield, die sich als Arbeitsminister im ersten Kabinett Macdonald bereits einen Namen gemacht hat Der Club sammelt und unterstützt in ein gewisses Alter gelangte Frauen, die noch zu durchaus ersprießlicher Tätigkeit imstande sind, aber durch die Spuren des nahenden Alters arbeitslos wurden und nun wieder auf neue Arbeitsplätze gebracht werden sollen, in denen Fleiß und Können mehr geschätzt werden als die äußerlichen Vorzüge der Jugend.

Während aber diese beiden Clubs im Grunde durchaus ernste und soziale Ziele verfolgen, fügt sich der „Club der Zitronenesser" bedeutend besser in den Rahmen dieser Betrachtung ein. Die Mitglieder dieses Clubs, der vor kurzem in London gegründet wurde, treffen sich einmal in der Woche, um rohe Zitronen ohne jede Zutat zu verzehren, ohne dabei eine Miene zu verziehen Wer dennoch eine Grimasse schneidet, muß Strafe zahlen, und aus dem Erträgnis dieser Kasse wird der wöchentliche Zitronenbedarf des Clubs gedeckt Vermutlich will der Club die Engländer mit Hilfe saurer Zitronen für den Fall, daß einmal etwas anders kommen könnte als sie denken, zu einer gewissen Disziplin der Physiognomie erziehen

Zur Gründung eines Clubs sollte auch das Schicksal des Engländers Mr Dunn führen, der in jungen Jahren nach Südafrika kam und es nach mancherlei Schicksalen zu einem nicht nur angesehenen, sondern auch reichen Zuluhäuptling brachte. Als er vor kurzem starb, hinterließ er nebst einem Vermögen von annähernd 12 Millionen Pfund auch 79 Kinder, die sich zwecks Regelung der Erbschaft und zur Wahrung der gemeinsamen Belange gegen vielleicht noch auftretende weitere Erben zum „Club der 79 Häuptlingskinder" zusammenschlossen. Der Vorsitzende, natürlich auch ein Zulu, der an englischen Hochschulen Rechtswissenschaften studiert hat, führt die nicht immer einfachen Verhandlungen mit den Behörden

In gewisser Beziehung zu diesem Club, der die freundlichen Auswirkungen des Todes in Form einer Erbschaft pflegt, stehen die Vereine, die eine gewisse engere Verbindung zum Sensenmann selbst aufrechterhalten wollen Hier wäre vor allem der „Club der Selbstmörder" zu nennen, der in Neuyork ausgehoben wurde. Über 200 Männer und Frauen, zum Teil der sogenannten ersten Gesellschaft entstammend, hatten sich zusammengeschlossen, um den „schönen Freitod" zu kultivieren. Für die vierzig Selbstmorde, die im Lauf eines Jahres die „Ehrentafel" des Clubs zierten, konnte von der weniger defaitistischen und etwas gesünder empfindenden Polizei in keinem einzigen Falle eine der üblichen, zwingenden Notwendigkeiten festgestellt werden.

Wesentlich positiver arbeitet hier der „Verein zur Verhinderung von Selbstmorden" in Marseille, der einen Aufruf an alle Selbstmordkandidaten veröffentlichte, sie möchten von ihrem Vorhaben Abstand nehmen. Sollte sich aber der Selbstmord auf keinen Fall vermeiden lassen, so möge man wenigstens so freundlich sein und einen Abschiedsbrief mit genauer Angabe der Gründe hinterlassen. Denn dadurch könnte man genügend Anhaltspunkte gewinnen, um in Zukunft weitere Selbstmorde leichter verhindern zu können.

Weniger menschenfreundliche Ziele verfolgt der „Club für Mordverbesserung" in London, der an der Verbesserung der Methoden des Verbrechertums arbeitet und die strafende Gerechtigkeit bei Aufklärung der Untaten vor möglichst schwierige oder gar unlösbar scheinende Aufgaben stellen will. Die Mitglieder dieses Clubs haben Zutritt zu den besten Gesellschaftskreisen, denn es sind die namhaftesten englischen Kriminalschriftsteller, deren literarische Erzeugnisse sich aber doch hin und wieder als gern studierte Lehrbücher für ehrgeizige Adepten des Verbrecherhandwerks verwenden lassen müssen.

Einen gewissen Ehrgeiz in der Gründung merkwürdiger Vereine kann seit jeher auch Amerika nicht verleugnen, obwohl man dort mitunter auch recht praktische und materielle Zwecke clubmäßig zu verfolgen scheint. Dies gilt jedenfalls von sechs Neuyorker Millionären, die sich gegen die Ausbeutung durch verführerische und nicht weniger praktische Frauen zu schützen versuchen, die es weniger auf die Gefühle als auf die Dollars der ach so schutzlosen Millionenschäfchen abgesehen haben. Die Interessen der schutzbedürftigen Lebemänner wird in Zukunft die „Millionärs-Alimente-Verteidigungsliga" zu vertreten haben, die die krummen Wege habsüchtiger Sirenen energisch durchkreuzen wird

Für die lebenslustigen, angehenden Matronen Amerikas hat dagegen Mrs. Susanne Tweedy in Neuyork das Panier ergriffen, die mit 200 nicht nur reichen, sondern auch reifen Damen den Frauenklub „Life begins at 45" ins Leben gerufen hat. Der Club, der diktatorisch den Beginn des Lebens mit 45 Jahren festsetzt, will das schöne Geschlecht vom „Makel des Altwerdens" befreien und stützt sich auf die Behauptung, daß die schöne Helena schon 45 Jahre alt gewesen sei, als um ihretwillen der Trojanische Krieg entbrannte. Helena ist allerdings nicht in der Lage, gegen diese Verdächtigung zu protestieren, wohl aber taten dies einige Schauspielerinnen, mit deren Namen man für den Club Reklame machte. Viel zufriedener sind da die Mitglieder des „Clubs der fetten Männer" in Chicago, die sich nach der Parole Cäsars: „Laßt fette Männer um mich sein!" zu einer Runde gutmütiger und ungefährlicher Menschen zusammenschlossen, von denen der schwerste seine 276 Pfund Lebendgewicht hat. Ihre vielleicht einzigen Feinde haben sie naturgemäß in der am gleichen Ort gegründeten „Geruchschutz-Liga", die parallel zur „Anti-Lärm-Liga" die Ansicht vertritt, daß die Nerven der Menschheit auch vor übermäßiger Beanspruchung durch schlechte Gerüche geschützt werden müssen. Nach ihrer Ansicht sollten alle Geruchserreger wie Autos, Fabriken, Küchen usw. „Geruchsverzehrer" benützen, die die Menschheit vor unangenehmen Düften bewahren

Wenig Sorgen haben anscheinend die Mitglieder des von einem in Paris naturalisierten Indianer und einem französischen Maler gegründeten „Lassoclubs", der indianische Kultur und Cowboy-Fähigkeiten in Paris heimisch machen will, oder auch die Angehörigen des „Clubs des Schweigens", in dem sich zwanzig Pariser allwöchentlich nur zu diesem Zwecke treffen Der Geschwätzigste von ihnen hofft, wie er in einem Pariser Blatte plaudert, daß ihn sein Vorstand in noch abgeschlossenere Zirkel einführen wird. Die Absicht, sich begraben zu lassen, soll ihm aber dennoch ferne liegen.

Der Fischer Emile Catan in St. Nazaire in der Bretagne, 2.15 Meter groß, hat an alle ähnlich reichlich gediehenen Männer einen Aufruf erlassen, sich zu einem „Weltverband der Riesen" zusammenzuschließen, und will mit dieser ragenden Organisation im Rücken durchsetzen, daß in jeder größeren Stadt der Welt wenigstens ein Hotel den Männern mit einer Mindestgröße von 1.99 Meter die Möglichkeit bietet, ohne Qualen zu schlafen. Es wäre nun ein kluger Gedanke von der Leitung der „Anti-Denkmals-Liga" in Paris, mit den Riesen einen Zweckverband zu schließen. Da es nach der Behauptung dieser Liga in keinem Lande so viele und geschmacklose Denkmäler gibt wie in Frankreich, die sie beseitigen will, könnten die Riesen diese Denkmäler stürzen, wogegen sich die denkmalsfeindliche Liga verpflichtet, nach den Maßen der gestürzten ehernen Kolosse Hotelbetten für die Riesen anfertigen zu lassen.

Gegen die übliche Besiegelung eines derartigen Vertrages durch einen zwischen den beiderseitigen Präsidenten getauschten biederen Handschlag würde allerdings die „Liga gegen den Händedruck" protestieren, die diese Gewohnheit nicht nur aus Abscheu gegen den Austausch von Bakterien bekämpft, sondern sie auch als Überbleibsel aus barbarischen Zeiten erklärt, in denen der Urmensch dadurch die Waffenlosigkeit seiner Hand bewies.

Noch etwas pessimistischere Mitglieder hat der „Verein der Pechvögel" in Oslo, in den nur Leute aufgenommen werden, denen nachgewiesenermaßen alles „schief" geht. Manche Beitrittswillige sollen sogar solche Pechvögel gewesen sein, daß sie nicht einmal die Aufnahmebedingungen erfüllen konnten Eine unzerbrechliche Einrichtung der Vereinsräume sorgt dafür, daß der von den Mitgliedern schicksalsmäßig angerichtete Schaden die finanzielle Leistungsfähigkeit des Vereines nicht übersteigt.

Dabei dürfte jeder von den organisierten Vögeln froh sein, daß er seine Pechsträhne weitab von Wilna frisieren kann, wo ein „Matronenclub" regelrechte „Kampfkommandos" organisiert hat, um tatkräftig gegen scheidungssüchtige Don Juans vorzugehen. Einen von diesen Unglücklichen, der sich nach zweimal geschiedener Ehe zu einer dritten entschlossen hatte, verprügelte der handfeste Matronenclub jämmerlich, worauf er ihm noch die gesamte Wohnungseinrichtung demolierte

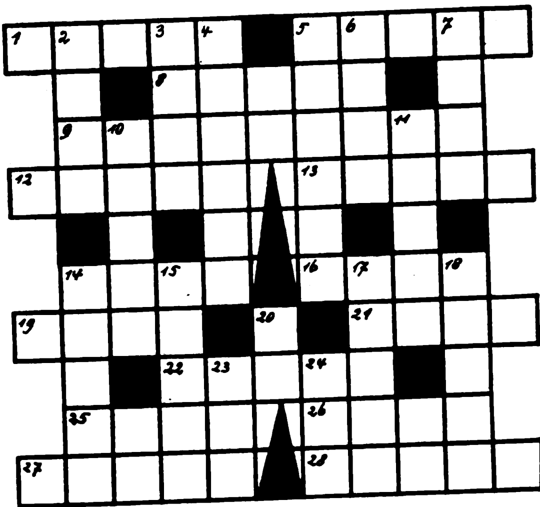
Der sicherlich erfreulichste Club aber, dem man überall Zweigstellen wünschen möchte, ist der in Prag ins Leben gerufene „Club des Lachens". Seine Mitglieder haben die Pflicht, jeden Tag irgendeine heitere Angelegenheit zu deichseln, und sie sorgen wenigstens mit ehrlichem Eifer und freiwillig dafür, daß es immer „etwas zum Lachen" gibt

Dr. H Sch.

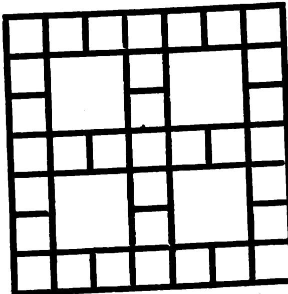
RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Achtelgröße, 5. Weide, 8. Blütenstand, 9. Fest der Ehre, 12. Begriff des Billardspiels, 13. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein, 14. Rüstung, 16 tierisches Fett, 19. Lichtspielhaus, 21. Klebemittel, 22. Stadt in der Schweiz, 25. schmale Brücke, 26. Weinernte, 27. weiblicher Vorname, Kurzform, 28. Angehöriger eines indogermanischen Volksstamms. — Senkrecht: 2. Körperteil, 3 Schweizer Nebenfluß des Rheins, 4. Verwandter, 5 Stadt im früheren Südtirol, 6 deutscher Schachspieler, 7. Tonstück, 10. Säugetiere, 11 weiblicher Vorname, 14. Nebenfluß des Rheins bei Basel, 15. Schreinerwerkzeug, 17 Baumreihe, 18. Fremdwort für Weste, 20. römische Münze, 23. türkischer Befehlshaber, 24. nordischer Hirsch.



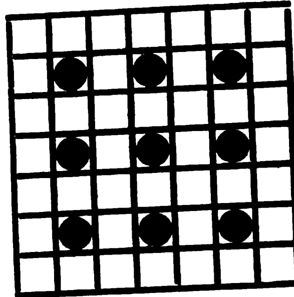
Magische Figur



Die Buchstaben: a a c c e e e e e e e g g h h i i i k k l l p r r s s s s u u u u z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht 3 gleiche Wörter entstehen: 1. Sternbild, 2. Gebirgsprimel, 3. Stadt in Thüringen

Viereck

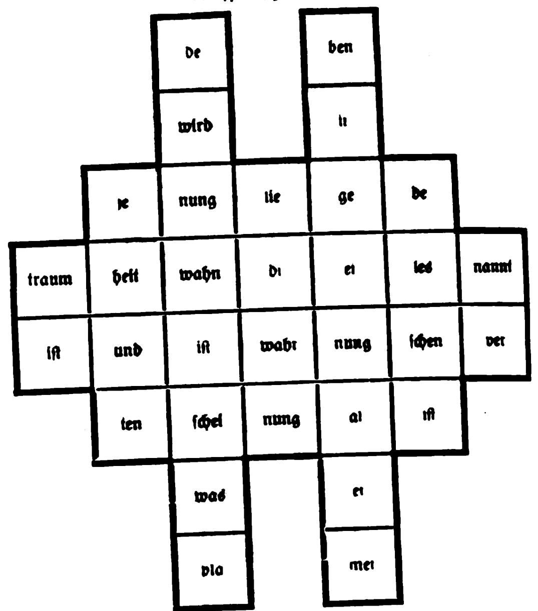
Die Buchstaben: a a e e e e e e e e e e i i i i n n o o p p r r r r s s s s t t t t t t u u u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. ägypt Gott, 2. Hafenstadt in Unterägypten, 3. Zierpflanze aus Südamerika, 4. Abgaben.



Kryptogramm

Aus den Wörtern: asozial, Filiale, Schisma, Ausfuhr, Korbon, Werther, Gemeinde, Verehrer, schlicht, Hessen, Bekenner, Henne, mitnichten, Kandiszucker, Armvoll, Balken sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, eine Parole zum Winterhilfswerk 1936/37 ergeben

Rösselsprung



Lösungen der Rätsel aus Folge 6

Kreuzwortsilbenrätsel. Waagrecht 1. Pizarro, 3. Novize, 5 Beduine, 8. Leber, 10. Maser, 11 Mine, 12. Nias, 13. Drohne, 14. Lena, 15. Lore, 17. Ralle, 19 Hegemonie, 21. Andorra, 22 Retorte. Senkrecht 1. Pistole, 2. Robe, 3. None, 4. Zechine, 6. Duma, 7. Isei, 9 Bernina, 11. Mineral, 14. Leguan, 15. Loge, 16. Remo, 18. Levante, 19. Hera, 20. Niere. ✱ **Wabenrätsel:** 1. Nebo, 2. Nola, 3. Elle, 4. Leto, 5. Oberon, 6. Orakel, 7. Ekarté, 8. Eber, 9. Rega, 10. Kama 11. Nora. ✱ **Wortpyramide.** a, an, Man, Name, Mager Manege, Remagen, Migraene, Menagerie. ✱ **Silbenkreuz.** 1—2 Roma, 1—8 Rosa, 2—3—6 Malaga, 2—4 Maden, 3—2 Lama, 3—4 Laden, 5—1—2 Aroma, 5—1—8 Arosa, 5—3 Ale. 5—4 Aden, 5—6 Aga, 6—3 Gala, 7—3 Ella, 7—8 Elsa, 8—2—4 Samaden. ✱ **Magisches Gitter.** 1. Pegasus 2. Gallium, 3. Spirale, 4. Simmern. ✱ **Magischer Großdiamant.** 1. Ase, 2. Isere, 3. Ern, 4 Duo, 5. Guben, 6. Oel, 7. Ode, 8. Adolf, 9. elf, 10 Mia, 11 Riese, 12. Ast.

HUMOR

Klapprot hat geheiratet. Ein gewisses Fräulein Anni.
„Warum haben Sie denn das Mädel nicht früher geheiratet, Sie kennen es doch schon seit zehn Jahren."
„Gewiß", meint da Klapprot, „aber damals war sie mir zu alt."

*

Richter: „Sie beantragen Vertagung, Angeklagter, weil Ihr Verteidiger erkrankt ist. Sie sind doch aber auf frischer Tat ertappt worden und haben den Diebstahl obendrein eingestanden, ich wüßte nicht, was Ihr Verteidiger für Sie Günstiges da noch vorbringen könnte!"
Angeklagter: „Darauf bin ich eben auch neugierig, hoher Herr Gerichtshof!"

*

„Na, endlich treffe ich Sie, Herr Meier! — Sie wollten mir doch schon vor fünf Wochen die seinerzeit geborgten 80 Mark zurückgeben!?"
„Ja, wissen Sie, ich wollte sie Ihnen ja auch pünktlich vor fünf Wochen zurückgeben, aber da hatten Sie gerade tiefe Trauer, und da durfte ich doch unmöglich Ihnen eine so große Freude machen!"

*

Meier schuldet dem Müller zwanzig Mark und geht ihm seither geflissentlich aus dem Wege. Aber eines Tages stößt er bei trübem, diesigem Wetter doch unvermutet auf der Straße mit ihm zusammen.
„Halloh, Meier!" freut sich Müller. „Fein, daß wir uns endlich mal treffen!"
„Ja", sagt Meier. „Dieser verdammte Nebel!"

*

„Vati, noch eine kleine Frage hätte ich!"
„Also schön, dann frage mich!"
„Wie kommt es, daß jeden Tag immer genau so viel passiert, wie in die Zeitung hineinpaßt?"

„Kellner, ich habe ein Markstück fallen lassen. Wenn Sie es finden, geben Sie es mir morgen zurück; wenn nicht, können Sie es behalten!"



„Die Sitzbadewanne ist ja ganz schön — aber diese hier zum Stehen gefällt mir nicht."

Zeichnung: Bauer.

A: „Wenn ich mal eine Nacht durchgezecht habe, bin ich am andern Morgen ganz zerschlagen."
B.: „Nanu, das habe ich ja gar nicht gewußt, daß Sie schon verheiratet sind!"

„Was", ruft der Mann entsetzt, „schon wieder ein neues Kleid?! — Gerade wo ich jetzt so große geschäftliche Verluste gehabt habe!"
„Na, eben deshalb!" erwidert die Gnädige. „Du sagtest doch ausdrücklich, ich solle es keinem Menschen merken lassen!"

*

„Na, wie hat dir denn die Hauptdarstellerin in der neuen Operette gefallen?"
„Oh, sehr gut! Sie hat aus äußerst dürftigem Material doch noch etwas sehr Hübsches zustandegebracht!"
„Jaja! Darin ist sie groß! Mehr als einen knappen halben Meter braucht sie nie!"

*

„Und glaubst du wirklich, daß die Verjüngungskur dieses Wunderdoktors etwas hilft?"
„Also, wenn ich dir sage! Meine dreiundfünfzigjährige Tante zum Beispiel ist, seit sie diese Kur gemacht hat, statt neunundDreißig nur noch einundzwanzig Jahre alt!"

*

„In einer amerikanischen Modezeitschrift steht, daß die starkgeschwungenen, sogenannten ‚erstaunten' Augenbrauen von den wirklich smarten Frauen nicht getragen werden."
„Das ist doch klar! Eine wirklich smarte Amerikanerin gerät überhaupt nie in Erstaunen!"

*

Als der Schupo herankam, lag der eine der beiden Raufenden in ziemlich mitgenommenem Zustand auf dem Boden. Der andere war spurlos verschwunden.
„Können Sie Ihren Angreifer beschreiben?" fragte der Schupo.
„Natürlich!" erwiderte der Besiegte kläglich. „Deswegen hat er mich ja zusammengeboxt!"

ANEKDOTEN

Starrsinn bis zum Tode

Bartholomäus Rems war einer der Teilhaber des Augsburger Handelshauses Hochstetter, das an Macht und Reichtum den Fuggern kaum nachstand.

Einstmals glaubte er sich von seinen Teilhabern betrogen, die ihm statt eines Gewinnes von 33 000 Gulden nur 26 000 auszahlen wollten. Die Sache kam vor den Richter, endlich auch vor den Kaiser, der durch seinen Schiedsrichter die Gesellschaft verurteilen ließ, dem Bartholomäus Rems zwar nicht 33 000, aber 30 000 Gulden zu zahlen.

Rems gab sich nicht zufrieden, sondern verlangte nach wie vor 33 000. Er ging nach Spanien, um selbst seine Sache vor Karl V. zu vertreten.

Doch der Kaiser blieb dabei: „30 000 Gulden, wie der Schiedsrichter gesprochen!"

Da überkam den Rems der blinde Zorn. Er überfiel einen Warenzug der Hochstetter und nahm sich für 3000 Gulden Tuche und kostbares Gewürz. Als der Kaiser von dieser Gewalttat erfuhr, ließ er ihn greifen und zu Augsburg in den Turm sperren.

An jedem Morgen pochte ein Schreiber des Rates an seine Zelle: „Willst du 30 000 Gulden nehmen und frei sein?"

Und jedesmal, bis zum letzten Tage seines Lebens, gab Rems zur Antwort:

„Nein, nur mit 33 000 will ich frei sein."

So lebte er siebzehn Jahre im Heiligen-Kreuz-Turm zu Augsburg.

Zerstreuter als ein Professor

Von dem russischen General Benckendorff, der kurze Zeit nach Beendigung des Krimkrieges starb, erzählt man sich einige hübsche Geschichten. In einem Manöver trat er einmal in das Postamt einer kleinen Stadt, die ihm für einige Tage als Standquartier dienen sollte.

„Sind Briefe für mich angekommen,"

„Wie ist der Name Eurer Exzellenz?"

„Mein Name?" murmelte Benckendorff, „mein Name?"

Doch so sehr er sich den Kopf zerbrach, sein Name fiel ihm nicht ein. Da ihm die Sache peinlich war, sagte er dem Beamten, er werde später wiederkommen.

Auf der Straße traf er einen Kameraden.

„Tag, Benckendorff", rief der ihn an.

„Benckendorff? Richtig — natürlich —"

Hocherfreut verschwand der General wieder im Postamt.

*

Alle Gäste waren schon längst gegangen. Der Gastgeber war verzweifelt, denn der General Benckendorff saß als letzter im Rauchzimmer, paffte dicke Wolken vor sich hin, sah erst gelangweilt, dann drohend den Hausherrn an und machte im übrigen keine Miene, nun endlich auch zu gehen.

Endlich faßte sein Wirt sich ein Herz.

„Darf ich für Exzellenz meinen Wagen anspannen lassen? Ihr Kutscher scheint sich verspätet zu haben."

Benckendorff fuhr auf.

„Das heißt den Scherz zu weit treiben! Seit einer Stunde überlege ich, wie ich Sie loswerden kann, und nun wollen Sie mich hinauswerfen!"

Er hatte in seiner sprichwörtlichen Zerstreutheit sich selbst für den Gastgeber, dessen Wohnung für seine eigene gehalten, den Hausherrn aber für den Besucher, der immer noch nicht gehen wollte!

Schlagfertige Antwort

In das Zelt des französischen Marschalls Ney trat ein Offizier mit einer eiligen Meldung.

„Wo ist Ney?" herrschte er den Diener an, ohne den im Hintergrund sitzenden Marschall zu bemerken.

Der trat hervor.

„Einfach Ney? Es gehört sich wohl, wenigstens das Wort Marschall davorzusetzen!"

Schlagfertig erwiderte der Offizier: „Ich habe nie gehört, daß man einen Hannibal oder Cäsar mit Marschall angesprochen hätte!"



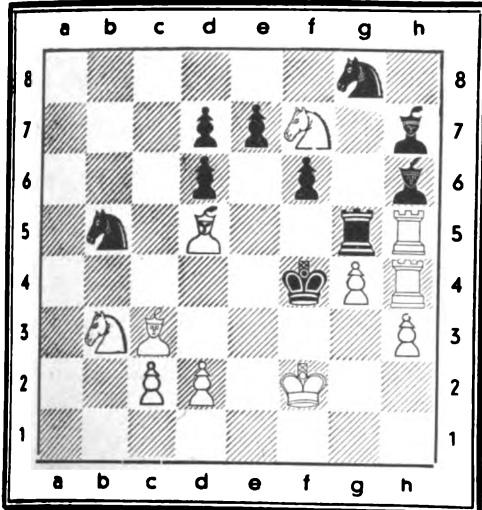
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Heinrich Gue, Magdeburg

Schwarz: Kf4, Tg5, Lh6, Lh7, Sb5, Sg8, Bd6, d7, e7, f6 (10)



Weiß: Kf2, Th4, Th5, Lc3, Ld5, Sb3, Sf7, Bc2, d2, g4, h3 (11)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 3.

Dreizüger von Kurt Renner, Haynau.

Weiß: Kc2, Da7, Se6, Bd3, e3, e4 (6)

Schwarz: Kb4, Th4, Le5, Bb5, d4, h3 (6).

1. Sc7!, L×c7; 2. Kb2, La5; 3. D×d4‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; F. Ruckdeschel, Nürnberg; H. Quandt, Essen; L. Hohensee, Berlin W; B. Bauer, Heidenheim; Dr. Best, Wolfenbüttel; J. Herwig, Gotha; W. Jäger, Weimar; Dr. Röhrs, Berlin-Friedenau; A. Hinrichs, Naumburg (Saale); Marie Barthel, Dortmund-Hörde; W. Hoppach, Bln.-Spandau; H Sander, Cranzahl; E. Raeger, Hamburg; J. Diehl, Oberschmitten; Dr. Schroeter, Rostock-Gehlsdorf; F. Buschmann, Norden; Ebeling, Potsdam; Lange, Radebeul; Dr. Nickel, Hofgeismar-Kassel; H. Dühmert, Berlin N; H. Grünberg, Halle (Saale); C. Weinrich, Syke; L. Schlobach, Rochlitz; A. Marcus, Celle; K. Beilicke, Niederaula; H. Schröder, Frankfurt (Oder); Elfriede E., Thyrnau; W. Gebauer, Bürgel; M. Templin, Friedenstadt; C. Ebert, Hamburg; Hefeschmidt, Nürnberg; K. Pfau, Hormersdorf; Pfr. Klein, Setzingen; H. Tholl, Hamburg; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Breidenich, Kesternich, Ella Knopp, Ro-
...denkirchen; O. Behncke jr., Cuxhaven; M. Wurz, Wien 9; M. Gihlberger, München; A. Schweinsberg, Duisburg; H. Baumgartner, Weidenau (Sieg); K. Brehm, Bern-...burg; Pasch, Osnabrück; K. Roß, Hamburg; Dr R. Kindig, Graz; B. Farohs, Ma-...rienburg; W. Sudrow, Istanbul-Galata (Türkei). E. Daust, Staßfurt; F. Büttner, Fürth i. B.; E. Brand, Holthausen; H. Ackermann, Norden; K. F. Krautter, Stuttgart; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Ch. Ellrich, Spangenberg; Königkrämer, ...Suhlendorf; M. Raila, Frankfurt a. M.; A. Jeck, Niederhadamar; Folge 2 und 3: Dr. J. Krug, Dresden; E. Schinze, Willingen; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen (Saar); O. Gothner, Goslar; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutug.

Einige Löserurteile: „Eine niedliche Kleinarbeit", P. Sch., S.; „Ein Springeropfer zum Zwecke der Läuferlenkung (Römische Lenkung!)", F. R., N.; „Scharfe Logik zeichnet das Springeropfer und den bescheidenen Königszug aus", E. R., H.; „Hier hat der Springer wieder einmal ein Schnippchen geschlagen", W. H., B.; „Sehr elegant: Finte, Vorstoß, Treffer!" Dr. Sch., R.; „Friß dich an meinem Springer satt, sonst setz' ich dich beim Zweiten matt", H. G., H.-S.; Winterhilfe: „Wer opfert, gewinnt!" E. E., Th.; „Der 2. Zug stellt eine brillante Pointe dar", F. B., F.; „Hat mir viel Freude bereitet", H. A., N. usw.

Eröffnungskatastrophe

aus dem Turnier zu Birmingham 1937

Slawische Verteidigung des Damengambits

Weiß: Winter				Schwarz: Aldis	
1. d2—d4	Sg8—f6	8. 0—0![2]	e7—e6	15. b2—b3	f7—f6
2. c2—c4	c7—c6	9. Dd1—e2	h7—h6?[3]	16. Tf1—e1	Dd8—c8
3. Sg1—f3	d7—d5	10. e3—e4	Lf5—h7	17. Lc1—a3†	Ke7—f7
4. Sb1—c3	d5×c4	11. d4—d5!!	c6×d5	18. Ta1—c1	Sd5—f4
5. a2—a4	Lc8—f5	12. e4×d5	Sf6×d5	19. De2—d2	Dc8—d8
6. e2—e3	Sb8—a6[1]	13. Sc3×d5	Sb4×d5	20. Dd2×f4	Lf8×a3
7. Lf1×c4	Sa6—b4	14. Lc4—b5†	Ke8—e7	21. Tc1—c7†	Kf7—f8
				22. Sf3—d4	Lh7—f5
				23. Df4×f5	

Schwarz gibt auf!

[1] Dieser reichlich gekünstelt aussehende schwarze Aufmarsch hat nur dann Erfolg, wenn Weiß den Angriff nicht genau genug führt! Sicherer und vor allem aussichtsreicher ist e6, 7. L:c4, Lb4! usw.

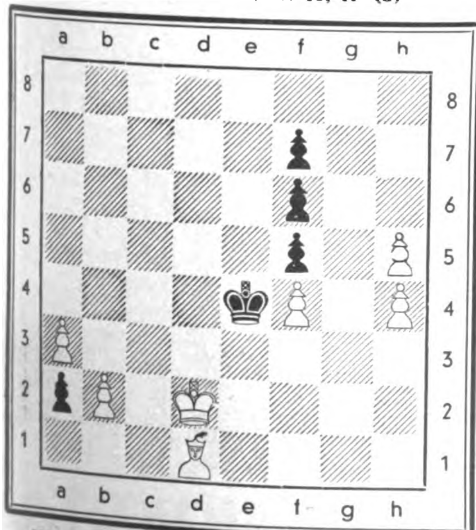
[2] Im Wiener Trebitsch-Turnier wurde hier mehrfach Se5! gespielt, was aber Schwarz nur das wichtige Entwicklungstempo e7—e6 schenkte!

[3] Dieser „Angstzug" ist nicht nur in den meisten Eröffnungen überflüssig und schädlich, sondern hier auch bereits der entscheidende Fehler, wie der Meister von England eindrucksvoll nachweist! Aber auch nach dem richtigen Le7 behält Schwarz immer ein gedrücktes Spiel! eid.

Dame im Gefängnis!

Folgende hübsche Endspielstudie von A. Herbstmann wurde mit dem 1. Preis ausgezeichnet.

Schwarz: Ke4, Ba2, f5, f6, f7 (5)



Weiß: Kd2, Ld1, Ba3, b2, f4, h4, h5 (7)

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. Ld1—c2†, Ke4×f4; 2. Kc1, a1D†; 3. Lb1, Kg4; 4. h6, Kh5; 5. h7, Kg6; 6. h8T! (nicht 6. h8D wegen 6. ..., D×b1† worauf Schwarz patt wird. Nun gelangt der Turm leicht nach f1 und gewinnt später die Dame!)

Interessante Kleinigkeiten

Der Leiter der ernährungsphysiologischen Abteilung im Rudolf-Heß-Krankenhaus, Dresden, Dr. Ragnar Berg, gab über den Einfluß der Ernährung auf die Zähne die Erklärung ab, daß ein weiches, noch stark wasserhaltiges Brot ein Verderb für die Zähne ist, während ein Brot, welches voll ausgebacken und möglichst hart ist, die Zähne noch bis ins hohe Alter gesund erhalten kann.

*

Da die Seifenindustrie einen jährlichen Fettverbrauch von rund 250 000 Tonnen zu verbuchen hat, ist man dazu übergegangen, nach einem patentierten Verfahren aus Paraffin reine weiße Fettsäure für die Seifengewinnung zu erzeugen Paraffin ist ein einheimischer Stoff, der aus Erdöl und Teer, vor allem Braunkohlenteer, gewonnen wird

*

In den Ruinen von Babylon wurde ein Stück Glas aus dem Jahre 2500 v. Chr. gefunden. Die Glasfabrikation muß also weit älter sein, als man bisher angenommen hatte.

*

Heringe enthalten reichlich das Vitamin A, das in frischem Gemüse vorkommt. Es ist bei den Heringen an den Rogen und die Milch gebunden. Besonders vitaminreich sind die geschlechtsreifen Weibchen. Durch das Räuchern werden die Vitamine nicht abgebaut

*

Das Luftschiff LZ 129 nimmt durch ein Absorptionsmittel Wasserballast aus der Luft auf; es vergrößert also während der Fahrt seinen Wasserballast aus der Luft, um die durch Verbrauch von Motorentreibstoff unvermeidliche Störung seines Gleichgewichtes wieder auszugleichen

*

Das Grab des französischen Wissenschaftlers Parmentier, der die Kartoffel in Frankreich einführte, wird heute noch zu seinem Gedächtnis mit Kartoffelstauden bepflanzt.

*

Bekanntlich steigt in der Nähe des absoluten Nullpunktes die elektrische Leitfähigkeit von Metallen fast plötzlich gewaltig an. Der Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, Professor Stark, gibt dafür eine neue Erklärung. Er nimmt an, daß bei so tiefen Temperaturen die Elektronen Kristalle bilden, die als Ganzes den Strom leiten.

*

Den Nahrungsmittelchemikern ist es heute schon möglich, aus Sägespänen auf einfache Weise Zucker zu gewinnen. Sie verwandeln den aus Holz erzeugten Zucker auf chemischem Wege und gewinnen auf dieser Grundlage Hefe, Glyzerin und kristallisierte Glukose.

*

Im Zustande der größten Ausdehnung vermag die menschliche Lunge etwa 4000 ccm Luft zu fassen. Auch nach längstem Ausatmen enthält sie noch eine beträchtliche Menge Luft, nämlich etwa 1200—1600 ccm.

*

Die Elektrifizierung der Eisenbahnen wird den Kohleverbrauch auf der Erde erheblich vermindern, denn eine Lokomotive verbraucht für 100 Kilometer Fahrstrecke im Durchschnitt 30 Zentner Kohlen.

*

Die Unfallstatistiken weisen nach, daß in 90 Prozent aller Verkehrsunfälle menschliches Fehlverhalten die Ursache ist. Die restlichen 10 Prozent verteilen sich auf technische und sonstige Mängel.

*

Die Schwerkraft der Erde ist täglich geringen Schwankungen unterworfen, die mit dem Ablauf von Ebbe und Flut zusammenfallen. Rechnerisch wurde ein Heben und Senken der Erdoberfläche von 325 bis 475 Millimeter täglich ermittelt.

*

Die Sterblichkeit bei akuter Blinddarmentzündung ist wegen der heute fast gefahrlosen Operation erheblich gesunken. Auf ein- bis zweihundert Erkrankungen entfällt nur ein Todesfall. Alwin Dreßler

DR. HEINZ SISKA:

Die Straßenjugend lief nebenher

Ein Bericht vom ersten Autorennen der Welt

Es ist noch nicht lange her — gute vierzig Jahre sind seitdem erst vergangen — da hielt man die Benutzer von Motorwagen für verrückt, die Erfinder dieser Teufelsfahrzeuge aber stellte man mit den Falschmünzern auf eine Stufe. Immerhin hatte man doch einigen Respekt vor den fauchenden Ungetümen: Noch in den achtziger Jahren schrieb man ihnen in England allen Ernstes eine Höchstgeschwindigkeit von vier Kilometern in der Stunde vor und verlangte ohne viel Umstände, daß ein Mann mit einer roten Fahne vorauszugehen hätte, wenn ein solcher Apparat auf der Straße sein Unwesen triebe. Der Deutsche Daimler, der zusammen mit Benz der eigentliche Erfinder des Automobiles ist, mußte bei seinen ersten Motorbootfahrten auf dem Neckar rings um das Boot Drähte an Isolatoren anbringen, um einen elektrischen Antrieb an Stelle des verwendeten Benzinmotors vorzutäuschen.

Aber mit List und Tücke erreichten es die Erfinder, daß man sich an die tollen Burschen mit den vier Rädern und den knatternden Motoren, die — unglaublich — durch ständige Explosionen angetrieben wurden, gewöhnte. Und schon 1894 startete das erste Autorennen der Welt. Das war so originell, daß es sich lohnt, davon zu erzählen.

Veranstalter war nicht eine Organisation von Autofahrern — an so etwas dachte man damals noch nicht —, sondern eine Zeitung, das Pariser Blatt „Le Petit Journal", das schon einige Jahre vorher für das erste Straßenrennen auf Fahrrädern Preise gestiftet hatte. Diese Zeitung erließ im Frühjahr 1894 einen Aufruf, in dem sie 5 000 Franken und eine Reihe von kleineren Preisen für ein Straßenrennen mit Motorwagen ausschrieb, das von Paris nach Rouen und zurück stattfinden sollte. Postwendend liefen aus allen Teilen Frankreichs und aus dem Ausland zahlreiche Briefe ein, in denen Besitzer von Motorwagen ihre Teilnahme an dem Rennen ankündigten. Einen solchen Erfolg hatte man gar nicht erwartet.

Aber gleich darauf kam der Ärger. Da waren erst noch die Behörden, die wollten nicht viel von dieser kuriosen Veranstaltung wissen, denn in Paris gab es viele, die sich gegen die Invasion der Teufelskarren wehrten. Nach langem Hin und Her wurde bestimmt, daß innerhalb der französischen Hauptstadt die Geschwindigkeit nicht mehr als 12 Kilometer betragen dürfe. Alles war sich einig, daß ein größeres Tempo für Menschen, Straßen und Wagen viel zu gefährlich sei.

Endlich war es soweit. Am 28. Juli 1894 wimmelte es auf der Ausfallstraße Paris—Rouen von Zehntausenden, die sich den Spaß ansehen wollten. Viele hielten sich allerdings in respektvoller Entfernung, denn es hatte sich herumgesprochen, daß tatsächlich die meisten Wagen durch Explosionen angetrieben wurden! Man sah die merkwürdigsten Erscheinungen unter den Konkurrenten: Uralte Konstruktionen von Dampfwagen, Vehikel mit Benzin-, Preßluft- und Gasmotoren, alle Spielarten von fahrbaren Ungetümen füllten den Startplatz. Dementsprechend waren die Startvorbereitungen. Es dauerte Stunden, bis die Räderapparate fahrfertig waren, denn es gehörte schon Raffinement dazu, sie anzuheizen. Drei Männer wurden abgeführt, weil sie mit Steinen nach den Fahrern geworfen hatten — allerdings ist der Nachwelt nicht überliefert, ob sie das aus fieberhafter Erwartung oder aus abergläubischem Zorn taten.

Dann ging es los. Mit riesigem Gedröhn, zischend, rasselnd und knallend setzten sich die Fahrgestelle in Bewegung, und viele Zuschauer kriegten es nun wirklich mit der Angst zu tun. Der Lärm wurde ohrenbetäubend, es schien so, als ob die Rennwagen einer nach dem anderen in die Luft gehen sollten. Zur Beruhigung der Menge blieb ein großer Teil der Konkurrenten schon nach den ersten hundert Metern liegen. Die übrigen erfüllten die Gegend mit unglaublichem Krach, wälzten sich, in Staub- und Benzinwolken gehüllt, durch die erschrockene Landschaft, konnten aber nicht verhindern, daß die Jugend mit anspornenden Zurufen nebenherlief.

Manche Überraschung harrte der kühnen Rennfahrer. In vielen Dörfern hatten sich die Bauern vor Angst in die Häuser verkrochen, nicht ohne vorher vor den Dorfeingängen Steinbarrikaden errichtet zu haben, die erst mühsam beiseitegeräumt werden mußten. Die Wege waren nur für gemütliche Pferdefuhren hergerichtet und boten den Teilnehmern äußerst geringe Möglichkeiten zum guten Fortkommen. Aber nach und nach wurde die ganze Strecke überwunden, wenn auch von den 102 gestarteten nur 15 das Ziel erreichten, und von denen war der erste ein — Dampfwagen! Der konnte leider nicht gewertet werden, weil er den Wettkampfbestimmungen nicht entsprach, und ein französischer Wagen, ein Peugeot, gewann den ausgesetzten Preis mit der beachtlichen Stundengeschwindigkeit von 20,5 Kilometern Die beiden nächsten waren ebenfalls französische Wagen Alle drei wurden von deutschen Motoren getrieben, die Daimler konstruiert hatte.

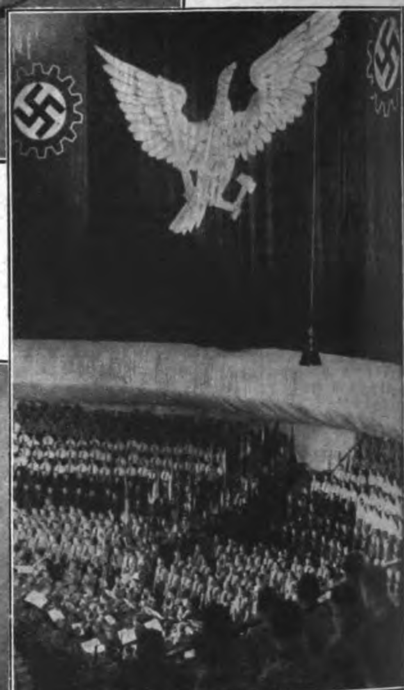
So war das erste Autorennen, im Vergleich zu den Rennen von heute, behäbig und langweilig. Aber es war der erste Antrieb zum Verbessern der Konstruktionen, die von Wettbewerb zu Wettbewerb immer höher entwickelt wurden. Es war der Anfang eines neuen Zeitabschnittes, des Zeitalters der Motoren, das unsere Generation zu unumschränkten Herren über Raum und Zeit, über schöne Natur und weite Landschaft gemacht hat. Das Steuerrad hinter dem Benzinmotor ist der Schlüssel geworden zu der Pforte, hinter der sich die moderne Romantik verbirgt: die der Freuden und Abenteuer, der Märchen und Gefahren, wie sie der Motorfahrer erlebt.



Links: Während der Eröffnung des Reichsberufswettkampfes. In vorderer Reihe (v. l. n. r.) Reichspostminister Ohnesorge, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Reichsjugendführer Baldur von Schirach und Obergebietsführer Axmann.

DER IV. REICHSBERUFSWETTKAMPF

wird feierlich eröffnet

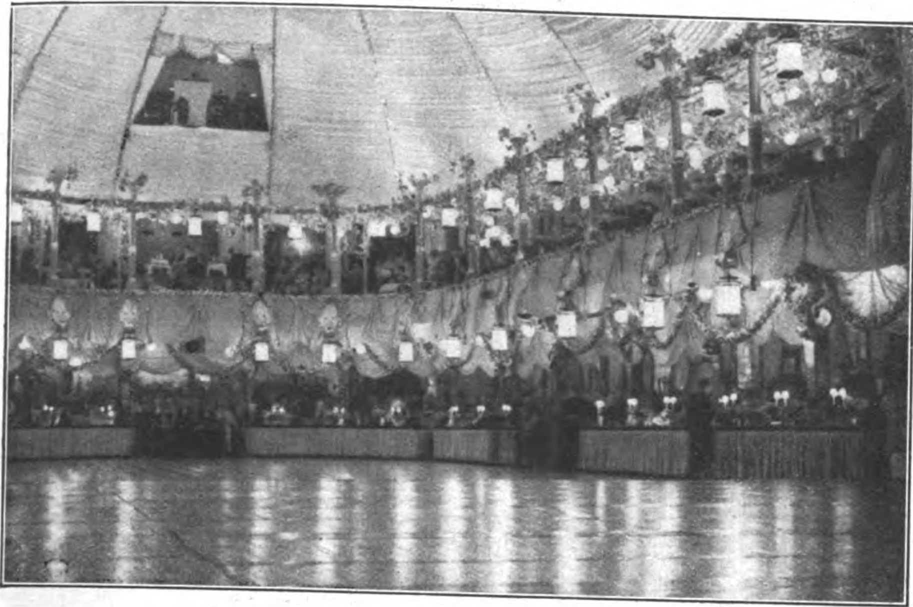


Ein Blick in den für die Reichsberufswettkämpfe schon traditionell gewordenen Sportpalast während der machtvollen Kundgebung.



Aufnahmen: Weltbild 3.

Links: Der Auftakt zu dem Reichsberufswettkampf, in dem die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, Angestellten und Handwerkslehrlinge fachlich-praktische und weltanschauliche Proben ihrer Leistungen ablegen werden unter dem idealen Geleitwort: Arbeit für Deutschland!



Der festliche Saal beim Ball der Stadt München.
Sogleich werden Rhythmus und Anmut auf dem spiegelglatten Parkett Triumphe feiern



Die Jungvermählten beim Verlassen der Peterskirche in Rom.

HOCHZEIT IM HAUSE MUSSOLINI

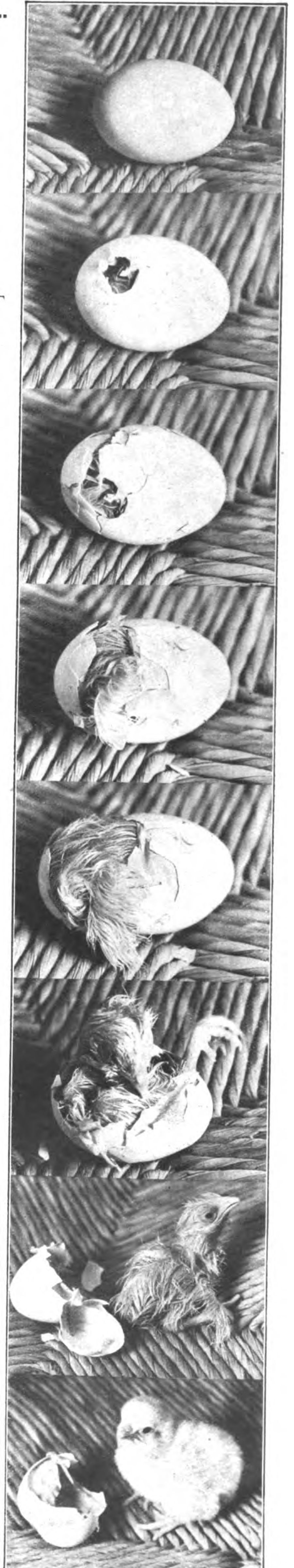
Links: Eine begeisterte Volksmenge erwartete das junge Paar nach der Trauung vor der Peterskirche.



Rechts: Mussolini mit der Brautmutter, Frau Buvoli, beim Verlassen der Peterskirche.

EIN HUHN ERBLICKT DAS LICHT DER WELT

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 1. Weltbild 3. Rondophot 1.

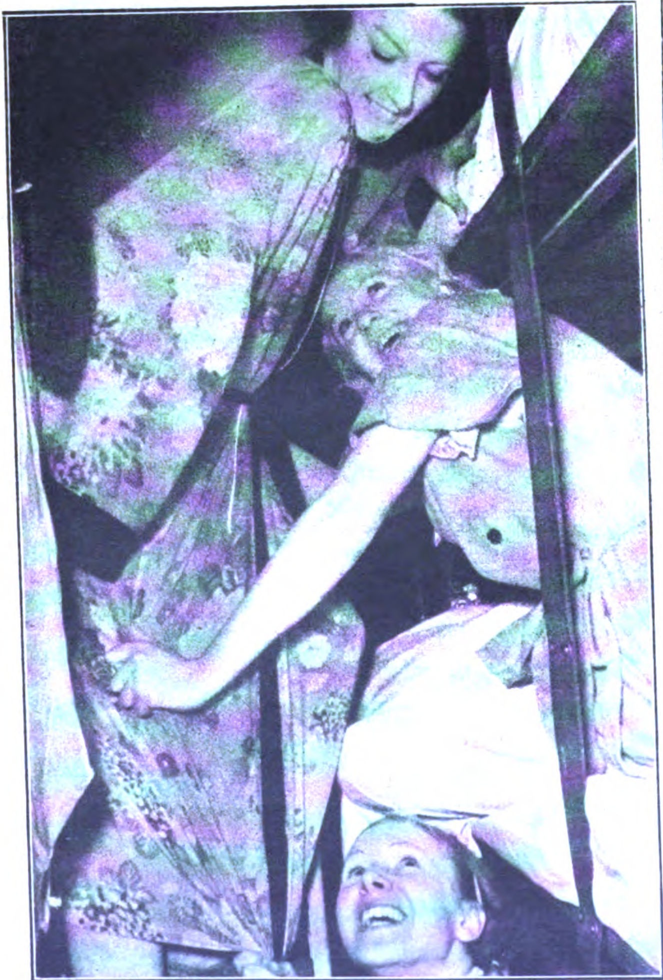


Ein Hühnerei, das aussah wie tausend andere Eier auch, wurde auf ein Heizkissen gelegt und darin eingepackt. Die Kamera sah folgendes: Lange Zeit regte sich nichts. Dann aber begann das in nebenstehenden Bildern enthüllte, ewig geheimnisvolle Wunder: Es regte sich plötzlich etwas in dem Ei, pickte, pochte, erst schwach, dann langsam stärker. Plötzlich riß die glatte Schale und nun wurde ein wirrer, nasser Federknäuel sichtbar, der nach und nach die ganze Hülle zerbrach. Wenige Minuten Erholung und trockene Wärme und ein kleiner Kerl stellt sich auf die Beine, plustert sich auf und sagt mit dünnem Stimmchen: Piep!

12 „Mann" 1 „Oberst" – die Prinzengarde – reisen von München zum Presseball nach Berlin

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer 8.

Oben:
Kein Wunder, daß sich alles freut, es geht doch nach Berlin!



Links:
Die Koje oben hat zwar manches für sich, doch erst muß man drin liegen; Kräfte vereinigen sich aber hier, um den Aufstieg zu verhindern.



Und am Abend exerzieren sie den Berlinern die Adjektiva „keß" und „fesch" vor, daß selbst der revuekundige Fachmann staunt.

In höheren Regionen hat man ja schon oft geschwebt, aber so in Wirklichkeit über den Wolken zu fliegen, das ist Erlebnis.



Rechts: Wenn man von 36 Stunden nur 7 Stunden schlafen durfte, ist es kein Wunder, daß die Augenlider schwer und schwer und schwerer werden . . .



Der Herr Oberst hat zwar viele Orden, aber gegen den Schlaf kämpft er vergeblich.



Rechts: Die kleine Gardistin hat sich an den Piloten herangemacht, sie möchte einmal fliegen. Links neben ihr läßt der verantwortungsbewußte Flugzeugführer das automatische Mittun zu, weil sie doch keinen Schaden anrichten kann



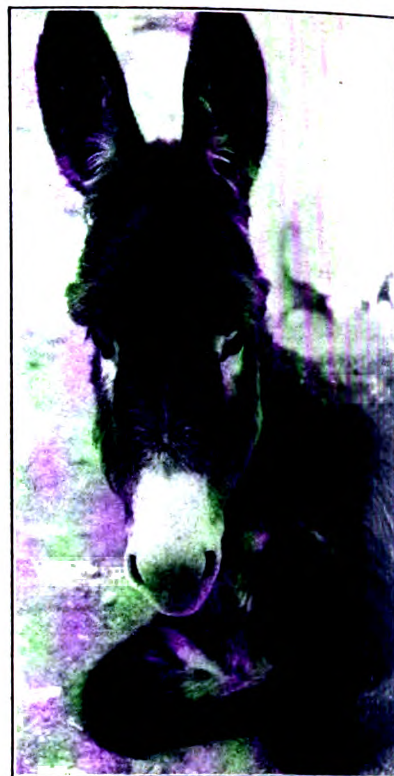
Und kaum wieder angekommen in München, wartet schon das Auto, um die Prinzengarde zum Faschingszug zu bringen, wo sie während der nächsten Stunden angestrengt weiterexerzieren muß. Dienst ist nun mal Dienst!

Eseltiere aus 5 Ländern

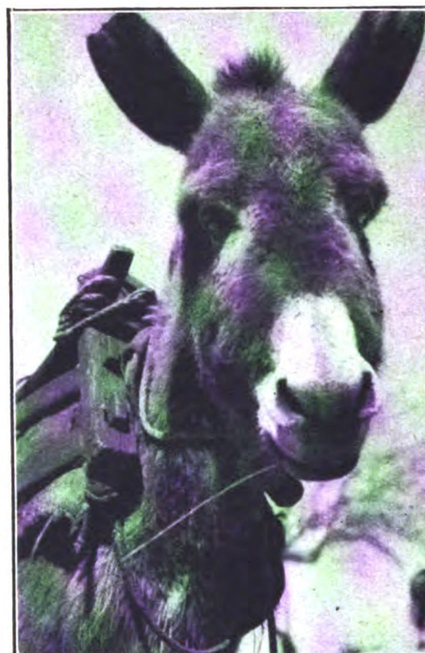
Bei uns ist der Esel im Straßenbild fast verschwunden, wenn er auch aus unserem Wortschatz schlecht fortzudenken ist. In vielen Ländern jedoch, besonders auf dem Balkan, in Spanien und Nordafrika spielt Freund Langohr eine äußerst wichtige Rolle, nicht allein zum Mehlsäcke tragen, iah-wohl!



Bulgarien:
Dieser fast schneeweiße Esel im bulgarischen „Tal der Rosen" wird ganz gewiß von manchem feurigen Burschen beneidet.



Sizilien:
Ein junger Herr, der sich noch rekeln und rangeln darf, philosophiert ein wenig

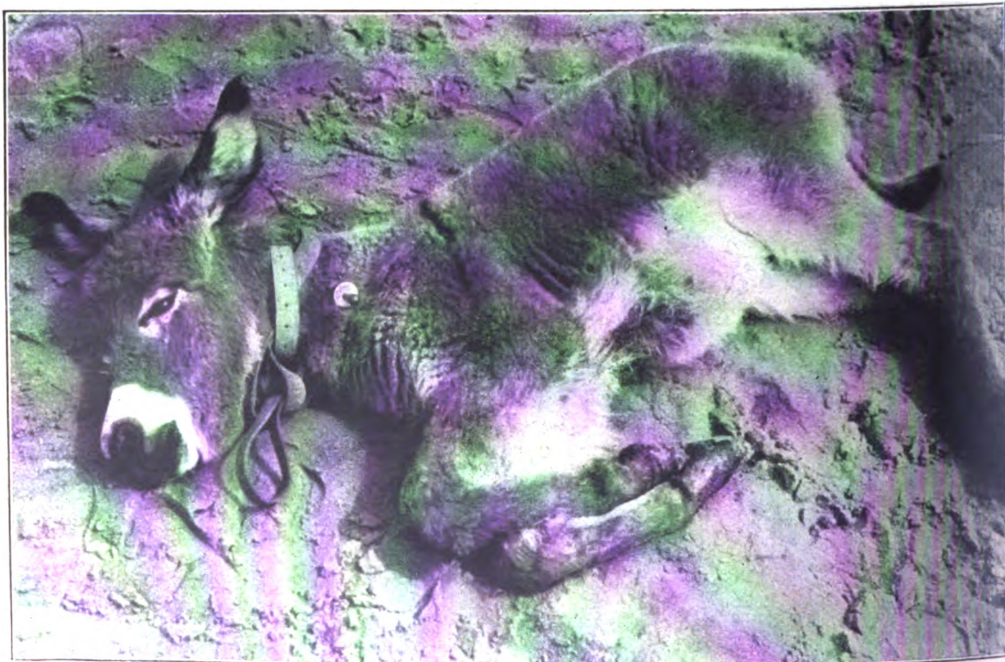


Montenegro:
In Montenegro ist der Packesel zu Hause; der eigenartige Packsattel aus Holz dient gleichzeitig zur Personen- und Lastenbeförderung



Irland:
So klein noch, aber schon störrisch; zeigt selbst der Mama die ausschlagenden Hinterbeinchen, weil ihm etwas nicht in den Kram paßt.

Aufnahmen: Bernd Lohse (5).



England:
Dieser Esel, der es besser hat als seine Artgenossen im Süden, lebt in England. Er ist der anerkannte Liebling des Seebades Blackpool, und sich seiner Würde durchaus bewußt.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 8 / DONNERSTAG 25. FEBRUAR 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Die Frontkämpfer der Welt bei Adolf Hitler.

Soldaten des Weltkrieges von gestern — Soldaten des Friedens von heute umringen den stärksten Verfechter des Völkerfriedens.

Aufnahme aus dem Berghof in Berchtesgaden von Heinrich Hoffmann.

DIE FRONTKÄMPFER
DER WELT BEI ADOLF HITLER



Ankunft der Teilnehmer des Internationalen Frontkämpferkongresses in Berchtesgaden.
Vor dem Bahnhof hatte die Ehrenkompanie Aufstellung genommen.



Abschreiten der Ehrenkompanie.
Von links nach rechts: Herzog von Coburg, der kriegsblinde und einarmige Führer der italienischen Kriegsopfer Delcroix (grüßend) am Arm des Reichskriegsopferführers Oberlindober.



Der Führer begrüßt den Feldmarschalleutnant Graf Takách-Tolvay (Ungarn); in der Mitte: Oberstleutnant Cesáre Cav. de Sgardelli (Ungarn).



Frau Delcroix (Italien) am Arme ihres Gatten On Carlo Delcroix, rechts v. beiden: Hauptmann Nast-Kolb und Legationsrat Dr. Schmidt.

Der Führer im Gespräch mit der rumänischen Abordnung.
Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Angehörigen der rumänischen Abordnung den Worten des Führers.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Dn. Carlo Delcroix begrüßt als Präsident der ständigen Internationalen Frontkämpferkommission den Führer im Namen aller seiner Kameraden des Weltkrieges sowohl als Staatsoberhaupt als auch als Frontkämpfer.
V. l. n. r.: Dr. Monotti, Italien, Herzog von Coburg, Delcroix.



Der Führer in angeregter Unterhaltung mit der polnischen Abordnung.
Von links nach rechts: Adolf Hitler, Abg. Major E. Wagner, Abg. Jozef Ostafin, Major Jan Ludyga Laskowski.



Adolf Hitler im Kreise der französischen Abordnung.
Von links nach rechts, sitzend: Jean Goy, Henri Lévêque (vor der Uhr), dann: Jean Desbons, Henri Chatenet.

ARBEITEN FÜR DAS Deutsche Haus AUF DER WELTAUSSTELLUNG IN Paris 1937

Nach Entwürfen des Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt, Professor Speer, werden in einer Berliner Mosaikwerkstätte riesige Mosaikbilder hergestellt, die das Deutsche Haus auf der Pariser Weltausstellung schmücken sollen. Millionen kleiner Mosaiksteinchen werden in liebevoller künstlerischer Kleinarbeit zusammengefügt, um die eigenartige Kunst dieser besonderen Bildgestaltung zu zeigen.

Acht dieser Bilder, von denen jedes 6 Meter hoch ist, werden zu Mosaikgemälden zusammengesetzt, um auf der Weltausstellung in Paris die Wände des Deutschen Hauses zu schmücken



Aus einer besonders zusammengesetzten Glasmasse werden sogenannte „Kuchen“ gepreßt, die in einem Kühlraum langsam erkalten müssen, am dann zu Mosaiksteinen zerschlagen zu werden



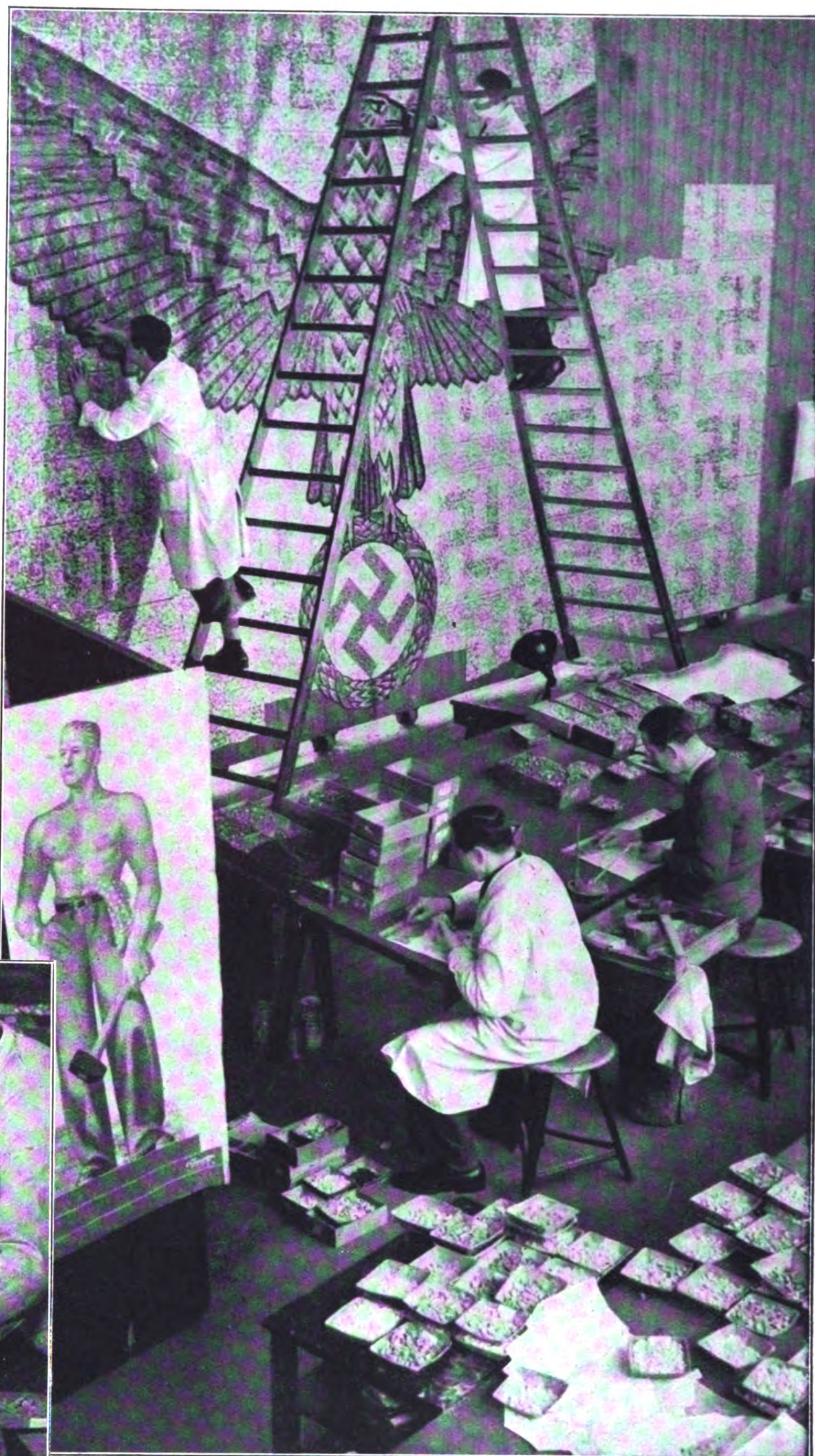
In die „Glaskuchen“ ist Blattgold eingepreßt worden. Die überstehenden weißen Glasteile werden jetzt entfernt, damit die goldenen Vierecke zu Mosaiksteinen weiterverarbeitet werden können.



Rechts: Künstler fügen in mühsamer Kleinarbeit die Bilder

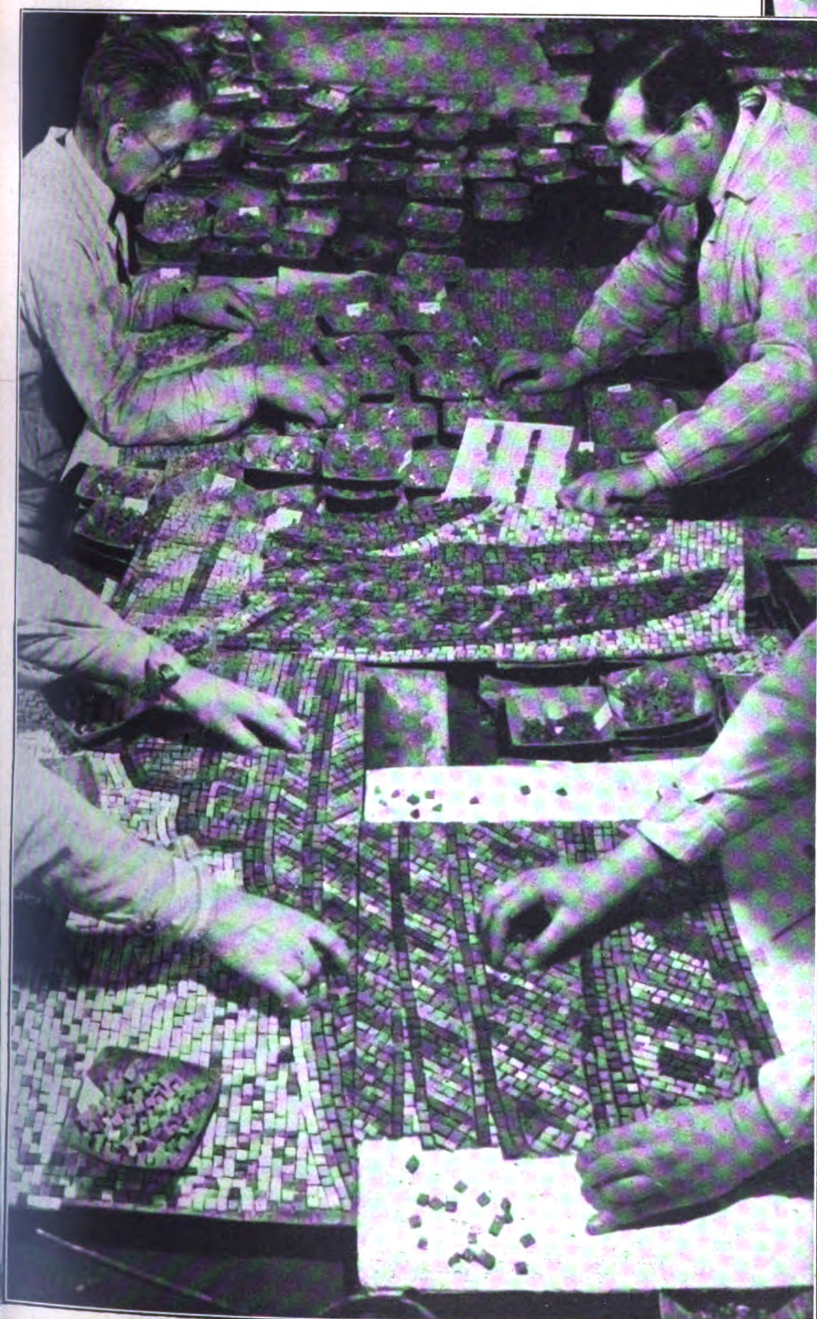


Acht Meter Flügelspannweite und fünf Meter Höhe mißt dieses Mosaikbild, das die Halle des Deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung schmücken wird. 420 000 Mosaiksteinchen mußten gefügt werden, um dieses künstlerische Hoheitszeichen zu bilden. Das Bild ist, wie es fachmännisch heißt, noch negativ; später wird die Rückseite dem Beschauer zugewandt sein.



Ein Blick in die Werkstätte, wo die riesigen Mosaikbilder hergestellt werden.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 8



Links: In unendlicher künstlerischer Kleinarbeit entstehen in einer Berliner Mosaikwerkstätte zur Zeit die riesigen Mosaikbilder, die das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in Paris schmücken sollen. Hier werden Teilstücke der Bilder zusammengesetzt.



Fleißige Künstlerhände reihen Steinchen an Steinchen zu Teilbildern, die zusammengesetzt das Hoheitszeichen darstellen

Streikwelle in USA.

Bei General-Motors in der Stadt Flint hatte der „Sitz-Streik" der Automobilarbeiter bedrohliche Formen angenommen. Die Regierung mußte zur Aufrechterhaltung der Ordnung Truppen einsetzen, die mit Tränengas gegen die Streikenden vorgingen. Nach den Berichten ist auf beiden Seiten von der Schußwaffe Gebrauch gemacht worden.

Aufnahmen: Weltbild 4.



Die übliche Auswirkung marxistischer Verhetzungen. — Hier werden in sinnloser Zerstörungswut mit Eisenstöcken Fabrikfenster eingeschlagen, Kraftbetätigungen, für die Erwachsene in Deutschland wohl kaum Verständnis haben dürften.



Die Flutwasser des Ohio sind so überraschend in die Stadt Louisville eingedrungen, daß viele Autofahrer schnell ihre Wagen verlassen mußten, um sich in höheren Stockwerken der Häuser in Sicherheit zu bringen.



Auto als Fluthöhenmarke in Pittsburg.

Dieses nahezu überschwemmte Auto zeigt den Stand des eingedrungenen Hochwassers an. Drei Flüsse gaben sich in diesem tiefgelegenen Stadtteil ein Stelldichein.

Der italienische Arbeiterführer CIANETTI bei DR. LEY dem Leiter der Deutschen Arbeitsfront

Seinen 47. Geburtstag verbrachte Reichsorganisationsleiter Dr. Ley auf der von ihm geschaffenen Ordensburg Vogelsang in der Eifel. In seiner Begleitung befanden sich italienische Gäste unter der Führung des Präsidenten der faschistischen Industriearbeiterverbände, Exzellenz Cianetti, die von Mailand zu einer achttägigen Besichtigungsreise in Köln eingetroffen waren. Nachdem sie Zeugen der eindrucksvollen Überreichung des Ehrenbürgerbriefes der Hansestadt Köln an Dr. Ley und einer großen Veranstaltung der DAF im weltberühmten Gürzenich gewesen waren, konnten die Gäste die Ordensburg Vogelsang in vollem Dienstbetriebe besichtigen. Durch weitere Städte Deutschlands, wie Aachen, Frankfurt a. M., Stuttgart, Nürnberg und Berlin, führte die Besichtigungsreise, während der die italienischen Gäste tiefgehende Eindrücke vom Wirken der DAF. unter der Leitung Dr. Leys empfingen

Der Präsident der faschistischen Industriearbeiterverbände, Exzellenz Cianetti, schreitet mit Reichsorganisationsleiter Dr. Ley die Front der Führeranwärter auf Burg Vogelsang ab



Dr. Ley begrüßt die beim Ausbau der Ordensburg Vogelsang beschäftigten Arbeiter. Erste Reihe von links nach rechts: Burgkommandant Manderbach, Dr. Ley, Präsident und Mitglied des Faschistischen Großrates Cianetti.

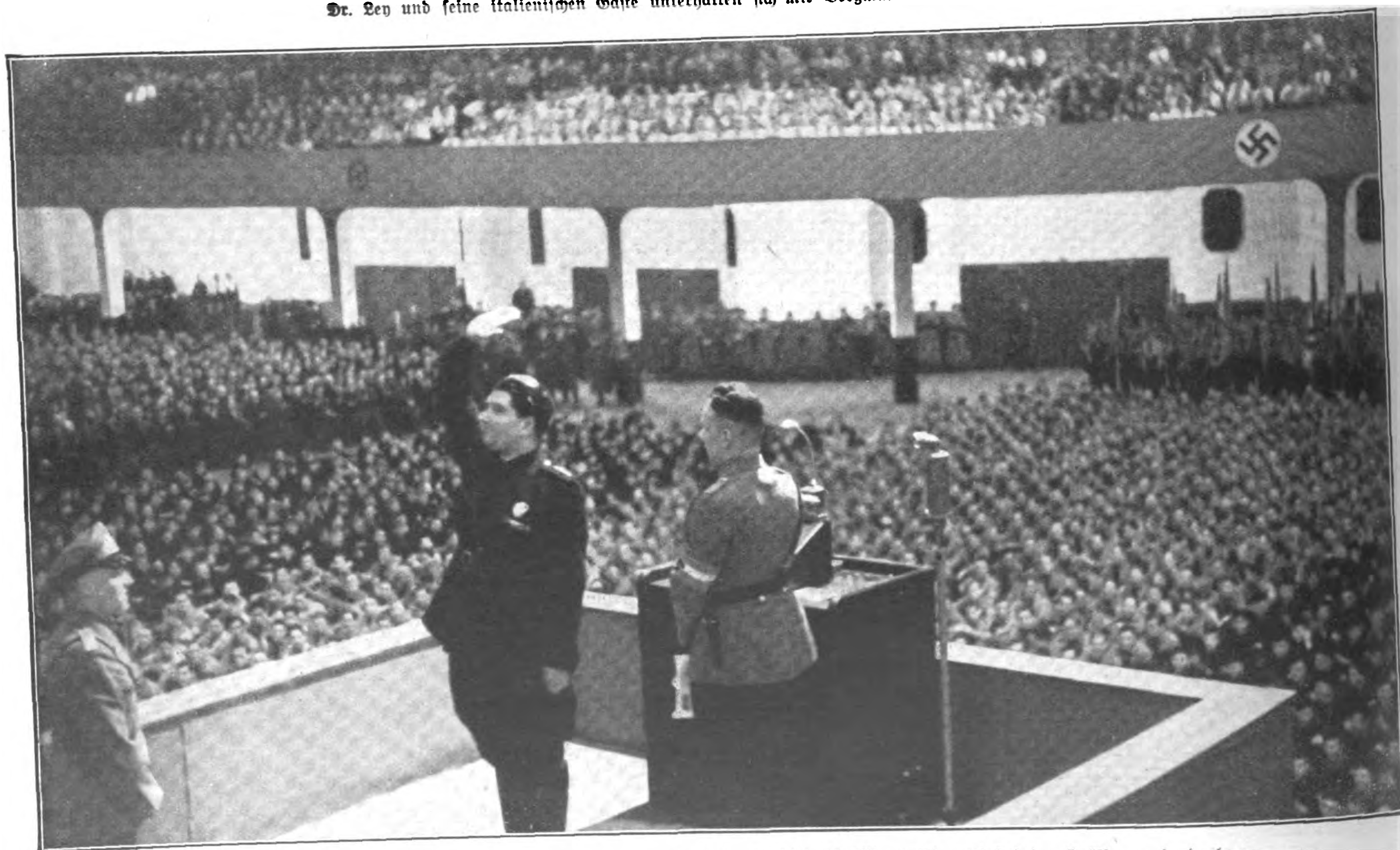
Sämtliche Aufnahmen: Fritz Bögner.



Während einer kleinen Rast auf der Fahrt nach Burg Vogelsang
Von links nach rechts: Dr. Guardi, Dr. Ley, Präsident Cianetti.

Besichtigung der Dr.-Ley-Siedlung im Aachener Kohlenrevier.

Dr. Ley und seine italienischen Gäste unterhalten sich mit Bergmännern der Siedlung.



Von den Erlebnissen der vorausgegangenen Tage stark beeindruckt, hielt Präsident Cianetti bei der Eröffnungskundgebung zum Reichsberufswettkampf in Frankfurt am Main eine begeisternde Ansprache in der überfüllten Festhalle. Die Aufnahme zeigt Cianetti, wie er der Jugend für den gewaltigen Beifall dankt.



Die überlegene, einheitliche Führung der nationalen Streitkräfte ermöglichte die Befreiung der südspanischen Hafenstadt von dem Terror der roten Horden. Unser Bild zeigt den Einmarsch nationaler Infanterie in die Calle Larios, die Hauptstraße von Malaga, deren zerstörte und geplünderte Läden von dem wüsten Treiben der roten Banditen zeugen. Jubelnd wurden die Befreier von der Bevölkerung begrüßt.

Aufnahme: Presse-Photo G. m. b. H.

NATIONALE TRUPPEN IN MALAGA

Leu



„Thomas warf die Arme über den Kopf, er konnte nichts mehr sehen. Der Luftdruck schleuderte ihn gegen den Felsen, dann war alles vorbei, alles zu Ende, und nieder sauste die Lawine..."
Zeichnung von J. Lazarus.

Auf der Hochwiese des Pilatushofes war das Gras zeitig zur Mahd. Drei breite Gassen zogen die Mäher über den Wiesenboden hin.

Voran mähte der Bauer, der alte Pilater. Er gab den Gang an. Fest trat er hin, in die Hüften gebeugt, schob ein Knie vor, dann das andere, weit schwang er aus. Schweigend tat er seine Arbeit. Das hagere, knochige Gesicht ernst wie bei einer heiligen Handlung.

Hinterher, im gleichen Schwung wie der Bauer, mähte der Joos, der älteste von den Pilatussöhnen. Derb im Wuchs, schwer und gedrungen. Keinen Blick ließ er von seiner Sense. Scharf mähte er an und genau. Nicht ein Halm stand mehr, wo er mähte, tischeben und sauber lag der Rasen hinter ihm.

Ein Stück weiter zurück mähte der Thomas die dritte Gasse. Schlanker als sein Bruder, hochgewachsen, gut einen Kopf größer. Er mähte seinen eigenen Gang. Leicht war sein Schwung, als gälte es bloß ein Spiel. Weit holte er aus, warf die blanke Sense herum, und scharf fuhr die Schneide durchs Gras.

Es ging ihm zu bedachtsam vorne. Als er den Joos einholte, setzte er ab und hob im Warten eine Handvoll Gras auf und schmeckte den herben, starken Ruch.

Unwillig wendete sich der Bruder zurück: „Was ist?"

„Schmeck's!" lachte der Thomas und hielt ihm den Grasbuschen hin.

Ohne zu antworten, drehte der andere sich ab.

Mittags, als die Sonne steil über dem Seekofel stand, setzte der Alte aus und wischte bedächtig seine Sense. Er bog das Kreuz grad, das krumm war von der Arbeit, und stapfte, noch starr in den Knien und steifbeinig, die Lehne hinauf in den Schatten der großen Zirbe. Hinter ihm der Joos, dann der Thomas.

Die Liesl war da mit dem Mittagsmahl. In dem blauen Hafen lag der dicke, gelbe Plente.

Die Mäher machten das Kreuz, wischten die Löffel an der ledernen Hose ab und begannen schweigsam zu essen.

Und über die Stunde rauschten wieder die Sensen, und die dreifältigen Mähgassen wuchsen hin bis zum Rain, wo der Lärchwald steht. Das Rauschen der Sensen war in der Luft, und alles war erfüllt von dem Ruch des frischen Heues.

Weit zieht sich die Hochwiese über die Berglehne hin. Drei Tage war Arbeit, wenn das Wetter hielt. Die Mäher stiegen nicht ins Tal hinab, die Nacht war kurz jetzt. Wenn das letzte Licht hinterm Seekofel verlosch, wartete auf der anderen Talseite drüben beim Dürrnstein schon der erste Schein des neuen Tages.

In dem kühlen Bergabend saßen sie vor dem Stadel, der ihr Nachtlager war. Der Alte legte als letzter den Dengelhammer weg und prüfte nochmals die Schärfe seiner Sense.

Er war zufrieden, stellte die Sense zur Seite, griffbereit für den nächsten Morgen. Die Hände auf die Knie gebreitet, schaute er noch eine Weile hinunter ins Tal.

Der Pilatushof drunten an der anderen Berglehne hatte die letzte Sonne. Die weißen Grundmauern leuchteten hell gegen das alte wetterdunkle Holzwerk des Hauses. Hinter dem Baumgarten lag die breite Fläche des Oberfeldes, auf dem das Korn stand. Es würde bald schnittreif sein. Hinter dem Korn zogen sich die Wiesen hin, die Hausleiten, der Kleeanger, die Halde.

Sorgsam schaute der Alte Stück für Stück seines Besitzes durch. Die gute Arbeit des Tages hatte ihn heiter und gesprächig gemacht. Er streckte die Hand vor sich hin: „Es ist zu lachen, Bueben, mit meiner rechten Hand allein deck' i unser ganze Sach' zu!"

„Fünfundzwanzig Joch, Vater", sagte der Joos kurz und zielte durch das Pfeifenrohr, ob es sauber sei.

Der Alte redete weiter: „Und do, Bueben, wenn der Pilatushof ah no so kloan ausschaut, daß er ihn mit einem Augenlul überschaut, es ist doch, als stünd' er selber von Ewigkeit her mitten unter uns, mitten auf'm Hof."

Der Joos sog an seiner Pfeife und steckte sie in Brand. Dabei beobachtete er lange und prüfend den Vater, von der Seite her.

Der war so ganz anders heute: „Jetzn ist Licht in der Stuben! Schauts, wie dös kloane Lichtl zittert! Es könnt' einem schier bang werden, so armselig ist es inmitten der Finsternis, die aus dem Wald niederkriecht ins Tal. Aber unser Herr wacht und läßt das Licht nit ausgehn. Es ist nie ganz finster worden überm Pilatushof. Ist der Hagel ins Korn gesprungen, woll, und ist die Seuch' in den Stall kommen und die Lahn in die obere Wiesen geschossen. Aber er hat nie alles zerschlagen, er hat uns allweil soviel lassen, daß wir uns wieder in die Höh' derarbeitet ham, i, mei Vater, mei Vatersvater, so weit i zruckdenk', er hat die Leut vom Pilatushof nia ganz verlassen..."

Eine Weile war es still unter den Männern. Dann, wie aus einer andern Welt her, beschloß der Bauer seine Gedanken:

„So ist es:

Der Mensch, der lebt ein' kurze Zeit,

Der Hof steht in der Ewigkeit."

Und dann stieg er mühsam in den Stadel und kroch ins Heu.

Das Gras, das sie vor drei Tagen gemäht hatten, war schon so trocken, daß sie es die Tage darauf in den Stadel bringen konnten, denn die Bergsonne ist stark. Der Joos und der Thomas faßten das Heu in die großen, leinenen Tücher und trugen es über die Lehne empor. Der Alte stand breitspurig in der Öffnung des Stadels, faßte das Heu ein und trat es nieder.

Eben raffte der Joos seinen Bund zusammen und knüpfte die Enden des Tuches in einen Knoten. Dann beugte er sich, um den Bund auf den Kopf zu heben. Und, breit die Ellbogen eingestützt, stieg er mit der Last empor.

„Gut aufg'laden", sagte der Alte heiter und breitete die Arme weit aus, um den vollen Bund zu fassen, „a Bauer muß viel dertragen können!"

„So ist es!" rief der Thomas zurück. Nach den Tagen, die erfüllt waren von dem stundenlangen, gleichförmigen Mähen, machte ihm das Heutragen jetzt Freude. Er breitete das Tuch über den Rasen und faßte ein, soviel er nur fassen konnte.

„Es ist nit not, daß du so viel auflegst", sagte der Joos im Niedersteigen und schaute prüfend, wie schwer der Bruder trug.

„I kann auflegen, so schwer i will!" lachte der Thomas und reichte dem Bauer den Bund hinauf.

„Ös tragts ja ganz schiech!" rief der Alte und faßte hastig ein, „i dertue 's ja fast nimmer!"

htendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

Der Joos zum Trotz lud sich auf mehr noch als der Thomas

Der schaute ihm eine Weile schmunzelnd zu Dann breitete er sein Tuch auf den Rasen hin, kniete nieder und raffte Heu zusammen und preßte es in den Bund, eine doppelte Last

„Was soll jetzt dös bedeuten?" Der Joos stand vor ihm und machte ein unwilliges Gesicht.

Der Thomas lachte und ahmte den Tonfall des Vaters nach: „A Bauer muß viel dertragen können!"

„Trag' i nit g'nug?" fragte der Joos zurück

„I trag' aber mehr!" lachte der Thomas, und der Übermut blitzte aus seinen Augen, „i kann mir gar nit g'nug auflegen!"

„Dös ist nit not Du brauchst nit mehr auflegen wia i!"

In dem Thomas war eine Urkraft erwacht, ganz unbändig. „Auflegen!" lachte er, und mit einem flinken Griff faßte er den Bruder, zwang ihn nieder auf das Heu, riß die Enden des Tuches darüber her, knüpfte den Knoten. „Auflegen! Auflegen!" Mit mächtigem Schwung warf er die Last auf die Schultern, sie drückte ihn doch 'runter, aber er schaffte sie hinüber zum Baum und hängte den Bund mitsamt dem Joos über einen Zirbenast

„So ", keuchte er, „und jetzn trag' i alloan!"

Der Alte, der im Stadel droben das Heu niedertrat, hatte von alldem nichts gesehen

„Heu!" rief er über die Lehne hinunter

„Kimm schon!" rief der Thomas zurück, faßte in das Tuch des Bruders ein und stieg über die Lehne auf, als sei nichts geschehen

Der Joos erwischte von innen her den Knoten und tat ihn auf Das Tuch schlug auseinander, und der Joos war draußen

Langsam richtete er sich auf, strich durch das verzottelte Haar, nahm das Tuch und faßte das Heu zusammen

Wie er am Thomas vorbeikam, lachte er auch, doch es klang etwas anderes mit: „Höllteufl, du auflegen kannst, soviel du willst! Aber Bauer . . . der Bauer werd' deswegn doch i!"

„Woaß woll, Joos!" antwortete der Thomas und nickte, „aber Kraft zum Bauersein, die hab' i genau so wie du! Dös wollt' i dir zoagen!"

Hatte er je etwas anderes gedacht?

Der Joos war der älteste Also stand ihm der Hof zu Das war so Brauch seit alters her

Der Joos war als Kind im Wachsen zurückgeblieben Die Mutter wollte ihn der Kirche verloben und studieren lassen, daß er Geistlicher würde Aber der Joos wuchs auf, mit jener harten Zähigkeit, die den Menschen auf dem Pilatushof eigen ist Vom Geistlichwerden wollte er nichts wissen Er wollte den Hof haben

Doch all die Jahre her war der Thomas der erste in der Arbeit Er wurde groß und stark Seine Schultern wurden breit und fest, er glaubte, den ganzen Hof könnte er auf ihnen tragen

Ein Jahr und ein halbes war der Joos älter Das war nicht viel, und darüber hatte sich der Thomas nie besondere Gedanken gemacht Er hatte gearbeitet, weil er die Kraft dazu in sich spürte: den Pflug durch die zähe Erde reißen, den schweren Wiesbaum auf die Heufuhre zwingen, die wuchtige Holzlast, hart in den Zugschlitten gepreßt, niederführen durch den tiefverschneiten Hochwald — was konnte das Leben anderes sein?

Aber nun waren die anderen, die fremden Gedanken da: Der Joos wird einmal den Hof übernehmen, dann ist deine Arbeit nicht mehr nötig Dann wirst du, der Thomas Hoffingott, der stärkste von den Pilatussöhnen, für fremde Leute knechten müssen! Da hätt' man eben besser getan, beim Militär zu bleiben

„Die Welt ist kugelrund, da kugelt man leicht weiter!" hatte der Hackl gesagt Das war der einzige Mensch, den der Thomas in diesen Tagen hatte Der Wendelin Hackl war sein Freund

Über den Friedhof ging Thomas, hinter die Mauer, wo die kleine, windschiefe Totengräberkeuschen steht Der alte Ägidius Hackl, der Totengräber, hatte sich damals vor vielen Jahren noch selber sein Loch geschaufelt Wie ihn dann die Leute hineingelegt hatten war für sein Weib die alte Mesnerin, nichts zurückgeblieben als eine baufällige Hütte und ein kohlschwarzer Bub, der Wendelin

Der war jetzt aufgewachsen, ein Stück über die Zwanzig war er alt, grad wie der Thomas

„Hackl, he?"

Oben stieß ein Fenster auf Das Glas klirrte Ein schwarzer Haarschopf wurde sichtbar

„Thomele, du!"

Mit ein paar katzenleichten Sprüngen war der Hackl unten Er hatte das scharf geschnittene Gesicht, das viele Mannsleut in der Gegend haben Keck sprang die Nase vor, und zwei kohlschwarze Augen funkelten dahinter Die finsteren Locken ringelten sich über die Stirn Verwegenheit und unbändige Lebenslust, das war der Hackl

Im Abenddämmern hockten sie an der Friedhofsmauer, den Rücken gegen die Steine gelehnt, die noch die Wärme des Tages niederstrahlten

„Da ist gut hocken!" sagte der Hackl, mischte die Spielkarten und warf aus

Aber der Thomas schob die Karten weg

„Was hast denn heut? Herz sticht!"

Der Thomas schüttelte den Kopf

„I mag heut nit!"

„Hast koane Trümpf' nit?" fragte der Hackl und schaute ihm das Blatt an „Höllsakra, du! Do ist ja der Herzkönig! Mensch, Thomas! Und den schmeißt du weg? Den Trumpfkönig! Ja, woaßt du nit, was leben hoaßt?"

„Hackl" sagte der Thomas langsam „der Joos hat no die bessern Trümpf' im Blatt Er hat ausg'spielt, und i hab' nit stechen können!"

„Was hat er ausg'spielt?"

„Den Hof spielt er aus Er sagt, Bauer wird er!"

„Ist das alles?" Hackl lachte. „Das hast du schon gewußt!"

„Woll, freilich hab' i das gewußt Aber man denkt nit so dran, wie man halt ist Aber jetzt es ist mir so eng dahoam, Hackl Jedem Knödelbrocken, den i friß, schaut er nach, als wären es schon seine Knödel, die auf'n Tisch kommen!"

Wendelin Hackl pfiff durch die Zähne und schwieg Er schaute den Freund lange an und überlegte

„Ins Raufen sein mir kommen, oben auf der Hochwiesen", bekannte Thomas „Mit'm Heutuch hab' i'n auf'n Zirbenast g'hängt!"

Die schwarze Mesnerkatze kam lautlos aus dem Haus geschlichen, stellte den Buckel auf, streckte sich gähnend und richtete sich für das Nachtgeschäft. Die Burschen warfen das Spiel zusammen, und der Thomas meinte: „Die Kraft alloan hilft nit. Weg müssen von dahoam! Jetzt versteh' i erst, was das hoaßt!“

„Dös ist allmal so, Thomas! Und wenn neunzehn Buben auf'm Hof sein, müssen achtzehn weg! Weg für den oan!“

„Weg... weg, dös ist leicht gesagt! Aber wohin? Soll i durchs Land fahren mit an Plachenwagen wie die Karrner oder mi abschinden für fremde Leut'? I muß mein eigenen Boden unter die Füß' ham, daß mi die Arbeit freut, Boden, Hackl, Erden . . .“

Mit einem Ruck schnellte der Hackl auf die Mauerbrüstung, schlenderte Arme und Beine um sich und lachte: „Na, na, nit so geziert! Leicht muß der Boden sein unter die Füß, daß der Mensch allmal g'schwind wieder weghupfen kann, vogelleicht in die Knochen! Lei nit zu tief einischliefen in die Erden, daß man nimmer außersiecht vor lauter Acker und Acker und selber schwarz wird und müd wie die Erden. Leicht sein, dös ist dös richtige Leben, allweil springlebendig wia a jung's Vögele, hupf... hupf...“

Mitten in seinem spaßigen Getue beugte er sich über die Mauer herunter, ganz nah zum Freund hin und flüsterte, als verrate er ein Geheimnis: „Thomele, es gibt no allerhand, was über'm Bauernacker liegt! Fisch' im Wasser, Vögel in der Luft, Wild im Wald — das ist nit für die bodenfesten Bauern, dös ist aller Welts Sach. Da sein mir frei, Thomele, da ist unser Leben!“

Und wieder pfiff er scharf durch die Zähne. Es war der Ruf des Hähers, den er pfiff, wie er im dämmernden Abend aus den Tiefen des Waldes klingt.

Thomas war aufgestanden und horchte.

„Da schau ihn an, den Joos!“ zischte ihm der Hackl ins Ohr. „Da geht er dahin, der neue Pilatusbauer, der er bald sein wird, hinter seinem Pflug, sieht nix von der Welt als Erde, Erde. Den Buckel krumm, die Füß' steinschwer, die Augen bodenwärts allweil! Und du, der Thomas, du flatterst hoch und fliegst auf, streichst über die Felsen hin, frei wie der Adler über'm Land, fiechst Wald und Wies', Fels und Eis und alles, was der Berg hat, alles ischt dein!“

*

Am Sonntag nach dem Mittagsmahl war es still über dem Bauernlande. Selbst die Glocken schwiegen. Die Bauern saßen rastend auf der Hausbank oder machten einen Gang über die Felder.

Der alte Pilater war in der Stube geblieben. Er hatte es jetzt gern ganz ruhig um sich. Die Fenster waren geschlossen. Er war allein.

Aus der Truhe holte er das alte, vergilbte Buch, das schon seit Urvaterszeiten auf dem Hof war, das Buch von der Nachfolge Christi

Er schlug es auf und hub zu lesen an. Die Finger glitten über die seltsam großen Zeichen, die Lippen sprachen langsam die Worte nach.

Auf der Bank vor dem Hause saß der Joos. Er hatte die lange, graue Hose an, die er Sonntags trug. Die Beine streckte er weit von sich, halb in den Weg hinein, und tat nichts wie rasten.

Es war warm. Joos hatte den Rock ausgezogen und die Hemdärmel aufgesteckt. Von Zeit zu Zeit blinzelte er durch die halbgeschlossenen Lider die Straße hinab, die ins Dorf führte.

Es war die Zeit für den Heimgarten, da sich die versprochenen Liebesleute besuchten. In den blühenden Kirschenbäumen summten die Bienen. Wie ein Orgelton lag es in der Luft.

Ohne zu denken, horchte der Joos auf das gleichmäßige, schläfrige Summen hin.

Nach einer Weile stieg jemand den Weg herauf, eine Bauerndirne. Ihr Gesicht war vom Kopftuch halb verdeckt, denn die Sonne blendete hell. Es war ein Gesicht, nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt, derb und gesund.

„Bist da, Sabine“ sagte der Joos und rückte auf der Bank weiter.

„Ja, Joos!“

Sie stellte den Korb hin, den sie unter dem Arm getragen hatte. Dann strich sie über die Falten ihres Kittels und setzte sich dem Joos an die Seite.

So saßen sie schweigend eine Weile. In der warmen, behaglichen Sonne begann die Sabina dann ihr künftiges Hab und Gut zu überschauen. Da waren die Kirschbäume, es waren zwölfe beisammen, und dann die Äpfel, zwanzig Stück, die Birnen und die Zwetschgen draußen beim Stall. Da war der Hausgarten. Der ist mir z' kloan, dachte die Sabina, dös ist im halben Winter aufgegessen, was der tragt. Und sie überlegte, wie der Hausgarten einmal vergrößert werden könnte. Lange dachte sie darüber nach.

Dann nahm sie das Gesicht zum Joos hinüber: „Ist's Korn schon eintan?“

„Woll, 's Korn ist eintan!“

„Es ist nit schlecht dös Jahr?“

„Es tuet's!“

In dem Korb begann es sich zu rühren. Sie griff nach dem Henkel und lupfte das Tuch auf.

„Joos“, sagte sie, und ihre Wangen wurden rot, so munter war sie jetzt, „schau, i hab' was mitbracht, a Leghenn', a feine. I hab' sie von meiner Mutter kriegt. Es ist ja schad', bal die Henn' woanders legt. Da soll sie legen, bei dir, auf'm Pilatushof!“

„Redst halt mit der Bäurin, daß sie dir die Henn' eintun laßt!“ antwortete der Joos.

„Wie ist es denn, Joos, hast schon g'red't wegen der Übergab'?“

„Na“, sagte der Joos kurz, „mit'm Reden ist da nit viel g'richt. Da mußt warten, bis er selber zu reden anhebt!“

„Warten“, seufzte die Sabina, „allweil dös gleiche: Warten — warten . . .“

Eine Weile lang horchten sie auf den Alten in der Stube. „Der liest ja in der Heiligen Schrift!“, sagte die Sabina plötzlich. „Da hat er schon mehr den Himmel im Kopf als die Erden. Da wird er wohl bald mit'm Herrgott alles richtig machen und dir seine irdische Sach' übergeben!“

„Woll, mit'm Herrgott ist er jetzn viel beinand, und nacher, Sabina, dös hab' i dir no gar nit g'sagt, 's ist um oan Platz weniger worden bei der Schüssel: Der Adam ist gangen!“

„So! Ist der Adam gangen?“

„Er ist in die Stadt, nach Deutschland, in die Fabrik, für die Bauernarbeit hätt' er nie taugt!“

„Und der Thomas? Geht der nit?“

„Na, der geht nit. Der glaubt, weil er mehr Kraft in die Knochen hat wie i, muß er den Hof kriegen. Aber da ist er falsch dran. Die ganze Nacht ist er jetzt allweil dahin. Heut' wieder, wie mir von der Kirchen hoamkommen sein, ist er aus'm Wald obergestiegen, den Ruß no hinter die Ohren!“

Die alte Pilaterin trat aus dem Haus.

„Bist da, Sabina?“ sagte sie.

„Ja, Pilaterin, und da hätt' i halt a Leghenn' mitbracht, a b'sonders gute!“

Die Bäuerin hob die Henne aus dem Korb und prüfte sie umständlich und kundig. „Dös glaub' i gern, daß dö gut legt! Wieviel soll i dir nacher zahlen dafür?“

„Zahlen? Nix, Pilaterin. I hab' sie lei herbracht aus Freundschaft, lei zum Einstellen . . .“

Da stellte die Bäuerin die Henne schnell wieder in den Korb zurück.

„I hab' Leghennen g'nug, Sabina. Und Futter ist eh nit z'viel!“

„Auf die Henn' kimmt's a nit an, Mutter“, wendete der Joos ein.

„Heut stellt sie die Henn' ein und morgen den Hahn dazu, und über die Wochen bringt sie a Lampl oder gar a Kuh. Da woaß koa Mensch mehr, was unser ist und was das Fremde. Es ist no Zeit, Sabina Vom Übergeben red't er no nit. Der Klaus und die Liesl sein ja no so jung, und der Thomas ist a no da!“

„Was hat denn der Thomas mit der Leghenn' z'tun?“ begehrte der Joos auf

„Der Thomas muß aa zu einer Bauernsach' kommen“, sagte die Bäuerin entschlossen, „i sag' no nit wie. Aber i hab' schon meine Gedanken.“

Der Bauer in der Stube fing laut zu beten an. Eine Weile lang horchten sie alle drei und schwiegen.

„I woaß nit“, sagte Sabina leise, „mir kommt er so wunderlich vor, der Bauer. Er hat schon ganz das Jenseitige. Etwa könnt' i do die Henn' glei da lassen, Pilaterin?“

Die Stimme setzte ab.

Sie sahen, wie der Alte das Buch schloß.

Dann stand er auf und trat aus der Stube. Auf der Türschwelle blieb er stehen und schaute hinaus in den hellen, blühenden Tag.

„Joos“, sagte er mit einer so unwirklichen Stimme, daß alle erschrocken aufhorchten und in sein Gesicht sahen, das fremd war in dieser Stunde. Aber er sah sie nicht, keinen Blick wendete er von den Bäumen und Wiesen und Äckern um sich. Sie warteten, bis er weiter sprach. Es war immer noch dieser unwirkliche Ton in seiner Stimme: „Joos, es ist Zeit!“

Da stand der Joos auf, langsam und schwer wie einer, der schon zu lange vor dem Hause gesessen hatte und müde geworden war vom Warten, und ging hinter dem Alten her in die Stube.

Die Sabina blickte den beiden Männern nach. „So, jetzt kann i die Leghenn' glei da lassen!“ Damit schob sie der Pilaterin den Korb hin.

Und die alte Bäuerin nahm die Henne aus dem Korb und trug sie ins Haus.

2. Kapite

Es gab einen langen und schweren Winter. Und als der große Schnee kam und alles unter seinen schweren Lasten begrub, verkroch sich der alte Pilater immer tiefer in seine Kammer und kam tagelang nicht mehr aus dem Bau. Da saß er dann bis in das letzte Licht des Tages vor seinem Buche und fuhr mit den groben, schweren Arbeitshänden über die Zeilen hin und begann zu sinnieren über das Leben und was darüber hinaus ist. Indessen der Joos sich mit der Sabina einrichtete und alles seinen Weg weiterging auf dem Hof.

In dieser winterlichen Ruhe war es aber auch, daß der alte Pilater zum ersten Male in seinem Leben richtig Zeit und Gelegenheit fand, um krank zu werden.

Sein Weib meinte zwar, es sei nur das Rasten, das ihn krank mache, weil er nur in der Arbeit zu leben gewohnt sei. Doch dann kam der krumpe Krausl, der Bauernbader, einmal vorbei. Der verstand es besser.

„Sterben mußt!“ sagte er und griff den Kranken ab, „der Kopf brennheiß, die Füß eiskalt, dös ischt das letzte Zeichen. Da kriecht die Totenkälten langsam von unten auf, bis sie in die Herzgruben kimmt Dann ist es aus!“

Der Alte horchte ruhig hin, als wäre gar nicht von ihm, sondern von einem andern die Rede, und nickte dem Krausl zufrieden zu.

In dieser Zeit war der Thomas viel um den Vater. In dem Burschen war etwas anders geworden. Früher, da war er mit beiden Füßen fest auf dem Hof gestanden und hatte seine Arbeit getan, die so selbstverständlich war wie das Leben selber. Seit der Joos bauerte, war das anders. Er spürte, wie ihm die Heimat fremd wurde. Es war nicht seine Art, darüber zu sprechen. Zu wem auch, und der Joos hatte vielleicht auch gar keine Schuld. Je mehr er sich löste von allem, desto verschlossener wurde der Thomas. Aber es war dabei ein Taumel in ihm, eine Unrast, die er früher nie gekannt hatte. Nur drüben beim kranken Vater in der niederen Austragsstube fühlte er sich wohl.

Dann las er dem Alten, dem die Augen zu tränen begannen, wenn er zu viel studierte, vor, langsam, mit ernster, fester Stimme. Und obwohl es dabei ruhiger und stiller auch in ihm wurde, spürte er doch, daß die Worte, die er las, schlecht zu dem unsteten Leben paßten, das er jetzt führte.

Der Alte lag mit geschlossenen Augen und lauschte den Worten nach. Da schien ihm etwas Fremdes in der Stimme des Sohnes zu sein, und er fragte: „Thomas, was ist mit dir?“

„Nix, Vater!“

Der Alte richtete sich im Bette auf und sah ihm prüfend ins Gesicht.

„Thomas?“ Es war der harte, prüfende Blick des Bauern wieder, dem nichts entging. „Tue nit vergessen: du bist ein Hoffingott. Der Boden, auf dem du aufgewachsen bist, verlaßt di nit, solang du dös nit vergißt.“

Lange sah er den Sohn an, als müsse er finden, was ihn aus der sicheren Bahn gedrängt hatte.

Doch der Thomas schwieg.

Da schwieg auch der Vater.

In diesen Tagen aber begehrte der alte Pilater den Joos zu sprechen, daß er das Vermächtnis niederschreibe und die Übergabe, die bisher nur altem Brauch gemäß erfolgt war, auch vor dem Gesetz in Ordnung bringe.

„Der Mensch, der nimmer zur Arbeit taugt, soll gehn!“ Er schaute in der engen Kammer rundum.

Der Joos nickte bloß und wischte die Feder ab. Dann schob er einen Bogen Papier vor sich hin.

„Sie schreibt gut!“ sagt er.

„Heb an, in Gottes Namen!“ begann der Alte fest und bestimmt. „Ich, der Christoph Hoffingott . . . Bauer auf dem Pilatushofe . . .“

Er hatte die Hände auf die Knie gelegt. Sein Blick,



Luis Trenker, der Verfasser unseres neuen Romans,
als Giovanni in seinem deutsch-italienischen Gemeinschafts-Film „Condottieri".

Aufnahme: Trenker / Tobis Rota.

der vordem verschleiert an den Dingen vorbeigegangen war, als habe er schon jenseits die andere Welt gefunden, wurde wieder klar und irdisch. Er schaute auf den Joos hin, wie er schrieb. Die Feder kratzte, sie war die grobe Hand nicht gewöhnt.

Der alte Pilater begann, Haus und Hof zu beschreiben, Vieh und Felder, Werkzeug und Wagen, alles. Nicht ein Stück seines Besitzes vergaß er.

Die Feder spießte und riß ins Papier, sie kleckste mitten auf den Bogen. Es war eine mühsame Arbeit, doppelt mühsam für den Joos.

Der Bauer wanderte durch all das Hab und Gut, mit dem er ein Leben lang gewerkt hatte, eine Stunde lang und wieder eine.

„Tu lesen!" sagte er am Ende, lehnte sich müde zurück und schloß die Augen und horchte.

Der Joos las mühsam und warf zwischendurch einen Blick hin nach dem Alten.

Der nickte bloß: „Ist gut!" und dann: „Burgl, komm . . . jetztn machen wir dein' Austrag. Schreib, Joos!"

„. . . und zum zweiten: meinem Eheweib, Notburga Hoffingott, Bäurin auf dem Pilatushof, auf Lebenszeit Hausung zu geben, Licht und Holz, was not ist, und zur Nutznießung eine Milchkuh zu füttern und zu bestallen und drei Schaf und sieben Hennen, ebenso den hausschattigen Jakobi-Äpfelbaum . . ."

„Warum grad den hausschattigen, Vater?" fragte der Joos, „wo doch die wegseitigen Äpfel viel süßer sein . . ."

„Schreib, wie i sag'!" herrschte ihn der Alte an, daß der Joos nicht mehr zu widersprechen wagte.

„. . . und zum dritten: Dem Nikolaus und der Elisabeth Hoffingott, meinen leiblichen Kindern, bis zur Erreichung der Volljährigkeit das Ausgeding im Haus gegen rechtschaffene Hilf und Arbeit. Hast es?"

Der Joos tat einen Seufzer. „Die Feder tut nimmer. I muß a neue nehmen!"

„. . . und zum vierten: Dem Adam und dem Thomas Hoffingott, meinen leiblichen Söhnen, rechtmäßig ihr Erbteil auszubezahlen, wie die amtsmäßige Schätzung ischt . . ."

„Wo soll i das Geld hernehmen?" begehrte der Joos auf.

„Tust eppes vom Wald schlagen, Joos, die Lärchen im oberen Bestand. Und vom Vieh kannst aa was wegtun. Es ist eh nit viel Futter heuer!"

„Jetzt, wo der Viechpreis ganz unten ist, und 's Holz steht a schlecht!"

„Dös geschieht, wia i sag'! Die Schätzung macht der Notar in Welsberg!"

„Dös wird a saubers Geld kosten, Vater!"

„Nit mehr als der Hof dertragen kann, Joos. So a Sach' muß ordentlich g'macht werden. Und es ist nit gut, bal es a junger Bauer gar zu leicht kriegt. Je mehr er sich am Anfang plagen mueß, daß er gut bauert, um soviel leichter tut er sich später einmal, wann Unglück kommt und allerhand Not!"

„Leicht hast mir's g'wiß nit g'macht, Vater!" meinte der Joos.

„I hab' dir's g'macht, wia es allweil ist g'macht worden auf dem Pilatushof. Und tut mir halt nit vergessen, daß ihr allesamt Brüder seid, du, Joos, und Thomas, du aa, und der Klaus, der junge — und tut den Adam in der Fremd nit vergessen. Und jetzt schreib: Angesagt und niedergeschrieben bei ordentlicher Bewußtheit und rechtschaffener Einsicht nach altem Brauch und Recht, mit Gottes Hilf' und Beistand."

Und dann setzte der alte Bauer mit zitternder Hand seinen Namen darunter.

Der Thomas sah in sein hartes, ehrliches Gesicht, das alle Mühe und Not des Lebens in sich hatte, sah, wie er schrieb, mühselig, Buchstabe um Buchstabe:

„Johann Christoph Hoffingott!"

Der alte Pilater legte die Feder weg und lehnte sich auf das Polster zurück.

Doch es kam anders.

Als draußen im ebenen Land schon grün die Felder sproßten, lag im Hochtal zwar noch immer knietief der Schnee und wollte nicht weichen, aber den Pilater hatte der Atem des neuen Lebens schon gepackt und aus der Austragsstube hinausgeführt. Er strich um Haus und Hof und suchte Arbeit, wo er sie fand. Ein Zaunstecken, der lose stand, eine Dachschindel, die aufgerissen war, die Immenhütte, die er schon ausbessern hatte wollen, als er noch Bauer war — ein Mensch, der Zeit seines Lebens nur Arbeit und Arbeit gekannt hat, vermag nicht zu leben, ohne zu arbeiten. Jetzt, wo der junge Bauer, der Joos, auf dem Hof werkte, versuchte der Alte sich nützlich zu machen, wo sich nur Gelegenheit dafür fand.

„Sollst ausrasten, Vater!" sagte der Joos und griff dem Vater, der das Winterholz kliebte, mit der Axt in die Arbeit drein, „Holzklieben ist mei Sach'!"

„Mei Sach'!" gab der Alte zurück, „allweil noch mei Sach'! I kann nit zuschauen, wia dös gute Holz daliegt Tag für Tag, und wie der Hof verludert!"

„Verludert!" fuhr der Joos auf, wollte dem Vater scharf entgegnen, aber dann zuckte er bloß die Achseln, hieb die Axt in den Holzstock und ging.

Er kannte ihn wohl, den Alten. Solang er selbst den Hof gehabt hatte und bauern konnte, war alles gut und recht, auch wenn immer mehr und mehr der Joos bestimmt hatte, was zu tun war. Jetzt aber, da er drüben in der Austragkammer saß und wieder gesund geworden war, paßte ihm nichts mehr, überall fand er zu klagen, obwohl alles den alten Gang ging und der Joos rechtschaffen seine Sache tat.

Noch einer verwunderte sich sehr über den alten Pilater. Der krumme Bader, als er um die Osterzeit beim Pilatushof vorüberkam, schlug schnell ein Kreuz über Stirn und Brust, so erschrak er.

„Jetzt sein die Toten auferstanden!" stammelte er, als er den Alten mit der schweren Axt die großen

Klötze fällen sah. Das blanke Eisen blitzte, die Schläge krachten, vom Wald her hallte es wider, und die Scheiter flogen nach allen Seiten.

„Bist es wirklich, Pilater?" Der Krausl kam ungläubig näher.

„Woaß nit!" lachte der Alte und hob einen schweren Klotz auf den Hackstock herauf, „vielleicht ist es a neuer Pilater!"

„Wahrhaft, er ist es!" Der Krausl hinkte um den Scheiterstoß herum, „i hätt' ihm nit einen Tag mehr geben!"

Und dann kam ein Morgen im schönsten Bergfrühling. Der Himmel hing so voll Licht und Glanz, daß die ganze Welt davon erfüllt war. Die Berge standen rein und klar. Der Schnee glänzte auf den Gipfeln, die dunklen Flächen des Waldes hoben sich kräftig davon ab und säumten weithin das Land. Im Tal war alles voll Leben. Die Stare lärmten im Obstanger, und auf den Wiesen tollten die jungen Lämmer.

Mit dem ersten Licht des Tages wachte der alte Bauer auf. Es war eine wunderliche Unruhe in ihm, die ihn nicht mehr schlafen ließ. Er spürte das Pflugwetter draußen.

Rasch kleidete er sich an und trat hinaus in den Morgen. Ihm war, als hätte Gottvater in dieser Nacht die Welt neu erschaffen, so jung und frisch war alles. Durch den Baumgarten ging er, hinaus zum oberen Feld, auf das in diesem Jahre das Sommerkorn kommen sollte.

Er bückte sich nieder, hob ein Stück Rasen ab, faßte mit beiden Händen die schwere Erde und zerdrückte sie prüfend mit den Fingern. Es war, wie er gedacht hatte, die beste Zeit zum Pflügen.

Der Alte schaute zum Haus hinüber. Da war noch alles still. Der Pflug stand hinten im Schuppen. Noch eine Weile blieb der alte Bauer stehen. Es ließ ihm keine Ruhe. Er ging über das Feld zurück

„Joos!" hallte der Ruf im Hause wider. Unruhig trat der Alte hin und her, er konnte es kaum erwarten, bis er den jungen Bauern oben in der Kammer hörte. „Joos, was ist? Tust heut nit ackern? Die Sunn ist schon heroben!"

Der Joos kam über die Stiege. Er hatte das Feiertagsgewand an. Verwundert starrte ihn der Alte an: „Ja ... du mußt doch heut ackern, Joos?" Sorge war in seinem Blick.

„Der Acker lauft mir nit davon, Vater!" Joos lachte und steckte sich einen grünen Rosmarin an seinen Rock.

„Der Acker geht allweil vor!" Das klang schon wie ein Befehl.

„Na, Vater, heut geht nit der Acker vor, heut geht mei Bübl vor! Der Pfarrer hat uns sagen lassen, mir sollten heute zur Taufe kommen ins Dorf!"

„Und der Acker muß warten?"

„Ja, der muß warten. Das Bübl soll heut seinen Namen kriegen. Wirst deine Freud' dran haben, Vater!"

„Freud'? I woaß nit, es ist jeder Tag ein Segen, den das Korn früher auf den Acker kimmt, bei uns da im Bergland, wo alles so hart wachst!"

„Woll, woll, Vater, hast schon recht! Aber heut ist Kindstauf', heut rühr' i den Pflug nit an!"

„Der Tirler pflüegt, der Zemmer pflüegt, der Rizoller, der Sanoner . ."

„Laß sie pflüegen, Vater, dö ham heut koane Kindstauf nit!"

Wortlos wendete der Alte sich zum Gehen. Unter der Türe blieb er stehen und sah draußen den hellen, frischen Morgen Da überfiel es ihn noch einmal so mächtig, daß der Herrgott einen so schönen Frühlingstag für den Acker gemacht hat und der Joos . .

„Joos!" Er wendet sich zurück, und die Stimme zitterte, „Joos, i pflüg' dir den Acker!"

Vornüber gebeugt blieb er stehen und sah den jungen Bauer erwartungsvoll an

„Du, Vater?"

„Ja, i, Joos! Bis du von der Kindstauf' kimmst, ist der halbe Acker schon pflügt!"

„Es wird dir z' stark werden, Vater. Der Pflug geht hart, und die Erde ist schwer."

„Mir ist heut alles so leicht, Joos!"

Die Nachbarin trat ein in ihrem schönsten Staat Sie sollte den Täufling zur Kirche tragen. Joos hieß sie willkommen und geleitete sie in die Stube, wo alles festlich geschmückt war Die Liesl trug den Glühwein auf und stellte den Kuchen auf den weißgedeckten Tisch.

„Nimmst den Rappen, Joos?" fragte der Alte bei der Tür

„Na, mir gehn z' Fuß, gell, Nachbarin! Die Leut sollen sehn, was wir für an schweren Buben ham auf'm Pilatushof, neun Pfund!" Die Freude strahlte ihm über das ganze Gesicht.

Der Alte ging aus der Stube zum Wagenschuppen hinüber. Da stand der Pflug.

Er sah das Messer nach, das eine neue Schärfe brauchte, und prüfte die Schar, an der noch die Erde klebte vom letzten Pflügen. Unwillig runzelte er die Stirn. Dann faßte er die Sterzen an. Sie paßten ihm nicht so nieder, wie sie der Joos eingestellt hatte. Er schob die Stellbolzen drei Löcher höher, wo sie staken, früher, als er noch Bauer war.

Umständlich, bedachtsam, wie er immer vor jeder großen Arbeit getan hatte, setzte er das Gerät instand. Die altgewohnte, so lang entbehrte Arbeit machte ihn ganz fröhlich.

Während er die Radachsen schmierte, sah er eben die Taufleute über den Anger gehen, hinab ins Dorf.

„Wia geht's?" fragte einer, der ihnen begegnete.

„Es ist a Bua!" gab der Joos zur Antwort.

„Hü, Rapp, hü, Bräundl!" Der Alte strich über die glatte, glänzende Haut, „heut ist ein Tag!"

Und dann fuhr er mit dem Pflug auf das Feld.

„Oh, die frische, kühle Erden!"

„Hü!"

Wie sich die Rösser in den Boden stemmten! Kraft und Freude war alles.

Die Fäuste um den Griff gepreßt, beugte er sich über den Pflug und zog die Furche aus. Die stumme Urgewalt des Bodens nahm ihn ganz gefangen. Es war, wie es immer war, sein Leben lang, seit er das erstemal den Pflug geführt hatte.

Wie er einmal am Stein draußen wendete, hörte er vom Dorf herauf die Glocke klingen.

Da hielt er inne einen Augenblick.

Jetzt tauften sie den jüngsten Hoffingott, der auch einst über diesen Acker gehen würde. Der jüngste, für ihn pflügte er heute das Feld!

Er wartete, bis der letzte Klang verhallte. Dann ging er wieder an die Arbeit.

Weiter wuchsen die Furchen.

Knirschend fuhr die Schar über den Stein. Er beugte sich rasch, ohne den Pflug zu halten, nieder, warf den Stein weit im Bogen hinaus auf den Weg und . . .

Da faßte jemand nach seinem Herzen Er spürte einen dumpfen Schlag, sah die Erde aufsteigen, hoch über sich. Benommen griff er an die Brust. Schwer ging der Atem. Der Pflug entglitt seiner Hand. Nieder sank er in die Furche, die er eben gepflügt, das Antlitz der Erde zugekehrt, weit ausgebreitet die Arme.

Niemand war zugegen.

Die Rösser standen still, schnaubten und warteten.

Der Tirler oben auf dem Feld dachte: „Was pflügt er die Furchen nicht weiter, der Pilater?" Als er das zweitemal wendete, stand unten der Pflug noch immer im halben Acker. Da hielt der Tirler inne und schaute.

Jetzt hielt auch der Zemmer ein drüben überm Bach und der Preßliner draußen an der Berglehne und der Sanoner.

Sie stiegen über ihre Acker herab.

„Pilater? Was ist?"

Doch der Alte hörte sie nimmer.

Sie knieten nieder in die Furche und richteten ihn auf.

„Pilater? Kennst uns nit, deine Nachbarn?"

Der Tirler schüttelte den Kopf und stand auf. Er strich sich ein paarmal über das Haar.

Darauf trugen sie ihn, alle vier, über den Acker und den Weg zum Haus.

Da traf es sich, daß sie sich begegneten, der alte Hoffingott und der jüngste, den sie Matthias getauft hatten. Und daß sie mitsammen über die Schwelle des Hauses getragen wurden, der alte und der jüngste. Tod und Leben.

Draußen wartete der Acker

Noch um die Stunde pflügte der Joos das Feld zu Ende, als fürchtete er, der alte Bauer könnte nicht in den ewigen Frieden eingehen, solange der Acker nicht fertig gepflügt wäre.

3. Kapitel

Den Thomas suchten sie den Tag überall und konnten ihn nirgends finden. Der Klaus, der jüngste der Pilater, wollte hinuntersteigen ins Dorf zum Hackl und fragen, doch der Joos hielt ihn zurück: „Bleib da, Klaus. Er wird schon kommen!"

Mitten in der Nacht stieg er dann aus dem Walde herab und wusch sich die Schwärze aus dem Gesicht, drüben im Bach. Quer über den frischgepflügten Acker kam er auf den Hof.

Seltsam, daß da noch Licht ist in der Stube, dachte er. Beunruhigt ging er zu dem Schatten der Mauer und blickte durchs Fenster.

Da sah er den Vater liegen, das harte, knochige Antlitz mit den strengen Falten um den Mund, die gelöst erschienen wie im Schlaf, die Augen geschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet, ernst und feierlich. Unruhig flackerten die Kerzen. Der Joos und die anderen alle, der Klaus, die Liesl, die Mutter standen um den Toten und beteten.

Thomas trat nicht ein. Er blieb stehen, wo er stand, krampfte die Hände ineinander, daß sie schmerzten, konnte aber nicht in die Stube gehen. So ist es, dachte er. So hat es denn geschehen müssen.

Nein, er konnte jetzt nicht beten, kein Wort. So, wie er jetzt vor dem Vater stand, er, der Thomas, der ihm der liebste war von allen seinen Söhnen. Nun war aber alles zu Ende. Was sollte er jetzt noch suchen daheim?

Daheim?

Jetzt hatte er das letzte verloren, was ihn noch an die Heimat gebunden hatte. Fort jetzt, weg, weit in die Welt.

Wirre Gedanken stürmten durch die Brust des Burschen. Keine Gedanken, eigentlich nur ein Gefühl, ein böses Gefühl: Niederreißen, zusammenschlagen möchte er alles.

Daß es so hatte kommen müssen, so, wie es jetzt war, daß er mit dem heimlichen Kugelstutzen vor dem Toten stehen mußte und Rechenschaft geben sollte.

Während er oben war mit dem Hackl und dem Rotenpuecher im Gamskar, mußte es geschehen sein, vielleicht grad zu der Stunde, da sie die Sache mit den gräflichen Jagdaufsehern hatten.

Die Kugeln schlugen hinter ihnen drein. Eine Handbreit vor ihm splitterte der Schuß ins Holz So nah stand der Tod — und hatte doch einen andern geholt.

Die Mutter sah ihn: „Da .... da draußen steht er ... im Finstern, der Thomas!"

Sie kam eilig aus der Stube.

„Thomas — bist da? Mir ham di überall g'sucht!"

Er rührte sich nicht.

Sie nahm ihn bei der Hand: „Willst nit beten, Thomas ... für dein' Vater?"

„I kann jetzt nit beten!"

Er machte sich los. Sie sah, wie er durch den Baumgarten ging, über das Feld hinaus, hinein in die Nacht.

Niemand wußte, wo er war. Aber als es Zeit zum Begräbnis wurde, kam er ins Haus und zog sein bestes Gewand an.

An der Seite der Brüder — sie waren zu dritt, denn der Adam kam nicht heim, er schrieb, daß er kein Geld habe, und der Weg wär' zu weit — ging er hinter dem Sarge her Wenn die Leute kamen und ihm die Hand drückten und ihr Beileid sagten, dankte er und sprach ernst und besonnen mit ihnen, wie es der Brauch ist. Auch dem Pfarrer horchte er aufmerksam zu, als er sagte, so einen wie den alten Pilater, den Christoph Hoffingott, das Vorbild eines braven, ehrsamen Bauersmannes, wisse er keinen zweiten im Lande, aber er wisse viele, die sich an ihm ein Beispiel nehmen könnten.

Auch mit der Mutter sprach er und suchte sie über den Tod des Vaters zu trösten.

Sie horchte seiner Stimme nach und schaute auf. Da wußte er, daß es noch ein tieferer Schmerz war, der sie bedrückte, und schwieg.

Als er das dunkle Feiergewand abgelegt hatte und wieder in seinen alten, zerflickten Lodenrock kroch, der so nach Wald roch, daß die ganze Stube davon erfüllt war, wachte er auf. Nein, das war nun zu Ende, alles, der Entschluß war gefaßt.

„Einmal kommt für jeden die Zeit!" meinte der Hackl und hieb mit der flachen Hand durch die Luft, als müßte er jedem die Stunden vorzählen, „das hat mein Vater g'sagt, und der hat die Sache verstanden, besser wie jeder andre, als Totengräber, versteht sich!"

Er faßte den Thomas an der Schulter: „Z' spät wär's allweil g'wesen, bal er draußen auf'm Acker in der Furchen g'storben ist! Deswegen brauchst no long nit dein Kugelstutzen z'sammenschlagen!"

„Wer sagt das?" fuhr der Thomas auf.

(Fortsetzung folgt.)

CLEMENS LAAR:

Kämpfer gegen Unvernunft und Tod

Aus den Erlebnissen deutscher Schiffsärzte

(4. Fortsetzung und Schluß.)

Er schiebt das Präparat unter das Mikroskop, sieht hinein und dann . . . Dann bricht ihm prasselnd seine Welt zusammen. Es wimmelt im Präparat von Spirochäten. Zuerst glaubte er, daß er diesen Schlag nicht aushalten kann. In furchtbarer Wirrnis quirlt jetzt alles durcheinander. Das Kind hat absolut kein Rückfallfieber, zeigt aber eines der Symptome der unbekannten ‚Krankheit von Xingu Picaba, die Geschwülste. Er findet Spirochäten darin, aber das tückische Fieber, das sie verursachen müßten, tritt nicht auf. Erneut hat sich das Krankheitsbild unentwirrbar verschleiert.

Wieder steht er am Anfang, wieder vor der quälenden Frage: Darf er unter Außerachtlassung dieser geheimnisvollen Geschwüre auf Rückfallfieber behandeln?

Darf er bei den vielen hundert Menschen, die schon jetzt dicht vor dem Tode stehen oder ihm doch sicher ausgeliefert sind, Salvarsan-Einspritzungen vornehmen? Darf er mit diesem Gift gegen eine Krankheit vorgehen, über deren Eigenschaft er sich nicht im klaren ist?

Es ist eine furchtbare Lage, und es hilft auch nichts, wenn er nach Stunden grausamer Selbstmarter eine Theorie gefunden hat, die aber im Grunde nichts bleibt als eine Vorstellung, eine Hypothese, die er den Erscheinungen aufzwingt. Er hat keinen Beweis dafür.

Es fällt ihm ein, daß die Spirochäte aus den Geschwüren eine Abart sein kann. Es kann ja sein, daß nur eine äußerliche Ähnlichkeit vorliegt. Es ist absolut denkbar, daß Abweichungen von der Schaudinnschen Spirochäte vorhanden sind, die erst nach unendlich mühsamen und monatelangen Experimenten herausgefunden werden können. Ihm fällt ein, daß in jüngster Zeit verschiedene Forscher eine Spirochäten-Abart als Erreger der tropischen Framböſie bezeichnet haben, die sich auch durch bösartige Hautausschläge kennzeichnet. Auch sie haben noch keinen Beweis geliefert, auch bei ihnen hat es sich mehr oder weniger um Hypothesen gehandelt, aber... Ihn selbst schüttelt jetzt ein Fieber, das mit kalten und heißen Schauern kommt und herstammt aus den Bezirken der überreizten Gehirnzellen.

Darf er, nur mit einer herbeigeholten Theorie in der Hand, zu Maßnahmen schreiten, die von einer entsetzlichen Unübersichtlichkeit sind? Darf er als Wissenschaftler

Da hört er nebenan ein mühsam unterdrücktes, gurgelndes Stöhnen. Feitor Emanuel, der einen heldischen einsamen Kampf mit dem Fieber kämpft Einen Kampf, von dem er genau weiß, daß er aussichtslos ist

In dieser Sekunde fällt im Herzen des kleinen Doktor Böhlau die Entscheidung. Er ist nicht nur Wissenschaftler, er ist auch Arzt. Hier hat jetzt der Arzt zu handeln und auch — wenn es sein muß — unter ganzem Einsatz die Verantwortung zu tragen. Er sieht unendlich blaß aus, als er mit dem Daumenballen die Injektionsnadel einer Spritze prüft und dann langsam die Salvarsan-Lösung hineinlaufen läßt Ohne Zögern, mit den ruhigen Schritten eines Mannes, der seinen Weg gewählt hat, geht er hinüber zu dem Leidenden.

*

Er hat sich in diesem Manne nicht getäuscht. So eingehend wie möglich schildert Böhlau ihm die Sachlage Vielleicht versteht der Feitor nicht die Einzelheiten, aber eines begreift er auch in seinem Fieber, daß er sich zu einem Versuch hergeben soll, bei dem Leben und Tod sich die Waagschale halten

So selbstverständlich, wie er auf Geheiß von Böhlau den linken Arm tief herunterhängen läßt, damit die Armvenen besser zum Vorschein kommen, so selbstverständlich ist es ihm, daß gerade er es ist, der sich vielleicht aufopfern soll Er ist ja der einzige, der dies aus freiem Willensentschluß tun kann. Es ist seine Pflicht. Er ist der Kommissar.

Böhlau umklammert den linken Arm des Feitor mit der Hand, preßt ein wenig den Daumen in das Fleisch und setzt die Spritze an.

Aber noch einmal hält er inne.

„Mann, überlegen Sie es gut! Mit dem Fieber werden Sie vielleicht fertig. Sie haben Chancen Aber wenn ich mich getäuscht habe . .“

Der Feitor lächelt nur, und in seinen Augen liegt alles, was er zu sagen hätte. Tief schiebt Böhlau die Kanüle ein. Als ein wenig Blut in der Nadel aufsteigt, drückt er langsam den Daumen nieder. Die Spritze entleert sich

Der Kranke verliert das Bewußtsein

Böhlau setzt sich neben ihn. Er wundert sich selbst über die gefrorene Ruhe, mit der er Temperatur und Puls des Kranken kontrolliert. Alles geschieht mechanisch. Aus einer Routine heraus, die aus unendlich oft geübten Handgriffen stammt. Sein Denken ist ein kreisender Strom, der unsagbare Ängste an die Oberfläche wirft. Schreckbilder, Anschuldigungen Manchmal möchte er aufschreien vor Qual, aber ob es der Wille ist oder nur die Lähmung überreizter Nerven, er bleibt stumm. und dann — genau neunzig Minuten nach der Injektion — geschieht das Wunder Die rasselnden Atemstöße des Feitor Emanuel werden schwächer, aber gleichmäßiger. Das Herz stellt seinen wilden Tanz ein und beruhigt sich. Die Schweißausbrüche bleiben fort und die hektisch flammende Röte, die mit fahlgelber Bleichheit wechselte, weicht einer gesunden Farbe. Die Schwellung der Lippen geht zurück, und als Böhlau vorsichtig ein Augenlid hebt, sieht er, daß auch die rötliche Verschleierung des Augapfels verschwunden ist

Er hat das Gefühl, als ob er weinen müßte.

Er hat gesiegt.

*

Mit dem genesenen Kommissar an der Seite, der gelernt hat, ihm zu assistieren, geht Böhlau von Hütte zu Hütte. Seine Arbeit ist viel zu schwer und hart — oft müssen sie widerstrebende Kranke mit Aufbietung aller Körperkräfte niederdrücken —, als daß er sich über die seltsame Gehobenheit der Lage Rechenschaft ablegen könnte.

Es ist eine Kreuzfahrt mitten hinein in die Herrschergebiete des Todes, des Aberglaubens und schreiender menschlicher Furcht. Wenn er nicht zu müde wäre, der Dr. Böhlau, dann müßte er sehen, wie in seinen Fußspuren Leben und Zuversicht, Lachen und heißes Daseinsglück sich förmlich aufrichten. Wie ein Held der Antike, der sich mit mächtigen Schwertstreichen eine Gasse durch ein unübersehbares Heer der Angreifer bahnt, so kämpft sich dieser junge deutsche Schiffsarzt durch das Unheil von Xingu Picaba.

Neben dem heißen Glück des Helfendürfens erlebt der Wissenschaftler in ihm einen besonderen Triumph Alle seine Hypothesen sind richtig gewesen, und auch die Geschwür-Spirochäte schmilzt zusammen unter der heilenden Lösung in der Spritze.

Er selbst sieht nicht das Wunder, das er vollbringt Er bemerkt nicht einmal die unglaubliche Verehrung, die er genießt. Er arbeitet. Es sind immerhin vierhundert Menschen, die er zu retten hat, und auch nach der Injektion darf er keinen aus den Augen lassen. Oft muß er ein zweites und ein drittes Mal die Kanüle einstechen

„Ich weiß jetzt“, sagt einmal der Kommissar zu ihm. „daß nicht nur Priester Gottesdienst verrichten. Ärzte und Dichter tun es zumindest genau so wie sie.“

Böhlau lächelt nur matt. Er hört zu, wie der Jung-Brasilianer ihm auseinandersetzt, daß wahrhafte Religiosität Dienst am Leben ist, und versteht nichts davon. Er ist so müde, so entsetzlich müde. Eine leichte Bangnis überkommt ihn auch, wenn er daran denkt, was ihm noch bevorsteht. Sein Kampf ist noch lange nicht vorbei.

Gut, er hat einen Angriff des Recurrens-Fiebers zurückgewiesen, er hat auch die Begleitkrankheit der Geschwüre besiegt, über deren Wesen er sich jetzt ziemlich im klaren ist Spirochäten, die nicht erst im Leibe der Zecke ihre furchtbare Virulenz erreicht haben, geraten durch äußere Umstände mit der Haut in Berührung. Durch kleine Kratzwunden oder Schürfstellen dringen sie ein, vermögen aber nicht in das Blut auszuschwärmen wie ihre kräftigeren Artgenossen aus dem Parasiten, dessen Biß den Krankheitsträger in den Menschenleib bringt.

So ungefähr muß es sich verhalten, und alle äußeren Umstände sprechen auch dafür Die Geschwüre treten in der Hauptsache an den Beinen oder Armen auf, die bei den Leuten, veranlaßt durch deren schwere Feldarbeit zwischen harten und scharfen Gräsern, selten wundenfrei sind. Wenn der Tod von Xingu Picaba wirklich besiegt werden soll, dann ist die Voraussetzung dazu daß die furchtbaren Blutsauger restlos vernichtet werden Alle ihre Schlupfwinkel müssen zerstört, alle Gräser, auf denen sie sich aufhalten können verbrannt werden

Das ist nicht schlimm Wenn vierhundert Menschen sich gemeinsam an die Arbeit machen, kann in wenigen Wochen das ganze Siedlungsgelände restlos von allen Wildgräsern, von Schilfstreifen und niederem Buschwerk gereinigt sein Leider kann es dabei nicht sein Bewenden haben Der Doktor Böhlau wird von den Siedlern von Xingu Picaba noch ein großes und sehr schweres Opfer verlangen müssen

Zunächst schweigt er. Er will den frohen Eifer nicht mindern mit dem sie alle daran gehen, das Buschwerk abzuholzen, das Schilf unter der moorigen Wasserfläche abzuschlagen und Gräben für Brandstrecken auszuheben

Er sagt auch noch nichts, als überall die Feuer lohen und die bitterschwere Arbeit immer stärker und inbrünstiger den Charakter einer Dank- und Jubelfeier annimmt Meilenweit strecken sich die Felder die Halbinsel entlang in das Innere des Urwaldes Gesegnete Arbeit, Hingabe und Opfer bedeutet diese schmale Trasse durch die Wildnis, und wenn Arbeit heilig ist, nirgends ist sie es stärker als hier Und doch

Zuerst spricht Doktor Böhlau mit dem Feitor.

„Es hilft nichts, Feitor Emanuel, aber auch die Maniok-Felder müssen verbrannt werden. Auch dort sitzt die Zecke.“

Der Kommissar antwortet zunächst überhaupt nicht. Er hat sofort begriffen, daß es notwendig ist, wenn der deutsche Arzt es sagt. aber er erschrickt vor der Ungeheuerlichkeit des Opfers, das diesen armen Menschen zugemutet werden soll Mit ihren eigenen Händen sollen sie ein ganzes Jahr Arbeit zerstören Sie sollen sich selbst in das Ungewisse begeben, den Hunger einladen

Gewiß, die Regierung wird helfen, aber selbst wenn sie sehr großzügig ist, die Leibesnot wird manches Mal herantreten, bis die neue Ernte vom Halm zu nehmen ist

Und das soll man nun von diesen Menschen verlangen, die so viele Jahre der Aufopferung hinter sich haben, denen eigentlich erst in diesem Sommer die erste große Ernte zuteil wird, die durch eine Hölle der Todesfurcht gegangen sind, um dann plötzlich in ein Zauberreich der Sicherheit emporgehoben zu werden! Jählings soll man sie jetzt wieder fallen lassen?

Aber es hilft wohl nichts

„Sie müssen es ihnen sagen“, antwortet der Feitor Emanuel nach langer Zeit.

„Aber das kann ich doch nicht. So weit reichen meine Sprachkenntnisse noch lange nicht Sie würden mich nicht verstehen“

Wenn Sie Ihre Cigaretten ebenso sorgfältig kaufen würden wie einen Anzug . . .



Es lohnt sich, weil es ja nicht darum geht, ob Sie nur Pfennige oder viele Mark ausgeben, sondern ob Sie nach dem Kauf zufrieden sein werden. Deshalb können Sie Ihre Cigaretten kaum sorgfältig genug wählen, weil ja bei ihnen — ebenso wie bei einem Anzugstoff — die wichtigen Qualitäten nicht auf den ersten Blick zu erkennen sind. Wenn Sie also eingehend prüfen und dabei nach Gehalt und nicht nach Äußerlichkeiten gehen, dann . . .

. . . würden Sie Atikah wählen —

WEIL Atikah die hohe Kultur der, echten Orient-Cigarette verkörpert: für das Auge schlicht und einfach, aber im Geschmack voll, würzig und hocharomatisch, denn sie enthält die kostbarsten Auslesetabake des Orients in so richtig abgestimmter Mischung, daß sie zusammen einen unerhört vollen, reinen Geschmacksakkord ergeben . . .

WEIL Atikah das Rauchbedürfnis befriedigt und trotzdem immer von neuem ein Genuß ist: sie ist die Cigarette für den, der nicht lediglich warmen Rauch, sondern den vollen Genuß köstlich reinen Tabakaromas haben will . . . **WEIL** die Bekömmlichkeit und Güte der Atikah davon überzeugt, daß »vollaromatisch« durchaus nicht gleichbedeutend mit »schwer« ist. Natürlich wäre es viel einfacher und billiger gewesen, eine weniger gehaltvolle Mischung herzustellen. Atikah wäre dann aber wohl kaum die meistgerauchte Cigarette ihrer Preislage geworden — eine Anerkennung, mit der die Raucher sich selbst ein Kompliment machen!



ATIKAH 5 Pf.

AUSLESE CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

Der Brasilianer schüttelt den Kopf: „Darauf kommt es nicht an. Ich werde dolmetschen. Wichtig ist, daß die Menschen aus Ihrem Munde den Auftrag vernehmen. Ihnen werden sie vielleicht glauben. Sie sind ja der große Zauberer und Hexenmeister für sie. Aber trotzdem wird es nicht leicht sein."

„Es geht nicht anders."

„Dann wollen wir es ihnen so schnell wie möglich mitteilen."

Nun kommt doch noch das Abenteuer!

Nein, es ist nicht leicht, diesen einfachen Menschen klarzumachen, warum sie ihre Ernte zerstören sollen. Sie haben ja nicht einmal begriffen, weshalb sie die Gräser und Schilfstreifen abbrennen mußten. Sie hatten möglicherweise sogar geglaubt, es handle sich nur um eine Laune des großen, zauberkräftigen Mannes, von dem ihnen der Feitor erzählt hatte, daß er aus einem ganz fernen Lande Germao stamme

Es war sein Wunsch, also taten sie es, fröhlich und unschuldig wie Kinder, ohne nach den Gründen zu fragen. Doch jetzt sollen sie ihm ihre Felder opfern ...

Sie haben dumme und dumpfe Gehirne, aber auch gute, einfältige und fromme Herzen. Nur sie selbst werden wissen, wie schwer das Opfer ist, das sie bringen, aber als sie aus dem Mund ihres zauberstarken Arztes hören, daß sie ihre Felder verbrennen sollen, weil sonst der Tod zurückkehrt, da gehen sie unbewegten Gesichtes von dannen.

Nur sie selbst wissen, was in ihnen vorgeht, welche Gedanken sie hegen. Sie gehen, und bald flackert, erst hier und dann dort, das Feuer auf.

Böhlau ist den ganzen Tag unterwegs, aber jetzt hat er stets seine Schrotflinte unter dem Arm. Der Feitor sieht es, ohne nach den Gründen zu fragen, und eine wirklich befriedigende Antwort könnte ihm auch Böhlau nicht geben. Er gibt einfach wieder einmal einer unerklärlichen Regung nach.

Schon am vierten Tag sieht er, wie sehr recht er damit gehabt hat. Es sind schließlich Menschen, diese armen Indios, und menschlich ist es, wenn der eine und der andere versucht, sich für seinen Teil um die Bitterkeit des Opfers zu drücken. Einige Siedler haben überhaupt noch nicht begonnen, gehen nur zögernd ans Werk, andere wieder zeigen zuerst mürrischen Widerwillen, dann aber offene Feindseligkeit. Mehr als einmal muß er wie zufällig an Schloß und Abzugbügel der Flinte herumspielen, ehe man Anstalten macht, ihm zu gehorchen.

Es hat keinen Zweck, immer wieder und wieder beschwörend auf die Menschen einzureden. Sie verstehen es einfach nicht. Er muß hart und unnachsichtig sein, wenn er ihnen helfen will.

Plötzlich geht es. Überall steilt in weißgrauen Schwaden der Rauch zum Himmel, aber diese jähe Bereitwilligkeit macht ihn mißtrauischer als die erste schwache Rebellion. Irgend etwas stimmt nicht, so viel ist sicher.

Schon beim dritten Siedler kommt er hinter das Spiel. Die Leute haben heimlich, meistens in der Nacht, so viel sie konnten von den halbreifen Stauden geerntet und in den Schuppen aufgestapelt. So glauben sie wenigstens etwas zu retten

Dem jungen Doktor Böhlau wird heiß und kalt, als er dies bemerkt, aber er weiß auch, daß er jetzt die letzte Prüfung zu bestehen hat. Hart, erbarmungslos hart muß er durchgreifen

„Brenne deinen Schuppen ab!"

Stumm und trotzig bleibt der Siedler vor ihm stehen. Von allen Seiten strömen Nachbarn, Frauen und Kinder herbei. Böhlau ist allein. Der Feitor ist bei kranken Kindern geblieben.

„Du sollst deinen Schuppen abbrennen!"

Es ist, als ob er überhaupt nicht gesprochen hätte.

„Du sollst . . ."

Er hebt dabei die Flinte. Die Drohung, so glaubt er, muß genügen. Dann geht er durch die Leute hindurch, die ihm widerwillig Platz machen, und versucht, allein das Feuer anzulegen. Als er sich bückt und etwas trockenes Kraut zu einem Haufen zusammenschiebt, wird das brodelnde Murren hinter ihm zu einem gellenden Wutschrei. Auch die Frauen und die Kinder schreien mit.

Er dreht sich um, und das ist gut, denn er sieht einen gleißenden, kurzen Strich in der Sonne flimmern, bückt sich und hört mit dumpfem Schlag das Messer hinter sich in das Holzwerk fahren.

Es ist schwer, es ist unsagbar schwer, aber er weiß, daß er jetzt handeln muß. Es gibt vielleicht nichts Schlimmeres, als auf Menschen schießen zu müssen, gegen die man keinen Haß hegt, die man sogar versteht und für die man ein brennendes, schmerzliches Mitleid im Herzen trägt

Es muß doch aber sein!

Sie müssen gehorchen. Wenn sie es alle so machen wie dieser hier

Es geht weiß Gott nicht um mich, denkt der Doktor Böhlau, als er die Flinte hebt. Wirklich nicht

Schritt für Schritt schieben sich die Indios drohend näher. Da sucht er sich den Mann heraus, dem der Schuppen gehört, und schießt.

Er ist sich selbst nicht im klaren, daß er mit seiner alten Donnerbüchse nicht viel Unheil anrichten kann, wenn er möglichst tief hält. Schon nach zehn Meter spritzen die Schrote auseinander wie aus einer Gießkanne. Außerdem — und auch das weiß er nicht — hat das alte, längst zersetzte Schwarzpulver in den Patronen kaum noch nennenswerte Kraft und die Schrote sind nur Hühner-Kaliber

Das weiß er nicht, und deshalb ist er entsetzt über die Wirkung seines Schusses. Er hat auf die Beine eines Siedlers gezielt, aber die ganze Masse Mensch vor ihm brüllt auf, und statt daß einer sich nach den Beinen fährt, tun es fünf oder sechs. Das halb zergangene Pulver hat ein entsetzlich langes Mündungsfeuer mit unwahrscheinlicher Qualmentwicklung verursacht, und die verstreuten Schrote natürlich noch andere Ziele als das ausersehene gefunden Die Schrote haben kaum die Haut durchschlagen, aber diese Bleikügelchen sind völlig unwesentlich. Das Mündungsfeuer und der Kartaunenknall haben die eigentliche Wirkung vollbracht.

Zehn Minuten darauf brennt der Schuppen, und als die Woche zu Ende geht, findet Böhlau auch bei eifrigstem Suchen nicht eine einzige Zecke mehr Die Arbeit ist vollbracht

Dann kommt die Regierungsbarkasse. Den Weg zurück zur „Wuppertal" verschläft der Doktor Fritz Böhlau.

Alltag.

Auf allen Meeren fahren Schiffe und viele, ja, wohl die meisten, haben einen Mann in Offiziersuniform an Bord, der Seemann ist und Arzt dazu. Er erscheint auf Deck, und weil er eben der Arzt ist, dem man gewohnheitsgemäß mit allen kleinen persönlichen und privaten Dingen sich nahen darf, deshalb glauben die Passagiere, daß ihr netter, freundlicher, immer hilfsbereiter Doktor eine Art medizinisch vorgebildeter Reisemarschall für sie ist.

Sie ahnen es nicht und sollen es auch nicht wissen, daß dieser Mann in seiner tadellosen, gelassenen selbstverständlichen Haltung, der so interessant über die zu erwartenden bunten Freuden von Singapore oder Saigon zu berichten weiß, vor einigen Minuten erst dem Deckjungen den zersplitterten Unterschenkel operiert hat, nachdem er von sechs Uhr morgens bis um halb neun den täglichen Gesundheitsappell durchführte.

Niemand denkt daran und niemand braucht es auch zu wissen, daß er die halbe Nacht am Bett der jungen holländischen Frau saß, bei der das Baby wohl früher kommen wird, als sie es sich wohl gedacht hatte, und schon gar nicht darf er davon sprechen, daß er den Rest der Nacht am Mikroskop verbrachte

Ein Privatvergnügen des Herrn Doktor?

Ach nein, aber mit Hilfe dieser Präparate wird der lächelnde Herr Doktor dem Hafengesundheitsamt von Singapore nachweisen, daß der amerikanische Bankier von Kabine 12 und der japanische Hochschulprofessor von 14 nicht an Flecktyphus erkrankt sind, obwohl alle Anzeichen dafür sprechen. Einwandfrei wird er durch die Präparate beweisen können daß es sich nur um harmlosen Paratyphus handelt.

Dieses Schiff wird nicht die gelbe Flagge aufziehen müssen und in Quarantäne gehen, wie es kürzlich dem französischen Luxusdampfer „Isle de France" geschah, der volle zwei Monate mit allen Passagieren in der Quarantäne liegen mußte, bis die Flecktyphus-Fälle sich als harmloses Parafieber erwiesen hatten.

*

Es ist nun einmal so, daß die Menschen, deren Pflicht am schwersten ist, am wenigsten davon sprechen

Ärzte auf allen Meeren, Männer wie Hömberg, Böhlau und die andern. Es sind keineswegs Sonderfälle berichtet worden. Sie gehörten genau so zum Alltag wie der Kampf mit den Quarantäne-Beamten in Singapore oder etwa die Tat des unbekannten deutschen Schiffsarztes, der vor kurzem eine der höchsten Ehren empfing, die japanische offizielle Stellen einem Fremden zuteil werden lassen.

Alltag. Wenn man den Bericht dieses Arztes aus den Akten nimmt, dann spürt man das Erlebnis dahinter nur, wenn man versteht, sehr gut zwischen den Zeilen zu lesen. Hier ist er:

„Bericht des Schiffsarztes des Motorschiffes ‚Ramses' der Hamburg-Amerika-Linie von der 25. Reise nach Ostasien.

Nagoya, 20. August 1936

Auf der langen Autofahrt vom Bahnhof zum [illegible] fen erhielt ich Gelegenheit, nach meinem [illegible] Streifzug durch Japan erfolgreich ärztl[illegible] fen Vor einer großen, mitten auf ein[illegible] teten Verkehrsstraße der Stadt versa[illegible] schenmenge lasse ich meinen Wagen st[illegible] einen Verkehrsunfall vermute. Nur [illegible] unter großem Gedränge bahne ich m[illegible] durch die Menschenmasse und finde einen Schwerverletzten vor. Da ich im ersten Moment durch mein energisches Vorgehen als ‚westische' Rasse bei der ‚ostischen' auf Widerstand stoße, lege ich trotzdem selbst Hand ans Werk, denn einen Kollegen kann ich nicht entdecken und die neugierigen Menschen sehen in Hockstellung lächelnd zu, wie eine klaffende Schädelwunde blutet. Dem neben mir stehenden Polizisten verrate ich meinen ersten japanischen Satz: „Ich bin Schiffsarzt." Nun hat man mich als Doktor erkannt und beobachtet alle meine Handlungen aufmerksam und spannend Neben mir entdecke ich plötzlich an einer Aktentasche, in der Instrumente klimpern, einen japanischen Arzt, der schon längere Zeit stumm neben mir hockend Bericht schreibt, statt einzugreifen. Mein Opfer ist bewußtlos, der Puls wird immer schlechter Ich nehme aus Wut über meinen Kollegen Nadel und Faden aus seiner „Operationskiste" und flicke beim Schein von Polizistentaschenlampen den stark blutenden Patienten. Obwohl die umstehende Menschenmenge mein „Opfer" schon für tot glaubt, lasse ich den Schwerverletzten sofort ins Hospital transportieren

Eine große Überraschung und Ehre wurde mir am kommenden Morgen zuteil. Meine nächtliche Hilfeleistung hatte sich anscheinend wie ein Lauffeuer verbreitet Als ich im Begriff war, am Hafen eine Straßenbahn zu besteigen, bat mich ein Polizist ihm zu folgen. Etwas überrumpelt, erkundigte ich mich nach dem Grund meiner „Verhaftung", lächelnd redete mir der Hüter des Gesetzes zu, ihm wortlos und beruhigt zu folgen. Im Innenhof des großen Gebäudes der Wasserpolizei Nagoyas, wo sich inzwischen mehrere Polizisten und Beamte versammelt hatten, beglückwünschte mich das Oberhaupt der Polizei und dankte mir für mein erfolgreiches ärztliches Eingreifen. Er übersandte mir später eine Dankurkunde der Stadt."

Wenn diesen Vorfall nun ein anderer beschreiben sollte als der Schiffsarzt des „Ramses", dann müßte er schildern, wie der „Widerstand", den der Arzt bei der Masse gefunden hat, in Wahrheit aussah. Er müßte erzählen, wie ein Mann sich erst unter Aufbietung äußersten Mutes, nach regelrechtem Kampf mit einem Mob in erdrückender Überzahl, an seine ärztliche Pflicht begeben konnte. Er müßte berichten, wie dieser Mann mit dem Tode um das Leben eines Unbekannten ringt, wie in dieser Zeit ihn von hinten furchtbare Hiebe und Stöße treffen und er sich doch nicht ablenken lassen darf von seiner Pflicht. Es müßte wiedergegeben werden, was in der Dankurkunde der Stadt Nagoya steht. Ein Hymnus nämlich auf das Land, das dieser unbekannte Arzt vertreten hat. Es müßte .. Ein kleiner Roman der Wirklichkeit müßte geschrieben werden. wie ihn eben hundertfach der Berufsalltag gebiert

Auch das ein Sonderfall?

Nun, man kann blind hineingreifen in die Akten und wird immer wieder auf die gleiche herrliche Tatsache stoßen, daß hinter der Kargheit eines protokollarischen Niederschlages die große Tat steht

Blind wollen wir den nächstbesten Auszug nehmen und damit den Abschluß dieses Berichtes einem von denen überlassen, denen er gewidmet ist

„Auszug aus dem Schiffstagebuch des MS. ‚Portland' 26. Reise.

Am 9. 9. 1935 meldete sich der Junge, Heinrich Meyer, mit Schmerzen im Unterleib. Es bestand ausgesprochene Druckempfindlichkeit am Mac-Burney, ebenso im Rectum. Auslassungsschmerz war vorhanden; die Temperatur betrug 37,2 Grad C rectal. Er wurde ins Hospital gelegt und bekam eine Eisblase. Die Temperatur stieg gegen Abend weiter an, ebenso die Schmerzen.

Am 10. 9. morgens betrug die Temperatur 37,4 Grad C. Der Befund war im allgemeinen schlechter, außerdem war nun rechts auch Bauchdeckenspannung. Ich entschloß mich wegen der drohenden Gefahr einer Perforation der Appendix zur Operation Nach den üblichen Operationsvorbereitungen bat ich Kapitän Harder um Kurswechsel. Das Schiff schlingerte nämlich ziemlich stark in hoher NW-Dünung. Es wurde — mit langsam voraus — gegen die See gelegt. Die Operation wurde in Chloraethyl-Aethernarkose ausgeführt, verlief komplikationsfrei und dauerte etwa 20 Minuten. Die Narkose machte zuerst der Barbier Karstens und später, als mein Assistent — ein Passagier — wegen zunehmenden Unwohlseins ausfiel, der Messesteward Borovi, während mir der Barbier dann assistierte.

[illegible]ine leichte postoperative Darmatonie konnte beho[illegible] [illegible]erden; die Wundheilung erfolgte per primam"

[illegible] ist nichts zu sagen. Die letzten fünf Zeilen [illegible] für sich In ihnen ist alles eingeschlossen, was [illegible] in der modernen Kreuzfahrer für das Leben [illegible] Pflichterfüllung unter allen Umständen!

KURT GUNTHER VON FISCHER:

Ein Mann schreckt London

Ein naßkalter Novemberabend lag über London. Die Straßen waren verhangen mit jenem zähen Erbsensuppennebel, der alles wie glitschige Watte einhüllt, und den der Londoner „yellow fog" nennt, als gegen 11 Uhr nachts ein Mann die belebte Oxfordstreet hinabbummelte. Bei Oxford Circus machte er ein wenig halt und bog dann nach links gegen Portland Place ein. Sooft er an einer der Bogenlampen vorbeikam, die wie milchige Sonnen in der Luft schwebten, leuchtete sein Frackhemd grellweiß auf, und an seiner linken Hand, deren Handschuh er abgezogen hatte, funkelte ein Sprühfeuer von Edelsteinen. Er war augenscheinlich ein reicher Müßiggänger, der diese Nacht noch angenehm durchzubringen gedachte, und schlenderte, von einigen Whisky-Sodas bereits in guter Stimmung, seines Weges einher. Eben tauchte der weißleuchtende Riesenkomplex der „British Broadcasting Corporation" aus dem Nebel, als er plötzlich von rückwärts angesprochen wurde.

„Verzeihung, darf ich Sie um Feuer bitten!" sagte eine sonore Männerstimme.

Der Angesprochene drehte sich etwas unsicher um und blickte in ein sehr weißes Mannesantlitz, in dem die kleinen Augen unter dicken, vorspringenden Wülsten, die ungewöhnlich hohe, platte Stirn und eine Locke brandroten Haares das Auffallendste waren.

Der späte Bummler starrte und starrte in dieses Gesicht, das ihm irgendwie bekannt vorkam, allmählich dämmerten ihm die riesengroßen Zeitungsabbildungen mit der Überschrift „Der Rote Gentleman" auf, und das Grauen überfiel ihn — — aber dann fühlte er urplötzlich einen heftigen Schmerz zwischen der zweiten und dritten Rippe der linken Brustseite, und alles um ihn herum wurde dunkel . .

Kurze Zeit danach bemerkte einer der Passanten das schwarze Bündel in der Ecke und alarmierte die Polizei. In dem großen weißen Haus, vor dem der Mord geschehen war, unterbrach in einem der Studios das Orchester seine Tanzmusik, und der Sprecher sagte mit leise vibrierender Stimme eine Warnung ins Mikrophon.

„An die Bevölkerung Londons! Trotz Aufklärung durch Rundfunk und Presse hat der unbekannte Raubmörder, den man den Roten Gentleman nennt, ein neues Opfer gefunden. Die Tat geschah heute gegen ein Viertel nach 11 in der Gegend des Portland Place. Das bedauernswerte Opfer, dessen Identität noch nicht feststeht, wurde wieder vollkommen ausgeplündert vorgefunden. Die Polizeidirektion trifft augenblicklich Sondermaßnahmen zur Unschädlichmachung des Verbrechers. Die Bevölkerung wird aber nochmals eindringlichst davor gewarnt, verlassene Straßen und schlechtbeleuchtete Straßen und Plätze zur Nachtzeit allein aufzusuchen!..."

*

Der Polizeigewaltige von Scotland Yard schob seinen Oberkörper ruckartig nach vorne und sah Inspektor Wyndham Robbins entsetzt an. „Das gestrige Opfer war Unterhausmitglied? Na, das hat uns gerade noch gefehlt!" stöhnte er. „Jetzt werden sie uns die ganze öffentliche Meinung an den Hals hetzen! Da, lesen Sie, damit Sie einen Vorgeschmack bekommen!" Und er schob seinem Untergebenen den „Evening Star" zu.

Wyndham Robbins, ein sehnig gebauter Beamter Ende der Dreißiger, rechte Hand des Criminal Investigation Departements und glänzend angeschrieben bei Scotland Yard, griff zögernd nach dem Blatt und las:

„Schläft Scotland Yard?? Der achte Raubmord des Roten Gentleman in den Straßen unserer Stadt!

Seit zwei Monaten steht London im Banne eines Verbrechers, der sich mit unglaublicher Gewandtheit allen Nachstellungen zu entziehen weiß. Wir erinnern an den ersten Mord am 12. September. Damals wurde der reiche Viehhändler John Garrick um 11 Uhr nachts in der Albert Road von einem eleganten Herrn angesprochen. Der Herr trug Frack, Abendmantel, über dem brandroten unordentlichen Haupthaar einen Zylinderhut und ein schlankes Ebenholzstöckchen. Eine Stunde später wurde der leblose Körper des Viehhändlers in einer dunklen Ecke sitzend, vollkommen ausgeraubt, aufgefunden. Ein Degenstich ins Herz hatte seinem Leben ein Ende bereitet. Nach dem gleichen Schema ist der Verbrecher auch alle anderen Male vorgegangen. Er spricht des Nachts alleingehende Passanten an, erdolcht sie mit dem Stockdegen schnell und lautlos, raubt sie völlig aus und läßt die Leiche liegen. Einem Zufall verdanken wir das Intermezzo im Hydepark, wobei eine Blitzlichtaufnahme des Mörders gelang. Hunderttausende haben seither dieses Bild betrachtet, haben gebebt in Angst und Schrecken vor der platten Brettstirne, vor dem brandroten Haarschopf, vier weitere Opfer haben ihr Leben gelassen. Die Angst lastet wie ein nächtlicher Alp über unserer Stadt. Geselligkeit und Verkehr stocken!

Scottland Yard aber stellt Statistiken auf und der Mörder ist noch immer in Freiheit! Wie lange soll das noch so weiter gehen? Wie wir hören, führt Inspektor Wyndham Robbins die Untersuchungen. Der Herr scheint uns erholungsbedürftig . . ."

Inspektor Wyndham Robbins ließ die Zeitung sinken. Der Schluß berührte ihn sichtlich unangenehm. Dies mußte wohl in seinen Mienen zutagetreten, denn der junge Mann, der sich als Dritter im Raume befand, setzte ein schadenfrohes Grinsen auf. Dieser blondhaarige Jüngling hieß Malcolm J. Withers und führte trotz seiner Jugend auch schon den Titel Inspektor. Es war erklärlich, daß die Eifersucht seines bedeutend älteren Kollegen häufig zu kleinen Reibereien führte.

Der Chef des Sicherheitswesens platzte jetzt in die nachdenkliche Stille.

„Was wollen Sie also unternehmen, Robbins?"

Der Gefragte nagte an seiner Unterlippe. „Ich schlage vor, eine sehr hohe Belohnung auf den Mörder auszusetzen, ob tot oder lebendig! Etwa fünftausend Pfund."

„Das ist sehr viel!" meinte der Vorgesetzte. „Das Innenministerium wird uns Schwierigkeiten machen. Immerhin, die Summe ist bewilligt!" Damit wandte er sich zum Jüngeren. „Und Sie, Withers?"

„Exzellenz!" sagte der Mann hastig, „mein Kollege Robbins ist mit der Sache betraut worden. Ich habe nicht die Absicht, ihm ins Handwerk zu pfuschen! Mit Ihrem Verlaub, Exzellenz, will ich lieber ein bißchen ausspannen und mich meiner Fliegerei widmen. Ich habe jetzt einen neuen Apparat, eine 200-PS-Rennmaschine...", er wollte eine begeisterte Schilderung loslassen, aber der Chef schnitt ihm das Wort ab und entließ ihn mit einem Kopfnicken.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, meinte er zu Robbins: „Etwas teueres Steckenpferd, die Fliegerei, nicht? Und das Gehalt eines jungen Inspektors ist doch schließlich nicht so groß..."

Robbins schien die Bemerkung zu überhören. „Ich habe eine Idee!" sagte er und fixierte starr etwas Unsichtbares. „Dem Roten Gentleman dürfte in nächster Zeit etwas ungemütlich werden..."

*

Die darauffolgenden Tage arbeitete der ganze Sicherheitsapparat fieberhaft. Die hohe Belohnung hatte zur Folge, daß sich kein Rothaariger in den Straßen zeigen konnte, ohne sofort verhaftet zu werden. Die Friseure hatten Hochkonjunktur im Haarfärben. Die Polizei erhielt eine Flut von anonymen Fingerzeigen, die sich alle als wertlos erwiesen. Ganz London war vom Jagdfieber gepackt. Der Mittwoch brachte eine kleine Überraschung, denn Inspektor Robbins erhielt einen gefährlichen Drohbrief des Roten Gentleman

Der Brief war auf gewöhnlichem Papier getippt und brachte die Angelegenheit nicht einen Schritt vorwärts. Der Verbrecher selbst war und blieb verschwunden.

Bis Samstag. An diesem Tage geschah etwas, das die Öffentlichkeit erregte, wie ein Ameisenhaufen, in den man hineinsticht.

Um drei Uhr nachmittags raste ein Polizeimotorrad im Wahnsinnstempo gegen Scotland Yard. Der Sergeant, der das Rad führte, bremste halsbrecherisch, alarmierte in höchster Aufregung das Überfallkommando und die Gasschutzabteilung der Feuerwehr und verlangte augenblicklich Inspektor Robbins zu sprechen. Dieser befand sich jedoch auf Untersuchungen auswärts, in seiner Vertretung erschien der junge Withers.

Der Sergeant berichtete hastig. Er sei wie alltäglich auf seinem Posten in Ealing, einem kleinen Nest, gut 20 km außerhalb Londons, patrouilliert, wobei er auch an einem einsamen und verschlossenen Landhaus vorbeikam.

Und da habe er den Roten Gentleman gesehen!

Ein Irrtum sei ausgeschlossen. Der Verbrecher sei an einem Fenster des Hauses gestanden und er, der Sergeant, hätte das furchterregende Antlitz augenblicklich erkannt. Jetzt komme aber das Merkwürdigste. Der Verbrecher hätte ihn hilfeflehend angeblickt und den Mund fischartig aufgerissen, ohne daß auch nur ein Laut zu hören gewesen wäre. Dabei hätte er mit den Händen seltsam krampfartige Bewegungen gemacht, etwa wie ein Ertrinkender oder Erstickender. Die schrecklichen Mundbewegungen und die ganze Lage ließen nur eine Erklärung zu: das Haus müsse vergast gewesen sein!

Er, der Sergeant, habe vergebens versucht, die versperrte Haustür zu sprengen. So habe er wenigstens das Fenster mit einem Steine eingeschlagen, um dem Erstickenden Luft zu schaffen, und sei auf schnellstem Wege hierhergerast, um das Kommando zu führen.

Campbell J. Withers hatte atemlos vor Erregung gelauscht, dann aber setzte er sich sprungartig in Bewegung. Drei Minuten später sausten zwei Überfallautos und die Feuerwehr gegen Ealing.

Sie waren in kürzester Zeit an Ort und Stelle. Withers sprang als erster vom Auto und stürmte gegen das Gebäude...

Dann aber kam die große Überraschung. Das Haus stand einsam und dunkel da; es wurde vom Boden bis zum Keller genau durchsucht und absolut leer gefunden. Gas war überhaupt nicht vorhanden und die Fensterscheiben blinkten sämtlich vollkommen unbeschädigt.

*

In den folgenden Tagen hatte der arme Sergeant eine harte Zeit, obwohl er bei allen Heiligen schwor, daß er sich nicht geirrt habe. Die Zeitungen brachten Riesenberichte mit Dutzenden von Vermutungen, die sie schließlich alle wieder dementierten.

Eine Person allerdings wurde von Tag zu Tag unruhiger, und das war Inspektor Wyndham Robbins, der mit der Aufklärung des Falles betraut war. Trotz des gewaltigen Aufwandes an Zeit, Kosten und Personal versandete die Sache immer mehr im Ungewissen.

Um so fröhlicher hingegen war sein Kollege, der junge Withers. Er flog seine neue Maschine ein, wobei er zweimal in der Gegend von Ealing notlanden mußte und war in Scotland Yard so gut wie gar nicht mehr zu sehen.

Eines Abends aber traf Robbins ihn zufällig. „Na, schweren Dienst gemacht heute?" fragte er bissig. Der fliegende Polizeibeamte schüttelte den Kopf. „Ist mir nicht eingefallen!" gab er leicht zurück. „Nur bißchen in der Luft herumkutschiert, dann in Richmond gelandet, habe mir dort Taubstummeninstitut angesehen, war kolossal interessant!" Robbins zuckte nervös zusammen, er schien überarbeitet zu sein.

Der Junge ließ sich dadurch keineswegs stören, sondern fuhr fort:

„Haben Sie übrigens keine Angst, Robbins, daß der Rote Gentleman seinen Drohbrief wahrmacht und Ihnen einen Besuch abstattet?“

„Zerbrechen Sie sich nicht meinen Kopf!“ brummte der Inspektor unwillig und verschwand

Withers lächelte hinter dem anderen drein, dann machte er scharf kehrt und ging ins Personalbüro um sich die Privatadresse von Inspektor Robbins geben zu lassen.

Bald darauf zog sich der junge Withers in ein leeres Zimmer zurück und tat etwas Merkwürdiges

Er holte einen Taschenplan der Stadt London hervor und machte an der Stelle, wo das einsame Haus in Ealing stand, mit Rotstift ein großes Kreuz. Ein gleiches Kreuz machte er an dem Punkt Tottenham Court Road Nr. 3, welches die Privatadresse von Robbins war Dann verband er beide Kreuze durch einen langen geraden Strich und konstatierte voll Zufriedenheit, daß die Linie ein gutes Stück durch die Bayswater Road ging.

Nach dieser Feststellung ließ er den Plan wieder verschwinden, steckte Taschenlampe und Dienstrevolver zu sich, zog den Mantel an und verließ mit aufgestelltem Kragen den Hut tief in die Stirne gedrückt, Scotland Yard

Eine halbe Stunde später konnte man ihn, noch immer vermummt, auf einer Bank in der Bayswater Road sitzen sehen, kaugummikauend und den Tropfen zusehend, die von den kahlen Baumästen im Hydepark herunterklatschten Dabei entging dennoch keiner der wenigen Fußgänger seiner Aufmerksamkeit

Malcolm J Withers Geduld sollte auf eine harte Probe gestellt werden Es war schon lange nach Einbruch der Dunkelheit, eintöniger Regen rieselte herab und ein schwacher Windstoß fegte durch die verlassene Straße. Withers saß noch immer auf seiner Bank und kaute

Plötzlich aber spitzte er die Ohren und lauerte unbeweglich. Eine mittelgroße Gestalt kam mit weiten Schritten die Straße hinab. Die Gestalt war in einen langen schwarzen Mantel gehüllt und trug, wie man im Lichte der Straßenlaternen sehen konnte, einen Stockschirm am Arm, den sie seltsamerweise nicht aufspannte, obwohl es ziemlich heftig regnete

Die kleine Bank stand im Dunkel und Withers ließ den Mann, der ihn nicht sehen konnte, bis auf fünf Schritte herankommen, dann sprang er überraschend auf und schoß einen Lichtkegel blendender Helligkeit auf die Gestalt Er starrte sekundenlang in zwei kleine, tückische Augen, sah die platte, hohe Stirn mit der brandroten Locke und dann hörte er einen lauten Ausruf und sah den anderen sich zur Flucht wenden

Er stürzte nach und wollte „Halt — oder ich schieße!“ schreien, aber da prallte etwas Hartes gegen seine Füße, er strauchelte und fiel der Länge nach hin Als er sich wieder aus dem Straßenkot erhob, war jede Verfolgung zwecklos

Withers ließ einen Fluch vom Stapel, daß selbst einem abgehärteten Seemann die Haare zu Berge gestanden wären, und sah sich dann den Gegenstand an, über den er gestolpert war Es war ein schwarzer Ebenholzstock mit Elfenbeingriff Und als Withers an dem Griff drehte, kam eine Klinge aus haarscharf geschliffenem Damaszenerstahl zum Vorschein.

*

Von diesem Erlebnis Malcolm J. Withers erfuhr die Öffentlichkeit nichts. In Scotland Yard diente es aber nicht dazu, seinen Ruf zu verbessern Immerhin hatte die Behörde jetzt die Mordwaffe in der Hand. Sie wurde einer genauen Untersuchung unterzogen, Fingerabdrücke konnten aber erwartungsgemäß nicht festgestellt werden

Trotzdem war Inspektor Robbins, der Leiter der Untersuchungen, glänzender Laune Er entfaltete auf einmal eine fieberhafte Regsamkeit „Morgen gedenke ich Ihnen den Roten Gentleman tot oder lebendig abzuliefern!“ sagte er im Laufe der abendlichen Besprechung zum Chef des Sicherheitswesens Diese Worte riefen Sensation hervor: der Gewaltige von Scotland Yard war einfach sprachlos Auch Withers, der als Dritter zugegen war, starrte Robbins ungläubig an

Dieser sonnte sich in der Bewunderung, dann sagte er mit einem wenig schmeichelhaften Seitenblick auf Withers: „Die Tüchtigkeit meines verehrten Herrn Kollegen hat uns wenigstens in den Besitz der Mordwaffe gebracht Nun hatte ich eine Idee — Haben Sie schon die Abendblätter gelesen?“ Seine Zuhörer schüttelten den Kopf Robbins zog ein Blatt hervor und deutete auf die Anzeigenspalte „Gefunden“ Dort stand: „Schwarzer Ebenholzstock mit Elfenbeingriff am 12 November abends in der Bayswater Road Abzuholen bei L Smith 18 Marlboro Street“

Ein staunendes Ah! ertönte Robbins fuhr siegesgewiß fort „Der Verbrecher wird nicht ganz sicher sein wo er den Stock verloren hat, vor allem weiß er nicht, wer der Mann auf der Bank war Er wird also gerne an die Möglichkeit glauben, daß jemand den Stock gefunden haben könnte, und wird alles tun, um wieder in den Besitz der Waffe zu gelangen und sie nicht dem polizeilichen Fundbüro in die Hände fallen zu lassen Das Haus Marlboro Street 18, ist eine von mir sorgfältig präparierte Falle, die sich undurchdringlich schließt, sobald der Rote Gentleman hineingerät Morgen dürfte die Presse einen großen Tag haben “ schloß er

Dann berieten die drei Männer noch stundenlang die näheren Einzelheiten

Das Haus Marlboro Street 18. war ein einstöckiges, unscheinbares Gebäude aus der Zeit Viktorias, mit einem kleinen, ungepflegten Vorgärtchen Ein ahnungsloser Passant hätte wohl nie gemerkt, daß der Bau von einer doppelten Kette unsichtbarer Posten umzingelt war Es konnte keine Maus ein- und ausschlüpfen, ohne daß es Inspektor Robbins Leute bemerkt hätten Die Polizisten hatten strenge Weisung jeden Fremden wohl in den magischen Kreis herein-, aber nicht wieder hinauszulassen Malcolm J Withers befehligte die 40 Mann Robbins von dem der Plan stammte, befand sich ebenfalls in der Nähe, war jedoch selbst seinen eigenen Leuten unsichtbar

So stand die Situation den ganzen Tag über Das einsame Haus wartete wie eine offene Mausfalle auf Londons gefürchtetsten Verbrecher — aber er kam nicht Längst schon war es dunkel geworden und selbst die Tüchtigsten unter den Leuten begannen in ihrem Versteck ungeduldig zu werden Withers selbst verlor jede Hoffnung.

Der Kerl hatte höchstwahrscheinlich den Braten gerochen und dachte nicht daran, in die Falle zu gehen

Doch halt! Was war das? Withers pfiff leise durch die Zähne. In der Dunkelheit der langen Straße wurde eine Gestalt sichtbar, die scheu und vorsichtig näherkam. Drei Amselrufe versetzten die Postenkette in höchste Wachsamkeit.

Der Mann drückte sich flüchtig die Hausmauern entlang und blieb gegenüber dem einsamen Hause stehen. Er sah sich nochmals aufmerksam nach allen Seiten um und schien zu zögern. Die verborgenen Polizisten, lauter gestählte, altgediente Leute, fühlten ihre Schläfen hämmern. Das also war die Bestie, deren raubgierige Mörderhände eine Weltstadt erzittern ließen. Jetzt, da man ihn so vor sich sah, enttäuschte er beinahe die legendäre Grauenhaftigkeit seines Namens. Er war diesmal schäbig gekleidet und nur die weißliche, platte Stirn und die feuerroten Haare wirkten im schwachen Lampenschimmer unheimlich.

Der Rote Gentleman zerdrückte eine Zigarette, an der er mehrmals gierig gesogen hatte, kam über die Straße, öffnete vorsichtig die Gittertüre, durchquerte hastig das Gärtchen und läutete. Es rührte sich nichts.

Die Wachmannschaften zitterten in ihren Verstecken. Sie hatten strengste Weisung von Robbins, den Mann erst eintreten zu lassen und überhaupt nichts zu unternehmen, bevor der Inspektor selbst zur Stelle sei. Robbins hatte ausdrücklich erklärt, er werde schon im rechten Moment auftauchen — und jetzt war weit und breit nichts von ihm zu sehen.

Der Verbrecher stand nun an der Haustür und wartete. Dann schien er einen plötzlichen Entschluß zu fassen — er öffnete die unversperrte Türe und trat ein.

Die Maus saß in der Falle! Sofort schloß sich der Sperrkreis. Wo zum Teufel steckte Robbins? Drei ewig lange Minuten vergingen. Plötzlich stand Robbins wie aus dem Boden gestampft vor seinen Leuten. „Fünf Mann mit mir, alles andere auf seinen Posten!" kommandierte er im Flüsterton. Und mit vorgehaltener Pistole drangen die sechs ins Haus. Alles weitere spielte sich mit Blitzesschnelle ab. Gleich im Flur trafen die Scheinwerfer auf ein wächsernes Antlitz und einen feuerroten Haarschopf. Robbins Pistole spie vier Blitze aus und die Gestalt sackte zusammen. Über die Schläfe rann ein hellrotes Gerinnsel, das seltsam mit der Farbe des Haares kontrastierte.

Der Alp war von der Riesenstadt gewichen.

Extraausgaben berichteten das freudige Ereignis. Die Blätter suchten einander in kolossalen Überschriften zu übertrumpfen. Dichte Massen von Neugierigen umlagerten das Haus, in dem der Verbrecher zur Strecke gebracht worden war.

Inspektor Wyndham Robbins war der Held des Tages. Sein Name war in aller Munde. Robbins selbst schien sich aus den vielen Gratulationen und aus seiner plötzlichen Popularität nicht viel zu machen, nur als er dem Polizeipräsidenten gegenüberstand und aus seinen Händen die erkleckliche hohe Belohnung von 5000 Pfund entgegennahm, leuchteten seine Augen. Über seine ferneren Absichten befragt, bat er um Urlaub und gab an, sich schon am Mittag des nächsten Tages am Flugplatz von London verabschieden zu wollen, um auf einer kleinen Mittelmeerreise ein wenig auszuspannen.

Seine Pläne waren der Öffentlichkeit bekannt geworden und am Vormittag des nächsten Tages setzte eine kleine Völkerwanderung zum Flugplatz Croydon ein.

Um die Mittagsstunde stand der Vielgefeierte in flottem Reisedreß vor der fahrplanmäßigen Verkehrsmaschine und blickte leutselig in die Filmobjektive der Wochenschaukameras. Schon surrten die Propeller. Da bemerkte er plötzlich, daß sich eine Gruppe Uniformierter, allen voran der junge Withers, durch die Menschenmenge zwängte.

Jetzt waren sie durchgedrungen. Withers trat vor. Und im Angesicht von drei Filmkameras und den offenen Mikrophonen des Rundfunks sprach er die inhaltschweren Worte:

„Inspektor Wyndham Robbins, ich verhafte Sie im Namen des Königs wegen achtfachen Raubmordes als Roter Gentleman!"

*

In dem Sensationsprozeß, der bald darauf ganz London in Atem hielt und der mit der Verurteilung zum Tode durch den Strang endigte, war die Aussage des Zeugen Malcolm J. Withers von Scotland Yard besonders sensationell.

Der Zeuge erklärte:

„Der Angeklagte war Jahre hindurch einer der fähigsten und tüchtigsten Beamten von Scotland Yard. In seinem Charakter aber gab es einen dunklen Punkt, den er sorgfältig zu verbergen wußte. Das war seine besinnungslose, unbezähmbare Leidenschaft für schöne Frauen. Den finanziellen Anforderungen, die nötig waren, diese Sucht zu befriedigen, war sein Gehalt natürlich bei weitem nicht gewachsen. Robbins stürzte sich Hals über Kopf in hohe Schulden. Die Gläubiger drohten mit Skandal. So sah er sich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt, große Geldsummen herbeizuschaffen, oder den Dienst zu quittieren und seine hoffnungsvolle Karriere aufzugeben. Es muß da eine schreckliche Krise im Seelenleben dieses Mannes gegeben haben. Er entschloß sich, den Weg des Verbrechens zu gehen!"

Eine Welle der Erregung lief durch das Publikum, der Zeuge unterbrach sich, um aber gleich darauf wieder fortzufahren.

„Dabei kam ihm seine hohe Intelligenz und seine reiche kriminalistische Erfahrung trefflich zustatten. Ein Plan von teuflischer Genialität reifte in ihm. Er wollte sich in den Besitz eines Menschen setzen, ihn vor aller Welt verborgen halten und unterdessen in der Maske des anderen seine Raubzüge ausführen. Durch die Erschießung des unglücklichen Opfers konnte er dann den Fall einem befriedigenden Ende zuführen und die Schuld vor aller Welt einem Toten aufbürden. Diesen Plan setzte er in die Tat um. Er lauerte auf einsamen Wegen Landstreichern und Bettlervolk auf, von denen er annehmen konnte, daß kein Mensch auf der Welt sie vermissen würde. Außerdem sollte der Mann ein auffallendes, leicht nachzuahmendes Äußere haben. Anfang September fand er endlich, was er suchte, in der Person des armen rothaarigen Mannes. Er überfiel ihn hinterrücks und schleppte ihn gefesselt und geknebelt in das einsame Landhaus nach Ealing, das er unter falschem Namen gemietet hatte. Und in der ersten Nacht darauf tauchte über der Silhouette der Riesenstadt zum erstenmal das Schreckgespenst des Roten Gentleman auf!"

Der Zeuge hatte die letzten Sätze mit erhobener Stimme gesprochen und der Vorsitzende hatte große Mühe, die Aufregung, die sich der Zuhörerschaft bemächtigt hatte, etwas zu beruhigen. Hierauf konnte Withers seine Aussage fortsetzen.

„Robbins war ein glänzender Maskenkünstler, und während sein Opfer nun gefangen saß, vollführte er in seinem Äußeren, das er bis in die kleinste Einzel-

heit kopierte, die Mordtaten. Alles wäre gut gegangen, wenn der Zufall ihm nicht einen bösen Streich gespielt hätte. Es gelang nämlich einmal dem armen Rothaarigen, sich von seinen Fesseln zu befreien und die Aufmerksamkeit eines Polizisten zu erregen. Robbins hatte trotzdem noch Glück Denn er muß sich damals gerade in der Nähe befunden und die Szene mitangesehen haben. Es gelang ihm noch im letzten Augenblick, den armen Kerl an einen anderen Ort zu schaffen und alles wieder in Ordnung zu bringen, so daß die alarmierte Polizei nichts Auffälliges vorfand. Trotzdem sollte dieser Vorfall der Anstoß zu seinem Verderben sein. Denn als ich genaue Erkundigungen nach dem Mieter des Hauses einzog, erhielt ich eine Personenbeschreibung, die auffallend auf meinen Kollegen Robbins paßte! Von da an hatte ich eine Spur, und ich verfolgte sie mit Zähigkeit. Bei der Kürze der Zeit konnte Robbins sein Opfer nicht gar zu weit verschleppt haben. Das zweite Versteck des Unglücklichen mußte sich also auch irgendwo in Ealing befinden. Da Robbins begreiflicherweise öfters nach dem gefesselten Manne sehen mußte, so konnte ich, falls mein Verdacht stimmte, den Roten Gentleman noch am ehesten irgendwo auf dem kürzesten Wege zwischen Ealing und Robbins Privatwohnung treffen. Dies ist mir damals in der Bayswater Road auch geglückt, und der Verbrecher konnte mir nur entkommen, indem er mir den Stockdegen zwischen die Füße warf!"

Hier unterbrach der Zeuge von neuem seine Ausführungen und bat um ein Glas Wasser. Während er in langen Zügen seine Kehle befeuchtete, benutzte der Vorsitzende die Pause, um das Publikum, das sich fortwährend in Erstaunens- und Mißfallskundgebungen erging, erneut strengstens zur Ruhe zu mahnen. Dann wandte er sich an den Zeugen mit der Bitte, fortzufahren.

„Immerhin wurde es Robbins jetzt ungemütlich und er beschloß, der Sache ein Ende zu bereiten. Da er gleichzeitig Leiter der polizeilichen Untersuchungen war konnte er den Schluß des Dramas bis in die kleinste Szene vorherbestimmen. Er schuf die Falle in der Marlborostreet. Tags vorher hatte er schon sein gefesseltes Opfer an den neuen Ort geschafft. Wir alle hatten strengsten Befehl von ihm, das Haus nicht zu betreten.

Und nun begann die seltsamste Komödie, die mir je vorgekommen ist. Robbins führte ein geniales Doppelspiel auf; er war Wild und Jäger, Katze und Maus zugleich. Der Oberbefehl des Absperrungskordons lag in seiner Hand und während wir glaubten, er lauere in unserer Nähe, gleich uns unsichtbar in seinem Versteck, kam er in der Maske des Verbrechers daher und schlüpfte in die Falle. Wir hatten von ihm ausdrücklichen Befehl, den Verbrecher nicht schon auf der Straße festzunehmen, sondern das Haus betreten zu lassen.

Und während der drei Minuten, die wir nun voller Ungeduld warteten, demaskierte er sich im Innern des Hauses in rasender Eile, entfesselte sein armes und völlig entkräftetes Opfer und tauchte plötzlich als Inspektor Robbins wieder vor uns auf. Hierauf drang er in das Haus ein und tötete eigenhändig den armen Menschen, dessen Gesicht er gestohlen und mit der fürchterlichsten Schuld belastet hatte.

Damit war der Fall für die Welt restlos geklärt. Der Mörder war gefunden und gerichtet. Der erfolgreiche Polizeibeamte Robbins konnte freudig die Belohnung von 5000 Pfund einstecken, deren Aussetzung er selbst vorgeschlagen hatte.

Robbins hätte sein Leben als begüterter und erfolgreicher Kriminalist beschließen können, wenn das Schicksal nicht einen ganz winzigen Rechenfehler in seine Kalkulation geschmuggelt hätte! Der arme rothaarige Mann war nämlich kein normaler Mensch. Die gerichtliche Obduktion hat ergeben, daß der Mann taubstumm war!

Robbins war dieses Gebrechen entgangen, da er sein Opfer aus Angst vor dem Lärmschlagen stets geknebelt hielt. Ich selbst hatte schon früher die Idee, daß sich die krampfartigen Mund- und Armbewegungen, die der Sergeant für Erstickungsanfälle eines Gasvergifteten hielt, durch die verzweifelte Gebärdensprache eines Taubstummen erklären ließen, und die Taubstummenanstalt in Richmond hat mir dann die Abgängigkeit eines Zöglings, auf den die Beschreibung paßte, bestätigt Da ja allgemein bekannt war, daß der wirkliche Raubmörder sprechen konnte, so war diese Entdeckung ausschlaggebend für die restlose Aufklärung des Falles und die Verhaftung Robbins!

So hat sich, trotz des fein ersonnenen Planes, der genialste Verbrecher des letzten Jahrzehnts in seiner eigenen Schlinge gefangen!"

Holländische Miniaturen

I.

Auf dem Bahnsteig einer Privatbahn stehen zwei Schaffner. Der eine wird von einem Fremden um Auskunft gefragt. Der andere fährt später auch mit dem Zug den der Fremde benutzt. Auf dem nächsten Umsteigebahnhof fragt der Fremde diesen Schaffner, wie er jetzt weiterfahren müsse. Und es entspinnt sich folgende Unterhaltung:

Schaffner: „Da sind Sie ganz falsch gefahren."
Reisender: „Aber Sie waren doch dabei, als ich Ihren Kollegen fragte."
Schaffner: „Ja, aber der wußte nicht Bescheid."
Reisender: „Habe ich denn einen großen Umweg gemacht?"
Schaffner: „Nee, groß nicht."
Reisender: „Kommt denn dieser Zug sehr viel später an als der richtige?"
Schaffner: „Nee, er kommt gleichzeitig an. Er fährt ein bißchen schneller."

II.

Zuschrift an eine Amsterdamer Zeitung:

„Herr X., der gestern auf der Straße einen Unfall hatte wird in Ihrem Blatt als Original bezeichnet. Er ist aber gar kein Original, sondern macht für die Hausfrauen der Gegend kleine Besorgungen."

III.

Auf dem Schießstand — Musketier Sneesens hat von seinen 20 Schuß 19 versiebt

Der Unteroffizier: „Musketier Sneesens! Wenn Sie dem Vaterlande einen großen Dienst erweisen wollen, dann gehen Sie hinter die Baracke und schießen sich die letzte Kugel vor den Kopf."

Musketier Sneesens läßt sich diese Gelegenheit, dem Vaterlande zu dienen, nicht entgehen, rennt hinter die Baracke, ein Schuß ertönt Der Unteroffizier erbleicht: „Sollte der Trottel tatsächlich . . .?"

Da erscheint Musketier Sneesens strahlend und sagt: „Melde gehorsamst der letzte Schuß ist auch danebengegangen."

E P H.

MILANA JANK:

Die Jubilarin

Mit sechzehn Jahren war Liesl Langhans in die Firma für Münchner Kunstgewerbe eingetreten Es war im zweiten Kriegsjahr, also zu einer Zeit, wo Frauenarbeit sehr gefragt und geschätzt war. Liesl nützte die Chance, stieg aus der Lehrzeit in die Stellung einer wichtigen Hilfskraft und danach in die einer unentbehrlichen „Seele des Geschäfts" auf. Fünf Jahre nach ihr war der Sohn des Inhabers eingetreten, sie hatte ihn „angelernt", er war und blieb ihr Schüler, auch als er nach dem Tode seines Vaters selbst Chef wurde So verging ein Jahrzehnt und auch ein zweites Und damit war Liesl . eine Jubilarin

Es war lange nach Mitternacht, als sie, den vielen festlichen Ansprachen und Darbietungen und Geschenken endlich entronnen, in ihrer kleinen Nymphenburger Wohnung — den glühenden, dröhnenden Kopf in die Hände gelegt — in einer Sofaecke saß. Man hatte ihr die Arbeit zweier Jahrzehnte so oft und so eindringlich an diesem Abend eingehämmert, daß sie sich selbst jetzt so müde vorkam, als ob sie all jene Arbeit an einem einzigen, an diesem einen Tag geleistet hätte, der doch ein Festtag, ihr Jubiläumstag, war

Liesl war unter der Last der Ehrungen, Belobungen und Anerkennungen nichts weniger als vergnügt Sie sah sich in die „alte Garde" eingereiht, in das mütterliche Fach, in den Kreis der Senioren. Mit sechsunddreißig Jahren! War das nun — so fragte sie sich, indem sie ihren Kopf hochhielt, mit den Händen wie mit einer Riffel durch das Haar fuhr — die Schwelle des Alters, des Verzichts und der Resignation — über die man sie mit Reden, Blumen und Geschenken mitleidig hinübergeleitet hatte? Es fehlte nicht viel, und Liesl wäre in Tränen ausgebrochen. Aber im rechten Moment fiel ihr eines der schönsten Geschenke ein, das man ihr heute gemacht hatte: vier Wochen Jubiläumsurlaub, Sonderurlaub, der morgen begann Vier Wochen brauchte sie nicht die Seele des Geschäfts, nicht die Vertrauensperson des Betriebs sein, nicht die Seniorin und Jubilarin

Sie stand auf und begann eine Wanderung durch ihre beiden Zimmer, in denen sie alle Lichter aufgedreht hatte Liesl war mittelgroß, sie hatte vom Bergsteigen und Skifahren im Hochgebirge, vom Segeln und Wandern eine straffe, sehnige Figur, ihr Gesicht leuchtete, wenn auch nicht von Schönheit, so doch von Klarheit und Energie Vier Wochen — sagte sie sich — sind eine lange Zeit, wenn man sie richtig nützt. Sie wußte, denn man hatte es an diesem Festabend mehrere Male nicht ohne Ironie angedeutet, daß alle Arbeitskameraden, besonders diejenigen weiblichen Geschlechts, erwarteten, sie, das Vorbild der Unermüdlichkeit, würde am nächsten Morgen im Geschäft erscheinen Und ungeachtet des feierlich geschenkten Urlaubs ihre Pflicht tun — wie seit zwanzig Jahren Liesl ballte die Fäuste: sie sollten sich in ihr verrechnet haben. Sie wollte die vier Wochen ausnützen, wie wenn es zwei Jahrzehnte wären. Sie wollte aus der Urlaubsspanne eine Spanne des Lebens machen Sie wollte die Zeit und die Arbeit, die hinter ihr lag, vergessen und den Urlaub wie eine neue Zukunft genießen Jubilarin, Seniorin, Vertrauensperson? Liesl Langhans schüttelte sich. Sie legte die geballten Hände unter ihre Augen: eine Jugend von vier Wochen lag vor ihr Vier Wochen können, wenn man will, so viel bedeuten wie zwei Jahrzehnte.

Am nächsten Morgen fuhr sie ins Gebirge, nach Garmisch Der Schnee war gut. Im Skianzug, mit den Brettern und einem nicht zu großen Rucksack glitt sie in den Urlaub hinein Ohne Mann und ohne Freundin, mit sich allein, aber auch ohne Gedanken an Geschäft, Erfolg und Bewährung. Es war eine entschlossene Flucht vor dem Jubiläum und Seniorentum. Die Berge empfingen eine neue Liesl Langhans, eine Frau in der zweiten Jugend, die blühen kann wie die erste

Liesl stieg durch das Raintal zur Knorrhütte im Zugspitzgebiet auf Viele Stunden spurte sie auf Skiern durch die Einsamkeit des Hochwaldes Hier war sie nicht weniger Meisterin als im Geschäft, eine der bewährten Alpinistinnen Münchens. Am Vormittag suchte sie sich den Weg durch die weißen Flanken, durch die Steilstufe An der linken Seite, am Abschluß des Hochtals, leitet eine Felsenmauer hinüber zum Gatterl Neunzig Meter ist diese steinerne Mauer hoch. Wie gebannt blieb Liesl davor stehen, sie wußte nicht warum, irgend etwas hielt sie fest, wie wenn es auch hier ein Jubiläum für sie zu feiern gäbe, einen Abschluß oder einen neuen Anfang

Sie fuhr sogar wieder ein Stück zurück ins Hochtal und sah über die gigantisch und feierlich ragende Mauer hinauf in die Flanke zum Platt. Dünnes Licht sprühte durch einen leichten Nebel. Da sah sie einen kleinen schwarzen Vogel immer tiefer kommen, im Flug große Bögen beschreibend, die sich zu ihr herzuwölben schienen Es war kein Zweifel, ein Skiläufer. Er schraubte sich im Schuß und Schwung durch das diffuse Licht des Hochnebels vom Platt herab wie eine Felsendohle. Wo und was war sein Ziel? Liesl bekam leichtes Herzklopfen, als ob das Schwingen und Fliegen des Mannes ihr gälte, ihr, der Seniorin, der Jubilarin!

Da geschah das Unfaßbare! Im Rausch seiner beschwingten Geschwindigkeit, seiner Flugseligkeit hatte der Skifahrer den Abgrund von der Felsenmauer vergessen. Er stand am Hochrand und hatte nicht mehr Raum und Zeit zum Bremsen. Er flog in das Luftmeer hinaus — aufrecht, lautlos, in grandioser Einsamkeit, wie durch das Tor des Todes, durch das Nichts Die Skistöcke waren, wie im Grauen vor der Tiefe, seinen Händen entfallen Seine Arme waren weit ausgebreitet, sein Körper vorwärts gebeugt Ein Ruf und ein Schrei standen in der Luft, zwei Laute, die sich trafen, der eine von dem fliegenden Mann, der andere von der entgeisterten Frau. Liesl Langhans sah Blut vor ihren Augen. Rotes, einen Strahl davon, der aus dem Leben führt Ein unmöglicher Sprung! Der Mann mußte tot sein

Aber das Glück, das dem Mutigen hilft, war mit ihm geflogen Ein hoher Lawinenkegel, der steil und schief zur Felswand hinaufzog, hatte ihm als natürlicher Aufsprunghügel gedient. Hier landete er wie auf dem Auslaufhügel einer riesigen Sprungschanze Dann sauste und schoß er den Hügel hinab und ins Hochtal hinaus, wo Liesl stand Eine Erscheinung, die aus dem Himmel kam. Nur einer seiner Skier

war am Ende gesplittert. Der Mann selbst war zuerst vom Flug benommen, ohne Sprache, Gehör und Gesicht. Aber das dauerte nur Sekunden. Dann lachte er Liesl an. Sie gaben sich die Hände. Danach stiegen sie schweigend zur Knorrhütte hinauf, wie wenn sie seit eh und je zusammengehörten.

Beim Hinaufsteigen fielen von Liesl Langhans zwei Jahrzehnte ab, als ob sie nie gewesen wären Diesen Mann — sagte sie sich — hat mir der Himmel geschickt. Er war im gleichen Alter wie sie, einen guten Kopf größer. Schön? Er schien ihr so schön, wie es nur ein fliegender Mann sein kann, also schöner als alle, die ihr bisher unter die Augen getreten waren Sie wurde übermütig und sagte leise zu sich selbst: Er ist mir ins Herz geflogen, er ist ein verspätetes Jubiläumsgeschenk.

In der Knorrhütte fanden die beiden die Sprache. Sie lachten miteinander. Aber so wenig Liesl von ihrem Jubiläumstag sprach, so wenig sprach er von seinem Sprung. Aber beiden war das Gefühl gemeinsam, daß sie in ein neues Leben, in einen neuen Beginn eingetreten seien.

Gemeinsam fuhren sie zu Tal. Das Tempo ihrer Abfahrt ging an die Hundert-Kilometer-Grenze. Sie schrieben ihre Steiltechnik in die Flanken, sie hingen — in der Hocke — über den Abgründen, sie sausten über die steilen Flanken, federnd, immer die Haltung dem uralten Berg angepaßt. Es war Abend, als sie in Ehrwald ankamen, aber beiden war es, als sähen sie in einen hellen Tag hinein.

Der Mann war ein junger Witwer, er wurde im Gasthaus „Zur Post" so mitteilsam, daß Liesl Langhans bald alles von ihm wußte, auch das Kleinste. Und schließlich auch das Größte! Dies aber war, daß er erklärte, eine Frau gesucht und sie gefunden zu haben.

Nun hielt Liesl doch nicht die vier Wochen Urlaub aus, die Seniorin. Schon nach wenigen Tagen erschien sie wieder im Geschäft, ironisch begrüßt vom Chef und den Arbeitskameraden. Aber rasch schwand die Ironie dahin, als sie ihre Kündigung aussprach. Das Geschäft verlor seine „Seele", weil diese ihr Herz verloren und ihre neue Jugend gefunden hatte.

JAN MURR:

Der Indianer und sein Hund

Der Martiny Dry löste die Zungen. Die Männer, die auf hundert Meilen im Umkreis in diesem Laden zusammengekommen waren, fingen an, von Hunden, Schlitten und Fahrten zu erzählen. Plötzlich und mitten hinein in die lauten Worte warf Jonny Prescott die Frage: „Joe, hallo, wo ist denn dein Doktor geblieben?"

Der „Doktor" war ein Mann, der sich besonders auf Tierheilkunde verstand, im ganzen Norden der Hudsonbay war er nur unter diesem Spitznamen bekannt

Die Pfeifenstummel der Pelzjäger wanderten verlegen von einem Mundwinkel zum anderen. Jemand spie laut und hörbar aus. Ann Brun verschränkte die Arme unter ihrer Brust und sah hartnäckig auf die gelben Mokassins ihrer Füße. Joe Humber rückte auf der Tischplatte hin und her.

„Das kam so, verstehst du?", er schluckte und rieb sich an der Stirn, „das Eis auf der Bay drunten war schon verdammt dünn geworden Da klopfte eines Nachts ein Mann an unsere Tür. Du kennst das ja. Irgend so ein Indianer von drüben her." Joe streckte die Hand aus und wies durch den Dunst des Stores nach Osten, wo das weite und unbekannte Land Labrador lag, in dem nur Indianer lebten.

„Also, der Mann kam und klopfte, und der Doktor machte auf. Es war spät in der Nacht und naßkalt. Wir mußten ihn einlassen. Dann erzählte er dem Doktor so 'ne lange Geschichte von seinem Hunde. Bloß von 'nem Hund sage ich dir. Und was für ein Tier der Köter wäre, und was er geleistet und wie sehr er ihn liebte. Als er ihm das alles so und so beigebracht hatte, kam er mit dem Braten heraus Sein Köter war also krank, lag irgendwo in einem Tipi, jenseits der Bay, und brauchte Hilfe. Der Doktor hörte sich das an, fragte dies und das, wie das so seine Art war, und interessierte sich für den Hund. Er sagte zu dem roten Manne: ‚Da, wärm dich aus und flick mir den Schneeschuh. Ich werde mal mit Joe sprechen. Wir müssen den Schlitten anspannen und losfahren, sonst kommen wir zu spät für den Hund.'

Und er stieg wahrhaftig zu mir auf den Boden und weckte mich, der ich doch den ganzen Zinnober schon gehört hatte. ‚Joe, steh mal auf und füttere die Hunde', sagte er zu mir, ‚wir müssen sofort losfahren!'

Ich stehe also auf und füttere die Hunde mit einer Pütze Heringe; ziehe den Pelz und meine Stiefel an und gehe hinein.

Da sitzt eben dieser Indianer noch am Feuer und näht ihm den Schneeschuh wie das nur rote Männer können. Wir gehen also und schnallen uns die Schneeschuhe an die Füße und schirren die Hunde an.

‚. . . und daß du es weißt, Grauer Biber, das mit dem Schneeschuh da, das ist der Lohn dafür, daß ich deinen Hund wieder auf die Beine bringe', sagte der Doktor nebenbei. Dann fahren wir los, auf die Bay hinunter und über das Eis hinüber. Es war wie Sülze, sag ich dir, und schwankte verdammt. Der Eisschlamm rasselte und lief nur so über die Knöchel weg. Wir fuhren die ganze Nacht und noch länger. Wir kamen glücklich über die Bay und jagten einem alten Trail nach."

Joe stopfte mit dem Finger etwas Tabak in seine Pfeife und hielt den Beutel endlich auch den anderen hin. Jeder nahm, soviel er brauchte Nur Ann lehnte das

Angebot ab, verschränkte die Arme wieder unter der Brust und ließ ihre Augen auf den buntgestickten Mustern der Mokassins ruhen.

„So kamen wir an den zweiten Fluß und wollten hinüber. Es standen ziemliche Pfützen auf dem Eise, und der Schlitten kam zwar herauf, aber nicht wieder herunter. Kurz gesagt, wir brachen ein. Der Doktor sah den Indianer an und der Indianer den Doktor, und dann verstanden sie sich.

‚Joe, das ist 'n Pech, meine ich, wie? Du solltest es versuchen und den Schlitten allein zurückfahren. Wir kommen so nicht über das Eis. Vor der Bay kannst du auf mich warten.'"

Joe wischte mit dem Pfeifenkopf durch den Dunst.

„Er hatte doch recht. Also arbeitete ich den Schlitten und die Hunde aus dem Schlamassel heraus, lenkte die Karrete um und jagte auf das Ufer hinauf.

Nun, es wurde Morgen, und es wurde wieder Abend, und der Doktor kam nicht. Die Hunde und ich, wir lebten von den Fischen, die wir mitgenommen hatten, und warteten. Da war eben nichts zu machen, no. Der Doktor hatte seinen eignen Kopf, verstehst du . . ."

Jetzt nickten auch die Männer zum Einverständnis, und das hob das Bewußtsein Joes. Er spie den Tabaksaft auf die Bohlen, wischte sich den Mundwinkel aus, stocherte die Pfeife in irgendeiner Zahnlücke zurecht und sprach weiter.

„Ich wartete, bis es Nacht wird und das Nordlicht heraufkommt und anderes Wetter verspricht. Da höre ich auf einmal, wie das Eis der Bay zu schnurren anfängt. Es knackt und knistert und rumort. Die Frühjahrssonne hatte mächtig gewärmt!

Und richtig, das Eis hebt sich, kracht, springt, und ich sehe hier und da und dort Wasserfontänen aufsteigen. Ich denke mir, da wird's bald aus sein mit der Herrlichkeit.

Wie ich denn da so rumsitze und warte, fängt auch das Eis im Flusse an, dem Drucke nachzugeben. Proste Mahlzeit, denke ich, da mußt du wohl hin und mal sehen, was sich machen läßt, wenn der Doktor kommt. Denn weißt du, wenn das Eis auf den Süßwassertümpeln geht, ist das gerade nicht spaßig.

Wie ich mir die Sache noch so richtig bedenke, höre ich über dem Krachen einen Ruf ‚Hallo, Joe, alter Bursche?!'

Ich fahre auf, suche und suche, und was sehe ich? Mitten auf dem springenden Eise, das sich in der Pressung hob, als ob ein paar Riesen buckelten, turnt unser Doktor herum und springt von einer Scholle zur andern. Verdammt, der sucht Land gut zu machen, fuhr es mir durch den Kopf. ‚Warte', schrie ich da, ‚ich werfe dir die Hundeleine hinüber!'

‚Nicht nötig', meint er lachend, ‚und denk dir, Joe, der Hund ist durch. Hab ihm ordentlich was gegeben. Der wird noch lange leben.'

Und dabei lacht er, schreit, springt und stolpert, daß mir die Haare zu Berge stehen. Ja und dann war der Doktor ganz nahe. Ich hätte ihm absolut und direkt die Leine hinwerfen können. Da sprang dicht vor ihm eine Scholle auf. Das Wasser spie grün und giftig hervor und spuckte den Doktor an. Himmel, denk ich, so ein Kram; nun wird er auch noch durch und durch naß, und wir haben keine Fellhosen mit!

Und wie ich das noch denke, winkt der Doktor plötzlich und schreit, ich kann ihn nicht verstehen. Nur ein Wort höre ich noch:

‚Die Hunde!' —

Ich drehe mich um und sehe gerade noch, wie die Hunde mit dem Schlitten auf und davon gehen wollten. Die knallige Wasserfontäne hat sie erschreckt. Ich hinterher und mit der Peitsche über die Schnauzen, daß es nur so nach Zunder roch. Dann fuhr ich zurück zum Fluß. Und was denkst du, der Doktor war nicht mehr da. Weg war er!

‚Doktor', schreie ich, ‚Doktor?'

Niemand antwortet. Das Eis knallt, die Wasser schäumen, und ich höre nichts mehr.

‚Doktor?!' —

Da sah ich ein Stück weiter unten einen eisfreien Tümpel. Ich hielt das erst für eine Pfütze auf der Scholle. Ich rief nochmals:

‚Doktor?!' —

Und unten, in dem Tümpel, sah ich so was wie 'ne Hand aus dem Wasser kommen. Genau hab ich es nicht erkennen können, no.

‚Doktor!?', schrie ich in irrsinniger Angst, ‚Doktor?'

Aber auch die Hand war verschwunden. Und der Tümpel fort. Das Eis schob und krachte und sprang. Die erste Woge des Hochwassers kündigte sich mit fernem Brausen an. Mit den Hunden und mit dem Schlitten mußte ich schleunigst flüchten. Die Hand, die ich sah, das war alles, was ich vom Doktor mit heimbrachte. Und siehst du, gestern war der Indianer wieder hier, kam in unsere Hütte und brachte einen strammen Bock mit. ‚Für Doktor und für Hund von Grauer Biber', sagte er, lächelte, legte das Wild auf den Boden und ging wieder hinaus. Der wußte noch gar nicht, daß sein Hund der Ruf für unseren Doktor geworden war!"

Joe schwieg. Im Laden war's ganz still. Es wurde drückend in dem Dunst. Die Männer fingen an zu husten und sich zu räuspern. Für heute war ihnen die Lust genommen, noch mehr zu erzählen. Sie tranken die Gläser aus und gingen. Und draußen, in der Nacht, wischte sich Ann noch einmal verstohlen über die Augen, bevor sie sich bei Joe Humber unterhakte und mit ihm und mit dem Freunde nach der Hütte zog.

Ein Unterschied

Mozart vermochte sich für musikalische Wunderkinder nicht zu erwärmen, obwohl er selbst seinen Ruf als Wunderkind begründet hatte. Eines Tages nun spielte ihm solch ein Bürschlein auf dem Spinett vor, ganz hübsch, aber ohne daß der Meister in Wärme oder gar in Begeisterung geriet.

Mozart äußerte ein paar freundliche Worte und meinte, die Angelegenheit sei damit erledigt. Der junge Bursche aber, in dem der Ehrgeiz brannte, fragte ihn:

„Meister, wie fange ich es an, ein tüchtiger Komponist zu werden?"

„Dazu sind Sie noch viel zu jung", erwiderte Mozart, „das überlassen Sie nur ruhig der Zukunft."

„Aber Sie haben auch schon in frühesten Jahren komponiert", meinte der junge Mensch.

„Das wohl", entgegnete der Meister, „aber ich habe auch niemanden gefragt, wie man das anfängt." Be.

Walter Julius Bloem

Wenn der Regen 10 Sekunden später...

Die Menschen werden manchmal tausend Meilen kreuz und quer geführt, und ihr Schicksal hängt an unbegreiflich dünnen Fäden. Welche wunderlichen Voraussetzungen müssen erfüllt werden, damit zwei Menschen sich überhaupt begegnen!

Geht einmal die breite Kastanienallee entlang, die sich in Äckern verliert! Dort gibt es eine Gärtnerei, eher ein kleines Wunder von Garten, das Haus darin besitzt nur ein Stockwerk unter flachem Dach. Gärtnereien wie diese sieht man fast nie; alles wächst hier in zügellosem Übermut — Blumen und Büsche, die sonst kaum bekannt sind, auch Früchte, die eigentlich nur in südlichen Ländern gedeihen. Eine schneeweiß gekalkte Mauer fängt Wärme und Licht. Über diese Mauer hinweg kann man in aller Frühe die jungen Gärtnersleute arbeiten sehen, sie hacken und schneiden und binden und gießen.

Es mag zehn Jahre her sein. Erich war ein schlankes, wohlerzogenes Kerlchen nicht dieser stämmige, baumstarke Mann wie heute. Er wuchs als Sohn eines Großkaufmanns in Ostpreußen auf, aber das Unternehmen des Vaters ging zugrunde, eben als Erich die Schule verließ.

Entfernte Verwandte nahmen sich seiner an — leider, wie er meinte; seine Mutter bat und drängte sehr, da fügte er sich. Der Onkel, tüchtig und gewissenhaft, hatte es zum Direktor eines botanischen Instituts gebracht. Erich ließ sich also bestimmen, selber Botanik zu studieren. Die Tante wußte schon, was sie wollte. Entweder bekam sie einmal das Pflegegeld zurück, oder noch besser: sie zog sich gleich einen ordentlichen Schwiegersohn heran aus hochangesehener Familie. Und bei ihren guten Beziehungen war seine Zukunft gesichert. Sie meinte, ihre Töchter paßten alle beide für ihn, er könnte eine aussuchen. Von allem übrigen Umgang wurde er möglichst ferngehalten, Geselligkeit hinderte ja nur am Studium. Am besten nähme er Alma, die Ältere; aber sie war hager und herrschsüchtig wie die Mutter, und ihre Schwester Luise dick und zufrieden wie der Vater.

Mit Unbehagen stellte Erich nach ein paar Jahren fest, daß sich kaum noch aus diesem Zirkel herauskommen ließ, nächstens würde er Assistent werden, dann Dozent. Man liebte es, ihn versteckt darauf hinzuweisen, welche Pflichten der Dankbarkeit er übernommen.

Eines Sonntags erklärte er, wegen seines bevorstehenden Examens nicht an dem beliebten Familienausflug teilnehmen zu können. Alma goß ihm einen Rest Kaffee auf, und Luise stellte lieb lächelnd dünn bestrichene Brotschnitten hin. Nun gut, sie zogen endlich ab und wollten keinesfalls vor dem späten Abend zurückkehren. Zufrieden, wenigstens für sich zu sein, spazierte der junge Mann durch die verlassene Wohnung, die nach nichts aussah als nach der Wut des Scheuerlappens. Dann legte er sich angekleidet aufs Bett; das hätte auch niemand wissen dürfen.

Erich erwachte davon, daß auf sein Fensterbrett die Tropfen prasselten und knallten, über den schwer verfinsterten Himmel zog ein Feuerwerk von Blitz und Donnerkrach: ein Wolkenbruch tobte los. Der junge Mann stellte sich an das geöffnete Fenster, die Luft roch köstlich gereinigt. Hin und wieder rannte eine verzweifelte Gestalt durch das Unwetter, oder ein Auto fuhr, hohe Bugwellen spritzend, dahin. Gegenüber hatten sich Leute unter die Haustüren geflüchtet, aber der Regen drehte sich und peitschte dort schräg hinein. Alle trugen sommerliche Kleider, die Frauen rafften ängstlich die Röcke. Nicht ohne Vergnügen dachte Erich an seine Verwandten, die jetzt sicherlich in einer überfüllten Wirtschaft festsaßen. Am Fenster hockend, beobachtete er, wie die Flüchtlinge unter den Haustüren mehr und mehr zusammenschmolzen, immer häufiger machte sich einer auf, um pudelnaß davonzuwaten. Schließlich blieb dort nur noch ein junges Mädchen übrig; es hatte sich gewiß mit irgendwem verabredet, nun stand es hier und konnte nicht fort. Der Regen spritzte auf die hellen Sonntagsschuhe, auch das Kleid war naß geworden.

Es war keineswegs schimpflich, daß Erich dies nicht mehr länger mit ansehen konnte. Er nahm einen Regenschirm, der der Tante gehörte, er selbst besaß ein solches Gerät nicht; es ohne Erlaubnis zu benutzen oder gar wegzugeben, grenzte an Kühnheit, zumal seiner Tante nie das geringste verborgen blieb. Angetan mit einem Gummimantel, stelzte er über den von grauen Tropfen übersprühten Straßenstrom. Artig erkundigte er sich, ob er dem Fräulein einen Schirm anbieten dürfe. „Sie meinen wohl“, zweifelte sie erfreut, daß sich jemand um sie kümmerte, „daß ich damit weniger naß würde?“ Erich sah, wie sich ihr festes, gesundes Gesicht verzog, sie begann ein ausgiebiges Niesen. „Fräulein“, sagte er bekümmert, „ich kann Sie doch hier nicht einfach stehen lassen!“ Das Mädel schickte sich an, einen Schuh auszuziehen: „Na schön, ich plantsche mich durch, bis nach Haus sind nur zehn Minuten Weg. Ihren Schirm nehme ich mit, Sie bekommen ihn morgen früh zurück, wenn ich zu meiner Schule gehe. Sie denken wohl, ich wäre wasserscheu? Es ist bloß, weil ich heute zum erstenmal diese Kinkerlitzchen anhabe.“

Vielleicht war es in einer Stunde wieder schön? Zweifelnd sah er sie an: „Und wenn Sie so lange zu mir hinaufkämen? Was ist denn dabei? Ich brühe Ihnen Tee, damit Sie sich nicht erkälten!“ In Feuer- und Wassernot mußte man unbedingt helfen. Seine Verwandten wurden vom Regen festgehalten, und das Fräulein ging sogleich fort, wenn das Wetter nachließ. Schließlich willigte sie ein Zuerst watete Erich zurück Er kam mit einer dicken trockenen Wolldecke wieder, in die er seine Unbekannte von Kopf bis Fuß einwickelte. Dann nahm er sie auf, es war ein eigentümliches Gefühl, ein Mädchen so zu tragen. Das Wetter, um eine Beute betrogen, trommelte mit doppelter Wut In seinem Zimmer entfaltete er sofort eine höchst ungewohnte Geschäftigkeit, stellte Teewasser auf und brachte Pantoffeln für seinen erfrorenen Gast Das Mädchen mußte Strümpfe und Schuhe ausziehen. Auch das Kleid erwies sich als sehr durchnäßt; da holte er seinen Bademantel herbei, und als er dann mit dem Tee wiederkam, hockte sie auf seinem Sofa, und ihr Kleidchen hing zum Trocknen über dem Stuhl. Teufel, was hatte er denn da erwischt! Die Urgesundheit, stämmig und frisch und ganz anders als die altbackenen Tantentöchter! Er wußte noch nicht einmal ihren Namen, und da saß sie schon auf seinem Sofa und hatte sich in seinen Bademantel gewickelt.

Der Regen draußen sauste schräg mit unverminderter Wucht. Mindestens eine Stunde mußte dies noch andauern, damit sie sich ein wenig kennenlernten. Sie sei berufstätig, ja, oder wolle es werden, jetzt werde sie zur Handelslehrerin ausgebildet.

„Mögen Sie das? Immer in der Schulstube hocken?“

Ach ja, aber was soll man werden? Auch sie kam weit her, ihr Vater war Baumeister in Schwaben.

Eben wollte Erich ihr erklären, wie und wozu er lebe, er befand sich begreiflicherweise in einer beflügelten Laune, da spritzte drunten auf der Straße ein Auto daher, und er sah vom Fenster aus, wie seine Verwandten ins Haus stürzten. Die beiden Leutchen hielten den Atem an. „Ach je“, sagte das Mädchen, „das kommt aber sehr ungelegen für Sie. Was tun wir jetzt?“

Pst! Die Tante und ihre Töchter kamen prustend zurück, triefend und brummend folgte ihnen der Onkel. „Lauft nicht mit nassen Füßen herum! Luise, du ziehst sofort deine Schuhe aus!“ Erich wußte keinen Rat. Sie wäre eine tüchtige Turnerin und käme bestimmt aus dem Fenster. Aus dem zweiten Stock? Pst! „Alma“, stritt die Stimme der Tante, „ich habe dir doch gesagt, du sollst den Haupthahn vom Gas abstellen!“ Habe sie auch getan, erklärte Alma draußen, das könne nur Erich gewesen sein.

Die Tür zu seinem Zimmer wurde aufgerissen, und so begann das Jüngste Gericht. Erichs Unbekannte, den Bademantel um sich gerafft, verteidigte wacker ihren stumm dastehenden Retter und zeigte zum Beweis auf ihre noch nicht getrockneten Schuhe und das Kleid. Die übrige Familie stand vollzählig in der Tür.

„Hinaus mit dieser Person!“

„Die Dame ist mein Gast und wird nicht in das Unwetter hinausgeschickt.“

„Machen Sie, bitte, die Tür zu, ich will mir mein Kleid anziehen“, sagte das Fräulein ruhig.

Die Tante blieb drohend im Zimmer, während Erich sich gegen das Fenster wandte. Dann half er dem Fräulein in seinen Regenmantel. „Ich begleite Sie“, und er führte sie unter dem unheilverkündenden Schweigen der Seinigen aus der Wohnung. Im Treppenhaus wollten sie auch nicht bleiben. Sogleich patschnaß, stiefelten sie davon.

„Ich fürchte, Sie sind abhängig von diesen Leuten?“

„Ach was, so etwas mußte kommen.“

„Sehen Sie, wenn der Regen zehn Sekunden später angefangen hätte, ich hätte mich unter eine andere Haustür gestellt.“

„Das wäre aber sehr schade gewesen“, sagte Erich.

Jetzt nannten sie sich ihre Namen Sie waren sehr vergnügt. Vor ihrer Wohnung standen sie noch ein paar Minuten, warum sollten sie sich nicht wiedersehen? Gern! Als Erich heimkam, packten seine Kusinen seinen Koffer. Er wurde wütend und verlangte, daß man ihn wenigstens bis zum nächsten Morgen bleiben lasse. Der Onkel kam noch einmal zu ihm herein: „Ich will meinen Frieden zu Hause haben Ich kann nichts daran ändern. Du mußt zusehen, wie du durchkommst. Hier sind zwanzig Mark.“

Anderntags ging Erich zu einem der Gärtner, die für das Botanische Institut arbeiteten Er hatte Glück und durfte als Gehilfe bleiben. Er bewährte sich, und nach einigen Monaten hatte er Muskeln wie ein Gärtnerbursche. Allmählich wußte er seinen Brotgeber zu bestimmen, fremde Gewächse und seltene Blumen zu ziehen und überhaupt etwas anderes zu betreiben als die übliche Blumenfabrik. Ein Jahr später hatte er eingesehen, daß er nichts Gescheiteres tun konnte, als Gärtner bleiben. Er hielt mit dem Mädchen zusammen, das er unter so ungewöhnlichen Umständen kennengelernt hatte. Als sie sich verlobten, kam ihr Vater und sah sich den jungen Freier an: der war gesund und verstand sein Werk.

Ein Stückchen Land konnte er ihnen schenken Darauf zimmerten sie sich zuerst eine Art Hütte aus Holz, denkbar einfach; das war noch lange nicht der schwerste Anfang! Ein milder Winter kam ihnen zu Hilfe, und schon im ersten Jahresbogen konnten sie die üblichen Blumen ziehen und verkaufen, die jeder Gärtner anbaut: Tulpen und Nelken und Dahlien und so etwas, nur um zu leben und anzufangen. Aber dann ging's los: die Sträucher kamen auf, Moose und Schleierkraut wuchsen zwischen den roh behauenen Platten eines Steingartens. Nur eine Frage stellten die beiden sich zuweilen: wäre das alles anders gekommen, wenn das Mädchen sich im Regen unter eine andere Haustür geflüchtet hätte? Und dies enträtselten sie nicht.

Ausgeschrieben!

Rudolf Köpke begegnete auf seinen Reisen auch dem berühmten „Rheinischen Hausfreund“ Johann Peter Hebel. Gemütlich saß er im Wirtshaus und rauchte seine Pfeife. Man kam ins Gespräch, und Köpke frug dabei den Dichter, warum er denn gar nicht mehr solch hübsche kleine Anekdoten schriebe. Mit naiver Offenheit meinte Peter Hebel achselzuckend: „Jo, i wees nischt mehr!!“

Die gewohnte Stimme

Ein temperamentvoller Schauspieler wollte eine ziemlich unüberlegte und unbesonnene Heirat eingehen, und, wie das so ist, die lieben Kollegen bestärkten ihn auch noch darin. Einzig ein lebenserfahrener Souffleur meinte warnend und lächelnd: „Vergeuden Sie doch ihre schöne Freiheit nicht. Und tun Sie, was Sie sonst immer getan, hören Sie auch diesmal auf mich!!“ F.B

WALTER ORTH:

Kurzberichte aus der Wissenschaft

„Zuckerkranke“ Bienen.

Der arbeitende Muskel erhält die Energie in Form des ihm aus dem Blute zuströmenden verbrennbaren Zuckers, der bei den höheren Tieren aus der Leber an das Blut abgegeben wird. Der Brustmuskel der Biene zieht sich im Fluge etwa 200mal pro Sekunde und bei einer Flugstrecke von 4 Kilometer etwa 180 000mal hintereinander zusammen. Er hat nicht nur das Körpergewicht, sondern oft noch dazu eine dem Körpergewicht gleichkommende Menge an Nektar und Blütenstaub zu tragen. Bei der Untersuchung der Frage, wo die Biene den energieliefernden Stoff für diese gewaltigen Muskelleistungen hernimmt, konnte R. Beutler zeigen, daß der Zuckergehalt des Blutes der Flugbienen etwa 20mal so groß ist wie der des Menschen, also rund 2 v. H. beträgt. Flugbienen mit leerem Honigmagen ermatten rasch; ihr Blut ist an Zucker verarmt. Gibt man Tieren vor dem Flugversuch Zuckerwasser, so vermögen sie um so länger zu fliegen, je mehr Zuckerwasser sie aufgenommen haben. Die Flugleistung einer Biene scheint also vom hohen Blutzuckergehalt abhängig zu sein, und der Honigmagen ist nicht nur ein Sammelgefäß, sondern auch ein Nahrungsmittelspeicher, aus dem der Zuckergehalt des Blutes ergänzt wird. Der Honigmagen entspricht der Leber des höheren Tieres.

Die Kleinheit des Lebens.

Mit den sichtbaren Bakterien und Kokken wurden Lebewesen entdeckt, deren kleinste Arten nur eine Größe von etwa acht bis vier zehntausendstel Millimeter, ja sogar herab bis zu zwei zehntausendstel Millimeter besitzen. Dann aber kam man noch weit kleineren Lebenseinheiten auf die Spur — den sog. Virusarten, die für die Erregung vieler tückischer Krankheiten, wie Maul- und Klauenseuche, Tollwut, Kinderlähmung, Pocken, Gelbfieber und Geflügelpest verantwortlich gemacht werden müssen. Die Elementarkörperchen der Virusarten sind so klein, daß sie engporigste Filter aus Kieselgur und Kollodium glatt überwinden, und nicht zuletzt diese Eigenschaft war es, die verhältnismäßig spät zu ihrer Entdeckung führte. Ergab doch die Messung ihrer Größe Werte bis herab zu einem hunderttausendstel Millimeter!

Schlangengift gegen Schnupfen.

Als vielversprechendes Krebsheilmittel hat das Schlangengift versagt, über seine schmerzstillende Wirkung ist man geteilter Meinung. Eine ganz neue Anwendung erfuhr es nunmehr durch Mechner bei Schnupfen. Nach den Angaben des Forschers soll eine Schlangengiftsalbe, in die Haut des Oberarms gerieben, in kurzer Zeit die Beschwerden beheben und zur Heilung des Schnupfens führen. Man wird auf weitere Bestätigungen dieser Beobachtungen warten müssen.

Ein neues Germanenbildnis gefunden.

In Potzneusiedl im Burgenland wurde ein aus Kalksandstein gearbeiteter, vollplastischer, etwa fünf Zentimeter hoher Kopf eines Germanen gefunden, der der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien einverleibt wurde. Das vollständig erhaltene Kunstwerk

hat eine außerordentlich große bildmäßige Wirkung. Der geschlossene Mund mit verächtlich nach unten gezogenen Mundwinkeln, das kräftige Kinn und die leicht gebogene Nase geben dem Bildnis edle Züge. Das Haupthaar ist zu dem berühmten Knoten zusammengefaßt, eine Haartracht, wie sie Tacitus schon erwähnt. Die Plastik ist die Darstellung eines germanischen Künstlers und zugleich eine der ältesten Germanendarstellungen überhaupt.

Das Ende des Erdöls?

Bezüglich der Welterdölvorräte blickt man sehr pessimistisch in die Zukunft. Cadman machte kürzlich darauf aufmerksam, daß die Erdölvorräte der Welt ihrem Ende entgegengehen. Unter Zugrundelegung der augenblicklichen Jahresförderung seien, so behauptet Cadman, die Vorräte in etwa 20 Jahren erschöpft. Die gleichen Befürchtungen wie Cadman hegt u. a. übrigens auch Garfias, der den amerikanischen Öllagern noch zehn, den russischen noch 16 und denen des Iraks noch neunzig Jahre gibt. Deutschland wird dann in der Lage sein, seinen Mineralölbedarf durch synthetische Produkte zu decken.

Das Flugzeug im Dienste der Krankenpflege

In Australien werden neuerdings riesenhafte Landflächen mit sehr dünner Besiedlung durch einen Flugdienst ärztlich versorgt. Es handelt sich um die Betreuung von drei Bezirken mit einer Ausdehnung von je einer Million Quadratkilometer. Die Einrichtung gliedert sich in einen Benachrichtigungsdienst mit zahlreichen über das Land verteilten Radiostationen und in einen Flugdienst zur Beförderung des Arztes, zum Krankentransport und zur schnellen Verschickung von Medikamenten und Seren. Der erste „fliegende Doktor" legte im ersten Jahre seines Dienstes 30 000 Kilometer zurück und behandelte dabei 250 Kranke.

Die Abstammung des Menschen

H. Weinert kam schon in früheren Arbeiten über die Abstammung des Menschen zu dem Schluß, daß es noch eine Tierart gibt, die mit keinem anderen Tier, wohl aber mit dem Menschen durch den gemeinsamen Besitz vieler Erbmerkmale verbunden ist — den Schimpansen Afrikas. Es hieße nicht, daß wir vom Schimpansen abstammen, daß es jedoch einmal einen Menschenaffenstamm gab, von dessen Nachkommen heute noch der Schimpanse und der Mensch leben. Weinert sagt, daß es nur möglich ist, die Herkunft des Menschen aus primitivsten Säugetieren ohne die Affen und Menschenaffen zu erklären, wenn man die grundsätzlichen Regeln der Vererbung nicht kennt und nicht beachtet. Es sei ganz ausgeschlossen, daß die Gleichheit von Erbmerkmalen auf andere Weise zustande kommen könne als durch gemeinsame Abstammung.

Das Preisausschreiben

Humoreske von Georg Büsing

Der Umsatz der Rasierklinge „Bartab" sank rapide. Die Direktion schob es auf die Verkaufsabteilung, die Verkaufsabteilung auf die Reisevertreter, die Reisevertreter verdächtigten den Reklamefachmann, den die Firma beschäftigte. Und da blieb es hängen.

Der Direktor ließ den Mann kommen. „Sagen Sie, was ist das mit Ihnen, Müller! Seit Monaten taugt Ihre Reklame nichts! Albernheiten verzapfen Sie, nichts als Albernheiten. Kein Mensch kauft mehr! Ich kann Sie nicht mehr brauchen, Herr! Das ist —"

Müller unterbrach: „Ich habe gerade einen neuen Reklametext entworfen, der mit einem originellen Zweizeiler beginnt, Herr Direktor! Diese Reklame wird wie eine Bombe einschlagen! Ich werde den Entwurf holen —"

„Gehen Sie zum Mond mit Ihrer Bombe! Albernheiten werden es sein, wie bisher! Sie sind entlassen! Lassen Sie sich Ihr Geld auszahlen und verschwinden Sie spurlos! Ich werde die Reklameabteilung ab heute selbst übernehmen."

Erledigt. Müller verschwand spurlos. Drei Tage später stand in allen großen Tageszeitungen ein Preisausschreiben der „Bartab AG.". Ein erster Preis von fünfhundert Mark und weitere hundert Preise waren ausgesetzt für einen Zweizeiler, der die Vorzüge der Rasierklinge „Bartab" am treffendsten und originellsten umriß. — Ein Heidengeld läßt es sich der Direktor kosten, murmelte der entlassene Reklamefachmann. Damit hätte er mich einige Jahre bezahlen können.

Vier Wochen später wurde das Ergebnis des Preisausschreibens veröffentlicht, wieder mit großen Anzeigen in den Zeitungen. Den ersten Preis erhielt ein Herr namens Fritz Berger. Er hatte den schlagendsten Vers eingebracht, einstimmig wurde ihm von den Preisrichtern die Palme zuerkannt.

Die Firma setzte schlagkräftig mit der Reklame ein. Von jeder Anschlagsäule, aus jeder Zeitung schrie der Zweizeiler mit fetten Lettern. Schon innerhalb einer Woche verdoppelte sich der Umsatz. Der Direktor rieb sich die Hände und sagte: „Lassen wir uns diesen Fritz Berger einmal kommen. Man könnte ihn an Stelle des entlassenen Rindviehs als Reklamechef engagieren."

Gemacht. Ein Brief an Herrn Fritz Berger ging ab. Die „Bartab AG." bäte ihn, sich am nächsten Tage um 11 Uhr gütigst in ihrem Büro einzustellen, da man nicht abgeneigt sei, den Preisträger als Reklamechef einzustellen.

Am andern Morgen war alles in gespannter Erwartung. Der Prokurist hielt sich in der Nähe der Eingangstür auf, um den Preisträger gleich mit allen Ehren zu empfangen. Punkt 11 Uhr wurde dann auch der Türgriff energisch herabgedrückt, der Prokurist setzte zu einer verbindlichen Verbeugung an, aber schon in den Vorbereitungen dazu blieb er stecken. Hereinspaziert kam erhobenen Hauptes der entlassene Reklamefachmann Müller und nicht Herr Fritz Berger.

„Was haben Sie hier zu suchen, Herr!" zischte der Prokurist. „Auf der Stelle gehen Sie, sonst —"

Müller lächelte: „Ich habe ein Schreiben von Ihnen bekommen, worin man mich gütigst bittet, heute morgen um 11 Uhr bei Ihnen vorzukommen —"

„Sie sind wohl wahnsinnig, wie? Das Schreiben war an Herrn Fritz Berger, den ersten Preisträger gerichtet!"

„Ganz recht! Der bin ich auch!"

Der Prokurist faßte sich an den Kopf. „Wollen Sie sich einmal erklären, Herr!" schrie der Direktor, der hinter der Tür alles mit angehört hatte, und trat näher.

„Das wäre ganz einfach", lächelte Müller-Berger. „Ich habe mich an dem Preisausschreiben unter dem Namen meines Freundes Fritz Berger beteiligt. Die fünfhundert Mark habe ich bestens dankend erhalten."

Der Direktor lachte nervös: „Und das sollen wir Ihnen glauben?"

„Ich kann es zufällig beweisen. Sehen Sie auf meinem Zeichentisch nach, dort wird der Zweizeiler noch mit Bleistift hingekritzelt stehen. Er fiel mir nämlich in dem Augenblick ein, als Sie, Herr Direktor, mich riefen, um mich zu entlassen! Sie hätten es billiger haben können!"

Der Direktor griff sich zwischen Hals und Kragen. „Tscha, warum haben Sie das denn damals nicht gleich gesagt?"

„Sie wollten ja nichts mehr von meinen Albernheiten hören, nicht wahr?"

Stöhnend schritt der Direktor ein paarmal auf und ab. „Tscha, mein lieber Müller", sagte er dann schwitzend, „wir werden die Sache natürlich wieder ins reine bringen. Ich ziehe die Kündigung zurück, und Ihr Gehalt wird erhöht, sagen wir auf —"

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Direktor! Ich bin bereits vor einer halben Stunde von der Konkurrenz engagiert worden!"

Der hartnäckige Hofnarr

Der Fürst Azzolino hatte einen Hofnarren, der eines Abends schlafen gehen wollte, da er müde war. Der Fürst aber war gerade darauf erpicht, sich von ihm etwas erzählen zu lassen.

Da erzählte der Hofnarr: „Ein Bauer kaufte sich auf dem Markt hundert Schafe. Als er mit der Herde nach Hause zog, war ein Fluß, den er überqueren mußte, inzwischen von einem Wolkenbruch angeschwollen. Er hatte aber nur einen kleinen Nachen, mit dem er die Schafe übersetzen konnte. Es ging, außer ihm, jedesmal nur ein Schaf hinein." Und nun erzählte der Hofnarr ganz umständlich, unter welchen Schwierigkeiten der Bauer das erste Schaf über den Fluß brachte. Dann schwieg er.

„Und wie geht die Sache nun weiter?" fragte Azzolino.

„Lassen wir ihn auf diese Weise erst die Schafe, eins nach dem andern, hinüberschaffen", antwortete der Narr. „Das dauert eine Weile. Inzwischen können wir schlafen gehen. Wenn es morgen soweit ist, werde ich Euch die Geschichte fertig erzählen."

Und der Fürst zollte der Listigkeit des Narren dadurch seine Anerkennung, daß er ihn schlafen gehen ließ.

Dr. H. N.



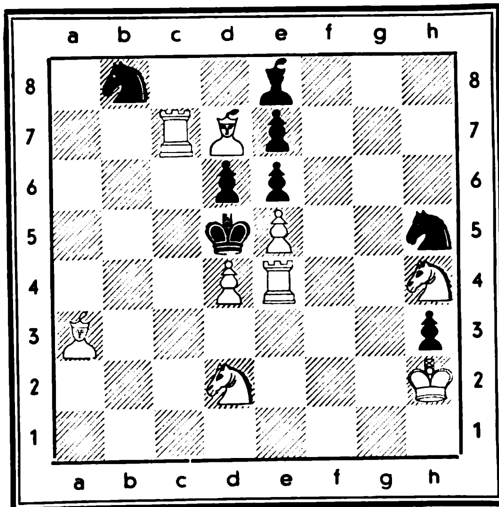
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Josef Nikolai, Gelsenkirchen

Schwarz: Kd5, Le8, Sb8, Sh5, Bd6, e6, e7, h3 (8)



Weiß: Kh2, Tc7, Te4, La3, Ld7, Sd2, Sh4, Bd4, e5(9)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabenlösungen aus Folge 4

„Ein Augenpaar“, Zwillingsaufgaben von Hans Herzhauser, Kaisenslautern (Fünfzüger).

Weiß: Ka2, Tb1, Lb5, Le3, Sc5, Se1, Bb3, f2 (8).

Schwarz: Kc3, Da8, Ba3, b2, b4, e2, e4 (7).

1. Ld7, Dc6; 2. Lc8, De8 (Da8); 3. Ld7 (Lb7), Da8 (De8); 4. Lb5 (Ld5), belieb.; 5. Sc5‡ usw.

(Sechszüger)

Der Komponist wünscht auf g5 einen weißen, auf g6 einen schwarzen Bauern hinzugefügt.

Weiß: Ka2, Tb1, Lb5, Le3, Sc5, Se1, Bb3, c4, f2, g5 (10).

Schwarz: Kc3, Da8, Ba3, b2, b4, e2, f3, g6 (8).

1. Ld7, Dc6. 2. Le5, Da8; 3. Lc8, Dc6; 4. Ld7, Da8; 5. Lb5, belieb.; 6. Sc5‡ usw.

Die beiden Aufgaben werden, verbessert und vereinfacht, im Märzheft der „Schwalbe“ erscheinen.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; A. Seber, Trier; J. Herwig, Gotha; W. Gebauer, Bürgel; F. Nickel, Ludwigshafen; E. Raeger, Hamburg; K. Beilicke, Niederaula; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; O. Behncke jr., Cuxhafen; M. Burdack, Hormersdorf; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; L. Hohensee, Berlin W.; F. Buschmann, Norden; E. Brand, Holthausen; E. Schildberg, Berlin-Friedenau.

Einige Löserurteile: „Zu solch harten Nüssen gehören gute Zähne“. P. Sch., S.; „Große, tiefgründige Aufgaben. Ein Kunstwerk“, J. H., G.; „Der bildschöne Zweikampf ‚Läufer gegen Dame‘ verdient höchste Anerkennung. Eine Gipfelleistung!“, E. R., H.; „Grandioser Kampf um das Tempo in Idealkonkurrenz mit einem Opfergang der schwarzen Dame, endend in bestechender Mattführung und alles gesteigert durch zwillinghafte Abwandlung — ein wahrhaft geniales Werk, ein ‚Immergrün‘!“, H. K., B.-N., usw

Berichtigung: In der Endspielstudie „Dame im Gefängnis“ in Folge 7 muß es statt 1. . . ., Ke4×f4; richtig 1. . . ., Ke4—f3 heißen.

Ein überraschendes Damenopfer!

Königs-Indische Verteidigung

Gespielt im Turnier zu Birmingham 1937

Weiß: Eliskases (Österreich) Schwarz: Prins (Holland)

1.	d2—d4	Sg8—f6	13.	b2—b4	Lc4×e2	25. Lg3—h4![7]	g6—g5[8]
2.	c2—c4	g7—g6	14.	Dd1×e2	Sf6—h5[5]	26. Lh4—g3	Kg8—h8
3.	Sb1—c3	d7—d5[1]	15.	Lf4—h2	Ta8—c8	27. h3—h4!	Tf8—d8
4.	Lc1—f4[2]	Lf8—g7	16.	Ta1—c1	Sa5—c6	28. h4×g5	Se6×g5
5.	e2—e3	0—0	17.	Sd4×c6	Tc8×c6	29. Kg1—h2![9]	Da4—c6
6.	Sg1—f3	Sb8—c6[3]	18.	Tf1—d1	Dd8—c8	30. Sd5×e7!	Sg5—f3†[10]
7.	Lf1—e2	d5×c4	19.	Sc3—d5![6]	Lg7—f6	31. De2×f3!	Dc6×f3
8.	Le2×c4	Sc6—a5	20.	Tc1×c6	Dc8×c6	32. Td1×d8†	Lg7—f8
9.	Lc4—e2	Lc8—e6	21.	g2—g4	Sh5—g7	33. Td8×f8†	Kh8—g7
10.	h2—h3	c7—c5	22.	e3—e4	Dc6—a4	34. Tf8—g8†	Kg7—h6
11.	0—0	c5×d4	23.	Lh2—g3!	Sg7—e6	35. Se7—f5†	
12.	Sf3×d4	Le6—c4[4]	24.	e4—e5	Lf6—g7		Schwarz gibt auf![11]

[1] Die „Grünfeld-Verteidigung“, der die Absicht zugrunde liegt, Weiß das Zentrum streitig zu machen.

[2] In Frage kommen außerdem noch 4. e3, 4. c×d5, 4. Lg5 und schließlich, was Euwe in seinem Wettkampf mehrfach gegen Aljechin spielte, 4. Db3.

[3] Immer wieder findet der junge Holländer etwas Neues; die mit dem Textzug geplante Mobilisierung des Damenflügels hält vielleicht einer ernsthaften Kritik nicht stand, bereitet aber doch dem Anziehenden gewisse Schwierigkeiten.

[4] Sozusagen der Schlußpunkt hinter den schwarzen Aufmarschplan! Aber Weiß kann jetzt mit ganz einfachen taktischen Mitteln die schwarze Partieanlage ad absurdum führen

[5] Angriff und Gegenangriff wechseln sich in wilder Folge ab, aber hier gerät der schwarze Springer doch etwas auf Abwege; bis er wieder zum aktiven Eingreifen kommt, ist die Schlacht längst, wenigstens in positioneller Hinsicht, für Weiß entschieden.

[6] Diese Damengewinn drohende Parade scheint Schwarz bei seiner Vorausberechnung übersehen zu haben. Es sollte jetzt Te8 geschehen!

[7] Der armselige Bauer auf e7 läuft ja nicht davon, Weiß will den Kampf im unmittelbaren Königsangriff beenden.

[8] Verhindert wohl, daß sich der weiße Läufer vernichtend auf f6 seßhaft macht, schwächt aber entscheidend den Königsflügel.

[9] Dieser raffinierte Königszug legt Schwarz sozusagen die folgenden (Verlust-) Züge direkt auf die Zunge!

[10] Vielleicht war Schwarz in diesem Augenblick in Zeitnot und hoffte wohl mindestens ewiges Schach geben zu können; er wird aber grausam enttäuscht. Das folgende Damenopfer liegt allerdings sehr nahe. Dh6† mußte geschehen!

[11] Denn Weiß bekommt die Dame mit Zins- und Zinseszins wieder zurück! eid.

Ein bekannter Fehler!

Colle-Aufbau.

Gespielt im „Premier-Reserve-Turnier“ zu Hastings

Weiß: Prins (Holland) Schwarz: Sapira (Belgien)

1. d2—64	Sg8—f6	6. c2—c3	Dd8—c7	11. a2—a3	Sb4—c6
2. Sg1—f3	b7—b6	7. e3—e4?(1)	c5:d4	12. Se5:c6(3)	Dc7:c6
3. e2—e3	Lc8—b7	8. c3:d4	Sc6—b4	13. Lb1—a2	Sf6:e4
4. Lf1—d3	c7—c5	9. Ld3—b1	Lb7—a6(2)	14. d4—d5	Dc6—g6
5. Sb1—d2	Sb8—c6	10. Sf3—e5	Ta8—c8	15. Dd1—a4(4)	Se4—c5
				Weiß gibt auf!	

[1] Daß dieser Zug schnurstracks in den Hades führt, kann man in jedem Lehrbuch nachlesen! Zuvor sollte a2—a3 geschehen oder wenigstens 0—0!

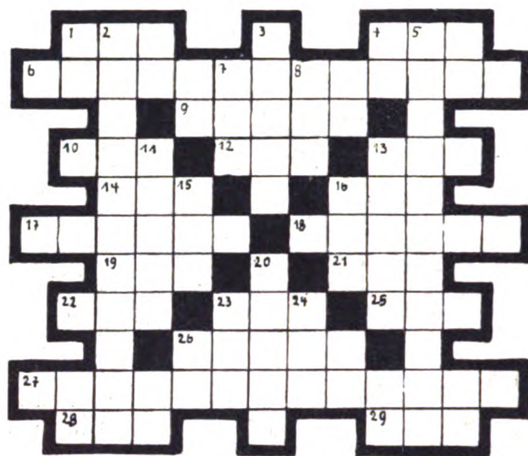
[2] Ein Zug von vernichtender Kraft! Weiß kann nicht rochieren und wird nun regelrecht „ausgepunktet“!

[3] Leider erzwungen, da Lb1—d3 an Sc6:d4! scheitert!

[4] Dieser Damenausfall verkürzt die weißen „Leiden“! Aber die Drohung Se4:d2 nach 15. Th1—g1 und auf 16. Dd1:d2 Tc8—c2 ist Grund genug, um Harakiri zu verüben! eid.

RÄTSEL

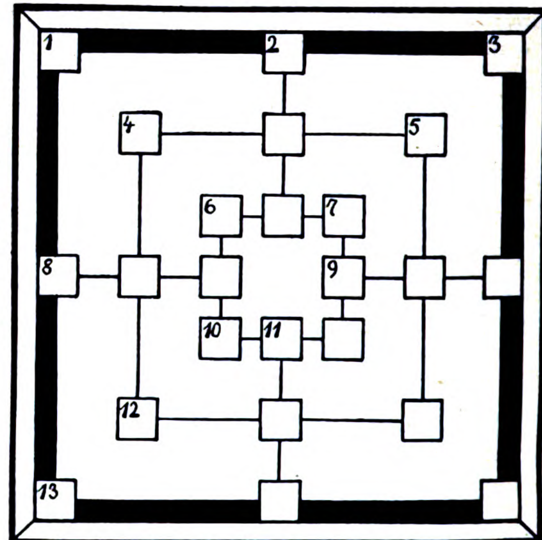
Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 selten, 4. nord. Gott, 6 Schmetterlingsart, 9 musikalischer Ausdruck, 10. japan. Münze, 12. männl. Vorname, 13. Frauenname, 14. Zeitabschnitt, 16 Segelstange, 17. Schiffsteil, 18. Schreibmaterial, 19 Fluß in Afrika, 21 Weichselzufluß, 22. Nebenfluß des Jenissei, 23. Zahlungsweise, 25. Wohlfahrtsorganisation, 26. Abschrift, 27. Mauerabstützung, 28. Stadt in Rußland, 29. Donauzufluß. — Senkrecht: 2. Luftkurort im Riesengebirge, 3. Vorort von Paris, 5 ostindische Inselgruppe, 7. Fischart, 8. lateinisch ich, 11. Fluß und Stadt in Nordspanien, 13. asiatisches Reich, 15. gelatinartiges Kolloid, 16. afrikanischer Herrschertitel, 20. schwarzes Pferd, 23. Windstoß, 24. Gebirgsgruppe in Marokko. (i = j.)

Mühlbretträtsel

(Nachdruck verboten.)



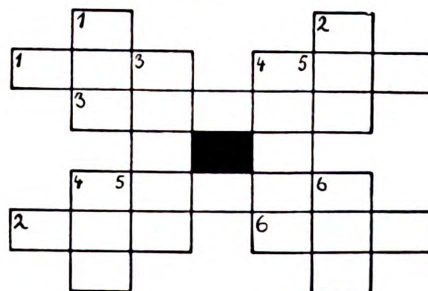
Waagrecht: 1. Fisch, 4. Stadt an der Etsch, 6. Kosenamen für einen Verwandten, 8. fertig, 9. Sportgerät, 10. Gattung, 12. Vorschlag, 13. Sammlung geflügelter Worte. — Senkrecht: 1. Krötenart, 2. Bergweide, 3. Frauenname (Abkürzung), 4. Nebenfluß des Rheins, 5. Handlung, 6. lateinisch: bete, 7. Baumteil, 11. nordische Meeresgöttin.

Kapselrätsel

Verbrüderung, Ziegelstein, Universität, Unkosten, Stellenangebot, Schulkind, Staubecken, Griseldis, Theoderich, Monotype, Meilenstein, Sonnabend, Sakrament, Panoptikum, Kellermann, Gaunertrick, Kanone, Lieberose, Schneidemühl, Kalmus, Werbelinsee, Besatzung, Klagenfurt, Pfauenauge, Bewegung, Traubenkur, Maulesel, Stall, Kastanie, Eskarpins, Kristall, Hufeisen, Knabenkraut, Kurilen, Strandgut, Traviata, Schulpforte, Ornament, Inkubation, Souterrain, Griffel, Pizarro, Lavendel, Mirabelle, Quadrille, Pergament, Dsungarei, Mandelbaum, Wieringen, Isolde, Fremdenverkehr, Glimmer, Monoton.

In jedem der obigen Wörter ist ein selbständiges Wort eingekapselt. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben einen Ausspruch Adolf Hitlers aus seiner Rede vor dem Reichstag.

Magische Silbenfigur



Die Silben: a — a — an — an — chi — chi — chi — da — de — gi — gi — lin — lin — na — na — ne — o — o — on — on — re — re — sen — sen — sta — sta — ti — ti sind so in die Figur einzuordnen, daß waagrecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. asiatisches Volk, 2. Teilgebiet, 3. Teil der Radiotechnik, 4. Stadt des klassischen Altertums, 5. Entzündungskrankheit, 6. Schlafmittel.

Aus zwei mach eins

Ohr—Maien = Übereinstimmung, Schule—Mohr = Teil eines Sinnesorgans, Ratte—Mord = Stadt in Holland, Erl—Ischl = deutscher Dichter, Hort—Deiche = Ostgotenkönig, Nilla—Westen = Feldherr des 30jährigen Krieges, Reis—Post = winterliches Vergnügen, Roß—Kate = griechischer Philosoph, Basra—Aden = spanischer Tanz, Rose—Dank = Reitertruppe, Ter—Ampel = Fisch. Vorstehende Wörter sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen einen Blutzeugen der Bewegung.

Lösungen der Rätsel aus Folge 7

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Oktav, 5. Trift, 8. Aehre, 9. Parteitag, 12. Effet, 13 Eider, 14. Wehr, 16. Talg, 19. Kino, 21. Leim, 22. Basel, 25. Steg, 26. Lese, 27. Bella, 28. Kelte. Senkrecht: 2. Kopf, 3. Aare, 4. Vetter, 5. Trient, 6. Reti, 7. Fuge, 10. Affen, 11. Adele, 14. Wiese, 15. Hobel, 17. Allee, 18. Gilet, 20. As, 23. Aga, 24. Elk. ★ **Magische Figur:** 1. Pegasus, 2. Aurikel, 3. Schleiz. ★ **Viereck:** 1. Serapis, 2. Rosette, 3. Petunie, 4. Steuern. ★ **Kryptogramm:** „Sozialismus fordert ein ehrliches Bekenntnis zum Volke." ★ **Rösselsprung:** Traum ist alles Irdischen Erscheinung, Wahn ist jede liebende Vereinung, Und was Wahrheit wird genannt, ist Meinung. Platen.

Humor

„Denk' dir", erzählte das dicke Mädchen seiner Freundin. „Gestern abend hat ein junger Schupo versucht, seinen Arm dreimal um meine Taille zu legen!"
„Nana!" meinte die Freundin ungläubig. „Da übertreibst du aber sicher! So lang ist der Arm der Gerechtigkeit nun doch wieder nicht!"

*

„Hier schreibt eine Amerikanerin, daß in ihrem Lande mit einem Verlobungsring sehr viel alter, überlebter Aberglaube verknüpft sei."
„Ach — damit meint sie sicher die Ansicht, daß er auf eine Heirat hindeutet!"

*

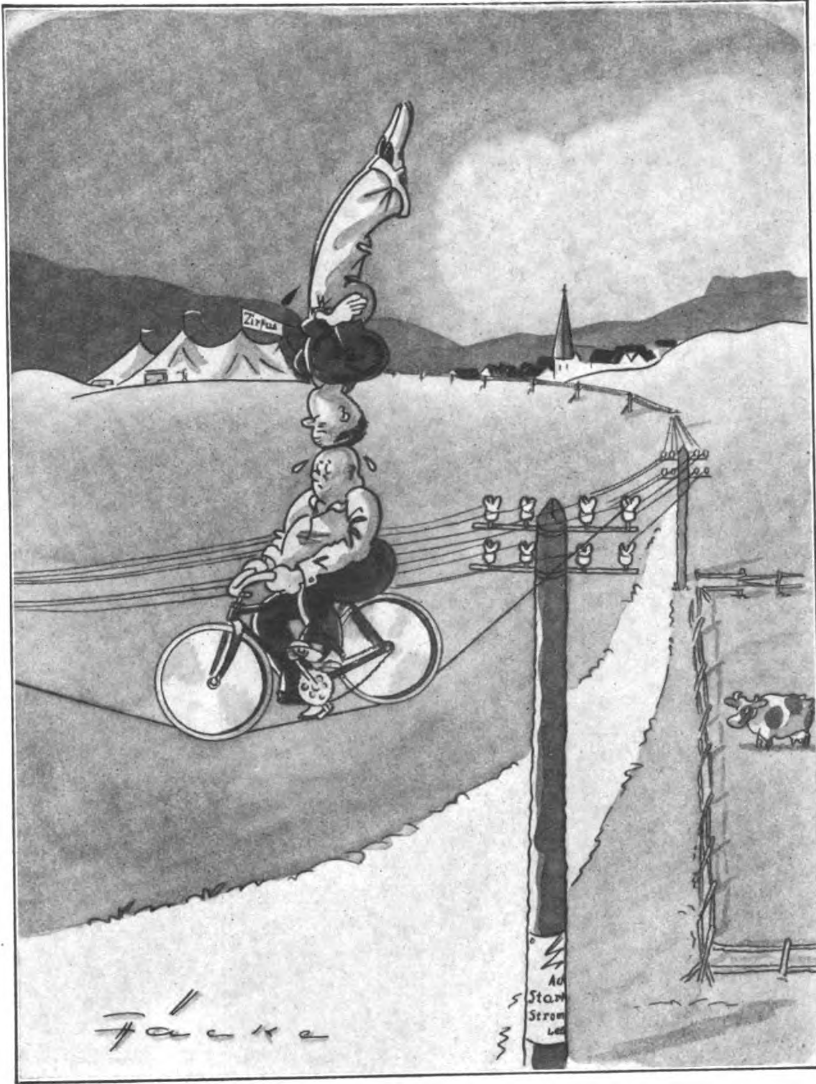
Krauses werden mitten in der Nacht durch ein Geräusch geweckt. „Oh, Edgar!" zittert Frau Krause. „Sicher sind Einbrecher im Haus! Sieh doch bitte mal nach!"
„Aber wo denkst du hin, Liebste!" flüstert Herr Krause zurück. „Da dürfen wir uns doch nicht einmischen! Schließlich ist das ja ihr Beruf!"

*

Finkenrost verdient nicht sehr viel und möchte sich verändern.
„Ich wüßt dir was", sagt Rohrdommel, „draußen beim Zirkus."
„So, und was hätt' i hernach zu machen?"
„Nix, absolut nix, nur zweimal am Tag dem Löwen den Kopf in den Rachen stecken."

*

Karlemann ist während der Ferien bei der Großmutter gewesen.
„Na", meint der Lehrer, „deine Großmutter war wohl betrübt, als du wieder fortmußtest?"
Sagte Karlemann: „Ich weiß nicht. Aber als die Lokomotive pfiff, sagte sie: Gott sei Dank!"



Drahtseilkunst.
„Dunnerlittchen, war denn das Seil beim Start auch schon so lose?"
Zeichnung: Fäcke.

„Ja, warum hat dich denn das Fräulein Pimplich verklagt?"
„Denk' nur mal, bloß wegen eines einzigen geflügelten Wortes."
„Unerhört! Was hast du denn zu ihr gesagt?"
„Gans!"

*

Frau Spaltapfel gilt als ziemlich bösartig.
„Wenn die amol stirbt", meint die Köchin, „in Himmi kemmt die nöt afi."
„Ha, doch schon", behauptet das Dienstmädchen, „die muß doch helfen donnern."

*

„Mei — wissen S', Frau Pamperl, mei Mo is Eahna in letzter Zeit allwei so deprimiert! Bal er net ganz miserabel beinand is, nacha is er net glücklich Un net amal des g'freit eahm mehr recht!"

*

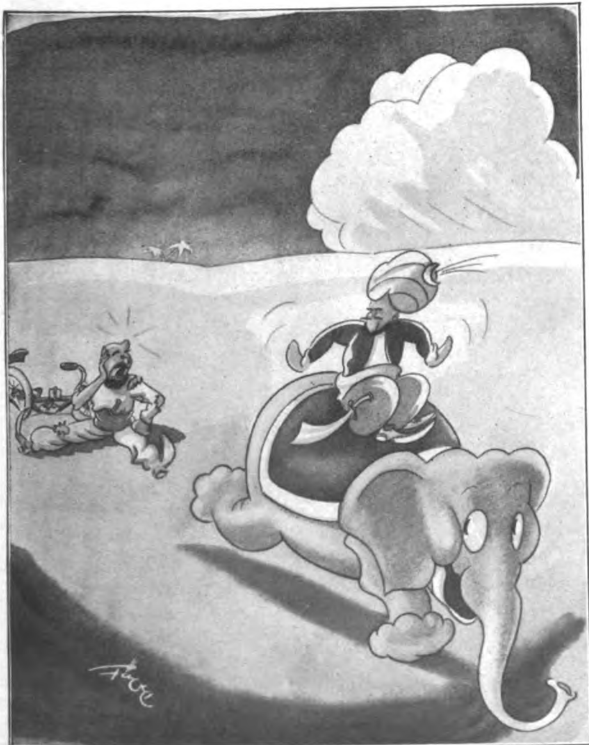
„Ober, hat der Amerikaner im Zimmer Nr. 5 irgendeine Bemerkung über die Rechnung gemacht?"
„Noch nicht, Herr Direktor, er sucht aber eifrig im Wörterbuch nach geeigneten Ausdrücken."

*

Schell hat angeblich eine Nordlandreise gemacht.
„Na", sagt Nell, „da haben Sie ja auch die vielen Fjorde gesehen?"
„Freilich", nickt Schell, „und Sie glauben nicht, wie zutraulich die Tierchen sind!"

*

„Denk' mal, Emil, hier lese ich eben, daß man jetzt Versuche macht, nicht brennbares Holz zum Bauen von Häusern zu erfinden."
„Na — mir scheint, Amalie, der Fabrikant, von dem deine Streichhölzer hier stammen, besitzt dieses Rezept schon lange!"



„Tut mir leid, ‚Schneller Hauch des Morgenwindes', aber ich hatte Vorfahrtsrecht!"
Zeichnung: Fäcke.

Humor der anderen

Onkel: „Was war denn das für ein Mann, den du da grüßtest?"
Neffe: „Der Geldbriefträger."
Onkel: „So? Der dicke Mensch?"
Neffe: „Ja. Du solltest was für ihn tun, Onkel; er ist so dick, weil er nur einmal jeden Monat die vier Treppen zu mir hinaufsteigen muß." (Gil Blas)

*

Er (vom Gericht zurückkommend): „Sie haben mir wegen betrügerischen Bankrotts acht Monate aufgebrummt."
Sie: „Oh, fein! Dann fahre ich solange nach Nizza." (Le Rire)

*

„Gnädiges Fräulein, fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben."
„Ich frage lieber mein Gehirn, und das sagt nein!"
„Und darf ich auf keine Gehirnerweichung bei Ihnen hoffen?" (Excet. Kopenhagen)

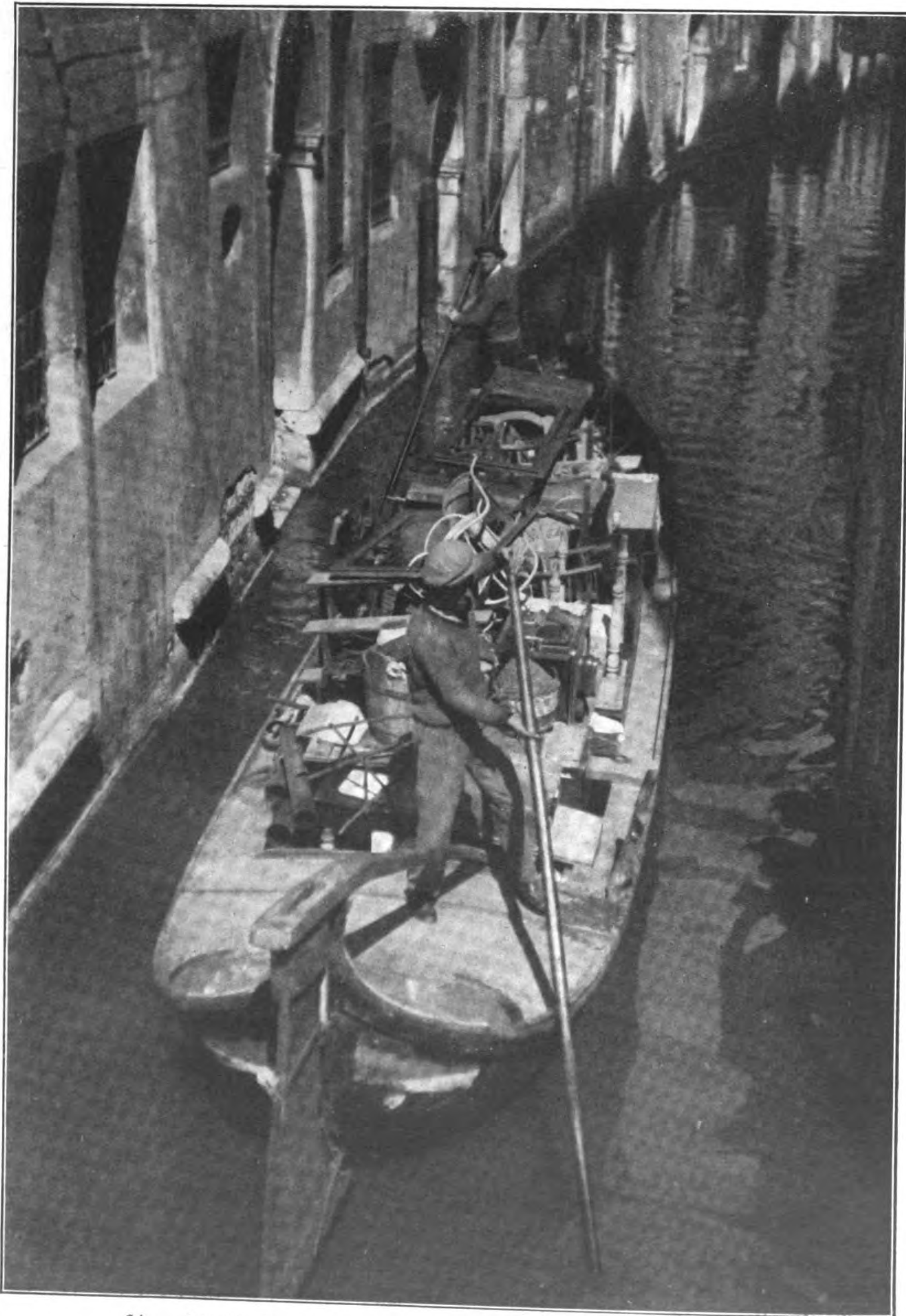
*

„Nanu? Warum brichst du denn so plötzlich auf?"
„Meine Frau hat telephoniert."
„Etwas passiert zu Hause?"
„Nein. Nur: ‚Entweder du kommst oder ich.'" (Gil Blas)

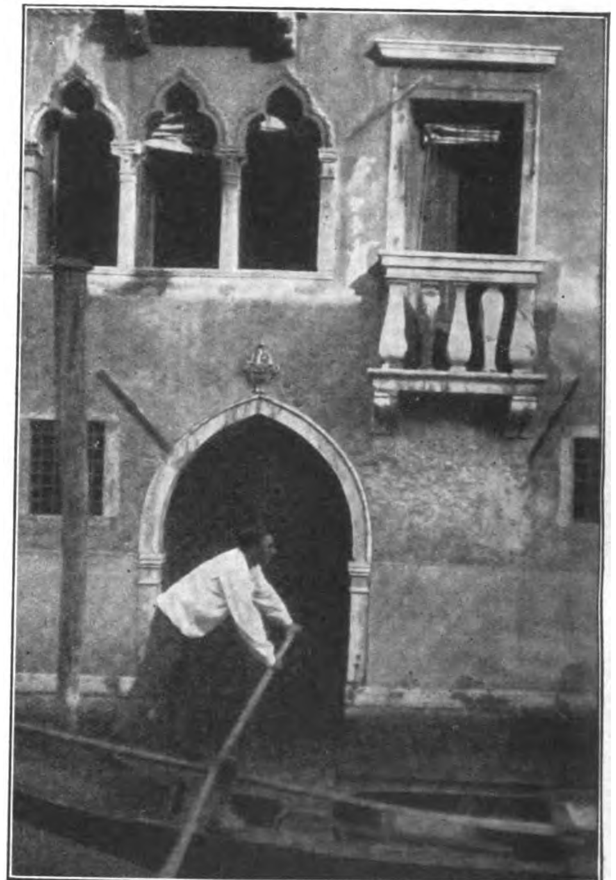


„Is ja nicht so schlimm, ich wollte den Baum sowieso gerade fällen!"
Zeichnung: Fäcke.

Gondola ... Gondola!



Hier ersetzt die Fracht-Gondel den Möbelwagen. Wahrscheinlich werden diese Gondeln „Vorfahrtsrecht" haben, weil in Venedig selten umgezogen wird.



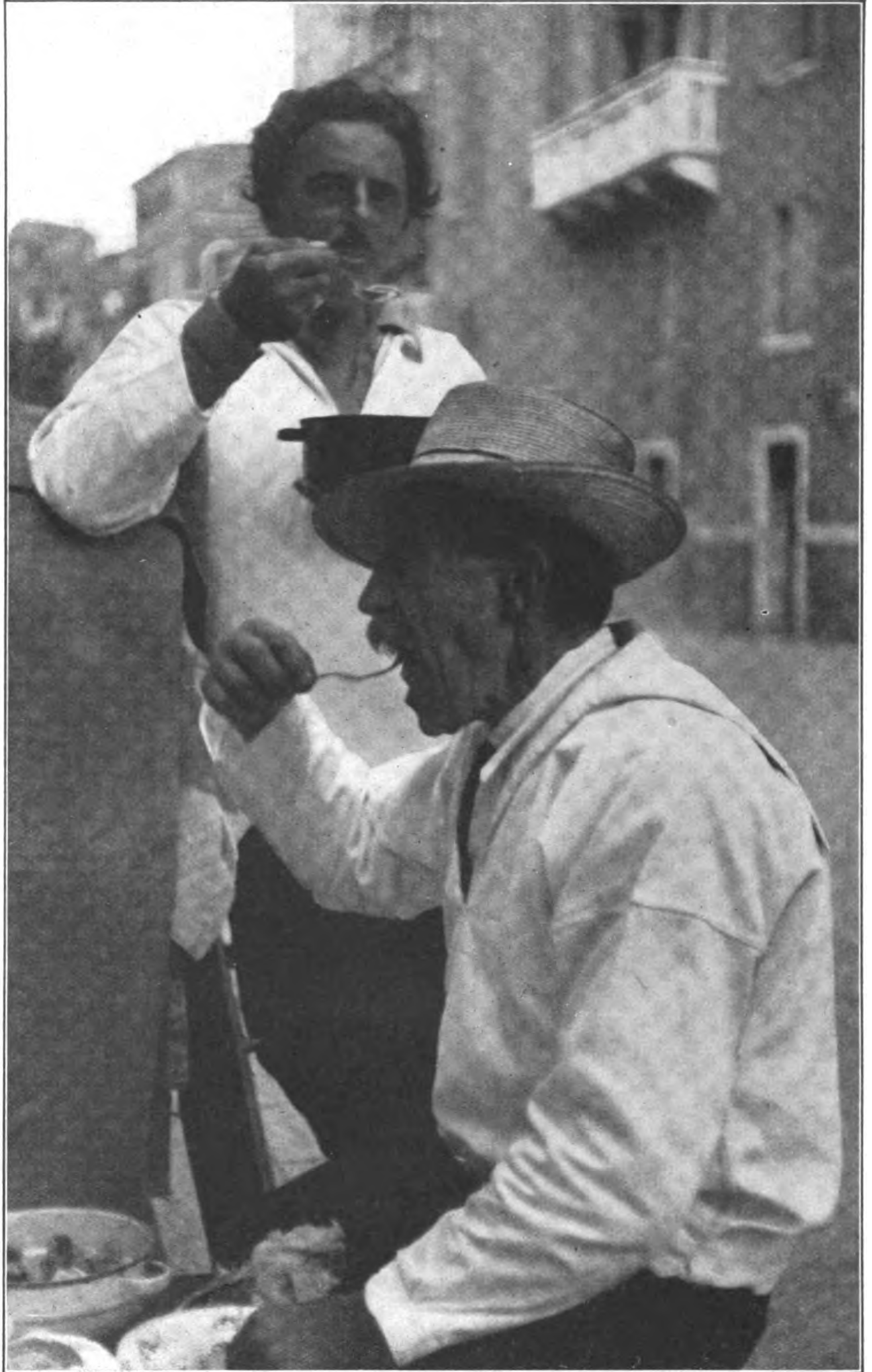
„A oel!", „Gib Obacht!", oder „Sia premi!", „Halt an!", so hallt es im altvenezianischen Dialekt über die Lagunenwasser. Eine ungeschriebene Verkehrsregelung ohne Winker und Signalpfeifen.



Die Gondolieri bleiben aus alter Überlieferung ernsthafte Vertreter des „Dolce far niente". Es gehört einfach zu ihrem poesievollen Beruf.

Auf den Kanälen der Lagunenstadt

Man sagt, daß die uralten Pfahlroste, auf denen Venedigs ehrfurchtgebietende Bauten ruhen, dem harten Wellenschlag der Motorboote nicht standhalten; sie werden unterhöhlt, die Mauern zeigen Risse. Könnte dies nicht symbolisch dafür sein, daß die alte Stadt sich gleichsam gegen etwas wehrt, was ihrem Wesen nicht gemäß ist? Nur die Gondel ist das Fahrzeug, das zur Lagunenstadt paßt. Im Laufe von tausend Jahren hat sich ihre im gleichen Maße schöne wie zweckmäßige Form herausgebildet. Das „Ferro" am Bug der Gondel, oft reich ziseliert oder durchbrochen, erinnert an die Schiffszier der Wikinger. Immer wieder reizvoll ist eine Gondelfahrt auf dem Canal grande mit seinem bunten Getriebe, immer wieder entzückend und neu sind die so alten Lieder der Gondolieri.



Auch dies gehört unbedingt dazu. Gondolieri ohne Spaghetti — einfach undenkbar. Selbstverständlich wird die Mahlzeit auf Posten eingenommen.



In der salzig-feuchten Seeluft rostet das Eisen leicht. Jeden Morgen sieht man die Gondoliere am Molo stehen, um dem „Ferro" die Zähne zu putzen. Das „Ferro", vorn am Bug befestigt, ist der Gondoliere Stolz.



Venetianische Wasserpolizei, die hohe Instanz in allen Streit- und Wasserverkehrsfragen. Auch sie weiß das Ruder zu handhaben.

Aufnahmen: Dr Preiss.

DAS AUTO 1937

Zum fünften Male hat der Führer und Reichskanzler die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin eröffnet, die den beispiellosen Erfolg der Motorisierung beweist und eindrucksvoll die Leistungen und den Fortschrittswillen aller in der Kraftfahrzeugindustrie Schaffenden kennzeichnet.



Der Raupenbus.
Für besonders schwierige Geländeverhältnisse (verschneite Steilstraßen im Hochgebirge) hat Mercedes-Benz diesen Omnibus mit Raupenantrieb entwickelt.



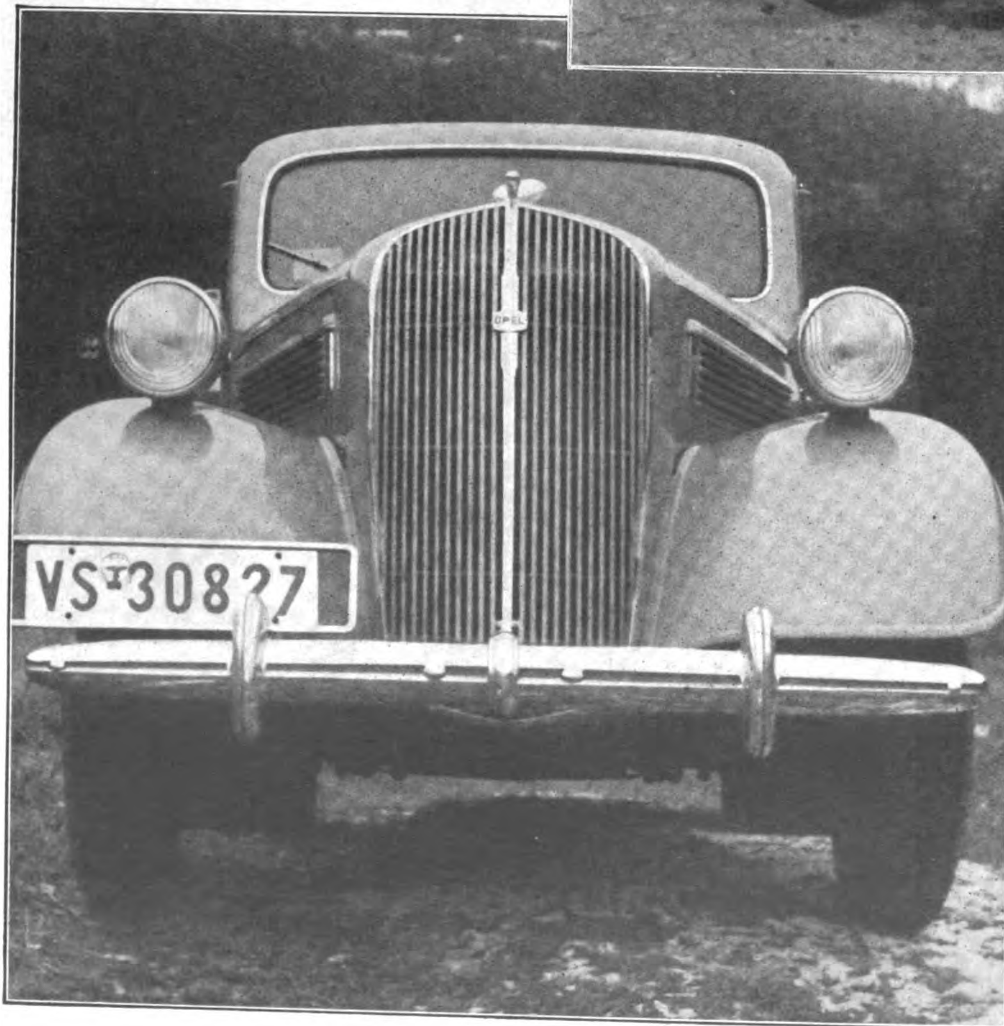
Der Wohnanhänger ist da!
Ferienreise und Sonntagsausflug gewinnen neue reizvolle Möglichkeiten durch den Wohnanhänger, der erstmals auf einer deutschen Automobil-Ausstellung gezeigt wird.





Bessere Motorrad-Fahreigenschaften.
Die neue Teleskop-Vordergabel von BMW., die mit der Federung moderner Flugzeug-Fahrgestelle verwandt ist, ergibt eine bedeutende Verbesserung der Fahreigenschaften, besonders in Kurven.

Links: Der Heckmotorwagen.
Bei seinem Erscheinen vor drei Jahren noch umstritten, heute aus der Autowelt nicht mehr fortzudenken, hat der Mercedes-Benz-Heckmotorwagen neue Maßstäbe für günstigste Raumausnützung und Fahreigenschaften beim mittleren Gebrauchswagen geschaffen.

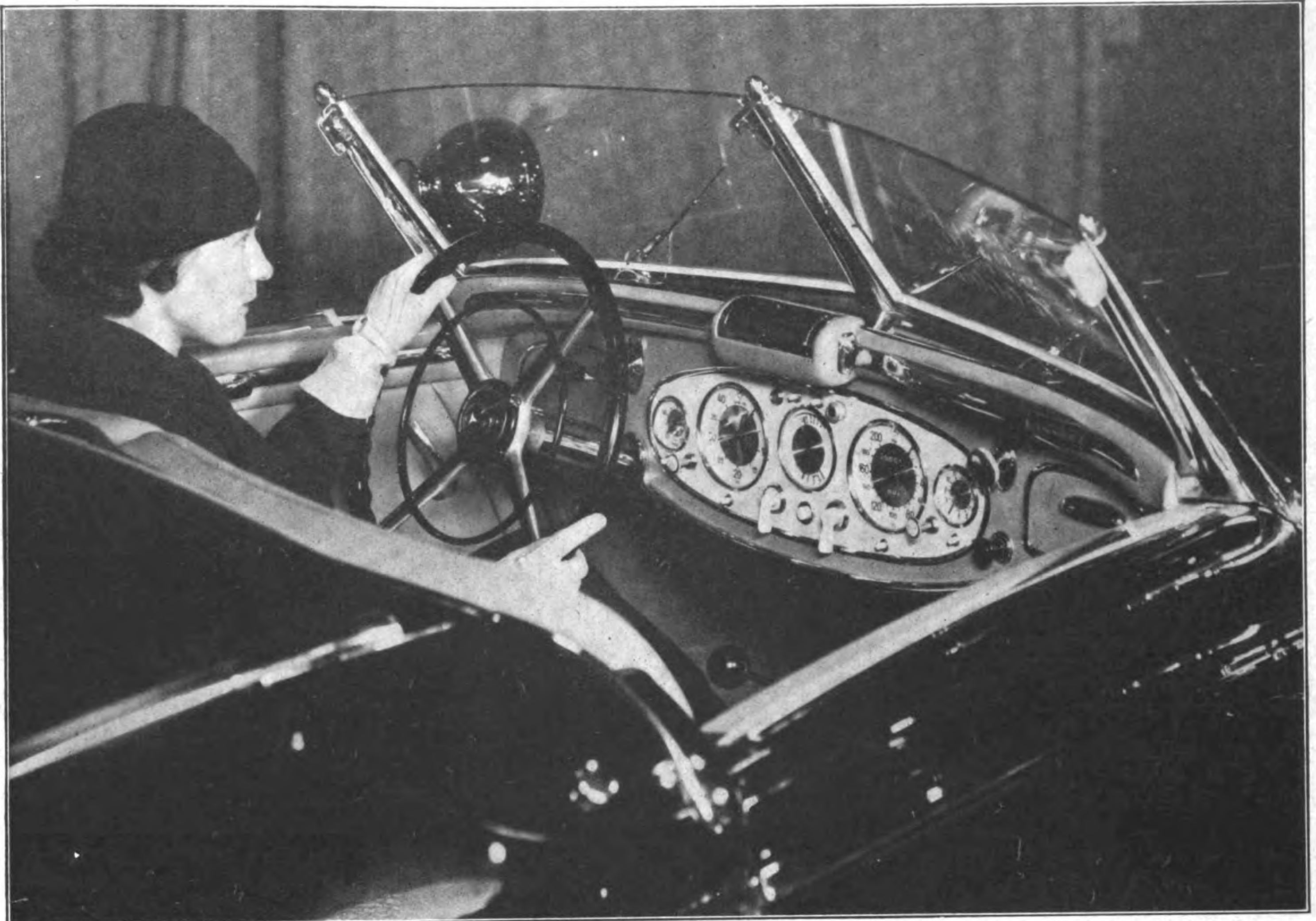


Der „Admiral".
Ein neuer Kraftwagentyp, von Opel geschaffen: groß und geräumig mit einem Sechszylindermotor von 75 PS, bei verhältnismäßig niedrigem Eigengewicht.

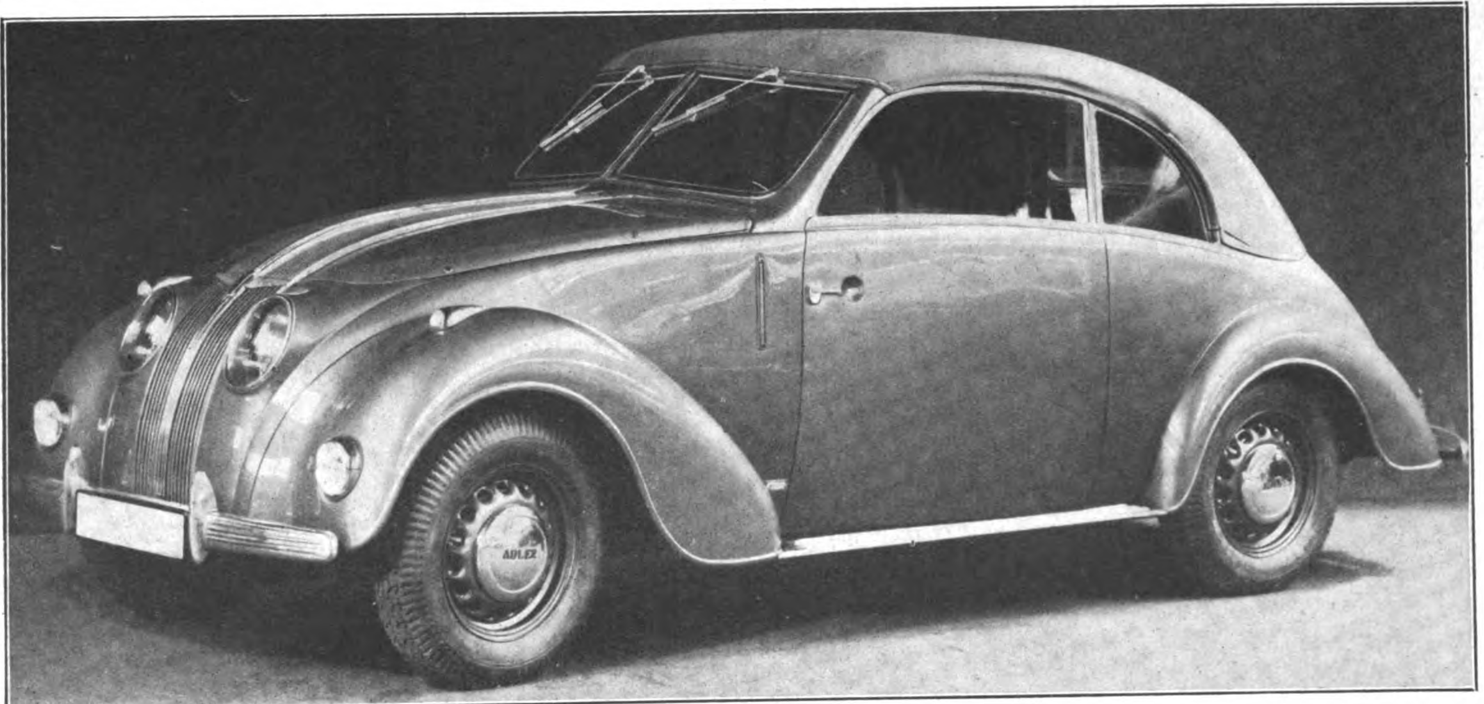


Der Wandel der Form.
Auch der neue Wanderer, mit 1,8 Liter Hubraum der mittleren Gebrauchswagenklasse zugehörig, verrät das Streben nach „fließenden" Fahrzeugformen.

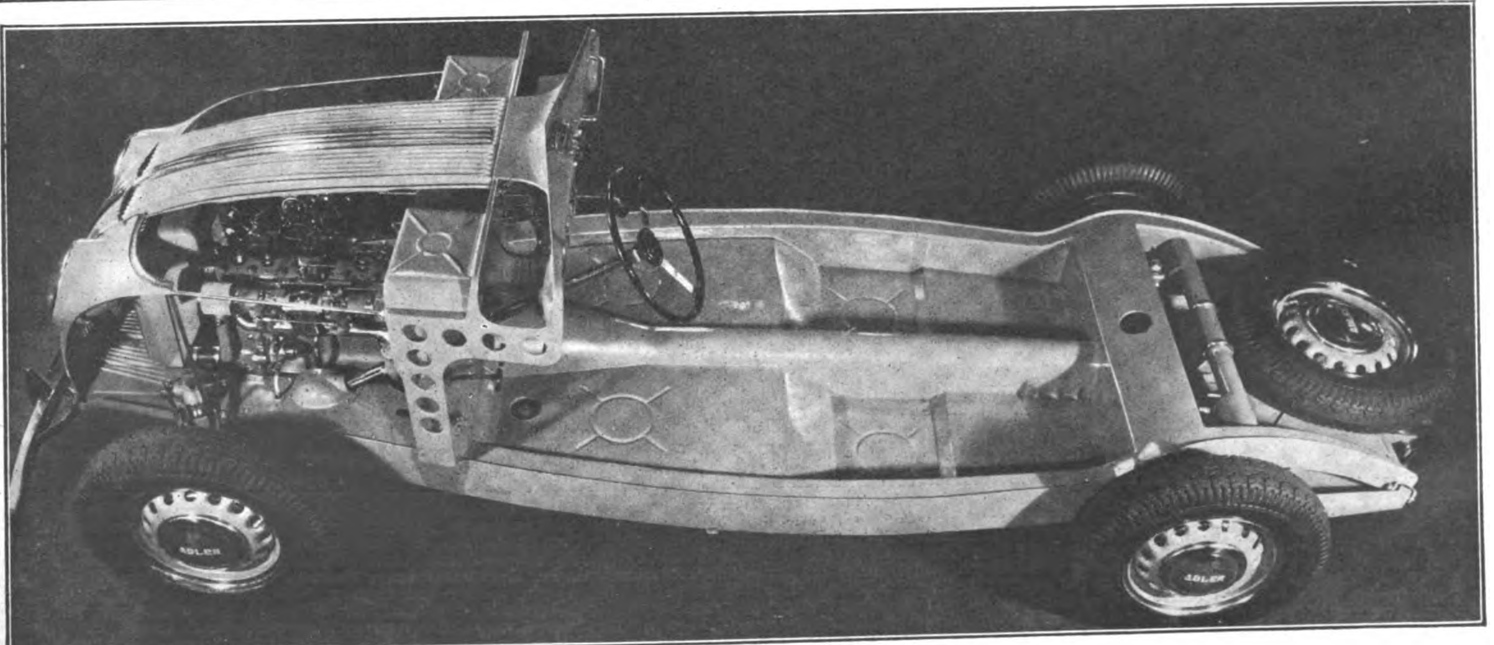
Bild-Archiv O. Weller.



Die „Befehlszentrale" des großen Wagens.
Zum Mercedes-Benz-Kompressor, dem schnellsten Serienwagen der Welt, gehört dieses imponierende Instrumentenbrett mit seinen vielfältigen Überwachungs- und Meß-Geräten.

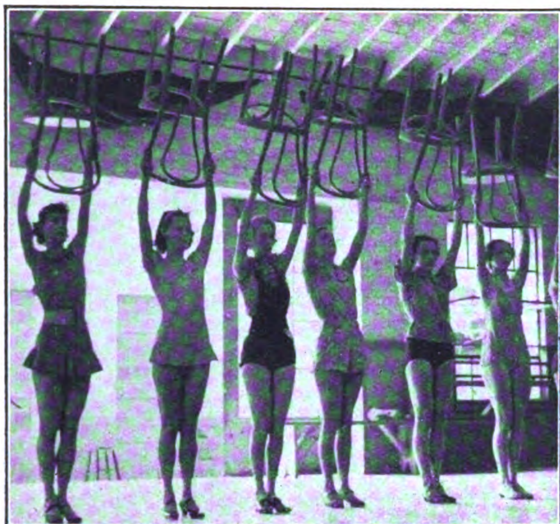


Die Stromlinie setzt sich durch!
Der neue Adler mit 2,5 Liter Hubraum weist eine Form auf, die der „idealen Stromlinie" schon recht nahe kommt und eine beträchtliche Verringerung des Luftwiderstands ergibt. Daraus folgen hohe Dauergeschwindigkeiten auf der Autobahn ohne übermäßige Steigerung des Kraftstoffverbrauchs.



Das „Gerippe".
Zwei Dinge sind an diesem neuen Adlermodell beachtlich: der Rahmen hat sich zu einer umfassenden stabilen Fundamentplatte entwickelt, und der Motor wurde nach vorn verlegt, um recht viel Innenraum zu gewinnen und eine Stromlinienkarosserie aufzubauen, ohne daß der Wagen zu lang wird.

Hollywoods Ballett Nr. 1



Diese Anfängerinnen lassen noch sehr die Einheitlichkeit und Exaktheit des Auftretens vermissen, durch das sie nach abgeschlossener Ausbildung das Publikum entzücken werden.

Fanchonetten werden in Hollywood die Tänzerinnen genannt, die aus der von Fanchon gegründeten Tanzschule hervorgehen, woselbst sie zu erstklassigen Einzel- und Gruppentänzerinnen für die Filmindustrie ausgebildet und später „ausgeliehen" werden.

Hier dienen die Stühle als Rückhalt für die auf das genaueste ausgezirkelten Gruppenübungen.



Was später als selbstverständliche Einheitlichkeit erscheint, muß nur zu oft mit Hilfsmitteln und Geduld mühsam gedrillt werden

Aufnahmen: Associated Press

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 9 / DONNERSTAG, 4. MÄRZ 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Adolf Hitler und Rudolf Heß
am 17. Jahrestag der Gründung der NSDAP. bei den alten Mitkämpfern im Hofbräuhaussaal zu München.
Aufnahme von Friedrich Franz Bauer.





Erhebende Gedenkstunde für unsere 2 Millionen Toten des großen Krieges.

In der Ehrenloge der Oper während des Staatsaktes. V. l. n. r.: Generalfeldmarschall v. Mackensen, der Führer, Generalfeldmarschall v. Blomberg, Generaloberst Frhr. v. Fritsch, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.

Bei der Kranzniederlegung am Ehrenmal konnte der Führer seinen gefallenen Kameraden melden, daß er die einer schwachen Regierung abgenötigte Kriegsschuldlüge feierlich zurückgenommen hat.

Das nationalsozialistische Deutschland begeht feierlich den Heldengedenktag



Aufnahmen: Weltbild (2), Heinrich Hoffmann (1).

Nach der Heldengedenkfeier am Königsplatz in der Hauptstadt der Bewegung wurden die Feldzeichen der alten Armee in die Feldherrnhalle getragen; bei Einbruch der Dunkelheit wurden sie wieder in das Armeemuseum zurückgeführt. Den Tag über war vor der Feldherrnhalle ein Ehrendoppelposten der Wehrmacht aufgestellt.

DER FÜHRER
ERÖFFNET DIE INTERNATIONALE AUTOMOBIL- UND MOTORRAD-AUSSTELLUNG BERLIN 1937



Oben: Den Auftakt zur Internationalen Automobil- und Motorradausstellung in Berlin bildete die Paradefahrt der erfolgreichsten Auto- und Motorradfahrer des Jahres von der Wilhelmstraße zum Kaiserdamm. Die Teilnehmer nehmen vor der Reichskanzlei Aufstellung.



Der Führer und Reichsminister Dr. Goebbels auf einem Rundgang durch die Hallen der Ausstellung am Eröffnungstage.



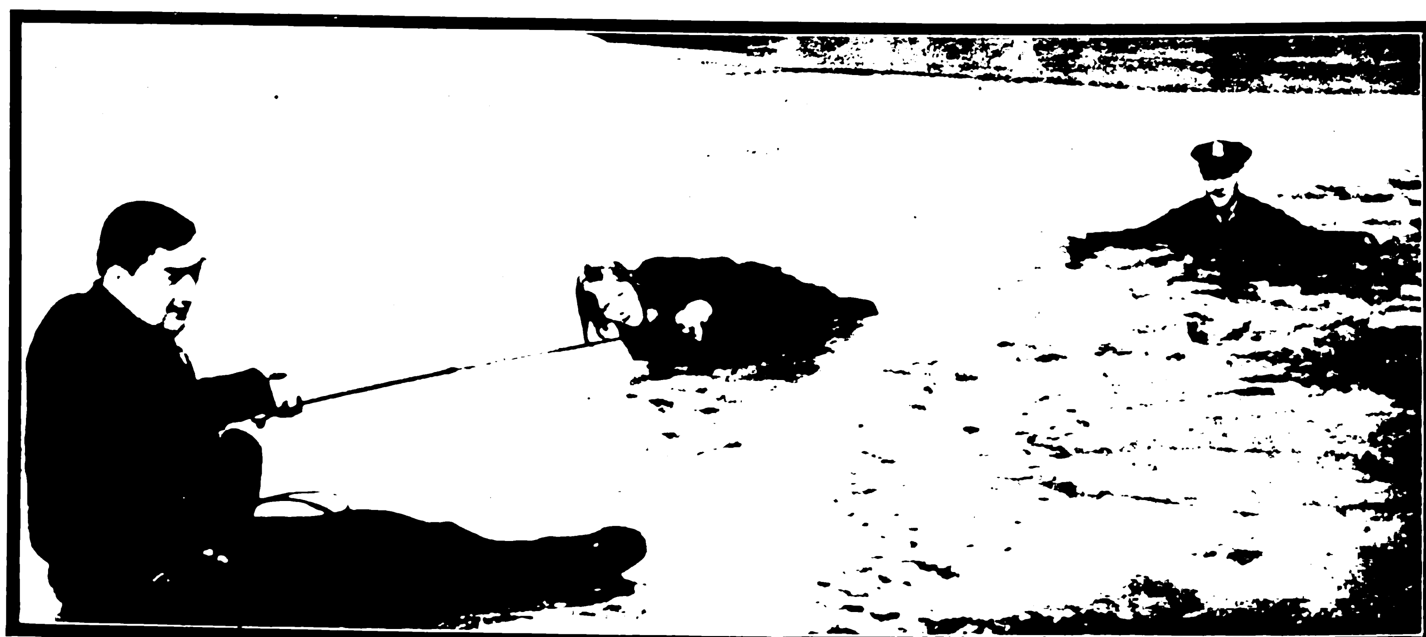
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Rechts: Der Führer läßt sich auf dem Ausstellungsstand der Krupp AG. die neuesten Lastwagen-Konstruktionen zeigen

Eine seltene Jagdbeute.

Bei der Jagd in den staatlichen Wäldern von Bialowieza in Polen hatte Generaloberst Göring als Gast des polnischen Staatspräsidenten das nicht alltägliche Jagdglück, zwei Wölfe zur Strecke zu bringen. Links: Ministerpräsident Göring, rechts von ihm der Präsident der Republik Polen, Mościcki.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann



Rechts: Neuyorker Schutzleute retten ein 12jähriges Mädchen vor dem Tode des Ertrinkens; das Mädchen war an einer dünnen Eisstelle des zugefrorenen Centralpark-Sees eingebrochen. Wie das Bild zeigt, war die Bergung nicht einfach.

Aufnahme: Weltbild



Nach dem harten Kampf
Die Sieger im Patrouillenlauf, der über eine 18 km lange Strecke führte. Gruppe Süd I mit Willy Bogner (ganz rechts) siegte in der hervorragenden Zeit von 1:48,03 und sicherte sich dadurch den Wanderpreis des Führers.



Der Reichsführer SS. Himmler und General v Reichenau als Zuschauer bei den interessanten Kämpfen

Die Gliederungen der NSDAP. im Kampf um die Skimeisterschaft in Rottach am Tegernsee

Aufnahmen: Hans Henkel 4



Links: Es geht los Mächler als erster Läufer im Abfahrtslauf auf der Strecke.

Aschauer (SS.-Oberabschnitt Süd) geht durchs Ziel. Man sieht es ihm an daß er das Letzte hergegeben hat.

CIANETTI

als Gast der Deutschen Arbeitsfront auf der Reise durch Deutschland



Gelegentlich der Besichtigung der Dornierwerke wurde dem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley von einem Jungarbeiter ein Geburtstagsgeschenk überreicht, das Lehrlinge dieses Werkes angefertigt hatten.



Empfang bei Dr. Goebbels. V. l. n. r.: Nunzi, ein alter Mitkämpfer Cianettis, Dr. Ley; Präsident Cianetti; der Chefadjutant von Dr. Ley, Marrenbach; Jupp Bosbach; Dr. Goebbels, Amtsleiter Langer, Dr. Contu und der Dolmetscher.



Links: Gäste bei Dr. Ley: Unter den vielen Gästen waren auch Bergarbeiter zum Empfang bei Dr. Ley geladen

Hauptamtsleiter Claus Selzner, rechts von ihm zwei Rüdesdorfer Bergknappen und der Leiter der Reichsbetriebsgemeinschaft „Bergbau", Padberg. Die Bergknappen überbrachten Dr. Ley eine Bernsteintruhe mit sämtlichen in Deutschland vorkommenden Mineralien.



Links: Generalkonsul Renzetti in Unterhaltung mit Präsident Cianetti. Neben Renzetti Adjutant Witteler.

Aufnahmen: Fritz Boegner 3.



Bei der Besichtigung der Dornierwerke trug sich Dr. Ley in das Buch der Lehrlingswerkstätten ein.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 3



Bei den Werksbesuchen unterhielt sich Dr. Ley angeregt mit Arbeitskameraden; hier spricht der Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront mit einem Arbeiter der Dornierwerke. Links neben Dr. Ley: Präsident Cianetti.

Die Deutsche Arbeitsfront

Abteilung: Wehrmacht



Der Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront, Parteigenosse Dr. Robert Ley, dankt den Männern für ihre Mithilfe am Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht.

In der Front aller schaffenden Deutschen sind die Arbeitskameraden der Wehrmachtsbetriebe mit den Soldaten Wahrer des deutschen Friedens. Das deutsche Volk, das sich unter Adolf Hitler seiner Lebenskraft wieder bewußt wurde, ist eine verschworene Gemeinschaft geschlossener Kraft geworden. Und so kommt der Welt der Wille der beispielgebenden Arbeitsfront in dem blutvollen Zusammengehörigkeitsgefühl der Volksgenossen der Arbeit und der Wehr zum Ausdruck. Die deutsche Arbeitsfront mit ihren Arbeitskameraden in den wehrmachtseigenen Betrieben ist dem Waffenträger der Nation ein williger und opferbereiter Wegbereiter. Neben den Beamten sind unter den Arbeitern und Angestellten Vertreter aller Berufsarten und aller Volksschichten zu finden. Den Arbeiter der Wehr begleiten neben seinem anerkannten beruflichen Können die Auszeichnungen des deutschen Soldatentums — hohes Verantwortungs- und Pflichtgefühl.

Unsere heutige Bildfolge vermag aus der Mannigfaltigkeit der Wehrmachtsbetriebe nur einen andeutenden Begriff zu vermitteln. Nicht nur bei jedem Truppenteil, sondern besonders in den Heeres-Handwerkerschulen, Zeugämtern, Verpflegungsämtern, Waffenämtern, Kleiderkammern usw. überall stehen die deutschen



In der Marinewerft Wilhelmshaven.

Ein Nachwuchs tüchtiger Facharbeiter ist für die Marine unerläßlich. Mit angespannter Energie und berechtigtem Ehrgeiz sucht jeder Lehrling in den Lehrlingswerkstätten der Marinewerft sein Wissen und seine Leistungen auf das höchste zu steigern.

Männer und Frauen dem Soldaten bei seiner schweren Aufgabe zur Seite. Welcher Einsatz auch von seiten der Arbeitskameraden der DAF., Abt. Wehrmacht, gefordert wird, durften wir beim Untergang des Versuchsbootes „Welle" der deutschen Kriegsmarine erleben. 25 brave deutsche Seeleute, unter ihnen Arbeitskamerad Walter Pletz (der Zivilist), versuchten, ihre in Seenot geratenen SA.-Kameraden vom Segelschoner „Duhner" zu retten. Die Männer der „Welle" haben die Kameradschaft mit dem Tode besiegelt.

Wie jeder deutsche Arbeiter weiß, daß er ohne den Schutz einer starken Wehrmacht nicht den Ertrag seiner Arbeit gesichert sieht, so weiß auch der deutsche Soldat, daß er seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn sein Volk einsatzbereit hinter ihm steht



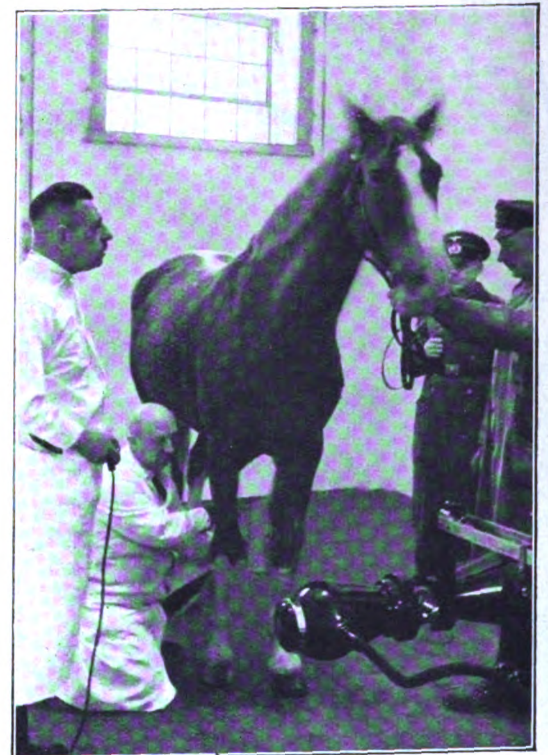
Gemeinschaftsempfang bei einer Führerrede

Alle kennen nur ein Ziel: mit ihrer Arbeitskraft dem deutschen Soldaten bei seiner Aufgabe, den deutschen Frieden zu sichern, hilfsbereit zur Seite zu stehen

Aufnahmen: Fritz Boegner 6



Oben: Das Versailler Schanddiktat setzte die Höchsttonnage der deutschen Kampfschiffe auf 10 000 Tonnen fest. Deutsche Technik und Werkmannsarbeit schufen innerhalb dieser Grenze einen Schiffstyp, der die Bewunderung der ganzen Welt erregte



„Kamerad Pferd" ist auch im Zeitalter der Motorisierung dem Soldaten unentbehrlich geblieben. Im Wehrkreispferdelazarett sind Soldaten und Arbeiter gleicherweise um die Gesundheit der Tiere besorgt. Die Röntgenaufnahme soll eine Knochenverletzung genau feststellen



Das ist wirkliche Volksgemeinschaft

Immer, und besonders sichtbar am Feiertag der deutschen Arbeit, ist in den Wehrmachtsbetrieben die enge Verbundenheit zwischen Soldat und Arbeiter.



Feierliche Weihe der Fahnen der DAF., Abt. Wehrmacht.

Auf einer Kundgebung im Berliner Sportpalast weihte Generalfeldmarschall von Blomberg die Fahnen der DAF., Abteilung Wehrmacht

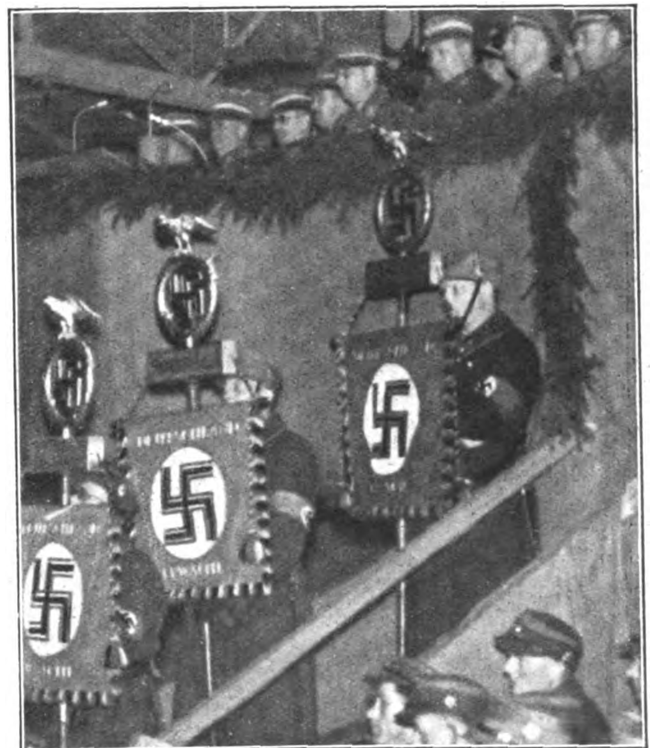
Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (1). Weltbild (1). Heinrich Hoffmann (1). Fischer (1).



Nach seinem Besuch in der österreichischen Hauptstadt verabschiedet sich Reichsaußenminister Freiherr v. Neurath vom Vorstand des Wiener Westbahnhofs, Regierungsrat Schnee. In der Mitte: Staatssekretär Dr. Guido Schmidt.

REICHSAUSSENMINISTER VON NEURATH IN WIEN

„In der Überzeugung, der europäischen Gesamtentwicklung zur Aufrechterhaltung des Friedens eine wertvolle Förderung zuteil werden zu lassen, wie in dem Glauben, damit am besten den vielgestaltigen wechselseitigen Interessen der beiden deutschen Staaten zu dienen" — dies waren die beiden Beweggründe, die die Grundlage bildeten, auf denen die Beziehungen der beiden deutschen Staaten freundschaftlich gestaltet wurden. Und von diesem Blickwinkel aus ist auch der Besuch des deutschen Außenministers Frhr. v. Neurath zu betrachten, den der deutsche Staatsmann in Erwiderung des Berliner Besuches des österreichischen Staatssekretärs jetzt in Wien abgestattet hat



Ein Ausschnitt aus dem Führer-Appell der SA.-Gruppe Hochland im Zirkus Krone in München. Stabschef Lutze sprach anläßlich der Parteigründungsfeier zu 3222 Führern der Gruppe Hochland.



Links: Stabschef Lutze legte am Tage der Parteigründungsfeier am Mahnmal in der Hauptstadt der Bewegung unter den Klängen des Liedes vom „Guten Kameraden" einen Kranz nieder.

DIE SA.-GRUPPE HOCHLAND HÄLT FÜHRERAPPELL

DIE ALTEN KÄMPFER SIND AM 17. JAHRESTAG DER GRÜNDUNG DER NSDAP. IM HOFBRÄUHAUS-SAAL ZU MÜNCHEN VERSAMMELT



Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (1),
Othmar von Fladung (1).

Rudolf Heß spricht dem Führer den Dank der Alten Garde aus
Links neben der Tribüne v. l. n. r.: Reichsminister Dr. Frick, der Führer, Gauleiter Julius Streicher, Reichsleiter Max Amann, Oberbürgermeister Fiehler, SS.-Brigadeführer Schaub.

Die Männer der Alten Garde und die treuen Mitkämpferinnen lauschen den Worten des Führers:
„Was wir damals versprochen haben, das haben wir eingelöst.“ . . . „Wir sind heute wieder eine Weltmacht geworden.“

OSKAR WELLER:

Fortschritt Fortschritt...

HINTER DEN KULISSEN DES KRAFTWAGENBAUES

Die Bilanz des vierten Jahres nationalsozialistischer Motorisierungspolitik:

500 000 neue Führerscheine im Jahr 1936 — 1935 waren es noch 450 000, 1934 gar nur 225 000, von früheren Jahren ganz zu schweigen . .

457 000 Kraftfahrzeuge wurden 1936 neu zugelassen — dreimal soviel wie 1933, das Doppelte von 1934, und immer noch um 100 000 oder ein gutes Viertel mehr als 1935!

Mit einem Produktionswert von 1.29 Milliarden Mark im Jahr 1936 steht jetzt die Erzeugung der deutschen Kraftfahrzeugindustrie an dritter Stelle hinter Amerika und England — Länder, denen ein weltweites Absatzgebiet ungehindert offensteht . . .

*

Wo im Jahr 1932 noch ein Mann an der Werkbank stand (und der hatte nur an zwei oder drei Tagen in der Woche zu tun . . .), da schaffen heute in der Automobilindustrie drei . . .

75, 100 — 200, 300, 400 Wagen an einem Tag . . .

Ein „eiserner Urwald", in dem von Ruhe und Beständigkeit gar keine Rede sein kann, denn ständig wird getüftelt, geändert, verbessert — und doch hat hier alles seine vorgezeichnete Ordnung.

Freilich: die Organisation kann nur den Rahmen abgeben, einen Rahmen, der sehr elastisch und anpassungsfähig sein muß; aber ausschlaggebend ist erst der richtige Einsatz jedes einzelnen Mannes und die Kunst der Menschenführung.

Denn — Automobilbau ist die vollendetste Form industrieller Gemeinschaftsarbeit. Nirgends kommt es auf das Können, den Willen, die Leistung des einzelnen so an wie hier — und auf das reibungslose Zusammenwirken von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe, von Abteilung zu Abteilung.

*

Fertigmontage.

Ganz im Anfang wird der nackte, schwarz lackierte Rahmen auf die wandernde Kette gelegt. Im Lauf von 70 Minuten gleiten ihm auf geheimnisreichen Wegen alle die Teile zu, die zu einem Automobil gehören: Motor und Getriebe und Kardanwelle, Benzintank, Scheinwerfer, Kotflügel, Achsen und Räder und Bremsen . . aus einer Luke im Dach schwebt die komplette Karosserie herab. Alle zwei Minuten wird ein Wagen fertig, die wandernde Kette verschwindet in einem Bodenspalt, der Wagen steht auf seinen eigenen vier Rädern. Der Anlasser knurrt, der Motor springt an, ein neuer Kraftwagen rollt hinaus in die weite Welt.

Hier in der Fertigmontage ist, wie die Techniker sagen, kein einziges spanabhebendes Werkzeug zu finden: keine Feile, kein Raspel, weder Reibahle noch Schaber.

Die Teile, die eingebaut werden, müssen genau passen — und sie passen auch

Tausende von Kontrollstellen in der Fabrik prüfen die Güte des Werkstoffs, prüfen Maßhaltigkeit, Genauigkeit, Sauberkeit der Ausführung

Qualität ist das Kennzeichen moderner Groß-Serienfabrikation.

Ohne gleichmäßige Qualität könnte der Betrieb niemals so glatt und reibungslos in Gang bleiben; ohne Einhaltung der vorgeschriebenen Qualität käme bald der Verkauf ins Stocken, denn der Verkauf beruht nun einmal auf dem Ruf einer Marke, auf der Güte des Erzeugnisses

*

Im Jahr 1924 kostete der billigste, einigermaßen zuverlässige Kleinwagen 4600 Mark. Heute liegt der Preis für einen Wagen gleicher Größe unter 1500 Mark — dabei ist die Qualität besser, die Ausstattung umfangreicher, der ganze Wagen zuverlässiger und sicherer geworden

Neue Arbeitsverfahren, wie Pressen und Schweißen, verfeinerte Meß- und Prüfmethoden, vor allem aber der Einsatz moderner Werkzeugmaschinen haben zu dieser Entwicklung beigetragen.

In der zweitniedrigsten Preisstufe erkennen wir noch deutlicher, wie sehr der Einsatz der Maschine zur Verbesserung des kleinen Gebrauchswagens geführt hat.

Einmal durch direkte Qualitätssteigerung, durch höheren Grad der Präzision; zum andern dadurch, daß die Arbeitskraft, die durch verstärkten Maschineneinsatz frei wurde, an anderer Stelle des Wagens zur Einführung von solchen Verbesserungen verwendet wurde, die früher aus Preisgründen unterbleiben mußten.

Hydraulische Bremsen, zugfreie Entlüftung, weitreichende Scheinwerfer, Schwingachsen . . . alles Dinge, die vor wenigen Jahren beim kleinen und billigen Wagen undenkbar gewesen wären, sind heute selbstverständlich geworden, steigern wiederum den Verkauf und führen zu neuen Groß-Serien — denn von einer Sättigung des Marktes sind wir in Deutschland noch weit entfernt!

Der technische Qualitätsunterschied zwischen billigen und teueren Wagen existiert kaum noch: die Güte des Materials und der Ausführung an Motor und Fahrgestell, die Sicherheit und die Zuverlässigkeit sind bei beiden gleich.

(Selbstverständlich gibt es Sonderausführungen, Spitzenleistungen der Autotechnik: Sportwagen, schnelle Reisewagen, Kompressormotoren, aus denen die höchstmöglichen PS herausgeholt werden — die brauchen freilich besonderes Material und besondere Arbeitsverfahren, aber sie sind seltene Ausnahmen im großen Heer der Serienwagen . .)

Der „teuere" Gebrauchswagen ist größer und bequemer als der billige — er hat einen Sechs- oder Achtzylindermotor, also mehr Einzelteile — er enthält mehr Material und Arbeitsaufwand . . sein höherer Herstellungspreis schränkt wiederum den Käuferkreis ein, kleinere Serien ergeben höhere Unkosten, und so kommt es, daß der größere Wagen nicht nur pro Stück, sondern auch Kilo um Kilo teuerer ist als der Kleinwagen.

Zum Vergleich: der billigste Kleinwagen kostet heute noch nicht einmal zwei Mark je Kilogramm, die mit allen technischen Neuheiten ausgerüsteten Leichtwagen liegen bei etwa drei Mark, während der starke Wagen der großen Gebrauchsklasse es auf fünf bis sechs Mark bringt!

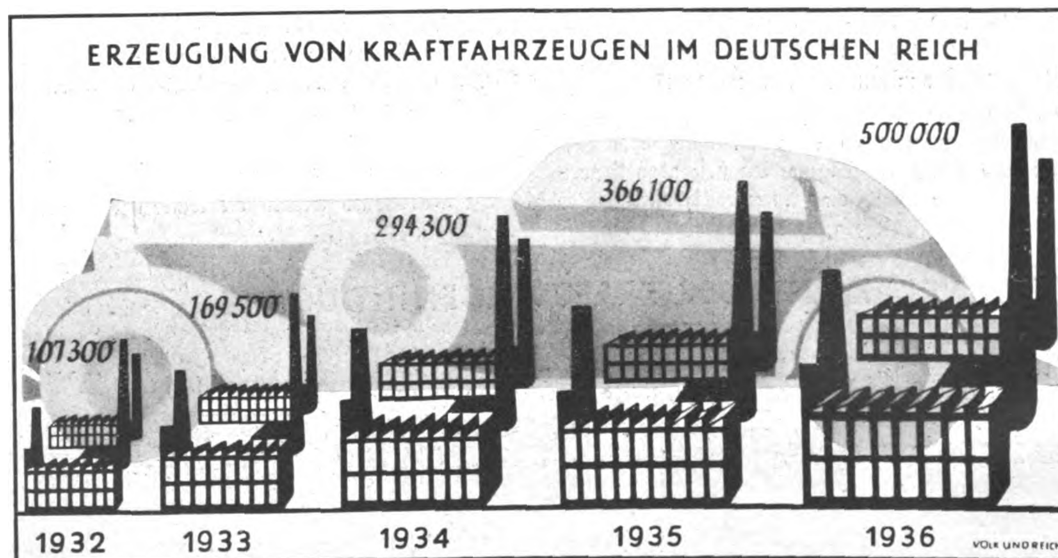
Einbauteile, die fertig von der Zubehörindustrie bezogen werden, sind bei einer 50 000-Serie natürlich weit billiger als beim Bezug von „nur" 10 000 oder gar 1000 Stück, abgesehen davon, daß der größere Wagen auch größere Stoßdämpfer oder einen größeren Anlasser braucht, und das macht auch wieder einen lieblichen Anteil am Kaufpreis aus. Schließlich ist der größere Wagen immer noch etwas „feiner" in der Ausstattung: in den Polstern, Armaturen, Instrumenten, in der Lackierung.

Nette Annehmlichkeiten, sicher . . . aber der Kleinwagenbesitzer kann darauf ohne Neid verzichten: Sicherheit, Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit sind für ihn wichtiger als Lack, Chrom und ein Instrumentenbrett mit zweiundzwanzig Skalen, Hebeln und Knöpfen . . .

*

Das Konstruieren ist heute beim Gebrauchswagen fast eine reine Kalkulationsfrage.

Erste Feststellung im Konstruktionsbüro: in welche Preisgruppe gehört der neue Wagen? Die zweite Sorge: wieviel Wagen können — schätzungsweise — in einem Jahr verkauft werden? Nummer drei: wie können wir zu einem bestimmten Preis dem Käufer möglichst viel bieten . . . den Kaufwunsch beim Kunden anreizen?



(Und: worauf legen die Käufer einer bestimmten Preisklasse den größten Wert?)

Entwürfe . . . Versuche über Versuche . . . ein Dutzend Probewagen von Hand gebaut, die dann in täglich drei Schichten zusammengefahren werden: tanken, Fahrerwechsel, weiter . . . 100 000 Kilometer in vier Monaten, bis der Schlitten bedauerlicherweise auseinanderfällt — dann kommt erst die schlimmste Arbeit: für jeden Einzelteil bei vorgeschriebener Qualität die billigste Herstellung zu finden.

Da geht es um Materialverbrauch, Materialkosten, Verschnitt und Abfall, Arbeitslohn, Generalunkosten, Maschinenminuten, Aufspannzeiten und Transportminuten innerhalb der Fabrik.

Jedes Konstruieren, jede Kalkulation ist ein Hin und Her, ein Geben und Nehmen, ein Ausgleichen widerstrebender Forderungen.

Da verzichtet z. B. ein Konstrukteur auf den vierten Gang im Getriebe, um mit den 10 Mark, die er an Material und Unkosten und Arbeitslohn spart, die Karosserie um fünf Zentimeter breiter und damit bequemer zu gestalten.

Jedem Zehntelpfennig wird nachgerechnet, denn 1/10 Pfennig an jeder von 700 Schrauben gespart, bedeutet 70 Pfennig pro Wagen — bei einer Serie von 50 000 Wagen aber 35 000 Mark in einem Jahr.

Das Konstruktionsbüro kennt selbstverständlich das „rosa Klassenkampfheft" — das ist die Preisliste der Bleche, die für den Karosseriebau in Frage kommen — längst auswendig. Es kann und darf nur nach dieser Liste entwerfen, die die Normalgrößen und die Normalpreise fixiert. Manche bezaubernd schöne Karosserie fällt mit einer Träne im linken Auge unter den Tisch: man könnte sie nur mit extra großen Blechtafeln zu einem extra großen Preis bauen — aber wenn es sich um 100 Mark Mehrpreis des fertigen Wagens dreht, meldet sich der Verkaufsleiter am Telephon, und da schweigen bekanntlich alle Flöten.

*

Was steckt denn nun alles in einem Automobil drinnen?

Zunächst einmal rund 40 v. H. Löhne . . . !

Das ist schon überraschend viel — aber es wird noch mehr, wenn wir einmal genauer hingucken.

Denn diese 40 v. H. sind nur die direkt erfaßbaren Löhne. Das Automobil jedoch ist ein unglaublich verfeinertes Produkt; es gibt kaum irgendein Teil, das direkt vom Rohstoff in Fertigware verwandelt wird, überall sind Zwischenstufen und Veredelungsprozesse eingeschaltet.

Eine große deutsche Automobilfabrik steht mit über 2000 Unterlieferanten in ständiger Geschäftsverbindung — alles Material, das im Auto verwendet ist, enthält schon beim Anrollen in die Fabrik „versteckte" Löhne!

Da braucht man für einen mittleren Gebrauchswagen, der fast 1100 Kilo wiegt, an die 780 kg Eisen und Stahl in den verschiedensten Formen, etwa 60 kg „Nichteisenmetalle": Messing, Bronze, Aluminium, Zink, Silumin, und rund 250 kg sonstige Werkstoffe, davon allein 124 kg Holz für das Gerippe der Karosserie.

Die Rohmengen sind natürlich noch größer. Die 780 kg Eisen und Stahl sind in Form von fast 1020 kg Halbzeug (Schmiedestücke, Stabeisen, Walzdraht, Zylinderguß, Karosseriebleche) in die Fabrik gewandert, rund 24 v. H. des Rohgewichts blieben als unvermeidlicher Verschnitt und Abfall auf der Strecke.

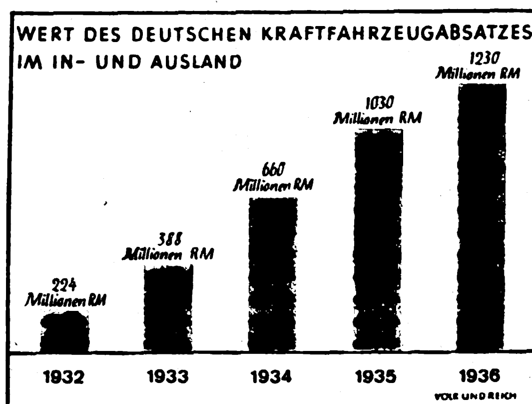
Wie steht es nun mit dem Devisenbedarf?

Zunächst einmal ist er überraschend gering — im Durchschnitt liegt er bei etwa 3—3,5 v. H. vom Verkaufspreis des fertigen Wagens. Die steigenden Exportziffern beweisen, daß die Automobilindustrie ihren Devisenbedarf zur Einfuhr von Rohstoffen (Chrom, Molybdän, Kupfer, Gummi, Jute) durch den Erlös aus der Ausfuhr fertiger Kraftfahrzeuge bequem decken kann.

Wir gehen aber weiterhin dazu über, ausländische Rohstoffe durch deutsche Werkstoffe zu verdrängen.

Hier stehen wir erst am Anfang. Ein englischer Techniker hat kürzlich behauptet, wir stehen vor einem Zeitalter der Preßstoffe und Kunstharze, und so Unrecht hat der Mann damit nicht. Diese Preßstoffe sind das Ideal eines Werkstoffs: sie lassen sich unter Druck und Wärme leicht formen, sie lassen sich färben und sehen gut aus, und sie sind gegen Witterungseinflüsse standhafter als irgendein Metall — rosten ist unmöglich! Türgriffe, Armaturentafeln, Scheinwerferhüllen, Zierleisten, Kabelrohre, Elektrokram, ja sogar als Lack überall am Wagen können Preßstoffe mit Erfolg verwendet werden.

Die nächste Etappe der Revolution betrifft den Stahl.



Früher bestand das Automobil in allen wichtigen Teilen aus „Edelstahl" — aus Stahl, der möglichst hoch mit Chrom, Nickel und allen möglichen guten, teueren und devisenbelasteten Sachen legiert war.

Heute gelten die alten Begriffe von Hüttenstahl und Edelstahl nicht mehr.

Man ist nämlich dahinter gekommen, daß ein Stahl mit lächerlich geringen Beimengungen von Chrom und Silicium und Molybdän für die allermeisten Verwendungszwecke genau so gut ist wie der hochlegierte — sofern er in seiner Zusammensetzung genau bestimmten Vorschriften entspricht und von Verunreinigungen frei ist.

Die amerikanische Automobilindustrie, die doch Chrom und Nickel „wie Heu" besitzt, denkt gar nicht mehr daran, diese Stoffe noch einmal in großem Umfang zu verwenden. Von den 69 Stahlsorten einer der größten Automobilfabriken der Welt haben nur 5 eine Beimengung von Nickel, und von diesen fünf Sonderstählen werden vier gar nicht am Automobil, sondern ausschließlich als Werkzeugstahl verwendet!

Stille Forscherarbeit aus Jahrzehnten führt nun in unseren Tagen zu greifbaren Resultaten — zur Revolution der Werkstoffe und zu gesteigerter Wirtschaftlichkeit!

*

Welche konstruktiven Fortschritte sind nun in den nächsten Jahren von der Autotechnik zu erwarten?

Wir wollen einmal rückschauend feststellen: in den letzten fünf Jahren hat sich die Schwingachs-Bauart (zumindest für die Vorderräder) durchgesetzt. Der kleine Wagen ist billiger, besser, wirtschaftlicher, sicherer und zuverlässiger geworden — er hat den Qualitätsstandard des großen Serienwagens erreicht.

Wohin geht nunmehr die Entwicklung?

Die Autobahnen werden die reine, technisch korrekte Stromlinienform fördern — ob man bei gleichem Verbrauch schneller oder bei gleicher Schnelligkeit sparsamer fahren will, bleibt Geschmacksache . . . Tatsache ist, daß richtige Stromlinienform den Luftwiderstand verringert und daß die Autobahn Gelegenheit bietet, diesen Vorteil auszunützen.

Als nächstes kommt die Federung dran.

Gewiß — mit unseren heutigen Wagen, auch mit Kleinwagen, können wir auch auf wenig erfreulichen Wegen mit einem Tempo dahinfetzen, das uns mit einem Wagen aus dem Jahr 1930 für drei Monate das Rückgrat gestaucht hätte. Aber — Hand aufs Herz! — restlos bewältigt ist die Aufgabe beim Serienwagen noch nicht.

Item: irgendwo in Deutschland laufen zu dieser Stunde Wagen, die bei jeder Schnelligkeit, bei jedem Straßenzustand und jeder Belastung wunderbar weich federn und doch nicht schaukeln oder schwimmen. Das Geheimnis? Neuartige Vereinigung von Feder- und Stoßdämpfer-Elementen.

Warum man im Serienwagen diese Federwunder noch nicht findet?

Weil alles Ding seine Zeit braucht und bis zur Fertigungsreife unendlich viele Versuche nötig sind . . . Millionen von Kilometern auf der Landstraße, Tausende von Erprobungen mit Material, mit Werkzeugen, mit Maschinen und Prüfgeräten — Dienst am Kunden, bevor er überhaupt etwas von dem neuen Erzeugnis weiß.

Der Wunschzettel verlängert sich: wir wollen noch wirtschaftlicher fahren, mit noch weniger Kraftstoff auskommen.

Das ist ein Gebiet, auf dem von heute auf morgen keine großen Wunder zu erwarten sind. Wenn überhaupt eine Lösung möglich ist, dann scheint sie darin zu liegen, daß man — ähnlich wie beim Dieselmotor, aber mit billigeren und einfacheren Geräten — den Kraftstoff durch eine Pumpe direkt in den Zylinder spritzt, statt ihn im Vergaser zu vernebeln.

Dies alles ist mehr oder weniger Zukunftsmusik . . . zu der allerdings einige Noten schon geschrieben und manche Töne geblasen worden sind.

Etwas anderes ist es mit Dingen, die schon seit Jahr und Tag in der Praxis des Alltags erprobt sind und sich bewährt haben, und die trotzdem erst in bescheidenem Umfang sich durchgesetzt haben.

Nehmen wir wahllos einmal den Heckmotor, die Luftkühlung, neue Federungssysteme — es gibt noch keinen Wagen, an dem die letzten Erkenntnisse auf diesen Gebieten restlos und miteinander verbunden ausgewertet worden sind. Jede Fabrik hat nun einmal ihre Erfahrungen, ihre Tradition, ihre Fabrikationseinrichtungen, ihre Patente, und — das können wir ruhig zugeben — auch ihre Vorurteile. Da kann sie nicht immer so, wie der einzelne fortschrittshungrige Techniker (oder gar der kluge Fachschriftsteller . . .) gern möchte . . .

Trotz solcher scheinbaren Hindernisse könnte hier der Weg zur Entwicklung völlig neuer, vielleicht überraschend wirtschaftlicher Kraftwagenformen liegen.

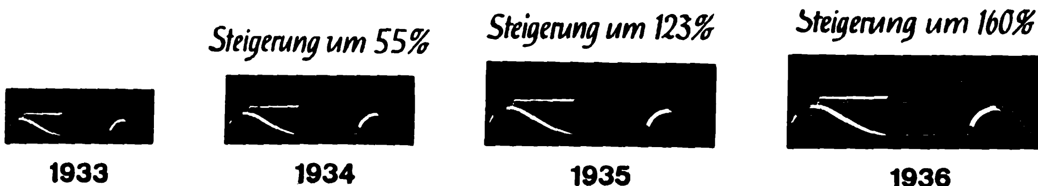
Neben dem Heckmotor von Daimler-Benz, der in Deutschland als Wegbereiter wirkt, ist es der Wagen eines sudetendeutschen Konstrukteurs, der der Autotechnik neue, für die Zukunft bedeutsame Erkenntnisse brachte.

Der letzte Großangriff der Konstrukteure gilt schließlich dem Gewicht.

Jedes Kilogramm kostet doppelt Geld: einmal in der Herstellung des Kraftwagens, und dann im Betrieb. 100 Kilogramm Wagengewicht können bei 20 000 Kilometer Fahrstrecke in einem Jahr bis zu 250 Liter Kraftstoff aufzehren, vom Reifenverbrauch gar nicht zu reden. Wobei es sich von selbst versteht, daß eine Gewichtsersparnis beim Serien-Gebrauchswagen nicht durch ausgefallene Konstruktions- oder verwegene Werkstoff-Kunststücke erzielt werden kann, sondern sich in wirtschaftlicherer Ausnutzung normaler Baustoffe erweisen muß.

Wenn wir heute beim Omnibus, beim Flugzeug und beim Schnelltriebwagen mit einem Gewicht von etwa 160 kg je Sitzplatz auskommen, ist nicht einzusehen, weshalb das nicht auch in absehbarer Zeit beim Personenkraftwagen der Fall sein soll!

STAHLVERBRAUCH DER KRAFTWAGENINDUSTRIE IM DEUTSCHEN REICH



Bildstatistik „Volk u Reich" (3).

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(1. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Tiroler Bergbauernsohn Thomas Hoffingott ist ein bärenstarker Kerl, der gar nimmer weiß, wohin vor vieler Kraft. Und so kommt er manchmal auf Gedanken, die in seine enge Heimat nicht recht hineinpassen wollen. Besonders arg aber teufeln sie in ihm herum, nachdem der Vater gestorben ist und Joos, der Erstgeborene, den Hof übernommen hat. Zudem hat ihm der neue Bauer zu verstehen gegeben, daß für ihn kein Platz mehr ist daheim. Also muß was g'schehn, denkt sich der Thomas, irgendwas, er weiß es noch nicht genau, und ähnlicher Ansicht ist auch der Wendelin Hackl, sein Freund und Spießgeselle beim Wildern, nur will es dem gar nicht gefallen, daß der Thomas als erstes ausgerechnet seinen kostbaren Kugelstutzen zusammenhaut. Wer das sagt, möchte der Thomas da wissen, denn er hat gemeint, es hätte ihn niemand gesehen dabei.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Das woaß i ganz genau. Das ist am Tag drauf g'wesen, wia du den Vater auf der Bahr g'sehn hast. Da bist ums Haus gestrichen und außen gangen überm Acker und hast den schönen, neuen Stutzen, den kreuzverfluchten, wia dein Vater g'sagt hat, über an Feldstoan z'sammenschlagen wollen. Ja, ja, so ist es g'wesen, Thomele, gell, und da hast halt Reu und Leid erweckt."

„Hackl, laß dös Reden!"

„Reu und Leid erweckt, oder wia man das auf christlich heißt. Aber da hat grad zur rechten Zeit der Hirsch g'röhrt, oben im Zwieslerwald. Der hat di wieder zur Besinnung bracht, gell?"

„Wer hat dir das g'sagt?"

„Gell, da schaust, wia i das woaß. Bald man Reu und Leid erweckt, darf man halt nit auf'm Acker gehn, wo oan jeder Mensch sehn kann!"

„Wer's g'sagt hat, will i wissen!"

„Nit so hitzig, Thomele. Ich bin ja dein Freund, und drum will i dir's sagen. Die Liesl hat dir zug'schaut, weil sie glaubt hat, du tust dir was an!"

„Die Liesl? Was hast denn mit der?"

„Mit der hab' i nix. I hab' sie halt a bißl tröstn müssen, wie i di tröstn muß, und bald du überhaupt no a Mannsbild bist, Thomas, nacher gehst heut mit mir auf die Pirsch!"

„Na, i geh nit!"

„Warum nit?"

„Weil i nit geh'!"

Eine Weile war es still.

„Nachher gehst nit mit?" fragte der Hackl wieder.

„Na!"

„Ist ah recht. Geh' i halt mit'm Rottenpuecher alloan. Ist eh besser, bald das kloane Böckl lei auf zwoa Teil' geht, nit auf drei!"

„Das geht auf oan Teil, Hackl!"

Der Hackl starrte ihn dumm an: „Warum auf oan?"

„Weil i das Böckl schon geholt hab', gestern in aller Früh."

„Höllsakra", schrie da der Hackl auf, faßte ihn an der Schulter und schüttelte ihn und stieß ihm die Fäuste in die Brust. „Du sakrischer Lotter, du bist ganz a wilder, du!"

Aber dann lachte er unbändig, und da konnte auch der Thomas wieder lachen.

Aus dem Walde stieg ein langer, schwarzer Schatten, der Rottenpuecher-Hans: „Seids bereit?"

Über das tief verschneite Joch stiegen sie hinüber ins Ampezzanische und jagten das ganze Revier aus. Dreimal zogen sie den schweren Schlitten über die Grenze. Nachts brachten sie die Beute ins Dorf. Da hatten die armen Karner und Keuschler weitum in der Gegend Festtage, überall gab es „Ampezzaner Braten".

„Leben und leben lassen!" sagte der Thomas. Die Wildnis war ihm ins Blut gefahren.

Bald war er es, der den Anführer machte und die verwegenen Pläne ausdachte. Sie waren nicht immer ganz sauber. Es gab Tage, wo sie aus dem Revier kamen und einen guten Handel machten und die Hosensäcke voll klingender Kronen hatten. Dann strichen sie durch die Dörfer und soffen den Wein aus vollen Fässern. Schließlich gab es keinen Tanzboden, wo nicht Thomas Hoffingott auftauchte und hinter ihm der schwarze Hackl und der lange Rottenpuecher. Die Bauerndirnen steckten die Köpfe zusammen, wenn sie die drei kommen sahen. Es gab bald viel übles Gerede in der Gegend.

Besonders über Thomas Hoffingott zerfaserten sie sich die Mäuler. Sie sagten, der Thomas habe schuld, daß der alte Pilater ohne Hilf und Beistand verstorben sei. Damals, als der Joos zur Taufe gehen mußte, sei es an ihm gewesen, den Acker zu pflügen. Aber er sei lieber hinauf in den Wald gestiegen. Man weiß wohl warum. So habe der alte Bauer selbst die Pflugarbeit tun müssen, die seine letzte war. Dann sei der Thomas mitten in der Nacht heimgekommen und habe den Vater auf der Bahre gesehen. Das sei ihm so arg ins Herz gefahren, daß er nun nicht mehr loskomme davon. Es sei doch ganz aus der Weis', wenn einer, dem solcherart der Vater verstorben ist, auf den Tanzboden gehe und springe und juchze, als wäre nichts geschehen; dabei sei doch kein halbes Jahr vergangen, seit die vier Nachbarn den alten Pilater vom Acker getragen haben.

Den Mädchen wurde der Thomas geradezu unheimlich. Aber sie drängten sich doch alle an ihn, wenn er in den Tanz sprang. Obwohl er sich gar nichts aus ihnen machte und das alles bloß tat aus Lust an der eigenen Wildheit.

Beim Sternwirt in Toblach drüben kam dann der Krach. Er nahm eine Dirne zum Tanz, eine große schwarze, bildsauber und schlank. Hackl stieß ihn warnend in die Seite: „Thomas, paß auf! Dös ist dem Kerschbamer seine!"

Thomas Hoffingott lachte laut zurück: „Nacher erst recht!" Und faßte die Dirne fester um die Mitte und juchzte hellauf. Es wurde sehr lustig beim Sternwirt.

Bis der Kerschbamer aufstand, langsam, in seiner ganzen Größe richtete er sich auf, der Kerschbamer, der gefürchtetste Rangler im ganzen Land, der noch jeden geworfen hatte. Er schob sich durch die Reihen der Tanzenden. Nur mit den Schultern machte er sich Platz, die Hände hatte er tief in den Hosensäcken, als ginge es um die gleichgültigste Sache der Welt.

Vor dem Thomas pflanzte er sich auf. Der wollte an ihm vorbeitanzen. Doch der Kerschbamer verstellte ihm den Weg und stand wieder vor ihm, breit und schwer.

„Laß mi her!"

„Na!"

„Kerschbamer!" kreischte die Dirne.

Er schob sie mit der Hand weg.

Der Hackl sprang hinzu, auch der Rottenpuecher. Doch der Thomas winkte ihnen ab.

Da wichen die Paare zurück, und in der Mitte des Saales wurde ein freier Platz. Die Musik setzte aus.

Der Kerschbamer tat langsam die eine Hand aus dem Sack, dann die andere. In seiner ganzen Kraft richtete er sich auf, langsam, und warf sich dann mit jähem Ruck über den Thomas. Er schlug dem die Arme um die Brust und preßte ihn an sich, daß die Knochen krachten in den Gelenken.

Doch der Thomas stemmte sich dagegen, schlüpfte dem Kerschbamer aus, drehte sich flink herum und sprang ihn über den Nacken an.

„Du . . .", keuchte der Kerschbamer, „du . . ."

Sie faßten sich wieder, glitten ab, sprangen sich an, hin und her ging der Kampf. Es wurde nichts Rechtes.

Da setzte der Kerschbamer von neuem an. Es war, als habe er bisher nur mit halber Kraft gerungen, so zwang er den Thomas nieder, schleuderte ihn auf und wollte ihn niederschlagen.

Blitzschnell hatte der Thomas die Absicht erkannt und den Arm über Schulter und Nacken des Gegners gezwängt. Jetzt hatte er den starken Menschen im Zwang. So sehr sich der auch dagegen stemmte, er kam nicht frei. Mit eiserner Kraft hielt ihn der Thomas fest.

„Er hat ihn derzwungen . . ." ging es durch den Saal „der Kersch kimmt nimmer auf! Der Kersch ist verspielt!"

„Verspielt?" schrien die Toblacher Burschen und drängten wütend nach vorn.

„Das darf nit sein! Kersch, hö, drah ihn um! Kersch, wirf ihn ab!"

Unter den anfeuernden Rufen seiner Freunde versuchte sich der Kerschbamer loszumachen. Das Blut schoß ihm in den Kopf, so stemmte er sich dagegen, mit letzter Kraft, verkrampfte er die Arme. Und einen Augenblick sah es aus, als ob es ihm gelingen würde, freizukommen. Der Thomas wankte, wurde unsicher. Rasch zog der Kersch das Knie auf und versuchte Halt zu gewinnen.

Doch schon hatte sich der Thomas wieder ganz in der Gewalt und drückte ihn nieder, ganz zu Boden, mit aller Kraft, ihn, den Kerschbamer, den noch keiner bezwungen hatte.

„Verspielt ist er!" schrien die andern, „aus ist's! Der Kersch ist verspielt!"

„Was ist er?" fuhren die Toblacher auf, und einer

von ihnen, der junge Schidl, der noch nichts wußte von den Gesetzen des Rangelns, wie sie überall gelten in Tirol, sprang hin und, während die beiden noch ineinander verklammt lagen, riß er dem Thomas den Arm zurück

„Was tust denn, Schidl? Das gilt nit!“ Mit einem einzigen Satz sprang der Hackl den jungen Toblacher nieder

Aber der Kersch hatte den Augenblick benützt, um sich frei zu machen, und stierwütig rannte er den Thomas von neuem an, um sich für seine Niederlage zu rächen.

„Dös gilt nit!“ rief der Hackl. „Er war schon verspielt! Dös ist gegen Recht und Brauch!“

„A Fremder hat da nix z' reden!“ schrien die Toblacher

Da gab der Kersch das Signal: „Tüen m'r die Fremden außi!“

Die Fremden, das waren alle, die aus dem zwei Stunden entfernten Nachbardorf zum Tanz herübergekommen waren. Sie wehrten sich verzweifelt. Aber schließlich unterlagen sie den Einheimischen.

Als alles vorüber war, luden die Toblacher die Verletzten auf einen Wagen, voran den Thomas, den Hackl und den Rottenpuecher und fuhren sie hinüber in deren Dorf. Dort packte sich der Kerschbamer, um seinen Triumph voll zu machen, den Thomas, der aus mehreren Wunden blutete, auf die Schulter, trug ihn hinauf zum Pilatushof und legte ihn der alten Bäurin vor die Türe.

Die Mutter fragte nicht viel. Es war nicht das erstemal, daß sie den Thomas gesundpflegen mußte.

Diesmal dauerte es viele Wochen. Da kam sie doch auf die Sache zurück und meinte: „Thomas, i möcht' nur wissen, ob dir dös Leben g'fallt, wia du es jetzt führst?“

Thomas antwortete nicht. Augenscheinlich wußte er selbst nicht, ob ihm das Leben so gefiel. Besser wär's schon, man ließ davon. Aber dann, was blieb dann? Den Knecht machen für den Joos . . .

Es wurde Herbst, und der Hackl, der sich am schnellsten von seinen Verletzungen erholt hatte, trug wieder etwas Besonderes mit sich herum .

„Der Jagdherr kommt, Thomas, und der Jäger will ihm etliche Böck' treiben lassen!“

Thomas sann nach. Dann hatte es ihn wieder: „Sakra, is schad' um die schian Böck'!“

„Freilich, schad' ist drum, aber — es ist nit leicht diesmal. Und nacher — wie tut denn dein Fuß?“

„Mei Fuß ist wieder ganz gut!“

„Dös ist recht. Der Rottenpuecher ist aa wieder z'sammgflickt. Lei a biß'l ist er worden, so ham sie ihm den Schädel eingeschlagen. Aber dös tut nix. Paß auf, i denk' mir die Sach' so“

Es war ein Hauptschlag, den der Hackl sich ausgedacht hatte. Nichts hatte er vergessen. Und so ging denn auch alles gut. Sogar die letzten drei Böcke konnten sie noch rechtzeitig verschleppen.

Wie sie immer zu tun pflegten, wenn sie nicht in abgelegenen Revieren waren, sondern daheim im Dorf, im herrschaftlichen Gebiet, hatten sie sich auch diesmal die Sache so eingeteilt, daß sie unmittelbar darauf bei einer Bauernarbeit waren, wo sie jedermann bemerken konnte.

So stand der Hackl am Morgen nach der anstrengenden Nacht auf dem Mistwagen draußen am Oberfeld und lud den Mist ab, in vielen kleinen, regelmäßigen Haufen, das konnte jeder sehen, und er tat, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan. Ganz fröhlich machte er seine Arbeit und pfiff sich eins.

Am Weg draußen ging der Jäger vorbei mit den Gendarmen. Sie blieben stehen und schauten zu ihm herüber.

Jetzt zählen sie wohl, dachte der Hackl und griente im Herzen, wie viele Hausen ich schon abgeladen hab'? Es waren viele. Da brauchte einer den ganzen Tag dafür, von der ersten Morgenstunde an. Die da am Weg da draußen konnten ja nicht wissen, daß er schon in der halben Nacht vorgearbeitet hatte, um sich im ersten Schußlicht etliche Stunden freizumachen. Sie standen beisammen und besprachen sich eine Weile lang Dann gingen sie schmunzelnd, nun aber auch ganz äußerlich, richtete der Hackl sich hoch

Und doch — obwohl ihm niemand etwas nachweisen konnte, noch ehe der Tag zu Ende war, geschah etwas etwas Seltsames. Wunderliches, wie es sich keiner je hätte denken können

Der Jagdherr kam auf seinem Spaziergang am Pilatushof vorüber, der Herr Senator Pier, Reeder und Großkaufmann in Hamburg, ein stattlicher, breitschultriger Herr, jung noch und beweglich trotz seiner fünfundfünfzig Jahre.

Er hatte vom Tode des alten Pilaters gehört, den er wegen seines Fleißes und seiner Redlichkeit so hoch geschätzt hatte. Nun trat er zur alten Bäurin hin, die in der milden Herbstsonne vor dem Austragshäusl saß und Wolle zupfte, und sagte ihr, wie leid ihm gewesen sei, als er diese Nachricht erhalten habe.

Umständlich, wie es in der Art der alten Leute liegt, erzählte sie ihm von dem seltsamen Sterben des alten Bauern.

Der Senator hatte sich neben die alte Bäurin auf die Bank gesetzt. Das sei der schönste Tod, den ein Bauer haben könne, meinte er so am Pfluge sterben, mitten in der Arbeit.

Es dämmerte schon unten im Tal. Noch immer saß der Senator neben der alten Pilaterin. Sicher wollte der noch was anderes.

Die Mannsleute kamen vom Felde herein. Der Senator zeigte zu ihnen hin: „Das sind Eure Söhne, Pilaterin, wie? Da ist wohl einer der Bauer jetzt auf dem Hofe?“



Märzsonne in der Regenpfütze.

Aufnahme: Mauritius.

„Ja, der Joos, der grad die Sens' aufhängt. Er ist der ältere und jetzt der Bauer. Und der andre nebenbei, der blondschopfete, das ist der Klaus, der jüngste. Sie sein Grummetmahn g'wesen, heut." Nein, vom Thomas wollte sie lieber nichts sagen.

„Und zwischen dem Joos und dem Klaus?"

„Da ist der Adam. Aber der ist fort in die Fabrik, draußen im Deutschen Reich, in der Stadt Essen."

„Ich meine den andern, den, der dort mit dem Wagen kommt?"

Die Alte beugte sich tiefer über ihre Wolle: „Der tut heut Mistfahren. Dös ist der Thomas"

„So, der Thomas."

Also doch. Sie schielte ihn von der Seite an. Es mußte ja so kommen.

Der Senator war aufgestanden und hatte den Thomas herangewinkt. Langsam kam der näher. Doch der Senator streckte ihm die Hand entgegen: „Ich habe viel von Ihnen gehört, Thomas Hoffingott."

„So?"

Ach nein, so fing der ihn nicht.

Der Senator betrachtete den großen, sehnigen Burschen. Der Thomas nahm nachlässig die Mistgabel wieder, die er an die Hauswand gelehnt hatte, und wollte gehen.

„Ich hätte gern mit Ihnen gesprochen!"

„Mit mir, Herr?"

„Könnten Sie mich nicht ein Stück begleiten?"

„Ja, i woaß nit. Aber wann der Herr glaubt . . ."

Der Senator gab der alten Bäurin die Hand zum Abschied. Verwundert schaute sie ihnen nach. Jetzt würde es um den Thomas geschehen sein.

Eine Weile gingen die beiden Männer schweigend nebeneinander. Dann sagte der Senator: „Mein Jäger hat mir von Ihnen erzählt."

Der Thomas blieb stehen: „Was Euer Jäger derzählt, geht mi nix an!"

„Es ist nicht das, worüber ich mit Ihnen reden will!"

„Dös ist mir gleich. Seit der Früh' bin i heut bei der Mistarbeit, und i möcht' no z' End' kommen damit. Kann i wieder gehn?"

„Gleich. Ich will Ihnen nur einen Vorschlag machen. Ich kann den alten Jäger nicht mehr allein lassen. Das Revier ist zu groß. Die Zeit ist unruhig. Es gibt viel Verdruß, sehr viel. Ich muß einen zweiten Jäger bestellen. Da dachte ich an Sie, Thomas Hoffingott."

„An mi?" Wie er das verstehen sollte, wußte er wirklich nicht. „I soll an Jäger abgeben?" Er lachte heiser auf

„Ich habe Ihren Vater gekannt, dem Sie so ähnlich sind, ähnlicher als die anderen, Ihre Brüder . . ."

„Den Vater . . . den lassen mir da aus'm Spiel, Herr!"

„Ich weiß, wie Sie das meinen, Thomas. Es wird die Zeit kommen, wo Sie spüren, wie sehr Sie nach ihm geraten. Wenn Sie nur einmal richtig in einer Arbeit sind. Das ist es, was Sie brauchen. Und darum will ich Sie als Jäger haben . . ."

„Na, Herr, das geht nit. I kann nit Guet Nacht, Herr!"

Der Senator sah dem Burschen in die Augen und streckte ihm die Hand hin. Gradheit schaute aus seinem offenen Gesicht: „Wollen Sie, Thomas Hoffingott?"

„Herr, es ist alles so schnell daherkommen I bin da mitten in der Arbeit . . . Es hat mir no koan Mensch soviel vertraut . . . aber das ist ja bloß, weil der Herr nit woaß . . ."

„Und wenn ich nun alles wüßte, Thomas?"

„Der Herr woaß nit, wia es bei mir ist!"

„Aber ich weiß: Ich kann Ihnen vertrauen, und ich will Sie so, wie Sie sind!"

„So wia i bin?"

„Ja."

Noch eine Weile schaute Thomas mißtrauisch auf die dargebotene Hand. Dann schlug er ein



Freude, Brei und Sonnenschein . . .

Aufnahme: Alice Hess.

4. Kapitel

Das war der seltsamste Tag im Leben des Thomas Hoffingott da er in der ersten Morgenstunde verstohlen, einen gewilderten Bock auf dem Rücken aus dem Revier herausgeschlichen war und in der letzten Stunde des Abends als herrschaftlicher Jäger heimkam

Er fand keinen Schlaf in dieser Nacht. War das alles vielleicht doch nur eine Falle? Wollte ihn der Senator nur binden, um auf seine geheimen Schliche zu kommen? Er, der Thomas Hoffingott, von dem jeder wußte landaus, landein, wie leicht ihm die Kugel im Laufe saß, der sollte nun als herrschaftlicher Jäger umherlaufen?

Dann aber sah er den klaren, offenen Blick des Norddeutschen wieder, Augen, vor denen wohl nicht leicht etwas zu verbergen war. Wie hatte er gesagt? „Und wenn ich alles wüßte?" Nein, der meinte es dennoch ehrlich mit ihm Thomas' Brust hob sich vor Stolz über so viel Vertrauen

Dem alten Jäger freilich ging die Sache ordentlich gegen den Strich, das merkte Thomas, als er am Morgen ins Jagdhaus kam, um auf den Herrn zu warten und sich zum Dienstantritt zu melden, wenn es also wirklich sein sollte. Der alte, triefäugige Dachshund, krank und knurrig wie sein Herr, schnüffelte unruhig in der Luft; als sei ihm etwas Unrechtes in die Nase gekommen, fuhr er dem Thomas unter Aufbietung seiner ganzen Lebenskraft an die Beine. Der Alte lachte hämisch: „Was so ein Hund doch die richtige Witterung hat, nit wahr?"

Jetzt erst recht! dachte Thomas, jetzt erst recht!

Du wirst mir schon reden, dachte der alte Waldmann, drückte die Pfeife tiefer in den Mundwinkel und fragte spöttisch ob er denn schon einmal ein Gewehr in der Hand gehabt habe. Er verhustete sich vor Lachen Der Herr Senator werde schon wissen, wen er zu seinem Jäger mache, meinte der Thomas leichthin.

„Ja, das weiß er!" fuhr der Alte auf, wieder ganz ernst vor so viel Frechheit, „bei Gott, das weiß er!"

Der Hund meldete den Jagdherrn an, und der Alte schwieg. Thomas besah sich die Geweihe an der Wand Hab' schon Besseres gesehen, dachte er

Der Senator trat ein und kam gleich auf ihn zu richtig erfreut: „Thomas, da sind Sie ja! Ich dachte schon – nein, ich dachte es eigentlich nicht. Ich weiß ja, ein Handschlag gilt bei euch mehr als tausend Schwüre Und –" er sah seinem neuen Jäger noch einmal voll ins Gesicht – „ein Handschlag ist ein Handschlag, nicht, mein Junge?!"

Da streckte Thomas seine Hand gern aus und der Senator schüttelte sie herzlich Darauf wendete er sich an seinen alten Jäger.

„Na, und Sie Alter? Schon Freundschaft geschlossen mit dem jungen Mann?" Der Jäger sah gegen die Decke Lachend fuhr der Jagdherr fort. „Das braucht seine Zeit, ich verstehe Und was macht das Bein?"

„Schlimm, Herr Senator". knurrte der Jäger, „heut viel schlimmer!"

„Da ist ihm über Nacht wohl sonst noch allerhand ins Bein gefahren, wie? Na, wir wollen das Übel schon kurieren Einmal die verdammte Stelze tüchtig in Moorerde packen, verstanden? Das zieht die Gicht nur so heraus! Ins Revier geht heute der Hoffingott mit Wir wollen unsere Sache nochmals in Ruhe bereden!"

Der Anfang war schwer, bitter schwer für Thomas Das Bereden mit dem Senator? Da war nichts mehr zu bereden. Bloß die andern. Die hörten nicht auf mit dem Reden. Überall stieß der Thomas auf Hohn und Mißtrauen. Bald ging sehr übles Getratsch durch das Dorf. Von Angeben und Verraten und Judas-Spielen und so weiter Und daß dies alles viel schlimmer sei als das Leben vorher.

Allein das Vertrauen, das ihm der Senator entgegenbrachte, half dem neuen Jäger über die Widerwärtigkeiten hinweg. Doch er mied die Menschen Zwar wohnte er noch auf dem Pilatushof; denn solange die Erbschaftssache nicht geordnet war, wollte er auf sein Anrecht, auf dem Hofe zu bleiben nicht verzichten Aber er ging im ersten Morgengrauen hinüber ins Jagdhaus und kam erst spät am Abend aus dem Revier

Es war außerdem nicht leicht, sich in dem neuen Dienst zurechtzufinden. Der alte Jäger der nach einiger Zeit kalten Abwartens froh war über die Entlastung, die sein Dienst erfuhr, ging dem Gehilfen an die Hand und als er sah, wie sauber und gründlich Thomas seine Pflicht erfüllte, nicht bloß mit natürlichem Geschick und jener bäuerlichen Gewissenhaftigkeit, die ihm nun einmal im Blute lag, schmolz bald das letzte Mißtrauen dahin, und hinter der rauhen stachligen Schale kam der gute Kern zum Vorschein Als es so weit war freute sich der Thomas zum ersten Male richtig über seinen Dienst.

Am schönsten aber waren die Pirschgänge mit dem Senator, der nicht nur ein vorzüglicher Weidmann und guter Bergsteiger war, sondern auch ein verständiger Kamerad Thomas grübelte schwer darüber, womit er dieses Glück verdient hatte Da war nun ein Mensch der ihm vertraute wie einem alten bewährten Freund Er spürte dieses Vertrauen fast körperlich an sich es hob ihn aus dem Taumel der Wirrnis heraus in eine

freiere, reinere Luft, es war eine andere Welt, in der er jetzt lebte.

An den langen, stillen Abenden saßen sie zu dritt um das prasselnde Feuer, und der Senator erzählte von seinen Reisen über das Meer. Es mußte schön sein, dieses Meer. Und er berichtete von fremden Ländern, fremden Menschen. Thomas wurde ergriffen von diesen Schilderungen, mit einem Male war alles daheim so eng, eine Sehnsucht erfaßte ihn, ein wahrer Hunger nach Weite, nach dem Unbekannten draußen hinter den Bergen.

Als der Schnee kam, war die Zeit des Jagdherrn um. Er fuhr wieder heim in die Stadt im Norden. Nun war Thomas mit dem Alten allein, der nur gesprächig wurde, wenn von seinem kranken Bein die Rede war.

Doch einmal, als Thomas spät am Abend vom Dienstgang ins Jagdhaus zurückkam, war es anders. Der alte Jäger war guter Laune, die Schmerzen im Bein hatten wohl nachgelassen, und er begann von früheren Zeiten zu erzählen, von allerlei seltsamen Erlebnissen und Begegnungen im Revier, und schließlich kam er auch auf die Sache mit den Böcken zu sprechen. An jenem Morgen sei schon alles bereit gewesen, ihn, den Thomas Hoffingott, des Wildbiebstahls zu überführen. Wie brav und rechtschaffen er auf seinem Mistwagen steht, hätten die Gendarmen gesagt, aber nicht mehr lange. Drei Jahre seien das mindeste. Dann aber, als sie dem Senator die Sache vorgetragen hätten, sei dieser aufgestanden: Beweise seien das noch lange keine, die sie da hätten, das könne man glauben, aber auch nicht. Doch er wolle ihnen etwas anderes beweisen, nämlich, daß er aus diesem Hoffingott einen tüchtigen Kerl machen könne, möge er hinter sich haben, was er wolle. Heute noch wolle er die Sache angehen. Ja, und so sei dann alles gekommen.

Der Alte paffte den Rauch in dicken Wolken aus der Pfeife, als wolle er den Bericht dem Thomas leichter machen. Der sagte gar nichts, reichte dem andern nur die Hand hin.

Der Winter deckte das Land mit neuen Schneehüllen zu. Um den Thomas wurde es sehr einsam. Eigentlich hatte er nur den alten Jäger. Es mochte sein, daß die Mutter sich freute. Die anderen daheim, die schienen ihm alle nicht recht zu trauen. Wie die ehemaligen Freunde, die ihn mieden, und die anderen Burschen im Dorf auch. Verwunderlich grad war es, daß sie ihm nicht mal auflauerten, vom Hackl hatte er es geradezu erwartet. An Drohungen hatte der es nicht fehlen lassen die erste Zeit. Nun, es war besser so.

Eintönig gingen die Wochen dahin. Thomas freute sich auf das Frühjahr, wenn der Senator kam zur Hahnbalz. Aber er war doch nur der Herr, ein richtiger Freund fehlte ihm.

Kaum daß im Tal die Felder zu grünen begannen, stieg er bergwärts, um den Hahn zu verlosen. Als der Senator ankam, war alles bereit.

„Auf dem Gamezkopf ischt er, Herr, eine Pracht, so ein Hahn!"

Es war Nacht. Durch den finsteren Wald stiegen sie auf. Das Licht der Laterne zitterte über die Stämme und ging ins Dunkel, das waldtief rundum lag. Kaum daß der schmale Jagdsteig zu sehen war.

Wie sie auf den Almboden kamen, wurde es licht drüben beim Dürrnstein. Thomas blies die Laterne aus Kalt wehte die Morgenluft vom Berg her. Schattenseitig war überall noch Schnee Der Senator hüllte sich fester in seinen Mantel.

Als es völlig Tag wurde, standen sie oben bei den letzten Zirben am Gamezkopf. Aber da war nichts. Ringsum alles grabstill. Lange saßen sie hinter dem Felsen und warteten. Es war umsonst. Der Hahn, den Thomas verlost hatte, war nicht zu hören.

„I woaß nit, wie das ist, Herr." Thomas sah seinen Herrn ratlos an

„Verstrichen, vielleicht", sagte der Senator.

„Vielleicht . . ."

„Weil wir nun schon einmal oben sind, könnten wir hinübersteigen ins Kar, schauen, wie es bei den Gemsen ist."

„Es ist aber no sakrisch viel Schnee um die Gipfel und überall!" warnte der Thomas.

Aber der Senator war schon aufgestanden und schlug den Weg ein, der in das Kar hinüberführte

Über die Felswand, die schon in der Morgensonne lag, stieg Thomas voran. Sie war aper und gut zu klettern Der Herr kletterte nach, ruhig und sicher. Nachdem sie das schmale Felsband erreicht hatten, konnten sie über die grasigen Schrofen hinüber, wo der Karboden ansetzt

Der Senator hockte auf einer vorspringenden Felskanzel nieder und suchte mit dem Glas das Kar ab

„Solang die Morgensonn' ist, bleiben sie in der Roßgruben, Herr", sagte der Thomas, „erst um die Mittagszeit nacher, bald es wärmer wird, wechseln sie ins Kar."

„Wie gut Sie das wissen, Thomas!" Der Senator sah ihn lächelnd an.

„Woll, Herr, das woaß i gut!" meinte der Thomas sorglos.

Dann aber lachten sie beide.

„Also auf zur Roßgrube!" bestimmte der Senator.

Mit wenigen Sprüngen waren sie unten im Kar. Über die tiefverschneiten Hänge stiegen sie hinauf gegen das Joch. Immer höher kamen sie empor. Drüben wuchsen, greifbar nahe, die eisgepanzerten Nordabstürze des Seekofel aus dem Tal. Die Sonne schien warm Ein lauer Wind strich vom Ampezzanischen herüber.

Gegen Mittag mußten sie eine schmale Schneerinne queren, die von der Roßwand herabzog, in der noch tiefer Schnee lag. Thomas setzte den Stecken ein und war mit wenigen großen Sätzen drüben. Hinter ihm her, nicht fünf Schritte zurück, der Senator.

Da war im Augenblick ein unheimliches Krachen in der Luft, ein nervenfolterndes Ächzen, als ob sich eine Schneewand löste, und dann — plötzlich — schlug es herab, rollte . . . stürzte . . . riß nieder . . . nieder . . . alles war in Bewegung, Schnee, Felsen, Erde, Himmel . . . im tollen Wirbel ging es zu Tal.

Unwillkürlich warf sich Thomas herum. Im ersten Augenblick des Schreckens faßte er zurück, griff nach dem Herrn, riß ihn am Lodenrock zu sich, zur Wand her, wollte ihn halten, aber es stürzte alles über ihn herein, er warf die Arme über den Kopf, er konnte nichts mehr sehen, der Luftdruck schleuderte ihn gegen den Felsen, dann war es vorbei, alles zu Ende, und nieder sauste die Lawine.

Thomas hatte noch gesehen, wie sein Herr kopfüber von den Schneemassen mitgewirbelt wurde, tief drinnen einmal, dann im Bogen hinaus und wieder tiefer in die tobenden Massen geschleudert.

„Herr . . . Herr . . ." gellte sein Ruf der Lawine nach. Dann preßte er sich fest an den Felsen und starrte den stürzenden Massen nach. Nur jetzt nicht aus den Augen verlieren — die Stelle merken . . die Stelle . . merken . . .

Ins Kar schlugen die Massen nieder, rollten breit hin und verliefen.

Im selben Augenblick sprang Thomas in die Lawinengasse hinein, durch die jetzt ruhig wie ein Bach der Firnschnee von den flacheren Wandstellen nachfloß. Keinen Blick ließ er von der Stelle, wo der stürzende Körper in den tobenden Massen verschwunden war.

Gleich darauf stand der entsetzte Bursche unten im Lawinenfeld. Da war nur Schnee, metertief überall. Das letzte Dröhnen verrollte in den Bergen, und unheimlich still wurde es rundum

Schreien? Hilfe holen? Viele Stunden weit war es hinab ins Tal. Er war allein, ganz allein. Und da drinnen im Schnee lag der Senator, der Mann, der ihn gerettet hatte.

„Herr . . . Herr . . ."

Thomas riß seinen Stecken hoch Er stieß ins Leere. überall.

„Herr . . . Es kann do nit sein! . . . Herr!"

Nichts, nichts! Hier nicht und dort nicht Nicht rechts und nicht links. Hatte er sich geirrt, hatte er im Stürzen der Massen doch die Stelle aus den Augen verloren?

Riesengroß weitete sich das Lawinenfeld rundum, endlos. Er war ohne Hoffnung, wenn er die Stelle nicht fand, wo der Verschüttete liegen mußte.

In fiebernder Eile stieß er den Stecken nieder, riß ihn hoch, Schrittbreit um Schrittbreit, nieder und nieder. Es war umsonst . . .

Nichts, nichts, überall nichts, überall traf der Stecken ins Leere.

Sollte er weiter drüben, wo der Schnee in dichten Klumpen zusammengepreßt lag, sollte er dort suchen? Nein, es war hier . . . hier am Rand, er hatte genau diesen letzten Augenblick vor sich, wie der dunkle Körper sich überschlug und in den Schneewogen verschwand

„Hier . . . hier muß die Stelle sein . . hier!"

Und da stieß der Stecken auf etwas Hartes

Mit den Händen riß Thomas den Schnee auf. Steintrümmer waren da Eis, ganze Brocken, hart gepreßter Schnee Hatte er sich doch getäuscht? War es nur ein Stein gewesen, den er getroffen? Er wühlte weiter, da lag der Schaft des Gewehres Gott sei Dank der Schaft, der ganze Schaft. Und da, das Gewehr Der Riemen war gerissen.

Thomas kniete in das Loch und wühlte weiter. Die Hände bluteten, nur weiter, weiter! Gott im Himmel, ein lodener Rock. Und jetzt, tief im Schnee der Herr, den Kopf nach unten, kreuzweis die Beine überschlagen.

Er legte ihn frei. Hob ihn aus der Grube, bettete ihn auf seinen Mantel, löste den Schnee aus den Kleidern.

„Herr?"

Gott sei's gedankt! Der Herr schlägt die Augen auf: „Thomas!" ist das erste Wort, das er sagt.

5. Kapitel.

Wenn der Föhn aus den Bergen stürmte, wie in diesem Jahre, und die milde Luft über das Land strich, konnte es sein, daß die Kirschblüte so rasch aufbrach, förmlich über Nacht, und es den Menschen schien, als hätten sie diese Welt noch nie gesehen, so schön war alles.

Selbst am Abend, wenn Thomas vom Waldhaus heimging auf den Hof und überall die Helligkeit des Tages in den grauen Schatten der Dämmerung verschwand, lag über dem Pilatushof noch ein heller Schein von den blühenden Bäumen. Nach allem, was geschehen, spürte Thomas tiefer als jemals zuvor das Wunder dieser Auferstehung des Lebens. Er schritt langsam aus, tief in Gedanken, und bog durch den Baumgarten ein.

An der Seite des Hauses, die der Straße abgewendet war, saß unter dem alten Kirschbaum jemand im Gras

„Liesl, du?"

Das Mädel fuhr zusammen: „Thomas, wie kannst mi so derschrecken!" Dann beugte es sich wieder über die Arbeit, „i hab' di gar nit kommen g'hört!"

Er blieb stehen: „Was tust denn da?"

„Flicken!"

„Es wird ja schon finster. Was gehst denn nit in die Stuben, zu Licht?"

„Mir ist es da heraußen lieber!"

Er schaute auf die Schwester nieder, wie sie dasaß vor ihm im Gras. Die jüngste war sie von allen seinen Geschwistern, jünger als die drei Brüder. Alle auf dem Hof hatten sie gern, weil sie halt noch das einzige Kind war unter ihnen, achtzehn Jahre, blutjung und sauber, wie sie heranwuchs, mit den klaren Augen und der freien Stirn, die alle Hoffingott hatten. Er sah das erstemal, wie fest und stark sie geworden war. Fast schon eine richtige Dirne, dachte er.

„Was flickst denn da?"

„Lei so!" Rasch bückte sie sich tiefer über die Arbeit

„Dös is ja a Rucksack, was du da hast!"

„Ja, er ist arg zerrissen"

Er beugte sich nieder, schaute das Riemenzeug an, den Gurt, die Taschen. Wohl, den Rucksack kannte er. So war das also.

Er wendete sich zum Gehen: „Es wäre besser, wenn der . . der Kerl . . . das Zeug von seiner Mutter flicken lasset!"

Im Nu war die Liesl auf, das Gesicht voll Zorn: „Hast etwa du dein Zeug von der Mutter flicken lassen?"

„I hab mir's allweil selber g'flickt!"

„Weil . . weil du halt koane g'habt hast, die dir dein Zeug g'flickt hätt', koane, die di mögen hätt' . ."

„Hat nacher der Hackl oane, die ihn mag?" fragte er zurück.

Da zuckte sie bloß die Schultern, und ein Zittern ging durch den jungen Körper.

„I . . . i . . flick' ihm ja nur sein Zeug . . . es ist ja so zerrissen . . . wer sollt's ihm denn sonst flicken . als . . i . . .!"

Schluchzend faßte sie den Stamm des Kirschbaumes und preßte den Kopf dagegen

So war das also Er ging still ins Haus.

Einmal, auf dem Weg heim von der Maiandacht, begegnete er ihm

„Jagerle!" lachte der Hackl und faßte ihn beim Rock, „was für an schianen Rock du hast, ganz grün und das goldene Eichenlaub drauf, schien, sakrisch schien!"

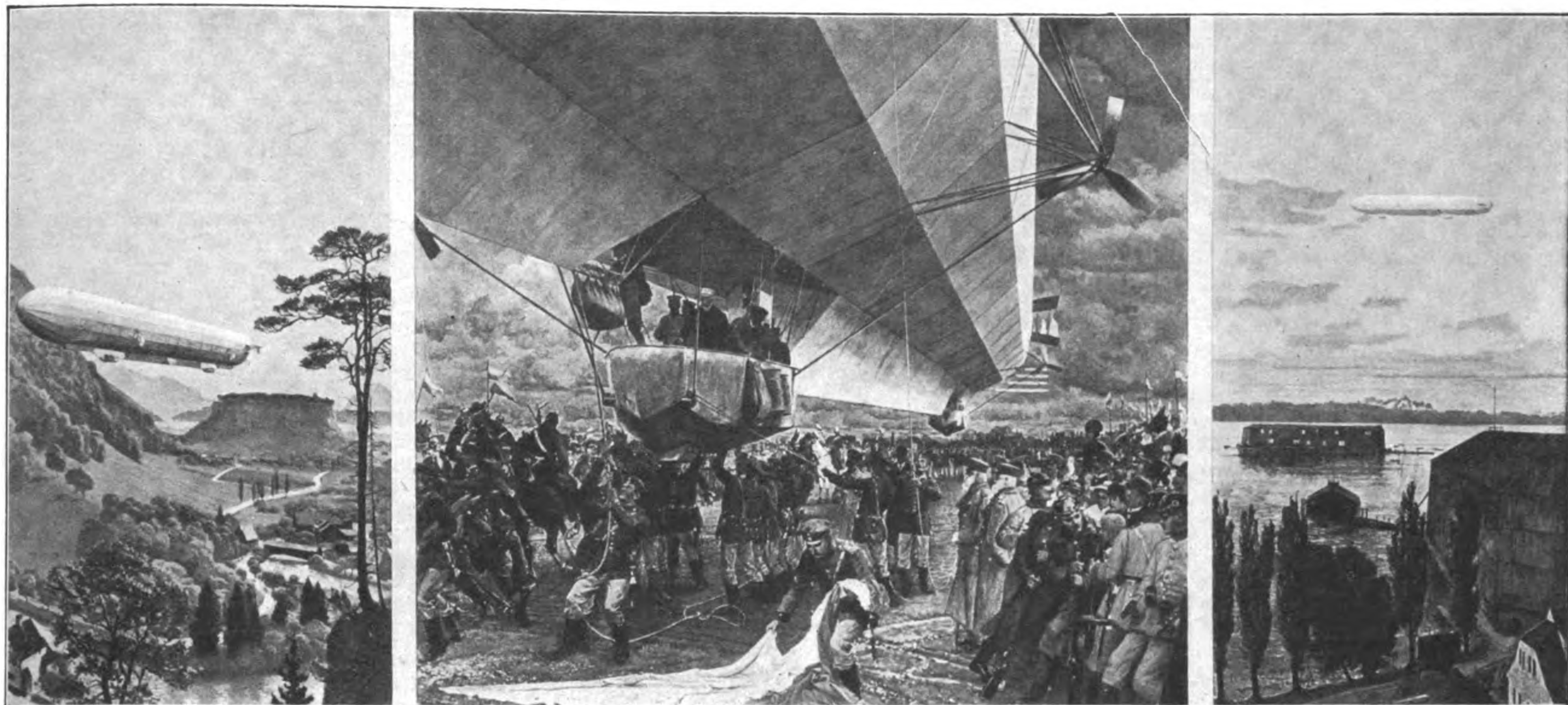
„Laß das!" wehrte Thomas ab.

„Und auf'm Hut hast gar a Wappen drauf. Laß schauen! I hab' di no nie so von der Näh' g'sehen, i siech die Jager liaber von der Weiten, woaßt!"

„I hab' mit dir z' reden, Hackl", sagte Thomas ernst.

Doch der Hackl achtete nicht darauf, nahm den Hut des Jägers in seine Hände und hielt das blinkende Wappen ins Mondlicht Es waren zwei auffliegende Seeadler, deren Schwingen sich kreuzten, das Wappen der Reederei Pier in Bremen. Grinsend sah sich der Hackl das an.

(Fortsetzung folgt.)



Drei historisch wichtige Fahrten des Grafen Zeppelin.
Schweizerfahrt 1. Juli 1908, Landung in München am 2. April 1909 und Aufstieg zur Echterdinger Fahrt am 4. August 1908.
Nach einem Gemälde von Prof. Zeno Diemer im Deutschen Museum zu München.

RUDOLF VON ELMAYER-VESTENBRUGG:

Siegreicher Kämpfer wider Menschen und Natur

Zum 20. Todestage des Grafen von Zeppelin am 8. März 1937

Am 24 Januar 1874 hielt der General-Postmeister und Begründer des Weltpostvereins, Heinrich von Stephan, eine denkwürdige Rede über „Weltpost und Luftschiffahrt“ Es war gerade am Geburtstage Friedrichs des Großen, der einst dem Generalpostamt von Berlin befohlen hatte: „Sollen die Posten in Preußen anlegen von Ort zu Ort. Ich will haben ein Land, das kultivieret ist; höret Post dazu.“

Heinrich von Stephan umriß in seiner Rede mit klaren Worten das Zentralproblem der Luftschiffahrt, nämlich die Aufgabe, Maschinen von möglichst geringem Gewichte zu erbauen. Er war sich als weitschauender Geist schon damals der umstürzenden Folgen bewußt, die im Laufe der Zeit eine lenkbare Luftschiffahrt mit sich bringen mußte, und bestätigte damit wieder einmal die Erfahrungstatsache, daß ein „Laie und Dilettant“ die Tragweite eines tiefgründigen Problems meist besser zu überschauen und daher Fruchtbareres zu leisten vermag als die Fachleute, die sich immer wieder im Gestrüpp des Spezialistentums verlieren.

Kolumbus war kein Geograph und entdeckte Amerika; Kepler war Mittelschullehrer und Hofastrolog und fand die grundlegenden Gesetze der Astronomie; Otto von Guericke war Jurist und ersann die Luftpumpe; Garcia war Gesanglehrer und schenkte der leidenden Menschheit den Kehlkopfspiegel; Daguerre war Maler und entdeckte das photographische Verfahren; Ressel war Forstmeister und erfand die Schiffsschraube; Schliemann war Kaufmann und wurde der erfolgreichste Altertumsforscher; Robert Mayer war Arzt und bescherte der wissenschaftlichen Physik ihr wichtigstes Grundgesetz; Zeppelin war Offizier und schuf das großartige Werk des lenkbaren Luftschiffes.

Zeppelin! Der Vortrag Heinrich von Stephans hatte eine Folge, die selbst dieser voraussehende Mann nicht ahnte: Seine Rede war der unmittelbare Anstoß für Zeppelin, sich mit der Frage eines lenkbaren und starren Luftschiffes zu befassen. Auf das Jahr 1874 kann also das Entstehen und Werden der heute auf einzigartiger Höhe stehenden deutschen Luftschiffahrt zurückgeführt werden.

Graf Ferdinand von Zeppelin hatte damals schon ein bewegtes und abenteuerliches Leben hinter sich. Er war 1858, als Zwanzigjähriger, Leutnant geworden, ließ sich aber schon ein Jahr danach zum Besuch der Universität Tübingen beurlauben, wo er Staatswissenschaft, Maschinenbau und Chemie studierte Im Jahre 1863 drangen die ersten Nachrichten über den amerikanischen Sezessionskrieg nach Europa. Zeppelin, der inzwischen zum Ingenieurkorps nach Ulm kommandiert worden war, bat sofort einen einflußreichen Vetter, ihm Urlaub für die Teilnahme am amerikanischen Kriege zu erwirken, und begründete seine Bitte mit den reichen Möglichkeiten, drüben etwas lernen zu können, und zwar „insbesondere in bezug auf die Ausbeutung der Technik für militärische Zwecke, worin die Amerikaner erfinderisch sind“ Der Urlaub wurde gewährt, und seine Amerikafahrt, die er als Fünfundzwanzigjähriger unternahm, war die erste, aber lange nicht seine letzte Fahrt ins Abenteuer: Die Sehnsucht ins Weite und die unstillbare Freude am Erleben blieben ihm treu bis an sein Lebensende

In Amerika fand er bald heraus, daß diese ihm unbekannte Neue Welt in vielen Beziehungen nicht nachahmenswert sei, daß man aber doch manches von ihr lernen könne. Bald genügte es ihm nicht mehr, als bloßer Schlachtenbummler am Kriege teilzunehmen: Kurz entschlossen machte er auf eigene Faust eine der Reiterattacken des Generals Stuart mit, bei der er sich so weit vorwagte, daß er beinahe in feindliche Hände gefallen wäre. Nachdem er glaubte, genug gesehen zu haben, unternahm er noch vor seiner Rückkehr nach Europa eine tollkühne Entdeckungsfahrt nach dem Quellgebiete des Mississippi, bei der er nur wie durch ein Wunder dem Verderben entging. So erstaunlich diese unbezähmbare Abenteurerlust und überschäumende Lebenskraft auch scheinen, waren sie doch die Triebkräfte, die den tapferen Mann später so vieles unmöglich Erscheinende vollenden ließen

Den Feldzug 1866 kämpfte er als braver Soldat mit Auszeichnung mit; aber erst der Krieg 1870/71 gegen Frankreich gab ihm Gelegenheit, durch einen Patrouillenritt, der zu den dramatischsten Ereignissen des ganzen Feldzuges zählt ein berühmter Mann zu werden An der Spitze eines kleinen Häufleins verwegener Reiter, das nur 5 Offiziere und 7 Dragoner umfaßte, drang er zu Erkundungszwecken im Juli 1870 in das feindliche Land ein, durchsprengte mit gezogenem Degen und Hurra sogar eine kleine französische Festung, machte Eisenbahnlinien unbrauchbar, entleerte Briefkästen, forschte die Bauern aus und erkundete in wenigen abenteuerlichen Tagen alles, was ihm aufgetragen worden war Ganz zuletzt ereilte die tapfere Patrouille ihr Schicksal: Auf dem Bauerngute Schirlenhof wurde sie von starken französischen Chasseurs-Abteilungen angegriffen. In dem darauf entstandenen wütenden Handgemenge fiel ein Offizier der Patrouille und alle übrigen Reiter wurden verwundet oder gefangengenommen — mit Ausnahme Zeppelins, der sich als ein-

zigér durchzuschlagen vermochte! In nächtelangem Ritt erreichte er mit allen so wichtigen Nachrichten glücklich wieder die Grenze, um Bericht zu erstatten. Diese Tat von 1870 war sein erster großer Ruhm.

Die nun folgenden Friedensjahre brachten Zeppelin schnell höher auf der militärischen Stufenleiter, bis er 1884 zum Obersten befördert und schließlich zum württembergischen Gesandten und Militärbevollmächtigten in Berlin ernannt wurde. Im Jahre 1887, also 13 Jahre nach dem denkwürdigen Vortrage Heinrich von Stephans, schrieb er zum ersten Male seine Ideen und Gedanken über das Problem der Luftschiffahrt nieder: diese Denkschrift an den König von Württemberg zeigt eine so klare Erkenntnis der Aufgaben, die jeden Konstrukteur eines Luftschiffes erwarten, daß daraus auf eine lange und eingehende innerliche Beschäftigung mit diesem Problem geschlossen werden kann.

Im Jahre 1890 trat ein Ereignis ein, das die große Wendung in Zeppelins Leben einleitete. Dem inzwischen zum Generalmajor und Brigade-Kommandeur Ernannten wurde nämlich von mißgünstigen Vorgesetzten bedeutet, daß er keine Aussicht auf ein Divisionskommando habe: Enttäuscht und empört über diese ihm widerfahrene Kränkung nahm er als Zweiundfünfzigjähriger seinen Abschied aus militärischen Diensten. Was aber sollte nun aus ihm werden? In seinem Innersten war er noch so jung und tatenfroh wie vor 20 Jahren, als er seinen ruhmreichen Ritt von 1870 unternommen hatte. Sollte er von nun ab ohne Aufgabe sein, ohne Ziel, ohne Zweck? Der Gedanke an eine solche Leere des Lebens war ihm unerträglich. Kurz entschlossen nahm er sein Schicksal wieder in die eigene Hand und stellte sich selbst vor eine neue und doch im stillen schon längst erwogene Aufgabe: Er beschloß, das starre lenkbare Luftschiff zu schaffen!

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Abhandlung ein auch nur annäherndes Bild des gewaltigen Kämpfens und Ringens zu geben, das von nun ab des alternden Mannes Leben erfüllte. Im Jahre 1894 war mit Hilfe seines treuen Mitarbeiters Ingenieur Kober das starre Luftschiff fertig berechnet, konstruiert und gezeichnet. Auf Befehl des Kaisers trat eine Sachverständigen-Kommission zusammen, die aus den hierfür in Betracht kommenden hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft bestand.

Wie verständnislos diese wissenschaftlichen Größen den genialen Plänen des „Amateurs und Dilettanten" Zeppelin gegenüberstanden, ist allgemein bekannt. Der Wirkl. Geh. Rat Univ.-Prof. v. Helmholtz, der berühmte Physiker, erklärte die Verwendung von mehr als einer Schraube als unrichtig; der ebenso berühmte Schiffsbauer Prof. Busley erklärte wiederum, man müsse den Luftwiderstand so berechnen wie bei Schiffen den Wasserwiderstand, wobei er zu ungeheuerlichen Ergebnissen kam; der Motoren-Sachverständige Professor Slaby war gegen die vorgesehene Motorenart und deren Kraftübertragung; Professor Müller-Breslau, Deutschlands unbestrittene Größe auf dem Gebiete der Statik, berechnete tiefgründig, daß Zeppelins Luftschiff ohne allseitige Versteifung unmöglich zusammenhalten könne — eine solche Versteifung wäre aber praktisch undurchführbar; der Meteorologe Professor Aßmann wies scharfsinnig nach, daß das Luftschiff bei jedem stärkeren Winde zertrümmert werden müsse, usw. usw. Zum Schlusse einigten sich die gelehrten Sachverständigen auf ein einstimmig vernichtendes Urteil über das Luftschiff, welches — abgesehen von allen anderen Mängeln — wegen seiner „unzweckmäßigen Form" selbst bei Windstille keine 5 Meter Geschwindigkeit pro Sekunde, also kaum 18 Kilometer in der Stunde erreichen könnte! Dem Kriegsministerium wurde daher geraten, von der Ausführung dieses Projektes, das allen wissenschaftlichen Forderungen widerspräche, Abstand zu nehmen. In der Praxis zeigte sich aber später, daß sämtliche gelehrten Herren mit ihren verschiedenen Gutachten unrecht hatten, daß sie alle miteinander nicht imstande waren, die neuartigen Ideen Zeppelins die nicht zu ihren altgewohnten Anschauungen paßten, auch nur einigermaßen zu begreifen.

Eines aber hatten sie mit ihrer ablehnenden Haltung erreicht: Die von Zeppelin erhoffte Staatshilfe blieb aus, und die Durchführung seiner hochfliegenden Pläne wurde auf Jahre hinausgeschoben. Was jedoch andere abgeschreckt und tief entmutigt hätte, war für den Grafen nur ein Ansporn zur unermüdlichen und zähen Weiterarbeit. Seine wundervolle Persönlichkeit, sein lauterer Charakter, sein nie wankender Mut und sein hinreißender Glaube an seine Sendung haben es zuwege gebracht, daß er schließlich Berge versetzen und allem spießbürgerlichen Hohn und aller gelehrten Engstirnigkeit zum Trotze sein Ziel erreichen konnte.

Obgleich der Graf recht vermögend war, reichten seine Mittel nicht annähernd zur Finanzierung eines Luftschiffbaues, und so war er gezwungen, bei reichen Gönnern und Freunden für sein Werk zu werben. Nachdem endlich im Jahre 1898 mit Unterstützung des „Vereins Deutscher Ingenieure" die Zeppelin-AG. gegründet und ihm vom württembergischen König ein Ufergelände in Manzell am Bodensee zur Verfügung gestellt worden war, ging er mit Feuereifer an den Bau seines ersten Luftschiffes LZ 1, das am 30. Juni 1900 unter Führung des Ingenieurs Dürr seinen ersten und wohlgelungenen Rundflug unternahm. Aber dann mußten wieder Jahre schwerster finanzieller Not überwunden werden: Erst im Jahre 1906 stieg sein zweites Luftschiff in die Lüfte, wurde aber schon bei einer seiner ersten Fahrten durch jähe Sturmgewalten zerstört. Wiederum mußte Zeppelin von vorne anfangen, aber sein Wagemut und seine nie verzagende Zuversicht brachten das fast Unmögliche fertig: Im Jahre 1907 war das dritte Luftschiff — von den Militärbehörden nach dem Vorbilde der Torpedoboote „Z 1" genannt — zum Start bereit, und 1908 auch der LZ 4.

Nach einigen glücklichen Probefahrten unternahm Zeppelin mit dem LZ 4 am 1. Juli 1908 seine erste Auslandsfahrt, eine 12-Stundenfahrt über die Schweiz, die den Sieg des starren Luftschiff-Systems und damit den Sieg des Menschen über das Luftreich besiegelte. Nach seiner, von Tausenden umjubelten Rückkehr war der alte Graf, der wie immer sein Schiff selbst geführt hatte, frisch und munter und ohne Spur einer Ermüdung. Sein Erstes war, den beiden treuen Mitarbeitern Kober und Dürr, dem Konstrukteur und dem Erbauer seines Luftschiffes, Lorbeergewinde zu überreichen. Zeppelin, vor kurzem noch der meistverspottete Mann in Deutschland, der unablässig gegen eine Welt von Neid und Mißgunst, von Mißverstehen und Nichtverstehen-Wollen hatte ankämpfen müssen, war von diesem Tage an dem deutschen Volke Held und Vorbild geworden.

Schon am 4. August 1908 stieg Zeppelin von neuem auf, um die von den Militärbehörden geforderte 24-Stunden-Fahrt mit dem LZ 4 durchzuführen. Diese Fahrt des Siebzigjährigen mit seinem gewaltigen, silberglänzenden Luftschiff war eine Triumphfahrt ohnegleichen. Als er, die historische weiße Mütze auf dem Kopf, hinuntersah auf das brausende Meer von Jubel und Begeisterung, versanken vor ihm die 18 Jahre voll Opfer und Hingabe, voll Leid und Kränkung: Die Stunde der Erfüllung war endlich für ihn aufgegangen, verschönt von spätem, aber unvergänglichem Ruhm.

Sicher und ruhig zog das Luftschiff seinen Kurs den Rhein hinunter bis nach Mainz, wo es sein Führer zur Heimreise wendete. Ein geringfügiger Maschinenschaden machte eine Zwischenlandung bei Echterdingen, südlich von Stuttgart, notwendig, die glatt vonstatten ging. Zeppelin benutzte diese Fahrtpause, um sich nach dem Orte Echterdingen zu begeben. Während er aber ahnungslos in einem Gasthofe saß, um an seine Tochter und an Freunde Telegramme aufzugeben, war plötzlich eine dunkelbräunende Wolkenwand mit unheimlicher Schnelligkeit am Himmel aufgestiegen, aus der alsbald ein Orkan von beispielloser Gewalt losbrach. Vor den Augen der entsetzten Zuschauer wurde das Luftschiff den Händen der Haltemannschaften entrissen. Ein tausendstimmiger Schreckensschrei erscholl — dann aber durchbrach alles die Schranken: Zuschauer, Offiziere, Soldaten, die ganze Menge jagte in rasendem Galopp über die Felder dem Luftschiff nach, das einem nahen Wäldchen zugetrieben wurde. Als es knisternd die Bäume berührte, ertönte ein ohrenbetäubendes Krachen und Zischen — die Gewitterböe vollendete in fürchterlicher Weise ihr Werk: unmittelbar nachdem sich der einzig noch an Bord befindliche Monteur durch einen tollkühnen Sprung aus dem Luftschiff gerettet hatte, fuhr aus dessen Spitze eine haushohe Stichflamme, und in wenigen Minuten war der „LZ 4" ein rauchender Trümmerhaufen. So hatte sich für Zeppelin sein stolzester und glücklichster Tag in den schwärzesten seines Lebens gewandelt.

Aber auch diese letzte grausame Probe, vor die ihn sein Schicksal stellte, trug er wie ein Held. Sein Unglück löste im ganzen deutschen Volke einen Sturm von Anteilnahme aus: Keine Stimme erhob sich, um zu tadeln, um Vorwürfe zu machen, kein Gelehrter suchte nach technischen Fehlern, niemand dachte daran, Kritik zu üben — jeder aber trachtete, nach Kräften zu helfen. Das deutsche Volk setzte sich mit seiner werktätigen Hilfsbereitschaft selbst das schönste Denkmal: Schon zu Beginn des Jahres 1909 konnte es dem Grafen Zeppelin aus freiwilligen Spenden einen Betrag von über 6 Millionen Mark zur Fortsetzung seines Werkes zur Verfügung stellen!

Von nun ab war er in seinem Schaffen und Wirken gesichert, von da an war es nur mehr ein freudevolles Arbeiten und kein Kampf mehr. Späte Ehrungen kamen über den so bescheidenen tapferen Mann: Der höchste Orden des Kaisers und das Doktordiplom der Universität Tübingen wurden ihm verliehen. Das Wertvollste aber war ihm die ungeteilte Liebe und Verehrung, die ihm von allen Stämmen und allen Ständen des deutschen Volkes entgegengebracht wurden. Es war, als wollte man wieder gut machen, was man Jahre hindurch an dem Manne gesündigt hatte, der selbst im größten Unglück niemals den Glauben an sich und sein Werk verloren hatte.

Als er, 79 Jahre alt, am 8. März 1917 seine schaffensfrohen Augen für immer schloß, waren seine Luftschiffe der Stolz und die Freude des deutschen Volkes, dem er mit ihnen für die Zeiten der Kriegsnot eine von allen Feinden gefürchtete Verteidigungswaffe geschenkt hatte.

An seinem Grabe sprach der Prediger über das schöne Wort: „Ich muß wirken, solange es Tag ist" — Ferdinand Graf von Zeppelin hatte wahrhaft gewirkt, solange es Tag war! Er hat sein Leben als Kämpfer wider Menschen und Natur gelebt und hat es endlich als Sieger vollendet. Neidvoll sieht die ganze übrige Welt, die nichts Ähnliches schaffen konnte, auf sein wunderbares Werk, das heute, im Dienste des Friedens, den Namen Deutschland über alle Erdteile trägt. Im Herzen des deutschen Volkes aber wird sein Andenken in Liebe und Dankbarkeit weiterdauern in Zeit und Ewigkeit.

Eine scharfe Kur

Der große Sänger Guadagni, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Hofe des Herzogs Philipp von Parma lebte, besaß eine zauberhafte Stimme (Gluck komponierte für ihn eigens seinen ‚Orpheus'), war aber eigensinnig, prachtliebend, hochmütig und mit einer unbegrenzten und auf die ausgesuchtesten Speisen gerichteten Eßlust — Gourmand und Gourmet in einer Person — behaftet.

Eines Tages steckte man ihm, daß sich zwei zu Besuch am Hofe weilende ausländische Prinzen ein wenig spöttisch über diese Eigenschaften geäußert haben sollten.

Darauf begann er unter allerlei und teilweise geradezu komischen Ausreden in der Oper immer schlechter zu singen, obwohl ihm der Herzog jeden Wunsch erfüllte, um ihn zum Abbruch seines kalten Streiks zu veranlassen. Und schließlich kam er gar überhaupt nicht mehr zur Vorstellung.

Da riß dem Herzog der Geduldsfaden. Er ließ den Sänger bei Wasser und Brot ins Gefängnis setzen. Guadagni, der Feinschmecker, verzweifelte fast bei dieser Kost.

Am sechsten Tag endlich erschien in dem Verlies ein dem Häftling unbekannter, düster blickender Mann, und hinter ihm eine Anzahl Bedienter mit einer Folge verlockender Speisen und Getränke.

Guadagni wollte sich sofort darauf stürzen. Aber der Führer der Schar erklärte streng, er bekäme nur immer dann ein Gericht und einen Trank, wenn er zuvor jedesmal eine Arie mit seiner besten Stimme gesungen habe.

Dem Sänger, der den Düften der Speisen nicht widerstehen konnte, blieb nichts übrig als sich dem Unerbittlichen gegenüber dazu zu bequemen, und er sang vor jeder neuen Schüssel. Die herrlich blühende Stimme erfüllte die finsteren Gewölbe. Aus dem Gang vor der Zelle setzten unsichtbare Musiker mit ihren Instrumenten zur Begleitung ein.

Als es Guadagni endlich beim Nachtisch einfiel, den Beauftragten des Herzogs zum Mitessen einzuladen, lehnte dieser ab, da er keine Zeit habe.

„Warum? Wer seid Ihr denn eigentlich?"

„Für den Herzog, seine Gäste und die Bürgerschaft habt Ihr nicht singen wollen", entgegnete der Düstere. „Nun aber tatet Ihr es für — den Henker von Parma. Und nun muß ich gehen. Ich habe heute noch vier Straßendiebe aufzuhängen."

Der Denkzettel wirkte und Guadagni nahm sich vor, in Zukunft seine Hochfahrenheit und Empfindlichkeit schärfer beim Zügel zu nehmen und jetzt immer gut zu singen, wurde aber, nachdem er fertiggegessen, vom Büttel aus der Stadt hinausgejagt. Dr. H. R.


doppelt fermentiert
4 Pf
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
R 6 o/M
H.F.& PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

KURT PAUSE:

Ameisen auf dem Mars

Prof. Dr. Behrend, der Zoologe, saß zu mitternächtlicher Stunde noch in seinem Arbeitszimmer. Er war Spezialist für Ameisen und daneben ein Verfechter der „Ameisentheorie". — Diese Theorie ließ sich im allgemeinen über den Untergang des Menschengeschlechts auf der Erde aus und im besonderen über die Ablösung der verkommenden Menschen in der Herrschaft auf der Erde durch die Ameisen. Im einzelnen wurde als Endphase dieser Entwicklung ein schwerer Kampf zwischen den Termiten tropischer Breiten und den verbündeten Ameisenarten gemäßigter Erdzonen vorausgesagt. Aus diesem Kampf sollten die Ameisen, die in europäischem Klima größere Widerstandskraft und höhere Intelligenz erworben hatten, siegreich hervorgehen.

Der Professor präparierte gerade eine Ameisenzunge, an der er unter dem Mikroskop die Wirkung einer infizierten Bazillenerkrankung beobachten wollte.

Der Raum, in dem sich der Gelehrte zu seinen tiefgründigen und streng wissenschaftlichen Erkenntnissen durchrang, war mit einer Menge Kästen bestückt darin verschiedene Ameisenvölker ein glasbegrenztes Dasein fristeten; vorläufig noch Versuchsobjekte des Sklavenhalters „Mensch", aber doch schon den Keim zu Eroberer- und Herrschereigenschaften in sich tragend.

Die geübten und sicheren Finger Prof. Behrends hatten eben die Zunge mit Hilfe feiner Messer und Pinzetten auf die kleine Glasplatte gebracht, als der helle Ton der Hausklingel die Nachtstille zerriß. Den Professor störte das nicht. Er wartete unbewußt auf die tappenden Schritte der Haushälterin, die dem Besucher öffnen würde. Da aber das bekannte Geräusch ausblieb und die Klingelei anhielt, besann sich der Mann allmählich auf die vorgerückte Zeit. Bevor er die Denkträgheit in einer ungewohnten Sphäre restlos überwand, begann er sich über die möglichen Gründe des späten Besuchs zu wundern und dann zu ärgern. Dadurch vertropften wieder einige Sekunden, die die Ungeduld des Einlaßbegehrenden vergrößerten, der nun dieser Ungeduld durch einen längeren Klingelton Ausdruck gab.

Der Professor eilte die wenigen Stufen vom Hause in den Garten hinab und äugte mißtrauisch nach dem Gartentor, hinter dem sich die Silhouette eines Mannes abhob. An der großen Nase und dem eckigen Kinnbart erkannte Behrend in dem Schattenbild seinen Freund Dr. Bellmann, den Physiker.

„Um Gott, Erich, was treibt dich noch zu mir!" rief Prof. Behrend aus und batterte mit dem Schlüssel um das Schlüsselloch herum.

„Öffne!" sagte der Ankömmling. „Ich habe mit dir wichtig zu reden. Es eilt!"

Der Professor fand kaum Zeit, das Tor zu schließen, so drängte der Freund. Dr. Bellmann legte gar nicht erst ab. Sein Gesicht spiegelte den mühsam unterdrückten inneren Aufruhr, in dem er sich befand. Als er zu sprechen anfing, fuhr er sich mit gespreiztem Zeige- und Mittelfinger durch den Bart; eine Geste, die bei ihm immer höchste Erregung verriet.

„Es ist dir bekannt, daß ich vor Wochen meine Laboratoriumsversuche abgeschlossen habe und mit dem Bau meiner Weltraumkugel begonnen habe?"

„Ich weiß es!" sagte bestätigend der Professor und hing mit gespannter Aufmerksamkeit an den Lippen seines Besuchers.

„Nun, die Kugel ist seit einiger Zeit fertig. Ich habe in den letzten Nächten Probefahrten unternommen, die mich einige hundert Kilometer von der Erde wegführten. Sie sind alle genau so verlaufen, wie ich es nach meinen Berechnungen erwarten mußte."

Hier machte Dr. Bellmann eine Pause. Dann hob er den Kopf und sagte mit feierlicher Stimme: „Heute nacht will ich es wagen. Ich will zum Mars starten und du sollst mitkommen. — Wir haben keine Zeit zu verlieren." Er sah nach der Uhr. „Es ist gleich Mitternacht. Um 2.33 Uhr passiert der Mars eine Phase, die ich meinen Berechnungen zugrunde gelegt habe. — Schreib' deiner Haushälterin ein paar erklärende Zeilen und komm. — Der Wagen wartet noch!"

Prof. Behrend zögerte. Bellmann ließ ihm aber keine Zeit, sein maßloses Staunen zu überwinden. Unruhig und etwas befremdet fragte Bellmann: „Ja, ich nahm an, daß es dir mit deiner Versicherung, an meiner ersten Weltraumfahrt teilzunehmen, Ernst war. Worauf wartest du also noch?"

Der Professor faßte sich und erwiderte hastig: „Natürlich war es mir Ernst und ist es noch, aber du hast mich mit deiner Eröffnung übertumpelt. Außerdem kann ich doch kaum so gänzlich unvorbereitet mitkommen. — Meine Instrumente und Utensilien — —!"

„Keine Sorge, Behrend, ich habe an alles gedacht. Du findest alles, was du brauchst. Proviant ist vorhanden, daß wir das ganze All umsegeln könnten. — Komm, komm!"

Während der Gelehrte seiner Hausehre ein paar Worte hinwarf, eilte Dr. Bellmann schon zum Gartentor.

*

Der Physiker Dr. Bellmann hatte sich in Fachkreisen durch seine aufschlußreichen Strahlenforschungen schon einen Namen erworben. Sein Traum war es, den Raum zu überwinden und den sagenhaften Mars zu besuchen. — Die Versuche des Physikers liefen darauf hinaus, mit Hilfe elektromagnetischer Felder strahlende Kräfte zu erzeugen, die die Erdschwere kompensierten, den Einfluß anderer Massenkräfte aus dem Weltall ausschalteten und nur die Massenanziehung eines bestimmten Himmelskörpers wirken ließen. Dadurch konnte also der in den Feldlinien liegende und schwerelos gemachte Körper aus einer Höhe von vielen hunderttausend Kilometern gewissermaßen auf die anziehende Masse stürzen.

Wollte sich also der Physiker mit seiner Kugel beispielsweise vom Mond anziehen lassen, so könnte er zu beliebiger Zeit und von beliebigem Orte aus starten. Da aber die wirksamen Kräfte über diese gewaltigen Entfernungen nur noch schwach sind, machte sich Dr. Bellmann zusätzlich die Zentrifugalkraft der Erde zunutze. Dazu war es aber dann nötig, Ort und Zeit des Starts genau zu bestimmen. Kleine Richtungsänderungen störten nicht. Sie glichen sich im Verlaufe des Flugs von selbst aus. — Der Abgangsfehlerwinkel durfte aber nach den Beobachtungen Dr. Bellmanns nicht mehr als 46 Winkelsekunden betragen, weil sonst die Kraftlinien der anziehenden Masse in einem zu großen Winkel geschnitten wurden, wodurch ganz neue Verhältnisse geschaffen wurden. — Die anfänglich notwendige Energie zum Aufbau des wechselnden magnetischen Feldes nahm der Konstrukteur aus einer Batterie, deren Kapazität ausreichend war, den Erdschatten zu überbrücken. Später wollte Bellmann seine Energie von der Sonne beziehen.

Die dauernd wirkende Beschleunigung mußte natürlich einen fortwährenden Geschwindigkeitszuwachs zur Folge haben. Um nun eine unerträgliche Reibung in der möglichen Atmosphäre des anderen Himmelskörpers zu vermeiden und einen bolidenähnlichen Aufprall zu verhindern, konnte Dr. Bellmann die Massenkraft des angeflogenen Körpers herabsetzen und ausbalancierende Kräfte anderer Gestirne auf seine Kugel wirken lassen.

All diese Tatsachen waren dem Freunde, Prof. Behrend, bekannt. Auf der Fahrt fragte Behrend seinen Begleiter, warum er den Start unter so geheimnisvollen Umständen vornehmen wolle.

Der Doktor sagte erklärend: „Wenn ich bei dieser Angelegenheit die Öffentlichkeit und die Behörden beteiligt hätte, so würde ich den ersten Start schwerlich erleben. Außerdem würden mich Reporter bestürmen, daß ich kaum Zeit für meine Arbeit fände. Von möglichen Zwischenfällen durch Spionage und Sabotage noch gar nicht zu reden. — Von der Weltraumkugel weiß außer uns beiden und dem Monteur Lemke niemand etwas!"

*

Der Monteur empfing die beiden Herren vor dem Bauschuppen, der auf einer Blöße eines parkähnlichen Gartens lag. — Lemke lief herum mit der wichtigen Miene eines Schuljungen, dessen Vater sich durch eine Stiftung Verdienste um die Schule erworben hat.

In dem nächtlichen Dunkel war nicht viel zu unterscheiden. Vor dem Schuppen konnte man gegen den helleren Himmel den Umriß vom oberen Teil einer großen Kugel sehen.

Eine Handlampe wurde angeknipst. Die beiden gelehrten Männer schlüpften durch eine Öffnung in das Innere der Kugel. Bellmann gab seinem Freunde noch ein paar Erläuterungen und erklärte ihm die Bedienung einiger Meßinstrumente. — Dann kamen sie wieder zum Vorschein.

Lemke erhielt seine letzten Instruktionen. — Er weinte fast, weil er nicht mitdurfte. — Der Monteur hatte am nächsten Morgen eine Schrift Dr. Bellmanns der Behörde zu überbringen und im übrigen durch seine Person die Wahrhaftigkeit der Behauptungen des Physikers zu beweisen.

Der hermetische Verschluß wurde von innen zugeschraubt. — In ehrfürchtiger Bewunderung trat der Monteur zurück. Von der Kugel war jetzt nichts zu erblicken, als die schwach schimmernden kreisrunden Fenster.

Am Himmel blinkten ruhig die Sterne. Lemke aber wollte es scheinen, als ob das rötliche Licht des Mars unruhevoll schwankte. Der Stern schien ihm schon durch das Vorhaben der beiden Gelehrten eine abwehrende, drohende Haltung angenommen zu haben. Aus seinen Betrachtungen wurde Lemke durch einen pfeifenden Ton gerissen. Er nahm einen schräg aufwärts huschenden Strich wahr und fühlte deutlich den Sog, der durch die davoneilende Kugel verursacht worden war.

*

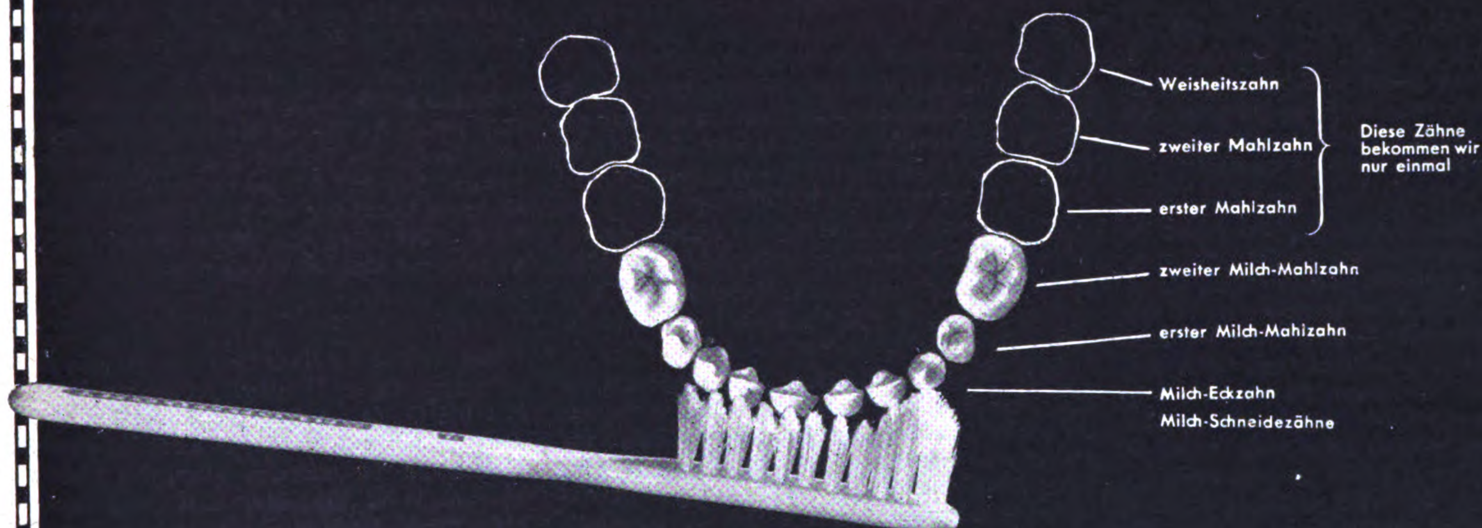
Die beiden Männer hatten ihre Plätze eingenommen. Durch eine Uhr wurde der Kontakt ausgelöst. Im

dorland bayer



Bringen Sie dem Kinde gleich richtig bei: die Zahnbürste nicht waagerecht und senkrecht zu führen, sondern kreisend rauf und runter — mit dem Bestreben: vom Zahnfleisch fort! — damit auch die Zahnzwischenräume gesäubert werden und das Zahnfleisch nicht zurückgeschoben wird.

Auch die Innenseiten und die Kauflächen der Zähne bürsten. Eine gute Zahnbürste muß gezahnten Borstenschnitt haben, damit sie überall gut herankommt.



Auch das Milchgebiß verlangt Pflege!

Es ist ein Irrtum, daß das Milchgebiß des Kindes keine Pflege brauche, „weil es ja sowieso ausfällt". Das ist falsch, weil 1. die Kauarbeit der Milchzähne die regelmäßige Ernährung entscheidend beeinflußt, 2. gut gekaute Nahrung genügend Aufbaustoffe für die unter den Milchzähnen schlummernden „bleibenden" Zähne liefert, 3. ungenügend gepflegte Milchzähne genau so erkranken wie vernachlässigte Zähne der Erwachsenen, 4. vorzeitig ausgefallene Milchzähne eine Mißbildung des bleibenden Gebisses hervorrufen. Das Kleinkind soll vom 3. Lebensjahr an täglich Zahnpflege treiben.



darum morgens und ***erst recht*** abends



№. 4 der Chlorodont-Serie 1937

Augenblick wurde die Kugel ungefähr tangential von der Erde weggeschleudert. — Bellmann hatte den Schwerpunkt des ganzen Systems so angeordnet, daß die Kugel eine halbe Drehung machen mußte Die Weltraumfahrer stürzten mit den Füßen zuerst von der Erde weg Sie hatten aber das Gefühl, als ob sie nach unten fielen.

In der Kugel herrschte beklemmende Stille, die nur durch das leise Zwitschern des Überdruckventils und durch das Ticken einiger Instrumente unterbrochen wurde

„Gleich kommen wir aus dem Erdschatten heraus!" sagte Dr. Bellmann zu seinem Freunde Der nickte nur stumm. Das Geschehen um ihn war ihm immer noch unfaßbar — Da wurde die Kugel allmählich von weißem Licht durchflutet und tauchte nun ganz hinein, in das Meer des Sonnenlichts.

Die der Sonne zugekehrten Fenster waren teilweise mit Parabolspiegeln bekleidet, die das Licht auffingen und in ein Prismensystem warfen. Sie stellten jetzt die Energiequelle dar. — Die Spiegelauflage war eine Chromlegierung, die die Eigenschaft hatte, alle Strahlen über der Wellenlänge des ultravioletten Lichts zu absorbieren und nur die energiereichen kurzwelligen Strahlen zu reflektieren. Durch die Absorption wurde die Auflage zerstört, die Spiegel mußten dann ausgewechselt werden.

Die Gelehrten waren jetzt vollauf beschäftigt. Äthermessungen wurden vorgenommen, die Entfernungen der Erde und zum Mars wurden dauernd gemessen. — Die Reisegeschwindigkeit der Kugel betrug jetzt über fünfhundert Kilometer pro Sekunde. — Unwirklich kam sich Prof. Behrend vor. Die Betrachtung der Erde flößte ihm eher Grauen als Ehrfurcht ein. Plötzlich mußte er innerlich sein Tun als Vermessenheit bezeichnen — Nur Dr. Bellmann benahm sich ganz wie gewöhnlich. Er beobachtete, maß, las ab, schrieb, peilte und analysierte, wie zu Hause in seinem Labor. Stunden waren die Weltraumforscher nun schon durch das All gerast. Die Erde war zur Apfelgröße zusammengeschrumpft und der Mars war zur riesigen Halbkugel geworden.

Dr. Bellmann hatte die Kugel schon lange abgebremst. Der anhaltende Verzögerungsdruck machte die Glieder bleischwer und verursachte Herzbeschwerden. — Das Fallen dauerte noch Minuten. — Die Männer schwebten auf eine große Ebene herab, auf der sie noch nichts unterscheiden konnten. — Im All war der Himmel schwarz gewesen. Hier auf dem Mars sah er tiefblau aus. Es mußte also Atmosphäre vorhanden sein. Langsam setzte die Kugel auf. Jetzt, da nur noch die Marsschwere wirkte, glaubten die Männer fliegen zu können, so leicht fühlten sie sich. — Zunächst wurde die Umgebung gemustert. Die beiden Gelehrten befanden sich mit der Kugel auf ziemlich ebenem Gelände. Ab und zu ragte ein weit ausladender, buschartiger Baum auf. Die Bäume hatten große, schlaff herunterhängende fleischige Blätter von grüner Farbe. Konzentrisch um die Bäume herum waren Streifen zu unterscheiden Es mußte eine unbekannte Pflanze sein oder ein pilzartiges Gewächs. Die regelmäßig angelegten Kreise sahen aus wie Miniaturbrombeerhecken, deren Ranken von einem Schimmelbelag überzogen waren.

Während Prof. Behrend die Umgebung weiterhin mit staunenden Augen absuchte, analysierte der Doktor die Probe der eingeholten Marsluft. — Es dauerte nicht lange, da vernahm Behrend die Stimme seines Freundes: „Die Luft ist atembar. Wir können ohne Sauerstoffgeräte hinaus; denn auch der Druck ist erdähnlich. Der Mars muß mit einer viel stärkeren Luftschicht umgeben sein als die Erde. Für diese Annahme spricht auch die dunkle Farbe des Himmels. — Der Sauerstoffgehalt liegt etwas höher als in der Erdenluft; ungefähr bei 23,7 Prozent. Kohlensäure ist wenig vorhanden, aber dafür ist der Gehalt an Edelgasen merkwürdig hoch; etwa 4 Prozent!"

Bellmann öffnete den Verschluß und kletterte hinaus — Ein warmer Luftstrom schlug dem zurückbleibenden Behrend entgegen. Die Luft war stickig und von kellerartigem Geruch.

Behrend reichte seinem Freund Instrumente hinaus und folgte beklommen.

Erst wurden die merkwürdigen Pflanzen untersucht Der Professor stellte fest: „Es sind Pilzkulturen, die künstlich angelegt worden sind. — Wir müßten also hier auf Wesen stoßen, die mit menschenähnlicher Intelligenz begabt sind!"

Die einzelstehenden Bäume waren kaum zwei Meter hoch Ihre Kronen hatten aber gut zehn Meter im Durchmesser. — Um den Stamm herum saßen blattlausartige Schmarotzer von Rattengröße. Die häßlichen Tiere hatten sechs Beine, stark ausgebildete Saugwerkzeuge und am Hinterleib saßen ihnen drei große Warzen

Die Landschaft zog sich so kilometerweit hin

Die Männer machten sich zu einem kleinen Streifzug auf. Ihr Gang war ob der ungewohnten Leichtigkeit etwas unsicher. Diese Unsicherheit wurde durch das rasch pulsende Blut und das aufgeregt arbeitende Herz noch vermehrt. — Der Boden, den ihre Füße griffen, war humusartig. Der starke Kellergeruch rührte von den unermeßlichen Pilzkulturen her

Da stockte plötzlich ihr Schritt. — Halblinks vor ihnen tat sich eine Senke auf, die vorher in dem einförmigen Gelände nicht zu erkennen war. Sie erblickten in dem leichten Tal merkwürdige Gebilde. Es waren feste Erdhügel von der Größe eines Hauses. Um diese Kolonie herum standen die seltsamen Bäume etwas dichter, aber durchaus regelmäßig.

„Was ist das?" stotterte der Professor

Dr. Bellmann lugte scharf geradeaus. „Wir haben es wahrscheinlich mit den Wohngebäuden dieser unbekannten Pilzzüchter zu tun!" bemerkte er sachlich

Behrend hatte jetzt das Glas an die Augen genommen. Er stieß einen leichten Schrei der Überraschung aus. — Bellmann folgte seinem Beispiel. — Die Männer starrten unbeweglich in der Richtung auf die Erdhügel hin. Sie sahen seltsame Wesen, die in scheinbarer Ratlosigkeit durcheinanderliefen.

Diese Marsmenschen, Astraltiere oder was es sonst für Erscheinungen sein mochten, hatten ungefähr Dackelgröße. Sie sahen dunkelbraun aus. Man konnte deutlich den Kopf, die scharf abgesetzte Brust und den spitz angesetzten Leib unterscheiden Sie bewegten sich auf sechs dünnen Beinen schnell vorwärts und spielten mit zwei großen Fühlern dauernd in der Luft herum

Prof. Behrend fand seine Sprache wieder. „Es sind Ameisen!" flüsterte er erregt, „riesengroße Ameisen!"

„Du hast recht!" quetschte der Doktor heraus. „Aber täuschen wir uns nicht in der Größe? — Die Marsverhältnisse mögen andere sein!"

„Optik ist Optik und Entfernung ist Entfernung. — Wir haben Ameisen vor uns die in ihrer Größe, wie wir vorläufig nur feststellen können, alles Bekannte von der Erde um ein Tausendfaches übertragen. — Sie befinden sich in Alarmzustand. — Sie haben wahrscheinlich unsere Landung beobachtet. — Wir müssen vorsichtig sein!"

Unterdessen entquollen den Erdhügeln immer neue Ameisen, die von einzelnen zwischen ihnen umherhastenden Tieren betrillert wurden und geheimnisvoll in unsichtbaren Bodenöffnungen wieder verschwanden.

„Wir wollen versuchen, näher heranzukommen und eines der Tiere zu erlegen", sagte der Professor. In ihm war jetzt nur der Wissenschaftler wach Er glühte vor Forscherdrang'

Ohne einen Blick von dem Schauspiel zu wenden, nickte Dr. Bellmann stumm Sein ediger Kinnbart zitterte. Ein Erregungszustand, den sein Freund noch nie an ihm beobachtet hatte

Mit vorsichtigen Bewegungen schoben sich die Männer näher an die Tiere heran. Da tauchte ganz unerwartet vor ihnen eine dieser Riesenameisen auf — Menschen und Tier waren gleich überrascht. Die Gelehrten standen regungslos und starrten in die großen schwarzen Augen des verharrenden Tieres.

Plötzlich begannen die Fühler der Ameise zu zittern und die beiden Männer spürten durch ihren Körper elektrische Schläge laufen. Die Entladungen waren leichter Natur und folgten sich stoßweise in längeren und kürzeren Abständen. — Auf den Professor machte diese Wahrnehmung einen wundersamen Eindruck. Ihn durchströmte ein Glücksgefühl; denn er sah vor sich die Beweise seiner theoretischen Erwägungen Bevor er seinen Entschluß in die Tat umsetzen konnte, hatte sein Begleiter schon die Initiative ergriffen Bellmann riß die Pistole aus der Tasche — Durch diese plötzliche Bewegung machte die Riesenameise erschreckt kehrt — Da knallte aber schon der Schuß. Das Tier war im Kopfe getroffen. Es machte noch ein paar unbeholfene Schritte und blieb zuckend liegen

Als Prof Behrend neben dem verendeten Opfer kniete, hatte er sich wieder gesammelt. „Wir haben eben die merkwürdige Erfahrung gemacht", sagte er, indem er das Tier auf den Rücken drehte, „daß diese riesenhaften Ameisen elektrische Energien auszusenden vermögen und sich auf diese Weise über größere Entfernungen in ihrer Trillersprache unterhalten können. — Der Mars ist älter als die Erde und ist ihr deshalb in der Entwicklung um eine gewaltige Zeitspanne voraus. — Meine Theorie stimmt! — Was hier schon Gegenwart ist, das erwartet die Erde in einigen Jahrzehntausenden. — Die Ameise wird im Kampf um die Herrschaft auf der Erde einst über den Menschen triumphieren!"

Er wurde durch einen Zwischenruf seines Freundes unterbrochen. Durch den Schuß waren die Gelehrten von der Ameisenkolonie erkannt worden. Die Tiere waren zum Angriff übergegangen. Sie hatten zum Aufmarsch die im Gelände verborgenen unterirdischen Gänge benutzt. Ehe es sich die Männer versahen, waren sie von den Sechsbeinern umzingelt worden. Der Weg zur Kugel zurück war ihnen somit abgeschnitten worden

Ihr Körper wurde mit einer Kanonade von elektrischen Entladungen belegt, die in ihrer Heftigkeit schmerzhaft wurden. Entsetzt sahen sich die Angegriffenen nach einer Rückzugsmöglichkeit um Dr. Bellmann schoß ein paarmal in die Luft, was aber ohne Eindruck auf die immer näher anrückenden Ameisen blieb. Zuletzt schoß er in die Reihen hinein. — Das war für die Angreifer das Sturmzeichen. — Von allen Seiten hasteten sie heran. — Jetzt begannen die ersten einen Saft abzuspritzen, der, wie der Professor erschreckt bei sich feststellte, nur das scharfe Nesselgift sein konnte

Prof. Behrend verlor den Kopf. — Er sprang in die Tiere hinein und wollte versuchen, zu entkommen — Diese packten ihn aber an den Beinen und wo sie ihn fassen konnten. — Behrend fing an zu stolpern. Der gespritzte Saft traf ihn am ganzen Körper. Beißend benetzte er ihm Gesicht und Hände, Augen, Mund und Nase. — Der Mann wand sich vor Schmerz und stürzte geblendet mit Ameisen verklumpt laut aufschreiend zu Boden

*

Nein, er fuhr mit einem Aufschrei hoch und sah sich mit wirren Augen in seinem Arbeitszimmer um. — Über sein Gesicht und seine Hände kribbelten Ameisen, allerdings nur von der Größe gewöhnlicher, irdischer Waldameisen. Die zwickenden Plagegeister brachten ihn sehr bald in die Wirklichkeit zurück. — Er war über seiner Arbeit eingeschlafen; dabei hatte er den Deckel zu einem Glaskasten verschoben, so daß die Insassen den Weg ins Freie und zu seinem Kopf fanden Eine unbewußte Bewegung mußte die Tiere gereizt haben und über die Auswirkung dieser Reizung war er wieder wach geworden.

Ärgerlich begann der Professor die Ausreißer wieder einzufangen und in ihr Gefängnis zurückzubefördern. — Was er nicht erwischen konnte, schlug er einfach tot.

Dann entkleidete er sich rasch und warf sich wütend ins Bett

*

Als am nächsten Morgen die Haushälterin den Kaffee brachte, fand sie ihren gestrengen Herrn noch schlafend vor. — Brummend stieg der aus den Federn

Bevor er sich aber nach der Toilette an den Kaffeetisch setzte, rief er erst seinen Freund Dr. Bellmann an.

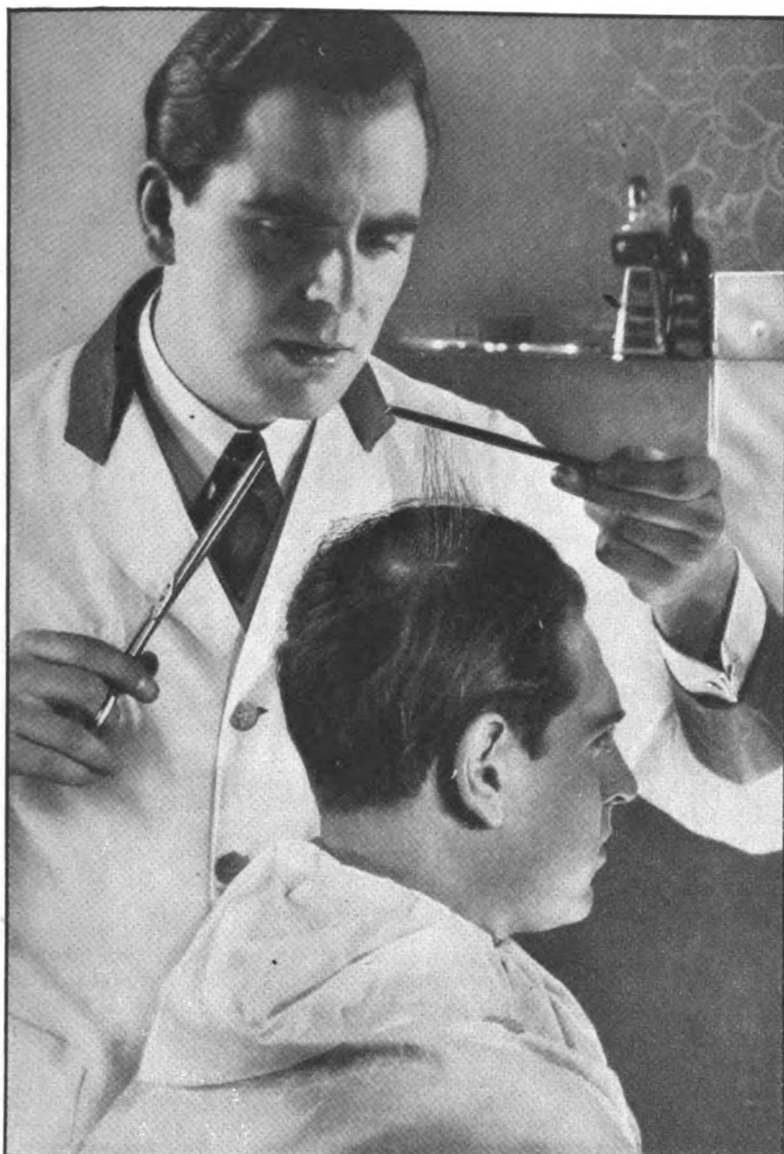
„Hallo, Erich, wie geht's? — Man hört gar nichts mehr von dir! — Wollte mich nur mal nach deinem Befinden erkundigen. — Darf ich deine Schweigsamkeit mit dem Fortschritt deiner Schwereversuche in Zusammenhang bringen?"

„Danke, danke", klang es vom anderen Ende des Drahtes zurück, „ich bin leider mit meiner Arbeit über die Laboratoriumsversuche noch nicht hinausgekommen!"

*

Und Prof. Dr Behrend, der Zoologe, Spezialist in Ameisen und ein Verfechter der Ameisentheorie, war eigentlich froh darüber.

Jetzt hängt es nur von Ihnen ab . . .



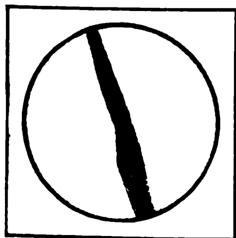
„Sie müssen etwas für Ihr Haar tun. Sehen Sie, wie schütter es ist und diese vielen Schuppen! Nehmen Sie einmal Trilysin mit dem neuen Wirkstoff, das wird Ihnen helfen.“

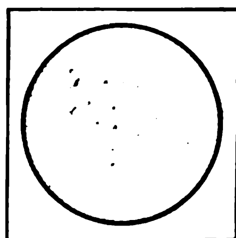


„Sehen Sie, Trilysin hat geholfen! Die Schuppen sind verschwunden, Ihr Haar bekommt wieder Glanz und Fülle. Das ist doch ein Erfolg!“

Nützen Sie den neuen Mehrwert der Trilysin-Haarpflege!

In dem Kampf um die Erhaltung des gesunden Haarwuchses war uns ein neuer Erfolg beschieden. Auf Haar und Haarboden konnten mikroskopisch kleine, pilzartige Keime festgestellt werden, die sich häufig als Ursache von quälendem Kopfjucken, von Schuppenbildung und Haarausfall erwiesen. Millionenfach können diese Keime überhand nehmen und erhebliche Haarschädigungen hervorrufen.





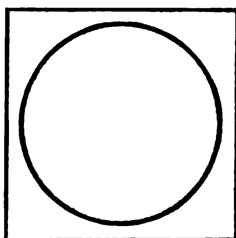


Bild 1: Pilzgeschädigtes Haar. – Bild 2: Pilze in Kopfhautschuppen **vor** Trilysin-Behandlung. – Bild 3: Kopfhautbefund des gleichen Falles **nach** Trilysin-Behandlung: Die Pilze sind verschwunden!

In mühevollen Versuchen haben wir einen neuen Wirkstoff gefunden und unserem Trilysin nutzbar gemacht, der mit Sicherheit Haar und Haarboden von diesen Schädlingen befreit.

Der neue Mehrwert im Trilysin ist damit wissenschaftlich erwiesen. Die Trilysin-Haarpflege ist jetzt **noch wirksamer – noch vollwertiger** geworden. Verwenden Sie daher zur täglichen Haarpflege Trilysin.

Zur vollkommenen Haarpflege:

regelmäßig Trilysin. Flasche zu RM. 1.94 u RM. 3.24. Bei trockenem, spröden Haar oder sehr empfindlichem Haarboden außerdem Trilysin-Haaröl. Flasche zu 90 Pfennig. Zur schonenden Kopfwäsche: das neue Trilypon, seifen- und alkalifrei. Flasche zu 50 Pfg. und RM. 1.20.



Trilysin-Haarpflege – immer im Schritt mit der Forschung.

Prof. Dr. H. Wohlbold:

Die Traumgifte der Indianer

Alle Völker der Erde, hochkultivierte und primitive, huldigen und huldigten zu allen Zeiten dem Genuß von Rausch- und Traumgiften. Viele hundert Millionen Menschen trinken gewohnheitsmäßig alkoholische Getränke, betäuben sich mit Haschisch oder Opium. Alle diese Gifte setzen das Wachbewußtsein mehr oder weniger herab. Die Umwelt versinkt, der Alltag ist vergessen. Wenn nicht völlige Bewußtlosigkeit eintritt, so steigen aus den Tiefen der Seele subjektive Bilder einer visionären Traumwelt auf, die zuweilen furchtbar und grauenerregend, viel öfter von berückender Schönheit, farbenbunt und prächtig sind und die dem Haschischraucher alle Wonnen des Paradieses, wie es vielleicht in den Vorstellungen der Mohammedaner lebt, vorgaukeln.

Die Rauschgifte Asiens und Afrikas sind seit langer Zeit auch bei uns bekannt. Aber die Gifte der amerikanischen Indianer — wir nehmen diese Bezeichnung im weitesten Sinne des Wortes — hat die Forschung erst neuerdings einiges Licht verbreitet. Das Kokain hat allerdings auch bei uns Eingang gefunden, die Kokainsucht ist zu einem weit verbreiteten Laster geworden. Von den übrigen Rauschgiften der neuen Welt aber wissen wir nicht viel. Sie sind uns so fremd wie im Grund genommen eigentlich das Wesen der amerikanischen Urbevölkerung überhaupt. Die unermeßlichen Urwälder und die ungeheueren fieberbrütenden Sümpfe um den Amazonenstrom hat noch kaum der Fuß eines Weißen betreten. Von den uralten Kulturen Mittel- und Südamerikas wissen wir weniger als von den alten Ägyptern. Aber die dekadenten Nachfahren derselben sind nicht Kinder, wie die Neger, sie sind in ihrer Art eher greisenhaft. Und noch heute pflegen sie uralt überlieferte geheimnisvolle Riten und Gebräuche. Unter einem dünnen Kulturfirnis hat sich noch der Glaube an ihre alten Götter erhalten und hier, bei Indianern im Norden und im Süden, hat das Rausch- oder Traumgift auch noch vielfach seine ursprüngliche, in der übrigen Welt im allgemeinen vergessene Bedeutung. Der Orientale — auch der Europäer — berauscht sich in erster Linie deshalb, weil er die Sorgen und Nöte des Alltags vergessen will. Er schläfert sich ein. Der Indianer will durch den Rausch seine körperlichen und seelischen Fähigkeiten steigern. Ihm ist die Ausschaltung des Oberbewußtseins als solches nicht das Wesentliche. Er will vor allem das, was im Unterbewußtsein ruht, und was er als eine objektive Wirklichkeit ansieht, erwecken. Denn hier, in den Tiefen der Seele, ist nach seiner Überzeugung eine geheimnisvolle Welt verborgen. Hier ist der Mensch vereint mit Göttern und mit Gespenstern. In ihre Sphäre bringt er ein, wenn er sich durch das Gift betäubt hat. Ursprünglich dienten alle Rauschgifte religiös-kultischen Zwecken. Der Berauschte glaubte leibfrei mit Wesen einer anderen Welt zu verkehren. Sie offenbaren ihm höhere Geheimnisse und enthüllen ihm die Zukunft. Daher waren diese Gifte in alten Zeiten — bei manchen Naturvölkern ist es bis heute so — den Profanen nicht freigegeben. Nur Priester und Zauberer hatten das Recht, sie zu genießen. Noch jetzt versetzen sich die Schamanen des nördlichen Asiens bis hinüber nach Kamtschatka durch Trinken einer Abkochung des Fliegenschwamms in einen ekstatischen Zustand, in dem sie die Gabe der Wahrsagung und des zweiten Gesichtes besitzen. Afrikanische Zauberer und Medizinmänner trinken den Iboga oder den Johimbe, und die Ureinwohner von Australien nehmen ein „Pituri" genanntes Pflanzengift zu sich, um dadurch zu Propheten zu werden.

Viel mehr als in anderen Teilen der Erde hat sich diese ursprüngliche Bedeutung der Rauschgetränke bis heute erhalten. Eine Ausnahme macht darin allerdings das Kokagift.

Die südamerikanischen Indianer nehmen Koka zunächst nur deshalb zu sich, weil es anregend wirkt. Der „Coquero" im westlichen Südamerika trägt stets in einem Säckchen Pillen mit sich, die aus dem mit Kalk vermischten Staub getrockneter Blätter des unserem Schwarzdorn sehr ähnlichen Kokastrauches hergestellt sind. Besonders Schwerarbeiter und Bergsteiger kauen eine dieser Pillen nach der anderen. Es entsteht ein Gefühl großer körperlicher Leichtigkeit, die Leistungsfähigkeit wird bedeutend erhöht und auch die schwerste Arbeit wird spielend bewältigt. Erst stärkerer Kokagenuß ruft Visionen hervor. Die Coqueros ziehen sich oft in den Urwald zurück, um sich dort tagelang ihren Träumen zu überlassen, und bald verfallen sie körperlich und moralisch. Unter normalen Umständen ruft das in der Kokapflanze enthaltene Gift, das Kokain ein Alkaloid, bereits in einer Menge von 0,05 Gramm Vergiftungserscheinungen hervor. Kokainisten können sich so daran gewöhnen, daß sie es auf mehrere Gramm am Tage bringen. Aber sie gehen dann bald zugrunde. Unter dem Eindruck ihrer Visionen verlieren sie nicht selten den Verstand. Schreckliche Gestalten bringen auf sie ein. Schreiend und tobend suchen sie sich ihrer zu erwehren. Es ist vorgekommen, daß Kokainisten auf ihre vermeintlichen Verfolger mit dem Revolver geschossen haben. Sie hören Stimmen, die sie überall hin verfolgen. Befehle, die ihnen von diesen erteilt werden, haben zwingende Gewalt. „Ich konnte keinen Gedanken für mich behalten" schreibt ein Kokainist, „jeder trat sofort als Worte über meine Lippen, auch mußte ich unverweigerlich die Worte, die mir zugeflüstert wurden, laut wiederholen."

Außer dem auch, wie gesagt, bei uns bekannten Kokagift kennen aber die Ureinwohner Amerikas noch andere Rauschgifte, über deren Wirkung wir noch sehr wenig wissen. Da ist vor allem das Gift des Yajé und der Ayahuasca, zweier Schlingpflanzen und der Huantopflanze, eines überall in den tropischen Gebieten verbreiteten Verwandten unseres Stechapfels, der ja ebenfalls Halluzinationen hervorrufen kann. Die Eingeborenen, besonders die Zaporoindianer, genießen Extrakte dieser Gewächse, um sich in Ekstase zu versetzen. Das Gift der Ayahuasca ist am gefährlichsten, es kann unter Umständen tödlich wirken. Die Zauberer behaupten, daß sie sich durch dasselbe in die Welt der Toten, der Gespenster und der Naturgeister versetzen können, die ihnen die Zukunft verkünden und ihnen, wenn sie zu Kranken gerufen werden, die Heilmittel für die Krankheit offenbaren. Nach dem Genuß des Huantogiftes sind die Medizinmänner oft zwei bis drei Tage bewußtlos. Nach dem Erwachen berichten sie ebenfalls, was ihnen Geister von der Zukunft gesagt haben. Am ungefährlichsten ist verhältnismäßig der Yajé, der in den Urwäldern des Amazonenstromes — abgesehen von anderen, uns noch ganz unbekannten Giftpflanzen — am weitesten verbreitet ist. Auch Europäer haben die Wirkung dieser Pflanze in einzelnen Fällen erprobt. Es wird allen Ernstes behauptet, daß sie telepathische Fähigkeiten hervorrufen soll. Indianer, die niemals aus den ungeheueren Urwäldern ihrer Heimat herausgekommen sind, erzählten nach dem Erwachen aus dem Yajérausch, sie seien in den Städten der Weißen gewesen. Sie sollen das Leben und Treiben in einer Großstadt, von der sie nichts wissen konnten, genau beschrieben haben. Sie schilderten die Häuser, die sie dort sahen, und sogar Konzertsäle und erzählten von der nach ihren Begriffen seltsamen Musik, die sie hörten. Nach dem Berichte eines Arztes trank ein Oberst in Caqueta am Abend vor dem Schlafengehen 16 Tropfen einer Lösung von Alkaloiden des Yajé in einem Glase Wasser. In einer Vision sah er darauf, daß sein Vater in dem weit entfernten Ort Ibague gestorben und seine Schwester schwer erkrankt sei. Erst nach einem Monat kam von der 15 Tagereisen entfernten nächsten Poststation ein Bote mit Briefen, welche die Richtigkeit der Vision bestätigen. Die Indianer sehen im Yajérausch das, was sie nach dem Erwachen berichten, angeblich in Bildern oder es erscheinen ihnen menschenähnliche Gestalten, die ihnen sagen, was sie wissen wollen — etwa den Ausgang eines bevorstehenden Krieges oder Heilmittel für eine Krankheit. Auch die Stelle, an der sich ein verlorener Gegenstand befindet, sollen sie in diesem Zustand erfahren. Auch soll der Berauschte fähig sein, seinen Feinden zu schaden, selbst wenn sie weit entfernt sind. Solche Behauptungen sind natürlich mit allem Vorbehalt aufzunehmen. Aber immerhin sollen sie, selbst nach Berichten von Missionaren, die natürlich den Genuß solcher Gifte verurteilen, wenigstens zum Teil auf Wahrheit beruhen.

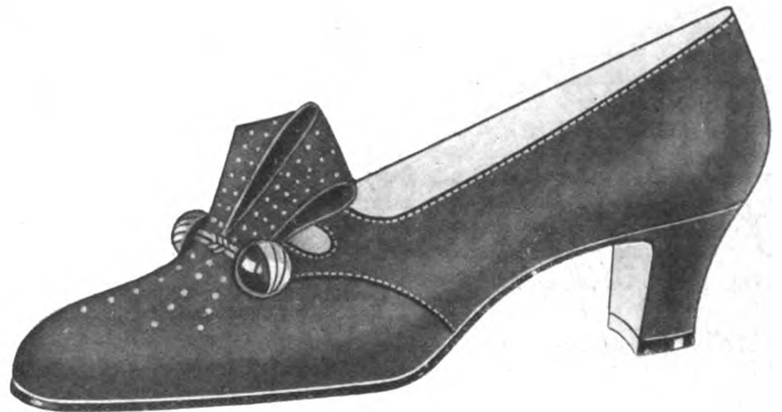
Unter allen Traumgiftpflanzen der Indianer hat in der jüngsten Zeit der mexikanische Peyotlkaktus, ein naher Verwandter des bei uns von Kakteenfreunden häufig gezüchteten Igelkaktus, das meiste Aufsehen erregt. Ärzte haben seine Wirkung an sich selbst und an anderen erprobt. Seine Wirkung soll den Indianern schon vor der Entdeckung Amerikas bekannt gewesen sein. Wahrscheinlich benützen sie den Peyotl schon seit Jahrtausenden. Jetzt bedienen sich desselben noch über 40 Indianerstämme, darunter die Indianer von Texas, die Mescalero-Apachen, die Komantschen, Kiowas und andere Stämme der Sierra Madre und vor allem die Huichols, die sich selbst „Virarika", das heißt „Propheten" nennen. Obwohl sie halb zivilisiert sind, glauben sie noch an ihre alten Götter. Nach langer Vorbereitung durch Fasten und Gebete pilgern sie in besonderen Gewändern wochenlang durch die dürren Steppen der Sierra Madre, um die „göttliche Pflanze" zu suchen. Der blaugrüne Kaktus hat statt der Stacheln wollige Haarbüschel. Anfangs rundlich, streckt er sich später in die Länge und erreicht eine Größe von 15 bis 20 Zentimeter. Die kleinen unscheinbaren Blüten werden später zu roten Beeren. Man schneidet die Pflanze dicht über dem Boden an und zerlegt sie in knopfähnliche dünne Scheiben. Sie enthalten mehrere Alkaloide, von denen schon 0,75 Gramm zur Hervorrufung des „heiligen Rausches" genügen. Nach einem Monat kehren die Indianer von der Pilgerreise in ihre bis zu 3000 Meter hoch in den Bergen liegenden Siedlungen zurück. Um große religiöse Feuer tanzen die Männer — nur sie dürfen den Peyotl genießen — im Tempel des Feuergottes um den Altar und essen dann die getrockneten Kaktusscheiben. Nach einem vorübergehenden Gefühl des Unbehagens erscheinen im Dunkeln oder bei geschlossenen Augen die herrlichsten Bilder, die an Farbenpracht die Visionen aller anderen Traumgifte weit übertreffen sollen. Leuchtende Punkte, Linien und geometrische Figuren verwandeln sich in plastische Tier- und Menschengestalten oder in alltägliche, oft auch phantastische Gegenstände, die sich dem Träumenden zu nähern scheinen. Eine Bilder- und Formenwelt von berückender Schönheit webt und wogt um ihn her. Das normale Bewußtsein bleibt dabei erhalten. Das Alltag-Ich steht wie ein unbeteiligter Zuschauer neben dem Visionär. „Es ist unmöglich", schreibt ein Arzt, der selbst Peyotl gegessen hat, „die Pracht und Herrlichkeit der Erscheinungen zu beschreiben." Nach dem Abklingen der Visionen stellen sich im Gegensatz zu anderen Rauschgiften keinerlei unangenehme Nebenwirkungen ein. Die Versuchsperson fühlt sich sogar auffallend erfrischt und gekräftigt, in den nächsten 24 Stunden fehlt jedes Schlafbedürfnis, Leistungsfähigkeit und Gedankenklarheit sind auf eine seltsame Weise erhöht.

BRAUNE SCHUHE





Braun Kalbleder mit braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



Braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



Braun Chevreau mit braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



Braun Kalbleder mit braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



Braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



Braun Chevreau
MODELL SALAMANDER

JOHANN F. EHRHART:

Hassan, der Held

Hassan — ein großer starker Rüde — war einer jener unzähligen Wolfshunde, die noch vor einem Menschenalter die Straßen Konstantinopels bewohnten und beherrschten.

Das Rudel, das ihm untertan war, mochte an die zwanzig Köpfe zählen. Es war ein ruheloses, ewig hungriges, streitlustiges Pack, das die Straße von allen Abfällen befreite und jeden Eindringling aus anderen Revieren blutig verjagte.

Hassans Revier war eine der schmalen Gassen, die damals von der Großen Galatastraße steil hinauf zum Bujuk Hendek führten. Hassan und seine Schar hatten nicht immer hier gehaust. Vordem lebten sie unten in Galata, ganz in der Nähe des Hafens, wo ihnen Griechen und Levantiner mit Püffen und mit Stößen, mit Prügeln und ganzen Güssen heißen Wassers das Leben schwer gemacht hatten. In seiner Wut hatte Hassan eines Tages einen seiner Peiniger angefallen und bös zugerichtet. Von dieser Stunde aber war der Aufenthalt in jener Gegend unmöglich für ihn geworden, und eines Nachts war er ausgezogen und hatte in einer mörderischen Hundeschlacht, die jedem Anwohner der ganzen Gegend den Schlaf raubte, das bisher in dieser Straße hausende Rudel verjagt und sich selbst hier seßhaft gemacht.

Und Tag für Tag und Nacht für Nacht verteidigte Hassan den neugewonnenen Raum mit zäher Kraft.

Nun hauste er schon Jahre hier, und niemand wagte mehr, ihm diesen Wohnsitz zu wehren.

Daß er Hassan hieß, hatte er durch Ali erfahren, einen jener bärenstarken Lastträger, die unfaßbar schwere Lasten die steilen Hügel dieser Stadt hinaufschleppten. Ali bewohnte ein Haus dieser Straße. Er war der einzige Mensch, an den Hassan eine gewisse Freundschaft band, der einzige Mensch, von dem er sich berühren und gar streicheln ließ, ohne die Zähne zu zeigen

Ali war ein armer Teufel, der sich sein kärgliches Brot hart genug verdiente, aber er ging nie aus, ohne für den Hund einen Bissen in der Tasche mit sich zu führen. Dafür erwartete dieser auch seinen Freund stets vor dessen Türe und gab ihm bis zur Grenze seines Bezirkes das Geleite.

So wären die Tage Hassans wohl ebenso verlaufen wie die aller Konstantinopeler Hunde seit Menschengedenken: mit Hungern und mit Raufen, mit Brunst und mit Geheule, wenn nicht eines Tages die Stadtverwaltung auf den Einfall gekommen wäre, die Stadt von ihrer Hundeplage zu befreien und alle diese Tiere auszuroiten. Sie tat dies auf eine grausame Art

Eines Nachts wurden die Straßen abgeriegelt, die Hunde eingefangen, zuerst auf Karren, dann auf kleine Schiffe verladen und nach Oxia gebracht, einem vegetations- und wasserlosen Eiland das zu den Prinzeninseln gehört.

Auch Hassan wurde eingefangen. Auch ihn warf man aufs Schiff Und auch ihn warf man vor der Insel ins Wasser wie alle diese Tiere, die nun versuchten, das Land schwimmend zu erreichen. Viele gingen schon hier zugrunde. Der anderen aber wartete die Hölle.

Sie hatten nicht Wasser noch Nahrung und stürzten schließlich übereinander her. Sie tranken des anderen Blut, sie zerfleischten dessen abgemagerten Körper. Lange Wochen ging das so fort, das Geheul der verzweifelten Tiere gellte, und die Fischer mieden den Ort.

Allmählich aber wurde es stiller. Es lebten nur mehr zwanzig, dreißig Tiere, die stärksten von allen. Sie umschlichen sich stumm und lauernd. Gab sich eines eine kleine Blöße, dann fielen die anderen sofort über das Tier her hingen sich ihm an die Kehle, rissen es und schlürften sein Blut.

Schließlich lebten noch zwei Hunde auf der Insel. Der eine der beiden war Hassan. Sie knurrten sich an, sie bissen und balgten sich und lagen dann erschöpft da, einer den anderen beobachtend, bis Hunger und Durst auch sie in den entscheidenden Kampf trieben, in dem Hassan siegreich blieb. Dann streunte Hassan allein unter bleichenden Hundeknochen auf der Insel umher, und als die Nacht kam, hockte er, ein todgeweihter Sieger, auf einem Felsen und schaute hinüber nach Stambul, das in unerreichbarer Ferne lag und eben von einem seiner allnächtlichen Brände gerötet wurde. Da heulte Hassan. Der Morgen graute Der Durst quälte, Hunger bohrte in den Eingeweiden. Die Zunge klebte trocken an den Lefzen.

So verging Tag um Tag. Heulend und matt strich das Tier durch die Insel Allein, hilflos, dem elendsten Tode preisgegeben. Dann hielt es Hassan nicht mehr aus. Er warf sich ins Meer und versuchte das Land schwimmend zu erreichen, das ihn des Nachts mit tausend Lichtern narrte.

Er schwamm mehrere Stunden, das Meer war nur mäßig bewegt und verschlang ihn nicht, dann aber ließen des Hundes Kräfte nach, er drohte zu ertrinken. Da sichteten ihn in der letzten Minute ein paar Fischer, die eben ihre Netze einholten. Sie zogen das völlig entkräftete Tier ins Boot, sie hatten Mitleid mit ihm, dessen Körper von Bissen zerfetzt und voller Schwären war, sie nahmen es mit sich in ihr Heimatdorf.

Dort sperrten sie Hassan in eine Stube, um ihn ans Haus zu gewöhnen Vier

Tage dauerte es, da sprengte er mit gewaltigem Satz den Rahmen eines Fensters und gewann das Freie.

Er rannte Konstantinopel zu. Nachts kam er an. Er lief durch die Straße, die ihm bisher Heimat war. Sie war leer und still, kein Hund war zu sehen Er fand Alis Tür und begann zu heulen.

Ali erkannte die Stimme seines Freundes und öffnete rasch. Er nahm den Hund in seine Wohnung, er wusch seine Wunden und pflegte ihn. Nach einigen Tagen war Hassan erholt, seine Wunden heilten, seine Kraft nahm wieder zu, sein Fell glänzte seidig.

Eines Nachts klopfte es an Alis Tür. Ali öffnete. Die Polizei begehrte Einlaß.

„Du hast einen von den Hunden bei dir versteckt. Das ist verboten. Du kannst bestraft werden dafür. Gib ihn heraus."

Ali bangte um Hassan. Er leugnete. Da schoben ihn die Beamten beiseite und betraten die Wohnung. In diesem Augenblick sprang ihnen Hassan entgegen, drängte sich blitzschnell an ihnen vorbei und gewann das Freie.

Und nun begann Hassans große Zeit. Er flüchtete aus der Stadt und wurde zum Räuber. Er fiel alles an, was ihm vor die Zähne kam und mehr, als er fressen konnte. Er riß Wild und Geflügel und junge Tiere. Er wurde verschlagener als der älteste Wolf, und selbst Menschen konnte er gefährlich werden.

Man stellte ihm nach. Man legte Fallen. Man versuchte, ihn einzukesseln. Hassan entkam stets.

Die Hündinnen der Gegenden, die er jeweils durchstreift hatte, warfen kräftige Tiere, die man aber am besten gleich erschlug, weil sie doch nie zu bändigen waren.

Nach einiger Zeit ward es wieder still um Hassan. Man hörte nichts mehr von ihm, man vergaß, ihn zu fürchten. Irgendwo wird ihn eben doch sein Schicksal ereilt haben.

Aber er ward damit nicht vergessen. Wenn draußen der Sturm heulte und wütender Regen gegen das Fenster klatschte, dann saßen wohl da und dort törichte Mägde zusammengekuschelt da und erzählten sich schauernd Geschichten von Hassan, dem Hund, der längst kein Hund mehr war in ihrer Phantasie, sondern ein Dämon, den man fürchtete, ja, fürchten mußte.

Tatsachen aus aller Welt

Die Gehirnforschung hat festgestellt, daß das menschliche Gehirn seit den Tagen des Neandertalers nicht um ein einziges Gramm zugenommen hat, sondern im Gegenteil in den letzten 10 000 Jahren bei den Europäern kleiner geworden ist.

*

Einer Statistik zufolge sollen arme Familien mehr Geld für Nahrung ausgeben als Familien der mittleren Klassen, und zwar infolge schlechter Einteilung und Ermangelung der für geschicktes und richtiges Einkaufen notwendigen Gelder.

*

Die Zahl der 1935/36 in Deutschland versteuerten Zigaretten betrug mehr als 37 Milliarden Stück. Das ist eine Menge, die noch nie erreicht worden ist. Auch war die Menge der versteuerten Zigarren mit 7,8 Milliarden Stück größer als in irgendeinem anderen Jahr seit der Stabilisierung der deutschen Währung.

*

Es ist kürzlich festgestellt worden, daß in England und Wales 44 Millionen Ratten leben, die in jedem Jahr Nahrungsmittel im Werte von 66 Millionen Pfund vertilgen.

*

Von dem Opossum weiß man, daß es 18 Junge wirft, aber nur 12 ernähren kann. Auf der Suche nach Nahrung klammern sich 12 Junge am Euter fest und bleiben dort 6 Wochen lang hängen, die andern müssen Hungers sterben.

*

Nach neueren Untersuchungen greifen Motten auch Azetatseide an. Die frühere Ansicht, daß nur Wolle und hieraus verfertigte Gewebe zerstört werden, ist also nicht mehr haltbar.

*

Eine junge Drossel verzehrt täglich Regenwürmer, die eine Gesamtlänge von einem Meter ergeben.

Sauerkrautkuren mit einem täglichen Verbrauch von einem Pfund und mehr rohen Sauerkrautes sollen bei Asthma, Rheumatismus und Verstopfung schon hervorragende Heilerfolge erzielt haben.

*

Die Zahl der Menschen, die seit Beginn historischer Zeit, also etwa seit 6000 Jahren, auf Erden lebten und starben, beträgt ungefähr vierzig Billionen oder bloß zwanzig auf jedes heutzutage lebende Individuum.

*

Die Sonne soll nach den letzten Feststellungen der Astronomen ein variabler Stern sein, dessen Licht- und Wärmeausstrahlung täglich wechselt.

*

In der Warschauer Universitätsklinik wurde ein Chauffeur mit einem Nieskrampf eingeliefert. Er nieste trotz Anwendung von Betäubungsmitteln mehrere Stunden hintereinander, insgesamt 1250mal. Dann verlor er das Bewußtsein durch einen Bluterguß im Gehirn

*

Man hat geplant, in verschiedenen Teilen der französischen Sahara Sanatorien einzurichten, da man feststellte, daß in der Wüste Wunden außerordentlich leicht heilen, weil störende Bakterien dort nicht vorhanden sind.

*

Aus Südkalifornien wurden riesige Ausbrüche von gasförmiger Kohlensäure gemeldet. Nach bisherigen Messungen dürfte die Ausbeute, die man durch Kondensation des Gases als Trockeneis verwenden will, ungefähr eine Million Tonnen betragen.

*

Helligkeitsmessungen führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß Tageslicht heller ist, wenn sich die Sonne teilweise hinter hellen Wolken verbirgt, als bei wolkenlosem Himmel und vollem Sonnenschein.

HARRY SCHÜTT:

Das brennende Wasser

Man kann meinem Kumpel Tobias Glind nicht gerade vorwerfen, daß er ein Hasenfuß ist. Einem, der mit noch nicht zwanzig Jahren zwei Jahre Westfront durchgestanden und als Vize mit den beiden Kreuzen zurückgekommen, dem darf man wohl bestätigen, daß er auf Vordermann geht. Obwohl also Tobbi Glind einen guten, männlichen Start ins Leben hatte und Gelegenheit genug, sich etwa vorhandene Bangbüchsgefühle abzugewöhnen, hätte es ihn jetzt, bald zwanzig Jahre nach der großen Bewährungsprobe, beinahe erwischt.

Wir arbeiteten in Anlage D unseres Werkes mit zwei Schichten. Tobbi Glind und ich, die wir auf Säurestation waren, lösten uns ab. Als ich ihm mittags um zwei Uhr bei Schichtwechsel den Betrieb übergab, hatte ich zwei von den vier Bottichen, die fünf Meter breit und drei hoch sind, gefüllt. Die Schicht begann gleich zu arbeiten. Tobbi fuhr wie sonst die Kreiselpumpen an, die die Schwefelsäure in Bleirohrleitungen auf das höhergelegene Mischkellergewölbe drücken, wo sie der Mann an der Mischmaschine mit gemahlenem Rohphosphat zusammenrührt. Wir stellen auf unserem Werk Kunstdünger her, sog. Superphosphat. Von dem Laufgang aus, der sich in zwei Meter Höhe an den Bottichen entlang zieht, öffnete Tobbi die Einlaufventile und begann mit der Füllung der beiden leeren Bottiche für den nächsten Tag. Wie immer stürzte wohl die Schwefelsäure gurgelnd und rauschend in das 50-Tonnen-Bassin, wie täglich drosselte wohl Tobbi die Dampfschlange im Bottich, wenn die Temperatur zu hoch kam, oder er drehte das Ventil der Preßluftschlange mehr auf, um das zulaufende Wasser noch mehr mit der Starksäure zu mischen. Nach kurzer Zeit lief der Betrieb. Von Zeit zu Zeit überprüfte Tobbi die Stärke und Temperatur der Säure und den Gang der Pumpen. Alles in Ordnung.

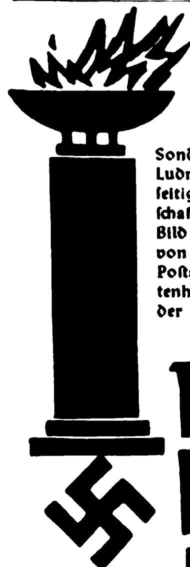
Nach sechs Uhr stellte er das Warmlaufen eines Lagers fest. Er verstärkte Wasserkühlung und Ölzufuhr und war gerade damit fertig, als die 100-Watt-Lampe über dem zweiten Bottich ausging. Er versah sich mit einer neuen Glühbirne und überlegte, auf den Laufsteg steigend, wie er das Auswechseln am besten vornehmen könnte. Die Lampe hing an einem durch Streben verstärkten eisernen Wandarm zwei Meter über der Mitte des Behälters. Er fand nur ein Dreimeterbrett, nahm einen Hanfstroppen, machte an beiden Enden Schlaufen und schob diese mittels einer Stange über den hervorstehenden Stutzen des Wandarms. In dieses schaukelartige Gehänge schob er das eine Ende des Brettes, während er für das andere Ende den Bottichrand als Auflage benützte. Es war eine unsichere, schwankende Stellung und ein sträflicher Leichtsinn, da hinaufzutreten. Aber nicht das Schwankende war es, das ihm zum Verhängnis wurde, sondern die eine Schlaufe, die sich auflöste, gerade als Tobbi unter der Lampe angelangt war. Er hielt sich zu seinem Glück geistesgegenwärtig an dem haltenden anderen Ende des Taues fest, als ihm das Brett unter den Füßen wegrutschte. Dort hing er nun, mein Kumpel Tobbi Glind, zwischen Hangen und Bangen, unter sich die gelblichbraune Schwefelsäure, die bei 70° C, von der Preßluft aufgewühlt, wild durcheinanderquirlte. Ein Tropfen ins Auge genügt, um für immer zu erblinden. Ein Schluck davon beim Hineinfallen, und kein Arzt kann den Magen wieder auspumpen, weil da kein Magen mehr ist. Das frißt sich wie flüssiges Blei durch die Gedärme. Um ihn herum das Summen der Motoren und das Gerumpel der Förder-Schnecken, ein ohrenbetäubender Lärm, der den stärksten menschlichen Laut in sich aufsaugt. Tobbi versuchte erst gar nicht, um Hilfe zu rufen. Es war aussichtslos.

Je länger er hing, desto mehr erlahmten natürlich seine Arme und Hände, und er konnte sich ungefähr ausrechnen, wann er sich, müde geworden, fallen lassen mußte in diese ekelhafte, braune Brühe. So, den sicheren Tod vor Augen, einen widerlich-gräßlichen und grausamen Tod, fühlte er, wie die Angst in ihm hochkroch, eine jämmerliche, erbärmliche Angst. Gewiß hatte er dort draußen im Felde dem Sensenmann oft genug ins erbarmungslose Auge geblickt, aber was der dort

zu bieten hatte, war ein anständiger, ehrlicher Soldatentod. Dies aber war das Grauen. Jedoch der Gedanke an die Zeit des Krieges half ihm die Angst zu überwinden, und zum erstenmal begann er, auf Rettung zu sinnen. Er sah über sich den eisernen Wandarm und zog sich hoch. Als er ihn mit der Hand berührte, schlugen ihm die 220 Volt der Lichtleitung durch den Körper. Kurzschluß. Daher war die Lampe ausgegangen. So ging es also nicht. Er mußte alle Kraft anwenden, um die Hand wieder loszureißen. Von neuem hing er, schon schwächer geworden, hilflos an dem Tau über dem brennenden Wasser. Er zermarterte sein Gehirn nach irgendeiner anderen Rettungsmöglichkeit, aber es gab anscheinend keine. Er hatte sich zwar das Ende des Taues um den Fuß geschlungen, doch immer wieder gab es nach und die Kraft der Arme und Hände wurde immer geringer. Er erwog schon den Gedanken, dieser ewig scheinenden Qual des Wartens ein Ende zu machen und sich fallen zu lassen, als er plötzlich einen brenzlichen Geruch wahrnahm.

Sofort schoß es ihm durch den Kopf: Die Pumpen, das Lager. Er hatte die Ölung verstärkt, nun war das Tropfgefäß leer gelaufen. Wenn er nicht in zwei Minuten frisches Öl auffüllte, war das Lager hin, erledigt. Unwillkürlich machte er eine Bewegung zu den Pumpen hin, und sieh, er kam ins Schwingen. Er gab sich noch einen Schwung und kam schon dem Bottichrand näher. Angefacht durch diesen Erfolg brachte er sich immer mehr ins Schaukeln. Er mußte sich jetzt entscheiden. Es ging um sein Leben Gelang es ihm nicht, sich in einen Schwung zu versetzen, der ihn, wenn er sich losließ, über den Bottichrand brachte, war ihm der sichere grausame Tod gewiß. Als er, alle Energien zusammenraffend, den letzten Schwung tat und sich losließ, reichte es doch nicht bis hinüber. Mit einer kleinen Neigung nach rückwärts landete er stehend auf dem Bottichrand. Noch einmal hatte er eine furchtbare Schrecksekunde zu überstehen, in der er das Zurückfallen in die Säure befürchten mußte, in der er trotz des Lärms der Maschinen sein Herz schlagen hörte. Mit der letzten Willensanstrengung gelang es ihm durch Rudern mit den Armen den Körper nach vorn über den Schwerpunkt zu bringen. Zusammengekauert, ermattet, zermürbt, verhielt er eine Sekunde nach dem Absprung, um dann, zur Besinnung gekommen, an die Pumpen zu stürzen, wo ihm das heißlaufende Lager seinen Durst nach Öl mit Qualm und Brandgeruch meldete.

Mein Arbeitskamerad Tobias Glind, der nie von seinen Kriegserlebnissen erzählte, sprach auch über diesen Zwischenfall nur mit ein paar belanglosen, kurzen Worten als von einer unwichtigen, bedeutungslosen Angelegenheit. Ich habe sie trotzdem aufgeschrieben, weil ich seine Ansicht nicht teilen konnte.



HANS KERSTEN:

Schlangen an Bord

In der Parabucht liegt der Küstendampfer „Amarante" vor Anker. Das Boot, das die beiden Deutschen, den Ingenieur Hildebrand und den Geologen Krüger, an Bord bringen soll, ist schon mit allen möglichen Kisten und Fässern beladen, als der Bootsmann endlich den beiden bedeutet, einzusteigen. Ihr Gepäck wird zwischen den Kisten verstaut, und sie selbst finden auf ein paar flachen Körben notdürftig Platz. Die Ruder tauchen ins Wasser, und mühsam kämpft sich das Boot durch die Brandung.

Der Mann am Steuer, ein breitschultriger Alter mit eisgrauen Haaren, hat ein verschlossenes, beinahe finsteres Gesicht, in das Wind und Salzwasser tausend Falten und Furchen gegerbt haben. Der Ingenieur fragt ihn, was er in den runden Körben habe. Der Alte verzieht den Mund zu einem spöttischen Grinsen:

„Klapperschlangen, Sir ..."

Siedendheiß fährt es den beiden über den Rücken — der Geologe springt auf, aber der Bootsmann drückt ihn auf seinen Platz zurück:

„Ruhig sitzen, Sir ... wegen der Haifische ..."

Sie ergeben sich in ihr Schicksal und bleiben auf den unheimlichen Körben sitzen. —

An Bord nimmt sie der Kapitän, ein höflicher Brasilianer, in Empfang. Als sie ihm berichten, was für einen Schrecken ihnen der Alte eingejagt hat, beruhigt er sie:

„Das kommt oft vor, daß wir solche Reptilien an Bord haben, sie sind für das zoologische Institut in Rio bestimmt. Die Körbe sind gut verschlossen, es ist kein Grund zur Besorgnis vorhanden. — O'Brien hätte Ihnen das wirklich sagen können. Ein ungeschliffener Bursche, den irgendein verrückter Wind von Irland auf mein Schiff verschlagen hat. Aber er ist mein tüchtigster Mann, die Jungens hier haben vor ihm Respekt." —

Die Anker werden gelichtet, und in gemächlicher Fahrt stampft die „Amarante" an der brasilianischen Küste entlang. Krüger und Hildebrand richten sich in ihrer Koje häuslich ein. Dann sehen sie sich auf dem Schiff um. Ein uralter Kasten, der noch aus der ersten Zeit der brasilianischen Dampfschiffahrt zu stammen scheint. Die beiden Deutschen sind die einzigen Passagiere. Die „Amarante" befördert hauptsächlich Fracht.

Am Abend, als die kurze tropische Dämmerung vorüber ist, lehnen sie an der Reling und genießen die nach der Glut des Tages erfrischende Kühle des Abends. Plötzlich steht neben ihnen der alte Ire.

„Wollen nach Rio?"

Krüger nickt.

„Und dann?"

„Dann ins Matto-Grosso-Gebiet."

Der trübe Schein einer Decklaterne fällt auf O'Briens Gesicht. Wieder steht um seinen Mund das spöttische Grinsen.

„Gefährliche Gegend, Sir — anders als im gemütlichen alten Europa . . . Die Indios verstehen keinen Spaß . . ."

Krüger lacht. „Wir rechnen damit und sind mit allem Nötigen versehen." Er zieht eine Pistole aus der Tasche. „Die Indios werden das zu respektieren wissen. "

Der Alte grinst immer noch. Geringschätzig zuckt er die Achseln. „Gibt bessere Sachen, Sir . . ." Neugierig blicken ihn die beiden an. Er macht eine abwehrende Handbewegung. „Ist natürlich Ansichtssache."

Der Kapitän kommt heran. Er hat die letzten Worte noch gehört.

„Ja, Sennors, mit Schießeisen können Sie bei O'Brien keine Ehre einlegen."

Krüger blickt ihn verwundert an.

„Es ist aber doch die sicherste Waffe."

O'Brien antwortet nicht, er geht an einen Pfosten, der im Schein der Laterne steht, und zieht darauf einen Kreidestrich, etwa einen Zoll lang. Dann mißt er zehn Schritte ab.

„Können Sie schießen, Sir?"

Krüger lächelt.

„Ich denke, doch — wir haben uns ein paar Wochen lang eingeschossen."

„Bitte, dann treffen Sie auf zehn Schritt den Strich."

Krüger stellt sich an die bezeichnete Stelle, hebt die Pistole. Gespannt schauen die drei anderen zu. Der Geologe hat schießen gelernt — von zehn Schüssen gehen mindestens neun ins Zentrum — aber hier ist das anders — der undeutliche Strich — das Schlingern und Stampfen des Schiffes — das sind Umstände, die ihn etwas unsicher machen. Er zielt ein paar Sekunden — drückt ab — ein Knall — dann splitterndes Holz.

„Gut!" Der Kapitän klatscht in die Hände, einen Zentimeter neben dem Strich ist die Kugel in den Pfosten gegangen. O'Brien grinst immer noch. Er stellt sich neben den Schützen, zieht sein langes Schiffsmesser aus dem Gurt, wiegt es einen Augenblick in der Hand und schleudert es gegen den Balken. Der Kapitän klatscht wieder — die Deutschen starren stumm auf das Messer: Haarscharf auf dem Strich ist die Klinge ins Holz gefahren. Mit einem kurzen Ruck reißt der Ire das Messer heraus, schiebt es wieder in seinen Gürtel und geht fort. Nach ein paar Schritten wendet er sich noch einmal um:

„Schießen übrigens nicht schlecht, Sir — aber . . ."

Den Rest verstehen sie nicht, die Nacht verschluckt die Worte. — Die Deutschen gehen auch in ihre Koje. Nachdenklich sitzen sie zusammen. Der Alte ist ihnen unheimlich. Krüger legt die entsicherte Pistole auf den Tisch.

„Ich wünschte, die Fahrt auf dem verteufelten Kasten wäre schon zu Ende — dieser O'Brien gefällt mir nicht — er war schon im Boot so sonderbar — wer weiß, was der Bursche im Schilde führt . . ."

In den nächsten Tagen gehen sie dem Alten nach Möglichkeit aus dem Wege; wenn sie ihm nicht ausweichen können, greift Krüger unwillkürlich in die Tasche.

O'Brien spricht sie nicht mehr an, aber sein Grinsen erscheint bei jeder Begegnung. — Gegen Abend des dritten Tages sitzen die Deutschen auf dem Vorderdeck und unterhalten sich mit dem Kapitän. Plötzlich hört Hildebrand ein leises Geräusch — als er hinblickt, erstarrt ihm das Blut in den Adern: Neben ihm auf der Bank kriecht eine Klapperschlange heran. Auch Krüger, der ein paar Schritte abseits sitzt, hat das Reptil entdeckt.

„Still sitzen, kein Glied rühren", ruft er dem Ingenieur zu. Er kennt Schlangen, von Mexiko her, er weiß, daß die Tiere ein unbewegliches Lebewesen meist nicht angreifen, er weiß aber auch, daß Hildebrand in dem Augenblick, in dem er die geringste Bewegung macht, mit Sicherheit verloren ist. Kreidebleich sitzt der Ingenieur und starrt das Reptil an. Krampfhaft hält er den Körper steif — Schweißperlen hängen auf seiner Stirn . . . die Schlange liegt jetzt still und bewegt nur den Kopf und die gespaltene Zunge.

Der Kapitän lehnt an der Reling und ist unfähig, irgend etwas zu unternehmen. Krüger faßt sich zuerst. Langsam, um die Schlange nicht durch unvorsichtige Bewegung zu erschrecken, zieht er die Pistole aus der Tasche. Langsam hebt er die Waffe — die Schlange schiebt sich näher heran Sie ist nur noch ein paar Zentimeter von des Ingenieurs Hand entfernt .. Krüger zielt — noch niemals hat er solange gezielt — zweimal setzt er ab — zögert — wenn er das Tier nur verwundet, ist Hildebrand erledigt — es ist schwer, den kleinen, unruhigen Kopf zu treffen — zum dritten Male zielt er — ein peitschender Knall — im gleichen Augenblick blitzt in der Luft ein Messer — ein kurzes Klirren — der Kopf der Schlange ist fest an die Bank genagelt.

Sekundenlang sitzt der Ingenieur noch regungslos, dann begreift er, springt auf — die Klapperschlange windet und bäumt sich zuckend auf und nieder, aber sie kommt nicht los, das Messer ist mit furchtbarer Gewalt geschleudert — fast bis ans Heft ist die Klinge ins Holz gefahren. Krügers Kugel aber ist vorbeigegangen! Wenn O'Brien nicht im letzten Augenblick zur Stelle gewesen wäre, hätte niemand das Unglück verhüten können.

Der Alte legt Krüger die Hand auf die Schulter.

„Auf Schlangen schießen ist immer eine schlechte Sache, Sir . . . die Biester sterben nicht vor Sonnenuntergang — auch wenn sie getroffen wäre, hätte sie noch gebissen . . ."

Die Männer sehen, daß der Alte recht hat, immer noch tobt die Schlange, obzwar das Messer durch den Schädel gegangen ist. Der Ingenieur reicht O'Brien die Hand. Der Ire winkt ab.

„Schon gut — sagen Sie Ihrem Freund, er soll sein Schießeisen ins Meer werfen — es ist schon viel Unheil damit angerichtet worden!"

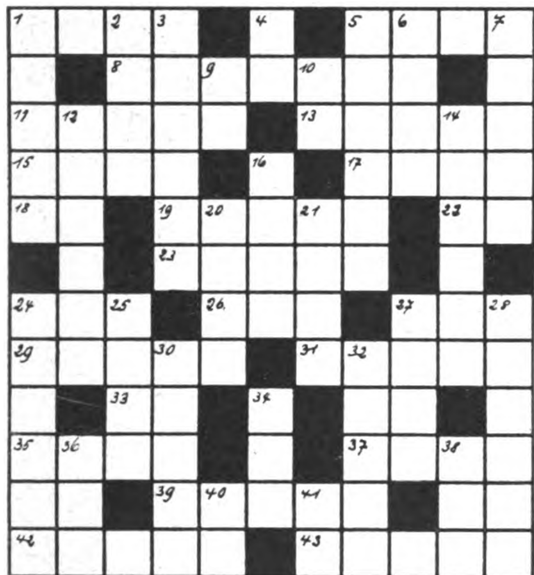
Dann steigt er die Kajütentreppe hinab. Die beiden Deutschen stehen mit dem Kapitän an der Reling und schauen zur untergehenden Sonne, bis sie hinter dem Horizont verschwunden ist.

Als sie sich umwenden, entdecken sie, daß die Schlange tot ist . . .

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

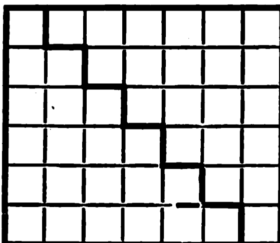
Waagrecht: 1. Behälter, 5. europ. Meerenge, 8. Land in Asien, 11. Hochland Innerasiens, 13 Verwandter, 15. Insekt, 17. kleine Münze, 18. Nahrungsmittel, 19 Schmetterling, 22. ägypt. Gott, 23. Nadelbaum, 24. indische Münze, 26. algerischer Titel, 27. Reichsstatthalter, 29. Verbrennungsrückstand, 31 europ. Strom, 33. Flächenmaß, 35. leidenschaftliches Verlangen, 37. italien. Wein, 39. verhängnisvoll, 42. Spielkarte, 43. Prophet. — Senkrecht: 1. Abschrift, 2. Widder, 3. Ort im Kanton Bern, 4. sibir. Strom, 5. Funkgerät, 6. Kröte, 7. Flußmündung, 9. Flächenmaß, 10 Geliebte des Zeus, 12 Stadt an der Somme, 14. Erdteil, 16 Schluß, 20. einsame Gegend, 21. schlechte Gesinnung, 24. Schweizer Kanton, 25 Flußname, 27. türkische Stadt, 28. Karthager, 30. Musikinstrument, 32. Kopftuch, 34. Farbe, 36. Donauzufluß, 38. Getränk, 40 Flächenmaß, 41. Spielkarte



Kryptogramm

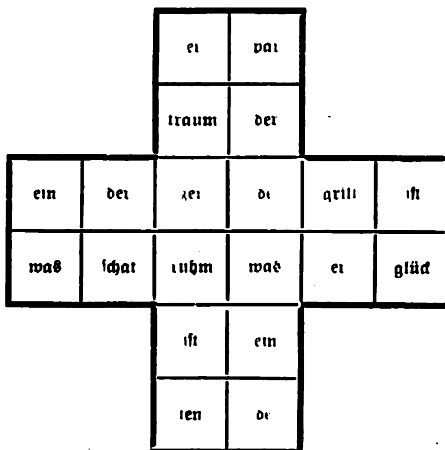
Aus den Wörtern: Diener, beizeiten, Stunde, Regent, Gesinde, Widder, Mörser, Bekundung, Hardenberg, Bezeichnung, Sieger, Niederlande, Vogesen, Schiras, Fechter sind je 3, aus dem letzten Wort 4 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch Schopenhauers ergeben

Treppenrätsel



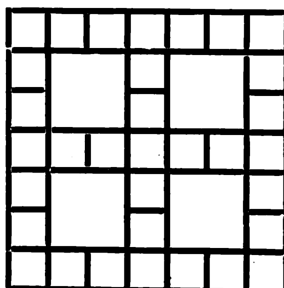
Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) Viehfutter, c) ehrgeiziger Mensch; 2. a) Verhältniswort, b) landwirtschaftl. Raum, c) Radiogerät; 3. a) englische Insel, b) Metall, c) Gemüse; 4. a) Zahl, b) Kante, c) geometrische Figur; 5 a) Tintenfisch, b) spanischer Artikel, c) Streit; 6 a) Ruderboot, b) Konsonant, c) seemännisch: hinten

Rösselsprung

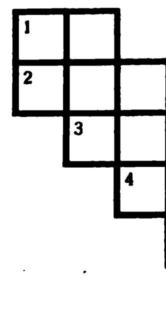


Magische Figur

Die Buchstaben: b b d d e e e e e e h h k k l l l l o o o o o r r t t t t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht drei gleiche Wörter entstehen 1. Monat, 2. Shakespearesche Dramengestalt, 3. Maskenball



Silbentreppe



Die Silben: an — an — dri — ga — ga — ge — le — qua — qua — rie — rie — sai — te — te — ti — tu werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Teil der Musikinstrumente, 2 Hafenstadt am Mittelländischen Meer, 3. lateinische Druckschrift, 4. Viergespann, 5. Theaterrang, 6. Turnabteilung.

Bilderrätsel



Lösungen der Rätsel aus Folge 8

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. rar, 4. Ase, 6. Tagpfauenauge, 9. Largo, 10. Sen, 12. Leo, 13. Ida, 14. Tag. 16. Raa, 17. Steven. 18. Papier, 19. Nil, 21. San, 22. Uda. 23. bar, 25. NSB, 26. Kopie, 27. Strebepfeiler, 28. Usa, 29. Inn. Senkrecht: 2. Agnetendorf, 3. Bures, 5. Sundainseln, 7. Aal, 8. Ego, 11. Navia, 13. Japan, 15. Gel, 16. Ras, 20. Rappe, 23. Boe, 24. Rif. ✱ Mühlbretträtsel: Waagrecht: 1. Aal, 4. Ala, 6. Opa, 8. gar, 9. Ski, 10. Art, 12. Rat, 13. Ana. Senkrecht: 1. Aga, 2. Alp, 3. Lia, 4. Aar, 5. Akt, 6. Ora, 7. Ast, 11. Ran ✱ Kapselrätsel: Rüde, Egel, Vers, Ost, Lena, Ulk, Taube, Isel, Oder, Not, Eile, Nabe, Kram, Optik, Eller, Ner, Non, Eber, Neid, Alm, Linse, Satz, Genf, Ena, Weg, Aube, Lese, Tal, Asta, Kar, Tal, Eis, Nabe, Uri, Rand, Bia, Ort, Name, Kuba, Ute, Riff, Zar, Ende, Rabe, Drill, Amen, Ungar, Elba, Ring, Sold, Emden, Imme, Not. — Revolutionen können als Gewaltakte nur von kurzer Dauer sein ✱ Magische Silbenfigur: 1. Chinesen, 2. Region, 3. Sendestation, 4. Antiochia, 5. Angina, 6. Adalin. ✱ Aus zwei mach eins: Harmonie, Ohrmuschel, Rotterdam, Schiller, Theoderich, Wallenstein, Eissport, Sokrates, Sarabande, Eskadron, Lamprete. — Horst Wessel. —



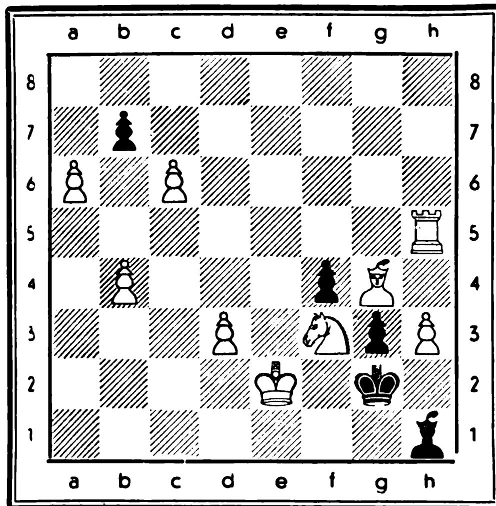
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Willi Schütz. Berlin-Weißensee

Schwarz: Kg2, Lh1, Bb7, f4, g3 (5)



Weiß: Ke2, Th5, Lg4, Sf3, Ba6, b4, c6, d3, h3 (9)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 5

Dreizüger von J. Utech, Essen.

Weiß: Kc8, Tc7, Tf8, Lf7, Sa4, Sg4, Bd3 (7)

Schwarz: Kd5, Td1, Sd2, Ba5, b6, c6, d4, d6, e6, f6, g5 (11)

1. Tf8—d8, Sc4; 2. Le8, Se5; 3. S×f6‡ usw. (1. Kd7 stellt eine Verführung dar, die durch 1. . . ., Te1; 2. T×c6, Sc4 (!) widerlegt wird.)

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; Dr. W. Krause, Hannover; A. Seber, Trier; J. Herwig, Gotha; M. Templin, Friedensstadt; E. Schinze, Willingen; R. Flume, Nordrach; O Gothner, Goslar; F. Ruckdeschel, Nürnberg; W. Noack, Hamburg; J. Diehl, Oberschmitten; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; Past. Pohl, Bad Oldesloe; O. Behncke jr., Cuxhaven; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; E. Raeger, Hamburg; Pfr. Klein, Setzingen; E. Brand, Holthausen; E. Schildberg, Bln.-Friedenau; Nibbert, Bad Hersfeld; Marie Barthel, Dortmund - Hörde; H. Dühmert, Berlin NO.; Erika Schupp, Wiesbaden; M. Burdack, Hormersdorf; Cl. Ebert, Hamburg; K. Roß, Hamburg; H Ackermann, Norden; H. Kolwitz, Berlin - Neukölln; A. Jeck, Niederhadamar; A. Schweinsberg, Duisburg; Ch Ellrich, Spangenberg.

Einige Löserurteile: „Ein erstaunlich kunstvolles Gebilde" Dr. M., B.; „Eine Glanzleistung der Problemkunst!" P. Sch., S.; „Durch eine schöne Kombination wird der schwarze Turm außer Gefecht gesetzt" Dr. K., H.; „Prachtvoll!" Dr. St., Bln.-Ch.; „Ein symmetrisches Glanzstück" H. K., Bln.-N.

An viele Löser: Lösungen, die erst nach 14 Tagen eingesandt werden, können aus technischen Gründen nicht mehr berücksichtigt werden. Bei Anfragen bitte Rückporto beilegen

Die Meisterschaft von Berlin 1937

errang Ludwig Rellstab mit 8½ Punkten aus 10 Partien. Er verlor keine Partie und machte nur drei unentschieden. Mit einem halben Punkt Abstand folgten Kurt Richter (der vorjährige Meister von Berlin) und B. Koch mit 8 Punkten. Helling erreichte 6, Dahl 5½ und Sämisch 4½ Punkte, ferner spielten mit Vogt (Pfalz), Wächter, Hübener (Saaleschachbund), Czaya (Breslau) und Elstner.

Wir lassen nun eine hübsche Angriffspartie des Siegers von Berlin folgen.

Schneidiger Angriff

(Französische Verteidigung)

Weiß: L. Rellstab Schwarz: Hübener

1. e2—e4	e7—e6	8. Dg4—h5†	g7—g6	15. Sd5—f6†	Ke8—f7
2. d2—d4	d7—d5	9. Dh5—h6	Le7×g5⁴)	16. Lf1—c4†	Lc8—e6
3. Sb1—c3	Sg8—f6	10. h4×g5	Dd8—e7	17. d4—d5	Sb8—c6⁷)
4. Lc1—g5	Lf8—e7	11. Sg1—e2	c7—c5⁵)	18. 0—0—0	Sc6—d4
5. e4—e5	Sf6—d7	12. Se2—f4⁶)	Sd7—f8	19. c2—c3	Dd8—c8
6. h2—h4¹)	a7—a6²)	13. Sc3×d5!	e6×d5	20. d5×e6†	Sd4×e6
7. Dd1—g4	f7—f5³)	14. Sf4×d5	De7—d8	21. Td1—d6	Kf7—e7
				22. Th1—d1	Aufg.⁸)

[1] Hier wird häufig der Läufer e7 getauscht. Der Textzug ist schärfer und stammt von Chatard, wurde aber von Aljechin im Turnier zu Mannheim 1914 in die Turnierpraxis eingeführt. Der Sinn dieses Zuges ist, nach Annahme des Bauernopfers 6 . . ., L×g5; 7. h4×g5, D×g5; 8. Sh3, einen gefährlichen Angriff einzuleiten.

[2] Eine Verkennung der Aufstellung. Besser wäre mit dem Breyerschen Zug 6. . . ., c7—c5 fortzufahren. Es wurde auch schon 6. . . ., f7—f6 versucht, worauf Weiß mit einem Läuferopfer 7. Lf1—d3 fortsetzen kann. Von der Korrektheit dieses Opfers hängt die Lebensfähigkeit der mit 6. h4 beginnenden Variante ab.

[3] Ein verfehlter Vorstoß, der den eigenen Königsflügel stark schwächt. Richtiger wäre 7. . . ., L×g5; 8. h4×g5, obwohl auch dann Weiß im Vorteil ist.

[4] Jetzt ist dieser Tausch zu spät. Etwas besser als der Textzug wäre wohl 9. . . ., Lf8; was allerdings nach 10. L×d8, L×h6; 11. L×c7 einen Bauern kosten würde.

[5] Nun ist der Breyersche Vorstoß und Entlastungszug zu spät und schwächt den eigenen Damenflügel. Jetzt sollte c7—c6 geschehen, denn der Punkt d5 bedarf einer Überdeckung

[6] Mit der Doppeldrohung S×g6 und Sc3×d5!

[7] Schwarz hat keine genügende Verteidigung mehr.

[8] Eine vom neuen Meister von Berlin ebenso hübsch wie kräftig gespielte Partie.

Schwache Eröffnung

führt zu raschem Zusammenbruch. Gespielt in einem australischen Turnier.

Weiß: Crowi Schwarz: Purdy

1. e2—e4	e7—e5	5. Sc3×d5	Lc8—g4†	9. Dd1—e2	f5×e4†
2. f2—f4	e5×f4	6. Sg1—f3	Sb8—c6	10. De2×e4	Lg4×f3
3. Sb1—c3?¹)	Dd8—h4†	7. d2—d4³)	0—0—0	11. De4×f3	Td8×d5!
4. Ke1—e2²)	d7—d5	8. Ke2—d3	f7—f5!⁴)	Weiß gibt auf⁵)	

[1] Eine verfehlte Aufstellung. Besser wäre 3. Sf3.

[2] Nun muß der König wandern, ohne daß Weiß ein Gegenspiel hat, wodurch die Partie schon den Todeskeim in sich trägt.

[3] Falls 7. S×c7†, so Kd8; 8. S×a8, Sc6—e5 (!) mit der Drohung L×f3 nebst S×f3 und endlich Dh5†!

[4] Ein kräftiger Zug, der die weiße Stellung stürmt.

[5] Weiß gibt auf, da nach 12. D×Td5, Sb4† die Dame gewinnt.

HUMOR

Straßenbahn. Zum Brechen voll. Ein Herr steht auf:
„Wollen Sie meinen Platz einnehmen, gnädige Frau?"
„Danke", ist die Antwort, „ich steige an der nächsten Haltestelle auch aus."

*

A.: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Schwester vorstelle?"
B.: „Sehr angenehm, im Vertrauen gesagt, war meine Schwester auch schon mal!"

*

„Kennen Sie eigentlich diesen Herrn Wiesenpieper genauer?"
„Natürlich! Wir waren doch zusammen auf einer Lehrstelle! Auf jeden Fall war er früher arm, dafür aber ehrlich!"
„Wie liegen jetzt die Verhältnisse?"
„Soviel ich weiß, ist er jetzt ein steinreicher Mann!"

*

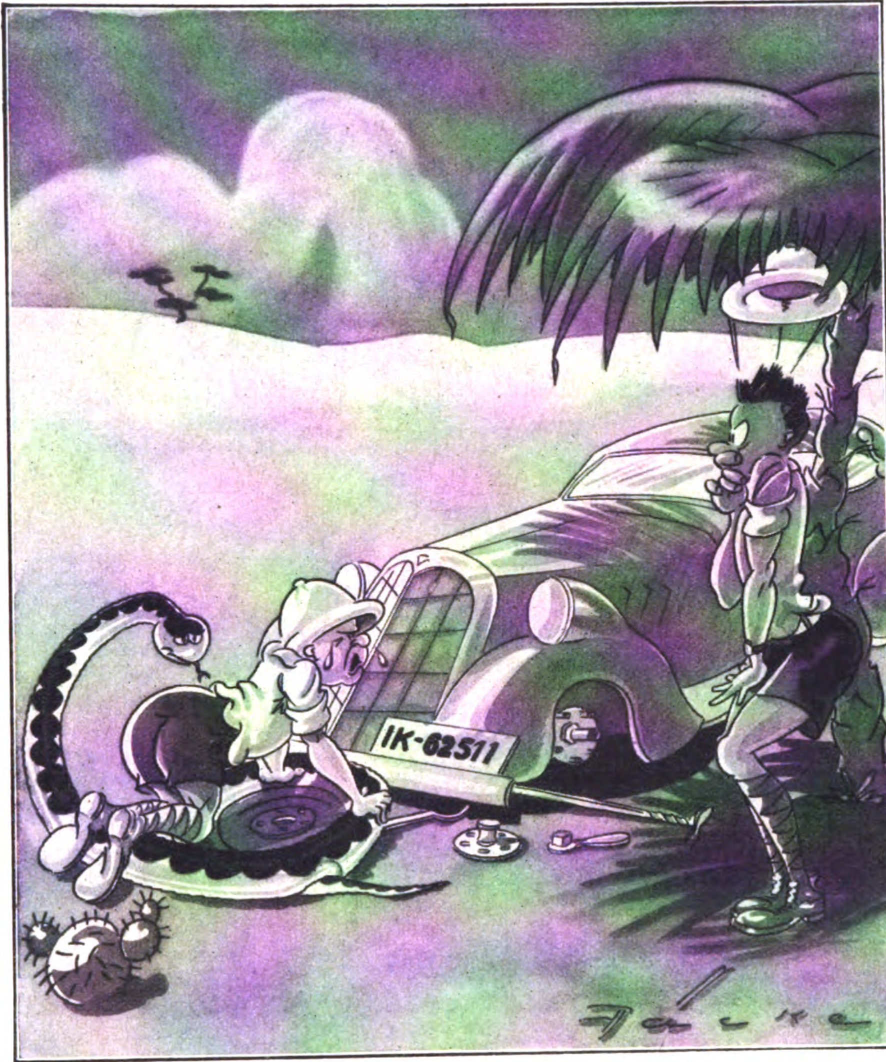
„Sagen Sie mal, Anna, die neue chinesische Vase hat ja einen Sprung; der kann doch unmöglich schon drinnen gewesen sein, wie ich sie gekauft habe!"
„Oh, warum nicht, gnädige Frau, jetzt bei dem Durcheinander in China."

*

„Viel zu oft bilden sich diese Autofahrer ein, daß die Fußgänger unter ihnen sind!"
„Was wollen Sie? Viel zu oft ist das ja auch leider wirklich der Fall!"

*

„Und was ist nun der Unterschied zwischen unserem Dorf und der Großstadt?" fragte Mathiessen.
„Sehr einfach. Auf dem Dorfe geht man hundemüde ins Bett und wacht springlebendig auf. In der Stadt geht man springlebendig ins Bett und wacht todmüde auf."



„Schau nicht so saublöd daher, du Depp —, hilf mir lieber, daß ich den verdammten Reifen draufkriege!"

Zeichnungen: R. Fäcke.

„Ich möchte gern mal wissen, ob mein Mann mich auch noch liebt, wenn ich alt bin."
Die Freundin: „Nun, das wirst du ja bald wissen."

Ein Schotte, der für ein paar Tage in London gewesen war, fuhr, als er wieder abreisen wollte, in einem leichten Wahnsinnsanfall mit einem Mietauto zum Bahnhof. Aber schon beim Bezahlen kam er wieder zu sich, und er wartete geduldig, bis der Chauffeur, widerwillig und umständlich, aus vielen unergründlich tiefen Taschen das Wechselgeld zusammenkramte. Schließlich fehlte nur noch ein Penny-Stück, und der Fahrer meinte, der Herr werde am Ende noch seinen Zug verpassen, ehe es ihm möglich sein würde, diese geringe Münze zu finden.
„Das macht nichts!" erwiderte der Schotte unerschüttert. „In acht Stunden geht ja wieder ein Zug!"

*

„Die letzte Modeneuheit in Paris ist durchsichtiges Leder. Wozu soll das nur wieder gut sein?!"
„Das ist doch klar, Mensch: Damit die Frauen Russenstiefel tragen und doch ihre Beine zeigen können!"

*

„Nun, Artur, hast du Tante Agathe besucht? Wie geht es ihr denn?"
„Sie hat es mir natürlich gesagt, Mutter! Aber ich kann mich nicht mehr erinnern!"
„Das macht nichts, mein Junge. Die Hauptsache ist, daß du sie gefragt hast!"

*

Das sehr lange Mädchen tanzte zu seinem Ärger mit einem kleinen Mann. „Ich möchte bloß wissen", fragte es spitz, „warum mich gerade die kleinsten Herren so gern zum Tanz auffordern?"
„Von den andern weiß ich es natürlich nicht!" sagte der Partner. „Ich persönlich habe es nur getan, um mir meine schlechte Haltung abzugewöhnen!"



Der Wilddieb: „Sprechen wir ein stilles Gebet, Herr Forstrat, eben hat sich der Hirsch erschossen!"

Humor der anderen

„Warum wollen Sie Fräulein N. eigentlich nicht heiraten?"
„Wissen Sie, ihre Vergangenheit . . ."
„Ich bitte Sie! Die ist doch tadellos!"
„Ja. Aber etwas reichlich lang."
(The Argonaut)

*

Arzt: „Sie sollten auch, wie Ihre Frau, nach Tisch eine Stunde schlafen."
„Werde mich hüten! Die einzige ruhige Stunde am Tage auch noch verschlafen!"
(Life)

*

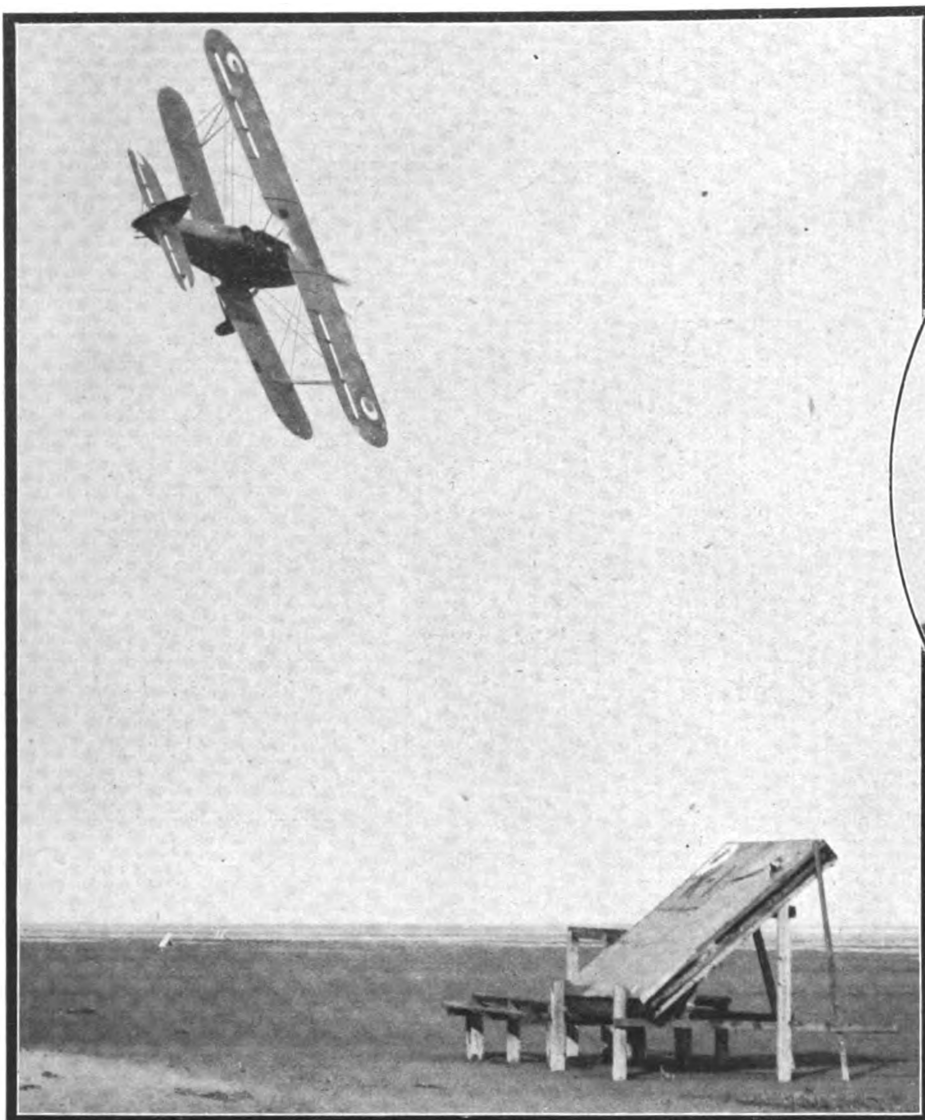
Pastor: „Es hat mich gleich nach Beginn meiner Predigt sehr gestört, daß Sie mit einem Fremden flüsterten. Was wollte der denn?"
Küster: „Er bat mich, ihn um Punkt halb zwölf zu wecken, damit er seinen Zug nicht verpasse."
(Boston Transkript)

*

Junger Arzt: „Man rief mich, weil hier jemand ein Bein gebrochen haben soll."
„Stimmt. Sind Sie Tischler?"
„Tischler? Nein! Ich bin Arzt!"
„Dann sind Sie nicht recht hier. Es ist ein Holzbein."
(The Argonaut)



„Tja, lieber Kollege, ich muß mein Amt als „Geister-General" niederlegen, ich glaube kaum, daß ich noch durch ein Schlüsselloch komme!"







Das Bestreichen von Bodenzielen (Gräbentapezieren nannten es die Frontsoldaten) gehört in England zu den ständigen Übungen der Luftwaffe. Bomber- und Maschinengewehrstaffeln werden aus ganz England zu diesen Übungen herangezogen, die an abgelegenen Teilen der schottischen Ostküste regelmäßig stattfinden. Genau wie auf einem Schießstand werden die Treffer hinterher festgestellt und wieder überklebt.

Aufnahmen: Weltbild (2), Heinrich Hoffmann (3).





TAGE DER KABINETTSBILDUNG IN TOKIO

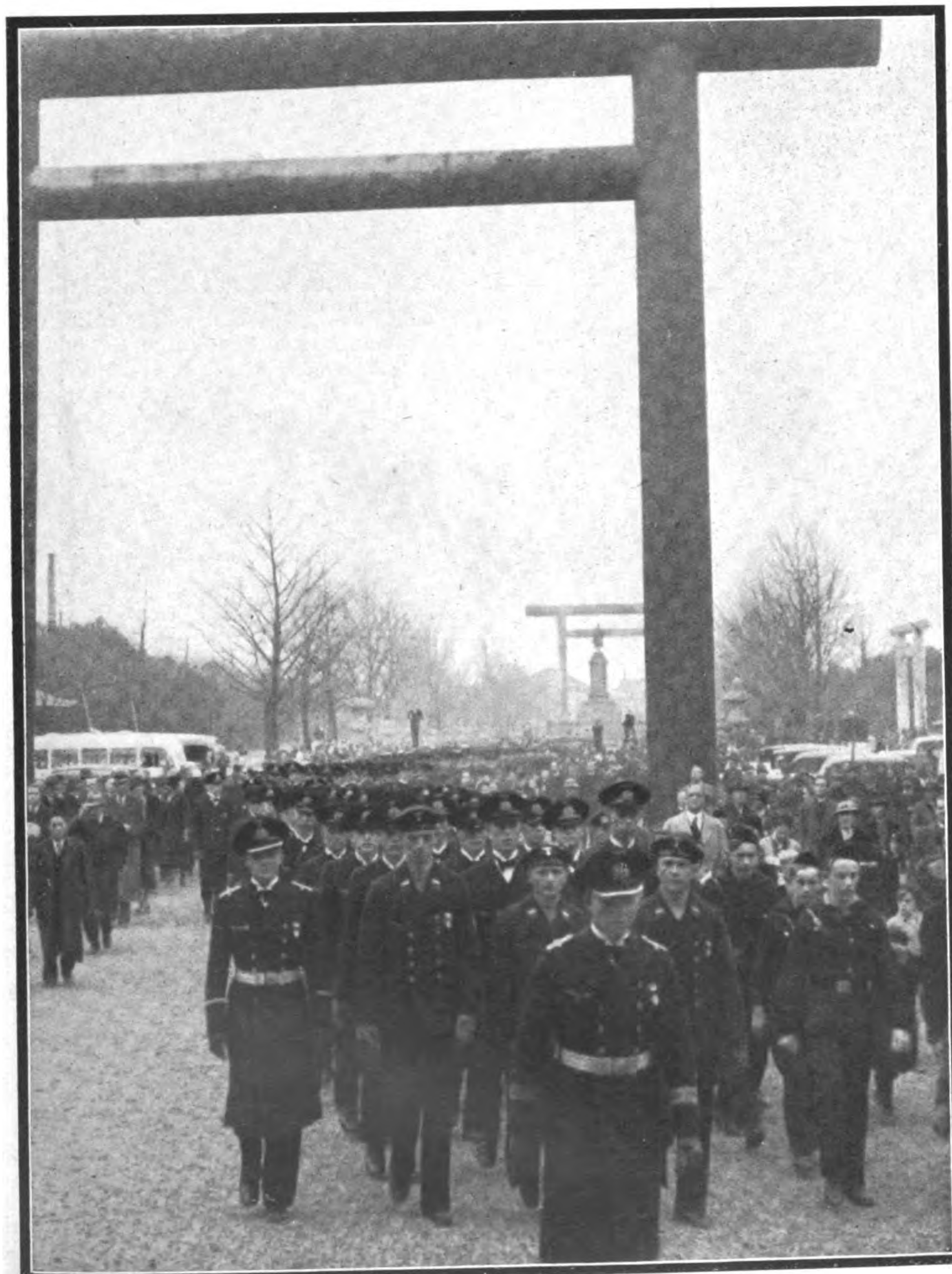
General Hayaschi bildete die neue japanische Regierung. Wie gewöhnlich bei politisch außerordentlichen Ereignissen sah die Bevölkerung der japanischen Hauptstadt dem endgültigen Ergebnis der Verhandlungen mit lebhafter Spannung entgegen. Das Hauptbüro der Kabinettsbildung war ständig von Neugierigen umlagert.



Im Heldengedenktempel von Yasukuni wurde die Abordnung des deutschen Kreuzers „Emden" von einem Shintopriester empfangen

Die Abordnung der „Emden" in Tokio

Aufnahmen: Fürst Urach (3)





Links: Die Abordnung der „Emden" marschiert durch das riesige Bronze-Tor des Heldengedenktempels von Yasukuni, das größte Tempeltor Japans

Zehntausende begeisterter Japaner und Mitglieder der deutschen Kolonie begrüßen die Abordnung des Kreuzers „Emden" auf ihrem Marsch durch die Straßen der japanischen Hauptstadt



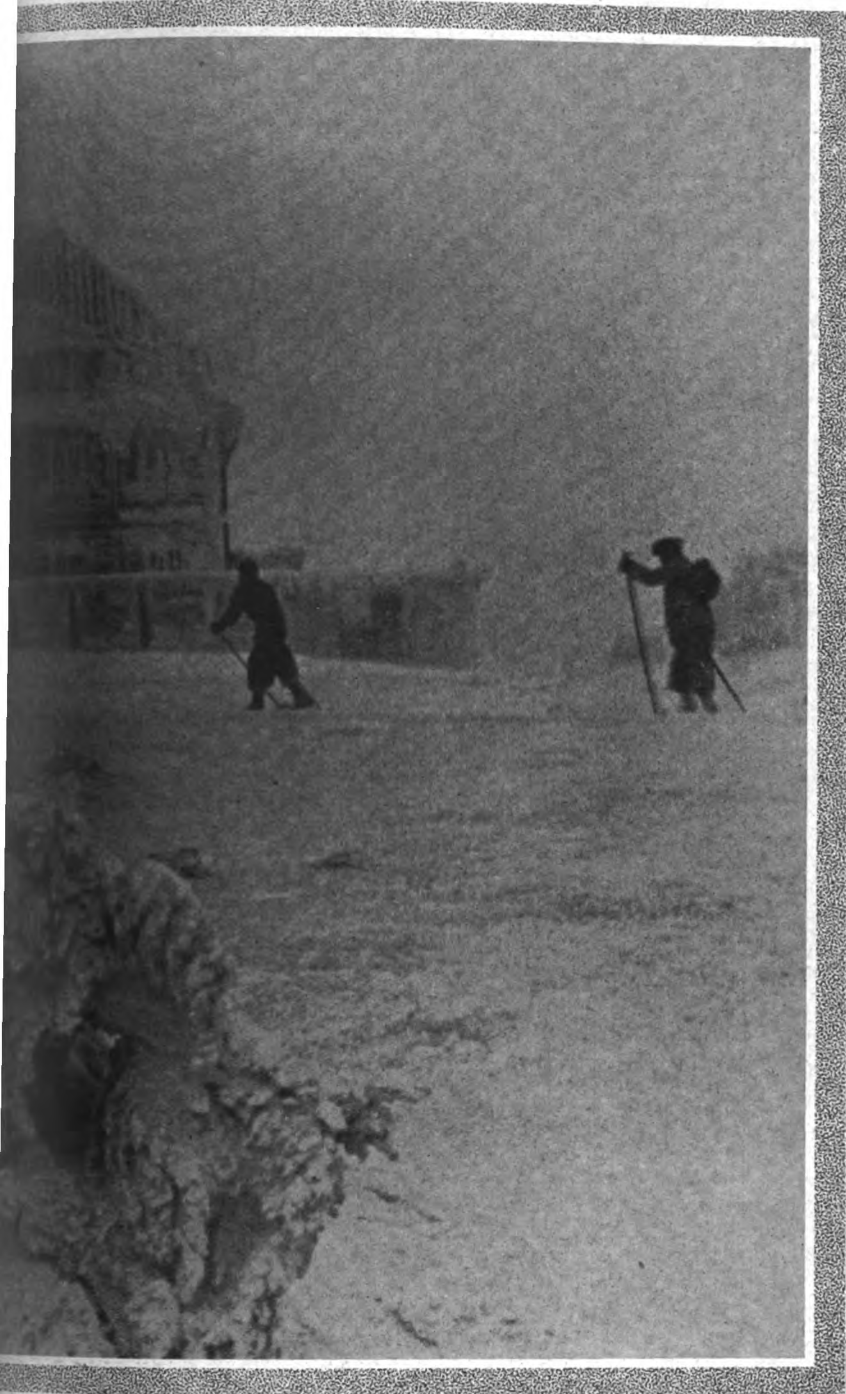
Schneesturm über der Baude

EIN BILDBERICHT VON DER REIFTRÄGER-BAUDE BEI SCHREIBERHAU IM RIESENGEBIRGE

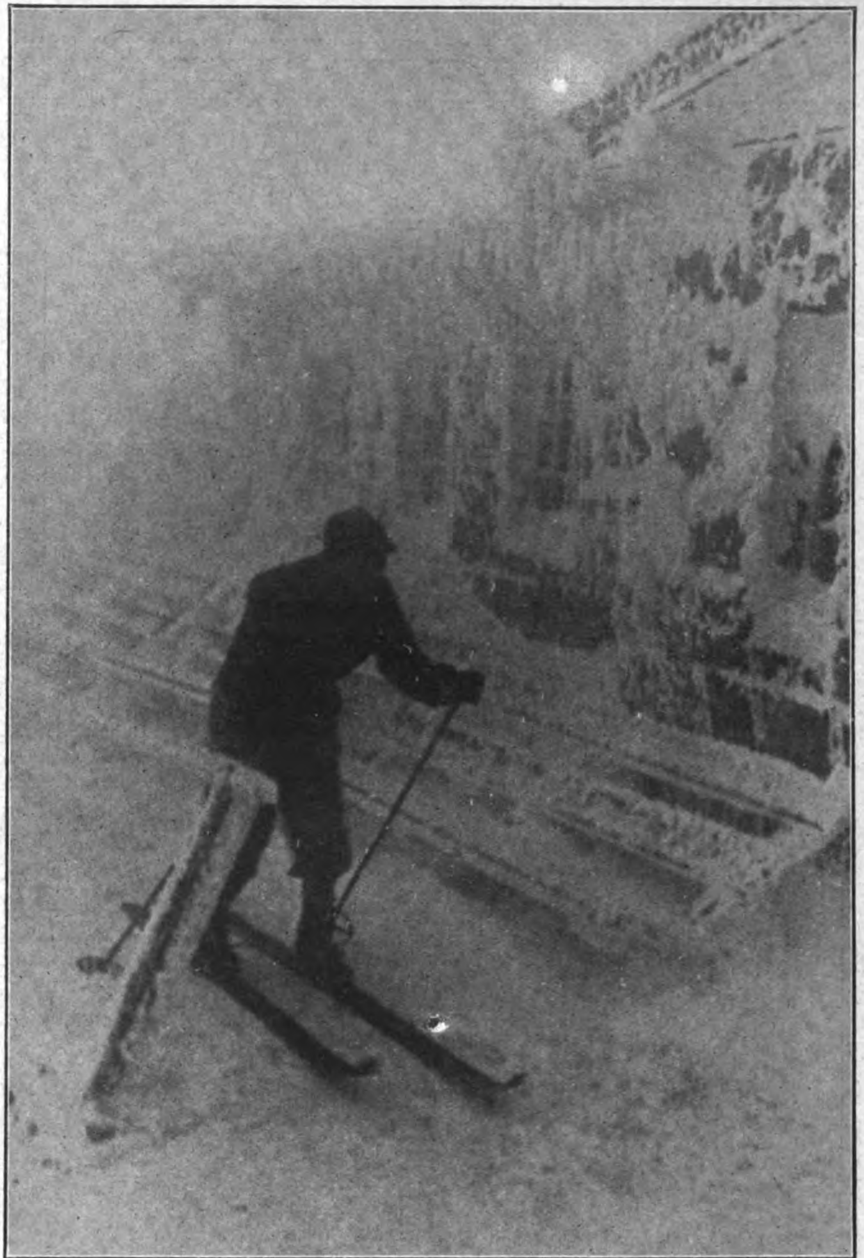
Merkwürdige Gebilde, von Schneewehen geformt, oft vollkommen verwehte Wälder, plötzliche Temperatur-Übergänge von schönem Wetter bis zu Schneestürmen, die nicht selten Windstärke 11 erreichen, dies sind die Merkmale der Bauden im Riesengebirge. Das Bild zeigt die 1360 Meter hochgelegene Reifträger-Baude.



Kurt Endler, ehemaliger deutscher Skimeister, bewirtschaftet die Baude und übt gleichzeitig den Beruf eines Skilehrers aus; man wird also besonders sachgemäß betreut.



in überraschender Wetterwechsel vollzieht sich in wenigen Minuten, rplötzlich verschwindet die Sonne, und der Sturm bricht los; dann nd die Bauden die einzige Zuflucht für Skifahrer, die sich oft mühsam zu den Berggasthöfen durcharbeiten müssen.



Die rettende Baude.
Wie von Rübezahl geschreckt, kommt er herangepreſcht und hat juſt im rechten Augenblick noch die ſchützende Baude erreicht.



„Leuchtturm" in der Schneewelt.
Nach eingetretener Dunkelheit zeigt ein Scheinwerfer auf der Reifträger-Baude (ganz rechts auf dem Dache) die Richtung zum bergenden Gaſthof.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



„Gott ſei Dank!
da bin ich doch auf dem rechten Wege!"



Die Dunkelheit bricht an; der große Kaſten, der den Scheinwerfer aufnehmen ſoll, wird von Schnee und Eis frei gemacht.



Ein Wegweiſer, von dem man günſtigſtenfalls die letzte Windſtärke ableſen kann.

Dürfen die Pimpfe diesen schweren Wagen steuern . . . ?

Prinz Yoschi, der zweite Sohn der japanischen Kaiserfamilie, stellt sich durch diese Aufnahme fünf Monate nach seiner Geburt zum ersten Male der Öffentlichkeit vor.

. . . aber natürlich dürfen sie das, denn diese alte Mühle, die nicht einmal einen Anlasser und keine „Schuhe" mehr hat, erwartet ihre Auflösung in die noch verwertbaren Bestandteile.

Aufnahmen: A. Römer (3), Heinz W. Valérien (1), Weltbild (1)

Willy Bogner, der deutsche Skimeister 1936, ist mit Fräulein Maria Lux zum freudigen Paarlauf für's Leben gestartet.

Ein Vorfrühlingsidyll aus dem Münchner Hofgarten:

Wenn sich auch noch kein Knöspchen ans Licht wagt, die ersten warmen Sonnenstrahlen laden aber doch schon ein, den Kaffee im Freien zu trinken.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M [illegible] bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; [illegible] Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121, Budapest 13532, Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale [illegible] Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Deposit[illegible]e. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietr[illegible] Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewer[illegible] KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wen[illegible] ...ert und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit einge[illegible] ...erteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig

12. JAHRGANG / FOLGE 10 / DONNERSTAG, 11. MÄRZ 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Zwei Jubilare: Wilhelm Frick und Werner v. Blomberg.

Der Reichsinnenminister und Reichsleiter feiert am 12. März seinen 60. Geburtstag, der Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht am 13. März sein 40jähriges Militärdienstjubiläum.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Während der Fahrt nach der Stadt der Reichsparteitage

Die Bahnfahrt im Sonderwagen bot dem Führer Gelegenheit, sich erneut mit den Einzelplänen für die großen Bauvorhaben des Dritten Reiches zu beschäftigen. Der Wille zur Gestaltung hat ja schon von Jugend auf vom Führer Besitz ergriffen; so sehen wir ihn hier, den Bleistift in der Hand, den Plänen seine persönliche Prägung aufzwingend mit der Sicherheit des genialen Schöpfers, der auch den toten Stein seinem gewaltigen Willen dienstbar macht. (V. l. n. r.: Reichsleiter Bormann, Dr. Brandt, Adolf Hitler, Prof. Speer, Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt, und Reichsleiter Bouhler).

DER GROSSE BAUHERR UNTER



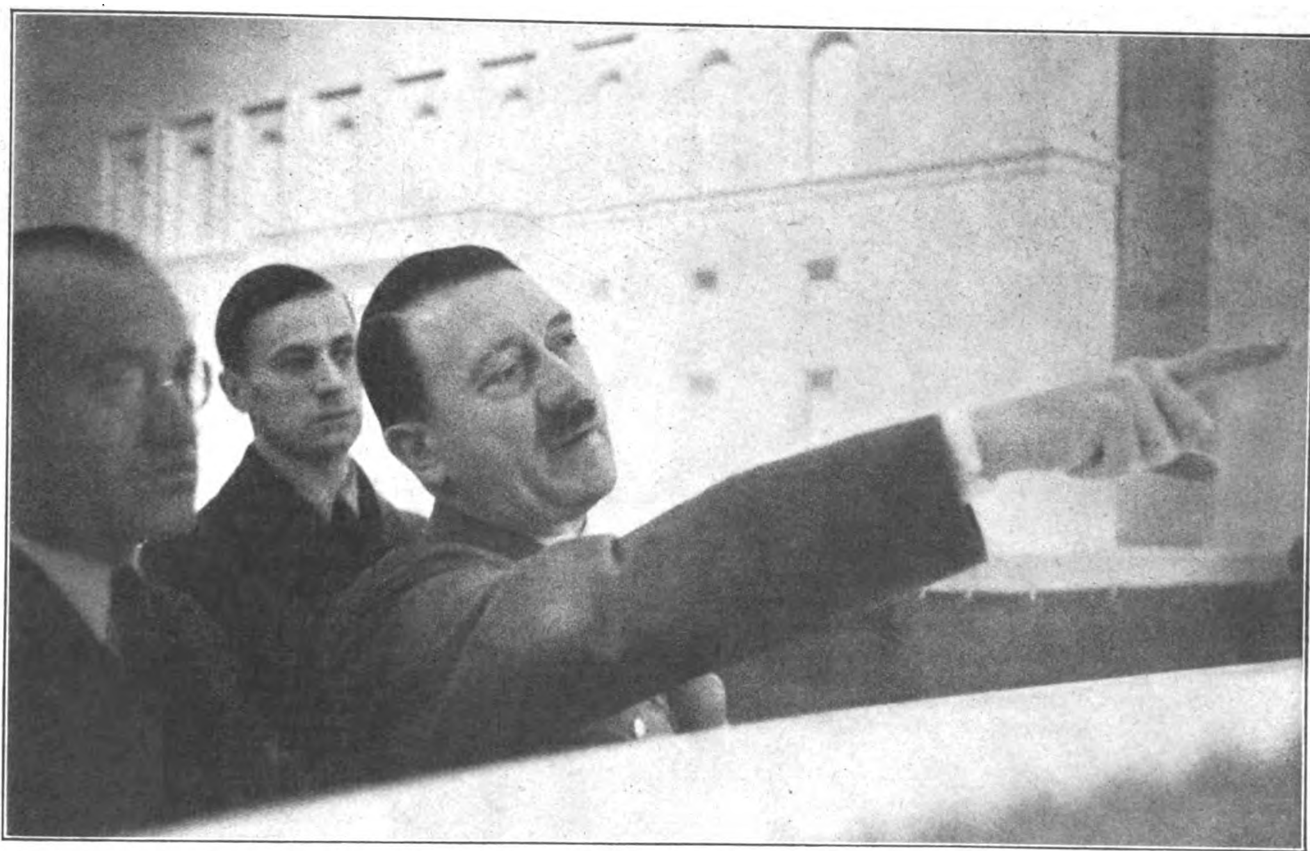


Mit allen Einzelheiten der Baupläne vertraut, versteht es der Führer, immer wieder sachmännische Anregungen zu geben, deren Verwirklichung nun sch… seit Jahren der Baukunst des Dritten Reiches eine führende Stellung in der Welt sichert.

Den oben genannten Mitarbeitern Adolf Hitlers hat sich der Frankenführer Gauleiter Julius Streicher hinzugesellt.

ADOLF HITLER IN NÜRNBERG

VOR DEM MODELL DER KONGRESSHALLE



Adolf Hitler besichtigt die Modelle der Nürnberger Kongreßhalle;
links von ihm Architekt Ruff.

Aufnahmen:
Hoffmann.

EGS





Der Blick in das Innere des Modells gibt Gelegenheit, die Raumwirkung des gewaltigen
Hallenbaues nachzuprüfen.



Links: Nach der Besichtigung der Probefassade für die Kongreßhalle im Luitpoldhain

Diese Probefassade (Maske) wurde in natürlicher Größe errichtet, um die Wirkung des fertigen Werkes zu veranschaulichen. V. l. n. r.: Prof. Speer, Gauleiter Streicher, Adolf Hitler, Obergruppenführer Brückner, Oberbürgermeister Liebel.



Dem Führer werden Gesteinsproben vorgezeigt

V. l. n. r.: Prof. Speer, Julius Streicher, Architekt Ruff, Adolf Hitler.



Der Führer und Gauleiter Julius Streicher vor dem neueröffneten Gauhause Franken.



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Links: Adolf Hitler läßt sich von Gauleiter Streicher durch die Räume des Gauhauses Franken führen.



Reichs- und Preußischer Minister des Innern Dr Wilhelm Frick.

Dr. Frick 60 Jahre alt

Das Schicksal jeder Revolution ist unlösbar verkettet mit der Bedeutung der Männer, die sie tragen Von ihrem Geist und ihrer Größe hängen letzten Endes Sieg oder Niederlage ab. Es war notwendig für Volk und Reich, daß an der Spitze der NSDAP., als Mitkämpfer Adolf Hitlers, des Führers und Schöpfers der Bewegung, eine große Anzahl von Männern standen, die nach Charakter, Geist und Kenntnissen den Riesenaufgaben gewachsen und in der Kampfzeit erprobt worden waren und die sich, nun an der Macht, bewähren konnten.

Einer der ältesten Kämpfer an der Seite des Führers ist der



Reichsinnenminister Dr. Frick begrüßt die Marine-Jugend in Bremerhaven gelegentlich seines Staatsbesuches in Bremen am 25 Mai 1935.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Vor sieben Jahren.
Als erster nationalsozialistischer Minister übernahm Dr. Frick am 23. Januar 1930 in Thüringen sein Amt.



Dr. Frick mit dem künstlerischen Gestalter der Ausstellung „Berliner Kunst". Hans Schweizer-Mjölnir (rechts), beim Betrachten der neuen Hitler-Büste von Pagels am 9. August 1935.

Reichs- und Preußische Minister des Innern Dr. Wilhelm Frick, der am 12 März 1937 seinen 60 Geburtstag begeht. Selten sind in einer Persönlichkeit so sehr Beruf und Berufung zu einer großen Aufgabe vereinigt wie in diesem Leben

Nach einer langen und überaus erfolgreichen Tätigkeit in



Bei der Eröffnung der Reichsautobahnstrecke Frankfurt—Darmstadt begrüßt der Führer einen alten SA.-Kameraden. Links neben dem Führer: Reichsinnenminister Dr. Frick.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 3

der Staatsverwaltung hat Dr. Frick frühzeitig den Weg zum Führer gefunden und ist sein treuer Begleiter und Mitkämpfer geblieben. Er stand mit ihm vor dem Münchener Volksgerichtshof, er war einer der ersten, die bei der Neugründung der Partei sich zur Mitarbeit meldeten, er war einer der ersten, die im Deutschen Reichstag das Programm der NSDAP vertraten, er hat in Tausenden von Versammlungen die Idee Adolf Hitlers verkündet und als erster nationalsozialistischer Staatsminister in Thüringen gezeigt, daß der Nationalsozialismus nicht nur in der Opposition, sondern auch an der Macht sich zu bewähren versteht. Er hat die Reichstagsfraktion von den kleinsten Anfängen einer Sechs-Männer-Partei bis zu der Riesenpartei der NSDAP., die heute mit ihren 741 Reichstagsabgeordneten den Reichstag des deutschen Volkes bildet, geführt.

(Schluß auf Seite 336.)



Oben: Reichsinnenminister Dr. Frick trägt sich in das Goldene Buch der neubenannten Stadt Saarlautern ein. Rechts neben dem Minister: Gauleiter Bürckel.

Links: Das Saargebiet wieder bei Deutschland Reichsinnenminister Dr. Frick während des feierlichen Übergabeaktes im Kreisständehaus zu Saarbrücken. Links: Reichsinnenminister Dr. Frick; ihm gegenüber Baron Aloisi.

BLOMBERG 40 JAHRE SOLDAT

Am 13. März 1937 trägt der Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, 40 Jahre den Rock des deutschen Offiziers. Am 13. März 1897 wurde von Blomberg von der Haupt-Kadettenanstalt Lichterfelde dem Füsilier-Regiment 73 in Hannover als Leutnant überwiesen. Eine arbeitsreiche, aber ebenso erfolgreiche militärische Laufbahn begann an diesem Tage. Er wird frühzeitig Bataillons-Adjutant, später zur Kriegsakademie kommandiert und im Jahre 1911 Hauptmann im Generalstab. Als Kompaniechef führte er eine Kompanie des Infanterie-Regiments 130 in Metz. Bei Kriegsbeginn machte Hauptmann von Blomberg als Generalstabsoffizier der 19. Reserve-Division den Vormarsch durch Belgien mit und wurde dabei verwundet. Erfahrungen und Kenntnisse konnte er bei seiner späteren Verwendung als 1. Generalstabsoffizier der 7. Armee reichlich sammeln.

Nach dem Kriege war Major von Blomberg Chef des Generalstabs der Brigade Döberitz, dann führte ihn seine Laufbahn weiter steil aufwärts in verantwortungsvolle und maßgebende Dienststellungen. Durch Studienreisen nach Rußland, Österreich und Ungarn sowie durch ein Kommando zur Armee der USA konnte er seine Welt- und Menschenkenntnis aus eigener Anschauung erweitern. Im Oktober 1929 wurde er



Adolf Hitler und Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg begeben sich am 28. Mai 1936 vom Kieler Hauptbahnhof an Bord des Panzerschiffes „Admiral Graf Spee" zur Teilnahme an den Feierlichkeiten anläßlich der Einweihung des Marine-Ehrenmals in Laboe

Aufnahmen: Privat-Aufnahmen 5: Pressebildzentrale 1: Pressephoto GmbH 1: Bayer Bildbericht Fischer 1



Frau Emma von Blomberg, geb. von Tschepe, die Mutter des Feldmarschalls, die heute im Alter von über 89 Jahren im märkischen Städtchen Eberswalde in geistiger Frische und Gesundheit lebt



Emil Leopold von Blomberg Oberstleutnant a. D., der verstorbene Vater des Generalfeldmarschalls.



Der Generalfeldmarschall mit seinen beiden Söhnen Hans Henning und Axel, beide Offiziere der Wehrmacht.



Werner von Blomberg anderthalb Jahre alt

Das Bild wurde in Stargard i. Pomm., der Geburtsstadt des Feldmarschalls, aufgenommen.



v. Blomberg als jungbeförderter Leutnant im Füsilier-Regiment Nr. 73 in Hannover.



Im November 1930 besichtigte der damalige Generalleutnant Werner von Blomberg, gelegentlich eines Kommandos zur Armee der USA. in Begleitung amerikanischer Generale die bekannte USA.-Kadettenschule West-Point.

Kommandeur der 1. Division in Ostpreußen. Diese vom Reiche abgetretene Provinz bedurfte einer überragenden Führerpersönlichkeit. Immer mehr gewann dort damals das Gefühl der Vereinsamung und Abgeschlossenheit die Oberhand. Von Blomberg hat in der Truppe, aber auch in der gesamten Bevölkerung bald das Vertrauen zu der eigenen Kraft gestärkt. Er und sein Chef des Stabes, der damalige Oberst von Reichenau (jetzt Kommandierender General des VII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VII), genossen in der Bevölkerung und in der Truppe in immer steigendem Maße Vertrauen. Bevölkerung und Reichswehr wuchsen in Ostpreußen zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen, wie sie zu jener Zeit im übrigen Reich längst nicht erreicht war.

1932 wurde General von Blomberg Leiter der militärischen Delegation bei der Abrüstungskonferenz in Genf. Ein Auftrag und ein Amt, das viel Arbeit brachte, unendlich viel Takt und Menschenkenntnis erforderte und doch von vorn-

(Schluß auf Seite 336.)



Rechts: Nach Niederlegung eines Kranzes der Wehrmacht am Ehrenmal an der Feldherrnhalle wurde Generalfeldmarschall von Blomberg am 9. November 1936 vom Führer in die Spitzengruppe des historischen Zuges eingeteilt.



So verbringen die Sitzstreikenden die Nacht in ihrer Arbeitsstätte, einer Zigarrenfabrik in Detroit; dieses Bild zeigt so recht die Sinnlosigkeit der Arbeitskämpfe, deren Verluste meist erst in Jahren wieder eingebracht werden können, von den seelischen Verwüstungen gar nicht zu reden.

SITZSTREIKER IN USA.



Rechts: Zur Abwechslung ein Sitzstreikbild aus einer Detroiter Kuchenbäckerei, deren 400 Arbeiterinnen das lange Sitzen mitunter durch ein Schläfchen inmitten der inzwischen altbackenen Kuchen unterbrechen.



2000 junge Männer und Mädchen wollten sich die Sitzstreikepidemie zunutze machen und setzten sich in Washington vor dem „Weißen Hause" auf die Straße, um unter lautem Geschrei auf eine von ihnen eingebrachte Petition aufmerksam zu machen. Die Polizei nahm die Anführer jedoch fest.



Zwei amerikanische Beamte brechen mit Hilfe eines Stahlbarrens die Hintertüre einer Metallwarenfabrik ein, um die Sitzstreikenden mit Tränengasbomben zu vertreiben; ihr Unternehmen endete jedoch mit einem, vom Gouverneur von Illinois angeordneten „Waffenstillstand", nachdem die streikenden Arbeiter die eindringenden Beamten mit dem Inhalt von Feuerlöschapparaten ausgiebig bespritzt hatten.

Aufnahmen: Weltbild 2, Presse-Photo G.m.b.H. 2.



Laguardia, Neuyorks Stadtoberhaupt.

Diesem politischen Gangster aus dem Ghetto sieht man seine „klassische“ Abstammung auf den ersten Blick an. Die verkrampfte Mauschelstellung weist auf jüdischen Uradel hin. Und sowas läßt man frech provozieren.



Vor einem Jahr.

Am 7. März 1936 rückte die deutsche Friedensarmee unter dem Jubel der Bevölkerung wieder in den deutschen Städten des Rheinlands ein. Damit hat der Führer das Deutsche Reich von den letzten Sklavenketten des Versailler Diktats befreit.



Vorbereitungen zu einem großen städtebaulich[illegible]

Abbrucharbeiten an der Südseite der Von-der-Tann-Straße in der Hauptstadt der Beweg[illegible] s Haus der Deutschen Kunst.

Aufnahmen: Weltbild (1), L. Lang (1) [illegible]



Alte Trachten auf neuem Boden.

Siedlerinnen aus Venezien tragen bei festlichen Gelegenheiten in der neuen Heimat die altüberlieferten Gewänder.



Am dritten Geburtstag von Littoria.

Mussolini verteilt Preise an die tüchtigsten Bauern des Pontinischen Ackers.

Der Pontinische Acker lebt...

Oft und immer wieder ist in Wort und Bild verkündet worden, wie die Energie Mussolinis und die Schaffenskraft des verjüngten Italiens die Pontinischen Sümpfe urbar gemacht und besiedelt haben. Zu wenig bekannt ist aber, daß dieses neue Leben schon beginnt, sich seine Tradition zu bilden, daß die Besuche des Duce zu freudig erwarteten Feiertagen einer bereits eingesessenen Bauernschaft werden, daß die vor wenigen Jahren gegründeten Städte weiterwachsen und die weiten Flächen des Ager Pontinus mitten im Betrieb eines auf allen Gebieten arbeitenden und aufstrebenden Volkes stehen.



Rechts: Tausende warten auf Mussolini am Geburtstag von Littoria.

Sämtliche Aufnahmen: Madeleine Moeckel (Mauritius).



Die Karthager.
Aus dem Großfilm „Scipio Africanus".



Blick vom Turm des Palazzo Pubblico auf Sabaudia und das weite pontinische Land.



Sabaudia ist wegen seines schönen Strandes ein beliebtes Ausflugsziel der Römer und Neapolitaner geworden. Das Hotel von Sabaudia bietet jede Bequemlichkeit.



Aus dem Großfilm „Scipio Africanus". Einer von Hannibals Elefanten schwenkt die Trikolore.



Links:
Eine große Barakenstadt dient zur Aufnahme von Tieren und Material für die Aufnahmen des Großfilms „Scipio Africanus".



Rechts:
Bauern aus Littoria. Ihre harten, wettergebräunten Gesichter zeugen von Mühe und Arbeit.

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(2 Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Tiroler Bergbauernsohn Thomas Hoffingott ist ein bärenstarker Kerl, der gar nimmer weiß, wohin vor vieler Kraft. Und so kommt er manchmal auf Gedanken, die in seine enge Heimat nicht recht hineinpassen wollen Besonders arg aber teufeln sie in ihm herum, nachdem der Vater gestorben ist und Joos, der Erstgeborene, den Hof übernommen hat. Zudem hat ihm der neue Bauer zu verstehen gegeben, daß für ihn kein Platz mehr ist daheim. Also muß was g'schehn, denkt sich der Thomas, irgendwas, er weiß es noch nicht genau, und derweil wildert er mit seinen alten Freunden, dem Wendelin Hackl und dem Rottenpuecher-Hans, lustig weiter, bis mit einemmal der strafende Arm der Gerechtigkeit sich nach ihm ausstreckt Es schaut schon recht bös aus für 'n Thomas, doch da nimmt sich seiner, grad wie es höchste Zeit ist, ein steinreicher Hamburger Senator an, der die große Jagd besitzt, von wo der Thomas schon so manches schöne Böckl herausgeholt hat. Der frische und im Kern seines Wesens grundanständige Bauernburisch gefällt dem Senator, und er fragt ihn kurzerhand, ob er nicht Jäger sein will in seinem Revier, die Stelle wäre gut bezahlt, und er hätte vor allem endlich eine vernünftige Arbeit Noch einigem Zögern willigt der Thomas ein. Allein er hat es nicht leicht in seinem neuen Beruf, denn seine beiden Spießgesellen aus der Wildererzeit setzen ihm arg zu, und besonders der Wendelin Hackl verfolgt ihn mit Spott und Hohn.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

„Tu deine Pratz'n weg!" sagte Thomas kurz und nahm ihm den Hut aus der Hand, „schau liaber, was du auf dein' Hut hast!"

„Den Federstoß moanst, Thomas, gell den neuen, den schianen!" Hackl nahm seinen Hut ab und strich liebevoll durch die schönen, scharf geschwungenen Federn, „g'fallt er dir, ha?"

„Dö sein vom großen Hahn, den du mein' Herrn verschossen hascht, Hackl, oben auf'm Gamezkopf, i woaß woll!"

„Schiane Federn!" lachte der Hackl, und seine blanken Zähne blitzten, „steh'n gut auf mein' Hütl, gell?"

Er sprang auf die Kirchhofmauer hin, wo sie früher immer gesessen waren, und lachte.

Tief aus dem finstern Wald rief der Nachtkauz. Der Hackl rief zurück. Er konnte alle Stimmen nachmachen, die der Wald hatte.

Der Kauz antwortete.

Und wieder der Hackl.

Und wieder der Kauz.

„Wart lei", drohte der Hackl gegen den Wald, „du holst mi nit als Toten Bal mir nix Bessers vor die Büchsen kimmt, di hol i heut no als lebendiger!"

Da trat der Thomas zu ihm: „Laß das Käuzl schreien, wie es will, Hackl! I will dir bloß sagen: Dö Sach' von mein' Herrn laß in Ruh'!"

„Dein' Herrn?" Mit einem Sprung schnellte Hackl von der Mauer herab und sprang hart vor ihn hin: „So oaner bist jetzt g'worden, gell? A herrischer Aufpasser bist, a Angeber!"

„Hackl", der Thomas war ruhig und machte sich los, „weil du mein Kamerad bist, muß i mit dir reden. Offen und aufrichtig, wie es zwischen uns allweil Brauch gewesen ist."

„Red!" fauchte der Hackl.

„I hab' dir's schon g'sagt: Laß die Sach' von mein' Herrn in Ruh'!"

„Allweil . mei Herr, mei Herr . . als wär dös alles. Wer ist dein Herr und mein Herr? Im Wald gibt's koan Herrn nit. Der Wald ist frei Da sein mir die Herren. Du bist ja jetztn besonders gut bei ihm, bei dein' Herrn. I woaß woll. Hast ihn ja aus der Lahn außerzochn und halbwegs ins Tal tragen, dein' Herrn!"

„Woll, Hackl, dös hab' i . . . du woaßt ja nit, wia arg dös war, auf der Lahn, wia i ihn g'sucht hab' I ganz alloan . . ."

Der Hackl machte ein verächtliches Gesicht, strich sich das schwarze Haar aus der Stirn und spuckte über die Mauer hin.

Eine Weile war es still zwischen ihnen.

Aus dem Walde drang das Geschrei aufgeschreckter Vögel.

„Der Marder ist ah schon bei sein' Geschäft!" zischte der Hackl, und seine schwarzen Augen blitzten. Dann schaute er wieder auf den Thomas hin.

„Thomel . . ." Er lachte und verzog dann geringschätzig den Mund, doch es war ihm ganz ernst: „I hab' es ja glei g'wißt, du wirst koa Richtiger nit. Was einmal über an Bauernacker gangen ist, das taugt nit für die Wildnis. Da ist z'viel Erden dran, ist alles z' schwer. I aber kann ohne Wildnis nit leben"

Thomas richtete sich auf. „Es ist g'nug g'red't zwischen uns zwoa, Hackl. Die ander Sach', dö i no mit dir auf gleich bringen mueß, dö hat Zeit, bis die oane in Ordnung ist I sag' dir das letztemal: Laß das sein! Du woaßt, was i moan. Dös ist mei Rat. I g'hör mein' Herrn und i tu sei Sach'!"

Damit ließ er den andern stehen und ging. Der aber sprang ihm katzenflink nach und zischte ihm ins Ohr: „Hörst den Marder, drüben im Klafferer Waldl? I hör' ihn gut, wia er schmatzt. Daß er a Henn derwischt hat Dö darf ma dem Marder nit lassen Was rennst denn so, Thomele, laß dir Zeit, der Marder läuft dir nit fort!"

Dann rief er ihm nach, ganz laut: „Im Goaßenstall ist koa Kugelbüx mehr. Brauchst nit suchen. I hab' schon g'wußt, daß du nimmer für die Wildnis taugst, Jagerle windig's" Und solang er ihn noch sehen konnte: „Jagerle . . Jagerle . Jagerle . . ."

Niemand wußte, wie es gewesen war Niemand hat es je erfahren im Dorf

Es war eine wilde Sturmnacht, in der der alte Jäger von Haus zu Haus ging und um Mannsleut bat. Ein böses Wetter war im Land Der Wald orgelte wild, ohne Aussetzen schlug der Regen nieder

Auf dem Kirchplatz sammelten sich die Männer. Sie hatten Pechfackeln in den Händen In langer Zeile stiegen sie hinauf in den Bergwald Sie suchten und suchten, doch es ging die Nacht um und der andere Morgen.

Da fand einer am Grunde einer Felsschlucht einen Hut mit dem herrschaftlichen Wappen.

Oben auf der schmalen Felsleiste lag der Thomas, fast verblutet. Und nicht drei Schritte davon der Hackl

Die Männer schlugen Äste von den Tannen und machten die Bahren. Dann brachten sie die beiden ins Tal

Der krumme Krausl schob die Brille auf die Stirne: „Da bringen sie mir allweil die halben Toten" knurrte er, „und i soll sie wieder lebendig machen!"

Er stellte seinen Stelzfuß schief hin, wischte sich ein paarmal über die Stirn und beugte sich herunter „Tuen mir halt suchen, ob no a bißl a Leben z'finden ist."

Die Männer schauten ihm zu.

„Die Lumpen sein allweil die zachern", meinte er beim Hackl. Dann suchte er den Thomas ab, blies ihn an und schüttelte ihn.

„Da fehlt's grob", sagte er schließlich und zuckte die Achseln. Er hielt ihm einen kleinen runden Spiegel vor den Mund hin.

Eine Weile wartete er, gespannt standen die Männer

„Woll", sagte der Bader und wischte den Hauch ab „a Maulvoll Leben ist no drein, mehr hat er dazumals nach der Sach' mit'm Kerschbamer ah nit g'habt"

Die Männer nahmen die Bahren wieder auf

*

Im Sommer fuhr ein Wagen den steilen Weg herauf zum Pilatushof. Es war der Senator, der, selbst kaum genesen von den Verletzungen, die er beim Lawinensturz erlitten hatte, von Bozen, wo er zur Erholung weilte, heraufgefahren war, um nach Thomas zu sehen

In der Sonne, die kräftig vom blendendhellen Gemäuer des Hauses widerstrahlte, saß er.

„Der Herr . ."

„Thomas! Sie müssen ruhig bleiben, der schwere Verband!"

Doch der Jäger ließ es sich nicht nehmen, auf seine Stöcke gestützt, humpelte er dem Senator entgegen: „Einmal muß i ja wieder zu geh'n anfangen Da hab' i jetzt die beste Gelegenheit!"

Der Senator drückte ihm die Hand und sah ihn lange an. Hager und kantig war das Gesicht geworden, die Schläfen traten stark hervor, spitz war das harte, männliche Kinn, schmal die Lippen, eng aneinandergepreßt von vielen bösen verhaltenen Schmerzen. Die Haut war bleich Der Verband, der das Hinterhaupt überdeckte, hatte sich verschoben, ein Stück der breiten, kaum vernarbten Wunde wurde sichtbar Der Besucher wurde unsicher: „Na, Thomas, wie geht's?"

„Es tut, Herr. Und Euch, wie geht's Euch?"

„Alles wieder gut verleimt, Thomas. Ich bin schon über den Ritten gelaufen, zwei Stunden weit Die Bozener Sonne, die macht viel."

„Ja, die Sonne ist das Beste und die Kräuter" Er lachte ein wenig „Und die Mutter! So a Mutter hat halt schon a ganz a andere Hand! So voller Empfindnis ist die Hand, i brauch' gar nix sagen nit! Die Mutter woaß allweil, was i brauch, grad als tät' sie die glei-


KISSNER
OVERSTOLZ

chen Wunden spüren, die i selber spür', am Kopf, im Kreuz, am Fuß. So a Mutter ist halt mehr wert als der gescheiteste Doktor!"

Es fiel ihm ein, daß er da vielleicht etwas Ungeschicktes gesagt hatte. „Der Doktor, i dank ja vielmals, daß Sie mir den Brunnecker Doktor geschickt hab'n. Es ist a feiner Mann, g'wiß, und gescheit. Er hat es ja recht gut g'meint mit mir. Aber ins Spital? Na, im Spital, da müßt i sterben. G'sund werden, dös kann man halt lei dahoam! Die Bäum', die Wiesen, der Wald, die Berg' — es muß ja alles z'sammenhelfen, daß der Mensch wieder heil und gesund wird!"

Der Senator atmete auf und klopfte ihm auf die Schulter: „Die Berge, Thomas, die sind mir seither noch lieber geworden. Trotz alledem, was geschehen ist! Ich freu' mich sehr darauf, wenn wir das erstemal wieder zusammen ins Revier steigen! Ich glaube, bis zur Gamspirsch ist es mit uns beiden so weit."

Thomas wendete den Kopf etwas ab: „Zusammen? I weiß nit, Herr . . ."

„Ja, das Knie ist wohl schlimm, Thomas, das braucht seine Zeit!"

Da sah Thomas seinen Herrn an: „Es ist nit wegen dem Knie, Herr, dös Knie ist bald wieder richtig. Es ist was anders, Herr. Bal man so daliegt und nix tun kann, dann hebt man an nachzudenken. Über alles, was g'wesen ist und was einmal sein wird."

Der Senator schaute auf.

„Sie wollen sagen, Thomas, daß Sie mir den Dienst kündigen?"

„Ja, Herr, i muß."

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen. Von der Wiese herein hörte man die kurzen Rufe des Bauern, der breitspurig auf dem Heuwagen stand und angab, wie die Heubündel aufzulegen seien. Der Klaus warf das Heu auf. Die Liesl, die Sabina, die Mutter heuten nach.

„I kann nit anders, Herr", brach es aus Thomas hervor, „i taug' nit für die Sach'!"

„Sie haben immer Ihre Pflicht erfüllt, Thomas."

„Pflicht woll, Herr, so kann man's nennen. Aber es ist doch hart. Und besser wird sein, i geh' fort von da!"

Der Senator schwieg nachdenklich.

„Die Erbsach' muß bald ausgetragen sein. Nacher geh' i. I will zu mein Bruder fahren, zum Adam nach Essen, in die Stadt."

Der Mann aus der großen Stadt schüttelte den Kopf: „Stadt? Thomas, wissen Sie, wie das ist, die Stadt! Sie werden dort nicht leben können, Thomas. Die Enge wird einen Menschen wie Sie erdrücken. Sie brauchen etwas anderes. Ich will Ihnen sagen, wie ich das alles sehe. So, wie Sie gewachsen sind und auf der Erde stehen, sind Sie der Bauer, Thomas, ganz wie der Vater, der alte Pilater. Das sind Sie, Sie allein. Was Sie brauchen, ist Boden, Acker. Ihr Leben bisher war ein Suchen danach, es war ein Umweg, vielleicht manchmal ein Irrweg. Aber das Ziel ist gleich geblieben, auch wenn Sie es selbst nicht sehen. Als Sie zu fallen drohten, damals, hab' ich Sie gehalten; denn ich kannte Sie, ohne im einzelnen zu wissen, wie es mit Ihnen stand. Nun, und jetzt? So sehr Sie an Wald und Berg hängen, vielleicht ist es so, daß Sie für den Dienst nicht geschaffen sind! Dann freilich müssen Sie Boden haben, Land . . ." Er brach ab und sah hinüber zu den im Heu Arbeitenden.

Thomas hatte gespannt hingehorcht und eine Weile den Worten nachgegrübelt. Dann schüttelte er den Kopf: „Es mag wohl so sein, Herr, wie Ihr sagt, und i hab' einmal selber glaubt, i muß es derzwingen. Aber der Brauch ist hart. Er gibt den Hof nur einem allein, dem Ältesten, die andern müssen weichen. So hart der Brauch ist, er ist am End' notwendig und recht, das seh' i woll ein. Aber für andre Leut knechten, dös kann i nit. Daß i mir selber einen Hof kauf', dafür wird das bißl Geld nit langen, das mir der Vater vermacht hat . . ."

„Geld, Thomas, wenn es nur das Geld ist!"

„Na, Herr, versteht mi recht. Was nit selber verdient und derarbeitet ist, das holtet nit. Lieber laß i die Hand davon. Der Adam war grad so, liaber in die Stadt, in die Fremd, als bitten und danken müeßn."

Der Senator sah schweigend vor sich hin. Im Sand, der vor den Fliesen lag, begann er mit seinem Stock Figuren zu zeichnen, Flächen, große rechteckige Parzellen.

„Land", sagte er dann, „Land, Thomas, viel Land, das wäre wohl da . . ." Wieder schien er nachzudenken. Und nach einer langen Pause sagte er und es hörte sich an, als müßte er erst mühsam wieder in das Gespräch zurückfinden.

„Nein, es ist vielleicht besser so. Gehen Sie zuerst in die Stadt, Thomas. Mir ist nicht bange um Sie. Ich weiß, die Zeit kommt, da wir da weitersprechen werden, wo wir heute aufgehört haben, und ich Ihnen sagen kann, was ich meine."

Er stand auf. „Sie wissen, Thomas, wenn Sie mich brauchen . . ."

Thomas lachte ein wenig: „Brauchen tät' ich Euch schon, Herr. Es ist wegen ihm, wegen dem andern. Wia Ihr mi als Jager eingestellt habt, bin i grad so g'wesen wia er, wia der Hackl, und Ihr habt koa Wörtl nit gefragt, Ihr habt mi g'nommen wia i war, als Fremder."

Das Blut stieg ihm in die Schläfen. Hastig faßte er nach der Hand des Senators

„Herr, er ist nit schlecht. Dös will i Euch nur sagen. Es ist oft so a Wildnis in ihm, aber er ist gut und denkt recht. Und es ist not, daß sich ein Mensch seiner annimmt."

Der Senator war sehr ernst geworden: „Ich kann Sie auch darin verstehen, Thomas. Auch, daß Sie den Arzt, den ich Ihnen sandte, ihm weitergeschickt haben. Sie haben mir da eine kleine Lehre gegeben. Ich habe begreifen gelernt, daß bei euch eine Kameradschaft hält, auch wenn es einmal hart auf hart geht. Aber wie soll ich ihm, dem andern, jetzt helfen? Ich will zunächst sehen, ob wir um die Gerichtsverhandlung herumkommen. Denn die sieht bös für ihn aus. Allerdings, Ihre Aussage kann vieles zum Guten ändern. Auf die kommt es ja an. Alles weitere wird sich dann geben."

„I dank', Herr!"

Nachdenklich stieg der Senator vom Pilatushof hinunter zur Station.

6. Kapitel

Das Vieh kam von den Almen. Die letzten Hochwiesen wurden gemäht. Vom Seekofel herab glänzte schon der erste Schnee.

Thomas Hoffingott stand auf dem kleinen Bahnhof in Felsberg. Die blanken Schienen lagen vor ihm und liefen in die Ferne, soweit das Auge sehen konnte.

Es wurde eine lange Fahrt, aus Österreich hinaus, in das Deutsche Reich hinein, immer weiter, bis in die große Stadt. Dann stand an der Wand einer riesigen rauchgeschwärzten Halle der Name zu lesen, der nun das Ziel war: „Essen."

Er trat durch den Ausgang. Da sprach ihn jemand bei seinem Namen an: „Thomas!"

Der ihn ansprach, war ein Mann, etwas kleiner als er, eine Schirmmütze tief in die Stirn gezogen, kaum daß man das Gesicht sehen konnte, ein blasses Gesicht mit tiefliegenden Augen und hohlen Wangen.

Thomas sah den Mann lange an, als müßte er nach etwas suchen

„Adam . . . völlig hätt' i di nimmer kennt!"

„Nimmer kennt?" lachte der Bruder — aber es war ein heiseres unfrohes Lachen. „Na, komm!"

Thomas konnte sich noch gut daran erinnern, als wäre es heute gewesen, als der Adam auszog vom Pilatushof, damals, als er ihn das letztemal sah. Den Rock hatte er über den Rucksack geworfen, die Hemdärmel aufgekrempelt, draußen beim Haselstrauch am Wege noch einen Zweig auf seinen Hut gesteckt und dann angefangen zu singen und zu jauchzen die Straße hinunter, solange man ihn sehen konnte, und eine Kraft war in ihm gewesen, als zöge er aus, die ganze Welt zu erobern. Ja, und da ging er nun neben ihm her, kaum drei Jahre später, mit kleinen, hastigen, unruhigen Schritten, in ausgetretenen Schuhen, und die schlurften lautlos wie ohne Tritt über das Steinpflaster.

Auf der Treppe blieb Adam stehen, eine Stufe höher als Thomas, und faßte den Bruder am Rock: „Hast du Geld mitgebracht? Wieviel ist es?"

„Vierhundertdreißig, Adam!"

„Mark?"

„Nein, Kronen!"

„So, nur Kronen!" Sein Interesse an der Sache schien erschöpft.

Manchmal, wenn Adam an einem vorüberkam, der abgerissen und unfroh an einer Straßenecke lungerte, tauschte er einen Blick mit ihm, tippte an den Rand seiner Mütze und sagte: „Servus!" Mitunter aber auch stieß er einem rasch im Vorbeigehen die Faust in die Rippen, spitzte den Mund und pfiff, als freute er sich, daß die andern nicht wußten, was mit ihm los war. Thomas wußte es auch nicht, dachte aber auch nicht weiter darüber nach, sie waren wohl so in der großen Stadt.

„Komm, Thomas, die Automobile! Paß auf, jetzt, schnell über die Straße!"

„Wenn die mi anfahr'n, die krieg'n an Achsenbruch", lachte Thomas unbekümmert.

Wieder über die Straße. Und weiter mit Lärm, Hast und Trubel. Das schien gar nicht aufzuhören. Gelegentlich blieb Thomas stehen und wollte sich die Sache ansehen. Doch Adam drängte weiter. „Dazu wirst du noch Zeït genug haben, Thomas." Er lachte überlegen. Doch er irrte sich, imponieren tat die Geschichte dem Thomas durchaus nicht.

Einmal beugte sich Adam zu einem Kellerfenster hinab und rief hinein: „Hallo — heut abend beim ‚Grünen Karl'. Heut geht's dick, hallo, ganz dick!"

Dann kamen sie durch ruhigere Straßen.

Adam hatte die Hände in den Rocktaschen und spreizte sie weit von sich, als wären sie schwer von Geld. Thomas sah: am Ellbogen, der abstand, war der Rock durchgewetzt, und das Futter stand heraus. Adam sah nicht den prüfenden Blick des Bruders, er rechnete: „Wenn uns der Bankwucherer fünfundachtzig gibt, das wär' so der Kurs, so ist das fünfundachtzig mal vierhundertdreißig, wart mal, das ist . . ."

Adam bog in einen niederen Hausgang ein, ging quer durch einen finsteren Hof, wieder durch einen Gang in ein Hinterhaus, die Treppe empor.

Es war ein enger, düsterer Raum, vier beinahe kahle Wände, ein Tisch, ein altes, verwetztes Plüschsofa, ein Stuhl, hinten das Bett Ein einfaches Holzbrett war an der Wand befestigt, darauf lagen einige Bücher, und darüber war das Bild eines Mannes, aus irgendeiner Zeitung geschnitten, an die Wand geklebt

„Wer ist das?" fragte Thomas.

Adam war sehr beschäftigt. Er hatte den Stuhl hergerückt und stellte das Holzkofferl nieder.

„Der Mann da, auf dem Bild?" fragte Thomas.

„Der! Das ist August Bebel!" antwortete Adam kurz und versuchte, den Riemen aufzumachen, der um den Koffer geschlungen war.

„Wer ist das?" wollte Thomas wissen.

„Der? Eigentlich ein Drechsler —", er lachte, „der hat schon ganz hübsche Sachen gedrechselt. Aber hilf mir lieber das Ding aufmachen. Gib doch mal den Schlüssel her!"

„Schlüssel hab' i kein'!"

„Mensch, so viel Geld und keinen Schlüssel? Und dann hast du sicher den Koffer mal hier und da einfach so hingestellt!"

„Das Kofferl, da vergreift sich halt keiner dran."

Thomas zog die Erbteilungsurkunde hervor und reichte sie Adam. Der las:

„K. K. Notariat, Welsberg, Tirol. . Ich, Christoph Hoffingott, Bauer auf dem Pilatushof . . ." Er suchte weiter unten „. . zu gleichen Teilen laut amtlicher Schätzung . . ." Da stand sein Name „Adam", und die Ziffer: „Vierhundertdreißig Kronen!"

Es hatte also seine Richtigkeit. „Wo hast sie?"

Thomas blätterte in dem Buche, nahm zwischen jeder Seite einen Hundertkronenschein heraus, viermal, dann die drei Zehnkronenscheine.

Adam legte das Geld auf die Tischplatte und strich mit der Hand darüber, als müßte er es glätten. Dann blickte er auf das Buch, zwischen dessen Blättern noch Scheine heraussahen.

„Das andre ist meines, Adam, gleich viel wie deines!"

Adam nahm das Geld, schob es in die Rocktasche und begann, mit dem Bleistift auf der getünchten Wand zu rechnen.

„Dreihundertfünfundsiebzig Mark fünfzig Pfennige!" Er ließ sich auf das Sofa fallen und schlug die Beine übereinander. „Jetzt sind wir heraußen! Es wurde auch verdammt Zeit."

Dann drehte er sich zu Thomas, und nun war sein Gesicht ganz ernst: „Weißt du, was Hunger ist, Thomas? Das weißt du natürlich nicht. Woher solltest du das auch wissen, immer so bei der Knödelschüssel, bei den Speckseiten! Aber ich, Thomas, ich weiß es derweil!"

„Ja, Adam . ." Thomas begriff das nicht ganz, das schon gar nicht. „Was bleibst denn da in der Stadt, wenn das so ist dahier?"

„Damit daß es anders wird in der Stadt, darum!" Er trat zu dem Bild an der Wand: „Aber der da, der haut uns heraus, Mensch, der, der versteht es. Ich hab' ihn gehört. Wie der spricht, Thomas. Der weiß, was Elend ist, wie es dem Volk geht, das sich nicht sattfressen kann!" In seinen Augen war ein ganz anderer Blick, den hatte Thomas nie gesehen.

„Jetzt hast ja Geld, Adam!" sagte er voll Bedauern.

„Ach was, Geld!" Adam blickte verächtlich auf die Scheine, strich sie in die Hand und steckte sie in die Rocktasche.

Am Abend gingen sie zum „Grünen Karl" Vorher

wechselte Adam seine Kronen um. Der „Grüne Karl" war ein Lokal in einem niederen, langgestreckten Gewölbe. Dicker Rauch war überall, daß Thomas kaum die Menschen unterscheiden konnte, die an den Tischen saßen.

„Jetzt", sagte Thomas leise, „jetzt sieh du dich vor daß sie dir dein Geld nicht stehlen!"

Adam schob die Mütze aus der Stirne und ging weiter. Er schien hier gut bekannt zu sein Alle Augenblicke streckte sich ihm eine Hand entgegen.

Jemand fragte: „Wer ist denn der da?"

„Das ist Thomas, mein Bruder!"

„Bruder? Dann streck dich, kleiner Adam, daß du ihm nachwächst!"

Adam setzte sich an einen leeren Tisch und bestellte Bier.

Thomas saß lange vor dem ersten Glas. Er hatte keine Lust zu trinken. Er verstand auch nicht viel von den Dingen, die da gesprochen wurden Von Organisation war die Rede und immer von Kampf Gegen wen sie kämpfen wollten, wurde ihm nicht klar Als Adam einmal nicht redete, fragte Thomas ihn leise

„Gegen die Kapitalisten!" sagte Adam laut.

Einmal kam ein Mann an den Tisch, der Thomas auffiel. Er hatte ein hartes, scharf geschnittenes Gesicht. Eine Narbe lief quer über die Stirne. Sobald er sprach, schwiegen die anderen und horchten alle auf Adam schien er gut zu kennen

„Gut, daß du kommst, Erster", sagte Adam und rückte ihm einen Stuhl hin, „ich wollte eben mit dir sprechen!"

„Du hast heut Geld, Hoffin?"

„Ja, das wollt' ich dir sagen."

„Da zahlst du auch mal deine ausstehenden Beiträge!" Er zog ein Buch hervor und blätterte eine Weile darin

„Es sind zwei Mark zwanzig!" sagte der Mann, den sie den Ersten nannten.

Adam nahm einen Hundertmarkschein aus der Tasche und hielt ihn hin: „Kannst wechseln, Erster?"

„Menschenskind, das sind ja hundert Mark!"

„Mensch, Hoffin!" fuhren sie alle am Tisch hoch, „hundert Mark! Hun—dert Mark!"

„Ich hab' noch mehr von der Sorte", sagte Adam ruhig, griff in die Rocktasche und hielt eine Faust voll Scheine hin

Da wurde es still in der Runde. Nur einige sahen sich vielsagend an.

Adam rückte seinen Sessel und rief, so laut er nur konnte: „Wechseln, hallo! Kann denn hier keiner so einen kleinen Lappen wechseln in dieser Bruchbude?"

Da kam der Wirt selber zum Tisch, nahm den Hundertmarkschein auf und hielt ihn eine Weile prüfend gegen das Licht. Dann ging er wechseln

„Lauter Silber will ich haben!" schrie Adam hinter ihm her

„Bleibst noch lang dahier?" fragte Thomas.

„Jetzt fang' ich erst an", prahlte Adam und bestellte neu für alle am Tisch. „Wirt, he? Komm mal her! — Was — was kostet eine ganze Lage für alle und eine zweite dazu, he?"

Der Wirt nahm die Kreide, schmierte auf den Tisch hin, zählte zusammen, lange, mit so hohen Zahlen ging es nicht so schnell

„Zwölf Mark sechzig, Herr Hoffin!" lachte er über sein fettes Gesicht und wischte mit dem Ellbogen über die Ziffern. Er ging und ließ das Bier anfahren Adam half mit, die Bierkrüge über die Tische schieben

Sie sangen und waren riesig vergnügt. Bis auf einen älteren Arbeiter, der am Nebentisch gesessen hatte und nun an Adam Hoffingotts Tisch kam. Er sah den noblen Spender ärgerlich an: „Du Hoffin, warst du nicht lange arbeitslos?"

„Ja, warum?" Adam begriff nicht, was der Mann wollte. Gleich wußte er es. Der Mann sagte laut:

„Dann schäm' dich oder behalt' dein Geld!"

„Brauchst ja nicht mitzusaufen", begehrte Adam auf

„Mit solchen Kerlen trink' ich auch kein Bier", sagte der andere, nun auch erregt

„Na na", riefen einige von Adams Tisch, „jeder kann ja nicht im Komitee sitzen."

„Das ist kein Arbeitergenosse", erboste sich der Mann, „das ist ein Prahlhans, und ein Spießbürger ist das! Dem fehlt wirklich bloß ein Plüschsofa mit Regulator und Kaiserbild!"

Adam Hoffingott stürzte auf den Mann los, doch einige seiner Freunde hielten ihn zurück Außerdem war der Erste zu dem Mann getreten, und sie sprachen erregt miteinander, man konnte sehen, daß auch der Erste das Benehmen Adams nicht billigte

„Prost, Adam!" riefen sie von verschiedenen Tischen her. Einige kamen mit ihren Gläsern und stießen an

„Von euch Bonzen gibt ja keiner einen aus!" schrie ein schmächtiger Bursche und drohte hinüber, wo der Erste und der entrüstete Mann standen

Einige am Tisch begannen zu singen Blieb man fidel, war vielleicht noch eine Lage herauszuholen

Adam zählte auch schon das Geld hin Dann stand er auf und wühlte die Hände in die Rocktaschen Plötzlich wurde er todernst und warf das ganze Geld mitten auf den Tisch hin Da machten noch mehrere Männer ärgerliche Gesichter Der Hoffin benahm sich wirklich nicht wie ein klassenbewußter Arbeiter Der Erste kam hastig heran

Mit einem Ruck richtete Adam sich auf. „Genossen: Ich will es nicht besser haben als ihr! Das Geld — ach so, ihr meint, das ist unehrlich, nein, das Geld ist sauber! Von meinem — meinem Vater geerbt, ehrlich erworben hat er's, Stück für Stück. Hier, die Urkunde darüber. Ja, schaut nur her, ich leg' sie hier dazu Mein Bruder da, der Thomas, ist Zeuge! Ich will das Geld nicht, hört ihr! Ich will es nicht!" Seine Augen flackerten, er riß mit verkrampften Händen das Hemd auf vor der Brust· „Ich will elend bleiben wie ihr, arm und rechtlos, von allen Hunden gehetzt wie ihr! Erster, hörst du? Das Geld in den Kampffonds, alles alles! Ich will nichts haben. Ich will nichts besitzen ich will ein Proletarier sein. Es lebe . . . es lebe das internationale Proletariat!"

7 Kapitel.

Thomas hätte nie gedacht, daß man inmitten einer großen Stadt, inmitten von vieltausend Menschen so einsam sein könnte, einsamer als irgendwo im weltverlassenen Hochwald

Mit Adam sprach er wenig

Er machte ihm keine Vorwürfe darüber, daß er sein väterliches Erbteil einem Kampf geopfert hatte, den ein Mensch wie Thomas nicht verstehen konnte Zwar spürte er: wie Adam aufs Ganze ging, wie er das Letzte hinopferte für eine Sache, an die er sicher glaubte, das war im tiefsten etwas, das auch in ihm selbst lag, Blut von seinem Blute Aber er fand keinen Sinn darin, er begriff den Bruder nicht und alle diese Menschen Wie da der Mann mit der Narbe und dem durchdringenden Blick, der Erste, ruhig das ganze Geld an sich genommen, gezählt und eine Quittung darüber geschrieben hatte, wie er dann aufgestanden war und einfach gesagt hatte: „Ich habe nichts anderes erwartet, Adam Hoffin!" das blieb ihm fremd Dieses Zusammenstehen mußte ja wohl einen Sinn haben, das verstand er, aber wohin sollte das führen? Thomas spürte, ohne sagen zu können, wie, daß über allen diesen Menschen da, die zu kämpfen glaubten, die ihr Letztes hergaben irgendein dumpfes Verhängnis lag

Einmal sagte Adam, nun wolle er ihm das rechte Licht aufstecken, er solle morgen mitkommen Sie hätten da eine große Versammlung Thomas ging mit Aber er wurde aus all dem Gerede auch nicht klüger Solidarität — nun ja. Bessere Löhne — auch gut Klassenkampf — das verstand er nicht, was sie darunter meinten. Proletariat — warum sollte das richtig sein daß keiner etwas besitzen sollte? Er dachte an den Pilaterhof, nein, sicher meinten sie etwas anderes Sozialisierung der Produktionsmittel — Thomas war nicht dumm, doch dies war bestimmt nur etwas für Gebildete Daß Adam das alles begriff?

„Wenn einmal dein Geld zu End' ist und du bist ganz unten wie ich, dann wirst du schon begreifen!" meinte Adam

„Du wolltest es ja nit anders" gab Thomas zur Antwort

„Das verstehst du nicht!" sagte Adam

Nach der Versammlung gingen sie wieder zum „Grünen Karl" Thomas ging gern mit vielleicht war dort Näheres zu erfahren über den Kampf Es waren viele Leute da, auch Frauen Es wurde lange und viel gesprochen Aber immer so, daß Thomas nicht weiterkam

Und seit diesem Abend wußte Thomas Hoffingott was er bisher nur gefühlt hatte: daß er wohl nie zu seinem Bruder und allen diesen Leuten gehören würde Aber die Stadt gab er deshalb nicht auf, die konnte wohl auch anders aussehen als beim „Grünen Karl"

Er packte seinen Holzkoffer um sich eine eigene Kammer zu suchen irgendwo am anderen Ende der Stadt

Bei einer Bergarbeiterwitwe fand er ein kleines sauberes Zimmer mit dem Blick auf die Dächer Dann ging er, eine Arbeit zu suchen

Das war eine schwierige Sache, denn die Arbeiten die er konnte, taugten nicht für die Stadt. Oft, wenn er von einer Stelle zur anderen gewiesen wurde, war er der ganzen Sache herzlich überdrüssig. Schließlich sprach auch noch einer aus, was er selber schon dachte: Wären Sie doch daheim geblieben! So unrecht hatte der gar nicht

Thomas sann nach Noch hatte er mehr als die Hälfte von seinem Geld Aber er konnte sich schon den Tag ausrechnen, an dem es zu Ende sein mußte Was dann? Würde er dann auch müßig mit den Händen in den Hosensäcken an den Straßenecken lungern und abends beim „Grünen Karl" sitzen müssen und warten, bis jemand, dem es besser ging, ein Glas Bier zahlte? Warum bekam er keine Arbeit, der er doch stark war und willig, jede Arbeit anzunehmen? War keine Arbeit da, oder gaben sie ihm aus anderen Gründen keine?

Er suchte Adam auf. Der hatte jetzt wenig Zeit, nur soviel, um etwas schadenfroh zu fragen: Kommst du endlich dahinter?" Bis er dann doch den Rat gab „Du mußt dich organisieren!"

Nein, das wollte er vorerst nicht tun, er hatte das Gefühl, damit einen Vertrag über seine Freiheit zu schließen, einen Vertrag, den er am End' nicht würde halten können

Endlich, nach langem Suchen, wurde er in einem Baugeschäft als Gerüster aufgenommen Es war also auch ohne „Organisation" gegangen Man mußte nur nicht verzagen Thomas reckte sich hoch: Nun kommt daher ihr da aus Essen der Stadt, nun wird gearbeitet!

Manchmal, wenn er im Gebälk eines Dachstuhls arbeitete, schaute er über Mauern und Häuser hinweg und suchte das offene Land draußen Irgendwo mußte es doch zu sehen sein Es war nicht zu sehen, es lag alles endlos und eben, und überall standen die Schlote auf, Fabriken, Hochöfen, Schachtanlagen Eine Wiese oder ein richtiger Acker war nirgends zu entdecken Alles ist halt nicht beisammen, sagte sich Thomas, große Städte stehen eben nicht in den Bergen!

Sechs Wochen zimmerte Thomas Hoffingott fleißig und zufrieden an Dachfirsten und an seiner Zukunft Er wußte nun schon, wie man Sonntags aus der Stadt herauskam, und waren draußen auch keine Berge, so waren doch auch nicht überall die hohen Häuser da Ging das weiter so mit der Arbeit, konnte er im Sommer wohl ein Fahrrad erwerben Siehst du, Adam es geht auch anders herum Thomas ritt vergnügt hoch oben auf dem First und schlug pfeifend die Pfetten an, als der Vorarbeiter heraufrief: „He du da oben komm mal her!"

Thomas stieg die kleine Leiter zu ihm herunter und sah den Vorarbeiter an

„Du bist entlassen!"

Wollte der jetzt einen Spaß machen?

„Hast du's nicht kapiert, Mensch?"

„Wer sagt das?" entfuhr es Thomas

„Ich" grinste der andere, „genügt das nicht?"

Thomas stand einen Augenblick wie gelähmt Dann packte ihn die Wut: „Du kannst gar keinen entlassen!" Er haute mit aller Wucht das blitzende Beil ins Holz

Der Vorarbeiter zuckte zusammen als hätte ihn der Hieb getroffen, dann faßte er sich und lachte höhnisch hinter dem Davonstürmenden drein Der schwang sich über das Gebälk hinunter Wie er war, mit der blauen Arbeitsschürze, in Hemdärmeln, rannte er durch die Straßen ins Geschäft zur Bauleitung. Der Meister, der ihm immer wohlgesinnt war mußte wissen, was da los war

Doch der Meister zuckte die Achseln: „Sie wissen, wie ungern ich Sie entlasse, Hoffingott Die Umstände zwingen mich Ich kann nicht anders"

„Warum, ich mocht' wissen, warum?" Thomas trat dicht vor ihn hin

„Weil — Sie sind nicht organisiert"

„Dös haben S' ja gewußt von Anfang an", brauste Thomas los

„Ja, gewiß Aber da brauchten wir gerade Leute. Die Organisation hat jedoch verlangt, daß ich Sie als den ersten entlasse sobald ich die Zahl meiner Arbeiter einschränken muß Ich habe mich gewehrt dagegen Wenn ich die Aufforderung nicht befolge sperren sie mir die Aufnahme Dann kann ich sehen wie ich beim nächsten Bauauftrag meine Arbeiter zusammenkriege"

„Alsdann, ich bin also der schlechteste von Ihren Arbeitern, daß ich zuerst davon muß?" Das sollte er ihm sagen das möchte er hören

Der Meister lachte „Menschenskind Ihr zweiter Fehler ist daß Sie zuviel arbeiten Den anderen zuviel arbeiten meine ich Mir bestimmt nicht" Er hielt ihm die Hand hin „Lassen Sie sich organisieren Hoffingott oder verschlechtern Sie sich in der Arbeit Ich kann's nicht ändern"

ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R6 o/M



doppelt fermentiert

4 ₰

„So haben wir nicht gespielt", drohte Thomas, „ich werd' mir mein Recht schon suchen gehn!" Die sollte der Teufel holen mit ihrer Organisation. Adam kann mir da sicher helfen, dachte er, wo er doch jetzt im Komitee ist, muß er schon für Recht sorgen.

Und dann saß er wieder auf dem alten abgewetzten Sofa, das viel zu tief war, und schaute auf den Bruder hin, wie er da vor ihm stand an der Wand, vor dem Bilde.

Adam versuchte es noch einmal: „Allein ist man machtlos. Erst die Organisation gibt uns Kraft und Schutz. Die Unternehmer sind doch auch organisiert. Siehst du das denn nicht ein?"

Ja, da war schon was dran Bloß, was er da erlebt hatte — Thomas drehte das Gesicht des Bruders zu sich her: „Gut, Adam Vielleicht muß ich da wirklich hinein. Bloß, sag mir noch dies: Wenn ich da drin bin in der Organisation, muß ich da auch mithelfen, einen, der arbeiten will und keinem was zu leid tut, muß ich da auch helfen, den vom Bau zu jagen, bloß weil er nicht drin ist in der Organisation?"

Adam nickte langsam.

„Und wenn es nun einer ist, der das Politische nicht will, und bloß deshalb nicht in die Organisation will, wo das doch alles politisch ist?"

„Das verstehst du nicht, Thomas. Politik und Gewerkschaft sind nicht zu trennen. Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns"

„Und wenn es nun einer ist, der da vom Bau weg soll, und er hat lang keine Arbeit gehabt und hat gehungert und hat ein Weib und Kinder dahoam — muß i da auch mithelfen, den wegzujagen, i, der i doch hätt' auf dem Pilaterhof bleiben können?"

Adam sah nicht das Funkeln in des Bruders Augen. „Erst dann bist du ein zuverlässiger Genosse", sagte er mit Überzeugung.

„Dann soll mir die Organisation gestohlen bleiben, verstehst mi?" Thomas brüllte es förmlich heraus.

„Dann kann ich dir nicht helfen, Thomas! Nein, ich muß es dir richtig sagen: Dann will ich dir nicht helfen, und wenn du tausendmal mein Bruder bist!"

Zornig trat Thomas vor den Bruder hin und hielt ihm die Faust vors Gesicht: „So kriagst mi nit, so nit! Du nit und deine saubere Organisation nit!"

Adam wendete ihm wortlos den Rücken zu. Polternd haute Thomas die Stubentür ins Schloß

Die vielen vergeblichen Wege der Arbeitssuche wetzten rasch den Trotz ab. Es wurden harte, bittere Tage, und das Geld wurde knapp. Thomas fühlte: er mußte kapitulieren vor der Stadt. Er hatte das Gefühl, sie könne ihn erdrücken. Und so reihte sich müde Tag an Tag.

Er hatte sich ein Verzeichnis der Baufirmen aus dem Adreßbuch geschrieben und nach Straßen geordnet. Er wollte planmäßig vorgehen, organisieren. Doch es war alles umsonst, heute gar schon die fünfte Absage, und einige sehr grob sogar. Da hatten sie ihn also doch auf die Knie gekriegt mit ihrer Stadt, wie es der Adam gesagt.

Wie er so durch die Gassen irrte, an den Straßenecken vorüber, gewillt, den Weg zu der Organisation zu suchen, da hatte er eine seltsame Begegnung. Er sah sich plötzlich selbst daherkommen, sah seine ausgetretenen Schuhe, die lautlos waren wie ohne Schritt, sah die zerfetzte Hose, den zerrissenen Rock, sah sein Gesicht, die Schirmmütze tief hereingezogen. Und hörte, wie Adam sagte: „Wenn du erst einmal ganz unten bist!" Ja, und das ging Tausenden so, und die waren dabei sogar organisiert. Gehörte er erst ganz zu denen, war es aus für immer mit dem freien Entschluß.

In diesem Augenblick wußte Thomas, daß er sich entscheiden mußte, daß es jetzt sein ganzes Leben galt, so oder so. Hol der Teufel den Stolz, laß sie lachen daheim über den gescheiterten Weltreisenden, den verunglückten Städter. Und wie er mit stürmischen Schritten vorwärts eilte, heim in seine Kammer, froh über den Entschluß, zu dem er sich durchgerungen hatte, da war eine andere Stimme in ihm, eine helle, feste Stimme: „Ich weiß, Sie kommen wieder. Und dann werden wir dort weitersprechen, wo wir aufgehört haben, und ich kann Ihnen sagen, was ich meine!"

8. Kapitel.

Thomas Hoffingott stand wieder auf dem Bahnhof der kleinen Station Felsberg. Es war keine lange Zeit vergangen, seit er von hier in die Welt gefahren war, ein gutes halbes Jahr, doch eine ganze Ewigkeit dünkte es ihn. Hier freilich war die Zeit stehengeblieben.

Er gab seinen Holzkoffer dem Postknecht mit.

„Sakra, ist dös schwer!" schaute der auf, „hast da lauter Geld drein?"

„Na, Hies, no viel was Besseres!"

Je, dachte der verwundert, red't der Thomas g'scheit daher.

Langsam stieg der Heimkehrer die Straße hinauf über den Hofstätter Bichl Er bog den Weg ab hinauf auf den Berg. Der Seekofel stieg aus dem Talgrunde, trutzig mit seiner eisgepanzerten Nordwand Und hinter dem Lärchenwald hervor trat der Pilatushof.

Wie frei und stolz er auf der Lehne stand! Das helle Sonnenlicht blendete auf den weißen Grundmauern, dunkel hob sich das wetterbraune Holz darüber ab, und alles ruhte wohlgeborgen unter dem weit ausladenden Schindeldach. Es war alles, wie es gewesen war. Nur der Hausgarten hatte einen neuen Zaun, der bis zur Straße hinausreichte. Den hätte er gern selbst gezimmert.

Da sah er die Mutter sitzen in der Sonne. Sie hatte eine Schüssel vor sich im Schoß und machte Bohnen aus.

Er sah ihr zu, wie die groben, rauhen Hände, auf denen die Adern stark hervortraten, rasch, doch ohne Hast zufaßten, wie leicht sie die Hülsen brachen und die Bohnen lösten.

Da wendete sie sich um: „Thomas? Bist wieder da?"

Sie sagte es, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, als wäre er nur oben im Wald gewesen, ein Stück hinterm Seekofel.

Er setzte sich zu ihr auf die Bank.

„Willst nit 'reinkommen ins Stübl?"

„Na, Mutter, laß mi da sitzen Es ist so gut da."

„Ja, die Sonn' ist gut heut, fein warm, auf die kaltnassen Tag'!"

„Gebt s' her, an Huet voll von Eure Bohnen, Mutter, i will Euch helfen!"

Sie schüttete ihm die Bohnen hin und lachte ein wenig dabei: „Bist allweil no der gleiche!"

Keine einzige Frage tat sie. Oh, sie kannte ihren Buben. Sie brauchte ihn nur eine Weile um sich zu spüren, so wußte sie, wie es mit ihm war.

„Schian sein sie dös Jahr worden, die Bohnen."

„Schian, ja — nur manch's Mal, da ist mitten unter die guten oane drunter, die nix taugt!"

Und dann wurde sie plötzlich so ernst, daß er fast erschrak, und richtete den vollen Blick auf ihn.

„Wie ist es mit dem Adam?"

„Ja, der Adam, Mutter, den tätets Ihr woll nimmer kennen!"

„So anders könnt' er gar nit sein, daß i ihn nit kennen tät'"

„Na, Mutter. Er ist ganz fremd. Er g'hört nimmer zu uns!"

„Wie kann er dann anders sein? Dös versteh' i nit" Forschend ruhte ihr Blick auf ihm.

„Mutter, i kann Euch das nit so sagen. Es ist so viel in der Stadt, was wir nit verstehn."

„Bleibst aufm Hof?"

„Na, Mutter, i such' mir im Dorf a Liegerstatt, irgendwo!"

„Versteh' di woll, Thomas, b'hüt Gott!"

Der lange Rottenpuecher-Hans brachte einfach das Maul nimmer zu. Wie es bei Leuten ist, die gar so in die Länge wachsen, es bleibt halt fürs andere nimmer viel übrig.

„Thomas . . . bist du's?"

„Depp, damischer, wer sollt's denn sonst sein?"

Er hatte noch immer das Maul sperrangelweit offen und schaute den Thomas an, und dabei strahlte ihm die Freude über das ganze Gesicht.

„Bis du dein Maul zubringst, stell' i daweil mei Kofferl nieder!"

„Na — daß du . . . da bist?"

„Ja, i bin da, Hans! Und i such' an Platz zum Bleiben, a Liegerstatt, verstehst? Wia gang dös in deiner Kammer?"

Das war zuviel auf einmal für den Hans. Also sprang der Thomas ohne ihn über die Stiegen hinauf

„Da stellt man halt an Strohsack einer!" rief er zurück.

Jetzt hatte der Hans begriffen und schüttelte den Kopf: „Strohsack koan!"

Und während der Thomas wartete, was geschah, schleppte der Hans auf seinem breiten, vierschrötigen Buckel vom Unterdach eine ganze Bettstatt herab.

„Schwaar", sagte der Hans und hob dem Thomas sein Kofferl auf.

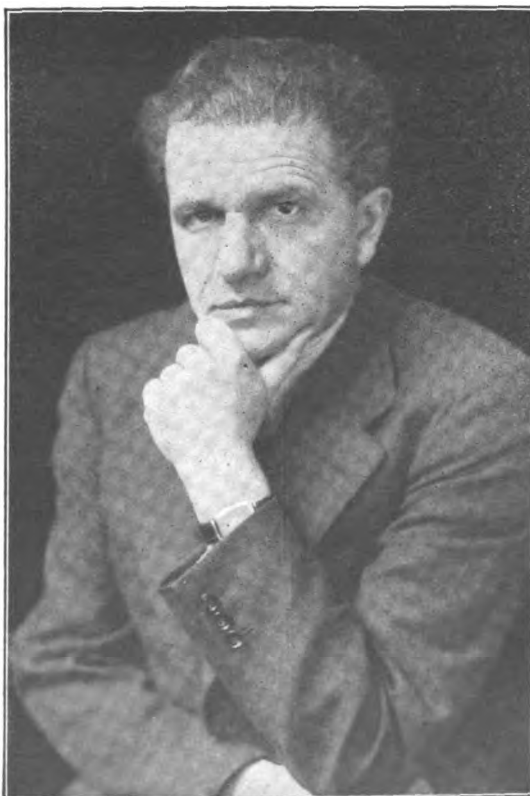
„Ja, da ist halt was drein!" lachte der Thomas. Und dann nahm er etwas Schweres, Eisernes aus dem Koffer heraus, sein Zimmermannsbeil.

Der Rottenpuecher-Hans hob es auf, wog es in der Luft und schupfte es von einer Hand in die andere Dabei begann er nachzudenken. Thomas kannte es an ihm; denn der Hans mußte immer schwitzen, wenn er über etwas heftig nachdachte.

(Fortsetzung folgt.)

Hanns Johst

über den neuen Roman Luis Trenkers



„Luis Trenker, der sich mit seinen prächtigen Bergbüchern in das Herz vieler Deutscher eingeschrieben hat, der mit der Liebeskraft seiner Bergbilder in vielen Filmen so erfolgreich für die Bergwelt und ihre trotzigen Charaktere warb, dieser eigensinnige Sohn der Berge, übergibt mit seinem „Leuchtenden Land" seiner großen Gemeinde ein neues Buch, das mit seltener Anschaulichkeit die Geschichte eines Tirolers schildert, der schließlich in Deutsch-Ostafrika die tapferen Eigenschaften seiner Heimat mannhaft vertritt. Die Tragödie eines deutschen Schicksals, das von den Bergen über die Meere zu deutschem Kolonialland fliegt und sich dort eine neue Heimat schafft, durch den einbrechenden Krieg und sein vernichtendes Ende wieder in der Heimat Trost und Frieden sucht, um schließlich nach siegreichem Wiederaufblühen des Vaterlandes zu neuem Einsatz auf den verlassenen Kolonialboden zurückzukehren. Luis Trenker schrieb ein starkes, lebendiges und tapferes Buch, und alle, die es lesen, werden ihm danken."

Hanns Johst,
Staatsrat, Präsident der Reichsschrifttumskammer.

SALAMANDER
Kinderschuhe
von Größe 34 an




Braun Boxkalb
MODELL SALAMANDER


Blau Wildleder
MODELL SALAMANDER




Schwarz Wildleder
MODELL SALAMANDER


Braun Boxkalb
MODELL SALAMANDER




Mahagoni Boxkalb
MODELL SALAMANDER


Braun Boxkalb
MODELL SALAMANDER

Dr. Frick 60 Jahre alt

(Schluß von Seite 322.)

Als der Führer die Macht übernahm und Dr. Frick zum Reichsminister des Innern ernannte, übertrug er ihm eine der größten Aufgaben, die ihrer Lösung harrten: den Neuaufbau des Deutschen Reichs. Aus der Zerrissenheit zahlreicher Einzelstaaten begann unter der Führung Adolf Hitlers und von dem ganzen deutschen Volk herbeigesehnt, die Aufbauarbeit an dem großen Werk des nationalen Einheitsstaates

Wer heute die Arbeit würdigen wollte, die das Werk Dr. Fricks umspannt, müßte weit ausholen. Hier kann nur in kurzen Zügen in Erinnerung gerufen werden, was im Zusammenhang mit der Beseitigung der damaligen Länderregierungen, der Einsetzung der Reichsstatthalter, dem Ermächtigungs- und dem Gleichschaltungsgesetz und endlich mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums eingeleitet und mit der Beseitigung des Parlamentarismus, der endgültigen Erledigung der Systemparteien und dem Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat fortgesetzt wurde. Die Krönung der staatsrechtlichen Gesetzgebung aber ist das berühmte Gesetz über den Neuaufbau des Reichs, das vom Führer und Reichsminister Dr. Frick im Reichstag eingebracht und vom Führer und Reichskanzler als „die Fortsetzung der nationalsozialistischen Revolution" bezeichnet worden ist

Alles, was auf diese Gesetzgebungsarbeit folgte, diente demselben Ziel, das Dr Frick sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht und zu der er sich vor den Schranken des Münchener Volksgerichtshofes ebenso wie in Tausenden von Versammlungen, im Reichstag und als Staatsmann bekannte: der Macht und der Einheit des Reichs als dem Unterpfand der Größe, der Ehre und des Wohlstandes des deutschen Volkes

Hans Krebs

Blomberg 40 Jahre Soldat

(Schluß von Seite 324.)

herein bei der Einstellung der anderen Mächte zu keinerlei positivem Erfolg führen konnte.

Beim Durchbruch der nationalsozialistischen Revolution am 30. Januar 1933 wurde General von Blomberg vom Führer nach Berlin gerufen und zum „Reichswehrminister" (später Reichskriegsminister) ernannt. Hier begann das Werk des Aufbaus der Wehrmacht. Mit diesem Tage tritt der General in die Geschichte des deutschen Volkes ein. Das rückhaltlose Vertrauen, das ihm der Führer gewährte, ermöglichte dem General den reibungslosen Einbau der Reichswehr in den neuen Staat. Damit war aber gleichzeitig die politische Voraussetzung für einen erfolgreichen Aufbau der Wehrmacht gegeben. Sind diese Jahre seit dem 30. Januar 1933 auch schwer und drückend in ihrer Arbeits- und Verantwortungslast gewesen, so werden sie Befriedigung und Glück durch die sichtbaren Erfolge gegeben haben Am 20. April 1936 ernannte der Führer den Reichskriegsminister von Blomberg zum Generalfeldmarschall. Eine Anerkennung, die auch die ganze Wehrmacht geehrt hat Er selbst wird bei seiner großen persönlichen Bescheidenheit und altpreußischen Einfachheit den Händedruck des Führers in schweren und erhebenden Stunden sicher höher bewertet haben als äußere Ehrungen.

Generalfeldmarschall von Blomberg hat sich trotz jahrelanger Arbeit am Schreibtisch soldatische Straffheit und körperliche Leistungsfähigkeit erhalten. Er ist ein Freund der Natur und des Sports, besonders des Schwimmens. Jeden Tag kann man den Reichskriegsminister vom frühesten Frühjahr bis zum späten Herbst bei gutem und schlechtem Wetter in den ersten Morgenstunden beim Reiten sehen Trotz der Arbeitsfülle, die zu bewältigen ist, hat er sich seine Aufgeschlossenheit für wirkliche Kunst und ein gutes Theater bewahrt. Seine Freude am Buch ist bekannt Einmal schrieb er darüber. „Schönste Erholung nach des Tages Arbeit ist für mich das Buch. Die Bücher sind meine besten Freunde . . . Ich glaube, daß die Menschen innerlich reicher und glücklicher werden, wenn sie diese Freude am Buche verstehen lernen." Hat Generalfeldmarschall von Blomberg schon früher durch Auslands- und Studienreisen seine Welt- und Menschenkenntnis aus eigener Anschauung geschult, so ist er auch jetzt keineswegs ein Theoretiker, sondern immer der Mann der Praxis geblieben. Häufige Dienstreisen führen ihn zu den Truppen aller Wehrmachtteile, ebenso aber auch zur Rüstungsindustrie. Er kennt das Flugzeug ebenso wie das U-Boot oder den Kampfwagen durch eigenes Erleben.

Vor einigen Jahren verlor Generalfeldmarschall von Blomberg seine Frau. Eine seiner drei Töchter erfüllt die Pflichten der Hausfrau. Seine beiden Söhne sind Offiziere der Wehrmacht, einer davon Fliegeroffizier.

Der Generalfeldmarschall von Blomberg lehnt in seiner bekannten Zurückhaltung und Bescheidenheit Biographien über sich selbst ab. Er vertritt die Ansicht, daß für Männer des öffentlichen Lebens gewisse Ehrungen erst dann zeitgerecht sind, wenn über ihr Wirken endgültig geurteilt werden kann. Eins aber ist sicher: In der Geschichte der nationalsozialistischen Revolution wird der Name des Generalfeldmarschalls von Blomberg, des ersten Generalfeldmarschalls des Dritten Reiches auf immer mit dem Aufbau der Wehrmacht unlösbar verknüpft bleiben.

Berichtigung

Zu unserem Bildbericht in Folge 8. Seite 241/42

Generalbauinspektor Prof Speer hat nur die Außenarchitektur des Deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung entworfen. Die Innenausgestaltung ist dem Architekten Brinkmann, Bremen, übertragen worden. Die Mosaikentwürfe selbst stammen von den Künstlern Prof Unold und Schwarzer.

Die Schriftleitung.

ADELHEID DEHIO:

Das Ende des Zarentums

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

„Die Russen gehören zu jenen Völkern. die nur auf der Welt zu sein scheinen. um der Menschheit furchtbare Lehren zu erteilen Gewiß werden diese Lehren nicht verloren sein. Aber wer könnte die Prüfungen und Heimsuchungen voraussehen, die Rußland durchmachen wird, ehe es wieder zu seinem natürlichen Schicksalslauf kommt und seinen Platz im Schoße der Menschheit wieder einnimmt?"

Tschadajew, um 1840.

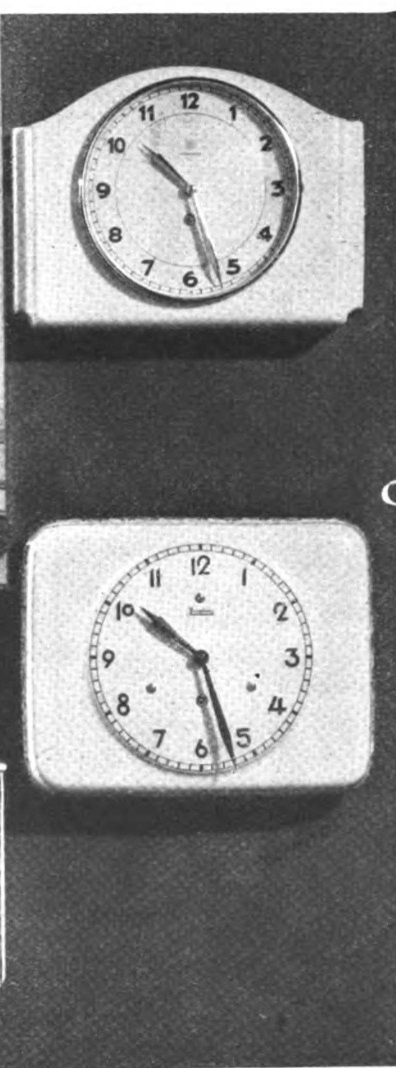
Zwanzig Jahre sind seit jener Märznacht vergangen, als in einem Eisenbahnwagen auf dem Bahnhof der alten Stadt Pleskau, südlich des Peipussees, der letzte Zar Nikolai II. seine Abdankung vollzog, und noch liegt die Welt im Kampf mit dem Gärungsprozeß, der sich seitdem in Rußland vollzieht, „der Menschheit furchtbare Lehren erteilend".

Zur Zeit des russischen Umsturzes im Jahre 1917 befanden wir uns nicht weit von Pleskau, in unserem alten Dorpat, mitten im flachen, noch winterlichen Livland. Es war eine eigentümliche, gefahrvolle Lage. im Süden die Dünafront, diese unübersteigliche Mauer, die uns von Deutschland und von der Welt trennte, aus der nur ein fernes, undeutliches Echo zu uns herüberdrang; im Norden, nur ein paar hundert Werst von uns entfernt, lag Petersburg, in dem die Revolution ihre Fackel schwang, über deren Verlauf wir durch Augenzeugen und Zeitungsberichte recht gut unterrichtet waren. Schon seit Wochen hatten die unterirdischen revolutionären Erschütterungen immer mehr zugenommen. Die Russen in unserer Umgebung erhofften von ihnen die „Freiheit" unter der sich jeder von ihnen etwas anderes, aber stets Verlockendes vorstellte. Wir Deutschbalten waren weniger optimistisch, denn wir wußten nur zu gut, daß bei dem Hang des russischen Volkscharakters zu Schrankenlosigkeit, Willkür und Zersetzung, zu Nihilismus und Anarchismus diese Freiheit die größten Gefahren in sich barg. Mit sehr gemischten Gefühlen zogen wir am 3. März 1917 alten Stils, als die Kunde von der Abdankung des Zaren sich wie ein Lauffeuer verbreitete, auf höheren Befehl die rote Fahne auf unserem Dache hoch, die als blutige Zunge dort hängenbleiben sollte, bis ein Jahr später (am 24. Februar 1918) die deutschen Truppen einrückten, um uns vom bolschewistischen Terror zu befreien.

Auf dem Grunde meines Koffers führe ich unter anderem Strandgut des Lebens einen Kasten mit mir, der den Ausdruck trägt: „Kriegserinnerungen." Darin finde ich einen schmalen Packen vergilbter russischer Zeitungen aus den Tagen vom 4. bis zum 11. März 1917. Sie spiegeln also nicht mehr als eine Woche russischer Geschichte wider, und doch steigen aus den knappen nüchternen Zeitungsberichten die Gestalten der Hauptdarsteller jener Tragödie mit großer Deutlichkeit auf. Nikolai II., seine Mutter, sein Bruder, seine Gattin, alle in gemessener Haltung, die abtrünnigen zaristischen Generäle und Würdenträger, die Glieder der Duma und der provisorischen Regierung in ihrer Schwäche, Kerenski, der fanatische Vorkämpfer der Linken. die Großfürsten, die sich mit eigener Hand ihr Grab schaufelten, das aufrührerische Volk, die meuternden Soldaten und Matrosen, die ersten Sowjets, die bereits unter den Einfluß der Juden geraten.

Über die Vorgänge in Rußland während des Weltkrieges ist sehr viel geschrieben und veröffentlicht worden. Viele Erinnerungen versuchen, sich an die Wahrheit zu halten, viele Skizzen, Romane, Filme sind freie, allzufreie Erfindung. Die hier folgenden Augenzeugenberichte, Aufrufe, Verordnungen, Stimmungsbilder haben demgegenüber den Vorzug, authentische Dokumente aus jenen Tagen zu sein. Ich habe sie mit aller Sorgfalt wörtlich aus dem Russischen übersetzt und nur einige erläuternde Bemerkungen aus meiner Erinne-







rung oder meiner Lektüre in Klammern hinzugefügt. Vielleicht werden sie dazu beitragen, dem Leser ein wahrheitsgetreues Bild jener schicksalsschweren Tage zu vermitteln.

Eine Sitzung der Reichsduma

Das erste meiner alten russischen Zeitungsblätter hat ein merkwürdiges Aussehen: von seinen sieben langen Spalten sind drei völlig unbedruckt, die vier anderen weisen nur hin und wieder ein vereinzeltes Stückchen Text auf. Ein beredtes Zeugnis von dem Wirken der zaristischen Pressezensur vor dem Umsturz. Dieses Blatt — eine Nummer des „Denj" vom 4. November 1916 alten Stils, was dem 17. November neuen Stils entsprach — enthält nämlich einen Sitzungsbericht der Reichsduma, der russischen Volksvertretung, die drei Tage vorher als Träger der Opposition gegen die Regierung des Zaren zusammengetreten war, um bald darauf zum Träger der Revolution zu werden. Zwar wurde diese historische Dumasession noch durch den Austausch von Begrüßungstelegrammen mit dem Zaren eröffnet, in denen im offiziellen Stil davon die Rede war, „dank dem Heldentum unserer ruhmreichen Heere den Krieg gegen den frechen Feind mit Gottes Hilfe zu einem siegreichen Ende zu führen". Zwar rief der Dumavorsitzende Rodzianko wie einst am Tage der russischen Kriegserklärung zur Einmütigkeit und zum Vergessen allen Parteihaders auf, aber gleich darauf folgten die schwersten Anklagen gegen die Regierung. Sie standen dort gedruckt, wo mich das unschuldige Weiß des Zeitungsblattes anstrahlt. Aber die wenigen Sätze, die der Zensor stehen gelassen hat, sind um so beredter.

Mit echt russischer Anschaulichkeit wird zuerst ein Bild des Weißen Saales des Taurischen Palais in Petersburg entworfen, in dem die Sitzungen stattfinden. Es ist das übliche Bild der Parlamente. „In der Duma hat sich die schlechte Gewohnheit eingebürgert, daß nur auf die Redner gehört wird, die sich einer großen Berühmtheit erfreuen. Während der üblichen Reden beschäftigen sich die Abgeordneten mit Unterhaltung, Witzeerzählen, Zeitunglesen. Der Saal ist von Geräusch und Lärm erfüllt, und in der Journalistenloge sind die Redner gar nicht zu hören, besonders wenn sie über keine laute Stimme verfügen." Dann werden die Eigentümlichkeiten der einzelnen Redner äußerst lebhaft geschildert.

Die wenigen von der Zensur verschonten Sätze der Abgeordneten, sicher die mildesten der ganzen Reden, spiegeln nichtsdestoweniger in buntem Durcheinander die furchtbaren Schwierigkeiten wider, mit denen das Riesenreich des Zaren zu kämpfen hat. Der eine klagt über die immer wachsende Versorgungskrise und ruft nach einer wirtschaftlichen Regierungsdiktatur zum Kampf gegen die Teuerung, der andere ruft nach Freiheit, um die Wahrheit zu sagen, der dritte nach einem verantwortlichen Ministerium. Wieder ein anderer klagt darüber, daß durch die Autonomie Russisch-Polens, die eine Woche zuvor durch den deutschen und österreichischen Kaiser verkündet worden ist, dem Zaren „die Krone Polens vom Haupte gerissen worden sei". Dann treten die Abgeordneten der verschiedenen völkischen Minderheiten innerhalb des russischen Reiches auf den Plan: die muselmanische Fraktion erklärt, daß die kleinen Völkerschaften das Recht auf volle Freiheit ihres nationalen Lebens hätten und daß dies der ideale Sinn des Krieges sei, den sich auch die russische Gesellschaft zu eigen gemacht habe. Der lettische Abgeordnete (Goldmann) klagt in beredten Worten über die bedeutende Rolle, die der deutschen Minderheit in Livland und Kurland eingeräumt werde, und protestiert gegen eine mögliche endgültige Einverleibung Kurlands durch Deutschland, indem er die Bedeutung hervorhebt, die die Ostsee für Rußland habe. Der jüdische Abgeordnete Friedmann spricht über das übliche Thema: die Rechtlosigkeit der mehr als fünf Millionen Juden, die im Zarenreich bekanntlich einer sehr strengen Judengesetzgebung unterworfen waren. Sie waren auf bestimmte enge Gebiete beschränkt, durften weder Boden besitzen noch bebauen, waren von der öffentlichen Rechtsprechung ausgeschlossen, der Willkür der Polizei unterworfen und mitunter blutigen Pogromen ausgesetzt.

Die eindrucksvollste Rede ist aber die des Moskauer Abgeordneten Maklakow, die mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit angehört wird. Dieser ausgezeichnete Redner spricht scharf und klar, nennt die Dinge bei ihrem Namen und schreckt vor keinen Folgerungen zurück. Es ist sehr bedauerlich, daß die über drei Spalten lange Rede vom Zensor fast völlig entfernt ist: sie gab sicherlich ein ausgezeichnetes Bild der damaligen Zustände und der Stimmung Rußlands an der Schwelle der Revolution, soviel verraten die beiden stehengebliebenen Sätze:

„Obgleich die Kriegsmüdigkeit Deutschlands offenbar ist, so ist es doch für niemanden ein Geheimnis, daß wir vor einer neuen drohenden Gefahr stehen, die nicht in der Versorgungskrise besteht, die wir mit vereinten Kräften überwinden werden, sondern darin, daß in Rußland etwas Neues vor sich geht, daß der russische Geist sich irgendwie verändert hat, daß irgendwelche neue Strömungen entstanden sind, die uns schon sichtbar werden . . . Wir hören, daß einige es schon wagen, vom Frieden zu sprechen, daß andere in der Verzweiflung über den Zusammenbruch ihrer Hoffnungen zu den alten Redensarten zurückkehren und sogar angesichts des Feindes zu wiederholen beginnen: je schlimmer, desto besser . . ."

Hier setzt die Tätigkeit des Zensors ein: trotzdem ist einem, als höre man das Zarenreich in seinen Fugen krachen.

Die sogeartete Duma setzte ihre Tätigkeit bis zum 26. Februar 1917 ungestört fort. An diesem Tag unterzeichnete der Zar unter dem Druck der Reaktion ihr Auflösungsdekret, aber die „hohe" Versammlung erklärte sich aus eigener Machtvollkommenheit in Permanenz. Die Revolution war da!

Die beiden Beerdigungen Rasputins

Das Ansehen der Monarchie in Rußland wurde bekanntlich durch die Gerüchte, die über die Kaiserin und ihren Kreis verbreitet waren, aufs schwerste geschädigt. Die gemütskranke, landfremde Zarin, ihre schwärmerische Freundin Anna Wyrobowa, der mystische, lasterhafte russische Bauer Grischka Rasputin, die von ihm begünstigten untauglichen Minister Stuermer und Protopopow waren in weiten Kreisen geradezu verhaßt. Rasputin wurde bekanntlich in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember alten Stils in Petersburg ermordet. Damals durften keine Einzelheiten über diese Vorgänge veröffentlicht werden. Aber gleich nach dem Umsturz findet sich im „Petrogradsky Listok" folgende von Haß und Verachtung diktierte Schilderung der Rasputinschen Beerdigung.

„Nachdem die Ermordung Grigory Rasputins bekanntgeworden war, er-

schien Alexandra Feodorowna (die Zarin) in der Wohnung des Staretz. Sie war in Verzweiflung und wiederholte immer aufs neue: „Wir sind alle verloren!"

Als die Leiche gefunden worden war (sie war bekanntlich in der Newa versenkt worden), wurde ein Hofauto nach ihr geschickt, in dem Wojeikow (Palastkommandant) und Protopopow (Minister des Innern) saßen. Der Ermordete wurde nach Zarskoje Selo in das Boudoir Alexandras gebracht. Sie stürzte sich auf ihn und bekam einen hysterischen Anfall.

Der Leichnam wurde einbalsamiert. Um kein Ärgernis im Volke zu erregen, wurde dem Zaren geraten, den Leichnam in seine Heimat bringen und im Dorfe Pokrowskoje (in Sibirien) beerdigen zu lassen. Aber Alexandra widersetzte sich dem:

„Den Lebenden hat man mir entrissen! Den Toten soll man mir nicht nehmen!"

Es wurde beschlossen, ihn in Zarskoje zu beerdigen.

Man brauchte dazu einen ungewöhnlich hohen Sarg. Der Körper Rasputins war zusammengezogen, die Knie reichten ihm bis unter das Kinn. Es gelang nicht, die Leiche auszustrecken. Dazu hätte man Schnitte vornehmen müssen, aber Alexandra widersetzte sich einem solchen Frevel.

Die Beerdigungsglocken begannen zu läuten. Der Zug trat aus der Hofkirche heraus. Den Sarg trugen der Zar, Wojeikow, Protopopow und Fredericks (der alte treue Minister bei Hof).

Der Sarg war silbern. Hinter ihm ging Alexandra in tiefer Trauer. Die Rasputina (Rasputins Anhängerschaft) fing an zu heulen. Das Grab wurde mit Blumen aus der Hoforangerie überschüttet. Dann entfernten sich alle, nur Alexandra blieb zurück. Sie warf sich zu Boden, legte das Ohr ans Grab und hörte „seine" Stimme.

Dann begannen die Wunder. In der Nacht verschwanden die Blumen, und das Grab zeigte sich von einer dichten, gelben, stinkenden Schmutzschicht bedeckt. Am Morgen wurde der Schmutz beseitigt, wieder wurde ein Blumenhügel aufgeschüttet. Dann erschien die Zarin am Grabe. Sie warf sich zu Boden und begann zu horchen.

Um weitere Verunglimpfungen des Grabes zu hindern, wurde eine Wache aus Soldaten der Leibgendarmerie darum aufgestellt. Aber die Wunder wiederholten sich: am nächsten Morgen fand sich wieder Schmutz an Stelle der Rosen. So ging es mehrere Tage weiter. Der Kampf gegen die Wunder am Grabe führte zu keinerlei Ergebnis. Da hielt man es für angebracht, die Leiche wieder auszugraben und in die Heimat, ins Gouvernement Tobolsk zu befördern."

Das letzte stimmt nicht: es war ein Gerücht, das absichtlich von der politischen Polizei verbreitet worden war. In Wirklichkeit wurde der Sarg erst nach dem Umsturz durch aufrührerische Soldaten aus der Kapelle, in der er in Zarskoje beigesetzt war, entfernt und in einem Walde nördlich von Petersburg verbrannt. Die Asche Rasputins wurde unter dem Schnee verscharrt. Dieser schauerliche Vorgang sollte später noch übertroffen werden durch die Verbrennung der Leichen der ermordeten Zarenfamilie in einem Walde Sibiriens. Von der Schilderung der Verbrennung der Leiche Rasputins hat sich in meinen Zeitungsblättern leider nur die Überschrift erhalten.

Nach dem Umsturz wurden die Anhänger Rasputins unter der russischen Geistlichkeit natürlich sofort abgesetzt. Die allrussische rechtgläubige Geistlichkeit beeilte sich, ihre „unzertrennliche Solidarität mit dem großen freien russischen Volke zu erklären". Sie ahnte nicht, daß sie sich damit selbst ihr Grab schaufelte.

In den Kirchengebeten wurde an die Stelle der Fürbitte für den Zaren die Fürbitte für die provisorische Regierung gesetzt. Niemand schien den Widersinn zu bemerken, der darin lag, der provisorischen (zeitweiligen) Regierung ein langes Blühen und Gedeihen zu wünschen.



Der Zar begibt sich nach einem Festgottesdienst ins Schloß zurück.
(Vorkriegsaufnahme.)

Der Beginn.

Am 26. Februar 1917 versammelte sich der Ältestenrat der Reichsduma zu einer außerordentlichen Sitzung, in der er von dem Auflösungsdekret Kenntnis nahm und die Abgeordneten ersuchte, nicht auseinanderzugehen, sondern an ihren Plätzen zu bleiben. Um 1 Uhr mittags erschien eine Abordnung der auf 250 000 Mann angewachsenen aufständischen Soldaten in der Reichsduma, um sich über die Stellungnahme der Volksvertreter zu informieren.

(Fortsetzung folgt.)

E. FINKE:

Verborgene GERECHTIGKEIT

Als William Hichens am letzten Tage seines sechsjährigen Aufenthaltes in den grauen Mauern von Pentonville vor Colonel House stand, der ihm ein paar wohlgemeinte Abschiedsworte mit auf den Weg in die Freiheit gab, sagte er bedächtig: „Man soll seine Geheimnisse für sich behalten, Colonel. Aber ich glaube nicht, daß meine Lage ganz hoffnungslos ist."

Der Direktor des Gefängnisses sah Hichens kopfschüttelnd nach. Was sollte ein Mann beginnen, der sechs Jahre wegen Straßenraubs gesessen hatte? Nachdenklich blätterte er den gewichtigen Akt durch, der vor wenigen Minuten durch eine letzte Eintragung zum endgültigen Abschluß gebracht worden war.

Hichens hatte an einem nebligen Novembertage in der City einen Kassenboten mit vorgehaltener Pistole in ein Haustor gedrängt und den zu Tode erschrockenen Mann durch die altmodische Formel „Geld oder Leben!" gezwungen, sich seiner Ledertasche und der Botenmütze zu entledigen, worauf er ihn trotz des erwiesenen Entgegenkommens durch einen Kinnhaken niedergeschlagen hatte. An dem Fall war nichts Besonderes. Die geraubten fünftausend Pfund waren gelegentlich der Verhaftung Hichens nicht herbeigebracht worden. Er behauptete, sie verpraßt und verspielt zu haben. Möglich; doch bei der phlegmatischen Charakteranlage Hichens eigentlich unwahrscheinlich. Nun, Colonel House wußte, daß New Scotland Yard seinen Schützling nicht aus den Augen verlieren würde

In London angelangt, war Hichens erster Weg, noch bevor er sich als entlassener Sträfling in der Polizeiwachtstube des Rayons, in dem er zu wohnen beabsichtigte, meldete, zu Casson und Garfield. Diese Anwaltsfirma genoß in gewissen Kreisen, besonders bei der Konkurrenz und am Tames Embankment, dem New Scotland Yard bekanntlich seine Rückseite zukehrt, nicht den Ruf einwandfreier Geschäftsgebarung. Dort aber, wo jene Dinge gedreht werden, die weder bei hellem Sonnenschein, noch im Rampenlicht Old Baileys betrachtet werden wollen, wußte man, daß „die Beute" nirgends besser angelegt werden konnte als bei Casson und Garfield. Sie zahlten zwar nur eineinhalb bis zwei Prozent Zinsen, das andere ging auf Unkostenkonto, dafür aber war man sicher, daß nach verbüßter Strafe das Konto abgeschlossen bereit lag.

Aber, so dachte Hichens bei sich, er würde sich hüten, das Geld abzuheben. Hundert Pfund für's erste, um sich einzurichten; das andere würde er nach Bedarf an Deckadressen senden lassen. Mochte inzwischen das Geld bei der Firma weiterarbeiten. Das war es, was er mit Mr. Garfield rasch besprechen wollte, bevor er seine Ankunft in London „amtlich" bekanntgab.

Als Hichens aus dem hohen alten Geschäftshause in Hampstead trat, beruhigt, da er sich mit den hundert Pfund in seiner Tasche reich und frei wie der Herzog von Westminster fühlte, erhob sich im Inneren des Hauses, das er eben verlassen hatte, ein wüstes Geschrei, untermischt mit schrillen Angstrufen, die wenig Gutes verhießen. Instinktiv setzten Hichens Beine sich in rascheste Bewegung. Doch ehe er noch um die Ecke der Hendonstreet gebogen war, befand er sich inmitten einer Meute wildgewordener Menschen; zwei kräftige Konstablerfäuste griffen nach ihm, und der schöne Traum von Reichtum und Freiheit war zu Ende, ehe er noch recht begonnen hatte. Alles, was Hichens dem aufgeregten Tosen der gegen ihn anbrandenden Menschenwoge entnehmen konnte, war, daß im Stiegengang des ersten Stockwerkes jenes Hauses eine alte Dame niedergeschlagen worden war, der ein Kerl, der mit ihm, ausgerechnet mit ihm identisch sein müsse, die hundert Pfund geraubt habe, die sie am gleichen Tage an Halbjahrszinsen bei einer Bank abgehoben hatte. Eine arme, alte Frau hier in diesem soliden Viertel. Man denke nur! Der Teufel solle den verdammten Räuber holen! Übrigens, die Polizei habe ihn ja schon gefaßt. Die alte Frau, gestützt auf zwei stämmige Männer, die einen Heidenspektakel vollführten, trat aus dem Tore.

„Ist er's, Madam?" fragte der Schutzmann, auf Hichens weisend.

„So wahr mir Gott helfe, er ist's, der Schurke! [illegible] meine hundert Pfund!"

„Beruhigen Sie sich. Wir werden die Sache schon in

Ordnung bringen. Können Sie mit auf die Wachstube kommen? Ja, sehr gut! Vorwärts, Mann! Was Sie zu sagen haben, können Sie dem Wachtmeister erzählen."

Hichens hatte den Mund aufgetan, wie ein Karpfen, der aufs Trockene geraten ist. Er erkannte das Gefahrvolle seiner Lage. Aber durfte er denn reden, sich verantworten oder gar erzählen, daß er in jenem Hause gewesen war, um sich bei Mr. Garfield eine Summe, die von dem vor sechs Jahren begangenen Straßenraub stammte, zu holen? Und noch dazu genau hundert Pfund! Es war ausgeschlossen, die Anwälte zu verraten. Übrigens hätte ihn dieser Verrat sein bei den Anwälten liegendes Vermögen gekostet, das die Polizei jedenfalls sofort beschlagnahmt hätte Woher sollte es sonst stammen, als von dem verdammten Straßenraub, für den er sechs Jahre in Pentonville gesessen hatte Aber sitzen und obendrein das Geld verlieren? Alles eines dummen Zufalls wegen. Das war zuviel des Bösen! Hichens versuchte, die hundert Pfund durch ein Kanalgitter zu eskamotieren Der Versuch mißlang, und seine Position stand um fünfhundert Prozent schlechter als vordem. Wer würde ihm jetzt noch glauben! Die Männer des Gesetzes keinesfalls. Stumm, mit einem verbissenen Zug um den Mund, bot er dem Schutzmann die Hände zur Fesselung dar

Die Untersuchung gegen den wegen Raubes rückfälligen William Hichens verlief für den Angeklagten hoffnungslos. Wohl übernahm Mr. Garfield die Verteidigung, und es wurde sogar einwandfrei festgestellt, daß Hichens im Büro der Rechtsanwälte anwesend gewesen war. Da aber einerseits diese Anwaltsfirma einen sehr schlechten Ruf genoß und sich hinter ihrem Berufsgeheimnis verschanzte, als Mr. Garfield erklären sollte, wozu Hichens ihn aufgesucht habe, andererseits dieser Besuch den Raub durchaus nicht ausschloß und Hichens wegen des gleichen Deliktes vorbestraft war, gestaltete sich die Angelegenheit für ihn äußerst bedenklich. Dazu kam der Versuch, hundert Pfund auf der Straße wegzuwerfen

Wahrhaft tragisch wurde die Sachlage aber erst, als Mr. Garfield die Nachricht brachte, daß die alte Frau infolge des erlittenen Schreckens gestorben war, was den Vertreter der Anklage bewog, diese nach angelsächsischem Recht von Raub auf Raubmord auszudehnen.

„Hichens", sagte Mr. Garfield, als er den Häftling im Zentralgefängnis besuchte, ernst und bedrückt, „ich kann Ihnen nicht verhehlen: es geht um Ihren Hals!"

„Sie sollten das Hehlen besser verstehen, Mr. Garfield!"

„Lassen Sie das, Hichens! Es ist nicht an der Zeit, zu spassen. Ich habe mit Casson die Angelegenheit noch einmal von allen Seiten durchgesprochen. Auf uns brauchen Sie keine Rücksicht mehr zu nehmen. Wir werden uns zu helfen wissen. Aber für Sie heißt es, so merkwürdig das klingen mag, ebenso merkwürdig vielleicht wie mein ‚Verhehlen', es heißt für Sie, Hichens: Geld oder Leben! Entweder Sie opfern die bei uns hinterlegten fünftausend Pfund, oder aber Sie werden eines schönes Tages im Morgengrauen mit einer Schlinge um den Hals auf der verdammten Falltür stehen, durch die man in die trübselige Ewigkeit hinüberrutscht"

Hichens knirschte vor Zorn mit den Zähnen. „Nichts, nichts werde ich sagen, Mr. Garfield. Sie vergessen, daß ich unschuldig bin. Ich soll eines dummen Zufalls wegen mein Geld verlieren? Sehen Sie lieber zu, daß die Polizei den Richtigen erwischt, und lassen Sie mich mit Ihren Phantastereien in Ruhe. Dafür bezahle ich Sie nicht"

„Lieber Hichens, sind denn diese fünftausend Pfund wirklich Ihr Geld? Vergessen Sie doch nicht . . ."

„Mein Geld, mein Geld", schrie Hichens laut, ohne auf den Wärter zu achten, der teilnahmslos an der Tür lehnte. Leiser fügte er hinzu: „Hab' ich mir's nicht in sechs verfluchten Kerkerjahren redlich verdient?"

„Darüber gehen die Ansichten zweifellos weit auseinander. Überlegen Sie sich's Hichens! Sie haben nichts von dem Gelde, wenn Sie dafür den Kopf in die Schlinge stecken müssen. In zwei Tagen komme ich wieder. Bis dahin müssen Sie sich entschieden haben. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich warne Sie, Hichens!"

Garfield verließ das Sprechzimmer. Hichens wurde in seine Zelle zurückgebracht. In seinem Schädel war ein wüstes Durcheinander. Er konnte, er wollte nicht begreifen, daß er unschuldigerweise um sein Geld gebracht werden sollte. Was konnte er dafür, daß in dem Hause in Hampstead an dem einen, einzigen Tage, an dem er die Anwälte besucht hatte, ein Raub verübt worden war? Nein, nein, sie sollten sein Geld nicht haben. Lieber wollte er baumeln. Er würde es ihnen schon zeigen. Er war kein Feigling.

Aber würden sie ihm jetzt überhaupt noch glauben? Sicherlich. Da war ja das Geld bei Casson u. Garfield. Fünftausend Pfund! Trotzdem. Vielleicht kamen sie auf die ausgefallene Idee, daß er die hundert Pfund auch noch — so im Vorübergehen — mitgenommen habe. Es war wirklich zum Verzweifeln. Was sollte er tun. Drei Fälle waren möglich. Entweder er schwieg und wurde gehängt. Oder er sagte, wie sich die Sache verhalten hatte, und man ließ ihn frei. Oder aber, auch das war möglich, er sagte es und wurde trotzdem gehängt

Oh, und er war doch unschuldig, unschuldig wie ein Lamm! Hichens warf sich auf die Pritsche. Beinahe hätte er geweint. In seinem Schädel kreisten wie feurige Räder die Worte: Geld, Leben, Geld, Leben . . . immer schneller, schneller, bis er aufbrüllte wie ein Tier und mit dem Schädel gegen die Wand rannte, daß die Feuerräder im Dunkel wohltätiger Besinnungslosigkeit zerstoben

Als er schwach und gebrochen erwachte, ließ er sich dem Richter vorführen. Leben, leben! Zum Teufel mit dem Gelde! Als er der Reihe nach alles erzählt und zu Protokoll gegeben hatte, zeigte sich auf dem Gesicht des Beamten ein lässiges und, wie es schien, ein mitleidiges Lächeln:

„Ganz recht so, Mr. Hichens. Einige Tage müssen Sie sich noch gedulden; bis wir die fünftausend Pfund beschlagnahmt haben werden. Um das übrige machen Sie sich keine Sorgen! Der Täter wurde heute früh verhaftet und hat bereits gestanden. Wie gesagt, zwei, drei Tage noch, dann sind Sie frei, Mr. Hichens."

Als einige Tage später Hichens arm wie eine Kirchenmaus am Themse-Ufer stand und nachdenklich ins Wasser spuckte, fand er, daß es auf dieser verteufelten Erde doch irgendeine sehr verborgene Gerechtigkeit geben müsse. Er beschloß, sich nach Tunlichkeit danach zu richten

DIE HEIMKEHR

Erzählung von Karl Ude

In einem großen Album, auf dessen blauem Einband die wehenden Fahnen der vier verbündeten Mächte abgebildet waren, sammelte die Mutter die Kartengrüße, die der Vater aus Sibirien schickte, und obwohl er selten mehr als einmal im Monat an uns schreiben durfte, war das Album doch dickleibig und prall, als endlich eine unverhoffte Karte aus einer deutschen Küstenstadt die nahe Rückkehr ankündigte.

Nur einen Tag vom Morgen bis zum Abend war die Nachricht dem Vater vorausgeeilt, aber selbst diese Zeit, obwohl sie an den sechs und mehr Jahren gemessen, die der Vater fort gewesen, nicht mehr als ein Augenblick war, wußten wir kaum zu bändigen, und wenn es nicht Blumen und Papiergirlanden und Willkommschilder gegeben hätte, die über den Türen aufzuhängen waren, und wenn nicht der Hund dagewesen wäre, der mitfühlende Kamerad, der im Überschwang unserer Erwartung immer wieder umarmt und gestreichelt werden konnte — wir wären über der Langsamkeit der Zeit noch verzweifelt Die Mutter überprüfte immer von neuem die Wohnung und staubte ab, strich die Tischdecken glatt und unsere blauen Matrosenkragen, sie bereitete Salate vor und kämmte den Hund, stellte Geschirr zurecht und setzte es wieder in den Schrank, und als wir, die Mutter, der Bruder und ich, uns auf dem Bahnsteig einfanden, war es noch lange hin bis zum Eintreffen des Zuges. So sprachen wir alles noch einmal durch, was uns bewegte — ob wir den Vater überhaupt noch erkennen würden nach all der Zeit; wie er wohl aussehen möge, ob er einen Bart trage und was er wohl von uns Jungens denken werde. Wir waren uns auch bewußt, daß er unsere Gemeinschaft ändern würde, und wir bedachten, ob er streng sein werde oder zufrieden mit uns; ja, es waren auch Gedanken darunter, ob wir ihn nicht einfach wieder umschicken würden, wenn er uns nicht mehr gefalle, oder zum mindesten doch einsam, und ohne ihm Anteil zu gönnen, neben uns her wandern ließen, denn wir Bengels hatten gegen den Willen der Mutter mancherlei durchzusetzen vermocht und fürchteten nun eine Einschränkung unserer ertrotzten Rechte. Aber solcherlei Erwägen erhob doch nicht ernsthaft Anspruch auf Geltung, wir schämten uns sogar dabei, und ich weiß noch, daß ich niemanden ansah, wenn ich derartiges bedachte oder gar aussprach.

Plötzlich war die weiße Rauchfahne des nahenden Zuges über dem Bahndamm aufgepflanzt, wir schrien auf, deuteten auf den Zug, traten zurück, verteilten uns auf dem Bahnsteig, um alle Wagenfenster überblicken zu können, dann rollte dröhnend der Zug in die Halle, Rauch umschwelte uns, die Bremsen zischten, Türen schlugen auf, an den Fenstern riefen Reisende nach Gepäckträgern. Es gab ein drängendes Hin- und Herlaufen, Rußstäubchen trübten den Blick, Pfiffe schrillten hoch, und immer noch ward der Vater nicht gesehen. Unsere Augen flackerten, mit vorgehaltenen Armen stemmten wir uns gegen den Strom der Menschen, die dem Ausgang zustrebten, wir verloren einander, Türen fielen hart ins Schloß, langsam zog die Lokomotive an — da stand ich vor dem Vater.

Alles war fremd an ihm, der Anzug, der Bart, die Mütze, sogar die Gestalt, denn er war mir größer in der Erinnerung, und ich mußte nun nicht mehr soviel zu ihm aufsehen wie beim Abschied Alles schien fremd und anders, nur das Gesicht, das Wesen seines Gesichtes war mir im ersten Wiedererkennen so vertraut, daß ich erschrak. Doch seltsam, nur im ersten Anschauen, dann ward auch hier eine Fremdheit jäh bewußt. Es war nicht das Gesicht des Vaters, dem ich ohne Fassung gegenüberstand, es war ein bekanntes, aber kein eigenes, kein persönliches Gesicht — es war ein Gesicht, in dem mein Erinnerungsbild vom Vater nicht deutlicher enthalten war als auch das von seinen älteren Brüdern, die auf dem Lande das harte Leben der Dörfler lebten, ja, als das seiner Familie überhaupt. Die Haut war gebräunt und schien abgehärtet wie Leder, die Backenknochen traten starr hervor über einem mageren

Kinn, und die kleinen Falten um die Augen, die ich vorher kaum wahrgenommen hatte, waren nun tief ausgeprägt, und das Schläfenhaar, das unter der schattenden Schirmmütze hervortrat, schimmerte grau. Es war der Vater, es war aber auch jeder seiner Brüder, den ich stockenden Atems in dem Antlitz des vertrauten Fremden erkannte, und als ich ihm mit einem gedämpften Ruf um den Hals sprang und im selben Augenblick seinen stechenden Bart auf meinen Backen fühlte, da weinte ich vor Glück der Zusammengehörigkeit mit diesem Gesicht, das viel mehr war als nur das des heimgekehrten Vaters .

Der Vater setzte seine Reisekiste zur Erde, deren Deckel mit einem Hängeschloß gehalten war, da stand auch schon die Mutter neben uns und als der Vater sich aus ihrer Umarmung löste, feuchten Auges, schaute er verloren um sich und fragte unter Stammeln: „Wo ist . . wo ist denn . . .“, denn er hatte seit Monaten von uns keine Nachricht mehr erhalten und wußte wenig von seiner Familie; da aber kam der Bruder heran, der an dem Vater vorbeigelaufen war, weil er doch seiner Erinnerung nicht mehr ganz sicher gewesen, und den der Vater nicht erkannt hatte, weil jener in den sechs Jahren übermäßig gewachsen war und ihn mit der roten Schülermütze wenig an seinen Jüngsten gemahnen mochte

Wir wollten nun des Vaters Kiste tragen, aber er faßte sie selbst an dem schmalen Kordelgriff, der durch zwei Löcher des Holzdeckels gezogen war, er legte den freien Arm um Mutters Schulter, und so stiegen wir die Treppe des Bahnsteiges hinab, uns unablässig anschauend und verlegen abwendend, wenn sich zufällig unsere Blicke mit denen des Vaters trafen. Mehr und mehr wuchs der Vater wieder in unsere Gegenwart, schon sein Schritt ließ uns bewußt werden, ja, dies sei wirklich der Vater, den wir da feierlich benommen in der Mitte führten und mit Blicken und Fragen bestürmten.

Vor dem Bahnhof hatten sich etliche seiner Kriegskameraden versammelt, die den heimkehrenden Vater begrüßen wollten, denn er war der letzte von ihnen allen, der aus dem Krieg zurückkam. Sie standen wartend im Kreise, und als sie uns nun mit dem Vater sahen, kamen sie heran, riefen seinen Namen, klopften ihm auf die Schulter, nickten ihm ermunternd zu, meinten, das müsse man aber feiern, und machten ihre Späße, damit die Rührung sie nicht überwältigte. Der Vater erwiderte ihren Händedruck, mit beiden Händen zufassend, aber manch einem sah er doch fragend in die Augen und überlegte: „Donnerwetter, das ist doch Kamerad .“, bis jener dann seinen Namen nannte, denn der Vater hatte einige nur in Tschako und Feldgrau gekannt und vermochte, nach der langen Zeit, diesen und jenen in Mantel und Hut nicht wiederzuerkennen.

Auf dem Wege zur Wohnung, als wir wieder unter uns waren, fragte er, ob auch der Hund noch da sei. Eifrig bejahten wir, und unsere Worte überstürzten sich, als wir ihn nun —, richtig, so hatten wir Brüder es zuvor ja miteinander ausgemacht! — dringlich baten, sich dem Hund gegenüber fremd zu stellen und abzuwarten, ob dieser ihn wohl noch erkennen werde nach all den Jahren. Es mochte die Geschichte von des Odysseus Heimkehr, die wir in der Schule gerade gehört hatten, uns zu solchem Begehren bewogen haben, und unser Ehrgeiz wollte nun für den vierbeinigen Kameraden die gleiche Tugend in Anspruch nehmen, die man dem alten, verwahrlosten Hunde von Ithaka über drei Jahrtausende nachsang .. Der Vater, so bedrängt zwischen uns schreitend, lächelte gütig und stimmte der Bitte zu

„Ja, der Hund ist noch da“, sagte die Mutter still, „und auch in der Wohnung ist noch alles genau wie damals“, und sie blickte zu Boden, weil sie sich nun doch ihres Stolzes schämte, denn sie konnte alles nach des Vaters großer, großer Fahrt unversehrt vorweisen — die Kinder, das Heim und sogar den Hund den er einst selber mit uns gekauft.

„Vor drei Wochen war ich noch jenseits des Urals“, bemerkte der Vater plötzlich aus einer weiten Einsamkeit heraus und schüttelte den Kopf, weil er nicht fassen konnte, daß der Raum zwischen hier und dort nun doch noch seine lastende Endlosigkeit verloren hatte, was er manchmal kaum noch gehofft haben mochte

Einige seiner Sätze auch ließen uns erkennen, wieviel wir ihn noch lehren mußten über das, was sich bei uns zugetragen, und dies, daß er auch auf uns hören mußte, ließ ihn ein wenig hilflos erscheinen und machte den Abstand zwischen ihm und uns zwischen Vater und Söhnen, gering und gab uns ihm gegenüber eine Sicherheit, wie wir sie niemals mehr empfunden haben. Wir kamen uns groß vor und erfahren, und jeder wollte berichten, und niemand mehr hörte zu. So gelangten wir nach Hause.

Im Treppenhaus dachten wir wieder an den Hund. „Nur gar nichts merken lassen, hörst du!“ mahnten wir abermals. „Er kennt dich bestimmt noch!“ Der Vater nickte und stieg hinauf, die kleine Kiste mit seinen Habseligkeiten an der Hand Die Begegnung mit dem Zuhause machte ihn wortlos und ergriffen, er schaute sich um, mit seltsam glänzenden Augen, und konnte nicht begreifen daß er, der über ein halbes Jahrzehnt in engen Baracken gelebt hatte, nun wieder ein wirkliches Heim in Besitz nehmen durfte. Er biß die zuckenden Lippen aufeinander, und als ihm in diesem Augenblick, da der Raum sich heimatlich um ihn schloß, vorsichtig schnuppernd der Hund entgegenkam, da streckte er die Hände weit aus, rief: „Ja, wirklich Ströppi, mein Kerl!“ und nahm ihn auf den Arm, als nehme er mit ihm alle geliebten Dinge seines Heims ans Herz.

Der Hund, wieder auf dem Boden, sprang ungestüm an ihm hoch, bellte mit jubelnder Stimme, lief durch die Zimmer, kehrte zurück, schnellte erneut gegen seine Brust und vermochte sich nicht zu beruhigen. Da nun aber doch der Vater ihn gerufen und als erster sich ihm zugeneigt hatte, haben wir nie erfahren, ob der Hund auch ohne die Brücke des Wortes und der Gebärde zu seinem Herrn zurückgefunden hätte, doch es war gut so, wie es geschah, denn des Odysseus Hund das wußten wir wohl, hatte sich gleich nach dem Wiedererkennen hingestreckt und seine brave Seele ausgehaucht. Den Schatten solcher Wiederholung aber wollten wir denn doch nicht über dem Glanz dieser glückhaften Stunde beschworen sehen, die uns allen einen neuen, zukunftsfrohen Beginn versprach...

Höhere Mathematik

Der Lehrer spricht über Bruderliebe, Freigebigkeit, Opferbereitschaft und ähnliche Begriffe

„Wenn Mutter dir einen großen und einen kleinen Apfel schenkt, die du mit deinem Bruder teilen sollst — welchen würdest du ihm wohl geben?“

Klaus, vorsichtig: „Meinen Sie meinen großen oder meinen kleinen Bruder?“

ROLAND BETSCH:

So ein Komödiant

Im D-Zug Berlin—Basel sitzt in einem dicht besetzten Abteil dritter Klasse ein glattrasierter Mann und liest ein Buch. Die Umwelt ist ihm sichtlich einerlei. Er liest mit einer gewissen Inbrunst. Man ist gezwungen, diesen Mann zu beobachten. Jetzt fängt er an zu schmunzeln. Beim Henker, ob ich will oder nicht, ich muß mitschmunzeln. Ich stelle fest, daß auch andere Fahrgäste den Mann beobachtet haben und mitschmunzeln. Sein Schmunzeln hat eine suggestive Kraft Jetzt wird das Schmunzeln stärker. Der Mann blättert hastig, als könne er es kaum erwarten, die Seite um. Das Schmunzeln steigert sich, es wächst zum stummen Lachen. Das runde Gesicht verzieht sich breit, die Zähne werden sichtbar; die Zwinkeraugen verschrumpfen. Der Mann, durch die Lektüre behaglich angeregt, lacht. Lacht innerlich, lautlos, beglückt. Auch mein Mund wird breiter; auch die Münder anderer Abteilinsassen ziehen sich nach den Ohren. Der Mann selbst merkt es nicht. Er ist vertieft mit allen Fasern. Eine Dame beugt sich diskret vor und versucht den Titel des Buches zu ergründen. Sie macht alle Anstrengungen. Jetzt hat sie den Titel. Sie zieht ein Büchlein und notiert ihn.

Der Mann ist in das Buch vergraben; verwühlt; verbissen. Mit Anstrengungen atmet, inhaliert er es in sich hinein. Es muß, weiß Gott, ein tolles Buch sein! Jetzt kommt ein Ton aus seiner Kehle; ein gluckernder, unterdrückter Kehlkopfton Ich weiß, der Mann will laut lachen, hält sich aber zurück. Anscheinend will er seine Umgebung nicht belästigen. Seht hin, er würgt das Lachen buchstäblich hinunter. Das runde Gesicht läuft rot an, die Lippen pressen sich aufeinander. Die Äuglein werden feucht. Wir aber, die wir im Abteil sitzen, schneiden ungewollte Fratzen, als würden wir an einem unsichtbaren Draht gezogen, von einem gemeinsamen Pol aus magisch bewegt. Der Mann, stelle ich fest, kann sich nicht mehr halten. Ein Weilchen noch, und er wird explodieren. Wie ein Luftballon auseinanderplatzen Schon ist ihm der Stehkragen zu eng; schon wird sein ganzer Körper wild geschüttelt. Immer weiterlesend, drückt ihm die Lektüre auf die Tränendrüsen. Wasser tropft aus den Zwinkeraugen.

Und nun bricht er endlich los. Die aufgespeicherten Lachkräfte, die geladenen Gesichtsmuskeln, die Zwerchfellgewebe entspannen sich grandios. Er kollert los. Er lacht laut, satt, hemmungslos, hustend. Sein Lachen sprengt alle Schranken, reißt haushohe Gegensätze nieder. Wir hocken da und lachen mit. Vorher einander wildfremd, sind wir feixende Gemeinsamkeit geworden.

„Entschuldigen Sie", sagt der Mann und wischt sich die Tränen aus den Augen „Entschuldigen Sie gütigst die Belästigung!"

Mich interessiert jetzt hauptsächlich das Buch. Ich stelle den Titel fest. „Die Teufelsreiter" von X . . ., einem mir unbekannten Verfasser. Ich notiere Andere notieren auch. Ein Buch, worüber man so lachen kann, ist ein Kleinod

„Um Gottes willen!" ruft plötzlich der Mann und springt auf. „Wo sind wir denn?"

„Kurz vor Freiburg."

„Und ich wollte in Offenburg aussteigen. Vor lauter Buch! Vor lauter Lesen! Das hat man davon. Der verdammte Wälzer!"

Er packt seine Sachen zusammen. Ärgerlich ist er; richtig ärgerlich.

In Freiburg steigt er aus. Ich auch

Abends, o launischer Zufall, sehe ich den Mann im Wartesaal sitzen. Er liest in dem Buch. Er sieht mich nicht. Ich beobachte ihn. Aha, er fängt an zu schmunzeln, genau wie im D-Zug. Das Schmunzeln steigert sich, wird zum stummen Lachen und entlädt sich zur Salve. Andere Wartesaalbeflissene sind infiziert; lachen mit; erkundigen sich nach dem Buch Notieren den Titel.

„Ach Gott", ruft der Mann plötzlich, „mein Zug! Höchste Zeit!" Rafft seine Siebensachen zusammen. „Mit lauter Lesen versäumt man noch den Zug. Der verdammte Wälzer!"

Rennt davon. Ich hinterher. Im Laufgang des D-Zuges treffen wir zusammen.

„Guten Abend", sage ich.

„Guten Abend."

„Erlauben Sie mal: ich traue dem Frieden nicht."

„Welchem Frieden?"

„Na, mit dem Buch."

„Ach so! Ha ha ha!"

Wir zwinkern uns mit den Augen an, und dann kramt er aus. Er fühlt instinktiv, daß es das beste ist, hier auszukramen.

„Es sind schlechte Zeiten", meint er, „ich war früher Charakterkomiker an einer Großstadtbühne. Jetzt reise ich in Makkaroni und Fadennudeln Pobliges Geschäft, kann ich Ihnen sagen. Man braucht einen kleinen Nebenverdienst."

„Ich verstehe, da gehen Sie einfach hin und . . ."

„. . . und lache mir noch ein paar Mark täglich zusammen. Das Geschäft ist gar nicht schlecht."

„Es ist mir nicht ganz klar . . ."

„Na, ganz einfach. Ich habe mit einem Verleger abgeschlossen und mich verpflichtet, daß ich ihm seine alten Auflagen, seine Ladenhüter hinauslache. Oder hinausheule."

„Hinausheule?!"

„Ja, an manchen Tagen flenne ich. Kommt auf den Wälzer an, den ich absetzte. Die Leute interessieren sich dann für das Buch; notieren es; kaufen es."

„Und das Geschäft ist gut?"

„Ich bin zufrieden. Mit Flennen ist nicht viel zu holen. Lachen rentiert besser. Lachen steht höher im Kurs. Ich bekomme zwanzig Pfennig pro Band. Ich kann Ihnen verraten, daß ich bis heute schon über zweitausend Bände an den Mann gebracht, gelacht oder geflennt habe."

„Großartig!"

„Mein Herr, ich war offen zu Ihnen; verraten Sie mich nicht. Ich habe Eile. Die Zeit ist kurz. Ich muß mich ins Abteil verfügen Die Kundschaft wartet."

Er geht. Ich sehe, wie er in einem Abteil dritter Klasse verschwindet. Nach einer Weile spähe ich vom Laufgang aus ins Abteil. Da sitzt er. Diesmal in der Mitte der Bank. Hineingequetscht hockt er da und liest. Schaut weder links noch rechts. Jetzt fängt er an zu schmunzeln. Es ist ein bezauberndes, fettes, verklärtes Schmunzeln. Fahrgäste werden aufmerksam. Wie unsichtbare Zaubermacht greift es um sich. Das Netz ist herrlich ausgeworfen. Schon schmunzelt einer mit.

Nein, zwei, drei! O Wunder, das ganze Abteil schmunzelt Ein Herr reckt den mageren Hals und schielt krampfhaft nach dem Titel des Buches.

Zieht ein Notizbuch vor und kritzelt.

Ich schleiche hinweg, um die Atmosphäre nicht zu stören. Ich fühle, daß des Mannes Weizen blüht.

Eins steht fest: ich muß ihn auch mal flennen sehen!

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die Heimat der Menschenrassen.

Die wichtigsten Rassenmerkmale — die formlichen sowohl als auch die physiologischen und seelischen — sind keine zufälligen, sondern unter dem Einfluß der Lebensverhältnisse der Urheimat der Rassen während langer Zeiträume gezüchtete Erscheinungen Die Rassenmerkmale sind durch Auslese und Ausmerze im Verlaufe langer Zeiträume gezüchtet, im Erbgut festgelegt und damit für die Rassen charakteristisch geworden, weil sie unter den Lebensverhältnissen der Züchtungsheimat Auslesewert hatten. Man kann also aus den Rasseeigenschaften Rückschlüsse auf die Eigentümlichkeiten, die Art und Lage der Heimat der Rassen ziehen. O. Reche hat diese Methode zum ersten Male bei der Erforschung der Heimat der nordischen Rasse angewandt und kam zu dem Ergebnis, daß diese Rasse ihre Heimat in den Gebieten von Westdeutschland, des in der Nordsee versunkenen „Lathamlands", England, Irland, Frankreich und schließlich weiteren Teilen Norddeutschlands hat.

Die Erdatmosphäre elektrisch getrieben?

Die Rotation der Erde veranlaßt, daß auch die Luft durch die atmosphärische Reibung mitrotiert. Während man bisher annahm, daß die Erdatmosphäre im ganzen immer etwas gegenüber der Rotation des Erdkörpers zurückbleibt, will man kürzlich gefunden haben, daß eine Kraft elektrodynamischen Ursprungs vorhanden ist, die der Luft einen westöstlich gerichteten Antrieb erteilt und bewirkt, daß die Atmosphäre im ganzen schneller als der Erdkörper rotieren will.

Das Gespenst „Rost"

G. Schaper schätzt die Verluste durch Rost auf 120 Millionen RM Er kommt zu dieser Zahl auf Grund des Verbrauches an Walzstahl und unter Berücksichtigung der Rostgefährdung der einzelnen Walzstahlgruppen.

Das Vermögen der Schallrichtungsbestimmung.

Die Fähigkeit, die Richtung des Schalles zu bestimmen, ist bei den Säugetieren außerordentlich gut entwickelt Engelmann konnte zeigen, daß ein Hund 32 Punkte eines Kreises von 3 Meter Halbmesser auf Schallreize hin genau unterscheiden kann, und zwar im Dunkeln genau so wie bei Helligkeit. Beim Menschen beginnt das Vermögen der Schallrichtungsbestimmung bereits im ersten oder zweiten Monat des Lebens und ist entgegen älteren Untersuchungen ziemlich gut ausgebildet Nach neuesten Untersuchungen beruht das Vermögen der Schallrichtungsbestimmung beim Menschen auf einer Zusammenarbeit zwischen Ohr und Auge.

Der Urmenschenschädel von Steinheim

Im Jahre 1933 wurde aus einer Kiesgrube in Steinheim an der Murr ein Urmenschenschädel geborgen, der durch sein Alter und seine Vollständigkeit zu einem wichtigen Dokument vorzeitlicher Menschenreste aus deutschem Boden geworden ist. Durch die Auffindung eines Backenzahnes, vier Stoßzähnen und zwei Schädelstücken mit erhaltenen Backenzähnen der Elephantenart „Elephas antiquus" in derselben Schicht ist es Berckhemer gelungen, den Schädel zeitlich festzulegen. Der Steinheimer Schädel ist wohl 200 000—300 000 Jahre jünger als der berühmte Unterkiefer von Heidelberg, aber etwas älter als die typischen Neandertaler der Altwürmzeit.

Radioaktivität und Kropf.

Die Untersuchungen der letzten Jahre konnten zeigen, daß ein deutlicher Gleichlauf zwischen Radioaktivität des Bodens, insbesondere der Bodenluft und Stärke der Kropfendemie in bestimmten Gebieten besteht. Die von Scharrer getätigten Versuche über den Gehalt von Bodenproben an löslichem und unlöslichem Jod sprechen gegen die Jodmangeltheorie. Lang hat dieses Problem angegriffen, indem er in verschiedenen Serien weiße Ratten in verschiedenen Gegenden hielt, deren Bevölkerung eine verschieden starke Kropfbefallenheit aufweist; die Tiere erhielten nur die Luft des Versuchsortes, während die Nahrung aus vollkommen kropffreien Gegenden stammte und das Getränk aus inaktivem Fachinger Wasser bestand. Auch mit dem Boden kamen die Tiere nicht unmittelbar in Berührung. Trotzdem trat bei den Individuen, die an einem ausgesprochenen Kropfort gehalten wurden, nach 3 bis 5 Monaten deutlich Kropf auf. Es hat den Anschein, daß die natürliche Luft- und Bodenradioaktivität beim Zustandekommen des endemischen Kropfes eine wesentliche Rolle spielt. Weitere angekündigte Versuche werden Aufklärung bringen. Dr. Walter Orth.

ANEKDOTEN

Ein Reinfall — oder auch keiner.

Der berühmte Knigge, der Verfasser von ‚Über den Umgang mit Menschen', war in seiner Jugend oft übermäßig aufgeräumt und mutwillig und im ganzen noch ziemlich weit von dem später von ihm aufgestellten Idealtyp entfernt

Als Hofjunker in Kassel übte er des öfteren seinen Witz an der nicht sehr geistreichen und schlagfertigen Hofdame Henriette v. Baumbach, die den versteckten Spötteleien Knigges wehrlos gegenüberstand.

Als er sich nun eines Tages wieder einmal in der erwähnten Art mit ihr beschäftigte, trat die Landgräfin Philippine hinzu und sagte liebenswürdig: „Ich habe schon oft bemerkt, wie sehr Sie Fräulein v Baumbach vor allen anderen Damen auszeichnen Ich will Ihnen nun dabei behilflich sein, sich endlich öffentlich für sie zu erklären . . ‚Meine Damen und Herren', wandte sie sich zu den übrigen, ‚ich freue mich, Ihnen ein glückliches, neues Brautpaar vorstellen zu können: Freiherr von Knigge hat sich soeben mit Fräulein v. Baumbach verlobt.' "

Die Landesmutter hatte öffentlich gesprochen. Da gab es keinen Widerspruch. Knigge heiratete auch kurz darauf das Fräulein und — ward glücklich mit ihr. H. R.

Liszt und der Pariser Straßenkehrer.

Franz Liszt wurde einmal auf einem der belebtesten Boulevards von Paris von einem Straßenkehrer um ein Almosen angesprochen. „Ja, es tut mir sehr leid", sagte ihm der Künstler, „ich habe kein Kleingeld, nur eine Fünfzigfrankennote bei mir."

„O, lieber Herr", entgegnete der Straßenkehrer, „lassen Sie mich den Schein in einem der nächsten Läden wechseln! Sie müssen aber so gut sein, auf meinen Besen aufzupassen "

„Geben Sie ihn nur her", rief belustigt der Meister, „ich werde ihn halten, bis Sie zurückkommen!"

Schnell verschwand der Straßenkehrer um die nächste Ecke und Liszt blieb mit seinem Besen mitten auf dem Boulevard stehen.

Da kam ein Bekannter des Weges. „Aber, lieber Meister", rief er lachend, „in was für einem Aufzug muß ich Sie hier erblicken? Wo haben Sie denn dieses eigenartige Instrument gefunden?"

Liszt erklärte die Sachlage und meinte, der Straßenkehrer müsse jeden Augenblick zurückkommen. „Sie sind zu bedauern", rief da der Freund „Sie können hier noch bis zum jüngsten Tage warten; von Ihrer Fünfzigfrankennote sehen Sie auch nicht einen Centime wieder!"

Da kam aber schon in langen Sätzen der Straßenkehrer angesprungen. Mit stolzem Lächeln zählte er in des Meisters Hand das gewechselte Geld. „Brav, mein Lieber", sagte Liszt, „es freut mich ungemein, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Da haben Sie Ihren Besen zurück und hier nehmen Sie diese fünfundzwanzig Franken von mir . . . Weitere fünfundzwanzig Franken wird Ihnen dieser Herr hier auszahlen, weil er sich erlaubt hat, an der Ehrlichkeit eines Straßenkehrers zu zweifeln!" . . .

Wohl oder übel mußte nun der Zweifler seinen Beutel ziehen. F. S.

Humor

Ein Autobus und ein winziger Zweisitzer gerieten aneinander. „Herr!“ schrie der Autobusschaffner den Lenker des Kleinwagens an. „Passen Sie doch auf, wo Sie hinfahren! Wie leicht können Sie jemandem ein Auge ausstoßen!“

*

„Ist dieser Meier, der da kürzlich beigetreten ist eigentlich ein Gewinn für unseren Tennisklub?“

„Das will ich meinen! Vor drei Tagen erst hat er sich einen neuen Sechssitzer gekauft!“

*

„Die Kreuzworträtsel sollen in Amerika schon bekannt gewesen sein, ehe Kolumbus dieses Land entdeckte!“

„Dann muß man es ihm aber hoch anrechnen, daß er sie nicht gleich mit herübergebracht hat!“

*

„Gefällt dir das Buch, das ich dir zum Geburtstag geschenkt habe, Karlchen?“

„Ich weiß nicht, Tante! Ich hab' es noch gar nicht angeschaut!“

„Aber du hast es doch schon seit acht Tagen!“

„Schon. Aber Mutter sagt, ich darf es nur anfassen, wenn ich mir vorher die Hände gewaschen habe!“

*

„Ich wette mit dir um zehn Mollen, daß du mein Rätsel nicht lösen kannst.“

„Jieb man bloß nich so an, schieß man los, ick nehme die Wette an“.

„Also, passe mal auf, es gehen viele Mädchen in ein Haus, aber selten kommt wieder eine raus! Was kann das wohl sein?“

„Allerdings, det kenne ick nich!“

„Das ist doch ganz einfach, das ist ein — Standesamt!“

„Nun, hast du das Examen bestanden?“

„Das nicht. Aber ich war der Beste von den Durchgerasselten.“

*

„Warum haben Sie Ihren Mann mit dem Tischbein geschlagen?“

„Der ganze Tisch war mir zu schwer“



„Gnädiges Fräulein, erinnern Sie sich denn nicht an mich? Ich bin doch der, an den Sie sich gestern auch schon nicht erinnern konnten.“

Zeichnung: Bauer.

„Sagen Sie mir nur um Gotteswillen: Wie kann man denn Menschen betrügen, die einem vertrauen?!“

„Mein lieber Herr, Ihnen das zu sagen, kann ich nicht verantworten. Das müssen Sie schon selber herausfinden!“

*

Rückkehr von der Hochzeitsreise.

„Sieh nur, Emma, wie wunderbar diese Landschaft ist!“ sagte er.

„Du liebst mich nicht mehr“, schluchzte sie. „Auf der Hinreise hast du so etwas überhaupt nicht gesehen!“

*

„Gestern hat mein Mann getanzt!“

„Nanu, ich denke, er ist Nichttänzer!“

„Vor Wut hat er getanzt, weil das Essen angebrannt war!“

*

Die Berge sind doch wundervoll. Diese Aussicht von hier werde ich nie vergessen. Hier möchte ich sterben, schwärmt Frl. Reni.

Bergführer: Treten Sie nur einen Schritt zurück, dann ist Ihr Wunsch sofort erfüllt.

*

Bull hat ein Auto gekauft

„Raten?“

„Geraten!“

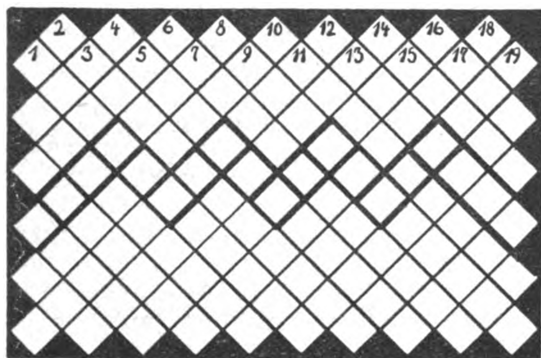
*

Fatzjockels Frau war gestorben. Während seiner langjährigen Ehe hat der Ehemann nichts bei ihr zu lachen gehabt. Herr Kruke geht auch mit seinem Sohn zur Beerdigung. Als der Pfarrer die guten charakterlichen Eigenschaften über alles lobte, stieß der junge Kruke seinen Vater an und sagte:

„Komm, Vater, ick gloobe, wir sind uff der falschen Beerdigung!“

RÄTSEL

Zackenrätsel



In die senkrechten Reihen sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen: 1. Teil des Pferdegeschirrs, 2. Sammelstätte für Anschauungsgegenstände. 3. Verwandter, 4. norwegische Insel, 5. Jugendfreund Goethes, 6. Stadt in Mähren, 7. Stadt in Westfalen, 8. italienischer Renaissancemaler, 9. griechischer Gott der Unterwelt, 10. Angestellter, 11. Frauenname, 12. portugiesische Insel, 13. Untat, 14 altdeutsche mythologische Tiergestalt, 15. Vorort Berlins, 16 Blume, 17. Stadt in Italien, 18. Oper von Mozart, 19. Hoheitsabzeichen. — Bei richtiger Lösung ergibt die fettgedruckte Zackenlinie einen bedeutungsvollen Gedenktag der Bewegung.

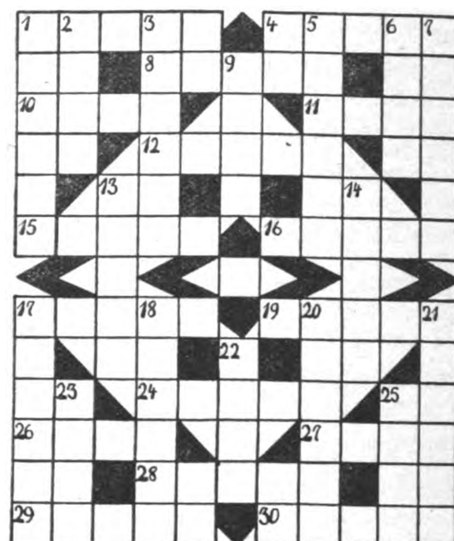
Zahlenrätsel

16 1 17 2 5	= Vogel
1 14 2 5 14	= Berg des Böhmerwalds
7 5 13 14 7	= Männername
4 17 5 14 5 14	= deutscher Maler
5 2 5 12 5	= geographischer Begriff
14 9 11 9 12 9	= Stadt in Italien
11 17 6 6	= Handwärmer
1 11 17	= asiatischer Strom
3 8 1 16 16 5 12	= germanischer Volksstamm
·16 13 16 15 3 8 10 1 7	= strafbare Handlung

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen historischen Gedenktag. (ch = ein Buchstabe.)

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. rechnerisches Ergebnis, 4 ungebrochenes Grasland, 8. französischer Komponist, 10 sagenhafter englischer König, 11 feierliche Gedichte, 12. Metallfaden, 15 Fluß in Frankreich. 16. Fluß in Deutschland, 17. Trennpunkte, 19 Teil des Hauses, 24 innerer Trieb, 26. Gefäß, 27. vollbrachte Arbeitsleistung. 28. Verfasser des „Hungerpastor", 29. Quellflüsse der Rednitz. 30. Berg des Böhmerwaldes. — Senkrecht: 1 Dauerwurst 2. deutscher Flieger, 3. Pelztier, 5. deutscher Geograph, 6. Juraebene, 7. Hafenstadt in Marokko, 9. Farbton, 13 afrikanische Land-



schaft. 14. Herbstblume, 17. Gefühlszustand, 18. portugiesische Insel, 20. Gewürz, 21. griechischer Philosoph, 22 isländische Prosadichtung, 23. Planet, 25. Laubbaum

Silbenrätsel

Aus den Silben:

bach — darm — dit — eh — el — ell — eu — fen — i — in — kol — mau — mo — na — nar — pe — po — preis — ren — reu — ris — ro — ro — schagh — schlü — se — sekt — sfor — stadt — ster — tan — tang — te — ter — ter — u — wal — za — zen

sind 17 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren letzte in umgekehrter Richtung gelesen einen Ausspruch des Führers aus seiner Reichstagsrede ergeben (ch = ein Buchstabe). Die Wörter

1 .... 7 .... 13 ....

2 .... 8 .... 14 ....

3 .... 9 .... 15 ....

4 .... 10 .... 16 ....

5 .... 11 .... 17 ....

6 .... 12 ....

bedeuten: 1. Stadt in Deutschland, 2. Schloß in Oberbayern, 3. Palmengewächs, 4. altdeutsche mythologische Tiergestalt, 5. Fischfanggerät, 6. Gliedertier, 7. Wald- und Wiesenblume, 8. Bad in Württemberg, 9. Muse, 10. Nebenfluß des Amazonas, 11. Verbervolk, 12. deutscher Bildhauer, 13. Verwandte, 14. Mittel zur Bekämpfung der Gicht, 15. Meersäugetier, 16. italienisches Herrschergeschlecht, 17. Vogel.

Wirrwarr

sterchude esin tis werdie enie heho heer rabe ucha iene raeht chlipft

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die fortlaufend gelesen einen Ausspruch Dr. Goebbels ergeben.

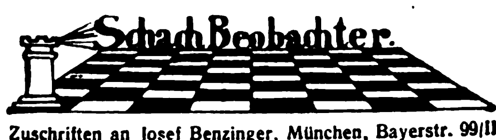
Vorsetzrätsel

Stätte, Führung, Opfer, Wind, Fahrt, Bogen, Stätte, Marder, Boden, Herde, Göttin, Schlesien, Kind, Leitung, Otter, Sucht, Schaft, Preis, Haus, Wurm, Öl, Wagen, Gewebe. Vorstehenden Wörtern ist jeweils eines der unten angeführten Wörter voranzusetzen, so daß ein neues sinngemäßes Wort entsteht. Bei richtiger Lösung, ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, die Namen zweier Mitarbeiter des Führers.

Band, Bank, Dank, Edel, Ehren, Erd, Erd, Fisch, Frage, Gelb, Heim, Jagd, Last, Luft, Ober, Ort, Ost, Ruhe, Sand, Schaf, Seiden, Sorgen, Unter.

Lösungen der Rätsel aus Folge 9

Kreuzworträtsel. Waagrecht. 1. Korb, 5. Sund, 8. Arabien, 11. Pamir, 13. Onkel, 15. Imme, 17. Deut, 18. Ei, 19. Nonne, 22. Ra, 23. Zeder, 24. Ana, 26. Dei, 27. Epp, 29. Asche, 31. Donau, 33. ha, 35. Gier, 37. Asti, 39. fatal, 42. Unter, 43. Seher. Senkrecht: 1. Kopie, 2. Ramm, 3. Brienz, 4. Ob, 5. Sender, 6. Unke, 7. Delta, 9. Ar, 10. Jo, 12. Amiens, 14. Europa, 16. Ende, 20. Oede, 21. Neid, 24. Aargau 25. Ache, 27. Enos, 28. Punier, 30. Harfe, 32. Orale, 34. rot, 36. Inn, 38 Tee, 40. Ar, 41. As. ★ **Kryptogramm:** „Die Zeitungen sind der Sekundenzeiger der Geschichte." ★ **Treppenrätsel:** 1. a) s, b) Treber, c) Streber; 2 a) an, b) Tenne, c) Antenne, 3. a) Man, b) Gold, c) Mangold; 4. a) drei, b) Eck, c) Dreieck; 5. a) Krake, b) el, c) Krakeel; 6. a) Achter, b) n, c) achtern. ★ **Rösselsprung:** Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten. Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum' Grillparzer. ★ **Magische Figur:** 1. Oktober, 2. Othello, 3. Redoute. ★ **Silbentreppe:** 1 Seite, 2. Tetuan, 3 Antigua, 4. Quadriga, 5. Galerie, 6. Riege. ★ **Bilderrätsel:** „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk."



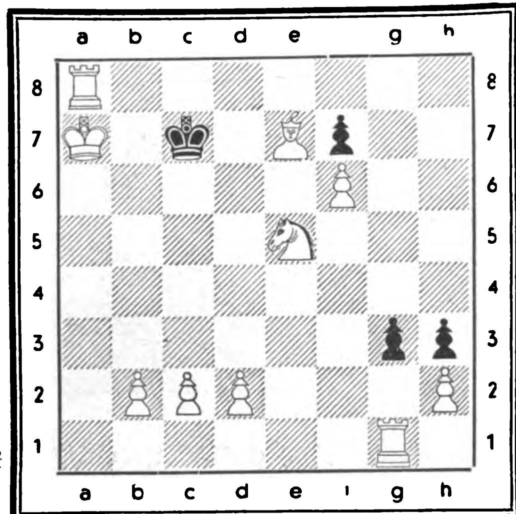
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Fritz Fricke, Gelsenkirchen

Schwarz: Kc7, Bf7, g3, h3 (4)



Weiß: Ka7, Ta8, Tg1, Le7, Se5, Bb2, c2, d2, f6, h2 (10)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 6

Vierzüger von D. Steinhoff, Leobschütz.

Weiß: Ka3, Th6, La8, Lh2, Sc2, Sc7, Bb4, e2 (8)
Schwarz: Kc4, Lf7, Sg3, Sg6, Ba6, b5, c3, d7, e7, g5 (10)

1. Le4, S×e4; 2. Le5, S×e5; 3. Sa8, Kd5; 4. Sb6‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; J. Herwig, Gotha; P. Schurig, Sebnitz; J Diehl, Oberschmitten; M. Templin, Friedensstadt; Cl. Ebert, Hamburg; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; Herbert Schulz, Berlin-Neukölln; L. Hohensee, Berlin W; M. Burdack, Hormersdorf; H Kolwitz, Berlin-Neukölln; A. Seber, Trier; G Peipers, Eckhardtsheim; B. Zier, Deutsch-Wagram; F. Ruckdeschel, Nürnberg; Ebeling, Potsdam; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; E. Schinze, Willingen; Br. Schlia, Stettin.

Einige Löserurteile: „Das Abspiel ist geistreich und schön" P. Sch., S.; „Man denkt, die Läufer hätten Kraft – nein – grad' der Springer hat's geschafft" M. B., H.; „Ein wundervoll maskierter Opfergang zweier Läufer" H. K., B.-N.; usw.

Eine strategische Meisterleistung!

Gespielt in der dritten Runde des Schachturniers zu Weidenau (Sieg) 1937.

Französische Verteidigung

Weiß: Rogmann

Schwarz Ludwig Herrmann

1. e2—e4	e7—e6	14. Sf3—e5	Ld7—e8!
2. d2—d4	d7—d5	15. g2—g4	Sc6—d4![5])
3. Sb1—c3	Sg8—f6	16. De2—d2	Sd4—b5
4. Lc1—g5	Lf8—e7	17. Sc3—e2[6])	Ta8—c8
5. e4—e5	Sf6—d7	18. Se2—g3[7])	Sb5—d6
6. Lg5×e7	Dd8×e7	19. Th1—e1	Le8—a4
7. f2—f4[1])	0—0	20. Te1—e2[8])	La4—b5
8. Sg1—f3	f7—f6![2])	21. Ld3×b5	Dc5×b5
9. e5×f6[3])	Sd7×f6	22. f4—f5[9])	Sd6—e4
10. Lf1—d3	c7—c5	23. Sg3×e4	d5×e4!
11. d4×c5	Sb8—c6	24. Dd2—d6	Tf8—e8![10])
12. Dd1—e2[4])	De7×c5	25. Te2—g2	e6×f5
13. 0—0—0	Lc8—d7	Weiß gibt auf!	

[1] Rogmanns Spezialwaffe gegen „Französisch", die hier aber eine zwingende Widerlegung findet.

[2] Die einzige Möglichkeit, dem drohenden Königsangriff zuvorzukommen, besteht in der Unterminierung des weißen Zentrums.

[3] Weiß muß auf f6 schlagen, sonst schlägt Schwarz auf e5 und greift dann das nun tatsächlich bereits schwache weiße Zentrum mit c7—c5 weiter an.

[4] Damit verhindert Weiß e6—e5.

[5] Es gelingt Schwarz hier den Vorstoß g4—g5 zu verhindern und selbst einen gefährlichen Angriff einzuleiten.

[6] Vereinfachungs-Abtausch verbietet sich hier, da Schwarz zur Besetzung des Punktes e4 durch seinen Sf6 kommen würde.

[7] Um Sf6—e4 zu verhindern.

[8] Weiß muß sich wohl oder übel zu diesem unschönen Verteidigungszug entschließen, da b2—b3 vernichtend mit d5—d4!! beantwortet wird, und die Annahme des Opfers verbietet sich wegen Dc5—a3† nebst Sf6—d5 und Weiß wird mattgesetzt.

[9] Da Weiß seinem Gegner das Feld e4 nicht weiter streitig machen kann, versucht er sein Heil mit einem Verzweiflungsangriff, der aber zu einem schnellen Zusammenbruch führt.

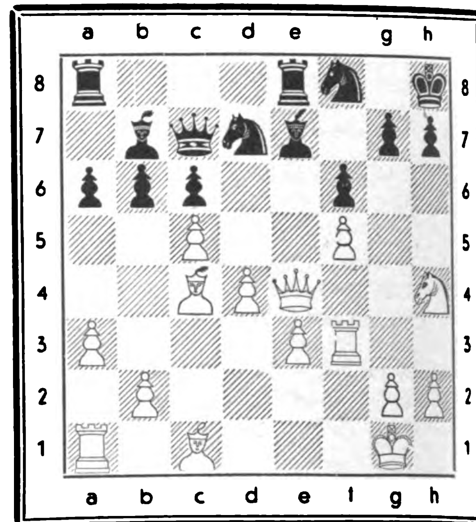
[10] Nicht 24 D×e2, wegen 25. D×e6†, Kh8; 26. Sf7†, T×f7; 27. D×e8† nebst 28. b3 und endlich 29. Td1—d8!

Durch Opfer zum Sieg!

In dem kürzlich beendeten Turnier um die Meisterschaft von Griechenland ergab sich zwischen den Spitzenspielern die folgende interessante Stellung:

Schwarz: M. Routilin

Kh8, Dc7, Ta8, Te8, Lb7, Le7, Sd7, Sf6, Ba6, b6, c6, f6, g7, h7 (14)



Weiß: D. Pagantoniow

Kg1, De4, Ta1, Tf3, Lc1, Lc4, Sh4, Ba3, b2, c5, d4, e3, f5, g2, h2 (15)

Weiß am Zuge führt durch eine hübsche Kombination den zwangsläufigen Gewinn herbei. Wodurch?

Lösung

Durch ein prächtiges Damenopfer: 1. De4—e6!, das von Schwarz angenommen werden muß, da sonst das drohende Matt auf g8 nicht zu denken ist. 1. . . ., Sf6×e6; 2. Sh4—g6! (ein weiteres hübsches Opfer, das ebenfalls angenommen werden muß, denn auf Kg8 folgt Lc4×e6‡), 2. . . ., h7×g6; 3. Tf3—h3†, Kh8—g8; 4 Lc4×e6†, Kg8—f8; 5 Th3—h8‡!

OSKAR KRAEFT:

„Thule" segelt weiter

Der glänzendste Erzähler, den ich je unter Seeleuten kennengelernt habe, war Kapitän Torsten, der um die Jahrhundertwende und noch lange nachher als einer der verwegensten Segelschiffsführer zwischen den Wendekreisen galt.

Von ihm habe ich aus seiner Steuermannszeit diese Geschichte, die typisch ist für seine Art, alles Erleben in den Schleier des Geheimnisvollen zu hüllen und die Zuhörer durch die rätselhafte Darstellung der Ereignisse in eine geradezu atemlose Spannung zu versetzen.

„Wir waren", so erzählte er einmal in einer Gesellschaft des Reeders Halland, „nach Rotterdam unterwegs und segelten bei steifer nordwestlicher Brise dicht unter Ameland, das wir an Backbord liegen ließen, um etwa zwischen Terschelling und Vlieland südlichen Kurs auf Hoek van Holland zu nehmen. Plötzlich — es war kurz vor Dunkelwerden — raumte der Wind westlicher, dann flaute er mit einmal ab, und als die ersten Sterne zwischen den Wolken schimmerten, trat gänzliche Windstille ein, ungefähr das Schlimmste, was einem Segelschiff in Küstennähe passieren kann.

Mit schlaffen, schlagenden Segeln, knarrenden Rahen und donnernden Schotenblöcken backste unsere Bark — sie hieß übrigens ‚Thule' — unter Terschelling entlang, als jäh und unerwartet eine schwere Nebelbank vor uns aufstieg. Wir versuchten, ihr zu entgehen und hielten einige Strich nördlicher; in der Flaute aber, die uns gefangen hielt, war es unmöglich, die ‚Thule' von der Stelle zu bringen. In wenigen Minuten hatten uns die feuchten Schwaden wie in klebrige Netze gehüllt, die so dicht und undurchdringlich waren, daß man kaum von einem Mast zum anderen sehen konnte und alles an Deck in bleierne Finsternis getaucht war.

Da der Schiffsverkehr in dieser Gegend sehr rege ist und die Strömung gerade landwärts stand, entschloß sich der Kapitän, der Kollisionsgefahr wegen vor Anker zu gehen. Wir machten die Segel fest und gingen unter Deck, aber die Stunden verrannen, ohne daß der Nebel sich lichtete, und schließlich kroch einer nach dem anderen von uns in die Koje.

Über uns an Deck verhallten die Schritte des Matrosen, der an der Reling entlang seine Wache ging."

Kapitän Torsten hielt im Erzählen inne, kniff die Augen auf eine merkwürdige Art zusammen und sprach leise weiter:

„Ich weiß nicht, was mich trieb, aber um Mitternacht ging ich noch einmal auf die Back, lehnte mich an die Reling und horchte auf den dumpfen Ton der Sirenen, die immer wieder wie erstickte Schreie fernher durch den Nebel drangen. Ein seltsamer Druck hielt mich fest, während ich müde durch die bleischwere Stille starrte. Unter mir klang das Rauschen des Wassers gegen den Schiffsrumpf; es tropfte und leckte von den Tauen über mir und von den Gliedern der Ankerkette, die durch das Klüsenauge schräg abwärts lief und allmählich im Brei der Nebelmassen unterging.

Plötzlich öffnete sich vor mir am Ende des Klüverbaums ein Spalt in der Nebelwand, und ich sah, wie ein Boot mit langsamen, tiefen Ruderschlägen herankam. ‚Beluga' las ich am Bug, und ich weiß noch, wie sich mir ganz deutlich jeder einzelne Buchstabe einprägte und wie ich dabei die Überzeugung gewann, daß es ein englisches Schiff sein mußte, das diesen Namen trug. Seltsam war nur, daß das Boot so verwahrlost aussah, so tangbewachsen und voller Muscheln, so zerfressen und durchlöchert das Holz, als hätte es jahrzehntelang auf dem Meeresgrund gelegen.

Unter dem Stampfstock der ‚Thule' wurden die Riemen eingezogen, dann machte das Boot fest, und an Deck stiegen fünf Männer, triefend vor Nässe, die wohl der Nebel in ihre Kleider getränkt hatte. Als ich sie ankommen sah, schüttelte mich ein tiefes Grauen: alle waren von einer fahlen, geisterhaften Blässe, aus dunklen Höhlen starrten tote Augen, und Gesicht und Leib waren unförmig aufgedunsen, wie bei Ertrunkenen, die das Meer ausgeworfen hat.

Die fünf Männer gingen stumm und schwerfällig über Deck, und einer von ihnen, vielleicht der Kapitän oder der Steuermann, sprach auf die anderen ein. Doch ich verstand kein Wort, ich hörte überhaupt nichts, obwohl ich keine drei Schritte von ihnen entfernt war. Vergebens mühte ich mich, selbst einen Laut hervorzubringen, meine Kehle aber war wie zugeschnürt, ich konnte mich nur in heftiger Erregung rückwärts an die Reling klammern.

Dann scharten sich die Fremden um das Gangspill und begannen stumpfsinnig, mit vorgebeugtem Oberkörper, den Anker zu hieven. Das ging alles in einer mir unerklärlichen und unheimlichen Lautlosigkeit vor sich. Nicht einmal das Rattern und Poltern der Kette war zu hören, die sich Zoll für Zoll um das kreisende Spill wickelte.

Als endlich der Anker gegen den Bug stieß, legten sie das Spill fest und gingen daran, die Segel zu setzen. Sie taten es ohne Hast, in einer wortlosen Ergebenheit, während einer von ihnen, unter dessen Kommando sie standen, an das Steuerrad trat. Indessen mein Blick ihm folgte, kam mir plötzlich zum Bewußtsein, daß ich jetzt durch den Nebel über das ganze Schiff bis zum Achterdeck sehen konnte. Dann drang das Rauschen der Flut an mein Ohr, und als ich mich über die Reling beugte, sah ich, wie am Steven der ‚Thule' weißer Schaum aufwirbelte: — wir waren in Fahrt!

Unser wachehabender Matrose, den ich bis dahin nicht beachtet hatte, stapfte ruhig wie vorher auf dem Achterdeck hin und her. Er kümmerte sich nicht um die Fremden und schien überhaupt nichts von dem zu sehen, was an Bord vorging. Mich sprang erneut die Angst an. Ich schrie mit voller Lungenkraft, daß die Adern in meinem Gesicht schwollen, doch ich selber hörte keinen Ton, es war, als hätte sich ein Knebel in meine Kehle gewürgt.

Die toten Augen in den bleichen Gesichtern der Fremden wanderten in einem grauenhaft leeren Blick über mich hin in die grauverhängte Nacht, als wäre ich überhaupt nicht da. Minuten vergingen in dieser Unhörbarkeit um mich, vielleicht auch Stunden, — ich weiß es nicht. Da kam in die Gruppe der unheimlichen Menschen plötzlich Bewegung, sie stapften über Deck, machten die Segel fest und ließen den Anker niederrasseln. Ich hörte wiederum nichts, ich vernahm nicht den leisesten Laut; still kreiste das Gangspill, während Glied um Glied der Kette durch das Klüsenauge in die Tiefe schoß. Dann gingen die fünf an die Reling und kletterten schwerfällig in das verwahrloste, mit Tang und Muscheln bewachsene Boot zurück, das noch immer an der ‚Thule' vertäut lag. Sie legten die Riemen aus, begannen wie bei der Ankunft unter dem Klüverbaum entlang zu rudern und waren plötzlich verschwunden."

Kapitän Torsten schwieg wieder, diesmal länger, während er langsam eine neue Zigarre in Brand setzte und uns dann der Reihe nach ansah. Schließlich fuhr er fort, in einem Ton, als stände das, was er nun erzählte, mit dem Vorhergehenden in keinerlei Zusammenhang:

„Als ich die Augen aufschlug, erkannte ich, noch halb in Schlaf und Traum, daß jemand neben meiner Koje stand.

‚Sie müssen aufstehen, Steuermann', sagte ein Matrose, ‚der Kapitän will mit Ihnen sprechen.'

Mühsam richtete ich mich auf, mein ganzer Körper war von kaltem Schweiß triefendnaß.

‚Übrigens', fügte der Matrose hinzu, während er sich zum Gehen wandte, ‚Sie müssen verteufelt geträumt haben. Ich habe gehört, wie Sie im Traum stöhnten, und Ihr Gesicht war rot angelaufen, während Sie schliefen, Steuermann.' —

Bei meinem Erscheinen lag die ‚Thule' schon tief geneigt unter vollen Segeln, die Matrosen hantierten in der Takelage herum. Das sah ich wohl, doch ich erkannte es eigentlich nicht: es war noch wie ein Schleier um mich.

‚Es ist merkwürdig', sagte der Kapitän, als ich auf dem Achterdeck vor ihm stand, ‚es ist sehr merkwürdig, was uns in dieser Nacht passiert ist.'

Ich horchte auf und sah in das Gesicht des Kapitäns, der nachdenklich über die See nach Süden blickte, wo die Küste lag.

‚Wissen Sie noch, in welcher Entfernung von Terschelling wir gestern vor Anker gingen?'

‚Zwei, drei Meilen mögen es gewesen sein, Kapitän', gab ich zurück.

Der Alte nickte lebhaft: ‚Das meine ich auch — aber sehen Sie, als wir heute morgen nach dem Nebel die Anker hievten, waren es mindestens fünf.'

Also doch, dachte ich — was in dieser Nacht geschehen, was ich leibhaftig vor mir sah, war kein Spuk, kein Phänomen, ich hatte nicht geträumt?

‚Nun', begann der Kapitän wieder, ‚ich stellte den Unterschied an Deck gleich fest — es war mir völlig rätselhaft. Ich wollte Sie sofort wecken lassen, obwohl Sie keine Wache hatten. Dann aber ließ ich doch erst hieven. Und das ist eigentlich das Merkwürdige an dieser Geschichte: der Anker ließ sich ohne Schwierigkeiten heben. Es war, als säße er überhaupt nicht im Grund fest. Wir müssen also während der Nacht, ohne eigentlich zu ankern, mit der Strömung abgetrieben sein.'

Er schwieg eine Weile.

‚Und nun passen Sie auf: als der Anker aus dem Wasser kam, hing an einem der beiden Haken eine Galionsfigur aus Holz, — was sagen Sie dazu?'

Ich antwortete nicht, ich stand da, während mir die Gedanken durch den Kopf wirbelten wie Deckwasser durch gurgelnde Speigatten.

‚Es muß schon so gewesen sein, daß wir **auf einem Wrack geankert** haben', hörte ich den Kapitän weiter sagen. ‚Hier bei Terschelling ist ja zuweilen der Teufel los, Schiffe sind an dieser Küste genug gesunken. Wahrscheinlich drang der Ankerhaken hinter die Galionsfigur eines untergegangenen Seglers und hielt dort fest. In der Strömung vermochte das Holz dem unausgesetzten Druck der Kette nicht mehr zu widerstehen, so daß es sich schließlich vom Bug löste. Dadurch trieb die ‚Thule' ab, während Anker und Kette mit der Galionsfigur langsam über den Grund schleiften. Anders kann ich mir die Abdrift nicht erklären. Oder meinen Sie, daß es sich so nicht zugetragen haben kann?'

Sollte ich dem Kapitän erzählen, wie es sich zugetragen, was ich in dieser Nacht erlebt oder geträumt hatte?

‚Wo ist die Galionsfigur?' fragte ich endlich, mühsam die Erregung zurückdämmend.

‚Sie liegt auf der Back, wir können sie uns einmal ansehen.'

Ich ging mit dem Alten nach vorn und sah mir das mannshohe Galion an. Es war fast gänzlich mit Muscheln und giftgrünem Seegras überwachsen. Trotzdem konnte man unschwer erkennen, daß es eine Engelsgestalt mit über der Brust gekreuzten Armen darstellte. Die Flügel waren nahe am Rumpf abgebrochen. Sonst aber zeigte die Figur an ihrem harten Holz keinerlei Beschädigungen.

‚Übrigens', warf der Kapitän ein, ‚steht noch ein Name daran, sehen Sie doch einmal nach, Steuermann.'

Ich riß einige Muscheln ab, entfernte das Seegras und entdeckte eine Inschrift, die am Fuß des Galions auf einer tafelartigen Fläche angebracht war. Lange beugte ich mich über die eingeschnittenen, nur schwach erkennbaren Buchstaben, und als ich sie endlich entziffert hatte, erschrak ich heftig . . ."

Wieder schwieg der Erzähler, indessen sein Blick über die vor Spannung erregten Gesichter der Anwesenden glitt.

„Nun", sagte er dann, jedes Wort betonend, „der Name lautete Beluga."



Der „Ski-Hase" tritt nun auch in Japan massenhaft auf; wir bringen hier Typen der fernöstlichen Spielart.



Früh übt sich . . . Ein kleiner japanischer Dorfjunge auf Skiern. Auch auf diesem Gebiet holt Nippons Jugend den Vorsprung Europas auf.

JAPAN im Wintersport





Immer wieder müssen die japanischen Holzhäuschen von der Schneelast befreit werden.

Links: Japanerinnen beim Wintersport; kameradschaftlich bringt man die durch den Sturz mitgenommene Frisur wieder in Ordnung.



Rechts: Winter im japanischen Hochgebirge bei Kamokura.

VOM TAGE


Zum Skisport im japanischen Hochgebirge müssen auch die konservativen Töchter Nippons westliche Sportkleidung tragen.


Reichsminister Dr. Frank tut den ersten Spatenstich am Baugelände des Hauses des Deutschen Rechts in München.

Aufnahmen: Fritz Henle (6). Kurt Huhle (1) Hans Henkel (1).




Die Deutsche Meisterin Christl Cranz nach ihrem Sieg in der Kombination Abfahrt—Torlauf in Rottach-Egern.

PARNELL
DAS POLNISCHE NATIONAL-BALLETT



Zizi Halama und Felix Parnell in der Tanzszene „Die Lowiczer Hochzeit“. Aus der Tiefe des Volkstums schöpfend, bringen diese Vertreter der polnischen Tanzkunst dem deutschen Publikum ihre Landsleute menschlich nahe.

Im Berliner Wintergarten zeigte das polnische National-Ballett hervorragende Proben seines künstlerischen Könnens. Unter der tänzerisch-musikalischen Leitung Felix Parnells spielten sich vor dem deutschen Publikum volkstümliche Szenen aus dem Leben unserer östlichen Nachbarn ab, die in Spitzenleistungen der in Polen als Ausdruck seelischen Empfindens besonders gepflegten Tanzkunst gipfelten. Es wirkte erfreulich, das stürmische Temperament der Polen auf einem Gebiete kennenzulernen, das sich zur Wiedergabe artgemäßer Regungen besonders eignet. Parnell erwies sich als ein besonders begabter Charakterdarsteller im nationalen Tanz, der seine künstlerische Ergänzung durch Zizi Halama, Hanka Ordon und Sigismund Wiehler, dem Schöpfer der Musik für das Ballett, fand.



Links: Hanka Ordon, Polens populärste Soubrette, leistet auch als Solotänzerin Hervorragendes.



Sämtliche Aufnahmen: Mauritius (Oppermann).

Links: Polonaise-Mazurka, getanzt von Zizi Halama, Felix Parnell und dem ganzen Ballett.

Eine Szene aus dem Tanzspiel „Die Lowiczer Hochzeit", dargestellt vom ganzen Ballett.

Die Bewohner des Tatra-Gebirges haben ihre eigene Gesang- und Tanzkunst, die dem Ballett reichlich Anregung zur Schöpfung von volkstümlichen Szenen gibt, wie obiges Bild zeigt.

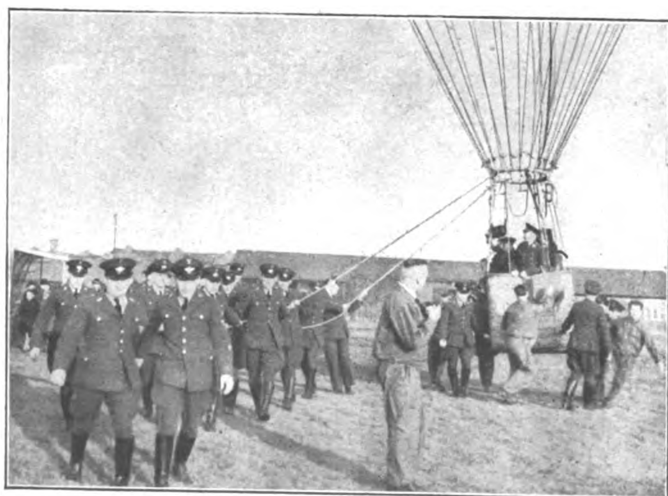
Glück ab!

Ein Besuch beim Bitterfelder Ballonsturm



Ballonmeister bei der Feinarbeit.
An der oberen Öffnung der Ballonhülle wird das Gasventil befestigt, das für den Fahrer von größter Bedeutung ist. Durch das Innere des Ballons verläuft vom Ventil aus ein Seil, dessen Ende im Korb mündet. Ein Zug an diesem Seil bewirkt Gasentleerung, die man regulieren kann, um tiefer zu fliegen oder zu landen.





Oben: Im Seilkäfig wird dem Ballon die entsprechende Gasmenge zugeführt. Gleichzeitig werden die Sandsäcke auf Kommando des Ballonmeisters, Netzmasche um Netzmasche tiefer gehängt, um dem wachsenden Luftriesen Bewegungsfreiheit zu geben.

Links: Klar zur Fahrt!
Im nächsten Augenblick wird sich der Ballon in die Lüfte erheben; noch halten ihn einige kräftige Arme an einem Seil fest.



Die Fahrt beginnt.
Der Ballon läßt das Städtchen unter sich und zieht majestätisch seine Bahn. Blicke begleiten ihn, bis er hinter den Wolkenvorhängen verschwunden ist. Und man wünscht: „Glück ab!"

Aufnahmen: S. Balkin (4).

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M 1.45, bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121, Budapest 13552; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg, verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 11 / DONNERSTAG, 18. MÄRZ 1937

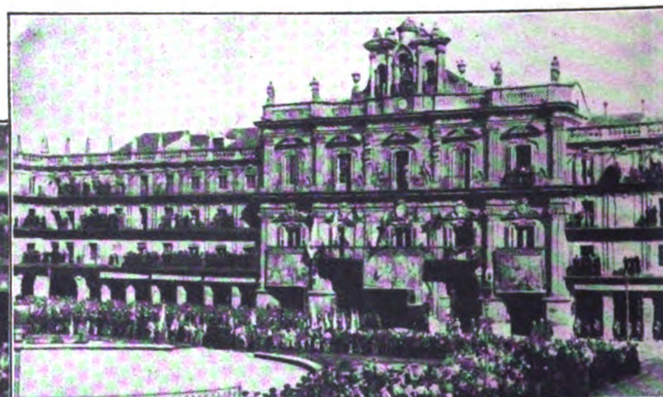
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Es ist wieder Frühling!

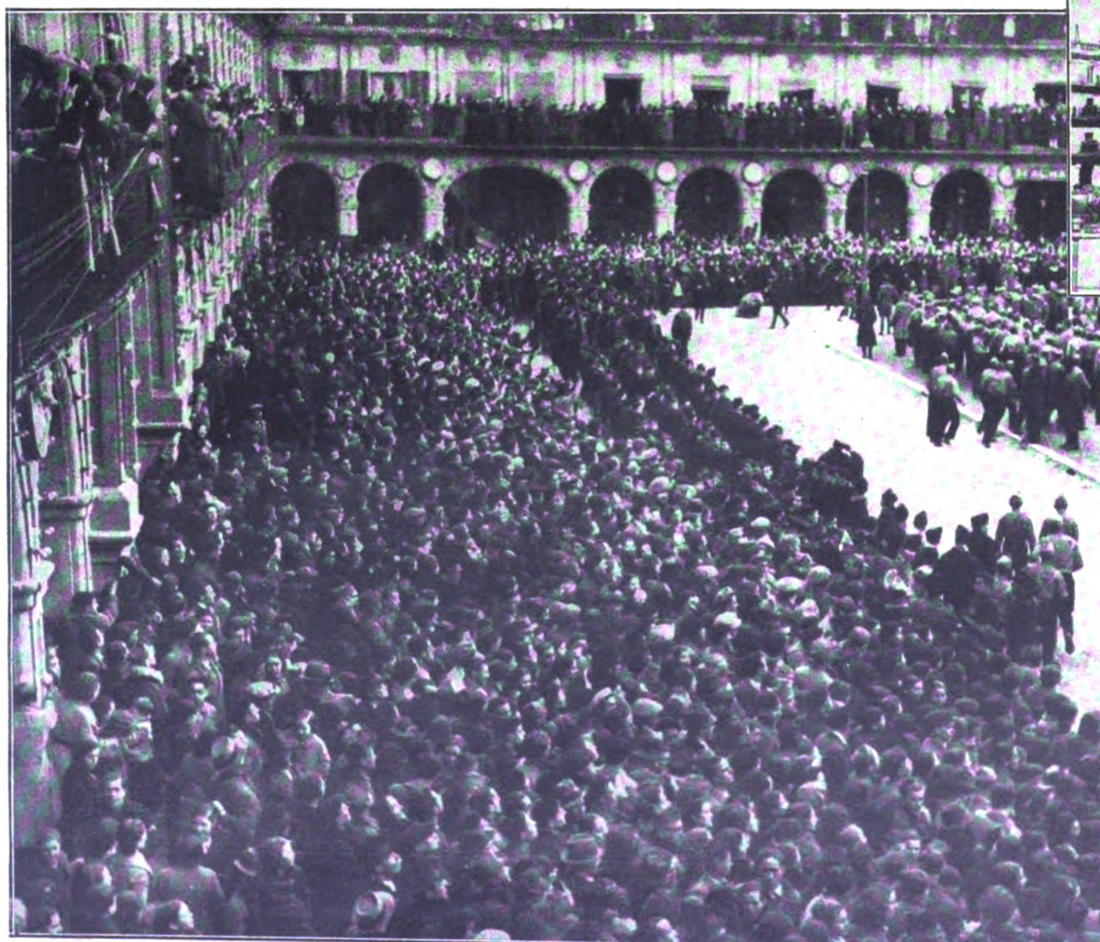
Aufnahme v. Perckhammer

Der festlich geschmückte Balkon des Rathauses von Salamanca.
Zu Ehren des deutschen Botschafters war auch die Hakenkreuzfahne gesetzt. Auf dem Balkon u. a.: General Franco, die Generäle Queipo de Llano, Mola, Cabanellas und Admiral Cervera.

FEIERLICHER STAATSAKT



Auf dem historischen Plaza Mayor vor dem Rathaus wartet eine festlich gestimmte Volksmenge auf das Aufziehen des Militärs und der nationalen Verbände.



Tausende begeisterter Menschen waren Zeugen des feierlichen Staatsaktes.

IN SALAMANCA

Der Deutsche Botschafter in Spanien, v. Faupel, überreicht General Franco

Die begeisterte Aufnahme des deutschen Botschafters bei der nationalen spanischen Regierung ließ die traditionelle Freundschaft zwischen zwei stolzen Ländern offenbar werden, die durch kein Ereignis der Vergangenheit erschüttert werden konnte. Als Deutschland, in politischer Übereinstimmung mit Italien, sich am 18. November vo-

Soldaten der marokkanischen Leibgarde General Francos

Die mit ihren Pferden verwachsenen Reiter in den weißen Burnussen boten ein malerisches Bild.



Hohe spanische Offiziere warten am Eingang des Rathauses von Salamanca auf die Ankunft General Francos

Sämtliche Aufnahmen Weltbild



Rechts: Eine Ehrenkompanie erwartet das Erscheinen des Staatschefs und seiner hohen Gäste

sein Beglaubigungsschreiben

rigen Jahres entschloß, die nationale Regierung Francisco Francos anzuerkennen, war sie sich bewußt, daß alle patriotischen und gesunden Elemente des hart geprüften spanischen Landes um diese Regierung geschart sind, während von der Ausübung einer verantwortlichen Regierungsgewalt in den übrigen Teilen Spaniens überhaupt nicht gesprochen werden kann.



Rechts: Auch die jüngsten Mitglieder der nationalen Verbände wollten bei dem feierlichen Aufmarsch nicht fehlen

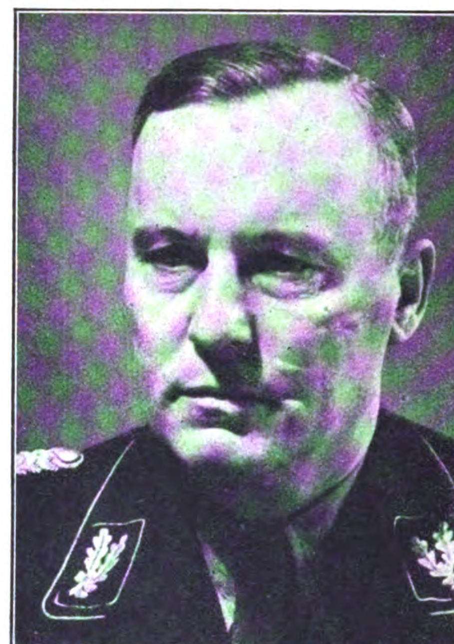


Dreißig SA.-Männer, die in Freising als Gäste der Adolf-Hitler-Freiplatz-Spende Ruhe und Erholung gefunden haben, besichtigten bei einer Fahrt in die Berge Berchtesgaden; wir sehen sie hier vor dem Hause des Führers auf dem Obersalzberg.

Aufnahmen:
Presse-Illustration Notz (1), Bayer Bildbericht-Fischer (2), Pressebildzentrale (3)



Der vom Führer zum Staatssekretär ernannte Oberregierungsrat im bayerischen Staatsministerium des Innern, Max Köglmaier, ist geborener Münchener. Gauleiter Adolf Wagner berief den verdienten Kämpfer im März 1933 in das Staatsministerium des Innern. Der neuernannte Staatssekretär ist Ratsherr, Reichsredner der NSDAP., im Besitz des Goldenen Parteiehrenzeichens, des Blutordens, und bekleidet in der SA den Rang eines Oberführers



Dr Ernst Boepple, gleichfalls vom Führer zum Staatssekretär ernannt, wird am 30. November 50 Jahre alt. Nach der Machtübernahme berief Gauleiter Schemm den bewährten Kämpfer in seinen engeren Mitarbeiterstab im bayerischen Kultusministerium Nach dem Tode des Ministers Schemm hat Dr. Boepple vertretungsweise, bis zur Übertragung der Leitung an Gauleiter Wagner, die Geschäfte des Kultusministeriums geführt





Das Heim der 200 Waisen — eine Anklage gegen Moskau! Auf Veranlassung des Generals Franco wurde in Ezija ein Heim für 200 Kinder geschaffen, deren Eltern von den roten Horden bestialisch ermordet worden sind. Auf dem rechten Bild sehen wir den freudig begrüßten Stadtkommandanten von Ezija, wie er an die Waisenkinder Geschenke und Süßigkeiten verteilt.



Die kleinsten aus dem Heim der 200 Waisen in Ezija befinden sich unter der Obhut eines größeren Mädchens, das gleichfalls seine Eltern durch die roten Banditen verloren hat

AUS DER EISENINDUSTRIE JAPANS

Japans Eisenindustrie, früher ohne besondere Bedeutung, war bis zum Jahre 1870 in staatlichem Besitz; erst durch die Kriege Japans mit China und Rußland wurde der Gedanke an eine eigene Produktion geweckt und von der Regierung lebhaft gefördert. Ausländische Sachverständige und Ingenieure wurden ins Land gerufen, um die Eisen- und Stahlgewinnung nach westlichem Muster zu organisieren. Der Weltkrieg brachte einen mächtigen Aufschwung der japanischen Industrie, die sich heute wieder im privaten Besitz befindet und zu einem großen Teil von den sagenhaft reichen Familien Mitsui, Mitsubishi, Sumitomo und Okura kontrolliert wird.



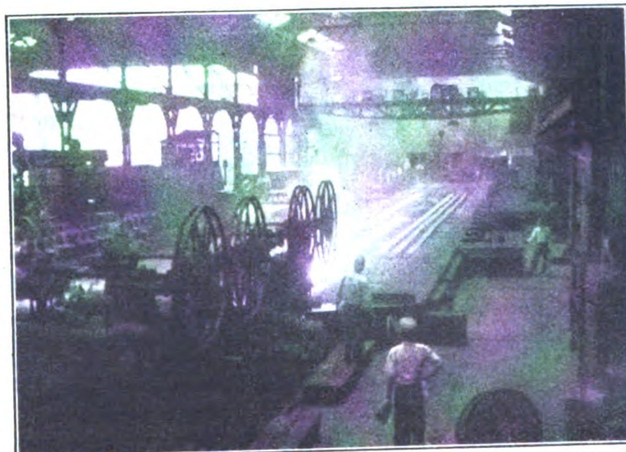
Japanisches Eisenwerk. Die Steigerung der Produktion auf diesem Gebiet ist für die gesamte japanische Industrie von größter Wichtigkeit.

Blick in eine Eisengießerei. Die gewaltigen Ausmaße dieser modernen Gießerei zeigen, daß Japan seine industriearme Zeit längst überwunden hat.

Sämtliche Aufnahmen: Mauritius-Verlag



Der weißglühende Strahl wird abgeblasen.



Eisenwalzwerk der Kawasaki-Eisenwerke in Kobe. Hier werden die besten japanischen Eisenplatten hergestellt, die ausschließlich dem Inlandsbedarf dienen.

DER FÖHN BLÄST:

Schnee, Sonne, Frühlingswind

Spiel der Sonne, der Wolken und des Windes ist der Schnee. Über Gipfel und Grate bauen die Winde trügerische Balkone, die gefürchteten Wächten, seltsam geformte Schneegebilde die das ganze Landschaftsbild verändern Wie in ringendem Zwielicht verkauert, liegt düster die Landschaft und ist doch eine Bilderfülle in Weiß und Schwarz. Dann ist plötzlich die Wende da; ein treibendes Wolkenmeer zeigt fischförmige Fetzen. Das ist Signal: der Föhnsturm kündet sich an Aber ein Stich goldigbleicher Sonne streift schon am großen Schatten der Gipfel vorüber, eine stumme, frühe Schwarzdrossel hüpft von Holz zu Holz, ein Ahnen in der Luft, im Horst, in der rauschenden Schlucht: Frühlingsahnen.



Ein Bergbach rauscht auf; der zu Tal drängende Schnee bestimmt seinen wilden, gischenden Lauf.





Durchgewinterte, noch schlafstarre Fichten, stark befegte Gipfelgrate, schwarzdämmernde Wolkenhänge über der weißen Wirklichkeitsgewalt, die oft vernichtend in die Schluchten donnert, so zeigt sich an des Winters Wende das Karwendel



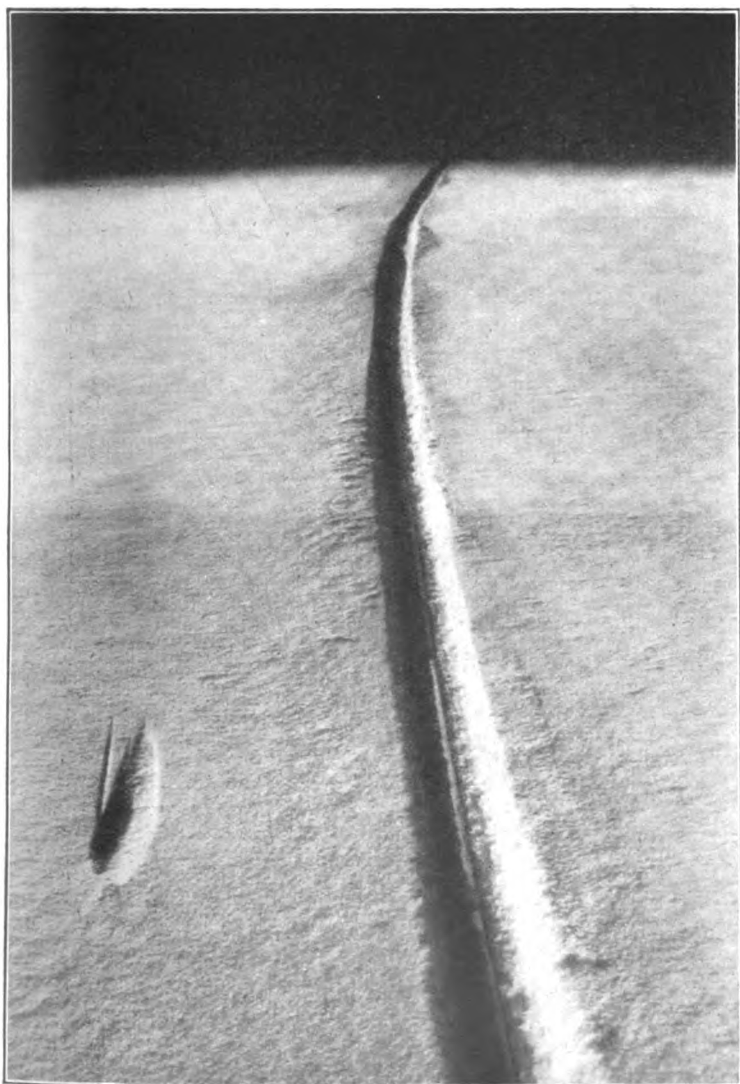
Treibendes Wolkenmeer verkündet den kommenden Föhnsturm.

Sämtliche Aufnahmen: Dr. Preiß.

Spur ins weiße Land



Noch flügelt es nicht im Gezweig, aber schon zeichnet die Sonne Schattenbilder und scheint im kahlen Geäst zu weben.



Durch die weiße Decke zieht jemand in rasender Geschwindigkeit einen weithin sichtbaren Strich; ein Mensch auf den flinken Gleithölzern, der sich die winterliche Bergwelt noch einmal erobern will …



… während über ihm der Jochsturm die Höhen erdröhnen läßt, daß es wie ferner Brandungsdonner an die ängstlich erklirrenden Fenster der Talhütten schlägt. Der Föhn bläst seine aufwühlende, uralte Melodei.



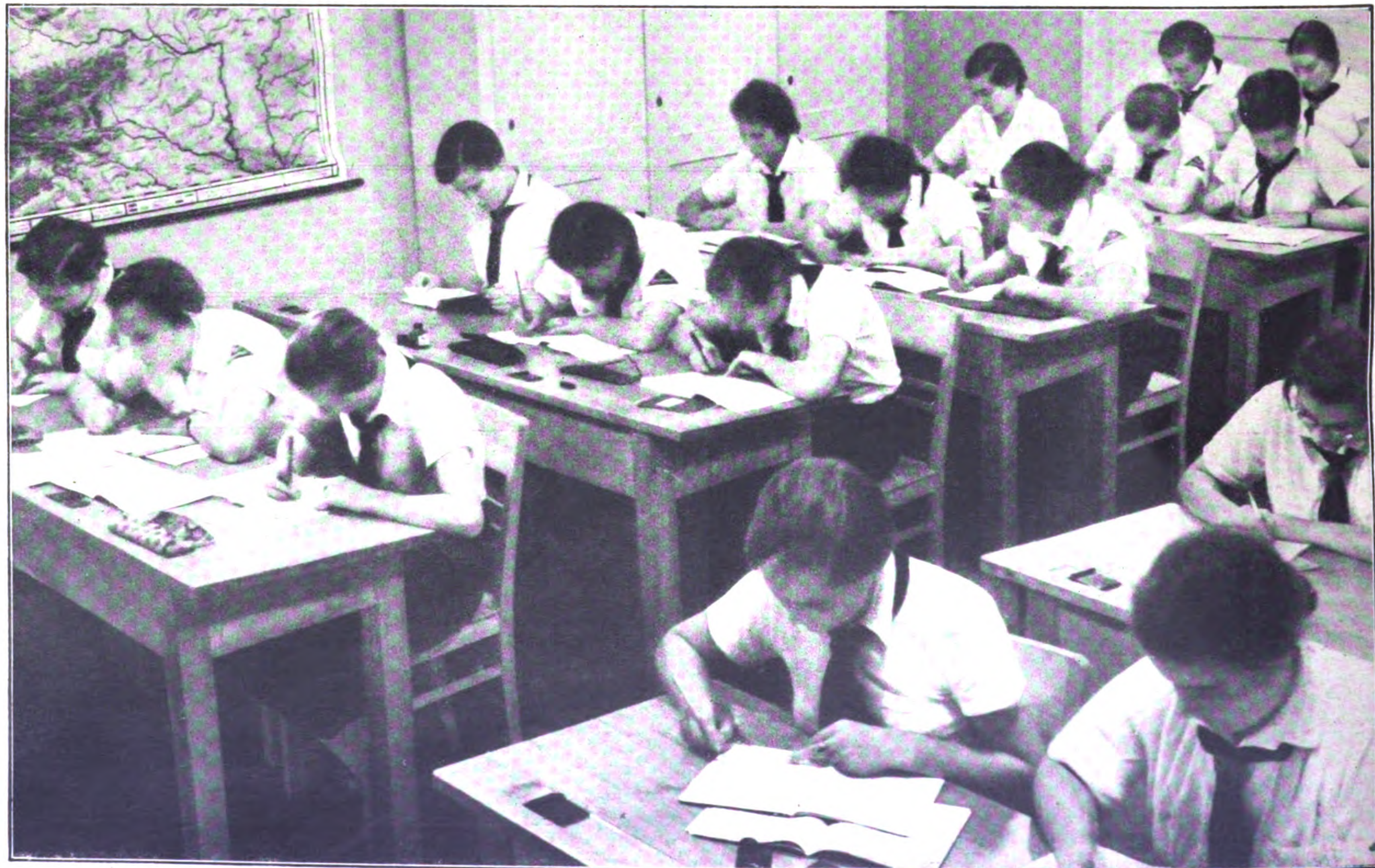
In der Waschküche.
Das Auswringen der Wäsche sieht sich einfacher an als es ist; die Muskelübung schadet aber durchaus nichts.



Im Bügelraum.
Das Plätteisenführen will gelernt sein; eine kleine Unachtsamkeit, und schon ist etwas angesengt.

Uns sei der Herd vertraut sowie der Garten, Nähstube, Keller und das Kinderwarten...

Aus der BDM.-Haushaltungsschule des Obergaues 19 Hochland.



Beim Unterricht
Auch der theoretische Unterricht wird nicht vernachlässigt; ein tüchtiges deutsches Mädel will später einmal allen Aufgaben gewachsen sein.



Küchendienst

Kochen und Backen stehen an erster Stelle des Programms; wie sollte es auch nicht!



Die ersehnte Kaffeepause.

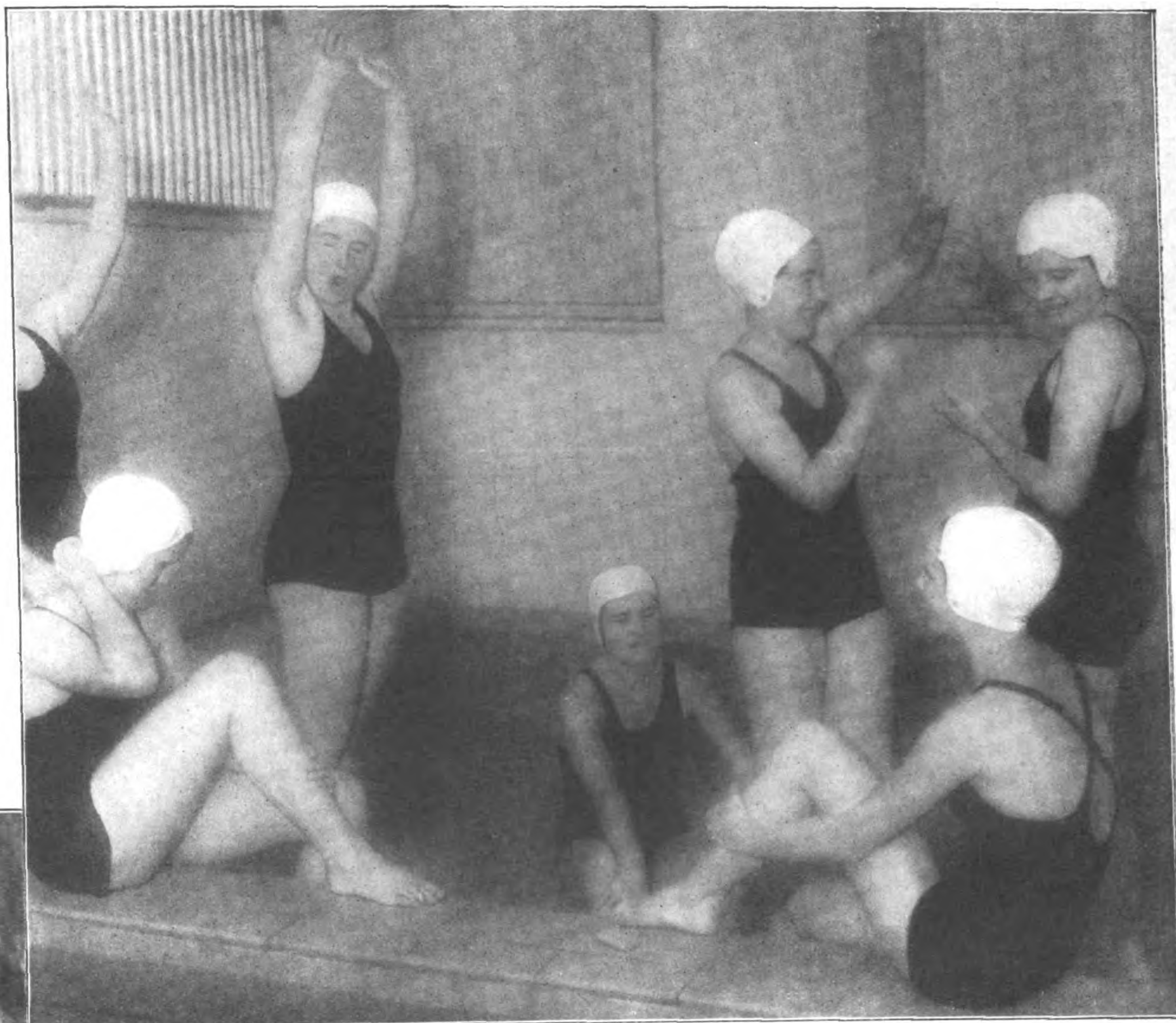
In einer so behaglichen Ecke muß ja der wohlverdiente Kaffee schmecken.



Spülen ist Küchendienst

Auch hierzu gehört Übung, und es ist wichtig — denn mit den Scherben, die Glück bringen sollen, ist das so eine Sache.

Am 14. Juli vorigen Jahres weihte der Obergau 19 Hochland in Rosenheim seine erste BDM.-Haushaltungsschule ein. Die große Schulküche, Näh- und Bügelzimmer, der Eßraum, Speise- und Vorratskammer, Waschküche und Baderäume liegen im Erdgeschoß, die Unterrichts- und Aufenthaltsräume, Schlafsaal, das Krankenzimmer und die Zimmer der Schulleiterinnen im Obergeschoß. Der große Gemüsegarten bietet reichliche Gelegenheit zu praktischer Betätigung. Ein großer, schattiger Garten, die lange, gedeckte Wandelhalle machen Spiel und Sport zu jeder Tageszeit möglich. Die Schülerinnen unterstehen der ständigen Aufsicht der BDM.-Ärztin. Ab April dieses Jahres wird der Obergau 19 mit den BDM.-Haushaltungsschulen in Greifenberg und Königsdorf, die vor der Eröffnung stehen, für das Obergaugebiet drei Haushaltungsschulen besitzen. Die Schulen sind Einrichtungen nationalsozialistischer Gemeinschaftserziehung und geben den Mädeln neben der hauswirtschaftlichen Ausbildung durch Heimabende, Fahrt, Sport, Musik, Spiel und weltanschauliche Schulung eine klare, zielbewußte innere und äußere Haltung.



Oben: Frühmorgens ein Bad und ein wenig Planschen, das macht für den ganzen Tag frisch.



Das liebevoll selbst gezüchtete Gemüse aus dem Garten schmeckt noch einmal so gut.

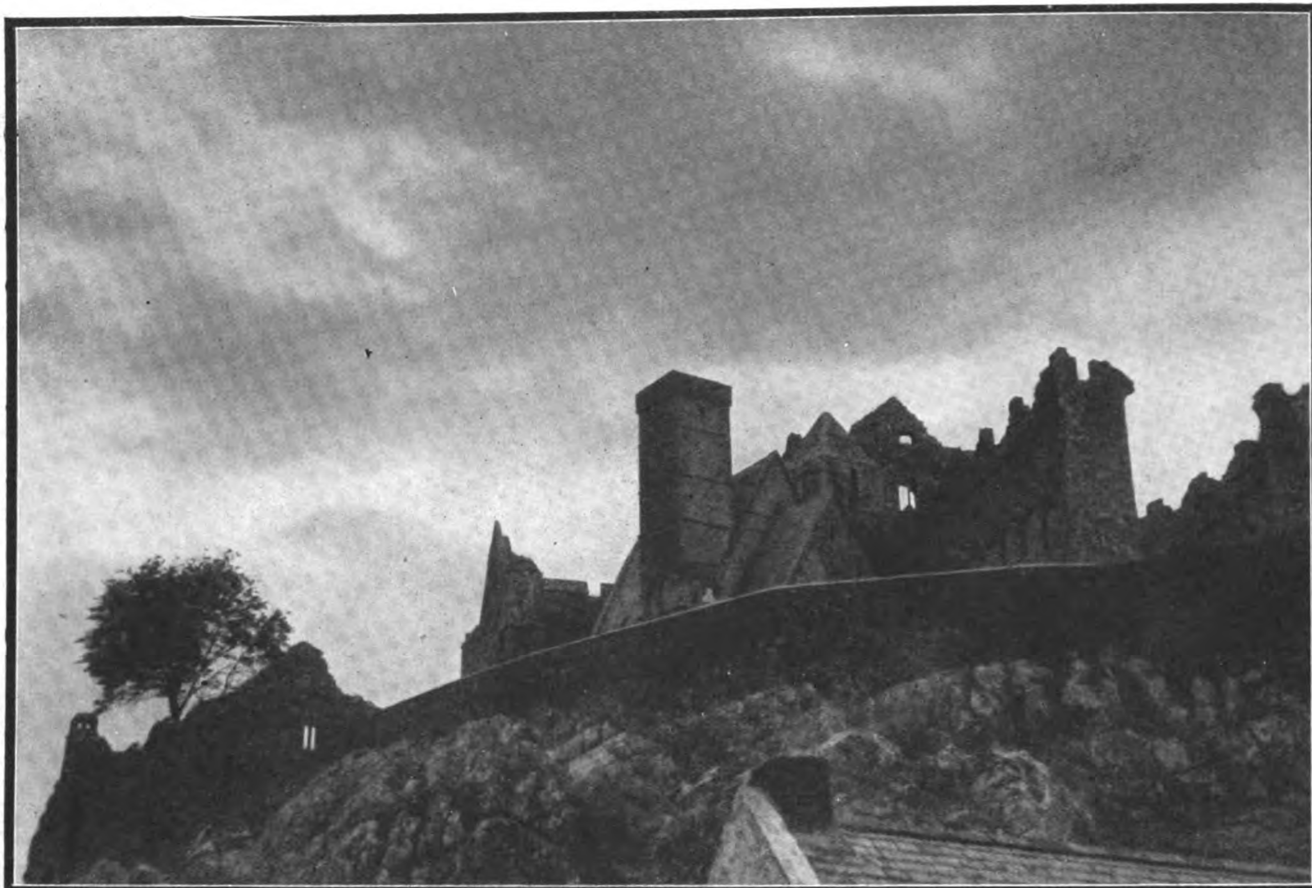
Sämtliche Aufnahmen: Alice Heß



Rechts: Auf die stimmungsvollen Heimabende freut man sich schon den ganzen Tag; Erzählen, Singen, Musizieren, unvergeßlich schön ist das.

Wer kennt Irland?

BILDER AUS DEM LAND DER GEGENSÄTZE



Aufnahmen: Bernd Lohse (6).

Der Heilige Berg von Cashel.
Über diese historische Stätte Irlands sind die Wellenkämme einer blutigen Geschichte jahrhundertelang hinweggebraust. Burg, Kathedrale und Kapelle — heute nur noch Ruinen — sahen schon 1647 in ihren Mauern irische Soldaten und Priester, die sich heldenhaft gegen die anrückenden Engländer verteidigten.

Mittelmeerzauber am Atlantik.
In der Bucht von Glengariff, auf einem kleinen Inselchen, liegt dieser im italienischen Baustil ausgeführte Garten. Ein südlich anmutendes, entzückendes Dorado.



Westen und Osten Irlands scheiden sich scharf.

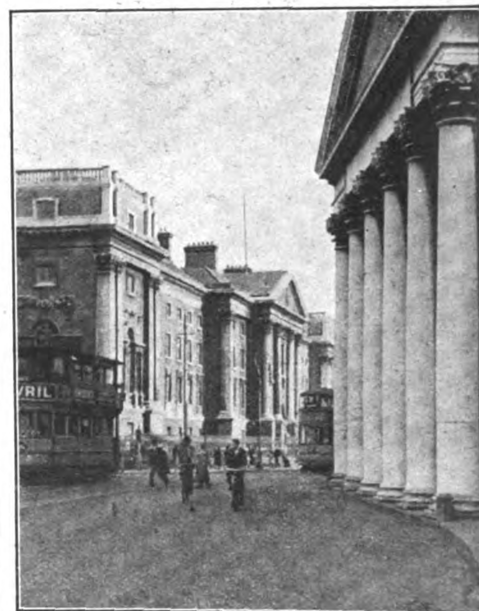
Diese Häuserreihe eines Dörfchens im Westen ist charakteristischer für das eigentliche Irland als die anglisierte Großstadt Dublin im Osten des Landes. Die Sonne ist nicht verschwenderisch in Irland; doch wenn sie ihre Strahlen einmal ausgießt, dann breitet sich ein Hauch südlichen Glanzes aus über die blendend weißen Hütten und das Gezwitscher in den vor den Häusern angebrachten Vogelbauern will kein Ende nehmen.

Irland, vom Atlantik und der Irischen See umspült, hat wenig Gemeinsames mit der britischen Nachbarinsel. Der klimatischen Strenge und Unwirtlichkeit des Nordostens steht im Südwesten der exotische Reiz einer subtropischen Pflanzenwelt lächelnd gegenüber. Im ganzen Lande deuten Zeugen auf eine wechselvolle, an Blutvergießen bis in die jüngste Vergangenheit hinein reiche Geschichte hin



Teilausschnitt des Phönixparkes in Dublin.

Der Golfstrom läßt im Süden und Südwesten Irlands ein feucht-warmes Klima erstehen, das eine subtropische Pflanzenwelt hervorbringt



Oben: Die „Bank of Ireland“ (rechts), einstmals das Irische Parlament, und das Trinity-College in Dublin vertreten den Baustil des 18. Jahrhunderts.

Links: Diese festgefügten Rundtürme, über die ganze Insel verstreut sind die bekanntesten Zeugen aus Irlands bewegter Vergangenheit.



Heinrich George als Götz von Berlichingen in einer Szene bei der Generalprobe im Berliner Schillertheater

Dem verdienstvollen deutschen Künstler wurden bei der Festvorstellung durch Staatssekretär Funk auf der Bühne die Glückwünsche des Führers und Reichskanzlers und des Reichsministers Dr. Goebbels zum 25jährigen Bühnenjubiläum übermittelt

Aufnahmen: Atlantic-Photo (1) Weltbild (2)



Eine Schaustellung für die Pressephotographen

Der Diktator Kubas, Oberst Fulgencio Batista, stellt eine friedliche Familienszene mit seinem Sohne „Papo" für die im Hintergrunde bereitstehenden Pressephotographen.

WIE VIELE AUTOS MÖGEN HIER PARKEN?

Blick auf die Rennbahn und den Parkplatz von Arcadia in Kalifornien, wo fünfzigtausend Zuschauer das mit hunderttausend Dollar dotierte Pferderennen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten.

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(3. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Tiroler Bergbauernsohn Thomas Hoffingott ist ein bärenstarker Kerl, der gar nimmer weiß, wohin vor vieler Kraft. Und so kommt er manchmal auf Gedanken, die in seine enge Heimat nicht recht hineinpassen wollen. Besonders arg aber teufeln sie in ihm herum, nachdem der Vater gestorben ist und Joos, der Erstgeborene, den Hof übernommen hat. Zudem hat ihm der neue Bauer zu verstehen gegeben, daß für ihn kein Platz mehr ist daheim. Also muß was g'schehn, denkt sich der Thomas, irgendwas, er weiß es noch nicht genau, und derweil wildert er mit seinen alten Freunden, dem Wendelin Hackl und dem Rottenpuecher-Hans, lustig weiter, bis mit einemmal der strafende Arm der Gerechtigkeit sich nach ihm ausstreckt. Es schaut schon recht bös aus für 'n Thomas, doch da nimmt sich seiner, grad wie es höchste Zeit ist, ein steinreicher Hamburger Senator an, der die große Jagd besitzt, von wo der Thomas schon so manches schöne Böckl herausgeholt hat. Der frische und im Kern seines Wesens grundanständige Bauernbursch gefällt dem Senator, und er fragt ihn kurzerhand, ob er nicht Jäger sein will in seinem Revier, die Stelle wäre gut bezahlt, und er hätte vor allem endlich eine vernünftige Arbeit Nach einigem Zögern willigt der Thomas ein. Allein er hat es nicht leicht in seinem neuen Beruf, denn seine beiden Spießgesellen aus der Wildererzeit setzen ihm arg zu, und besonders der Wendelin Hackl verfolgt ihn mit Spott und Hohn. Ja, es kommt schließlich sogar zu einer blutigen Auseinandersetzung, bei der Thomas nur mit knapper Not dem Tode entgeht. Als er dann von seinen schweren Verletzungen endlich genesen ist, sagt er seinem Jagdherrn den Dienst auf. Er ist all der Reibereien und des Forstgehilfenpostens, um dessen willen er von seinen besten Kameraden wie ein Geächteter behandelt wird, herzlich müde und verläßt die Heimat, um in Deutschland Brot und Arbeit zu suchen. Er fährt nach Essen zu seinem Bruder Adam, der sich dort in der Industrie als ungelernter Arbeiter durchs Leben schlägt; kümmerlich genug, wie Thomas bald erfährt, und den Kopf hat er auch voll von Schlagwörtern, wie „internationales Proletariat" und „Sozialisierung der Produktionsmittel". Nein, Thomas versteht das alles nicht, womit ihm sein fanatischer Bruder in den Ohren liegt, und er mag es auch gar nicht verstehen, er hat eine instinktive Abneigung gegen dieses ganze Zeug. Nur zu rasch aber muß er am eigenen Leib spüren, was für eine verheerende Macht die marxistischen Arbeiterorganisationen schon haben; denn weil er ihnen nicht beitreten will, verliert er über Nacht seine Stellung, die er als Zimmermann gefunden hat. Er läßt sich aber nicht kleinkriegen, der Thomas, er hat seinen Dickschädel, und nun mag er erst recht nicht. Lieber geht er zurück in seine Heimat, und ohne viel hin und her zu überlegen, tut er das denn auch. Der Rottenpuecher-Hans, den er als ersten trifft zu Hause, macht große Augen, wie er ihn sieht, und bringt 's Maul gar nimmer zu vor Überraschung. Neugierig hebt er das Kofferl des Heimkehrers auf und stellt fest, daß es schwer sei. Da lacht der Thomas, holt sein Zimmermannsbeil heraus und zeigt es ihm, und der Hans nimmt es in die Hand und beginnt nachzudenken

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

„Thomas!" sagte er und schnaufte tief, „wo du a so a schians Beil hast . . . könntest ja bei uns in die Holzarbeit gehn. Mir schmeißen den Klafferwald Gestern ham s' den Akkord aufgenommen!"

Es war nur selten und nur bei besonderen Anlässen, daß sich der alte Jäger noch aus seinem Lehnstuhl erhob, in dem er tagsüber so bequem saß und warm; denn der Lehnstuhl stand immer hart beim Ofen, und dort mußten, selbst am wärmsten Sommertag, die dicken Buchenscheiter brennen.

Aber als er den Thomas über den Waldsteig heraufkommen sah, richtete er sich auf, griff nach dem Stecken und humpelte ihm entgegen, so weit er nur kam.

Und dann saßen sie beisammen, und der Alte paffte an seiner Pfeife und begann den Thomas nach der Stadt auszufragen. Der wollte lieber wissen, was sich dahier zugetragen hätte, worauf ihm der Alte breit und umständlich von seinem kranken Bein erzählte Sonst hatte sich nichts Besonderes zugetragen

Der Senator, ja, der hatte freilich oft von ihm gesprochen Einmal, als vom Dorf die Nachricht gekommen war, der Thomas Hoffingott habe eine Stellung gefunden und bleibe in der Stadt, da hatte der Senator nur gelacht: „Geduld, wir kriegen ihn schon wieder!"

Zur Gamspirsch werde er kommen. Das sei sicher; denn so ein Gamsjahr wie heuer, das lasse kein Jäger aus. Der neue Hilfsjäger, der junge, grasgrün und stockblind, wie er noch war, mit dem sei es wohl ein rechtes Kreuz. Wenn halt er, der Thomas, noch da wär' oder — ja, der Hackl

„Was ist's mit dem Hackl?" fragte Thomas

Der Alte nickte ein paarmal: „Eine traurige Geschichte ist's mit dem Wendelin Hackl. Da ist er also bei seiner Mutter in der Keuschen gelegen, die ihm Waldpech über die Wunden hat schmieren müssen und Arnika auflegen, bis dann der Brunecker Doktor gekommen ist. Dann sind sie den Hackl holen gekommen.

Ins Spital! haben sie gesagt, und der Wachtmeister hat die Gendarmen hinter der Mauer versteckt, daß der Hackl nicht weiß, wohin es geht, und daß er ihnen nicht wild wird; denn sie kennen ihn alle, wenn er seine Wildheit hat

Daß die Mutter gar so woant, denkt der Hackl noch, wie sie ihn auf die Bahre legen, wo i doch lei ins Spital kimm, zum G'sundwerden!

Freilich, da ist er jetzt im Spital und weiß nicht, wo er ist, bis ihn einer, der im Bett nebenan liegt, fragt: Wie viel Jahr' hast denn du?

Da schießt es dem Hackl blitzartig durch den Kopf, daß es ja ein Gefangenenspital ist, in dem er liegt, freilich, die Gitter an den Fenstern die Türe, die innen keine Schnalle hat und immer versperrt wird, alle zwei Stunden der Wärter, der nachschauen kommt, ob alles da ist

Im gleichen Augenblick, da der Wärter das nächstemal die Tür aufmacht, schießt der Hackl auf ihn los, springt über ihn drüber ganz wild, stürmt über die Stiegen, sinnlos, ohne Überlegung, nur durch, durch, hinaus aus dem Gefängnis, so wie er ist in seinem Spitalskittel, mit dem schweren Verband den Gang hinaus, brüllt: Laßts mi aus, hoam möcht' i, hoam, auslassen!

Und kratzt und beißt und schlägt mit den Fäusten um sich. Der Verband hängt in Fetzen weg, die Wunden fangen zu bluten an aber er, ganz toll mitten in dem Wirbel drinnen, wie ein wundgeschossenes Tier, das sein letztes Leben verteidigt!

Und dann — klirrt etwas, Scheiben fliegen, ein Fenster splittert, und ehe sie noch wissen, was los ist, ist der Hackl durch, in den Hof, über die Mauer, hinaus in die Finsternis, durch ist er.

Kein Mensch hat ihn seither gesehen. Keiner weiß wo er ist.

Der alte Jäger schwieg und sah den Thomas an

*

Bis zur Gamspirsch waren noch viele Wochen hin, und so kam Thomas der Vorschlag, den ihm der Rottenpuecher-Hans gemacht hatte, ganz gelegen. Er meldete sich beim alten Grabl, der als Vormeister die Schlägerung übernommen hatte, und zog anderntags schon mit den Holzknechten hinauf in den Klafferwald

Wenn die große Zugsäge hinging und her und hin und her, drüben zog der Rottenpuecher-Hans, herüben der Thomas, da war so gut denken dabei, und alles ordnete sich ganz von selber, und die tiefe, gleichmäßige Ruhe, die über der Arbeit lag, kam auch über den Heimgekommenen.

In der Nacht, wenn sie in der Hütte lagen, die Holzknechte, alle sieben, unter dem Rindendach auf der bloßen Waldstreu, da hob es auf einmal an bei dem Hans Er prustete erst ein paarmal, dann kam ein langer, tiefer Seufzer, der klang, als müßte er sich der ganzen Länge nach durch den großen Menschen quälen, unruhig wälzte er sich von einer Seite auf die andere, dann warf er sich herum und stöhnte: „Herrgott!"

Am nächsten Morgen ging die große Zugsäge schlecht Der feine singende Ton, den sie gibt, wenn alles in Ordnung ist, war schrill und verstimmt.

„Was reißt denn heut so, Hans?" fragte schließlich der Thomas

„I reiß nit, du reißt!"

„I?"

„Ja, du!"

„I wüßt nit, warum i reißen sollt?"

„I nit!" schrie der Rottenpuecher und riß dabei, daß sich das ganze Sägblatt verklemmte.

Wie sie durchgeschnitten hatten und dann die Keile eintrieben, sagte er auf einmal tieftraurig: „Sie ist schon ein sauberes Madl, mein Liaber."

„Wer?"

„Die Prenner-Burgl!"

An der großen Zugsäge konnte man es genau spüren wie die Liebschaft vom Rottenpuecher-Hans stand

„Ungleich ist die Welt!" sagte der Thomas dunkel und dachte an seine Schwester Liesl, die heut bei ihm heroben im Wald gewesen war

„I soll dir an Gruß sagen, Thomas", und das Blut schoß ihr in das helle Gesicht, „vom Hackl!"

„Liesl!" Er zog die Schwester tiefer in den Wald und fragte hastig: „Wo ist er?"

„In der Steiermark drunt. Heut ist a Hausierer kommen, an windischer, der hat an Gruß bracht von ihm, für di und für mi. Ja, Thomas, für mi ah!"

„Erzähl, Liesl!"

Auf einem Baumstamm hockten sie sich nieder.

„Er hat ihm das Dorf ang'lagt und unsern Hof und

bein' Namen, Thomas, und bald ihm so a Madele unterkommen tät', die ihm allweil sein Zeug g'flickt hat, der soll er ah an Gruß sagen!"

„Ist das alles?"

„Ja, das ist alles!"

Thomas stand wieder auf.

„Hast es ah nit leicht, Liesl!" sagte er.

Da lachte sie hell auf und strich sich das Haar aus der Stirn: „I möcht's gar nit anders haben, Thomas!"

9. Kapitel.

Die Lärchen standen golden in der Herbstsonne, und der Himmel, der das ganze Jahr über nie so rein und tief war wie in dieser Zeit, leuchtete durch ihr Geäst

Oben im Kar knallte ein Schuß.

„I gratulier', Herr Senator, gut sein S' abkommen!"

Thomas reichte das Glas hinüber.

„So a Bock! Der braucht schon an guten Schuß!"

„Wie schön der aufsah, Thomas!"

„Ja, schian hat er auf!"

Es verging eine Woche, bis sie einmal einen Ruhetag hielten, im stillen Abend vor der neuen Jagdhütte, die auf dem Gamezkopf errichtet worden war.

„Das sah ich so kommen, Thomas", sagte der Senator ernst, „es war heilsam für Sie. Nun wissen Sie wohl, was Sie brauchen."

„Woll, Herr, dös woaß i!"

„Land", sagte der Senator langsam, und sein Blick ging über die Wipfel, über die Berge, als müsse er weit draußen in der endlosen Ferne etwas suchen. „Ich weiß Land, unermeßlich viel Land, weites, leuchtendes Land! Der Boden schwer, überträchtig in seiner Fruchtbarkeit, ein Paradies ist das."

Thomas schüttelte langsam den Kopf: „Paradies — sehn S', Herr, das hab' i nie verstanden. Wie uns der Pfarrer erzählt hat, daß da alles von selber wachst und der Mensch nur hingehn braucht und nehmen! I stell' mir das Paradies anders vor. Nichts! Alles ganz leer, bloß der Boden da. Erden, die pflugbungrig wartet. Arbeit muß sein, sonst ist das kein Paradies nit."

Der Senator horchte hin und schwieg. Aber seine Augen leuchteten, als hätten sie gefunden, was sie in der Ferne gesucht. Dann begann er zu sprechen, langsam, ruhig, doch Begeisterung war in den Worten: „Land, fast ohne Grenzen, Erde, die nur der Menschen harrt, drüben in Deutsch-Ostafrika."

Überrascht sah Thomas auf.

Der Senator fuhr fort: „Ich habe Schiffe auf vielen Meeren, ich bin weit durch die Welt gekommen, Thomas. Aber es ist kein Land so wie dieses. Seit drüben die deutsche Fahne weht, bin ich dort wie zu Hause; auch mein Sohn ist drüben, der Peter, beim großen Bahnbau. Es wird nämlich eine neue Überlandbahn geschaffen, Straßen werden gebaut, es ist alles im Ausbruch. Das Land braucht junge Menschen, die ihr Leben noch vor sich haben, Menschen voll Glauben und voll Kraft!"

Thomas horchte und war plötzlich nicht mehr in Tirol.

Der Senator erzählte von dem zähen Kampf der jungen Kolonie, von den deutschen Farmern, von ihrem harten Ringen in dem fremden Land. Dann schwieg er.

Eine Weile wartete Thomas, dann bat er: „Weiter, Herr, erzählt, bitt' schön, weiter!"

Und der Senator erzählte bis tief in die Nacht hinein von Deutsch-Ost.

Ehe sie zurück in die Hütte traten, blieb der Thomas einen Augenblick stehen.

„I hätt' no a Frag', Herr: Sein drüben im deutschen Afrika, sein da Berg'?"

„Berge, Thomas! Berge! Der Kilimandscharo! Berge bis zu sechstausend!"

„Sechstausend?" staunte er und schaute die Nordwand des Seekofels empor, „viermal höher als unser Kofel, der Berg muß ja ganz tief in den Himmel gehn!"

Eines Abends saßen sie wieder sehr lange beisammen. Der Senator hatte Karten und Pläne ausgebreitet.

„Sie müssen zuerst auf einer Farm arbeiten, Thomas. Um Land und Leute kennenzulernen, sich richtig einzuleben und sich an das Klima zu gewöhnen. Ich habe meinem Sohn geschrieben, er soll einmal Umschau halten danach. Dann müssen Sie sich Land pachten. Es gibt da Land zur Auswahl, tiefer unten, wenn Sie zum Beispiel Zucker bauen wollen, höher oben für Kaffee, Bananen, Gemüse."

„Je höher, desto lieber, Herr, mir kann's nit hoch g'nug sein!"

„Also da gehen Sie eben auf zweitausend, zweitausendfünfhundert, hier zum Beispiel am Hang des Mawenzi . ."

Da fuhr es aus Thomas heraus: „Ja, aber 's Geld, Herr?"

„Es gibt da günstige Pachtverträge für deutsche Siedler, Thomas. Sie müssen nur einen Menschen haben, der für Sie bürgt. Dann können Sie pachten und sich in wenigen Jahren heraufarbeiten zu eigenem Besitz. Und einen Menschen, der für Sie bürgt, den haben Sie schon, nicht?"

Thomas wußte zuerst nicht, sollte er nun was sagen, beschämt sein, oder ganz einfach sich freuen. Er lachte schließlich laut los und haute sich vor unbändiger Lust auf die Schenkel, daß es klatschte.

„Ja, so leicht ist das aber nicht, für mich Bürgschaft stehen!"

„So!" Der Senator lachte auch.

„Weil i —" und er straffte sich, als müßte er seine ganze Kraft bereit machen, „gar nix hab' und viel Land möcht' . ."

So war es ausgemacht: Thomas Hoffingott geht nach Afrika. Und ein Wunder war es nicht, daß er die ersten Nächte nicht schlief.

Der Senator hatte wieder Abschied von den Bergen genommen; er wollte schreiben, sobald er Nachricht von drüben hatte und alles vorbereitet war. Thomas blieb also Zeit, sich in die Sache hineinzufinden, die eine Sache war für sein ganzes Leben, das spürte er.

Und der Senator schrieb, Thomas solle in drei Wochen zu ihm nach Hamburg kommen, bis dahin sei alles geordnet.

Da packte der Thomas seine Sachen zusammen und ging das letztemal auf den Pilatushof.

Der Joos stand an der Türe und streckte ihm die Hand hin: „I wünsch' dir Glück, Thomas!"

„I dank' dir, Joos!"

Die Sabina kam aus der Küche. „Da hab' i dir no a Wegzehrung herg'richt", sagte sie und steckte ihm, sauber verpackt, einen Renken Speck zu, „der Weg nach Afrika ist weit!"

Dann ging er hinüber in das kleine Austragstübl zur Mutter. Er mußte sich bücken, wie er in den niederen Raum trat.

„Mutter, i geh' jetzt!"

Sie schob das Spinnrad beiseite und stand auf.

Er sah wie alt sie geworden war, und dachte: „Wird wohl ein Abschied sein für immer!"

„I hab' dir's gut g'meint, Thomas, allweil!"

„Woaß woll, Mutter!"

„Aber du bist halt a richtiger Hoffingott. Einen Schädel hast, eisenhart . . ."

„Mutter, es ist halt so. I will mir a Hoamat schaffen."

10. Kapitel

Die Tage in Hamburg waren für Thomas wie in der Schenke die Stunden vor einem großen Rausch, wie auf dem Anstand die Minuten vor dem Schuß. Hamburg, das war nun zwar auch eine riesengroße Stadt mit hohen Häusern und Fabriken und heulenden Sirenen, aber so viel anders war das alles als damals in Essen beim Adam. Wenn er am Hafen stand und auf das Wasser sah, und die Schiffe lagen da, so glaubte er, am Ende einer großen Brücke zu stehen, und er brauche nur loszugehen, und das war alles doch das gleiche Deutschland. „Ja", sagte der Senator, „Berge und Äcker sind nur ein Teil vom Vaterland, und Bauern und Jäger auch nur. Wir brauchen Fabriken und Schiffe ebenso, wie wir Scheunen und Pflüge brauchen."

„Wann wir nur Arbeit hätt'n für alle", sagte Thomas und dachte an seine Essener Zeit.

„Und einen Schutz der Arbeit", fügte der Senator hinzu.

Thomas sah auf. Wie meinte er das? War da nun hier die andere Organisation zu sehen, von der Adam geredet hatte?



Bei Betrachtung der Frühjahrswunder.

Aufnahme: Alice Heß.

Er blickte auf den Mann an seiner Seite.

Wie er da vorwärts schritt, durch dieses Schreien, Hasten, Lärmen, Laufen, durch all das verwirrende Hin und Her, das Auf und Nieder, das Heulen, Hämmern, Dröhnen, mit dem festen und klaren Blick, erschien er Thomas als der Schöpfer und Lenker des ungeheuren Werkes, als der Mann, der alle diese Dinge, die sinnlos verworren schienen, in seiner Hand zusammenhielt und ihnen Sinn gab, Ordnung und Ziel. Dabei sah er in dem schlichten grauen Mantel, den Kragen hochgeschlagen, die dunkle Mütze in die Stirn gezogen, nicht anders aus als einer von den Tausenden und aber Tausenden, die hier im Gelände waren und das Werk in Arbeit und Gang hielten. Und doch, an wem immer sie vorüberkamen, und war es auch nur für einen Augenblick, jeder schien zu spüren: der Herr. Tippten sie auch nur an die Mütze und grüßten mit einem „Tag, Herr Pier!"

Thomas war richtig stolz, wie er so an seiner Seite durch die Werft gehen konnte.

„Dort liegt die ‚Usambara'!" sagte der Senator.

Thomas blickte hinüber zu dem Dampfer, der ihn nach Afrika tragen sollte, und das Gefühl eines großen Glückes und eines noch größeren Arbeitswillens ergriff ihn

Überall war Leben an Bord des Schiffes. Die Ladeluken waren geöffnet. Auf einer langen Holzrinne glitten unaufhörlich Säcke nieder. Es war immer die gleiche Bewegung, mit der der Arbeiter den Sack erfaßte, aufrichtete und im Lastwagen hinstellte, auf die Sekunde genau der nächste Sack, der übernächste! Der Bauch des Schiffes schien unerschöpflich zu sein; Sack folgte auf Sack, so ging es ohne Unterlaß.

„Kaffee, Thomas! Kaffee aus Afrika!"

Von der Wasserseite her arbeiteten die Kranschiffe, schwenkten mit langen Armen über das Deck, nahmen riesige Ballen auf und hoben sie hoch im Bogen in spielerisch leichter Bewegung hinüber in das Frachtschiff.

„Baumwolle!"

Etwas Wunderbares entdeckte Thomas: Riesige Baumklötze, drei Meter im Geviert! Die Fläche, die geschnitten war, lag bloß. Da sah er das Holz, Holz, das hart wie Eisen war Er begriff gar nicht, daß dies Holz sein sollte. Wie fremdartig das roch, wie merkwürdig eng die Jahresringe liefen, ganz seltsam der bläuliche Schimmer, der über der Schnittfläche lag! Holz, das war sein Element. Hier an diesem Holz spürte er zum erstenmal das andere, das Fremde das Unbekannte das ihn lockte Afrika

Farbholz, Edelholz, und wieder Ballen, Säcke, Tee, Sisal, Kakao, Kopra, Rubber

„Und alles aus Afrika?"

„Alles aus Deutsch-Afrika, Thomas. Begreifen Sie jetzt, was es für ein Volk bedeutet, Kolonien zu besitzen? Und Kolonisten zu haben, die was können? Das alles hätten wir nämlich nicht ohne unsere tüchtigen Leute drüben!"

Thomas bedauerte bloß, noch nicht zu ihnen zu gehören. Da sagte der Senator auch schon:

„Na, Farmer Hoffingott, was werden Sie liefern, Kaffee, was? Ziemlich viel Sonne nötig, etwas unangenehm viel, und scharfe Konkurrenz. Aber trotzdem noch viel zu holen. Tee? Nicht sonderlich rentabel, die Monsungebiete sind kaum zu übertreffen überlassen wir also lieber unseren englischen Vettern! Kakao, Rubber, Kautschuk — das hat eine große Zukunft, täglich neue Fahrräder, Autos. Und dann Sisal, Kopra."

„Ich dächt', man sollt' das Korn nicht vergessen Herr Senator!"

Der Senator lachte vergnügt auf. „Korn, richtiges Korn? Mensch, Thomas, dazu brauchen wir keine Kolonien, Korn wächst auch in Pommern und Schlesien und Bayern, nicht?"

Da hatte er sich also blamiert der neue Farmer Hoffingott

Das kleine flinke Motorboot, das am Bug die beiden Seeadler führte mit den gekreuzten Schwingen, legte an der „Usambara" an Durch den Hafen fuhren sie zurück in die Stadt

Der Senator war nachdenklich geworden

„Was Sie da gemeint haben, Thomas, von Korn — Sie haben sich wohl weiter nichts gedacht, als Sie das sagten Sie haben das nur so gespürt Aber vielleicht ist das, was Sie da meinen richtiger als alles, was unsere Herren Professoren von der Volkswirtschaft dozieren Korn in den Kolonien: Sie werden sehen wie diese Herren umfallen vor Schreck wenn ich sage. Herr Biesedrop, Sie gestatten, dies ist Thomas Hoffingott ein Bauer aus den Bergen Er geht nach Deutsch-Ost



Studie aus einem Zirkus.

Aufnahme: Weltbild.

um dort Korn zu bauen, jawohl, meine Herren, ganz gewöhnliches Korn wie daheim. Verrückt, werden sie sagen irrsinnig, Korn in den Kolonien!"

Er war jetzt ganz ernst In seinem Gesicht stand etwas wie eine stumme Sorge. Er blieb stehen und faßte Thomas an der Schulter „Manchmal wird einem bange vor unserm Reichtum. Dann denk' ich mir, es könnten Zeiten kommen, in denen wir von unsern Kolonien nichts hereinbekommen, die Menschen da drüben aber froh wären hätten sie ihr Brotkorn im Land Aber damit sollen Sie sich den Kopf nicht beschweren. Thomas! Wenn Sie durchaus Korn bauen wollen, so werden Sie es auch unter den heutigen Zuständen in der Kolonie reißend los Bloß gut muß es sein!"

„Da wird fein nichts dran fehlen, Herr Senator." Nein, an Zuversicht fehlte es Thomas Hoffingott nicht.

*

Sieben Tage und Nächte fuhren sie nun schon auf dem Meer, im gleichmäßigen Spiel der Wogen hob und senkte sich der Stahlrumpf. Groß, unabsehbar und voll ewiger Unruhe kamen die Wellen, gingen, wanderten und blieben doch Der Horizont lag fern, immer wieder kamen neue Silberkämme zogen neue Wolken, wehte neuer Wind! Es war immer gleich und immer wieder anders

Drüben auf dem Sonnendeck gingen ein paar Hamburger Wandervögel ein hellköpfiger blankäugiger Bursche hielt den blauen Greifenwimpel über der kleinen Schar, daß er recht lustig im frischen Seewind knatterte

Es waren ihrer vierzehn Thomas kannte sie gut sie wollten von ihm immer Geschichten erzählt haben von den Bergen und vom Winter und vom Schnee

Dann waren Schutztruppler da aus Deutsch-Ost Feldwebel und Sergeanten die vom Urlaub zurückkehrten Sie hockten viel beisammen hinten an einem windgeschützten Fleck hatten sie sich's auf einigen schweren Schiffstauen gemütlich gemacht, spielten Karten und erzählten Kolonialgeschichten mit und ohne Schutztruppenlatein

Thomas hätte sie am liebsten alle ausgefragt Auch die ganz „erfahrenen" Afrikaner, Einkäufer von den großen Bremer und Hamburger Häusern Farmer, Arbeiter Techniker und Auswanderer Doch diese waren meist sehr still Manch hartes Los mochte hinter ihren Gesichtern verborgen sein Viele Schicksale waren an Bord, hoffnungsvolle freudige Menschen deren Blick siegesfroh in die Ferne gerichtet war und andere, denen das Heimweh, die Unfähigkeit des Ertragens schon jetzt aus furchtsam verschüchterten Augen sah.

Eine Krankenschwester war auch unter den Reisenden, die ging zurück nach Deutsch-Ost Thomas hatte sie schon oft gesehen Ihre Art zu reden und zu lachen war so einfach und angenehm, daß die Augen des Tirolers jedesmal aufleuchteten, wenn sie auf Deck erschien Die mußte doch eigentlich viel wissen von Afrika Die Hamburger Jungens nannten sie Fräulein Doktor

Am Bug des Schiffes, wo auch sie gerne war, wurden sie miteinander bekannt Leiser, kaum merkbarer Wind strich durch die Haare der jungen Frau, während das Schiff gleichmäßig seine Spur durch die Wogen zog Thomas stand ganz in ihrer Nähe, und sein Herz allem Großen und Schönen in der Natur ergeben nahm voller Freude und Andacht das schöne Bild in sich auf Gern hätte er mit ihr geredet, aber das wagte er nicht da hatte sie doch zu viel Vornehmes an sich Zu seinem grenzenlosen Erstaunen sagte sie da verträumt und still, und es war vielleicht nur für sie allein gedacht: „Das Schönste sind die Wolken!"

Thomas wagte nichts darauf zu sagen So blieben sie noch lange beieinander stehen, dann hatte er gefragt ohne es eigentlich zu wollen: „Bitt' schön wie heißen Sie denn?"

Das Mädchen sah ihn erstaunt an Dann lächelte sie. „Lena Helldorf"

„So" sagte Thomas rasch. „Lena Helldorf . . . ich heiß Thomas Hoffingott."

Aber dann war sie plötzlich fortgegangen ohne zu grüßen ohne „gute Nacht" gesagt zu haben

Als er allein war haute Thomas mit der Faust auf die Planken der Reling dann schlug er sich mit derselben Bergführerpratzen zweimal fest auf den Kopf und sagte: „Depp!" Und dann zündete er sich eine Pfeife Tabak an lachte und sagte: „A schön's Madel Vielleicht das schönste Madel von der ganzen Welt! Aber irgendwas hab' ich da verpatzt."

Am andern Morgen sah er sie mitten unter den Hamburger Buben sitzen Etwas unbeholfen ging er näher Doch sie streckte ihm die Hand hin und sagte: „Guten Morgen guten Morgen!" so freudig daher, daß sie alle lachten

Während Thomas verlegen nach einigen Worten suchte enthob ihn England seiner Bemühung Der steile Fels von Gibraltar tauchte auf, und alle schauten hin-

über, staunten, fragten. Der Student aus Greifswald erzählte den Jungen, was Gibraltar bedeute

Thomas konnte nur staunen und schauen. Ein Berg war das. Ein Berg, das war im ersten Moment alles, was er denken konnte, und das Mädchen stand wieder neben ihm, das war das andere, was er dachte. Da hörte er, wie der Student den älteren der beiden Schiffsoffiziere fragte, ob die Festung im Ernstfalle wirklich eine Sperrung der Straße von Gibraltar bedeute. Thomas trat näher und hörte, was der Offizier sagte: „Mit diesem Felsklotz und dem Suezkanal beherrschen die Engländer ihren Seeweg nach Indien. Und damit das Mittelmeer! Da haben sie außerdem noch Malta, Cypern, Ägypten. Es dürfte genügen."

Der Student schüttelte den Kopf: „Ich finde es merkwürdig, daß sich Italien, Frankreich, Spanien und die anderen Mittelmeermächte solche Kontrolle gefallen lassen."

„Sie lassen sich das auch nicht gerne gefallen, zumal Italien mit seinem ungeheuren Überschuß an Menschen und seiner Armut an Rohstoffen." Nach einer kleinen Weile setzte er hinzu: „Einstweilen leiden alle unter dieser englischen Vormachtstellung. Auch wir. Im Ernstfalle wär's sofort aus mit unseren Kolonien da unten. Wir könnten denen in Deutsch-Ost nicht einmal ein paar Kisten Pulver oder Konserven schicken. Na, und daß die sich selbständig verteidigen könnten, das ist unmöglich!"

„Denken Sie an so etwas wirklich?" fragte der Student hastig.

„Das liegt lediglich in der Luft", sagte der Schiffsoffizier, „immer, wenn wir an Gibraltar vorbeifahren, werden einem dieselben Fragen gestellt. Gibraltar, das ist anscheinend für die Reisenden aus allen Teilen Europas so etwas wie eine Faust, die auf einem fremden Tisch liegt."

„Übrigens halte ich es für ganz ausgeschlossen", sagte der Student, „daß England jemals gegen Deutschland Krieg führen könnte. Wegen Afrika und in Afrika schon gar nicht. Außerdem haben sie germanisches Blut wie wir, das verpflichtet. Vielleicht schützt deshalb Gibraltar gar noch unsere Kolonien."

„Sie haben den Vorzug, noch sehr jung zu sein, Herr Wirt", lachte der Offizier und ging weiter.

Am andern Morgen saßen die Jungen schon in aller Frühe vorne am Bug und schauten gespannt nach Osten aus. Sie wollten den Ätna sehen, und einige hofften bestimmt, daß er ihnen zuliebe Feuer speien würde. Sie hatten schon alle sieben ihre Ranzen gepackt, denn in einer Stunde gingen sie in Palermo an Land, um ihre große Fahrt quer durch Italien zu beginnen. Über ihren Köpfen flatterte der blaue Wimpel

„Eigentlich waren es liebe Kerle!" sagte Lena Helldorf

„Ja, i hab' sie richtig gern g'habt!"

Sie sah ihn mit einem fragenden Lachen an: „Jetzt muß ich auch mal geradezu fragen: Was suchen Sie denn eigentlich so fern der Heimat auf dem weiten Meer, Herr Hoffingott?"

„Ja", meinte Thomas, „da fahr' i in die Welt und such' Land"

„Land? Sie sind doch nicht Farmer?"

„Noch nicht Aber wenn's gut geht, werd' i's bald. I fahr' hinüber nach Deutsch-Ost!"

„Deutsch-Ost? Ich bin drüben Krankenpflegerin im Regierungsspital von Moschi, das mein Bruder geleitet hat."

„Ist das nicht in Usambara?"

„Nicht weit davon! Für afrikanische Verhältnisse."

„Nachher könnten wir Nachbarn werden Ich geh' zuerst auf die Farm Leitgebel zum Eing'wöhnen und um die Farmarbeit z' lernen!"

„Auf die Farm Leitgebel am Kilimandscharo?"

„Ja, sie ist ganz nah am Berg, und mein Land, das nimm i mir nachher ein Stückl höher oben! Erzählen S' mir, bitt' schön, wie's da ausschaut!"

Thomas wollte das im Spaß sagen, das von seinem Land, aber es klang ganz feierlich

Schwester Lena war ganz verlegen geworden beim Vernehmen von so viel Eifer. Dann erzählte sie ihm aber von den endlosen Grasfluren, die unabsehbar wie das Meer wären, von dürren, ausgebrannten Steppen, schön dennoch in ihrer Einsamkeit und Weite, vom Urwald — „Wald" dürfe er sich da nicht vorstellen — breite, undurchdringliche Mauern oder trockenes Stachelbuschwerk wie das Pori, und dann vom Schönsten, was es drüben für sie gäbe, von dem herrlichen Leuchten des Landes und den wunderbaren Wolken.

Sie war seit drei Jahren drüben, hinübergekommen eigentlich, ohne es zu wollen. Ihr Bruder, schon seit langem als Tropenarzt in den Kolonien tätig, hatte das Musterspital in Moschi eingerichtet. Dann war er schwer erkrankt, hatte aber den Eltern in der Heimat verschwiegen, wie es um ihn stand, um sie nicht unnötig in Sorge zu setzen Sein Mitarbeiter und Freund aber, Doktor Hellige, der seinen Krankheitszustand kannte, fühlte sich verpflichtet, die Angehörigen zu verständigen Es gäbe, schrieb er, wohl nur ein einziges Mittel zur Heilung: zurück in die Heimat. Doch der Kranke weigere sich, seinen Platz zu verlassen. Da war denn Lena, die damals mit ihren zwanzig Jahren eben die Pflegeschule absolviert hatte, hinübergefahren Sie kam zu spät. Der Bruder war acht Tage vorher gestorben Das erschütterte sie so, daß sie selbst schwer erkrankte. Sie blieb bis zu ihrer Genesung, half da und dort mit, und als sie sah, wie arg es mit einer sachgemäßen Pflege bestellt war, weil es überall an geschultem Personal fehlte, beschloß sie zu bleiben. Dies war vor drei Jahren. Und jetzt sei sie das erstemal seitdem daheim gewesen, zwei Monate auf Heimaturlaub, aber sie ginge gern wieder zurück. „Die Heimat ist schön, gewiß, aber es ist doch alles zu klein. Alles so nahe beisammen, so eng. Ich war die Weite gewöhnt, das Unbegrenzte, die Freiheit des Sichbewegenkönnens. Da konnte ich mit all diesen Zäunen und Schranken und Verbotstafeln nichts mehr anfangen Ich wurde nirgends mehr so richtig froh daheim. Ja, und so bin ich nun wohl schon so etwas wie ein alter Afrikaner geworden Geben Sie acht, daß es Ihnen nicht auch so geht!"

„Soll's ja, soll's ja!" Thomas schüttelte ihr vor lauter Begeisterung die Hand. Sie freute sich an seiner geraden, warmherzigen Art, und weil er alles Neue so unmittelbar mit einem kerngesunden Urteil aufnahm Der würde mal anders als mancher von denen, die sich auch da unten eine sogenannte „bessere" Gesellschaft zurechtgemacht hatten und von denen einer auf dem Schiff war und noch dazu unvermeidlich zu ihrer Gesellschaft gehörte: ein Großfarmer, dem die afrikanische Sonne zwar Reichtum gebracht, aber auch den letzten Rest Lebensfreude ausgebrannt hatte. Angst und bange konnte einem werden, wenn er seine endlosen pessimistischen Darlegungen begann. Aber Thomas ließ sich nicht ankränkeln, er hatte schon immer die richtige Antwort für ihn. Worüber sich Lena Helldorf besonders freute

Die Tage vergingen, und dann kam ein Morgen über dem Meere herauf, der sie zum letzten Male zusammen an der Bugreling des Schiffes fand In einer Stunde war Tanga erreicht, die nördlichste Hafenstadt von Deutsch-Ost, die zugleich Ausgangspunkt der ins Innere führenden Usambarabahn ist. Alles auf dem Schiff war in Bewegung. Die letzten Sachen wurden gepackt, überall nahm man Abschied, tauschte Adressen aus. Die beiden hatten sich damit nicht zu beschäftigen Lena Helldorf hatte zwar eine Verabredung, den Tag bei Bekannten im Bezirkshospital in Tanga zu verleben, aber am andern Morgen wollte sie mit demselben Zug nach Moschi, der auch Thomas dorthin bringen sollte. Daß dieser Zug nur alle Woche einmal fuhr, begriff der Tiroler nicht sogleich, da waren sie auf der Heimatstation Welsberg fortschrittlicher. Lena Helldorf freute sich auf diese Bahnfahrt, es mußte schön sein, die ersten Eindrücke zu beobachten, die der begeisterte Mann von der afrikanischen Erde empfing

Langsam zog die flache, mit Palmen und Mangroven bestandene Küste vorbei. Die beiden Menschen am Bug der „Usambara" schauten schweigend über das Meer hinüber zum Land.

Dann trat die Bucht von Tanga deutlicher aus dem grünen Rahmen. Blau und durchsichtig schimmerte das Wasser, eine Insel hob sich daraus hoch

Die „Usambara" ließ rasselnd die Anker fallen. Eine Hand legte sich auf Thomas' Arm: „Wohlan, wir sind da"

Als er sich wieder beisammen hatte, sah er, daß Lena Helldorf zu einem Motorboot hinunterwinkte, das am Dampfer anlegte.

„Da ist das Boot vom Bezirkshospital!" Sie reichte ihm die Hand: „Auf Wiedersehen also morgen früh!"

„I dank', Schwester Lena! I bin da!"

Einen Augenblick sah sie nieder, wie ihre leichte schmale Hand in seiner wettergebräunten Pranke lag. Dann lächelte sie, und mit ihrer klaren Stimme, die wie eine Knabenstimme klang, so frisch und voll Kraft, examinierte sie: „Wie heißt Ihr Hotel?"

„Prachmeir", antwortete er wacker, „und i soll ihn grüßen von Schwester Lena aus Moschi."

Als sie im Boot war, rief sie fröhlich herauf: „Verlaufen Sie sich nicht, Hoffingott"

„I lauf' nit davon, i nit!" Das rief er so laut, daß ein paar Dutzend Menschen ihre Hast vergaßen und sich lachend umsahen.

Noch lange folgte sein Blick der hohen jungen Gestalt im weißen Kleid.

Dann nahm er sein Gepäck und ging mit den anderen hinunter, wo die Ruderboote bereitlagen

„Sie können die Nacht noch an Bord bleiben", sprach ihn der erste Schiffsoffizier an. „Ihr Zug fährt erst morgen vormittag!"

Thomas lehnte ab. „Dank' schön, dank' schön, Herr Münzmann! I muß nach Afrika!"

Schwarze Träger griffen nach seinem Gepäck, ein wenig mißtrauisch sah Thomas ihnen auf die Finger.

„Hoffentlich finden Sie alles auf dem Bahnhof in Moschi wieder", lachte Münzmann

Den lieben kleinen Handkoffer, den ließ er jedoch nicht aus der Hand. Das war ein Stück von daheim.

So betrat Thomas Hoffingott den Boden Afrikas. Einmal noch sah er sich um, ob da nicht ein Boot zu sehen wäre und darin ein Mädchen im weißen Kleid. Dann sprang ihn das Neue von allen Seiten an und rief in allen Tönen: Hier ist keine Zeit zum Träumen, mein lieber Thomas, jetzt sperr die Augen auf jetzt gilt es!

Und da machte er eben die Augen auf, und weit auf die Brust.

11. Kapitel.

Vom Zollhaus bis zur Stadt ging Thomas zu Fuß. Die halbe Stunde Laufen tat ihm gut nach soviel Stillsitzen Mitunter blieb er stehen und sah umher. Das hier war schon eine feine Stadt, wie eine Sommerfrische schaute sie aus, und heiß war es wie in drei Sommern zusammen. Aber es war nicht so sehr das Stadtbild, das ihn interessierte, nicht einmal die Tatsache, daß da eigentlich nur schwarze Menschen gingen, es war plötzlich ein stolzes Gefühl in ihm wach geworden, und es zwang ihn zu gelegentlichem Verharren — da gehst du, Thomas Hoffingott, ein Dorflackel aus Tirol, mutterseelenallein in Afrika spazieren! Ja, man war schon ein Kerl.

Was hieß übrigens Afrika? Das Grüne da herum, das sah ein wenig fremdartig aus, und die Schwarzen auch, auch die Erde? Thomas kratzte mit dem schweren Stiefel den Boden — das gab's daheim auch, das war dasselbe. Er lachte fröhlich auf. Dummkopf, der er war, das war ja auch dasselbe, das alles hier war ja deutsch! In der Fremde sollte er sein? Da irrst dich, Adam, da bin ich jetzt schon hier mehr daheim als damals in deiner Stadt nach vielen Monaten!

Der Hotelbesitzer Prachmeir war aus Bayern, und so rückte für Thomas die Fremde immer weiter zurück. Er fand sie auch nicht auf einem Nachmittagsbesuch in den nahen Sisalpflanzungen und setzte deshalb aus eigenem noch eine kleine Besichtigung des Eingeborenenviertels von Tanga hinzu

*

Zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges war Thomas schon auf der Station Nun doch etwas beunruhigt und unsicher. Aber dann kam Schwester Lena, und mit einem Male fühlte er sich wieder, als könnte er Urwaldbäume ausreißen.

Nachdem der Zug den schmalen Gürtel der Sisal- und Kokospflanzungen hinter Tanga durchschnitten hatte, begann er langsam zu steigen. Immer noch durchfuhr er reines Kulturland, meist Sisalfelder, meilenweit breitete es sich um schnurrige Eingeborenendörfer aus. Große Bäume standen wie Wächter dazwischen

„Schien ist das" fand der Mann am Fenster. Dann lachte er: „Aber 's Zügl merkt, daß i höher auffi will."

Es stieg in der Tat, wenn auch wenig. Und da es außerdem für die dreihundertsechzig Kilometer bis Moschi ganze zweiundzwanzig Stunden brauchte, ließ es den Reisenden Zeit die Gegend gründlich anzusehen

„So große Zitronenbäum' will i a bauen", beschloß Thomas laut für sich

„Das sind Mangobäume, junger Mann", belehrte ihn ein Farmer.

„Die da am Strand haben aber anders ausgeschaut, die Mangrovenbäum'!" Er war keineswegs leichtgläubig.

„Mango —", rief Schwester Lena und drohte mit dem Finger, „da draußen das sind Mangobäume. Mangroven stehen im Sumpf, und weil sie nicht immer nasse Füße haben wollen, ziehen sie die Wurzeln hoch bis weit über den Boden. Haben wir das nicht gelernt?"

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Kapiert! Alsdann also Mango!" Da er sich dabei den Mitreisenden zuwandte, sah er durch das gegenüberliegende Fenster, wie die Usambaraberge näher und näher heranrückten. Mit zwei Schritten war er drüben Doch nahe Hügel, wirr und wild bewachsen, versteckten die Berge immer wieder. Stationen kamen, ein paar Menschen stiegen ein und aus.

(Fortsetzung folgt.)

ADELHEID DEHIO:

Das Ende des ZARENTUMS

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

Fortsetzung.

Der Dumavorsitzende Rodzianko übergab der Abordnung folgenden einstimmig angenommenen Beschluß des Ältestenrats:

„Die grundlegende Forderung des Augenblicks ist die Beseitigung der alten Herrschaft und ihr Ersatz durch eine neue. Die Reichsduma nimmt den regsten Anteil an der Verwirklichung dieser Forderung und verlangt dazu vor allem Ruhe und Ordnung."

Am selben Tage sandte Rodzianko folgendes Telegramm an den Zaren, der sich in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der gesamten russischen Streitkräfte im Großen Hauptquartier (Stawka) in Mohilew befand:

„Die Lage ist ernst. In der Hauptstadt herrscht Anarchie. Die Regierung ist lahmgelegt. Beförderung, Lebensmittelversorgung und Beheizung sind völlig zerrüttet. Die allgemeine Unzufriedenheit wächst. Auf den Straßen finden Krawalle und Schießereien statt. Die Truppen schießen teilweise aufeinander. Es ist dringend notwendig, sofort eine Persönlichkeit, die das Vertrauen des Volkes besitzt, mit der Bildung der neuen Regierung zu beauftragen. Ein Aufschub ist ausgeschlossen. Jedes Zögern kommt dem Tode gleich. Ich bete zu Gott, daß die Verantwortung in dieser Stunde nicht auf den Träger der Krone fallen möge."



Zar Nikolaus II., Spielball eines Wundermönchs und der russischen Generalität, war nicht stark genug, den Kriegstreibern um ihn herum das Handwerk zu legen.

Weltbild

Dieses eindringliche Telegramm wurde dem Zaren von seiner Umgebung aus unangebrachter Rücksicht vorenthalten, oder weil sie in ihm nur noch eine Schachfigur sah, mit der man nach Gutdünken spielen konnte.

Die revolutionäre Stimmung im Petersburg jener Tage findet einen beredten Ausdruck in der kleinen Skizze: Das schwarze Roß — ein Symbol

„Tagsüber habe ich mich so an die vereinzelten Schüsse gewöhnt, daß ich ihnen keine Aufmerksamkeit mehr schenke. Aber wenn ich das Geplapper eines Maschinengewehres höre, suche ich festzustellen, aus welcher Richtung, von welchem Dache es kommt, um auf die andere Seite der Straße zu laufen. Maschinengewehre sind offenbar nicht darauf eingerichtet, von oben nach unten zu schießen, und darum ist ihr Feuer nicht so gefährlich, wie man denken sollte.

Ich gehe längs dem Newsky Prospekt zum Nikolai-Bahnhof. Es dämmert schon, und die Unternehmungslust der Maschinengewehre nimmt zu. Plötzlich höre ich das Gebimmel und Rasseln eines vorbeifahrenden Feuerwehrkommandos. Beim Bahnhof ist Feuer ausgebrochen. Roter Feuerschein verbreitet sich.

Jemand ruft: ‚Im Balabinsky-Gasthaus haben sich Maschinengewehre eingenistet! Man will sie ausräuchern!'

Ein anderer: ‚Die Polizeiwache! Heute sollen alle Polizeiwachen angezündet werden!'

Ein dritter: ‚Die Magazine der Börse brennen!'

Der Feuerschein wächst. Es wird hell. Ich laufe von der Ecke der Sadowaja auf ihn zu. Der Feuerschein kommt immer näher, wird immer drohender.

Aber was ist der schwarze Schatten auf dem feurigen Hintergrund? Ein Roß, ein schwarzes Roß. Auf ihm sitzt ein Reiter, ein schwarzer Reiter. Er ist stämmig, unförmig, drohend. Noch einige Schritte, und deutlich erhebt sich auf dem feurigen Hintergrunde vor mir die schwarze Silhouette des Denkmals Alexanders III. (der Vater und Vorgänger Nikolaus' II., der im Rufe eines reaktionären Volksbedrückers stand). Der schwere, düstere Rappe ist gleichsam aus dem Boden aufgewachsen. Der Reiter selbst ist aus zentnerschwerem Erz gegossen. Etwas Störrisches drückt sich in der Gestalt, in der Haltung aus, etwas Düsteres, Unheildrohendes, Hoffnungsloses.

Der geniale Bildhauer hat in dieser Gestalt die ganze plumpe Zwingherrschaft, den düsteren Alpdruck, das unheilvolle Grauen der vergangenen Tyrannei verkörpert.

Das ist nicht nur das Denkmal Alexanders III., es ist das Symbol der Selbstherrschaft.

Genau so schwer, plump, unförmig, störrisch und düster lastete die Zarenherrschaft auf dem leidgeprüften Rußland.

Immer heller und heller flammt die Feuersbrunst auf. Die Glut hüllt das Denkmal ein. Im Dunst verschwimmen die Umrisse dieses Wahrzeichens der Selbstherrschaft. Auf der Gestalt des Despoten erscheinen hier und dort rote Flecken, ein blutiger Glanz. Dadurch erscheint der Reiter noch düsterer, noch unheilvoller.

Nach drei Tagen wird eine frohlockende Volksmenge quer über die Brust des Despoten ein rotes Band hängen — das Symbol der Revolution."

Unterdessen war der Reichsduma unter schwierigen Verhandlungen die Bildung einer Provisorischen Regierung gelungen, die sich überwiegend aus Abgeordneten der gemäßigten Parteien zusammensetzte. Nur das Justizministerium lag in den Händen des berühmten „Arbeiter"abgeordneten Kerenskij von der sozialrevolutionären Partei, der sich bald als Exponent de-



Die älteste Zarentochter, Großfürstin Olga Nikolajewna.

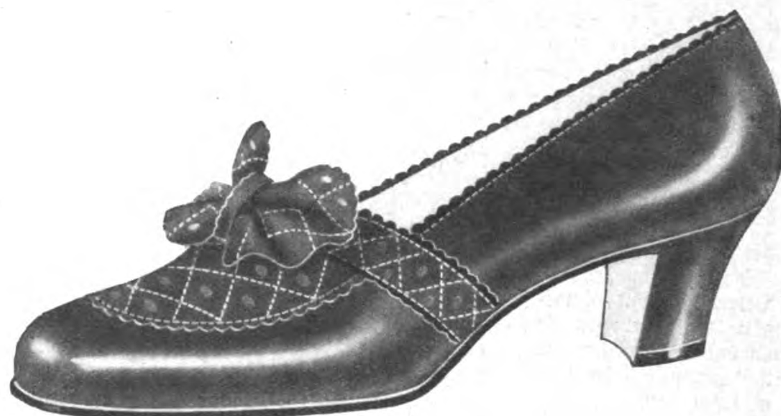
Vorkriegsaufnahme

BLAUE SCHUHE





Blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



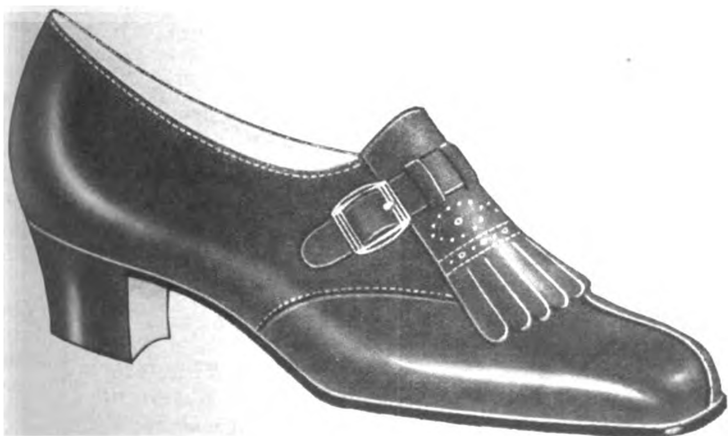
Blau Chevreau mit blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



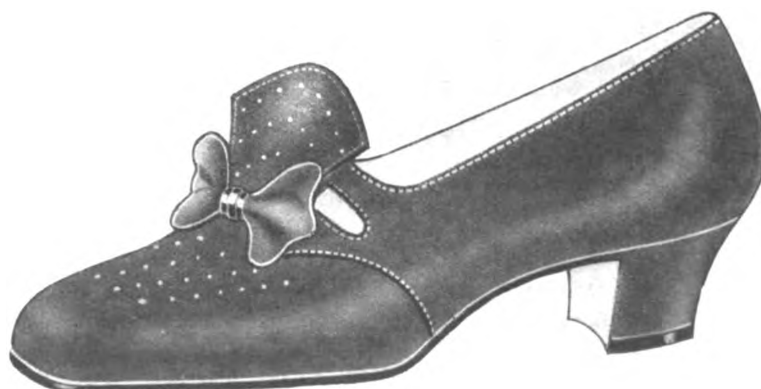
Blau Chevreau mit blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



Blau Chevreau mit blau Eidechse
MODELL SALAMANDER



Blau Boxkalb
MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder
MODELL SALAMANDER

Sowjets erwies Das Wort „Sowjet" bedeutet bekanntlich nichts anderes als „Rat" und zwar wurde darunter der Exekutivausschuß des Rates der Arbeiter- und Soldatenabgeordneten verstanden Kerensky ein Mann Mitte der Dreißig, erfüllt von fanatischem revolutionärem Geist und von hinreißender Rednergabe, war unter den Mitgliedern der neuen Regierung bei weitem die kraftvollste Persönlichkeit, und es zeigte sich bald, daß er dazu bestimmt war, alle Macht an sich zu reißen

Während das Motto der Sozialdemokraten bekanntlich lautete: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" war das der Sozialrevolutionäre: „Land und Freiheit!"

Im Taurischen Palais, dem Sitz der Duma, ging es nach Schilderungen von Augenzeugen zu wie im Tollhaus. Jedermann gab Befehle, die niemand befolgte Willkürlich verhaftete „Gegenrevolutionäre" wurden eingeliefert Neue Machthaber von Gnaden der Revolution stellten sich vor und begannen bereits, einer gegen den anderen zu intrigieren Abordnungen aller Bevölkerungsschichten strömten, rote Fahnen schwingend zusammen, um ihren Abfall von der alten Regierung und ihre revolutionäre Gesinnung zu bezeigen. Die Abordnungen der in Petersburg und Umgebung liegenden Truppenteile waren unter den ersten, die ihren Zareneid brachen Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß die erlesensten Regimenter der Garde, des Konvois und der Ochrana (Leibgendarmerie), denen die persönliche Bewachung der Zarenfamilie oblag, die Kosaken der Leibgarde und die Polizei der kaiserlichen Paläste sich beeilten, diesem Beispiel zu folgen! Dieser Verrat nötigte selbst dem Kriegsminister der Provisorischen Regierung, Gutschkow, die bitteren Worte ab: „Und das ist die Schweizergarde!" Er dachte dabei an die Schweizergarde Ludwigs XVI., die sich während der Französischen Revolution 1792 auf den Stufen der Tuilerien für den französischen König hinmorden ließ. Noch unbegreiflicher erscheint es heute, daß selbst zahlreiche Mitglieder der kaiserlichen Familie unverzüglich ihr revolutionäres Herz entdeckten und sich mit roten Kokarden schmückten Im fahlen Lichte der nachfolgenden Ereignisse betrachtet, erscheint dies Wetteifern der Treulosigkeit dem Zaren gegenüber wie ein schauriger Totentanz

Es würde zu weit führen, den nun beginnenden hoffnungslosen Kampf der schwachen Provisorischen Regierung gegen die Zersetzung und den rapiden Zerfall auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu schildern. Die übermüdeten neuen Minister, die nächtelang nicht aus den Kleidern kamen, mußten nach allen Seiten, besonders aber nach links, Konzessionen machen, um den Eintritt des Chaos wenigstens hinauszuschieben Die größte Gefahr war die Vernichtung aller Disziplin in der vor dem Feinde stehenden Armee, die bei der Bildung von Soldatenräten unter der neuen Parole der Sowjets. „Kampf den Palästen Frieden den Hütten!" vor sich ging. Nicht minder bedrohlich war die Versorgungskrise im Inneren des Landes, die in folgendem Aufruf der Sowjets ihren beredten Ausdruck findet:

„Petrograd, am 1. März 1917. Bürger!

Ein großes Werk ist vollbracht, die alte Herrschaft, die Rußland ins Verderben gestürzt hat, ist zerfallen, die Ausschüsse der Reichsduma und des Rates der Arbeiterabgeordneten organisieren die Ordnung und Verwaltung des Landes Die Hauptaufgabe besteht jetzt in der Sicherstellung der Versorgung der Armee und der Bevölkerung Es ist ein Versorgungsausschuß gebildet worden, der diese ganze Sache in die Hand genommen hat Es sind sehr wenig Vorräte vorhanden, und ihre Bereitstellung eilt sehr Bürger Rußlands, Ackerbauern und Grundbesitzer, Handelsangestellte und Eisenbahnarbeiter! Helft dem Vaterlande! Wir müssen die Armee und die Bevölkerung sattmachen Denn der Feind ist noch nicht zerschmettert In diesen großen, furchtbaren Tagen müßt ihr alle wie ein Mann eure hilfreiche Hand reichen. Niemand darf sich von der Erfüllung seiner Bürgerpflichten drücken! Das Gewissen soll einem jeden seine Pflicht zeigen. Verkauft euer Korn so rasch wie möglich an die Bevollmächtigten, gebt so viel ab, wie ihr irgend könnt, führt es zu den Eisenbahnen und den Flußanlegestellen, verladet es rasch, schafft die Ladungen an ihre Bestimmungsorte. Das Vaterland wartet auf eure gemeinsame Hilfe. Gebt seinen Streitern und Arbeitern Brot! Die Zeit wartet nicht. Jede Stunde ist kostbar. Zaudert nicht, Brüder, helft dem Vaterlande mit Brot und Arbeit!"

Dieser Aufruf ist besonders deshalb interessant, weil er die Schwierigkeiten zeigt, mit denen die Sowjets noch heute zu kämpfen haben, und die ihnen im Falle eines Krieges verhängnisvoll werden dürften



Die Zarenfamilie beim Besuch in Riga.
Vorkriegsaufnahme

Am Abend des 2. März hielt der neue Justizminister Kerensky vor Soldaten und Bürgern eine große Rede in der er u. a. folgendes verkündete:

„Die erste Tat der neuen Regierung ist die Bekanntgabe einer vollen Amnestie Unsere Genossen, die Abgeordneten der zweiten und vierten Duma, die ungesetzlicherweise in die Tundren Sibiriens verschickt worden sind, werden befreit und unter besonderen Ehrenbezeigungen hierher zurückgebracht werden Genossen, in meiner Gewalt befinden sich alle ehemaligen Vorsitzenden des Ministerrates sowie alle Minister der alten Herrschaft (sie waren bereits verhaftet) Genossen, sie werden für all ihre Verbrechen am Volk nach dem Gesetze büßen!" (Rufe aus der Menge „Erbarmungslos!")

Die Ereignisse waren mittlerweile so weit fortgeschritten, daß die Beseitigung des Zaren selbst nur noch eine Formsache war

Die letzten Stunden der Zarenherrschaft.

Während der Zar sich in der Stawka in Mohilew aufhielt, lebte die Zarin mit den schwer an Masern erkrankten Kindern wie gewöhnlich im Alexander-Palais in Zarskoje Selo, das 28 Minuten Eisenbahnfahrt von Petersburg entfernt ist. Der Frühling wollte nicht kommen, und bisweilen schneite es noch wie in den ärgsten Wintertagen. Auf die dringenden Bitten der Kaiserin hin entschloß sich der Zar am 28. Februar alten Stils, zu seiner Familie nach Zarskoje zurückzukehren Dies sollte die historische Reise werden, während der die Abdankung stattfand

In der Nacht auf den 1. März alten Stils gelang es dem Korrespondenten des Blattes „Utro Rossii", den Zug des Zaren auf der Station Staraja Russa zu treffen und Zeuge der Vorgänge zu sein, die der Abdankung unmittelbar vorhergingen Ich setze seinen Bericht unverkürzt hierher

„Der Kaiser war am letzten Februar um 5 Uhr morgens aus Mohilew abgereist. Voran fuhr der Begleitzug Lit. B unter dem Befehl des Kommandeurs des Eisenbahn-Regiments, Generalmajors Zabel. Der Zug fuhr in vollem Bestande mit einer halben Kompanie des Eisenbahn-Regiments und 20 Mann der Leib-Gendarmerie. Die übrige Bedeckung hatte sich verlaufen (!). Dahinter folgte der Zug Nikolaus II. Lit. A.

Aus der Unterhaltung mit einigen Personen aus der Umgebung des Kaisers ging folgendes hervor:

Am 1. März, um 3 Uhr morgens, waren diese beiden Züge, jeder mit zwei großen amerikanischen Lokomotiven, in voller Geschwindigkeit in der Station Wischera eingelaufen. Der Kaiser war nämlich von der Kaiserin nach Zarskoje Selo gerufen worden.

Es erwies sich, daß dem Kaiser nicht eines der Telegramme des Dumavorsitzenden Rodzianko vorgelegt worden war, und ebensowenig Kenntnis hatte er von den Telegrammen der Oberkommandierenden. In seiner Begleitung befanden sich nur der hinfällige Greis Graf Fredericks (Minister bei Hof), der berühmte Admiral Nilow, der einstige Kommandeur der Garde-Equipage und spätere diensttuende Generaladjutant Seiner Majestät, und der Palastkommandant Wojeikow, der zugleich Kommandeur des kaiserlichen Zuges war. Die Begleiter des Zaren tranken viel, und Admiral Nilow überredete den Zaren hartnäckig zum Trinken.

Wojeikow und Nilow fürchteten vor allem, daß der Zar die Wahrheit über die Vorgänge in der Hauptstadt erfahren könnte. Aber der Zar wußte von nichts. Um 1 Uhr morgens des 1. März erklärte der sehr erregte General Zabel dem Wojeikow gegenüber, daß er das für unverantwortlich hielte. Falls die Herren nicht zum Zaren hineingehen und ihm alles mitteilen würden, werde er selbst sie mit Gewalt beiseite schieben, zum Zaren gehen und ihn aufklären. Da erst erklärte sich Wojeikow bereit, das selbst zu unternehmen. Es stellte sich heraus, daß der Kaiser schlief: er war sehr müde. Man beschloß, ihm mitzuteilen, daß in Petrograd Revolutionäre, Studenten und Strolche die jungen Soldaten aufgewiegelt hätten, so daß diese sich zur Duma begeben hätten und die Abgeordneten terrorisierten, daß Rodzianko dem Einfluß von Tschechidse und Kerensky nachgegeben habe, und daß die Stadt in der Gewalt des Pöbels und der aufständischen Soldaten sei. Aber vier zuverlässige Rotten (Kompanien) würden genügen, um die Ordnung wiederherzustellen.

Um 3 Uhr morgens, als beide Züge auf der Station auf einem toten Geleise standen, um Wasser aufzunehmen, wachte der Kaiser auf, ging in den Speisewagen (den vierten Wagen), rief Nilow aus dem benachbarten Wagen und fragte ihn:

‚Sagen Sie mir, was geht in Petrograd vor sich?' Nilow antwortete:

‚Große Unruhen. Aber sie sind nicht so schlimm, als daß man sie nicht in ein oder zwei Tagen unterdrücken könnte.'

In diesem Augenblick trat Wojeikow in den Wagen und sagte:

„Soeben ist hier auf der Station Wischera ein Telegramm eingetroffen, aus dem hervorgeht, daß aus Mohilew ein Zug mit 700 Georgsrittern nach der Station Dno unterwegs ist (Diese Georgsritter wollten sich eigentlich nach Zarskoje Selo begeben, um sich dem Kaiser vorzustellen Wie es hieß, sollten sie ihm das Georgskreuz der III Stufe überreichen (das Georgskreuz war der russische Tapferkeitsorden).)

„Majestät!" fuhr Wojeikow fort, „von dem glänzenden Gefolge dieser ruhmreichen Helden umgeben können Sie in Zarskoje Selo erscheinen, um sich an der Spitze der zarentreuen Truppen der Garnison nach Petrograd zur Duma aufzumachen. Dort werden sich die aufrührerischen Truppen an ihren Zareneid erinnern und rasch mit den jungen Soldaten und Revolutionären fertig werden!"

Als er so weit war, betrat Generalmajor Zabel den Zug und rief:

„Das ist alles Lüge! Majestät, Sie werden betrogen. Hier ist ein Telegramm. Sehen Sie, es ist gezeichnet: Petrograd, Kommandant des Nikolaibahnhofs Leutnant Grekow. Darin wird vorgeschrieben: Der Zug Lit. A ist auf der Station Wischera anzuhalten und nicht nach Zarskoje, sondern nach Petrograd zu leiten"

Der Kaiser sprang auf.

„Was bedeutet das? Eine Verschwörung? Leutnant Grekow befehligt Petrograd?"

Da antwortete Zabel.

„Majestät, in Petrograd sind 60 000 Mann Truppen mit ihren Offizieren an der Spitze zu der Provisorischen Regierung übergegangen Eure Majestät ist für abgesetzt erklärt worden Rodzianko hat ganz Rußland das Inkrafttreten einer neuen Ordnung verkündet Jedes Weiterfahren ist unmöglich, alle Eisenbahnen unterstehen dem Abgeordneten Bublikow"

Von äußerstem Erstaunen, Ärger und Empörung überwältigt, rief der Kaiser aus.

„Aber warum hat man mir nicht früher etwas davon gesagt?! Warum spricht man erst jetzt zu mir wo alles aus ist?"

Aber schon nach einer Minute sagte er in ruhiger Hoffnungslosigkeit:

„Nun, Gott sei Dank! Ich werde nach Livadia fahren (kaiserliches Lustschloß in der Krim). Wenn das Volk es verlangt, werde ich abdanken und nach Hause, nach Livadia, fahren, in den Garten. Ich habe Blumen so gern ..."

Zabel machte eine ratlose Bewegung mit den Armen und verließ den Wagen

Aber Wojeikow, der den Kaiser dem Admiral Nilow überließ, ging heraus und befahl, den Zug aus dem toten Geleise herauszuleiten und weiterzufahren. Da verdarben die Schmierer die Lokomotive des kaiserlichen Zuges, so daß man gezwungen war, die Lokomotive des Begleitzuges zu nehmen Dieser Wechsel beanspruchte eine halbe Stunde Zeit. Die mit dem Kaiser reisenden 16 Mann des Konvois standen dabei um aufzupassen, daß nicht auch die zweite Lokomotive verpfuscht wurde.

Im Morgengrauen des 1 März näherte sich dieser letzte kaiserliche Hofzug mit Nikolaus II der Station Bologeje in der Absicht, um jeden Preis nach Zarskoje Selo durchzubrechen Im ersten Wagen hinter dem Tender befand sich ein Zug des Eisenbahn-Regiments und ein kleiner Vorrat an Schienen und Bohlen, für den Fall, daß das Geleise zerstört sein sollte

Als der Zug auf die Windausche Linie eingebogen war und sich nicht weit von der Station Dno befand, meldete ein Telegramm, daß die Garnison von Zarskoje ebenfalls auf die Seite des Volkes übergegangen sei, und daß die von den Truppen verlassene Kaiserin sich durch den dortigen Palastkommandanten an Rodzianko und an die Duma gewandt habe mit der Bitte, die kaiserliche Familie zu schützen Weiter hieß es, daß sich schon die gesamte Garnison Petrograds unter dem Befehl der Duma befände, bei der Truppen und Abordnungen der Bevölkerung zusammenströmten, und daß auch die Gendarmerie und Polizei die neue Ordnung anerkannten

„Sollen wir nach Moskau fahren?" schlug der Kaiser vor Man hat mir immer gesagt, daß Moskau sich hinter mich stellen würde!"

Aber auf der Station Dno traf ein neues Telegramm ein des Inhalts, daß die gesamte Moskauer Garnison auf seiten der neuen Regierung stände daß alle bisherigen Machthaber verhaftet seien, und daß es in Moskau keine anderen Truppen gäbe, als die des Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr Walter Orth spricht mit dem Dozenten für physikalische Chemie Dr. Hans Fromherz, Universität München, über das Thema:

XI.

Die Welt der Atome

Das Atom im Lichte der Geschichte.

Als im Jahre 1846 der Astronom Galle den Planeten Neptun an der Stelle entdeckte, die Leverrier und unabhängig von ihm Adams ein Jahr vorher gewissermaßen „vom grünen Tisch" aus errechnet hatten, feierte die klassische Physik Triumphe. Mittels ihrer Gesetze einfacher mathematischer Formeln, war die damalige Physik fähig, den Fall eines Steines genau so zu bestimmen wie etwa die Maße, den Ort und die Bahn des größten Himmelskörpers oder die Reflexion eines Lichtstrahles an einer spiegelnden Fläche. Die Geheimnisse der Natur lagen scheinbar offen da Was sollte da für den Menschen, der all die Kräfte der Natur zu kennen schien, noch unsicher sein? Ebenso wie die Bewegung des mächtigsten Planeten müßte er aus derselben Formel genau so die Vorgänge im kleinsten Materieteilchen verstehen können So etwa sprach es der französische Mathematiker und Physiker Laplace aus Aber es sollte sich zeigen, daß in jener Welt der kleinsten Bausteine allen Stoffes — im Reich der Atome — die klassischen Gesetze der Physik versagten Schon der griechische Naturphilosoph Demokrit ahnte jene unsichtbare, geheimnisvolle Mikrowelt, als er erklärte, alle Materie sei nicht zusammenhängend aus „Stoff" erbaut sondern bestehe vielmehr aus kleinsten unteilbaren Bausteinchen, die weder Farbe noch Geruch und Geschmack sondern allein die Eigenschaft hätten, mit einer bestimmten Masse einen bestimmten Raum einzunehmen

Die moderne Chemie übernahm dann — nicht ohne zwingende Gründe — diese Ansicht von der Existenz unteilbarer und unwandelbarer Stoffbausteine, die in ihren verschiedenen Arten und ihren unzähligen Verkettungs- und Verknüpfungsmöglichkeiten alle uns bekannten Stoffe aufbauen Um ein Beispiel zu gebrauchen: Ein Stück Eisen ist nicht einfach ein strukturloser Klumpen sondern besteht zuletzt aus kleinsten, unter sich gleichen Teilchen — den Atomen. Hätten wir Methoden und Werkzeuge zur Hand, die uns eine immer weitergehende Teilung gestatteten, so kämen wir schließlich zu den unvorstellbar kleinen Eisenatomen.

„Nicht wahr, Herr Doktor Fromherz, es war doch zunächst ein reines Gedankenspiel eine Welt von Atomen anzunehmen?"



Dr Hans Fromherz,
Dozent für physikalische Chemie
an der Universität München.

„Das ist richtig, Herr Doktor Orth, die griechischen Denker konnten sich natürlich bei ihren Überlegungen keineswegs auf experimentelle Erfahrungen stützen Demokrit und Leukipp glaubten einfach rein logisch aus ihrer ‚Weltanschauung' heraus im Gegensatz zu Anaxagoras folgern zu müssen, daß eine unbegrenzte Teilbarkeit der Materie nicht möglich sei, sondern daß es kleine, nicht mehr teilbare Teilchen — Atome — gibt 2000 Jahre lang wurde dann in dieser Frage kein Fortschritt mehr erzielt, bis um das Jahr 1800 der Forscher Dalton ein wichtiges chemisches Grundgesetz fand, nach dem sich die chemischen Grundstoffe — die Elemente — nur in ganz bestimmten, ganzzahligen Verhältnissen miteinander verbinden können. Die beste Erklärung für dieses Gesetz gibt die Vorstellung, daß sich Atome der Elemente, die alle ein charakteristisches Gewicht haben miteinander zu sogenannten ‚Molekülen' verbinden Indes wurde das Daltonsche Gesetz von der Gelehrtenwelt keineswegs als eindeutiger Beweis für den Aufbau des Stoffes aus Atomen betrachtet Ja, noch bis vor wenigen Jahrzehnten gab es bedeutende Gelehrte die die Existenz von Atomen bezweifelten Nun heute wissen wir bestimmt, daß es diese kleinen Materiebausteine gibt, denn man hat nicht nur ihre Spuren gesehen, sondern gleichermaßen auch ihr Gewicht und ihre Größe im Experiment festgestellt."

An der Grenze der Materie.

„Das erscheint bei der Kleinheit dieser Körperchen natürlich wunderbar. Es hat wohl keinen Sinn Zahlen anzugeben, aber immerhin können Sie mir vielleicht die Größe und die Schwere der Atome an Hand von Vergleichen demonstrieren Herr Doktor Fromherz!"

„Wenn man ein Wasserstoffatom und ein Grammgewicht nebeneinander stellt, so ist das Gewichtsverhält-



Original-Flaschen: RM 1.35, 2.20, 3.30 • Geschenk-Packungen: RM 1.50 bis 3.55 • Holzkistel, 3 Flaschen: RM 4.—, 6.50, 9.75

nis etwa dasselbe wie das eines Kilogrammgewichtes zum Gewicht der ganzen Erde. Stellen wir ein Atom und ein Ei und unsere Erde nebeneinander, so verhält sich die Größe des Atoms zu der des Eis ungefähr so wie die Größe des Eis zur Größe der ganzen Erde"

„Wie kann man so etwas aussagen? Bei der Bestimmung derartig kleiner Dimensionen und Gewichte können wir nicht mit dem Maßstab und mit der Waage arbeiten. Unsere empfindlichsten Waagen sind nicht genau genug, um so verschwindend kleine Gewichte zu wiegen; die kleinste wägbare Menge beträgt etwa ein millionstel Gramm. Es mußten also andere Hilfsmittel zur Messung und Wägung der Atome in Anspruch genommen werden?"

„Es gibt heute ein Verfahren, mit dem man aus der Durchsichtigkeit oder Diesigkeit der Luft feststellen kann, wie viele Staubteilchen in ihr vorhanden sind. Diese ziemlich genaue Methode läßt gleichermaßen auch bei der Zählung der ‚Staubteilchen' Atome anwenden. Wissen wir aber die Zahl der in einer Raum- oder auch Gewichtseinheit enthaltenen Atome, so können wir durch einen einfachen Schluß das Gewicht eines Atoms bestimmen."

„Nun haben Sie ja vorhin schon bemerkt, Herr Doktor Fromherz, daß man die Bahnspuren von Atomen aufgezeichnet hat. Dieses Wilsonsche Verfahren ist mir bekannt. Es ist in der Hand des Atomphysikers ein wichtiges Hilfsmittel zur Sichtbarmachung der Atomverwandlungen. Oft genug beobachten wir im täglichen Leben die Erscheinung des Nebels. Der Nebel entsteht bekanntlich dadurch, daß sich an den in feuchter Luft befindlichen Staubteilchen kleinste Wassertröpfchen niederschlagen und so ein sichtbares, in der Luft schwebendes Nebelteilchen liefern. In jedem Nebeltröpfchen finden wir demnach ein Staubteilchen als sog. ‚Kondensationskern'. Im Falle des Wilsonschen Versuches spielen elektrisch geladene Atome — sogenannte ‚Jonen' — die Rolle der Staubteilchen oder Kondensationskerne. Man schießt diese Jonen in ein Gefäß mit übersättigtem Wasserdampf, wo sie Veranlassung zur Verflüssigung des Wasserdampfes längs ihrer Bahn geben. Beleuchtet man das Gefäß in geeigneter Weise, so wird die Bahn des elektrisch geladenen Atoms als eine helle Spur von kleinsten Wassertröpfchen, als feiner Nebelstreifen sicht- und photographierbar. Ich habe gehört, daß man diese Methode für die Bestimmung des absoluten Gewichts der Atome heranzog?"

„Sehr richtig, Herr Dr. Orth. Nehmen wir einmal ein kleines fliegendes Gewicht und daneben einen fahrenden Eisenbahnzug an. Es gelingt ohne weiteres, das kleine Gewicht aus seiner Flugbahn durch einen Stoß mit der Hand weit abzulenken, nicht aber gelingt dies bei einem in seiner Masse unvergleichlich größeren Eisenbahnzug. Aus diesem Beispiel sieht man, daß man aus der Größe der Ablenkung etwas über die Masse des abgelenkten Körpers aussagen kann. Nun kann bei elektrisch geladenen Körpern an Stelle der mechanischen eine elektrische Ablenkung treten. Sie kennen sicher das Grundgesetz der Elektrizität, welches besagt, daß sich zwei gleichnamig geladene Körper gegenseitig abstoßen, während zwei ungleichnamig geladene sich gegenseitig anziehen. Bringt man nun in die Nähe eines elektrisch geladenen Atoms einen anderen geladenen Körper, so kann man das Atom infolge der stattfindenden elektrischen Anziehung oder Abstoßung aus seiner Bahn ablenken, was sich in der Wilsonschen Nebelkammer an der nicht mehr geraden, sondern gekrümmten Form der Atombahn zeigt. Die Größe der Ablenkung hängt nun aber von der Masse des fliegenden Teilchens ab."

„Der Physiker ist ja nun ziemlich weit in die Geheimnisse der Atomwelt eingedrungen. Es ist aber heute noch unmöglich, einen Blick in das Gefüge, in den Bau der Atome zu tun oder aber die Zusammenfügungen der Atome — die sog. Moleküle — zu schauen. Glauben Sie, Herr Doktor Fromherz, daß dies je gelingen wird, etwa mit Hilfe des Mikroskops?"

„Es gibt Atomkomplexe oder Moleküle, die so groß sind, daß ihr Dasein und ihre Bewegung, allerdings nicht ihre richtige Form und ihr Aufbau mit einem besonders konstruierten Mikroskop — dem Ultramikroskop — beobachtet werden kann, aber der Vergrößerungsfähigkeit und Auflösbarkeit eines mikroskopischen Bildes ist durch die Größe der Wellenlänge des Lichtes, mit dem das Objekt beleuchtet wird, eine Grenze gesetzt. Das Auge erblickt im optischen Mikroskop niemals Gegenstände, deren Größe unterhalb der Lichtwellenlänge also unterhalb von einem zweitausendstel Millimeter liegt. Um Atome zu sehen, müßte man Licht zur Verfügung haben, dessen Wellenlänge noch viele tausende Male kleiner ist. Einen großen Fortschritt bedeutet die Konstruktion des sogenannten ‚Elektronenmikroskops' bei dem man zur Beleuchtung und Vergrößerung statt der Lichtstrahlen sogenannte Elektronenstrahlen verwendet, das ist ein Strom von kleinsten negativ elektrisch geladenen Elementarteilchen. Man ist damit bis zu einer 14 000fachen Vergrößerung gekommen gegenüber einer 2000fachen der optischen Instrumente."

Von Laues Entdeckung

„Aus Ihren Worten, Herr Doktor Fromherz, entnehme ich, daß es wohl niemals gelingen wird, Atome und Moleküle zu schauen. Um derartig kleine Einheiten zu beobachten, müßten wir Werkzeuge haben, die an Feinheit die Atome noch übertreffen. Es läßt sich wohl kaum, um ein Beispiel zu nennen, etwas über die Struktur von Spinnfasern aussagen, wenn wir zur Untersuchung nur Werkzeuge von der Grobheit eines Meißels haben. Da nun unsere Augen und unsere feinsten Apparate ebenfalls aus Atomen und Molekülen aufgebaut sind, kann man mit derlei Werkzeugen wohl niemals in das Atomgefüge selber hineinblicken. Aber es ist auf andere Weise gelungen, mit Hilfe des Lichtes, und zwar der Röntgenstrahlen einen Einblick in die Anordnung von Atomen und Molekülen beim Aufbau der Materie zu erhalten. Der Physiker ist ja in der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Lichtes weitaus anspruchsvoller als der Laie, der eben unter Licht jenes Etwas versteht, das von der Sonne mit einer ungeheuer großen Geschwindigkeit zur Erde eilt und in seinen Augen einen Reiz auslöst, den er eben als ‚Licht' empfindet. Der Physiker aber kennt noch andere, unserem Auge unsichtbare Lichtarten, so die unsere Haut rötenden ultravioletten Strahlen der Sonne oder der Quarzlampe, dann die ultraroten Wärmestrahlen und schließlich die Röntgenstrahlen, die in der Hand des Mediziners zu hervorragenden Helfern der Menschheit wurden. Alle diese Lichtarten sind elektromagnetische Wellen, welche die für Wellen charakteristische Erscheinung der ‚Beugung' zeigen, nicht wahr?"

„Ja, wenn man einen entfernten hellen Lichtpunkt, etwa eine helle Bogenlampe der Straßenbeleuchtung durch ein feinmaschiges Gewebe, beispielsweise durch einen aufgespannten Regenschirm betrachtet, erkennt man farbige Streifen, deren Anordnung der Musterung des Gewebes entspricht und aus der man umgekehrt wieder auf die Art der Musterung des Gewebes rückschließen kann. Auf der Erscheinung

der Beugung begründete von Laue im Jahre 1912 seine aufsehenerregenden Versuche. Die Versuche Röntgens legten die Vermutung nahe, daß die nach ihm benannten Strahlen ebenso elektromagnetische Wellen sind wie das sichtbare Licht oder die Radiowellen. Allerdings mit dem Unterschied, daß es sich bei den Röntgenstrahlen um Wellen handelt, deren Wellenlänge rund 1000mal kleiner ist als jene des sichtbaren Lichtes. Die Röntgenstrahlen sollten sich also ebensogut beugen lassen wie die sichtbaren Lichtstrahlen. Infolge der kleinen Wellenlänge der Röntgenstrahlen reicht aber die Feinheit der gewöhnlichen optischen Gewebe oder besser gesagt 'Gitter' zur Beugung nicht aus. Sie sind zu 'grobmaschig'. Man mußte zu feineren 'Geweben' greifen, und solche werden uns von der Natur in den Kristallen geliefert, in welchen Atome und Moleküle in regelmäßiger Weise zu einem räumlichen Gitter aufgebaut sind. v. Laue untersuchte von diesen Überlegungen ausgehend im Jahre 1912 die Beugungserscheinungen, die bei der Durchleuchtung von Kristallen mit Röntgenstrahlen auftreten. Diese Beugungsbilder, die allerdings nur mit der photographischen Platte aufgenommen werden können, sehen im Prinzip ähnlich aus wie die Erscheinungen, die man etwa beim Durchgang von Licht durch ein Gewebe beobachten kann. Es gelang dem Forscher damit, das wirksamste Mittel zur Erforschung des atomaren und molekularen Aufbaus der Materie zu gewinnen; denn aus der Gestalt der Beugungsbilder auf der photographischen Platte läßt sich genau die räumliche Anordnung der Atome und Moleküle im Kristall bestimmen. Die Ergebnisse stimmten befriedigend mit den Erfahrungen der Chemiker überein, die sich schon lange auf Grund der verschiedenen Reaktionsweisen und Eigenschaften von Verbindungen ihre sogenannten 'Strukturformeln', also die räumliche Verkettung der Atome im Molekül zurechtgelegt hatten."

Der Bau der Atome

„Das Gefüge, der Aufbau der Atome ist uns direkt nicht sichtbar, weil diese Körperchen eben zu klein sind. Ich weiß aber, Herr Doktor Fromberz, daß man sich Vorstellungen über den Bau der Atome gemacht hat und diese Vermutungen sogar experimentell stützen konnte, und zwar auf ganz eigenartige Weise Rutherford beschoß Atome mit kleinen, ungemein schnellen 'Geschossen', wie sie der Zerfall des radioaktiven Elementes Radium liefert — mit sogenannten 'Alphateilchen' Auf Grund seiner 'Schießresultate' konnte er etwas über den Bau der Atome aussagen. Es erscheint uns dieser Gedanke nicht mehr unverständlich, wenn wir uns beispielsweise überlegen, daß bei einem Kegelspiel die Zahl der Treffer nicht allein vom Abstand der Kegel, sondern auch von deren Größe und Form abhängig ist. Rutherford hatte auf Grund von Reflexion, Absorption und Ablenkung von Alphateilchen — vergleichbar mit unseren Kegelkugeln — in einem von Atomen erfüllten Raum — vergleichbar mit einem von Kegeln besetzten Feld — feststellen können, daß die Atome aus einem positiv elektrisch geladenen Kern bestehen müssen, der von etwa 1800mal leichteren Körperchen — den negativ elektrischen Elektronen — umgeben ist. Diese Feststellung Rutherfords ist doch eine theorienfreie Tatsache, nicht wahr, Herr Doktor Fromberz?"

„Gewiß! Und die weitere Entwicklung der Atomvorstellungen schließt sich folgerichtig an seine Ergebnisse an. Wenn nun die Atome aus einem positiv elektrisch geladenen Kern und aus den negativen Elektronen bestehen, so müßten sich diese nach den bekannten elektrischen Gesetzen anziehen und die Folge wäre ein sofortiges Einstürzen der Außenelektronen in den Kern. Man mußte deshalb grundsätzlich annehmen, daß die Elektronen um den Kern gleich Planeten um die Sonne kreisen und durch ihre Zentrifugalkraft den Abstand vom Kern aufrechterhalten.

Der nächste Einwand ist der, daß ein kreisendes geladenes Teilchen nach den Gesetzen der Elektrizitätslehre durch Strahlung dauernd an Wucht verlieren und darum schließlich doch in den Kern einstürzen müßte. Bohr ist nun diesem Einwand durch eine kühne Hypothese begegnet, die sich auf die um die Jahrhundertwende von Max Planck gemachte umwälzende Feststellung gründet, daß die Energie genau wie die Materie nicht unbegrenzt teilbar ist, sondern daß es kleinste Energiebrocken, sogenannte 'Quanten' gibt. Auch Bohr stellt sich das Atom als ein kleines Planetensystem vor, in dem die negativen Elektronen den Atomkern umkreisen. Während aber bei großen Planetensystemen jede beliebige Kreis- oder Ellipsenbahn mit allen erdenklichen Durchmessern möglich ist, wobei diese Durchmesser allein von der Energie des kreisenden Planeten abhängen, soll es beim Atom nur einige bestimmte 'erlaubte' Bahnen geben mit verschiedenen Durchmessern und verschiedenen Energiestufen. Die Höhen dieser Energiestufen sollen sich um die schon genannten kleinsten Energiebrocken, die Energiequonten unterscheiden Auf diesen Bahnen können die kleinen Planeten, die negativen Elektronen, kreisen ohne hierbei Energie zu verlieren. Durch irgendwelche Auslösungen im Atom ist es nun aber möglich, daß ein Elektron von einer Bahn auf eine andere kommt. Da diese Bahnen aber verschiedenen Energieinhalt haben, muß entweder überschüssige Energie des Elektrons abtransportiert oder fehlende Energie dem Elektron zugeführt werden Wird bei einem 'Elektronensprung', wie man diesen Vorgang nennt, Energie frei, so kann diese als Licht von einer bestimmten Wellenlänge oder Farbe, die genau der freiwerdenden Energie entspricht entweichen — das Atom strahlt. In dieser Beziehung also zum Verständnis der charakteristischen Lichtfarben der Elemente war die Bohrsche Theorie äußerst wichtig, aber es ergaben sich im Lauf der Zeit aus den wissenschaftlichen Untersuchungen doch immer größere Schwierigkeiten für die Theorie, die im Jahre 1926 zu einer völligen Preisgabe derselben führten" (Schluß folgt.)

Ein Vorschlag zur Güte

Zu Alexander Dumas père kam ein verkrachter Schriftsteller und rief emphatisch aus: „Ich hänge mich und meine drei Kinder auf, wenn Sie mir nicht sofort dreihundert Franken geben!" Der immer hilfsbereite Dichter durchsuchte gleich alle Schränke und Koffer, um dem unglücklichen Kollegen zu helfen, fand aber nur im ganzen etwa zweihundert Franken „Mehr kann ich Ihnen nicht geben", sagte er bedauernd „Das kann mir nichts nützen!" tobte der Verzweifelte, indem er das Geld zurückwies. „Ich muß dreihundert haben, oder ich und meine Kinder sind verloren!" Einen Augenblick dachte Dumas nach; dann sagte er: „Wie wäre es denn, Herr Kollege, wenn Sie vorläufig nur sich aufhingen und die Kleinen bis später ließen?" J. W.

Alexander Thayer:

Schanghai meldet Taifun

DER MASCHINENCHEF LACHT...

Der Frachtdampfer „Stolwijk" fährt von Futschou nach Neuyork Wir haben Bohnenkuchen Öl. Baumwolle und Häute geladen Mehr als erlaubt! Liegen tief über die Lademarke in der See. Die Hafenbeamten nehmen es dort nicht so genau! Der Agent hilft mit einigen Pfunden nach Haben Sie schon einen Chinesen gesehen, der nicht gerne einige Pfund in seine weiten Taschen steckt?

Zwei Tage hatten wir schönes Wetter und Achterwind Dann kam Windstärke acht Es war erträglich Dies fand auch unser Schiffshund Fips, der trotz Seegang und Schlingern ganz gemütlich am Vorschiff herumspazierte und sich die hochgehende See nicht ohne Neugier besah Plötzlich taucht das Vorschiff mit der Leeseite unter Wasser, eine Sturzsee fegt über die Back Ich sehe noch Fipsens Schnauze achteraus in den Wellen treiben

„Maschine ganz zurück. Ruder hart Backbord!"

Der Dampfer legt sich breitseits zu den Wogen Mit ganzer Kraft kämpft sich das arme Tier leewärts an die Bordwand heran. Der Bootsmann wirft ihm an einer langen Leine einen Schwabber zu. Fips versteht, verbeißt sich mit seiner starken Schnauze in das Tauwerk, oben ziehen sie mit ganzer Kraft an der Leine Und nach einigen Sekunden steht Fips zitternd und durchnäßt an Deck Damned! Marsch unter Deck! Was hast du heroben zu suchen !

Am anderen Tage schönstes Wetter, ruhige See Windstille „Das Barometer ist verrückt geworden" meldet der Dritte „Um zwei Uhr 750 Millimeter um drei 740 um vier Uhr 730!"

„Boote seefest zurren!" befiehlt der Alte und klopft nervös auf das Glas des Barographen

„Er fällt auf 725!"

Wir verstärken die Stahltrossen die den Schlot abstützen, zurren die Boote fest Nochmals sieht der Alte nach dem Barometer Sein Gesicht ist kreideweiß Jeder denkt dasselbe: einen halben Meter überm Strich und Decksladung auch noch!

Die Nadel des Barographen erreicht den unteren Rand Tiefer geht's nicht mehr!

„Wir müssen die Bahn des Taifuns genau feststellen" sagte der Alte und telephoniert dem Funker „Fragen Sie bei allen chinesischen Landstationen an und fragen Sie alle Dampfer östlich von uns nach den Barometerständen"

„Wenn wir Glück haben kommen wir südlich durch", meint der Erste „Sehen Sie was ist das "

Tausende von Vögeln umflattern das Schiff setzen sich auf die Reling, die Decks, sie sind so erschöpft, daß sie sich ohne weiteres fangen lassen Das ganze Schiff ist von den Tieren bedeckt

„Dort sehen Sie dort kommt es "

Eine graue Wand fegt von Nordwest über die See Die erste Bö bricht über uns herein Der Dampfer legt sich aufstöhnend auf die Seite

„Das ist nicht mehr Windstärke 12" brüllt mir der Erste ins Ohr „das ist schon eine Teufelsnummer!"

„Maschine langsam" brüllt der Alte wir hören es nicht er springt selbst an den Telegraphen Wir können uns nur durch Zeichen verständigen obwohl wir im Ruderhaus stehen Es heult tobt kreischt Das Schiff – das ist kein Schiff mehr! Wir sehen keine Decks, keine Back, keine Aufbauten Der Dampfer sieht aus wie ein Wellenbrecher in der Brandung Ständig unter Wasser überspült von den überkommenden Brechern, von Backbord von Steuerbord von allen Seiten

Der Maschinenchef telephoniert von unten herauf „Wie sieht's aus?"

„Danke der Nachfrage Meeresstille und glückliche Fahrt! Spüren Sie es nicht?"

„O ja verdammt spüren wir es zwei Trimmer von überschießender Kohle verletzt ein Wasserstandglas explodiert, Wassereinbruch bei den Windhutzen"

„Festhalten " Krachen und Klirren ein Brecher geht bis über die Brücke schlägt die Fenster des Ruderhauses ein

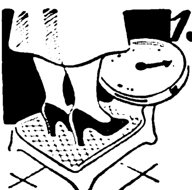
Ab und zu reißen die Wolken auseinander Wie eine glühende zuckende Masse leuchtet die Abendsonne durch die vom Orkan zerfetzten Wolken

„Das ist erst der Anfang" schreit mir der Erste ins









Ohr. „Die Passagiere haben in den Kabinen zu bleiben", befiehlt der Alte. „Alle Ausgänge versperren." Wo wir hinsehen, von allen Seiten auf uns einstürmende Wellenberge, tiefdunkel mit weißem Gischt.

Der Funker läutet an. „Schanghai meldet die Bahn eines Taifuns."

„Große Neuigkeit", höhnt der Erste.

Der Kasten arbeitet schon schwerer, nur langsam richtet er sich noch auf wenn ihn eine überkommende See unter Wasser gedrückt hat Aus dem Maschinenraum klingelt's. „Könnt ihr nicht anderen Kurs steuern? Der Kasten wird kentern! Die Pumpen ziehen bei der Krängung kein Wasser mehr ."

Jetzt geht der Tanz los. Der Gischt hüllt das Schiff ein, daß es wie in dickem Nebel fährt. Die Stahltrossen, die den Schlot abstützen, singen und heulen Jetzt reißt die erste.

„Wir müssen den Schlot stützen."

„Wahnsinn, Leute auf das Deck zu schicken"

„Wieder bricht eine Trosse . . jetzt die Hilfskette."

Wie mit schwarzen, zerfetzten Tüchern hüllt der Rauch das unglückliche Schiff ein, zerrissene Wolkenfetzen hängen tief hinab bis in die schwarzen, gischtzerfressenden Wogen . . . Flammen schießen empor, ein Boot wird zerschmettert Der Schlot ist umgestürzt, zertrümmert Boote und Reling, stürzt krachend in die aufgepeitschte See.

Das Telephon läutet, ich stülpe mir die Hörer über den Kopf „Was ist los dort oben? Wir können den Druck nicht halten! Die Umdrehungen gehen zurück!"

„Wir haben keinen Schlot mehr!"

„Waaas . da soll doch der ."

Einige Sekunden setzt das Tosen aus Die Leute springen hinaus, räumen die Trümmer weg . der Orkan schöpft neuen Atem . . . schon kommt es wieder, knirscht und brüllt, heult und tobt Widerlich die aufgewühlten Täler und steilen Wogengipfel . jetzt köpft der Brecher . Wasserschwall, vom Schiff nichts zu sehen . dieser Hund von einem Agenten, zuviel Ladung . der Kasten ist überflutet . . .

„Wir können den Kessel nicht mehr auf Druck bringen", telephoniert der Chef herauf

„Sie müssen . ." der Alte schreit es selbst ins Telephon, „wollen Sie uns denn mit Gewalt zur Hölle jagen . . hängen Sie Gewichte an die Sicherheitsventile . lieber den Kasten um die Ohren fliegen lassen als absaufen . ."

„Verrückt . ." der Chef brüllt irgend etwas ins Telephon, läutet ab . Sie tun ja, was sie können, der Dampfer fällt nach Lee ab, richtet sich nicht mehr auf

Addio, schöne Seefahrt . . unten im Maschinenraum ein Lärm von schweren Stücken, die losgerissen, Wasser vor den Kesseln, Menschen mit verstörten bleichen Gesichtern, wir sehen es nicht, ahnen es nur . . .

„Ruder dreht leer durch", schreit auf einmal der Quartiermeister am Rad

Entsetzt sehen wir uns an, auch das noch . . .

„Schön, erledigt", der Alte lacht verzerrt, „machen wir Schluß!" Aber wir machen nicht Schluß Ich krieche mit dem ersten Maschinisten und vier Mann nach achtern, der Gischt schlägt über unsere Köpfe, das Achterschiff liegt bis zur Reling in der See Das Schiff schlingert von Bord zu Bord. Jetzt ist unsere Seite aus dem Wasser . . rasch weiter . . die Heckboote hängen zertrümmert in den Davits, alles ist fortgewaschen, nur das Rudermaschinenhaus steht wie eine Insel in der Brandung. Wir liegen durchnäßt an Deck, fliegen mit dem Heck in die Luft, stürzen in das Wellental, es dreht den Magen um . . .

Der erste Maschinist leuchtet mit seiner elektrischen Stocklampe in das Getriebe. Schweiß und Wasser haben seine wenigen Haare an die Glatze gepickt . . .

„Ja, so kann das Luder freilich nicht steuern . . . alle Bolzen herausgeschlagen . . der Zahnsektor ist in die Höhe getrieben", das Ruderblatt schlägt wild hin und her. Jetzt dreht der Kasten quer zur See, ein Berg überschüttet das Schiff.

„Die Luken, die Luken . . ." einer der Leute schreit's. „Jetzt haben wir den Salat!" Die achtere Ladeluke wird eingeschlagen.

„Geschieht ihm recht, dem verfluchten Hund", brüllt der erste Maschinist (der „Hund" ist der Reeder), „waren ihm ja zu teuer, eiserne Lukendeckel . . ." (der Erste kommt mir vor wie der kleine Bub mit dem: geschieht meinem Vater ganz recht, daß ich mir die Hände erfrier', hätt' er mir die Handschuhe gekauft).

Die See reißt und zertrümmert die Lukenbretter, schießt wild aufschäumend in den Raum Wir tun das Äußerste, um die Luke abzudichten Die Maschinisten arbeiten noch im Getriebe der Rudermaschine, die anderen arbeiten an der Luke Die See reißt die Leute hin und her, in fürchterlicher Gestalt spukt schon der Tod über dem Schiff Das Achterschiff sinkt immer tiefer, es sieht aus wie das zerschossene Wrack eines Kriegsschiffes in der Seeschlacht

Wozu noch die Qual . . blutende, zerfetzte Hände . . Knochenbrüche . Jammern Stöhnen . Geduld, mein Herz, Geduld, bald ist alles vorüber

Aus der viereckigen Öffnung, die in die Rudermaschine führt, taucht der Kopf des Ersten Maschinisten auf, er grinst über das ölbeschmierte verdreckte Gesicht: „Der Bolzen ist drinnen, jetzt muß der Saukasten wenigstens nicht ohne Steuer zur Hölle fahren!"

Ein Hebebaum hat sich losgerissen.

„Acht Mann klarieren", brüllt der Erste in den durchnäßten und müden Menschenhaufen, der sich im Korridor hinter den Offizierskammern zusammengedrängt hat

Wieder muß ich mit den Leuten hinaus Der Baum muß festgelascht werden. Zwei Mann kommen überhaupt nicht bis zur Arbeitsstelle Zwei Schwerverwundete und jetzt noch zwei Tote . . . ! Egal, wer früher drankommt, muß sich wenigstens nicht mehr so schinden

Bootssplitter, von den zerschlagenen Rettungsbooten fliegen herum, das Deck verbeult, die Reling zerrissen ein wüstes Durcheinander. In unseren wenigen Passagierkammern mittschiffs liegen die Fahrgäste, mehr tot als lebendig. Einer läutet dem Steward Du wirst vergeblich läuten, alter Knabe, denke ich, der Steward ging nämlich bei der Arbeit am Vorschiff über Bord.

Wir hatten gerade Zeit für die Arbeit Mit erneuter Wucht bricht der Taifun herein. Wir flüchten wieder ins Kartenhaus Am Boden schießt Wasser hin und her, die Lehne des Sofas schwimmt obenauf Es ist ganz finster geworden.

„Was meldet Schanghai?" fragt der Alte den Funker.

„Nichts, sendet Tanzmusik, vor einer Stunde mel-

beten sie: schönes Wetter, ruhige See, sanfte Brise. in unseren Gegenden drei Taifunbahnen."

„Zum Kotzen."

Ein durchnäßter Mensch kriecht auf allen vieren ins Kartenhaus herein, mit blutender Stirn . . . „Was ist los?"

Es ist der Funker. „Der achtere Mast ging über Bord, schlug durch das Dach der Funkerkammer, zertrümmerte die Apparate . . ."

Es folgt eine Nacht des Grauens. Viermal müssen wir an Deck. Um eins schlägt wieder das Ruder herum, vier Leute arbeiten mehr im Wasser als ober Wasser beim Fackelschein. Hätte das Ruder den Steven herausgerissen, könnte ich nicht mehr diesen Bericht schreiben! Der Erste Maschinist bekommt von der Pinne einen Schlag in den Magen, bricht bewußtlos zusammen. Sie wollten ihn schon gar nicht mehr mittschiffs tragen. Jetzt liegt er in seiner Kammer und trinkt Whisky! In den Korridoren liegen zu Hunderten die Leichen der geflüchteten Vögel, die vor Erschöpfung umkamen, und verpesten die Luft. Den Bootsmann tragen wir in seine Kammer und schienen sein gebrochenes Bein. Um zwei Uhr stoppt die Maschine.

Ich stürze ans Telephon: „Der Kapitän will sofort wissen, warum gestoppt wird?"

„Schön von ihm." Ich stelle mir das höhnische Gesicht des Chefs vor, wie er sich dort unten an die Wand verkrampft und ins Telephon schreit . . .

„Das Wasser geht schon bis an die Feuerungen. Wir sind leider kein Unterseeboot. Ich lasse den Alten schön grüßen und ihm sagen, daß die Kohle im allgemeinen unter Wasser sehr schlecht brennt!"

Ich gebe die Nachricht dem Kapitän weiter, allerdings mit anderen Worten.

„Das Barometer?"

„Steigt, 740!"

„Raum vier und fünf fluten!"

Der Dampfer wird jetzt künstlich noch mehr zur Seite gelegt. Ein verdammt gefährliches Unternehmen in dieser See, die Räume im unteren Schiff bis an die Flurplatten vollgesoffen. Muß aber versucht werden. Die Steuerbordseite hebt sich, und die Feuerungen dieser Seite werden nicht mehr vom Wasser bedroht.

Sie schaufeln die nasse Kohle in die Feuertüren, ein Rumfaß fliegt krachend in die Feuerung, eine Fackel hinterdrein . . . langsam steigt das Manometer, die Schraube schlägt an . . .

„Schade um den neunzigjährigen", lacht der Maschinenchef. Noch immer umtost die See unser Schiff, der Maststumpf, der Rumpf des abgebrochenen Schlotes, Ruderhaus und Funkerkammer ragen wie Inseln aus der tobenden Brandung. Wir können kaum vorausfehen.

„Jetzt müßte man einen Spargel zum Ausfahren haben", meint der Erste (U-Bootsperiskop).

Der Dampfer neigt sich tiefer.

„Raum vier lenzpumpen."

Jetzt wird es sich zeigen, ob die Feuerung zu halten ist.

„Wir müssen die Feuer herausreißen", telephoniert der Chef, „sonst bringt das Wasser ein, und der Wasserdampf zerreißt die Kessel."

„Nichts da, alles bleibt, wie es ist", brüllt der Alte hinab.

„Meinetwegen." Der Chef lachte. „Soll der Alte hier unten befehlen, und ich schustere oben weiter! Bleibt nur die Frage, ob wir früher in die Luft fliegen oder absaufen!"

Es geschah aber keins von beiden. Der Orkan war mit einem Male verstummt. Als wäre er nie gewesen. Ohne Übergang. Ohne letztes Abflauen. Einfach wie abgeschnitten. Nur die Dünung geht haushoch. Unheimlich die Stille in den Ohren — Totenruhe. Der Chef telephoniert herauf. Sie wissen unten natürlich nicht, was die plötzliche Stille zu bedeuten hat.

„Was ist denn jetzt wieder los? Sind wir schon abgesoffen? Ich höre keinen Sturm mehr? Oder singen schon die Engel?"

Ich melde ihm, daß wir aus der Taifunbahn endgültig heraus sind. Barometer 745!

„Auch gut", lacht der Chef, „schicken Sie für jeden Mann hier unten eine Whiskybottle."

Unsere Mannschaft flickt mit Handleinen die zerstörte Reling. Nach einigen Stunden beruhigt sich auch die See. Die Sonne geht auf, bescheint die Verwüstungen an Deck. Der Maschinenchef kommt an Deck, steckt sich seine Pfeife an, dehnt sich, in Hemdärmeln, wie er ist, behaglich in der Sonne. Blinzelt nach unserem Stumpf von Schlot.

„Schämen Sie sich nicht, ohne Schlot herumzugondeln?" feixt er den Alten an. „Oder glauben Sie, daß man uns mit dem Stinkrauch für ein Motorschiff halten wird?

„Schämen Sie sich lieber", gibt der Alte zurück. „Wissen Sie nicht, daß Sie an Bord eines Passagierdampfers (zehn Passagiere) die Decks nur in Extrauniform und rasiert zu betreten haben?"

„Wirklich", lacht der Chef und fährt sich über seine Stoppeln, „ich dachte, die Decks Ihres Passagierdampfers wären schon rasiert genug!"

Eine Stunde später laufen wir an einem Passagierdampfer vorbei, der den Taifun nicht gehabt hatte. Neugierig stehen die Fahrgäste an der Reling und bestaunen uns. Der Kapitän desselben war ein Bekannter unseres Alten. Mit unserer notdürftig geflickten Antenne, die wir in Ermangelung eines achteren Mastes an einer Spiere angebunden hatten, fingen wir einen Funkspruch des Dampfers auf:

„Kommandant an Kommandant. Sie haben etwas vergessen!"

Wir: ? ? ?

Er: „Ihren Schlot!"

Unser Alter ist wütend. Der Maschinenchef lacht.

Vorwitz schadet

Während der Bauernkriege (1525) wollte ein Straßendieb bei einer der öffentlichen Hinrichtungen, die meist von dem berüchtigten Henker Augustin geleitet wurden, ganz vorn in die dichten Reihen der Zuschauer gelangen.

Er war verspätet gekommen und drängte sich, die ihm im Wege Stehenden rücksichtslos beiseite schiebend und schlagend, nach vorn durch.

Ein Henkersknecht bemerkt dies, greift den Mann, als er sich gerade in die erste Reihe durchgestoßen hat. „Führt ihn zum Meister, wird enthauptet", meldet der Chronist lakonisch. Dr. H. R.



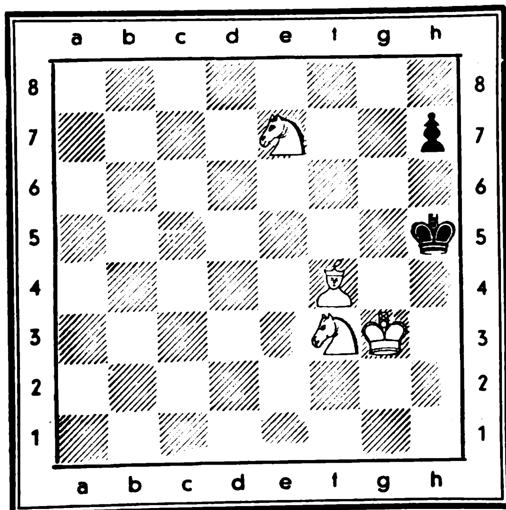
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Hans Eichenseher, München.

Schwarz: Kh5. Bh7 (2)



Weiß: Kg3, Lf4, Se7, Sf3 (4)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 7.

Vierzüger von Heinrich Gue, Magdeburg.

Weiß: Kf2, Th4, Tb5, Lc3, Ld5, Sb3, Sf7, Bc2, d2, g4, h3 (11)

Schwarz: Kf4, Tg5, Lh6, Lh7, Sb5, Sg8, Bd6, d7, e7, f6 (10)

1. Ld4, T×d4; 2. g5†, Kf5; 3. g×L†, Kg6; 4. Sh8‡

1. . . ., S×L; 2. S×S. Ld3; 3. c×L. Te5; 4. g5‡.

Richtig gelöst: L. Hohensee, Berlin W; M. Templin, Friedensstadt; Dr. Münch, Bocholt; J. Herwig, Gotha; A. Seber, Trier; B. Faroß, Marienburg; P. Schurig, Sebnitz; M. Burdack, Hormersdorf; H. Lange, Radebeul; O. Ostryt, Zyrardow (Polen); G. Stoppach, Berlin-Spandau, K. Roß, Hamburg; H. Dühmert, Berlin NO; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz, F. Ruckdeschel, Nürnberg; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Br. Schlia, Stettin; E. Schinze, Willingen; Chr. Ellrich, Spangenberg.

Einige Löserurteile: „Eine ganz ausgezeichnete Arbeit" Dr. M., B.; „Belustigend das In-Schlepptau-Nehmen des Königs vom ‚kleinen Bauer' g4! Bestechend die Souveränität des Springers Sf7!" G. St., Bln.-Sp.; „Ausgezeichnet, wie der gewichtige Bauer den König unter dem Freudensalut der Türme in ein überraschendes Mattnetz eskortiert" H. K., Bln.-N. usw

Warnung vor Schablonenzügen

Eröffnungskatastrophe aus dem Turnier zu Birmingham 1937.

Nimzo — Indische Verteidigung.

Weiß: Wood — Schwarz: Eliskases

1. d2—d4	Sg8—f6	9. c4×d5[4]	e6×d5	17. f2—f3	Ld7—a4
2. c2—c4	e7—e6	10. Sc3—b5[5]	a7—a6	18. Db3—a3	b7—b5
3. Sb1—c3	Lf8—b4	11. Sb5—d4	Sc6×d4	19. Ld3×e4[6]	b5—b4
4. Dd1—b3	c7—c5	12. Sf3×d4	Lc5×d4	20. Le3—d2	d5×e4
5. Sg1—f3[1]	Sb8—c6	13. e3×d4	Tf8—e8†	21. Ld2×b4[7]	e4×f3†
6. e2—e3	0—0	14. Ld2—e3	Sf6—e4!	22. Ke2×f3	La4—c6†
7. Lc1—d2[2]	d7—d5	15. Lf1—d3	Dd8—a5†	23. Kf3—f2	Da5—f5†
8. d4×c5[3]	Lb4×c5	16. Ke1—e2	Lc8—d7	Weiß gibt auf![8]	

[1] Entwicklung ist zwar schön, kann aber leicht in Schablone ausarten! Nur mit dem energischen 5. d×c5, Sc6 6. Lg5! dürfte aus der Eröffnung etwas herauszuholen sein!

[2] Ld3 nebst 0—0 war ebenso gut wie selbstverständlich!

[3] Vor 3 Zügen schrieb die Theorie diesen Tausch vor, jetzt führt er aber zu einer höchst unerwünschten Öffnung des Spiels: auch jetzt war Ld3 noch ganz gut spielbar!

[4] Danach geht's rasend rasch bergab! Mit Sc3—b5—d4 konnte Weiß die Zentrumsstellung gerade noch notdürftig halten!

[5] Verschlimmert noch weiter die ungünstige Lage des Weißen! Er verpaßt damit die letzte Gelegenheit, mit Le2 und 0—0 seinen König in Sicherheit zu bringen!

[6] In einer solchen Stellung ist jeder Zug schlecht! b4 geht nicht wegen Ld1†. b3 scheitert an b4 nebst Sc3†! Auf f3×e4 folgt ebenfalls das Textspiel.

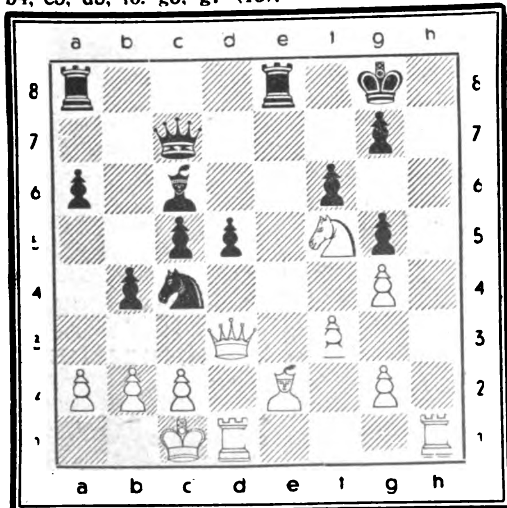
[7] Auch D×b4 ist nicht besser: 21. . . . e×f3†. 22. K×f3. Lc6†; 23. Kg3, Te3†!; 24. Kf2, Df5†!; 25. K×e3, Te8† nebst Matt!

[8] Weiß gab mit Recht auf, denn nach 24. Kg1 folgt die starke Drohung Df5—e4!

Niedliche Kombination

In einer kürzlich gespielten freien Partie in München kam es zu folgender Stellung:

Schwarz: Kg8, Dc7, Ta8, Te8, Lc6, Sc4, Ba6, b4, c5, d5, f6, g5, g7 (13).



Weiß: Jos. Benzinger.

Kc1, Dd3, Td1, Th1, Le2, Sf5, Ba2, b2, c2, f3, g2, g4 (12)

Weiß am Zuge gewann durch eine hübsche Kombination!

Wodurch?

Allzuviel ist ungesund!

Nordisches Gambit

gewonnen von Jobe, München.

1.	e2—e4	e7—e5
2.	d2—d4	e5×d4
3.	c2—c3	d4×c3
4.	Lf1—c4	c3×b2
5.	Lc1×b2	Lf8—b4†[1]
6.	Sb1—c3	Dd8—g5
7.	Sg1—f3	Dg5×g2?
8.	Th1—g1	Dg2—h3
9.	Tg1×g7	Sg8—h6
10.	L×f7†!	S×Lf7[2]
11.	T×Sf7	K×Tf7?
12.	Sf3—g5†	Aufg.[3]

[1] Besser ist hier 5. . . . d5!

[2] Auf 10. . . . Ke8—f8 folgt Tg7—g3!

[3] Schwarz verliert die Dame.

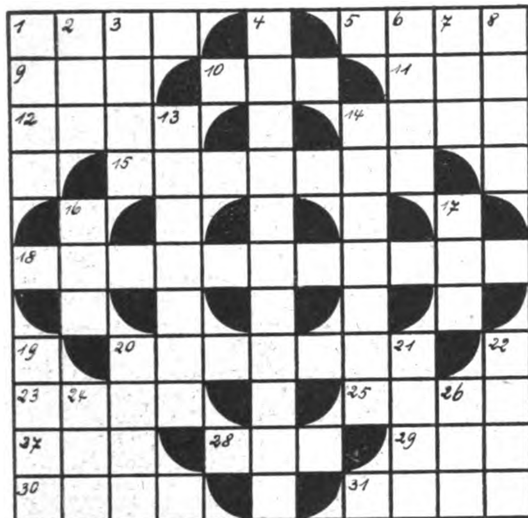
Lösung zu nebenstehender Kombination:

Durch 1. Dd3×c4!, d5×Dc4; 2. Le2×c4† Dc7—f7; 3. Th1—h8†! Kg8×h8; 4. Lc4×f7, und das Matt 5. Th1 ist nicht mehr abzudecken.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Kauwerkzeug, 5. Einspruch, 9 Stadt in Südtirol (jetzt Italien), 10 Teil des Auges, 11. Kirche, 12. deutscher Staatsmann, 14 weiblicher Vorname, 15. Kampfbahn, 18. Alpenrose, 20 Sundainsel, 23 Abscheu, 25 Regel, 27. Donauzufluß, 28 Pelztier, 29 Löwe, 30 List, 31. Neger — Senkrecht: 1. mathemat Begriff, 2 engl. Bier, 3. feindseliges Gefühl, 4. Stilart, 6. Paradies, 7. Einfahrt, 8 türkischer Männername, 13. Kleidungsstück, 14. Rauminhalt, 16. Nebenfluß des Rheins, 17. Gegner Luthers, 19. englische Grafschaft, 20. Philippineninsel, 21. Einzelvortrag, 22. ostsibirischer Grenzstrom, 24. Gebirgsschlucht, 26 Wild

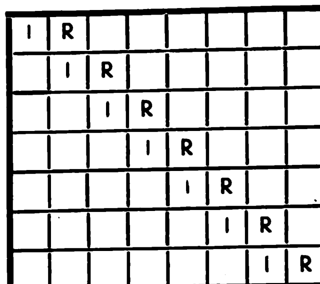


Zahlenrätsel

1	8	7	9	10	2	11				kalter Nordwestwind
2	6	5	1	12	6	5				Frühlingsblume
3	13	8	6	3	13	8	11	11	2	Pelztier
4	12	1	8	9	2	9				ungar Grafschaft
5	6	14	5	10	11	8	6	14		Käferlarve
6	2	3	4	5	6					Körperteil
7	2	6	15	13	12	7	5			Luftwirbel
5	6	14	2	15	8	6				Alpental
6	12	14	2	9						östl Weichselmündung

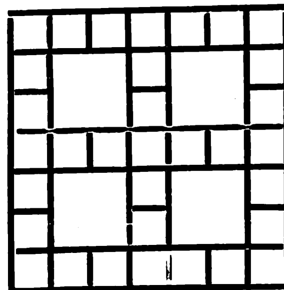
Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines berühmten, noch lebenden deutschen Heerführers

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a b ch d e e e e e f g h h i k k k l m n n n n n o o p p s s s s s s t t t t u werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Indianerstamm, 2. Federwild, 3. Weingeist, 4 Bewerber, 5. Sternbilder, 6 Stadt in Vorarlberg, 7. Stadt in Jugoslawien

Magische Figur



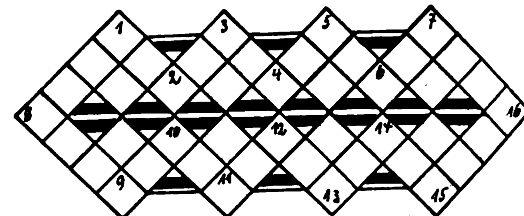
Die Buchstaben: a a a a a e e e e e e e i i k l l l l m m m m n n n p p r r t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht 3 gleiche Wörter entstehen: 1. Abschnitt einer Schrift, 2 Stadt in Thüringen, 3 römische Totengeister

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Residenz, Kunstdünger, Basra, Zecher, schriftdeutsch Perle, Abend, Aden, Stallung, Eleve, Vergaser, Hunger, Einheirat, mitnehmen, Schlacht, Diadem, Beduine, Buerste, Fasnir, gesund, Kladde, Lohnforderung, Herder, Prunk, Gegend, Weihrauch, Terenz, Zeiger, Nenner, Bezeichnung, Zeitzuender, Bedeutung, Tenne sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Gustav Freytag ergeben

Wortkette

1—9 Gleichklang, 1—2 Titel, 2—3 Eingang, 3—11 natürliche Ackergrenze, 3—4 europäische Hauptstadt, 4—5 hervorragende Eigenschaft, 5—13 Stück vom Ganzen, 5—6 Niederschlag, 6—7 Nibelungengestalt, 7—15 Stadt in Niederlande, 7—16, moralischer Begriff, 8—1 deutscher Strom, 8—9 Hauch, 9—10 germanisches Getränk, 10—11 Klang, 11—12 Elend, 12—13 Gebirgseinschnitt, 13—14 Wappentier, 14—15 Stadt an der Donau, 15—16 Larve



Lösungen der Rätsel aus Folge 10

Zackenrätsel: 1. Trense, 2. Museum, 3. Bruder, 4. Magerd. 5. Herder, 6. Olmütz, 7. Minden, 8. Sodoma, 9. Pluton, 10 Diener, 11. Dagmar, 12. Madera, 13 Frevel, 14. Fenris, 15. Pankow, 16. Reseda, 17. Modena, 18. Figaro, 19. Wappen. — Neugründung der NSDAP. ✱ **Zahlenrätsel**: 1. Taube, 2. Arber, 3. Georg, 4 Duerer, 5. Ebene, 6. Rimini, 7. Muff, 8. Amu, 9 Chatten, 10. Totschlag — Tag der Machtergreifung. ✱ **Kreuzworträtsel**: Waagrecht: 1 Summe, 4. Egart, 8 Auber, 10 Lear, 11. Oden, 12. Draht, 15. Isere, 16. Weser, 17 Trema, 19. Diele, 24. Drang, 26. Urne, 27 Werk, 28 Raabe, 29. Rezat, 30. Arber. Senkrecht 1. Salami, 2 Udet, 3. Marder, 5 Grothe, 6. Ries, 7. Tanger, 9. blau, 13 Semen, 14. Aster, 17. Trauer, 18. Madera, 20. Ingwer, 21 Epikur. 22. Saga, 23. Erde, 25. Erle. ✱ **Silbenrätsel**: 1. Darmstadt, 2. Ellmau, 3. Rotang, 4. Fenris, 5. Reuse, 6 Insekt, 7. Ehrenpreis, 8. Ditzenbach, 9. Euterpe. 10. Nazo, 11. Jmoschagh, 12. Schlüter, 13. Tante, 14. Urokol, 15. Narwal, 16. Sforza, 17. Elster. — Der Frieden ist unser allerhöchstes Gut. ✱ **Wirrwarr**: Deutscher sein, ist wieder eine hohe Ehre, aber auch eine harte Pflicht. ✱ **Vorsetzrätsel**: Ruhestätte, Unterführung, Dankopfer, Ostwind, Luftfahrt, Fragebogen, Heimstätte, Edelmarder, Sandboden, Schafherde, Jagdgöttin, Oberschlesien, Sorgenkind, Erdleitung, Fischotter, Gelbsucht, Ortschaft, Ehrenpreis, Bankhaus, Bandwurm, Erdöl, Lastwagen, Seidengewebe. — Rudolf Heß — Josef Goebbels

RUDOLF AHLERS:

Die Macht der Illusion

Mein Freund Peter war ein Lebenskünstler. Idee und Wirklichkeit. Schein und Sein, Probleme, über die Philosophen und Dichter aller Zeiten gedacht, gestritten und geschrieben hatten, diesen tragischen Dualismus alles menschlichen Seins überwand er im Handumdrehen.

Dieser seltene Mensch besaß ein doppeltes Ich, reinlich geteilt in zwei Hälften. Grenzverschiebungen in seinem Bewußtsein waren ausgeschlossen. Die eine Hälfte war die private Vorstellung von sich selbst. Sie wurde von einer nie erlahmenden Phantasie so kräftig und beharrlich genährt, daß Wunsch und Wirklichkeit zu einer Vorstellung zusammenflossen

Das zweite Ich war lediglich der im Hintergrund verblassende siebzehnjährige Klempnerlehrling, der bei Meister Schönkäs in der Brunnenstraße ein Handwerk lernte — eine belanglose Begleitmusik zum eigentlichen Thema

Wann diese Erleuchtung über meinen Freund herniederbrach, läßt sich schwer feststellen. Vielleicht an jenem Sonntagabend, als seine Freundin zu ihm sagte:

„Peter, wenn ick dir so ansehe, so ins Profil, so wie du jehst und dich hast —, jenau wie der Baron im Film heut Abend!" —

Beide kamen aus einem Vorstadtkino.

Dieses uferlose Wort mochte geheime Kräfte aus dem dunklen Unterbewußtsein Peters in das obere Tagesbewußtsein gedrängt haben . . . Tatsache war, daß er beharrlich und sieghaft an den Baron in sich selber glaubte! —

Er hielt sich nicht pedantisch an dieses Vorbild. Dazu hatte er zuviel Phantasie. Wenn er frierend morgens durch die grauen Vorstadtstraßen in seinem blauen Kittel zu Meister Schönkäs' Werkstatt trottete, so genügte ein flüchtiges Lächeln in die ihn begleitenden Ladenscheiben, und er — war Baron Fred, der im Fliegerdreß zum Flugplatz in aller Herrgottsfrühe schlenderte, um seine Freundin Lo in Venedig zum Fünfuhrtee zu überraschen.

Abends flanierte Peter, den sammetgrauen Hut interessant in die Stirn gedrückt, die Zigarette im linken Mundwinkel — durch die Hauptstraßen der Stadt. Er setzte zuweilen lange den Fuß auf das Trittbrett einer leeren Limousine neuesten Typs, genoß im leichten Rausch die prickelnden Minuten gelassenen Wartens auf eine schöne Frau, die dort drüben beim Juwelier eben noch ein Armband kaufte, um mit ihm dann in die Oper zu fahren. — Ja, es konnte sein, daß mein Freund Peter leicht mit unnachahmlich flüchtigem Lächeln vor einer vorübergehenden jungen Dame den Hut lüftete, denn — Herrgott — das war ja die kleine aschblonde Tänzerin, mit der er einmal in Nizza im Casino geflirtet hatte . . .

Er besaß viel Phantasie.

Nie vermißte Peter die sogenannte und immer überschätzte Wirklichkeit.

Doch niemand atmet lange die dünne Luft solcher Höhen frevelhafter Selbsterhöhung! Eines Tages brachen die Flügel, und im jähen Absturz zerschellte das private Ich Peters auf dem harten Boden einer brutalen Wirklichkeit. Aus den Trümmern konnte man nur noch den siebzehnjährigen Klempnerlehrling hervorzerren, der unversehrt den Sturz überlebte. —

Dies geschah an jenem Schicksalstage — es war ein Freitag und man schrieb den 13. Januar —, an dem mein Freund im blauen Arbeitskittel, sein Werkzeug unter dem Arm, an der Tür einer sehr vornehmen Villa klingelte, um beim Oberregierungsrat v. Melke einen leck gewordenen Hahn im Auftrage seines Meisters zu reparieren.

Das Dienstmädchen führte ihn hochmütig über breite — jeden Schritt diskret verschluckende Läufer — in das Badezimmer der ersten Etage. Dort plätscherte vorlaut und emsig das Wasser aus dem lecken Hahn in die gekachelte Badewanne.

Als mein Freund Peter allein war, legte er das Werkzeug auf einen Stuhl, sah sich um und lächelte traumhaft und entrückt. Moosgrüne Kacheln — von ockergelben Karos unterbrochen — säumten in halber Höhe die Wände. Eine tief in den Boden eingelassene Wanne grüßte Peter einladend mit den lichtblauen Fliesen ihres Bodenbelages. Blitzende Nickelarmaturen „Heiß" — „Kalt" — „Brause." Bürsten in allen Größen, behäbige Gummischwämme und ein eingebauter Aschenbecher, der sein besonderes Wohlwollen erregte. Vor dem Waschbecken auf einer dicken Glasplatte brüstete sich eine Batterie von Flaschen und fein geschliffenen Flakons. Über dem bauchigen Becken, von zwei beweglichen Flügeln eingerahmt, hing ein Spiegel, und in diesem stand im matten Dämmerlicht der farbigen Fensterscheiben Peters siebzehnjähriges, nicht mehr sauberes Jungengesicht. —

Dieser Eindruck wurde jedoch schnell verwischt, nachdem der Träumende mit lässiger Geste eine Zigarette zu $3\frac{1}{3}$ in die linke Mundecke geschoben hatte. Der blaue Rauch der ersten Züge vernebelte bald die unerwünschte Wirklichkeit dieses etwas fatalen Gesichts. Ein elegisch interessanter Faltenwurf zwischen den Brauen, ein Strich mit dem Silberkamm durch das Wuschelhaar, leicht nach unten gezogene Mundwinkel höchst privater Weltverachtung, und das Wunder der Verwandlung vollzog sich.

Aus der Spiegelscheibe sah Baron Fred Peter freundlich lächelnd, vertraulich und aufmunternd an. Er reichte dem Klempnerlehrling gewissermaßen kameradschaftlich die Hand, denn dies war ja genau das gleiche Badezimmer wie gestern in der unvergeßlichen Szene in den Walhalla-Lichtspielen, allwo der Baron im Bade zu sehen war, den Kopf leicht an den Rand der Wanne geschmiegt, ein Magazin in der hocherhobenen Rechten haltend, rauchend, lesend, während drunten im Park der Villa seiner Freundin Lo erregt und vergeblich den rosigen Zeigefinger auf den Hupenknopf ihres Mercedes preßte

Mit dem letzten Schimmer des schnell entgleitenden Wirklichkeitsbewußtseins drehte Peter den Riegel der Ausgangstür herum, dann schritt er tänzelnd — einen Schlager zwischen den Zähnen summend — schon ganz in Fred verwandelt, über die roten Fliesen des Badezimmers. Der Baron reckte die Arme — zuviel Sekt gestern getrunken — gähnte laut, ließ heißes und kaltes Wasser aus den Nickelhähnen fauchend in die Wanne rauschen.

Nackt, ein Handtuch über die Lenden geschnürt, ließ der junge Gott die Muskeln vor dem Spiegel spielen. Ein paar lockernde Freiübungen, dann schlüpfte er behende in einen warm wattierten lachsfarbenen Schlafrock, der zu seiner Rechten an einem Riegel hing. Ein leichtes Lächeln glitt über seine Lippen, er lauschte, dann öffnete er leicht den Fensterflügel und winkte eine Kußhand auf die Straße. So hatte ungeduldig ihren Mercedes hupen lassen. Mochte sie warten. Zum Rennen kamen beide noch immer früh genug.

Er ließ lauwarmes Wasser in das bauchige Waschbecken zischen, steckte tief den Wuschelkopf hinein, und — nachdem seine Rechte einen Augenblick wählerisch über den geschliffenen Flakons geschwebt hatte, schüttelte er den halben Inhalt einer Flasche über sein feucht dampfendes Haupt. Zehn eifrig massierende Finger verwandelten dieses im Nu in eine zischende weiße Schaumkugel. Warmes Wasser, der zärtlich fauchende Fön und eine kräftige Salbung duftenden Öls besänftigten die Erregung. Und als der schmale Silberkamm das feuchte Haar in Wellen geglättet hatte, grüßte rosig, frisch und sauber der ganze Baron von Redern sein bedeutendes Ebenbild aus dem Spiegel.

Er goß lässig noch eine Flasche Kölnisch in das taubenblaue Wasser des fertigen Bades. Der Lachsfarbene entglitt über die Schultern, und Fred stieg ins Bad. Herrlich!! —

Lange lag er still und genoß. Geschäftig plätscherte der lecke Hahn...

Einmal jedoch mußte der Verwandelte — geschlossenen Auges — in das Unterbewußtsein zu Peter hinuntersteigen. Er griff schnell und beherzt in die Tasche seines Arbeitsrockes, riß die Zeitungsumhüllung seiner daumendicken Frühstücksstulle an sich, denn — ärgerlich — wieder hatte Minna das Magazin vergessen (!)

Nun aber war alles vollkommen. Sein Haupt ruhte leicht an die linke Kachelecke der Wanne gelehnt, die vierte Zigarette rauchend, in der erhobenen Rechten aus seinem Magazin lesend. Gelassen lächelnd wartete er auf ein neues Hupen seiner ungeduldigen Freundin.

Sie hupte nicht. Statt dessen wurde heftig gegen die verschlossene Tür geklopft. Nun — So mochte heraufgekommen sein. Sie im Bade zu empfangen — bei aller Vertrautheit ihrer Beziehungen zueinander — das schien unmöglich. Das Klopfen verstummte.

Was aber dann geschah, war — Teufelswerk! Es war nicht einzuordnen in einen sinnvollen Ablauf der Handlung — bei aller Phantasie nicht. Es war ein — Regiefehler! —

Eine bisher nicht festgestellte Seitentür hatte sich geräuschlos geöffnet. Ein markerschütternder Schrei entweihte die Ruhe der intimen Zurückgezogenheit, zerschnitt brutal die schöne Szene. Der Schrei stammte von der geheimen Oberregierungsrätin v. Melke, und hinter ihr — unleugbar in seiner Realität — stand Meister Schönkäs, oder das, was von Entsetzen, Wut und Zorn noch von ihm übrig geblieben war...!

Gesprochen wurde in der Schlußszene nichts. Sie war stummes Spiel. Meister Schönkäs verwandelte sich blitzschnell. Sein beträchtlicher Nacken schwoll schlangenhaft an vor gestauter Wut, seine Augen traten aus den Höhlen, und während ein tiefes Grunzen vergeblich versuchte, Worte zu formen, hob sich langsam seine Rechte, um in mehrfach verdoppelter Geschwindigkeit auf Baron v. Redern herniederzusausen.

Dieser verschwand mit Zigarette und Magazin gurgelnd in der Tiefe. Was man herausfischte, war nichts als die — nackte Tatsache Peter. Sein besseres Ich war in der taubenblauen Badewanne, im Duft einer Flasche Kölnisch Wasser, von der brutalen Wirklichkeit ertränkt — rettungslos, unwiederbringlich! —

*

Vier Wochen später traf ich meinen Freund abends auf der Straße. Er trug eine Zeichenmappe unter dem Arm und ging zu einem freiwilligen Abendkurs in die nahe Gewerbeschule.

HUMOR

„Ich habe mich noch niemals um einen Menschen deshalb gekümmert, weil er Geld hatte."

„Das mag sein. Aber mehr als einer hat sich um dich gekümmert, weil du kein Geld hattest."

*

„Wie ist denn das, Egon? Kürzlich hab' ich erst gelesen, daß amerikanische Ärzte alle Erkältungskrankheiten mit Chlorine-Gas heilen könnten — und jetzt steht hier wieder, sie hätten als neuestes herausgefunden, daß dies unmöglich sei!"

„Ja, liebes Kind, die Wissenschaft macht eben ständig Fortschritte!"

*

„Was? Du findest diesen Sänger grauenhaft unbegabt? Du, mein Lieber, was gloubst du, was so einer verdient! Der kriegt mindestens seine zweihundert Mark in der Woche!"

„Na ja! Aber er riskiert ja schließlich auch allerhand, wenn er hier singt!"

*

Hausherr: „Eben hab' ich Ihnen einen Groschen gegeben und jetzt sind sie hier in der Wirtschaft und vertrinken ihn."

Bettler: „Für 'ne Erholungsreise war's doch zu wenig."

*

„Du, mein Vetter Egon schreibt jetzt ein Buch über unser Wetter!"

„Wie ungeschickt! Wo die Leute doch heutzutage durchaus nichts Trauriges lesen wollen!"

„Warum hat denn der schottische Großhändler unseren Freund Mac wieder entlassen?"

„Weil Mac etwas stotterte."

„Ja, er war aber doch nur in der Buchhaltung beschäftigt und hatte gar keine Kaufverhandlungen zu führen."

„Das schon, aber er verlor zuviel Arbeitszeit, wenn er früh den eintretenden Chef mit ‚Guten Morgen' begrüßte."



„Fräulein, ich glaube, die da oben habe ich noch nicht gesehen!"

Zeichnung: Kleppe.

„Wissen S', Herr Pamperl, i frag' mi halt allwei: Was für an b'sondern Wert hat's scho, wenn a Mensch genau so anständig is wia alle andern, bal nacha jeder andere grad a so is?!"

*

„Ja, lieber Freund, ich kann Ihnen beim besten Willen nicht das Geld borgen. Denn ich muß mir mein Geld sehr sauer verdienen."

„Na, wie man mir gesagt hatte, sollen Sie doch sehr wohlhabend sein!"

„Das kann man wohl sagen, denn meine Essigfabrik hat ja auch keine Konkurrenz am Platze."

*

„Heini, warum nimmst du eigentlich deine Medizin lieber von Großpapa als von mir?"

Der fünfjährige Heini erwidert:

„Weil Großpapa immer so furchtbar zittert, und da geht die Hälfte daneben.

*

„Meine Frau hat die blöde Gewohnheit, nie vor zwei, drei Uhr nachts ins Bett zu gehen."

„Was tut sie denn so lange?"

„Sie wertet, bis ich nach Hause komme."

*

Besuch zur kleinen Annelies: „Wieviel Geschwister hast du denn noch?"

Annelies: „Ach, nur ein kleines Brüderchen hab' ich noch; wir sind noch nicht lange verheiratet."

HUMOR DER ANDEREN

Sie: „Unglaublich! Auf der Reise seinen Trauring zu verlieren!“

Er: „Das wäre nicht passiert, hättest du das Loch in der Westentasche zugenäht“

(London Opinion)

*

„Ich glaube, ihr habt während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal an euren einsamen Vater zu Hause gedacht!“

„O doch, Papa! Jedesmal, wenn in einem Hotel ein Gast bei Tisch über das Essen schimpfte, sagte Mama: genau wie Papa!“

(Strav Stories)

*

Sie (mitleidig): „Du armes Männchen! Ich will dir dein Essen auf Deck holen“

Er (mit schwacher Stimme): „Ja, tu das, Schatz! Und schütt' es dann gleich über Bord!“

(Tatler)

Mutter: „Du mußt mehr essen und mehr herumspielen, Junge, damit du schneller wächst!“

Vater: „Oh, laß ihn man!“

Mutter: „Oh, laß ihn man? Er muß doch wachsen!“

Vater: „Er soll warten, bis die Zeiten besser werden, damit er möglichst lange auf der Bahn für den halben Preis fahren kann.“

(Washington Herald)

*

Sie (zu ihrem sehr beschäftigten Mann): „Sag, Emil, was ist eigentlich ein Dentist?“

Er (ärgerlich): „Das Wort stammt von dem französischen „dent“ das heißt Zahn. Ein Dentist ist also ein Mann, der Zähne zieht“

Sie (nach einiger Zeit): „Gestern sagtest du doch, „Linguist“ käme vom lateinischen „lingua“, die Zunge. Ist denn ein Linguist ein Mann, der Zungen zieht?“

Er: „Nein! Aber ich wollte, er täte es!“

(Tit Bits)

Ein Zahnarzt, der gezwungen war, persönlich bei den säumigen Zahlern die Rechnungen einzukassieren, kam von dem Wege ganz ohne Geld zurück und sank gebrochen auf einen Stuhl nieder. Empört fragte seine Frau: „Hat denn nicht einmal dieser Herr Bergemann bezahlt, dem du vor über einem Jahr ein ganzes Gebiß gemacht hast?“ — Wütend antwortete der Zahnarzt: „Der? Nicht nur, daß er sich weigerte es zu bezahlen, er fletschte mich in der gemeinsten Weise damit an!“

(Puck)

*

„Alida, Teure, ist der Abend nicht herrlich? An solchen Abenden ziehen seltsame Ahnungen durch mein Gemüt. Der Zephirwind trägt mir sanfte Stimmen zu; vielleicht aus einer fernen Geisterwelt. Hörst auch du jetzt solche Stimmen, Geliebteste?“

„Ja, Bubi, ich glaube, ich höre etwas!“

„Oh, du Göttliche! Und wie klingt es dir?“

„Ich kann nicht klar verstehen. Aber mir scheint, Papa und mein Bruder Heinrich rufen den Hund ins Haus!“

(Answers)

EL TIGRE

SKIZZE VON FRANZ TAUT

„El Tigre" war ein vorgeschobenes Ölfeld der Indian Oil Company tief in den Urwäldern westlich der großen Lagune von Maracaibo. Man hatte es so benannt, weil jeden Abend, wenn die Sonne gesunken war, eine Anzahl „Tigres", Jaguare, in der Runde ein höllisches Brüllkonzert vollführte. Auf der Lichtung, die beinahe kreisrund gerodet war und etwa zweihundert Meter Durchmesser hatte, standen drei Baracken — eine kleine für den Ingenieur und den Bohrmeister und zwei größere für die vierzig farbigen Arbeiter. Dazwischen ragten vier mächtige Bohrtürme auf, von denen aus eine Rohrleitung quer durch den Dschungel zur Küste der Lagune lief. Durch diese Leitung wurde das geförderte Petroleum gepumpt.

Für die Belegschaft des Kamps dagegen gab es nur den Wasserweg als Verbindung zur Außenwelt, und diese Verbindung war seit zwölf Tagen abgeschnitten, denn der Fluß war infolge der ungewöhnlich lange anhaltenden Trockenheit bis auf ein paar schlammige Abwässer versiegt. Und in diesen Abwässern spielten sich Szenen ab, wie sie die verworfenste Phantasie nicht ersinnen könnte. Dort nämlich hatten sich alle Krokodile des Flusses zusammengefunden, und weil sie wenig Bewegungsfreiheit und großen Hunger hatten, bekämpften sich einander, und die stärkeren fraßen die schwächeren auf. Um die Mittagszeit, wo alle Tiere des Waldes bis auf die niemals müden Grillen verstummten und Siesta hielten, konnte man auf der Lichtung von „El Tigre" deutlich das schauerliche Gebrüll der kämpfenden Panzerechsen hören, und aus den versickernden Tümpeln mit ihrem Gewimmel stieg ekelerregendes Miasma auf, das Übelkeit verursachte. Einige der farbigen Arbeiter — seltsamerweise lauter Neger, die doch als besonders unempfindlich und ausdauernd bekannt sind — waren bereits auf den Tod erkrankt, ohne daß man ihnen helfen oder auch nur Erleichterung geben konnte. Sie waren von der Pestluft vergiftet worden. Die übrigen litten seit Tagen Hunger und Durst und waren nicht viel besser daran als die Kranken. Die Proviantzufuhr war durch das Austrocknen des Flusses unmöglich geworden, das Wild hatte sich tiefer in den Wald in die Nähe verborgener Lagunen zurückgezogen, und das Wasser der Brunnen, die man gebohrt hatte, war mit Petroleum durchsicht und ungenießbar. Jeden Morgen konnte man die Peons sehen, wie sie am Rand der Lichtung den Tau von den Blättern leckten. Die Zeit, wo auch die beiden Weißen an diesem Frühstück teilnehmen würden, lag nicht mehr fern...

Ingenieur Friedrichs, der Leiter des Kamps, zermarterte sich den Kopf nach einem Ausweg. Er war sich völlig klar, daß er und alle anderen verloren waren, wenn nicht bald etwas zu ihrer Rettung geschah. Doch was sollte man unternehmen? Ihr Schicksal war so gut wie besiegelt! Sie würden kläglich zugrunde gehen wie so viele andere vor ihnen in den Ölgebieten am See von Maracaibo ... Er dachte an seine junge Frau in Hamburg... Während seines Heimaturlaubs hatte er sie kennengelernt und vom Fleck weg geheiratet. Er hatte ihr versprochen, jeden Tag zu schreiben — nur ein paar Zeilen — und hatte sein Versprechen gehalten, doch seit zwölf Tagen sammelten sich die Briefe auf dem Tisch in seinem Bretterverschlag, weil sie niemand abholen kam...

Er wußte schon gar nicht mehr, was er schreiben sollte, nein, denn von dieser schrecklichen Zeit durfte seine Frau nichts erfahren, selbst wenn er durch ein Wunder mit dem Leben davonkam

Er hockte auf seinem Klappbett, rauchte eine Zigarette nach der andern, um Hunger und Durst und die zudringlichen Moskitos zu vertreiben, und mühte sich vergebens ab, eine Möglichkeit zur Rettung zu finden

Da polterten bekannte Schritte durch die Baracke, hielten vor der Tür zu seinem Verschlag, und gleich darauf trat Bombay-Karl, der Bohrmeister, ein ehemaliger Seemann, ein.

„Hallo, Boß", sagte er zu dem fragend aufblickenden Ingenieur und schob seinen verpichten Sombrero ins Genick, „wollte mit Ihnen sprechen, Boß!"

„Na — mal los — was gibt's!" ermunterte ihn der Ingenieur, den plötzlich ein Hoffnungsstrahl durchzuckte.

Er wollte zur nächsten Ansiedlung gehen, erklärte Bombay-Karl in seiner geraden Art, — ja, zur nächsten Ansiedlung und dort eine Hilfsexpedition auf die Beine bringen...

„Unmöglich, Mann", warf der Ingenieur ein, „Sie kämen nicht lebend durch! Denken Sie doch an die Indios Motilones im Wald!"

„Papperlapapp!" rief Bombay-Karl wegwerfend. „Die Indianer sollen mich nicht abhalten — die nicht! Also, ich gehe — hab' schon alles vorbereitet! So long, Boß!" Damit machte er auf dem Absatz kehrt und verließ den Verschlag.

Ingenieur Friedrichs wollte aufspringen und Bombay-Karl zurückhalten, ihn beschwören, zu bleiben, aber er blieb untätig und wortlos hocken, wie mit unsichtbaren Ketten an das Klappbett geschmiedet...

Die Stunden verrannen in lähmender, erschlaffender Eintönigkeit, der Tag ging zur Neige, der Himmel erglühte rot und entfärbte sich wenige Sekunden später, dann brach ohne Übergang die Dunkelheit herein. Ringsum erwachte der Wald. Die Brüllaffen klagten, die Papageien kreischten und, wie jeden Abend, setzte das Grollen der Jaguare ein

Der Kampkoch verteilte den letzten Proviant: drei magere Stückchen Zwieback für jeden Mund. Doch die wenigsten brachten das trockene Zeug durch den ausgedörrten Schlund.

Ingenieur Friedrichs saß bei Kerzenlicht in der Baracke und schrieb, umsummt von ungezählten Moskitos, an seine Frau. Vielleicht war es der letzte Brief — wer konnte das sagen? Seine Gedanken irrten immer wieder ab, beinahe ständig sah er Bombay-Karl vor sich, wie er mit dem Buschmesser seinen Weg durch das verfilzte Dickicht bahnte, in dem tausend Gefahren lauerten. Und er dachte auch daran, daß Bombay-Karls Vorhaben, von der nächsten Ansiedlung Hilfe zu bringen, den Mut der verzweifelten Männer auf dem Kamp belebt hatte...

Dann zwang er sich wieder zum Schreiben. Es wurde ein unterhaltsamer Brief: Kolibris, Schmetterlinge, lauter Schönheit, Freude und erfundene Abenteuer — kein trübes Wort!

Plötzlich starrte er auf den zuletzt geschriebenen Satz. Da stand noch feucht: .. Und denk dir, Lore, heut hab ich einen Jaguar geschossen... Er mußte diesen Satz völlig unbewußt hingeschrieben haben! Da wurde ihm erschreckend klar, daß er seit Tagen immer nur Lügen zusammenschrieb, nichts als Lügen! Wenn er nun nicht am Leben blieb und die Briefe würden gefunden werden und Lore zugestellt, würde sie ein völlig falsches Bild von seinen letzten Tagen in der Wildnis erhalten! Dieser Gedanke war unerträglich! Während er über dies nachdachte und sich in einen sehnsüchtigen Traum verlor, erscholl ganz in der Nähe die schaurige Stimme eines Jaguars, der offenbar beutegierig die Lichtung umschlich.

Da sprang der Ingenieur wie von Sinnen auf, griff zu Laterne und Büchse und eilte hinaus in die Dunkelheit, in der Tausende von Leuchtkäfern wie glitzernde Funken schwebten. Nur schwach erkennbar hob sich der schwarze Wall des Waldes vom bewölkten, sternlosen Nachthimmel ab. Über Leitungsrohre, leere Kisten und Balken stolpernd, durchmaß der Ingenieur die Lichtung. In den Baracken herrschte beängstigende Stille, doch zeigte das durch die Ritzen der Fensterläden dringende Licht, daß die Obreros noch wach waren

Ingenieur Friedrichs hatte den Waldrand erreicht. Er knipste die Laterne an, die er auf der Brust hängen hatte, und nahm das Gewehr schußbereit in den Arm. So drang er, dem weißlichen Lichtkegel der Laterne folgend, in den wirren Unterbusch ein. Ringsum gab es ein aufgeregtes Huschen und Flattern, da und dort knackte es vernehmlich im Gesträuch, doch von dem Jaguar war nichts zu sehen.

Mit einemmal stutzte Friedrichs: nicht weit voraus lag ein dunkler Körper halb verborgen im Kraut. Er hob das Gewehr, den Finger am Abzug, und schlich behutsam näher. Das dunkle unbestimmte Etwas regte sich nicht. Endlich war er so nah, daß der Laternenschein darauf fiel. Friedrichs mußte sich zusammenreißen, um nicht laut aufzubrüllen, das Gewehr drohte seinen zitternden Händen zu entgleiten. Seine Augen starrten weit aufgerissen vor Entsetzen auf die vor ihm liegende Gestalt. Es war Bombay-Karl! Sein Gesicht war wächsern und gräßlich verzerrt, die Augen waren glasig und ohne Blick, und sein Leib war über und über mit langen Pfeilen gespickt. Es sah aus, als wäre er an die Erde genagelt. Auch im Hals steckte ein Pfeil. Und an Stelle der rechten Hand ragte ein schwärzlicher Stumpf aus dem Ärmel des blutigen Hemds

Friedrichs stöhnte dumpf und beugte sich wie zerbrochen über den toten Kameraden, der statt zur nächsten Ansiedlung knapp dreißig Schritt in den Wald gelangt war. Da schwirrte etwas mit hellem Singen an Friedrichs vorbei und fuhr in einen Baum hinter ihm. In derselben Sekunde erwachte das erstarrte Leben in ihm, er schnellte sich herum und rannte durchs Gestrüpp zur Lichtung zurück Im Laufen riß er sich die verräterische Laterne herunter und warf sie von sich

Als er auf der Lichtung anlangte, alarmierte er die Obreros mit gellenden Schreien.

Wenige Minuten später waren alle in jener Baracke versammelt, in der die Kranken lagen

Mit leise zischendem Aufprall drang ein Hagel Pfeile ins Holz. Doch unter dem wütenden Gewehrfeuer, das ihnen entgegenschlug, zogen die Motilones sich in den Schutz des Waldes zurück

Am nächsten Vormittag traf eine von der Indian Oil Company entsandte wohlausgerüstete Hilfsexpedition auf dem Kamp ein. Man hatte am grünen Tisch in Maracaibo rechtzeitig die Gefahr erkannt, die den Kamp bedrohte. „El Tigre" sollte geräumt werden!

Als man vor dem Aufbruch den toten Bombay-Karl bergen wollte um ihn zur letzten Ruhe zu betten, war er spurlos verschwunden. Verschwunden im geheimnisvollen Dämmer der unendlichen Wälder . .

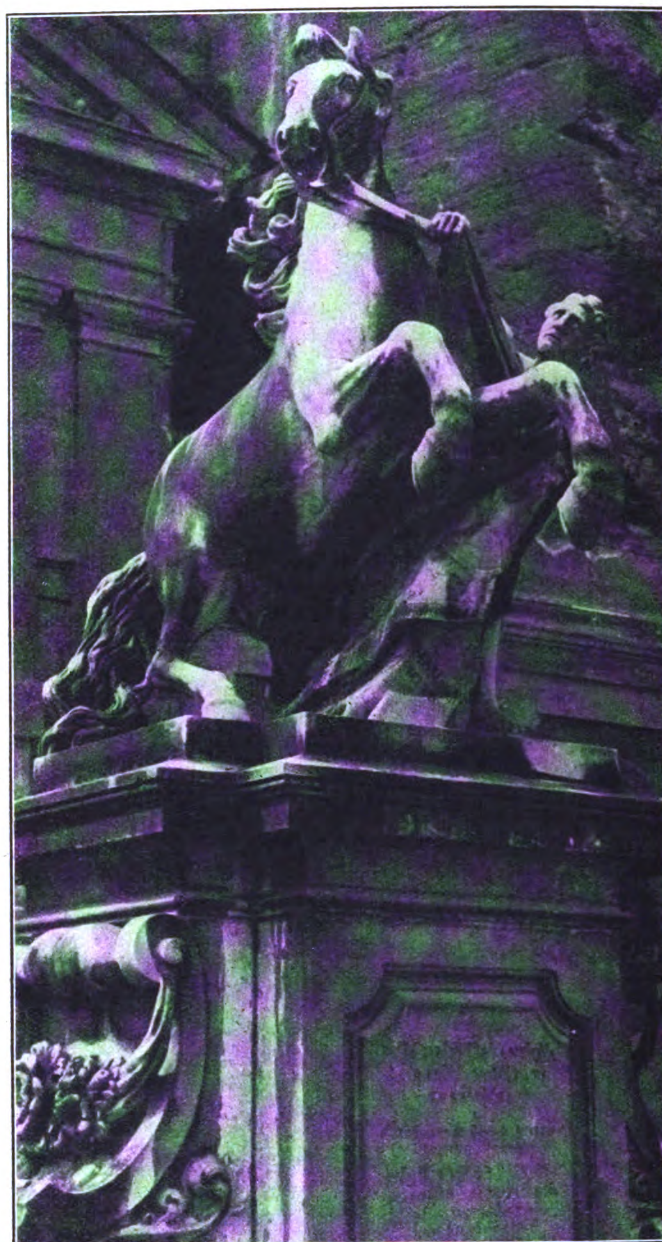
*

Gleich nach der Ankunft in Maracaibo merkte Ingenieur Friedrichs beim Auspacken seiner Habe, daß er die Briefe — wohl in der Eile des Aufbruchs — auf dem Tisch in der Baracke hatte liegen lassen

Sie werden wohl von den Ameisen vertilgt worden sein, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Motilones, die nackten, bronzebraunen Pfeilschützen, die höchstwahrscheinlich bald nach dem Abzug derÖlleute dem verlassenen Kamp ihren Besuch abgestattet haben werden, sich etwas aus den bekritzelten weißen Blättern machten. Ja, sie werden diese Briefe, die soviel Liebe und zarte Rücksichtnahme enthielten, gemieden und einen bösen Zauber der „kuaitia", der schrecklichen Weißen, darin vermutet haben...



Blick auf die Linzer Gasse, eine der Hauptgeschäftsstraßen Salzburgs. Im Hintergrund der Mönchsberg.

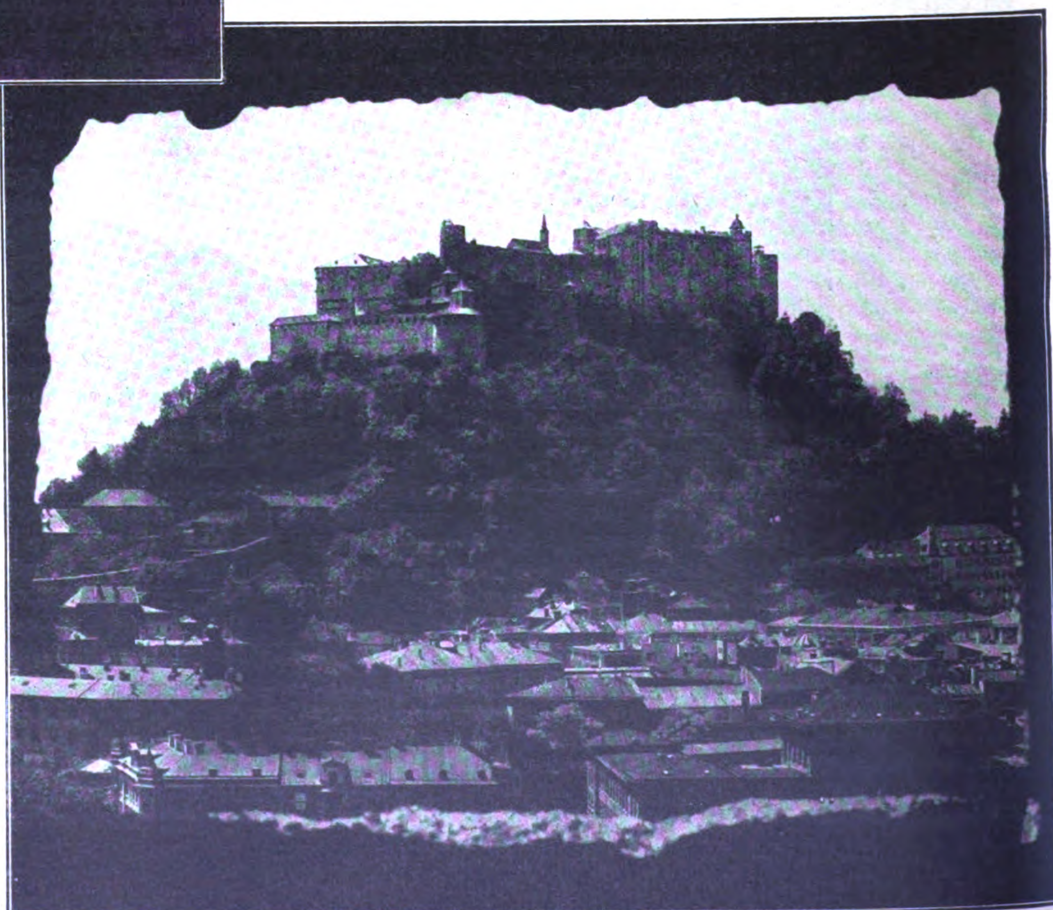


Die bekannte marmorne Pferdeschwemme auf dem Kapitelplatz.

SALZBURG

Die Voralpenstadt an der Salzach

Salzburg, zwischen dem Kapuzinerberg und dem Rücken des Mönchsberges gelegen, beherrscht eine wichtige Eintrittspforte in die Alpen. Raumklare Plätze, imposante Paläste, Kirchen und Brunnen geben der Stadt ein eigentümlich großgestimmtes Gesicht. Der kerndeutsche Menschenschlag bajuwarischer Herkunft hat trotz bedeutender Fremdenindustrie uraltes Volksgut in Glaube, Brauch, Sitte und Tracht in hohem Maße bewahrt.



Rechts: Die Feste Hohensalzburg, 130 Meter über der Stadt, wurde zuerst im Jahre 1077 erbaut; 1465—1519 wurde das schöne Bauwerk in die heutige Gestalt gebracht

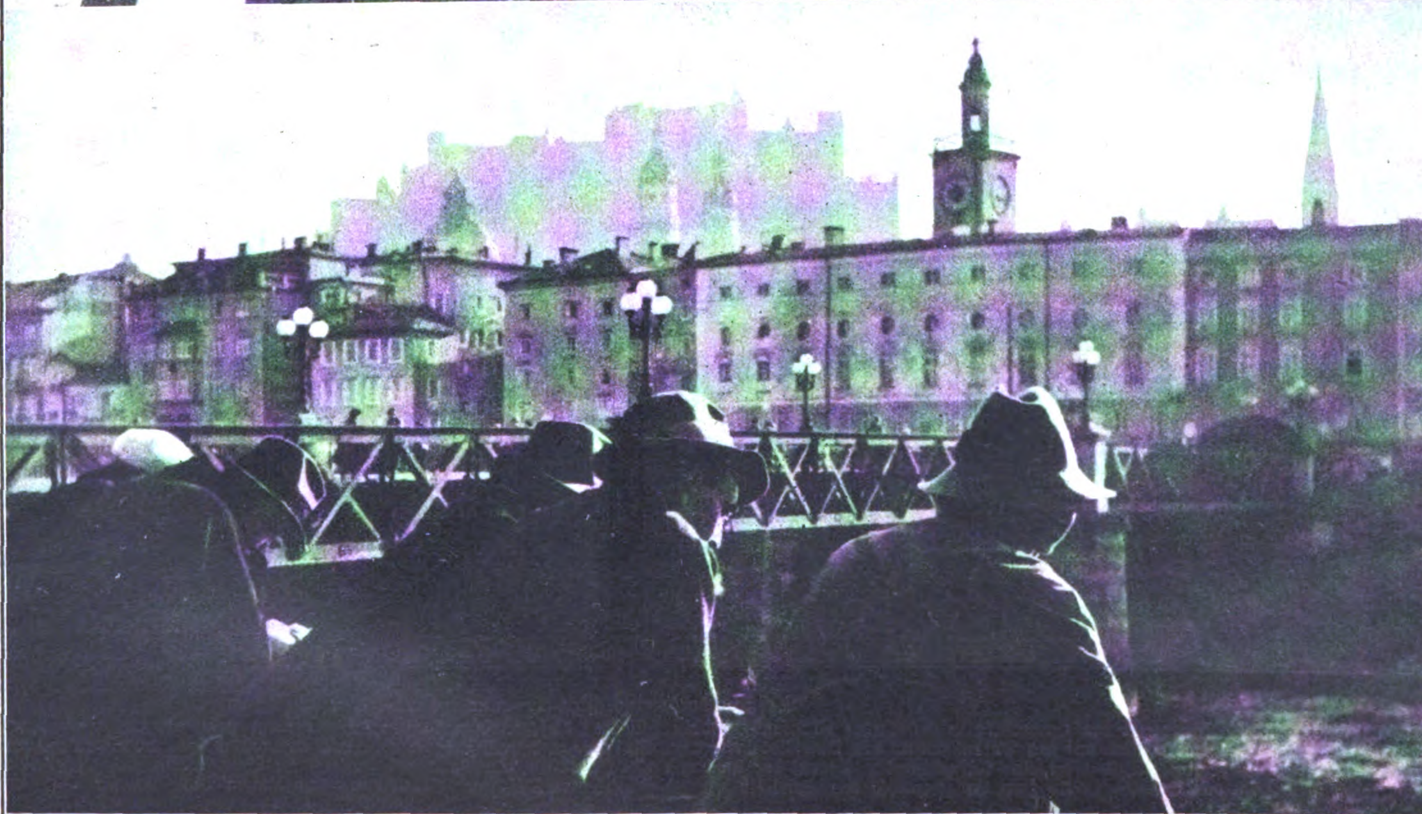


Salzburger Dirndl bei einer zweifellos belustigenden Lektüre.

Sämtliche Aufnahmen Hubs Flöter.



Marktfrauen in Salzburg mit ihren eigenartigen Wägelchen warten auf Kundschaft.



Philosophen an der Salzach, wie man sie überall dort findet, wo flinke Wellen vorübereilen. Im Hintergrund die Hohensalzburg



In den staatlichen Opium-Entziehungshäusern haben die chinesischen Opiumsüchtigen die letzte Möglichkeit, sich vor vorzeitigem Tode zu bewahren, denn ...

TODESSTRAFE FÜR RÜCKFÄLLIGE!

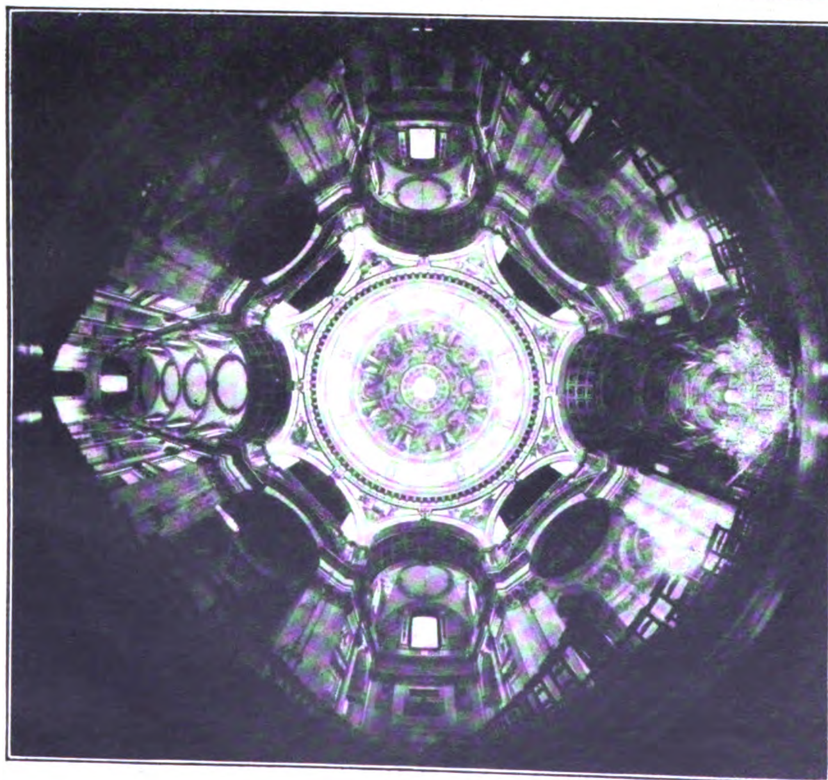


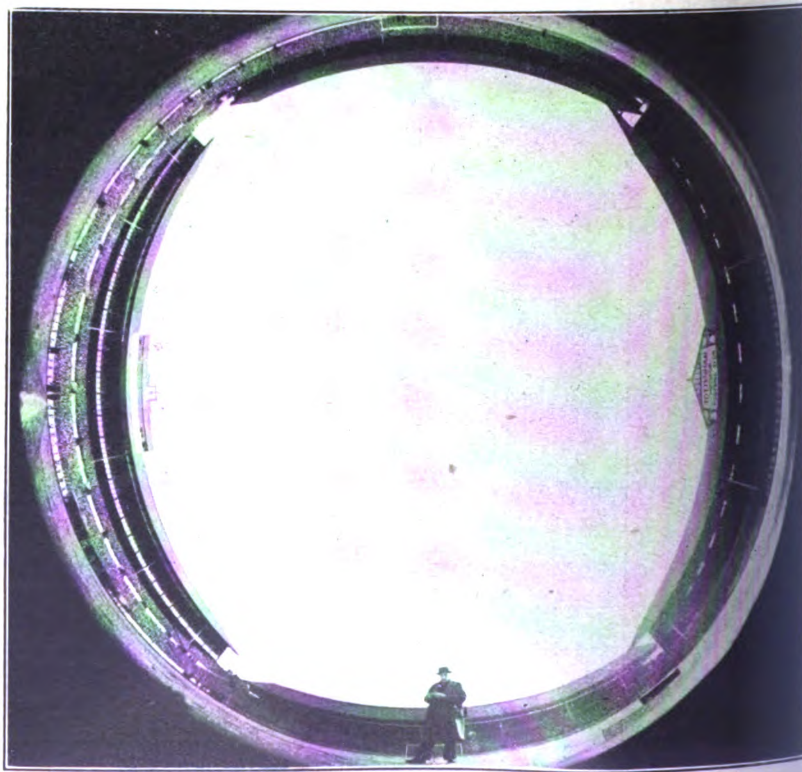
die nach westeuropäischen Methoden durchgeführte Entziehungskur muß entweder zum Erfolge führen oder ...

Aufnahmen: Weltbild.



... der rückfällige Opiumraucher wird nach summarischem Verfahren öffentlich hingerichtet, mit dem Erfolge, daß immer mehr Entziehungshäuser nach diesem abschreckenden Schauspiel eingerichtet werden müssen





Die Wunderkamera „Ich sehe alles".

Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität in Cambridge (England), Robin Hill, hat diese Kamera konstruiert, die mehr sieht, als das menschliche Auge auf einmal zu erfassen vermag. Die Kamera wird auf den Boden gelegt, das Objektiv nach oben. Sie nimmt Gegenstände sowohl vor wie hinter dem Kameramann auf und beherrscht den ganzen Horizont. Unser linkes Bild zeigt eine Aufnahme der Kuppel der Londoner St.-Pauls-Kathedrale, wobei zugleich die Längsschiffe und die Stuhlreihen erfaßt werden. Das rechte Bild zeigt das Stadion White Hart Lane; sowohl das Spielfeld wie die vollbesetzten Zuschauertribünen sind auf diesem Bilde sichtbar. Man drehe die beiden Bilder langsam im Kreise.



Hier wird 1940 die Jugend der Welt zusammengerufen
Das Organisations-Komitee der Olympischen Spiele in Tokio besucht das nordwestlich von Tokio gelegene Gelände, das für die Anlage des olympischen Dorfes ausgewählt wurde. Die Kommission bei der Besichtigung.



Dorothe Günther, die Leiterin der Tanzschulen in München und Berlin.

NEUE UND HÖCHSTE GESTALTUNGS-KRAFT IM TANZ:

„Tänze zu Ehren von Tag und Nacht" der Tanzgruppe Günther, München

Aufnahmen:
Presse-Photo G.m.b.H. (1)
Mantler (3)



Die Instrumente des Tanzorchesters werden von Mitwirkenden der Tanzgruppe selbst bedient Pauken, Trommeln, Glocken u. a. bilden die rhythmische Grundlage der neuartigen Instrumentierung.

Der von der Tanzgruppe Günther gepflegte Kunsttanz begnügt sich nicht mit rein technischem Können, sondern bindet die tänzerische Bewegtheit in rhythmisch-dynamische Abläufe. Diese Tanzform findet ihren vollendeten Ausdruck aber erst in Verbindung mit einer arteigenen Musik, die in einfacher und leicht verständlicher Melodik zu einer Einheit mit der Bewegung verschmilzt. „... die geschlossenste künstlerische Tanzgemeinschaft Europas" — so faßte die Auslandspresse ihr Urteil zusammen.



Links: So wird die „Nacht der schwebenden Gedanken" dargestellt: dunkle Farben, verhaltene, müde Gebärden.

Und wieder:

SALVATOR!

Stimmung auf dem Nockherberg in München.



Kopf an Kopf auf dem bekannten Nockherberg. Es gibt keine gesellschaftlichen Abstufungen, keine Wohlhabenheitsgrade, sondern nur fröhliche Stimmung, die von Maßkrug zu Maßkrug höher aufklingt. Salvator!



Oben: Weil die Gänge frei gehalten werden müssen, spaziert man ganz einfach über die Tische!



Links: Ein babylonischer Turmbau ohne sprachliche Verwirrungen, weil dabei meistens nur „Prost" gesagt wird.



Oben: Ist das eine Gaudi! Aber weniger für den „Untermann", der die acht Maß zahlen muß.

Salvator ist nicht allein ein Bier (und was für eins!) sondern auch ein Begriff. Ein Begriff, der den Frohsinn gepachtet hat und der schlechten Laune den Kampf ansagt bis auf — des Maßkrugs Neige.



... Morgen ist auch ein Tag, heute ist heut ...

Aufnahmen Bayer Bildbericht-Fischer

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 12 / DONNERSTAG, 25. MÄRZ 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Aufnahme: Weltbild

Libyen feiert den Begründer des Imperiums.

Das „Evviva" der begeisterten Volksmenge kennt keine Grenzen Hinter dem Duce: Marschall Balbo

Reichsminister Rudolf Heß auf der Fahrt durch Münster

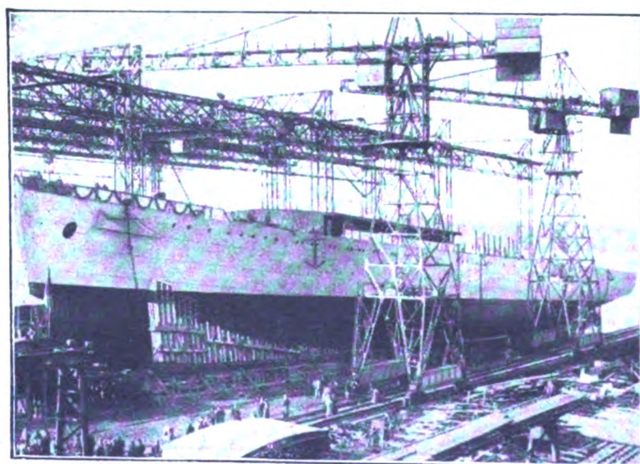
Zur Feier der Übergabe des neuen Gauhauses der NSDAP. Westfalen-Nord erschien auch der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, in Münster



Reichsminister Rudolf Heß, Reichsstatthalter Meyer und Reichsorganisationsleiter Dr. Ley bei der Weihe des Gauhauses in Münster.

Im Kreise: Rudolf Heß wurde bei seiner Ankunft in Münster besonders von der Jugend freudig begrüßt.





In Kiel-Holtenau fand die Taufe des neuen Flugsicherungsschiffes „Friesenland" statt

Aufnahmen: Weltbild 4. Atlantic 2.



Gedenkfeier der Wehrmacht aus Anlaß der Wiederkehr des Tages der Wehrfreiheit am 16. März
Eine Fahnenabteilung auf dem Marsch in die Fahnenhalle des Reichsluftfahrtministeriums.

Die Ehrenkompanie präsentiert im Ehrenhofe des Reichsluftfahrtministeriums vor dem durch das Mittelportal heraustretenden Generaloberst Göring



Der Enkel des Feldmarschalls von Blomberg bringt dem Jubilar seine Glückwünsche dar.

FEIER VON BLOMBERGS 40. MILITÄRJUBILÄUM



Der Führer verläßt nach der Beglückwünschung das Reichskriegsministerium.

Der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, der als erster Gratulant im Reichskriegsministerium erschien, bei seiner Ansprache an den Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg im Ministersaal.

Rechts die Oberbefehlshaber der Wehrmachtteile: der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generaloberst Göring, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.

Der Führer bei der Geburtstagsfeier Dr. Fricks; neben dem Führer die Gattin des Ministers, rechts Staatssekretär Pfundtner.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann 3, Weltbild 2.

UND FRICKS 60. GEBURTSTAG

Zwei um das Dritte Reich besonders verdiente Volksgenossen, Reichsinnenminister Dr Frick und Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg, konnten an ihren Jubiläumstagen unzählige Beweise des Dankes und der Anerkennung für ihr erfolgreiches Wirken an der Festigung des deutschen Einheitsstaates verzeichnen Das von einer starken Wehrmacht geschützte deutsche Volk blickt mit Stolz auf die organische Entwicklung des Reiches zu einer artgemäßen nationalen Heimstätte.



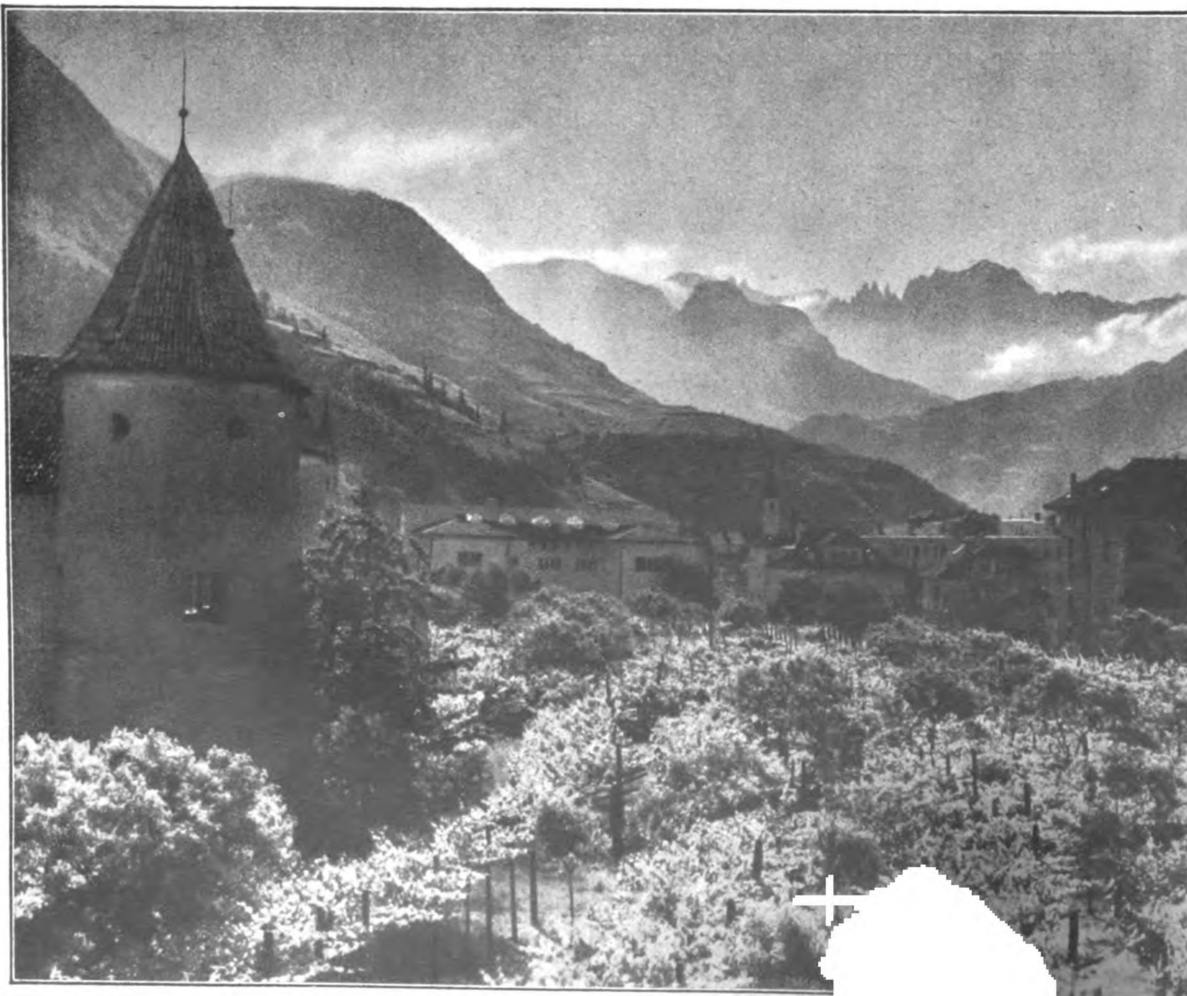
Reichsminister Rudolf Heß (links) und Reichsinnenminister Dr. Frick besichtigen die Geburtstagsgeschenke



Rückzug der Bolschewisten an der Jarama-Front

Ein Geschütz der Bolschewisten wird nach rückwärts in Stellung gebracht. Die beiden Halbsoldaten scheinen sehr damit einverstanden zu sein, daß sie aus der „dicken Luft" herausgefahren werden.

Wanderung in Tirol, dem Land der Burgen:



Blick vom Schloß Maretsch in Bozen gegen den Rosengarten, ein



Burghof des Schlosses Lebenberg bei Meran

Tirol ist das klassische Land der Burgen. Es gibt kaum eine zweite deutsche Landschaft, wo man so dicht beieinander Burg an Burg und Edelsitz an Edelsitz antrifft. Rebenumkränzt in den Tälern und umrauscht vom Hochwald in den Bergen, grüßen diese Zeugen einer vergangenen Zeit und erzählen von Rittertum, Kunst und Minnesang.

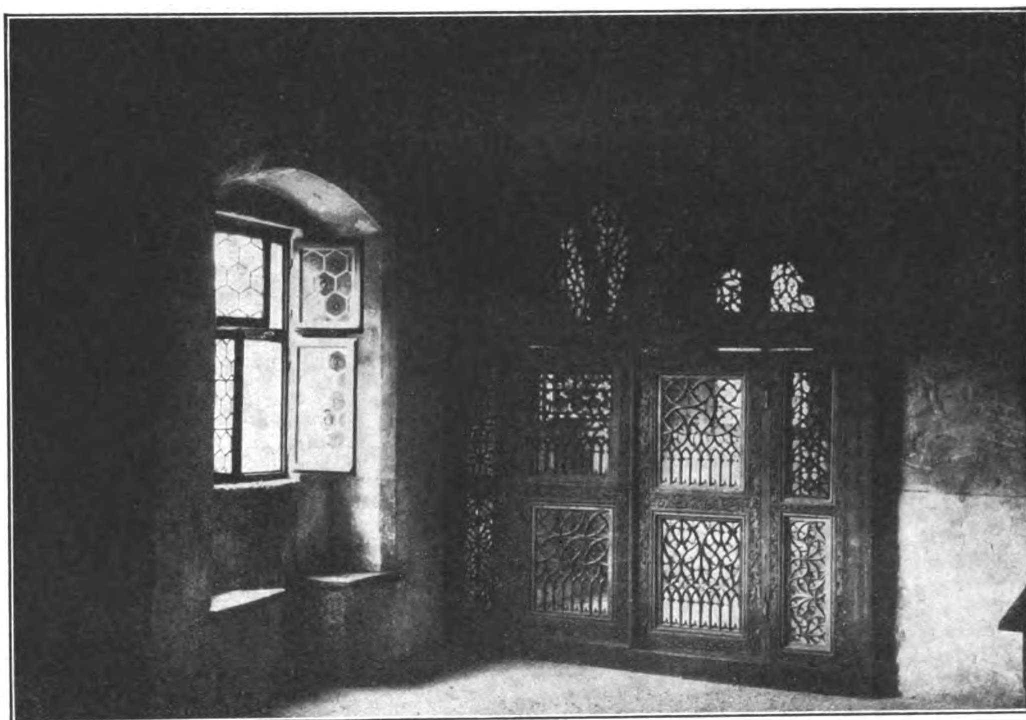
Neben den bekanntesten Schlössern Tirols, wie Kufstein und Ambras, gibt es viele, die abseits der großen Heerstraße stehen, aber nicht minder reich sind an Kunstschätzen und ruhmreicher Vergangenheit. Aus Maximilianischer Zeit ragt trutzig das alte Deutschordensschloß Reiffenstein; auf Hauenstein am Schlern beschloß der letzte deutsche Minnesänger Oswald von Wolkenstein seine bewegten Erdentage, da ist Runkelstein mit den berühmten Fresken aus der Tristansage, oder der sagenumwobene Greiffenstein, wo sich die Wolkensteiner jahrelang gegen die landesfürstliche Übermacht halten konnten und als man sie ausgehungert glaubte, ein köstliches Spanferkel ins Lager der Feinde schickten. Ein prächtiger Kranz von Burgen, Schlössern und Ansitzen, durchwirkt von freundlichen Dörfern der Tiroler Weinbauern.



Halle im Ansitz Berndorf, Gries bei Bozen



Treppe in der Ehrenburg im Pustertal



Kapelle des alten Deutschordensschlosses Reiffenstein bei Sterzing.

Rechts: Schloß Tratzberg im Unterinntal



Sämtl. Aufnahmen: Dr. Aurel Schwabik.

Der DUCE kommt:

Die Triumphfahrt Mussolinis auf der libyschen Küstenstraße

Die Libyenfahrt Mussolinis hat sich als ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung erwiesen. Weit über den Rahmen einer Einweihungsfeier für die 1800 Kilometer lange Küstenstraße hinaus zeugte die Reise des Duce für den unerschütterlichen Willen des italienischen Volkes, die nordafrikanischen Gebiete zu einem vollwertigen Bestandteil des italienischen Siedlungsraumes zu entwickeln und den erfolgreich eingeleiteten Kampf gegen die Wüste mit allen Mitteln der Technik und Kultur zu einem epochalen Friedenswerke zu krönen





Kamelreiter der berühmten Meharisten-Truppe in den Straßen von Tripolis.
In der Wehrmacht des zu neuer Blüte erwachten römischen Imperiums nimmt das libysche Kamelreiterkorps eine im Hinblick auf seine besonderen Aufgaben berechtigte Vorzugsstellung ein.



In den Straßen Tobruks bereitete die begeisterte Volksmenge dem Duce als dem „Beschützer des Islams" einen besonders freundlichen Empfang.

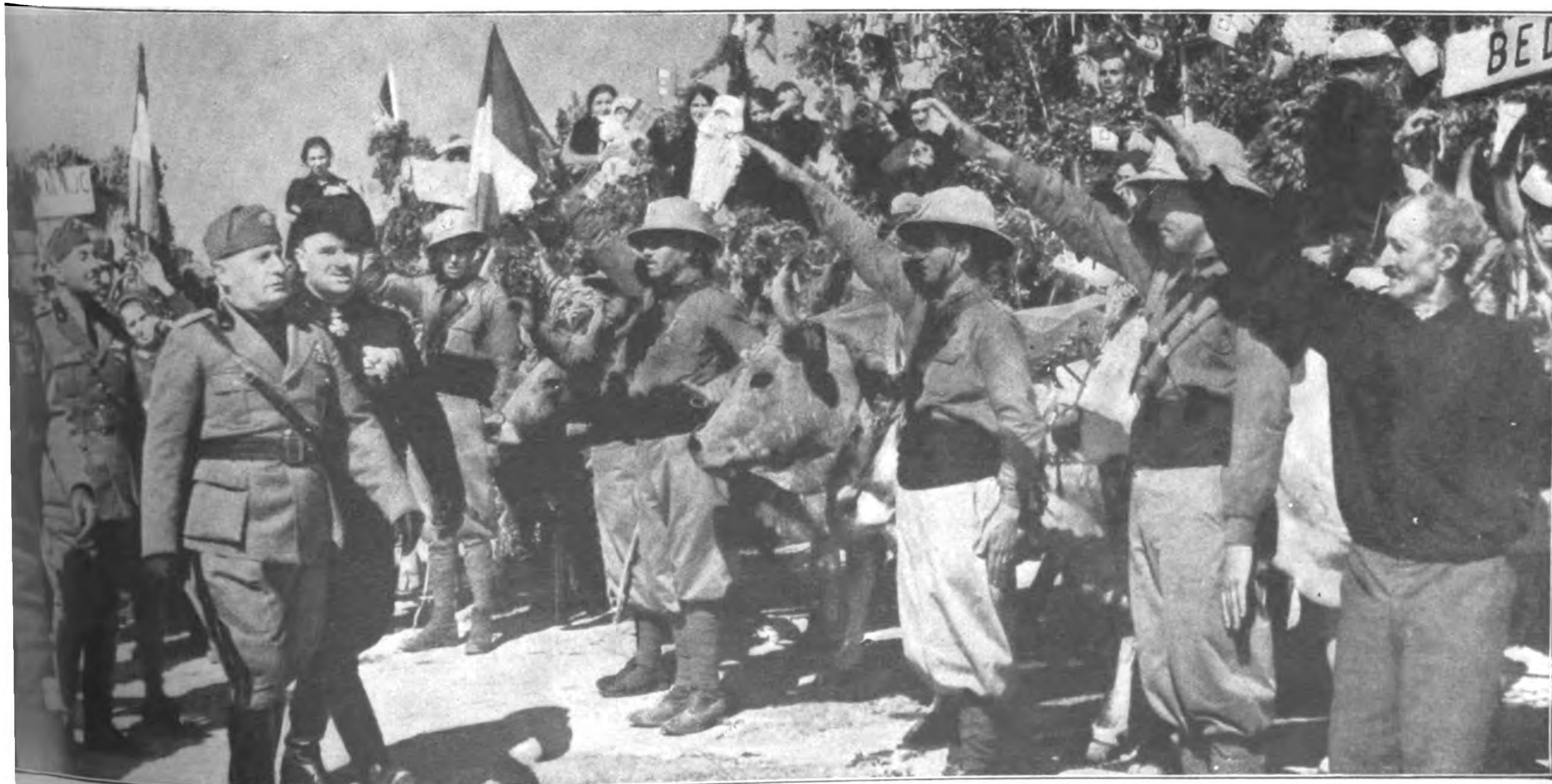


Mussolini grüßt in Tobruk die von allen Seiten zusammengeströmten Araber mit dem faschistischen Gruß.

W IL DUCE !

Der Duce und Marschall Balbo besichtigen die italienische Schule in Bela Littoria.

Aufnahmen: W. Wülfing (2). Weltbild (1). Associated Press (3).



Die Ankunft Mussolinis in Barce vollzog sich unter stürmischen Huldigungen der Italiener und Araber.

.....km Wüstenstraße

Bilder von der libyschen Küstenstraße durch Tripolis und Kyrenaika



320 km von Bengasi entfernt, steht mitten in der Wüste dieser Triumphbogen.



Rechts: An der ehemaligen Grenze zwischen Tripolis und Pentapolis kündet ein Triumphbogen die Aufrichtung des Imperiums. „Das italienische Volk hat mit seinem Blut das Imperium geschaffen, das es mit seiner Arbeit befruchten und gegen jeden mit seiner Waffe verteidigen wird", so schließt die in das Bauwerk eingemeißelte Inschrift.

Aufnahmen: Dehio (4), Weltbild (1)



Marschall Balbo, der Gouverneur von Tripolis, unterhält sich mit Arbeitern des Straßenbaues.



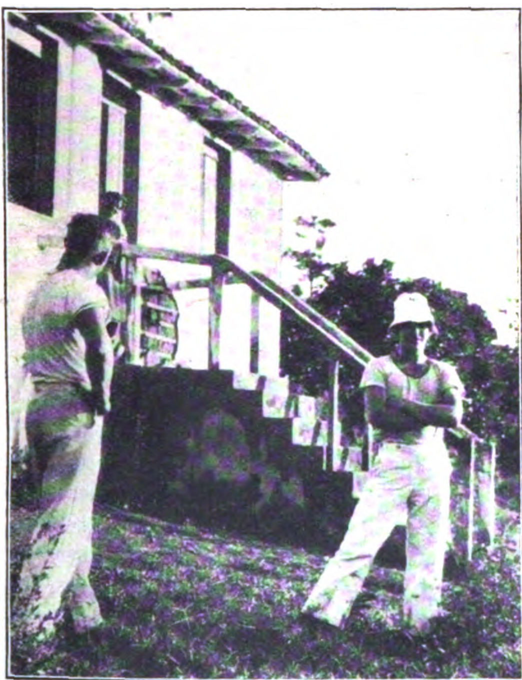
Rechts: Ein „Autopullmann" der Sahara.



Ein weißes Band, über dem [illegible] die grelle Sonne lagert.
Die Wüstenstraße zw[illegible] und Misurata.



An den vielen blauen Urwaldseen Süd-Chiles liegen überall verstreut deutsche Siedlungen; schmucke Bauernhäuser erinnern an die deutsche Heimat, ein verträumter Wald könnte in Deutschland liegen, aber es sind andere Bäume und andere Blumen.



Ein Sonntag bei den deutschen Kolonisten in Valdivia (Süd-Chile).

VOM DEUTSCHTUM IN CHILE:

Eine deutsche Sprachinsel IM PAZIFIK

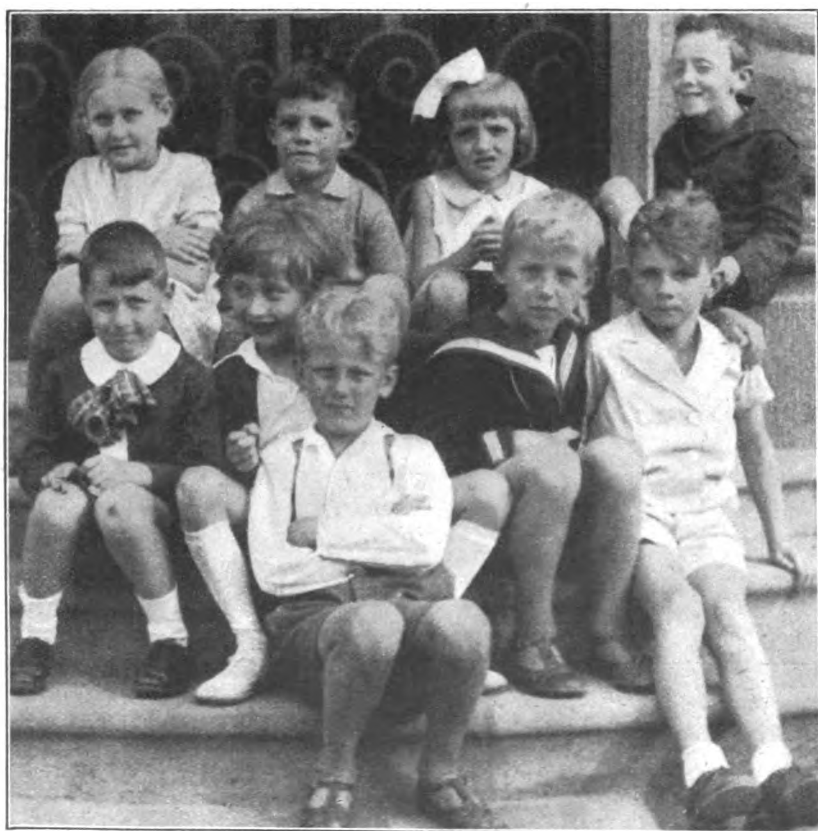


Die Jüngsten der Bayernkolonie in Panaflor bei Santiago lassen bestens grüßen und sagen, daß sie sich auch in Chile sonntags „fesch" machen

Zwischen Pinien- und Araukarienwäldern, rauchenden Vulkanen, leuchtenden Gletschern und blauen Urwaldseen liegt weit fort, im Süden Chiles, ein Stück deutscher Heimat. Die Städte mit den fremden Namen: Valdivia, Temuco, Osorno, Puerto Montt oder Puerto Varas haben die gleichen Häuser, Kirchen und Schulen wie bei uns; vertraute deutsche Laute klingen an unser Ohr, Gasthöfe und Geschäfte mit deutschen Inschriften laden ein, eine deutsche Insel im Stillen Ozean.

Reichsautobahnen gibt es im Urwald noch nicht,
und oft kommen die alten Ochsenkarren schneller ans Ziel als das Auto

Sämtliche Aufnahmen Léon.



Deutsche Kinder vor der deutschen Schule in Santiago.

Vor vier und mehr Generationen haben deutsche Bauern hier zuerst den Pflug durch den gerodeten Urwald gezogen, aus fruchtbarem Boden ein paradiesisches Stück Land geschaffen. Es ist geschichtlich bemerkenswert, daß Deutsche, und zwar Franken, vor fast 400 Jahren mitgeholfen haben, Chile zu erobern. Unter den spanischen Konquistadoren tat sich der Nürnberger Bartholomäes Blumen durch seine Tapferkeit und Klugheit so hervor, daß er zum Oberbürgermeister der Hauptstadt Santiago ernannt wurde. Dieser Pionier schenkte dem Land Chile die erste industrielle Anlage, indem er nach deutschem Muster eine Windmühle bauen ließ. Aber auch in jüngerer Zeit, vor vier Jahren, sind etwa 600 Franken nach Chile ausgewandert und haben sich in Panaflor, nur eine Stunde von der Hauptstadt, angesiedelt. Eine Villenkolonie mit bunten Blumengärten, in dieser kurzen Zeit erstanden, zeugt heute schon davon, daß der deutsche Einwanderer immer die alten Tugenden der Heimat mitbringt: Fleiß, Beharrlichkeit, Loyalität dem Gastland gegenüber und Treue seinem heimischen Brauchtum



Rechts: Corral, der Hafen Valdivias
Im Hintergrund der deutsche Stadtteil
vorn rechts der chilenische



Die I. Minensuchflottille aus Pillau traf zum Besuch in Finkenwärder ein, der Heimat des unvergeßlichen Gorch Fock. Die Insulanerinnen in ihrer schmucken Tracht bekunden lebhafte Freude über den Besuch.



Dieses wenig bekannte Bild Blüchers aus dem Jahre 1802 überreichte Rudolf Heß dem Generalfeldmarschall von Blomberg zu dessen vierzigsten Militärjubiläum als „dem ersten Feldmarschall des neuen Reiches im Namen der Partei des neuen Reiches"



Der sozusagen mit Meerwasser getauften Finkenwärder Jugend bereitet es das größte Vergnügen, sich auf den Planken eines wirklichen Kriegsschiffes zu tummeln; ein Erlebnis, das man nicht jeden Tag hat

Aufnahmen: Weltbild (3) Horst Freze (2)

VOM TAGE



Während des Sitzstreiks bei Woolworth soll das Saxophon Stimmung machen; viel mehr als ein Katzenjammer wird wohl dabei nicht herausgekommen sein



Hetzapostel in den Hudson-Automobilwerken hatten durch ihre bekannten internationalen Schlagworte den Erfolg, daß sich die Belegschaft dem bei Chrysler ausgebrochenen Streik der Autoindustrie anschloß



KISSNER

Der Geschmack einer Zigarette richtet sich nicht nur nach der Art ihrer Mischung, sondern ebenso sehr nach dem Grad ihrer Frische. Wir empfehlen Jhnen daher, beim Einkauf Jhrer Zigaretten besonders auf die Abdichtung der Packung zu achten. Wenn Sie Marken von HAUS NEUERBURG wählen, haben Sie auf jeden Fall die Gewissheit, dass Sie nicht nur eine vorzügliche Tabak-Mischung, sondern - dank der *Tropen-Packung* - zugleich auch frische Zigaretten erhalten.

GÜLDENRING 4 PF.
MIT GOLD

OVERSTOLZ 4 1/6 PF.
OHNE MUNDSTÜCK

Haus Neuerburg

Ausserdem: RAVENKLAU 5 PF. Mit Gold · AUSLESE 6 PF. Ohne Mundstück

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(4. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Tiroler Bergbauernsohn Thomas Hoffingott ist ein bärenstarker Kerl, der gar nimmer weiß, wohin vor vieler Kraft. Und so kommt er manchmal auf Gedanken, die in seine enge Heimat nicht recht hineinpassen wollen. Besonders arg aber teufeln sie in ihm herum, nachdem der Vater gestorben ist und Joos, der Erstgeborene, den Hof übernommen hat. Zudem hat ihm der neue Bauer zu verstehen gegeben, daß für ihn kein Platz mehr ist daheim. Es muß was g'schehn, denkt sich der Thomas, irgendwas — er weiß es noch nicht genau, und derweil wildert er mit seinen alten Freunden, dem Wendelin Hackl und dem Rottenpucher-Hans, lustig weiter, bis mit einemmal der strafende Arm der Gerechtigkeit sich nach ihm ausstreckt. Es schaut schon recht bös aus für 'n Thomas, doch da nimmt sich seiner, grad wie es höchste Zeit ist, ein steinreicher Hamburger Senator an, der die große Jagd besitzt, von wo der Thomas schon so manches schöne Böckl herausgeholt hat. Der frische und im Kern seines Wesens grundanständige Bauernbursch gefällt dem Senator, und er fragt ihn kurzerhand, ob er nicht Jäger sein will in seinem Revier, die Stelle wäre gut bezahlt, und er hätte vor allem endlich eine vernünftige Arbeit. Nach einigem Zögern willigt der Thomas ein. Allein er hat es nicht leicht in seinem neuen Beruf, denn seine beiden Spießgesellen aus der Wildererzeit setzen ihm arg zu, und besonders der Wendelin Hackl verfolgt ihn mit Spott und Hohn. Ja, es kommt schließlich sogar zu einer blutigen Auseinandersetzung, bei der Thomas nur mit knapper Not dem Tode entgeht. Als er dann von seinen schweren Verletzungen endlich genesen ist, sagt er seinem Jagdherrn den Dienst auf. Er ist all der Reibereien und des Forstgehilfenpostens, um dessen willen er von seinen besten Kameraden wie ein Geächteter behandelt wird, herzlich müde und verläßt die Heimat, um in Deutschland Brot und Arbeit zu suchen. Er fährt nach Essen zu seinem Bruder Adam, der sich dort in der Industrie als ungelernter Arbeiter durchs Leben schlägt; kümmerlich genug, wie Thomas bald erfährt, und den Kopf hat er auch voll von Schlagwörtern, wie „internationales Proletariat" und „Sozialisierung der Produktionsmittel". Nein, Thomas versteht das alles nicht, womit ihm sein fanatischer Bruder in den Ohren liegt, und er mag es auch gar nicht verstehen, er hat eine instinktive Abneigung gegen dieses ganze Zeug. Nur zu rasch aber muß er am eigenen Leib spüren, was für eine verheerende Macht die marxistischen Arbeiterorganisationen schon haben; denn weil er ihnen nicht beitreten will, verliert er über Nacht seine Stellung, die er als Zimmermann gefunden hat. Er läßt sich aber nicht kleinkriegen, der Thomas, er hat seinen Dickschädel, und nun mag er erst recht nicht. Lieber geht er zurück in seine Heimat, und ohne viel hin und her zu überlegen, tut er das denn auch. Dort trifft er als einen der ersten den Senator, und der macht ihm den Vorschlag, sein Glück doch mal in Deutsch-Ostafrika zu versuchen, er würde gerne für ihn bürgen. Thomas ist sofort Feuer und Flamme für diese Idee, und wenige Wochen danach schwimmt er schon auf einem stattlichen Ozeandampfer seiner neuen Heimat zu. Auf dem Schiffe lernt er Lena Helldorf kennen, die Krankenschwester ist in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Bald freunden sich die beiden miteinander an, und nach einer kurzen Trennung kommen sie im Zug, der Thomas an den Ort der Bestimmung bringen soll, wieder zusammen. In seiner kindlichen Neugier guckt Thomas fleißig zum Abteilfenster hinaus, bewundert das sonnenüberflutete, fruchtbare und für seine Begriffe etwas exotische Land, und fragt voll brennendem Interesse nach tausenderlei Dingen, die ihm völlig unbekannt sind.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Thomas studierte auf seiner Karte genau die Gegend und buchstabierte ebenso genau die schwierigen Stationsnamen: Ngoneni — Muhesa — Tengeni. Mit den Bergen war es noch nichts, der Zug wand sich durch hingestreute Hügel, sie waren von einem Gewirr von Büschen und Bäumen überwuchert und umgeben von weiten Pflanzungen. Hauptsächlich immer noch Sisal und Kokos. Aber nun auch schon Kaffee. Ein Junge, der seine erste Eisenbahnfahrt macht, konnte nicht aufgeregter sein.

Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er wendete sich um: „Und wo sein die Viecher? I seh' gar nix?"

„Davon werden Sie noch mehr sehen, als Ihnen lieb ist", grinste der Farmer. In Tengeni war ein indischer Händler eingestiegen, der unverwandt den aufgeregten Reisenden ansah. Dieser Reisende sprach eine Sprache, von der der Händler noch nichts gehört hatte. Es schien Deutsch dazwischen zu sein, aber es war doch etwas, was der Inder nicht verstand. Da stürzte der ungebärdige Reisende auch schon auf den staunenden Kaufmann zu, so rasch, daß der förmlich erschrak: „Sie, Herr Nachbar, entschuldigen S' schon!" Durch das Fenster, an dem der Inder saß, war jetzt der Blick frei geworden auf das großartige Gebirgsmassiv. Das konnte schon einen Sohn des Tiroler Alpenlandes fesseln. Mit strahlenden Augen sah Thomas hinaus. Breite Flußtäler zogen in die Berge hinein, wurden von schmalen Schluchten gequert, Spitzen stießen wie Pyramiden aus dem Grün, das in seinen vielen Schattierungen aussah, als flösse in gewaltigen grünen Wellen ein Ozean vorbei, verwirrend in dem leuchtenden Licht.

„Ist es nicht schön, unser Deutsch-Ost?" Schwester Lena war zu ihm ans Fenster getreten.

Thomas wendete sich dankbar zu ihr hin. Da sagte der Farmer: „Bis auf die Tsetsefliege! Von dem anderen Ungeziefer nicht zu reden."

Und dann hielt der Zug. Sie waren in Mnoussi, erst siebzig Kilometer von Tanga. Ein Offizier der Schutztruppe stieg ein. Da er verdrossen aussah, bremste Thomas etwas seine Gefühle. Lange aber vermochte er es nicht. Der Zug überquerte ein breites Flußtal, das nach rechts das Gebirge entzweizuschneiden schien, nach links aber den Blick freigab in meilenweites Land. Sie waren in das Zentrum des ältesten Plantagengebietes gelangt. Hanfspinnereien und Zuckerfabriken lagen in der weiten Ebene, gleichsam, als wären auch sie unmittelbar aus dem Boden gewachsen. Eine breite Karawanenstraße zog nach Süden davon und verlor sich in der Unendlichkeit der Steppe.

Der Tiroler schien die Berge vergessen zu haben, obwohl sie jetzt viel näher herantraten. Sein Gemüt schwang im strahlenden Licht der Landschaft, er war jetzt nur Bauer. Auf einer hohen, polternden Holzbrücke überschritt der Zug einen hastenden Fluß, wendete sich den Bergen zu und verschwand keuchend und pustend im Urwald, übergossen bis in alle Ecken der Abteile von einem flirrenden grünen Licht.

Thomas war wieder ans Fenster getreten. Die grüne Fülle des Waldes reichte zu beiden Seiten hart an die Geleise heran. Kein Baum war einzeln zu erkennen, alles schien verwuchert und tausendfach durchschlungen zu sein. Der Zug hielt, obwohl kein Gebäude zu sehen war. Dennoch stiegen ein paar Menschen ein. Plötzlich aber erscholl ein wildes Gekreisch, und mit einem Schlag brachen aus dem Laubdach wilde, haarige Gestalten hervor, zwanzig, dreißig, vierzig. Lange Arme klammerten sich an schwankende Äste, Körper schwangen im Bogen durch die Luft, schaukelten zurück und schnellten auf das Dach des Zuges. Die Geschöpfe schnatterten und schrien, und einige schlugen sogar mit den Fäusten gegen die vor die Fenster gespannten Moskitonetze. Ein richtiger Überfall. Doch von den Mitreisenden achtete keiner darauf, nur daß sie schmunzelten über Thomas' verblüfftes Gesicht. Sogar der ernste Offizier tat es. Es sah aus, als hätten sie alle auf den Spektakel gewartet. Thomas wollte sich die haarigen Kerle näher ansehen, da preßte einer aus der wilden Horde seine häßliche Larve so dicht an das Gitter des Fensters, daß Thomas fast den üblen Atem roch. Er fuhr betroffen zurück.

„Sie wollten ja durchaus Tiere sehen", lachte Lena Helldorf.

„Da fang' i mir oan", sagte Thomas, „so ein vergnügtes Volk!"

„Na, wenn sie Ihnen erst mal eine Ernte ruiniert haben, werden Sie anders von dem Padzeug denken." Der Farmer nickte zu dem Offizier hinüber.

Der sah Thomas an: „Sie wollen farmen?"

„Ja", antwortete Thomas eifrig, „aber weiter oben am Berg."

„Was wollen Sie denn da bauen?" Der Offizier schien durchaus nicht verdrießlich zu sein.

„Wenn's geht, Weizen."

Der Farmer lachte herzhaft. Auch der Offizier schien zuerst einstimmen zu wollen, dann wurde sein Gesicht nachdenklich. Schließlich zog er seine Brieftasche und reichte Thomas eine Karte: „Wenn Sie so weit sind, würden Sie mir mal schreiben?"

„Gern, gern", beteuerte Thomas und studierte die Karte.

Mit einem Male war das Gebirge verschwunden. Rasch hörten auch die Pflanzungen auf. Eine weite Steppe breitete sich ringsum aus, bestanden mit hohem, gelbem Gras und durchsetzt mit Dornbüschen. Straußenherden kamen bis dicht an den Zug heran, Giraffen äugten herüber, ab und zu flogen Schwärme von Hühnern auf, mitunter sah man ein dünnes Böckchen hochschnellen. Nun der grüne Filter des Urwaldes fehlte, flimmerte die Landschaft in fast weißem Licht, daß die Augen schmerzten.

In Thomas war wieder der Jäger erwacht. Er meinte, wenn sie drei Stunden hielten, möchte die Zeit reichen, einen Bock zu schießen.

„Warum nicht?" Der Farmer sah den Offizier an. „Wenn Sie gut klettern können!"

Das könne er, beteuerte Thomas, doch da wären ja gar keine Berge.

„Berge nicht, aber wenn Sie Glück haben, ist ein Baum da."

„Alsdann klettern in dem Land dahier die Böck auf die Bäum'?" Er war sehr vergnügt, gemütlich waren diese Leute.

„Die Böcke nicht, aber mitunter die Jäger. Besonders die neuen. Als ich so neu hier war wie Sie, wollte ich auch ganz einfach ein Böckchen schießen. Wie es dalag, stand daneben plötzlich ein Büffelbulle. Soviel wußte ich immerhin, daß ich nun wohl verspielt hatte. Da sah ich in dreißig, vierzig Meter Entfernung



Der liebe, gute Osterhase

Aufnahme: Erika Schmauss

eine dicke Akazie. Wir starteten zur gleichen Zeit, der Büffel und ich. Richtung Baum. Na, mein Vorsprung von zwanzig Meter in der Waagerechten reichte gerade noch zu einem Vorsprung von zwei Meter in der Senkrechten."

„Da haben S' ihn von oben erlegt, gelt?" Thomas rückte dem Farmer näher.

„Wenn er so gut gewesen wäre, der Bulle, und hätte mir das Gewehr heraufgereicht! Das lag nämlich unten am Baum."

„Dieweil Sie gesund dasitzen, hat er Sie aber nit g'fressen, das freut mi."

„Er rannte ein paarmal mit seinem Dickkopf gegen den Baum, daß ich immer dachte, nun fällst du ab wie eine reife Pflaume. Schließlich gab der Bulle das Stoßen auf Aber fort ging er nicht, er bezog Standquartier."

Thomas fand die Geschichte spaßig. „Und wie lang sind Sie da oben g'hockt?"

„Fünf Stunden. Das ist verdammt lang. Da sind drei Stunden auf einem Bahnhof nichts dagegen. Sehen Sie, so lernt man Geduld. Die aber brauchen Sie hier"

Thomas blickte lächelnd auf Schwester Lena „I versteh' die Lehr' schon ganz gut."

„Mitunter ist es auch anders." Der Offizier hatte wieder ein ernstes Gesicht. „Bei mir sollten es das erstemal nur ein paar Hühner sein. Es wurden dann aber ein paar Löwen."

„Na, na" — Thomas klopfte dem Offizier lachend aufs Knie — „sagen S' doch gleich a paar Elefanten."

„Die Hühner hatte ich gar nicht mal gesehen Die Löwen aber sehr deutlich. Leider sahen die mich auch."

„Und da war auch eine Akazie..." Thomas lachte aus vollem Hals, nein, so dumm war er nun doch nicht.

Der Hauptmann schmunzelte auch. „Eine Akazie war nicht da. Die hätte mir auch nichts genutzt. Mein Glück war vielleicht ein totes Zebra."

„Noch kann i mir draus lernen", sagte Thomas.

„Nur Geduld, Sie hörten es ja schon. Also das fette Zebra schien den Löwen so gut zu schmecken, daß sie auf einen mageren Leutnant keinen Appetit verspürten Immerhin, die halbe Minute so Auge in Auge mit zwei Löwen — und nicht zu wissen, was zu tun ist! Nur, daß ich sie ansehen und nicht weglaufen durfte, sagte ich mir. Aber getan werden mußte etwas. Ich ging also ganz leise und ohne Hast zwei kleine Schritte rückwärts und ließ das Gras langsam zusammenschlagen. Dann duckte ich mich, immer noch vorsichtig, und kroch eine ziemliche Strecke rückwärts Aber dann rannte ich mit einem Male wie ein Springbock davon Sehen Sie, so lernt man einen schnellen Entschluß fassen. Den brauchen Sie hier ebenso wie die Geduld"

Langsam legte die Eintönigkeit der öden Steppe und die brütende Hitze Müdigkeit über die Reisenden Nur der Inder blieb wach — und Thomas Für ihn war aus dem monotonen Bild da draußen eine erregende Vorstellung aufgestanden Sie hieß ganz einfach: Gras! Gras, soweit das Auge reichen konnte, übermannshohes Gras, stundenlang schon, in unendlicher Fülle Er dachte an die Wildheuer daheim, wie sie mühsam Steigeisen an den Nagelschuhen, über die steilen Schrofen aufsteigen und mit der scharfen Bergsichel die höchsten Grasbüschel herabholen müssen, eine Handvoll nur nach der andern. Hier war das ganze Land Gras einen Tag lang, und kein Ende der Überfülle war zu sehen. Und kein Gehöft, kein Mensch, der sich darum kümmerte Es beschäftigte ihn so daß er die Einfalt der Frage nicht merkte, die sich ihm auf die Lippen drängte: „Wem gehört das alles da?"

Der Farmer war ehrlich verwundert: „Niemand!"

„Gehören?" Der Hauptmann lächelte ihm zu: „Deutschland gehört es!"

So war das, natürlich, all das hier herum gehörte Deutschland. Zweimal so groß wie das ganze Reich war Deutsch-Ost. Thomas sah voll Stolz hinaus, als käme er nun daher mit dem Auftrag vom deutschen Kaiser, den Teil des Landes, über dem bisher „Niemand" geschrieben stand, zu verkleinern. Er wußte sich nicht anders mitzuteilen, als daß er Schwester Lenas Hand nahm und drückte. Erstaunt und verwundert öffnete sie die Augen. Da hatte ihn schon wieder etwas anderes angezogen Erneut war ein Gebirge an die Bahn herangetreten, machtvoll erhob es sich aus der Steppe

„Das ist das Paregebirge", erklärte Schwester Lena, „wenn es vorbei ist, kommt bis zum Kilimandscharo nur noch Steppe."

„Geduld", sagte der Farmer, „zuerst kommt die Nacht." Er packte einen Koffer aus und begann zu nachtmahlen Das Beispiel fand allgemein Nachahmung

Sehr rasch legte sich Dunkelheit auf das Land, das Leuchten löschte aus. Da fielen auch Thomas Hoffingott die Augen zu. Er spürte Wohlbehagen, so geborgen in einem kleinen Zug zu sitzen und langsam und sicher durch die unendliche Weite der Steppe getragen zu werden, seinem Lande zu. Als er aufwachte, rieb er sich die Augen und sah hinaus, und rieb sich die Augen wieder. Rechter Hand vorn stieg klar und himmelhoch, aber weit, weit, ein gewaltiger blauer Wall aus der Steppe, die glatt war wie eine Schale Langsam verjüngte sich der Wall, doch seine Spitze konnte man nicht sehen, sie ruhte in einem breiten Kranz grauer, an den Rändern vergoldeter Wolken, ein Kissen mehr als ein Kranz war es. Auf dem grauen Wolkenkissen wieder thronte eine große weiße Wolke. Blendend weiß sah sie aus auf dem grauen Grund, klar und leuchtend hob sie sich ab von dem schwarzblauen Himmel. Und über der gleichmäßig gewölbten Kuppel der weißen Wolke stand ein großer, rotgelber Mond und schüttete sein Licht senkrecht herab Es prallte von der Kuppel ab, zerspritzte und floß in funkelnden und gleißenden Bächen herunter bis in die weiten grauen Wolkenkissen. Ganz deutlich konnte man die Bäche aus Licht rinnen sehen

Thomas deutete aus dem Fenster. „Da, wie sie funkelt, die Wolke überm Berg. Schön ist das, schön!"

Er hatte unwillkürlich Lenas Arm gepackt, sie wagte nicht, die Hand abzustreifen. Er flüsterte: „Ist er das, das Blaue, was da aufwächst? Ist er das, der große Berg?"

Ebenso leise antwortete sie ihm: „Ja, der Kilimandscharo." Sie beugte sich vor und sah schärfer hin „Aber was dann wieder über den großen Wolken ist, die runde weiße Wolke voll Licht, das herunterfließt das ist noch immer der Berg."

Da ließ er ihren Arm los, und sie sah, wie einen Augenblick Zweifel in sein Gesicht trat. Ein Berg? Die stürzenden Wasserfälle aus Licht? Sie nickte: „Der Gletschergipfel ist das, der Kibo."

Nah und fern zugleich, lockend und abwehrend stand er da, ein gewaltiges Stück der ungeheuren Erde; er durchstieß einen ganzen, weiten Wolkenhimmel und rührte als ein menschenfernes, unnahbares Wunder an den eisigen Himmel

„Da fahren wir grad hinein", flüsterte Thomas, „ganz nah sind wir schon!"

Schwester Lena hob ihre Armbanduhr vor die Augen „Das sind noch fast hundert Kilometer"

Eine lange Weile sagte niemand ein Wort Die tiefen Atemzüge der schlafenden Männer im Wagen legten sich wie ein Vorhang um die Gedanken, und das schliefende Geräusch des Eisens draußen baute ein Gitter zwischen die Enge des Abteils und die unendliche Freiheit und Schönheit der Natur Thomas Hoffingott schwang sich hinüber Sie spürte eine ungeheure Erregung, als er nun sagte: „I kann's nimmer glauben. Da soll i nun bleiben?" Da war er ihrer Gegenwart wohl entglitten

12. Kapitel

Um acht Uhr in der Frühe waren sie in Moschi Es war eine Verabschiedung, als gingen alte Bekannte auseinander Lena Helldorf stellte erfreut fest, daß allein die Natürlichkeit ihres Gefährten die meist reichlich betonte Reserviertheit der Weißen verschiedener Berufe gebrochen hatte

Thomas machte dem Farmer eine Verbeugung: „Also, i halt's mit der Geduld!" Zum Hauptmann gewendet: „Und mit dem raschen Entschluß!"

„Halten Sie es nur weiter mit Ihrer Begeisterung", sagte der Hauptmann und reichte ihm die Hand, „dann ist es gut, für Sie und für uns alle."

Zwei Kastenautos aus den ersten Tagen der Erfindung dieses Verkehrsmittels standen an der Station Mit dem einen fuhr der Pflanzer ab nach Aruscha. Neben dem andern stand ein junger Mann und blickte etwas mißtrauisch auf den Ankömmling: Zum Einleben sollte der nach Farm Leitgebel? Wahrscheinlich war es der Nachfolger Bekanntschaft hatte der Herr auch

schon gemacht, Farmer Grünzner aus Mabingo, einen Hauptmann und die Schwester vom Spital. Na, er würde jedenfalls warten, bis der reichlich bäuerische Herr sich um sein Gepäck allein bemüht hatte.

„Sie werden abgeholt, dort steht Ihr Wagen!" Lena Hellborf deutete zu dem jungen Mann hinüber, der die Haube des Motors aufgeklappt hatte. Sie reichte Thomas die Hand: „Und nun viel Glück."

„Dank' schön, dank' schön!" Er schüttelte die schmale Hand kräftig.

„Und auf Wiedersehn!"

„Auf baldiges Wiedersehn, Schwester Lena. Und vielen, vielen Dank!" Er ließ die Hand noch nicht los.

Sie entzog sie ihm sacht: „Auf Wiedersehn, Herr Thomas Hoffingott!"

Sie war schon am Stationsgebäude, als er es erfaßte, daß nun erst wirklich das letzte Tau gefallen war, das von Europa bis hierher gelangt hatte. Aber was hieß das schon. Sie war ja in Moschi, und das war nicht aus der Welt. „I hab' schon verstanden Schwester Lena, und i hoff' auch in Gott!"

Noch einmal nickte sie ihm lächelnd zu, dann war sie verschwunden. Thomas ging mit großen Schritten auf den Wagen mit dem noch immer bastelnden jungen Europäer zu

Eberhard von Stolpe, verunglückter Leutnant aus Stettin, war im übrigen kein Grobian. Nur litt er an zwei Dingen. Er konnte diesem Afrika nicht viel abgewinnen, zumal es für ihn mit wenig geschätzten Arbeiten verbunden war; dann hatte er in dem einen Jahr, in dem er hier schwitzte und seufzte und den harten Entschluß seines Papas verwünschte, schon zweimal die Farm wechseln müssen. Und beide Male hatte es geheißen: Aus Ihnen wird nie ein Farmer! Sicher war das nur immer eine Ausrede gewesen, damit ein neuer „Assistent" einrücken konnte. Der Herr Hübl auf Leitgebel sollte ihm nun die wirklichen Kenntnisse beibringen. Ein grober Kerl. Der junge Mann war der festen Meinung, schon genug von der Sache zu verstehen, sein alter Herr könnte ihn nun endlich selbständig machen. Dann ließ sich vielleicht auch noch über Afrika reden. Eberhard von Stolpe seufzte still, als er an den letzten Brief seines Vaters dachte: „Entweder Du hältst diesmal durch, oder ich lasse Dich gänzlich fallen. Glaubst Du, es ist für einen Farmer ein Spaß, aus einem Taugenichts wie Du einen brauchbaren Kerl zu machen?" Der alte Herr hatte gut lachen auf seinem hinterpommerschen Rittergut; er sollte hier mal ackern und auf klapperndem Kastenwagen für einen Tiroler Bauernburschen den Chauffeur machen!

Doch wie es mitunter ist: Der ehemalige Bauernbursche und Bergführer merkte in seiner Freude gar nicht, daß da einer einsilbig und hochmütig sein wollte, er stellte so viele naive Fragen, bis der ehemalige pommersche Leutnant entwaffnet war. Mit dem Gefühl, unendlich mehr von Afrika zu verstehen als dieser Mensch, der hier auch starten wollte, bekam Eberhard von Stolpe dann die angenehme Gewißheit, daß der Neuling ihm nicht gefährlich werden könne. Und so fragte er: „Sie wollen selber farmen?"

„Freilich. Morgen lieber als übermorgen. Hoch oben am Berg, wenn's geht."

Eberhard von Stolpe schielte seinen Nachbarn an. „Menschenskind, da oben ist's ja noch einsamer, als es hierzulande schon sowieso ist"

„Ist mir grad recht, da hält mi keiner von der Arbeit ab. Und Sie? Wollen Sie nicht auch farmen?"

„Ich? Ich geh' mal an die Küste, Tanga oder Daressalam, Sisal oder so. Nee, ist man schon in solchem schwarzen Land, will der zivilisierte Mensch wenigstens ab und zu mal ein weißes Kleid sehen."

Nun schielte Thomas seinen Nachbarn an: „Wissen S', Herr Baron, i moan, die besten weißen Kleidein, dös wer'n die wohl sein, die uns nachkommen in die Einsamkeit."

Nicht gerade dumm, entschied Eberhard von Stolpe bei sich, aber eben doch ein Bauer

Thomas hatte keine Zeit mehr, darauf zu achten. Der große Berg kam ihm entgegen. Berg? Berg war eigentlich anders, war Wiese, Wald, grüne Halde, darüber helles Gewände, kühne Zacken und Grate. Hier stieg eine wuchtige Masse an einer Stelle aus den endlosen Ebenen empor, ungeheur in den Ausmaßen, wie alles hier ins Riesenhafte, Übervolle gesteigert, und klang aus in die mächtige, blendend weiße Eishaube hoch im Himmel. Er dachte ein paar Minuten an ein weißes Kleid, das auf dem Schiff gewesen und mitgekommen war bis auf den Bahnhof von Moschi

Andere Bilder traten ihm vor die Augen, unaufhörlich wechselnd, im Augenblick sich wandelnd, eine Büffelherde, Kranichschwärme hoch in der Luft, die dürftigen Siedelungen der Eingeborenen, fern am Horizont der trockenen und leeren Steppe die Umrisse fliehender Giraffen. Er hätte laut auflachen mögen, wenn er nicht zu müde gewesen wäre, über diese eckigen, unwirklich fremdartigen Bewegungen der schräg emporgereckten Hälse. Und wie die Viecher toll davonjagten, es war gar nicht mehr ein Lauf von Tieren, mehr so ein Wettrennen phantastischer Vorrichtungen von Gestellen, die ein einfallsreicher Junge mit einigen Winkeln und Scharnieren zusammengeschraubt hatte. Ja, und dann lachte er eben doch laut heraus

Eberhard von Stolpe schüttelte den Kopf über so viel Harmlosigkeit. Dann fiel ihm etwas ein: „Die Dame da, die Schwester, wo haben Sie die denn aufgetan?"

Wart, du Depp, dachte Thomas. „Eine alte Bekannte von mir. Wir kennen uns schon — warten S' moal — vierzehn . . ."

„So genau wollt' ich's ja nu auch wieder nicht wissen. Und der Hauptmann?"

„Der Hauptmann? Der hat sich mir vorgestellt unterwegs."

Stolpe drehte den Kopf langsam herum. Wollte der Lackel sich über ihn lustig machen? War das ein ganz Gerissener? „Wohl 'ne Kasinobekanntschaft, was? Wie heißt er denn?"

Thomas kramte die Karte hervor. „Da, lesen S' selbst, da ist glei seine Adressn."

Tatsache. Also da stimmte etwas nicht mit dem angeblichen Bauern.

„I soll ihm schreiben, und er will mi besuchen, später"

Eberhard von Stolpe war überzeugt, es würde mit Deutschland nicht aufwärtsgehen, fingen nun schon die kaiserlichen Offiziere an, Umgang mit Farmeleven zu suchen. Noch dazu mit solchen Hinterwäldlern

„Der indische Kaufmann, den Namen weiß i aber nit." Thomas sah seinen Nachbarn harmlos an.

„Was für ein Inder?"

„Und der Farmer, warten S', der ist aus Aruscha"

„Den kenn' ich." Eberhard von Stolpe stoppte: „Sagen Sie mal, Sie wollen mich wohl veräppeln?"

Thomas sah ihn vergnügt an. „Na, i wollt' bloß sagen, mehr Leut' kenn' i noch nicht in Afrika"

Doch beschränkt, entschied Eberhard von Stolpe Da bockte der Wagen. „Verfluchte Mistkutsche"

Thomas war verwundert. „Aber er fährt doch guat!"

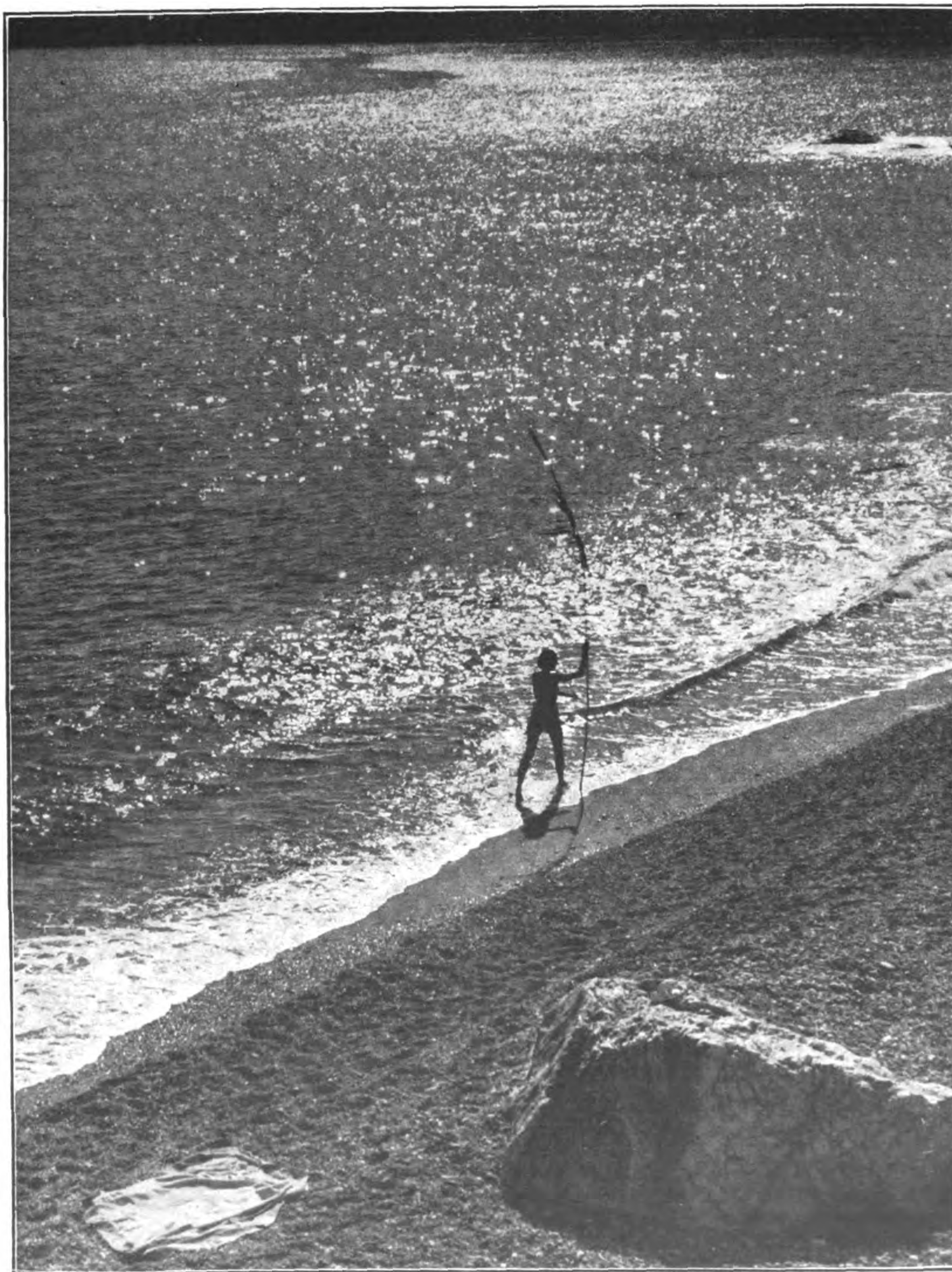
„Sagen Sie mal, Sie sind wohl in Ihrem Leben noch nicht viel Auto gefahren, was?"

„Na Aber in acht Tagen will i dös können."

Eberhard von Stolpe gab es auf. Außerdem fuhr der Wagen in die Pflanzung ein, durch hohe Heckenzäune vor das Haus

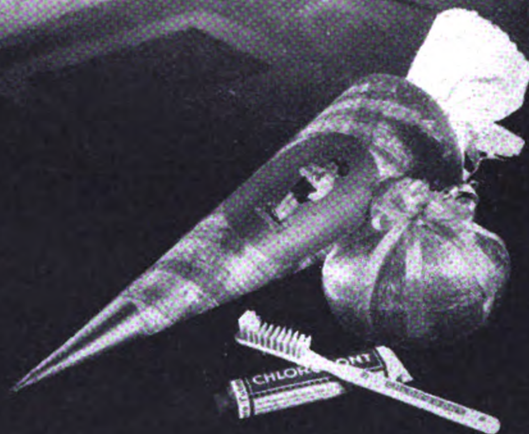
Der Farmer stand auf den Stufen und trat Thomas entgegen: „Willkommen auf Leitgebel, Herr Hoffingott."

Ein breites, stark gerötetes Gesicht, von einem blonden Bart umrahmt, eine kleine, gedrungene Gestalt, die etwas sehr Gesundes und Behagliches an sich hatte, das war Herr August Hübl, Besitzer der Leitgebelfarm Er hatte seinen weißen Tropenhelm in den Nacken geschoben, reichte dem Ankömmling die Hand in den Wagen und schüttelte sie kräftig. Dabei sah er sich nach Eberhard von Stolpe um: „Da, Herr Baron, das



Zwischen Dünensand und Meer.
Aufnahme: Pitts-Press.





Zwei wichtige Ereignisse im sechsten Jahr.

Das Kind kommt in die Schule und fast gleichzeitig erscheint der erste bleibende Zahn, der sechste jeweils von den Schneidezähnen aus gerechnet. Er ist die Stütze des ganzen Gebisses und seine Erhaltung besonders wichtig.
Der erste Schultag sollte deshalb der allerletzte Tag ohne Zahnbürste sein. Jede Nachlässigkeit gegen die Zähne rächt sich jetzt doppelt bitter, weil nun auch das bleibende Gebiß Schaden leidet und damit der ganze Körper.
Eltern, unterstützt die Schule im Kampf um die Zahngesundheit, achtet bei Eueren Kindern auf regelmäßige und sorgsame Zahnpflege, gebt selbst ein gutes Beispiel.



darum morgens und ***erst recht*** abends **Chlorodont**

Nr. **5** der Chlorodont-Serie 1937

sind Pratzen! Wie beim Bären, was? Das ist ein andrer Schlag, Stolpe, nicht? Ein Tiroler, ein richtiger Tiroler!"

„Alle können wir ja nicht aus Tirol sein, Herr Hübl!" Der junge Mann winkte einen Schwarzen heran.

Hübl lachte breit: „Oller Miesepeter! Aber recht hat er, alle können wir nicht aus Tirol sein. Bloß die Pommern, Stolpe, wissen Sie, die hab' ich mir auch nicht gerade so etepetete vorgestellt."

„Aber August!" Eine zarte blasse Frau war neben den Mann getreten.

Der Farmer stellte vor: „Herr Hoffingott aus Tirol — Gustl, meine Frau."

Thomas fühlte ein Paar gütige Augen prüfend auf seinem Gesicht.

„Seien Sie auch mir herzlich willkommen."

„Heiter, was? Ich August, sie Auguste!" Der Farmer lachte drohnend über seinen Scherz.

Frau Hübl lächelte: „Immer ist Bana Hübl nicht so vergnügt. Aber Sie werden müde sein. Der Boy führt Sie in Ihr Zimmer. Der Waschraum ist nebenan. Dann kommen Sie zu Tisch, und nachher schlafen Sie sich erst mal aus."

„Nein, zuerst müssen Sie mal erzählen", rief ihm der Farmer über die Stiege nach, „tagelang müssen Sie erst mal erzählen, von drüben, von ganz Europa."

Als sie dann in der kühlen Halle saßen, merkte aber auch Herr Hübl, daß der Gast aus Europa wohl doch erst schlafen müßte. Thomas raffte sich auf und fragte nach Peter Pier, erzählte vom Senator und richtete dessen Grüße aus.

August Hübl strahlte: „Das ist ein Kerl, was? Da sind Sie mal an einen Mann gekommen. Der Peter, der ist im Innern, den sehen wir so bald nicht. Bahnen vermißt er da. Das ist ein toller Arbeiter, sag' ich Ihnen, auf den kann der Alte in Hamburg stolz sein."

„Jetzt gehen Sie schlafen", entschied Frau Hübl.

Thomas war furchtbar müde. Er konnte sich gar nicht erklären, wie das kam. Die Hitze, nun ja, der unbarmherzige Sonnenbrand hatte ihm sehr zugesetzt, aber daß einer beim Essen fast einschlafen konnte, das war doch sonderbar. Im Halbschlaf sah er noch einmal den großen blaugoldenen Falter, der ihm während der Fahrt zur Farm auf die Hand geflogen war. Wunderbar, wie die Flügel schillerten in einem satten metallischen Blau, das an den zitternden Händen purpurn aufleuchtete, die langen fadenzarten Fühler, die Zeichen auf den Flügeln, wie Buchstaben einer rätselhaften Schrift. Der Falter schien ihm alles in sich zu vereinen, was dieses Land an unbekannten Wundern barg. Dann glitt Thomas hinab, traumlos und schwer. Als Herr Hübl am Abend nach ihm sah und ihn schlafend fand, ließ er ihn liegen. So schlief Thomas Hoffingott sechzehn lange Stunden.

Arbeit oder das, was sich Thomas unter Arbeit vorstellte, gab es übrigens nicht. Es vergingen Tage, ohne daß er ein einziges Mal die Hand zu einer richtigen Arbeit führen konnte. Er hatte den Auftrag, sich eine Woche lang ganz für sich alles anzusehen. Also sah er sich die Wirtschaftsräume an, die Ställe, die Wasserversorgung, die Ackergeräte. Da das nicht viel Zeit erforderte, konnte er auch noch den Berg ansehen und den Wunsch immer größer werden lassen, einmal so von ganz oben über das Land zu schauen und herauszusuchen, wo wohl der Platz wäre für die Farm Hoffingott.

Auf die Felder sollte er auch noch nicht. Nichts sollte er tun. Als er jedoch am vierten Tag die große Stalltür noch immer lose in den Angeln hängend fand, suchte er Handwerkszeug und besserte sie aus. Da fühlte er eine Hand auf seinem Arm: „Nur keine Hand rühren, Tiroler. Zum Nasenschnäuzen ausgenommen." Eberhard von Stolpe fuhr gönnerhaft fort: „Alles andere machen die Schwarzen nämlich viel besser."

„Ausgerechnet Sie, Stolpe!" Der Farmer war hinzugekommen.

„Wieso ausgerechnet ich? Haben Sie das nicht wörtlich so zu mir gesagt, als ich bei Ihnen anfing, Herr Hübl?"

„Anfing ist gut." Farmer Hübl tat, als sei er erschüttert. „Wann haben Sie denn was angefangen, Stolpe? Aber Sie haben recht. Zu Ihnen hätte ich das wirklich nicht zu sagen brauchen. Dem hier, dem hätt' ich's sagen müssen. Na, viel Vergnügen, meine Herren!"

Stolpe sah ihm maulend nach. „Und so was Ungehobeltes hat nun solchen Besitz!" Er beugte sich zu Thomas vor: „ Hören Sie mal, wenn der Hauptmann mal kommt, dann machen Sie mich mit ihm bekannt! So mit 'ner kleinen Empfehlung, verstehen Sie. Scheint ja seltsamerweise einen Narren an Ihnen gefressen zu haben."

„Was woll'n S' denn vom Hauptmann haben?"

„Haben, haben — fort möcht' ich von hier. Vielleicht kann er mir weiter helfen. Schließlich war man doch Kamerad."

„Weiß der Hübl, daß Sie fort wollen?"

„Nee, um Gottes willen. Außerdem hat er Sie ja. Einer genügt ihm auch zum Draufrumreiten."

August Hübl ritt aber nicht auf seinem neuen Eleven herum, sondern mit ihm durch die kilometerweiten Pflanzungen. Er war somit ein richtiger Herr geworden, der „Bana tilola". So nannten ihn die Schwarzen, denn sie hörten immer, wie der Farmer „Tiroler" zu ihm sagte, „Bana tola" — das war Stolpe — tat es auch, und das harte R konnten sie nicht sprechen. Also blieb nur der Tilola übrig.

Etliche Wochen hindurch ritt Thomas so an der Seite des Farmers aus, der ihm breit und umständlich, mit groben Späßen und gelegentlich auch mit gutem Whisky, alles zeigte, was ein Neuling von einer Pflanzung wissen mußte. Oft war auch Eberhard von Stolpe dabei. Dann aber blieb er für sich, es war ihm klar geworden, der Tiroler paßte besser auf die Felder. Bauer blieb eben Bauer. Doch man mußte es dem Farmer sagen. „Wissen Sie, Herr Hübl, von mir aus. Aber wenn der Tiroler so weiter macht und den Schwarzen die Arbeit aus der Hand nimmt, wenn sie ihm nicht gut genug gemacht worden ist, oder wenn sie ihm nicht rasch genug geht — mir kann es ja recht sein, aber ich meine, das Ansehen der weißen Rasse leidet darunter."

Der Farmer kratzte sich den Kopf. „Recht haben Sie, Stolpe. Bloß daß Sie mir das sagen, wissen Sie — oder ich werde mit ihm reden." Plötzlich lachte er dröhnend: „Nichts für ungut. Ich stelle mir bloß vor, er hätte mir das von Ihnen gemeldet."

Überraschend schnell kam die Zeit, da Thomas selbständig die Arbeiten leitete, die eigentlich Eberhard von Stolpe beaufsichtigen sollte.

In den Maisfeldern, die Thomas am meisten interessierten, weil er den Mais aus den wärmeren Gebieten seiner Heimat kannte und deshalb an ihm einen Maßstab für die Ergiebigkeit des afrikanischen Bodens hatte, war vorläufig noch wenig zu tun. Aber in den Ananasfeldern sollte die Ernte vorbereitet werden. Der schwarze Aufseher meldete den Stand der Arbeit.

„Langsam, du schwarzer Teufel, du", rief Thomas vom Pferd herab, „unasema upesi, sag' i, Zeit lassen beim Reden!" Da sie es nun mal so haben wollten mit dem Zeitlassen dahier, schön, sollten sie es haben. Sein Betrieb war es ja nicht. Aber dann ging er doch sofort daran, die kleine Rollbahn, auf der die Ernte zur Farm gebracht werden sollte, instandzusetzen.

„Ein geschickter Kerl", griente Hübl und sah mit Stolpe von weitem zu.

Der Lagerplatz mußte vorbereitet werden. Die Arbeiterschaft mußte aufgenommen und eingeteilt werden. Wurde gemacht, bevor Herr Eberhard von Stolpe, dessen Aufgabe das eigentlich war, seine Vorschlagslisten fertig hatte. Er nahm es aber nicht mehr übel, mochte der Tiroler sich die Hörner ablaufen.

Nach der Ananasernte war Thomas mehrere Wochen unten in der Zuckerrohrpflanzung. Das war für ihn der ungemütlichste Teil des Farmgebietes. Eine drückende Schwüle lastete über dem versumpften Teilboden, das Wasser blieb nicht einmal in den Thermos-Gefäßen kühl genug, um zu erfrischen. Und bei dieser Gluthitze mußte der Saft des zerstückelten Rohres in breiten Pfannen abgekocht und eingedickt werden. Wie braune Ziegelsteine sahen die versandfertigen Zuckerkuchen aus. Die ganze Umgebung war beständig erfüllt vom Gesumme ungeheurer Bienenschwärme. Nein, eine Zuckerpflanzung in der Niederung würde die Farm Hoffingott bestimmt nicht.

Als Thomas eines Abends zur Boma des Farmers zurückkam und ermüdet Meldung erstattete, schmunzelte Stolpe. Nun hatte er wohl bald genug der Tiroler. Hoffentlich hielt er noch durch bis zur Beendigung der Zuckerernte, sonst mußte am Ende er selber noch hinunter.

Farmer Hübl klopfte dem müden Mann kameradschaftlich auf die Schulter, eine Arbeit, die ihn bei der Schwüle schon einen kleinen Schweißausbruch zu kosten schien, und sah ihm prüfend ins Gesicht: „Nu, mein Lieber?"

„Das macht gar nix", antwortete Thomas. „I selber bau' im Leben keinen Zucker, aber" — er sah zu Stolpe, der sich eine Zigarette anzündete „aber die Arbeit wird gemacht, und wär's in der Höll'."

„Brav, mein Junge!" Hübl war voller Freude. „Meinen Sie etwa, Stolpe, ich hätte anders angefangen? Gustl, sieht er nicht schon aus wie ein richtiger Afrikaner?" Er füllte ein Glas Whisky, schob es Thomas hin, vergaß auch nicht, seines neu zu füllen, „Ihr Wohl, Bana tilola! Und wie geht es Muini?"

„Das ist ein Teufelsbub, Herr Hübl! Der kennt alle Viecher an der Stimm'. Er braucht sie gar nicht seh'n. Und die feinsten Fährten schmeckt er mit seiner Nasen."

Muini war der Sohn einer Negerin aus dem Nachbardorf. Er war zehn Jahre alt und Thomas als Boy zugeteilt. Seit er den schmutzigen Lendenschurz mit einer Kordhose vertauscht hatte, einen richtigen Rock mit blinkenden Knöpfen anhatte und sogar Stiefel trug, war er ein völlig anderer geworden. Er hatte richtig einen zweiten Menschen angezogen, und all dieses Neue, Großartige floß für ihn in dem einen Begriff zusammen: Bana tilola, sein Herr, für den er arbeitete, atmete und lebte. „Nicht Muini", hatte Thomas am ersten Tag zu ihm gesagt, „Muini heißen bei uns die Katzen, Jokele heißt du!"

„Komisch", der Farmer schüttelte den Kopf, „bei Ihnen ist eigentlich noch keiner heimisch geworden, Stolpe."

Eberhard von Stolpe war gar nicht gekränkt. „Ich kann mich eben nicht so kameradschaftlich mit den Schwarzen stellen wie der Hoffingott, das ist alles."

Das ging Thomas gegen den Strich. „Na, das kann er nit. Aber wann i ihn nochmal bei kameradschaftlichen Bemühungen zu einem schwarzen Fräulein erwisch . . ."

August Hübl war mit einem Ruck hoch: „Stolpe?!"

„Spaß, Herr Hübl", Stolpe war etwas verlegen, „man wird wohl mal einen Spaß machen dürfen, nicht?"

Muini aber blieb Jokele. Lastete die Hitze noch so sehr über der schattenlosen Steppe, wenn sie beide durch das Pori ritten, dieses öde, graugelbe Dorngestrüpp, durch das der Weg zur Zuckerpflanzung führte, Jokele wurde nie müde oder unwillig, er war immer heiter und guter Dinge. Seine samtdunklen Augen strahlten vor Glück, konnte er seinem Herrn etwas zeigen: eine Giftschlange, die silbrig in dem hellen Sand des trockenen Flußbettes kaum zu erkennen war, eine schmackhafte Süßwurzel, die Spur eines Leoparden im dichten Busch oder am fernen Horizont das Bild flüchtender Strauße. Außerdem hatte Jokele noch einen besonderen Ehrgeiz: er lernte Deutsch, richtiger: tirolerisches Deutsch.

Und als er einmal eine Flasche aus Unvorsichtigkeit zerschlagen hatte und schuldbewußt mit den Scherben daherkam, bekannte er das Malheur mit den Worten: „Jokele, höllsakla!"

13. Kapitel.

Außer Briefen an Mutter und Bruder mit ausführlichem Bericht über die Reise und das Land Afrika ging einer auch an Hackl. Doch er war ziemlich einseitig:

„. . . und wenn du glaubst, daß du was von der Jagd verstehst, da verschlief dich lieber gleich ins hinterste Fuchsloch und schau nimmer heraus. Das soll eine Jagd sein, drei Stunden bergauf rennen und dann die Augen aus dem Kopf schauen, daß einer halt grad noch das hinterste Schwanzl vom letzten Gamsbock zu sehen kriegt! Ja, mein lieber Hackl, das kannst dir gar nicht denken, wie da bei uns die Gegend voller Tierzeug ist. Eine ganze Menagerie, sag' ich dir. Die Viecher, die der Schulmeister in seinem Buch drinnen hat, die sind alle da! Giraffen, Büffel, Geier, Zebra, Antilopen, Leoparden, Hyänen — ja, und da reiß das Maul auf — Krokodile, Nashörner, Elefanten und Löwen. Ich kenn' sie selber noch nicht alle. Einen Löwen zum Beispiel hab' ich noch nicht geschossen, ich wollte sagen, noch nicht gesehen, aber gebrummt hat er, ganz in meiner Näh'. Das brauchst du aber der Liesl nicht zu schreiben, die könnt's der Mutter erzählen, und vor einem Löwen hat sie am meisten Angst gehabt

Wir geh'n fast den ganzen Tag mit der Büchsen herum. Draußen immer. Wenn ich von der Boma, wo ich wohn', hinübergeh', dreißig Schritt', über den Hof ins Faktoreibüro, nehm' ich schon die Büchsen mit. Es könnt' ja grad ein schöner Milan in der Luft stehen oder ein Geier. Man weiß in Afrika n e, was im nächsten Augenblick ist.

Wenn ich zum Zucker hinunterreiten muß, da denk' ich mir, heut nimmst ein Böckl mit für die Frau Hübl. Du hast keinen Begriff, Hackl, wie schön unsere afrikanischen Böckln auf haben, eine wahre Pracht! Da ist das Gewichtlzeug von unsre Böckln daheim schon gar nichts daacaen Aber wie ich so durchs dichte Pori geh' und

Es gibt nur Eines,
worin die Frau
auch der Jüngsten und Schönsten
nicht nachstehen muß:
den „Duft nach Sauberkeit
und Frische"





an mein Kongoniböckl denk', grunzt ein Warzenschwein ganz in meiner Näh', und so geb' ich dem schwarzen Kerl meine Kugel. Der Jokele, mein Bürschl, mein schwarzes, nimmt es aus. Dann geh'n wir weiter. Wenn es grad kein Kongoniböckl ist, könnt' es auch eine Gazellen sein, denk' ich. Die sind wie die Gams, noch viel leichter, man könnt' sie bloß so durch die Luft blasen. Doch da stehen schon vor mir die Hundsaffen, eine Familie mit der ganzen Verwandtschaft, und machen fürchterlichen Tanz. Das sind zwar Schweinehundsaffen, denn sie ruinieren uns oft die Pflanzungen, aber Kugel sind die keine nicht wert. So geh'n wir also weiter. Da sieht der Jokele die frische Losung von einem Leoparden. Das ist unsere große Graskatz'. Die kann recht bösartig sein. Aufpassen, denk' ich, der Fährte nach, da — da kommt mir so ein Schakal vor die Büchse, daß ich ihn nicht stehenlassen kann. Und so geht es fort. Immer was anders, als man denkt. Unser Farmer ist einmal auf die Elefantenjagd geritten und mit einem Löwen heimgekommen, doch das ist schon vor meiner Zeit gewesen. Aber als er neulich auf Zebra ging, erwischte er die schönsten Straußen. Aber kriegen tut er immer was.

Noch besser aber schießt mein Kollege hier, der Herr von Stolpe. Das ist ein Leutnant, den haben sie daheim hinausgeschmissen bei den Husaren. Ein ganz ein feiner Bursch, aber ein mordsfaules Luder. Bloß schießen, das kann er. Der hat wollen mit mir zusammen und Herrn Hübel ein Gnu schießen, da hat der Malefizkerl einen Löwen erlegt, denselbigen, der mich angebrummt hat, als ich noch nicht fertig war mit dem Gnubullen. Aber einen Löwen, den schieß' ich auch noch, den muß ich haben.

Eines aber tät dich ärgern, Hackl, bei so viel schöner Jagd: Wildern gibt's bei uns in Afrika nicht, weil fast alles erlaubt ist, und wenn du dir das Gesicht anrußen tätst, wär es grad verkehrt, weil man glauben könnt, du wärst ein Schwarzer. Das hab ich dir schreiben müssen, weil du doch jetzt wieder eine Adresse hast. Die Liesl hat mir sie geschrieben, weil du zu faul oder zu dumm dazu bist. Grüß' mir den Rott, und ich kann euch nur sagen: packt's z'samm und kommt's her zu mir. Arbeit gibt's grad g'nug und ein Leben, so schön, einfach nit zum Sagen . . ."

Während der langen Regenzeit saß Thomas über Skizzen und Karten oder las in Büchern nach. Er hatte sich rasch in das neue Leben hineingefunden und mit Genugtuung Hübls Ansicht gehört: „Wenn Sie Ihren Betrieb nicht zu groß aufmachen, können Sie schon allein fertigwerden, Hoffingott!"

„Ein richtiger Jäger aber wird der Thomas nie!" Seit er den Löwen geschossen, war Eberhard von Stolpe direkt hochmütig. Hübl mußte ihm wieder eins versetzen:

„Und Sie werden nie ein Farmer werden, mein Lieber!"

Sobald es das Wetter zuließ, brach Thomas, von einigen Wameru-Trägern begleitet, auf, um sich das Gelände anzusehen, in dem er sein Grundstück pachten wollte.

Drei Tage brachte er auf der Hochebene zu, die sich am Osthang des Kilimandscharo hinzieht. Verführerisch lockte der große Berg. Thomas bekämpfte weiter die Versuchung, die Zeit tat ihm leid. Um jedoch einen Überblick zu gewinnen, bestieg er einen Vorgipfel des Mawenzi und durchforschte die Wasserläufe, die von der Höhe herabkamen. Die ganze große Erregung, die ihn auf dem Schiff und auf der Eisenbahnfahrt gepackt gehalten hatte, und die in der harten, heißen Arbeit auf Leitgebel sich als schöner, sachlicher Eifer niedergeschlagen hatte, nun brach sie wieder hervor. Dies war schon was, dies Aussuchen im nie bebaut gewesenen Land. Aus vielen, vielen Meilen Urland sollte er sich nun sein Land wählen, den Platz seiner Arbeit, seines Hauses. Seines eigenen Hauses. Wie wäre er glücklich gewesen, hätte ihm daheim jemand nur ein paar Fetzen von solchem Land angewiesen, viel ärmlicher hätte der Boden sein können, viel, viel kleiner. Hier stand er nun und war wählerisch. Weiter unten mochte es nicht übel sein, nun ja, aber er wollte halt am Berg wohnen

Als Thomas nach Leitgebel zurückkehrte, lag das Licht des Landes auf seinem Gesicht. Hübl begriff sofort: „Stolpe, stellen Sie doch mal die verfluchte Quasselkiste ab", rief er in die Halle, „es sind ja doch immer nur die alten Schlager, die schon alle Wameru singen!"

Frau Hübl kam eilig heran, Stolpe kaute an seiner Pfeife.

„Da, seht ihn an!" Der Farmer deutete auf Thomas.

„Nun kommt eine neue Platte in den Laden. Garantiert Original, noch nie in Ostafrika gespielt! Feierliche Haupt- und Staatsaktion. Ein Bergler führt seine erste deutsch-ostafrikanische Hochgebirgsfarm vor!" Er schob die Whiskyflasche beiseite und lehnte sich zurück

Thomas breitete die Karte über den Tisch und zeigte die Geländestufen und Wasserläufe, die er erkundet hatte. Die Karte war ungenau, er hatte sie, so gut er vermochte, mit eigener Hand ergänzt. Das Land, das er begehrte, war noch völlige Wildnis. Es hatte nicht einmal einen Namen. Freie, unberührte, herrenlose Hochsteppe.

August Hübl studierte die Karte. Dann lehnte er sich wieder zurück: „Brrr, Mmensch! Also wirklich so hoch hinauf? Der Berg, ja! Ich verstehe. Das wird wohl so 'ne Farm ‚Heimweh', was!? Gustl, siehst du, da hinauf will er. Höher als wir alle, der ungeschickte Kerl. Nur immer hoch hinaus — das endet dann gewiß ganz tief unten!"

Herr von Stolpe grinste. Thomas sah es nicht, aber Hübl sah es. „Sie haben es nötig, zu grinsen, Stolpe, Sie ganz bestimmt. Sie können ja nicht unten enden. Sie werden nämlich nie oben anfangen."

Stolpe nahm die Pfeife aus dem Mund. „Nur immer zu, Herr Hübl. Immer nur los auf mich. Der Hoffingott kann den größten Unsinn machen, der bleibt für Sie doch ein richtiger Farmer."

Hübl nickte bloß: „Du hast wahr gesprochen, mein Sohn. Unsinn macht er, großen Unsinn. Aber ein richtiger Farmer wird er deswegen doch."

Er beugte sich wieder über die Karte und wurde ganz ernst:

„Hoffingott, ich bin Ihr Freund und muß Ihnen daher offen sagen: Was Sie da vorhaben, ist heller Wahnsinn! Von Kaffee oder so etwas überhaupt keine Rede, aber auch keine Erdnüsse, keine Ananas, wenn es gut geht, etwas Mais."

„Weizen, Herr Hübl, Weizen!"

Da schob der Farmer die Unterlippe vor: „Weizen? Was ist das schon? Weizen hat jeder Bauer!"

Stolpe nickte eifrig, und da es von den Männern niemand sah, nickte er Frau Hübl zu

„Aber nicht jeder Farmer hat Weizen!" sagte Thomas fest, „und aus Weizen macht man Brot auch in Afrika!"

„Weiß ich, mein Junge, aber aus Ananas macht man Geld!"

„Es kann aber sein, daß man gute Viehfarmen und Weizenland nötiger brauchen kann als Ananas und Geld. Das tägliche Brot ist halt alleweil das erste. Von Ananas kann kein Mensch nit leben!'

„So?" fauchte der Farmer und bekam einen roten Kopf. „So? Von meinen Ananas kann keiner leben, Mensch! Hast du schon mal Ananas gefressen, Hoffingott? Na, also! Gibt's etwas Besseres? Dieser Duft, dieses Aroma! Paradiesisch ist das! Und da meint so ein Kerl, wenn er einfach Weizen baut, simplen Weizen, dann wäre das dasselbe! Die ganze Welt will lieber Ananas fressen, jawohl!"

Er stapfte mit dröhnenden Schritten im Raume auf und ab.

„Vielleicht versucht es Herr Hoffingott mal mit Rosinen?" Herr von Stolpe wollte seinen Chef durchaus unterstützen. Es half ihm nichts. Der Farmer drehte sich wütend zu ihm: „Halten Sie Ihren Mund, wenn ernste Männer reden. Sie verstehen von Rosinen so viel wie von Ananas und Weizen. Abgesehen von den Rosinen, die Sie im Kopf haben."

„Nicht so heftig, August!" beschwichtigte Frau Hübl, „du selbst wirst jedenfalls der letzte Mensch auf der Welt sein, der Ananas ißt, seit Jahren hast du keine mehr angerührt. Sei doch froh, daß der Hoffingott sich nicht auf Ananas wirft Oder möchtest du ihn zum Konkurrenten haben?"

„Wen? Den hier? Nee, das gar nicht, aber . . ."

„Na, siehst du, August. Überhaupt dieses ganze Ananasexperiment. Die Sisalpflanzung bringt doch viel mehr ein. Und erst der Zucker."

„Ex—peri—ment?" Der Farmer schien am Zerspringen zu sein. „Experiment sagt meine eigene Frau zu meinem Lebenswerk?! So, das auch noch! Endlich erfährt man deine wahre Gesinnung!"

Er ging, die Fäuste auf dem Rücken, zum Tisch hin, steckte die Whiskyflasche mit raschem Griff in die Rocktasche und stapfte die Stiege hinauf. Auf dem Podest blieb er stehen: „Wenn das ein Experiment ist, Auguste, dann kannst du ja mit dem Weizenapostel in die Berge ziehen und dir sein Experiment ansehen." Fünf Stufen weiter blieb er wieder stehen: „Nehmt auch gleich den Stolpe mit, der ist auch ein Experiment. Von seinem Vater, mein' ich." Die Tür knallte hinter ihm zu

„Ananas ist seine Schwäche", entschuldigte ihn Frau Gustl.

„Von mir aus!" Stolpe grinste wieder. „Bloß das mit dem Weizen . . ."

„Niemand in Deutsch-Ost erwartet sich etwas von Ananas", fuhr Frau Hübl fort. „Ein halbes Vermögen haben wir schon in die Sache hineingesteckt. Ananas — da sind eben die Amerikaner dahinter, und dagegen kommen wir nie auf!"

„Weizen in Afrika . . ." Herr von Stolpe fing nochmal an. Da sah Frau Hübl eine Falte auf Thomas' Stirn. Rasch sagte sie: „Ich glaube, Herr von Stolpe, das überlassen wir ganz ruhig Hoffingott."

„Ja, ja, wenn einer nicht hören will, kann man nichts machen", Stolpe zuckte die Achseln und ging zum Grammophonschrank.

Tagelang fiel kein Wort mehr über Ananas oder Weizen. Am dritten Morgen meinte der Farmer, er wolle sich einmal die Geschichte selbst ansehen, da oben vom Hoffingott.

Eine Expedition wurde ausgerüstet, Hübl, Thomas und sieben Träger rückten aus. Eberhard von Stolpe wäre zwar gern mitgegangen, da sie ihn aber nicht aufforderten — zu lernen war ja dabei sowieso nichts.

Ganz gegen seine Gewohnheit sprach der Farmer auch auf der Fahrt sehr wenig. Erst am nächsten Abend, als die Träger vor den Zelten das Feuer machten, meinte er: „Natürlich kann kein Mensch von Ananas leben. Der müßt' sich ja zu Tod kotzen. Aber solange es Leute gibt, die dieses Zeug gern essen, muß man es ihnen doch liefern, nicht?" Thomas pflichtete ihm durchaus bei. Noch in den Hängematten sprachen sie von Ananas. Von Weizen kein Wort.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages kamen sie auf die Hochfläche. Thomas nahm seinem Träger den Spaten ab und grub ein Loch. Er nahm eine Handvoll Erde auf und hielt sie empor.

Der Farmer zerbröckelte sie und beroch sie. „Na ja, die Erde ist gut. Da fehlt nichts. Aber nun die andere Frage: Wasser?"

Thomas führte ihn zu einem Gerinne, das er erkundet hatte: „Es kommt von einer Quelle, die höher oben liegt!"

Hübl zog die Nase kraus: „Viel Wasser ist's ja nicht. In der Trockenzeit wird es versiegen. Aber wenn Sie sparen, läßt sich vielleicht leben damit!"

Dann ritten sie nochmals die ganze Fläche ab.

„Das Graszeug kriegt ein bißchen Feuer", meinte der Farmer von seinem jungen Massaihengst herüber, und es klang wie ein Auftrag, „die Asche wird dann gleich eingepflügt. So etwas hat der Boden gern. Das Buschwerk nebenan wird nicht brennen. Das muß mit dem Messer frisiert werden. Rundherum kommt eine Burenhecke, verstanden? Haushoch Dornen, daß Ihnen keiner von den Herren draußen darüberspringt und ins Schlafzimmer hineinbrüllt. Dann noch einen vernünftigen Fahrweg hinunter nach Leitgebel, und der Laden hier kann aufgemacht werden Viel wird's ja nicht geben Na, Zucker, Kaffee und Ananas erhalten Sie ja von mir, und ich nehme dafür etwas aus Ihrem Laden: gelbe Rüben, Radieschen, grünen Salat . . ."

Thomas lachte still vor sich hin, streckte ihm die Hand hin und schüttelte sie kräftig. Er hatte genug verstanden. „Gilt, Herr Hübl!"

Der alte Dickkopf gab ihm im Grunde recht, das war klar. Nur wollte er sich nichts anmerken lassen.

„Ja, da will i bleiben!" wiederholte Thomas und sprang aus dem Sattel, „ist's da nit schön? Alles so frei und weit und der Himmel so groß! Da heroben bin i mit dem Herrgott ganz alloan!"

Nun hatte er vor sich, was er sich so lange ersehnt hatte. Soweit er schauen konnte, Land, nichts als Land, unberührt wie am ersten Schöpfungstage und grad aus der ersten Hand, vom Herrgott. Dahinter, hoch in die Wolken ragend, wie ein stummer Wächter, der mächtige Berg. Aber der würde nun doch etwas warten müssen.

Er reckte die Arme, daß es krachte in den Gelenken Rausen möchte er jetzt am liebsten, so ein Kraftgefühl war in ihm und weitete ihm die Brust! Nun würde er ihnen allen zeigen, was er vermochte, welche Kraft in ihm steckte. Eine Farm mußte das hier werden, ein Stolz für das Land

„Und wie wird der Betrieb hier heißen, he?" Herr Hübel schreckte den Träumer auf. Der hatte richtig schon den Weizen gesehen, wie er unabsehbar, schwer und golden wogte.

„Farm Pilatus!"

„Von mir aus!" Hübl lachte: „Ich wasche jedenfalls meine Hände in Unschuld!"

(Fortsetzung folgt.)

ADELHEID DEHIO:

Das Ende des Zarentums

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

(2. Fortsetzung.)

Da begann der kaiserliche Zug wie ein Wild im Käfig herumzujagen: von Dno nach Bologoje und zurück, in dem vergeblichen Versuch, irgendwohin durchzubrechen. Endlich traf man auf der Station Dno den Zug des Generals Iwanow, der dem Kaiser über alles, was in der Hauptstadt vor sich ging, Bericht erstattete und sagte:

‚Die Revolutionäre haben die Macht ergriffen. Jetzt ist die einzige Rettung, zur Armee zu fahren!'

Eine der hierbei anwesenden Personen des kaiserlichen Gefolges versichert, daß General Wojeikow in diesem Augenblick ausgerufen habe:

‚Nun bleibt nur noch eines übrig: die Front von Minsk den Deutschen zu öffnen und die deutschen Truppen kommen zu lassen, damit sie dieses Pack niederwerfen!'

Admiral Nilow, so betrunken er auch war, empörte sich gegen diesen Vorschlag und sagte:

‚Das wäre wohl kaum ratsam. Sie würden Rußland einstecken und euch schwerlich wiedergeben!'

Aber Wojeikow bestand auf dem seinen und behauptete, nach den Angaben der Wassiltschikowa (angebliche Überbringerin eines deutschen Separatfriedensangebotes) führe Kaiser Wilhelm nicht mit Nikolai II. Krieg, sondern mit dem Rußland, das antidynastische Neigungen habe.

Der Kaiser antwortete darauf:

‚Darüber hat Grigory Jefimowitsch (Rasputin) viele Male gesprochen, aber wir haben nicht auf ihn gehört. So etwas konnte man damals tun, als die deutschen Truppen noch vor Warschau standen, aber ich werde niemals das russische Volk verraten!'

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, brach der Kaiser in Tränen aus.

Nach einem Schweigen fügte er hinzu:

‚Wenn nur meine Frau und Kinder aus den Händen dieser Muschiks heil herauskommen, so will ich nach Livadia fahren und dort mein Leben friedlich beschließen, und Michael (der Bruder Nikolais II.) mag regieren, wie er es für richtig hält. Er wird ja auch sogar geliebt!'

Noch ein Satz, den Nikolai in Gegenwart der Konvoisoldaten aussprach:

‚Ich werde die Abdankung unterzeichnen, zur Armee fahren, um mich von den Soldaten zu verabschieden, und dann mögen sie tun, was sie wollen. Ich werde keinen Menschen stören.'

Zum letztenmal sah der Berichterstatter den Zaren um halb fünf Uhr morgens, keine zwanzig Schritt vom Bahnhof Staraja Russa entfernt. Nikolai II. trat auf den Wagenvorplatz hinaus, erdfahl im Gesicht, in einen einfachen Soldatenmantel mit Obersten-Achselstücken gehüllt. Seine Pelzmütze hatte er in den Nacken geschoben. Er warf einen abwesenden Blick auf die Stationsgebäude und fuhr sich einigemal mit der Hand über die Stirn. Neben ihm stand, schwerfällig schwankend, der völlig betrunkene Nilow und sang vor sich hin. Nachdem er etwas frische Winterluft geschöpft hatte, kehrte der Kaiser wieder in den Wagen zurück. Der Zug setzte sich in Bewegung . . .'

Dieser schlichte Bericht ist außerordentlich bezeichnend für die russische Psyche: Die fatalistische Ergebung in das Schicksal, der Mangel jeden Widerstands, die Neigung, sich durch Alkohol zu betäuben, und der Vorschlag, den Fremden in das Land zu holen, damit er Ordnung schaffe.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich auf einer internationalen Kunstausstellung das Gemälde eines bolschewistischen Malers gesehen, das die Szene unter den schwer betrunkenen hohen zarischen Würdenträgern und Generälen im Eisenbahnwagen darstellte, während der Zar im Nachbarabteil schlief. Es war eine Darstellung von viehischer Roheit und Gehässigkeit.

Ich lasse den Bericht des Generals Russkij über die

Abdankung folgen. General Russkij war Oberkommandierender der Nordfront mit dem Hauptquartier in Pleskau.

„Eure hohe Exzellenz", wandte sich der Korrespondent eines anderen russischen Blattes („Russkaja Wolja", 7. März) an General Russkij, „wir haben erfahren, daß das freie Rußland Ihnen die Vermeidung eines furchtbaren Blutvergießens verdankt, das der abgesetzte Zar dem Volke bereiten wollte. Es heißt, daß Nikolai II. zu Ihnen gereist kam, um Sie zu überreden, daß Sie einige Armeekorps nach der aufständischen Hauptstadt entsenden sollten."



Großfürstinnen Maria und Anastasia Nikolajewna die beiden jüngsten Zarentöchter.
(Vorkriegsaufnahmen)

General Russkij lächelte und bemerkte:

„Wenn man schon von einem Dienste sprechen will, den ich der Revolution geleistet habe, so ist er sogar größer als das Verdienst, von dem Sie mir die sensationelle Nachricht bringen. Die Entsendung einiger Armeekorps zur Unterdrückung der Revolution hat der ehemalige Zar mir aus dem einfachen Grunde nicht vorgeschlagen, weil ich ihn in dem Augenblick von der Notwendigkeit der Abdankung überzeugte, als ihm selbst die Hoffnungslosigkeit der Lage klar wurde.

Ich werde Ihnen den ganzen Gang der Ereignisse ausführlich erzählen, die die Abdankung des Zaren begleiteten. Am 28. Februar entnahm ich aus Telegrammen aus dem Großen Hauptquartier (Mohilew), daß der Zar sich nach Zarskoje Selo aufgemacht hatte. Infolgedessen war ich höchst überrascht, als ich in der Nacht auf den 1. März die Mitteilung erhielt, daß der Hofzug aus Bologoje über Dno nach Pleskau unterwegs war. Er sollte am Abend des 1. März gegen 8 Uhr hier eintreffen. Ich fuhr auf den Bahnhof zur Begrüßung, nachdem ich angeordnet hatte, daß die Ankunft des Zaren unbemerkt erfolgen sollte. Der Zug traf um 8 Uhr abends ein. Gleich aus den ersten Worten des Zaren entnahm ich, daß er über alle Ereignisse auf dem laufenden war und sogar mehr wußte als ich selbst. Denn obgleich Pleskau nur 7 bis 8 Stunden Fahrt von Petrograd entfernt ist, hatten mich doch nur ganz unklare Nachrichten über die Vorgänge in Petrograd erreicht. Außer einem Telegramm Rodziankos vom 27. Februar mit der Bitte, mich an den Zaren zu wenden, hatte ich bis zur Ankunft Nikolais II. vom Exekutiv-Ausschuß der Reichsduma tatsächlich keinerlei Informationen erhalten.

Der schon für gewöhnlich wenig gesprächige Nikolai II. war diesmal noch düsterer und wortkarger als sonst. Die Ereignisse regten ihn nicht nur auf, sie empörten ihn auch. Dennoch dachte er nicht mehr an irgendwelche Unterdrückungsmaßnahmen der Revolution gegenüber — im Gegenteil. Gegen zwei Uhr nachts bat er mich zu sich und erklärte:

‚Ich habe mich entschlossen, Zugeständnisse zu machen und ihnen ein verantwortliches Ministerium zu geben. Was ist Ihre Ansicht?'



Zarewitsch Alexei Nikolajewitsch

Das Manifest über das verantwortliche Ministerium lag schon unterzeichnet auf dem Tisch Ich wußte, daß dieses Kompromiß zu spät kam und seinen Zweck nicht mehr erfüllen werde, aber da ich keinerlei Direktiven vom Exekutiv-Ausschuß, ja nicht einmal einfache Nachrichten über die Ereignisse hatte, so wagte ich es nicht, meine Meinung auszusprechen Deshalb schlug ich dem Kaiser vor, sich telegraphisch unmittelbar mit Rodzianko in Verbindung zu setzen. Es gelang mir erst nach drei Uhr morgens, Rodzianko an den Apparat zu rufen, der sich im Generalstab in Petrograd befindet Unsere Unterhaltung dauerte über zwei Stunden. Rodzianko teilte mir alle Einzelheiten über die Ereignisse mit, die sich mit atemberaubender Geschwindigkeit überstürzten, und bewies mir eindringlich, daß der einzige Ausweg für den Zaren im Thronverzicht bestand

Ich teilte den Inhalt meines Gesprächs mit Rodzianko sofort telegraphisch dem General Alexejew (Chef des Großen Generalstabs in Mohilew) und den Oberkommandierenden der übrigen Fronten mit. (Die russische Front war folgendermaßen eingeteilt: die Nordfront, die Westfront, die Südwestfront, die rumänische Front und die kaukasische Front.) Um 10 Uhr morgens begab ich mich zum Zaren zur Berichterstattung über meine Gespräche. Da ich fürchtete, daß er meinen Worten mit Mißtrauen begegnen könnte, forderte ich meinen Chef des Stabes General Danilow und den Verwaltungschef General Sawitsch auf, mich zu begleiten und mich in meinen dringenden Ratschlägen an den Zaren zu unterstützen, er möge um Rußlands und des Sieges über den Feind willen dem Throne entsagen Um diese Zeit war ich schon im Besitz der Antworten der Generäle Alexejew, Nikolai Nikolajewitsch, Brussilow und Ewert Sie alle erkannten einstimmig die Notwendigkeit der Abdankung an

Der Zar hörte meinem Bericht ruhig zu und erklärte, daß er zum Thronverzicht bereit sei, daß er aber wünsche, diesen in Gegenwart von Rodzianko vorzunehmen, der angeblich versprochen hatte, nach Pleskau zu kommen. Aber es lagen keinerlei Mitteilungen von Rodzianko in diesem Sinne vor, sondern während meines nächtlichen Ferngesprächs mit ihm hatte er mir im Gegenteil ausdrücklich erklärt, daß er sich nicht von Petrograd entfernen könne und auch nicht wolle

Wir verließen den Zaren in der Erwartung konkreter Handlungen von seiner Seite. Nach dem Mittag, etwa um drei Uhr, lud der Zar mich zu sich und erklärte, daß die Abdankungsurkunde schon von ihm unterzeichnet sei und daß er zugunsten seines Sohnes abgedankt habe

Er übergab mir ein von ihm unterschriebenes Telegramm mit der Abdankung, das ich in die Tasche steckte, worauf ich fortging, um es in meinem Stabe zu befördern Ganz unerwartet fand ich dort ein von Gutschkow und Schulgin (Dumaabgeordneter gemäßigter Parteien) unterschriebenes Telegramm vor, mit der Mitteilung, daß sie um 3.35 Uhr nach Pleskau abgereist seien. Nach Empfang dieses Telegramms verzichtete ich auf die Veröffentlichung des Manifestes über die Abdankung und schickte es dem Zaren zurück. Dieser war offenbar sehr erfreut über die Entsendung der beiden Kommissare zu ihm und hoffte, daß ihre Reise irgendeine Änderung der Lage anzeigte.

Der Zug mit den Kommissaren hatte einige Verspätung und traf erst um 10 Uhr abends ein. Der Zar war durch die ungeduldige Erwartung nervös geworden. Ich persönlich hielt mich abseits von ihm und vermied es, ihn zu treffen, um mich nicht mit ihm unterhalten zu müssen. Der uralte Fredericks war die ganze Zeit bei ihm

Im Augenblick der Ankunft der Kommissare befand ich mich in meinem Wagen Trotz meiner Anordnung, daß die Kommissare zuerst zu mir zu führen seien, wurden sie von einem der Generäle des Gefolges abgefangen und direkt zum Zaren geführt Als ich den Wagen des Zaren betrat, war Gutschkow gerade dabei, ihm ausführlich von den letzten Ereignissen zu berichten.

Einen besonders tiefen Eindruck machte auf Nikolai II. die Nachricht von dem Übergang seiner persönlichen Geleittruppen (Konvoi) auf die Seite der Aufständischen. Diese Tatsache erschütterte ihn so sehr, daß er den weiteren Bericht nur noch unaufmerksam anhörte.

Auf die Frage des Zaren, was er also nun tun solle, antwortete Gutschkow in einem entschiedenen Tone, der keine Wahl ließ:

‚Sie müssen auf den Thron verzichten!'

Der Zar nahm diese Eröffnung des Kommissars des Exekutiv-Ausschusses der Duma ruhig hin. Nach einer langen Pause antwortete er:

‚Gut, ich habe die Abdankungsurkunde zugunsten meines Sohnes schon unterschrieben, aber nun bin ich in Anbetracht dessen, daß mein Sohn keine kräftige Gesundheit hat, zum Schluß gekommen, daß ich mich nicht von ihm trennen möchte Deshalb habe ich mich entschlossen, den Thron meinem Bruder Michael Alexandrowitsch abzutreten.'

Die Kommissare erhoben keinen Einspruch. Der Zar begab sich mit Fredericks in den Nachbarwagen, verfaßte einen neuen Wortlaut der Abdankung und kehrte darauf in den Wagen zurück, in dem sich die Kommissare befanden. Zehn Minuten lang währte ein lastendes Schweigen. Endlich erschien Fredericks mit der auf der Maschine geschriebenen Abdankungsurkunde, die der Zar an Ort und Stelle unterschrieb. Die Kommissare baten Fredericks, die Gegenzeichnung vorzunehmen. Mit Einverständnis des Zaren leistete auch Fredericks seine Unterschrift. Die Abdankungsurkunde wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt, von denen das eine von mir (Russkij) verwahrt wird und das andere von mir gegen Quittung an A. J. Gutschkow ausgeliefert wurde

Auf diese Weise wurden von Nikolai II. im Laufe von 24 Stunden nacheinander drei Urkunden unterschrieben: um 2 Uhr nachts des 2. März das Manifest über die Gewährung eines verantwortlichen Ministeriums, um 3 Uhr mittags desselben Tages die Abdankung zugunsten seines Sohnes Alexei und endlich um 10 Uhr abends (nach Schulgin fast um Mitternacht) die Abdankung zugunsten des Großfürsten Michael Alexandrowitsch

Ich habe schon erwähnt, daß Nikolai II. an diesem historischen Tage außerordentlich düster und schweigsam war und besonders mir gegenüber große Zurückhaltung übte. Ich kann deshalb nicht überliefern, was der durch die Revolution gestürzte Monarch fühlte und dachte. Aber mein allgemeiner Eindruck ist, daß er sich keinerlei Illusionen mehr hingab, seit er die Nachricht erhielt, daß Rodzianko, seinen Erwartungen entgegen nicht bereit sei, zu ihm zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Zeit in der Großstadt

Eine Ostergeschichte von Walter Julius Bloem

Mittags am ersten Sonnabend geht Felix zu Fuß von seinem Büro heim. Der Bummel entspricht nicht ganz seinen Hoffnungen, für ihn hat die große Stadt sich noch nicht aufgemacht, seitdem vor einigen Tagen Felix hier seine neue Stellung mit vielen Erwartungen angetreten hat. Er kommt aus Süddeutschland, und da verwirrt ihn vorläufig alles: die Autos, die Hetze, der Lärm bei Tag und Nacht und der äußerst knappe Ton im Geschäft. Frauen ist er hier, leider oder zu seinem Glück, noch nicht begegnet, aber das Ganze weckt auch so schon seinen Widerspruch. Heute wäre er lieber in ein Café gegangen, statt mit einem Loch in der Sohle durch den nassen Märzschnee zu laufen, aber (es ist leider überall ein Aber dabei, wenn man etwas gerne möchte) sein neues Gehalt bekommt er erst am Monatsende ausbezahlt, und die Reise von Ulm herauf wütete in seinen Ersparnissen. So begnügt er sich damit, die Läden zu betrachten, und das gefällt ihm ausnehmend gut, höchstens, daß man ein bißchen Geld dazu haben müßte. Und vor allem einen Menschen, mit dem man Arm in Arm durch diese Straßen geht, die Läden anstaunt und sich von der Überfülle des Lichtes blenden läßt. Vor einem großen Spiegelfenster bleiben die Leute stehen, die Ladentür klappt, für einen Augenblick bringt Vogelgezwitscher in die winterliche Straße hinaus

Eine Tierhandlung, mitten in der Großstadt! Lärm von natürlichen Wesen, die sich sonst an solchen Orten nicht vernehmen lassen

Der Schwabe Felix sieht Vögel in großen Käfigen freudelos flattern, und der überstürzte Wunsch erfaßt ihn, sich auf der Stelle irgend etwas Lebendiges anzuschaffen. Ganz unten im Fenster werden in niedrigen Verschlägen zwei Hunde gefangen gehalten, ein kleiner Schnauzer und eine Schäferhündin mit schneeweißen Pfoten und rostbraunem Fell. Über den Verschlägen hängen zwei Preiszettel, obwohl sie dreistellige Zahlen nennen, steht ein beruhigendes Wörtchen vor den Ziffern: „Nur 100 Mark" soll die braune Schäferhündin kosten. Das schöne, kostbare Tier scheint unruhig und ohne Verständnis für seine Lage auf etwas zu warten; häufig springt die Hündin auf die Beine, starrt in den Laden des Tierhändlers hinein und läßt sich wieder enttäuscht auf die Matte fallen. Den kleinen Schnauzer schmerzt die Haft kaum, er nimmt munteren Anteil an den Vorgängen auf der Straße und bellt sogar durch die Scheibe hindurch einen Dackel an, sein Stummelschwänzchen wackelt. Schäferhunde sind Wesen von nahezu menschlichem Verständnis, aber kann man sie mitten zwischen Häusern halten? So ein Schnauzer ist zwar ein ziemlich treuloses Bürschlein, mit allen bandelt er an — aber Hund ist Hund: gern wäre Felix in den Laden gegangen und mit dem Schnauzer wieder herausgekommen

Der Schnee des späten Winters schmilzt unter seinen Sohlen, schließlich geht der junge Mann weiter, ohne ein bestimmtes Ziel, und jetzt erst bemerkt er, daß er bis Montagmorgen nicht weiß, wohin und zu wem. Eine frostige Stadt, dies! Natürlich, Felix hat ein Zimmer gemietet, aber zu Hause fühlt er sich da noch nicht. Wenn er aber an den kleinen weißen Schnauzer denkt, den man streicheln oder füttern könnte, das wäre gleich etwas anderes! Aber in diesem ersten Berliner Monat hätte er bestimmt nicht das Geld dazu, und später im Frühling braucht Felix keinen Hund, sondern ein Faltboot.

Jedoch, als seine Wirtin ihn etwas rauh ersucht, er möge gefälligst immer die Kette vorlegen, fragt er sie in seinem breiten Schwäbisch, warum sie keinen Hund halte „Das fehlte gerade noch!" Die Futterkosten, die Steuer, die Flöhe, die Mühe! Felix hält eine flammende Verteidigungsrede auf alle Hunde der Welt

Kurzum, der Schnauzer wird zur fixen Idee, er sieht ganz so aus, als ob er nicht so zugeknöpft sei wie diese Leute hier droben Felix kratzt mühevoll eine Anzahlung zusammen, eigentlich langt es jetzt am Monatsende nimmer, aber es wird halt trotzdem langen. Eilt eines Tages nach Geschäftsschluß in die Tierhandlung — und findet den Verschlag des Schnauzers leer. „Ein Modehund", zuckt der Händler die Schultern, „ganz weiß, lustig, den hab ich keine drei Tage im Schaufenster gehabt." Aber die braune Schäferhündin ist immer noch da, Felix erstaunt, sie kostet nämlich nur noch die Hälfte Jetzt wartet das schöne Tier nicht mehr auf irgendwen, es liegt geduckt am Boden und kümmert sich um niemand

Zum Glück dauert es keinesfalls länger als drei

Wochen, bis ein gutgebauter junger Schwabe von den Berliner Mädchen entdeckt wird, Felix begleitet eine kleine blonde Verkäuferin zuweilen schüchtern bis zu ihrer Elektrischen. „Tut mir auffallend leid", erwidert sie aber auf seine Einladung, „Sonntags hab ich immer eine feste Verabredung mit meinem Bräutigam." Hupp -- springen die seidigen Beinchen in die Elektrische. So sind die Menschen in dieser Stadt, denkt Felix. –

Von ungefähr oder von Sehnsucht, er weiß es selber nicht, treibt er wieder an der Tierhandlung vorbei. Hinter der Scheibe macht jetzt ein kohlschwarzer Pudel den Vorübergehenden Kunststücke vor, als ob er bäte, doch endlich mitgenommen zu werden. Ach, was ist das für eine Grausamkeit, ausgewachsene Hunde zu verkaufen! Indessen, wie soll man es sonst machen? Die braune Schäferhündin kostet heute nur noch 25 Mark. Und richtig, wieder einige Tage später, am Letzten des Monats, ist sie „kostenlos in gute Hände zu verschenken".

Da tritt Felix entschlossen ein Die Hündin beachtet ihn nicht „Es sind zu viele gekommen", meint der Händler, „aber keiner wollte sie haben. Sie ist schon sechs Jahre alt, Herr, und eine Säbelrute hat sie auch. So ein großer Hund frißt zuviel. Sie gehört einer jungen Dame, und der Vater ist vor ein paar Wochen gestorben, der Haushalt wird aufgelöst, schöne Villa draußen im Vorort und viele Schulden, verstehen Sie? Ich habe getan, was ich konnte, aber morgen kommt der Hund in den Gaskasten, wer soll die Steuer bezahlen?"

„Ich nehme ihn", sagt Felix. Die Hündin wird aus dem Verschlag geholt, aus dem sie angstvoll und mit eingekniffener Rute hervorkriecht, sie schielt die beiden Männer von unten an und macht einen erbärmlichen Eindruck Ihr neuer Besitzer streichelt sie zögernd, sie bekommt Maulkorb, Kette und Leine angelegt, will aber dem Fremden durchaus nicht folgen, heult, stemmt die Pfoten gegen den Boden, schließlich ergibt sie sich in ihr Schicksal und trottet kläglich mit. Als die beiden in Felix' Wohnung eintreffen, schnuppert sie, ahnt gute Menschen und eine Wende des Schicksals. Die Wirtin erklärt sich nach einigem Palaver einverstanden

Die Stadt ist doch nicht ganz so schlimm wie Felix gedacht hat. Er entfaltet eine dringende und herrliche Tätigkeit, läuft hinunter in die Wirtschaft an der Ecke und kommt wieder hinaufgesprungen mit Milch und einem dicken Knochenpaket. Die Hündin. Anja, sitzt da und sieht mit schiefgelegtem Kopf zu, wie Felix einen alten Teller hervorkramt und das Futter für sie zurechtmacht, dabei läuft ihr vor Aufregung und Begeisterung beiderseits die Spucke zum Maul heraus. Felix lacht. die Hündin bellt, die Wirtin brummt in der Küche und draußen über den Dächern leuchtet ein Frühlingsabend. Man wird sich einleben.

Andern Tags zahlt Felix mit vielen Seufzern die Steuer, und sogar die Wirtin freundet sich mit dem neuen Bewohner an, und wenn Felix jetzt abends heimkommt, findet eine leidenschaftliche Begrüßung statt Kein Verliebter kann die Dame seines Herzens tiefer in den Gedanken tragen als Felix seine weißbraune zottige Anja! Dazu sind dies die Tage, in denen der grüne Gott seine entscheidenden Siege erkämpft, die Menschen kommen wie Höhlenbewohner aus ihren Häusern heraus, ziehen vorsichtig ihre Mäntel aus und halten die bleichen Gesichter zweifelnd und begeistert ins wiedergekehrte Licht. Felix und Anja freuen sich schon auf ihre Osterspaziergänge, eine ganze Serie muß es werden, dies hat der Herr mit seinem Hund vereinbart. Jedem, der es hören will, versichert er, Anja versteht jedes Wort und hat sogar eine eigene Meinung Ob nun Anja oder Felix auf den Gedanken gekommen sind, wir wollen darüber nicht streiten: in ihrer Frühlingstollheit marschieren sie noch am Abend des Gründonnerstag zum erstenmal los, mit der Bahn hinaus und querab in den nächtlichen dampfenden Wald, der nach Erde und nach Pilzen riecht, obwohl es jetzt noch längst keine Pilze gibt. Anja immer im Kreis um ihren Herrn, die Nase am Boden, in lang trabendem Galopp, ein herrliches Tier, im Sommer werden die Mädchen den beiden nachschauen, ihm, Felix, und seiner Anja, das ist mal sicher! Ein Raubtier, wie es in seiner Wildheit und Freiheit plötzlich dahertappt und dem Herrn an die Brust springt. Daß Anja richtig küssen kann, weiß Felix längst, es ist bestimmt eine verzauberte Seele. Manchmal steht sie vor ihm auf dem Weg, ein Schatten, zwei grüne unbewegliche Leuchtkugeln darin, und wieder ab ins Gebüsch. Anjas Atem faucht, etwas flitzt dicht vor ihr und hakenschlagend aus einer Schonung auf, Löffel angelegt, vor der Hündin saust eine weiße Blume durch die Finsternis, hetz hetz, Anjas Bauch streift die feuchten Gräser. so fährt die Jagd kreuz und quer durch die Finsternis. Schließlich verliert Anja die Spur des Hasen. sie bemerkt Lichter in der Nähe und kommt zu einer Straße. wo sie aber ihren Herrn nicht findet Aufgeregt und schuldbewußt läuft sie gegen die Stadt, dort muß ihr Herr doch sein. aber nach einiger Zeit flüchtet sie in stillere Seitenstraßen

Der arme Felix sucht die ganze Nacht nach seiner Hündin, erst in der Dämmerung kommt er heiser und ganz durchnäßt zu Hause an Das wird ein schlimmer Karfreitag Es ist klar. jeden Augenblick muß Anja wiederkommen. Doch sie kommt nicht Die große unbekannte Stadt, die sich in den vergangenen Tagen freundlich und warmherzig zeigte, stellt jetzt zehntausend Häuser in den Weg und tausend Straßen in falsche Richtung damit Anja nicht heimfindet Der Wald, in den Felix am Mittag zurückkehrt. wimmelt von Osterspaziergängern, die Mädchen tragen unter ihren offenen Mänteln schon die neuen viel zu leichten Frühlingskostüme und schaudern in den Schultern, wenn der Wind daherfegt, aber die Mäntel müssen sie trotzdem offen tragen „Haben Sie vielleicht eine große braune Hündin mit weißen Pfoten gesehen?" macht ein verstörter junger Mann sich lächerlich

Andern Tags ist Anja nur noch ein Traum, von dem eine Schlafdecke übriggeblieben ist mit ein paar Hundehaaren darauf, außerdem viele kleine Anzeigen in vielen Zeitungen — Anja könnte doch irgendwo zugelaufen sein. Die Wirtin fuhr über die Feiertage zu Verwandten, ganz allein sitzt Felix daheim und weiß daß er sich niemals in dieser schrecklichen Stadt eingewöhnen wird. Gegen Mittag klingelt es. einmal, zweimal, beim drittenmal begibt Felix sich mürrisch hinaus und öffnet gar nicht erst: „Frau Schneider ist nicht zu Hause." Wauwau, antwortet es draußen. die Türe wird aufgerissen, ein braunes Ungeheuer saust gegen Felix und stemmt die schneeweißen Pfoten auf seine Brust. nun wirft er die Arme um Anja und läßt sich von ihr abküssen, das ganze Gesicht! (Wem das nicht appetitlich ist, der hat eben noch keinen Hund gehabt. verloren und wiedergefunden, hartherzige Seele!) Anja jedenfalls erzählte mit Quieken und Zähnefletschen hier auf der Stelle eine lange abenteuerliche Geschichte

Felix allerdings hat schon lange und ohne Bedauern bemerkt. daß zu Anja jetzt ein junges Mädchen gehört

in Trauerkleidung, zu der das seidige Blond einer vorgekämmten Haarsträhne eigentlich nicht passen will, es ist jetzt eben Frühling, und es lebe das Leben!

„Sie passen ja schön auf Ihren Hund auf", meint sie, „also ich bin Anjas frühere Besitzerin — soll ich Ihnen das alles hier vor der Tür sagen?" —

Drinnen erfährt er, daß Anja heute früh um sechs vor dem Hause des blonden Fräuleins saß und jaulte, naß und verhungert, und wo Anja jetzt zu Hause war, das wußte das Fräulein schon.

„Glück hat die Anja gehabt, ein paar Tage später hätte sie ein unbewohntes Haus gefunden." Fragen will er, wohin das Fräulein zieht — aber wohin zieht man, wenn die Not kommt? —

„Nun will ich wieder gehen", sagt sie traurig. Die Hündin liegt zufrieden zwischen Herrn und Herrin und leidet keinerlei Seelenkämpfe, nun springt sie erstaunt auf und weiß nicht, ob sie mitgehen oder dableiben soll Denn dieser dumme Felix führt seine Besucherin artig zur Tür, sie hat es doch selber gesagt. Schade. sie geht die Treppe hinunter. Anja winselt

„Halloh", beugt Felix sich weit über das Geländer hinüber, „wenn Sie vielleicht noch etwas Zeit hätten, das wäre sehr nett von Ihnen, wissen Sie. ich kenne nämlich keinen Menschen, weil ich erst ein paar Wochen hier bin."

Spöttisch lächelnd kommt sie wieder herauf. „Ich stehe nämlich auch ganz allein", meint sie einfach. Er führt sie von neuem in die Wohnung und ist jetzt so verlegen, daß er einfach nicht weiß, was er sagen soll. „Wie gefällt es Ihnen denn in der Stadt?" ermuntert sie ihn.

„Ich denke", atmet er auf, „ich fange an, mich einzuleben."

Der König und die Primadonna

Die italienische Sängerin Madame Sarini, die zur Zeit Friedrichs des Großen an der Berliner Hofbühne wirkte, machte in ihrer üblen Launenhaftigkeit, verbunden mit eigensinniger und eigennütziger Gerissenheit, ihrem Direktor häufig schwere Sorgen. Ärgerte sie sich über etwas in der Oper und wollte sie dort die Erfüllung irgendeines Wunsches ertrotzen, so ließ sie sich als heiser melden und erklären, daß sie heute nicht auftreten und singen könne Das tat sie meist kurz vor Beginn der Vorstellung. Den Direktor und Regisseur brachte sie dadurch stets in die peinlichste Verlegenheit. Und um das Publikum nicht zu verschnupfen, mußten diese darum allemal klein beigeben, was natürlich die eigensinnige Art der stimmlich und schauspielerisch tüchtigen Primadonna noch stärkte

Bis sie dann schließlich an den großen König kam, der sie schnell und gründlich zu kurieren verstand!

Und das geschah so:

Wieder einmal hatte Madame Sarini vor einer Opernvorstellung offenbart, daß sie wegen „Heiserkeit" nicht aufzutreten gedenke. Händeringend flehte der Regisseur sie an, ihm doch keine Scherereien zu machen. Aber Madame blieb unerbittlich. So mußte er schweren Herzens auf die Bühne treten und folgende Erklärung abgeben: „Meine Damen und Herren! Leider kann die angekündigte Aufführung heut' nicht stattfinden, da unsere Primadonna, Madame Sarini, wider Erwarten unwohl geworden ist!"

Inzwischen war aber der König selbst in der Oper erschienen. Und als die Besucher sich auf die Mitteilung des Regisseurs hin betrübt anschickten, nach Hause zu gehen, erhob sich der König und winkte ihnen sowie den Musikern zu, ruhig wieder Platz zu nehmen

Sofort schickte er dann einen seiner Offiziere mit vier Dragonern in die Wohnung der launenkranken Künstlerin. Der fand sie, nachdem er ohne Umstände flink die Tür aufgerissen hatte, vergnügt auf dem Sofa ausgestreckt, sich ihres Sieges freuend. Er trat auf sie zu und erklärte: „Seine Majestät sendet mich zu Ihnen, Madame, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen!" „Sehr gütig von Seiner Majestät", gab die Heuchelnde hochmütig zur Antwort: „Bestellen Sie Seiner Majestät, daß ich heiser geworden und nicht imstande bin, zu singen!" Doch diesmal hatte sie sich gehörig verrechnet Ohne eine Miene zu verziehen, bemerkte der Offizier weiter: „Der König ist bereits davon in Kenntnis gesetzt worden und hat mich eben beauftragt, Sie sofort nach dem Militärlazarett schaffen zu lassen, wo man Sie in wenigen Tagen von Ihrer Heiserkeit geheilt haben wird!" Und ehe Madame Sarini sich's versah, war sie von acht kräftigen Dragonerhänden gepackt, die Treppe hinuntergetragen und in den bereitstehenden Wagen gesetzt. Doch als sie vernahm, wie der Offizier dem Kutscher zurief: „Nach dem Militärlazarett!", da war es mit ihrer Verstellungskunst zu Ende, und angstbebend rief sie aus: „Um Himmelswillen nicht dahin! Mir geht es augenblicklich bedeutend besser! Und auf Wunsch Seiner Majestät werde ich noch heute singen! Nur weiß ich nicht, wie mir das gelingen wird!"

„Nun gut, fahren wir anstatt zum Militärlazarett zur Oper!" erwiderte der Offizier. Und indem er sich höflich verbeugte, fügte er hinzu: „Madame, Sie werden singen, wie man es von einer Künstlerin Ihres Rufes gewöhnt ist!"

„Nein, das werde ich nicht! Wie ein Rabe krächzen werde ich!" brauste sie zähneknirschend auf

Der Offizier, verbindlich lächelnd: „Das werden Sie nicht tun, Madame!"

Sie: „Warum nicht, Herr Offizier?"

„Nun", erklärte der, „weil der König mir befahl, mit den Dragonern hinter der Bühne zu bleiben und Sie bei der geringsten Minderung Ihrer stimmlichen Leistung unwiderruflich ins Militärlazarett zu schaffen! Fürwahr", schloß er schmunzelnd, „Seine Majestät ist sehr besorgt um die kostbare Stimme seiner hochgeschätzten, liebwerten Primadonna!" — —

Keine zwanzig Minuten waren seit dem Einwirken Friedrichs vergangen, da erschien plötzlich die so schnell von ihrer „Heiserkeit" geheilte Sängerin auf der Bühne

Wie die Chronik meldet, soll sie nie so wundervoll und mitreißend wie diesmal gesungen haben. Und die erheuchelte Unpäßlichkeit soll sie künftig nie mehr am Auftreten gehindert haben

Müller-Rüdersdorf

Das hübsche Fräulein hintendrauf ...

Vor einigen Jahren noch hatten manche Leute sonderbare Ansichten über Schulden. Das hübsche Sprichwort: Schulden läßt man alt werden, und alte Schulden zahlt man nicht, war bezeichnend So etwa dachte auch Herr Weichling, der knatternd, hupend und in blendendem Fahrstil (wie er glaubte) durchs Bezirksstädtchen brauste Er fuhr damals eine hochelegante rassige Maschine Natürlich auf Kredit bezogen; im Vertrauen! – Der Kredit war ihm – dem Prokuristen von A. C. Bonn – unbedenklich gewährt worden

Weichling nahm es mit der Berappung der Raten durchaus nicht genau Ein erklecklicher Rest blieb am Motorrad hängen, und er war nicht zu erlangen trotz ungezählter Mahnungen – –

Das wurmte die Lieferfirma, einen kleinen, ortsansässigen Betrieb für Reparatur, Fahrräder, landwirtschaftliche Maschinen usw

Mit Recht

Eines unwahrscheinlich schönen, milden Abends fuhr Herr Weichling wieder einmal vors Städtchen, um seine Kunst an der Serpentinenstraße hinauf ins Gebirge zu erproben.

Lief ihm da eine reizende junge Dame in die noch gemäßigt neue Maschine – –

Adam Weichling bremste, zog den Hut, entschuldigte sich Unerhört für einen Fahrer; ja, zumal die Dame schuld war – aber die Kleine war so süß und reizend

„Darf ich Sie als Entschädigung für den Schreck einladen, mein gnädiges Fräulein?" fragte Weichling gewinnend

„Wohin?" fragte die Kleine.

„Weit?" fragte Adam Weichling zurück.

„Um 7 Uhr muß ich daheim sein!"

Diese Verständigkeit und Knappheit gefiel Herrn Weichling

„Also, bitt' schön, steigen Sie doch hintendrauf . . wird sicher nett!"

Die junge Dame schlüpfte gewandt, sehr gewandt, was eigentlich auf Übung schließen ließ, auf den zweiten Sattel.

Weichling fuhr schneidig, nahm Kurven rassig, zeigte alle Künste seines Fahrstils Diese Motorradfahrt, die viel zu rasch vorüberging, durfte daher nicht einmalig bleiben! Man hatte sich unterwegs bei einer Rast so nett unterhalten

„Ich fahre morgen wieder diesen Weg"

„Danke", antwortete das Fräulein mit unergründlichem Blick.

„Heißt das: ja?"

„Ich bin morgen abend im Kino"

Damit verschwand die junge Dame.

Herrlich, wie sie über die Straße schritt! Nie hatte Adam Weichling sie bisher in der Stadt gesehen; sie wäre ihm sonst bestimmt aufgefallen denn dafür war er nicht unempfänglich!

Sie sahen, sprachen sich im Kino; nur kurz, leider Aber zwei Tage später ließ sich wieder ein Motorradbummel durchführen Es war noch viel reizender .

Und dann traf man sich wieder im Kino und schlüpfte nach Schluß der Vorstellung gemeinsam durch den Nebenausgang Am Hauptausgang wartete die Tante der jungen Dame; aber die brave Nichte vergaß es völlig und ließ sich von Herrn Weichling auf Umwegen nach Hause geleiten Allein ihre Fröhlichkeit verflog in jähes Erschrecken.

„Warum erschrecken Sie?" fragte Herr Weichling teilnehmend Nicht einmal bei seinen allergefährlichsten Autokünsten hatte die tapfere junge Dame bisher Bangigkeit oder Erschrecken gezeigt – –

„Ich muß meine Geldtasche verloren haben Ich habe sie bestimmt in die Handtasche gesteckt. Und nun ist sie weg!"

Sie war aufgeregt und hilflos; es sah rührend aus

„Hatten Sie viel Geld?" erkundigte sich vorsichtig und betroffen der Prokurist Adam Weichling

„Ja. – Leider. Ich habe für meinen Onkel eine größere Rechnung einkassiert und vergessen, es ihm abzuliefern Aber ich wäre sonst zu spät ins Kino gekommen – –"

Herr Weichling rang sich zu einem Entschluß durch

„Da bin ich zu einem gewissen Grad mitschuldig an dem Verlust?"

„So war es natürlich nicht gemeint!"

Ihr Begleiter klopfte auf seine Brieftasche. Dieser sinnfällige Hinweis war so zu deuten, daß die Brieftasche wegen des heute, am Monatsletzten, erhaltenen Prokuristengehaltes, dick angefüllt sei

Die junge Dame schien den Wink rasch zu verstehen und lächelte gerührt unter Tränen

„Ach, wenn Sie mir aushelfen könnten . . .?"

Die Summe, die die junge Dame nannte, war keineswegs klein Aber Herr Adam Weichling überreichte großmütig, wohl abgezählt, den Betrag dem Fräulein

Leider harrte des Herrn Weichling unmittelbar darauf eine bittere Enttäuschung Der Kuß, den er durch sein schneidiges Fahren und heute durch seine eben bewiesene Großzügigkeit glaubte ehrlich verdient zu haben, ward ihm beim Abschiednehmen in einer mit viel Geschick ausgewählten wirklich gänzlich dunklen Ecke versagt – mit süßem, verheißungsvollem Lächeln zwar aber doch versagt!

Und am folgenden Tage kam ein Brief:

„Sehr geschätzter Herr!

Da Sie den Restbetrag für das von meinem Onkel bezogene Motorrad trotz vieler Aufforderungen nicht beglichen haben so übernahm ich es das Geld von Ihnen beizutreiben Quittung liegt hier bei Indem ich noch bestens für die Motorradfahrten und die Begleitung bei den Kinobesuchen danke verbleibe ich mit den besten Abschiedsgrüßen (ich reise heute nach Hause zurück)

E. S."

Ein Mädchen saß hintendrauf Herr Weichling hatte sie mit viel Geschick, wie er glaubte dahin gebracht aufzusitzen . und war nun selbst zu seiner Verblüffung – aufgesessen ...

Karl Lütge.

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

XI.

Die Welt der Atome

(Schluß des Gesprächs von Folge 11.)

Die Doppelnatur der Materie

„Es ist also so, daß das Bohrsche Atommodell eben nur ein Modell ist, das uns kein vollkommenes und widerspruchsfreies mechanisches Bild vom Atom und den Vorgängen in ihm zu geben vermag. Die klassische Physik konnte all die Fragen der sichtbaren Welt hervorragend meistern, im Reiche des Atoms aber versagte ihr Geist Sie bewältigt ausgezeichnet die Bahnberechnung der Planeten, ihre Mechanik aber ist nicht imstande, die Bahnen der den Atomkern umschwirrenden Elektronen zu bestimmen. Können Sie mir nun noch andeuten, Herr Doktor Fromherz, auf welche Weise es neuerdings gelungen ist, zu befriedigenden Vorstellungen über den Bau der Atome zu kommen? Ich habe da gehört, daß man der Materie Wellennatur zuschrieb und diese Ansicht insonderheit auch bei der Konstruktion eines neuen Atombildes einbaute. Wir wissen ja heute, daß das Licht eine Doppelnatur besitzt. Newton glaubte, daß das Licht aus kleinen Körperchen besteht, die in der Richtung der Lichtstrahlen fliegen. Die Erscheinung der Beugung, die wir ja schon besprochen haben, zwang aber dazu, das Licht als eine elektromagnetische Welle zu betrachten. Neuerdings hat sich indes gezeigt, daß das Licht eine Stoßkraft besitzt, demnach nicht nur Wellennatur, sondern auch den Charakter materieller Teilchen hat. Auch die Materie soll ein Doppelgesicht haben?"

„Ja, Herr Doktor Orth, ausgehend von der Erkenntnis von der Doppelnatur des Lichtes als Welle und als Materieteilchen hat de Broglie sich gefragt, ob nicht auch umgekehrt die Materie Wellennatur besitzt. Das Experiment hat diese Überlegung de Broglies voll und ganz bestätigt. Die Materie hat wie das Licht ein doppeltes Gesicht als massebehafteter Stoff und als schwingende Wellenbewegung. Die Beugungserscheinungen, die man mit den Röntgenstrahlen, also mit Wellen hervorrufen kann, lassen sich auch mit Elektronenstrahlen, also Strahlen, die aus einem Strom von kleinsten elektrischen Teilchen bestehen, erzeugen. Zu diesem Zweck wurden Elektronen durch eine hauchdünne Glimmerplatte geschossen, deren Atome wie ein flächenhaftes Gitter wirken. Die photographische Platte hält ein Beugungsbild dieser Elektronenwellen fest, ein Bild, wie es eben nur beim Hindurchgehen einer Welle durch ein Gitter entstehen kann. Die Materie hat also zweifellos auch Wellencharakter.

Diese Erkenntnis gibt nun einen Fingerzeig, wie man sich den Bau der Atome vorzustellen hat Ähnlich wie man ein bewegtes Teilchen, beispielsweise ein fliegendes Elektron als eine fortschreitende Schwingung, als eine Art ‚Wellenpaket' ansehen muß, so kann man ein in Ruhe befindliches Atom als eine stehende Schwingung auffassen, etwa als eine pulsierende Kugel, wobei rund um den positiven Atomkern eine negative Elektronenwolke in rhythmischen Schwingungen pulsiert. Die Bahn des einzelnen Elektrons bleibt dabei ganz unbestimmt. Denken Sie an einen Mückenschwarm, der an einem warmen Sommerabend über einer Wiese herumschwirrt. Wenn Sie ihn betrachten, beobachten Sie auch nur die Bewegungen des schwarzen Knäuels als Ganzes, wie er sich verengt oder erweitert oder dehnt, aber die Flugbahn einer einzelnen Mücke können Sie nicht erkennen, und für den Gesamteindruck des Mückenschwarms ist das auch ganz unwesentlich Wie eine schwingende Membran oder eine Saite kann eine so charakterisierte pulsierende Kugel des Atoms nur in ganz bestimmten verschiedenen Schwingungszuständen mit ganz bestimmtem Energieinhalt schwingen. Sie wissen ja, eine Saite schwingt entweder in ihrem Grundton oder in der Oktav oder in einem anderen Oberton, aber es sind immer ganz bestimmte gesetzmäßig miteinander zusammenhängende Töne Die quantitative Ausarbeitung dieser Idee, die neben-

einander von Schrödinger und von Heisenberg durchgeführt wurde, ergab eine überraschende und schlagende Übereinstimmung mit der Erfahrung."

Die Materialisation des Lichtes.

„In diesem Zusammenhang interessiert mich noch ein anderes sehr interessantes Problem, Herr Doktor Fromherz — die sogenannte Materialisation des Lichtes. In weitesten Kreisen haben die künstlichen Elementumwandlungen, etwa die Verwandlung eines Metalls in ein anderes, großes Aufsehen erregt. Die langbewährte Ansicht, daß die chemischen Elemente starr und unwandelbar seien, ist heute insoferne überholt, als man durch besondere energische Behandlung Elemente ineinander verwandeln kann. Nun hört man sogar, daß der Stoff, die Materie als solche, nicht mehr als unerschaffbare und unzerstörbare Substanz angesehen werden kann. Es erscheint wunderbar, wenn man berichtet, daß man das Entstehen und Vergehen von Materie unmittelbar beobachtet und photographiert hat. Darf ich Sie hier um Aufklärung bitten?"

„Ein wichtiges Gesetz besagt, daß in jeder Masse eine bestimmte innere Energie verborgen ist. Diese ‚Eigenenergie' erreicht selbst bei ganz kleinen Massen phantastische Werte. In jedem Gramm Materie schlummert eine derartig große Energiemenge, daß man damit unter Zerstörung der Materie in ein Nichts das eiskalte Wasser eines Wasserturms von 10 Meter Durchmesser und 40 Meter Höhe restlos in Dampf verwandeln könnte. Wenn es möglich wäre, eine Maschine zu konstruieren, die durch die Eigenenergie von irgendwelchen in die Maschine eingeführten Stoffen betrieben werden könnte, so würde die stündliche Zufuhr von wenigen Grammen dieser Substanz genügen, um eine ebenso große Zahl von Pferdestärken zu gewinnen wie aus den riesigsten Kraftwerken der Gegenwart. Masse stellt tatsächlich konzentrierte Energie dar und starke Energieverluste, wie wir sie beim Zerfall des Radiums antreffen, sind auch mit einem merklichen Masseverlust verbunden. Hierbei wird gleichsam Materie unter Freiwerden von außerordentlich großen Energiemengen in ein Nichts verwandelt. Ebenso ist es auch denkbar, daß man Materie unter ungeheurem Energieaufwand erzeugen kann. Die Energiemengen, die beispielsweise bei der Entmaterialisation unserer Erde frei würden, sind unvorstellbar groß. Der bekannte Physiker Nernst hat die Welt einmal mit einer Insel aus Schießbaumwolle verglichen; erfreulicherweise fehle dem Physiker und Chemiker — wenigstens vorläufig noch — das Streichholz, mit dem er sie in Brand setzen könnte. Derartige Umwandlungen von Masse und Energie finden sicherlich auf den strahlenden Himmelskörpern und Fixsternen statt. Man kann berechnen, daß unsere Erde allein von der Sonne in der Sekunde etwa 2 Kilogramm Materie in Form von Lichtenergie erhält. Aber lassen wir alle diese theoretischen Überlegungen beiseite. Es ist auch im kleinen Maßstabe im Laboratorium gelungen, Materie unter Energiegewinn zu entmaterialisieren und umgekehrt einen Lichtstrahl in Materie, nämlich in ein positives und ein negatives Elektron zu verwandeln und dies auch zu photographieren."

Die Zertrümmerung der Atome.

„Nachdem die Physiker festgestellt hatten, daß die Atome einen Kern besitzen, der gegenüber der Ausdehnung des gesamten Atoms verschwindend klein ist, und nachdem man wußte, daß ein chemisches Element durch eine bestimmte Masse und Ladung eines Kerns gekennzeichnet ist, ließ sich auch bald der Weg zu einer Atomzertrümmerung und Elementverwandlung zeigen. Wenn man eine enorm große Zahl von ‚Mikrogeschossen' in Form von außerordentlich raschen Wasserstoff- oder Heliumteilchen auf andere Atome losschießt, so ist es möglich, daß einmal eines dieser Geschosse auf den Atomkern trifft, in ihn eindringt und eine Zersprengung herbeiführt. Es entsteht ein Kern mit anderer Masse und Ladung, mit anderen Worten, es ist eine Elementverwandlung eingetreten. Damit nun ein derartiges Geschoß in einen Kern wirklich eindringe, ist eine riesige Bewegungsenergie, also eine große Geschwindigkeit desselben erforderlich. Als es Rutherford zum ersten Male gelang, den Kern des Stickstoffatoms zu zertrümmern, schien der alte Traum der Alchimisten, etwa aus unedlem Metall das edle Gold herzustellen, verwirklicht. Vorerst aber können solche Umwandlungen nur mit kleinsten Materiemengen und unter Aufwendung erheblicher Energiebeträge erzielt werden. Aber immerhin haben die Zertrümmerungsversuche doch eine Reihe von wichtigen Erkenntnissen zum Aufbau der Atomkerne geliefert, nicht wahr?"

„Sicherlich, auf Grund der Versuche hat man einen Einblick in das Innere der Atomkerne erlangt. In erster Linie erfuhr man, daß alle Atomkerne aus Elementarteilchen, den ‚Protonen' — das sind die Kerne der Wasserstoffatome —, und aus etwa gleich schweren Teilchen ohne Ladung, den sogenannten ‚Neutronen' bestehen. Auf Grund dieser Erkenntnis ist es gelungen, nicht nur Atome zu zertrümmern, sondern auch durch Beschießen mit Neutronen und Protonen aus gewissen Atomen neue Atome aufzubauen.

Die Herstellung von radioaktiven Stoffen, also von Stoffen, die in ähnlicher Weise wie das Radium unter Zerfall in andere Atome Strahlen aussenden, dürfte einer der größten Erfolge der Atomumwandlungsversuche sein. Man hat beispielsweise durch derartige Versuche radioaktives Kolchsalz erzeugt. Möglicherweise hat das für die Heilkunde einmal Bedeutung. Denn Radium, das zur Bekämpfung von bösartigen Geschwülsten benutzt wird, ist als Schwermetall giftig und wegen seiner lange dauernden Strahlung gefährlich, weiterhin hinsichtlich der Dosierung der Strahlung äußerst vorsichtig anzuwenden. Kochsalz dagegen ist für unseren Organismus ungiftig und die radioaktive Strahlung des künstlich radioaktiv gemachten Kochsalzes klingt rasch ab und kann sehr genau dosiert werden."

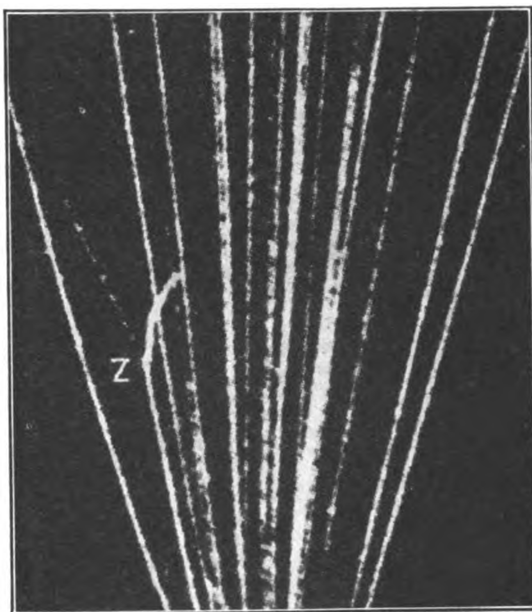
Die Bedeutung der Atomforschung.

„Ich möchte Ihnen, Herr Doktor Fromherz, am Ende unseres Gespräches eine Frage vorlegen, die einen Wissenschaftler stets etwas merkwürdig berührt, um so mehr aber vom Laien in den Mittelpunkt des Interesses gestellt wird. Es ist dies die Frage nach der praktischen Bedeutung der Atomforschung und ihrer Ergebnisse?"

„Ich muß sagen, daß wohl die meisten Forscher einer derartigen Frage recht verlegen gegenüberstehen, denn der Wissenschaftler verfolgt seine Forschungsarbeit im allgemeinen ohne direkte Beziehung zur praktischen Anwendung. Das unermeßliche Ma-

terial von Tatsachen und Entdeckungen der Physik und Chemie hat in den meisten Fällen keine unmittelbar praktische Bedeutung. Nur zufällig einmal ergibt sich dann meistens gar nicht einmal unmittelbar anschließend an eine derartige Entdeckung, daß sie von großer praktischer Bedeutung ist. Ich erinnere an die Untersuchung der kleinsten negativen elektrischen Teilchen, der Elektronen. Das Wissen von ihnen ist die Grundlage der heutigen Radiotechnik geworden. In den sogenannten Elektronenröhren werden ja die Erfahrungen des Laboratoriums über Ablenkbarkeit und Bewegbarkeit und andere Eigenschaften dieser Teilchen ausgenützt, um die Röhren, die ganze Sendung und den Empfang zu steuern. Noch ein chemisches Beispiel: Die Beschäftigung mit Atomen und Molekülen gab die Möglichkeit, Methoden zu finden, derartige Atome und Moleküle zu verbinden und zu größeren Einheiten mit ganz bestimmten Eigenschaften zu verketten, die man für irgendwelche Zwecke haben möchte. Gerade heute ist für uns die wirtschaftliche Verwertung dieser anfänglich so wirklichkeitsfremden Spekulationen und Spielereien im Laboratorium so wichtig geworden. Denn gerade Stoffe, die man heute so notwendig braucht wie Benzin oder Stickstoffdünger, sind durch geeignete Verkettung von einfachen Atomen wie Kohlenstoff und Wasserstoff und Stickstoff auf Grund jahrzehntelanger Laboratoriumserfahrungen zusammengefügt worden. Ähnlich beim Kautschuk, Kunststoffen und Kunstseide. Und heute werden mit größter Intensität im Laboratorium im Rahmen des Vierjahresplanes dauernd Versuche gemacht, Stoffe mit noch besseren Eigenschaften in neuer Kombination von Verkettungen herzustellen.

Es dauert oft lange, bis derartige zufällige Erfahrungen im Laboratorium wirklich in der Großindustrie verwertet werden können. Es hat 20 Jahre gedauert, bis die Laboratoriumssynthese des Indigos industriell verwertet werden konnte, 12 Jahre, bis die künstliche Ammoniaksynthese zu einer ins Gewicht fallenden Produktion von Stickstoffprodukten geführt hat. Ähnlich ist es bei der künstlichen Herstellung von Benzin. Diese Beispiele zeigen, daß es auch heute unrichtig wäre, sich allein auf industriell verwertbare Entdeckungen zu konzentrieren. Sicherlich wird es dagegen bis zu einem gewissen Grade möglich sein, geeignete Wissenschaftler auf zur Zeit dringende Probleme aufmerksam zu machen und damit eine gewisse Lenkung der Forschung zu erzielen. Dies geschieht auch heute im Rahmen des Vierjahresplanes und zweifellos wird die Wissenschaft, insbesondere die Chemie und die Physik in enger Zusammenarbeit mit der Industrie an der Verwirklichung des großartigen Planes unseres Führers erfolgreich mitarbeiten."



Die Sichtbarmachung einer Stickstoffatomzertrümmerung mittels der Wilsonschen Methode: Die gradlinigen weißen Striche stellen die Bahnen der in die Wilsonkammer geschossenen sog. „Alphateilchen", d. s. Atomkerne des Gases Helium, dar. An der mit Z bezeichneten Stelle trifft das Alphateilchen auf einen Stickstoffatomkern. Dieser verwandelt sich in einen Sauerstoffkern, der in gekrümmter Bahn nach rechts wegfliegt und als dicke weiße Spur gut zu erkennen ist. Die dünne geradlinige Spur nach links stellt den beim Zusammenstoß abgespalteten Wasserstoffatomkern dar. (Aus „Haas, Die Umwandlungen der chemischen Elemente (nach Blackett)" Verlag Walter de Gruyter und Co., Berlin.)

Interessante Kleinigkeiten

Ungenügend aufgepumpte Autoreifen besitzen nicht nur eine geringere Lebensdauer, sondern verursachen auch größeren Benzinverbrauch.

*

Nach der neuesten Bestandsaufnahme belaufen sich die gewinnbaren Braunkohlenmengen Deutschlands auf rund 57 Milliarden Tonnen. Dieser Vorrat reicht für etwa 300 Jahre. Es werden aber noch immer neue Braunkohlenfelder hinzu entdeckt.

*

Polen ist der volkreichste der neugeschaffenen europäischen Staaten; es rangiert der Menschenzahl nach unmittelbar hinter den fünf Großmächten.

*

Lachen ist gesund, weil es die Lungen weitet; es unterstützt ferner die Blutzirkulation und reinigt Blutgefäße im Gehirn, die träg geworden waren.

*

Der Ort Schreiberhau im Riesengebirge hat eine so große Ausdehnung, daß er sechs Bahnhöfe besitzt.

*

In einer Stunde bringt der Golfstrom 700mal so viel Wärme an die Küsten Europas, als mit der stündlichen Kohlenförderung der ganzen Welt erzielt werden könnte.

*

In den Höhlen auf den Felseninseln an der siamesischen Westküste werden jährlich Millionen von Vogelnestern für die Suppenbereitung als chinesische Delikatesse gesammelt. Diese Nester bestehen aus dem gelatineartigen Speichel der Schwalben.

*

Im Jahre 1935 wurden in Deutschland 60 000 Erfindungen zum Patent angemeldet. Amerika steht an der Spitze aller Länder mit 72 000 Anmeldungen. Wenn man aber bedenkt, daß die Bevölkerung Amerikas etwa doppelt so groß ist, so zeigt sich, daß Deutschland im Verhältnis eine weitaus größere Zahl erfinderischer Köpfe hat.

Alwin Dreßler.

HUMOR

Sie: „Gestern hat in der Zeitung gestanden, daß eine Frau täglich über zehntausend Worte spricht."
Er: „Siehst du, mir wolltest du es ja nicht glauben, wenn ich dir sagte, daß du bedeutend über dem Durchschnitt stehst!"

*

In verschiedenen Teilen Englands herrscht die Sitte, daß der Pfarrer die Braut nach vollzogener Trauung küßt. Dies war Nancy Murray sehr unangenehm. Sie bat deshalb ihren Bräutigam, den Geistlichen doch zu veranlassen, bei ihrer Eheschließung davon abzusehen.
„War er gleich damit einverstanden?" will Nancy durchaus wissen, als ihr Verlobter den Auftrag seiner Braut ausgeführt hatte.
„Er war gleich Feuer und Flamme, beiläufig bemerkte er, daß dadurch die Gebühren nur noch die Hälfte der üblichen betragen würden."

*

Er und sie stehen vor dem Käfig des großen Schimpansen.
Meint er: „Diese Affen sind doch wirklich sehr menschenähnlich! Sieh' nur, was der dort vor dem Spiegel für Grimassen schneidet!"
„Ja!" nickt sie lebhaft. „Und sogar, ohne einen Rasierapparat zu brauchen!"

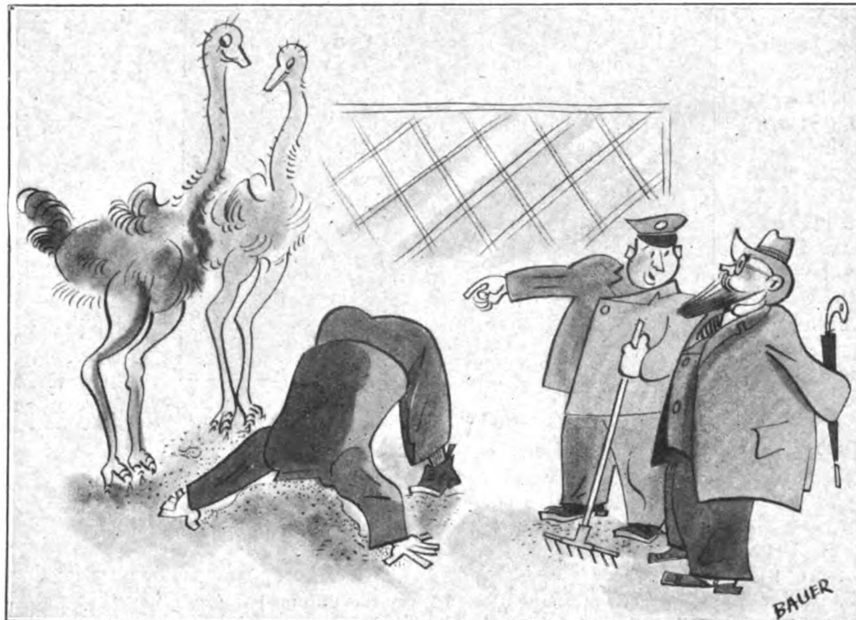
*

Gespräch vor dem Ausgehen:
„Edgar, sitzt mein Hut gerade?"
„Durchaus nicht, Luise!"
„Na, dann ist's gut!"

Vater hat aus der Zeitung vorgelesen, daß keine Preiserhöhungen geduldet würden.
„Schade", meint da der kleine Heini, „schade, wegen mir könnte die Seife zehnmal so teuer werden."

*

„Trotz all ihrer Fehler und Irrtümer", so führte der Redner aus, „steht die Menschheit doch niemals ganz still!"
„Außer sie soll in der vollbesetzten Straßenbahn noch ein bißchen zusammenrücken!" ergänzte ein Zuhörer.



„Mein Kollege hat's nich' gut. Der muß den Straußen ihre Eigenarten beibringen."

„Kürzlich haben in Ungarn ein paar Unternehmungslustige versucht, aus der schönen blauen Donau Gold zu waschen. Sie haben aber keinen Erfolg gehabt!"
„Na — das hätte ich ihnen gleich sagen können, daß Johann Strauß und seine Nachfolger da längst alles herausgeholt haben!"

*

Im Schaufenster der Buchhandlung lag ein Buch: Praktische Winke zur Selbstverteidigung.
„Können Sie es mir empfehlen?" fragt Kabetzki den Buchhändler.
„Sehr sogar. Jeder kauft es."
„Was soll es mir dann nützen, wenn es jeder kauft?"

*

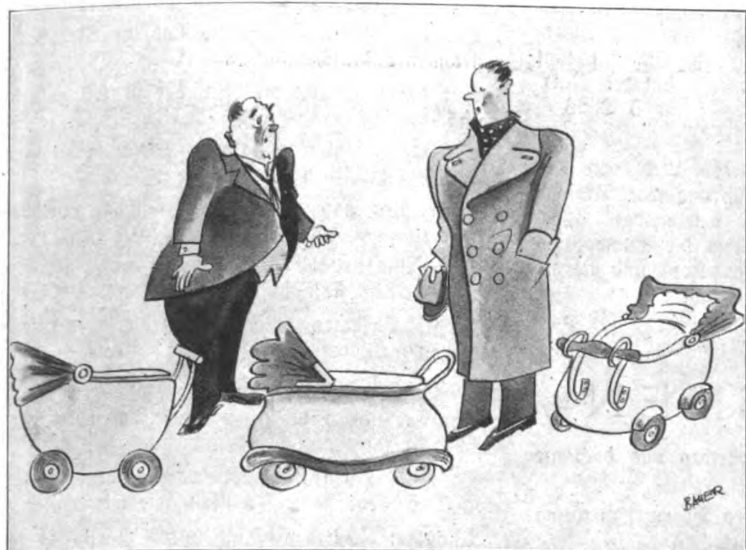
„Sie gebrauchten das Wort Esel! Meinten Sie mich damit?"
„Durchaus nicht, mein Herr. Glauben Sie denn, Sie sind der einzige Esel auf der Welt?"

*

„Hm — das soll ein Bild von Schindler sein?"
„Ja — aber ich weiß, daß es mir nicht gut gelungen ist. Schindler ist eben sehr schwer zu treffen!"
„Das stimmt! Das wirst du erst merken, wenn es ans Bezahlen geht!"

*

„Haben Sie Sonntag abend etwas vor?" wollte der Chef von der hübschen Stenotypistin wissen.
„Nein", sagte sie — hoffnungsvoll — „absolut nichts!"
„Dann versuchen Sie, Montag früh recht pünktlich im Büro zu sein!"



„Alles Kabrioletts — Limousinen gibt's wohl in diesem Artikel nicht?"

Zeichnung: Bauer.

HUMOR DER ANDEREN

„Denke dir, Dora und Theodor haben sich wieder vertragen!"
„Das hätte ich nie für möglich gehalten! Es wird nicht lange dauern, und der Friede ist wieder vorbei."
„Sicher! Aber es ist doch anzunehmen, daß er bis zu ihrer Hochzeit in acht Tagen dauern wird."
(Boston Transcript.)

*

„Ich halte nichts von Ärzten. Wüßte nicht, wozu sie gut wären."
„Sag das nicht! Meiner hat mich sehr schnell kuriert, als ich vorigen Monat krank war."
„Wie denn?"
„Indem er meiner Frau gleich sagte, jeder Besuch kostete zehn Mark."
(Harpers Weekly.)

*

Einem Jahrmarktbesucher war im Gedränge die Spitze des Regenschirms seines Vordermannes ins Auge geraten, und er hatte ihn deswegen verklagt.
Richter: „Glauben Sie denn wirklich, der Mann hätte die Absicht gehabt, Ihnen das Auge aus dem Kopf zu stoßen?"
Kläger: „Nein. Aber ich bin überzeugt, daß er es tiefer in den Kopf hineinstoßen wollte!"
(Tit Bits.)

*

Freier: „Warum widersetzen Sie sich meiner Verlobung mit Ihrer Tochter?"
Vater: „Einfach deshalb, weil Sie gar nicht in der Lage wären, sie so zu ernähren, wie sie es von Kindheit an gewöhnt ist."
Freier: „Warum soll ich das nicht können? Ich fange einfach auch mit Milch und Brot an."
(Answers.)

*

Er: „Ein so eitles Geschöpf wie du ist mir noch nicht vorgekommen! Wenn du in den Himmel kommst, ist sicher deine erste Frage: Sitzen meine Flügel auch richtig?"
Sie: „Ganz recht, mein Lieber! Und es würde mir dann sehr leid tun, wenn du nicht da wärest, um es mir zu sagen."
(Tit Bits.)

*

Redakteur (sehr von oben herab, das Manuskript zurückgebend): „Ein solches Zeug können wir unmöglich drucken."
Der Autor: „Darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden! Sie sind nicht der erste, der es nicht drucken will und werden auch nicht der letzte sein!"
(The Argonaut.)

ANEKDOTEN

Verfehlte Wirkung.

Balthasar Schupp (1610 bis 1661), unter dem Namen „Schuppius“ als Verfasser lehrreicher Schriften bekannt, war Hofprediger des Fürsten von Nassau in Braubach und hatte einst bei einer festlichen Gelegenheit in Gegenwart des letzteren in einer Predigt mit großem Freimut dessen Lieblingssünde, die allzugroße Jagdleidenschaft, gegeißelt Man erwartete daher, daß bei der Hoftafel der Zorn des Landesherrn über den kühnen Prediger kommen werde Wider Erwarten erhob jedoch der Fürst ruhig sein Glas, trank dem Hofprediger freundlich zu und sprach· „Ihr habt mir heute etwas Tüchtiges auf den Pelz gegeben“

Schupp erwiderte sich verneigend: „Gnädigster Herr und Fürst, das tut mir von Herzen leid“

„Wie? Es tut Euch leid?“ fragte verwundert der Fürst „Ich glaubte, Ihr hättet es für Eure Pflicht gehalten, mir einmal eindringlich die Wahrheit zu sagen“

„Gerade deswegen“ entgegnete Schupp, „ist es mir leid, daß mir die Ausübung dieser Pflicht nicht gelungen ist

Ich hatte mit meiner Predigt auf Euer Gnaden Herz gezielt, und nun ist sie, wie ich höre, nur auf den Pelz gegangen“ O M

Besser so!

Ein Hofnarr am französischen Hof kam zu Franz I. und beklagte sich, ein Kavalier habe ihm gedroht, er wolle ihn ermorden „Wenn er das tut“ suchte ihn der König zu beruhigen, „dann lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen, das verspreche ich dir!“ — „Oh, Majestät! versprechen Sie mir lieber, daß Sie ihn fünf Minuten zuvor hängen lassen werden!“ bat der Narr J D W

Unverwüstlich...

Bernhard Scholz hatte Schillers „Lied von der Glocke“ vertont Bei der Erstaufführung war Brahms anwesend Als sie anschließend beieinander saßen fragte Scholz den Meister, wie ihm die Komposition gefallen habe. Brahms wiegte den Kopf und meinte schließlich: „Ein unverwüstliches Gedicht..“ F. H

APHORISMEN

Es gibt Leute, die sehr viel sprechen und doch nie etwas sagen

Am häufigsten machen sich die den Vorwurf zu wenig zu tun, die zu viel tun

Am wenigsten liegt dem daran, etwas zu sein, der etwas ist

Man findet mehr Lebensweisheit bei den Entgleisten als bei den Erfolgreichen

Wenn einem die Vernunft entwischt, läßt sie sich schwer wieder einfangen

Nicht was er erreicht kennzeichnet den Menschen, sondern was er erstrebt

Viele, die den Ton anzugeben glauben, sind nur laut.

Der Ballast des Fortschritts sind die Menschen, die viel wissen und nichts können

Nur der beherrscht die Zeit, der sie sich zu nehmen weiß

Wer etwas sagt was notwendig war, gesagt zu werden, erregt Aufsehen.

Oft erfährt man, was man gefragt hat, erst aus der Antwort

Der geistvolle Mensch lehnt sich wohl nach Ruhe, aber er erträgt sie nicht

Es gibt Ansichten, die man nicht haben darf, sondern zu denen man kommen muß

Das bewußte Leben gestaltet der Entschluß

Von Ereignissen, die einen gestalteten findet man sich nicht mehr zur Vergangenheit zurück

Viele Menschen sind stolz darauf, alles zu können was sie wollen; sie wissen nicht, wie wenig sie wollen

Wichtiger als das Richtige zu tun ist oft das Falsche nicht zu tun

Die meisten scheitern nicht an ihren Fehlern, sondern an ihrer Unfähigkeit, sie wieder gut zu machen

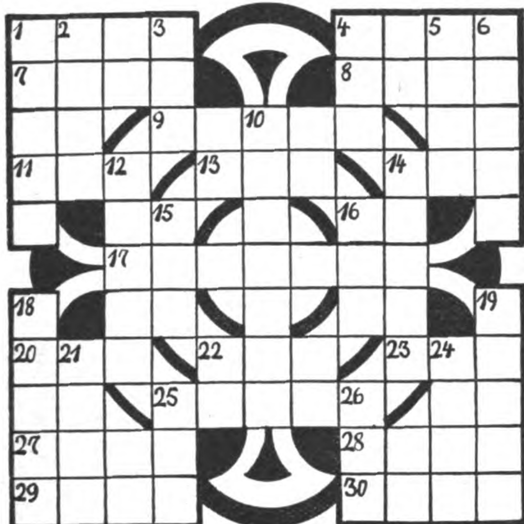
Erziehen kann nur, wer überzeugen kann

Die Jungen vernichten Vergangenes aus Kraft, die Alten Zukünftiges aus Schwäche

Halte dich immer für dümmer als die anderen, sei es aber nicht! J D W

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. isländische Prosadichtung, 4. heiliger Stier der Ägypter, 7. Männername, 8. Schutzstelle, 9. ehemalige preußische Provinz, 11. nationalsozialistischer Reichsleiter, 13. griechische Schuldgöttin, 14. Artikel, 17. Raubvogel, 20. römischer Sonnengott, 22. Nachtvogel, 23. Nebenfluß des Rheins, 25. Frucht, 27. Fluß in Pommern, 28. Sachbegriff, 29. Edelmetall, 30. nordische Sagendichtung. — Senkrecht: 1. Indianertrophäe, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. Herzbeklemmung, 4. Vorfahre, 5. Geisteskranke, 6. deutscher Dichter, 10. Zugvögel, 12. Eiland, 14. nationalsozialistischer Reichsminister, 15. nationalsozialistischer Statthalter, 16. Fluß in Holland, 18. Säureflüssigkeit, 19. rumänische Stadt, 21. römischer Kaiser, 24. geographischer Begriff, 25. Kurort, 26. Stadt in Holland.

Silbenrätsel

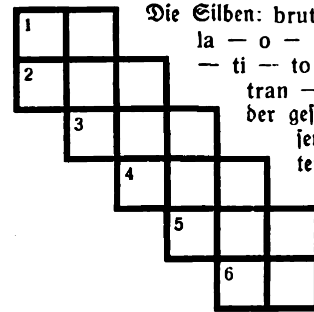
Aus den Silben:

a — a — a — a — a — ab — ba — ben — bi — bu — den — di — dikt — dri — e — e — e — e — eis — en — en — flo — ger — i — i — im — in — la — la — la — laa — land — le — le — le — li — li — li — lin — lu — ma — me — me — ment — mis — na — ni — o — pe — pe — po — po — ra — ra — ra — ran — rett — rik — rit — ro — sa — sar — sis — ta — ta — tel — tel — tem — ti — tiv — vais — xan

sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch unseres Führers ergeben. — 1. Lutherstadt, 2. Insekt, 3. italienische Form für Neapel, 4. leichtes Gewebe, 5. grammat. Begriff, 6. Shakespearesche Dramenfigur, 7. Wolfsspinne, 8. nordischer Männername, 9. ägyptische Göttin, 10. griechische Insel, 11. Gestein, 12. Staat der USA., 13. ägyptische Stadt, 14. Stuhl, 15. Anfangsbuchstabe, 16 italienische Insel, 17 Gemütsveranlagung, 18. Käsesorte, 19. Verordnung, 20. Frühlingsgöttin, 21. asiatisches Land, 22. dänische Ostseeinsel, 23. Blume, 24. Paradies

1 .... 13 ....
2 .... 14 ....
3 .... 15 ....
4 .... 16 ....
5 .... 17 ....
6 .... 18 ....
7 .... 19 ....
8 .... 20 ....
9 .... 21 ....
10 .... 22 ....
11 .... 23 ....
12 .... 24 ....

Silbentreppe



Die Silben: brut — er — ki — la — la — o — o — sin — tes — tes — ti — to — to — to — to — tran — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1 kaufmännischer Ausdruck. 2. Stadt in Japan. 3. italien. Hafenstadt, 4 Ostgotenkönig. 5. Vater des Odysseus, 6. Schweizer Kanton.

Besuchskartenrätsel

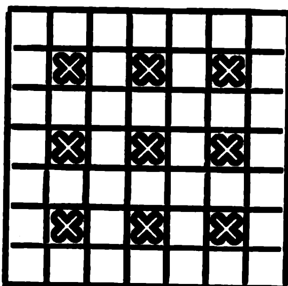


Was ist die Dame von Beruf?

Bilderrätsel



Viereck



Die Buchstaben: a a a a e e e e e e j j k k m n n n o o o o r r r r r r s s s s t t t u u v u y sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Küchenkraut, 2. Flugzeugkonstrukteur, 3. Ulme, 4. Wiener Possendichter.

Zahlenrätsel

1 2 5 8 6 10 5 6	Land in Österreich
2 4 2 7 2 11 10 5 8	Erbsart
3 5 1 10 12 8	Homerische Sagengestalt
4 13 10 5 8	Hohlmaß
5 8 14 15 10 13 12 6	Vulkanausbruch
6 5 15 2 4	Land in Asien
7 2 4 16 14 8	Lichtgott
5 15 13 11 12 16 5	Zwischenhandlung
8 5 13 9 5 6	Tanz
9 3 2 11 13	türkischer Ehrentitel

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter nennen einen Höhenzug im Wiener Wald.

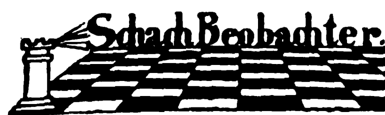
Vokallos

d d t s c h j g n d s t b r t s
c h d s r z t w r d g z r w s n

Obige Konsonanten sind durch Einfügung der fehlenden Vokale in sinngemäße Wörter zu verwandeln, die hintereinander gelesen, ein Wort Dr. Goebbels an die deutsche Jugend ergeben.

Lösungen der Rätsel aus Folge 11

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Zahn, 5. Veto, 9. Ala, 10. Lid, 11. Dom, 12. Heß, 14. Vera, 15. Stadion, 18. Almenrausch, 20. Celebes, 23. Ekel, 25. Norm, 27. Nab, 28. Feh, 29. Leu, 30 Trug, 31. Mohr. Senkrecht: 1. Zahl, 2. Ale, 3. Haß, 4. Biedermeier, 6. Eden 7. Tor, 8. Omar, 13. Stiefel, 14. Volumen, 16. Ill, 17. Eck, 19. Kent, 20. Cebu, 21. Solo, 22. Amur, 24. Kar, 26. Reh. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Mistral, 2. Anemone, 3. Chinchilla, 4. Komitat, 5. Engerling, 6. Nacken, 7. Sandhose, 8. Engadin, 9. Nogat. „Mackensen." ✱ **Füllrätsel:** 1 Irokesen, 2. Birkhahn, 3. Spiritus, 4. Aspirant, 5. Gestirne, 6. Feldkirch, 7. Monastir. ✱ **Magische Figur:** 1. Kapitel, 2. Ilmenau, 3. Lemuren. ✱ **Kryptogramm:** „Es ist das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Beduerfnis und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten." ✱ **Wortkette:** 1—9 Reim, 1—2 Rat, 2—3 Tor, 3—11 Rain, 3—4 Rom. 4—5 Mut, 5—13 Teil, 5—6 Tau, 6—7 Ute, 7—15 Edam, 7—16 Ehre, 8—1 Oder, 8—9 Odem, 9—10 Met, 10—11 Ton, 11—12 Not, 12—13 Tal, 13—14 Leu, 14—15 Ulm, 15—16 Made.



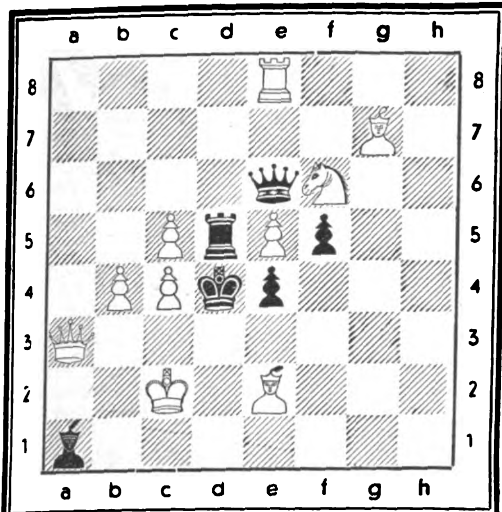
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von H. Radek, Gelsenkirchen

Schwarz: Kd4, De6, Td5, La1, Be4, f5 (6)



Weiß: Kc2. Da3. Te8. Le2. Lg7. Sf6. Bb4. c4. c5. e5 (10)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 8

Vierzüger von Jos. Nikolai, Gelsenkirchen.

Weiß: Kh2, Tc7, Te4, La3. Ld7. Sd2, Sh4, Bd4, e5 (9)
Schwarz: Kd5. Le8. Sb8, Sh5, Bd6, e6, e7, h3 (8)
1. La4, L×a4; 2. Sg6, Sc6; 3. Tb7!, nebst 4. Tb5‡ usw.

Richtig gelöst: J Herwig Gotha; A. Seber, Trier; P. Schurig, Sebnitz; M. Schneider, Sebnitz; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Br. Schlia, Stettin; M. Burdack, Hormersdorf; M Loch, Berlin N.; O Behncke, Cuxhaven; A. Brückner, Stollberg, G. Peipers, Eckardtsheim; Eggebrecht. Norden

Einige Löserurteile: „Verblüffend wirkt es, daß Weiß nach dem stillen Zuge 3 Tb7 auf viererlei Weise mattsetzt!" J. H., G.; „Sehr reich an Verführungen" P. Sch., S.; „Der kritische Turmzug überschattet selbst die Schönheit der Lenkungen ... Ein Triumph eiserner Konsequenz und kristallener Klarheit" H. K., B.-N.; „Eine wunderbare Aufgabe" M B., H., usw

Scharfer schwarzer Angriff

(Kieler Partie)

In der ersten Runde des Berliner Jubiläumsturniers (15. 3. 1937) kam es gleich zu einem sehr scharfen Kampf zwischen den alten Rivalen:

Weiß: B. Koch		Schwarz: Kurt Richter	
1. e2—e4	d7—d5	4. Lf1—b5†	Lc8—d7
2. e4×d5	Sg8—f6	5. Lb5—c4	Lf8—g7[3]
3. d2—d4[1]	g7—g6[2]	6. Sg1—e2	0—0
7. 0—0	b7—b5	15. d4×e5	Dd8—e7
8. Lc4—b3	c7—c6[4]	16. f2—f4[6]	Tc8—d8
9. Se2—f4	c6×d5	17. Le3—d4	f7—f6[7]
10. Sf4×d5	Sf6×d5	18. Sb1—d2	f6×e5
11. Lb3×d5	Sb8—c6	19. Dd1—e2?[8]	Lc6×g2![9]
12. c2—c3	e7—e5[5]	20. Tf1—f2[10]	Lg2—a8
13. Lc1—e3	Ta8—c8	21. Ld4×e5	Lg7×e5
14. Ld5×c6	Ld7×c6	22. f4×e5	De7—g5†[11]

[1] Diese Eröffnung erinnert uns an den Kieler Meisterkreis vor 30 Jahren, die besonders der geniale Korvettenkapitän Behnisch hervorragend behandelte. Unsterblich ist auch die glänzende Fernpartie Pastor A. Rhode (Schildberg) gegen Leutnant von Zitzewitz (Kiel), in welcher Pastor Rhode, ohne es zu ahnen, den ganzen Kieler Meisterkreis gegen sich hatte, wie uns der Altmeister Paul Krüger aus Hamburg berichtet.

[2] In der Berliner Meisterschaft 1937 spielte Helling als Nachziehender 3. . . ., S×d5; worauf sein Gegner Rellstab 4. c2—c4 mit Tempogewinn fortsetzen konnte.

[3] Schwarz ist mehr auf Figurenentwicklung bedacht.

[4] Da der Nachziehende bereits Entwicklungsvorsprung hat, kann er sich „Gambitspielen" erlauben.

[5] Der Kampf um die Sprengung des weißen Zentrums beginnt.

[6] Wohl hat jetzt Weiß zwei Bauern mehr, aber die schwarzen Figuren sind wesentlich besser zum Angriff postiert als die des Weißen.

[7] Schwarz gibt nicht nach, die feindliche Bauernkette zu unterminieren.

[8] Weiß geht freiwillig in eine Fesselstellung, was sich sofort rächt. Schwarz bringt ein hübsches Figurenopfer an

[9] Wie ein Blitz aus heiterem Himmel bricht der feindliche Laufer in die weiße Königsstellung ein.

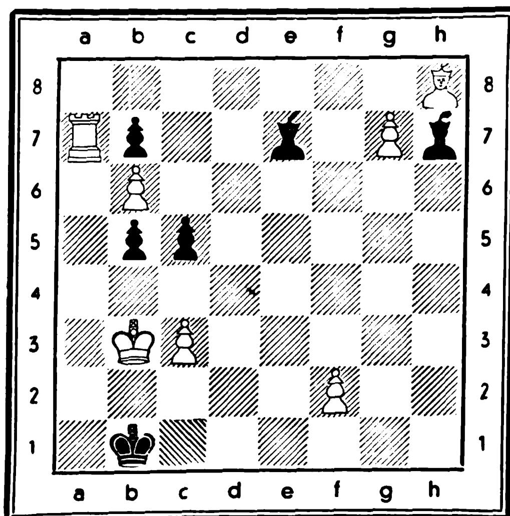
[10] Auf die Annahme des Läuferopfers 20. K×g2 folgt Db7† nebst e5×d4 mit starkem Angriff.

[11] Weiß gibt auf! Weshalb?
Weil auf 23. Kg1—f1 Schwarz das Pferdchen mittels 23. . . ., T×d2 gewinnt!
Eine Angriffspartie aus einem Guß!

Eine sonderbare Turmreise

kommt in folgendem Endspiel, das von W. A. Korolkow stammt, vor

Schwarz: Kb1, Le7, Lh7, Bb5, b7, c5 (6)



Weiß: Kb3, Ta7, Lh8, Bb6, c3, f2, g7 (7)

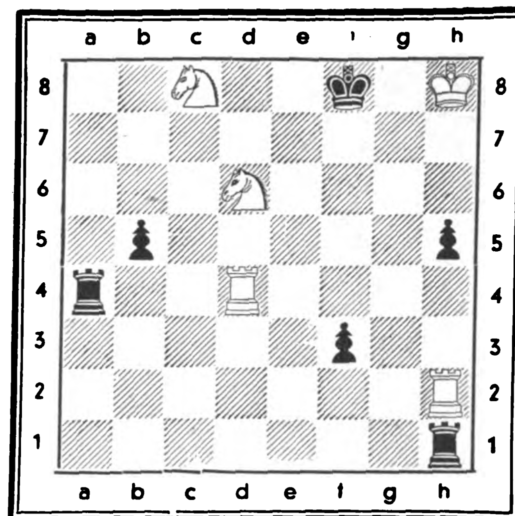
Weiß zieht und gewinnt.

Widmung

(Urdruck)

Hauptmann a. D. von Pfeffer gewidmet von Dr. Ado Kraemer, Berlin

Schwarz: Kf8, Ta4, Th1, Bb5, f3, h5 (6)



Weiß: Kh8, Td4, Th2, Sc8, Sd6 (5)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Ein Schulbeispiel der logischen, typisch deutschen Problemschule; besonders gut durchkonstruiert, ohne jeden überflüssigen Ballast wird hier eine scharfe und markante Idee knapp, klar und eindringlich dargestellt

Damenfang

in der holländischen Verteidigung

Kürzlich im Weidenauer Turnier 1937 gespielt

Weiß: E. I. Diemer		Schwarz: L. Herrmann	
1. d2—d4	f7—f5	8. Sg1—e2	Sg8—f6
2. e2—e4[1]	f5×e4	9. Lc1—f4[4]	Dd6—d8
3. Sb1—c3	g7—g6	10. Se2—g3	0—0
4. Sc3×e4	d7—d5	11. Dd1—d2	a7—a6
5. Se4—c3[2]	Lf8—g7	12. Lb5—e2	Sf6—g4
6. h2—h4[3]	Sb8—c6	13. f2—f3[5]	Tf8×f4
7. Lf1—b5	Dd8—d6	14. Dd2×f4	Lg7—h6[6]

[1] Das „Staunton-Gambit" ergibt eine scharfe Spielweise.

[2] Dieser Springer wurde auch schon mit Erfolg nach g3 gespielt.

[3] Die Entwicklungszüge Ld3 oder Sf3 verdienen den Vorzug

[4] Um den Vorstoß e7—e5 zu verhindern.

[5] Auf diesen Zug kommt ein Qualitätsopfer, das den Auftakt zu einem gelungenen Damenfang gibt. Richtig war 13. Le2×g4, Lc8×g4; 14. f2—f3.

[6] Weiß gibt auf. Die Dame ist nicht mehr zu retten.

Lösung zu nebenstehendem Endspiel

1. c3—c4 (erzwungen wegen c5—c4‡), Le7—f6; 2. c4×b5, Lg8†; 3. Ka3! Lb2†; 4. Ka4, Ka2! (droht 5. . . ., Lb3†. 6. Ka5, Lc3‡!); 5. T×b7, Lc3 (droht Lb3‡); 6. Tf7!, Lh7! (droht Lc2‡); 7. Tf5!, Lg8; 8. Td5!, Lh7; 9. Td3! und gewinnt.

OTTO FLECHSIG:

Der Vater Old Shatterhands

WER WAR – WIE LEBTE KARL MAY?

Wer hat sie nicht als Junge gelesen, die Schmöker vom edlen Indianer Winnetou, wer hat sich nicht an den Späßen Hadschi Halef Omars gefreut, ohne sich dabei groß um den Mann zu kümmern, der in über sechzig dicken Büchern das Leben von Helden und Schurken in fünf Erdteilen beschrieben hat, um Karl May?

Dieser Schöpfer der vielen Abenteurer- und Reiseromane ist nunmehr, am 30. März d. J., 25 Jahre tot, aber seine Bücher werden heute noch genau so von Jungen — und nicht nur von diesen — verschlungen wie zu seinen Lebzeiten, als er, vielgeliebt und vielbefeindet, in seiner Villa „Old Shatterhand" in Radebeul bei Dresden saß und Werk um Werk schuf.

Nicht von seinem schriftstellerischen Werk soll hier die Rede sein, sondern von seinem Leben, das wenig bekannt ist, obwohl es viel besprochen und viel bekrittelt wurde. Nicht Enthüllungen, aber auch keine Verteidigungen sollen hier Platz finden, sondern das Leben Karl Mays soll geschildert werden, wie es gewesen ist, in seinem abenteuerlichen Ab- und Aufstieg.

Die Weber von Ernstthal.

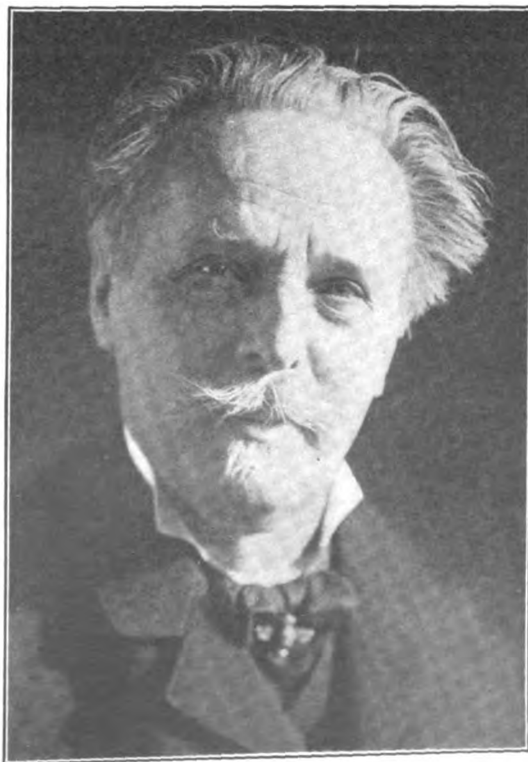
Die Weber von Ernstthal leben nur leiblich an ihren Webstühlen, engbrüstig, hastig mit dem Schiffchen fingernd, in zehnstündiger, zwölfstündiger Fron. Das enge, niedrige Zimmer, in dem der Vater arbeitet, die Mutter hantiert, die Kinder lärmen, ist nur die Behausung des Körpers. Diese Menschen haben sich in Verachtung des öden Werkeltags, der Mühsal und der Armut, eine Phantasiewelt geschaffen, in der die Seele frei und glänzend sich ausbreiten kann. Das ganze Dorf macht mit: Gevatter Schreiner und Schuster neben den Webersleuten und auch der Herr Kantor und Organist, ja selbst die Herren Lehrer stehen nicht abseits. Die wirkliche, leibhaftige, harte Welt heißt Ernstthal, das Phantasiegebilde wird „Batzendorf" getauft. Das harte Muß, Kargheit und Mangel regieren in Ernstthal, in Batzendorf herrscht der „Batzen". Eine Geldwährung der Phantasie, wie alles in diesem imaginären Gemeinwesen, eine Münze, die es nicht gibt und von der man sich deshalb die Taschen der Kleider bis zum Bersten vollstopfen kann. Das Gemeinwesen der Batzendorfer hat seinen Bürgermeister, seine Schöffen, seinen hochwohlweisen Rat — in Wirklichkeit sind das alles armselige Handwerker und Krämer. Batzendorf hat seine Festlichkeiten, seine Umzüge, seine Haupt- und Staatsaktionen, wie zum Beispiel die Ernennung einer unbeliebten und schwatzhaften Frau zur Gemeindegans

Ernstthal hat auch einen Gasthof „Zum Lügenwirt" (in Wirklichkeit heißt er ganz anders). Dort wird das Schwindeln als Gesellschaftsspiel betrieben. Man verkohlt sich unentwegt, und geglaubt wird nichts. Auf ihre Kosten kommen des Lügenwirts Gäste, wenn einmal ein Fremder eintritt. Dann zeigen die „Batzendorfer", was sie können. Zunächst werden phantastische Gerichte bestellt: gebackene Bärenschinken, gesottene Kapaune; die vom Wirt daraufhin servierten Bücklinge oder Schweinsohren werden mit größter Würde verzehrt, und der Fremde staunt. Dann wird gelogen, daß die Balken sich biegen und dem Fremden Hören und Sehen vergeht.

Was tun die Bürger von „Batzendorf" sonst noch? Sie schieben Kegel, sie leihen sich die zwanzig Bände der Ortsbibliothek herum, die grausigen Geschichten von dem höchst kühnen und edlen Räuber Rinaldo Rinaldini, von Esmeralda, der eingemauerten Nonne, vom Geisterpferd, von der Braut am Hochgericht. Zeitweilig ist Soldatenspiel, das sich tief ernst nimmt und seine eigene Komik nicht sieht, unter den Menschen hier Mode. Man hüllt sich in Uniformen, man tituliert sich Kommandant und Major, und es fehlt eigentlich nur die Mannschaft.

Karl Mays Kindheit.

Das ist Ernstthal zu der Zeit, da der spätere Meister der Dreizehn- und Vierzehnjährigen ganz Europas auf ihren „Kriegspfaden" und am friedlichen Lagerfeuer selbst noch ein Knabe ist. Hier, in der Enge der väterlichen Wohnung, im Gewinkel der Gassen, in den Gebüschen und auf den Wiesen der Umgegend, verlaufen die Kindheitsjahre Karl Mays. Der Vater ist ein unruhiger Kopf und keineswegs ein regelmäßiger Arbeiter; ein Mensch, der viel anpackt, aber wenig zu Ende führt. Manchmal ergreift ihn ein unbezähmbarer Tatendrang: er sitzt dann viele, viele Stunden am Webstuhl. Hin und her geht das Schiffchen, Faden auf Faden fügt sich in das feinmaschige, immer größer wachsende Netz. Der Vater rührt sich nicht vom Fleck, er rastet und ruht nicht, in zäher Verbissenheit will er nachholen, was er in müßig verträumten Wochen versäumt hat. Wehe, wenn nicht im ganzen Zimmer tiefste, heiligste Stille herrscht. Ein lautes Wort, ein Klappern oder ein lauter Schritt mit dem Schuh hat einen Wutanfall des sonst umgänglichen Mannes zur Folge; dann gibt es eine Tracht Prügel, ehe man sich's versieht. Die Kinder, die vier Mädchen und der Junge, sitzen mit angehaltenem Atem bei ihrer Beschäftigung. Wenn sie reden müssen, so tun sie es im Flüsterton und mit ängstlichen Blicken nach dem arbeitenden Vater hin, in dessen greifbarer Nähe der geflochtene Strick liegt . . .



Karl May,
geboren in Hohenstein-Ernstthal am 25. Februar 1842, gestorben am 30. März 1912 in Radebeul bei Dresden.
Aufnahme: Karl May-Verlag.

Ist das Arbeitspensum, das Vater May sich vorgenommen hat, endlich geschafft, die Webe abgeliefert und der klingende Lohn im Hause, dann darf die Familie wieder lustig sein. Für das Geld werden schöne Sachen gekauft, man schmaust, man lacht, und die Kinder wissen, daß die bösen Stunden des Leiseseins sich nun nicht so schnell wiederholen werden. Jetzt wird der Vater stracks den imaginären Weg von Ernstthal nach Batzendorf gehen. Am Schanktisch des Lügenwirts wird er mit den anderen lachen und flunkern, auf der Kegelbahn wird er seinen Mann stehen, und dann wird er lesen, ganze Tage und halbe Nächte.

Doch der Vater May ist über die Leihbibliothek mit den Räuberromanen längst hinausgewachsen, ihn interessieren Schriften, in denen leichtverständlich von den Rätseln der Welt, von den Geheimnissen der Natur, der Astronomie oder von den Lebensläufen berühmter Männer erzählt wird. Von unbändigem Bildungshunger ist dieser Mann, der sein ganzes Leben lang unter dem Gefühl leidet, hier als ärmlicher Handweber zu versauern, während seine Intelligenz ihn zu Höherem befähigt. Aber für seine Person hat der Vater schon entsagt, ein paar verfehlte geschäftliche Spekulationen, in die er sich eingelassen hat, haben ihm gezeigt, wie schwer es zu seiner Zeit ist, soziale Schranken zu durchbrechen.

Der Weber Friedrich May würde vielleicht ganz und gar in Phlegma und düsterem Fatalismus versinken, wenn er nicht noch eine große Hoffnung hätte: seinen einzigen Sohn, der ihm geblieben ist. In dem kleinen Karl soll sich das verwirklichen, was dem Vater das Leben versagt hat. Die Kräfte des Jungen sollen nicht in der Enge eines Weberdaseins verkümmern. Ein großer Mann soll das Kind werden; schon jetzt will der Vater dem Knaben, der ihm am 25. Februar 1842 geboren wurde, die Waffe schmieden, die er dereinst brauchen wird, um im Leben voranzukommen. Diese Waffe heißt: Wissen!

Der Junge soll lernen, lernen und noch einmal lernen. Der Vater überwacht die Schularbeiten mit eiserner Strenge, da gibt es keine Gnade; überdies wird dem kleinen Karl all das Wissen mitgeteilt, das der Vater sich im Laufe der Zeit in seiner wahllosen Lektüre angeeignet hat. Von der Rotation der Erde und dem Planetensystem bekommt er zu hören, die Geographie Deutschlands muß er sich einprägen — nach einem Lehrbuch, das längst veraltet ist! Die Fürsten- und Herzogtümer, deren Name sich das Kind merken muß, sind längst abgeschafft. Was stört das den Vater May! Lernen ist Lernen!

Karl May lernt gut. Das Kind hat die ersten Jahre seines Lebens in Blindheit verbracht. Dadurch ist seine innere Sehkraft geschärft: er ist schon fast im Schulalter, als er die Umwelt, die Eltern, das Haus, die Bäume, die Wiesen durch Augenschein kennenlernt In den

Jahren der Finsternis hat das Kind es gelernt, sich von einer Welt, die man nicht sehen kann, eine Vorstellung zu machen. Das kommt dem Schüler jetzt zugute, er überspringt Klasse um Klasse, und bald sitzt er, noch nicht zehnjährig, neben den halbwüchsigen Burschen, die schon vor der Schulentlassung stehen.

Karl Mays Mutter ist eine rüstige, praktische Frau, voller Liebe und von gesundem Verstand; in späteren Jahren übt sie die Tätigkeit einer Hebammenschwester aus und trägt beträchtlich für den Lebensunterhalt der Familie bei. Auf die geistige Entwicklung des Knaben nimmt die Mutter und unermüdliche Arbeiterin jedoch kaum wesentlichen Einfluß.

Anders die Großmutter! Sie steckt voll der schönsten, buntesten Geschichten: eine richtige Märchengroßmama. Zu ihr flüchtet sich Karl in den kärglichen Mußestunden, die ihm der väterliche Erziehungsfanatismus gönnt. Hier, in den Geschichten von fahrenden Rittern, Drachen, Zwergen und Feen, kommt die Knabenphantasie Karls auf ihre Rechnung

Die Märchenwelt der Großmama füllt einen großen Teil der Gedankenwelt des Jungen aus. Die holden Gestalten der Märchen und Erzählungen begleiten das Kind, wenn es halbe Nächte lang auf der Kegelbahn helfen muß, um ein paar Groschen für den Haushalt mitzuverdienen Sie bevölkern die öde Schulstube, in der zum hundertsten Male Dinge durchgekaut werden, die das vom Vater gedrillte Kind längst auswendig weiß. Die Nixen und Gnomen, die Helden und Zwerge drängen sich zwischen die Zeilen der pedantischen Bücher, die Karl nach dem Willen des Vaters durchstudieren muß.

Durch den Umgang mit den älteren Schülern und die vielen gemeinsamen Gänge mit dem Vater, der ihn überallhin mitnimmt, wird das Kind frühreif. Karl sitzt dann am Schanktisch des Lügenwirts, lernt die Mysterien von Batzendorf kennen und macht sich in seinem unreifen Kopf seine Gedanken darüber, ohne viele Fragen zu stellen. Eins wird ihm klar: Alle Menschen seiner Umgebung haben den heißen Wunsch, einem kärglich düsteren Dasein zu entfliehen, zu dem sie durch die Verhältnisse gezwungen sind Als Mittel zu ihrer Weltflucht dient ihnen die Phantasie, die sie üppig wuchern lassen. Und des Kindes Begriffe von Traum und Wirklichkeit, von Wahrheit und Lug müssen natürlich in gefährliche Verwirrung geraten

Im Lehrerseminar.

Als junger Mensch sitzt Karl May eines Tages, mit den geistigen und seelischen Grundlagen, die er in Ernstthal und Batzendorf erhalten hat, unter den Zöglingen des Lehrerseminars in Waldenburg. Der Vater hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, dem Jungen eine Freistelle am Gymnasium zu erwirken, aber das Stipendium, das ihm ein mit großen Mühen gefundener Gönner, der Graf von Niederalauchau aussetzt reicht nicht für die hohe Schule Fünfzehn Taler im Jahr stehen für die Ausbildung des Jungen zur Verfügung; damit ist bei äußerster Entsagung gerade der Besuch auf dem Seminar möglich

Unter halbwüchsigen Burschen, die alle aus ärmlichen Verhältnissen kommen, ist Karl der ärmlichste und letzte Seine Anzüge sind aus abgelegten Kleidern des Vaters grob zurechtgeschneidert. Über Taschengeld verfügt er nicht. Im Verbrauch von Büchern und Heften muß er sich peinlichste Sparsamkeit auferlegen

Hinter dem Hause das den ganzen Tag vom Gefiedel geigeübender Jungen, vom Vokabelrepetieren, von Gesangsübungen und vom ewigen Hin und Her erfüllt ist, arbeitet Karl. Er ist auch hier ein guter Schüler, aber die Enge seiner Aussichten, sein Geldmangel, der ihn zum Verzicht auf jede Annehmlichkeit zwingt, und das öde Einerlei des Unterrichts quälen den unausgeglichenen Jungen. Sehr stark macht sich Batzendorf geltend: das Kind armer Webersleute sucht sich in Prahlereien Glanz zu geben, die leicht durchschaut werden und ihm einen zweideutigen Ruf verschaffen. Aber Karls Erzählergabe, die sich geltend macht, gleicht seine Fehler in den Augen mancher Mitschüler wieder aus; oft sitzen sie halbe Nächte um das Bett des phantasiereichen Jungen und lauschen seinen geflüsterten Geschichten von Räubern, Korsaren und Indianern.

Kurz vor dem Weihnachtsfest — es ist das Jahr 1860 — wird Karl May von seiner ältesten Schwester besucht Die beiden Geschwister stehen schon im Banne der Vorfreude auf das Christfest Karl fühlt sich vom Schicksal benachteiligt, weil er nicht die hohe Schule besuchen kann, sondern hier in der öden seinen ehrgeizigen Wünschen nicht genügenden Vorbereitungsanstalt sitzen muß Immerhin ist ihm ein kleiner Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter geglückt Ein Handweber braucht er nicht zu werden und als Lehrer ist man immerhin Respektsperson. In kindlicher Eitelkeit läßt Karl seine Schwester die Überlegenheit fühlen, die schon jetzt zwischen dem Seminaristen und dem gewöhnlichen Dorfmädchen aus Ernstthal besteht. Die gutmütige Schwester bewundert die helleren und größeren Zimmer, in denen Karl lebt und arbeitet, das schöne Harmonium, an dem er üben darf, die Landkarten, Globen, die ausgestopften Tiere und Skelette im wissenschaftlichen Zimmer.

Zufällig ist Karl gerade der „Wochenordner", also eine Art Amtsperson, er hat Gerätschaften und Lehrmittel wegzuschließen, für Kreide und Schwamm zu sorgen und anderes mehr. Er hat einen Schlüsselbund bei sich und darf ungehindert auch außerhalb der Unterrichtsstunden in allen Lehrräumen herumgehen. Die Schwester kommt mit, und bewundernd blickt das junge Mädchen zu dem jüngeren Bruder auf.

Zu Karls Funktionen gehört es auch, für die Kerzenlichte zu sorgen; die niedergebrannten Lichtstummel muß er aus den Leuchtern nehmen und in einen Napf werfen. — „Ach, der viele Talg!" ruft die Schwester aus. „Wer bekommt denn den?"

„Damit kann ich machen, was ich will", renommierte Karl — in Wirklichkeit muß er sie beim Hausmeister abgeben

Der Schwester kommt ein Gedanke. Das Weihnachtsfest steht vor der Tür, das ruppige Bäumchen mit dem kärglichen Schmuck zu Hause in Ernstthal könnte diesmal leuchten wie ein richtig strahlender Lichterbaum bei reichen Leuten! Ein Baum, dessen Glanz das ärmliche Zimmer in ein festliches Gemach verwandelte!

„Wenn du damit machen kannst, was du willst, könntest du mir die Stummel doch mitgeben", meint das Mädchen. „Ich schmelze den Talg, besorge mir Dochte und habe viel schöne Christbaumkerzen."

Karl zaudert einen Augenblick. Aber der Wunsch, seiner Familie gegenüber als Wohltäter aufzutreten, die Gelegenheit, seinen Leuten zu Hause Freude zu bereiten und ihnen gleichzeitig zu imponieren, bringen die warnende innere Stimme zum Schweigen. „Dieses Zeug hier in dem Napf ist doch eigentlich ein herrenloses Gut", denkt der Junge, „ob es der Hausverwalter bekommt, der es vielleicht wegwirft, oder die Schwester, wen geht das etwas an!" Karl packt die Lichtstümpfe in Papier und steckt sie der Schwester zu

Aber er ist beobachtet worden. Er hat sich gar nicht in acht genommen, er mißt der Angelegenheit keinerlei Wichtigkeit bei.

Anders die Lehrerkonferenz. Sie sieht in der „Tat" des Zöglings ein schweres Vergehen. Das ganze Mißtrauen dieser Lehrerschaft gegen den sonderbaren phantastischen Jungen macht sich geltend. Sein Schwindeln und Flunkern ist bekannt, nun hat er sich auch noch eines „Diebstahls" schuldig gemacht. Ein solcher Schüler ist nicht wert, die Anstalt weiter zu besuchen; Karl wird relegiert.

Zum ersten Male in seinem Leben hat Karl Schiffbruch gelitten, aber das sächsische Kultusministerium ist vernünftiger als die Lehrerschaft von Waldenburg: sie gestattet dem „schuldbeladenen" Schüler, seine Studien auf einer anderen Anstalt zu Ende zu führen.

Die mitgenommene Uhr.

Mit einem „Klecks" in seinem sonst guten Abgangszeugnis tritt Karl ins Leben hinaus, ein harter Schlag bei seiner Veranlagung, seinem Stolz und seiner Geltungssucht. Der junge Karl May fühlt unklar eine große Begabung in sich, Kräfte, die die Umwelt noch nicht ahnen kann, er fühlt sich zu Hohem berufen Aber das Schicksal hat ihn in einen Lebenskreis hineingezwängt, in dem die Aussichten, etwas zu werden, recht begrenzt sind. Und das Leben hat den ehrgeizigen jungen Menschen überdies noch durch den Spruch der Lehrerkonferenz schwer gedemütigt Mit dem Gefühl, vom Schicksal beleidigt zu sein, steht Karl in seinem Beruf. Je härter und freudloser das äußere Leben ist, desto mehr verspinnt er sich in die Regionen seiner Phantasie. Das haben die Leute in Ernstthal ja alle so getan, durch die Flucht nach „Batzendorf".

Karl hat im Seminar eine Erzählung verfaßt und das Werk an einen großen Verlag geschickt, die unreife Arbeit ist abgelehnt worden; aber der Chef des Verlages hat dem jungen Schriftsteller einen im großen und ganzen ermunternden Brief geschrieben Karl aber hat aus den freundlichen Worten nur das Nein herausgehört, er fühlt sich auch in diesem Punkte „blamiert", er ist unsicher geworden und wagt zunächst keinen weiteren Versuch Die Jugend Karl Mays leidet unter dem Unglück, daß sich für den Jungen nirgends, weder im Elternhaus noch in der Schule noch später, ein geistiger und moralischer Führer findet, dessen Ermahnungen, dessen Ansporn, dessen Warnungen ihm inneren Halt gewähren können So ist er sich über sich selbst und die Umwelt stets im unklaren, ein unbändiger Leistungs- und Geltungswille ist vorhanden, aber einen Mann, der die ehrgeizigen Triebe des jungen Mannes in die richtige Bahn lenken könnte, gibt es nicht

Und bald strauchelt er. Eine Affäre mit einer Uhr und einer Meerschaumpfeife, die Karl May an sich nimmt — es ist heute nicht mehr zu klären, ob aus reinem Leichtsinn oder aus unlauteren Motiven —, bringen ihn zum ersten Male mit dem Strafgesetz in Konflikt. Sinnlos und kindisch ist diese Aneignung fremden Guts auf jeden Fall, sinnlos und kindisch ist auch Karl Mays Verhalten, als der Ortsgendarm von Ernstthal den „Täter" zur Rede stellt.

Nach seinem eigenen Bericht ist Karl May von einem wohlmeinenden weiblichen Wesen gewarnt worden. Eine Anzeige wäre gegen ihn eingelaufen, berichtet ihm die Frau in höchster Aufregung. Die Uhr seines Stubenkameraden soll er mitgenommen haben, sie will nichts wissen und wird nichts sagen, aber Karl möge um Gottes willen dafür sorgen, daß man den fraglichen Gegenstand nicht bei ihm findet. Schon aber kommt der Gendarm, und Karl tut das Dümmste, was er tun kann. er nimmt die Uhr heimlich aus der Tasche, läßt sie durch das Hosenbein in den Schuh gleiten und leugnet alles; dabei hat er die Uhr des Stubenkameraden mit dessen Erlaubnis immer bei sich geführt, und es kann gut sein, daß er sie aus Unachtsamkeit mit in die Ferien genommen hat.

Für die Behörde aber ist es ein Diebstahl, und Karls Vorleben weist einen dunklen Punkt auf. sechs Wochen Gefängnis sind das Resultat —

Jahre der Irrungen.

Sein Lehramt hat Karl verloren; für einen Vorbestraften ist kein Platz im bürgerlichen Leben. Der entlassene Lehrer ist in den Augen der Umwelt ein Außenseiter der Gesellschaft, und das Schlimmste ist, daß Karl May sich selbst so fühlt. Jetzt rebelliert er offen gegen die menschlichen Gesetze, gegen die bürgerliche Moral. Der entlassene Lehrer führt das Leben eines an nichts gebundenen Vaganten, er taucht auf den Landstraßen und in den Pennen der Tippelbrüder auf, manchmal ist er zu Haus bei den Eltern, dann wieder treibt es ihn in die Weite. Völlig klar liegt das Leben Karl Mays in dieser Epoche nicht zu Tage. In einem zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen hat er die Schleier lüften wollen, die über diesem Teil seines Lebens liegen, aber der Band ist nicht mehr geschrieben worden.

Am 20 Oktober 1862 wird Karl May aus der Haft entlassen. Dieses Datum ist wichtig, weil die Zeiten in seiner Selbstbiographie sehr unklar sind und sich nur auf solche Weise die Termine des Lebens ermitteln lassen Die erste Zeit verbringt er bei den Eltern in Ernstthal, vermutlich etwa ein halbes Jahr. Er beschäftigt sich damit, ein kleines Orchester zusammenzustellen, und wirkt auch als Chormeister eines Gesangvereins.

Dann treibt es ihn in die Ferne, und es ist denkbar, wenn auch durch nichts wie durch sehr vage Erzählungen verbürgt, daß er vom Juli 1863 bis Juli 1864 in Amerika gewesen ist, wo er sich hauptsächlich in St. Louis aufgehalten haben soll. Im Juli 1864 jedenfalls ist er wieder in Sachsen, denn von da an sind ihm Straftaten nachgewiesen. Es sind schon schwerere Delikte, um die es sich handelt: um Betrug, Unterschlagungen und Hochstapeleien Die Räubergeschichten der Ernstthaler Leihbibliothek, „Batzendorf", kurz, das Milieu seiner Kindheit trägt seine Früchte Da man Karl May im bürgerlichen Leben keinen Fuß fassen läßt nach dem „Diebstahl" der Uhr, kehrt er zu der Schauerromantik der Jugend zurück; vielleicht denkt er auch an die edlen Verbrecher, die nur das Gute wollen Aber die Schauplätze seiner Taten sind häufig recht unromantisch In Leipzig bei der Messe neppt er Pelzhändler, und in anderen Städten Sachsens muß mancher Leichtgläubige sein Vertrauen zu Karl May, der unter hochtrabenden Namen auftritt, bitter büßen

Diese Taten führen am 27 März 1865 wieder zu seiner Verhaftung Es sind zumeist Hochstapeleien, für die er zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wird. Vom 14 Juni 1865 an büßt er in der Strafanstalt Zwickau und wird am 2 November 1868 also nach 3½ Jahren, infolge einer Amnestie begnadigt

Wieder kommt er dann nach Ernstthal, wieder verzeihen ihm die Eltern aber sie haben in dem Strafentlassenen einen recht unbequemen Hausgenossen. Der junge Mann steht unter Polizeiaufsicht, oft kommt der Gendarm ins Haus und wirft sich in Positur. Karl ist mürrisch und einsilbig, er meidet die menschliche Gesellschaft, er kommt und geht, wann es ihm paßt, tagelang sitzt er in seinem Zimmer vergraben über Büchern, über rätselhafter Schreibarbeit Dann wieder ist er auf seinen Ausflügen, die ihn tage- und wochenlang von

Hause fernhalten. Mutter und Vater leben in ständiger Angst: Was tut er, was macht er?! Alle möglichen ungeklärten Dinge, Diebstähle, Einbrüche und sogar ein Brand, sind während Karl Mays Aufenthalt in Ernstthal passiert; der Verdacht richtet sich natürlich gegen den Vorbestraften, aber der kümmert sich um nichts. Das Tuscheln und die Blicke der Leute lassen ihn kalt, die immer häufigeren Besuche des Gendarmen, seine vielsagenden Blicke und verfänglichen Fragen machen keinen Eindruck auf ihn.

Die Eltern und Mitbürger haben diesen rätselhaften jungen Mann fast ständig vor Augen, aber sie wissen nichts von seinem Leben. Was tut er auf seinen einsamen Streifen? Sind wirklich die ungeklärten Straftaten der letzten Zeit auf sein Schuldkonto zu buchen? Ist er gar wirklich der heimliche Führer einer weitverzweigten geheimnisvollen Bande? Die Leute tuscheln und raunen, der Klatsch und das Gerede wachsen ins Ungemessene.

Eines Tages, am 2. Juli 1869, geschieht, was die Eltern schon so lange in banger Sorge erwartet haben: Karl May wird wieder verhaftet. Auf dem Wege zum Untersuchungsgefängnis krönt er seine Taten durch einen wahrhaft tollen Streich. Er zerreißt seine Handschellen, er hält die Polizisten mit einer ungeladenen Pistole in Schach und entflieht.

Er flieht durch Böhmen, Österreich, die Schweiz, das Rhônetal entlang bis nach Marseille. Das ist die einzig verbürgte Fahrt in seiner Jugend. Es ist wahrscheinlich, daß er von Marseille nach Algier und Tunis, als Trimmer vermutlich, gelangt ist. Sicher aber ist, daß er im Dezember mit einem Schiff in Triest gelandet ist, von wo er nordwärts wandert, bis ihn in der Gegend von Eger am 5. Januar 1870 sein Geschick ereilt.

Er wird den sächsischen Behörden ausgeliefert. Wieder erhält Karl May eine vierjährige Strafe, wieder sind es Betrug und ähnliche Delikte, deren er schuldig erkannt wird. Von den anderen Verbrechen, die man ihm zur Last legt, findet sich nichts in den Strafakten, nur aus der wiederholten Rückfälligkeit erklärt sich die Schwere der Strafe, die Karl May diesmal bis zu Ende vom 3. Mai 1870 bis zum 2. Mai 1874 in Waldheim verbüßen muß.

Es ist vielleicht das Erstaunlichste in dem rätselvollen Charakter Karl Mays, daß dieser Mann nach Verbüßung dieser langen Haft endgültig Schluß zu machen vermag mit der kriminellen Epoche seines Lebens. Ihm sind, wie er in seinem Erinnerungsbuch freimütig betont, seine letzten vier Jahre in der Strafanstalt wirklich Zeiten der inneren Einkehr, Zeiten der Selbstbesinnung. Hinter den Gefängnismauern von Waldheim findet Karl May sich selbst, hier sammelt er die moralischen Kräfte, die ihn befähigen, nunmehr seinen Weg unbeirrt geradeaus zu gehen. Hier in der Enge der Zelle formt sich der Wust seiner phantastischen Gedanken zu den Romanen und Reiseerzählungen, die ein Jahrzehnt später die Welt erobern.

Was eine verständnisvollere Führung in seiner Jugend, was günstigere Lebensumstände ihm auf weniger brutale Art hätten geben können, das muß Karl May sich auf den schweren Irrwegen seiner jungen Jahre bitter erkämpfen.

Karl May ist aus der Haft entlassen, hat die schweren Tore des Gefängnisses hinter sich es ist der 2. Mai des Jahres 1874, also im Frühling, als der Gestrauchelte dem Vaterhause wieder zuwandert. Der Vater, der alt geworden ist, kommt ihm entgegen; noch auf dem Heimweg sprechen die beiden über das, was Karl May im Gefängnis geschrieben hat. Der Vater hat es an den Kolportageverleger Münchmeyer gesandt, und dieser interessiert sich für die Arbeit; aber Karl May meint, Münchmeyer würde ihn allzusehr zum Schreiben schundiger Geschichten verleiten. Man läßt das Thema, und abends am Familientisch erzählt man sich, was inzwischen in den vier Jahren geschehen ist. Die Zukunft scheint besser werden zu wollen als die Vergangenheit.

Aber Karl May hat etwas nicht bedacht, was ihm erneut zum Verhängnis werden soll. Er steht ja noch zwei Jahre unter Polizeiaufsicht, und das ist in dem kleinen Ort sehr hart; denn in den Kneipen brüstet sich der Gendarm, welche Macht er jetzt über Karl May hat. Schon am nächsten Morgen kommt er zu ihm und verkündet ihm, was er zu tun, was er zu lassen habe. Das wird dem impulsiven Menschen zuviel, und er weist dem Hüter des Gesetzes die Tür, geht stracks zum Bürgermeister und verlangt einen Auslandspaß. Den bekommt er natürlich nicht, und da reist Karl May ohne Paß ab. Wohin er gefahren ist, das weiß man nicht, aber es ist ihm inzwischen gelungen, die Verbindung mit Münchmeyer aufzunehmen, und wenige Monate später ist er in Dresden. Münchmeyer stellt ihn als Chefredakteur seines Wochenblattes „Der Beobachter an der Elbe" an. 600 Taler Gehalt bekommt er und hat damit eine finanzielle Grundlage. Schon im März des nächsten Jahres hat er in Dresden eine eigene Wohnung, er ist eminent fleißig und verdient neben seinem Gehalt noch manchen Taler. Bald werden aus der einen Zeitschrift drei, die nicht zuletzt durch Karl Mays Beiträge einen guten Absatz haben.

Da erreicht ihn am 15. März 1875 ein Ausweisungsbefehl der Polizeidirektion. Ortsfremde Vorbestrafte will man nicht in den Mauern der Residenz haben. Rührend ist seine Bitte an die Polizeidirektion, ihn doch in Dresden wohnen zu lassen:

„Nach langem Irren ist mir endlich eine Stellung geboten, welche mich von Sorgen befreit und mir Gelegenheit bietet, das Vergangene wiedergutzumachen und den Beweis zu führen, daß der Weg meines Lebens sich nie wieder einem ‚dunklen Hause' nähern werde. Wer da weiß, wie schwer es dem entlassenen Strafgefangenen wird, sich aus dem Schmutz emporzuarbeiten, der wird begreiflich finden, daß ich mit innigster Freude und Genugtuung dem Rufe gefolgt und in die gebotene Stellung eingetreten bin. In den wenigen Tagen meines Hierseins habe ich das vollständige Vertrauen meines Chefs erlangt, und ich hegte die freudige Hoffnung, daß ich die Vergangenheit hinter mich werfen und mit unbeirrtem Eifer vorwärtsstreben könnte. Aber aus diesem Glück werde ich durch die Nachricht gerissen, daß ich plötzlich aus Dresden gewiesen sei. Wohl weiß ich, daß ich schwer gefehlt und gesündigt habe, und die Tätigkeit meines ganzen Lebens muß darauf gerichtet sein, Verzeihung des Geschehenen zu erlangen. Dazu aber bedarf ich der Gelegenheit, und diese ist mir in meiner gegenwärtigen Stellung reichlich geboten. Der Ausweis aber raubt mir diese Gelegenheit, wirft mich in den Schmutz zurück, bereitet mir den größten pekuniären Schaden und bringt die bitterste Kränkung über meine armen alten Eltern, denen ich eine Stütze sein könnte, nun aber nicht sein kann.

Deshalb wolle mir die ergebenste Bitte gestattet sein:

Die Hohe Königliche Polizeidirektion wolle mit Rücksicht darauf, daß meine Stellung eine fixierte und sichere ist und mir nach Verlauf von fünf Wochen der Aufenthalt in Dresden doch gestattet sein würde, einmal gütige Nachsicht hegen und mich durch die Domizilverweigerung nicht in Not und neue Schande stürzen!

Sollte diese Bitte erfüllt werden so würde ich in steter Dankbarkeit der Humanität gedenken, welche meinen Eltern die bitterste Kränkung erspart und mir das Fundament läßt, auf welchem ich mir eine bessere Zukunft errichten möchte."

Aber die Behörde läßt sich nicht rühren, Karl May muß die Stadt verlassen. Und er geht für seinen Verleger Münchmeyer auf Reisen durch Deutschland und Österreich und organisiert hier den Vertrieb der Münchmeyerschen Verlagsprodukte. Zwischendurch schreibt er Indianergeschichten, die das „Deutsche Familienblatt" herausbringt, und Erzählungen aus dem Orient für die „Feierstunde". Er schreibt ungeheuer viel, und die Auflage der Blätter wächst.

Münchmeyer ist begeistert von seinem Autor und will ihn gern mit seiner Schwägerin verheiraten: Das Band der Verwandtschaft soll das geschäftliche unzerstörbar machen. Doch Karl May will nicht und kündigt Münchmeyer, als dieser seine Pläne durchzusetzen sucht. Karl May fühlt sich anderwärts bereits gebunden. In seiner Vaterstadt Ernstthal hat er ein sehr schönes Mädchen kennengelernt, das als Waise bei seinem Großvater lebt

Erfolg der Arbeit.

Nach einigen Widerständen des Großvaters kann Karl May Emma Pollner als seine Gattin heimführen. Sie stammt aus sehr bescheidenen Verhältnissen, glaubt aber jetzt, da Karl May ein gutes Einkommen hat, das Geld mit vollen Händen ausgeben zu können. Bald ergeben sich finanzielle Schwierigkeiten, und da bewegt Emma May ihren Gatten, sich wieder mit Münchmeyer in Verbindung zu setzen. Erst will er nicht, denn er arbeitet jetzt für Peter Roseggers „Heimgarten", für das „Katholische Familienblatt", für den „Deutschen Hausschatz" und für die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer". Mit der Arbeit für diese angesehenen Blätter hat er genug zu tun; seine Arbeiten finden Interesse, und die Redaktionen fordern immer neue Beiträge von ihm an. Doch dem Drängen seiner Frau gibt er nach, er trifft sich mit Münchmeyer, und durch Handschlag schließt er einen neuen Vertrag mit diesem Kolportage-Verleger. So entstehen die später in sechs Bänden erschienenen „Waldröschen"-Romane. Als Verfasser wird der Kapitän Ramon Diaz de la Escosura genannt, ausdrücklich ist vereinbart, daß der Name Mays nicht genannt werden darf und daß das Verlagsrecht nur bis zu einer Auflage von 20 000 Exemplaren gehen soll. Es folgen noch ein paar andere Romane für Münchmeyer, doch dann hat es der inzwischen von Ernstthal nach Dresden und von da nach Kötzschenbroda übersiedelte Schriftsteller satt, in diesem Tempo weiterzuschreiben und er löst den Vertrag mit Münchmeyer.

Schon früher hat Karl May seine Novellen und Erzählungen vielfach in exotischem Milieu spielen lassen, und nun entsteht in rascher Folge, oft unter Zusammenstellung schon vorhandener Erzählungen, das Reisewerk Karl Mays, in dem Kara ben Nemsi mit seinem treuen Hadschi Halef Omar durch die Wüste, durch Kleinasien und durch den Balkan zieht, immer im Kampf mit dem Bösen, und in dem etwas später Old Shatterland mit seinem Freunde Winnetou den Kriegspfad beschreitet. Der vordere Orient und die nordamerikanischen Indianerreviere, das sind die Schauplätze der bekanntesten Reiseerzählungen Karl Mays. Jeder Band wird von den Lesern heißhungrig erwartet, und seine Leser sind nicht nur halbwüchsige Schüler. Und während sie um das Schicksal Kara ben Nemsis und Old Shatterhands zittern, sitzt Karl May an seinem Schreibtisch in Kötzschenbroda und schreibt Band um Band. Es ist seine im Schaffen glücklichste Zeit, und sein Leben ist nur durch das unerfreuliche Verhältnis zu seiner Gattin getrübt.

Bald kommen Briefe begeisterter Anhänger, die nicht nur das Werk loben, sondern auch solche, die von dem Autor Rat erbitten Schließlich taucht immer häufiger in den Briefen die Frage auf: Ist Karl May selbst Kara ben Nemsi und Old Shatterhand? Hat er selbst mit Winnetou am Lagerfeuer gesessen und als Kara ben Nemsi die schlechten Würdenträger des Padischah gegeißelt?

Karl May ist kein kräftiger Mensch und seine schwachen Augen haben ihn in jungen Jahren schon untauglich zum Militärdienst gemacht. Daran wird er gedacht haben, wenn er die Frage zunächst ausweichend beantwortet. Die Briefe aber häufen sich, und eines Tages — das Lügendorf seiner Heimat wird ihm in Erinnerung gekommen sein — gibt er zu: Ja, ich bin der Held meiner Erzählungen! Bald glaubt er es selbst, wenn er Bekannten und Gönnern von den Abenteuern erzählt. Immer mehr spinnt er sich in den Gedanken, und nicht lange dauert es, da gibt er schon seinen Lesern genaue Einzelheiten zum besten: Wie es seinem Diener Hadschi Halef Omar jetzt ergeht, wie alt Winnetou geworden ist, kurz alles, was seine Werke noch offen lassen.

Man kann sagen, daß Karl May in den Jahren 1875 bis 1898 hart und schwer gearbeitet hat, ungefähr 40 dicke Bücher sind die Frucht jener Jahre. Diese Arbeit hat ihn zu Wohlstand gebracht, und er kann es sich leisten, in Radebeul, einem Villenvorort von Dresden, sich ein Haus zu bauen, eine schöne, große Villa Er tauft die Villa „Shatterhand", und sie enthält neben dem Hausrat viele Stücke aus dem Orient, aus Nordamerika und Ostasien. Hier hängt auch der berühmte Henry-Stutzen Kara ben Nemsis und die Silberbüchse Old Shatterhands, die Karl May irgendwo gekauft hat Hier kann er auch seine große Bibliothek systematisch genau aufstellen, die ihm das Material zu manchem abenteuerlichen Roman vermittelt hat. Auch die Wasserpfeife Kara ben Nemsis fehlt nicht

Das Haus ist eingerichtet, und er könnte eigentlich in Ruhe weiterschreiben. Abenteuer ersinnen, die ein lesehungriges Publikum verschlingt. Da aber, Anfang 1899, treibt es ihn in die Ferne; er will selbst Abenteuer erleben. Der berühmte Schriftsteller, hochgeehrt von aller Welt, macht sich nach den Stätten auf, die er eingehend wie kaum ein anderer beschrieben und doch nie zuvor gesehen hat.

Er kommt in Port Said an, reist nach Kairo; hier legt er bald die europäische Kleidung ab und reitet als Mohammedaner zusammen mit einem arabischen Diener — Hadschi Halef Omar freilich ist es nicht — durch die Straßen und in die Wüste hinaus, er glaubt, so Land und Leute besser kennenzulernen. Dann geht's nach Palästina, nach Bagdad, und schließlich nach Indien und Sumatra; doch kann er sich überall nur kurz aufgehalten haben, denn schon im Oktober ist er wieder in Kairo, wo er sich mit seiner Frau und dem befreundeten Ehepaar Plöhn trifft. Um die Mitte des Jahres 1900 kommt die Reisegesellschaft wieder in Dresden an

Er hofft, die vielen Eindrücke seiner ersten wirklich großen Reise jetzt verwerten zu können, aber das Schicksal hat es anders bestimmt. Kaum ist er wieder in Deutschland, da erfährt er, daß der Nachfolger

Münchmeyers die „Waldröschen"-Romane unter seinem Namen neu herausbringen will. Karl May weiß, daß die vereinbarten 20 000 längst überschritten sind. Darüber hat man mit Münchmeyer, der inzwischen gestorben ist, wiederholt korrespondiert, doch die Briefe sind und bleiben verschwunden. Emma May hat sie verbrannt.

Die Prozesse.

Karl May verklagt Frau Münchmeyer und den jetzigen Inhaber des Verlages, und so entspinnt sich ein Prozeß von gigantischem Ausmaß, der über Karl Mays Tod hinaus dauern soll. Zuerst sieht dieser Prozeß aus wie ein üblicher Verlagsstreit; es ist zu entscheiden, ob Münchmeyers Nachfolger oder Fehsenfeld, sein jetziger Verleger, die „Waldröschen"-Romane herausbringen dürfen.

Bald aber werden Vorwürfe gegen Karl May in der Presse laut, er schreibe neben seinen Reisewerken, die erzieherisch wirken sollen, unanständige Romane. Karl May ist entsetzt, muß aber dann feststellen, daß in den „Waldröschen"-Romanen Einschiebungen zu finden sind, die nicht aus seiner Feder stammen: Stark erotische, fast pornographische Stellen. Der Verlag betont, das sei nötig gewesen, um ein Geschäft mit den Romanen zu machen. Karl May dagegen sagt, er habe die Romane zuvor niemals gedruckt gelesen, habe also nichts davon gewußt.

In diesem Rechtsstreit, der unzweifelhaft zu Karl Mays Gunsten auszugehen verspricht, tritt leider bald ein neuer Gesichtspunkt. Es stellt sich heraus, daß Karl May, daß also Old Shatterhand und Kara ben Nemsi vorbestraft sind. Zunächst leugnet Karl May, er will den ganzen Prozeß schießen lassen, wenn er die Vorstrafen zugeben muß. Aber nichts hilft mehr, er muß vor den Richtern, und damit vor der ganzen lesenden Welt, zugeben, daß er niemals die Abenteuer erlebt hat, die er beschreibt. Er sucht nach neuen Auswegen, wie er sich vor seinen Lesern rechtfertigen kann. Alles soll nur symbolisch gewesen sein. In Old Shatterhand und Kara ben Nemsi soll sich das Welt-Ich verkörpern, das aus der Tiefe sich zu immer größerer Läuterung hindurcharbeitet. Nach diesem Gedanken gestaltet er von nun an seine Werke, die aber nichts mehr von der Frische und ursprünglichen Kraft seiner bisherigen Reiseerzählungen besitzen.

Immer hartnäckiger wird die Prozeßführung beider Parteien, immer wilder werden die Beleidigungen, und das alles reibt den alt gewordenen Erzähler furchtbar auf. Hinzu kommt, daß seine Frau, von der er sich hat scheiden lassen, sozusagen in das Lager der Feinde übergeht. Aber unterkriegen läßt er sich nicht. Er schreibt eine große Rechtfertigung, die das Tun seines Lebens erklären soll. In seinem Kampf gegen all die Leute, die er als böswillige Neider abtut, hat er eine Helferin gefunden. Er hat Klara Plöhn, die Gattin seines verstorbenen Freundes, zur Frau genommen, und sie trägt geduldig sein Leid mit.

Das Ehepaar lebt häufig im Ausland, bald in der Schweiz, bald in Riva am Gardasee, das sind dann Wochen der Erholung von dem Klatsch und dem Tratsch der Prozesse. Und eines Tages entschließt sich Karl May, mit seiner Frau zusammen nach Amerika zu fahren, es zieht ihn gleich nach der Überfahrt aus Neuyork weg nach den Stätten, wo die Rothäute leben. Wir schreiben den September 1908, da reist Karl May den Hudsonfluß hinauf bis Albany, von dort besucht er Buffalo und macht einen Abstecher zu den Tuskorora-Indianern, dann trennt er sich von seiner Frau, um allein zu seinen geliebten Apachen zu fahren und Vorstudien für sein Buch „Winnetous Erben" zu machen. Hier aber ist inzwischen nichts mehr von der Romantik der sechziger und siebziger Jahre übriggeblieben. Die Indianer leben in Reservationen, und mehr als Schaustellung reitet manchmal noch eine Gruppe im Federschmuck von einem Ort zum andern, den Tomahawk am Gürtel und das Gesicht bemalt, sonst sind es Bürger geworden, die ihrem Erwerb nachgehen und das Kriegsbeil endgültig begraben haben.

Sehr enttäuscht wohl kehrt er schon nach kurzen Wochen zu seiner Frau zurück, und gemeinsam besucht das Ehepaar noch ein paar Städte des Ostens, wo Karl May in den deutschen Klubs beifällig aufgenommen wird, Vorträge hält. Seine Frau ist erstaunt, wie gut er sich überall auskennt, und sie sieht darin den Beweis, daß ihr Gatte früher schon einmal in Amerika gewesen ist. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Reise abgebrochen, und das Weihnachtsfest 1908 sieht Karl May wieder in der Villa „Shatterhand" in Radebeul.

Nun beginnt wieder eine glücklichere Zeit für ihn, er kann sich überzeugen, daß ein großer Teil der Angriffe gegen ihn zurückgenommen ist und die übrigen verstummt sind.

Er arbeitet wieder wie in alten Tagen, und noch einmal, kurz vor seinem Tod, erlebt er einen großen Triumph. Vor 3000 Zuhörern hält er in Wien im März 1912 einen Vortrag zum Thema: „Empor ins Reich der Edelmenschen", der oftmals von tosendem Beifall unterbrochen wird. Noch auf der Straße huldigen ihm die begeisterten Wiener.

Wenige Tage später, am 30. März, stirbt Karl May; die Anstrengungen der Wiener Reise sind für sein angegriffenes Herz zuviel gewesen. In seinem Testament vermacht er sein ganzes Vermögen einer nach ihm benannten Stiftung, die armen Künstlern und Schriftstellern helfen soll. Nur bis zu ihrem Tode soll seine Gattin noch die Nutznießerin des Vermögens sein.

*

So ist das Leben Karl Mays verlaufen. Wenn auch mancher Monat der Jünglingszeit für immer unklar bleiben wird, so steht doch in den Grundzügen das Leben dieses wahrhaft ringenden Menschen fest. Er hat gesündigt, er hat viel geirrt; aber er hat doppelt dafür büßen müssen, durch schwere Strafen und später fast noch härter durch die bitteren Angriffe, die seinen Lebensabend verdunkelt haben. Mag manches auch unerfreulich in diesem Leben sein, es war ein kämpferisches Leben und ein Leben der Arbeit. Mag den Ästheten sein Werk nicht befriedigen: an seinem Grab haben Indianerhäuptlinge ihre toten Gaben niedergelegt, um ihm zu danken, daß er wie kein zweiter für das Recht der roten Rasse eingetreten ist. Und vielen Millionen Lesern haben die Werke dieses Volksschriftstellers einen Strahl der Romantik in den grauen Alltag gebracht. Ist das nicht genug für sein Leben?



Oasenbild: Arabisches Marktleben.

Aufnahme: W. Wülfing

Gleich kann sich eine sandige Sturmflut erheben — und die wagemutige Fahrerin muß schleunigst in Deckung gehen!



Reise *von* Algier *nach* Kamerun

Wenn ein Tuareg durch die Wüste reitet und plötzlich hoch oben eine dreimotorige Junkersmaschine anbraust, so ist ihm das keine „Fata Morgana" mehr; er nimmt kaum Notiz davon. Die Sahara wird Tag für Tag durch den Propeller bezwungen und wenn man von ihrer schwindenden Romantik Abschied nehmen will, dann muß man

Links: Besuch bei einer gastfreundlichen Wüstentochter, die fern von Kino und Kaffeekränzchen in steter Einsamkeit hausen muß



Rechts: Ein kleines schwarzes Prinzeßchen, das ohne Scheu mit der weißen Tante spazieren geht

Hier hilft nur der Kompaß! Und wer dann noch Bedenken hat, sollte lieber zu Hause bleiben.

Aufnahmen: Weltrundschau.

schon im Auto starten. Im Sandmeer, wo jede Spur und Straße in wenigen stürmischen Minuten verweht, kommt man nicht ohne Kompaß weiter. Touristen aus aller Welt haben es sich in den Kopf gesetzt, unbetreut und ohne Asphalt und Autokarten durch Sand und Savannen, zauberhafte Oasen und glühende Felsenwildnis zu steuern. Wenn nicht der Motor keuchte und der strapazierte Wagen neckische Sprünge vollführte, könnte diese wochenlange Einöde unheimlich werden. Nach der Wüste kommt die Steppe und die braunen und schwarzen Naturkinder, uniformiert oder in dürftigstem „Zivil", bringen die heitere Note in das Reiseprogramm. Man hatte gelegentlich sogar das Vergnügen, in einem Fort oder Wüstenhotel von Europäern bewirtet zu werden, doch genußreicher war der Aufenthalt im eigenen Zelt, das viele Dutzend Male aufgestellt werden mußte, bis es schließlich am Ziel der unvergeßlichen Reise, in den Wäldern von Kamerun stand.



Links: Ein bedrohlicher Anblick! Aber der junge Leopard da oben im Baum wäre — ungereizt — weit mehr zum Spielen aufgelegt.



Letzte Rast im Zelt: morgen schon beginnt die Seereise in die Heimat.

Film 921 Bild-Tschet Ton-Thiery



Vor Beginn der Aufnahme schlägt ein Mann der Tonbelegschaft die Klappe. Links: Lilian Harvey als „Daisy" in „Sieben Ohrfeigen".



Oben: Der Tonbelegschaftsmann hält vor die Szene die Klappe, die Film und Szene angibt.



Links: Der Tonmann Thiery (links) gibt der Tonbelegschaft die Höhe des schwebenden Mikrophons an. Rechts: Lilian Harvey und Willy Fritsch.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Tonmann Thierry (zweiter von links) läßt von einem Mann seiner Tonbelegschaft das Mikrophon für eine Nahaufnahme auswechseln. Das muß ganz gewiß wichtig sein, denn Lilian und Willy verfolgen den Vorgang sehr gespannt.

Irman Tschet gilt als einer der bekanntesten Filmoperateure unserer Zeit. Neben vielen anderen Filmen, die eine Spitzenleistung auf dem Gebiet der Filmkunst darstellen, hat er auch „Mazurka" gedreht.

Grundbedingung für den Erfolg eines Films sind die Photographie und der Ton. Aller Aufwand, machtvolle oder seltene Szenerien darzustellen, würde umsonst sein, wenn Photographie und Ton den heute so hochgespannten Anforderungen nicht zu folgen vermöchten. Durch die Kunst der Aufnahme und das Setzen des Lichtes, das die gewollten Effekte hervorbringen muß, wird erst die eigent-





Während der Vorarbeiten zu einem Bild. Tschet leitet die Beleuchter.



Man könnte meinen, Tschet spiele mit; er ist aber nur damit beschäftigt, die Wirkung der Scheinwerfer zu erfassen.

liche Stimmung hervorgezaubert. Ein Schauspieler — mag sein charakteristisches Spiel auf der Bühne noch so begeistern — kann durch einen nicht richtig eingestellten Scheinwerfer nichtssagend gemacht, die Ausdruckskraft seines bewegten Mienenspiels vollkommen zerstört werden.





So sehen die Beleuchter von oben die Kamera und den Regisseur.



Links: Besprechung vor der Aufnahme: Lilian Harvey referiert.

Rechts: Augenblicke der Spannung: Tschet stellt ein und betrachtet durch den Film das Spiel der Schauspieler.

KARRIERE

Oben: So kommen sie aus dem Ghetto. Abraham, der erfahrenste der „drei Weisen von Zion", erteilt dem aufmerksam lauschenden jungen Mausche Ratschläge, wie er (unten) sich am schnellsten durchschummelt, um in Amerika die Gojim ze behärrsche und wenn auch nur als „Deräkter" einer Revue.

Aufnahmen: Weltbild.



Verlag: Franz Eher Nachf., GmbH., München 2 NO, Thierschstr. 11, Fernspr. 20647 u. 22131, zwisch. 12—2 Uhr 22134. Drahtanschr.: Eherverlag München. Bezug in Oesterreich durch jede Postanstalt zum Preise von monatl. 2.25 Sch., vierteljährlich 6.15 Sch., Einzelnummer d. Illustr. Beob. 40 Groschen. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205, Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag; Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41. Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreise laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[A B C D E F] Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Walter Richter, Wien I., Eßlinggasse 5.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



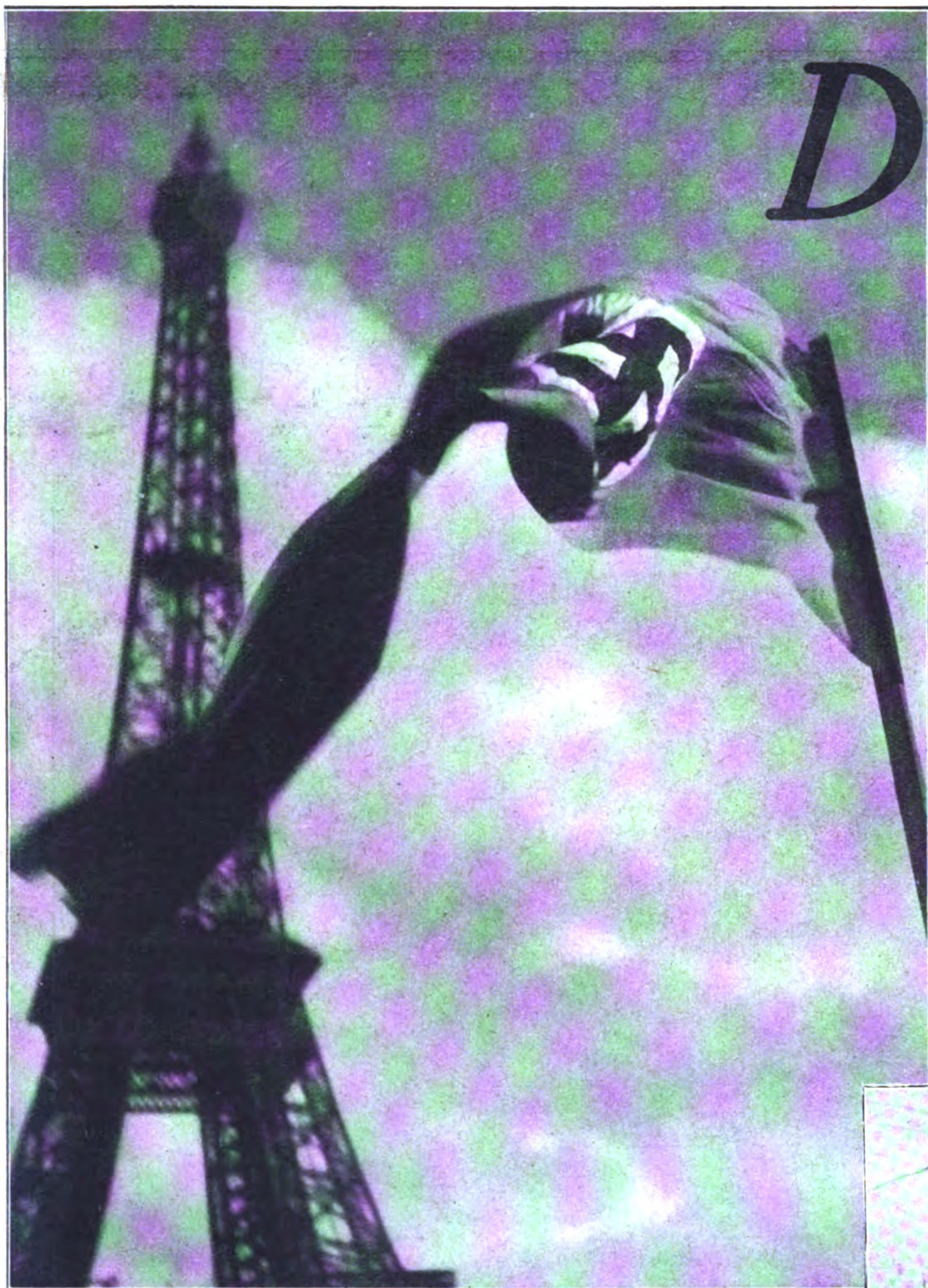
12. JAHRGANG / FOLGE 13 / DONNERSTAG, 1. APRIL 1937

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Frühling an der Bergstraße

Aufnahme: H Nordhoff



Auf dem andern Ufer der Seine, dem für die Weltausstellung 1889 gebauten Eiffelturm gegenüber, weht über dem Deutschen Haus die Hakenkreuzfahne.

Deutsche Werkarbeit am Ufer der SEINE

Die Pariser Weltausstellung soll am 1. Mai beginnen und bis November 1937 ihre Pforten geöffnet halten. Jede Weltausstellung vermittelt einen Querschnitt der Technik und Kunst ihrer Zeit und so spiegelt sich nicht zuletzt in der Architektur das Arteigene eines Volkes und seine Stellung zur Zivilisation wider. Deutschland hat der Welt viel zu zeigen, vor allem jener Welt, die das Deutschland Adolf Hitlers nur

Sämtliche Aufnahmen: Alice Hess



Unsere Arbeiter nehmen nach heimischer Art ihre Mahlzeiten in einer Kantine ein, die in einem Schleppkahn eingerichtet ist, denn die gewissenhafte Arbeit (Bild rechts) muß durch liebevolle Betreuung belohnt werden.





Ein schöner Ausblick vom Trocadero auf das Deutsche Haus,



aus Zerrbildern kennt. Wir sind ein Volk der Arbeit, des rastlosen Schaffens, und bereitwilligst haben wir immer die Früchte unserer wissenschaftlichen und technischen Arbeit der gesamten Menschheit zur Verfügung gestellt Auf einer Weltausstellung mißt sich die Arbeit der Völker, denn die Kunst sowohl als auch die Technik sind die Durchbruchstellen der elementar geistigen Menschennatur der Völker.

Links: Eintopfessen der deutschen Arbeiter in Paris.
Auch hierin kommt die Verbundenheit mit der deutschen Heimat sinnfällig zum Ausdruck.



Blick auf das Weltausstellungsgelände.
Rechts auf dem Bilde: das Deutsche Haus; im Hintergrund der bekannte Trocadero.

Eine verlassene Kampfstätte.

Das Bild zeigt von den Kommunisten verlassene Unterstände an der Hauptstraße nach Guadalajara, um deren Besitz erbittert gekämpft worden ist. Wahrscheinlich handelt es sich auch hier wieder um einen „strategischen Rückzug" der Roten, der immer dann vorgesehen war, wenn sie von den Nationalen aus ihren Stellungen herausgeworfen wurden.

Aufnahmen: Weltbild (2), Huble (1).





Generaloberst Graf Felix v. Bothmer, ein großer Soldat der alten Armee, starb fünfundachtzigjährig in München, wo ihm durch ein feierliches Staatsbegräbnis die letzten Ehren erwiesen wurden.

GENERALOBERST VON BOTHMER †

Links: Der letzte Weg des Toten durch die Straßen der Hauptstadt der Bewegung nach dem Trauerakt in der Prinz-Arnulf-Kaserne.

Das Flugzeug fliegt die am Flugzeugrumpf angebrachte Aufnahmevorrichtung an

Ein Flugzeug macht am „Hindenburg" fest

Mit Flugzeugen auf einem Luftschiff zu landen, gehörte zu den Zukunftsplänen im Luftverkehr; Oberst Udet ist es gelungen, die ersten Versuche erfolgreich durchzuführen. Mit einer Geschwindigkeit, die nur etwa 10 km je Stunde über der des Luftschiffes liegt, näherte sich das Flugzeug, ein Focke-Wulf „Stieglitz", in der Längsrichtung einem vom Luftschiffskörper herabhängenden Bügel. An dem Flugzeugrumpf ist eine Gleitschiene montiert, die das Herantasten erleichtert und als Schutz für den Propeller dient. Am Ende der Gleitschiene befindet sich in der richtigen Lage zum Schwerpunkt des Flugzeuges eine karabinerartige Vorrichtung. Mit dieser hakt der Flugzeugführer seine Maschine an der Unterkante des Luftschiffbügels ein; Flugzeug und Luftschiff sind nun fest miteinander verbunden, und die Auf- oder Abgabe von Fahrgästen kann erfolgen. Beim Start von Bord des Luftschiffes betätigt der Flugzeugführer von seinem Sitz eine Ausklinganlage; das Flugzeug wird frei und verliert, wie die Versuche gezeigt haben, beim Weiterflug kaum an Höhe, da der Motor mit voller Tourenzahl läuft.



Aufnahmen: Luftfahrtministerium

Das Flugzeug hat sich an der Unterkante des Flugzeugbügels eingehakt; Flugzeug und Luftschiff sind miteinander verbunden.

Beide Aufnahmen genehmigt durch R.L.M. 17. 3. 37.

Kochende Erde:



Eine besonders geglückte Aufnahme des feuerspeienden Tarumaye
Glühende Asche entströmt dem seltsam gestalteten Krater.

Mit dem Flugzeug über Japans feuerspeiende Berge



Blick in den Krater eines tätigen Vulkans.
Es war schwer für das Flugzeug, in solcher Nähe über die kochende, brodelnde Erde zu kommen.

Sämtl. Aufnahmen: Weltbild.

Rechts: Ein Blick von oben auf das Nasu-Massiv.
In bizarre Formen hat die glühende Lava von einst die Bergkegel gegossen.



Eine Flugzeugaufnahme des rastlos tätigen Asama.

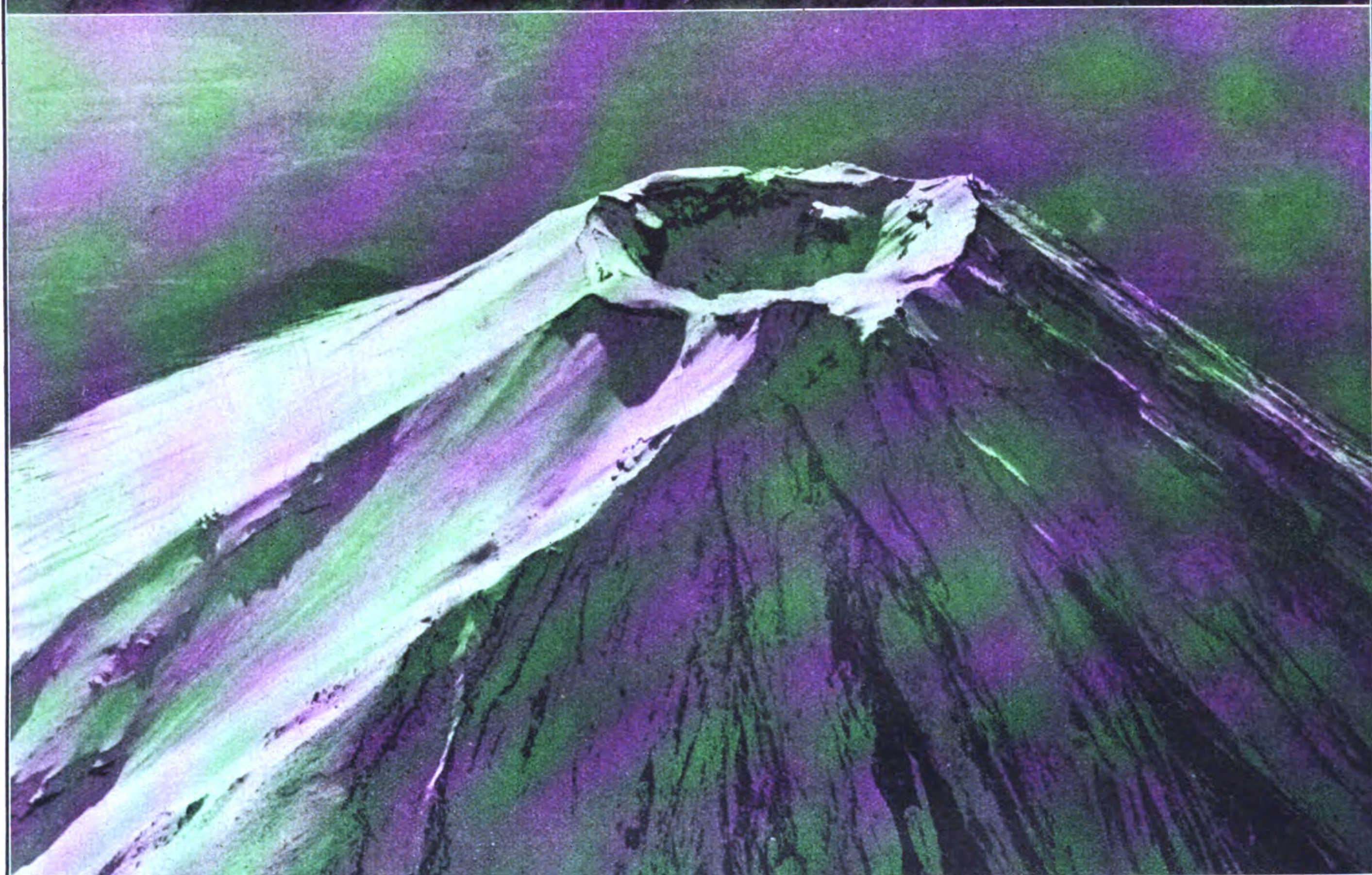
Die japanischen Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Noch heute gibt es eine große Anzahl von tätigen Vulkanen. Ununterbrochen beobachten die Japaner diese feuerspeienden Berge, um rechtzeitig gefahrdrohende Ausbrüche zu erkennen und dadurch Katastrophen vorzubeugen, die schon so oft die einzelnen Inseln heimgesucht haben. Ein Flug über die feuerspeienden Berge Nippons bietet Blicke von unvergleichlich schauriger Schönheit.



Dicke weiße Rauchschwaden entsteigen dem Krater des Asama.
Manchmal verdeckt ein dicker, weißer, mit Asche beladener Qualm die Bergmassive.



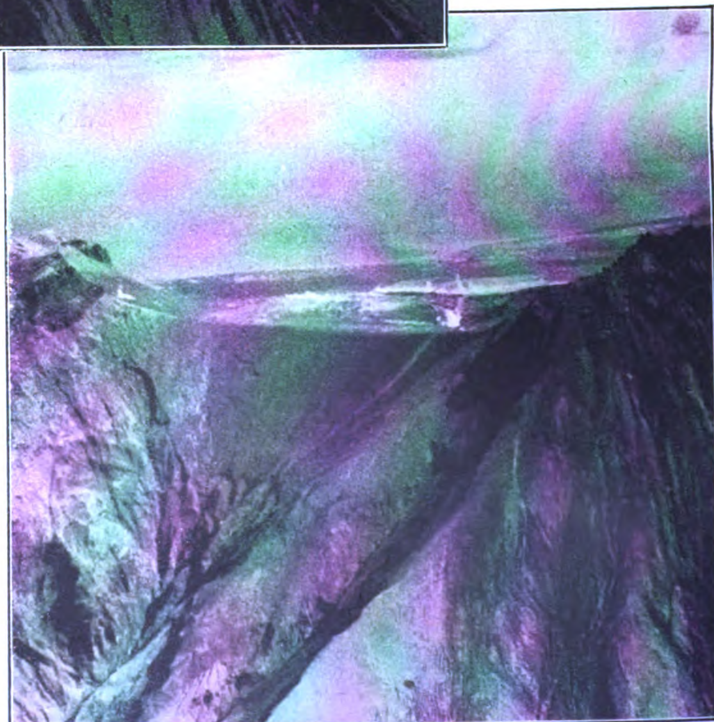
Der Fuji, der heilige Berg Nippons, ist heute erloschen; er gilt als das Wahrzeichen Japans und hat durch seine Lage und Gestalt von jeher die bildenden Künstler des Landes begeistert. Nun ist er auch das Objekt für Flugzeugaufnahmen geworden.



Wind und Wetter begünstigten besonders den Flug, der zu dieser seltenen Aufnahme des erloschenen Fujikraters in 3778 m Meereshöhe führte.



Links: Mitten über der kochenden Erde des Yaketake schwebte hier das Flugzeug, um diese Aufnahme zu machen



Rechts: Wie eine Mondlandschaft wirkt die Berggegend um den Vulkan Tarumaye. Die weißen Wölkchen an den verschiedenen Stellen des Berges stammen von kleinen Ausbrüchen

4:0 siegt Deutschland gegen Frankreich

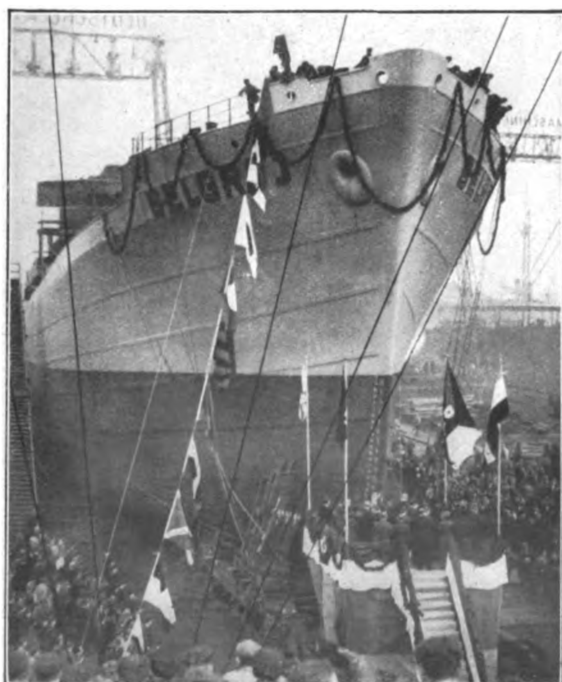


Das Fußball-Ländertreffen Deutschland—Frankreich in Stuttgart, das mit 4:0 für Deutschland entschieden wurde. Blick auf die vieltausendköpfige Zuschauermenge.

Aufnahmen: Weltbild (2), Atlantic-Photo G.m.b.H. (1), Presse-Photo G.m.b.H. (1).



Rechts: Spannender Kampfaugenblick vor dem französischen Tor; Lehner schießt das erste Tor.



Stapellauf des Levante-Dampfers „Belgrad". Unser Bild zeigt den Augenblick des Stapellaufs.



Die traurige Bilanz der Straßenkämpfe von Clichy bei Paris. Die Autos mit den Toten, von hetzenden Demonstranten begleitet.

DER DUCE IN LIBYEN



Links: Malerische „Fantasia“ der Eingeborenen vor Mussolini.

Oben: Gewaltige Kundgebung der Eingeborenen bei der Ankunft des Duce in Libyen



Wüsten-Kavallerie defiliert vor dem italienischen Regierungschef



Savari und Spahis zeigen vor dem Duce ihre Reiterkünste bei einem Scheinangriff.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

5. Fortsetzung.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der Tiroler Bergbauernsohn Thomas Hoffingott ist ein bärenstarker Kerl, der gar nimmer weiß, wohin vor vieler Kraft. Und so kommt er manchmal auf Gedanken, die in seine enge Heimat nicht recht hineinpassen wollen. Besonders arg aber teufeln sie in ihm herum, nachdem der Vater gestorben ist und Joos, der Erstgeborene, den Hof übernommen hat Zudem hat ihm der neue Bauer zu verstehen gegeben, daß für ihn kein Platz mehr ist daheim. Also muß was g'schehn, denkt sich der Thomas, irgendwas, er weiß es noch nicht genau, und derweil wildert er mit seinen alten Freunden, dem Wendelin Hackl und dem Rottenpuecher-Hans, lustig weiter, bis mit einemmal der strafende Arm der Gerechtigkeit sich nach ihm ausstreckt. Es schaut schon recht bös aus für 'n Thomas, doch da nimmt sich seiner, grad wie es höchste Zeit ist, ein steinreicher Hamburger Senator an, der die große Jagd besitzt, von wo der Thomas schon so manches schöne Böckl herausgeholt hat. Der frische und im Kern seines Wesens grundanständige Bauernbursch gefällt dem Senator, und er fragt ihn kurzerhand, ob er nicht Jäger sein will in seinem Revier, die Stelle wäre gut bezahlt, und er hätte vor allem endlich eine vernünftige Arbeit. Nach einigem Zögern willigt der Thomas ein. Allein er hat es nicht leicht in seinem neuen Beruf, denn seine beiden Spießgesellen aus der Wildererzeit setzen ihm arg zu, und besonders der Wendelin Hackl verfolgt ihn mit Spott und Hohn. Ja, es kommt schließlich sogar zu einer blutigen Auseinandersetzung, bei der Thomas nur mit knapper Not dem Tode entgeht Als er dann von seinen schweren Verletzungen endlich genesen ist, sagt er seinem Jagdherrn den Dienst auf. Er ist all der Reibereien und des Forstgehilfenpostens, um dessen willen er von seinen besten Kameraden wie ein Geächteter behandelt wird, herzlich müde und verläßt die Heimat, um in Deutschland Brot und Arbeit zu suchen Er fährt nach Essen zu seinem Bruder Adam, der sich dort in der Industrie als ungelernter Arbeiter durchs Leben schlägt; kümmerlich genug, wie Thomas bald erfährt, und den Kopf hat er auch voll von Schlagwörtern, wie „internationales Proletariat" und „Sozialisierung der Produktionsmittel". Nein, Thomas versteht das alles nicht, womit ihm sein fanatischer Bruder in den Ohren liegt, und er mag es auch gar nicht verstehen, er hat eine instinktive Abneigung gegen dieses ganze Zeug. Nur zu rasch aber muß er am eigenen Leib spüren, was für eine verheerende Macht die marxistischen Arbeiterorganisationen schon haben; denn weil er ihnen nicht beitreten will, verliert er über Nacht seine Stellung, die er als Zimmermann gefunden hat. Er läßt sich aber nicht kleinkriegen, der Thomas, er hat seinen Dickschädel, und nun mag er erst recht nicht. Lieber geht er zurück in seine Heimat, und ohne viel hin und her zu überlegen, tut er das denn auch. Dort trifft er als einen der ersten den Senator, und der macht ihm den Vorschlag, sein Glück doch mal in Deutsch-Ostafrika zu versuchen, er würde gerne für ihn bürgen. Thomas ist sofort Feuer und Flamme für diese Idee, und wenige Wochen danach schwimmt er schon auf einem stattlichen Ozeandampfer seiner neuen Heimat zu. Auf dem Schiffe lernt er Lena Helldorf kennen, die Krankenschwester ist in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, und bald haben sich die beiden miteinander angefreundet. Und beide können nur schwer verbergen, wie betrübt sie sind, als sich in den Tropen dann ihre Wege trennen. Thomas kommt zum Farmer Hübl, um sich bei ihm erst mal an die neuen Arbeitsverhältnisse zu gewöhnen und sich mit Land und Leuten vertraut zu machen. Das fällt ihm leichter, als er selbst es erwartet hat, und nach wenigen Monaten, in denen er bereits zum echten „Afrikaner" geworden ist, geht er nun daran, am Fuße des mächtigen Kilimandscharo sich sein neues Heim zu gründen und das weite Ödland ringsum zu kultivieren, um hier, zum nicht geringen Erstaunen des Farmers Hübl, statt Kaffee und ähnlichen tropischen Gewächsen — Weizen zu bauen.

14. Kapitel.

Jetzt gab es kein Halten mehr für Thomas Hoffingott, in kurzer Zeit mußte die Farm stehen, koste es, was es wolle. Nach einem kurzen Aufenthalt in Leitgebel war er wieder oben am Berg. Außer Jokele hatte er noch zehn Schwarze mitgenommen und sein neues Gebiet auszuroden und einzugrenzen begonnen. Todmüde war er spät abends in das Zelt gekrochen, um noch die Eingabe an das Gouvernement zu schreiben.

Nun war der Tag heraufgekommen, klar und leuchtend wie immer, und Jokele war beschäftigt, das Waschwasser herzurichten. Der Bana tilola schien sich heute ausruhen zu wollen. Achtsam hob Jokele das Schlafnetz ab und sagte wie immer: „Glibs Gott!"

Doch sein Herr erwiderte nichts, sah nur mit müden Augen auf Da blieb Jokele stehen und blickte erschrocken auf seinen Herrn Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und zog die linke Schulter hoch. Plötzlich wandelte sich sein Erstaunen in Angst, er fegte aus dem Zelt und rannte, als sei ein Löwe hinter ihm her, den Berg hinunter nach Leitgebel. Vollständig erschöpft und verschwitzt traf er dort ein

Der Farmer erwischte ihn sofort.

„Was bringst du?"

„Woas nid!" rief der Junge mit allen Zeichen des Schreckens.

„Red deutsch, du schwarze Katze!" August Hübl schüttelte den Jungen ein wenig.

„Bana tilola, wezi, sana wezi!"

Hübl wendete sich zu seiner Frau: „Der neue Herr Farmer ist krank, Gustl! War ja zu erwarten. Der hat sich zu viel zugemutet." Er schien nicht beunruhigt: „Na, das Fieber kann jeden erwischen!"

Gustav Hübl rief nach Eberhard Stolpe. „Los, Stolpe, wir machen eine Nachtpartie." Der war nicht erbaut, als er hörte, für wen er sich die Nacht um die Ohren schlagen sollte. Aber vielleicht gab es etwas zu schießen unterwegs. Eine neue kleine Genugtuung konnte er ebenfalls nicht unterdrücken: „Bei kleinem lernt der junge Mann das Langsamgehen." Diesmal antwortete der Farmer nicht, er hatte zu tun, die Schwarzen, die er für alle Fälle mitgenommen hatte, zur Eile anzutreiben.

Als sie in der Morgendämmerung ankamen, fanden sie Thomas furchtbar müde. Um dem Farmer die Hand zu reichen, brauchte er seine ganze Kraft, und der Schweiß trat ihm dabei aus allen Poren.

„Schnell, erst mal 'n Schluck Whisky!" meinte der Farmer.

Er fühlte den Puls. Der Kopf war heiß. Er maß die Temperatur. Nein, der Anfall war nicht schlimm! Also vielleicht doch keine Malaria, nur so 'n bißchen übliches Tropenfieber, das jeden Neuling einmal anfaßte.

Stolpe, an der andern Seite des Bettes, reckte sich: „Nicht gleich verzagen, lieber Tiroler. Jeder macht mal schlapp."

„Geh weg, Junge", verwarnte ihn der Farmer, „und mach du lieber mal stark!" Er legte Thomas die Hand auf den Kopf: „Das erste Fieber. Das ist erst der richtige Abschied von Europa Da wird mal der ganze ehrenwerte Kadaver gründlich durcheinandergeschüttelt, das Unterste zu oberst gekehrt und gründlich durchgestöbert, damit all die ekeln Biester, Anopheles, Moskitos, Glossinen, Amöben und wie das Teufelszeug alles heißt, ja, also damit einem die Biester keinen Dreck mehr anhaben können Und aus der schönen Prozedur kommt dann erst der richtige Afrikaner heraus, ausgepicht und ausgeschwefelt wie ein Weinfaß. Und nun die Therapie: Fest schwitzen, mein Junge, und dann Whisky!" Er sah sich um: „Ob das aber Ihre schwarzen Jungs verstehen?"

Eberhard von Stolpe richtete sich gerade: „Ich kann ja hier bleiben, Herr Hübl. Sie schicken mir ein Zelt herauf, Futter, Medizin, na, das übrige schieß' ich mir zusammen"

„Jawohl, und gegen die Ansteckungsgefahr nimmst du tüchtig Whisky, und den Tiroler läßt du zugucken."

„Sie, Herr Hübl, das war ein ganz selbstloser Vorschlag. Im übrigen ist die Frage durchaus nicht geklärt, ob Alkohol bei Malaria angebracht ist."

Der Farmer fuhr auf: „Angebracht ist augenblicklich" — er brach ab, als er sah, wie Thomas müde lächelte — „also am besten ist, wir nehmen ihn nach Leitgebel mit. Hier oben ist es doch zu einfach, da unten hat er richtige Pflege."

Thomas wollte etwas dagegen sagen, aber er unterließ es. Sie hatten sicher recht, und so konnte er nur dankbar schauen.

Auf einem Zeltbett trugen sie ihn mit viel Mühe und Schweiß nach der Farm. Verlassen lag die mit so viel Freude, Fleiß und Mut begonnene Pilatus-Siedlung.

*

Auf Leitgebel wurde es still. Selbst der ewig polternde Farmer ging auf Zehenspitzen, wenn er in die Nähe des Krankenzimmers kam. Nur auf dem Hof rumorte es, dort zeigte jetzt Eberhard von Stolpe daß er auch etwas verstand.

Frau Hübl kam von dem Kranken.

„Nun?" Mehr fragte der Farmer nicht.

Sie schwieg, zog nur die Schultern hoch.

„Gefällt mir nicht", brummte der Farmer und stieg hinauf, selbst nachzusehen.

Thomas schlug die Augen auf und schaute um sich, erkannte aber nur seinen Boy, der still am Bett saß.

„Das Fenster, Jokele!"

Jokele zog behutsam den Vorhang auf.

Der Kranke wendete sich zum Licht, das in blendender Fülle in das Zimmer fiel. Da draußen lag sein neues Land, der Berg. Er konnte den Schnee des Gipfels sehen, wie er glänzte und strahlte. Hätte er ihn doch nicht ausgelassen, den Berg, als es noch Zeit war. Nun lag er hier, und das Licht, dem er am liebsten nachgelaufen wär', schmerzte in den Augen.

Der Farmer trat näher, so behutsam, als hätte er niemals zwei Zentner mit sich herumgeschleppt. Und noch behutsamer war seine Stimme: „Bin beruhigt, Thomas. Geht in Ordnung. Hatte schon ordentlich Angst Na" — er strich ihm übern Kopf — „das wär' geschafft, mein Sohn"

„Danke schön, Herr Hübl. Auch für die Frau herzlichen Dank!"

„Quatsch. Ist doch selbstverständlich Nun aber schlafen immer schlafen. Und morgen komm' ich mit einer Medizinpulle" Auf Zehenspitzen ging er hinaus

Jokele war ganz verstört vor Freude. Sein Herr hatte gesprochen, da würde alles wieder gut. Er wischte die Tränen aus den Augen und schneuzte sich ein paarmal heftig. Der Herr schlief nicht, sah mit großen Augen aus dem Fenster auf den Berg. Jokele verstand den Blick, er kannte die Sehnsucht seines Herrn, und im Bestreben, ihm zu dienen, begann er mit seiner weichen Knabenstimme, die so dunkel war wie seine samtenen Augen, die Geschichte vom Schnee auf dem Gipfel des Kilimandscharo und vom frevelhaften Massaikrieger, der nicht glauben wollte, daß der Berg den Göttern gehört, zu singen. Es war eine sehr schöne Geschichte, und Thomas konnte ihr einigermaßen folgen:

„‚Was ist das eigentlich, das Weiße, das oben auf dem Gipfel des Berges liegt und so glänzt!' fragte einmal ein junger Wabulagga seinen Vater. ‚Das ist die Speise der heiligen Götter!' sagte der Vater

Das hörte ein Massai, der daneben stand. Speise der Götter! gackerte er, welch ein Unsinn ist das! Denn er war ein Massai, frech und ohne Glauben. Da erzürnte der Vater. Doch der Massai lachte nur verächtlich und rief: ‚Gebt mir nur einen Topf, ich werd' euch etwas davon herunterholen!'

Sie gaben ihm einen Topf, und er marschierte los; denn er war ein Massai, der alles, was er sieht, holen muß und rauben. In sechs Tagen war er oben. Da füllte er rasch seinen Topf und lief damit den Berg herunter. ‚Nun kommt nur alle, ihr Dummköpfe!' rief er ins Dorf; denn er war ein Massai, zu jedem Spott bereit und bös bis ins Herz.

Da standen sie alle um ihn herum Und nun hob er triumphierend den Deckel vom Topfe hoch Doch wie riß er da plötzlich das kecke Maul auf! Die Götter hatten ihm ihre Speise, die weißer ist als frisch geschälter Reis, herausgenommen. Und was hatten sie ihm dafür in den Topf getan? Ein bißchen trübes Wasser!

Dem Kerl aber geschah recht, dem Gackerer, denn es war ja ein Massai!"

Jokele schwieg wieder vor sich hin und wartete. Dann hob er sich auf die Zehen und lauschte. Der Herr schlief wohl, doch er sah nicht gut aus, und der Knabe bekam Angst. Er schlich nach unten und faßte nach Frau Hübls Hand. Eine seltsame Bangigkeit lag über dem Hause die ganze Nacht.

Am Morgen ging der Farmer wieder nach oben. Sehr rasch war er wieder unten. Mit beiden Händen an der Klinke, schloß er behutsam die Tür, als er eintrat: „Du hast recht, Gustl, es ist doch Malaria."

‚Wenn nicht gar Schlimmeres!" sagte die Frau bewegt, „das hohe plötzliche Fieber, der starke Kopfschmerz . . ."

„Du willst doch nicht sagen . . ."

Frau Hübls Gesicht war noch blasser als sonst. Bange Sorge stand in ihren Augen

„Ich bin zu Ende", sagte sie und weinte, „er verträgt kein Chinin mehr."

„Großer Gott . .", der Farmer war nun doch aufgesprungen und starrte seine Frau an.

Zum erstenmal fiel das Wort, das niemand von ihnen bisher auszusprechen gewagt hatte: „Schwarzwasser!"

Die Transportmöglichkeit hatte Eberhard von Stolpe ausgeklügelt. Auf den Kastenwagen wurden zwei kräftige Schwarze gesetzt, breitbeinig, sie hatte lange, elastische Bambusstangen auf den Schultern, an die eine Hängematte geknüpft war. In der Matte lag, in Decken gehüllt, Thomas Hoffingott.

„Das war eine Idee, Stolpe", lobte der Farmer, „ich wär' nicht drauf gekommen."

Stolpe machte ein ernstes Gesicht voll Verantwortlichkeit und fuhr mit einer Sorgfalt, die den Farmer in neues Erstaunen setzte

„Menschenskind, Sie verstehen ja doch was?!"

„Nicht ablenken jetzt", verwies ihn der Fahrer.

Es war der schwerste Augenblick in Jokeles Leben, als sie mit seinem Herrn losfuhren ins Spital. Das Schluchzen würgte ihm schier die Kehle ab, wie er da saß auf den Stufen des Hauses und mit seinen guten, treuen Samtaugen dem Wagen nachschaute, bis er an der ersten Biegung des Weges verschwunden war. Dann aber heulte er los aus Leibeskräften

„Er kommt ja wieder, dein Bana titola! Wieder!" tröstete ihn Frau Hübl

Wenn sie es nur selbst glauben könnte. Noch war kaum einer wiedergekehrt, den das Schwarzwasserfieber ergriffen hatte.

Der Leiter des Regierungsspitals in Moschi, Doktor Hellige, der als erfahrener Tropenarzt galt und unter den Farmern sehr angesehen war, zog nur die Falten über seine Stirne und schwieg.

Da brauste Farmer Hübl auf: „Da möcht' man auf die ganze Wissenschaft pfeifen, Herr Doktor! Kommt da so ein Kerl zu uns, frisch aus den Bergen, Qualität hochprima, ganz erstklassig, ein Kerl, sag' ich, auf und auf gesund und stark — mein Leben hab' ich so etwas nicht gesehen, so ein Exemplar von einem jungen gesunden Menschen. Kommt zu uns, eine Freude ist das für uns, eine Hoffnung für Deutsch-Ost, und dann setzt sich irgendeine Glossina palpalis auf seinen Nacken . . ."

„Von der Palpalis kann keine Rede sein, Herr Hübl", sagte der Arzt, der dem Kranken prüfend das Augenlid gehoben hatte und sich wieder aufrichtete, „Sie meinen die Anopheles . . ."

„Wurscht! Ist doch alles das gleiche Dreckzeug! Und dann plötzlich, ganz ahnungslos, klappt der Bärenkerl, der einen vollbeladenen Rollwagen aus den Schienen hebt, zusammen, macht schlapp und liegt hier zum Sterben . . ." Er hatte noch einen tiefen Gedanken: „Und das alles wegen eines Luders von einer Fliege, die man mit zwei Fingern zerdrücken kann. Ist das gerecht? sag' ich. Und daß Ihr Ärzte da noch immer nichts dagegen gefunden habt? Wie ist das überhaupt möglich?"

Der Arzt trat in den Schatten der Halle und schaute auf den Kranken nieder, der schwer atmend, mit geschlossenen Augen unruhig mit den Händen den Saum der Decke faßte. Auf einen Wink hoben die schwarzen Spitaldiener, die wartend beiseite standen, die Bahre auf und trugen sie hinüber in den Saal.

Der Farmer sah hinterher, wie die Bahre unter den Schritten der Träger schwankte, würgte etwas in seinem Halse hinunter, einen Brocken Sorge und Wut zugleich: „Anopheles . ."

Er reichte dem Arzt die Hand hin: „Sie müssen ihn gesund machen! Denken Sie, er wollte Weizen bauen oben in der Hochsteppe am Berg, ganz simplen Weizen Hat da verrückte Ideen aus Europa mitgebracht — alles Verrückte kommt ja von drüben her. Über meine Ananas lacht er. Den Korb habe ich in der Küche abgegeben. Erste Auswahl, Herr Doktor. Ich weiß doch, Sie schätzen meine Ananas. Und was den Österreicher betrifft . . ."

„Ich kann gar nichts sagen, Herr Hübl!"

„Das heißt . . . Sie glauben . . ., es wäre doch ein Jammer!" Er schüttelte dem Arzt die Hand und ging verstört hinaus.

Draußen sah er die beiden Schwarzen an: „Ja, ja, da sitzt ihr gesund und munter, und solch Kerl muß draufgehen."

„Ist es hoffnungslos, Herr Hübl?"

Der Farmer nickte nur: „Ja ja, und Sie sind auch gesund Ist das gerecht, Stolpe?" Der schwieg beleidigt „Maulen Sie nicht auch noch, Stolpe? Fahren Sie ins Hotel, wir wollen uns besaufen!"

So leicht war ein solches Vorhaben bei einem Mann wie Farmer Hübl aber nicht ausgeführt. Er trank und schwieg und trank, duldete aber nicht, daß Stolpe ihn allein ließ. Der riskierte es schließlich:

„Schwarzwasser?"

Hübl starrte ins Glas.

„Furchtbar." Eberhard von Stolpe ging es wirklich nah.

Der Farmer sah auf: „Haben Sie was gesagt?"

„Dann muß er also sterben?"

„Wer sagt das?" Hübl starrte sein Gegenüber an. „Reden Sie nicht solches Zeug, Mensch. Da sitzen Sie, gesund und frisch und faul und reden so was daher. Sterben! Wer sagt das?" Er trank ein großes Glas Whisky in einem Zuge aus. „Fahren Sie mit den Mohren nach Hause, Stolpe. Ich bleibe die Nacht hier. Meinetwegen können Sie mich morgen früh abholen."

*

Schwester Lena war in dem hellen Saal beschäftigt, als die Träger eintraten und die Bahre niederstellten. Rasch trat sie näher und blickte auf den Kranken nieder. Ein schmales, kantiges Gesicht mit tiefliegenden Augen sah sie an.

Sie zitterte und griff nach der Bahre. Der Kranke, dessen Augen schon lange suchend durch die Räume geirrt waren, versuchte, sich ein wenig aufzurichten. Ein kurzes hilfloses Lächeln war alles, was er ihr entgegenbringen konnte. Dann sank der Kopf wieder zurück.

Schwester Lena beugte sich nieder und ergriff die schmale, abgemagerte Hand, an der man jeden Knochen spürte, die sich anfühlte wie eine Totenhand Unwillkürlich kam ihr das Bild vor Augen, wie sie beim Abschied diese Hand gesehen hatte, als sie, braun und strotzend von Lebensfülle und Kraft, ihre eigene Hand umschlossen hatte. Nun, war dies auch ein schmerzliches Wiedersehen, sie würde ihn schon gesund machen. Sie beugte das lächelnde Gesicht dicht über ihn: „Nur Mut. Malaria ist nicht das Schlimmste! In drei Wochen sind wir durch! Dann sind Sie . . ."

Aber dann, während sie niedersah auf das blasse, gelblich fleckige Gesicht, in die fieberglühenden Augen, erstarben ihr die Worte voll Glauben und Zuversicht. Malaria, nein, das war — Schwarzwasserfieber. Die ersten Anzeichen . . . untrüglich . . barmherziger Gott . .

Sie preßte mit Kraft die Lippen zusammen. Dann wendete sie sich zurück und suchte die Augen des Arztes: „Herr Doktor . . Sie glauben . febris haemoglobinurica? Nein . . nicht, nicht wahr, ich irre mich?"

Er nickte, fast unmerklich: „Doch, Schwester!"

Sie faßte den Griff des Fensterriegels, es schwindelte ihr vor den Augen.

„Armer, armer . . . Thomas Hoffingott . . ."



Die erste Porzellanmanufaktur der Partei in Allach bei München
Ein Seydlitz-Kürassier-Offizier wird nach dem ersten Brand koloriert und kommt dann zum zweitenmal in den Ofen.
Aufnahme: Kurt Huhle.

Prüfend ruhte der ruhige Blick des Arztes auf dem Gesicht der Schwester. Sie ging hinüber zu den Wärtern, die den Kranken behutsam in das Bett hoben Wie sie sich aufrichtete, begegnete sie wieder dem Blick des Arztes

„Ich kenne ihn", sagte sie einfach, „wir waren auf dem Schiff zusammen. Er hat mir auf der Reise viel erzählt, von seiner Heimat, von seinem Leben und seinen großen Plänen Er ist ein guter und treuer Mensch Es ist schrecklich, Herr Doktor."

Schwester Lena ging nicht vom Bett des Kranken Sie wußte, was Schwarzwasserfieber bedeutete, wußte es ging um alles. Sie dachte an die Fälle, die sie schon gepflegt hatte: tödlich, fast alle waren sie tödlich verlaufen. Konnte einer da hoffen, daß dies einer der seltenen anderen Fälle sein würde? Sie sah prüfend in das Gesicht des Kranken, das vom Fieber verzehrt war eingefallen und hohl. Hart lag die Haut an und straffte sich, daß die Knochen kantig hervortraten

Der Arzt trat ein. Er überprüfte die Fieberkurve, griff nach dem Puls, beobachtete eine Weile still den Kranken Unbeweglich wie immer blieb sein Gesicht Auch als er es der Schwester zuwendete.

„Schwester Lena, Sie sollten sich mehr schonen! Sie wachen nun schon die dritte Nacht, und Sie wissen doch..."

Sie erhob sich und sah ihn seltsam an.

„Es kann bis morgen dauern, bis übermorgen vielleicht. Ich weiß, Sie hofften noch immer. Aber wir sind am Ende, Schwester! Es ist hart..."

Rasch faßte sie seinen Arm, und der Ton ihrer Stimme war, als wollte sie etwas erzwingen: „Sie dürfen so nicht sprechen, Doktor, hören Sie doch, so dürfen gerade Sie nicht sprechen!"

Er legte ihr die Hand auf die Schulter: „Sie sind überarbeitet, Schwester, Sie haben sich zu viel zugemutet. Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie es nutzlos tun."

„Nutzlos?"

„Ich meine, Sie haben doch wahrlich oft genug vor Schwarzwasser gestanden. Sie wissen, unser Können hat hier eine Grenze. Wir dürfen uns nichts vormachen, es gibt da keine Illusionen!"

„Aber einen Glauben gibt es doch, Doktor, einen Glauben!"

„Glauben?" Er reichte ihr die Hand und wendete sich zum Gehen.

Nach mehreren heftigen Anfällen, die alle Kräfte des geschwächten Körpers erschöpften, erreichte das Fieber seinen Höhepunkt.

Schwester Lena sah auf die tiefen Falten um den Mund des Kranken, die von qualvollen Stunden sprachen, sah; wie die Schläfen immer stärker hervortraten wie die Haut gelber und lebloser wurde und die dunklen, unheimlichen Schatten über den Augenhöhlen sich langsam vergrößerten. Es war unmöglich, in diesen fremden, schmerzverzerrten Zügen, in denen der Tod sich ankündigte, das frohe, lebensstarke Gesicht auch nur zu ahnen

Unruhig warf sich der Fiebernde zur Seite. Der Atem flog Die Augen loderten plötzlich auf.

Schwester Lena preßte die Finger zusammen, daß sie schmerzten Dies war das Furchtbarste: untätig zusehen zu müssen, wie ein armer, gequälter Mensch um sein Leben rang, zu wissen um seinen Kampf und doch nicht helfen zu können'

Die Lippen bewegten sich. „Wasser", hauchten sie, ohne daß es dem Fiebernden bewußt war.

Und wieder, wie so oft in diesen Tagen, beugte sie sich nieder und netzte die trockenen Lippen. Eine Weile ging der Atem ruhiger. Dann kündete sich wieder ein Anfall an, immer heftiger arbeitete die Brust, ein neuer Sturm des Fiebers fiel den erschöpften Körper an

Draußen ging die Sonne auf Die Schwester sah müde zum Fenster. Wie würde es sein, wenn der Tag niederstieg über dem Berge?

Gleich in der Frühe war Dr. Hellige wieder da Schweigend stand er vor dem Todkranken, es war zwecklos

„Schwester Lena, das einzige, was ich tun kann, ist, daß ich ihm den letzten Kampf leichter mache..."

„Nein, nein! Kein Morphium, er muß durchkommen, hören Sie!" Plötzlich erschütterte ein verhaltenes Schluchzen ihren Körper.

„Schwester!" Sie fühlte die beruhigende Wirkung seiner guten Hände, die auf ihren Schultern ruhten, und hob ihre tränenfeuchten Augen, die so seltsam waren, als suchten sie nach dem Unwahrscheinlichen, nach einem Wunder einem hoffnungsvollen Wort.

Er konnte es nicht sagen

Dann saß sie wieder allein und einsam am Bett des Kranken Wieder sah sie ihn vor sich, wie er an ihrer Seite an der Reling des Schiffes gestanden hatte Vor ihnen war das Land aufgestiegen, das stolze, leuchtende Land. Dann die nächtliche Bahnfahrt, als der Berg groß und leuchtend eine dunkle Erde in den Himmel hob und ihr gewesen war, als begänne in diesem Augenblick auch für sie das Leben neu, so neu und groß war das alles gewesen

Schwester Lena erschrak: Ja, es war wohl so, daß sie den Mann da liebte. Jetzt erst, in dieser Minute trat der Gedanke in ihr Bewußtsein. Und vor diesem Mann, der, vom nahen Tode gezeichnet, nur mehr ein von Fieberschauern geschüttelter Körper war, wurde ihr mit einem Male ihr ganzes Leben offenbar Vergangenes sank wesenlos ins Dunkel zurück, da war mancher ehrenwerte Mann gewesen, der nach einer jungen, tüchtigen Frau in den Kolonien Ausschau gehalten hatte Sie war ihren Weg allein weitergegangen. Konnte es aber sein, daß das Schicksal den einzigen Mann, den sie wirklich liebte, nur zu ihr führte, damit er an ihrer Seite sterbe, daß ihr die tiefe, einmalige Liebe ihres Lebens nur offenbar wurde, damit sie die ganze Qual des Verzichtens lernen und Abschied nehmen sollte für immer? Die ganze Inbrunst ihrer unverbrauchten Jugend drängte sie in ein einziges geflüstertes Wort zusammen: „Leben!" Es war kein Bitten mehr, es war ein Beten... „Leben... Gott im Himmel... leben soll er.. laß ihn leben!"

Und in der Not ihres Herzens griff sie nach dem Buche, das neben dem Kissen lag, es gehörte wohl Thomas. Seit er hier war, lag es da an seiner Seite. Sie schlug es auf. Es roch seltsam, nach altem Holze, wie in Bauernstuben. Der Kranke lag ruhiger da. Und sie begann zu lesen, willenlos und ohne zuerst zu verstehen, was da an Trost aus den Blättern sprechen sollte. Langsam jedoch wichen die quälenden Gedanken, und eine nie gekannte wundersame Ruhe erfüllte das ermüdete Mädchen...

Sie taumelte auf, erschrocken, hatte nicht jemand ihren Namen gerufen?

Es war ein Irrtum. Doch der Kranke lag da mit offenen Augen und sah sie unverwandt an Und als sie sich in freudigem Erschrecken zu ihm niederbeugte und seine Hand faßte, schien der Blick dieser Augen immer ruhiger zu werden, und ein mattes, fernes Glänzen trat unverkennbar hervor. War dies — das Ende?

Schwester Lena ließ alle Kraft ihres Glaubens und ihrer Liebe in diese Augen zurückfallen, und eine sieghafte Gewißheit lag in ihrem Blick, daß er stark genug war, vor einem ermüdeten Wanderer jenes düstere Tor zu schließen, das der schwarze Engel schon geöffnet hatte. Mit einem einzigen Wort nur, gehaucht mehr als geflüstert, langte ein Mann in das Leben zurück: „Lena!"

Dr. Hellige wollte das Wunder nicht glauben. Doch es wurde zur Tatsache. Langsam wich das Fieber aus den Augen des Kranken, und nach neuen langen irren Stunden blickte er befreit auf den Arzt und die Schwester. Dr. Hellige strich dem Mann über den wirren schwarzen Schopf. Dann ging er zu Lena Helldorf, und seine Stimme wurde ganz weich: „Ich verstehe es nicht, Schwester Lena. Nur eins verstehe ich Es ist allein Ihr Werk!"

Er ging hinaus. Der Kranke schlief ruhig Lena Helldorf aber war, als fiele das große Ahnen des Lebens über sie, und ein Gefühl unsagbaren Glückes und Dankes ließ sie hemmungslos weinen

15. Kapitel

Im Park des Spitals von Moschi gab es einen Platz, von dem aus man in der Ferne den Eisdom des Kilimandscharo sehen konnte. Thomas hatte sich den Liegestuhl so zurechtrücken lassen, daß er über die flachen Dächer des Ortes hinweg die mächtige Masse des Berges vor sich sah. Er sehnte sich nach dem Berge und gelobte sich, ihn zu besteigen, sobald er wieder bei Kräften war. Eine Danksagung sollte das sein

Doch er sehnte sich auch nach der freien, weiten Steppe, nach seinem Land, das seines noch nicht war. In den sieben Wochen, die er nun schon im Spital lag, war die Sache nicht weiter gekommen Der Vermessungsdienst des Bezirksamtes hatte die ersten Pläne zurückgestellt und weitere Angaben verlangt. Da saß er nun also wieder mit Karten und Terrainskizzen und maß und überlegte. Nun, er würde es nachholen, aus den Fiebertagen her stand ein Bild vor ihm verheißungsvoll in die Zukunft gestellt.

Das dichte Laubwerk neben ihm wurde zur Seite geschoben Thomas senkte lächelnd den Kopf.

„Hoffingott!"

Ein großer, stattlicher Mann stand neben ihm, kaum über die Mitte der Zwanzig, glatt rasiert, in tadellosem, blütenreinem Tropenanzug mit blitzenden Knöpfen Der Anzug sah ein wenig nach Klub und Kasino aus, doch nur der Anzug und der weiße schmucke Helm; denn das hagere Gesicht sprach von langer und harter Arbeit irgendwo draußen in Busch und Urwald.

Thomas hob die Hand: „Peter Pier!"

Der Besucher lachte: „Alle Wetter — sehe ich meinem alten Herrn so ähnlich?"

„Der Herr Senator..." Thomas nickte.

„Sie hatten Schwarzwasserfieber. Das wirft den stärksten Baum um. Aber nun geht es doch wieder aufwärts, nicht?"

Thomas betrachtete noch immer das Gesicht seines Besuchers: „Es ist ganz zum Erschrecken, wie Sie dem Herrn Senator gleich sein, lei jünger halt, aber die Augen, die Stimme..."

„Na, da könnte ich ja ganz zufrieden sein, nicht wahr?"

„Weiß Gott, das können S'!"

Sie fanden sich rasch.

„Und was macht das Whiskyfaß, der Ananas-Onkel? Wie gefiel es Ihnen eigentlich auf Leitgebel bei den zwei Augusten?"

„I wollt', i könnt' bald wieder oben sein!" Thomas berichtete von seiner Arbeit als Assistent auf der Farm, von den eigenen Plänen und Absichten und zeigte die Skizzen für seine Siedlung am Kilimandscharo.

„Und ist der Windhund noch oben, der Stolpe?"

„Er hat einen Löwen geschossen", erzählte Thomas

„Wie ich ihn kenne, wird er nun Großwildjäger aus Beruf werden wollen. Das letztemal bat er mich, ihn beim Bahnbau anzustellen."

„Er ist so übel nit, der Eberhard", meinte Thomas entschuldigend.

„Übel? Nein, aber überflüssig. Er hat keine Lust und keine Ausdauer. Das ist für Afrika übel genug."

„Wo bauen S' denn jetzt?" lenkte Thomas ab.

Peter Pier nahm den Bleistift und warf einige Linien hin

„Hier die Küste, hier der Viktoriasee und da unser Berg. Wir haben zwei Bahnen, sehen Sie? Die Nordbahn von Tanga herein nach Moschi, da endet sie am Berg. Und hier, dreihundert Kilometer südlich, die Mittellandbahn von Daressalam, quer durch die ganze Kolonie. Was wir brauchen, ist eine Verbindung zwischen beiden Strecken, etwa so von Nord nach Süd. Sie verstehen: Solange wir hier ohne Fühlung mit der Hauptbahn sind, bleiben wir hier oben mit unserm Berg allein. Wir müssen also durch, nach Süden! Für diesen Plan setze ich mich ein. Es ist ja alles so klar, es muß gelingen. Drüben in Europa versteht man uns nicht. Man gibt uns weise Lehren und allerhöchste Belobungen, aber kein Geld. Nun schuften wir schon seit neun Monaten im Pori. Die Pläne sind fertig und abgegangen Der Segen des Himmels und — des Kolonialamtes sei mit ihnen!"

Thomas beugte sich über die Zeichnung: „Das ist mir ganz verständlich. Schon daß man ohne der Querverbindung da heroben ganz abhängt von der Friedfertigkeit von unserem Herrn Nachbarn."

Peter Pier nickte in ehrlicher Anerkennung. „Sehen Sie, das ist wunderbar Aus Tirol kommen Sie, ganz kurz sind Sie erst im Land, schwere Krankheit haben Sie noch in den Knochen, doch Sie erkennen das Wesentlichste für Deutsch-Ost. Aber die Onkels in Berlin..."

„Wie ist's eigentlich so gedacht, im einzelnen, mein i?" Thomas war ganz bei der Sache.

„Zuerst bis Aruscha Dann quer durch das Pori und die Tiefsteppe südwärts nach Dadoma. Dann hängt das alles zusammen, ein geschlossenes Netz Freilich die Linie Aruscha—Dadoma ist übel, heimtückisch. Weite, sehr weite Durststrecken, dazwischen Malaria. Neun Monate Pori habe ich jetzt hinter mir — ehe ich wieder losschufte, möchte ich auch mal etwas wie ein Mensch sein."

„Freili, das haben S' sich verdient, Herr Pier."

„Ich sehe da Zeichnungen", Peter Pier griff danach. „sieh mal an, sehr ordentlich"

Verlegen wehrte Thomas ab' „Das soll mein Land werden. Aber da kommen Sie mit ganz Deutsch-Ost — du lieber Herrgott, das interessiert mi schon mehr. I mein', von Ihren Plänen hängt's ja schließlich ab, ob meine durchführbar sein werden."

Jetzt sah Peter Pier mit offener Bewunderung den Mann an. Dann streckte er ihm nochmals die Hand hin: „Also, Hoffingott — allen Respekt mein alter Vater hat sich nicht getäuscht"

Durch das tiefgrüne Laub schimmerte ein weißes Kleid Schwester Lena kam, überrascht, bei Thomas

Kräftiges Kauen mit guten Zähnen zerkleinert die Nahrung gründlich und regt gleichzeitig die Munddrüsen zu richtiger Speichelabsonderung an, so daß der Speisebrei gut vorbereitet in den Magen gelangt, der ihn weiterverarbeitet und an den Darm abgibt.

Durch den Blutkreislauf gelangen die Nähr- und Aufbaustoffe in alle Organe des Körpers. Auch die Zähne erhalten auf diesem Wege alles, was sie zum Weiterleben und Kräftigbleiben brauchen.

aus dem Film:



Die Ernährung der Zähne

Der menschliche Körper ist ein unteilbares Ganzes. Jeder Teil hat seine bestimmte Arbeit zu leisten. Die Zähne haben die Aufgabe, durch gründliches Zerkleinern und Zermahlen der Nahrung eine glatte und ungehinderte Verdauung vorzubereiten. Also: gute Zähne – gute Verdauung. Und da die Zähne ihre Nähr- und Aufbaustoffe vom Verdauungssystem bekommen – genau wie der ganze Körper – heißt der Kreislauf sogar:

schlechte Zähne — also schlechte Verdauung — also ungenügende Ernährung der Zähne — also immer schlechtere Zähne — bis Gebiß und Körper schließlich ganz und gar verfallen. Sie sehen, wie wichtig regelmäßige Chlorodont-Zahnpflege ist!

darum morgens und ***erst recht*** abends



No. **6** der Chlorodont-Serie 1937

einen Besuch zu finden Peter Pier erhob sich rasch klappte die Absätze zusammen und legte die Hand an den Rand des Helms „Ingenieur Pier!"

Bevor sie etwas sagen konnte, fuhr er fort: „Wir kennen uns doch schon, Schwester?"

„So?"

„Erinnern Sie sich nicht? Einmal bei Kaisers Geburtstag in Korogwe, als das neue Spital eingeweiht wurde."

„In Korogwe, ja, ich erinnere mich."

Sie stellte das Thermosgefäß nieder und füllte den Becher: „Sie müssen den Tee langsam trinken, Thomas, und die Zwischenräume einhalten." Sie wendete sich an den Besucher: „Er meint, je schneller er eine Flasche vertrunken hat, je rascher ist er wieder draußen."

„Bin i wirklich ein so undankbarer Mensch, Schwester Lena?"

Sie nickte nur einen kurzen, flüchtigen Gruß und ging.

Peter Pier war seitwärts im Schatten der Akazie stehengeblieben und hatte aufmerksam jede ihrer Bewegungen beobachtet. Das leichte, sichere Schreiten, die knappe, straffe Haltung als sie mit ihm sprach, die Art, wie sie den Becher nahm und füllte, wie ihr im Hinunterbücken eine blonde Haarsträhne über die Stirne fiel — ganz versunken sah er ihr noch nach, als sie schon längst unter den Bäumen verschwunden war Mit seinem Blick war ein anderer gegangen.

„Ich hatte sie eigentlich anders in Erinnerung!" Peter Pier sagte es mehr zu sich, „damals war sie noch ein Mädchen, jetzt tritt einem plötzlich eine energische junge Frau entgegen — schön ist sie dabei geworden . . ."

Als er sich zu Thomas wendete, lag ein leichter Anflug von Verlegenheit auf seinem Gesicht: „Sie müssen sich bei meinem Gerede nichts denken, Herr Hoffingott Die Sache ist natürlich: Es ist die erste europäische Frau, die ich seit sieben Monaten sehe. Na, weltgewandt habe ich mich ja auch nicht benommen. Wissen Sie, wenn man zu lange im Pori ist, wird man einsam und menschenscheu. Im übrigen" — er lächelte und zündete sich eine Zigarette an, „was Schwester Lena betrifft, so scheint sie ein furchtbar schlechtes Gedächtnis für Männer zu haben. Ich hatte ihr damals immerhin ein bißchen den Hof gemacht. Ich fürchte, die Männer sind ihr im Grunde alle verdammt gleichgültig. Sagen wir . . . solange sie gesund sind."

Aus Leitgebel war ein Brief gekommen. Der Farmer schrieb über die Quellen oben in der Hochsteppe, die er auf Thomas' Wunsch während der Trockenzeit hatte beobachten lassen. Das Ergebnis sei im allgemeinen zufriedenstellend. Peter Pier kam öfter ins Spital. Thomas hatte ihn gebeten, bessere Karten zu besorgen. Als sie dann eine gute Darstellung des ganzen Berggebietes besaßen, studierten sie lange daran herum, rechneten zusammen die Anforderungen an Material und Arbeitskräften durch, überlegten die Kostenvoranschläge und die Ordnung und Reihenfolge der einzelnen Arbeiten. Thomas spürte eine herzliche Kameradschaft für den Sohn des Senators wachsen.

Allerdings, wenn Schwester Lena kam, wurde es anders. Was dann war, konnte Thomas nicht sagen, nur fühlen konnte er es. Einmal, als Schwester Lena mit einer Arznei zu Thomas gekommen war und gleich wieder gehen wollte, sagte Peter Pier plötzlich: „Schwester, für Sie gibt es doch nur eines auf der Welt: Patienten!"

Da schlug ihr eine jähe Röte in das Gesicht: „Wie meinen Sie das, Herr Pier?"

„Ich meine", sagte er und lächelte ein wenig, „man muß krank sein, um in Ihrer Gunst zu stehen!"

Es schien, als wollte sie antworten, doch da besann sie sich und ging.

Thomas dachte lange über diese Szene nach. Schwester Lena kam ihm anders vor als früher. Gewiß, sie pflegte ihn weiter mit großer Hingabe, alles, auch den kleinsten Handgriff tat sie selbst für ihn, aber sie war so schweigsam jetzt, so verschlossen. Früher hatte sie doch froh und unbefangen mit ihm geplaudert, da war alles so leicht und herzlich gegangen — irgend etwas war zwischen Schwester Lena und ihn getreten.

Thomas Hoffingott war nicht der Mensch, der über solche Dinge sprechen konnte, so gern er es auch mochte, dazu war er zu unbeholfen . . Wenn es um etwas ging, das so fein war wie das Gernhaben, da fürchtete er, alles zu zerstören mit seiner Art und schwieg lieber still und wartete. Und spann sich die Gedanken auf seine eigene Weise.

In diesen Gedanken war oft die Schwester und mitunter auch ein Bild, wie es einmal sein könnte mit ihnen. Aber er wollte lieber schweigen und warten, bis die Zeit gekommen war.

Schwester Lena aber war ihm dankbar dafür. Je deutlicher sie spürte, daß sie für ihr Leben zu ihm gehörte, desto tiefer verbarg sie ihre Liebe. Sie konnte nicht anders. Das lag nun einmal so in ihrer herben Natur.

Peter Pier blieb einige Tage fort. Als er wiederkam, sah er verstört aus und hatte einen alten, zertragenen Arbeitsrock, eine braune Kordhose und derbe Stiefel an. Ohne eine Frage erst zuzulassen, sprach er hastig: „Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, Hoffingott. Morgen bin ich wieder draußen. Es ist nicht nötig, Ihnen Glück zu wünschen, es wird Ihnen nicht fehlen Ich kehre wieder zurück ins Pori."

An diesem Tage kam Schwester Lena nicht in den Garten, auch nicht in den Saal. Thomas nahm sich vor, sie zu fragen, ob Peter Pier mit ihr gesprochen hätte. Ja, sagen konnte sie es ihm schon. Als er sie dann am nächsten Tage sah, spürte er sofort, wie die Erregung noch nachhallte in ihr. Da unterließ er die Frage. Er fühlte sich zu einfältig für diese schwierigen Dinge. Da sah er nicht durch, ob das nun so war oder so. Aber ein wenig mehr Klarheit hätte er doch gern gehabt. Er fand den Weg dazu auf seine Art.

Als er die Woche darauf seine Sachen bereitmachte, um nach Leitgebel zu fahren, meinte er beim Abschied so nebenher, obwohl seine Stimme zitterte: „Schwester Lena, i hab' mir denkt, wie schön es wär', wenn ich Sie einmal auf den Berg führen könnt', auf den Kilimandscharo, ja! I hab' schon immer wollen allein gehen, es hat nit sein sollen. I schick' Ihnen Botschaft, wenn i so weit bin!"

Da sagte sie mit ihrer hellen, frohen Stimme, die er von früher kannte: „Auf den Berg? Wie ich mich freuen würde! Ich komme gern!"

16. Kapitel.

Frau Hübl hätte Thomas fast nicht wiedererkannt, so verändert war er, ein neuer Mensch. Jokele kam seinem Herrn schon durch das Hoftor entgegengesprungen, die Stiefel in der Hand, und empfing ihn mit einem ganzen Schwall neu gelernter deutscher Vokabeln. Der Bana tilola war wieder da!

Und jetzt ging eine Arbeit los. Es schien, als wollte Thomas Hoffingott in wenigen Wochen nachholen, was er in der langen Zeit seiner Krankheit versäumt hatte Ein wahrer Hunger nach Arbeit war in ihm. Nach vierzehn Tagen war die Vermessung und Abgrenzung beendet. Die Pflöcke standen im Geviert, der Plan war fertig. An diesem Abend ritt Thomas stolz die Grenzen seines Reiches ab. Er brauchte immerhin eine gute Stunde, um herumzukommen.

Am andern Tag ging es über die Straße her. Wie Schwerter im Kampf blitzten die scharfen Buschmesser der Schwarzen, eine breite Gasse hauten sie aus dem grauen düsteren Gestrüpp des Pori, sie schlängelte sich um einen Hügel und fraß sich weiter, abwärts

Im Urwald drüben am Fluß fielen Riesenstämme und legten sich quer als Rolldamm über den Sumpf. Schon waren die Auflager der Brücke bereit, und von der Terrasse herab klang das eintönige Singen der Wameru, die mit Picken und Spaten den Hang angingen und Raum schafften für die breite Rampe, die der Ochsenwagen brauchte.

Thomas war immer unterwegs, und wo er rasch sein Pferd wendete und auftauchte, schnitten die Messer schärfer, gruben die Spaten tiefer, klirrten heller die Äxte, als wäre etwas von der Kraft, die jetzt in ihm war, in alle gefahren, die an seinem Werke arbeiteten Weiter, weiter! hieß jeder Blick, jede Hantierung, jedes Wort. Er wunderte sich, daß sie bei aller Liebe zu ihm doch kein Verständnis für ein solches Arbeitstempo aufbringen konnten. Und daß sie sich, wie überall in Afrika, von der Hast erholten, wenn der Bana nicht da war. Es ging ja trotzdem weiter.

Oben in der Hochsteppe prasselte das Feuer, das in das dürre Gras gelegt war, schwelte tagelang in der Asche fort und glühte immer von neuem auf, an jedem Abend, wenn mit Sonnenuntergang der kühle Nachtwind vom Berg herabstrich. Bald war dann auch der Grundriß für die Boma ausgesteckt. Ein stattliches Haus, daneben der Platz für das Faktoreigebäude, der große Hofraum, der Garten. Wenn sie das so sehen könnten, die von daheim, mit ihrem engbemessenen Platz! Und gar der Adam mit der engbemessenen Arbeit! Hier gab es Platz und Arbeit die Fülle, kommt doch heraus, hier ist Deutschland auch!

Wenn Thomas noch spät in den Nächten, ganz erfüllt von seiner Arbeit, im Zelt saß und Jokele draußen vor dem Eingang das Feuer schürte, dann sah das freilich nicht so leicht aus mit dem Platz und der Arbeit. Dann hatte er noch viele Stunden zu schreiben Rechnung zu legen, Material zu bestellen und Lohngelder bereit zu machen. Er mußte Sorge tragen, daß die nächsten Zahlungen der Farmerkasse rechtzeitig einlangten. Es war eine große Verantwortung, die jetzt auf ihm lastete, Hindernisse und Schwierigkeiten türmten sich bergehoch vor ihm auf. Man wollte seinen Anspruch auf die Regierungsbeihilfe, die jedem deutschen Siedler zustand, nicht anerkennen. Er sei Tiroler, hieß es, österreichischer Staatsbürger, Ausländer. Solche Perückenbonzen! Er war hinuntergeprescht zum Bezirksamt und hatte die Fäuste auf den Tisch gehauen: „Bin i als Tiroler epper a schlechterer Deutscher? Das möcht' i hörn?!" Sie sagten es ihm nicht, selbstverständlich sei er ein guter Deutscher, aber die Vorschriften. Man könnte ja versuchen . . . Vielleicht versuchten sie es auch wirklich, indessen Thomas der Verzweiflung nahe war. Und nicht ein einziges Mal fiel ihm der Farmer aus Aruscha ein, der von einem Büffelbullen Geduld gelernt hatte. Er faßte lieber einen Entschluß, und der war ein langes und teures Telegramm an den Senator. Und ein Telegramm aus Hamburg brachte dann auch die Sache in Ordnung.

Überhaupt der Senator. Der stand jetzt für Thomas mitten in seinem Werk, unsichtbar, aber doch überall zugegen und immer bereit, zuzugreifen, wo es nottat. Die Berichte, die er ihm regelmäßig schickte, waren immer das erste, wenn er sich zur Schreibarbeit setzte. Es waren unbeholfene, aber begeisterte Berichte. Ihr Verfasser wußte nicht, daß sein Beschützer sie an hohen Regierungsstellen verwendete, um damit für hundert andere Farmer und für ganz Deutsch-Ost Verständnis zu wecken und größeren Nutzen herauszuschlagen

Nach drei Monaten war die Straße von Neu-Pilatus nach Leitgebel so weit fertig, daß sie befahren werden konnte. Farmer Hübl ließ es sich denn auch nicht nehmen, in dem ersten Wagen, der von Leitgebel losfuhr, heraufzukommen. Auch Frau Hübl war mit. Eberhard von Stolpe wieder ließ es sich nicht nehmen, diesen Gamspfad gebührend zu benörgeln und einen zerbrochenen Wagen in Aussicht zu stellen Aber das käme daher, daß der Tiroler immer noch nicht fahren gelernt hätte, trotz seiner bramsigen Ankündigung

„Sie haben wieder mal recht, Stolpe." Farmer Hübl war in glänzender Stimmung. „Wissen Sie was? Treten Sie bei dem Pilatus als Fahrer ein. Ich geb' Sie frei. Weiß Gott, es wird mir nicht leicht, aber dem Tiroler gönn' ich das Beste.

„Vielleicht gehe ich früher, als Ihnen lieb ist", knurrte Stolpe

Farmer Hübl legte ihm die Hand auf den Arm. „Mensch, Stolpe, das ist unmöglich"

„Sie haben es nicht leicht" tröstete Frau Hübl, „lassen Sie nur, ich auch nicht immer."

An einer Brücke über einen wasserlosen Bach ließ Stolpe aussteigen. „Es ist genug, wenn einer verunglückt", sagte er heldenmütig und nebenbei und fuhr über die schrecklich polternden Bohlen

Hübl untersuchte die Brücke. „Die hält noch eine ganz andere Last als mich. Den Kerl scheint der Teufel anzutreiben."

„Der Teufel?" Seine Frau sah ihn an, und ein feines Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel. „Ich glaube, da treibt etwas ganz anderes. Aber das verstehst du nicht."

„Wie? Was? Was soll ihn denn treiben?"

„Etwas, was die Männer zu einer gewissen Zeit für ihren Engel halten."

Farmer Hübl blickte seine Frau verständnislos an.

„Wenn einer so loslegt wie der Thomas jetzt, dann wird es halt eine Heimat für mehrere Leute sein sollen."

Da pfiff der Farmer durch die Zähne. „Aber wer denn? Welche denn . . .!" Herr Hübl kannte keine. Stolpe griente. „Wissen Sie was, Stolpe?"

„Mein Gott, ist doch klar Die Schwester in Moschi."

„Sie sind verrückt"

„Danke"

„Schwester Lena?"

„Sah ich gleich, als sie mit ihm ankam Kennt man doch Hätte ihr bloß mehr Kultur zugetraut Aber dieser Tiroler — den Seinen gibt's der Herr im Schlaf Mein alter Herr wendet den Spruch immer auf die dicken Kartoffeln an."

Farmer Hübl klopfte ihm die Schultern. „Selbst die bringst du nicht zuwege, mein Sohn" Aber dann war August Hübl doch zu sehr mit der neuen Sache, die hier angedeutet wurde, beschäftigt, um sich um Herrn von Stolpes Farmertugenden bekümmern zu können.

(Fortsetzung folgt.)


doppelt fermentiert 4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
»R6« o/M
10 MUSTERCIGARETTEN

ADELHEID DEHIO:

Das Ende des Zarentums

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

(8. Fortsetzung.)

Die Anwesenheit des Kaisers in Pleskau war jedermann bekannt, aber es war erstaunlich, mit welcher Gleichgültigkeit und Kaltblütigkeit die Bevölkerung und die Truppen sich diesmal dazu verhielten. Der Zar ging oft ganz allein auf dem Bahnsteig auf und nieder, und niemand aus dem Publikum schenkte ihm Beachtung. Seine Zeit verbrachte er ausschließlich in der Gesellschaft einiger ihn begleitender Generaladjutanten. Wie schon gesagt, vermied ich es, mich lange in seiner Nähe aufzuhalten, und meine Gespräche mit ihm hatten einen rein sachlichen Charakter.

Eine halbe Stunde nach der Übergabe der Abdankungsurkunde und der Abfahrt der Kommissare des Exekutiv-Ausschusses begab sich der Zug des abgesetzten Zaren über Dünaburg in das Große Hauptquartier zurück, und am 4. März um 6 Uhr nachm. meldete ein Telegramm aus Mohilew, daß er dort richtig eingetroffen sei."

Zum Schluß zeigte General Russky dem Berichterstatter das Original der Abdankungsurkunde Nikolais II. Es war ein festes Telegramm-Blanko, auf dem mit Maschinenschrift der bekannte Wortlaut der Abdankung niedergelegt war. Die Unterschrift Nikolais II. war mit Firnis bedeckt. Die Gegenzeichnung Fredericks war der Verewigung nicht gewürdigt worden. Offenbar erschien die Unterschrift des uralten Hofministers den Kommissaren, die die Urkunde in Empfang nahmen, von geringem Wert.

Der Text der Abdankungsurkunde, die in der diplomatischen Kanzlei des Großen Hauptquartiers verfaßt worden war, lautet:

„Wir, Nikolai II., von Gottes Gnaden Zar aller Reußen, Zar von Polen, Großfürst von Finnland usw. tun all unseren getreuen Untertanen kund:

In diesen Tagen schweren Kampfes gegen den äußeren Feind, der sich seit fast drei Jahren bemüht, unser Vaterland zu unterjochen, hat es Gott gefallen, Rußland eine neue schwere Prüfung aufzuerlegen. Beginnende innere Unruhen drohen auf den weiteren Gang des hartnäckigen Krieges eine verhängnisvolle Wirkung auszuüben. Das Schicksal Rußlands, die Ehre unseres heldenmütigen Heeres, das Wohl des Volkes, die ganze Zukunft unseres teuren Vaterlandes erfordern es, daß der Krieg um jeden Preis zu einem siegreichen Ende geführt werde.

Unser grausamer Feind macht noch eine letzte Anstrengung, und der Tag naht heran, wo ihn unsere tapfere Armee im Verein mit unseren ruhmreichen Bundesgenossen endgültig niederschlagen wird.

In diesen für Rußlands Dasein entscheidenden Tagen befiehlt Uns Unser Gewissen, Unserem Volk ein inniges Zusammenschließen und die Verschmelzung aller seiner Kräfte zur raschen Erringung des Sieges zu erleichtern. Deshalb glauben wir in Übereinstimmung mit der Reichsduma richtig zu handeln, indem Wir auf den Thron des Russischen Reiches verzichten und die allerhöchste Macht niederlegen.

Da Wir Uns von Unserem geliebten Sohn nicht trennen wollen, vermachen Wir Unser Erbe Unserem Bruder, dem Großfürsten Michael Alexandrowitsch, indem Wir ihm im Augenblick seiner Thronbesteigung Unseren Segen erteilen, bitten Wir ihn, in voller, unverbrüchlicher Einigkeit mit den Vertretern des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften nach den festzusetzenden Grundsätzen zu regieren und hierauf im Namen des teuren Vaterlandes einen unverbrüchlichen Treueid zu leisten.

Wir rufen alle treuen Söhne Rußlands dazu auf, in dieser schweren nationalen Prüfung ihre heilige vaterländische Pflicht durch Gehorsam gegenüber dem Zaren zu erfüllen und ihm zugleich mit den Vertretern des Landes zu helfen, das russische Reich auf die Bahnen des Sieges, der Wohlfahrt und des Ruhmes zu lenken.

Gott helfe Rußland!

Pleskau, am 2. März 1917.

Nikolai."

Hier folgt ein zweiter Augenzeugenbericht über die Abdankung, und zwar aus der Feder des Abgeordneten Schulgin („Denj", 8. März 1917).

„Die Notwendigkeit der Abdankung war einstimmig anerkannt worden, nur die Ausführung dieses Beschlusses verzögerte sich. A. J. Gutschkow und ich beschlossen, uns nach Pleskau zu begeben, wo Nachrichten an den Exekutivausschuß der Duma zufolge, der Kaiser sich um diese Zeit befand. Wir fuhren am 2. März um 3 Uhr nachmittags vom Warschauer Bahnhof (in Petersburg) ab. Die bisherigen Eisenbahnbeamten unterstützten unser Vorhaben. Der Zug wurde rasch zusammengestellt. Wir gaben die Anweisung, daß er mit äußerster Geschwindigkeit fahren sollte. Zwei Ingenieure stiegen zu uns in den Wagen und wir fuhren los. Aber wir mußten ziemlich lange in Gatschina halten, wo wir auf den Generaladjutanten N. J. Iwanow warteten, der mit einer Streifabteilung, die zur Unterdrückung des Petrograder Aufstandes ausgesandt war, irgendwo bei Wyritzy hielt. Aber es gelang uns nicht, Iwanow zu treffen. In Luga wurden wir wieder angehalten, denn eine Ansammlung von Soldaten und Volk bat Gutschkow, einige Worte zu sprechen. Gegen 10 Uhr abends langten wir in Pleskau an, wo wir ursprünglich beabsichtigten, erst mit General Russky zu sprechen, der von unserem Eintreffen benachrichtigt worden war. Aber kaum hielt unser Zug, als einer der Adjutanten des Kaisers den Wagen betrat und sagte: „Seine Majestät erwartet Sie!"

Wir hatten von unserem Wagen bis zum kaiserlichen Zuge nur einige Schritte zu machen. Ich glaube, ich regte mich nicht auf. Ich befand mich in einem solchen Zustand der Übermüdung und gleichzeitig der Nervenanspannung, daß mir nichts mehr erstaunlich oder unmöglich erschien. Dennoch war es mir ziemlich peinlich, daß ich beim Kaiser im Rock erscheinen sollte, schmutzig, ungewaschen, vier Tage lang unrasiert, mit dem Gesicht eines Sträflings, der aus dem soeben abgebrannten Kerker entsprungen ist.

Wir betraten den hellerleuchteten Salonwagen, dessen Wände mit etwas Hellgrünem bezogen waren. Im Wagen befanden sich der Minister bei Hof Fredericks und noch ein General, dessen Namen mir unbekannt ist. Nach einigen Augenblicken trat der Zar ein. Er trug die Uniform eines kaukasischen Regiments. Sein Gesicht drückte absolut nichts weiter aus, als man es sonst bei ihm zu sehen gewöhnt war. Er begrüßte uns eher liebenswürdig, als kühl, und gab uns die Hand. Dann setzte er sich und bat alle, sich zu setzen, wobei er Gutschkow den Platz an einem kleinen Tisch neben sich anbot, und mich auf den Platz Gutschkow gegenüber wies. Fredericks setzte sich etwas weiter hin, und der General, dessen Namen ich nicht weiß, nahm in einem Winkel des Wagens hinter einem Tischchen Platz, um nachzuschreiben.

Ich glaube, in diesem Augenblick trat Russky ein, entschuldigte sich beim Kaiser, begrüßte uns und setzte sich auf den Platz neben mich, also dem Kaiser gegenüber. In dieser Sitzordnung (der Zar, Gutschkow, ich, Russky, Fredericks, der schreibende General) begann die Unterhaltung. Ich fürchtete, daß Gutschkow dem Zaren etwas Böses, Unbarmherziges sagen könnte, aber das geschah nicht. Gutschkow sprach ziemlich lange, flüssig, sogar in wohlangelegter Rede. Er berührte die Vergangenheit überhaupt nicht. Er schilderte die gegenwärtige Lage und bemühte sich zu erklären, am Rande welchen Abgrundes wir angelangt wären. Er sprach, ohne den Zaren anzusehen, wobei er die Augen gesenkt hielt und seine rechte Hand auf dem Tisch lag. Er sah das Gesicht des Zaren nicht, und so fiel es ihm wohl leichter, alles bis zum Ende auszusprechen. Endlich schloß er, der einzige Ausweg aus dieser Lage wäre der Thronverzicht des Zaren zugunsten des kleinen Alexei und die Ernennung des Großfürsten Michael zum Regenten. Als er das sagte, beugte sich General Russky zu mir herüber und flüsterte mir zu:

„Das ist schon eine beschlossene Sache!"

Als Gutschkow geendet hatte, ergriff der Zar das



Die Zarentöchter Olga und Tatjana.
(Vorkriegsaufnahme.)



Die Zarin Alexandra.
(Vorkriegsaufnahme.)

Sportliche Schuhe





Mittelbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



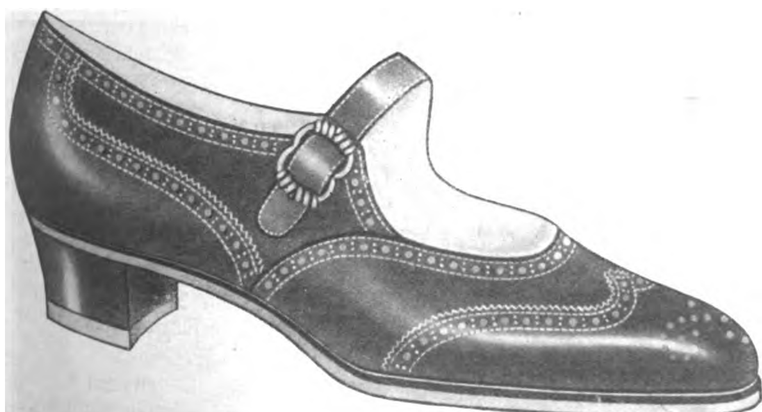
Braun Wildleder mit Gummisohle
MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder mit Gummisohle
MODELL SALAMANDER



Mittelbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



Hellbraun Boxkalb mit Gummisohle
MODELL SALAMANDER



Hellbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER

Wort, und sein Ausdruck war viel ruhiger und schlicht-sachlicher als die durch die Bedeutung des Augenblicks erregte und etwas pathetische Sprache Gutschkows. Der Zar sagte vollkommen ruhig, als ob es sich um die allergewöhnlichste Sache handelte:

„Ich habe gestern und heute den ganzen Tag nachgedacht und habe den Entschluß gefaßt, dem Throne zu entsagen. Bis drei Uhr nachmittags war ich bereit, zugunsten meines Sohnes abzudanken. Dann begriff ich, daß ich außerstande sei, mich von meinem Sohn zu trennen."

Hier machte er eine ganz kurze Pause und fügte, immer sehr beherrscht, hinzu:

„Ich hoffe, Sie werden das verstehen."

Dann fuhr er fort:

„Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, zugunsten meines Bruders abzudanken."

Nach diesen Worten schwieg er, als ob er eine Antwort erwarte. Da sagte ich:

„Dieser Vorschlag findet uns unvorbereitet. Wir haben nur eine Abdankung zugunsten des Zarewitsch Alexei Nikolajewitsch vorgesehen. Darum bitte ich um die Genehmigung, mich eine Viertelstunde lang mit Alexander Iwanowitsch (Gutschkow) besprechen zu können, um eine zustimmende Antwort zu geben."

Der Zar war einverstanden, aber irgendwie kamen wir wieder ins Gespräch, wobei wir diesen Vorbehalt bald aufgaben. Gutschkow sagte, daß er sich nicht imstande fühle, sich in väterliche Gefühle einzumischen, und daß er jeden Druck auf diesem Gebiet für ausgeschlossen hielte. Mir schien es, als ob bei diesen Worten auf dem Gesicht des Zaren ein leiser Ausdruck der Befriedigung erschiene. Ich meinerseits sagte, daß der Wunsch des Zaren, soweit ich ihn zu würdigen verstände, zwar dem gefaßten Entschluß widerspräche, andererseits aber auch manches für sich habe. Bei der unumgänglichen Trennung von Eltern und Kind würde sich eine sehr schwierige, heikle Lage ergeben, da der kleine Zar die ganze Zeit an seine abwesenden Eltern denken würde, wobei in seiner Seele vielleicht unfreundliche Empfindungen den Leuten gegenüber entstehen könnten, die ihn von Vater und Mutter trennten. Eine offene Frage sei es außerdem, ob ein Regent für einen minderjährigen Herrscher den Eid auf die Konstitution leisten könne. Indessen sei ein solcher Eid unter den obwaltenden Umständen völlig unumgänglich, da sonst wieder eine zwiespältige Lage entstehen würde. Bei der Thronbesteigung von Michael Alexandrowitsch fiele dieses Hindernis fort, da er den Eid leisten und ein konstitutioneller Monarch sein könne. Auf diese Weise gelangten wir dazu, unser Einverständnis mit der Abdankung zugunsten des Michael Alexandrowitsch zu erklären. Danach fragte uns der Zar, ob wir die Verantwortung dafür übernehmen und eine gewisse Gewähr dafür bieten könnten, daß der Akt der Abdankung das Land tatsächlich beruhigen und keinerlei Verwicklungen hervorrufen werde. Darauf antworteten wir, daß wir nach unserem Ermessen keine Verwicklungen erwarteten.

Ich erinnere mich nicht genau an den Augenblick, in dem der Zar aufstand und sich in den benachbarten Wagen begab, um die Urkunde zu unterschreiben. Ungefähr um ein Viertel auf zwölf Uhr trat der Zar wieder in unseren Wagen — in der Hand hielt er ein Blatt von kleinem Format. Er sagte:

„Hier ist die Abdankungsurkunde, lesen Sie sie durch!"

Wir begannen halblaut zu lesen. Das Dokument war in vornehmem Tone abgefaßt. Ich schämte mich im Gedanken an den Text, den wir einmal entworfen hatten. Nur bat ich den Zaren, nach den Worten: „Wir bitten unseren Bruder, daß er in voller unverbrüchlicher Einigkeit mit den Volksvertretern in den gesetzgebenden Körperschaften nach den festzusetzenden Grundsätzen regieren möge", hinzuzufügen: „und darauf einen öffentlichen Treueid leisten möge." Der Zar war sofort einverstanden und schrieb die erbetenen Worte hinzu, wobei er nur ein Wort änderte: „und darauf einen unverbrüchlichen Treueid leisten möge". Auf diese Weise sollte Michael Alexandrowitsch einen Eid auf die Konstitution schwören und ein streng konstitutioneller Herrscher werden. Mir schien das vollauf zu genügen, aber die Ereignisse sollten darüber hinwegschreiten . .

Die Urkunde war mit der Schreibmaschine auf zwei oder drei Blättchen von kleinem Format geschrieben. Auf dem Hauptblatt standen links die Worte „Stawka" (Großes Hauptquartier) und rechts: „Dem Chef des Stabes." Die Unterschrift war mit Bleistift geschrieben. Nachdem wir die Urkunde durchgelesen und gutgeheißen hatten, tauschten wir, wenn ich nicht irre, Händedrücke aus, die einen geradezu herzlichen Charakter hatten. Übrigens war ich zu der Zeit schon unbedingt aufgeregt und mag mich also irren. Doch erinnere ich mich, daß es, als ich zum letztenmal nach der Uhr sah, 12 Minuten vor Mitternacht war. Also muß man sich vorstellen, daß alle diese Ereignisse von gewaltiger historischer Bedeutung in der Nacht vom 2. auf den 3. März (alten Stils) zwischen 11 und 12 Uhr vor sich gingen. Ich erinnere mich, daß ich damals den flüchtigen Gedanken hatte: wie schön, daß es der 2. und nicht der 1. März ist! (Der 1. März war im alten Rußland ein Trauertag, denn an diesem Tage wurde im Jahre 1881 der „Zar-Befreier" Alexander II. ermordet, gerade als er im Begriff war, dem Volk die Verfassung zu schenken.)

Dann verabschiedeten wir uns. Ich glaube, daß es dabei weder auf der einen noch auf der anderen Seite unfreundliche Empfindungen gab. Ich empfand im Grunde meiner Seele Mitleid mit dem Menschen, der in dieser Stunde seine früheren Fehlgriffe durch die Vornehmheit und den Edelmut gutmachte, mit denen er seinen Verzicht auf die Macht begleitete. Äußerlich war der Zar völlig ruhig und eher freundschaftlich als kühl. Ich möchte noch erwähnen, daß wir mit General Rußky vereinbart hatten, daß zwei eigenhändig unterschriebene Exemplare der Abdankungsurkunde ausgefertigt werden sollten, weil wir befürchteten, daß bei den stürmischen Umständen in Petrograd die von uns mitgeführte Urkunde leicht verlorengehen könnte.

Man brachte uns auch das zweite Exemplar: es war ebenfalls mit der Maschine geschrieben, aber auf einem Blatt von großem Format. Die Unterschrift des Zaren war ebenfalls rechts mit Bleistift geschrieben, und auf der linken Seite hatte der Minister bei Hof, Fredericks, mit der Feder gekritzelt. Nach Empfang dieses Exemplars, das uns im Wagen des Generals Rußky ausgehändigt wurde, stellten wir, d. h. Gutschkow und ich, eine Quittung aus. Dieses Exemplar brachten wir nach Petersburg, wo es uns gelang, es zuverlässigen Händen zu übergeben. Es gab eine Minute, in der das Dokument sich in Gefahr befand."

Gutschkow, der inzwischen Kriegsminister der Provisorischen Regierung geworden war, hatte nämlich den glänzenden Einfall, bei der Ankunft auf dem Warschauer Bahnhof in Petersburg die mitgebrachte Abdankungsurkunde vor einer großen

Volksmenge zu verlesen. Ein schlauer Agitator der Linken schrie aber, daß Gutschkow ein Bourgeois und Gegenrevolutionär sei, weil er nun an die Stelle des Zaren Nikolai — den Zaren Michael gesetzt habe, während das Volk die Republik wolle. Sofort kehrte die Menge ihre Wut gegen Gutschkow, so daß zwei Kompanien eiligst ausgesandt werden mußten, um den Kriegsminister zu retten! Dieses Ergebnis war gewiß dazu angetan, um Gutschkow nachdenklich zu stimmen.

„Der Wortlaut der Abdankung des Zaren traf am 3. März, um 3 Uhr morgens, bei der Provisorischen Regierung ein. Der Ministerrat versammelte sich sofort, um über die neue Lage zu beraten, und um 10 Uhr morgens begaben sich alle neuen Minister, sowie die Abgeordneten Rodzianko Schulgin und Karaulow in das Palais des Großfürsten Michael Alexandrowitsch zu einer neuen Beratung.

Nach einer Bedenkzeit erschien Michael Alexandrowitsch gegen 1 Uhr mittags und erklärte, daß er nicht wisse, was für Rußland nützlicher sei: den Thron zu besteigen oder abzulehnen? Über diese Frage bestand auch unter den Regierungsmitgliedern keine völlige Einigkeit. Endlich kam man zum Beschluß, daß das Wohl Rußlands besser durch einen vorläufigen Thronverzicht wahrgenommen würde. Der Großfürst übergab die Hoheitsrechte der Provisorischen Regierung und trug ihr die Einberufung einer Konstituierenden Versammlung auf, die die Regierungsform bestimmen und die Grundgesetze entwerfen sollte."

Der Thronverzicht des Großfürsten Michael Alexandrowitsch hat folgenden Wortlaut:

„In schwerer Zeit, im dritten Jahr des beispiellosen Krieges und der Unruhe des Volkes wurde Mir durch den Willen Meines Bruders der Allrussische Kaiserliche Thron übergeben. Zugleich mit dem ganzen Volk von dem einzigen Gedanken beseelt, daß das Wohl unseres Vaterlandes über allem zu stehen habe, habe Ich den schweren Entschluß gefaßt, die höchste Gewalt nur im Einverständnis mit dem Willen unseres großen Volkes an mich zu nehmen. Dem Volke kommt es zu, nach einer Volksabstimmung durch seine Vertreter in der Konstituierenden Versammlung die künftige Regierungsform und die neuen Grundgesetze des Russischen Reiches festzulegen. Indem Ich Gottes Segen herabflehe, bitte ich deshalb alle Bürger des russischen Reiches, sich der Provisorischen Regierung zu unterwerfen, die durch die Reichsduma geschaffen und mit der vollen Gewalt ausgestattet worden ist, solange bis die Konstituierende Versammlung, die möglichst bald auf Grund des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts einberufen werden wird, den Willen des Volkes über die Art der künftigen Regierung kundgeben wird.

Petrograd, am 3. März 1917.

Michael."



Großfürst Nikolai Nikolajewitsch.

Vergeblich hatte Gutschkow versucht, den Großfürsten zur Annahme der Kaiserkrone zu überreden, wobei Kerenskij sein Hauptgegner war Als der Großfürst seinen Verzicht aussprach, rief der leicht entflammbare Kerenskij:

„Durchlaucht, Sie sind der edelste Mensch der Welt!"

Er konnte nicht verhindern, daß dem Großfürsten Michael dasselbe Schicksal bereitet wurde, wie Nikolai II Er wurde in Perm ermordet.

Die Provisorische Regierung beschloß, das Winterpalais des Zaren zum Nationaleigentum zu erklären und als Sitz der Konstituierenden Versammlung herzurichten

Maurice Paléologue, der französische Botschafter in Petersburg, beobachtete diese Vorgänge von den Fenstern seines Botschafts-Palais aus. Dann trug er in sein geistvolles Tagebuch die prophetische Bemerkung ein:

„Außerhalb des Zarentums gibt es überhaupt nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Fort mit dem Ärger! Er ist ein schleichendes Gift

Die neuen Forschungen haben den schlüssigen Beweis geliefert, daß Ärger und Verstimmung, wenn sie häufig wiederkehren, ernste Erkrankungen hervorrufen und den natürlichen Vorgang des Alterns der menschlichen Organe beschleunigen können; denn Ärger und Verdruß schlägt auf den Magen, und besonders der Magen ist das Organ, von dem das Wohlbefinden und die Stimmung des Menschen am meisten abhängen. Die Wechselbeziehungen zwischen Magen und Gefühlsstimmung werden durch das vegetative Nervensystem hervorgerufen, das durch Nervenbahnen in direkter Beziehung zu den psychischen Zentren des Großhirns steht.

Wird der Mensch von Ärger geplagt, so wird das Verdauungssystem in besonders hohem Grade in Mitleidenschaft gezogen; die Magendrüsen, die die sogenannten „Enzyme" bilden, stellen ihre absondernde Tätigkeit alsbald ein, wodurch der Vorgang des Stoffwechsels gestört wird. Die Enzyme spielen daher eine sehr wichtige Rolle im menschlichen Organismus, weil sie die Magensaftsekretion und den gesamten inneren Organablauf regulieren.

In der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Münster i. W. versuchte man schon seit langem die Ursache der Magenkrankheiten ausfindig zu machen. Eine Reihe von Beobachtungen bei Kranken führte schließlich zur Bestätigung des Sprichwortes, daß Gemütsleiden dem Magen schaden Die Erfahrungen zeigten deutlich, daß durch seelische Verstimmungen körperliche Veränderungen hervorgerufen werden können. Unlust, Unfreundlichkeit, Verstimmung, Blutandrang zum Kopf und ähnliches mehr sind die ersten Anzeichen von Magenerkrankungen, die zum größten Teil durch Ärger und Gemütserregungen, durch Furcht und Trauer hervorgerufen werden. Es ist tatsächlich so, wie es im Volksmund heißt: „Verdruß schlägt auf den Magen"

Kommen die durch Ärger und Verstimmung verursachten Störungen im Vorgang des Stoffwechsels und der Verdauung häufig vor, so machen sich ihre Folgen auch bald äußerlich, z. B. an der Haut, bemerkbar. Das Unterhautfettgewebe, das die Haut normalerweise straff und glatt erhält, schrumpft zusammen; die Haut wird schlaff und faltig. Der volkstümliche Ausspruch: „Ärger macht häßlich", besteht durchaus zu Recht.

Viele Menschen wissen aus eigener Erfahrung, daß Ärger, Gemütserregung, Erschrecken usw. auch noch andere Organe, wie Galle und Leber, mehr oder weniger in Mitleidenschaft ziehen können Bei Versuchspersonen zeigte sich, daß die Gallenabsonderung, je nach der Gemütsverfassung, sich erhöhte, oder fast völlig aufgehoben wurde. Eine durch Ärger bewirkte Stockung des Galleflusses zum Darm kann das körperliche Wohlbefinden fühlbar beeinträchtigen, da das Fehlen der für die Verarbeitung der Nahrung wichtigen Galle im Darmsaft den regelrechten Ablauf der Verdauung behindert. Auch die Entstehung von Gelbsucht und Gallensteinen kann bis zu einem gewissen Grade mit häufigem Auftreten von Ärger und Aufregungen in Zusammenhang stehen

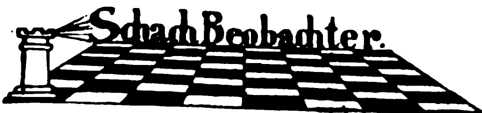
Wir könnten alle viel gesünder, viel froher und glücklicher sein, wenn wir es verstehen würden, die uns von Natur verliehene Kraft gegen die zersetzenden Gifte des Ärgers besser anzuwenden Wir haben es ganz in unserer Hand, jene innere Kraft in uns zu erwecken und in die Waagschale des Sieges zu werfen — jenes Sieges: Ärger und Verdruß mit ihren verderblichen Wirkungen zu bezwingen. Die Wirksamkeit unserer inneren geistigen Kraft beginnt mit der richtigen Einstellung zu den Dingen des Lebens. Gedanken und Stimmungen sind die stillen, feinen, aber wirksamen Ursachen aller Zustände des äußeren Lebens. Verzweifelte, trübe Gedanken wirken auf die Dauer säfte- und blutvergiftend und nervenzerstörend, während frohe, optimistische Gedanken unsere Organe und ihre Zellenheere gesund und widerstandsfähig erhalten

Dieses frohe und heitere Denken muß zwar gelernt und geübt sein, allein der erste Schritt zum Erfolg ist der Entschluß, sich nach dieser Seite hin umzustellen und sich einer bejahenden Haltung des Geistes zu befleißigen. Wenn dann Ärger und Verdrießlichkeiten über uns kommen, werden wir durch unsere optimistische Einstellung zum Leben alles viel leichter ertragen und hinnehmen. Die geistige, seelische Verfassung, in der wir leben, überträgt sich stets auf das Unterbewußtsein Das Unterbewußtsein aber setzt sich wieder ins Körperliche um Nach diesem Gesetz der Umbildung werden wir körperlich zu dem, was wir geistig leben; denn der Gedanke ist eine feine Kraft von großer Wirkung und bringt unfehlbar nur das von ihm Gewollte hervor Das Gesetz, das hier wirkt, ist überaus einfach: Jeder negative, niederziehende Gedanke stört durch seine groben Schwingungen die feine Eigenschwingung der einzelnen Zelle und hemmt ihre Tätigkeit; jeder positive, bejahende Gedanke dagegen harmonisiert und erhöht die Eigenschwingung der Zelle und steigert ihre Lebenstätigkeit In einem Falle sind Disharmonie, Schwäche und Krankheit, im anderen Falle Harmonie, Gesundheit und Kraft die Folge Wir werden das, was wir denken

Wer innerlich nie zur Ruhe kommt, sich quälende Gedanken macht und den Verdrießlichkeiten des Lebens keinen gewissen Gleichmut entgegenbringt, der verfällt vor der Zeit, und alle Anzeichen dieser inneren Zersetzung und Disharmonie spiegeln sich sowohl im Äußeren als im Gesundheitszustand des gesamten Organismus wider. Innere Zersetzung und Disharmonie kann niemals befreiende, sympathische und heitere Wesensart hervorrufen, sie macht häßlich, frühzeitig alt und krank

Darum: Fort mit dem Ärger! Versuche, ihn durch die in dir verborgene Lebenskraft zu überwinden! Ein stetes Vorwärtsgehen auf diesem Wege wird im Leben vieler Menschen eine völlige Umwälzung bewirken. Es wird niemanden an Gesundheit — so wenig wie an allem übrigen — fehlen, der froh und spannkräftig sie beständig in Gedanken festhält und sich durch nichts verdrießen läßt

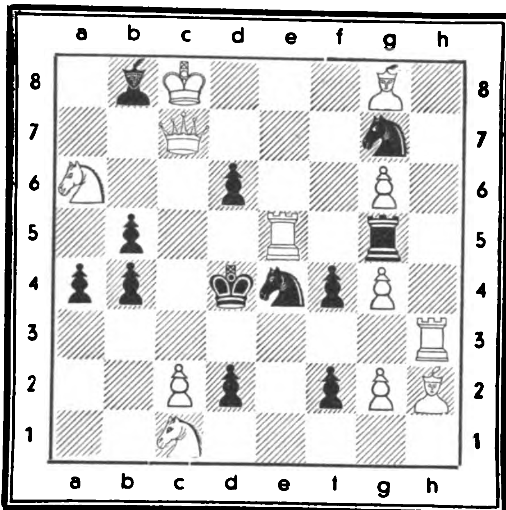
Alwin Dreßler



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

Von H. Jühe, Mühlberg-Soest.
Schwarz: Kd4. Tg5. Lb8. Se4. Sg7. Ba4. b4. b5. d2. d6. f2. f4 (12).



Weiß: Kc8. Dc7. Te5. Th3. Lg8. Lh2. Sa6. Sc1. Bc2. g2. g4. g6 (12).
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 9

Vierzüger v. W. Schütz. Berlin-Weißensee.
Weiß: Ke2. Th5. Lg4. Sf3. Ba6. b4. c6. d3. h3 (9)
Schwarz: Kg2. Lh1. Bb7. f4. g3 (5)
1. Le6! b5; 2. Tf5. K×h3; 3. Th5††. Kg2; 4. Lh3‡. 1. . . ., b6; 2. Te5, b5. 3. Ke1. K×f3; 4. Ld5‡ usw.

Richtig gelöst: P Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; M. Templin, Friedensstadt; J. Herwig, Gotha; H. Schulz Bln.-Neukölln; W. Hechenberger, München; O. Behncke, Cuxhaven; G. Peipers, Eckardtsheim; F. Büttner, Fürth i. B.; Hedwiga Bruns, Bad Aachen; M. Burdonk, Hormersdorf; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Friedrich. Guhrau: A Seber. Trier: W Steinbrück. O. Röver. Helbra. Eggebrecht. Norden; A. Weißenbach, Berlin N; R Steffen, Bln.-Wannsee; W. Symanowski, Lyck (Ostpr.); J. Nikolai. Gelsenkirchen: E. Schulten Braunschweig; M. Loch. Berlin N; W. Gebauer, Bürgel; Uronter Hornberg; W. Stoppach, Bln.-Spandau; H Kolwitz, Bln.-Neukölln; A. Rafetzeder Enns (Oberösterreich); A. Hinrichs, Naumburg (Saale); F. Buschmann, Norden; Ch. Ellrich, Spangenberg; W. Schatz, Seebach; Ella Knopp, Rodenkirchen; G. Seebach, Wuthe; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutug: E. Skowronek. Wanne-Eickel; B. Schia. Stettin.

Einige Löserurteile: „Ein reizender Vierzüger mit wunderbaren Mattwendungen" P. Sch., S.; „Mit geringen Mitteln eine gediegene Aufgabe" J. H., G.; „Eine entzückende. gut gelungene Komposition" W. H., M.; „Eine ziemlich harte Nuß, aber schön und dankbar" F. B., F.; „Die Aufgabe enthält zwei grundverschiedene Hauptspiele: Drohspiel und Inderl Zugzwangspiele übertreffen beide Drohspiele" F. R., N.; „Ökonomisch einwandfrei, zweckrein in der Darstellung, verdient höchstes Lob" J. N., G.; „Wunderhübsche Turmvariationen" E. Sch., B.: „Ein Zugzwangspiel mit wunderschönen Wendungen nach dem Takte des vierschrittigen Bauern" H K.. Bln. N. usw.

Die Aufgabe in Folge 10 wünscht der Komponist zwecks Vermeidung von Nebenlösungen in folgender Stellung: Weiß: Ke3, Ta8. Tg1, Le7, Se5, Ba5. a6, b2, c2, d2, f6, h2 (12) Schwarz: Kc7. Ba7. f7. g3, h3 (5). Matt in drei Zügen

Trotz scharfen Kampfes remis!

Spanische Partie, gespielt in der zweiten Runde im Berliner Jubiläumsturnier (März 1937).

Weiß: Richter K.		Schwarz: Bogoljubow	
1. e2—e4	e7—e5	15. Sf5—g3	c6—c5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Lc1—e3	Tf8—e8
3. Lf1—b5	a7—a6	17. Td1—d2	Lc8—b7
4. Lb5—a4	Sg8—f6[1]	18. Ta1—d1	Lb7—c6[4]
5. 0—0	Lf8—e7[2]	19. f2—f4	Se6—f8
6. d2—d4[3]	e5×d4	20. f4—f5[5]	h7—h5!
7. e4—e5	Sf6—e4	21. Se4—f2[6]	Ld8—h4
8. Tf1—e1	Se4—c5	22. Le3—f4	g7—g5[7]
9. La4×c6	d7×c6	23. f×g6 e. p.	Sf8×g6
10. Sf3×d4	Sc5—e6	24. Sg3×h5	Sg6×e5
11. Sd4—f5	Dd8×d1	25. b2—b3	Te8—e6
12. Te1×d1	Le7—d8	26. Lf4—g3	Lh4—g5
13. Sb1—c3	0—0	27. Lg3—f4	Lg5—h4
14. Sc3—e4	b7—b6	28. Lf4—g3	remis[8]

[1] Falls Schwarz die alte Steinitzvariante 4. . . ., d7—d6 spielen will, so ist die „Alapin-Behandlung" 5. c2—c4 wohl am nachhaltigsten, wie mehrere neuerdings gespielte Partien beweisen, u a. die Partie Eliskases — Thomas, Hastings.

[2] Auch 5. . . Sf6×e4 ist gut spielbar, worauf 6. d2—d4 folgt

[3] In Hastings spielte Aljechin gegen Fine 6. Tf1—e1 mit gutem Erfolg.

[4] Der Läufer will dem Turm das Feld d7 verwehren.

[5] Dieser Vorstoß dürfte verfrüht sein. Schwarz hat eine überraschende Antwort in petto.

[6] Der gut stehende Springer e4 muß sich entfernen, da h5—h4 droht.

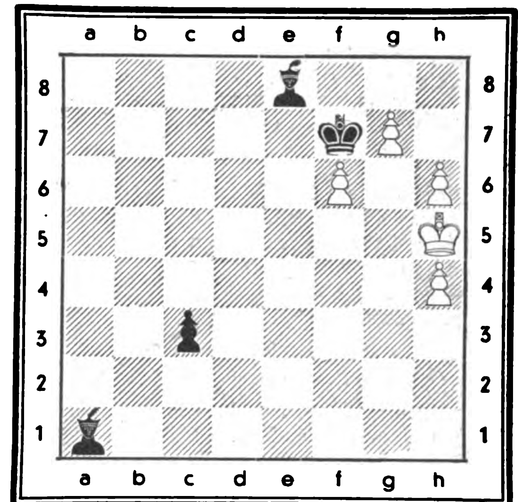
[7] Damit wird die weiße Bauernstellung gesprengt und schwach gemacht.

[8] Die beiden schwarzen Läufer stehen zu stark; das Eingreifen der feindlichen Türme darf Weiß nicht zulassen, weshalb er sich mit Remis begnügte. Eine hübsche Kampfremise.

Bauern gegen Läufer

Folgendes, ebenso hübsches wie interessantes Endspiel von M. Havel stellt einen Beitrag zum Kapitel „Läufer gegen Bauern" dar.

Schwarz: Kf7. La1. Le8. Bc3 (4).



Weiß: Kh5. Bf6. g7. h4. h6 (5).
Weiß zieht und hält trotz zwei Figuren weniger unentschieden! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. h6—h7. Kf7×f6†; 2. Kh5—h6, c3—c2; 3. g7—g8D. c2—c1D†; 4. Dg8—g5†, Dc1×g5; 5. h4×g5†. Kf6—f7. (Falls 5. . . ., Kf5; so 6. g6!. L×g6; 7. h8D. L×h8; 8 Patt!); 6. g5—g6†. Kf7—f8; 7. h7—h8D†, L×h8; 8. Kh6—h7, Lh8—a1; 9. g6—g7†. L×g7 und Weiß ist „Patt"!

Humor

Der junge Sänger stand vor seinem ersten Auftreten.
„Ich will die ganze Menschheit beglücken!" schwärmte er, ehe er die Bühne betrat.
„Schön, schön!" drängte der Manager. „Aber jetzt gehen Sie mal hinaus und fangen Sie mit dem Herrn, der im Saal sitzt, an!"

*

„Also, ich sage Ihnen, Frau Schulze! Man kann todsicher auf diese Anzeichen gehen! Sie können sich darauf verlassen: Wenn Sie zum Beispiel die Treppe herunterfallen, dann bekommen Sie ganz bestimmt kurz darauf Besuch!"
„Das glaub' ich, Frau Müller! Vom Arzt wahrscheinlich!"

*

„Die Geschichte mit dem Mann, der ein unfehlbares System gefunden haben soll, in Monte Carlo zu spielen, und der jedes Jahr mit Ersparnissen von dort wegfährt, hat sich aufgeklärt."
„Na — und?"
„Er spielt Saxophon!"

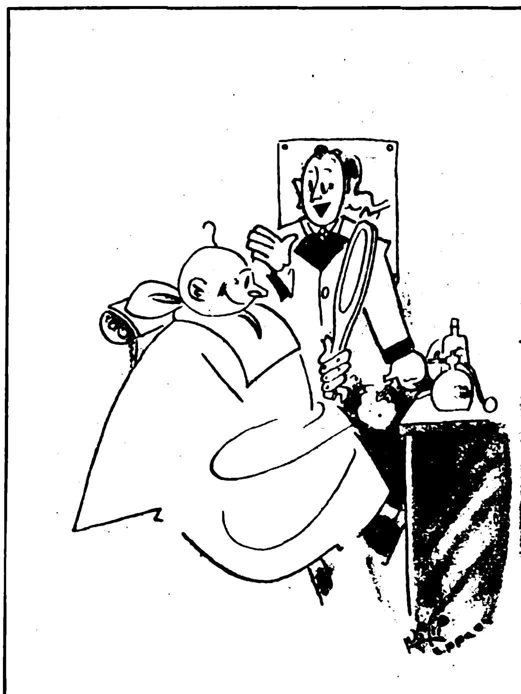
*

„Darf ich auf Ihren Schoß sitzen?"
„Gern, Kleiner. Warum möchtest du gerne?"
„Bloß mal nachsehen. Meine Schwester sagt, auf Ihrem Gesicht stände das Wort Idiot groß und deutlich geschrieben."

*

Klein-Hilde möchte einmal ohne Einwilligung ihrer Eltern den Unterricht versäumen und telephoniert in der Schule, ihre Stimme verstellend, an und sagt:
„Meine Tochter Hilde ist krank und kann nicht zur Schule kommen."
Lehrerin: „Wer ist dort überhaupt?"
Hilde: „Meine Mutti!"

„Hilde, was meinst du, soll ich es meinem Mann sagen, daß ich mich scheiden lassen will?"
„Wenn ich dir einen guten Rat geben darf, sage es ihm lieber an seinem Geburtstag, dann brauchst du ihm wenigstens nichts zu schenken."



„Nun sagen Se man bloß nicht: Das Haarwuchsmittel hätte nicht geholfen."
Zeichnung: Kleppe.

Globig ist ein Knicker.
Globig kommt in den Laden, um einen Anzug zu kaufen.
Der Verkäufer legt die ganze Auswahl vor, aber Globig schüttelt nur immer wieder den Kopf.
„Alle sehr schön", sagt er, „aber der passende Anzug ist nicht dabei!"
„Wieso denn nicht?" meint der schwitzende Verkäufer. „Was soll es denn für einer sein?"
„Zu zwölffünfzig!" erwidert Globig

*

„Liebe Tochter, höre auf mich, folge meinem Rat und lasse deinen Mann mal mit Röntgenstrahlen durchleuchten!"
„Wozu, Mama? Den habe ich doch schon längst durchschaut!"

*

„Hallo, Fritz! Du schreibst ja von deinem Nachbarn ab!"
„Nein, Herr Lehrer! Er hat ja noch gar nichts geschrieben, was ich nicht auch weiß!"

*

„Aber du wolltest doch deinen weißen Zuckerelefanten aufbewahren und ihn deinem Freund zeigen, Hans?"
„Ja, Mutter. Aber er war auf einmal so schmutzig daß ich ihn essen mußte!"

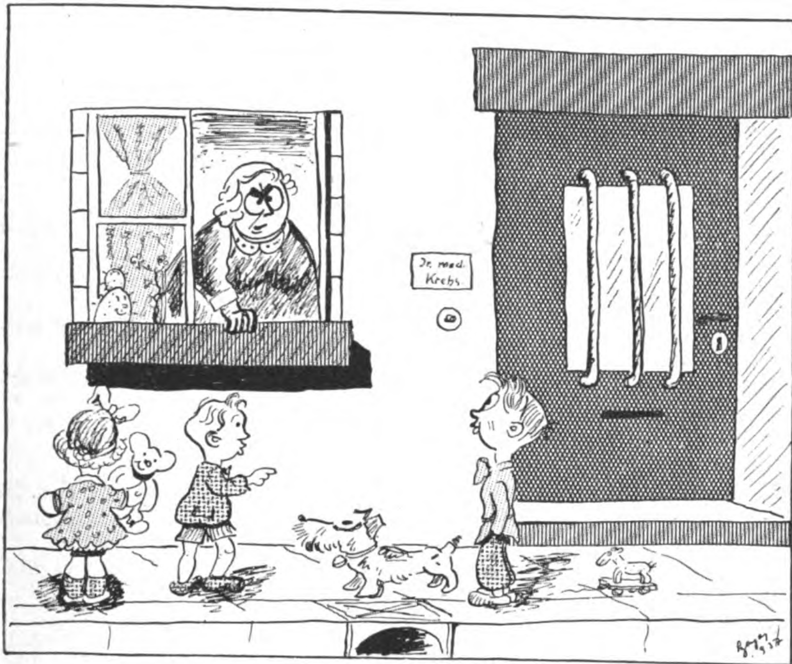
*

Emil Nutteboom will sich einen Hund kaufen. Der Händler empfiehlt besonders einen schönen Terrier und meint: „Dieses Tier hier hat sechs Preise."
„So?" staunt Emil, „ich bezahle natürlich den niedrigsten."

*

„Ich gelte als eine der ersten Schauspielerinnen."
„Hm Dem Alter nach könnte es ja stimmen"

Verlangen Sie überall den „Illustr. Beob."



„Mutta, Mutta, kiek mal 'raus, Max'n will nich glom'n, daß de schielst!"
Zeichnung: Beyer.

HUMOR DER ANDEREN

Herr (entrüstet die Tür aufreißend): Werden Sie nicht endlich den Hörer anhängen? Seit einer Viertelstunde stehen Sie da, ohne ein Wort zu sprechen!
Der Herr in der Zelle: Sie irren! Ich spreche mit meiner Frau! (Answers.)

*

Sie: Und liebst du mich wirklich so heiß, Liebster?
Er: Heißer und ewiger, als du dir vorstellen kannst! Ich liebe dich, bis der Himmel niedersinkt.
Sie: Das wäre nicht allzuviel. Der Himmel kann jede Minute niedersinken.
Er: Du hast recht! Ich liebe dich, bis die Sonne niedersinkt.
Sie: Aber das tut sie doch jeden Tag! Ich glaubte, deine Liebe wäre unbegrenzt!
Er: Ja, ja! Ich Esel! Ich liebe dich ja viel, viel heißer und ewiger. Ich liebe dich bis . . . bis die Fleischpreise sinken!
Sie (ganz hingegeben): Oh, Geliebter!! (Tit Bits.)

*

Er: Hast du die hübsche Blondine bemerkt, die eben vorüberging?
Sie: Meinst du die entsetzlich aufgetakelte Person mit dem Wuschelkopf, dem lächerlichen Hut, dem ganz verschnittenen Mantel und den schmutzigen Handschuhen? Nein, die hab' ich gar nicht bemerkt. (Cleveland Leader.)

*

Die kleine Trude (das Gesicht ihres Vaters aufmerksam betrachtend): Hat dich der liebe Gott gemacht, Papi?
Vater: Gewiß doch, Kind!
Tochter: Und mich auch?
Vater: Ja, dich auch.
Trude: Findest du nicht, daß er in der letzten Zeit besser arbeitet? (Puck.)

*

Haben Sie schon von dem neuesten Auto-Rekord gehört?
Nein! Wie ist er?
Ein Auto machte die Stunde in neunundfünfzig Minuten. (The Argonaut.)

*

Der geschwätzige Barbier (mit einem Schwenken der Schere zurücktretend): Ihr Haar wird an den Schläfen schon etwas grau, mein Herr.
Kunde: Das wundert mich nicht. Als Sie anfingen, es zu schneiden, war es noch dunkelblond. (Answers.)

*

Ein Schauspieler vom Staatstheater geriet mit einem Herrn in einen erregten Wortwechsel. Schließlich warf er wütend seine Karte auf den Tisch und verließ das Lokal. Der zurückgebliebene Herr nahm die Karte auf und las den Namen. Dann zog er seinen Füllfederhalter aus der Tasche und schrieb darunter: „Bitte, Vorzeiger dieses unentgeltlich einzulassen." Nachdem er seine Zeche bezahlt hatte, stand er auf und ging ins Theater. (Tit Bits.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1 Muse, 6 Blasinstrument, 7 Stadt in Württemberg 9 Tonkunst, 10 Zeitraum, 12 Stadt in Holland, 14 Nebenfluß des Rheins, 16 Riechstoff, 17 bayer Kloster, 18 Tierfutter, 20 Zwangsverkauf eines Gutes, 23 Edelmetall, 25 Blume, 26 Krankheit, 27 Nebenfluß des Rheins, 28 Drama — Senkrecht: 1 griechische Göttin, 2 Kamelart, 3 estländische Insel, 4. Kante, 5 weiblicher Vorname, 6 spanisches Vorgebirge, 8 Tennisturnierort, 11 Edelstein, 13 Fremdwort für gleichfalls, 14 Tierlaut, 15 Tiername, 19 Muse, 21. scharf, 22. Leergewicht, 23 Zahlungsmittel, 24 Glut

Magisches Kreuz

Die Buchstaben: a a b b d e e e e e e e e e e h h i i i i i i l l m n n n n n n n n o o p p r r r r s s s t z z ergeben, richtig eingesetzt waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter: 1 europäische Hauptstadt, 2 Regentonne, Wasserbehälter, 3 Vergütungen, Belohnungen, 4 schottische Inseln

Zahlenrätsel

1 9 4 10 11 12 13	Pflanzenkunde
2 12 14 14 10 1 9 11	europäische Hauptstadt
3 11 5 10 6 11	europäisches Land
4 9 6 8 10 15 9 6	Stierkämpfer
5 8 11 8 16 8 6	Wacholderschnaps
6 9 15 12 11	franz. Bildhauer, † 1917
3 17 1 6 10	Mineralfarbe
7 2 10 14 4 12 13	Bildhauerkunst
7 2 8 11 3 17	Vollversammlung
8 2 8 16 8	Zögling

Die ersten Buchstaben von oben nach unten ergeben einen wichtigen medizinischen Begriff.

Besuchskartenrätsel

ELLA SOLSTAAD

RANDERS

Welches ist ihre Lieblingsoper?

Lösungen der Rätsel aus Folge 12

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Saga, 4. Apis, 7. Karl, 8. Hort, 9. Posen, 11. Lev 13. Aie, 14. der, 17. Sperber, 20. Sol, 22. Ubu, 23. Elz, 25. Beere, 27 Ibna, 28. Ding, 29. Gold, 30. Edda. Senkrecht: 1. Skalp, 2. Aare, 3. Alp, 4. Ahn, 5. Irre, 6 Storm, 10 Störche, 12. Insel, 14. Darré, 15. Epp 16. Eem, 18. Essig, 19. Azuga, 21 Otho, 24. Land, 25. Bad, 26. Ede. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Eisleben, 2. Imme, 3. Napoli, 4. Pozelin, 5. Ablativ, 6 Romeo 7. Tarantel, 8. Erik, 9. Isis, 10. Salamis, 11. Tellurit, 12. Alabama, 13. Alexandria, 14. Taburett, 15. Initiale, 16. Sardinien, 17. Temperament, 18. Gervais, 19 Edikt, 20. Flora, 21 Arabien, 22. Laaland, 23. Lilie, 24. Eden. „Ein Parteistaat ist gefallen, ein Volksstaat entstanden." Adolf Hitler. ✱ **Silbentreppe:** 1. Brutto, 2. Tokio, 3. Otranto, 4. Totila, 5 Laertes, 6. Tessind. ✱ **Besuchskartenrätsel:** Opernsängerin. ✱ **Bilderrätsel:** „Was heute nicht geschieht / Ist morgen nicht getan." Goethe. ✱ **Viereck:** 1. Majoran, 2. Junkers, 3. Ruester, 4 Nestrov. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Kaernten, 2 Alabaster. 3. Hektor, 4. Liter, 5. Eruption, 6. Reval, 7 Baldur, 8. Episode, 9. Reigen, 10. Ghasi. „Kahlenberg." ✱ **Vokallos:** „Die deutsche Jugend ist bereit, sich dieser Zeit würdig zu erweisen."

ANEKDOTEN

Dem schmeckt's.

In einem kleinen Fürstentum predigte ein alter Hofprediger eifrig gegen das Laster der Trunksucht. Da fiel ihm auf einmal ein, daß ja der Fürst selber ein großer Trinker war. Aus Furcht, seine Äußerungen könnten ihm hinterbracht werden, lenkte er deshalb zum Schluß ein und schloß seine Predigt mit den Worten: „Aber, werdet ihr sagen, unser gnädiger Fürst trinkt ja auch! Ja, das ist wieder etwas anderes, liebe Leute! Der hat's, dem schmeckt's! Wohl bekomm's ihm! Amen!"

J. D. W.

Voraussage.

Im 17. Jahrhundert wirkte an der Universität Göttingen der durch seinen Humor berühmte Professor Taubmann. Als seinem Kollegen Erasmus Schmidt noch im hohen Alter ein Sohn geboren wurde, dem er den Namen Adam gegeben hatte, hielt Taubmann den Professor auf der Straße an und gratulierte ihm zu dem freudigen Ereignis.

Dann meinte er:

„Lieber Kollege, Sie haben zwar mit dem A angefangen, bis zum Z werden Sie aber schwerlich noch kommen."

R. H.

Der erste Aprilscherz.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1566 trug der König Philipp der Großmütige von Burgund seinem Hofnarren Kölling folgende Wette an: Er solle seine ganze Narrenkappe voll Gold bekommen, wenn ihm ein lustiger Possen zum ersten April gelänge. Versage er jedoch, so koste es ihm den Kopf. Der Narr ging darauf ein.

Am letzten Tag des März nun ließ der König den Narren zu derartig übermäßigem Trinken verleiten, daß er nach einiger Zeit besinnungslos unter den Tisch rollte.

Am nächsten Mittag wurde er etwas unsanft aus seinem Rausch geweckt und ihm eröffnet, daß er den ersten April verschlafen und also die Wette verloren habe. Er werde daher nun geköpft werden.

Er wurde dem richtigen Henker übergeben. Dieser unterwarf ihn allen bei Hinrichtungen üblichen Vorbereitungen, führte ihn schließlich zum Richtplatz und verband ihm die Augen, um ihn, wie er sagte, zu enthaupten. Er schlug jedoch statt wie sonst mit dem Schwert mit einer langen Blutwurst zu, das aber ziemlich kräftig.

Kölling stürzte sofort wie tot zu Boden.

Der König und sein Hof, die bei der ganzen Veranstaltung natürlich zugegen waren, glaubten, er sei vor Schreck vom Schlag gerührt und getötet worden. Die Hofärzte wurden herbeigerufen und bemühten sich fieberhaft um Kölling. Da sprang dieser auf einmal munter auf die Beine und hielt dem König seine Kappe hin, die dann auch mit blanken Dukaten gefüllt wurde. Er hatte alles nur gespielt und die selbst angeführt, die ihn hineingelegt zu haben glaubten.

Dies ist der erste historisch bezeugte Aprilscherz.

Dr. H. R.

Dreschmusik.

Matthias Claudius bewunderte in einer Dorfkirche Thüringens die ungemeine Genauigkeit und Taktfestigkeit der Musiker. Der dortige Schulmeister sah den Fremden erst ein bißchen mißtrauisch an, dann meinte er: „Daß unsere Leute so taktfest sind, kommt wohl in erster Linie vom gemeinsamen Dreschen, denn wenn ein ‚Flegel' nicht rechtzeitig einfällt, dann fallen die anderen über ihn her!"

F. B.

Ehrlich währt am längsten.

Ein Diener, der sich selbständig machen wollte, bat seinen Herrn, der Kriegs- und Domänenrat war, ihm doch die frei gewordene Stelle eines Torschreibers zu verschaffen. „Aber gerade dieser Dienst wird schlecht bezahlt", meinte sein Herr erstaunt, „du tätst besser, bei mir zu bleiben." — „O nein!" rief der Diener übereifrig aus, „wenn ich als Torschreiber nur einmal am Tag die Augen zutue, verdiene ich mehr, als wenn ich sie bei Ihnen die ganze Woche offen halte!!"

F. B.

ERNST HOFERICHTER:

DAS HOROSKOP

EINE WAHRE GESCHICHTE AUS DEM LEBEN

In der Wohnküche von Vordermeiers roch es heute nach Gugelhupf. Die Türklinken glänzten frisch geputzt und der Kanarienvogel sang zum Tropfen der Wasserleitung.

Auf dem Kanapee saß der Besuch. Es war die Portierswitwe Kreszentia Fichtel, die wegen einer schicksalschweren Entscheidung von Frau Vordermeier eingeladen wurde. Sie besaß rote Augenlider, die von einer Brille der Ortskrankenkasse eingerahmt wurden. Ihr Kapotthut nickte zu jedem Brocken, den sie aus dem Kaffee fischte.

Obwohl sie auf dem Kanapee tiefer saß, blickte Frau Vordermeier doch zu ihr empor Denn Frau Fichtel hatte neben einer kleinen Pension auch noch die Gabe des zweiten Gesichts und war in der Sternenwelt wie in ihrem möblierten Zimmer mit Alkoven zu Hause. Sie kramte im Firmament herum -- als müßte sie im Nähkorb nach einem Patenthosenknopf suchen

Und das war von großem Wert — besonders für die Tochter der Frau Vordermeier die auf ein Heiratsinserat geschrieben hatte und so zwecks Ehe mit einem besseren Herrn in brieflichen Verkehr getreten war. Fräulein Emma besaß von ihm nur eine Brustbildphotographie und das Datum seiner Geburt.

„. . das letztere genügt . . .", sagte Frau Fichtel und holte aus ihrem Ridikül astrologische Kalender und eine runde Scheibe aus Pappendeckel hervor — und drehte und rechnete.

Vater Vordermeier arbeitete indes mit einer langen Eisenstange am verstopften Ausguß herum und fluchte in die Tiefe des Ablaufrohres hinein

„ geh' Vata, dös paßt jetzt nicht — wo die Frau Fichtel in der Zauberwelt des Sternenhimmels befindlich ist . . !"

„ hätt's net so viel Dreck einig'schmissen, dann —"

„ . der Steinbockmann liebt die Pracht und den Hochgenuß . . .", sprach Frau Fichtel dazwischen, ohne von dem Horoskop aufzublicken.

„. . hörst du's, Emma . . . was die Frau Fichtel sagt . . .!" ermahnte die Mutter. Aber es wäre nicht nötig gewesen, denn Fräulein Emma drückte ihre Augäpfel vor Neugierde wie die Zahnpasta aus einer Tube hervor.

„. . der Steinbockmann denkt viel . aber dieser Fehler wird durch seine Sammelfreude für Briefmarken wieder aufgehoben . . ."

„ . . dös Stangerl is zu kurz a Haken müssat dran sei — — —"

„. . der Steinbockmann ist edel durch und durch . . edel, kann ich Ihnen sagen, nichts als edel . . sein Glücksstein ist der Saphir . . ."

„. . . da kimm' i net durch sakra . . sakra!"

„. . . Vata, geh' sei doch still . . . wenn's sich um das Schicksal von dei'm eignen Kind handelt . . .!"

„. . Putzlumpen habt's einig'schmissen, dös glaub i!"

„. . . Und seine Absichten sind lauter und vornehm."

„. . . Emma . . . du . . . Saphir . . .! Wir haben einen Saphirring vom Onkel Karl . . den schicken wir ihm zum Geburtstag . . .!"

„. a Draht räumt's durch dös sag i — — — und g'schickt wird da gar nix von wegen dem Saphir!" sprach der Vater plötzlich zur Sternengruppe hin

„Vata, wenn er doch ein Steinbock ist und so edel!" schrie Emma.

„Und die Sterne lügen nie . . .!" setzte Frau Vordermeier gereizt hinzu.

„. . Ja, und das Fräulein Emma ist ein Stiermensch — —"

„. . . Sie, Frau Fichtel, — den Ausdruck nehmen S', bitte, z'ruck . . .!" knurrte der Vater

„Herr Vordermeier, das verstehen Sie nicht was Ihre Fräulein Tochter ist, das steht in den Sternen geschrieben und — —"

„. . . aber den Ausdruck nehmen S' z'ruck, Frau Fichtel . . Nennen Sie's wie Sie wollen . . . aber, daß mei Tochter a Stier is und noch a — — —!"

„. . . Vater, sei ruhig, bitt' schön . . Entschuldigen S', Frau Fichtel, mein Mann is ein braver Mensch . . . aber nur halbgebildet und mag kein Schicksal nicht —"

„. . . ich weiß, Frau Vordermeier . . . ich weiß alles . . .", lächelte die Astrologin überlegen und flüsterte ihrer Gastgeberin ins Ohr: „. . . Ihr Mann ist eben ein ungünstig bestrahlter Schütze . ."

Dann steckte sie ihre Astrologie in den Beutel und die künstlichen Veilchen auf ihrem Kapotthut nickten zum Abschied zustimmend in ihre Prophezeiungen.

An der Haustüre sagte sie noch: „ Frau Vordermeier . . . also und das war schon bei den alten Babyloniern so Steinbock und Stier passen füreinander wie geschaffen . . da können wir alle nichts dagegen machen — — —"

Dann zog Frau Fichtel das Treppenhaus hinab ihre Bahn und entschwebte wie ein Stern mittlerer Größe

Inzwischen hatte Vater Vordermeier am Ausguß die Verstopfung beseitigt und atmete tief auf. Aber der Familienfriede war dadurch nicht ins Reine gekommen — im Gegenteil: jetzt begann der Kampf.

Frau Fichtel hatte für Mutter und Tochter den Steinbock zum Trumpf gestempelt. Und der Gedanke an dies Sternbild wurde mit dem fernen Mann, der es als Schicksal trug, wie eine Zimmerlinde gepflegt und mit frohen Hoffnungen begossen Da der Zukünftige zwölf Schnellzugsstunden entfernt lebte und nur im regen Schriftwechsel näher kam, suchten die Frauen einstweilen nach Steinbockersatz in ihrer Umgebung.

Der Mutter wurde bekannt, daß der bisherige Metzger kein Steinbock war — und die Wadschenkel, Schweinskoteletts und Kuttelfleck wurden von nun an vier Straßenzüge entfernt eingekauft, wo der Metzgermeister Loibacher als Inhaber des bevorzugten Sternbildes entdeckt ward . Und so weit trieben sie es, daß sie sogar im Kanarienvogel einen Steinbockmenschen witterten, weil er oft nachdenklich in der Ecke seines Käfigs saß und bis in die Nacht hinein so edel trillerte

Als der Geburtstag des Briefschreibers kam, schickten Mutter und Tochter hinter dem Rücken des Vaters den Saphirring vom Onkel Karl an den Auserwählten ab Und das Dankschreiben brachte die beiden Frauen in hellen Freudentaumel. Der Stein, der sozusagen sein Sternbild und seinen Charakter versinnbildlichte, schien sein Innerstes getroffen zu haben Denn er kündigte in diesem Briefe an, daß er sich — allen Schwierigkeiten zum Trotz — entschlossen habe, am nächsten Samstag die weite Reise nach dem Süden anzutreten — um Emma und ihre werte Familie persönlich kennenzulernen. Mutter und Tochter fielen sich in die Arme und weinten lange. Aus aufgewühlter Freude Tränen zu vergießen, war schön — und als das Wasser in ihren Augen versiegte, sahen sie sich mit Bedauern an

Drei Tage trennten sie noch von dem Besuch des edlen Steinbocks Der Stiermensch Emma zählte die Stunden — und es war ihr wie vor Weihnachten Zuweilen verwechselte sie den lieben Mann mit der Vorstellung eines strahlenden Tannenbaumes, der mit brennenden Kerzen und Christbaumschnee in Bocksprüngen ihr entgegenhüpfte.

Vater Vordermeier nahm diese Nachricht des nahen Besuches gelassen auf — und benahm sich wie vor einem Vulkanausbruch Er wollte die ersten Stöße in Ruhe abwarten und dem Zwischenfall wie einer unvermeidlichen Naturkatastrophe ins Auge sehen — Als die Frauen begannen, die Dreizimmerwohnung bis in die Tapetenritzen zu stöbern, wurde er zum unbequemen Möbelstück, das störte, wo es stand Und er flüchtete ins Café und an den Stammtisch

Der strahlende Samstag kam — und mit ihm Max Lothar, der Steinbockmensch Und Frau Fichtel hatte eher zu wenig als zuviel verheißen Als Kennzeichen war eine weiße Nelke im Knopfloch vereinbart Und Fräulein Emma sah ihn, am Bahnsteig stehend, schon von weitem.

„. . . aach, ist der elegant . . . fast mondän . . .!" flüsterte die Mutter und spürte Gefühle der Minderwertigkeit wie saure Sauce aufsteigen — —

Seine lächelnde Überlegenheit warf alles vorgenommene Benehmen über den Haufen . . Und wie er den Rauch seiner Zigarette durch die Nase blies . Wie im Kino . . .

An seinen Koffern klebten die Grandhotelmarken aller europäischen Länder Jedes einzelne Gepäckstück wurde für Mutter und Tochter zur Himmelfahrt.

Und wie er spr[illegible] [illegible]ie ein Gramola mit leiser Nadel, mil[illegible] [illegible]eiden Frauen stießen sich vor Begeist[illegible] [illegible]edeckten Tisch des Speisesaales I.

Herr Lothar hatte vorgeschlagen — zur gegenseitigen Erfrischung in der Bahnhofrestauration einzukehren.

Da saßen sie nun — und während er von Frühjahrsrennen, Schnelligkeitsrekorden und Seebädern sprach, dachte die Mutter beim Klang seiner Worte an zerlaufene Tafelbutter — das Pfund zu einer Mark siebzig

Mit der Anrede: „. . wenn Gnädigste es gestatten ?" und zu Emma: „. . . so das gnädige Fräulein nichts einzuwenden hat . . ." bestellte der Mann auf silbernen Platten Delikatessen, die den beiden Frauen bisher nicht einmal aus Abbildungen bekannt waren Emma aß vor Unsicherheit sogar die Dekoration mit und Frau Vordermeier biß mit Vorsicht in die Austern — um die pfeifende Luft aus dem schlechtsitzenden Kautschukgebiß zu vermeiden .

„. . Ober . können Sie einen Tausendmarkschein wechseln .?" rief plötzlich Herr Lothar und wischte sich dazu mit der Serviette die Reste einer Mayonnaise aus den Mundwinkeln. Diese Frage klang so gewohnt — als würde er sie täglich mindestens einmal auszusprechen haben

Der Ober bedauerte sehr.

Hilflos sah Herr Lothar aus seinem Reichtum zu den beiden Damen hinüber Frau Vordermeier zerfloß vor Entgegenkommen: „. . . aber bitt' schön . . wenn wir Ihnen aushelfen können ? Du, Emma, lauf sofort heim, da hast du die Schlüssel du weißt schon .!"

Und Emma ging, nein — sie rannte nach Hause, holte aus der untersten Kommodschublade die in Seidenpapier eingewickelte Barschaft von dreihundertfünfundachtzig Mark.

Als sie zurückkam, empfand es die Mutter als Scham — aus dem Paket nur einige Scheine herauszunehmen — und übergab Herrn Lothar den ganzen Betrag.

„ einstweilen verbindlichen Dank . . ich werde meine Schuld sogleich bereinigen."

„. . wie es Ihnen beliebt, Herr Lothar . . .!"

„. . ich muß noch schnell ein Telegramm aufgeben — — wenn mich die Damen für drei Minuten entschuldigen wollen — — —?"

„ . aber mit Vergnügen, Herr Lothar . .!" sagte Frau Vordermeier

Und während sich der Herr entfernte, stellte sie mit Stolz das Vertrauen fest, das ihnen Herr Lothar bewies — indem er sie mit diesem Komfort an Gepäck allein ließ

„. . . drei Minuten entschuldigen zu wollen . . ." klang den beiden Frauen als Echo immer wieder in die Ohren — als sie nach zwei Stunden noch im Wartesaal I. Klasse die Rückkehr des zukünftigen Bräutigams erwarteten.

Endlich nahmen sie wortlos das schwere Gepäck und schleppten es zu sich nach Hause. Am zweiten Tage las Vater Vordermeier aus der Zeitung: „ ein bekannter Hochstapler und Heiratsschwindler, der sich unten den Namen Alfonso Tasso, Heinrich Zöller und Max Lothar in den Großstädten herumtreibt, hat unsere Stadt bereits mit mehreren Schwindeleien unsicher gemacht Sein vornehmes Auftreten "

Mutter und Tochter erbleichten, stürzten sich als letzte Sicherung auf die Schweinslederkoffer, öffneten — und je vier kindskopfgroße Steine wären ihnen beinahe auf die Zehen gefallen Die Steine aber waren nicht Saphir — sondern wichen als Granit vom Horoskop ab —.

Frau Fichtel, die Astrologin, gab den trostlosen Frauen sogleich die nötige Aufklärung: „ . entweder bewußter Herr war neben seiner Eigenschaft als Heiratsschwindler auch ein Geburtstagsschwindler — und auch kein edler Steinbockmensch — oder ich bin bei meiner Berechnung des Horoskops an fraglichem Nachmittag unliebsam gestört worden . . die Sterne lügen nicht . .!"

Mutter und Tochter nahmen unbewußt nur das letztere an und schrien zweistimmig:

„Vater, hörst du's damals hast du den verstopften Ausguß gereinigt . du bist an allem schuld! Du hast mit deiner Eisenstange die Welt der Sterne beeinflußt — — —!"

Und wie einer, der soeben wieder frisch geboren wurde, sah der Vater mit leeren Augen vor sich hin Unschuldig glänzten draußen die silbernen Kugeln vom Dach des Himmels herab, indes er neben seinem gereinigten Ausguß saß, der eintönig in sein Vergehen tropfte.

Und jetzt glaubte auch Herr Vordermeier an ein Schicksal, dem nicht zu entrinnen ist — — —.

LONDONER FRÜHLING

Ein Sonntag im Hyde-Park.

Man kann zwar nicht behaupten, daß der Begriff „Sich in der Sonne tummeln" hier ideal gelöst worden sei, aber was tut der Londoner nicht alles um wenigstens einen Hauch des Frühlings zu spüren.



Ablösung der Garde vor dem Buckingham-Palast; ein malerisches Bild, das den Londoner immer wieder anzieht.

Sämtliche Aufnahmen: Photo Schall



Fliegende Londoner Händler geben dem Straßenbild durch die eigenwillige Dekoration ihrer Verkaufsstände ein besonderes Gepräge, das der konservative Engländer nicht missen mag; Hygiene und Straßenordnung kommen dabei allerdings zu kurz

Alles für 3 Sekunden

Zwölf Stunden gründlicher Vorbereitung, um im Film für drei Sekunden auf der Leinwand zu erscheinen.

Das Deutschland Adolf Hitlers erblickt im Film einen hohen kulturellen Wert, der die gleiche Sorgfalt verdient, die auch anderen Künsten entgegengebracht wird. In immer stärkerem Maße dient das Filmwesen nicht zuletzt den höheren Zielen der Zivilisation und trägt zur Zusammenarbeit der Völker wesentlich bei. Darum muß immer weiter an der künstlerischen Vervollkommnung des Films gearbeitet werden; darstellerische Leistungen sollen sich auf der höchsten Stufe der Vollendung mit den optischen Wirkungen ergänzend vereinigen, um Filme hervorzubringen, die wirkliche kulturelle Dokumente darstellen.

Im Arbeitsamt Berlin-Mitte, Fachschaft Film, verpflichtet der Amtsleiter Henseler die „Edelkomparsin" Anny Bekker für den Cebutari-Film „Starke Herzen". Auch unter den sogenannten Komparsen mußte eine strenge Auslese getroffen werden, zumal hier ein Überangebot herrschte und jeder das Zeug zum Filmstar in sich fühlte. Sämtliche Filmschaffenden sind heute in der Fachschaft „Film" zusammengeschlossen, die selbstverständlich von ihren Mitgliedern bestimmte Voraussetzungen verlangt, die der Bedeutung des Films entsprechen.



Bild links: 7 Uhr früh in der U-Bahn, Richtung Neu-Babelsberg: „Auch Greta Garbo ist ja schließlich nicht vom Himmel zufällig auf Hollywood gefallen; vielleicht entdeckt mich heute der Regisseur; wer weiß . . .?"



Mit solchem Haar ist schon etwas anzufangen und auch der Maskenbildner scheint zufrieden



Kosmetik ist kein leerer Wahn, das zeigt der Spiegel. Abgesehen davon: Schminke ist beim Filmen unentbehrlich, das zeigen später die Jupiterlampen.





Hurra! Nun kann man sich nachher in das grelle Licht der unbestechlichen Lampen wagen. Bevor gedreht wird, geht's erst noch schnell in die Imbißhalle. „Wie, die Rüsche um den Hals paßte nicht zum Kostüm? Das ist ja nur eine Papierserviette, um die Garderobe zu schonen, vonwegen der Schminke!"

Die Garderobefrauen, das sind die guten Mütter; sie kennen alle Sorgen ihrer Schützlinge, alle Launen, alle Freuden und haben schon so manchen oft glänzenden Aufstieg in ernster Anteilnahme miterlebt.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Rechts: Abends 6.30: Die großen drei Sekunden. Den ganzen Tag war Anny im Atelier: Vorbereiten, Einleuchten, Dialogproben; achtmal wurde die Szene probiert, zwei bis drei Aufnahmen sind gemacht worden, und nun kommt der große Augenblick, wo man ... für drei Sekunden auf der Leinwand zu sehen ist.

Ein Strandwärter in Miami Beach in der vertauschten Rolle des Paris läßt seine mit dem Maßband festgestellte „männliche Schönheit“ von den Badesirenen nach Punkten werten.

AMERIKANA

Man faßt diese ernsthaft betriebenen Geschmacklosigkeiten, die gewöhnlich auf der kahlen Höhe des Überdrusses ausgebrütet werden, am besten in dem Wort „Amerikana“ zusammen Das alte Europa kann da einfach nicht mit Vermutlich würde es im Falle der „Schönheitskonkurrenz“ auf Hausschlüsseln pfeifen und bei der Königin des Eierfestes nach einigen Dutzend weiterer Eier verlangen; natürlich nur nach faulen.



Rechts:
Fräulein Wolfson (!) aus Lakewood zieht jeglicher Umhüllung ein Schock Eier vor; sie wurde daraufhin zur „Königin des Eierfestes“ erkürt.

Aufnahmen: Weltbild

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
|A B C D E F|

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg. Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 14 / DONNERSTAG, 8. APRIL 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Groß-Hamburg 1937 — Ein Markstein im Neuaufbau des Deutschen Reichs.

Rudolf Heß und der Oberbürgermeister Hamburgs, Parteigenosse Krogmann, während der Riesenkundgebung auf dem Adolf-Hitler-Platz nach dem Inkrafttreten des Groß-Hamburg-Gesetzes.

Aufnahmen: Weltbild



Hamburg und Lübeck

Erste Marksteine der Reichsreform

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, und Reichsinnenminister Dr. Frick treffen in Hamburg ein. Ganz rechts: Reichsstatthalter Gauleiter Kaufmann.

Oben: Anläßlich des Inkrafttretens des Groß-Hamburg-Gesetzes fand im Hamburger Rathaus ein großer Festakt statt.

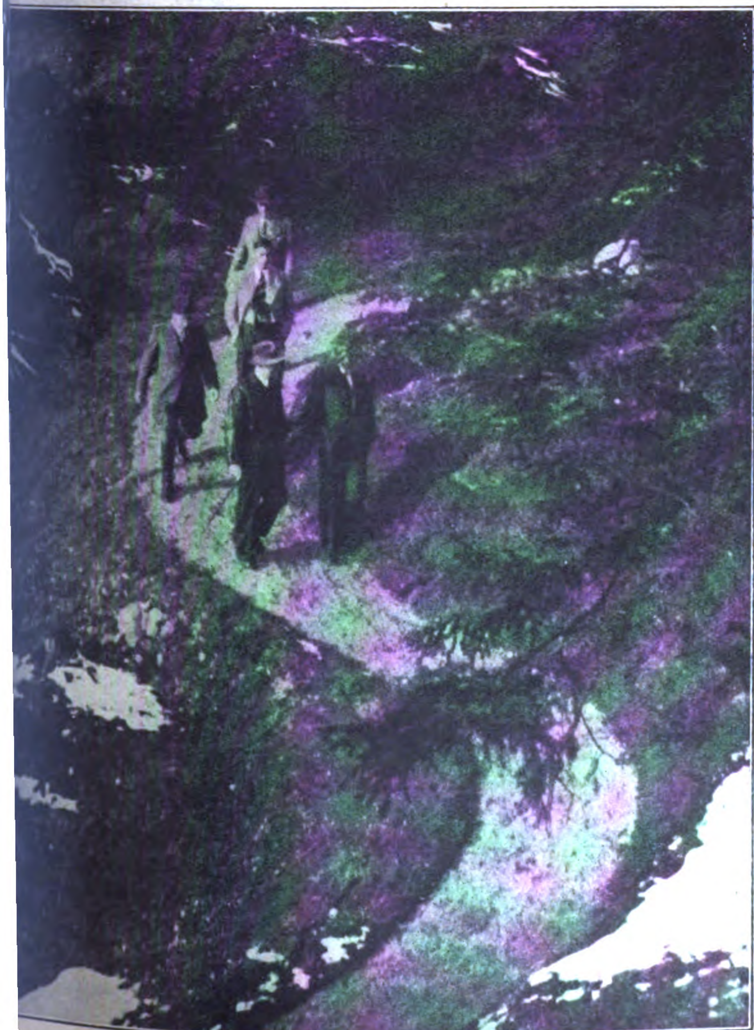


Links: Der italienische Außenminister Graf Ciano (rechts) verabschiedet sich nach einem politisch hochbedeutsamen Besuch in Belgrad von dem jugoslawischen Ministerpräsidenten Dr. Stojadinowitsch.

Aufnahmen: Weltbild.

Die Jugend bei ihrem Führer. Dieſes frohe Erlebnis wünſchen ſich wohl alle deutſchen Jungen und Mädel.

Ostertage des Führers
auf dem Obersalzberg



Der Führer und ſeine engere Begleitung auf einem Spaziergang in den geliebten Bergen



Die erſten Oſterblumen für den Führer!
Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

VOM TAGE



Nach dem entsetzlichen Einsturzunglück in Texas, durch eine sträflich herbeigeführte Gasexplosion verursacht (der Schuldirektor hatte einer fremden Zuleitung fortlaufend Gas entnommen, ohne für eine Ableitung zu sorgen), werden die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Leichen der vielen Hundert umgekommenen Schulkinder in roh zusammengezimmerten Kisten in die Erde gesenkt. Sehr pietätvoll ist die hier im Bilde festgehaltene Art der Beisetzung gerade nicht.



Furchtbarer Jammer ist über die vielen Familien gekommen, die den schrecklichen Tod ihrer hoffnungsvollen Kleinen beklagen.



Ein grauenvolles Bild der Verwüstung zeigt die Stätte, wo eine Schule stand, in die morgens frische und frohe Kinder plaudernd hineinströmten, um wenige Stunden später für immer zu verstummen.



Von der berühmten Ruderregatta in Hanley an der Themse.

Nach einer Serie von 13 Niederlagen konnte die Oxfordmannschaft zum ersten Male seit 1923 endlich wieder einen Sieg gegen Cambridge erringen.



Emil Kirdorf 90 Jahre alt.

Geh. Kommerzienrat Dr. h. c. Ing. Emil Kirdorf, dessen Name mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat und der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. unlöslich verbunden bleibt, wird am 8. April 90 Jahre alt. Alles was mit Bergbau und Kohle zu tun hat, vom Berghauptmann bis zum einfachen Kumpel, beglückwünscht dankbar diesen Pionier modernen Bergbaus, dessen ganzes Leben in einem Wort ausklingt: Arbeit!

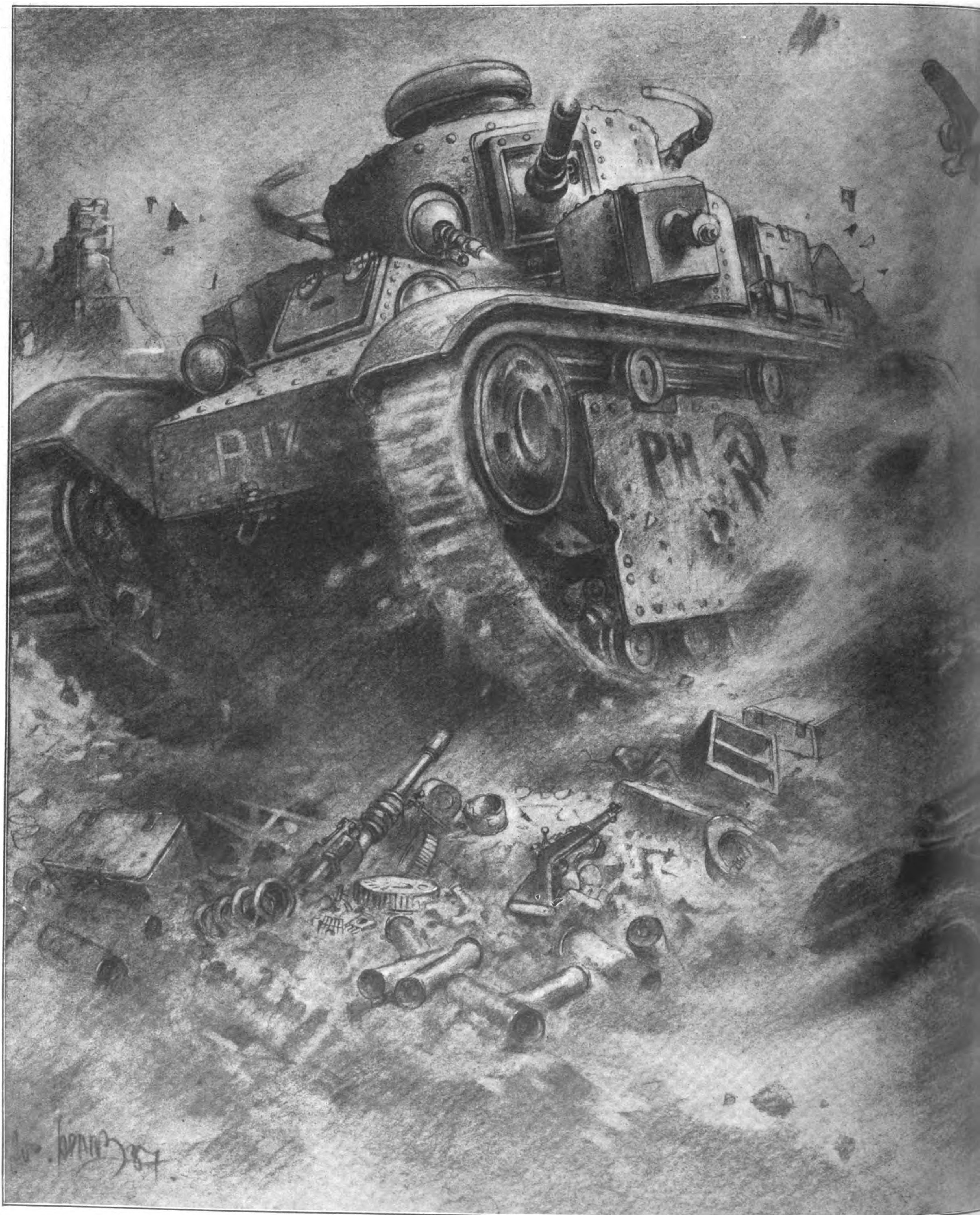


Im Addis-Abeba von heute:
Eingeborene strömen in die Banca d'Italia in Addis-Abeba, um ihre Maria-Theresien-Taler in Lire umwechseln zu lassen.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.

Traurige Nachlese des Wirkens einer sinnlosen Volksverhetzung: spanische Bauern begraben die ruhmlos für Moskau gefallenen Kommunisten

Von den erbitterten Kämpfen



Kampfbild von der Asturienfront.
Nationale Tanks und Kampfflieger im Gefecht mit angreifenden Großkampfwagen der Roten bei Padilla de Hita.

Um die Befreiung Spaniens von den Bolschewisten

Zwei Zeichnungen unseres Mitarbeiters J. Lazarus.

Der Heeresbericht aus Salamanca vom 22. März meldet: An der Asturienfront haben die nationalen Truppen im Abschnitt Sanclaudio eine wichtige Stellung der Bolschewisten erobert, die die ganze Frontlinie beherrscht. Zwei gegnerische Angriffe, die mit Panzerwagen auf die nationalen Stellungen bei Padilla de Hita vorgetragen wurden, konnten mit großen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen werden.

So der bündige Bericht über



Von den Kämpfen um Madrid
Schwere Minenwerfer der nationalen Truppen werden eingesetzt.

eine Kampfhandlung, die mit größter Erbitterung von beiden Seiten unter Einsatz modernster Kampfmittel durchgeführt wurde, wobei die nationalen Truppen schließlich siegreich blieben und die eroberten Stellungen halten konnten. Der ehemalige Frontkämpfer weiß, wie inhaltsschwer ein knapp gefaßter Heeresbericht gewöhnlich ist, er denkt sogleich an eine Zuckerfabrik, an eine Ziegelei, an einen der Karte kaum eingezeichneten Hügel, um dessen Besitz damals Tag um Tag, Monat um Monat gekämpft werden mußte, bis diese Namen schließlich zu Begriffen wurden. Und mit einem feinen Zucken um die Mundwinkel schaut er dann wohl auf den Hausstrategen, der auf seiner aufgezogenen Landkarte von Spanien weiß- und rotbeknopfte Nädelchen hin- und hersteckt, mit dem Buntstift Fronten einzeichnet und sich gar unwirsch zu der Äußerung versteigt: das müßte doch eigentlich schneller gehen ...

In den Straßen

Düstere Schatten über dem „Sonnentor".
Die Aufnahme zeigt das Eckgebäude der Puerta del Sol (Sonnentor) dem bekannten Platz, auf dem sich das Innenministerium befindet.



An dem Hause links oben weist eine Tafel des Tiefbauamtes darauf hin, daß sich vor dem Hause eine Zugangstelle zum Wasserleitungsrohr befindet. Hier hat sich eine Bombe diesen Weg selbst gesucht.

Madrids



So begleiten Trümmer und Schutt
die Kämpfe um die Hauptstadt.



Furchtbare Verwüstungen durch einen Volltreffer;
ein Bild, das lebhaft an den Weltkrieg erinnert.

Sämtliche Aufnahmen: Associated Press.

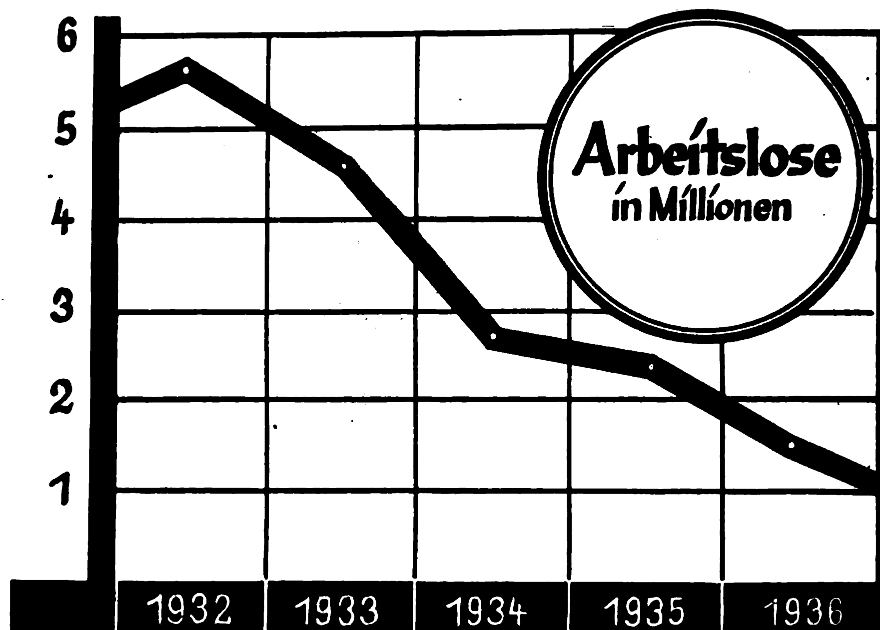
Ein Trichter auf der Puerta del Sol.
Wie durch ein Wunder ist das große Warenhaus (Almacenes de la Puerta del Sol)
von dem Einschlag verschont geblieben.

DIE ERSTEN VIER JAHRE DES DRITTEN REICHES

DER KAMPF GEGEN DIE ARBEITSLOSIGKEIT

Zwei Bilderseiten aus dem neuen „J.B."-Sonderheft: „Das Deutschland Adolf Hitlers." Dieses Sonderheft erscheint im Laufe des Monats April in einem Umfang von rund 130 Seiten mit etwa 300 Bildern und ist überall zum Preise von 1.50 Reichsmark zu haben.

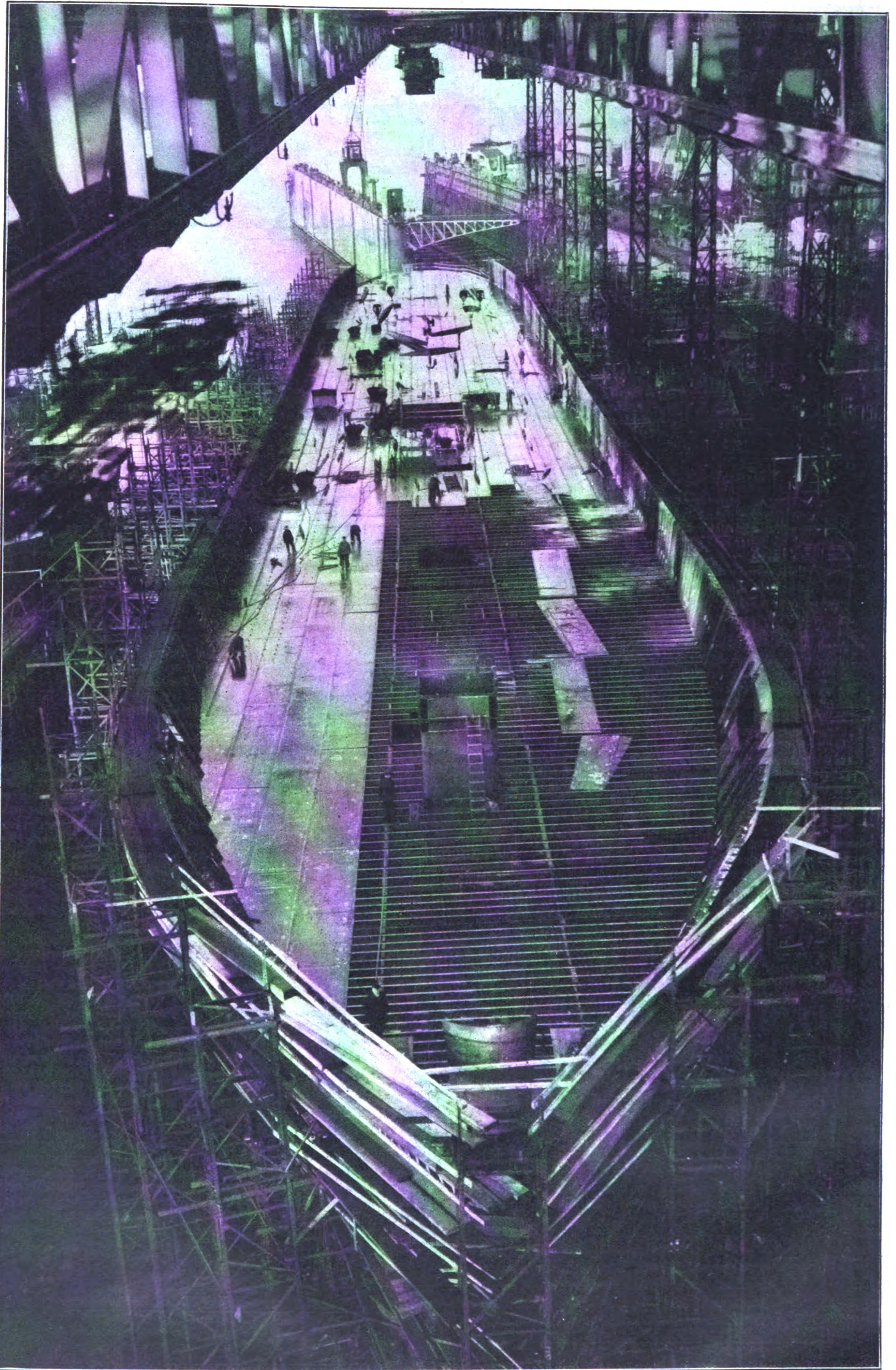
Die neue Sonderausgabe, die sich würdig an die bisher erschienenen Sonderhefte des „J.B." anschließt, umfaßt in einem erschöpfenden Bildermaterial das ganze Aufbaugebiet des Dritten Reiches seit der Machtübernahme. Erläuternde Aufsätze vervollständigen das reiche Heft.



Fünfzehn Jahre marxistischer Lotterwirtschaft trieben diese Kurve eines grauen Arbeitslosenelends in die Höhe, vier Jahre Nationalsozialismus schafften 5 Millionen neue Arbeitsplätze für die deutschen Werktätigen in Stadt und Land. Eine Welt staunt über dieses Wunder

Fabriktore öffnen sich weit, im Pförtnerraum klappern wieder die Arbeitskontrollmarken, das „Recht auf Arbeit" der Weimarer Verfassung, das lange Jahre hindurch ein Papierdasein führte, ist vom Nationalsozialismus mit phrasenloser Nüchternheit durchgesetzt worden

Werktätige strömen durch den Elbtunnel zu ihrer Arbeitsstätte.



Aus nationalsozialistischem Geist geboren, mit nationalsozialistischer Tatkraft gestaltet, entstehen auf den Werften die KdF.-Dampfer. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" sorgt in gewaltigen Ausmaßen dafür, daß der deutsche Arbeiter sich einige Wochen im Jahr von den Strapazen und Sorgen des Alltags erholen kann

(Aus dem neuen „I. B."-Sonderheft: Das Deutschland Adolf Hitlers.)

Hand aufs Herz:

Wo ist der Tschad-See?

Keine Ahnung! Vielleicht in Australien? Es klingt auch etwas asiatisch. Wo denn? — Nun, immerhin gehörten einmal ein Teil des Tschadsees und gut hundert Kilometer seines Süduſers zu — Deutschland! Unsere ehemalige Kolonie Kamerun erstreckte sich aus der Bucht von Biafra nordwärts und erreichte mit einem Zipfel dieses Binnengewässer (Abb. 1).

Es ist keine hundertzwanzig Jahre her, daß zum ersten Male Europäer quer durch die Sahara bis zum Tschadsee vordringen: die Engländer Denham, Clapperton und Oudney. Später sind es Deutsche, die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Tschadseemulde erforschen Overweg und Heinrich Barth reisen 1849 von Tripolis südwärts und stoßen bis ins Herz des zentralen Sudan vor Overweg befährt den See und lotet. Er stirbt am Fieber Barth bringt reiche geographische Beute in die Heimat zurück Fünf Jahre danach weilt Eduard Vogel am See. Er wird ermordet. 1864 untersucht Gerhard Rohlfs die Schwankungen des Tschadseespiegels In den siebziger Jahren trägt Gustav Nachtigal auf überaus kühnen Reisen eine Fülle von Beobachtungsmaterial zusammen und sucht die östlichen Nachbarlandschaften des Sees auf, die bis dahin noch keines Europäers Fuß berührt hat Gegen Ende des 19. Jahrhunderts treten die Franzosen auf den Plan, spät zwar, aber sie zeigen einen Eifer ohnegleichen Ihre Forschungen werden von der Politik bestimmt und stehen unter militärischer Obhut 1900 ist die französische Herrschaft am Tschadsee gesichert: Afrika ist französisch vom Mittelmeer bis zum Senegal und Kongo

*

Von einem ordentlichen See erwartet man, daß er wohlgeformte Uferbänke hat, anständige Seehalden und Gehänge und am Ende eine horizontale Beckensohle, eine „table de billard" Nichts von alledem beim Tschadsee! Er ist im Mittel 1,50 Meter tief und das bei einer Fläche von 24 000 qkm Der Bodensee ist 540 qkm groß. Mal 45 ergibt den Tschadsee Davon sind 2000 qkm freies Wasser, 16 000 qkm (etwa Sachsen!) versumpft und verschilft, und der Rest kommt auf die Inseln im See

Als der Brite Denham am See stand, sah er „nichts als Wasser, so weit das Auge reicht". Und dreißig Jahre danach Barth: „Ein Marschland, ein seiner Bestimmung nach unübersehbares Reisfeld bis an die Grenzen des Horizonts." Jener sah den Tschadsee bei Hochwasser im Dezember, dieser im August bei Niedrigwasser, wenn der ungeheuere Schilfwald auftaucht Da die Ufer fast ohne Neigung ins Land übergehen, genügen wenige Zentimeter Spiegelschwankung, um große Flächen zu überfluten oder trockenzulegen. Hunderte von Kanälen und Buchten bleiben oft jahrelang leer, um sich dann plötzlich wieder mit Wasser zu füllen In der Dürrezeit und unter der Gluthitze der Sonne springt der Boden auf, lange, breite und mannstiefe Risse bilden sich Ein Marsch durch diesen zerrissenen Schilfboden wird gefährlich und ist fast nur auf ausgetretenen Elefanten- und Flußpferdpfaden möglich Es gibt Fische im See, die sich im Schlamm verkriechen, sobald sie von der Dürre überrascht werden, sich eine Art Nest bauen und einspinnen und warten, bis neue Flut sie erlöst

Die Länder um den Tschadsee gehören zu den heißesten Bezirken der Erde Temperaturen bis zu 50 Grad sind nicht selten Da außerdem das Gebiet sehr meerfern liegt und die ausgleichende Kühle der Ozeane fehlt, sind die täglichen Temperaturunterschiede sehr groß: bis zu 23 Grad! Menschen und Tiere leiden unter der nächtlichen und morgendlichen Kälte Der Eingeborene bleibt während des Vormittags in seiner Hütte, oder er verkriecht sich bis zum Hals in den Tschadsee, dessen Wasser in diesen Stunden fünf bis acht Grad wärmer ist als die Luft

Wo zur Hitze hohe Luftfeuchtigkeit hinzukommt, sind Luftspiegelungen nicht selten Am Tschadsee erschienen dem französischen Forscher Tilho häufig Grasbüschel als hochstämmige Bäume, Schilfstengel als Eingeborenendörfer und Nebelschwaden als endlose Wasserflächen Für die Gewitter der Tschadseeländer ist es charakteristisch, daß der Donner nur grollt und der Horizont minutenlang nur Licht ist Eine Viertelstunde lang ununterbrochenes Donnern und Blitzen verbucht mancher Neuling am See als unheimliches Erlebnis Der Tschadsee ist der See der tausend Inseln und Inselchen Wenn man quer durch den See in SW-NO-Richtung einen Schnitt legt, so ergibt sich folgende Lage (Abb 2):

Da sind Inselchen, Sandbänke, die nur zwei, drei Zentimeter aus dem Wasser aufragen und bei Hochwasser überflutet werden Das geschieht regelmäßig im Dezember. Im März sinkt der Wasserspiegel ab, die Sandbänke tauchen auf, sind jetzt mit fruchtbarem Humus überzogen und werden geschwind von den Eingeborenen in Hirsefelder verwandelt Da sind weiter die zwei bis drei Meter hohen Weideninseln und schließlich die etwa 15 Meter hohen Wohninseln der Tschadseeneger Die Inseln nehmen nach Osten hin stetig an Höhe zu scharen sich dichter und dichter zusammen und gehen — unmöglich genau zu sagen wo — in einem Gewirr von Sümpfen, Lachen, Buchten und Halbinseln ins Ostufer des Sees über Aber diese Inselentwicklung bricht nicht jäh ab sie setzt sich in der Uferlandschaft Kanem fort, hinaus in die Sahara — als Dünen Und der Tschadseeboden ist nichts anderes als ein gewaltiges nach Südwesten geneigtes Sanddünenmeer Also überflutete Sahara? Nein, so leicht ist die Entstehung des Sees nicht zu erklären Es gibt ein Dutzend „Bildungstheorien" darüber, und jede hat ihren Haken Noch heute macht das den Gelehrten Kopfzerbrechen

Die Inseln und Dünen sind leicht zu erklären: der See liegt auf der Grenze zwischen Sand und Steppe, zwischen Sahara und Sudan Ein halbes Jahr lang, von November bis April (Sudanwinter), weht kräftig und stetig aus der nordöstlichen Wüstentafel der Passat, der sogenannte Harmattan, herein in die Steppe von Kanem, oft so heftig, daß der aufgewirbelte Staub und Sand tagelang die Gestirne verhüllt und daß in kurzer Zeit Hütten, Zelte, Verpflegungskisten überraschter Reisender und Forscher im Sand begraben werden Im Laufe der Jahrhunderte hat dieser Passatwind Dünen aufgeworfen ganze Dünenketten, eine hinter die andere, die sauber ausgerichtet senkrecht zur Windrichtung (also NW-SO) die Landschaft Kanem durchziehen Ihre Ordnung ist so verblüffend regelmäßig, daß die Eingeborenen die Entfernungen nach

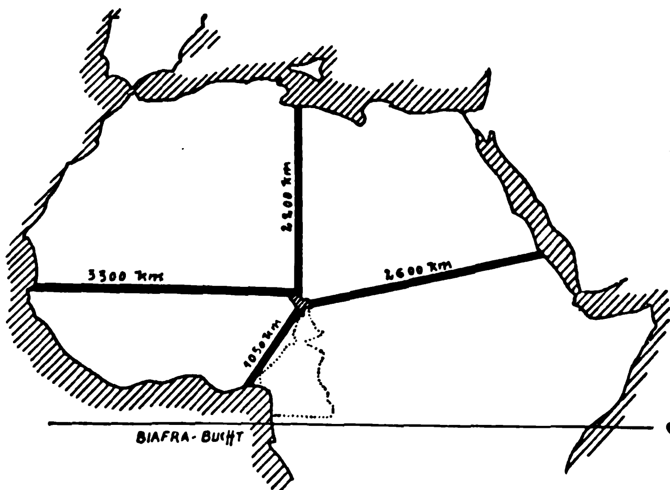


Abbildung 1.

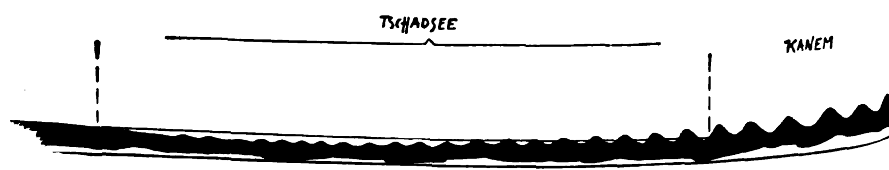


Abbildung 2.

Fischer auf der spiegelglatten Fläche des 1,5 m tiefen Tschadsee.

nach Kilometern, sondern nach der Zahl der zwischen die Dünen eingelagerten Mulden bestimmen, die einen Ort vom andern trennen. Der Neger sagt etwa: bis nach Mao sei es „fünf Mulden" weit — auf deutsch: 5×30 Minuten! (Die Entfernung zweier Dünen, von First zu First gemessen: 2 km!)

Besteht Gefahr, daß der ungewöhnlich seichte See einmal von den vordringenden Sandmassen der Sahara zugeweht wird und verschwindet? Vielleicht Anzeichen für den Vormarsch der Wüste nach Süden gibt es genug. Da sind Brunnen, die austrocknen, jahreszeitliche Flüsse, die gänzlich versiegen. Da sind die Niederschlagsmengen, die von Jahr zu Jahr geringer werden. Da ist die langsame aber stetige Südwärtsbewegung der sudanischen Bauern und der Nomadenvölker. Und was tut der Mensch? Wie begegnet er den lebensfeindlichen Kräften der Sahara? Brunnen, Palmenhaine und sorgsam bewässerte Gärten sind in den Jahren des Weltkrieges zerstört worden. Die Oasenbevölkerung ist der Willkür umherstreifender Räuberbanden ausgeliefert und erntet nur, um ihre Tyrannen zu befriedigen. Was Wunder, wenn sie Sitz und Arbeit aufgibt? Wanderstämme entwalden das Land, schlagen die Äste von den Bäumen, entlauben die Sträucher, füttern ihre Herden mit den Blättern, ziehen fort und überlassen die entblößten Landstriche einem nur zu gewissen Schicksal.

Die Wüste im Anmarsch? Niemand vermag heute zu sagen, ob es eine vorübergehende Erscheinung ist oder ob die Kulturbezirke des nördlichen Sudan endgültig den Kräften der hereinbrandenden Sahara zu erliegen drohen.

Und der Tschadsee? Verfechter einer Meinung oder Lehre von der Austrocknung der Erdoberfläche führen den Tschadsee als „klassisches" Beispiel für ihre Anschauung auf. Höchst zu Unrecht! Vom Jahre 1905 ab freilich verlor der See ständig an Wassermenge. 1908 war seine nördliche Beckenhälfte — gut 6000 qkm — ausgetrocknet. 1912 aber füllte er sich wieder voll auf. Und das zu einer Zeit, da in Nachbarlandschaften Tausende von Bewohnern durch Mißernten, Dürre und Hunger ihr Leben verloren. Der rätselhafte See ist heute so reich an Wasser wie nur je. Er ist in hundert Jahren nicht kleiner geworden. Er muß irgendwie und irgendwo über Wasserbehälter verfügen, die ihn nähren und erhalten. Vielleicht unterirdisch, ein See unterm See, und beide stehen osmoseartig im Austausch? So behaupten etliche Forscher. Das gäbe auch die

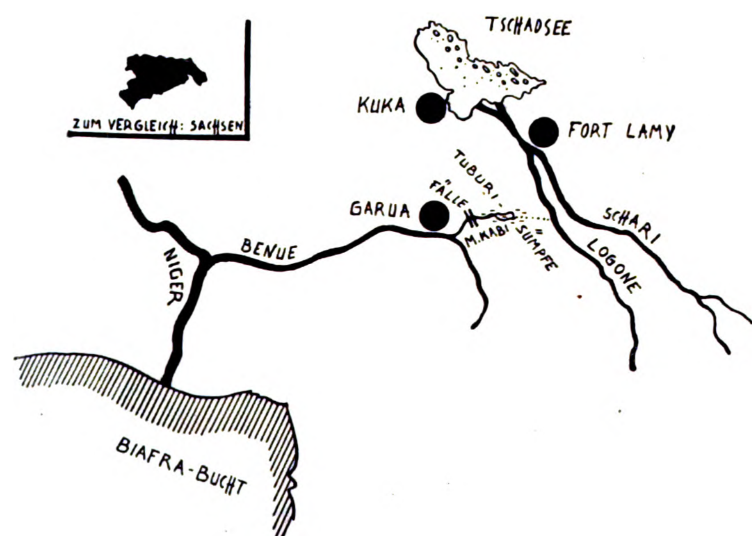


Abbildung 3.



Rast am Ufer einer Schilfinsel.

Die Inselneger (Budumas) kehren auf ihren Pirogen vom nächtlichen Fischfang zurück.

Erklärung für eine andere Tatsache: der Tschadsee ist ein abflußloser See und müßte also stark salzhaltig sein Er hat aber Süßwasser und ist fischreich

Der See hat einen mächtigen Bundesgenossen im Kampf gegen die Wüste. Einen Zufluß von Rheinlänge: den Schari mit seinem großen Nebenfluß, dem Logone (Bild 3).

Die Quellflüsse des Schari entspringen auf der außerst regenreichen Schwelle, die den Sudan vom Kongobecken trennt. 24 cbkm Wasser führt das Scharinetz jährlich dem Tschadsee zu. Würde der Schari versiegen, so wäre allerdings das Ende des Tschadsees besiegelt Er wird schwerlich versiegen; denn er ist stark, und bei seinem regelmäßigen Hochwasser im Herbst steigt sein Pegel z. B bei Fort Lamy um sieben Meter! Seine Ufer sind steil und hoch, und doch zerbrechen die Fluten die Wände und ergießen sich weit in die Ebene Wie Inseln aus einem See ragen dann die Orte auf den flachen Geländewellen auf, und die Eingeborenen halten den Verkehr zwei Monate lang mittels Kähnen (Pirogen) aufrecht (Heinrich Barth spricht vom „afrikanischen Holland".)

Nein, Wasser wird der Schari immer und in Fülle führen. Aber er könnte einmal seine Richtung ändern! Ja, er kann es, und zwar in abschätzbarer Zeit! Wie das?

Da liegen südlich vom Tschadsee die Tuburisümpfe; 100 km lang. In der Trockenzeit ohne Strömung und Abfluß, werden sie zur Regenzeit lebendig. Der Überfluß von Schari und Logone läuft in vielen Kanälen davon, welche die Sümpfe erreichen, speisen, füllen. Die Wasser geraten in Bewegung und drängen nach Westen ab als Fluß, Mayo Kabi mit Namen. Dieser nun erreicht bei Garua den Benue, der Benue fließt in den Niger, und damit ist offenbar die Wasserverbindung Schari-Logone—Atlantischer Ozean hergestellt Der Deutsche Barth hat diese Verbindung 1851 entdeckt. Er erlebte eine Logoneüberschwemmung und schrieb in sein Tagebuch: „Ich bin überzeugt, daß in fünfzig Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten werden."



Inseldorf im Tschadsee. Rinder der Budumas.

Aufnahmen (4): Jean Thomas.

Die Voraussage ist nicht eingetroffen; denn jene Meeresverbindung war nicht so ganz glatt. Später entdeckte ein Franzose die für Schiffe unüberwindlichen Katarakte des Mayo Kabi bei Lata, die in 100 Meter tiefem Fall von der Sudanplatte in die Benueebene hinabstürzen. 1911 bauten die Franzosen einen Umgehungskanal, um eine rasche Versorgung der Stationen und Posten am Tschadsee zu sichern; — und 1926 fordert Jean Tilho, einer der besten Kenner der Tschadseeländer, die französische Regierung auf, Mittel und Wege zu finden, den notdürftig hergestellten Wasserweg wieder zu unterbinden oder zu zerreißen Warum? Um den Tschadsee zu erhalten!

‚Le Tchad est en péril, la France doit le sauver!"

Die Gefahr liegt in der Gabelung Logone—Tuburisümpfe und im Mayo Kabi selber Der Fluß ist vorerst noch schmal, und er fließt nur zeitweilig, aber er ist jung und wird rückschreitend kräftig erodieren und einmal wird er den Logone anzapfen, der dem Kabi bereits durch seine Überschwemmungen entgegenkommt Und dann ist das Einfangen des Schari nur noch eine Frage der Zeit Mit dem Verlust dieser Flüsse verliert der Tschadsee neun Zehntel der Wassermenge, die ihm jährlich zuströmt Das bedeutet sein Ende. Und mehr noch: ein Gebiet von der Größe halb Deutschlands reich an Viehherden, an Baumwoll-, Zuckerrohr- und Hirsekulturen würde zur Unfruchtbarkeit verdammt werden E R.

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(6. Fortsetzung.)

Als ihnen oben auf der Hochsteppe Thomas entgegengeritten kam, stieg Farmer Hübl aus, schüttelte ihm die Hand und ging mit ihm etwas abseits. „Na, alter Freund?" Dann klopfte er ihm väterlich den Rücken und schaute ihm forschend ins Gesicht: „Was Neues?"

Thomas schmunzelte: „Freilich. Gestern ist die untere Wasserstuben fertig geworden. Sie rinnt heut schon ein."

„Schön, schön — und sonst? Ich meine, so ganz Wichtiges?"

„Sonst? Wichtiges? Halt, mit'm Motorpflug, das wird nichts. I kann nicht so in die Schulden springen. I hab' heut die Büffel ausprobiert. Sie ziehen gut, es wird schon gehn mit dem alten eisernen Pflug!"

Farmer Hübl sah, er mußte deutlich werden: „Nein, Thomas, ich meine anders, so persönlich, privat?"

„Privat — ja, daß i morgen nach Geraragua reiten muß. I will dem Piet de Vries seine Hecken anschaun. Dös ist die schönste Burenhecken in der ganzen Gegend um den Berg. So a Hecken wär' gut da heroben!"

Jetzt hatte der Farmer genug. Er ging zurück zum Wagen, und als Thomas etwas zurückgeblieben war, lachte er los: „Daneben gewittert, Gustl. Na, und Sie sind ein richtiges Klatschweib, Stolpe. Der Tiroler hat platterdings nichts im Kopf als seine Arbeit!"

Aber Frau Hübl lächelte nur wieder und meinte: „Eben deshalb!"

„Höchstens", sagte Stolpe, „daß sie sich bedankt, wenn sie das Paradies hier mal sieht."

„Eben deshalb", wiederholte die Frau und lächelte weiter.

„Da soll jemand klug werden."

*

Thomas war eben dabei, einen Graben abzustecken und die Pflöcke einzuvisieren, als ein reitender Bote vorbeikam und ein Telegramm brachte. Langsam, ängstlich fast öffnete Thomas das geheimnisvolle schmale Papier. Aus Hamburg. Was war da passiert, was kam da heran? Beim Lesen lief es ihm abwechselnd kalt und heiß über den Rücken. Dann sprang er in die Luft, klopfte sich auf den Hosenboden, rief „Juhu!" und lief zu seinen Mohren hin:

„Burschen, schworze Teifl, hörts zu. Himmel, Höll' und alle Heiligen miteinander, da, der Pier, der Herr Senator, so einen guten Menschen gibt's auf der ganzen Welt nimmer! Hat er denen zwoa zur Fahrt verholfen. Hackl und Rottenpuecher! Ja, ist dös a Freud' oder net? Hackl und Rottenpuecher, meine zwoa alten Knochen auf Pilatus! Das sein Burschen! Auf geht's in Deutsch-Ost! Wia i mi freu!"

Sie standen da, auf ihre Spaten gestützt, und grienten ihn mit breiten Mäulern an.

Thomas begann in seiner Freude einen Schuhplattler, daß es nur so krachte.

Da brachen sie alle in ein so gewaltiges Lachen aus, daß dem Thomas sein Schuhplatteln darunter verschwand wie ein Maulwurfshügel unter einem Bergrutsch.

„Meine zwei besten Freund' kommen", erklärte Thomas, „ach so, ja — mbili bana tilola — Hamburg — Tanga." Dabei zeigte er auf sich. Ob sie ihn jetzt verstanden hatten, mochte zweifelhaft sein, aber sie nickten eifrig und sahen zu, wie ihr Herr hin- und her rannte. Die waren ja schon auf'm Schiff, ob sie wohl auch die „Usambara" genommen hatten? Schwester Lena müßte er gleich schreiben, und zum Empfang mußte er unten sein, und zwei gute Schlafzelte müßten gerichtet werden. Was nur die Liesl dazu gesagt hat? Für den Hackl wird das schon recht so, die Heimat war dem wilden Teufel ja immer zu eng, dahier in der gotteslästerlichen Hitze würde er schon zahmer werden, und jagen mochte er einstweilen, so viel er wollte. Und der Rottenpuecher, so einen Zimmermann gab es auf der ganzen Welt nimmer. Einen Augenblick dachte Thomas nach: Ja, wenn sie nur bleiben würden . . . er sah zwei tirolerische Stolpes vor sich . . war ja Unsinn die Knochen würden schon zugreifen. . . .

Die Arbeit! Da standen seine Mohren noch immer auf ihre Spaten gestützt, lachten und schnatterten und ließen Arbeit Arbeit sein Heia, da fuhr er mit doppeltem Eifer hinter ihnen her. „Upesi, upesi!" Beeilt euch, beeilt euch! Was sie auch mit plötzlich ernsten Gesichtern taten Solange er hinter ihnen stand.

Ein paar Tage später war er unten in Leitgebel.

„Hübl, Sie hab'n mi neulich so nach'm Persönlichen g'fragt. Da hat's schon was mit dem Persönlichen Es kommt wer nach Pilatus 'rauf."

„Also doch Na, Gustl, da hast du eben recht behalten."

„Und gewisse Quatschtanten auch, nicht wahr?" Eberhard von Stolpe war ganz Überlegenheit

„Meine zwei Freunde kommen Der Hackl und der Rott. Schwimmen schon auf'm Meer. Der Senator hat sie geschickt. Was sagn S' jetzt?"

Hübl kratzte sich nur den Kopf „Wenn das auch solche Rösser sind wie Sie Hoffingott . . ."

Stolpe schien ernstlich bewegt zu sein. „Da brauchen Sie schließlich keine Schwarzen mehr. Oder wollen die etwa auf andere Farmen kommen?"

„Auf Leitgebel, Herr von Stolpe, auf Leitgebel. Da sollen sie werken, daß die Bude wackelt."

August Hübl hob abwehrend die Hand. „Nee, danke, Thomas. Bin mehr für Ruhe. Ich sehe schon, mein guter Stolpe hat mehr Verstand, als man ihm zutraut. Drei Kobitiroler — na, besser als drei Leitgebel-Husaren . . ." Es half nichts, zum Schluß kam er doch immer auf Stolpe.

17. Kapitel.

Rascher als erwartet, gingen die nächsten Wochen hin. Dann mußte Thomas nach Tanga fahren.

In Moschi besuchte er das Spital, Dr. Hellige und Lena. Ja, bald war es so weit, bald konnte sie kommen und Besichtigung halten.

„Ich freue mich sehr darauf, Thomas. Und ich freue mich auch auf die beiden Brüder, die Sie sich da geholt haben."

„Dafür dank' i ganz besonders, für diese Worte."

Da war wohl nicht viel mehr zu sagen.

Ja, und dann kamen die Zwei an. Mitgebracht hatten sie weiter nichts als ihren flotzigen Humor, ihr anständiges Herz, ausgerechnet ein warmes Lodengewand, ein Spiel Karten, eine Klampfen, zwei Jagdstutzen, zwei Zimmermannsbeile, ein Mordstrumm von Säge und einen Pfundsrucksack mit Speck und geselchten Würsten vom Pilatushof daheim.

Der Empfang in Tanga war ein richtiges Fest Der Hackl schien ganz wild zu sein vor lauter Begeisterung, und der Rottenpuecher hatte Mühe, den schwarzen Kerl bei Besinnung zu halten Obwohl ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf dem Gesicht stand, brüllte und winkte der Wendelin Hackl, als der Kahn sich dem Kai näherte, in einem fort, bald dorthin, bald dahin, zu den winkenden Menschen am Ufer: „Hier Tiroll, heil Afrika! Hier ist Wendelin Hackl, Himmelherrgottsakrament, Pilaterer Thomele, wo bist denn — nöi, nöi."

Dann, als das Boot anlegte, warf er seinen Hut mitsamt dem Gamsbart in die Leute, gerade einen Augenblick, bevor er Thomas erkannt hatte.

„Himmel, Höll' und alle Wetter, Bua, Jager, Thomele, daß mir vielleicht hergfund'n hab'n zu deine Schwarz'n, ha! Hoaß ist's schon, narrisch hoaß, Teifl, aber schien. Die Palmen und die weißen Häuser, völlig herrisch, sakrisch herrisch. Und an Speck hoan i an ganz'n Rucksack voll. Die Liesl hat alles eingepackt, das gute Madel, hat mir alles verholfen bei unserm Jagdherrn In Tirol hatten s' mi eingesperrt, aber von Graz bin i durch"

Die Leute am Ufer hatten eine unerwartete Freude Aber der Rottenpuecher Hans hielt auf gutes Benehmen, was sollten die Leute in Afrika denken von Tirol. „Jetzt holtst amoal dein Maul, Hackl. Dös kommt alles morgen, und von mir aus kannst im ganzen nächsten Jahr erzähln. Vorerst sag amoal anständig Grüß' Gott! Und nachher möcht'n wir wissen, wie's dir geht, Thomas, mit deiner neuen Farm."

Thomas umarmte die Burschen und lotste sie beiseite. „Die Farm ist im Wachsen Die wird. Und Arbeit gibt's narrisch viel Es schaut schon ganz nett aus, und wir drei machen ein Paradies aus Neu-Pilatus Aber zuerst gehen wir in Tanga Besuch machen"

Im Weitererzählen führte er seine beiden Freunde zu den Behörden, wo die drei Söhne der Berge beträchtliches Aufsehen erregten. Den Hoffingott kannte man ja schon, da hatte er sich also noch Verstärkung geholt. Die Einwanderungspapiere waren bald in Ordnung gebracht, nun konnte man sich Tanga ansehen. Thomas fragte nach dem Senator, von dem Rottenpuecher einen Brief mit hatte, nach Mutter, Schwester und Brüdern,

nach dem Adlerwirt und nach dem alten Jäger, und wie die Jagd stünde, und tausend Dinge mehr.

Abends dann im Hotel bei Herrn Prachmeir wurde es großartig! Alles, was an Deutschen im Lokal war, saß um die Burschen herum. Es war ihnen allen, als seien plötzlich ein paar Tiroler Berge nach Afrika gerutscht. Hadl, der keinen Whisky kannte, verspürte als erster den Föhn um den Kopf.

Während der Bahnfahrt machte Thomas den Erklärer wie ein alter Afrikaner. Eines begriff der Rottenpuecher nicht, das waren die armseligen Hütten der Schwarzen, die kein richtig gezimmertes Dach hatten, und daß da überhaupt so wenig Menschen da wären. „Und das gehört alles Deutschland? Ja, Thomele, da könnt' man doch ganz Tirol da hineinsetzen!"

In Moschi wurden Ingenieur Peter Pier und Schwester Lena besucht. Den Abend feierten sie alle zusammen in Müllers Hotel. Auch Dr. Hellige war gekommen. Peter Pier sah das tief im Herzen wurzelnde Gefühl Lenas, er las ihr aus den Augen, mit welchem Glück sie dem einfachen Mann zuhörte, und er bewunderte im stillen diese beiden Menschen, die so geduldig und schweigsam zu warten verstanden. Aber täuschte er sich vielleicht nicht doch? Wenn es bei der herben Frau nun nichts weiter wäre als die Freude an einem einfachen, grundehrlichen Menschen, der ihr treu ergeben anhing? Es war doch eigentlich undenkbar, daß die zartnervige Krankenschwester oben am Kilimandscharo in der tiefen Einsamkeit von Neu-Pilatus Farmerin werden wollte. Hadl und Rottenpuecher bremsten sich diesmal mit dem Trinken, dafür trank Peter Pier um so mehr. Er konnte es allerdings vertragen.

In den frühesten Morgenstunden ritten die drei von Moschi aus weiter, über Leitgebel nach Neu-Pilatus. Der Aufenthalt bei Hübl dehnte sich aus. Jetzt biß der sich erst mal wieder an heimatlicher Luft fest.

Den dreien aber schien, als sie weiterritten, alles nur ein Traum zu sein. Dieser Sieg einer echten Kameradschaft über alle Spießbürger und alle Entfernungen der Erde hinweg war eine herrliche Freude. Eine Zeitlang noch redeten sie laut von den Eindrücken des Tags und gedachten dankbar des großherzigen Senators. Dann rauschte die verzauberte Urwaldnacht mit ihren tausend Stimmen und Sternen um die Reiter. Und es war ihnen plötzlich allen dreien, als ob sie sich in dieser Umgebung, ohne zu reden, viel besser verstünden als in der Aufregung der Ankunft am Hafen von Tanga und überhaupt bis zu dieser Stunde.

Gerade zur rechten Zeit waren sie gekommen, die zwei alten Haudegen aus den heimatlichen Wäldern. Die Wolkenbänke waren größer und größer geworden mit jedem Tag. Schon nach den ersten vier Wochen brauchten die Neulinge sich nicht mehr über die heißglühende, den ganzen Tag niedersengende und unerbittlich drückende Sonne zu beklagen. Bisher hatte es nämlich nur Arbeit gegeben, höllisch saure Arbeit. Denn es kam der Februar und mit ihm der endlos rinnende Regen, ein brausender Strom vom Himmel

Aber gerade noch im letzten Augenblick war das Dach zur Boma fertiggeworden. Jetzt erst verstanden sie ganz die Freude Thomas' über ihre mitgebrachten Zimmermannsfäuste und Werkzeuge. Die Jugend und das Land und überhaupt das Afrika, das lief ihnen nicht weg. Wenn es der Regen nicht fortschwemmte. Mit einem nassen Umschlag auf dem Kopf und noch nässerem Nackentuch stand der lange Rottenpuecher oben auf dem Mauerkranz des fertigen Hauses und dichtete das Dach an einigen Stellen ab

Der Wendelin war drüben unter dem notdürftig errichteten Dach des Werkzeug- und Lagerschuppens beim Thomas beschäftigt, alles für die kommende Pflugarbeit herzurichten. Arbeit gab's auch jetzt genug, und wenn einer übers Land ging bei dem Regen, versank er schier im Lehm. Es war alles grundlos und triefend vor Nässe, das Blätterwerk des Pori rauschte und tropfte im ständig vom Himmel rinnenden Naß. Der Hadl maulte etwas, nun könnt's aufhören mit dem Gemensche, sonst versöffen noch die Böckl und die Löwen

Hier im Stall wären ja auch Tiere, und der Thomas freute sich mehr darüber als über alles Viehzeug da draußen. Schon sieben Kühe waren da und vierzehn Schafe. Cabigi, der Schwarze, bestaunte sie, als wären es Wundertiere.

Jolele war in der Boma und schaute in den brodelnden Suppenkessel am Herd, schob zeitweise etwas Holz nach und summte allerhand Gesänge vor sich hin. Manchmal unterbrach er sein Singen und hielt dem im Kessel kochenden Fleisch eine kurze Anrede oder sprach mit einem Stück Holz, das er bat, schön und heiß zu brennen, damit die Bana tilolas mit dem Essen zufrieden seien und ihn keiner bei den Ohren nehme.

Bis auf die Knochen naß, stieg der Rottenpuecher vom Dach, spuckte seinen Priem aus, zog sich den Hosenriemen noch enger und schüttelte den Kopf in der Betrachtung des Dachstuhls. Nein, das hatte er anders im Kopf gehabt, das mit dem Walm und First.

Als Thomas herzukam und mit ihm prüfend den Dachstuhl betrachtete und ebenfalls langsam den Kopf schüttelte, schaute der Rottenpuecher ihn grimmig von der Seite her an: „G'fallt er dir nit?"

„Woll, woll, g'fallen schon, aber . . ."

„Er ist halt almerisch worden, woaßt!"

„Ja, aber 's ganze Holz für die Faktorei hast mir dazu mit verschnitten!"

„Berchtesgadnerisch, woaßt, Thomas: steilauf die Pfetten, an schian Giebel und vorn an sauberen Walm, gell? I kann's halt nit auf afrikanisch. Es werd bei mir allweil almerisch, i kann's anfangen, wia i will!"

Da mußte Thomas doch lachen, was er da für eine berchtesgadnerische Boma kriegte, völlig eine Almhütten! Er rief den Hadl und deutete aufs Dach des Hauses: „G'fallt's dir, Hadl?"

„G'fallt mir ausgezeichnet", sagte der Hadl ernst. „die Jagdhütt'n is schon recht!"

Er brachte eben alles mit dem Jagern in Beziehung, dem er nun bald ungestraft frönen zu können hoffte

Die Zeit kam, und er jagte wirklich Böcke, Frankolinen, einen herrlichen Oryxbock (Herrgott, wie der aufhatte!), einen Schakal, einen Honigdachs, einmal auch schon einen ungemütlichen Gnubullen. Die Elefanten und Löwen wollte er sich für später lassen. Gern hätte er aber mal eins von den Viechern gesehen. Nicht ohne mich, Hadl-Peter, hatte das Baronle gesagt. Schön wär's, könnte er den mit einer solchen Beute überraschen.

Wenn es die Arbeit erlaubte, begleiteten ihn die Kameraden in das Paradies seiner Jagdgründe. Die unberührte Naturnähe der Wildnis umfing die Pürschgänger immer wieder aufs neue mit ihrer Größe.

Ein Erlebnis wurde ihnen unvergeßlich. Im Morgengrauen hatte sie Wendelin an die Wasserstelle geführt, wohin die Tiere zur Tränke kamen. Ganze Schwärme von Tauben ließen sich nieder. Warzenschweine tauchten ihre Rüssel ins Wasser. Immer zahlreicher kamen die Tiere, Wasserböcke und Herden von Antilopen. Ruhig und gesittet, ganz ohne Drängen suchten sie einen freien Platz am Wasserrand. „Da könnten die Menschen was lernen davon, von so viel Disziplin beim Saufen", flüsterte Rottenpuecher bei diesem Anblick. Er saß mit den anderen im Gebüsch verborgen und verfolgte geradezu andächtig das Schauspiel. Plötzlich aber kam Unruhe in die Tiere, sie stoben auf und jagten davon. Was mochte da nahen? Gerade wollte der Hadl nachsehen gehen, da sahen sie es: Die Tiere hatten Wind von dem Löwen bekommen, der schon zum Sprung geduckt gelauert hatte. Da stand er, unbeweglich, in königlicher Haltung, trotz seiner Mißerfolge, drehte sich langsam um und schritt zurück.

Von dem gewaltigen Erlebnis tief gerührt, war dem Hadl die Büchse wieder herabgesunken, die er schon an die Backe gerissen hatte. Nein, er war kein zielloser Wildschießer, der Wendelin, ein echtes Jägerherz schlug ihm unterm Kittel. Nun er wußte, wo der Löwe zu finden war, hatte es keine Eile. Der lief ihm nicht mehr fort. Heute, da mußte er erst mal den Anblick genießen

Inzwischen kam die große Zeit für den Bauern Thomas Hoffingott. Der strömende Regen ging seinem Ende zu, und in strahlendstem neuen Weiß grüßte der Kilimandscharogipfel wieder durch die Wolken zu den drei Einsiedlern von Neu-Pilatus herüber. Die großen Tage der neuen Arbeit waren da

Hadl und Rottenpuecher sahen einstweilen die Arbeit nicht, so andächtig starrten sie den großen Berg an.

„Jetzt wird er gemacht!" entschied der Hadl, „gehst mit, Thomele?"

„Jetzt wird gearbeitet", antwortete Thomas

„Da geh' her!" Hadl nickte zum Rott hin, „wie a herrschaftlicher Herr! Jetzt wird gearbeitet!" Dann hatte er was anderes: „Du, Thomele, Elefanten hat's da oben am Berg. Rhinozerösser a!"

„Ja", lachte Thomas, „und bal mir jetzt da auffigangen, fünf Tag' oder sechs, und ließen das Land liegen, das auf'n Pflug wartet, dann hätt's da oben noch drei Rhinozerösser mehr!"

Also packte Thomas den Pflug, und Hadl führte die Büffel. Die Erde brach ihnen förmlich entgegen, tief und voll, eine schwere schwarze Woge, die aufschwang unter dem blanken Stahl der Pflugschar Erde ohne Grenzen, überall Erde, unberührt, wie neu erschaffen.

„Hast no nit bald g'nug, Thomas?" meinte der Hadl nach langer Zeit und sah zurück

Da hielt Thomas aufatmend inne und schaute hinter sich Ja, da lagen die Furchen, seine ersten im neuen Land.

„Weiter!"

Wieder ging es eine Stunde.

„Thomas, halt ein!" schnaufte der Hadl „Das ist ja sündhaft . solche Furchen, so lang! Dös gibt's gar nit!"

„I glaub', der Herrgott hat selber seine Freud' mit dem Acker! Weiter, Hadl, weiter!"

Als er endlich einhielt und den Pflug wendete, lieſen die Furchen so weit zurück, quer durch das Land daß er freudig erschrak, als er das sah

„A Nashornvogel könnt' was lernen von dir", brummelte der Hadl.

„A Nashornvogel?"

„Der macht sich a viel unnütze Arbeit."

Thomas lachte in sich hinein „Los, Hadl, weiter!"

Viele Tage und Wochen gaben die neuen Äcker Arbeit. Der Berg blieb ungestört, und auch Hadls Löwe konnte sich weiter seines Lebens freuen

*

Eine ganze Zeit noch schallten helle Axthiebe durch die sonnenflirrende Luft, streute die Säge hellstäubende Späne, quollen immer neue Bandlocken aus dem Hobel, gingen, mit hellen Glanzlichtern auf dem Metall, die Werkzeuge hin und her

Viel Sonne war wieder dabei, und zwar afrikanische Sonne. Aber es war keine Fron, für die dieser Schweiß rann, das Sacktuch glitt über beglückte Gesichter, wenn es diese trocknete

„Es ist schon sakrisch schad", bedauerte Hadl, „daß in derer Gegend weit und breit koa Tannenbäumerl aufzutreiben ist für den Hebauf."

„Noch sein wir ja net so weit", meinte Rottenpuecher

Die Arbeit gedieh, und auch in Thomas mußte jetzt ein Entschluß reifen. Was half denn all das Schreinern und Zimmern, wenn das nicht unter Dach kam, was ihn am meisten freute! Das Richtfest stand vor der Tür, da mußte ein anderes mit ausgerechnet werden

Sein Blut ging verdammt unruhig, als er hinunterritt nach Leitgebel, um die Einladung selber anzusagen

Natürlich, sie kamen mit Freuden! „Das Fest steht unter dem Patronat von August und Auguste!"

Als Thomas dann weiterritt, wunderten sich die Leitgebel-Leute ein wenig, daß er ein zweites Pferd dabei hatte, und daß er nicht wieder hinaufritt zu seiner Siedlung, sondern den Weg nach Moschi nahm

„Gustl?"

Frau Hübl lächelte. Stolpe war auf Jagd, was Hübl im Augenblick sehr bedauerte.

Das Spital von Moschi schimmerte weiß zwischen dem dunklen Glanzgrün der Palmen auf. In der Halle war es kühl und ganz still. Dem Thomas klopfte das Herz bis zum Halse

Da stand sie vor ihm, schön und leuchtend.

Vor lauter Bewunderung blieb ihm das Wort im Halse stecken Immerhin brachte er ein schüchternes „Grüß Gott, Lena" hervor. Sie war von dem veränderten Wesen ihres einstigen Patienten fast erschrocken Sie hatte ihn schon seit Monaten nicht mehr gesehen. Er war langsamer geworden in seinen Bewegungen, gleichsam schwerer. Die Erde, die sein Pflug aufgeworfen hatte, hing ihm nun an

„Thomas, wie ich mich freue, Sie wieder einmal zu sehen — ja wie geht es Ihnen denn oben in der Wildnis?"

„Die Wildnis wär' schon schön, wenn i wüßt' . Ich hab' ein Haus gebaut, und da hab' ich halt Tag und Nacht darüber nachgedacht, ob es Ihnen wohl auch gefallen wird."

Über Lenas Augen legte sich ein leuchtender Schleier, die dunklen Sterne darinnen strahlten noch wärmer Der Mann merkte es durch sein Blut schoß eine freudige Welle — ja — würde sie kommen?

„Es ist Firstfeier, Hebauf in zwei Tagen — wenn Sie halt mit mir hinaufreiten möchten alles anzuschauen . !"

„Ich komme gern! Sehr gern"

Länger, als er es sich zugetraut, hielt er dankend ihre schmale Rechte in der seinen Teufel, war das eine Freude, jetzt mußte er sich schon ganz furchtbar zusammenreißen, um sie nicht hier in der Halle in den Arm zu nehmen und abzuküssen vor lauter Freude und Seligkeit

*

Die Firstfeier wurde ein großes Fest für die zehn Beteiligten Lena war ausgelassen wie ein junges

Mädchen. Herrlich war der Tag dahingegangen, als sie mit Thomas heraufgeritten war, sie schwebte in dem unausgesprochenen Gefühl des starken, geraden Mannes an ihrer Seite, und es war schön, daß er nicht über das sprach, was ihn so sichtlich bewegte. Sie ließ ihr eigenes Gefühl schrankenlos überströmen, fragte er sie, nun, so würde sie eben antworten. Aber er fragte nicht den ganzen Tag da neben ihr, er fragte nicht, weil er sie nicht überrumpeln wollte. Sie sollte sein Haus sehen und sollte selbst entscheiden, ob es auch ihr Haus sein durfte. Schade war es, daß Farmer Hübl reichlich deutlich gezwinkert hatte. Mocht' er's doch erwarten, der Elefant.

Lena kam aus dem Staunen und aus der Freude nicht heraus. Aber ganz so berchtesgadnerisch war die Boma doch nicht geworden, wie es sich der Hackl vorgestellt hatte. „Andere Klimaten, andere Bräuch', andere Häuser", hatte er gemeint, und so waren die Wände halt ganz dünn geworden, statt Türen gab es einstweilen nur Hängematten und statt Fensterscheiben Moskitonetze. Der Grundriß, von Thomas selber entworfen und ausgesteckt, war klar und praktisch. Farmerhaus, Leutehaus.

Da war eine große Diele mit einem richtigen guten Kamin, ein paar plumpe Bänke und Stühle zierten diesen Wohnraum, der halb tirolerisch und halb kolonial anmutete. Lena mußte über einen besonders schönen Lehnstuhl am Kamin herzlich lachen, er war so schwer, daß sie ihn nicht von der Stelle rühren konnte.

Dann zeigten sie ihr die Zimmer, da waren fünf einfache Räume und endlich die Küche, drüben im kleinen Dienerhaus, wo Jokele und Cahigi ihr Regiment führten

Gedeckt war alles mit Wellblech, darauf lag eine dicke Schicht Elefantengras.

Und dann gingen sie durch die Felder, da wuchs Gerste, Hafer, etwas Kaffee war angepflanzt, viel Bananen, Äpfel, Kartoffeln, Bohnen und Klee. Im Stall standen vier Pferde, und drüben unter dem Flugdach sieben Kühe mit Kälbern. Mit großem Stolz zeigte Thomas die sechzig Zuchtschafe, die weit draußen weideten.

Hackl stieß dem Rott die Faust in die Rippen: „Dös ist sie, ganz gewiß!"

„Was ist sie?"

„Diejenige, die er einmauern möcht'."

Mitten im Lachen wurde Hackl ganz ernst.

„Was ist, Wendelin?"

Der Hackl seufzte: „Wann i so an dahoam denk'..."

„Hoamweh hat er", lachte der Rott

„An Dreck hob i!" fauchte der Hackl ihn an.

Herr Hübl ging neben Lena. Ja, dieser Thomas sei schon ein Kerl, still, geduldig, hartnäckig und fleißig hätte er gearbeitet, gedarbt, hätte mit seinen treuen Helfern sich des Vertrauens seines großen Freundes würdig erwiesen und hier erst einmal etwas Tatsächliches geschaffen, bevor er hinuntergeritten wäre, es den andern zu zeigen. Die kluge Lena wußte das alles zu würdigen, sie verstand den Thomas schon, den ganzen Tag fast war sie neben ihm gewesen, wenn sie auch wenig gesprochen hatten. Es waren auch zuviel Leute da, der Hübl und die Frau, der Hackl und der verdammte augenzwinkernde Rottenpuecher und der kleine Jokele und der ewig grinsende Hausdiener Cahigi mit den weißen Zähnen.

Am Nachmittag ritten sie ab. Zu viert bis Leitgebel und dann zu zweien durch die Nacht nach Moschi. Aber es war seltsam mit ihnen beiden; den Tag über waren ihnen zuviel Leute dagewesen; nun sie allein waren, sprachen sie ebensowenig von dem, was sie beide bewegte.

Tausend Sterne rieselten ihr weiches Halblicht auf die weiße Mauer des Spitals in Moschi Sie mußten sich trennen.

Die beiden Hände lagen lange ineinander. Ein Schauer von Unwirklichkeit durchlief Thomas mit leisem Zittern, und so klangen die paar Worte fast schüchtern, aber sie enthielten alles, was zu sagen war: „Lena..., willst du nach Pilatus kommen?"

Sie hatte, während er sprach, die Augen gesenkt, jetzt hob sie den Blick und schaute ihn voll an. Grenzenloses Vertrauen sprach aus diesem Blick: „Ja, Thomas!"

Nun war es ausgesprochen, was sie lang schon wußten, jeder für sich allein, jetzt wußten sie es miteinander, und es war ihnen, als müßten sie sich genieren. Beinahe erschraken sie, als sie sich küßten. Dabei war es ein einziger scheuer Kuß, wie von Kindern fast, die sich gute Nacht sagen.

„Wann, Lena?"

„Bald, Thomas! Gute Nacht!"



Vor einem Erbhof im Allgäu

Aufnahme: Ferd. Stadelmann.

Es lohnte sich nicht, daß er die Leute in Müllers Hotel noch 'raustrommelte, um Obdach für sich und die Tiere zu finden. Denn schon vor Sonnenaufgang brach er wieder auf, so trieb es ihn jetzt hinauf auf den Berg. Und geschlafen hatte er überhaupt nicht, es war ihm leid um jede ihm unbewußt verlaufende Minute seines himmelhohen Glücksgefühls.

18. Kapitel.

Unweit von der Farm Leitgebel, eingebettet zwischen einem meist ausgetrockneten Flußlauf und den großen Pflanzungen eines Hamburger Importeurs, lag die kleine Mission. Ein winziges Holzkirchlein, wie man sie im hintersten Kanada oder im nördlichen Norwegen manchmal findet, zierte den palmenumstandenen Missionshügel. Der stets schmunzelnde und tabakschnupfende Pater Ansgarius, der eigentlich Peter Zuichentaler hieß und aus der Gegend von Garmisch stammte, leitete die ganze Geschichte, zum Wohle der Schwarzen und zum Wohle der Farmer, und, wie man aus seinem Ränzchen schließen konnte, auch zu seinem eigenen.

Thomas wäre es lieber gewesen, wenn der Pater Peter, wie er und seine Kameraden ihn nannten, nach Pilatus oder Leitgebel zur Trauung gekommen wäre, aber der Pater hatte nun einmal seinen Stolz und wollte unter allen Umständen die Trauung in seinem von einigen bekehrten Wadschagga reichlich mit Papierblumen geschmückten Kirchlein vornehmen. Und es war auch sehr feierlich, als sie nun alle dastanden, Dr. Hellige und Rottenpuecher als Trauzeugen, die Hübls, der Hackl, und wie der Priester die Hände der beiden ineinanderlegte.

„Ja", klang die feste Stimme Thomas' durch den Raum, und „ja" antwortete Lena, ebenso fest.

So waren sie nun getraut, „bis der Tod euch scheidet", wie der Pater sagte.

In einfacher herzlicher Art hatte der Hackl ein kleines Hochzeitsgeschenk zurechtgezimmert, hatte der Rottenpuecher von daheim einen schönen Kalender besorgt Sie waren festlich angezogen, und obwohl die Hitze furchtbar drückte, behielten sie ihre dicken Sonntagslodenjoppen an Farmer Hübl stand da als begriffe er noch immer nicht, wie ihm das alles so lange hatte verborgen bleiben können.

Die kleine Gesellschaft ritt nach Leitgebel, wo Eberhard von Stolpe am Tor stand und eine großartige Verbeugung machte, als sei er der Herr und Gastgeber. Leider störte ihm Hackl die feierliche Miene, indem er dem Empfangschef hart auf die Schultern patschte „Woaßt was, Herr Baron, heut' gehn mir auf die Jagd und kommen beide z'ruck mit an Affen!"

Es gab nicht nur Ananas, es gab eine große Hochzeitstafel mit Musik und Hallo und mit reichlich Whisky, den der Hackl dringend gewünscht hatte Es gab auch ein paar große Reden, vom Pater, vom Farmer Hübl und vom Wendelin Hackl. Dem Hackl seine Rede war nicht groß, aber sie war inhaltreich „Nun hast's geschafft, Thomele, a liabs Weibels hast geschnappt. Gott segn' euch beide, weil ös jetzt a Hoamat habt. A schiane Hoamat — und die Hoamat, die ist weit ." Er brauchte zwischendurch mal einen Schluck von dem Whisky, da ihn das Heimweh gar zu stark anfiel bei dem Wort Heimat. Und weil er nun an die Liesl dachte, brauchte er mehrere Schluck und schloß seine Rede kurzerhand mit den Worten: „Jo, jo die Liesl!"

Stolpe schnellte hoch und rettete die Situation: „Das junge Paar, Deutsch-Ost, das Vaterland — sie leben!"

Hackl riß sich furchtbar zusammen, schneuzte sich kräftig und schluckte seine Gefühle hinunter in die Tiefe seines ehrlichen Brustkastens.

„Kommt für jeden amol die schöne Zeit", tröstete ihn der Pater

War man in Afrika? Man war in Afrika, aber es war Heimat geworden Farmer Hübl schwelgte: „Wir tragen die Heimat in uns selber. Liebe, Treue, Kameradschaft bauen sie uns Wo wir mit solchen Gefühlen hinkommen, sei es in Polarnacht oder in tropische Glut, wenn wir stark zusammenstehen, dann ist da Heimat und Vaterland" Das war der Sinn von Hübls Hochzeitstoast.

Erst ein paar Stunden vor Tag konnten sich die Pilatusleute auf Leitgebel verabschieden Hackl und Rott schwenkten Fackeln auf ihren Rössern Eine Weile noch lärmten sie fröhlich, dann bröckelte ihr Lachen und Erzählen langsam in die Stille, und bald erfüllte nur noch das metallische Surren ungezählter Zikaden die Nacht Es erinnerte an das Gesumme der Rohrflöten beim afrikanischen Tanz, und die klappernden Hufschläge der Pferde auf dem klirrenden Gestein klangen wie das Aufschlagen der Stöcke auf die Kuhhörner, womit die schwarzen Weiber den Tanzakt begleitet hatten, den sie zur Feier des Tages vorgeführt hatten Nur das dumpfe Donnerschlagen der Ngoma fehlte.

Dafür meldete sich, als die Pferde auf weicheren

Boden kamen, jene andere Stimme Afrikas, die wenigstens in den Nächten ungebändigt geblieben war, so viele Farmen da auch in der Steppe und an den Urwald gebaut worden waren. In tausendfacher Gestalt jagte und floh das Leben durch Steppe und Urwald, weniger kämpfend um den Fraß und mehr heimtückisch schleichend zum Überfall. Ein schauriger Reigen unzähliger Gestalten durchrauschte die nächtliche Steppe, bewegt vom natürlichsten Trieb der Kreatur und verkündet durch Schreie der Gier und Klagen der Todesangst. Beklommen hielten die vier Reiter die Pferde an. Ein weiter und ferner Himmel spannte sich kalt und abweisend über das Land, das im fahlen Licht des Mondes aus der dunklen Wirklichkeit des Berges herabfloß und sich nach allen Seiten in die Unendlichkeit verbreitete, bis es als sanfte Unwirklichkeit eins wurde mit dem veränderten Himmel. Die Sterne waren groß und nahe, als hingen sie an Schnüren von der Himmelsdecke herab. Das silbrige Klirren der Millionen Zikaden hob die aufstrebende Erde an die Sterne heran, und für Minuten schien oft die ganze Schöpfung eins zu sein. Bis der furchtbare kurze Todesschrei eines geschlagenen Affen wie ein Alarmruf durch den vermeintlichen Frieden der Tropennacht fuhr, in hundert Affenkehlen ein schauriges Echo der Angst und des ohnmächtigen Zornes fand, ein Schakal seinen ungestillten Hunger hinausheulte, wie erschreckt abbrach vor dem fernen Trompetenton eines Elefanten und die ganze Lebens- und Todgemeinschaft zu verstummen schien vor dem drohenden Gebrüll eines Löwen. Unbekümmert nur geigten die Zikaden weiter; es war, als hätten sie allein keine Feinde in diesem Paradies, dessen unfaßbare Fruchtbarkeit und unbändiger Lebenswille wohl nur durch einen ebenso starken Vernichtungswillen gezügelt werden konnte.

Unterschiedlich waren die Gedanken der vier Reiter, und doch bewegten sie sich alle um das eine Gefühl. Schweigend ritten sie weiter.

Wie ein erfrischendes Bad für Körper und Seele war dieser Ritt in der Morgenkühle. Fast unmerklich zersetzte Morgendämmerung das Dunkel. Bis mit einem Schlag der aufleuchtende Tag ungestüm Besitz von allem Land ergriff. Nur über dem üppig umbuschten Gesicker des Lunibaches webten noch dünne Nebelschleier.

Groß und feierlich stieg die Sonne empor. Ihr rotgoldner metallischer Rundschild hob sich siegbaft über den silbrigen Dunst der Steppe. Und wieder war über dem Berg eine Wolke; als verkünde sie eine gigantische Botschaft, stand sie hoch im Blau.

Noch einmal hielten die Reiter an. Gesprochen wurde nichts. Aber sie hielten den Blick der Wolke zugewandt.

Höhenwind faßte das Wolkenwunder, dichter drängten sich die Ballen der Mitte zu, die von Minute zu Minute in reinerem Weiß aufleuchtete, immer mehr zunehmend an Schimmer und Glanz, als wollte sie das Diamantfeuer der Sonne erreichen, die rasch auf ihrer Bahn höher gestiegen war, um dem schwarzen Erdteil einen weißen Tag zu bringen.

Nun sagte Thomas es doch: „Das Schönste sind die Wolken."

Die beiden Freunde waren langsam vorausgeritten. Die Sonne hatte auch ihnen die Sprache wiedergegeben und zuerst dem sonst sprechfaulen Rottenpuecher. „Heiß wird's wieder amol. Jetzt möcht' i a Maß Bayrisch und an Schlaf von zwanzig Stunden!"

Hackl zwinkerte den Berg an: „Bis zur Hochzeit haben wir gewartet. Dös sag' i aber dem Herrn Farmer, daß mir vor der Kindstauf' auf'm Berg gewesen sein, oder i mach' mi selbständig."

Die schwarzen Arbeiter standen bereit, die Heimkehrenden zu empfangen. Stundenlang hatten sie an der Grenze des Pilatusgebietes gewartet, die halbe Nacht über. Freude lachte von ihren Gesichtern, und aufrichtig und herzlich jubelten sie ihr „Jambo bana! Jambo bana!"

Mit fröhlichem Geschnatter begleiteten sie die Einreitenden zur Boma. Hackl und Rott waren gleich verschwunden.

Thomas nahm seine junge Frau bei der Hand und führte sie in das Haus.

Sie waren daheim.

19. Kapitel.

Ein Dampfer löschte in Tanga. Wieder rollte die Bahn, drückend heiß war es im Güterwagen, schwarze Hände waren es jetzt, von denen die Kiste zurechtgestapelt wurde. Und aus dem Güterschuppen in Neu-Moschi nahm sie endlich das Fahrzeug der Leitgebelfarm mit, das Ananas und Rohzucker dorthin gebracht hatte. Gesteuert von einem schwarzen Fahrer, denn Eberhard von Stolpe war nicht mehr auf Leitgebel. Von einer Urlaubsreise nach Tanga war er nicht wiedergekehrt. Ein Brief hatte Herrn Hübl mitgeteilt, daß Herr von Stolpe etwas Besseres gefunden habe, als Blitzableiter für verärgerte Ananas zu sein. Das hatte den Farmer am meisten geärgert. Auf jeden Fall aber kontrollierte er mit viel Mühe die Ablieferungen des letzten Halbjahres.

Thomas holte die Kiste bei Hübl ab. Lena, Hackl und Rottenpuecher mußten dabei sein, als die Kiste geöffnet wurde. Mit geheimnisvoll wichtiger Geschäftigkeit löste Thomas den Deckel. Auf alle Fragen hatte er nur ein beglücktes Lächeln. Der Deckel fiel, aber die Spannung war immer noch nicht gelöst, denn noch verhüllte Sackleinen den Inhalt. Als jedoch die beiden Kameraden halfen, die Säcke aus der Kiste zu heben, errieten sie am Griff, was sie enthielten, und mit unvermitteltem Freudenausbruch, als sei ein Weihnachtspaket für sie angekommen, riefen sie zugleich wie aus einem Mund:

„Getreid'!"

„Getreid' hat er schicken lassen!"

Getreide aus deutschem Land, Getreide vom Heimathof, Körner, über deren Reise der Seekofel gestanden hatte, die in Ähren staken, die der Bergwind überflutete, die in derselben Scheuer gelegen hatten, in der der Vater und dessen Väter die Ernten bewahrten.

Weizen vom Pilatushof! Streichelnd ließ Thomas die Hand über die gelbbraune Fülle gleiten, ließ wie liebkosend die prallen, harten, wohlausgereiften Körner durch die Finger rinnen, und wie ein Goldgräber, der eine glückliche Ausbeute zeigt, hielt er seiner jungen Frau auf der flachen Hand eine Probe des Saatgutes hin, und tief fühlte Lena in diesem Augenblick, ohne es in Worte fassen zu können, was für ein inniger Zusammenhang bestand zwischen diesem Getreide und der Liebe dieses Mannes.

„Dös hätt'st doch net von so weit kommen lassen brauchen", brodelte schließlich Rottenpuecher, „auf der Zentrale in Lemboni hätt'st du's genau so gekriegt. Die Fracht wird einen schönen Batzen Geld kosten!"

Mit einem glücklichen Blick schaute ihn Thomas an. „Dös wär' lang nit so, Hans, verstehst? Lang nit so!"

*

In gleicher Weise, wie daheim die Sämänner über den Acker gingen, wie der Vater Christoph Hossingott ausschritt über den Schollen wie dessen Väter bedachtsam die Bogenfläche des Ausstreuens bemaßen, in gleicher Weise, das Saattuch über die Schulter geknüpft, ging Thomas Hossingott über den afrikanischen Acker hin. Die Körner glitzerten im Wurf unter der Sonne wie Goldstaub auf, ehe sie in der dunklen Krume verschwanden. Durch den Mann und durch das Korn wurde aus dem afrikanischen Boden erst ein deutscher Acker.

„Jetzt wirft er es weg, und dann wird es wieder kommen", dachte Jokele, der den Sack hütete.

Zur rechten Zeit ging ein prasselnder Tropenregen nieder.

Alles war gut so, jetzt konnte es wachsen, wenn Gott wollte. Er wollte, und es wuchs.

Täglich besuchte Thomas das Feld, das er „Sonnenbichl" genannt hatte, genau so, wie daheim auf dem Pilatushof eine Flur hieß. Die feinen hellgrünen Lanzen des aufsprießenden Weizens stachen sich aus der Ackerkrume ins Dasein, gewannen zusehends an Höhe, setzten Ähren an, webten im Wind.

Alles gedieh.

„Es ist Segen dabei, guter Segen von der Heimat", dachte der junge Farmer, und sein ehrliches Müdesein war von Dank durchströmt, wenn er am Abend heimkam vom letzten Rundgang über die Felder.

Und dann kam es, daß er eines Abends vor dem Sonnenbichl stand und über die Halme hinschaute, die ihre Ähren schon in voller Höhe trugen. Ein leichter Abendwind wellte darüber hin, das Feld erinnerte ihn an das Meer, es war ihm, als stünde Lena wie damals bei der Überfahrt wieder neben ihm an der Reling, und sie schauten beide hinab. Tiefer Dank erfüllte ihn, daß alles so schön gekommen war und das Glück um ihn stand. Wohl waren Land und Leute fremd, aber es war eine gute Erde, der er sich nahe fühlte, der gottgesegnete gleiche fruchtbare Ackerboden Gottes, den es zu bestellen und zu ernten gab.

Und er sah, daß eine gute, schöne Ernte bevorstand.

Auf dem Heimweg gesellte sich eine Strecke vor dem Haus Rottenpuecher zu ihm, der von dem kleinen Tabakfeld herüberkam, das er zur Selbstversorgung aller ihrer Pfeifen angelegt hatte. Über die Aufbereitung machte er sich einstweilen keine Sorgen.

„Schön steht alles", nickte ihm Thomas zu.

„Der Tabak wachst auch her . . ."

Hans Rott hatte von pflanzlichen Dingen nur den Tabak im Sinn, der lag ihm am Herzen; alles andere ließ ihn kalt. Kaffee, Ananas, Sisalhanf, Baumwolle, Reis, Zucker, und was sie da alles bauten, ganz schöne und nützliche Sachen, aber in die Pfeife stopfen konnte man sie nicht.

Gemächlich schritten sie eine Weile nebeneinander her. Plötzlich blieb Thomas stehen: „Du, Hans . . ."

„Ja, was is?"

„Nix . . ., i mein' bloß . . . Geh zu, geh weiter!"

Thomas schlug einen Umweg ein. Rottenpuecher folgte ihm. Er grübelte, was der Thomas wohl meinte. Aber dös spann' i genau, daß 'n wo der Schueh druckt, dachte er, sagte aber nichts.

Nach einer Weile hob der Thomas auch richtig wieder an: „Du bist doch ein g'schickter Zimmermann, Hans . . ."

„Dös hast ja g'sehn, wie ich dir den Dachstuhl auffipflanzt hab'! Den reißt der Wind net so leicht weg."

„Dös moan' i net."

„Was moanst denn nacher?"

„Und die G'wandkast'n hast auch so g'führig g'macht wia a g'lernter Schreiner", fuhr Thomas rätselhaft fort.

„Vom Zimmermann bis zum Schreiner is koa weiter Weg", sagte der Rott stolz, und fühlte sich.

„Und an Kuchlschrank."

Jetzt blieb Rottenpuecher stehen: „Ja, Herrschaftseiten, was willst denn haben? Soll i dir vielleicht a Baßgeig'n machen?"

Thomas lachte: „A Wieg'n sollst machen, Hans."

Da blieb dem andern das Maul weit offen: „Waas?"

„Ja, a Wieg'n!"

„A Wieg'n . . . aha . . . da schau her . . ."

„Fangst halt einmal schön langsam an, Hans!"

„Und himmelblau anstreichen!"

„Schon recht, Hans."

„Und was draufmalen tu i, a paar Herzeln, a paar Blümeln, vielleicht sogar an Gamsbock, wenn i ihn z'sammbring."

„Wie du willst, Hans."

Dann gingen sie schweigend weiter, langsam der Boma zu. Thomas hielt seinen Blick weit hinausgerichtet.

Eine rote Abendwolke lagerte hell leuchtend um den Berg.

Der Rottenpuecher sah auch den Berg an. Und grinste: nun würde der Hackl auch bis zur Kindstauf' nicht auf den Berg kommen.

20. Kapitel

Sind die Tage voll Arbeit und Glück, gehen sie rasch dahin. Die Tage, die Wochen, die Monate.

Im Schatten einer blühenden Akazie stand ein kleines, plumpes Holzwägelchen. Schlaf gut, kleiner Christoph. Ruhig und gesund waren die Atemzüge des Kindes, lächelnde Zufriedenheit spielte um das winzige Stupsnäschen, Wohlbehagen und Gedeihen atmete seine Lunge. Ein Moskitoschleier spannte sich über das himmelblaue Bettgestell mit den roten Herzen und den blauen Enzianglocken, mit dem Gemsbock, der so kühne Krickeln auf hatte wie sonst kein Gemsbock auf der ganzen Welt, worauf Hans Rottenpuecher besonders stolz war.

Und weiter gingen die Wochen hin in Schaffen und Mühen, Sorgen und Gedeihen.

Thomas mußte nun doch auch von der Zentrale Saatgut bestellen, die Anbaufläche hatte sich bedeutend vergrößert. Jetzt ging das ja, der Anfang aber hatte mit dem Korn der Heimat gemacht werden müssen. Es war schon richtig so. Er fuhr nach Mombo.

Sein Blick glitt wieder durchs Fenster des Eisenbahnabteils hinaus in die Landschaft. Busch, Urwald, Palmen, Sand, Millionen aufgepflanzte Blattbajonette der Sisalkulturen, wieder Busch und Urwald. Dann donnerte eine Bohlenbrücke unter den Achsen auf, die über ein breites Flußbett mit spärlichem Wassergerinnsel führte.

In Mombo zeigten sie neue landwirtschaftliche Maschinen.

Ein begehrenswertes Ding war doch ein solcher Traktor. Thomas ging immer wieder um ihn herum, besah ihn eingehend von allen Seiten. Sollte er doch vielleicht noch warten? Es mußte gehen, auch jetzt. Natürlich ging es! Alles ging und gedieh zum Guten. Ein Gefühl heißer Liebe für das Land stieg in ihm auf. Er riß sich mit einem Ruck herum und ging zur



April, April . . .!

Aufnahme: H. Fr. Engel

Vertretung der Magiruswerke und kaufte sich ein solches Maschinentier, das die Erde so spielend aufreißen konnte. Nun würde Pilatus erst groß werden. Hans und Wendelin, die würden schauen, wenn das Ding einmal angerückt kam. Ja, es war schon so, da gab es nichts, Pilatus würde groß werden wie Deutsch-Ost und wie das große Deutschland daheim.

Auf dem Weg zur Bahn kam Thomas an einem Exerzierplatz der Askarischutztruppe vorbei. Eine Zeit sah er sich das an. Die würden dafür sorgen, daß die Massai zahm blieben und nicht gelüsteten nach ihres Nächsten Rind. Das waren ja auch die einzigen Gefahren für die Kolonie. Schnurgerade ausgerichtet stand die Kompanie. Offiziere und Dienstgrade mit dem Tropenhelm, die Askaris mit dem hohen Dienstfez, von welchem der Sonnenschutz in den Nacken hinabfiel. Der ehemalige Kaiserjäger lächelte ein wenig über dieses Militär. Dann aber freute es ihn, daß sie für das große weite Land nicht mehr Soldaten nötig hatten. Wenn er dabei an Europa dachte . .

Thomas hatte außer dem wöchentlich einmal erscheinenden „Ostafrikaner" schon jahrelang keine Zeitung mehr gelesen. Seine Farm wuchs, seine Pflanzung gedieh, Lena war gesund und frisch, eine Herzensfreude war's, um alles wußte sie Bescheid, im Stall und im Haus und auf den Feldern, und dazu hatte sie noch den Christoph, der heranwuchs wie ein junger Baum. Europa war schon recht, wenn es so gut weiterging hier, dann konnte man bald einmal heimfahren zum Joos und zur Sabina, zur alten guten Mutter und zum Adlerwirt und dem Herrn Senator seine Jagdhütte besuchen, schauen, ob alles noch im Schuß sei — ja, Herrgott, die Welt war schön, wenn man nur zupackte und richtig arbeitete und den Kopf hochhielt. Und ein bissel Glück hatte.

Neben Thomas hatte sich ein anderer Farmer gestellt, der auch den Soldaten zusah. Wie sich aus dem Gespräch ergab, war er ein Bur.

„Sicher gute Soldaten", sagte der Bur und wies auf die exerzierenden Askaris, „bloß zu wenig."

Thomas fragte, wie viele es denn seien, so in der ganzen Kolonie.

„Zweitausend Mann Friedensstärke."

Das schien auch Thomas zu wenig für ein Gebiet, von dem er wußte, es war doppelt so groß wie Deutschland.

Der Bur lachte und zwinkerte Thomas vertraulich zu: „Na, im Ernstfall sind es leicht zwanzigtausend. Auch zweihunderttausend. Organisieren können ja die Deutschen."

Als Thomas ihn erstaunt ansah, erklärte er, daß er aus der Kapkolonie stamme und bisher vergeblich seine Naturalisierung betreibe. Die Deutschen hätten anscheinend keinen Mangel an tüchtigen Leuten. Aber wenn sie vielleicht auch keine Farmer brauchten, so sollten sie doch ruhig solche Leute als volle Bürger aufnehmen, die schon einmal erfahren hätten, was die Engländer als Nachbarn bedeuteten; und die bewiesen hätten, wie man sich zu wehren habe.

Der Mann war Thomas nicht angenehm. Gleichzeitig aber tat es ihm leid, daß ein so aufrichtiger Bewunderer Deutschlands nicht mit offenen Armen aufgenommen wurde „Mir geht's beinah so", erzählte Thomas, „i bin Österreicher, als wenn das nit dasselbe wär' wie ein Deutscher. Aber i muß auch schon zwei Jahre warten."

Der Bur war erfreut, einen Leidensgenossen gefunden zu haben, und gemeinsam schimpften sie nun auf den Amtsschimmel.

„Aber i gib net nach, i schaff's doch. I will zu der Kolonie als ein rechter Mensch gehören, fertig, i gib net nach, gar net."

Er würde es auch noch einmal versuchen, erklärte der Bur. Was hätten die Deutschen nicht alles gemacht in den paar Jahren Hafenstädte hätten sie ausgebaut, Bahnen angelegt, Sanatorien errichtet, öffentliche Impfstellen, dann die feinen Erfindungen zur Bekämpfung der Schlafkrankheit, jetzt werde die große landwirtschaftliche Ausstellung in Daressalam vorbereitet, so etwas habe es überhaupt noch in keiner Kolonie gegeben.

„Sie farmen oben am Berg?" fragte er plötzlich.

Thomas war erstaunt, woher der andere das wußte. Er wußte es von dem Traktorenkauf, da sei er, der Bur, doch auch gewesen bei den Magiruswerken, aber er brauche einen ganz schweren, und die seien noch unterwegs. Ob es sich lohne am Berg da oben? Sehr, lachte Thomas. Der Bur nickte: „Mit solchen besonderen Regierungszuschüssen, da könnt' man am Ende auch auf dem Gipfel vom Kibo farmen."

„Ich wünscht'", entgegnete Thomas vergnügt, „es wär' so mit dem besonderen Zuschuß. Aber na, es ist gleich. I will es alleine probieren, halt, dös heißt, a Herr aus Hamburg hilft mir."

Der Bur fand das ungeschickt von Thomas. Bei ihnen hinten am Meru erzählten sie alle, das Gouvernement besiedele die Kilimandscharohänge gegen die Kenyagrenze zu, um einen festen Gürtel für den Ernstfall zu schaffen. Was auch ganz richtig sei.

Dazu brauche man keine Gouvernementsanweisungen, lachte Thomas, da würde jeder schon so nach dem Stutzen fassen.

Der Bur lächelte verschmitzt: „Sie wollen uns arme Viehzüchter nicht neidisch machen. Lieber Freund — würden Sie ohne Regierungshilfe ausgerechnet Brotgetreide und Pferdehafer und all so etwas bauen, wo doch mit Kaffee und Sisal mehr zu verdienen ist?"

„Daß i Getreide bau', wissen S' auch?"

„Das haben Sie ja beim Traktorkauf erzählt, Mann!" Er fände es auch als Spekulation sehr richtig, käme es mal in Afrika zum Klappen, dann brauche man Korn nötiger als Kaffee. Worauf der Bur plötzlich abbrach und sein ganzes Gerede töricht fand, denn in der ganzen Welt sei es nicht so ruhig wie in Deutsch-Ost. Wenn der neue Schutztruppenkommandeur immerzu an der Nordgrenze umherreise, so sei das ja schließlich sein Beruf. Hätte er, ein Bur, etwas zu sagen, er würde noch viel mehr befestigte Stützpunkte anlegen lassen, und alle Weißen müßten militärischen Verbänden angehören. Was ja nicht schwer sei, da ja alle Deutschen doch sowieso gedient und eine Charge bekleidet haben müßten.

Thomas wollte seinen neuen Bekannten auslachen, als er abgelenkt wurde. Die Übung der Schutztruppe schien beendet zu sein, der kommandierende Offizier ritt mit zwei anderen Offizieren und einigen Reitern vom Platz. Als er dicht bei Thomas vorbeikam, stutzte er einen Augenblick. Da hatte Thomas ihn auch schon erkannt und den Hut geschwenkt: „Dös ist a Zuafall, Herr Hauptmann!" Es war Hauptmann Fürst aus dem Eisenbahnwagen, von damals, von der ersten Fahrt. Er ritt dicht heran und reichte Thomas die Hand: „Grüß Gott, Hoffingott! Den Namen kann man ja nicht vergessen. Leider konnte ich Sie noch nicht besuchen. Übrigens haben Sie mir auch nicht geschrieben. Was macht die Farm?"

„Alles wachst. Eine Pracht ist's. Verheiratet bin ich auch. Und a kloaner Hoffingott ist auch schon da!"

„Gratuliere herzlich. Dachte mir das schon. Die Schwester, nicht wahr?" Thomas nickte glücklich. „Na, und die anderen Früchte der Farm? Wirklich Weizen?"

„Weizen, Hafer, Kartoffeln, Bohnen, Schafe" — er strahlte voll Stolz, als er es aufzählte, „und noch zwei Burschen aus meinem Dorf dahoam!"

Der Hauptmann sprang vom Pferd und übergab es einem der Reiter. Dann nahm er Thomas beim Arm und ging mit ihm abseits. „Weizen, Hafer, Kartoffeln — ich muß Ihnen etwas sagen, Hoffingott." Er sah einen Augenblick über den Platz. „Sie sind ein vernünftiger, ruhiger Mann und haben eine ebenso vernünftige, ruhige Frau. Als Tiroler sind Sie Österreicher. Gestern ist in Serajewo auf dem Balkan der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin ermordet worden, von serbischen Verschwörern."

„Der Thronfolger?"

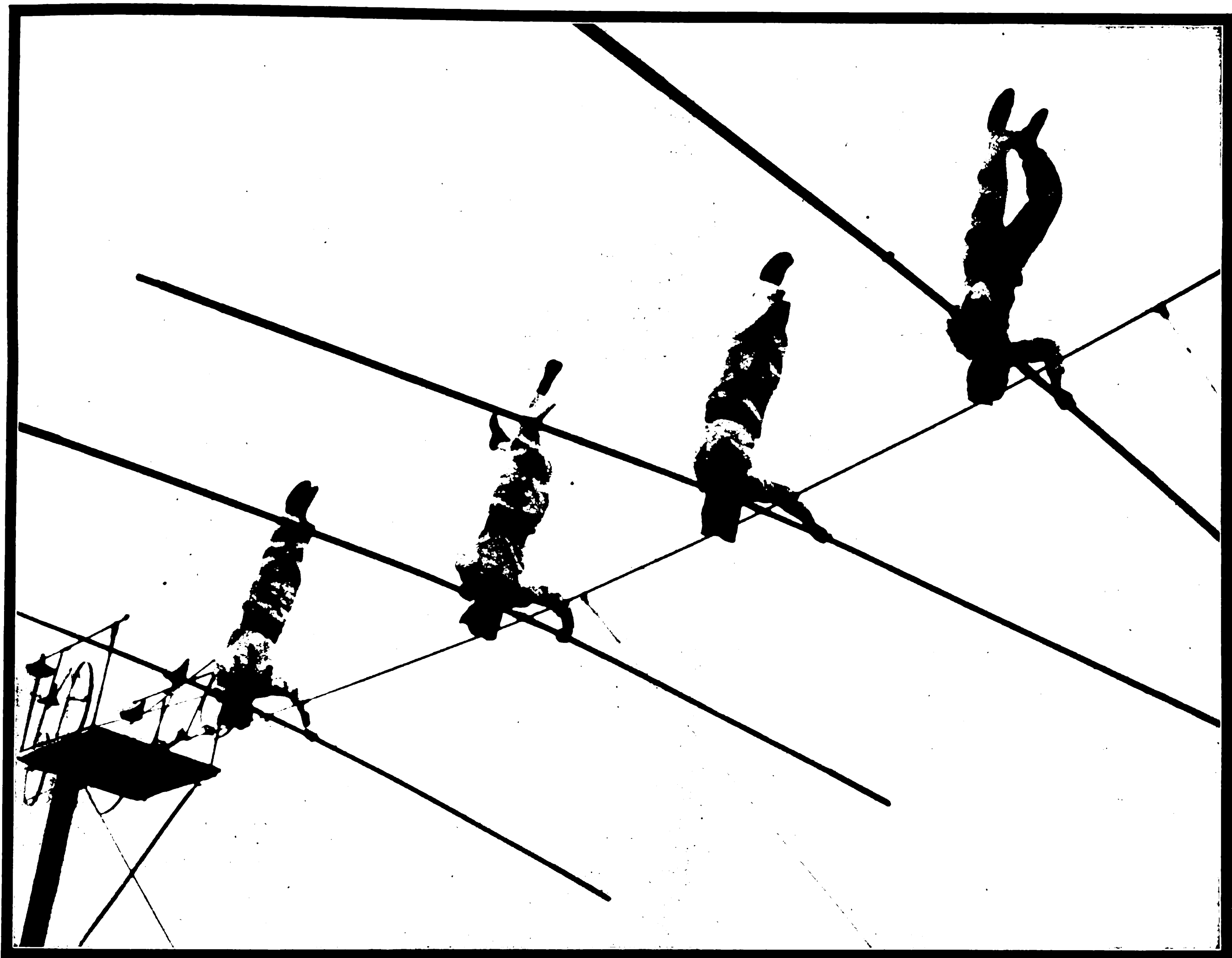
„Ja. Wissen Sie, was das bedeuten kann?"

„Herrgottsakra, Krieg gegen Serbien kann das bedeuten, nicht? I versteh', Sie meinen, daß i dann hoam müßt', als ehemaliger Kaiserjäger. Ja, da würd' i eben fahren, Herr Hauptmann." Er sagte es, es war ihm selbstverständlich.

„Nein, so ist es nicht. Zu einem solchen Krieg braucht man Sie nicht aus Afrika zu holen. Aber wenn nun Rußland die serbische Regierung schützt?"

„Dann müßt' i eben wirklich fahren, Herr Hauptmann. Wir sind ja drei Mann auf Pilatus, die dahoam fehlen täten." Er sann nach: „Aber Österreich hat ja a Bündnis mit Deutschland und Italien, da brauchen's uns am End' auch dann noch nit, uns Afrikaner."

(Fortsetzung folgt.)



Ein gefährlicher Spaziergang.
Die artistische Glanznummer eines amerikanischen Zirkus: mit langen Stangen balancierend, bewegen sich die Artisten auf dem Kopf stehend über das Seil.
Aufnahme: Weltbild

HEINRICH SEILER:

Die große Gaukelei

Ein Bericht über Seiltänzer, Clowns, Jongleure, Luftakrobaten, Zauberkünstler und Tänzerinnen

„Den 12. September 1570 ist ein Seiltänzer auf einem Seil vom Ratsturm zu Leipzig an das Hummelische Haus an dem Thomagäßchen, welches dazumal Herrn Bürgermeister Lottern war, gefahren und hat viel Gaukelwerk verübet."

„In diesem Jahr 1588 ist Heinrich Leynen ein Drahtseil-Dantzer in Frankfurt am Main gewesen, welcher von dem St.-Nicolaus-Turm an bis an die Leiter ein Seil gespannet, so hundert und zwanzig Klafter lang gewesen, darauf hat er viel Gaukelei getrieben und ein künstlich Feuerwerk darauf angesteckt."

Auf dem Seile über den Niagarafall.

Die junge und schöne Marie Spelterini, eine Berlinerin, die aus einem alten Seiltänzergeschlecht hervorgegangen war, unternahm im Juli 1876 ein wahnwitziges Bravourstück, das allgemein als Selbstmordversuch bezeichnet wurde. Ihr Vorhaben wurde in den Vereinigten Staaten mit Erstaunen und Bestürzung aufgenommen; schon eine Woche vorher mußten Extrazüge eingelegt werden, um dem Zubrang nach den Niagarafällen gerecht zu werden.

Zu beiden Seiten des Niagaras waren riesige Tribünen errichtet. Von den Masten hing schlaff in der lastenden Hitze jenes Tages das Sternenbanner. Die tosende Musik unzähliger Kapellen auf beiden Ufern schien die Hitze noch unerträglicher zu machen. Fast hunderttausend Menschen waren erschienen und drängten sich durcheinander; unter den sengenden Sonnenstrahlen waren alle Gesichter mit Schweiß überzogen; mit geweiteten Augen und verzerrten Zügen starrten die Hunderttausend auf das schwankende Seil, das 65 Meter hoch über den donnernden Fällen gespannt war. Letzte Wetten wurden mit heiseren Stimmen abgeschlossen.

Das Seil hatte eine Länge von über 300 Meter und ein so schweres Gewicht, daß es unmöglich war, es straff zu ziehen; mitten über dem Niagara hatte sich im Seile eine gefährliche Senkung gebildet.

Auf einmal wurde die Menge von einer Bewegung erfaßt, die Menschen hoben die Arme und begannen wie irr zu gestikulieren, von den Tribünen her erscholl Lärm, Geschrei und Rufe wirbelten in der Luft, die Masse schwankte um einen Schritt vorwärts ...

Marie Spelterini war auf der amerikanischen Seite des Stromes erschienen. Sie war in ein Cape gehüllt, das ihr der Manager mit einer etwas eitlen Geste von den Schultern nahm. Alle Augen, die Feldstecher und Brillengläser waren auf sie gerichtet. Man sah: dieses schöne Mädchen war jung und von kräftigem Wuchs, ein ganz weibliches Lächeln war um ihren Mund, das nichts von der Tollkühnheit verriet, die sie beherrschte. Sie trug ein hellgrünes Mieder und ein lichtfarbenes Trikot. Die Schnellzeichner der Neuyorker Zeitungen sprangen vor und die Reporter

umdrängten sie; das Mädchen schien weder sie noch die wirbelnde Menschenmenge zu beachten.

Als die Zuschauer, Photographen und Reporter ihre Arbeit beendet hatten, gab der Manager das Zeichen. Mit einem Ruck hörte das Getöse der Musik und das schrille Geschrei auf, eine Stille trat ein, die lähmend auf die Menge wirkte. Niemals hatte man eine derartige Stille erlebt. In dieser furchtbaren Stille wurde Marie Spelterini ein schwarzes Seidentuch um die Augen gelegt, das fest verknotet wurde. Mit der kalten Miene von Henkern überzeugten sich die Photographen davon, daß dieses schwarze Seidentuch undurchsichtig war. — Ein Fanfarenstoß klang gellend wie ein Hilfeschrei auf, für eine Sekunde die Stille zerreißend. Eine lange Balancierstange in den Händen, hatte Marie Spelterini mit festem Schritt das Seil betreten. Das Entsetzen, mit Grausen untermischt, stand in allen Gesichtern, der Herzschlag der Menge schlug zusammen. Marie Spelterini spürte die rasende Angst nicht, die aus dem Schweigen der Hunderttausende auf sie eindrang. Sie sah nichts, ging aber leicht und ohne zu zögern über das Seil, das in leichte Schwingungen geraten war. Von Kindheit auf an das „Leben auf dem Seile" gewöhnt, hatte sie kein anderes Gefühl, als sei das Seil unter einer Zirkuskuppel gespannt. Ihre Vorfahren waren schon Meister des Seils gewesen, es lag ihr im Blut. Wohl hatte sie Nerven, sie verstand es aber, ihre Nerven im richtigen Augenblick zusammenzuhalten, gerade in jenen Augenblicken, in denen die Nerven aller anderen Menschen zu versagen drohten. Sie hatte es gar nicht nötig, das Seil zu sehen, es kam nur darauf an, es mit den Füßen unter sich zu spüren.

Das Seil hatte bis zur Mitte eine Neigung nach abwärts, um dann wieder anzusteigen. Je mehr Marie Spelterini sich der Mitte näherte, desto langsamer wurde ihr Gang; von beiden Ufern aus war es deutlich zu sehen, daß ihr Fuß jedesmal, wenn sie auftrat, etwas nach vorwärts rutschte. Die Schwingungen des Seils waren zudem heftiger geworden; sie hielt mehrmals an und brachte sich mit einer leichten Bewegung der Balancierstange wieder ins Gleichgewicht; am meisten irritierte es sie, daß ihr Fuß auf dem abwärts strebenden Seil keinen festen Halt mehr fand. Die geringste Erschütterung, fühlte sie, hätte sie in den brausenden Strudel gestürzt. Eine Sekunde lang war es ihr, als könnte sie die Biegung des Seils nicht überwinden.

Gerade da aber hatte sie die genaue Mitte des Seils erreicht, das nun wieder anstieg. Mit aller Kraft mußte sie sich abermals zusammenreißen, als sie instinktiv wahrnahm, daß ihre Füße beim Aufsetzen zurückzurutschen drohten, nach der Biegung der Mitte hin. Warum tue ich das eigentlich, dachte sie, sich gewaltsam von der Gefahr ablenkend Reizt mich das Geld, locken mich die Kontrakte, verleitet mich der Ruhm? Nein! Sie spürte sich nur leben, wenn sie sich dem Tod gegenüber sah: Leben hieß, es immer wieder aufs Spiel zu setzen! Ein Funken von diesem Gedanken glüht unterirdisch in jedem Artisten: die Überwindung der höchsten Todesgefahr, der Tanz auf der Nadelspitze!

Marie Spelterini hatte den Gang beschleunigt und instinktiv die Gefahr des Abrutschens mit dieser Temposteigerung beseitigt So sicher glitt sie jetzt dem anderen Ufer zu, daß sie die Balancierstange nicht mehr benötigte, und eine kleine Müdigkeit in den Gliedern störte sie nicht im geringsten. Ein Rausch des Lebens erfüllt sie, eine Wonne, zu siegen Der Übergang hatte 11 Minuten gedauert In diesen 11 Minuten hatte die Menge nur ruckweise und keuchend geatmet, und die furchtbare Spannung löste sich jäh in dröhnenden Jubelrufen. Wie von einer Folter erlöst, winkten die Menschen dem schönen jungen Mädchen zu, das den Tod verhöhnt hatte — aus Passion und auch, um Geld zu verdienen. Marie Spelterini riß sich das schwarze Seidentuch von den Augen und winkte damit zurück

Vom Mechaniker zum Zauberer.

Robert Houdin, Sohn eines Uhrmachers, hat schon als Kind nur mit Spielzeugen gespielt, die er selbst verfertigt hatte, das waren seltsame Spielzeuge aus alten Uhrwerken und Spiralen und Federn. Aus ihm wurde später einer der berühmtesten Taschenspieler des vergangenen Jahrhunderts.

Es war die Zeit der künstlichen Automaten, die damals die Welt in Erstaunen setzten Vaucansons berühmte Ente, die fressen, trinken und verdauen konnte, bildete das Hauptstück der Ausstellungen Eine noch weit stärkere Sensation war Kempelens Schach-Automat, eine Maschine, die selbsttätig Schach spielte, und zwar auf so vollkommene Weise, daß kein Schachmeister es mit ihr aufnehmen konnte. Erst viel später wurde bekannt, daß sich in der Maschine ein Zwerg befand der die Räder und Hebel in Bewegung setzte

In den Bezirk jener großen Gaukelei kam Houdin erst, als ihm, der die Laufbahn eines Mechanikers eingeschlagen hatte, Vaucansons Ente zur Reparatur übergeben wurde. So erhielt er den ersten Einblick in den Betrieb der Taschenspieler. Er war in Not. Ein Wechsel von zweitausend Francs wurde fällig, und er hatte keinen Franc. Da verfiel er auf den Gedanken eines neuen Automaten, der schreiben und die von den Zuschauern gestellten Fragen selbsttätig beantworten konnte Ein reicher Raritätenhändler, dem er diese seltsame Idee auseinandersetzte, stattete ihn daraufhin mit den nötigen Mitteln aus.

Houdin baute den schreibenden Automaten, den ersten Roboter der Welt. Er selbst schreibt darüber: Nach



Der berühmte Zauberkünstler Robert Houdin.

Aufnahme: Mauritius

vielen Zweifeln über den Erfolg meines Unternehmens kam der Augenblick, wo ich mit meinem Schreiber die erste Probe unternahm. Ich hatte den ganzen Tag zugebracht, um die letzte Hand an den Automaten zu legen, der vor mir saß, wie wenn er meine Befehle erwarte und sich bereithalte, die von mir ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Ich hatte nur auf eine Feder zu drücken. Mein Herz klopfte heftig, und obwohl ich allein war, bebte ich vor Aufregung vor diesem entscheidenden Versuch. Ich hatte den ersten Bogen Papier vor den Automaten gelegt und richtete an ihn die Frage: „Wer ist dein Schöpfer?" Dann drückte ich auf die Feder, und das Uhrwerk fing an, sich zu bewegen Aus Angst, die Tätigkeit des Automaten zu stören, wagte ich kaum noch zu atmen Der Automat verneigte sich gegen mich, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn anzulächeln wie meinen eigenen Sohn Als ich aber die künstlichen Glasaugen sich mit einem intensiven Blick auf das Papier richten sah, als der metallene Arm, der noch vor kurzer Zeit steif und leblos gewesen war, sich zu bewegen und mit fester Hand meinen Namen „Houdin" zu schreiben anfing, da drängten sich Tränen in meine Augen, und ich dankte inbrünstig Gott, daß er mir diesen Erfolg verliehen hatte Nachdem ich von dem Automaten meine Unterschrift wohl hundertmal hatte wiederholen lassen, legte ich ihm die andere Frage vor: „Wieviel Uhr ist es?" Einem anderen Uhrwerk gehorsam, schrieb der Automat: „Es ist zwei Uhr in der Nacht." Da stand ich endlich auf und ging geradenwegs ins Bett, stolz und hochbeglückt.

Diese wirklich sonderbare Erfindung war in der Pariser Ausstellung von 1844 ausgestellt und wurde von Tausenden besichtigt und bewundert. Wie ein Komet flammte Houdins Name auf.

Der erste Ruhm, der ihm zudem den Betrag von zehntausend Francs einbrachte, ließ ihn nicht ruhen, und er faßte den Entschluß, öffentlich als Taschenspieler aufzutreten. Seine erste Soirée fantastique fand am 3. Juli 1845 statt. Seine merkwürdigen Darbietungen waren unerreicht und gaben der Welt unlösbare Rätsel auf. Niemand konnte sich den Trick mit der mechanischen Nachtigall erklären — ein kleiner, künstlicher Vogel, der wunderbar singen konnte. Ein Uhrwerk und eine kleine Wachsrolle, die wahrscheinlich die erste Grammophonplatte der Welt war, brachten dieses Kunststück zuwege

Houdin zeigte seine Künste selbst in königlichen Palästen, in Paris vor Ludwig Philipp und in London vor der Königin Viktoria.

Auf dem Höhepunkt der Taschenspieler-Laufbahn angelangt, erfuhr Houdin eine einzigartige Auszeichnung, wie sie nie vorher und nie später einem „Prestidigitateur" zuteil geworden war. In Algier war es zu Aufständen gekommen; die Masse der Mohammedaner drohte von der französischen Regierung abzufallen und den Marabuts zu folgen, die es verstanden, den Fanatismus des Volkes zu erwecken. Durch seltsame Zauberkunststücke umgaben sich die Marabuts mit einem Nimbus von magischer Macht... Da wurde Houdin von der französischen Regierung nach Algier geschickt. Mit einem ganzen Arsenal der besten Tricks kam er in Algier an, von den Behörden wie ein Gott empfangen. Er erschien auf einem großen mohammedanischen Fest und begann sofort, die Araber in Grausen und Erstaunen zu versetzen. Niemand war beispielsweise in der Lage, den prächtigen Dolch, den er den Häuptlingen anbot, zu ergreifen. Wer den Dolch nur mit den Fingerspitzen berührte, ließ ihn sofort entsetzt zu Boden fallen. Funken knisterten aus diesem Dolch, der mit Elektrizität geladen war

Houdin forderte die Häuptlinge auf, auf ihn zu schießen. Drei Marabuts traten vor und luden ihre Pistolen Er stellte sich fünfzehn Schritte vor den Gegnern auf, die scharf zielten und auf ein Signal hin feuerten. Als die Detonation verhallt war, lagen die drei Häuptlinge am Boden, Houdin aber hatte die Bleikugeln mit den Zähnen aufgefangen ..

Als Houdin sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, zog er sich als Taschenspieler zurück und widmete sich physikalischen Studien. Bei vielen seiner Tricks und bei der Konstruktion seiner Zauberautomaten hatte er früher schon die Elektrizität als mechanische Kraft verwendet. Nun ging er daran, mit dieser neuen mechanischen Kraft ernsthafte Versuche zu unternehmen. Die Weltausstellung von 1855 verlieh ihm eine Medaille Erster Klasse Der kleine Uhrmacher von einst hatte sich mit einer ganzen Reihe physikalischer Entdeckungen in das unvergängliche Buch der Wissenschaft eingetragen

Der Mann in der rollenden Kugel.

Das Geheimnis der Wunderkugel, die viele Jahre lang die Sensationsnummer der Zirkusse und Varietés war, ist nie ergründet worden. Ingenieure und Techniker haben sich über sie den Kopf zerbrochen, ohne dahinterzukommen. Einige Leute meinten, daß der Artist im Innern der Kugel die Bewegungen auslöse; andere meinten, daß in der Kugel ein Motor enthalten sei; wieder andere sprachen von Magnetismus — alle Meinungen waren falsch.

Wenn der bunte Vorhang des Varietés sich öffnete und die große Nummer begann, stand eine acht Meter hohe silberblinkende Spirale auf der Bühne, ein fest vertauter Mast, um den eine gewundene Schiene lief. Eine leise bebende Musik hatte eingesetzt, und die Zuschauer befanden sich in unruhig-gespannter Stimmung. Langsam kam eine silberne Kugel von einem Meter Durchmesser auf die Bühne gerollt.

Die Kugel wurde von den beiden Assistenten unten auf die Spirale gelegt. Plötzlich begann die silberne Kugel langsam und ohne jede sichtbare Hilfe aufwärts zu rollen, den silbernen Schienenweg um den Mast hinauf — ein toller Vorgang, der allen Gesetzen der Physik zuwiderzulaufen schien. Auf der Höhe des Mastes hielt die Kugel eine Sekunde lang an, dann rollte sie langsam wieder hinab ..

Starr vor Staunen hatten die Zuschauer Aufstieg und Abstieg der Kugel verfolgt Abend für Abend steigerte sich der Beifall bis zur Raserei, wenn der Artist aus dem Innern der Kugel hervorkam. Wo immer auf der Welt die Wunderkugel angekündigt wurde, gab es überfüllte Häuser und Begeisterung. Agenten und Di-

Vollaromatisch –

das macht den Unterschied

im Geschmack
und in der Bekömmlichkeit

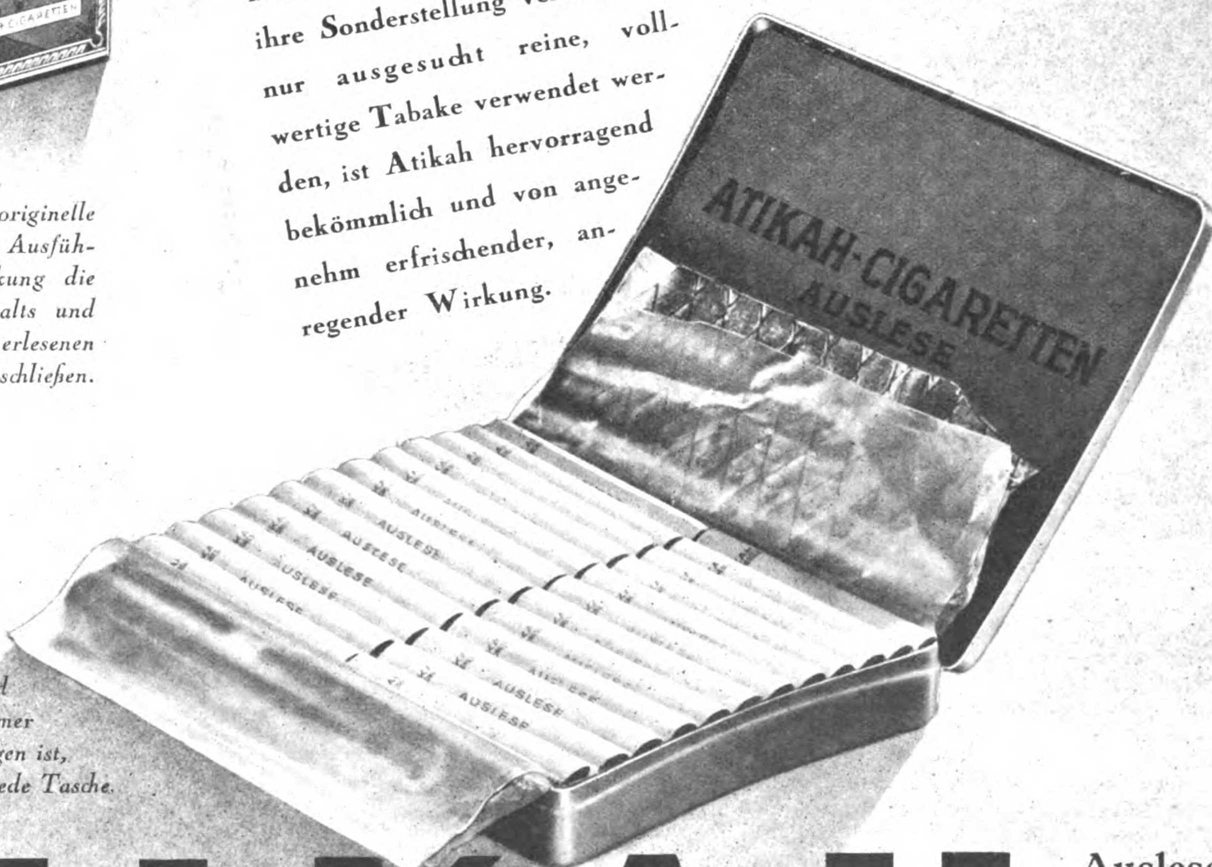
Wenn Sie eine Atikah rauchen, wird es Sie geradezu verblüffen, wie unvergleichlich voller und aromatischer sie schmeckt – wie unvergleichlich mehr Genuß und Befriedigung sie Ihnen gibt. Der Unterschied liegt darin, daß Atikah *voll*aromatisch ist. Sie enthält eine Auslese der kostbarsten Orienttabake, die so fein aufeinander abgestimmt sind, daß die geschmacklichen und aromatischen Eigenheiten jeder Tabaksorte sich voll entfalten. Im Zusammenklang ergeben sie jene einzigartig fein nuancierte Geschmackfülle, der Atikah ihre Sonderstellung verdankt. Da nur ausgesucht reine, vollwertige Tabake verwendet werden, ist Atikah hervorragend bekömmlich und von angenehm erfrischender, anregender Wirkung.



Durch ihre einzigartig originelle Form und geschmackvolle Ausführung betont die 24-Packung die hohe Qualität ihres Inhalts und läßt damit auch auf den erlesenen Geschmack ihres Rauchers schließen.



Die elegante, farbenfrohe 12-Packung ist handlich, leicht und überall bequem unterzubringen: die ideale Packung für alle Raucher, denen ein kleiner Vorrat an Cigaretten genügt.



Diese eindrucksvoll vornehme Großpackung ist für Geschenke, Repräsentation und zum Anbieten bei Gastlichkeiten wie geschaffen. Für Reisen und Ausflüge ist sie ein bequemer Vorrat: weil sie flach und gebogen ist, paßt sie ohne aufzutragen in jede Tasche.

ATIKAH

Auslese Cigaretten

5 Pf.

Selbstverständlich OHNE Mundstück

rektoren rissen sich um die Sensation. Niemand gelang es, weder den Professoren, die eigens der Kugel wegen die Vorstellungen besuchten, noch den Bühnenarbeitern, die täglich mit der Kugel und der Spirale zu tun hatten, das Geheimnis des Tricks zu ergründen.

Der Artist, der sich diesen Trick ausgetüftelt hatte, war ein mageres Männchen mit etwas spitzem Gesicht, ganz unauffällig in der Erscheinung. Er war ein Sonderling, ohne daß jemand auf den Gedanken gekommen wäre, es mit einem Sonderling zu tun zu haben. Ein Männchen im billigen Anzug, mit verschrammten Kisten und Kasten...

Mit einem überaus bescheidenen Wanderzirkus war er über den Balkan gereist, ein Landstreicher im Harlekingewand, als er auf die Idee der Wunderkugel kam. In aller Heimlichkeit ließ er sich den Apparat anfertigen und nahm in aller Heimlichkeit die Proben vor. Plötzlich war die Nummer fertig, und der kleine Wanderzirkus hatte eine Attraktion — eine Attraktion, die innerhalb von Jahresfrist den kleinen Zirkus mit Ruhm und Reichtum überhäufte.

Aus der Welt kamen Agenten und Direktoren angereist, die von der sensationellen Nummer erfahren hatten; die großen Fachleute aus London, Paris, Berlin, Neuyork mußten sich herablassen, den kleinen Wanderzirkus auf dem Balkan zu besuchen, wo der Wundermann mit der Wunderkugel auftrat.

Die Engagementsangebote überstürzten sich, und der Mann mit der Kugel hielt Einzug in die Varietés der großen Welt. Es begann eine phantastische Laufbahn, die einem einzigen Triumphzug glich. Riesige Scheinwerfer, grelles Licht schleudernd oder bunt funkelnd, richteten sich auf ihn. In jenem Jahrzehnt gab es auf europäischen Zirkusprogrammen keinen noch so berühmten Clown, keine noch so schöne Tänzerin, keine noch so waghalsige Luftnummer, die es an Zugkraft mit der silbernen Kugel hätte aufnehmen können. Alle Erfolge, Rekordgagen, Beifallsstürme und Ehrungen ließen den kleinen, mageren, schlichten Mann ungerührt. Er schien sich heimlich nach dem kleinen Wanderzirkus zurückzusehnen, nach der Landstraße und dem Wohnwagen.

Barnum & Baley... USA.... Der größte Zirkus der Welt, mit eigenen Eisenbahnzügen und einem Spielzelt für 15 000 Zuschauer, mit drei Manegen vierhundert Artisten im Engagement und über sechshundert Tieren, eine rollende Zeltstadt der tausend Wunder... Der Mann mit der Kugel hatte die höchste Stufe aller Artistenherrlichkeit erreicht, als er bei Barnum & Baley in der Mittelmanege auftrat, wo nur die ganz großen Nummern sich produzierten. Die silberne Kugel, die den glitzernden Schienenweg um den Mast herum aufwärtslief, bildete viele Jahre lang die erste Sensation der Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach zehn Jahren tauchte der Mann mit der Kugel wieder in Europa auf, von einer Gloriole amerikanischen Ruhms umgeben. Mit Stargagen gastierte er nochmals in allen Zirkussen und Varietés von London bis Petersburg, von Kopenhagen bis Rom. In Glasgow hatte er zum erstenmal mit der Wunderkugel Pech. Beim Abwärtsrollen schlug die Kugel auf halber Höhe über den Rand der Schiene hinweg zu Boden. Er hatte sich nur den Arm verstaucht.

Sein Leben hatte aber plötzlich einen Knacks bekommen, von dem er sich nie wieder recht erholen konnte. Der kleine Unfall in Glasgow ließ ihn ahnen, daß seine Glückssträhne zu Ende ginge. Er hatte plötzlich Angst, Angst vor uferlosem Pech, das ihn befallen könnte; er fürchtete sich und litt unter schrecklichen Visionen, wenn er in der rollenden Kugel eingeschlossen war. Ein nochmaliger Unfall ereilte ihn, den er — einmal unsicher geworden — offenbar selbst verschuldet hatte. Eine Vision hatte ihn, wie er später auf dem Krankenbett angab, im kritischen Augenblick um das Bewußtsein gebracht.

Das war in Madrid gewesen. Langsam war die Kugel über die Schiene den Mast hinaufgerollt, als sie auf einmal zu schwanken begann. Ein erstickter Schrei drang von irgendwo her, im Zuschauerraum waren die Menschen aufgesprungen... Im Bruchteil einer Sekunde war der Absturz geschehen. Silbern aufglänzend sprang die Kugel aus der Schiene, dröhnend niederfallend. Jäh brach die Musik ab, der Vorhang fiel. Man zog den Artisten mit verletzter Wirbelsäule, angstentstellt und vollkommen verwirrt, aus der Kugel.

Als das kleine, magere Männchen mit dem spitzen Gesicht aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war es sich klar darüber, daß das Pech unweigerlich begonnen hätte und daß es nun abwärts mit ihm ginge, so steil abwärts, daß es einem Absturz glich. Vielleicht würde er dort enden, wo er einst angefangen hatte: in dem kleinen Wanderzirkus auf dem Balkan...

Aber nicht einmal dieses Ende war ihm vergönnt. Er hatte Kontrakt mit Petersburg. In Petersburg traf er scheinbar unverändert ein in seinem billigen, schlichten Anzug, mit seinen verschrammten Kisten und Kasten. Grelle Plakate verkündeten das Auftreten des Mannes mit der Wunderkugel: die größte Attraktion der Welt und aller Zeiten! Die erste Vorstellung war ausverkauft. Wenige Minuten vor der großen Nummer lief der Artist verstört und wie gehetzt aus dem Theater... Schweißüberströmt durch die Straßen, von Kneipe zu Kneipe eilend, verbrachte er die Nacht. Er hinterlegte am nächsten Tag die Konventionalstrafe und reiste ab. Die silberne Kugel rollte nicht mehr...

Er wollte nicht mehr arbeiten. Er wollte sich zur Ruhe setzen. Er ließ sich in Berlin nieder und brachte seine Kisten und Kasten auf einem Speicher unter. Er hatte sich sechzigtausend Dollar erspart und konnte ein ruhiges Leben führen. Mehr konnte er nicht erreichen. Niemand vermutete mehr in ihm die einst weltberühmte Nummer. Die größte Attraktion der Welt und aller Zeiten war vergessen, als wäre sie nie dagewesen.

Der Weltkrieg kam. Die Inflation... Der Mann mit der Kugel hatte alles Geld verloren, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als sich nach einer Arbeit umzusehen.

Im Lichtkreis einer Bogenlampe auf der Friedrichstraße begegnete der Zirkusdirektor Sarrasani in einer Nacht des Jahres 1922 einem Telegraphenarbeiter, in dem er den einstigen Artisten erkannte. „Wollen Sie zu mir kommen?" fragte er, die Hand des Gewesenen schüttelnd. Da brach das kleine, magere Männchen, dessen Haar ergraut war, in Tränen aus und schluchzte erschüttert vor sich hin. Wenige Tage später wurde die Wunderkugel, die mit hohen Lagerkosten belastet war, ausgelöst.

Der Mann mit der Kugel ging mit Sarrasani nach Südamerika und begann da von neuem, wo er vor vielen Jahren Schluß gemacht hatte: glanzvoll und rätselhaft lief die silberne Kugel wieder die Spirale aufwärts, von donnerndem Beifall umtost. Er schien, als wäre er in der Zwischenzeit niemals ohne Engagement gewesen. Er war noch immer ohne Konkurrenz. Er war noch immer die Sensation des Programms. Noch immer war er der kleine, schlichte, völlig unauffällige Mann, der sich nichts aus Lärm und Beifall machte. Gelassen lächelnd nahm er die Ovationen entgegen, mit der kühlen Ruhe eines Menschen, der schon einmal in Vergessenheit geraten war. Er war schon einmal tot gewesen oder fast tot, und er würde noch einmal sterben, denselben Tod des Vergessens...

Von Südamerika ging er nach Australien, begeistert in Sidney empfangen. Die Leute schrien und winkten ihm zu wie einst bei Barnum & Baley in der Mittelmanege. Nichts schien sich verändert zu haben... Auf der Überfahrt von Australien nach Europa ist der Mann mit der silbernen Kugel ohne sichtbaren Anlaß in den Ozean gesprungen. Der Clown Cavallo stand neben ihm an der Reling des Schiffes. „En avant!" rief der alte Artist plötzlich mit einem Blick voll Verstörung und schwang sich über Bord. Entsetzt starrte der Clown dem Ertrinkenden nach.

Das Geheimnis der Wunderkugel wurde nie gelöst; mit dem alten Artisten ging der seltsame Trick in den Fluten des Ozeans unter... Vergessen steht die silberne Spirale auf irgend einem Speicher in Berlin.

(Fortsetzung folgt.)

SCHIFF IN SICHT

Von Anton Barghorn

Heini war der jüngste Mann an Bord der „Anita", und es war sein größter Kummer, daß er bei den Mahlzeiten im Logis am untersten Ende der Back sitzen mußte, wie es sich für einen Schiffsjungen gehörte. Es kamen so immer erst die Schüsseln mit dem Essen zu ihm herunter, wenn sich alle anderen ihre Teller ausgiebig gefüllt hatten. Für ihn blieb dann immer der Rest.

Gar zu gerne hätte er sich auch einmal als erster die größten und fettesten Brocken aus der großen Eßback gefischt, besonders, wenn es etwas nach seinem Geschmack zu essen gab.

An einem Sonntag auf See sollte es mittags Plummen und Klüten geben; die aß Heinrich für sein Leben gern. Am liebsten hätte er davon eine ganze Backe voll verschlungen.

Heinis Wache war abgelöst worden. Auf dem Tisch im Logis dampften schon die Klöße. Aber als hätten die Janmaaten die geheimen Wünsche ihres Schiffsjungen erraten, schickten sie ihn vorher noch mit irgendeinem Auftrag an Deck, damit er nur nicht alleine mit den vollen Schüsseln wäre. Inzwischen ließen sie sich hungrig nieder.

In diesem Augenblick reifte in Heini ein schneller Entschluß. Er fühlte den Zeitpunkt zur Erfüllung seines Wunsches herannahen.

Die „Anita" segelte bei günstigem Winde und gutem Wetter weitab von den üblichen Routen der Dampfer. Lange Zeit hatte die Besatzung kein anderes Schiff zu sehen bekommen. Endlos schien die große Wasserfläche, und jede kleine Abwechslung wäre mit Freude aufgenommen worden. Wie das nun einmal ist auf langer Seereise.

Diesen Umstand wollte Heini sich zunutze machen.

Mit aufgeregten Rufen lief er in das Logis zurück, wo die Matrosen sich gerade über das Essen hermachen wollten.

„Schiff in Sicht!" rief er ihnen zu.

„Ein großer Passagierdampfer kommt uns entgegen."

Die überraschende Aussicht auf eine solche kleine Abwechslung ließ die Janmaaten das Essen vergessen. Die Begegnung mit einem Schiff nach langen Wochen war ein Ereignis.

Polternd sprangen sie von ihren Bänken auf und drängten sich durch die Tür an Deck. In der allgemeinen Aufregung hatte keiner von ihnen bemerkt, daß Heini zurückgeblieben war.

Nachdem alle hinausgeeilt waren, schloß er die Tür und setzte sich an die Back.

Endlich war er einmal allein vor den vollen Schüsseln. Er besann sich auch nicht lange und griff kräftig zu. Einen Kloß nach dem andern schob er hinter die Zähne.

Draußen an Deck hörte er die anderen fragen und herumlaufen. Sie schauten alle eifrig nach dem entgegenkommenden Dampfer aus, den Heini ausgesungen hatte. Aber obgleich sie sich schier die Augen aus dem Kopf guckten wollten, von einem Schiff und dazu noch von einem großen Passagierdampfer war weit und breit am ganzen Horizont auch nicht das geringste zu entdecken. Einsam segelte die „Anita" durch den Ozean.

Da dämmerte es plötzlich in den Köpfen der Janmaaten, und es kam ihnen die Erkenntnis, daß sie von dem Schiffsjungen Heini in abscheulicher Weise hinters Licht geführt worden waren. Wutschnaubend und erfüllt von einer bösen Ahnung eilten sie in das Logis zurück.

Dort kaute Heini noch immer mit vollen Backen und grinste sie an. Noch ahnte er das Unheil nicht, das über ihn hereinbrechen sollte. Zuerst staunten sie ihn alle an, dann aber zogen sie ihn mit Gebrüll über die Bank, und es nützte nichts, daß er sich wehrte und heulte. Sie gerbten ihm eifrig das Leder.

Dann fielen sie hungrig über die Schüssel her, aus der Heini schon die größten und besten Brocken herausgefischt hatte.

Der stand nun abseits und rieb sich verstohlen das Fell, und die dicken Tränen liefen ihm über die Backen. Aber dennoch hatte er die stille Genugtuung, wenigstens einmal als erster vor der vollen Schüssel gesessen zu haben.

Sprachen auf neue Art!

Ohne mechanisches Wörterbüffeln

von deutschem Erfindergeist für zeitknappe Leute, neben dem Beruf

Und wie wird das gemacht? Durch die neuartigen Pläne der Wortverwandtschaft und Wechselwirkung, die Sie vom ersten Augenblick an in die fremde Sprache des täglichen Gebrauchs hineinstellen. Dann durch eine ganz einfache Schlüsseltechnik, die Sie fast mühelos befähigt, von Anfang an unseren Sprachstoff in

Englisch - Französisch - Italienisch - Spanisch oder Tschechisch

zu lesen, zu sprechen und zu schreiben. Mechanisches Wörterbüffeln brauchen Sie nicht, denn eine planvolle Wiederholung verankert den Sprachstoff selbsttätig. Gleich einer interessanten Lektüre, die unterhält, anregt und erfreut, geht der Spracherwerb kurzweilig vor sich. Sie sind weder an Beruf, noch Wohnort, noch Lehrstunde gebunden, sondern Sie nehmen in beliebigen Abschnitten

ohne Vorkenntnisse, ohne Sonderbegabung, bequem zu Hause

die Originalmittel durch, die wir Ihnen nach Ihrer Anforderung vollständig, also nicht nur in Form von Probedrucksachen, und portofrei zusenden. Volksschulbildung genügt zu dieser Durchnahme, denn sie geht gemäß unserer Anweisung so leicht und unterhaltsam vor sich, daß keine Unklarheit bestehen bleibt; im übrigen überwachen Sie Ihre Fortschritte durch die fortlaufend eingeschaltete Selbstkontrolle! Zudem steht Ihnen kostenlose Beratung durch unseren wissenschaftlichen Leiter, Herrn Dr. Heil, währenddem frei. Wir geben Ihnen Standardwerke oder für Englisch, Französisch, Italienisch Dr. Heils Neusystem =

Schnellkurse auf je 4 Wochen für nur RM. 1.90

Aufklärung

Diese 4 Wochen sind die Norm für den Ansatz der Mietgebühr. Wer die Originalmittel zur Durchnahme länger benötigt oder zum Zwecke der Vertiefung weiter gebrauchen will, der kann ihre Benutzung jeweils auf weitere 4 Wochen zu den gleich. Vereinbarungen verlängern. Für jeweils 4 Wochen beträgt also bei 1 Sprache

die Nutzgebühr nur RM. 1.90

u. nur RM. 2.90, wenn Sie zwei Sprachen zugleich durchzunehmen wünschen. Sie haben außer dieser kleinen Gebühr keine sonstigen Zahlungs- oder Kaufverpflichtungen; diese Gebühr umschließt alles, sowohl den Gebrauch der Originalmittel, wie auch die kostenlose wissenschaftliche Beratung durch den Spezialisten Dr. Heil.

Sie zahlen nicht im voraus

denn erst nach Ablauf der 4 Wochen überweisen Sie die obengenannte Gebühr und senden nach beendigt. Gebrauch die Originalmittel zurück an die

Fremdsprachen-Gesellschaft m. b. H. München 2 SW/30

Falls der Anmeldeschein **schon abgetrennt wäre oder falls Sie ihn nicht ausschneiden können, geben Sie Ihre Anmeldung noch heute durch Postkarte an uns.**

Lesen Sie hier die Beglaubigungen derer, die aus Erfahrung sprechen:

Ein Auslandsdeutscher bestaunt ihren Erfolg

Ich bin mit dem Erfolg aus Ihrer Original-Methode Spanisch nicht nur zufrieden, sondern geradezu begeistert. In den etwa 2 Monaten der Durchnahme habe ich einen Erfolg erzielt, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Ich habe das Werk etwas über die Hälfte durchgearbeitet und kann sagen, daß ich schon so viel kann, um mich mit jedem Spanier zu unterhalten Die Bestätigung dessen erhielt ich vor einigen Tagen, als ich Gelegenheit hatte, mich mit einem 27 Jahre in Spanien ansässig gewesenen Auslandsdeutschen zu unterhalten. Dieser Herr staunte vor allem über meine Aussprache und wollte mir nicht glauben, daß ich das aus einem Selbstunterrichtswerke gelernt hätte. Von Lernen kann bei Ihrer Methode eigentlich gar keine Rede sein; das Durchlesen ist vielmehr eine angenehme Unterhaltung. Also nochmals, ich kann Ihnen nur einen einzigartigen Erfolg bestätigen, Sie haben voll und ganz das gehalten, was Sie in Ihrer Zeitungswerbung ankündigten.

Erfurt, 1. Februar 1937, Rosengasse 12. Elly Mielke, Verkäuferin.

Er wollte es nicht glauben

Durch Ihren Englisch-Schnellkurs habe ich mir einen Sprachschatz erworben, der selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Als ich Ihr Werk erhielt, studierte ich bis tief in die Nacht hinein und konnte mich kaum von dem interessanten und unterhaltenden Stoff trennen. Durch Dr. Heils Neusystem wird einem sozusagen alles in den Mund gelegt, ohne sich anzustrengen. Mein Freund, der schon jahrelang Englisch sprach, wollte nicht glauben, daß ich meine Kenntnisse aus einem Selbstunterricht geschöpft hätte. Als ich ihm das aber bewies, war er verblüfft und erkannte Ihr System als die Spitzenleistung der fremdsprachlichen Lehrmittel an. Ich kann es nur jedem Volksgenossen empfehlen, denn: Wer probt, der lobt!

Siegmar-Schönau, 4. April 36, Hindenburgstraße 16 Heinz Harnisch, Maschinenschlosser

Der Versuch überzeugt!

Ich möchte es keineswegs versäumen, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihr vorzügliches Werk Schnellkurs Englisch, mit dem Sie mich direkt überrascht haben und welches selbst meine kühnsten Erwartungen übertroffen hat, auszusprechen. Ich bin mit dem Erfolg sehr zufrieden. Eine bessere und verständlichere Methode kann es wohl kaum geben. Ich finde es deshalb gar nicht für angebracht, Ihr Neusystem in überschwenglichen Worten noch besonders hervorzuheben, denn allein der Versuch, das kann ich aus innerster Überzeugung behaupten, wird jeden Zweifler eines anderen belehren. Ich kann und werde Ihr Werk nur wärmstens empfehlen.

Johannisburg/Ostpr., Markt 6, 10. Sept. 36 Wilhelm Beetz Sparkassenangest.

Das Vokabellernen fällt weg

Ich kann mich wirklich den anderen, welche über Ihr Sprachensystem das Prädikat „vorzüglich" schon abgegeben haben, nur anschließen. Diese Vorzüge sind darin zu sehen, daß das Vokabellernen ganz in Wegfall kommt und daß es nur eines bedarf, nämlich die Wortabwandlung. Diese wieder ist in Ihrem Neusystem in so leichter Form einwandfrei festgelegt, daß es auch ein ganz Unkundiger einfach begreifen m u ß. Weiter ist von sehr großem Wert, daß man von der ersten Lektion an gleich mitten im Geschehen, sei es Wort oder Schrift, steht. Das Wachhalten des Interesses ist hier am maßgebendsten. Ich kann Ihre Originalmittel jedem, ganz gleich ob er Arbeiter der Stirn oder Faust ist, sehr empfehlen, und ich werde mich auch selbst dafür einsetzen.

Burkhardtsdorf, Markt 14, 21. Januar 1937. Johannes Görner, kaufm. Angestellter

Die Sprache fließt förmlich zu!

Um ein Urteil über Ihr Sprachenwerk abzugeben, genügen ja schon 4 Worte: „Es gibt nichts Besseres", aber ich will Ihnen kurz meine Erfahrungen schildern. Vor 15 Jahren lernte ich die englische Sprache ein Jahr lang bei einer Engländerin und hatte in diesem Jahre nicht den 10. Teil gelernt von dem, was ich in einem Vierteljahr aus Ihrem Neusystem gelernt habe Viele englische Lehrbücher habe ich unter den Fingern gehabt, aber so etwas Gutes wie Ihr Neusystem noch nicht. Meiner Meinung nach kann es keine bessere Lehrmethode geben als Ihre, wo einem die Sprache förmlich zufließt. Nochmals besten Dank

Rostock, 8. März 1937. Doberanerstr. 17. Fritz Hartung, Hotelang.

Man lernt geradezu nebenbei

Wenn ich hiermit Ihrem System vollste Anerkennung ausspreche, so tue ich das gerne und möchte mit der Anerkennung meine herzlichste Empfehlung für jeden Volksgenossen verbinden. So wenige Stunden ich Zeit fand, Ihre Originalmittel zu studieren, um so mehr mußte ich das System bewundern. Man lernt geradezu nebenbei. Man lernt, ohne durch Grammatikregeln gelangweilt zu werden. Beim Lesen interessanter Lektüre lernt man, was sonst in langen Schulstunden Kopfschmerzen macht. Lesen, Schreiben und Sprechen lernt man zu gleicher Zeit auf unterhaltende Art. Ich muß dieses wie ein Wunder scheinende und doch nur auf einfachen Naturgesetzen aufgebaute System unbedingt jedem Vorwärtsstrebenden empfehlen. Spielend habe ich mir gute Kenntnisse angeeignet, die ich anzuwenden schon Gelegenheit hatte.

Böhlitz-Ehrenberg, 13. Sept. 36, Göringstraße 26/II Werner Friedrich, Schriftsetzer

Das Vokabellernen fällt fort

Ihr Dr. Heils Schnellkurs besitzt einen fabelhaften Aufbau. Ich kenne schon viele andere Lehrwerke, aber keines reicht an Ihr Werk heran. Gleich von Anfang an wird man in die Sprache des Lebens hineingeführt. Man fängt von selbst in der fremden Sprache zu denken an. Das Vokabellernen, für mich wie für viele ein Greuel, fällt hierbei durch die ständige Wiederholung vollkommen fort, dabei weitet sich der Horizont immer mehr, ganz gleich, ob man ein Arbeiter der Stirn oder einer der Faust ist, und — man hat nur zu lesen dabei. Die Grammatik wird in kleinen Dosen gereicht, die man mühelos und ohne Beschwerden verdaut. Jetzt habe ich mir nach Ihrem System Englisch und Französisch angeeignet, später soll Spanisch folgen, und ich will gern auf Ihr vortreffliches Werk überall aufmerksam machen.

Berlin, Ramlerstraße 33, 10. Sept. 1936 Kurt Metzkow, Postbetriebsarbeiter

In kurzer Zeit solchen Sprachschatz

Es war schon immer mein Wunsch, eine fremde Sprache zu erlernen, insbesondere die englische. Nur wußte ich nicht, wie ich dazu kommen konnte. Zufälligerweise las ich eine Ihrer Anzeigen „Sprachen auf neue Art!" und bestellte sogleich, schon der Billigkeit wegen. Jetzt nach 4 Wochen, nachdem ich mir alles gründlich durchgelesen habe, sind schon so viele Wörter in meinem Gedächtnis haften geblieben, daß ich mich englisch im alltäglichen Leben ganz gut verständigen könnte. Da ohne jegliche Vorkenntnisse, ist dies erstaunlich, in einer so kurzen Zeit und ohne lernen zu müssen, sich solch einen Sprachschatz anzueignen. Es macht mir Spaß, und es ist abends meine liebste Lektüre.

Reichenbach (Eulengeb.), 20. April 1936. Heinrich Hähnel, Lagerist.

So einfach für jedermann

Als ich vor kurzer Zeit Ihren Englisch-Schnellkurs bestellte, glaubte ich nicht, daß ich für diesen niedrigen Betrag etwas so Vollwertiges erhalten würde wie dieses Werk. Ich bin jetzt mit der Durchnahme bald zu Ende und freue mich, daß alles, trotzdem ich nur die Volksschule besuchte und keine Vorkenntnisse im Englischen gehabt habe, so gut geklappt hat. Jetzt könnte ich es mir auch gar nicht anders vorstellen, denn Ihr Neusystem ist so einfach, daß jedermann es begreifen muß. Sie können deshalb gewiß sein, daß ich Ihr Werk bestens empfehlen werde.

Niederfrohna, 3. April 1936. Lenbacherstr. 56 Herbert Doberenz

Erstaunlicher Erfolg trotz knapper Zeit

Ich habe Ihre Originalmittel für Englisch jetzt 2 Monate im Gebrauch und muß schon sagen: die Fortschritte sind glänzend. Die Methode und Gestaltung des Lehrstoffes selbst wirkt so unterhaltend und prägt sich in ihrem durchaus logisch entwickelten Aufbau ganz mechanisch dem Gedächtnis ein und findet im praktischen Leben nutzbringende Verwendung. Aufbau und Inhalt Ihres Lehrwerkes haben mich davon überzeugt, daß ich das Dr. Heil's Neusystem jedermann aufs wärmste empfehlen kann

Osnabrück, Machstr. 22, 23. Januar 1937. Walter Schilling, Registrator

Diesen Erfolg nie träumen lassen

Ich kann ehrlich von mir behaupten, innerhalb 3 Monaten Erfolge in der englischen Sprache erzielt zu haben, wie sie anderswo wohl kaum in weit längerer Zeit zu verzeichnen wären. Und diesen unerhörten Erfolg habe ich nur durch planmäßiges Lesen in Dr. Heils Schnellkurs, ohne irgendwie auf die englische Sprache vorgebildet gewesen zu sein, errungen. Das eintönige Vokabelnlernen und Einpauken grammatischer Regeln fällt in dieser neuen genialen Methode gänzlich fort. Der Sprachstoff ist in spannender Form gehalten und ermöglicht eine ständige Selbstkontrolle. Ich kann dieses Werk jedem deutschen Volksgenossen nur aufs wärmste empfehlen. Alle, die einen Versuch mit dem Neusystem machen, müssen wie ich und tausend andere immer wieder bestätigen, daß sie sich einen derartigen Erfolg nie hätten träumen lassen.

Chemnitz, 14. Sept. 1936 Blankenauer Str. 64 Helmut Kluge, kaufm. Angest.

Mit solch klaren Beweisen des Erfolges könnten wir Seiten füllen!

Mehr als 3/4 Million Menschen bedienten sich unserer Standardsysteme!

Anmeldeschein

Nur vollständig ausgefüllte Anmeldescheine können ausgeführt werden!

An die Fremdsprachen-Gesellschaft München 2 SW/30. (In offenem Briefumschlag 3 Pf. Porto!) Senden Sie mir portofrei zum Gebrauch auf 4 Wochen die vollständigen Originalmittel für (Nichtgewünschtes durchstreichen!)

Englisch - Französisch - Italienisch - Spanisch - Tschechisch

Dies geschieht unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich außer der Nutzgebühr von RM. 1.90 (bei zwei Sprachen RM. 2.90) für die ganzen 4 Wochen keine weiteren Zahlungen zu leisten habe und auch keinerlei Kauf- oder sonstige Verpflichtungen eingehe. Nach Ablauf der 4 Wochen werde ich die Gebühr überweisen und die Originalmittel an Sie frankiert zurücksenden. Erfolgt die Rücksendung nicht, dann gilt die Miete als zu den gleichen Vereinbarungen verlängert. Adressenänderungen gebe ich Ihnen an. Erfüllungsort München. (Falls nicht volljährig, auch Unterschrift von Vater, Mutter oder Vormund.)

erwerbstätig: ....

Name und Beruf: ....

in Untermiete bei: ....

ständ. Adresse: ....

„Männchen"

KRIMINAL-ERZÄHLUNG VON WERNER GRANVILLE-SCHMIDT

„Inspektor Thornton von der Kriminalpolizei!" meldete der Bürojunge den Besucher an.

Ted Trivers, Direktor der „Amalgamated Steal Corporation" erhob sich lebhaft und trat dem Beamten entgegen. — In sichtlicher Aufregung sagte er:

„Mister Thornton, ich habe telephoniert, weil in unserm Betrieb, gelinde gesagt, eine unerhörte Schweinerei passiert ist. — Unser Kassierer Chevalier, zu dem wir vollstes Vertrauen hatten, und der seit nahezu fünfzehn Jahren in unsern Diensten steht, hat im Laufe der letzten Jahre fast eine halbe Million Dollars unterschlagen. Durch eine überraschende Revision wurde heute morgen festgestellt, daß Chevalier in den Büchern Rasuren und Fälschungen vorgenommen hat. Die ganze Fehlsumme steht noch nicht fest; aber sie ist eher größer als die Ihnen genannte. — Während der Revision hat sich Chevalier heimlich entfernt. — Ich habe deshalb sofort bei Ihnen angerufen."

Inspektor Thornton nickte und ließ sich die Personalakten geben Dann notierte er:

„Maurice Chevalier; geboren 17. Februar 1890 zu New-Orleans. Wohnung: 61 Stuivesant-Avenue, Brooklyn, Zimmerherr bei Synders. — Unverheiratet." Der Beamte ergriff den Telephonhörer und rief das Polizeihauptquartier an. „Hier Inspektor Thornton. Ein Beamter sofort nach Brooklyn 61 Stuivesant-Avenue. Soll feststellen, ob der bei Synders wohnhafte Kassierer Maurice Chevalier im Hause ist. Chevalier ist zu beschatten, damit er sofort festgenommen werden kann, wenn der Haftbefehl erwirkt ist. — Seine Flucht ist unter allen Umständen zu verhindern. — Jawohl, die Verantwortung übernehme ich!"

Thornton hängte an und wandte sich wieder dem Direktor zu. „Haben Sie irgendwelche Anhaltspunkte, was Chevalier zu den Unterschlagungen veranlaßte? — Leistete er sich kostspielige Damenbekanntschaften? — Spielte oder wettete er? — Jeder Fingerzeig ist wichtig für unsere Nachforschungen."

Trivers schüttelte den Kopf. „Wir stehen vor einem Rätsel. Chevalier war die Einfachheit selber in seinem Privatleben. — Sie sehen ja auch; er bewohnte ein einziges Zimmer, obwohl er sich, seinem Gehalt nach, gut eine komfortable Junggesellenwohnung hätte einrichten können. — Darum vertrauten wir ihm auch. Als er merkte, daß wir seine Kassenführung nur oberflächlich kontrollierten, kam wohl zuerst die Versuchung über ihn, Unterschlagungen zu begehen Vielleicht hat er das gesamte Geld unter falschem Namen deponiert, um sich im Ausland selbständig zu machen."

Der Beamte nickte wiederum. „Ein Bild von ihm haben Sie wohl nicht in Händen? — Hatte er irgendwelche Absonderheiten oder äußerliche Kennzeichen?"

„Daß ich nicht wüßte." — Trivers sah nachdenklich vor sich hin. „Immerhin", fuhr er fort, „würde es für ihn nicht so leicht sein, sich zu verbergen. Er hatte so gar nichts Amerikanisches an sich, sondern vertrat den Typ seiner französischen Vorfahren. Schwarzer Vollbart."

„Den er sich wahrscheinlich sofort hat abnehmen lassen", warf Thornton mit flüchtigem Lächeln ein.

„Und dann seine vorspringende Hakennase."

Der Inspektor machte sich eine Notiz. „Darf ich nun den Arbeitsplatz Ihres Kassierers besichtigen?"

Trivers selbst führte den Inspektor ins Hauptbüro. Chevaliers Platz befand sich in einer Art Verschlag.

Thornton unterzog den Schreibtisch einer gründlichen Untersuchung. Aber in den Schubladen fanden sich nur unwesentliche Kleinigkeiten. — Zuletzt nahm der Beamte auch noch den Inhalt des Papierkorbes unter die kritische Lupe.

Als Trivers ihn verwundert beobachtete, sagte er. „Auch der geringste Hinweis kann von größtem Nutzen sein. Mancher wirft Notizzettel fort, die irgendwie auf seine Spur leiten können Nicht umsonst behauptet man, daß auch der gewiegteste Verbrecher manchmal eine Dummheit begeht. — Allerdings weiß ich aus meiner Praxis, daß es auch Ausnahmen gibt"

„Herr Inspektor Thornton wird am Telephon verlangt!" meldete einer der Angestellten.

Thornton begab sich zum Apparat.

Trivers, der ihn beobachtete, sah, wie er die Zähne in die Unterlippe grub und die Stirn runzelte.

„Ungünstige Nachricht", dachte er beunruhigt.

Da kam auch der Inspektor schon zurück. „Wie ich es mir gedacht habe, Mister Trivers Unser Beamter ist mit dem Motorrad sofort nach Brooklyn hinausgefahren; aber der Vogel war schon ausgeflogen. Er hat nur in aller Eile seinen Koffer gepackt, hat der Wirtin erzählt, er müsse im Auftrage der Firma eine Reise antreten und ist fort. — Nun, wir werden sofort alle Bahnhöfe und abgehenden Seedampfer unter Beobachtung stellen. Ein ungefähres Signalement haben wir ja; der Beamte konnte noch feststellen, daß Chevalier sein Zeug im Hause nicht mehr gewechselt hat. Die Zeit drängte wohl. — Er trägt also den Anzug, den er heute morgen im Geschäft anhatte — vorausgesetzt, daß er sich nicht in einem Geschäft neu eingekleidet hat, um sich möglichst unkenntlich zu machen. — In seinem Zimmer hat er leider auch nichts zurückgelassen, was auf seine Spur führen könnte. — Ah! — —"

Thornton hatte wieder angefangen, den Papierkorb zu inspizieren. Jetzt hielt er ein Zettelchen in der Hand, das mit Zahlenkolonnen bedeckt war Thornton strich das zerknitterte Papier glatt Ein humoriges Lächeln glitt über seine scharfen Züge. „Ein gottbegnadeter Zeichner ist Ihr Mister Chevalier nicht. — So malte ich schon als Sechsjähriger." Am Rande des Zettels hatte der Kassierer verschiedene „Männchen" gezeichnet. Diese Zeichnungen muteten sehr unfertig an und sprachen allen anatomischen Grundsätzen Hohn. Unter anderem waren die Augen auf einer Seite, obwohl die Männchen im Profil gezeichnet waren.

„Kontofälschung: sehr gut; Zeichnen: mangelhaft!" bemerkte Thornton ironisch. „Mister Chevalier scheint Linkshänder zu sein; die Männchen schauen ja alle nach rechts."

„Ist er auch!" stimmte Trivers bei „Oft, wenn er in Gedanken war oder etwas nachrechnete, malte er solche Männchen an den Rand. Er behauptete, er könne sich dann besser konzentrieren."

Thornton überflog die Zahlenreihen. „Nichts von Bedeutung, scheint mir. Ich hoffte, er hätte in der Zerstreutheit mal den Namen des Schiffes, mit dem er entfliehen will, oder die Stadt, die er aufsuchen möchte, niedergeschrieben und dem Papierkorb anvertraut. — Mister Chevalier scheint vorsichtig zu sein Er hat wohl schon lange den Gedanken einer Flucht erwogen; aber die Gier, noch immer mehr Geld auf die Seite zu bringen, hielt ihn noch hier. — Bis die heutige Revision seine weiteren Pläne zerstörte. — Wir werden die Auto-Ausfallstraßen besetzen und jeden Wagen kontrollieren. Wenn er Neuyork nicht schon verlassen hat, wird er kaum mehr herauskommen. — Über den Erfolg unserer Recherchen werde ich Ihnen von Fall zu Fall berichten."

Thornton warf die Zettel und Umschläge wieder in den Papierkorb zurück und reinigte sich die Finger an seinem Taschentuch. Nur das Blatt mit den „Männchen" legte er in sein Notizbuch. Sie kamen ihm so drollig vor; er wollte sie seinen Kollegen zeigen — —

*

„Der nächste bitte!" sagte Dr. Loring gewohnheitsmäßig durch die halbgeöffnete Tür, die sein Sprechzimmer mit dem Warteraum verband. Als alles still blieb, warf er einen Blick ins Wartezimmer und sah, daß kein Patient mehr anwesend war

Es schien, als stellte sich niemand mehr zur Morgensprechstunde ein. Dr. Loring wusch sich sorgfältig die Hände und legte den weißen Berufskittel ab

In diesem Augenblick schrillte die Flurglocke. Er hörte seine Empfangsdame sprechen; dann eine tiefere männliche Stimme Dann sah Dr. Loring einen hochgewachsenen Mann mit blassem Gesicht, einem sorglich gescheitelten Vollbart und einer auffallend vorspringenden Hakennase ins Wartezimmer eintreten

„Ein Typ, den man in Neuyork selten sieht", dachte Dr. Loring. „Amerikaner ist er sicher nicht."

Der Fremde warf einen forschenden Blick nach allen Seiten und schien befriedigt, keine weiteren Patienten mehr anzutreffen Vielleicht war er deshalb erst nach Schluß der Sprechstunde gekommen.

Sobald er den Doktor im Nebenzimmer bemerkte — Loring zog sich gerade seinen Kittel wieder über —, ging er schnell auf den Arzt zu, machte eine kurze Verbeugung und murmelte einen Namen, den Dr Loring natürlich nicht verstand.

Dr. Loring stellte sich seinerseits kurz vor und wies dann mit einladender Geste zu dem Stuhl, der seinem Schreibtischsessel gegenüber stand. „Bitte nehmen Sie Platz. — Ja, und — —?"

Der Fremde setzte sich umständlich und räusperte sich scharf. In seiner Stimme, die ruhig klingen sollte, vibrierte doch ein nervöser Unterton, als er begann: „Eine Frage, Herr Doktor. — Es gibt doch so etwas wie eine Schweigepflicht für Ärzte, wenn ich recht unterrichtet bin?"

Und als Loring zustimmend nickte, fuhr er fort: „Darf ich mich darauf verlassen, daß Sie über mein Anliegen, ob wir zu einer Einigung kommen oder nicht — strengstes Stillschweigen bewahren werden?"

„Selbstverständlich!" erwiderte Dr. Loring geschmeidig. Er witterte ein gutes Geschäft

Der Besucher neigte sich vertraulich vor „Ich las vor einiger Zeit eine Notiz des Inhaltes, daß Sie an dem Boxer Tiger-Lewis, der zum Film übergehen wollte, eine Gesichtskorrektion vorgenommen haben. Sie soll sehr gut gelungen sein."

Der Arzt lächelte und wies auf ein Lichtbild auf dem Schreibtisch. Es trug die Widmung: „Ihr dankbarer Tiger-Lewis."

„Kennen Sie Tiger-Lewis? — Nein? — Nun, dann wird Ihnen dieses Bild wenig sagen. — Ich kann jedenfalls mit gutem Gewissen behaupten, daß er sich nach meinem operativen Eingriff sehr zu seinem Vorteil verändert hat."

Der Besucher lauschte interessiert — „Würden Sie auch bei mir eine Gesichtskorrektur vornehmen können?" forschte er. — „Ich — —" ein sekundenlanges Zögern verriet, wie schwer ihm die folgenden Worte wurden — „möchte aus bestimmten Gründen mein Äußeres gründlich verändern."

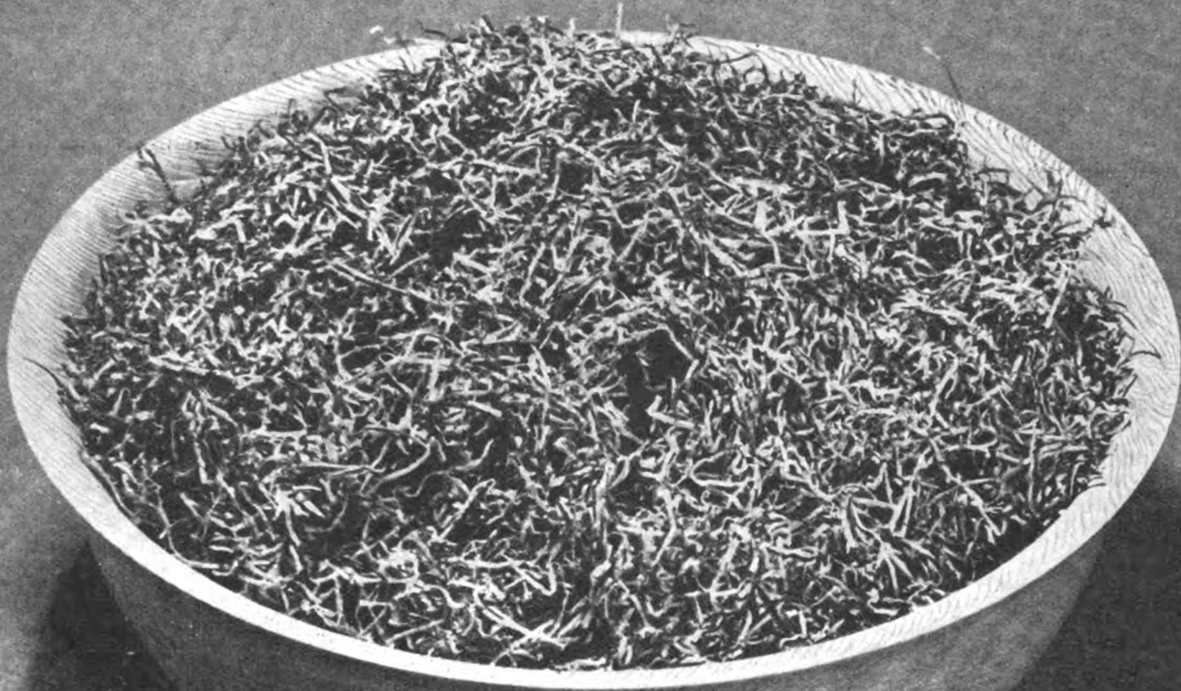
Dr. Lorings Rechte spielte mit dem Brieföffner; seine Augen ruhten prüfend auf den Zügen des Besuchers, schon erwägend, welche Möglichkeiten einer operativen Veränderung gegeben waren Da der Fremde ihn erwartungsvoll anblickte, entgegnete er: „Ich schlage Ihnen eine Änderung der Nasenform vor Eventuell käme noch eine Schrägstellung der Augen in Betracht, wodurch das ganze Gesicht einen leicht asiatischen Einschlag bekommt. Wenn wir obendrein noch den Bart abnehmen, garantiere ich dafür, daß selbst Ihre nächsten Verwandten und Freunde Sie nicht wiedererkennen werden."

„Und das Honorar?" Man hörte schon Erleichterung aus des Besuchers Stimme, nun, da der Arzt gewillt war, auf sein Anliegen einzugehen.

Loring lehnte sich in den Sessel zurück und schloß halb, wie nachrechnend, die Augen. — „Fünfundzwanzigtausend Dollars! — In diese Summe sind sämtliche Nebenkosten einbegriffen. — Sie können bis zur Beendigung des Verfahrens bei mir Wohnung nehmen. — Meine Empfangsdame, die zugleich meine Assistentin ist, steht ebenfalls unter Schweigepflicht"

Ein befreiendes Aufatmen hob die Brust des Fremden. „Einverstanden, Herr Doktor! — Ich werde mein Gepäck holen; es befindet sich in der Nähe — Eine Anzahlung kann ich auch gleich leisten." — —

Dr. Loring begleitete seinen Patienten bis an die Tür. Dann winkte er seiner Assistentin. „Miß Gimmel", sagte er mit undurchdringlichem Gesicht, „der Patient, den Sie zuletzt einließen, bezieht das Eckzimmer im Oberstock. Sein Aufenthalt hier bleibt streng geheim — Die Bedienung des Patienten übernehmen Sie bis zur





doppelt fermentiert

4 Pf

vollzogenen Operation selbst. Ich wünsche nicht, daß das Dienstpersonal ihn vorher zu Gesicht bekommt."

*

Der Fall Chevalier war in der Öffentlichkeit allmählich in Vergessenheit geraten. In dem Hudsonbabel löste ja eine Sensation die andere ab. — Tatsache blieb, daß Maurice Chevalier trotz eifrigster Nachforschungen verschwunden blieb

Thornton selbst sagte einmal zu Direktor Ted Trivers: „Wir hatten unser Netz so gespannt, daß keine Maus uns hätte entwischen können Die Erde muß diesen Gauner verschlungen haben, oder er ist klüger als wir alle!"

Drei Jahre nach diesem Vorfall machte Inspektor Thornton einen kleinen Bummel durch Neuyorks Chinatown. — Die Geheimgesellschaften der Hip-Sing-Tong und Leon-Tong hatten wieder einmal das Kriegsbeil ausgegraben. Diese sogenannten „Tong-Kriege" brachen alle paar Jahre aus und forderten Dutzende von Opfern unter den schlitzäugigen Bewohnern Chinatowns.

Thornton schritt langsam die Mott-Street hinauf. Er wollte seine Leute kontrollieren, die zu diesen unruhigen Zeiten Tag und Nacht Patrouille gingen.

Am Ende der Mott-Street wollte er eine Telephonzelle betreten, um das Hauptquartier anzurufen, fand sie aber besetzt. Geduldig wartete er draußen. Durch das Milchglasfenster sah er deutlich den Schatten des Sprechenden. Seine Linke war dauernd in Bewegung. Anscheinend bemalte er — eine Unsitte mancher Telephonzellen-Besucher — den Umschlag oder die Seiten des Teilnehmer-Verzeichnisses.

Endlich trat der Mann heraus. Thornton drängte sich an ihm vorbei in die Zelle; denn es hatte sich schon ein weiterer Anwärter gefunden.

Thornton sah, daß der Umschlag des Verzeichnisses mit „Männchen" bemalt war. Die Männchen sahen alle nach rechts; waren im Profil gezeichnet und hatten beide Augen nebeneinander auf einer Seite.

Blitzartig durchzuckte ein Name Thorntons Hirn: Chevalier! —

Der Fremde, der eben telephoniert hatte, mußte die Männchen mit seinem Füllfederhalter gezeichnet haben; denn an einigen Stellen war die Tinte noch feucht.

Thornton hatte den Zettel mit Chevaliers Zeichnungen damals zu den Akten gegeben; aber er hatte die unbeholfenen Bilder noch sehr gut in Erinnerung Besonders auffallend schien ihm der Umstand, daß auch dieser Zeichner linkshändig war.

Ansehen wollte er sich den Mann auf alle Fälle! — Schnell trat er wieder auf die Straße und ließ die Blicke wandern. Jetzt hatte er den hochgewachsenen Mann im hellen Anzug entdeckt. Er ging in Richtung Bowery. — Eine Verwechslung war ausgeschlossen; denn es gingen wenig Passanten auf der Straße.

Thornton folgte dem Fremden eiligst; ging an ihm vorbei und blieb dann, als er ein paar Meter Vorsprung hatte, unauffällig stehen. — Deutlich konnte er die Züge des Näherkommenden studieren. Im Geiste rekonstruierte er sich Chevaliers Gesicht, so wie er es nach der Beschreibung Trivers in Erinnerung hatte. — Der Vollbart spielte keine Rolle; wohl aber die vorspringende Hakennase. Trivers hatte sie als direkt auffallend bezeichnet.

Thornton spürte so etwas wie Enttäuschung. — Welcher Triumph, wenn es ihm nach drei Jahren doch noch gelungen wäre, Chevalier zur Strecke zu bringen!

Aber der Mann, der da an ihm vorüberging, erinnerte nicht im entferntesten an Maurice Chevalier Er hatte eine durchaus gewöhnliche, gerade Nase Das einzig Auffallende an ihm waren die Augen. Das zu erwähnen, hätte Trivers damals sicher nicht vergessen — Also zu früh gefreut! —

Und doch! — — Thorntons Hirn begann wieder zu arbeiten. Als alter Praktiker war er gewohnt, eine Spur bis an die Grenze zu verfolgen. — Maurice Chevalier war damals spurlos verschwunden, obwohl man ihm das Entweichen fast unmöglich gemacht hatte. Es blieb also immerhin die Möglichkeit, daß er gar nicht das Weite gesucht, sondern in Neuyork verblieben war. Aber hätte er bei seinem auffallenden Äußern drei Jahre lang unentdeckt bleiben können? — Es gab nur eine Lösung; er hatte verstanden, sein Äußeres so gründlich zu ändern, daß selbst die geschulten Augen der Kriminalisten ihn nicht wiedererkannten. — Die Sache mit den „Männchen" war entschieden hochverdächtig; besonders die Übereinstimmung, daß auch dieser Zeichner Linkshänder war —

Während Thornton seine Gedanken weiterspann, war er dem hochgewachsenen Fremden unauffällig gefolgt. Er wollte wenigstens feststellen, wo er wohnte und wie er hieß

Ahnungslos ging der Beobachtete seines Weges. Er mußte gut bekannt sein in dieser Gegend; denn er wurde verschiedentlich von Vorübergehenden begrüßt, und, wie es Thornton schien obendrein mit gewisser Hochachtung.

Endlich schien der Fremde angelangt. — Thornton folgte langsam und blieb vor dem betreffenden Laden stehen. Im Schaufenster waren verschiedene ausländische Banknoten und Münzen ausgestellt Über dem Ladenfenster stand in großen Lettern „Exchange". Der Laden war also eine Wechselstube.

Als der Fremde nach Verlauf einer Viertelstunde noch nicht wieder auf die Straße trat, warf Thornton vorsichtig einen Blick durch die Türscheibe.

Im Laden hantierte ein junges Mädchen. Von dem Fremden war nichts zu sehen Wahrscheinlich hatte er einen Nebenraum aufgesucht.

Im Türeingang war ein kleines Schild befestigt mit der Firmenbezeichnung: „Stephen Glen, Broker."

Thornton wußte erst einmal genug und ging den Weg, den er gekommen war, wieder zurück. — Der Mann, den er für Maurice Chevalier hielt, hieß also Stephen Glen. Oder vielmehr er nannte sich so. Fremde Papiere waren schließlich verhältnismäßig leicht zu beschaffen. — Herr Stephen Glen war Broker — Eine dehnbare Berufsbezeichnung übrigens. Er konnte Makler sein, Vermittler, Geldverleiher, Winkelbankier und was sonst noch ins Fach schlägt. —

Trotzdem war es aber durchaus nicht sicher, daß der ehrenwerte Broker Stephen Glen nun wirklich der verschwundene Kassierer Maurice Chevalier war. Und wenn schon — das sollte ihm erst einmal jemand stichhaltig beweisen! — Thornton gab sich keinen Illusionen hin.

Mittlerweile war er wieder bei der Telephonzelle angelangt. Nachdem er das Hauptquartier angerufen hatte, tat er etwas, was ein guter Bürger, vor allem aber ein Hüter der Ordnung, niemals tun sollte: er machte sich nämlich der Sachbeschädigung schuldig, indem er kurzerhand den Einbanddeckel des Teilnehmerverzeichnisses, worauf die „Männchen" gemalt waren, abriß und in seiner Tasche versenkte. — Er mußte unbedingt diese Zeichnungen mit denen des Kassierers Chevalier vergleichen. — — —

Am Nachmittag hatte Thornton eine längere Unterredung mit seinem Vorgesetzten, dem Oberinspektor Haig.

Haig sog nachdenklich an seiner Shagpfeife und betrachtete abwechselnd die „Männchen" auf dem Umschlag und jene auf dem Zettel, den Thornton damals Chevaliers Papierkorb entnommen hatte. Schließlich sagte er: „Je länger ich mir die Dinger anschaue, um so mehr bin ich überzeugt, daß sie von ein und derselben Person gezeichnet sind. — Es ist einfach ausgeschlossen, daß zwei verschiedene Menschen wie nach einer Vorlage arbeiten und auch noch Linkshänder sind. — Aber wie wollen Sie die Personengleichheit beweisen, Thornton? Dieser Glen wird einwandfreie Papiere besitzen, selbst wenn er gar nicht Glen sein sollte — Und sagen Sie ihm auf den Kopf zu: ‚Sie sind Chevalier!' wird er erwidern: ‚Bitte, konfrontieren Sie mich doch mit allen Personen, die Chevalier persönlich gekannt haben!' — Und dann sind wir genau so klug wie zuvor; denn Sie sagen ja selbst, daß dieser Glen keine Ähnlichkeit mit Chevalier hat. — Allein auf diese ‚Männchen' hin, können wir nicht gegen Mister Glen vorgehen Wir kämen ja in des Teufels Küche, wenn wir einen Fehlgriff täten"

„Das ist wahr!" stimmte Thornton sinnend zu. „Wenn dieser Glen wirklich Chevalier sein sollte, müßte er schon selbst erklären: ‚Ich bin Maurice Chevalier!' — Anders bekommt man ihn nicht zu fassen."

„Und das wird er schön bleiben lassen!" lachte Haig.

*

Stephen Glen saß in seinem kleinen Privatkontor und rechnete. Trotz Wirtschaftskrise ging das Geschäft befriedigend, und da Glen persönlich keine kostspieligen Bedürfnisse hatte, mehrte sich sein Vermögen.

Geschäftsleute, die in augenblickliche Schwierigkeiten geraten waren, fanden in Glen einen bereitwilligen Berater und Helfer, und da er keine Wucherzinsen nahm, erfreute er sich durchaus der Achtung seiner zahlreichen Klienten. — Stephen Glen durfte also zufrieden sein

Nach Abschluß seiner heutigen Aufrechnung legte er die Feder beiseite und steckte sich eine „Camel" an. — Als der süßliche Zigarettenduft den kleinen Raum füllte, lehnte Glen sich behaglich zurück und baute Luftschlösser. Sowie er in Gedanken versunken war, griff seine Linke unwillkürlich zum Federhalter, und sich selbst kaum bewußt, malte er an den Rand des Zettels eine ganze Reihe „Männchen". Eines sah dem andern täuschend ähnlich.

Da ging die Ladenglocke — „Ein Herr möchte Sie in geschäftlicher Angelegenheit unter vier Augen sprechen, Mister Glen!"

Stephen Glen setzte eine verbindliche Miene auf Diese Geschäftsleute, die sich sanieren lassen wollten, waren alle darauf bedacht, daß kein Dritter bei den Besprechungen zugegen war

Glen begrüßte den Besucher, einen breitschultrigen Mann, dessen frischrotes, volles Gesicht so recht vertrauenerweckend wirkte, mit kordialem Handschlag. Es war damit gleich jene Atmosphäre geschaffen, die den Klienten die erste Scheu nahm und die Verhandlungen erleichterte.

„Sie halten uns jede Störung fern!" beschied Glen die Angestellte, und das junge Mädchen zog die Tür von außen hinter sich zu

„Setzen Sie sich, bitte!" bat Glen liebenswürdig. „Womit kann ich Ihnen dienen?" Er griff zur Zigarettenschachtel und schob sie dem Besucher hin. „Rauchen Sie? Bei einer Zigarette — — —"

Das Wort erstarb ihm im Munde; denn er blickte plötzlich in die Mündung einer schußbereit erhobenen Pistole.

„Kein Laut! — Keine Bewegung!" sagte der Besucher halblaut, scharf.

Ein Entrinnen hätte es für Glen auch nicht gegeben; denn der Fremde saß zwischen ihm und der Tür. — Glen wußte, daß es in diesem Falle geraten war, sich in das Unvermeidliche zu fügen; denn diese Gangsters trugen ihre Waffen nicht zum Scherz. — Aufatmend erinnerte er sich, daß sein Tresor nur eine verhältnismäßig kleine Summe barg.

Einen Moment senkten sich die Blicke der beiden Männer ineinander; dann sagte der Besucher kurz: „Sie sind Stephen Glen?"

„Jawohl, der bin ich!" entgegnete Glen etwas verwundert

„Gut! — Ich bin gekommen, um im Auftrage unserer Vereinigung ein Todesurteil an Ihnen zu vollziehen! — Sie wissen doch, daß wir gegen Verräter keine Gnade kennen!"

„Ich verstehe nicht; — — ich weiß nicht, was Sie meinen", stammelte Glen nervös

Der Fremde lächelte verächtlich. „Wenn Sie Stephen Glen sind, werden Sie schon im Bilde sein", sagte er hart. „Sie haben damals mit einem unserer Genossen im Zuchthaus zu Atlanta gesessen; haben sich in sein Vertrauen eingeschlichen und dann beim Direktor den Angeber gespielt, um sich einen weißen Fuß zu machen. Unser Genosse hat Ihres Verrates wegen lebenslänglich bekommen — All die Jahre haben wir Ihnen nachgespürt — aber jetzt müssen Sie für den Verrat mit dem Leben bezahlen. — Ich hätte Sie gleich niederschießen können; aber ich möchte noch Aufklärung über ein gewisses Dokument, das Sie, als Sie wieder in Freiheit waren, der Frau unseres Genossen abgeschwindelt haben!"

Stephen Glen hatte alle Farbe verloren. — Er war darauf gefaßt gewesen, einige hundert Dollars einzubüßen, nicht aber sein Leben zu lassen — und er hatte auch gar nicht die Absicht, einer Gangsterrache zum Opfer zu fallen.

„Sie irren sich!" stieß er hervor. „Ich bin nicht der, den Sie suchen! — Ich — —"

Der Fremde schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab. „Sie haben zugegeben, daß Sie Stephen Glen sind. Das genügt mir! — Ich habe den Auftrag, Stephen Glen zu erledigen, und ich lasse mich durch keine Ausflüchte von meiner Pflicht abbringen."

„Und ich sage Ihnen — auf Ehrenwort —, daß ich nicht Ihr Mann bin!"

Die grauen Augen des Besuchers schossen Blitze. „Triftige Beweise — oder —." Der Zeigefinger des Fremden krümmte sich drohend um den Abzug.

Todesfurcht überfiel den Broker und erstickte alle Bedenken. „Um Gottes willen, morden Sie keinen Falschen! — Ich kann Ihnen klipp und klar beweisen, daß ich nicht Stephen Glen bin. — Die Papiere auf diesen Namen habe ich vor einigen Jahren in einem Boarding-House gekauft —, weil ich Ursache hatte, von der Bildfläche zu verschwinden."

„Und wer wollen Sie sein?"

„Chevalier! — Maurice Chevalier!"

Der Besucher lachte höhnisch auf. „Eine gute Ausrede! — So leicht düpiert man uns nicht!"

„Auf Ehre und Gewissen!" versicherte der Broker mit zitternden Lippen. „Drücken Sie auf den Knopf hier links am Schreibtisch. — Er öffnet ein Geheimfach, und dort befindet sich der Beweis."

Der Fremde tat wie befohlen; ließ aber den Broker keinen Moment aus den Augen.

Tatsächlich barg der Schreibtisch ein Geheimfach. Zum Vorschein kamen verschiedene Papiere; darunter auch eine Quittung für Maurice Chevalier über gezahlte fünfundzwanzigtausend Dollars; ausgestellt von einem Dr. Loring.

„Er hat mir durch einen operativen Eingriff das Gesicht verändert", erklärte der Broker; „denn ich hatte damals eine große Unterschlagung begangen und wollte mich unkenntlich machen. — Manchmal habe ich gedacht, es war eine große Dummheit, daß ich mich von diesem verräterischen Dokument nicht trennte; aber nun bin ich doch froh, daß ich es nicht vernichtete"

„Ich auch!" sagte der Fremde ruhig. „Denn nun können wir gleichzeitig diesem Doktor das Handwerk legen!"

Er knöpfte seinen Rock auf und wies sein Schild vor: „Inspektor Thornton von der Kriminalpolizei! — Maurice Chevalier, Sie sind mein Gefangener!"

Blaue Schuhe





blau Chevreau mit weiß
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder mit Kalbleder-Lasche
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER

vollzogenen Operation selbst. Ich wünsche nicht, daß das Dienstpersonal ihn vorher zu Gesicht bekommt."

*

Der Fall Chevalier war in der Öffentlichkeit allmählich in Vergessenheit geraten. In dem Hudsonbabel löste ja eine Sensation die andere ab. — Tatsache blieb, daß Maurice Chevalier trotz eifrigster Nachforschungen verschwunden blieb

Thornton selbst sagte einmal zu Direktor Ted Trivers: „Wir hatten unser Netz so gespannt, daß keine Maus uns hätte entwischen können Die Erde muß diesen Gauner verschlungen haben, oder er ist klüger als wir alle!"

Drei Jahre nach diesem Vorfall machte Inspektor Thornton einen kleinen Bummel durch Neuyorks Chinatown. — Die Geheimgesellschaften der Hip-Sing-Tong und Leon-Tong hatten wieder einmal das Kriegsbeil ausgegraben. Diese sogenannten „Tong-Kriege" brachen alle paar Jahre aus und forderten Dutzende von Opfern unter den schlitzäugigen Bewohnern Chinatowns.

Thornton schritt langsam die Mott-Street hinauf. Er wollte seine Leute kontrollieren, die zu diesen unruhigen Zeiten Tag und Nacht Patrouille gingen.

Am Ende der Mott-Street wollte er eine Telephonzelle betreten, um das Hauptquartier anzurufen, fand sie aber besetzt. Geduldig wartete er draußen. Durch das Milchglasfenster sah er deutlich den Schatten des Sprechenden. Seine Linke war dauernd in Bewegung. Anscheinend bemalte er — eine Unsitte mancher Telephonzellen-Besucher — den Umschlag oder die Seiten des Teilnehmer-Verzeichnisses.

Endlich trat der Mann heraus. Thornton drängte sich an ihm vorbei in die Zelle; denn es hatte sich schon ein weiterer Anwärter gefunden.

Thornton sah, daß der Umschlag des Verzeichnisses mit „Männchen" bemalt war. Die Männchen sahen alle nach rechts; waren im Profil gezeichnet und hatten beide Augen nebeneinander auf einer Seite.

Blitzartig durchzuckte ein Name Thorntons Hirn: Chevalier! —

Der Fremde, der eben telephoniert hatte, mußte die Männchen mit seinem Füllfederhalter gezeichnet haben; denn an einigen Stellen war die Tinte noch feucht.

Thornton hatte den Zettel mit Chevaliers Zeichnungen damals zu den Akten gegeben; aber er hatte die unbeholfenen Bilder noch sehr gut in Erinnerung. Besonders auffallend schien ihm der Umstand, daß auch dieser Zeichner linkshändig war.

Ansehen wollte er sich den Mann auf alle Fälle! — Schnell trat er wieder auf die Straße und ließ die Blicke wandern. Jetzt hatte er den hochgewachsenen Mann im hellen Anzug entdeckt. Er ging in Richtung Bowery. — Eine Verwechslung war ausgeschlossen; denn es gingen wenig Passanten auf der Straße.

Thornton folgte dem Fremden eiligst; ging an ihm vorbei und blieb dann, als er ein paar Meter Vorsprung hatte, unauffällig stehen. — Deutlich konnte er die Züge des Näherkommenden studieren. Im Geiste rekonstruierte er sich Chevaliers Gesicht, so wie er es nach der Beschreibung Trivers in Erinnerung hatte. — Der Vollbart spielte keine Rolle; wohl aber die vorspringende Hakennase. Trivers hatte sie als direkt auffallend bezeichnet.

Thornton spürte so etwas wie Enttäuschung. — Welcher Triumph, wenn es ihm nach drei Jahren doch noch gelungen wäre, Chevalier zur Strecke zu bringen!

Aber der Mann, der da an ihm vorüberging, erinnerte nicht im entferntesten an Maurice Chevalier Er hatte eine durchaus gewöhnliche, gerade Nase Das einzig Auffallende an ihm waren die Augen. Das zu erwähnen, hätte Trivers damals sicher nicht vergessen — Also zu früh gefreut! —

Und doch! — — Thorntons Hirn begann wieder zu arbeiten. Als alter Praktiker war er gewohnt, eine Spur bis an die Grenze zu verfolgen. — Maurice Chevalier war damals spurlos verschwunden, obwohl man ihm das Entweichen fast unmöglich gemacht hatte. Es blieb also immerhin die Möglichkeit, daß er gar nicht das Weite gesucht, sondern in Neuyork verblieben war. Aber hätte er bei seinem auffallenden Äußern drei Jahre lang unentdeckt bleiben können? — Es gab nur eine Lösung; er hatte verstanden, sein Äußeres so gründlich zu ändern, daß selbst die geschulten Augen der Kriminalisten ihn nicht wiedererkannten. — Die Sache mit den „Männchen" war entschieden hochverdächtig; besonders die Übereinstimmung, daß auch dieser Zeichner Linkshänder war —

Während Thornton seine Gedanken weiterspann, war er dem hochgewachsenen Fremden unauffällig gefolgt. Er wollte wenigstens feststellen, wo er wohnte und wie er hieß

Ahnungslos ging der Beobachtete seines Weges. Er mußte gut bekannt sein in dieser Gegend; denn er wurde verschiedentlich von Vorübergehenden begrüßt, und, wie es Thornton schien, obendrein mit gewisser Hochachtung.

Endlich schien der Fremde angelangt. — Thornton folgte langsam und blieb vor dem betreffenden Laden stehen. Im Schaufenster waren verschiedene ausländische Banknoten und Münzen ausgestellt Über dem Ladenfenster stand in großen Lettern „Exchange". Der Laden war also eine Wechselstube.

Als der Fremde nach Verlauf einer Viertelstunde noch nicht wieder auf die Straße trat, warf Thornton vorsichtig einen Blick durch die Türscheibe.

Im Laden hantierte ein junges Mädchen. Von dem Fremden war nichts zu sehen Wahrscheinlich hatte er einen Nebenraum aufgesucht.

Im Türeingang war ein kleines Schild befestigt mit der Firmenbezeichnung: „Stephen Glen, Broker."

Thornton wußte erst einmal genug und ging den Weg, den er gekommen war, wieder zurück. — Der Mann, den er für Maurice Chevalier hielt, hieß also Stephen Glen. Oder vielmehr er nannte sich so. Fremde Papiere waren schließlich verhältnismäßig leicht zu beschaffen. — Herr Stephen Glen war Broker — Eine dehnbare Berufsbezeichnung übrigens. Er konnte Makler sein, Vermittler, Geldverleiher, Winkelbankier und was sonst noch ins Fach schlägt. —

Trotzdem war es aber durchaus nicht sicher, daß der ehrenwerte Broker Stephen Glen nun wirklich der verschwundene Kassierer Maurice Chevalier war. Und wenn schon — das sollte ihm erst einmal jemand stichhaltig beweisen! — Thornton gab sich keinen Illusionen hin.

Mittlerweile war er wieder bei der Telephonzelle angelangt. Nachdem er das Hauptquartier angerufen hatte, tat er etwas, was ein guter Bürger, vor allem aber ein Hüter der Ordnung, niemals tun sollte: er machte sich nämlich der Sachbeschädigung schuldig, indem er kurzerhand den Einbanddeckel des Teilnehmerverzeichnisses, worauf die „Männchen" gemalt waren, abriß und in seiner Tasche versenkte. — Er mußte unbedingt diese Zeichnungen mit denen des Kassierers Chevalier vergleichen. — — —

Am Nachmittag hatte Thornton eine längere Unterredung mit seinem Vorgesetzten, dem Oberinspektor Haig.

Haig sog nachdenklich an seiner Shagpfeife und betrachtete abwechselnd die „Männchen" auf dem Umschlag und jene auf dem Zettel, den Thornton damals Chevaliers Papierkorb entnommen hatte. Schließlich sagte er: „Je länger ich mir die Dinger anschaue, um so mehr bin ich überzeugt, daß sie von ein und derselben Person gezeichnet sind. — Es ist einfach ausgeschlossen, daß zwei verschiedene Menschen wie nach einer Vorlage arbeiten und auch noch Linkshänder sind. — Aber wie wollen Sie die Personengleichheit beweisen, Thornton? Dieser Glen wird einwandfreie Papiere besitzen, selbst wenn er gar nicht Glen sein sollte. — Und sagen Sie ihm auf den Kopf zu: ‚Sie sind Chevalier!' wird er erwidern: ‚Bitte, konfrontieren Sie mich doch mit allen Personen, die Chevalier persönlich gekannt haben!' — Und dann sind wir genau so klug wie zuvor; denn Sie sagen ja selbst, daß dieser Glen keine Ähnlichkeit mit Chevalier hat. — Allein auf diese ‚Männchen' hin, können wir nicht gegen Mister Glen vorgehen Wir kämen ja in des Teufels Küche, wenn wir einen Fehlgriff täten"

„Das ist wahr!" stimmte Thornton sinnend zu. „Wenn dieser Glen wirklich Chevalier sein sollte, müßte er schon selbst erklären: ‚Ich bin Maurice Chevalier!' — Anders bekommt man ihn nicht zu fassen."

„Und das wird er schön bleiben lassen!" lachte Haig

*

Stephen Glen saß in seinem kleinen Privatkontor und rechnete. Trotz Wirtschaftskrise ging das Geschäft befriedigend, und da Glen persönlich keine kostspieligen Bedürfnisse hatte mehrte sich sein Vermögen.

Geschäftsleute die in augenblickliche Schwierigkeiten geraten waren, fanden in Glen einen bereitwilligen Berater und Helfer, und da er keine Wucherzinsen nahm, erfreute er sich durchaus der Achtung seiner zahlreichen Klienten. — Stephen Glen durfte also zufrieden sein

Nach Abschluß seiner heutigen Aufrechnung legte er die Feder beiseite und steckte sich eine „Camel" an. — Als der süßliche Zigarettenduft den kleinen Raum füllte, lehnte Glen sich behaglich zurück und baute Luftschlösser. Sowie er in Gedanken versunken war, griff seine Linke unwillkürlich zum Federhalter, und sich selbst kaum bewußt, malte er an den Rand des Zettels eine ganze Reihe „Männchen". Eines sah dem andern täuschend ähnlich.

Da ging die Ladenglocke — „Ein Herr möchte Sie in geschäftlicher Angelegenheit unter vier Augen sprechen, Mister Glen!"

Stephen Glen setzte eine verbindliche Miene auf Diese Geschäftsleute, die sich sanieren lassen wollten, waren alle darauf bedacht, daß kein Dritter bei den Besprechungen zugegen war

Glen begrüßte den Besucher, einen breitschultrigen Mann, dessen frischrotes, volles Gesicht so recht vertrauenerweckend wirkte, mit kordialem Handschlag. Es war damit gleich jene Atmosphäre geschaffen, die den Klienten die erste Scheu nahm und die Verhandlungen erleichterte

„Sie halten uns jede Störung fern!" beschied Glen die Angestellte, und das junge Mädchen zog die Tür von außen hinter sich zu

„Setzen Sie sich, bitte!" bat Glen liebenswürdig. „Womit kann ich Ihnen dienen?" Er griff zur Zigarettenschachtel und schob sie dem Besucher hin. „Rauchen Sie? Bei einer Zigarette — — —"

Das Wort erstarb ihm im Munde; denn er blickte plötzlich in die Mündung einer schußbereit erhobenen Pistole.

„Kein Laut! — Keine Bewegung!" sagte der Besucher halblaut, scharf.

Ein Entrinnen hätte es für Glen auch nicht gegeben; denn der Fremde saß zwischen ihm und der Tür. — Glen wußte, daß es in diesem Falle geraten war, sich in das Unvermeidliche zu fügen; denn diese Gangsters trugen ihre Waffen nicht zum Scherz. — Aufatmend erinnerte er sich, daß sein Tresor nur eine verhältnismäßig kleine Summe barg.

Einen Moment senkten sich die Blicke der beiden Männer ineinander; dann sagte der Besucher kurz: „Sie sind Stephen Glen?"

„Jawohl, der bin ich!" entgegnete Glen etwas verwundert

„Gut! — Ich bin gekommen, um im Auftrage unserer Vereinigung ein Todesurteil an Ihnen zu vollziehen! — Sie wissen doch, daß wir gegen Verräter keine Gnade kennen!"

„Ich verstehe nicht; — — ich weiß nicht, was Sie meinen", stammelte Glen nervös

Der Fremde lächelte verächtlich. „Wenn Sie Stephen Glen sind, werden Sie schon im Bilde sein", sagte er hart. „Sie haben damals mit einem unserer Genossen im Zuchthaus zu Atlanta gesessen; haben sich in sein Vertrauen eingeschlichen und dann beim Direktor den Angeber gespielt, um sich einen weißen Fuß zu machen. Unser Genosse hat Ihres Verrates wegen lebenslänglich bekommen — All die Jahre haben wir Ihnen nachgespürt — aber jetzt müssen Sie für den Verrat mit dem Leben bezahlen — Ich hätte Sie gleich niederschießen können; aber ich möchte noch Aufklärung über ein gewisses Dokument, das Sie, als Sie wieder in Freiheit waren, der Frau unseres Genossen abgeschwindelt haben!"

Stephen Glen hatte alle Farbe verloren. — Er war darauf gefaßt gewesen, einige hundert Dollars einzubüßen, nicht aber sein Leben zu lassen — und er hatte auch gar nicht die Absicht, einer Gangsterrache zum Opfer zu fallen.

„Sie irren sich!" stieß er hervor. „Ich bin nicht der, den Sie suchen! — Ich — —"

Der Fremde schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab. „Sie haben zugegeben, daß Sie Stephen Glen sind. Das genügt mir! — Ich habe den Auftrag, Stephen Glen zu erledigen, und ich lasse mich durch keine Ausflüchte von meiner Pflicht abbringen."

„Und ich sage Ihnen — auf Ehrenwort —, daß ich nicht Ihr Mann bin!"

Die grauen Augen des Besuchers schossen Blitze. „Triftige Beweise — oder —." Der Zeigefinger des Fremden krümmte sich drohend um den Abzug.

Todesfurcht überfiel den Broker und erstickte alle Bedenken. „Um Gottes willen, morden Sie keinen Falschen! — Ich kann Ihnen klipp und klar beweisen, daß ich nicht Stephen Glen bin. — Die Papiere auf diesen Namen habe ich vor einigen Jahren in einem Boarding-House gekauft —, weil ich Ursache hatte, von der Bildfläche zu verschwinden."

„Und wer wollen Sie sein?"

„Chevalier! — Maurice Chevalier!"

Der Besucher lachte höhnisch auf. „Eine gute Ausrede! — So leicht düpiert man uns nicht!"

„Auf Ehre und Gewissen!" versicherte der Broker mit zitternden Lippen. „Drücken Sie auf den Knopf hier links am Schreibtisch. — Er öffnet ein Geheimfach, und dort befindet sich der Beweis."

Der Fremde tat wie befohlen; ließ aber den Broker keinen Moment aus den Augen.

Tatsächlich barg der Schreibtisch ein Geheimfach. Zum Vorschein kamen verschiedene Papiere; darunter auch eine Quittung für Maurice Chevalier über gezahlte fünfundzwanzigtausend Dollars; ausgestellt von einem Dr. Loring.

„Er hat mir durch einen operativen Eingriff das Gesicht verändert", erklärte der Broker; „denn ich hatte damals eine große Unterschlagung begangen und wollte mich unkenntlich machen. — Manchmal habe ich gedacht, es war eine große Dummheit, daß ich mich von diesem verräterischen Dokument nicht trennte; aber nun bin ich doch froh, daß ich es nicht vernichtete"

„Ich auch!" sagte der Fremde ruhig. „Denn nun können wir gleichzeitig diesem Doktor das Handwerk legen!"

Er knöpfte seinen Rock auf und wies sein Schild vor: „Inspektor Thornton von der Kriminalpolizei! — Maurice Chevalier, Sie sind mein Gefangener!"

Blaue Schuhe





blau Chevreau mit weiß
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Wildleder mit Kalbleder-Lasche
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER

JOSEF HÜBNER:

Der alte Schimmel und der Soldat

Auf dem Dorfanger hatte fahrendes Volk halt gemacht Männer strängten die Gäule aus und schleppten Futtersäcke herbei.

Da dem alten Schimmel, der mit einem morschen Strick an einen Wagen gebunden war, das minderwertige Heu, das vor ihm auf der Erde lag, nicht schmeckte, riß er sich los, um sich bei einem Bauern, wie es ihm schon oft geglückt war, besseres Futter zu betteln. Er trabte die Straße hinunter, schwenkte in den Hof des Bachbauern ein und blieb vor dem halboffenen Scheunentor stehen

Der Bauer, der gerade an der Stalltüre lehnte, mußte unwillkürlich lachen Der Schimmel wieherte, und schon streckte er den Kopf in das Innere der Scheune. Der Bachbauer trat herzu. „Hast Hunger, gelt?" Jawohl, Hunger und Schmerzen Die lange und tiefe Narbe, die er über dem einen ausgelaufenen Auge hatte, war an einer Stelle frisch aufgebrochen und eiterte. Der Bauer hatte Mitleid mit dem armen Tiere und holte ihm in einem Korbe von dem Heu. das er für seine Kälber zurückgetan hatte

Da kam, mit der Peitsche knallend und dazu wie ein Landsknecht fluchend, der Herr des Gaules über den Hof gestolpert. Von weitem schon plärrte er: „He, Bauer, kauf mir mein Pferd ab!"

Was dieser landfremde Geselle sich einbildete? Mit einer solchen alten und klapperdürren Mähre war doch nichts mehr anzufangen Immerhin, einen Spaß konnte er, der Bachbauer, sich ja mit ihm machen. So fragte er in witzigem Tone: „Was soll es denn überhaupt kosten, dein Roß ...?" Der Scherenschleifer wischte seinen langen Schnurrbart nach beiden Seiten hinaus und sagte: „Wenn ich tausend Mark verlange, lachst du mich aus, Bauer Hahahaha! Doch Spaß beiseite Wir werden einig."

Der Bachbauer rückte seine Kappe nach hinten. „Zwanzig Mark will ich dir geben."

Ehe er sich versah, hatte der Scherenschleifer seine Hand ergriffen und schlug kräftig ein: „Fort mit Schaden." Der Bachbauer machte ein dummes Gesicht und kratzte sich heftig hinter dem Ohr. Aber was half das alles? Der Gaul gehörte ihm Daran war nichts mehr zu ändern. Büschel-Letter-Wetter!

Nun wollte er wenigstens wissen, wie der Schimmel um das eine Auge und zu der schrecklichen Wunde gekommen sei. Das konnte ihm der Scherenschleifer allerdings auch nicht sagen Er streifte sein Geld ein und verschwand.

Der alte Schimmel hatte es gut beim Bachbauern Er gönnte ihm Ruhe im warmen Stall und behandelte die Wunde sachgemäß. So kam es, daß er in kurzer Zeit herausgefüttert und geheilt war

Der Bachbauer fuhrwerkte sehr gerne mit dem Schimmel: Er war nämlich willig und lammfromm Und wenn er auch schon an die zwanzig Jahre alt sein mochte, so zog er doch noch einen leichten Wagen, die kleine Holzegge oder den Heuwender Mit diesen Leistungen war der Bauer voll und ganz zufrieden

Mit einem Male aber konnte er den Schimmel zu nichts mehr brauchen. Er fraß nur noch wenig, bekam eine struppige Decke und lehnte steckensteif an der Wand, daß er den Halt nicht verlor

Bald war er derart abgemagert, daß die Knochen und Rippen weit hervorstanden und der Bachbauer eine Mähre im Stalle stehen hatte, wie sie abscheulicher nicht gemalt werden könnte

Er war bestimmt kein Geizhals, und es wäre ihm auf das bißchen Futter, das das alte Pferd, ohne mehr etwas zu leisten, in sich aufnahm. nicht angekommen. Aber die Witze, die die Nachbarn, wie es eben so geht, im Dorfkrug über den Schimmel machten, gingen ihm langsam auf die Nerven. Außerdem mußte er sich auch vor den Viehhändlern schämen, die in seinen Stall kamen. Kurz und gut, der Bachbauer wollte den Schimmel nicht mehr länger behalten

Er bot ihn dem Roßschlächter an. Für zehn Mark hätte der Bauer ihm den Gaul eingeschlagen Allein der Pferdemetzger schüttelte den Kopf. Er mochte den Schimmel nicht einmal geschenkt, wo man doch, wie der Volksmund sagt einem geschenkten Gaul nicht ins Maul schaut

Da der Bachbauer das Pferd unter allen Umständen aus dem Hause haben wollte, faßte er den Entschluß, den Schimmel dem Abdecker zu überlassen Der konnte seinetwegen mit ihm machen, was er wollte

Am nächsten Tage band er dem Schimmel einen Strick um den Hals und zog ihn aus dem Stall Schrittlein um Schrittlein nur ging es vorwärts. Der Bachbauer kam sich vor wie jener Herr aus Schwabenland der mit seinem kranken Rößlein nach dem heiligen Lande unterwegs war

Plötzlich blieb der Schimmel wie angewurzelt stehen und spitzte die Ohren. Von dem Dörflein, das abseits der Straße lag, drangen ganz schwach Trompetensignale herüber. „Will es denn gar nimmer gehen?" sagte der Bauer „Hüh, altes Luder daß wir es gar schaffen!" Damit gab er ihm mit dem Strickende einen Fitzer und zerrte ihn wieder hinter sich her

Der Bachbauer, der in Gedanken versunken war, hörte auch die nächsten Hornrufe nicht, die der Wind über die Wiesen und Äcker trug Aber der alte Schimmel hatte sie deutlich vernommen Er spreizte die Beine und sträubte sich, den Marsch fortzusetzen. Der Bauer sprach in Güte auf ihn ein, und hielt ihm Zucker und Brot hin Doch das alles konnte den Schimmel nicht reizen. Er rührte sich einfach nicht von der Stelle Erst als die Signale verklungen waren und der Bauer ihm einen Schlag mit der flachen Hand versetzt hatte. gab er den Widerstand auf und ließ sich weiterziehen

Da ertönte die Trompete zum drittenmal. Der Schimmel tat einen kräftigen Ruck nach rückwärts, daß seinem Herrn der Strick aus der Hand flog. Er traute seinen Augen kaum, als er den Gaul mit weit nach vorne gestrecktem Kopfe und erhobenem Schweife über das Feld setzen sah. Der Bauer schlug die Hände ineinander. „Jesus, Maria und Josef!" Ein Wunder war geschehen.

Er wollte das Ende des Zwischenspieles, das der Schimmel zum besten gab, auf der Straße abwarten. Jeden Augenblick konnte er zusammenbrechen und tot in einer Furche liegenbleiben.

Wenn er auch manchmal bedenklich hinüber und herüber schwankte und das Gleichgewicht zu verlieren schien, so hielt er sich doch tapfer auf den steifen Beinen und hoppelte munter weiter. „Wohin denn noch?" schrie ihm erstaunt der Bauer nach. „Brrrr, Schimmel! Brrrr!" Der kümmerte sich aber um die Stimme seines Herrn nicht mehr, ihn lockte der helle Klang der Trompete.

Bald hatte er das Dorf erreicht. Birnbaum und Hollerstaude! Dem Bauern blieb weiß Gott nichts anderes übrig, als ihm nachzulaufen.

Der Weberlorenz, der bei einem Reiterregiment diente und als Trompeter ausgebildet wurde, hatte Urlaub. Er saß in Uniform auf der Bank vor dem elterlichen Hause und blies auf einem beuligen Instrument ein Signal um das andere.

Der alte Schimmel verließ die Dorfstraße und steuerte schnurstracks auf den Soldaten zu. Seine Knochen wurden mit einem Male beweglich und gelenkig, und er beschrieb einen Kreis und schwenkte nach links und schwenkte nach rechts und trabte wieder im Kreis herum, als wollte er sich irgendwie einreihen.

Der Bachbauer nickte ahnungsvoll vor sich hin. Über zwei Jahre hatte er den Schimmel gehabt und soviel wie nichts von ihm gewußt. Hier war ihm in drei Minuten seine ganze Lebensgeschichte offenbar geworden. „Der war auch dabeigewesen", sagte der Urlauber. „Ja, der war auch dabei gewesen", wiederholte langsam und mit feierlicher Stimme der Bachbauer.

„Und schwer hat es ihn erwischt, sehr schwer", und der Weberlorenz tätschelte den alten Kriegsgaul, dem es anzumerken war, daß ihm die Soldatenhand wohltat. Seit dem Tage, da er in der Sommeschlacht von einem Granatsplitter getroffen, zusammenbrach, hatte ihn kein feldgrauer Soldat mehr gestreichelt. „Brav, Schimmel, brav, daß auch du deine Pflicht für das Vaterland getan hast."

Dem Bachbauern war es sonderbar im Herzen geworden, und seine Augen bekamen einen feuchten Schimmer. Er sah in dem Schimmel nicht mehr eine arbeitsunfähige Mähre, sondern einen alten, invaliden Kriegskameraden, und faßte den Entschluß, ihn wieder mit nach Hause zu nehmen, wo er im warmen Stall und hinter einer vollen Krippe einmal einen schöneren und würdigeren Tod finden sollte als droben am Steinbruch beim Abdecker, den die Dorfleute kurzweg den Schinder heißen.

ANEKDOTEN

Der schlagfertige Berliner.

Ein junger Mann, der die Rechtswissenschaft studiert hatte, konnte trotz eifriger Bemühungen keine Anstellung in Preußen finden. Er wandte sich darum unmittelbar an Friedrich den Großen.

Der bestellte ihn zu sich, da ihm die Tatsache unglaublich erschien, und fragte: „Ist Er geborener Preuße?"

„Jawohl, Majestät! Ich bin gebürtiger Berliner!" antwortete der junge Mann.

Als der König das hörte, zog er plötzlich die Stirn kraus und meinte mürrisch: „Die Berliner taugen allesamt nicht viel!"

Doch der Bittsteller ließ sich nicht einschüchtern. „Halten zu Gnaden, Majestät! Aber es gibt zwei Ausnahmen!" entgegnete er.

„Und die wären?"

„Eure Majestät und ich!" erklärte keck der Gefragte.

Der Alte Fritz mußte nun lächeln. Und gnädig meinte er: „Fürwahr, Er ist schlagfertig, junger Mann! Kann solche Leute brauchen. Halt' Er sich bereit! Er wird angestellt." M. R.

Offenes Urteil.

König Friedrich war beim Damespiel. Er hatte die Partie eben verloren und beschuldigte ärgerlich den Partner, daß er einen falschen Zug getan hätte. Während er sich mit ihm herumstritt und die anwesenden Kammerherren schweigend dabeistanden, kam General von Winterfeldt herein.

Ohne Säumen erklärte er: „Eure Majestät haben verloren!"

„Wie können Sie das sagen, ohne überhaupt zu wissen, um was es sich handelt?" fuhr ihn Friedrich an.

Schmunzelnd entgegnete Winterfeldt: „Wissen Sie nicht, Majestät, daß die Herren hier Ihnen längst recht gegeben hätten, wenn auch nur ein geringer Schein des Rechts auf Ihrer Seite zu finden wäre?" M. R.

Abfuhr eines Scharlatans.

Scharlatane hat es, besonders in der Maske von Heilkünstlern, schon immer gegeben, aber leider haben nicht alle eine Abfertigung erfahren wie jener, der einst zu einem reichen Mann kam, der zwar an der Gicht litt, aber nicht auf den Kopf gefallen war.

Unser Scharlatan hatte von der Erkrankung gehört, besuchte ihn und versicherte unter großem Redeaufwand, ihn in kurzer Zeit von seinem Leiden befreien zu können.

„Auf welche Weise kamen Sie in diese Stadt?" fragte endlich der Kranke, statt alles andern.

„Zu Fuß, werter Herr." Der Pfuscher war etwas erstaunt.

„Na, dann will ich Ihnen mal was sagen: Wenn Sie die Gicht heilen könnten, dann würden Sie sechsspännig fahren. Raus!" H. R.

„Spenglow ist mein bester Freund!"

Spenglow zuckte nur leicht mit der linken Augenbraue, als er Paul quer durch das Lokal zum Schanktisch gehen sah, aber seine Lippen wurden schmal. Er hatte immer schon ein gutes Gedächtnis für Leute gehabt, denen er Übles zu verdanken hatte, und nun gar in diesem Fall.

Oh, er entsann sich sehr genau! Das lag ja noch kein Jahr zurück. Da war Paul zu ihm gekommen und hatte ihm von einer großen Chance erzählt, von einer Möglichkeit, mit einem Schlage ein Vermögen zu verdienen. Paul kannte solche Möglichkeiten, trieb sich viel auf den Rennplätzen umher und hatte seine Ohren überall. „Morgen abend sind wir reiche Leute, Spenglow", hatte er gesagt. „Gib mir zwei, dreihundert Mark, je mehr, je besser. Ich habe einen Tip herausgefunden, bei dem wir mindestens das Zwanzigfache gewinnen müssen. Eine völlig sichere Sache, Spenglow, ich mache dir nichts vor, wir sind doch Freunde! Und selbst, wenn es nicht klappen sollte, woran gar nicht zu denken ist, beschaffe ich dir schon das Geld auf irgendeine Weise."

Woher, in aller Welt, er die verlangte Summe nehmen solle, hatte Spenglow ihn gefragt, aber auch darauf war Paul schon vorbereitet gewesen: „Wozu bist du denn Verwalter? Du hast doch eine Menge Mietgeld einkassiert, jetzt zum Quartal! Wem schadet es, wenn du dir davon etwas borgst? Wir brauchen es ja nur für einen Tag, für ein paar Stunden. Das wird kein Mensch jemals erfahren!"

Spenglow war etwas schwerfällig. Groß und stark, aber von langsamen Bewegungen und langsamen Gedanken. Er war Pauls Redekunst nicht annähernd gewachsen. So kam es, daß er Paul nach langem Zögern von dem anvertrauten Gelde gab. Doch als das Unternehmen fehlschlug, die „sichere Sache" ein Versager war und Paul das Geld zurückerstatten sollte, da zeigte es sich leider, daß der Freund nicht aufzufinden war. Statt seiner kam ein Brief: „Keiner bedauert dein Unglück mehr als ich, aber ich kann dir nicht helfen. Am besten wird es sein, du sprichst mit deinem Chef. Offen und ehrlich, verstehst du. Von Mann zu Mann. Er wird das schon verstehen..."

Aber Spenglows Chef hatte andere Ansichten über diesen Punkt entwickelt. Er hatte Spenglow angezeigt, und Spenglow war wegen Veruntreuung der Gelder ins Gefängnis gekommen. Verständlich, daß er sich nach seiner Entlassung angelegentlich nach Paul umgesehen hatte. Und nun war es so weit...

Spenglow atmete ein paar Mal tief, dann stand er auf und schritt, schwer und unabwendbar wie das Verhängnis selbst, durch das rauchige Lokal. Die Männer, die ihm zufällig im Wege standen, wichen scheu zur Seite, als sie ihn kommen sahen. Sie spürten mit erfahrenen Sinnen das Unheil in der Luft. Auch Paul schien es zu fühlen. Er befand sich eben auf halbem Wege zu seinem Tisch zurück, als er sich ohne ersichtlichen Grund umdrehte und Spenglow gegenüberstand. Er erschrak zutiefst, und die Unbefangenheit, mit der er Spenglow zu begrüßen suchte, war nicht sehr überzeugend.

„Da bist du ja wieder!" rief er laut und streckte seine Hand aus, ließ sie aber wieder fallen, als Spenglow sie nicht nahm. Spenglow schwieg; sein Schweigen war schrecklicher als die wildesten Flüche.

Ich muß jetzt reden, dachte Paul, wenn ich nicht spreche, schlägt er mich nieder.

Angstvoll und hilfesuchend gingen seine Augen hin und her, bis sie an seinem Tische hängenblieben. „Komm doch zu uns", sagte er, „komm doch an unsern Tisch! Ich sitze da mit meiner Braut. Das ist ein nettes Mädchen. Du mußt sie kennenlernen! — Anni, hallo, Anni —!"

Mit verzweifeltem Mut packte er Spenglows Arm und zog ihn ein paar Schritte mit sich fort. Ob Spenglow wollte, oder nicht: ein zartes Mädchenantlitz schob sich in sein Blickfeld, zwei große, sanfte Augen musterten ihn neugierig und erfreut.

„Da, sieh her, Anni! Spenglow ist mein bester Freund!"

Paul vollzog die Vorstellung mit übertriebener Munterkeit. Das Mädchen schien es nicht zu merken.

„Ach, das ist schön", sagte sie mit feiner, dunkler Stimme. „Ich freu mich so, daß Paul Sie wieder trifft! Er hat so wenig Freunde. Wollen Sie sich nicht setzen —?"

Wie unter rätselhaftem Zwang nahm Spenglow einen Stuhl, setzte sich steif und unbeholfen. Paul glitt schattengleich hinter das Mädchen und blieb dort fluchtbereit und klopfenden Herzens stehen.

„Paul hat mir nie von Ihnen erzählt", plauderte das Mädchen, „wo sind Sie denn solange gewesen?"

Spenglow schluckte ein paar Mal. „Ich war verreist", erklärte er dann ruhig.

„Aber jetzt bleiben Sie doch sicher hier, ja? Und wir sehen uns oft? Paul kann auch immer ausgehen, wenn er will. Ich würde ihn nie zu Haus zurückhalten. Wir heiraten nämlich bald!" Sie drehte sich um, sah zärtlich zu Paul empor und streichelte seinen Arm mit einer kleinen, unfaßlich weißen Hand.

Hastig erhob sich Spenglow, so hastig, daß Paul zurückfuhr und ihm einen langen, flehenden Blick zuwarf. Aber Spenglows Augen ruhten auf dem Mädchen.

„Wollen Sie denn schon fort —?" fragte sie vorwurfsvoll und verwundert über seine Eile.

„Ich werde noch erwartet, Fräulein..."

„Ja, du darfst ihn nicht aufhalten!" fiel Paul eifrig ein und schwieg sofort erschrocken.

Spenglow machte dem Mädchen eine schwerfällige Verbeugung, dann legte er seinen Arm mit eisernem Druck um Pauls Schultern und schob ihn vor sich her, bis sie ein wenig abseits standen. In atemlosen Schweigen hatte es Paul mit sich geschehen lassen. Jetzt bettelte er: „Du! Du, ich bring' dir das Geld! Morgen schon! Wohin du willst!"

„Halt's Maul davon!" sagte Spenglow. Seine Stimme war gedämpft, aber es lag in ihr ein Klang von unerbittlicher Härte. „Ich will nichts haben. Sieh lieber zu, daß du dem Mädchen keinen Kummer machst! Ich werde mich darum kümmern, und wenn ich das geringste höre, zerbreche ich dir alle Knochen im Leibe, und davor wird dich kein Engel und kein Teufel retten!"

Damit drehte er sich kurz um und verließ den Raum.

Curt Krispien

Werner Fuchs-Hartmann:

Der Anekdoten-Erzähler

VI.*

Der alte Nebel und sein schwarzes Hemd / Bocksprünge auf dem Katheder / Die zoologischen Bänke / Professor Himmelschmidt trinkt Milchkaffee

„Dieser Mann ist immer ungeniert!“ Mit diesen Worten stellte Friedrich Wilhelm IV seiner Gemahlin den alten Heim vor, den man auch gelegentlich den groben Heim nannte, weil das große Maß seiner medizinischen Kenntnisse in ausgezeichnetem Verhältnis zu dem Maß seiner Unbekümmertheit stand — ob Fürst oder Arbeiter, das galt ihm einerlei

Auch der Kurfürst von Hessen, der während seines Berliner Aufenthaltes gelegentlich die Kunst des Arztes in Anspruch nehmen mußte, machte bei dieser Gelegenheit die gleiche Erfahrung. Aber er hatte Humor genug, den Grobian zu seinem Leibarzt zu ernennen Bei der nächsten Gelegenheit versuchte er allerdings, ihn in Verlegenheit zu bringen So fragte er ihn auf einer Hofgesellschaft: „Wenn Sie ein so gelehrter Mann sind, dann werden Sie auch wohl wissen, wie lange eine Frau ihr Kind trägt?“ — „Ich glaube schon, doch Durchlaucht dürften darüber im Zweifel sein“ — „Das wäre!“ rief der Kurfürst entrüstet „Neun Monate natürlich und manchmal sieben.“ — „Falsch!“ triumphierte Heim. „Eine Frau trägt ihr Kind so lange, bis es laufen kann!“ Das war ganz eine Antwort im Sinne des schlagfertigen Professors Kästner dessen Aussprüche eben damals die Runde machten, und das nicht nur in Göttingen, wo seine Kollegen ihn ob seiner spitzen Zunge fürchteten, seitdem er einmal sich über ihre unerheblichen Arbeiten mit den Worten geäußert hatte: „Diese Bücher sind auf das schlechteste Papier gedruckt, das ich kenne Schade um das gute Papier!“ Und einem Sprachforscher, der sich ausschließlich mit ausgestorbenen Sprachen beschäftigte entgegnete er auf dessen stolzen Hinweis, daß er die alte Mutter aufsuche: „Na, was mich betrifft, so sind mir die jungen Töchter lieber!“

Die kleinen Universitäten jener Tage waren überhaupt reich an Originalen Insbesondere zeichnete sich die Hessische Ludwigs-Universität zu Gießen in dieser Beziehung aus Bis zur Mitte des 19 Jahrhunderts hatte sie noch nicht einmal ein eigenes Gebäude, obgleich seit ihrer Gründung über 250 Jahre verflossen waren Die meisten Professoren waren daher gezwungen, in ihren Wohnungen zu lesen Nur einige wie der Geheimrat v. Löhr, hatten sich an ihr Haus einen eigenen Hörsaal bauen lassen Aus Löhrs Studierzimmer führte eine Tür unmittelbar auf das Katheder, dessen Brüstung aber so hoch geraten war, daß man beim Sitzen kaum die Stirn des Vortragenden sehen konnte Die Studenten unterbrachen daher ihre Unterhaltung gewöhnlich erst dann, wenn sich ein Geruch von Kölnischem Wasser verbreitete, mit dem Löhr sich die Stirn einzureiben pflegte, und eine Hand über dem Katheder erschien, während sich zugleich aus der Versenkung eine Stimme meldete: „Meine Herre! Gute Morje, meine Herre!“

Seine Beispiele nahm Löhr aus nächster Nähe So konnte sich im juristischen Examen folgendes Gespräch entwickeln Löhr legte ungezwungen los: „Setzen wir den Fall Sie haben meine goldene Uhr gestohlen . . .“ Der Kandidat ist peinlich berührt „Aber, Herr Geheimrat, ich bitte Sie . . .!“ Löhr beschwichtigt: „Es handelt sich doch nur um eine Fiktion! Aber meinetwegen, nehmen wir dann also an, ich hätte Ihnen die Uhr gestohlen!“ Der andere nickt „Gut das ist was anderes!“

Auch bei anderen Zugeständnissen geriet Löhr mitunter daneben Als der Zoologe Vogt im Jahre 1847 nach Gießen kam und sich nun auch ein Auditorium einrichten wollte, fehlte es an Bänken „Geheimrat v Löhr muß welche haben“, hieß es Löhr empfing den neuen Kollegen sehr herzlich „Bänke für die Zoologie? Aber natürlich, soviel Sie wollen!“ Über eine Leiter kletterte man gemeinsam auf den Boden Hier war jedoch nichts zu finden Mitten im Suchen fiel Löhr etwas ein „Doch halt, die Bänke wurden ja neulich alle zerschlagen und ein Ziegenstall daraus gemacht „Ja, das tut mir aber leid!“ — „Mir auch“ gestand Vogt, „ich tröste mich mit dem Gedanken, daß die Bänke dennoch einem zoologischen Zweck gedient haben“

Er machte und suchte sein Glück woanders, denn überraschen konnte ihn dergleichen nicht hatte Vogt doch seine Jugend in Gießen verbracht und während

* Fortsetzung des in Folge 6 erschienenen V. Teiles





dieser Zeit in dem anno 1831 verstorbenen Kirchenhistoriker Johann Christian Schmidt bereits ein Original kennengelernt, wie es sich vielleicht nur alle dreißig Semester einmal wiederfindet. Schmidt hieß allgemein der Himmelschmidt. In Unterhosen, Schlapp-Pantoffeln und einem grasgrünen, rotgefütterten Schlafrock kauerte er vor seinem Schreibtisch, in der Hand eine lange dampfende Studentenpfeife und neben sich eine riesige Tasse mit Milchkaffee. Als unentbehrliche Ergänzung saß ihm dabei stets eine große Hornbrille mit achteckigen Gläsern auf der Stirn. Wurde er um ein Buch gebeten, so entwickelte sich die lange, hagere Gestalt, packte den Schlafrock zusammen und stieß eine Tür auf, die zu einem großen Saal führte. Hier lag seine aus mehreren tausend Bänden bestehende Bibliothek in einem wirren Haufen auf dem Boden herum, was aber von dem Besitzer durchaus nicht als störend empfunden wurde. Schmidt schob nur seine Brille herunter und ging dann mit langen, langsamen Schritten um den Stapel herum. Unversehens zog er dann das gesuchte Buch mit unbedingter Sicherheit aus dem Berg heraus. Wurde der Band später wiedergebracht, so betrachtete Schmidt ihn aufmerksam und warf ihn dann mit Schwung auf den Haufen zurück.

Da Schmidt Mitglied des Prüfungsausschusses war, wurde er häufig von Kandidaten in der Hoffnung besucht, irgendwelche Hinweise auf die bevorstehende Prüfung zu empfangen. Aber Schmidt verschanzte sich dann stets im wahrsten Sinne des Wortes hinter der umfangreichen Tasse mit Milchkaffee, die unweigerlich auf seinem Schreibtisch stand. Kam der Kandidat hoffnungsfreudig an: „Herr Professor, würden Sie mir wohl . . ?" Dann hieß es: „Jetzt trinke ich Kaffee!" — „Verzeihung, dürfte ich dann gegen Mittag . . .?" — „Da trinke ich auch Kaffee!" — „Ach so, na ja, dann aber vielleicht gegen Abend?" — „Da trinke ich erst recht Kaffee!" Worauf sich dann zumeist der Gast mit Grausen wandte.

Über Schmidts Kollegen, den Theologen Palmer, gestorben 1838, laufen ebenfalls zahlreiche Anekdoten um. Ein Kandidat hatte einmal eine Probepredigt gehalten, die von der Fakultät für unannehmbar erklärt wurde. „Mir unbegreiflich", sagte der Kandidat in seiner Not, „denn ich muß bekennen, daß die Predigt ein Plagiat ist an dem hochwürdigen Herrn Superintendenten." — „Kann richtig sein, jawohl", sagte Palmer, „aber die schönsten Passagen ausgelassen!"

Da er zugleich Oberschulinspektor war, kam eines Tages ein armer Dorfschulmeister zu ihm und klagte von seinen Sorgen. „So kann es nicht mehr fortgehen — den ganzen Tag Unterricht, kein Nebenverdienst, acht Kinder und nur 60 Gulden Einkommen. Wenn ich nicht aufgebessert werde, muß ich elend verhungern." Palmer wischte gerührt über die Augen. „Tun Sie das" rief er beschwörend, „tun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen, und Ihre Nachfolger werden es besser haben!"

Der Senior der medizinischen Fakultät und der Universität überhaupt war Ernst Ludwig Wilhelm Nebel, der „alte Nebel" genannt. Man kannte ihn im weiten Umkreis, nicht nur wegen seiner Sammlung von Antiquitäten, sondern auch wegen seines Abscheus gegen den Gebrauch von Wasser und Seife. Einst sollte ein Maskenball gegeben werden, und Nebel hatte sich vorgenommen, ebenfalls daran teilzunehmen. Er fragte den Hofgerichtsrat Pilger, ob der ihm wohl eine Maske empfehlen könne. „Wasch' dich", sagte der andere, „kein Mensch wird dich erkennen!"

Die Reise zur Naturforscherversammlung im Jahre 1829 legte Nebel mit seinem Kollegen Vogt zurück. Dabei kehrten sie unterwegs bei Vogts Schwiegereltern ein. Auch Vogts Söhne waren zur gleichen Zeit eingetroffen, und die Frau des Hauses packte gerade den Ranzen eines ihrer Enkel aus, als sie empört rief: „Aber Karl, ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß du so ein Schweinepelz bist. Wie kann man ein Hemd solange tragen, bis es schwarz ist!"

Nebel blickte mit schlechtem Gewissen hinüber und sagte: „Erlauben Sie, das ist ja doch wohl mein Ranzen, den Sie da auspacken." Verlegene Entschuldigung und unterdrücktes Schmunzeln allerseits, aber Nebel hob unbekümmert sein Glas: „Auf Ihr Wohl, Frau Hofrätin, ich fühle mich hier wie zu Hause — ich glaubte, meine Frau zu hören!"

In Gießen beschäftigte man sich damals viel mit Gänsezucht. Insbesondere zu Martini hingen die Gänse in langen Reihen aus den Fenstern. Da geschah es denn oft, daß die Studenten in der Nacht mit langen Haken und Stangen kamen und die nahrhaften Vögel abschnitten, so daß am nächsten Morgen wie zum Hohn nur noch die roten Ständer vor den Scheiben baumelten. Der Professor v. Grolman hatte daher seine Gans nach dem Hof hinaus hängen lassen, den eine hohe Mauer umgab. Dennoch war die Gans am nächsten Morgen verschwunden. Grolman hatte aber diesmal aufgepaßt und hielt nicht mit seiner Meinung hinter dem Berge. Ein von dem Verdacht betroffener Student meldete sich schließlich bei dem Professor und führte ein gutes Dutzend einleuchtender Gründe an, weshalb er unmöglich unter den Missetätern gewesen sein könne. „Ich glaube es auch nicht", nickte Grolman, „aber ich habe Sie auf der Mauer sitzen sehen . . ."

Ein weitaus weniger versöhnliches Temperament hatte Johann Christian Koch, der seine Meinung meist sehr unverblümt zum Ausdruck brachte. Insbesondere konnte er seinen Göttinger Kollegen Senckenberg nicht leiden. Eine neue Schrift von ihm kündigte er mit den Worten an: „Die Gießer Duten- und Kaskrämer haben wieder neues Papier bekommen den Text lieferte Senckenberg."

Ein sanftes Gegenstück zu ihm war der aus Westfalen stammende Johann Bernhard Wilbrand. Er ließ sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen und pflegte im sichern Gleichmaß seiner Tage seine Vorlesungen über Naturphilosophie mit den Worten zu beginnen: „Meine Haaren! Die Philosophie kann nich gelahrt und nich gelarnt werden." Einmal saß fast die ganze Studentenschaft in der Eröffnungsvorlesung. Kaum hatte Wilbrand jenen ominösen Satz gesprochen, als auch alles zur Tür hinausdrängte, denn wo nichts gelehrt und nichts gelernt werden kann, wollte niemand bleiben.

Der Glanzpunkt von Wilbrands anatomischen Vorlesungen war die Demonstration der Ohrmuscheln. Des Professors eigener Sohn, der die Ohren hervorragend bewegen konnte, mußte dann immer erscheinen, um mit den Ohren zu wackeln, was der stolze Vater stets mit den Worten einleitete: „Dä Bewächlichkeit kann man besonders bei den Affen sehen. Jolios mach's mal!" Er hieß seitdem: das Affen . . .

ADELHEID DEHIO:

Das Ende des Zarentums

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

(4. Fortsetzung.)

Daß die am 7. März vom Ministerrat beschlossene Verhaftung der Zarenfamilie ein Werk der Sowjets war, die die Macht täglich mehr an sich rissen, geht deutlich aus folgender Mitteilung hervor, die vom Exekutivausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates unterschrieben ist, und die sich im „Denj" vom 11. März findet:

„Bereits vor einigen Tagen wandte sich der Exekutivausschuß des Rates der Arbeiter- und Soldaten-Abgeordneten in Übereinstimmung mit dem klar ausgedrückten Willen des revolutionären Volkes an die provisorische Regierung mit dem Vorschlag, den gestürzten Zaren und seine Familie in Haft zu nehmen. Unter den Mitgliedern der Regierung gab es in dieser Sache einige Unstimmigkeiten: einige Minister waren dafür, den einstigen Zaren nach England zu entlassen, unter der Voraussetzung, daß er der Überwachung der englischen Regierung anvertraut werden sollte, die es verstehen würde, ihn unschädlich zu machen. Es waren sogar schon Verhandlungen mit der englischen Regierung in diesem Sinne begonnen worden.

Der Exekutivausschuß der Sowjets hielt es für gleich verhängnisvoll für die Sache der Revolution, Nikolai II. in Freiheit zu belassen, als auch ihn ins Ausland entkommen zu lassen, wo er über gewaltige Mittel verfügte, die er „für den schwarzen Tag" (für alle Fälle) in ausländischen Banken versteckt hatte, und mit deren Hilfe er in der Lage wäre, Verschwörungen gegen die neue Ordnung anzuzetteln, reaktionäre Wühlereien zu nähren, besoldete Mörder zu dingen und ähnliche Machenschaften. Aus solchen Erwägungen heraus begann eine besonders erwählte Abordnung des Exekutivausschusses (der Sowjets) Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung über die Ergreifung der notwendigen Maßnahmen zur Verhinderung einer solchen Möglichkeit.

Dieser Schritt war um so notwendiger, als am Morgen des 9. März Meldungen der Kommissare des Exekutivausschusses eintrafen, nach denen auf der Eisenbahn nach Zarskoje Selo zwei Extrazüge mit dem ehemaligen Zaren und seinem Gefolge unterwegs seien. Einige fügten sogar die Befürchtung hinzu, daß Nikolai II. im Einverständnis mit der provisorischen Regierung nach Petrograd führe, um von dort über Torneo ins Ausland zu entweichen.

Es fand eine eilige Beratung über die neue Sachlage durch den Exekutivausschuß unter Teilnahme der Arbeiter-Abgeordneten und der revolutionären Offiziere statt, und es wurden sofort außerordentliche Maßnahmen getroffen, um die Ausreise des ehemaligen Zaren über die Grenzen Rußlands unmöglich zu machen. Gleichzeitig wurden die obenerwähnten Verhandlungen mit der provisorischen Regierung begonnen. Als Ergebnis dieser Verhandlungen wurde festgesetzt:

1. daß die Frage der Ausreise Nikolais II. und der übrigen Glieder der kaiserlichen Familie nur im Einverständnis des Arbeiter- und Soldatenrates mit der provisorischen Regierung entschieden werden würde;

2. daß die kaiserliche Familie zeitweilig in Zarskoje Selo in Haft genommen werde, und zwar bis zur Festsetzung eines neuen Ortes der Gefangenschaft, die ebenfalls im Einverständnis der Sowjets mit der provisorischen Regierung zu erfolgen habe;

3. daß bei der Überwachung der verhafteten Zarenfamilie, ebenso wie bei der Ergreifung anderer notwendigen Maßnahmen in ihrer Behandlung, stets ein Spezialkommissar der Sowjets mitwirken werde.

Der Exekutivausschuß des Rates der Arbeiter- und Soldaten-Abgeordneten."

„Auf Verfügung der provisorischen Regierung sind an alle Grenzstationen Rußlands und Finnlands Vorschriften gesandt worden, daß alle notwendigen Maßnahmen für den Fall eines Flucht

versuchs des Nikolai Romanow aus Zarskoje Selo zu ergreifen seien."

Die „Birshewyje Wedomosti" (Börsen-Nachrichten), offenbar vom 9. März, berichten folgende Einzelheiten über die Verhaftung der Zarin:

„Am 7. März, spät in der Nacht, wurde dem Kommandeur des Petrograder Militärbezirks, General Kornilow, die Verfügung des Ministerrats über die Verhaftung des ehemaligen Kaisers Nikolai II. und seiner Gemahlin Alexandra Feodorowna zugestellt. Zwecks Ausführung dieser Verfügung begab sich General Kornilow in Begleitung der Herren seines Stabes gestern um 9 Uhr morgens nach Zarskoje Selo. Vom Bahnhof aus telephonierte General Kornilow in das Alexander-Palais und bat den Grafen Benckendorff (Palastkommandant), Alexandra Feodorowna zu fragen, wann sie ihn empfangen könnte. Die Versuche des Grafen Benckendorff, den Zweck des Besuches des Generals Kornilow herauszubringen, erwiesen sich als vergeblich. General Kornilow erklärte, daß er telephonisch niemandem irgendwelche Erklärungen abgeben könnte. Graf B. bat General K., am Telephon zu warten. Nach einigen Minuten teilte er dem General mit, daß Alexandra Feodorowna ihn um halb 11 Uhr empfangen werde.

Zur festgesetzten Zeit erschien General Kornilow mit seinem Stabe im Kleinen Palais von Zarskoje Selo. Er wurde in die Privatgemächer der Zarin geführt und brauchte nicht lange zu warten. Nach einigen Minuten trat Alexandra Feodorowna ein und bat alle, sich zu setzen. Die Kaiserin trug ein schwarzes, hochgeschlossenes Kleid. Ihre ersten Worte waren:

'Welchem Umstand verdanke ich Ihren Besuch?'

General Kornilow erhob sich von seinem Platz und erklärte:

'Ich befinde mich im Auftrag des Ministerrates hier, um Ihnen eine Verfügung der provisorischen Regierung mitzuteilen.'

Alexandra Feodorowna erhob sich ebenfalls und sagte fest:

'Ich höre.'

Als General Kornilow begann, die bekannte Verfügung des Ministerrats über die Freiheitsberaubung des ehemaligen Kaisers und seiner Gattin vorzulesen, machte Alexandra Feodorowna eine Bewegung mit der Hand, als ob sie sagen wollte: 'Sie brauchen nicht fortzufahren!'

Aber General Kornilow las die Verfügung des Ministerrats bis zu Ende. (Sie lautete: Der Ministerrat hat in seiner gestrigen Extrasitzung beschlossen: 1. Nikolai II. und seine Gattin werden der Freiheit beraubt und Nikolai II. wird nach Zarskoje Selo gebracht. 2. Generaladjutant Alexejew hat den nach Mohilew kommandierten Dumaabgeordneten Bublikow, Werschinin, Gribunin und Kalinin eine Abteilung zur Bedeckung des abgesetzten Zaren zur Verfügung zu stellen. 3. Diese Abgeordneten müssen einen schriftlichen Bericht über die Erfüllung ihrer Aufgabe verfassen und veröffentlichen.)

Anschließend sagte General Kornilow, daß die Gemahlin des ehemaligen Kaisers von diesem Augenblick an ihrer Freiheit beraubt sei. Das Palais werde von einer strengen Wache umstellt werden. Die Leibgendarmerie, die bisher den Hofdienst versah, werde entfernt werden.



Zar Nikolaus II. und Thronfolger Zarewitsch Alexius

(Vorkriegsaufnahme.)

Darauf verließen die Stabsoffiziere den Raum, und nur General Kornilow blieb zurück. Alexandra Feodorowna bat ihn, die Bedienung, die mit den Gewohnheiten der Kinder vertraut war, nicht aus dem Palais zu entfernen. Besonders dringend bat sie darum, dem kleinen Alexei seinen Wärter, den Feldwebel Derewenko, zu belassen.

General Kornilow antwortete, daß der Erfüllung dieser Bitten von seiner Seite nichts entgegenstände. Er war auch damit einverstanden, daß General Benckendorff und der Privatsekretär der Kaiserin, Graf Apraxin, im Schloß belassen würden, nur schickte er voraus, daß sie in diesem Falle auch als verhaftet betrachtet werden würden und keinen Verkehr mit der Außenwelt pflegen dürften. Dann entfernte sich General Kornilow aus dem Schloß und begab sich mit seinem Stabe in die Kaserne, um persönlich die Anordnungen über die Verteilung der Wachtposten am Alexanderpalais zu geben.

In allen inneren Gemächern der Alexandra Feodorowna sind Wachtposten aufgestellt worden. Der Besuch der Ärzte bei den kranken Kindern wird nicht anders als in Begleitung von Wachen gestattet. Jegliche Telephongespräche sind verboten. Die ganze Korrespondenz unterliegt der Kontrolle. Die Verantwortung für die Bewachung trägt der Kommandant von Zarskoje Selo. Zweimal täglich haben sich Vertreter des Stabes des Petrograder Militärbezirks nach Zarskoje zu begeben, um die genaue Durchführung der Bewachung zu kontrollieren.

Nachdem er den Auftrag der provisorischen Regierung durchgeführt hatte, fuhr General Kornilow nach Petersburg zurück, wo er sofort dem Ministerpräsidenten, Fürst G. E. Lwow, Bericht erstattet.

Wie wir erfahren, hat sich der Gesundheitszustand der Kinder Nikolais II. verschlimmert. Die älteste Tochter Olga Nikolaewna phantasiert oft. Die Kinder sind völlig isoliert. Ärzte sind ununterbrochen anwesend.

Die Verhaftung kam der Kaiserin völlig unerwartet, desgleichen auch dem Grafen Benckendorff und dem übrigen Gefolge. Die Zeitungen, in denen die betreffende Verfügung des Ministerrats veröffentlicht worden waren, langten nämlich erst um 11 Uhr morgens in Zarskoje an — zu einer Zeit also, als General Kornilow sich bereits dort befand. Trotz der Einwilligung des Generals, daß die Grafen Benckendorff und Apraxin als Verhaftete im Schloß verbleiben dürften, hat Graf Apraxin seine Einwilligung dazu verweigert."

General Kornilow ist eine der interessantesten Persönlichkeiten jener Epoche. Als Sohn eines einfachen Kosaken wurde er Offizier und machte den russisch-japanischen und den Weltkrieg mit, wobei er sich durch unbändige Tapferkeit auszeichnete. In den Karpathen in Gefangenschaft geraten, gelang es ihm, zu entfliehen und danach zu den höchsten militärischen Posten aufzusteigen. Da er die Zusammenarbeit mit der schwachen provisorischen Regierung und den übermächtigen Sowjets nicht ertragen konnte, gab er den Posten eines Chefs des Petrograder Militärbezirks bald auf und folgte dem General Alexejew im Oberbefehl über die gesamten russischen Streitkräfte. Ein Zusammenstoß zwischen der Offizierspartei und den Petrograder Machthabern wurde unvermeidlich. Alle wahren Patrioten setzten ihre Hoffnung auf Kornilow. Dieser setzte seine besten Truppen in der Richtung auf Petrograd in Bewegung, ja, die kaukasische Kavallerie mit den Tataren an der Spitze gelangte sogar bis Zarskoje Selo.

Aber dann gelang es den bolschewistischen Sendlingen, ohne einen Schuß Pulver den Vormarsch zum Stehen zu bringen. Die Kosaken und Kaukasier hatten letzten Endes kein Interesse daran, ihre Haut für russische Parteikämpfe zu Markte zu tragen und verlangten nach der Rückkehr in ihre Heimat. Kornilow wurde von Kerensky als Verräter verhaftet, es gelang ihm aber, zu entkommen. Er fiel wenig später in Südrußland im Kampf gegen die Bolschewiken.

Doch kehren wir noch einmal nach Mohilew zurück. Am 4. März erhielt der von allen verlassene gestürzte Zar hier den Besuch der verwitweten Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. Es war dies das letzte ergreifende Beisammensein von Mutter und Sohn. Die Zeitungen des „freien Volkes“ berichten darüber im vorgeschriebenen Tone:

„Dieses Zusammentreffen war höchst trübselig. Die Kaiserin-Mutter vergoß aber keine Tränen — sie wußte es längst, daß der Grund der Katastrophe vor allem bei der Kaiserin Alexandra Feodorowna zu suchen sei, die im Verein mit Anja Wyrubowa, Rasputin und Konsorten den geistesschwachen und charakterlosen Nikolai II. bis zur Abdankung gebracht hatte. Maria Feodorowna hatte es immer widerstrebt, diese Zustände mitanzusehen. In den letzten Jahren hatte sie ihre Schwiegertochter nicht öfter als zweimal im Jahr und nur bei offiziellen Gelegenheiten gesehen. Die Ratschläge, die Beschwörungen der alten Mutter hatten nicht den geringsten Eindruck auf Nikolai II. gemacht.

Dieser unerträgliche Zustand hatte die Kaiserin-Mutter veranlaßt, nach Kiew überzusiedeln, und nach ihrem letzten Brief an Nikolai II. vom 10. Januar weigerte sie sich, in die Hauptstadt zurückzukehren und widmete sich ausschließlich der Wohltätigkeit in Kiew. Und nun war die greise Mutter aus Kiew gekommen, um ihren Sohn vielleicht zum letzten Male zu sehen. Sie hatte den Plan, in ihre Heimat nach Dänemark zurückzukehren.

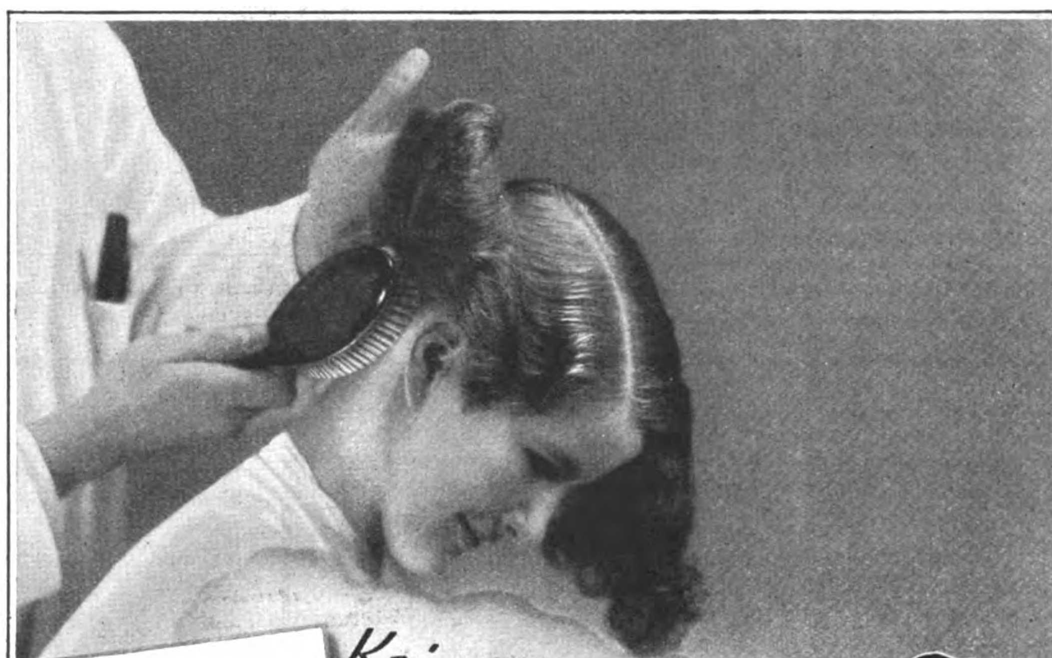
Die Frage der Wahl eines Aufenthaltsortes für Nikolai II. ist bisher noch nicht entschieden, aber man nimmt an, daß er in die Schweiz oder nach Frankreich übersiedeln wird. In die Krim wird er, wenn überhaupt, nur auf kurze Zeit fahren. Die Pläne der übrigen Großfürsten und Großfürstinnen sind bisher noch nicht entschieden. Einige von ihnen, wie die Wladimirowitschi und Michailowitschi, wollen auf jeden Fall in Rußland bleiben und nicht ins Ausland fahren. Der Zweck des Zusammentreffens der Maria Feodorowna war ausschließlich die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes. Maria Feodorowna denkt nicht an eine Rückkehr nach Petrograd.“

Die Kaiserin-Mutter begab sich bekanntlich mit ihrer Tochter und einigen anderen Angehörigen der Zarenfamilie in die Krim, wo sie von den deutschen Truppen aus der Gewalt der Roten gerettet wurde. Sie starb hochbetagt in ihrer dänischen Heimat. Bis zuletzt weigerte sie sich, an das furchtbare Ende des letzten Zaren und der Seinen zu glauben.

Solange der Kaiser sich noch im Großen Hauptquartier aufhielt, begab er sich täglich zum Mittagessen zu seiner Mutter und verbrachte einige Stunden mit ihr in intimem Gespräch. Vom 4. März an hörten alle Beziehungen des Zaren zum Stabe des Oberkommandierenden auf, aber General Alexejew hatte zweimal täglich kurze Unterhaltungen mit dem Zaren. Unter anderem teilte er ihm mit, daß es in Anbetracht des feindlichen Verhaltens der Offiziere und Soldaten der Garnison gegen den Grafen Fredericks und den General Wojeikow ratsam erschiene, daß diese Mohilew verließen. Der Rat des Generals Alexejew wurde befolgt, und nach zwei Tagen verließen die beiden Herren Mohilew, um unterwegs verhaftet zu werden.

Der letzte Armeebefehl des Zaren, mit dem er sich von den russischen Streitkräften verabschiedete, war so ergreifend, daß die provisorische Regierung seine Veröffentlichung untersagte!

(Fortsetzung folgt.)



HUMOR

„Du Hilde, eben hab' ich eine skandalöse Geschichte gehört! Geradezu unerhört, sag' ich dir!"

„Ach, das hab' ich mir doch gleich gedacht, als du hereinkamst, Nelli! Du sahst nämlich so glücklich aus!"

*

In Birmingham warb ein Redner für eine kirchliche Sammlung. „Noch nie bisher hat unsere Stadt etwas Nennenswertes zu den Geldmitteln der Kirche beigetragen!" ereiferte er sich.

„Oho!" rief jemand. „Sie vergessen wohl unsere weltbekannte Hosenknopfindustrie?!"

*

„Da behauptet ein Professor, daß ein neugeborenes Kind imstande sei, sich bis zu zwei Stunden lang mit einem Händchen an einem Bleistift oder sonst einem dünnen Gegenstand hängend festzuhalten. Er meint, das sei ein Beweis dafür, daß unsere Vorfahren von den Affen abstammen."

„Ich weiß nicht. Mir scheint es eher ein Beweis dafür zu sein, daß die Vorfahren eines solchen Kindes sehr viel stehend in Autobussen gefahren sind!"

*

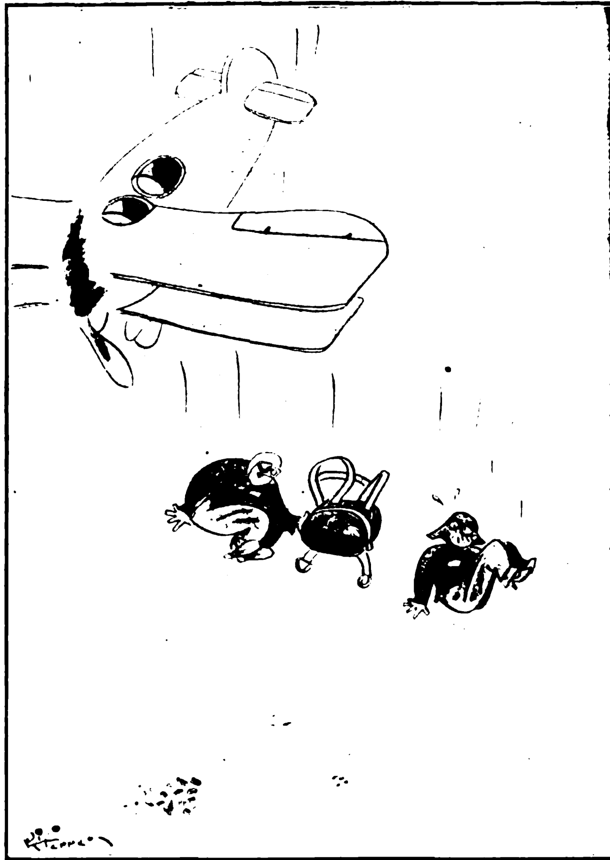
„Nun, Karl" fragt der Lehrer, „wer hat die Teutonen besiegt?"

„Ich weiß nicht, Herr Lehrer!" sagt Karl. „Beim letzten Fußballmatch war ich krank!"

*

„Vater, was ist ein Diplomat?"

„Ein Diplomat, mein Junge, ist ein Mann, der sich den Geburtstag seiner Frau merkt, aber ihr Alter vergißt."



„Darf ich Ihnen vielleicht meinen Fallschirm anbieten?"

Zeichnung: Kleppe.

Der Klublöwe kam zum Herrenabend. „Denken Sie sich", rief er den Anwesenden schon von der Tür aus entgegen, „was für ein tolles Erlebnis ich auf dem Wege hierher hatte! — Aber bitte unterbrechen Sie mich sofort, falls ich es Ihnen schon einmal erzählt haben sollte!"

*

„Fräulein Pinne, nachdem ich Sie an drei Jahre nicht gesehen habe, muß ich die Feststellung machen, daß Sie sich mächtig verändert haben!"

„Tatsächlich? Nun sind Sie mal ehrlich, zu meinem Nachteil oder zu meinem Vorteil?"

„Aber Fräulein, Sie können sich doch nur zu Ihrem Vorteil verändern!"

*

Der Gast winkt einem Kellner und fragt: „Wo bleibt denn das Bestellte?"

Der Kellner fragt: „Hatte der Herr bei mir bestellt?"

Der Gast besieht sich prüfend den Frager: „Ich glaube bestimmt; allerdings kommen Sie mir inzwischen schon etwas grauer geworden vor."

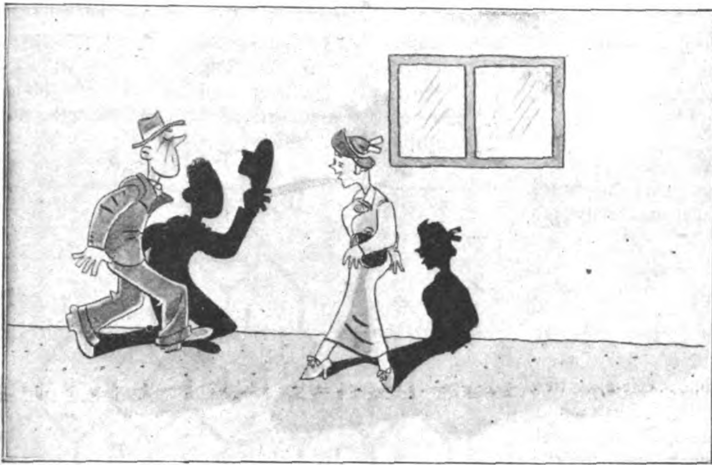
*

Felsenfest liegt im Hotel im Bett. Aber er kann nicht einschlafen, weil über ihm jemand ständig auf- und abgeht.

Felsenfest wird langsam nervös und schellt dem Kellner.

„Ja", meint der, „da wohnt ein Mann, der vor dem Bankrott steht. Er hat noch 100 Mark, soll aber morgen 10 000 bezahlen."

„Hm", macht da Felsenfest, „dann sagen Sie doch dem Mann einen Gruß von mir. Er soll sich ruhig schlafen legen und das Auf- und Abgehen seinen Gläubigern überlassen."



Der verliebte Schatten . . .
Zeichnung: Kleppe.

HUMOR DER ANDEREN

Frau Buttermilch: „Hier in der Zeitung steht, daß ein Professor ein Mittel entdeckt hat, das Leben auf über hundert Jahre zu verlängern."
Herr Buttermilch: „Oh, wäre ich doch ein Junggeselle."
Frau B.: „Wie meinst du das?"
Herr B.: „Dann würde ich das Mittel einnehmen."

(Boston Transcript)

*

Erster Beamter: „Wo ist die Flagge, die wir hissen, wenn es schönes Wetter gibt?"
Zweiter Beamter: „Ich habe sie vor drei Tagen gehißt. Der Sturm muß sie weggerissen haben."

(Philadelphia Bulletin)

*

„Haben Sie Kinder, Frau Penndorf?"
„Ja, Frau Jacobeit. Drei."
„So, drei!"
„Ja. Eins von der dritten Frau meines zweiten Mannes und zwei von der zweiten Frau meines ersten Mannes."

(Cleveland Leader)

*

Richter: „Der Kläger behauptet, Ihr Chef hätte für die Behandlung seiner Frau eine zu hohe Rechnung geschickt. Meinen Sie nicht auch, daß er noch Krankenbesuche machte, als schon gar keine Gefahr mehr bestand?"
Die Krankenschwester (als Zeugin): „Nein! Solange der Arzt seine Besuche fortsetzte, war die Patientin in Lebensgefahr."

(Tit Bits)

*

Franz: „Glaube mir, Else, ich weiß, daß ich gar nicht gut genug für dich bin!"
Else: „Wie lieb von dir! Wenn wir in allen Dingen immer so einer Meinung sind, müssen wir die glücklichsten Menschen werden."

(Harpers Weekly)

*

Sie „Du hast letzte Nacht im Schlaf gesprochen, Heinrich."
Er: „Wirklich, Schatz? Entschuldige, daß ich dich unterbrach."

(Stray Stories)

*

Kartenlegerin: „Ihre Karten liegen sehr günstig. Das Schicksal hat viel mit Ihnen vor. Sie werden in fremde Länder kommen und dort mit Fürsten und Königen verkehren. Alle Ihre Rivalinnen werden Sie aus dem Felde schlagen und den Mann Ihrer Wahl heiraten. Er wird ein großer, schöner Mann von altem Adel sein und sehr reich."
Besucherin: „Und wie werde ich meinen jetzigen Mann los?"

(The Argonaut)

*

Um der Konkurrenz zu begegnen, ließ der Besitzer eines Modegeschäftes über seiner Ladentür ein Schild anbringen mit der Aufschrift: Gegründet 1850. Sein Konkurrent gegenüber nahm den Kampf auf und brachte an seinem Hause ein Schild an mit der Aufschrift: Ganz neu etabliert Keine alten Ladenhüter.

(Success Magazine)

*

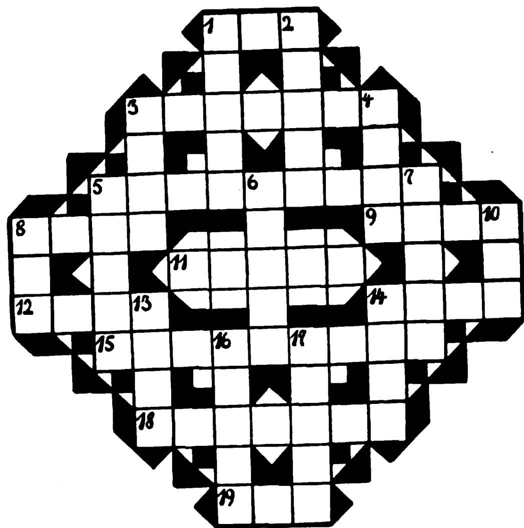
Clara: „Denke dir, Eva trägt keine hohen Absätze mehr! Ihr Mann hat es verboten.
Brigitte: Habe ich nicht gesagt, die Heirat mit diesem Menschen erniedrigt sie?

(Illustrated Bits)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Landzunge, 3. Steppenlandschaft, 5. Gemeinschaftssprache, 8. Feldunkraut, 9. Laubbaum, 11. Haustier, 12. weibliches Wesen, 14. Dichter des



„Freischütz", 15. musikalischer Formtyp, 18. Alpenhochtal, 19. Schwingungswelle. — Senkrecht: 1. Rechtsbegriff, 2. Stadt in Sachsen, 3. Haltungsform, 4. gefälschte Zeitungsnachricht, 5. Männername, 6. Stadt in Frankreich, 7. Ausartung von Fröhlichkeit, 8. Kabylenstamm, 10. feierliche Versicherung, 13. deutscher Maler, 14. Gesichtsteil, 16. westländischer Barockmaler, 17. Auszeichnung.

Rätselgleichung

(A—t) + (B—u—n) + (C—a) + (D—o) + (E—l) = X

A) geographischer Begriff, B) südafrikanische Kolonisten, C) mittelalterliches Strafverfahren, D) Grenzfluß zwischen Spanien und Portugal, E) bekanntes Dorf in Tirol, X) deutscher Maler, dessen Geburtstag sich im April jährt.

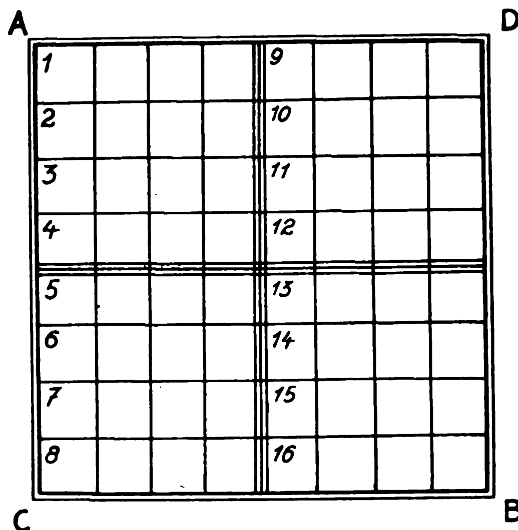
Umstellungsrätsel

Osten, Schwimmer, Portier, Siegel, Wipper, Mauser, Harfen, Leda, Pakt, Brett, Selen, Rache, Hirse, Orkan, Reede, Knappe, Iglau, Salbe, Stand, Siele, Stier, Seele, Pfanne, Kontrakt, Udine, Eule, Lehar, Lasso, Ideal, Tang, Gera, Silbe, Zebra, Egart, Irade, Tadel.

Durch Wegnahme eines Buchstabens sind Wörter neuer Bedeutung zu bilden. Die fortgelassenen Buchstaben ergeben aneinandergereiht eine Zeile aus einem Frühlingsgedicht von Bodenstedt.

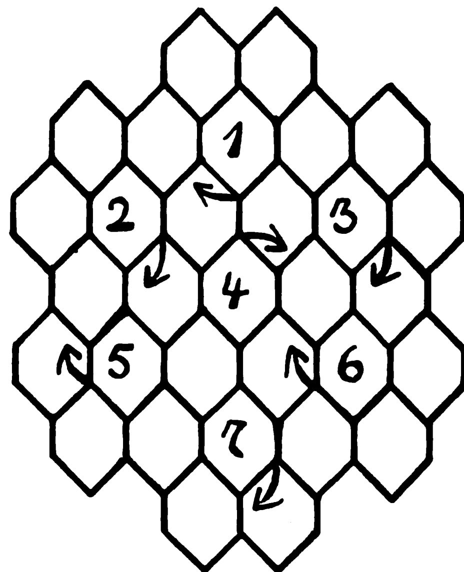
Diagonalrätsel

Man trage in die Figur Wörter mit folgender Bedeutung ein, richtig eingetragen ergeben dieselben in der Diagonale A—B und C—D je einen europäischen



Staat. 1. Reiseausweis, 2. geographischer Punkt, 3. fein, weich, 4. Befestigungswerk, 5. oxydiertes Eisen, 6. Zahlungsweise, 7. Getränk, 8. Schatulle, 9. Teil des Körpers, 10. deutscher Philosoph, 11. Baumgruppe, 12. Bürde, 13. Staat in USA., 14. Männername, 15. Donauzufluß, 16. Huftier.

Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und drehen in Uhrzeigerrichtung. Sie bedeuten: 1. Stadt in Frankreich, 2. Kleidungsstück, 3. Kinderkrankheit, 4. griechische Waldgeister, 5. Material zur Kerzenbereitung, 6. Gestalt aus der „Zauberflöte", 7. italienischer Männername (y = i, st = ein Buchstabe).

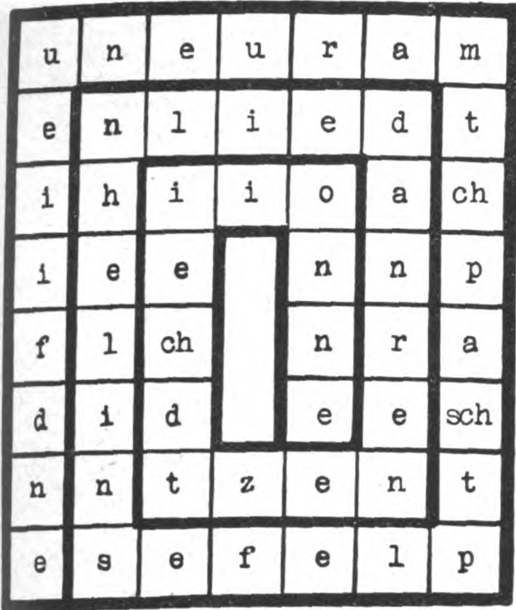
Silbenaussuchrätsel

Beauftragter, Hopfenbauer, Lear, Arbeitgeber, Egoist, Myboas, Obelisk, Stefani, Opposition, Assisi, Antigone, Malve, Mitleid, Bettelstab, Angebinde, Bogenlampe, Ardennen, Globol, Wäscherei, Wismar, Apfelmus.

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Schweden Nils von Bahr ergeben.

Die Beiträge von führenden Männern des neuen Deutschland, die interessanten Beilagen geben dem „Völkischen Beobachter" sein Gepräge, das auch dem anspruchsvollsten Leser Rechnung trägt.

Auszählspirale



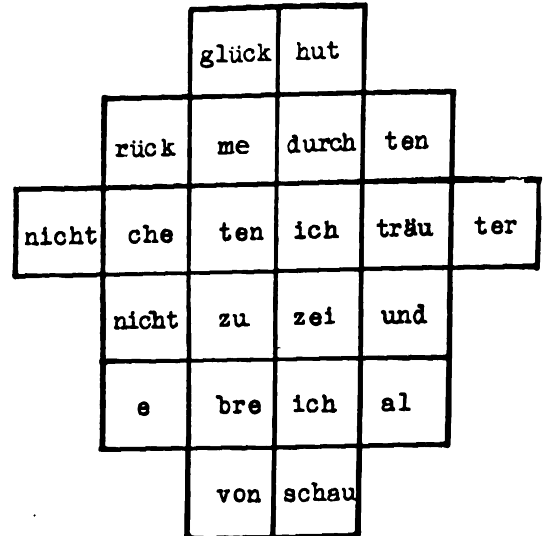
Aus dem Geburtsdatum (Monat und Jahr) eines großen deutschen Politikers ist die Wurzel zu ziehen, und zwar indem man jede einzelne Zahl des Datums addiert. Mit der gefundenen Zahl ist im Verlauf der Spirale auszuzählen. Die sich so ergebenden Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen Ausspruch desselben. Zu beginnen ist bei „e" an der linken Außenseite

Silbenrätsel

Aus den Silben: a ba berg bi bri bu che den e fe fer ge gi he he kaf ke lei leib li lu lung ma ma me na ne ne nus or phie ra ran ro ro rö ru se see ta tä te tel ter ter ters the tik tro tur u u u un un vreau zu sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat aus Goethes „Iphigenie" ergeben. 1. Planet, 2. Wissenschaft, 3 Dahlie, 4 Weißfisch, 5. Stadt in Iran, 6. Blume, 7. südostafrikan. Neger, 8. Geier, 9. Kraftmaschine mit Schaufelrädern, 10. Körperteil, 11. weibl. Vorname, 12. Luftdruckmesser, 13. Zeichenstift, 14. Abmagerung, 15. Berg der Berchtesgadener Alpen, 16. Ziegenleder, 17 westschottische Inselgruppe, 18. Holzverkleidung

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Rösselsprung



Lösungen der Rätsel aus Folge 13

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Melpomene, 6. Tuba, 7. Calw, 9. Musik, 10. Aera, 12. Edam, 14. Ill, 16. Ambra, 17. Ettal, 18. Heu, 20. Gant, 23. Gold, 25. Agave, 26. Ruhr, 27 Lahn, 28. Tragoedie. — Senkrecht: 1. Muse, 2. Lama, 3. Oesel, 4. Ecke, 5. Elsa, 6. Trafalgar, 8. Wimbledon, 11. Rubin, 13 ditto, 14. tah, 15. Leu, 19. Erato, 21. alut, 22. Tara, 23. Geld, 24. Lohe ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Lissabon, 2. Zisterne, 3. Praemien, 4. Hebriden ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Botanik, 2. Lissabon, 3. Ungarn, 4. Toreador, 5. Genever, 6. Robin, 7. Umbra, 8. Plastik, 9. Plenum, 10. Eleve. „Blutgruppe." ✱ **Besuchskartenrätsel:** Alessandro Stradella.



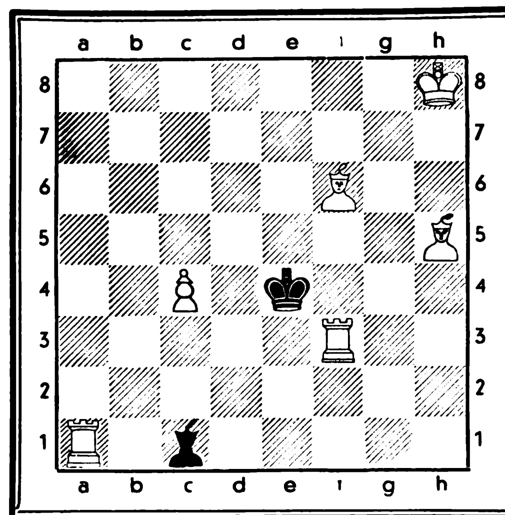
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Otto Behncke jr., Cuxhaven.

Schwarz: Ke4, Lc1 (2)



Weiß: Kh8. Ta1 Tf3, Lf6, Lh5, Bc4 (6)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 10.

Dreizüger von Fr. Fricke, Gelsenkirchen.

Weiß: Ke3, Ta8, Tg1, Le7, Se5, Ba5, a6, b2, c2, d2, f6, h2 (12)

Schwarz: Kc7, Ba7, f7, g3, h3 (5)

1. Ta8—h8, g3—g2; 2. Lf8, Kc8; 3. Ld6‡.
1. . . ., g3×h2; 2. Tg1—g8, h1D; 3. Tc8‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; W. Hechenberger, München; W. Hoyer, Braunschweig; A. Seber, Trier; A. Brückner, Stollberg; J. Herwig, Gotha; H. Riedel, Friedensstadt; Ebeling, Potsdam; Eggebrecht, Norden; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; M. Raila, Frankfurt a. M.; G. Peipers, Ekkardtsheim; M. Burdack, Hormersdorf; L. Schlobach, Rochlitz; L. Zitzmann, Neustadt a. d. Aisch; K. Quandt, Essen; J. Diehl, Oberschmitten; H. W. Ziegler, Darmstadt; M. Loch, Berlin-N; P. Kutkowski, Helbra; M. Bayerl, Neustadt; Brand, Sangerhausen; M. Wallner, Buchbach; Dr. Gretscher, Saarlautern; E. Daust, Staßfurt; W. Jäger, Weimar; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; E. Berger, Neviges; K. Müller, Dinslaken; B. Bauer, Heidenheim; W. Gebauer, Bürgel; K. Schulz, Heidt; W. Stepach, Bln.-Spandau; C. Mödinger, Stuttgart; F. Buschmann, Norden; W. Andresen, Hamburg; O. Gothner, Goslar; L. Ellner, Nürnberg; W. Schoenberg, Frankfurt a. M.; E. Graf, Freising; Ella Knopp, Rodenkirchen; Dr. E. Witte, Blankenburg; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutug; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; E. Hollstein, Limburg; F. Ruckdeschel, Nürnberg; W. Eichelbaum, Plauen; R. Steffen, Wannsee; A. Sponholtz, Hannover, A. Klußmann, Rottweil; H. Voigt, Vielstedt; Ch. Ellrich, Spangenberg; O. Hildebrandt, Hamburg; R. Popp, Mittenwald; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen; F. Büttner, Fürth i. B.; Dr. J. Krug, Dresden; E. Schinze, Willingen, L. Weber, Bln.-Tempelhof; Ernst Kiefer, Saalstadt.

Einige Löserurteile: „Die Aufgabe enthält ein indisches Spiel und eine Turmverdopplung im Turtonschen Sinn, Verdopplung der Wirkungskraft unter Überquerung des Schnittpunktes" F. R., N.; „Wie kann der weiße Läufer von c1 ins Feld gelangt sein?", H. V. V.; „Siegende Kameradschaft beider Türme", A. B., St. usw.

Überraschender schwarzer Angriff

Slavische Verteidigung im Damengambit, gespielt in Brasilien 1936.

Weiß: Gabaryn — Schwarz: Piazzini

1. Sg1—f3	d7—d5	9. Sc3—a2?[4]	Lb4—d6	17. Kg1×h2	Dd8—h4†
2. d2—d4	Sg8—f6	10. b2—b4	Sb8—d7	18. Kh2—g1	Dh4×f2†
3. c2—c4	c7—c6	11. Lc1—b2	Sd7—b6	19. Kg1—h1[7]	f7—f5
4. Sb1—c3[1]	d5×c4	12. Lc4—e2	Sb6—d5[5]	20. Lf3×e4	Tf8—f6[8]
5. a2—a4[2]	Lc8—f5[3]	13. Dd1—b3	Sf6—e4	21. Le4×f5	Tf6×f5
6. e2—e3	e7—e6	14. Ta1—d1	Lf5—g4	22. e3—e4	Tf5—h5†
7. Lf1×c4	Lf8—b4	15. Tf1—e1[6]	Lg4×f3	23. Db3—h3	Sd5—f4![9]
8. 0—0	0—0	16. Le2×f3	Ld6×h2†	Weiß gibt auf.	

[1] Durch Zugumstellung wurde die Slawische Verteidigung erreicht. Auf ev. 4. e2—e3 kann Schwarz unbedenklich Lf5 entwickeln.

[2] Falls Weiß 5. e2—e3 spielen würde, so bekommt Schwarz mit 5. . . ., b7—b5; 6. a2—a4, b5—b4 mindestens Ausgleich.

[3] Schwarz spielt folgerichtig auf den Punkt e4.

[4] Wesentlich besser ist die Entwicklung 9. De2 nebst Tf1—d1.

[5] Der Nachziehende operiert mit seinen leichten Figuren sehr geschickt und geht nun zum Angriff über.

[6] Dieser Zug gibt die Deckung des Punktes f2 auf und erlaubt dem Gegner, Kombinationen im Opferstil anzubringen.

[7] Auf 19. Kg1—h2 gewinnt 19. . . ., Sd2!; 20. T×d2, Dh4†; 21. Kg1, D×e1†.

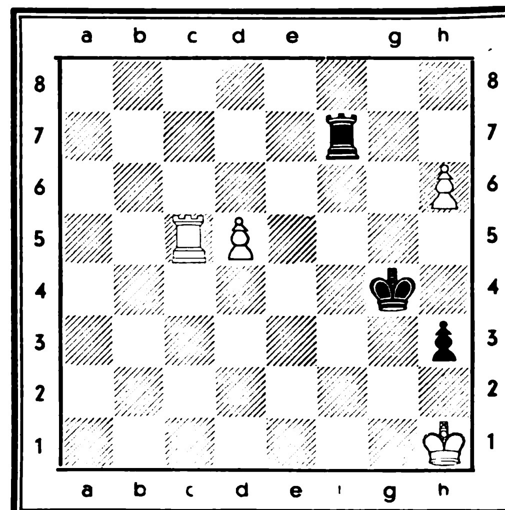
[8] Das Eingreifen des Turmes entscheidet rasch, trotz verzweifelter weißer Gegenwehr.

[9] Dieser Springerzug vollendet den hübsch geführten Mattangriff.

Turm in Angriff und Verteidigung

Folgendes interessante Endspiel von W. Bron stellt die Führung des Turmes in Angriff und Verteidigung glänzend dar.

Schwarz: Kg4, Tf7, Bh4 (3)



Weiß: Kh1, Tc5, Bd5, h6 (4)

Weiß am Zuge gewinnt.

Lösung:

1. d5—d6, Tf7—f1†; (Falls 1. . . ., Td7 so Td5 nebst 3. h7 und auf 1. . . ., Kg3 folgt 2. Tc3†); 2. Kh1—h2, Tf1—f2†; 3. Kh2—g1, h3—h2†; 4. Kg1—h1, Tf2—f1†!; 5. Kh1×h2, Tf1—f6; 6. Tc5—c4†!, Kg4—g5 (auf 6. . . ., Kf5 gewinnt 7. Th4); 7. d6—d7 Tf6×h6†; 8. Kh2—g3, Th6—d6; 9. Tc4—c5†, Kg5—f6; 10. Tc5—c6!, Td6×c6; 11. d7—d8D† und gewinnt. – Oder 6. . . ., Kh5, 7. h7, Tf8; 8. d7, Td8; 9. Td4, Kg5; 10. Td3, Kg6; 11. Th3 usw

VON WALDEYER-HARTZ:

Stückmeister Heinrich Horl

Ein Vorbild in der Seeschlacht an der Doggerbank

Wer in der alten Marine Stückmeister werden wollte, mußte schon allerhand aufweisen: eine gründliche Beherrschung aller Geschützarten an Bord, ein falkenscharfes Auge, Nerven aus Stahl und ein Ansehen als Vorgesetzter, dem sich ein großer Kreis von Untergebenen unweigerlich, zugleich aber auch freudig im Gehorsam beugte. Die Stückmeister waren die Geschützführer der schweren Artillerie. Somit war in ihre Hände die Bedienung der Hauptwaffe aller Großkampfschiffe gelegt. Sie waren mit ihrem „Turm" verwachsen, er war ihr Reich, ihre Welt. Seine stählernen Wände bargen ihren Stolz und ihre Ehre. Keiner hat es besser bewiesen, daß dem so war, als der Stückmeister Heinrich Horl vom Schlachtkreuzer „Seydlitz", der in der Schlacht an der Doggerbank den Heldentod fand.

Sein letzter Vorgesetzter, der Artillerieoffizier des mächtigen Schiffes, hat über Horl berichtet, er sei ein prachtvoller Soldat gewesen, von eisernem Pflichtgefühl, von wohlwollender Strenge gegen seine Untergebenen, von gesundem Ehrgeiz und glühender Vaterlandsliebe. In den ersten Kriegsmonaten hatte sich Horl keine Ruhe gegönnt. Während der Kriegswachen im Winter 1914/15 hatte er sich aber bei Sturm, Eis und Schnee zuviel zugemutet, so daß er im Januar 1915 schwer erkrankte und ausgeschifft werden sollte; just zu der Stunde, wo die Vorbereitungen zu einer Fernunternehmung gegen England bekannt wurden. Da bat Horl darum, obwohl sein Leiden ernster Art war, an Bord bleiben zu dürfen. In Anerkennung der Verdienste des tüchtigen Mannes wurde die Genehmigung vom Schiffsarzt ausnahmsweise erteilt. Kaum wurde „Klar Schiff zum Gefecht" angeschlagen, als Horl sich auch schon in einer Hängematte in den Turm C bringen ließ, um unmittelbar bei seinen Leuten zu sein, wenn es hart auf hart ging.

Das Unheil hatte es gewollt, daß beim Inseegehen die Funksprüche der deutschen Schiffe von den Engländern aufgefangen und entziffert werden konnten, da sie in Besitz der geheimen deutschen Chiffriermittel gelangt waren. Daher waren die deutschen Streitkräfte von vornherein im Nachteil. Es fehlte ihrem Auftreten das Moment der Überraschung, sie wurden von einem stark überlegenen Feind, der über alles aufs genaueste unterrichtet war, erwartet. Die gesamte britische Flotte trat ihnen entgegen, und zwar planmäßig verteilt!

Unter Führung des Vizeadmirals v. Hipper hatten unsere Streitkräfte am 23. Januar 1915 um 17.45 Uhr Schilling-Reede verlassen. Wenig später gingen auch die Briten Anker auf, und zwar im konzentrischen Vormarsch gegen die Doggerbank, wohin auch Admiral v. Hipper mit vier Schlachtkreuzern, vier kleinen Kreuzern und neunzehn Torpedobooten vorstieß. In der Frühe des 24. Januar gewann der kleine Kreuzer „Kolberg" Fühlung mit dem Feind. Es kam zwischen ihm und dem britischen Kreuzer „Aurora" zum Gefecht. Der deutsche Führer wurde von seinen leichten Aufklärungsstreitkräften auf das trefflichste über die Sachlage unterrichtet. Als er erkannte, daß er sich stärksten feindlichen Streitkräften gegenüberbefand, gegen die nichts auszurichten war, schwenkte er, einer alten Kreuzerregel folgend, zunächst vom Gegner ab, um vor allen weiteren Entschlüssen einen Überblick über die taktischen Verhältnisse zu gewinnen.

Es währte nicht lange, daß eine allgemeine Jagd begann. Admiral v. Hipper lief mit höchster Fahrt in Richtung auf die deutsche Bucht zurück. Er hoffte auf diese Weise, das eigene Gros zum Schlagen zu bringen. Sein Hauptgegner preschte mit fünf Schlachtkreuzern, sieben kleinen Kreuzern und sechsundzwanzig Torpedobootszerstörern hinter ihm her. Und der britische Flottenchef sorgte durch Entsendung der sonst noch aufgebotenen Schlachtschiff- und Kreuzerverbände dafür, daß den deutschen Schiffen, soweit möglich, alle Wege verlegt wurden.

Die Schlacht stand auf ihrem Höhepunkt. In rasender Fahrt durchfurchten die beiden Gefechtslinien das Wasser. Schwere Schornsteinschwaden flatterten hinter ihnen her. Auf größte Entfernungen, zwischen 15 und 20 Kilometer, wurde gefeuert. Es war ein gewaltiges Ringen neuzeitlicher Großkampfschiffe, wie es die Welt bisher noch nicht erlebt hatte. Für einen Augenblick hatte auch Horl daran gedacht, sich an seinen Zielstand zu begeben, um selber gegen die Engländer feuern zu können. Er war aber so krank und schwach, daß er es nicht vermochte und aufseufzend in seiner Hängematte liegenblieb. Das Gefühl jedoch, daß er mitten unter seinen Leuten weilte, daß er ihr Schaffen und Wirken hörte, und die Zuversicht, seine Anwesenheit müsse ihren Kampfgeist stärken, sie bedeuteten ihm einen gewaltigen Trost.

Mitten während der Schlacht schoß plötzlich aus der „Seydlitz" eine Flammengarbe weit über Masthöhe empor, aus der, jäh verstummend, die geschwärzten Rohre der beiden hinteren Geschütztürme hervorstarrten; zu ihnen gehörte auch Turm C. Auf sofort erfolgten Anruf meldete sich niemand in den Türmen. Auch der Hecktorpedoraum sowie die hintere Gruppe der Leckwehr, die Dichtungsarbeiten verrichten soll, blieben die Antwort schuldig. Ein schweres englisches Geschoß, eine 34-cm-Granate, hatte das Achterdeck durchschlagen. Sie war in den einen Geschützturm eingedrungen und innerhalb seiner Enge detoniert. Aus dem Turmpanzer waren Teile herausgeschmettert worden. In glühendem Zustande stürzten sie ins Turminnere. Diesem unglücklichen Zufall war es zuzuschreiben, daß eine gewaltige Ausdehnung der Trefferwirkung eintrat. Unter der Berührung mit den glühenden Stahlmassen entzündeten sich die Bereitschaftskartuschen. Ihre Stichflammen schossen durch die Munitionsaufzugschächte nach oben und unten und brachten hierdurch die in und vor den Aufzügen liegenden Kartuschen gleichfalls zur Entzündung. Binnen weniger Sekunden brannten auf diese Weise auf verhältnismäßig kleinem Raum insgesamt 6000 Kilogramm Pulver ab. Keine der in der Nachbarschaft befindlichen Mannschaften überlebte den Vorgang. 165 Menschenleben fanden in der Flammenglut ihr jähes Ende, unter ihnen auch der schwerkranke Stückmeister Horl, den einzig seine Liebe zum Dienst und die Liebe zu seinem Turm an Bord gefesselt hatten.

Als sich das Achterschiff in feurige Lohe hüllte, glaubte jedermann an Bord, binnen Sekunden müsse das ganze Schiff in die Luft fliegen. Es war in der Tat ein grauenerregender Anblick. Über dem Hinterschiff stand eine blaurote Stichflamme, unbeweglich wie ein lauerndes Ungetüm. Voller Geistesgegenwart befahl daraufhin der Erste Artillerieoffizier „Schnellfeuer", um den Feind nach Kräften zu schädigen, solange es noch möglich war. Und so krachte denn auch in Zwischenräumen von zehn zu zehn Sekunden Salve auf Salve aus den intakten Rohren der vorderen schweren Geschütztürme hervor.

Auch auf den anderen Schiffen der deutschen Linie hatte man voller Sorge das Auflodern der Stichflamme auf „Seydlitz" wahrgenommen. Als dann aber mitten aus Rauch und Flammen heraus, Schuß auf Schuß erdröhnte, da löste sich die ungeheure Spannung in jubelnde Hurras aus, die man begeistert dem Flaggschiff des Verbandes brachte.

Die schwerste Arbeit war in den Augenblicken äußerster Gefahr unter Deck geleistet worden. Dort war der Erste Offizier, zusammen mit dem Feuerwerker und dem Pumpenmeister, in die Nachbarabteilung des Flammenherdes vorgedrungen. Das Entgegenströmen giftiger Gase und eine schier unerträgliche Hitze hatten die wackeren Männer von ihrem Vorhaben nicht abhalten können. Sie öffneten die sogenannten Flutventile. Außerbordwasser rauschte daraufhin in die glühenden Munitionskammern und löschte den Brand. Auf diese Weise wurde das Schlimmste vermieden: „Seydlitz" hielt seinen Posten in der Linie, kämpfte weiter und kehrte mit den anderen Schiffen in den Hafen zurück.

Das Verhalten des Stückmeisters Horl blieb auf der „Seydlitz" nicht vergessen. Es hatte auf die gesamte Besatzung tiefsten Eindruck gemacht. Jedermann spürte, hier hatte ein wahrhaft heldischer Sinn seine Treue zum Fahneneid mit dem Tode besiegelt und dem Vaterland damit einen hehren Dienst geleistet, dessen Bedeutung darin liegt, daß dem wackeren Manne die Pflichterfüllung über alles ging.

BAUERNHELFER

Eine Geschichte um Friedrich den Großen

Auf einem Sonntagsspaziergang kam König Friedrich dahinter, wie die Bauern seiner Gutsdörfer arg ausgenutzt wurden. Anstatt sich Feiertagsruhe zu gönnen, waren sie überall auf den Äckern mit dem Pflügen beschäftigt.

Dicht bei ihm an der Landstraße machte gerade ein alter Bauer mit dem Pfluge halt. Der König trat an ihn heran und fragte erstaunt: „Warum verrichtet Er gerade heut' am Sonntag solche Arbeit?" Die Antwort, die er darauf erhielt: „Ja, Majestät, wenn wir nicht unsern Acker nutzlos liegenlassen und hungern wollen, müssen wir ihn Sonntags und sogar noch die folgende Nacht hindurch bestellen!"

„Wieso?"

„Weil wir alle Tage zu Hofdiensten herangezogen werden! Zur Zeit des seligen Königs, Ihres Herrn Vaters, und auch noch zu Beginn Ihrer Regierung war das anders! Da waren wir nur jede zweite Woche zu Hofdiensten verpflichtet!"

Als Friedrich durch diese freimütige Erklärung erfuhr, wie sehr man den armen Bauern die Besorgung ihres Bodens erschwerte, verfinsterte sich sein Gesicht. Sofort bestellte er sich den zuständigen Oberamtmann Harte und eine Anzahl Bauern aus den betreffenden Dörfern aufs Schloß nach Potsdam.

Während die Bauern dort auf des Königs Wunsch ihre Beschwerden vorbrachten, wollte Harte sie dauernd unterbrechen und ihre Vorwürfe abschwächen und vertuschen.

Friedrich machte solch Benehmen wütend, und er donnerte den Amtmann wiederholt an: „Herr, will Er wohl das Maul halten!"

Die Beschwerden der Bauern überzeugten ihn. Auch sah er ein, daß der Amtmann zu solch schlimmer Ausnutzung verleitet wurde, weil er selbst eine zu hohe Pacht zahlen mußte. Er kürzte sie um ein Beträchtliches und half auch so den Bauern.

M. R.

Neuyorks Oberbürgermeister, der Jude Laguardia, wird nach einer Hetzrede von seinen Freunden stürmisch gefeiert.
Es ist nicht uninteressant, festzustellen, wer in dieser Versammlung außer dem Schutzmann die arische Rasse vertritt.

Aufnahmen: Weltbild.



Der Sitzstreik wird vorübergehend in einen Kniestreik umgewandelt, wobei man den Rosenkranz durch die Finger gleiten läßt, der doch nur für einen Bruchteil des amerikanischen Volkes eine Kulthandlung bedeutet.

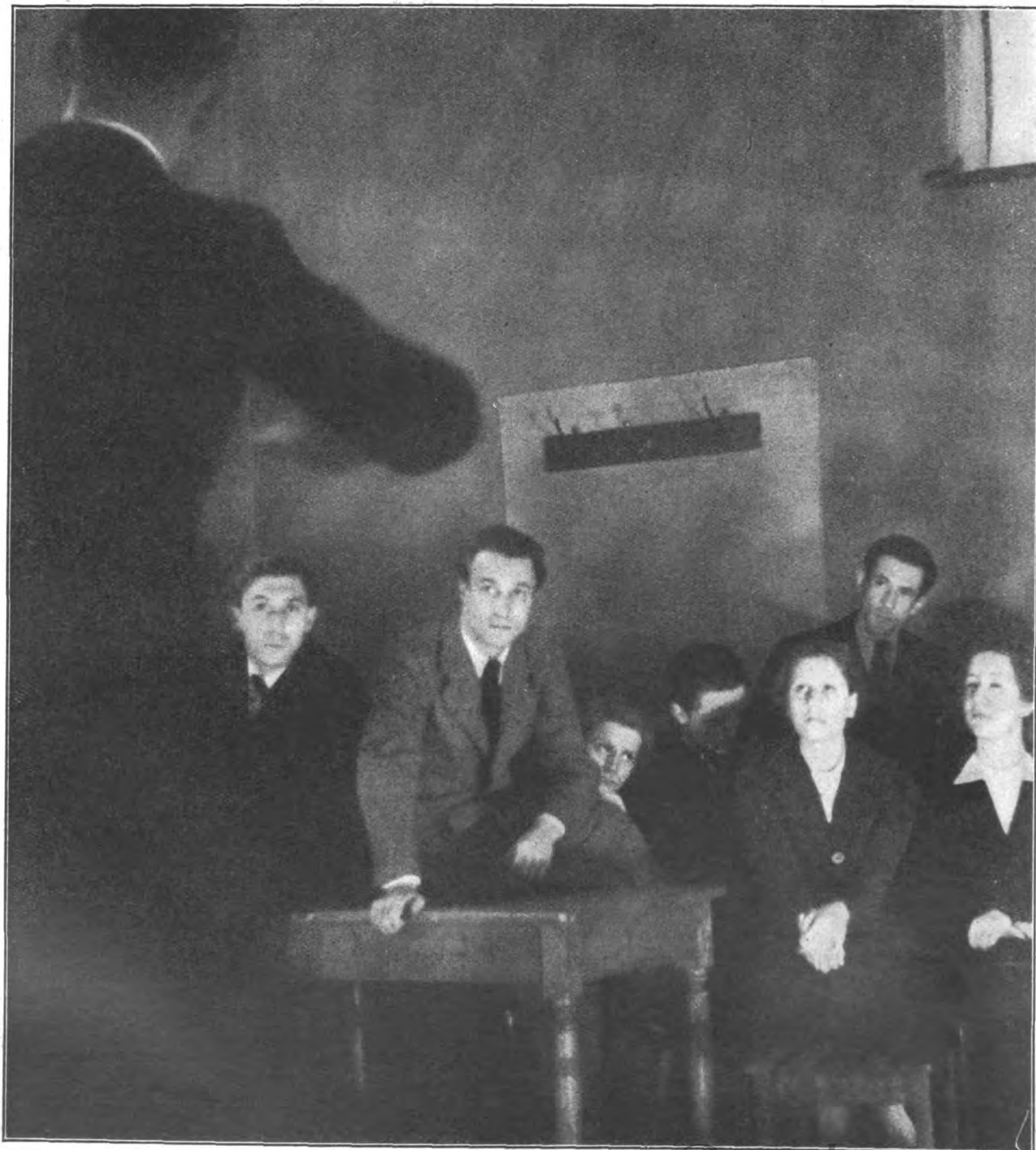
Diese Pose ist bestellt und soll auf die Tränendrüsen wirken; wahrscheinlich wird nach der Aufnahme wieder weiter gejazzt, denn während des Sitzstreiks spielen in den großen Warenhäusern Saxophonbläser zum Tanz auf. Man möchte bei Betrachtung dieses lebendigen Kitsches ausrufen: „Nachbarin, euer Fläschchen . . .“



Gesunder Geist in gesundem Körper.
Jeden Morgen treibt das Ensemble des Oldenburger Landestheaters gemeinsamen Frühsport.

Die junge Garde des DEUTSCHEN THEATERS

Ein Besuch bei SS.-Sturmführer HANS SCHLENCK dem jüngsten deutschen General-Intendanten in OLDENBURG i. O.



Die Gemeinschaftsstunde.
Generalintendant Schlenck spricht.

Anschließend an den Frühsport findet vor Probenbeginn diese Gemeinschaftsstunde statt, in der über Probleme des Theaters, über Rollenauffassungen, Inszenierungen usw. debattiert wird. Die Teilnahme an dieser Gemeinschaftsstunde ist fast stets allgemein, obgleich nur die „Jugend" dazu verpflichtet ist, die weniger als vier Jahre beim Theater ist.

Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer

Kurze Besprechung vor der Probe zu „Maria Stuart".

Hans Schlenck, auch als Filmschauspieler in Deutschland wohlbekannt, hat in kurzer Zeit das Landestheater Oldenburg zu großer Blüte geführt und zu einem Sprungbrett für großstädtische Bühnen gemacht. In der Mitte Ilse Steppat, die für die nächste Spielzeit an die Volksbühne, Berlin, verpflichtet wurde; rechts: Kolander.





Eine Szene aus „Emilia Galotti".

Annemarie von Faber du Faur (in der nächsten Spielzeit an die Münchener Kammerspiele verpflichtet) als Gräfin Orsina, Gerhard Mittelhaus als Marinelli, hinter ihnen Oberspielleiter Sellner.

Links: Probe zu „Emilia Galotti".

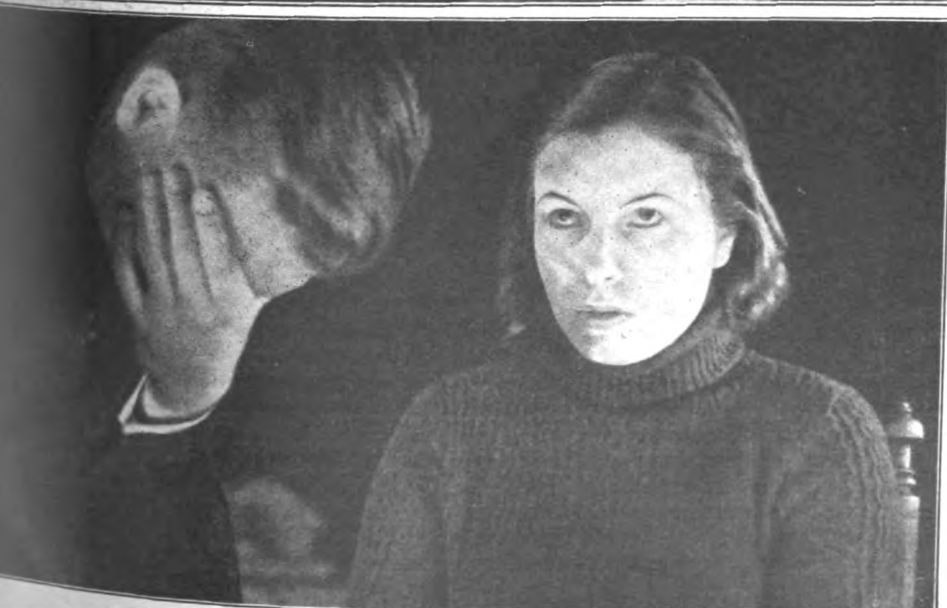
Dorle Gmelin (Emilia) und Alexander Ponto (Prinz); hinter ihnen der Oberspielleiter Gustav Rudolf Sellner.

Die Bilder zeigen deutlich, mit welcher Intensität geprobt wird, um aus jedem Darsteller die letzten Möglichkeiten herauszuholen und dadurch das Gesamtbild der Aufführung zu höchster künstlerischer Höhe zu bringen.



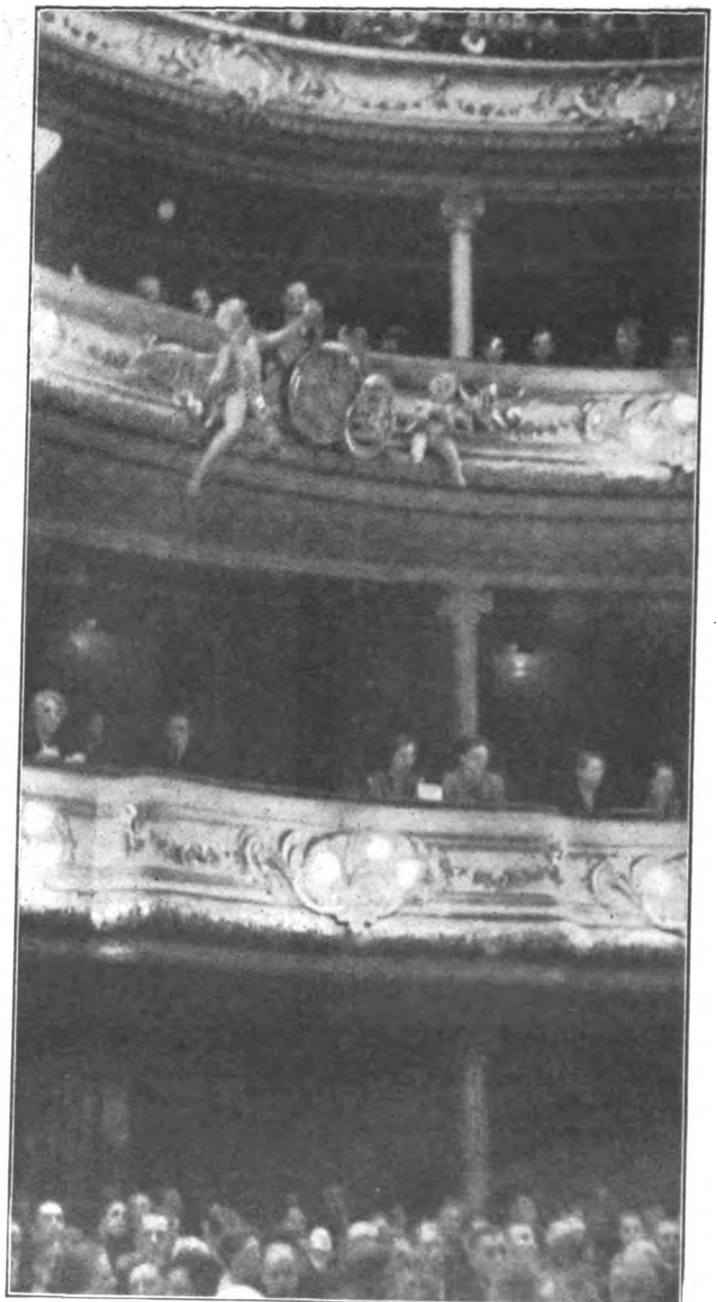








Opernprobe am Klavier
Der junge Generalmusikdirektor Leopold Ludwig mit dem Bariton Georg von Tschurtschenthaler.



Das Landestheater Oldenburg während einer Vorstellung
Ausverkaufte Häuser und ein begeistertes Publikum belohnen die Arbeit der jungen Künstler und ihres 35jährigen Generalintendanten

Links: Jeder Satz und jede Geste muß „sitzen".
Hans Schlenck und Ilse Steppat bei der Arbeit für „Maria Stuart."

Streiflichter aus Budapest



Ungarische Kutscher
Nicht allein die ungarischen Bauern, auch die verschiedenen Stände haben malerische, oft kostbare Trachten; eine ebenso schöne wie eigenartige Kleidung tragen die ungarischen Kutscher.



Die junge ungarische Generation. Stolz trägt der Gymnasiast die Mütze seiner Schule.



Ein Wächter der Ordnung mit dem zwiebelförmigen Galahelm, der stets mit Kinnriemen getragen wird.



Die Leibgarde, ein in Ansehen und Würde traditioneller Rang, bei der täglichen Wachablösung.



Für den Sinnspruch „Zeit ist Geld" hat der Ungar wenig übrig . . .



Rechts: . . . aber hier holt er den Rhythmus der Bewegung nach: Csardas!

Sämtliche Aufnahmen: Engel.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 15 / DONNERSTAG, 15 APRIL 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Adolf Hitler in seinem Atelier auf dem Berghof

Neben ihm Professor Speer, der General-Bau-Inspektor für die Reichshauptstadt.

(Zu unseren Bildern, die wir im Innern des Heftes zum Geburtstag des Führers veröffentlichen.)

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

I.

Front-Aufnahmen mit dem Führer:

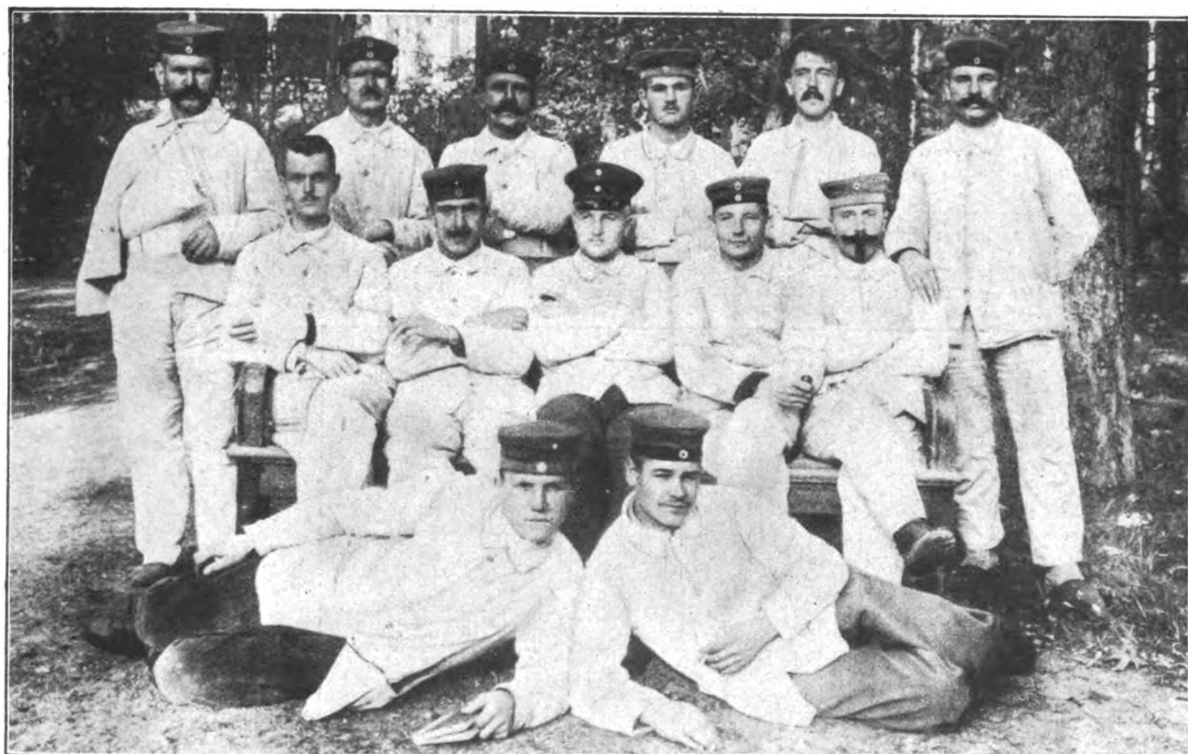
V. l. n. r.: 1. Eperl (Lithograph), 2. (sitzend) Uffz. Georg Wimmer, 3. Josef Inkofer (gestorben), 4. Lanfamer (gefallen), 5. (hinter dem Führer) Max Mund (Vergolder), 6. Adolf Hitler, 7. (unten liegend) Balthasar Brandtmayer (Maurer). Das Bild ist in Fournes (Nordfrankreich) aufgenommen.

II.

Links: Eine Aufnahme von der Gefechtsbefehlsstelle Fromelles.

V. l. n. r., obere Reihe: 1. Lanfamer (gefallen), 2. Ernst Schmidt (Malermeister), 3. Karl Tiefenböck (Prokurist), 4. (mit Brille) Uffz. Höfele, 5. Jackel Weiß (Bauer und Gastwirt); untere Reihe: 6. Adolf Hitler, 7. Uffz. Wurm, 8. Uffz. Lippert, 9. Kreidmayer.

Adolf Hitler mit seinen Front-Kameraden



Der „JB." bringt auf diesen und auf den nächsten Seiten zum Geburtstag Adolf Hitlers eine Sammlung von Bildern aus dem Kriege, die den Führer und seine Kameraden zeigen. Diese Bilder sind durch Aufnahmen aus jüngster Zeit ergänzt.

Links: Adolf Hitler (zweiter von rechts in der obersten Reihe) als Verwundeter im Lazarett.



Der 46 Jahre alte Malermeister Ernst Schmidt (auf Frontbild II der Zweite in der oberen Reihe) erzählt:

„Ich bin zusammen mit Adolf Hitler eingerückt und war vom November 1914 bis Oktober 1918 im Felde. Unzählige Fronterinnerungen verbinden uns, und auch nach der Revolution 1918 waren wir immer zusammen. Alle Kämpfe des Führers für Deutichlands Wiederaufstieg habe ich miterlebt und ihn auch während seiner Haft in Landsberg besucht. Seit 1925 bin ich in Garching Ortsgruppenleiter und bin glücklich in meinem Beruf als Malermeister. Aber wenn der Führer mich einmal zu einer besonderen Aufgabe rufen sollte, würde ich Beruf und alles liegen lassen und ihm folgen." Schmidt ist seit 1920 (Nr 940) Parteigenosse

Bild links: Der Führer und sein Frontkamerad Ernst Schmidt am Chiemsee; rechts: Schmidt in seiner Werkstatt in Garching a d Alz.

Neue Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.







Frontkameraden des Führers: Hans Raab.

Raab ist Brauführer beim Pschorrbräu in München. Bild links zeigt ihn bei einer Bierprobe im Sudraum; rechts sehen wir ihn im Kreise seiner Kinder, denen er erzählt:

„Ich war Gefreiter beim Fernsprecher im selben Regimentsstab wie Adolf Hitler. Von 1915 bis 1918 war ich an der Front und wurde am gleichen Tage wie der Führer gasvergiftet; acht Tage war ich blind. Der Führer hat oft beim Fernsprecher Dienst gemacht. Ich sehe ihn noch vor mir, das Gewehr zwischen den Beinen und ein Buch auf den Knien. Als im Mai 1916 bei Fromelles kein Fernsprecher mehr ging (das schwere Trommelfeuer hatte alle Kabel zerrissen), keine Brieftaube und kein Meldehund mehr durchkam, ist der Führer durchs Sperrfeuer gegangen, den sicheren Tod vor Augen, und hat die wichtigsten Meldungen gebracht. Alle sagten damals: ‚Den sehen wir nimmer wieder!' — Aber ich habe ihn doch wiedergesehen. Und auch später, 1923, bei der berühmten Versammlung im Hirschbräu. Er hat uns allen die Treue gehalten, so haltet auch ihr, meine Kinder, ihm immer die Treue!"



Links: Der Führer und sein Frontkamerad Wurm mit Frau und Töchterchen in Berchtesgaden.

Josef Wurm,

auf Frontbild II der Siebente (neben Adolf Hitler), war früher Bankbeamter und ist jetzt Abteilungsleiter beim „VB." Im Felde war er Unteroffizier und Gefechtsschreiber. Wurm erzählt: „Der Gefreite Hitler war der gute Geist in unserer kleinen Truppe. Niemand war so begeistert fürs Vaterland und niemand glaubte so fest an unseren Sieg wie er. Wenn die anderen verzweifelt waren, dann richtete er sie wieder auf; zögerten die Verheirateten bei Meldegängen, die fast den sichern Tod bedeuteten, dann meldete sich der Gefreite Hitler stets als erster freiwillig."



Frontkamerad Ignaz Westenkirchner

(auf Frontbild III der Vierte in der oberen Reihe), nach seiner Rückkehr aus Amerika, die ihm der Führer ermöglichte. Westenkirchner war von 1916 bis 1918 als Meldegänger im Regimentsstab mit Adolf Hitler zusammen. Er wurde am 14. Oktober 1918 beim Essenholen in einem verlassenen Geschützstand von derselben Granate schwer gasvergiftet, die auch den Führer vergiftete und zeitweilig erblinden ließ. Der Zimmermann Westenkirchner, dem man seiner nationalsozialistischen Gesinnung wegen in der Heimat das Leben schwer machte, ging 1928 nach Amerika und ließ ein Jahr später Frau und Kinder nachkommen. Aber sein ganzes Herz hing an Deutschland, und als Adolf Hitler Reichskanzler geworden war schrieb Westenkirchner seinem alten Frontkameraden, ob er ihn nicht wieder in die Heimat holen könnte, zumal da er, Westenkirchner, in Amerika arbeitslos geworden war. Der Führer ließ ihn und seine Familie zurückkommen, und Reichsleiter Amann, der während des Krieges Vizefeldwebel im selben Regiment und Kriegskamerad des Führers gewesen war, übertrug Westenkirchner die Stelle eines Hausmeisters im Eher-Verlag in München.

Bild oben: Der Führer mit Reichsleiter Amann und Westenkirchner in der Reichskanzlei

Links: Im Kreise seiner Familie erzählt der Frontkamerad vom Führer:

„Er hatte damals schon den tiefen Glauben an Deutschlands Größe. Wenn wir verzagten, fand er Worte des Trostes und übertrug seine Kraft auf alle Kameraden. Als ich ihn in Berlin besuchte, war er sofort wieder der alte Kamerad und gebrauchte das vertraute ‚Du'. Er erinnerte sich an alle gemeinsamen Erlebnisse: wie wir Weihnachten 1917 auf einem Bauernhof bei Laon im Schweinetrog geschlafen haben und wie wir dann später herumgelaufen sind, um den Pionierleutnant zu suchen, und wie wir im Schlamm an der Marne die Absätze verloren haben, und ...."

Sämtliche Aufnahmen.
Heinrich Hoffmann.





Der Frontkamerad Max Mund
(auf Frontbild I der Fünfte, hinter Adolf Hitler stehend) erzählt:

„Ich stand als Meldegänger vom Mai 1915 bis Oktober 1916 mit Adolf Hitler an der Somme und wurde dort bei Leparge am 17. Oktober gasvergiftet Der Führer hat uns stets in äußeren und inneren Nöten beigestanden; er war der treueste Kamerad und einer der tapfersten Soldaten. Ich bin unendlich stolz darauf, gemeinsame Erinnerungen mit einem Manne haben zu dürfen, dessen Name heute Deutschland bedeutet."

Bild links: Max Mund während seiner Tätigkeit als Vergolder

Aufnahme oben: Max Mund vor seinem Bild als Frontsoldat, das der Führer von ihm an der Front malte und signierte. „Was ist mir für dieses Bild nicht schon geboten worden", sagte Mund, „aber davon trenne ich mich nie — um keinen Preis der Welt





Frontkamerad Jakob Weiß
(auf Frontbild II der Fünfte in der oberen Reihe) ist einer der treuesten Frontkameraden des Führers. 50 Schlachten und Gefechte, an denen auch der Führer teilnahm, sind in seinem Militärpaß verzeichnet. Weiß Jackel erzählt:

„Vier Jahre habe ich mit Hitler Schulter an Schulter gekämpft. Er war mein liebster Kamerad und Freund. Wenn es ernst wurde, dann wußte ich: auf den kannst du dich verlassen! Adolf Hitler hat mich nicht vergessen. Im Schützengraben hatte ich ihm einmal gesagt: „Wenn wir den Krieg überstehen sollten, dann besuche mich mal Er hat mich besucht, im Spätherbst 1919, und wir haben mehrere Tage hindurch politisiert. In jenen Tagen hatte ich noch nicht den Glauben wie er und entsinne mich noch recht gut, daß er einmal meine Einwände einfach abschnitt und sagte: ‚Jackel, das verstehst du nicht!'"

Das obere Bild zeigt den heutigen Gastwirt und Bauer Jakob Weiß auf seinem Hof bei Freising

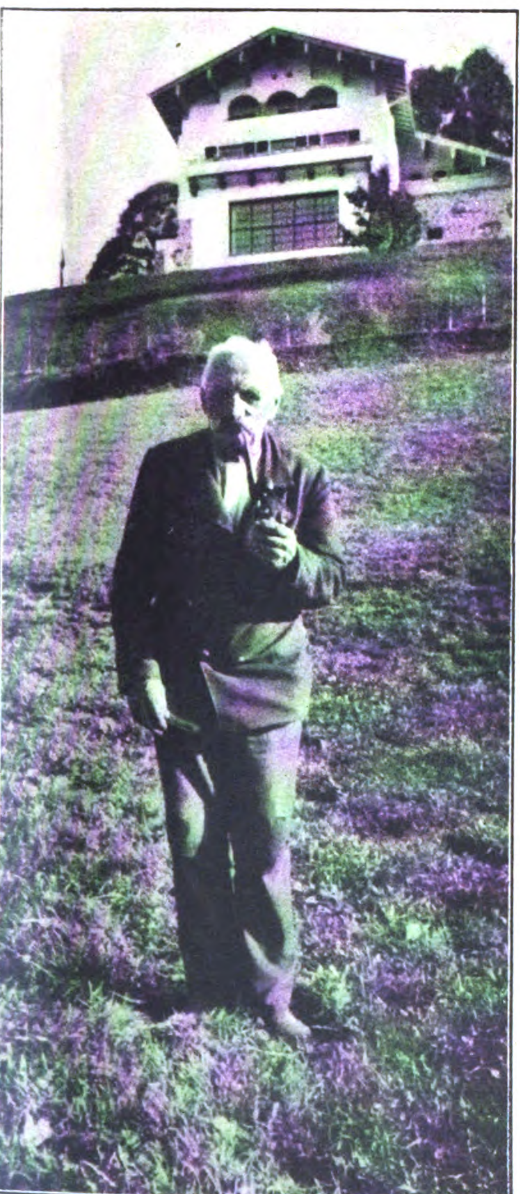
Auf dem nebenstehenden Bild erzählt er der Schuljugend des Dorfes von seinen Fronterinnerungen und von seinem Kameraden Adolf Hitler.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Blick vom Wächterhäuschen auf den „Berghof".

Rund um den BERGHOF



Der gute Nachbar jenseits des Zauns: Vater Rasp, des Führers alter und treuer Anrainer auf dem Obersalzberg.

Sämtliche Aufnahmen: Inge Mantler.

Blick auf den Watzmann, den König des Berchtesgadener Landes.

Das Berchtesgadener Land im südöstlichen Winkel des Reiches hat sich schon oft eingeschrieben in die deutsche Geschichte. Es ist immer so gewesen: Berge mit Wolken und Wettern weben mehr als in den Niederungen am tausendfältigen Fadengeflecht der großen und kleinen Schicksale ihrer Menschen, denen noch altrassige Wurzelkraft innewohnt. Schon bald nach seiner Landsberger Festungshaft zog es den Führer hierher, wo auch der deutsche Seher und Künder Dietrich Eckart sein „Sturm, Sturm ..." in das zerrissene Deutschland hinausrief. Der Führer, der sich glühend zu allem Echten und Gewachsenen bekennt, liebt seine Berge und findet in ihrem Gipfelglanz immer wieder neue Kraft zur Vollendung seines großen Werkes, das freies, glückliches Deutschland heißt.



In den tiefen Berchtesgadener Wäldern, wo der Waldgrund in heimlichem Dunkel liegt, spürt man das Geheimnis des Werdens.



Eine nie auszuschöpfende Bilderfülle der Farben bietet sich dem Beschauer von den Höhenwegen am Obersalzberg. Im Hintergrund des Bildes der Watzmann.



Über der Zufahrtsstraße zum Obersalzberg ragen Hochkalter und Reiteralpe.

Aufnahmen: Inge Mantler (4), Heinrich Hoffmann (2)

Der Führer mit dem Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt, Professor Speer, im Atelier-Raum auf dem Berghof; immer wieder beteiligt sich der Führer mit wertvollen Anregungen an den Arbeiten seiner Baukünstler



Oben. Idyllisch gelegen ist das Berggasthaus auf dem Hochlenzer, eine Stätte, die der Führer gern auf seinen Fußwanderungen besucht



Rechts. Der große Staatsmann als schöpferischer Künstler



Von den Kämpfen um Madrid.
Soldaten Francos tragen den Sturmangriff nach der Einnahme eines Dorfes weiter vor.

Kampf und Neuordnung in Spanien

Ein Stierkampf in Salamanca zugunsten der Winterhilfe der Falange



„Auf, Toreador . . .“
Die Stierkämpfer ziehen in die Arena ein.



Stierkampf in Salamanca.
Zu Gunsten der Winterhilfe der Falange fand in Salamanca ein Stierkampf statt. Das Präsidium bestand aus Damen in malerischer Landestracht.



Rechts: Das Präsidium entbietet den Stierkämpfern mit erhobener Hand den Gruß





Wenn man dem Feind in kleinen Truppenverbänden hart auf den Fersen ist, kann es plötzlich vor dem Dorfausgang Überraschungen geben; deshalb nützt die Vorhut, die sichern muß, jede Deckung vor dem Gegner aus.

Nach den Sturmangriffen bekommen die Krankenträger Arbeit ...,

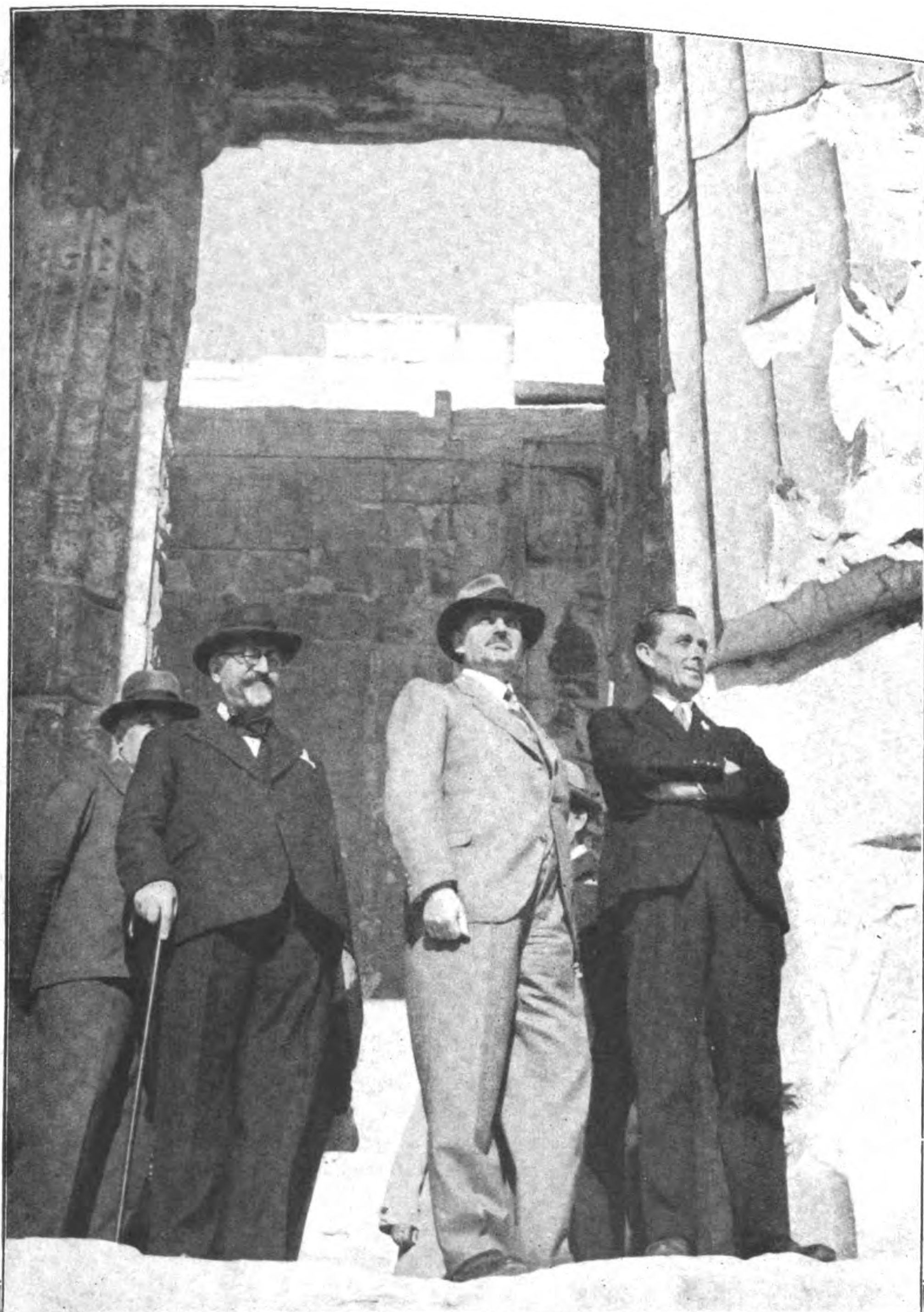


Links: ... Verwundete und Gefangene werden zurück transportiert

Sämtliche Aufnahmen Heinrich Hoffmann

Besuch in Athen

Aufnahmen: Weltbild (3).





Reichsminister Rust bei seiner Ankunft in Athen. Begrüßung auf der Landungsbrücke.

Links: Der Minister besichtigt die ehrfurchtgebietende Akropolis.



„... viele Eier ins Nest“ — für die Kleinen war es ein Fest, daß der Erziehungsminister des großen deutschen Vaterlandes sie selbst in ihren Schulräumen besuchte.

Leuchtendes Land

Roman von Luis Trenker

(7. Fortsetzung.)

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick in die Augen. Dann reichte der Hauptmann dem jungen Farmer die Hand: „Ich wollte Sie nicht beunruhigen, Hoffingott ..."

„Zuerst kommts Vaterland, Herr Hauptmann. Wird das beunruhigt, müssen wir es halt verteidigen, dös denken Sie doch auch."

„Ich denke aber auch noch so: Sie werden in Europa schon einen Weg finden, die furchtbare Geschichte diplomatisch zu regeln. Ihnen sagte ich mehr, weil Sie ruhiger und selbstverständlicher die Dinge ansehen, auch wenn sie einmal ernst sein sollten. Sorgen Sie dafür, daß da oben alles ruhig bleibt. Unter den Farmern, meine ich. Viele Farmer neigen leider zu Aufbauschungen oder zur Bequemlichkeit. Und wenn Sie einmal irgendwelche Entschlüsse fassen wollen — wenden Sie sich zuerst an mich!" Er schüttelte ihm die Hand: „Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Frau, und ich hoffe, daß ich doch noch eher zu Ihnen komme als Sie zu mir!"

Thomas sah ihm nach, bis der kleine Reitertrupp verschwunden war. In seinem Kopf gingen wirr die Gedanken, einfache Farmergedanken und ganz gewaltige Gedanken der großen Politik. Und dazwischen die rein menschlichen: die armen Thronfolgerkinder, diese Malefizhunde von Meuchlern! Der Joos und der Klaus, die müßten wohl mit gegen die Serben, und ob's den Hadl in Afrika halten würde, das wär' zu bezweifeln. Er dachte wieder an den Joos und dachte an sich, wie es wäre, wenn er fort müßte von Lena und dem kleinen Christoph und von Pilatus. Ja, es war ganz schön, daß man fern war von dem Europa. Und es war auch wieder nicht schön, daß man für sich solchen Gang tun ließ.

Thomas Hoffingott sah der abrückenden Askari-Kompanie nach. Da trat ihm ein Lachen ins Gesicht. Das war nun das wilde Afrika, wo zweitausend schwarze Soldaten genügten, und da im zivilisierten Europa, da müßt' am End der Joos noch marschieren.. Aber das war alles Gespenstersehen, der Hauptmann hatte das auch gemeint. Sie hatten doch ihre Politiker und Diplomaten in Europa, die würden das schon einrenken, wozu wären die sonst gut? Höllsakra, der arme Franz Ferdinand ...

Thomas sah sich nach seinem Buren um Er war nicht mehr da. Schade, jetzt hätte man was zum Reden, es wär' ganz interessant, zu wissen, wie der über die Sache dachte. Freilich, den würde es gar nicht interessieren, der hatte keine Ahnung, was das war, dies Europa. Gar kein Vaterland hatte der, seit die Engländer seines gefressen hatten. Nun war er neidisch auf Regierungsbeihilfen für Weizenbau am Kilimandscharo. Sicher möchte er selbst so etwas haben und hatte doch Angst, es könnte was dran sein an den militärischen Organisationen, und er müßte dann auch mitmachen.

In Mombo wußten sie nun auch schon, was sich da am Sonntag in Sarajevo zugetragen hatte. Aber über menschliche Entrüstung kamen sie nicht hinaus. Wenn es wahr wäre, daß die Verschwörer serbische Militärwaffen gehabt hätten und in Serbien eine Organisation bestand, die das Verbrechen angestiftet hatte, nun, da würde Österreich dem Nachbarn eben eins aufbrummen. Und das mit Recht.

Der Zug nach Moschi fuhr erst in zwei Tagen. Im Hotel traf Thomas den Buren wieder. Es war schon so, wie er vermutet hatte, den Buren interessierte das Attentat gar nicht; der wußte nicht einmal, wie es kam, daß der Thronfolger nicht der Sohn vom Kaiser Franz Joseph war, und was das für ein Staat sei, das Serbien. Er hätte eine Idee, sagte der Bur. Da ginge morgens früh ein Auto nach Tanga hinunter, er möchte mitfahren, und sie könnten dann den Zug von Tanga aus nehmen. Mit dem Dampfer sollten die neuen schweren Traktoren kommen, und auch sonst wäre in Tanga immer allerhand Neues zu sehen. Sie sollten dort ja auch den Hafen ausbauen und befestigen Er hatte eine merkwürdige Art, sich selbst zu unterbrechen, und das Thema zu wechseln. So sprach er jetzt eine Weile von der Viehzucht bei den Eingeborenen im Gebiet westlich von Aruscha. Dann lachte er: „Große Freunde haben Sie Der Hauptmann wissen Sie, ich bin eigentlich der Ansicht, die Farmer sollen unter sich bleiben. Aber das war wohl so eine Art Regimentskamerad?"

Thomas verneinte das, doch der Bur ließ es nicht gelten.

„Sicher sind Sie auch Offizier gewesen", meinte er, „daher die Beihilfen für Weizen und für Farmen auf dem Berg." Thomas fand ihn komisch mit seinem Beihilfenspleen. „Aber ich gönn's ihnen, den Engländern", fuhr der Bur schließlich fort. „Wenn ich naturalisiert wäre" — er faßte Thomas beim Arm, „sagen Sie, könnte Ihr Hauptmann mir nicht behilflich sein?"

Der Wirt brachte ihnen ein anderen Farmer an den Tisch, und das Thema Sarajevo, Kriegsmöglichkeit in Europa, Sicherheit in den Kolonien fing von vorn an. Der Farmer gab seine Meinung dahin kund: Alles Unsinn mit Aufregung und so. Er habe in der Schutztruppe gedient und könne nur sagen, daß alles großartig gesichert sei. Um die Eingeborenen in Schach zu halten, genügten die zweitausend Mann Askaris vollauf. Die Schwarzen hätten schon den nötigen Respekt vor den paar Gewehren, seien das doch gute, alte einundsiebziger Flinten, die rauchten wie eine kleine Kanone. Er kenne sie noch aus Südwest, großartig hätten sie sich bewährt.

Der Bur fand, daß diese einundsiebziger Flinten längst überholt seien von den Modellen der heutigen Waffenindustrie.

„Nun ja", meinte der Farmer, „kriegerischen Auseinandersetzungen mit einem modern ausgerüsteten Gegner ist unsere Schutztruppe wohl nicht gewachsen." Aber das gelte nur hinsichtlich der Bewaffnung und sonstiger Hilfsmittel.

Für einen Kriegsfall, sagte der Bur und bestellte neuen Whisky, würde das Oberkommando schon genügend moderne Gewehre zur Verfügung haben. So gescheit wie die Engländer seien die Deutschen noch allemal. Er jedenfalls habe zu dem neuen Kommandeur volles Vertrauen.

„Bartels", rief der Farmer, „hier machen sie auch schon die Kühe wild. Schick uns doch etwas Whisky her!" Er lehnte sich zurück: „Alles Quatsch, sage ich, alles Quatsch. Was da so den Kriegsfall betrifft, meine ich. Ist ja gar nicht an dergleichen zu denken. Wer will von uns was? Keiner. Von wem wollen wir was? Von niemand. Na also. Wir wollen nichts als unsere Ruhe und unsere Arbeit."

„Wir wollten da unten in Transvaal mal auch weiter nichts", sagte der Bur.

„Hast du Angst, Mensch?" fragte der Farmer und sah den Buren verächtlich an. Da hatte er einen Gedanken. „Wo liegt deine Farm? Bei Neu-Nerugia? Mensch, ich kauf' sie dir für'n halben Preis ab, und du kannst türmen!"

Der Bur lehnte das zwar ab, aber übel nahm er den Vorschlag nicht.

„Mein' ich auch, mein' ich auch", lärmte der Farmer. „Laß die im wilden Europa mal ihre Geschichten allein ausbaden, wir sind hier im zahmen Afrika." Er wendete sich an Thomas. „Da hätt' dein Erzherzog zehn Jahre zu Fuß reisen können, so sicher ist das bei uns."

Thomas ließ die beiden bald allein.

Am übernächsten Tag, als der Zug von Tanga heraufkam, fand Thomas den Buren nicht. Vielleicht war er wirklich getürmt. Jetzt mußte auch Thomas über den ängstlichen Mann lächeln, denn heute, nur anderthalb Tage nach dem Bekanntwerden der Sache da mit dem Meuchelmord, sprach kaum noch ein Mensch davon. Warum wohl der Hauptmann Fürst das alles so anders angesehen hatte? Nachdenklich hinsinnend ging sein Blick wieder durchs Fenster über unendliche Reihen von Bajonettblättern der Sisalagaven. Er hatte plötzlich ein richtiges Heimweh, aber nicht nach Europa, sondern nach Pilatus. Das verwischte auch in ihm jenes ferne Geschehen zu einer beinahe fremden Angelegenheit.

Hadl war mit einem zweiten Pferd am Bahnhof Moschi. So froh hatte Thomas den vierschrötigen Burschen noch nie begrüßt wie heute. Doch schon riß ihn Hadl in eine andere Welt. „Was sagst du zu der Geschicht' dahoam, Thomele?" Und bevor Thomas antworten konnte, fuhr er fort: „Wenn's ein Krieg gibt gegen Serbien, i geh' hoam!"

„Dann wirst wohl hierbleiben müssen, Wendelin", beruhigte ihn Thomas. Und er erzählte, was er alles gehört hatte da unten im Land. „Sonst alles in Ordnung?"

„Eigentlich schon", meinte der Wendelin, „bis auf ein paar gestohlene Küh'. Wahrscheinlich sind es Massais. Wenn i oan von diese Kerl amol erwisch, dem brenn' i a Kugel ins Hirn . . ."

„Du bist heut gar so kriegerisch. I würd' sie furchtbar verdreschen, die Hundskerle. Wieviel Küh' fehlen?"

„Drei Stück. Aber mir kommt überhaupt vor, als ob doch irgendwas in der Luft wär'". packte nun Wen-



Mädel an der Waterkant.

Aufnahme: Rondophot.

delin weiter aus. „Vorgestern haben wir an der Grenze oben hinter Pilatus, da wo's bald ins Englische übergeht, Patrullen g'sehn, indische oder englische, i kenn mi da nit aus."

Thomas erinnerte sich einiger Gespräche im Zuge. Es war schon so, die Leute redeten zwar allerhand durcheinander, aber es stimmte doch zusammen. Sicher war das alles so aus der Zeitungsschreiberei entnommen, die druckten ja viel. „Hier in Moschi hab' i auch davon g'hört," berichtete Hackl weiter. „Araber sollen jetzt viel im Land sein, heißt es. Weiß der Kuckuck, was die wollen. Die sprengen auch so dummes Zeug aus. Die Deutschen ziehen jetzt alle bald weg, erzählen sie. Und fremde Buren sind auch da und sollen da herumspionieren."

Thomas schrak zusammen. Aber es war ja Unsinn. Sein Bur, das war ein Angsthase gewesen. „'s Maul g'hört ihnen verdroschen. Den Arabern, Buren und den Deutschen, die so reden. Und wegen ein paar Reibereien in Europa drüben braucht man in Deutsch-Ost noch lang nicht nervös z' werden. Das sag i!"

Hübl bestätigte es ihm. Allerdings auf eine echt Hüblsche Art: „Wissen Sie, Thomas, möglich ist alles. Bloß daß bei uns nichts Unangenehmes möglich ist ohne die Engländer. Und da seh' ich nun beim besten Willen keine Verbindung zwischen den Motiven der Mörder auf dem Balkan und den Engländern. England macht bestimmt manches. Zwei Dinge aber nicht: Es schützt niemals einen gemeinen Mord, und es macht niemals Krieg zwischen Weißen in den Kolonien. Also arbeiten wir weiter und schlagen jedem die Knochen kaputt, der uns an die Bude will. Prost!"

Sie ritten durch den Juniabend gegen Pilatus hinauf. Die Krone des Kibo leuchtete gespenstig hell unter einer drohend schweren Wolke in die unendliche Weite der afrikanischen Steppe ...

21. Kapitel

Eine Weile redeten sie in der Kolonie noch von den Dingen, die sich in Europa abgespielt hatten. Das heißt, in den Städten redeten sie, in den Hotels, in den Amtsstellen und bei der Schutztruppe. Die Farmer, die weit verstreut und einsam in der Steppe und an den Hängen der Berge saßen, hatten anderes zu tun. Mit wem sollten sie auch reden? Auf Neu-Pilatus waren sie schließlich ihrer vier, aber dafür lagen sie so weit ab, und Zeitungen gab es selten. Mit dem, was der Hackl da erzählt hatte von Viehdiebstählen durch Massais und dem albernen Gerede der Araber und Buren, war es auch wieder still geworden.

Daß Österreich gegen Serbien zugeschlagen hatte, erfuhren sie auf Neu-Pilatus erst, als Rußland nun wieder Österreich an den Hals gesprungen war, Deutschland den Russen und Franzosen, die Engländer wieder den Deutschen. Womit auch für die einfachen Menschen auf den Farmen das Geschehen in Europa sich aus den Begriffen einer wüsten Rauferei erhob und zu einem furchtbaren Gewitter wurde. Allerdings noch zu einem Gewitter, das sich nach der Auffassung der meisten Kolonisten auf das ferne Europa beschränken würde. Irgendwie wußten sie alle um die Kongoakte, nach der sich die Mächte verpflichtet hatten für die Dauer eines europäischen Krieges die afrikanischen Kolonien den Gesetzen der Neutralität zu unterstellen und sie so zu betrachten, als ob sie einem nicht kriegführenden Staat angehörten. Und wo sie von dieser Abmachung nicht wußten, erfuhren sie es durch die Weisung, die das deutsche Reichskolonialamt im Gouvernement in Daressalam gegeben hatte: Ostafrika ist ohne Kriegsgefahr!

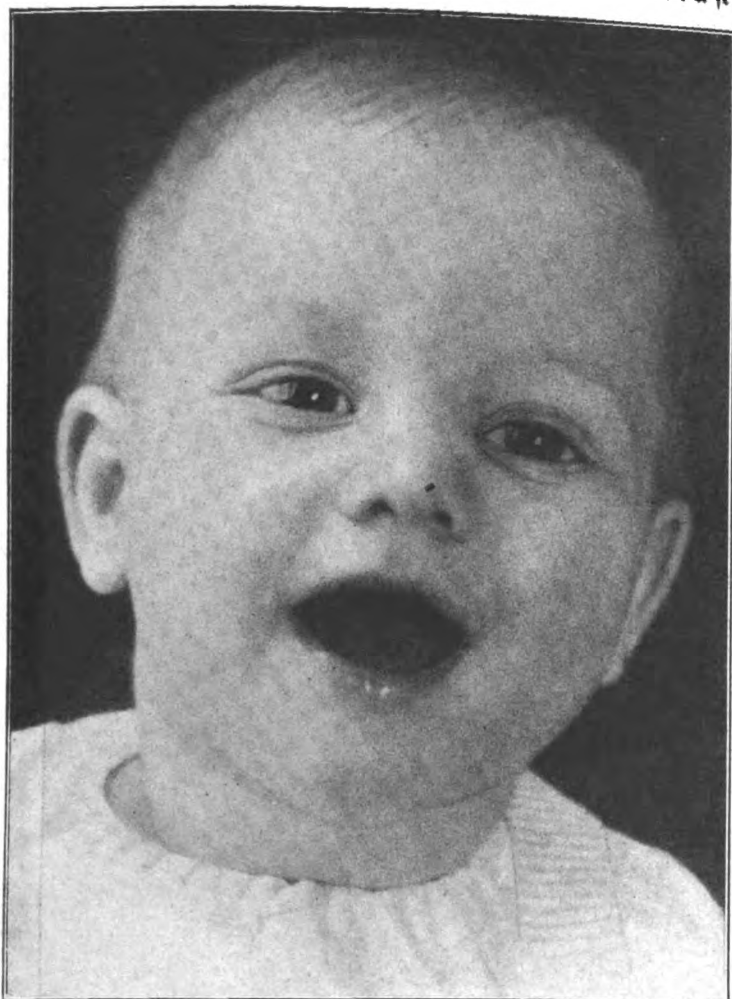
Europa aber erzitterte in allen Fugen. Millionenheere marschierten auf, aber tausend Gewehre krachten, gewaltige Festungen zerbarsten, immer mehr Blut verrann auf den Feldern. Machtvoll wehrten sich die Mittelmächte, gingen vor und überrannten die Gegner. Sieg reihte sich an Sieg und ließ die Begeisterung der Heimat zu einmütigem Opferwillen werden.

Über Deutsch-Ost lag drückend schwer eine schwüle Stille. In ihr verdichtete sich immer mehr eine bedrückende Erkenntnis. Ein gefährlicher Wall stand rings um das riesige Land, eine Grenze von viertausend Kilometer, eine bedrohliche Nachbarschaft ringsum: Britisch-Ostafrika, der Belgisch-Kongo, Englisch-Rhodesien, Portugiesisch-Ostafrika, und nach Osten der Indische Ozean mit einer ungeschützten Küste, so lang wie die Meeresküsten der Heimat! Nur der ferne, unsichtbare Mund der Funkstation Nauen war noch imstande, mit seinen zuckenden Worten den Wall zu überspringen und das einzige Ohr der Kolonie, den Funkturm in Daressalam, zu erreichen. Aber je mehr er von Siegen und herrlichen Tugenden der Heimat kündete, um so mehr wuchs in dem abgeschlossenen Lande in Afrika die furchtbare Ahnung, daß jene Kongoakte, die den Kolonien die Neutralität sichern sollte, ein allzu papierner Schutz war, und daß sich der Sturm hinter den Grenzen zusammenballte. Dazu kam das bedrückende Gefühl, ausgeschlossen zu sein von einer Hilfeleistung für das Vaterland, kam die schmerzliche Erkenntnis, auch die neue Heimat nicht verteidigen zu können. Was sollten sie denn beginnen, die sie insgesamt nur sechstausend Weiße waren, Männer, Frauen, Kinder zusammen, unter acht Millionen Schwarzen, von denen man nicht wußte, wie sie sich benehmen würden; warf der Feind die Kriegsfackel ins Land?

Eine Hoffnung hatten sie: Vor einem Jahr war ein Oberstleutnant aus Deutschland als Kommandeur der Schutztruppe nach Deutsch-Ost gekommen, der in dem einen Jahr viel für eine Verteidigung des Landes getan hatte. Was aber konnte er bei den ungenügenden Mitteln, die ihm die Regierung bewilligte, ausrichten gegen einen Feind, der, ging er erst zum Angriff über, eine hundertfache Übermacht an Menschen und Kriegsmitteln aufbieten konnte? Sie kannten bei solchen Erwägungen nicht einmal die Besorgnisse des Mannes, der sich bei aller Wertschätzung des Verteidigungswillens der dreitausend weißen Männer, die er zur Not zusammenbringen konnte, fragte, ob denn diese Europäer den gewaltigen Anstrengungen eines Tropenkrieges gewachsen sein würden. Der da wußte, in welchem Maße die gefährlichen Krankheiten Malaria, Schwarzwasserfieber, Ruhr, Schlafkrankheit jeden Truppenkörper bedrohten; der die Unmöglichkeit kannte, Munitionsersatz zu besorgen; der mit Bangen an die Beschaffung von Mitteln der Kranken- und Verwundetenpflege und von Verpflegung und technischem Kriegsgerät dachte. Und nicht zuletzt auch an die Haltung der schwarzen Soldaten und der Ersatzkräfte. Sie wußten alle nicht und konnten nicht wissen, der Kommandeur nicht, die Weißen nicht und nicht die Schwarzen, daß es der ungeheuren Energie dieses Mannes und dem Heldenmut seiner Leute gelingen würde, nicht nur all der unsagbaren Schwierigkeiten Herr zu werden, sondern darüber hinaus eine militärische Waffentat zu vollbringen, die ihresgleichen in keinem Kolonialkrieg hat, eine Truppe zu schaffen, die in stolzer Selbstbehauptung noch auf Angriff sann, als in Europa die Kanonen schon wieder schwiegen. Zwar verneigte sich später auch der Feind vor diesem Soldaten und seinen Männern, aber jene andere einzigartige Tatsache in Kolonialkriegen erkannte er nicht an: daß sich von den so reichlich aufgehetzten Eingeborenen des Landes in vier Jahren der Not und des Elends nicht einer gegen die deutschen Herren erhob!

Keiner konnte die Aufgabe ermessen, die Deutsch-Ost gestellt war. Sie saßen beisammen und faßten das Furchtbare ihrer Lage nicht, soviel sie es auch besprachen. Und es ging wohl überall so zu wie im Hotel in Moschi, wo Peter Pier, Farmer Hübl, Thomas Hoffingott und viele andere sich bemühten, die Zukunft zu enträtseln.

„Wie werden sich die Eingeborenen verhalten?" erscholl immer wieder die bange Frage, die auch auf den entlegenen Farmen laut geworden war. Es schien ihnen doch noch das Wesentlichste zu sein.



Fröhliche Kinderlaune.

Aufnahme: Lisel Schulte.

Peter Pier nickte ernst: „Wilde Stämme, die vielleicht über Kenya ins Land kommen, werden wir leicht zerstreuen. Ein anderes beunruhigt mich. Die Engländer!" sagte er bitter. „Sie schließen Bündnisse mit Russen, Portugiesen, Rumänen, wenn es ihnen morgen in den Kram paßt, auch mit Japanern und Siamesen. Alles bieten sie gegen uns auf."

„Alles?" Farmer Hübl schüttelte den Kopf: „Schwarze nicht!"

Der Ingenieur lächelte: „Ich wünschte, Sie hätten recht. Aber ich sehe den Fall mit Grauen kommen, daß wir uns hier in Deutsch-Ostafrika bis auf das äußerste werden verteidigen müssen. Der Engländer ist zäh, und wir sind es nicht weniger! Englische Offiziere und Mannschaften werden afrikanische Askaris und indische Gurkhas anleiten, uns Deutsche mit Maschinengewehren auszurotten, und wir werden unsere Askaris in erzwungener Verteidigung anleiten müssen, englische Offiziere und Soldaten über den Haufen zu knallen ..."

Farmer Hübl sprang auf, rot vor Empörung: „Es kann zu keinem Kolonialkrieg solcher Art kommen, das können die Angreifer nie verantworten — nie!"

„Es ist besser, wir treffen alle Vorbereitungen", sagte Pier ernst

Da sagte auch Thomas etwas: „Zu den Vorbereitungen gehört als erstes, mein' i, daß wir uns sofort dem Kommandeur zur Verfügung stellen! I jedenfalls denk' nit daran, den Engländern auch bloß einen Meter von der Kolonie freiwillig zu lassen."

Er zitterte vor Erregung und sah Pier an, der aufstand und ihm die Hand drückte. Nein, sie mochten es nicht glauben. Auch sie würden ihren Mann stehen, aber es würde nicht nötig sein, die Kolonien konnte man nicht hineinreißen.

Die Antwort kam noch am gleichen Tag: „Englische Kreuzer beschießen die wehrlose offene Stadt Daressalam", meldete die ostafrikanische deutsche Zeitung

„Morgen rücke ich ein", sagte Pier, „zwei Kompanien kommen nach Moschi. Wir haben den Berg zu schützen."

„Alsdann sehen wir uns morgen wieder!" Thomas verabschiedete sich kurz und ritt noch in der Nacht nach Hause.

Zu reden war da wenig. Hackl wäre sowieso losgegangen, und Hans schwankte nur, ob ihm die Pflicht gebot, den Hackl zu begleiten oder Pilatus zu beschützen. Da keiner zurückbleiben wollte, ritten schließlich alle drei. Krieger wie in alter Zeit, mit eigenen Gewehren und eigenen Reittieren.

Zu reden war auch zwischen Thomas und Lena wenig. Daß da urplötzlich eine furchtbare schwarze Wolke über ihrem schönen, stillen Leben stand, war bitter, wer sollte es leugnen. Aber die Wolke voller Gefahren hing über dem ganzen Lande hier und über seiner Zukunft. Damit waren die Aufgaben gegeben und es war nicht nötig, noch viel zu reden.

Ein halber Tag war Thomas noch vergönnt, Abschied zu nehmen von allem, was ihm lieb war.

Langsam ging er die weitgestreckte Ackerbreite entlang. Er sah sich in Gedanken wieder, wie er zum erstenmal den Pflug in die Erde setzte, in die aufquellende, ungebändigte Erde. Jetzt blühte sie ihm, jetzt trug sie ihm Korn. Und durch das Korn konnte er zu Weib und Kind kommen; und hatte sie bekommen, der Himmel hatte ihm die große Freude gegeben . . .

Als dann die Stunde da war, ging ihm der Abschied sehr nahe.

Lena war viel gefaßter als ihr Mann. Sie kam auf ihn zu, den kleinen Christoph am Arm, sie nannte seinen Namen, sprach sonst nichts, aber ihre Augen ließen nicht von ihm

Thomas meinte, sie solle nach Tanga als Krankenschwester oder nach Deutschland, dort wäre sie sicherer.

„Und wer bleibt auf Pilatus?" Nein, fortzugehen wäre noch immer Zeit, Frau Hübl bliebe auch auf Leitgebel . . .

Thomas nickte: „Unsere Truppe bleibt im Kilimandscharogebiet, da bin ich nicht weit fort . . Jokele und Cahigi sind goldgetreue Burschen . . ." Er streichelte bekümmert und sorgenvoll den hellen Scheitel seiner schlanken, tapferen Frau.

Dann gingen sie auf den Hof zurück, der kleine Christoph plauderte kunterbuntes Kauderwelsch. Hackl und Rott verdrückten sich.

Im Stall schnaubten die Ochsen zufrieden vor ihren Krippen, malmten das duftende Futter. Thomas kraulte der Blesse über den Stirnwirbel, das Tier kaute dabei ruhig weiter, aber es schien, als wäre sein Behagen noch größer. Da stand auch der Fuchs. Thomas trat vor den Barren und streichelte dem Gaul die Mähne zurecht. Das Pferd streckte den Hals lang, wieherte ein wenig, als verstände es die Geste seines Herrn.

Dann brachten sie den kleinen Christoph zu Bett. Lange standen sie an der Wiege, bis dem kleinen Buben rascher Schlaf die Händchen zu Fäustchen ballte.

„Schön hat er sie g'malt, die Herzelen und die Blüamelen ...", sagte Thomas und sah auf die Wiege, als sähe er sie zum erstenmal. Dann wendete er sich und ging behutsam hinaus. Still folgte ihm die Frau.

Auf dem Flur drehte er sich langsam zu ihr und nahm ihre beiden Hände: „Lena, mehr als alles dahier bist du mir!"

Sie legte die Hände auf seine Schultern und barg ihr Gesicht an seiner Brust. Er fühlte, wie sie weinte.

Langsam streichelte er ihr Hoar. Die Hand sagte es, was sie beide nicht mit Worten zu sagen wagten: Wenn er nicht wiederkommt? ... Dann kam es schüchtern, stockend von Lenas Lippen, sie konnte es nicht leichthin sagen, aber er mußte es doch wissen, wenn er draußen war: „Ich bete wieder für dich ..."

Im Aufleuchten seiner Augen breitete sich ein rührendes Lächeln über ihr Gesicht: „Ich weiß, du bleibst uns, Thomas!"

So hatten sie gesagt, was zu sagen war. Es war auch Zeit, denn als sie auf den Hof traten, standen schon die beiden Burschen neben den Pferden und präsentierten.

„Melde gehorsamst, Herr Korporal" sagte Hackl, „'s wird Zeit."

„Sonst bringen die da unten den Krieg ohne uns zu End'", setzte Rott hinzu

Da war auch Thomas plötzlich wieder Kamerad und nichts weiter

Weit draußen erst schaute er ein letztes Mal zurück, sah Lena noch stehen, ihre blonden Flechten leuchteten wie reifendes Korn.

Lang noch stand die Frau und blickte nach der Stelle, wo die Reiter entschwanden. Wind fegte über das Silbergras her, riß ihr die nun heiß rinnenden Tränen von den Wangen.

Es war halt alles anders mit dem Krieg in Afrika als in Europa. Daheim, da wäre es rascher gegangen mit dem Willen, Soldat zu sein und seine Pflicht zu tun. Aber das wußten die drei Reiter von Neu-Pilatus ebensowenig, wie sie wußten, daß es dem Kommandeur in Deutsch-Ost nicht so ohne weiteres möglich war, das zu tun, was er für das Richtige hielt mit seinen wenigen Soldaten: den Feind in kleinen Gefechten anzugreifen und immer wieder anzugreifen und so möglichst viele feindliche Kräfte hier unten festzuhalten, damit sie nicht in Europa eingesetzt werden konnten! Er unterstand eben auch einer Stelle, und das war die Regierung des Landes in Daressalam. Und dort glaubte man, einen Angriff nicht verantworten zu können, da er ein Bombardement der offenen Küstenstädte durch englische Kriegsschiffe zur Folge haben würde. Bis die Beschießung der Hauptstadt dem Kommandeur recht gab: der Feind wird die Kongoakte nicht respektieren. So durften nun Truppen am Kilimandscharo gegen die Grenze vorstoßen.

In Moschi empfing Hauptmann Fürst die drei Männer von der Pilatusfarm. Herzlich drückte er Thomas die Hand: „Das wußte ich. Aber - Sie müssen wieder nach Hause reiten, Herr Hoffingott!"

Die drei sahen ihn ganz unmilitärisch an.

„Wir sind noch mitten in den Vorbereitungen, im Aufbau. Alle dem Beurlaubtenstand angehörenden Männer werden nach und nach eingezogen."

„Wir zwei sind Tiroler Kaiserjäger vom dritten Regiment, und der Rottenpuecher hat in Bayern, wo er geboren ist, bei den Kemptener Jägern gedient." Sie hatten alles aufgeschrieben bei sich. und der Thomas war fest entschlossen, das hier in Ordnung zu bringen.

„Das ist großartig; ihr kommt alle dran. Aber ihr müßt noch warten."

Hackl trat vor. „Herr Hauptmann, wir möchten net bloß Reservisten sein."

Hauptmann Fürst dachte lächelnd nach: „Ihr zwei meldet euch in zehn Tagen bei mir in Moschi! Sie Hoffingott, müssen zunächst auf Ihrer Farm bleiben. Wir brauchen einstweilen die Erzeugnisse Ihrer Wirtschaft nötiger als Sie."

„Aber der Ingenieur Pier ist doch auch sofort eingezogen worden", beharrte Thomas. Ja, weil er Ingenieur sei. Der habe jetzt die Schaffung von Verbindungsstraßen zwischen der Nordbahn und der Mittellandbahn zu leiten, Magazine zu bauen. „Daß die aber mit Getreide gefüllt werden können dafür haben Männer wie Sie zu sorgen, Hoffingott."

Er gab ihnen allen freundlich die Hand, weil er das Gefühl hatte, die Enttäuschten trösten zu müssen Hackl nahm seinerseits auch die Gelegenheit wahr, ganz sicher zu gehen: „In zehn Tagen, is dös a Wort, Herr Hauptmann?"

Hauptmann Fürst versprach es

„Und der Krieg, der werd' nit fertig derweil?"

„Lieber Mann, wenn das der Fall wäre, würde ich Sie von Herzen gern enttäuschen."

Sie machten, daß sie aus Moschi herauskamen, und an der Farm Leitgebel stahlen sie sich vorbei Sie schämten sich

„Da sind wir eingeritten in Moschi wie der Kaiser Napoleon in Wien", brummte Thomas.

„Jo, und jetzt reiten wir hoam wie die Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig", setzte Hackl hinzu.

Der lange Hans brobbelte: „Dös nit! Die Franzosen hob'n Schläg' kriagt damals. Uns hat er hoamgeschickt, befohlen hat er dös! Außerdem sein mir zwoo ausgehob'n, richtig ausgehob'n sein mir!"

Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander her. Dann sprang Hackl ab und pflückte seinen Hut voll Blumen. Sie hielten an und sahen ihm zu, Eile hatten sie diesmal nicht. Hackl setzte sich mit seinen Blumen an den Weg, kramte Bindfaden aus der Tasche und machte umständlich drei Sträuße. Einen steckte er sich selber auf den Hut. einen ordentlichen Busch. Die anderen überreichte er Rott und Thomas.

„Bist verrückt, Wendelin?"

„Na, aber daß die Leut' sehen können, wir sein ausgehob'n als taugliche Militärsoldaten, desweg'n."

Da steckte sich auch Rottenpuecher einen Strauß auf den Hut.

„Na, Thomele, magst nit?"

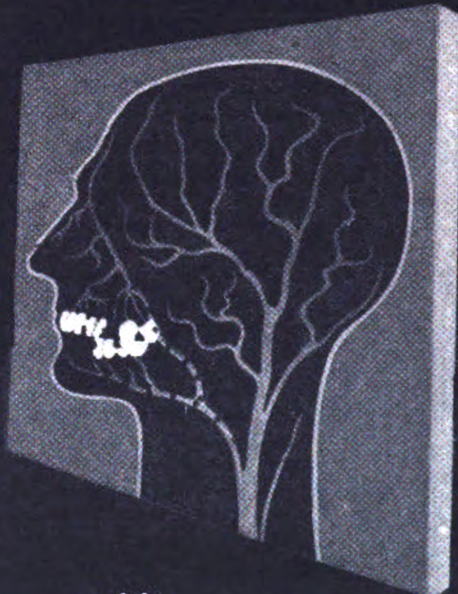
„Es muß ja auch Mannder geben, die sorg'n, daß wir was zu fressen hab'n, mir Soldaten!" tröstete ihn Hackl „Dös ist a eine Heldentat, da hat er recht gered't. der Hauptmann."



Kranke Zähne zerkleinern die Nahrung ungenügend, die Verdauungssäfte können mit den groben Brokken nicht viel anfangen und sind nicht imstande, alle Nähr- und Aufbaustoffe herauszuziehen, die der Körper braucht. Ständige Verdauungsbeschwerden und allmählicher Kräfteverfall sind die schlimme Folge.

Wie der ganze übrige Körper, so erhalten natürlich auch die Zähne selbst ihre Nährstoffe von Magen und Darm. Liefern also die Zähne, weil sie schwach und krank sind, unverdauliche Brocken, so können Magen und Darm auch nur mangelhaft Nähr- und Aufbaustoffe an die Zähne liefern.





Kranke Zähne – kranker Mensch

aus dem Film: *Lebende* Werkzeuge

Zahnschmerzen sind nicht einmal das Schlimmste. Viel schlimmer ist die Schädigung des ganzen Körpers, die man aber zu seinem Nachteil meistens erst zu spät bemerkt. Die eine große Gefahr ist, daß die Zähne ihre Kautüchtigkeit verlieren, die Nahrung nicht genügend zerkleinern und dadurch dem Verdauungsapparat eine Arbeit aufbürden, die er nicht leisten kann. Und die andere, fast noch größere Gefahr ist das Eindringen von Krankheitskeimen in alle möglichen Körperstellen. Sehr oft sind Gelenkrheumatismus, Herzmuskelschwäche, chronische Entzündungen die Folge der Vernachlässigung kranker Zähne. Um hier vorzubeugen, hilft nur regelmäßige Pflege mit einer guten Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont, zweimal täglich, nämlich morgens und abends, und regelmäßige Überwachung: erst dann hat man seine Pflicht gegen seine Zähne und gegen sich selbst getan.

Darum morgens und **erst recht** abends



Nr. 7 der Chlorodont-Serie 1937

„Und nachher, wenn 's vorbei ist, nachher sagen s': Da geht oaner, der sich druckt hat, gell? Und in die Hoamat könnt' i mi gar nit trauen, daß sie frag'n: Wie war's denn in dem Krieg bei dir, Thomas?"

In der Nähe von Neu-Pilatus blieben sie sitzen und warteten den Tag ab. Rott hatte nebenher einen Bock geschossen.

„An Löwen hab' i noch allweil nit", ärgerte sich Wendelin Hackl.

„Und auf'm Berg sein mir a nit g'wes'n", haute Rott in dieselbe Kerbe.

Sie sahen nicht, wie plötzlich ein Licht in Thomas' Augen entstand.

Voller Freude und zugleich auch verwundert kam Lena ihnen entgegen. Was hatte diese rasche Heimkehr zu bedeuten?

„Eine Tapferkeitsmedaille haben wir nit verdient", sagte Thomas.

Sie verstand ihn nicht.

„Hoamgeschickt haben s' mi, Getreid' soll i baun!" sagte er ein wenig verschämt und setzte entschuldigend dazu: „Kann man nix machen, werd'n schon recht haben."

Sie umfaßte ihn zärtlich. „Ja", sagte sie fest, und es leuchtete so viel Stolz aus ihren Augen, daß er wegsah. „Thomas, du kannst jederzeit marschieren. Aber was sie sagen, ist berechtigt. Ich bin in dieser Minute noch stolzer auf dich, Thomas." Sie schmiegte sich an ihn: „Und auf unsere schöne große Farm Pilatus!"

Den nächsten Morgen grüßte Hackl mit den Worten: „Jetzt sein 's bloß noch neun Tag'." Und als wieder die Sonne hochkam, meinte wieder der Rott: „In acht Tagen sein mir Soldaten." Dann waren sie in die Steppe gezogen, den Löwen zu holen.

Das war ein armseliger Löwe, den sie da suchten — Thomas hatte einen viel besseren Gedanken Er würde auf den Berg gehen Wer weiß, wann er sonst dazukäme. Verwundert sah Lena in das plötzlich strahlende Gesicht ihres Mannes. Ja, ja, er sollte nur gehen! Aber mit den Trägern.

Und so rüstete Thomas sich aus mit Proviant, Wasserbehältern, dicken Decken und Fernrohr, und vom Boden holte er ein dreifarbiges Tuch. Vorsichtig legte er es zusammen. „Die pflanz' ich da oben auf, der höchste Berg in Afrika soll sie tragen. Den Engländern grad vor der Nasen und ein Gruß über alle Wolken hin an die Heimat!"

Thomas war noch nicht in Marangu, als Hackl und Rott nach Neu-Pilatus zurückkehrten. Ohne den Löwen. Aber das hatte seinen guten Grund, seinen patriotischen Grund. Und den hatte der lange Rott gefunden. „Schau, Wendelin, daß mir den Löwen kriagn, heut' oder morgen, das ist gewiß Aber wenn nun etwas passiert beim Schieß'n, ha?"

„Was soll 'n passieren beim Schieß'n? Hast Angst?"

„Alsdann geh'n mir Und dein Katzenviech, dös narrische, dös fang' i noch mit der nackten Hand. Bloß die Nachred', mein Liaber, wenn's schief geht!"

„Nachred'? Also du bist amol ganz g'wiß narrisch g'word'n da herunt'n, vertragst die dünne Luft nit?"

„A Schiebung hab'n s' mit uns gemacht, an richtig'n Schwindel. Dös mueß er sag'n, der Herr Hauptmann, da am zehnten Tag."

„Der Hauptmann?" Hackl verstand den Freund gar nicht, aber ein anderer hätte die Gedankengänge des langen Hans wohl auch nicht gleich verstanden.

„Schau, Wendelin, umbringen wird er koan nit, dein Löw' Aber es kann leicht sein, daß oaner von uns an Hieb derwischt. An Armbruch oder an Kratzer über's Gesicht Nachher war's aus mit'n Soldaten. Und was taten s' denn sagen in Moschi? Haha, taten s' sagen, die schneidigen Pilaterer, da kommen s' daher wie der Kaiser Napoleon, und wenn's ernst wird, da lassen s' sich von einer Katz' beißen Müssen ja grad ausgerechnet auf Löwenjagd gehen, wo sie wissen, daß jetzt andere Sachen zu schießen sein im Land. Ja, so denk' i, werden s' sagen Und recht hätten s', denk' i halt." Es war die längste Rede in Hans Rottenpuechers ganzem Leben.

Eine Weile sagte der Hackl nichts Dann blieb er stehen: „Und die Schwarzen? Bal mir wieder hoamkemmen ohne nix? Wo doch alle wissen, warum wir auszog'n sein? Na, i hol' an Löwen."

Der Rott stapfte mit. Dann blieb er stehen: „Lei, daß i denk' es war wichtiger, der Herr Hauptmann und s Vaterland, und net deine Schwarzen und dein Luederviech, dein haariges!"

Und wieder nach einer Weile blieb der Hackl stehen. „Moanst?"

Jetzt ging der Rott weiter

„Obst moanst, daß mir umkehren?" rief der Hackl wütend hinter ihm her.

Rott drehte sich um und schaute seinen Freund fremd und traurig an.

Da kehrte der Hackl selbständig um, und in kurzem Abstand folgte ihm der Lange.

22. Kapitel

Die längst geplante Besteigung des Kilimandscharo, die unvergeßliche Eindrücke vermittelte, konnten die drei Tiroler Bergsteiger noch unternehmen; auch eine Nashornjagd schloß sich an. Dann aber schlugen die hochgehenden Wogen des Weltgeschehens bis an ihre Farm.

Einer, der bei gefährlich anschwellendem Hochwasser einsam in einem kleinen Haus hinterm Deich wohnt, mag es so fühlen. Oder, wie Thomas es spürte, wer mit einer Kolonne über einen steilen Hang muß, von dem er weiß, jeden Augenblick kann sich droben die Lawine lösen. Tolle Gerüchte flogen durch ganz Deutsch-Ost, wie, das wußte kein Mensch. Die Massais hätten sich erhoben, alles niedergebrannt; was entkommen konnte von den Deutschen, säße ängstlich an der Küste. Und in Kapstadt notierten sie und kabelten nach London: Sogar die friedlichen Wadschaggas am Kilimandscharo sind mit Feuer und Speer über die Farmen am Berg hergefallen, so verhaßt sind die deutschen Eroberer und Unterdrücker.

Der Gouverneur und der Kommandeur von Deutsch-Ost und tausend andere unten im Land wußten, daß das alles Lügen waren, geboren aus enttäuschten Erwartungen. Aber die Farmer, verstreut in der Steppe und am Berg, denen raubte es den Schlaf manche Nacht, und jeden Morgen sahen sie sorgenvoll ihren tapferen Frauen und Kindern ins Gesicht. Und sie sahen auch — und viele wohl zum erstenmal — ihre Leute näher an. Wer bist du eigentlich, schwarzer Mensch, welche Gedanken lungern hinter deinen von Erstaunen verhängten Blicken? Bist du ein versteckter Feuerbrand, eine verborgene Mordwaffe, oder bist du im besten Falle nur ein feiger, angstvoller Knecht, der erst ein grausamer Totmacher wird, wenn ein anderer weißer Herr dir solche Tat als etwas Gutes darstellt? Furchtbar waren diese Tage und Wochen der Ungewißheit, in der gewiß allein das Verderben schien, der Untergang dieser kleinen Inseln mit je fünf und sechs weißen Menschen inmitten eines meilenweiten schwarzen Ozeans.

Bis es ein Farmer merkte und dann noch einer und ein dritter, vierter. Alle unabhängig voneinander, bis sie es sich mitteilten und es schließlich an die Küste ging und wie ein Aufatmen und ein freudiger Stolz durch das ganze weite Land: In Deutsch-Ostafrika, das abgeschnitten ist vom Mutterland und entblößt von allen Mitteln der Verteidigung und ausgesetzt dem Vernichtungswillen einer entfesselten halben Welt weißer und farbiger Menschen. Hunderttausende gegen zehntausend; in diesem Land denkt von den sieben Millionen Massais, Wadschaggas, Wamerus, Wanderobbos und den fernen Watussis, Wayagas und Wassukumas nicht ein Mann daran, sich gegen die fünftausend Deutschen zu wenden! Im Gegenteil, sie laufen herbei, gegen die Eindringlinge zu kämpfen.

Thomas hatte aus Jokeles strahlenden Blicken nie etwas anderes herausgelesen Aber Jokele war ein Kind. Doch auch Cahigis ergebene Hundeaugen sagten nichts anderes, und Cahigi war ein Mann Und was für ein Mann, ein Wameru war er, einer also, der von den kriegerischen Massais ebenso abstammte wie von den friedlichen Dschaggas Froh aber war Thomas doch, als er nun die Gewißheit hatte, daß von dieser Seite für Neu-Pilatus und das Land keine Gefahr drohte. Eine andere wuchs dafür von Tag zu Tag. Das Kilimandscharogebiet lag unmittelbar an der Grenze, und der ganze Bezirk, zu dem Pilatus gehörte, streckte sich noch wie eine Nase ins englische Kenya hinein. Wiederholt schon waren aufgehetzte Massais von drüben herübergekommen, und auch weiße Feinde hatten ihre Vorstöße immer planmäßiger betrieben.

Da schob der Kommandeur einen Riegel vor, ging selbst über die Grenze, warf den Feind zurück und besetzte seinen Hauptstützpunkt Taweta Zum Verdruß von Hackl und Rottenpuecher vierzehn Tage zu früh „Das hätten wir besorgen können, Herr Hauptmann!" Das hatte der Hackl sich nicht verkneifen können zu sagen. Hauptmann Fürst erzählte es Thomas, als er, zurückkommend von Taweta, die Leute auf Neu-Pilatus besuchte Das war ein Feiertag für Hoffingotts Und wie es schien, auch für Hauptmann Fürst „Getreide, Getreide, Getreide! Holen Sie uns aus dem Boden heraus, was er hergibt an Getreide! Solange wir ihn haben, müssen wir ihn nutzen"

„Solang wir ihn haben, Herr Hauptmann . . ."

„Ich kenne die Engländer. Und wenn es Millionen Pfund kostet und Hunderttausende von Menschen. Sie werden alles daran setzen, zum mindesten die Küste und den Berg zu bekommen. Und die Bahnen."

Thomas erhob sich. „Dann bitt' ich, sofort einrücken zu dürfen. I halt's bald nimmer aus, da so im Haus zu sitzen, fast der einzige." Er trat ans Fenster und sah hinaus.

„Erstens sind Sie nicht der einzige. Zweitens sitzen Sie nicht zu Hause, sondern stehen auf Vorposten. Mit Weib und Kind. Und drittens" — er sah Lena an, „Frau Hoffingott, Sie sitzen auf der äußersten und höchsten Farm an der Grenze, wollen Sie nicht doch nach unten gehen? Nach Tanga oder wenigstens nach Moschi?"

Langsam drehte sich Thomas herum. Lena blickte den Offizier fest an. „Brauchen Sie Krankenschwestern, Herr Hauptmann?"

„Noch nicht. Aber . . ."

„Dann bleibe ich hier, bis der Befehl zur Räumung kommt."

Da sprang Thomas vor den Hauptmann hin: „Damit aber der Befehl zum Räumen nicht kommt, muß die Grenze verteidigt werden. Dazu brauchen S' Soldaten!"

Hauptmann Fürst blieb eine Weile still. Dann sagte er grimmig, als spräche er zu sich: „Wenn ich Sie beide so anseh' und an Ihre Arbeit denke, dann wird mir erst die ganze ungeheuerliche Schweinerei klar, die in diesem Angriff auf unsere Kolonie liegt." Seine Stimme hob sich: „Aber gerade, weil wir das erkennen, Hoffingott, gerade deshalb wollen wir dem Feind dies Land nicht überlassen. Die Fahne, die Sie gehißt haben auf dem Berg, Hoffingott . . ."

Thomas wollte etwas dazu sagen, doch der Hauptmann winkte ab: „In ein paar Tagen schicke ich einen Offizier zu Ihnen, mit dem reiten Sie durch das ganze Gebiet hier oben und richten Verpflegungsdepots ein. Die brauchen wir für den kommenden Kleinkrieg so sehr wie Soldaten. Der Oberleutnant bestimmt die Gegend, Sie bestimmen die Art der Depots und sorgen für die Einlieferung."

Thomas tat, was ihm befohlen worden war

Hauptmann Fürst stand mit einem Detachement weit nördlich von Taweta, fast auf der Grenzlinie zwischen Kenya und Deutsch-Ost. Südlich, hinter ihm ragte der Kibo als helfender Riese in den sonnenglühenden Tropenhimmel.

Rottenpuecher und Hackl hatte er dem Sergeanten Gessendorfer zugeteilt; der verwegene Hackl schien ihm ausgezeichnet zum kühlen Rheinländer zu passen, der schon seit sechs Jahren bei der Schutztruppe war Hauptmann Fürst lächelte: „Die Ugandabahn ist noch immer nicht davongelaufen. Leider nicht. Vielleicht könnt ihr sie ein bißchen auffliegen lassen Wäre das endlich eine Aufgabe?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!" Hackl brüllte es heraus

„Wo die Ugandabahn ist, wißt ihr, was ihr zu tun habt, auch, daß man sich nicht erwischen lassen darf; auch — also viel Glück und guten Erfolg"

„Dank' schön." Das war, auch nicht gerade streng militärisch, der lange Rott.

Sergeant Gessendorfer grinste überlegen. Preußen waren das eben nicht Doch dann sagte er väterlich: „Kommt, Jungs." Und dann traten Gessendorfer, Hackl und Rottenpuecher mit sieben Trägern ihren Privatkrieg gegen die Ugandabahn an. Er sollte, mit zwei großen Unterbrechungen, fast anderthalb Jahre dauern.

So war denn nun der britische Löwe, des Herumlungerns an der Grenze müde, zugesprungen Vom Meere her, auf Tanga Mit gewaltig gespreizten indischen Pranken und weit aufgerissenem englischem Rachen Unter dem Schutz von zwei Kreuzern hatte der Feind aus vierzehn Transportschiffen achttausend Mann an Land geworfen, erstklassige Truppen europäische Lancashires und indische Kaschmirschützen. Damit mußte es ein leichtes sein, die fette und wenig bewehrte Beute auf einen Schlag zu erjagen Und in der Gewißheit seines Erfolges brachte er eine Unmenge Kriegsmaterial gleich mit an Land

Heulend fuhren die Granaten der Schiffsgeschütze in die klagenden Palmenhaine, ein wildes Feuer aus modernen Gewehren und Maschinengewehren prasselte vor dem anrückenden Feind her über den weißen Strand und hinein in die dichten Pflanzungen, in denen ja diese Deutschen mit ihren paar Askaris stecken mußten Sofern sie überhaupt noch schwarze Soldaten behalten haben sollten. Bis dann die Feinde im dichten Busch-

werk der Pflanzungen den Anfang des Wunders von Tanga erlebten, dessen Ende erst ihre Schiffe sahen. Auf einige Meter standen sie plötzlich den weißen und schwarzen Soldaten von Deutsch-Ost gegenüber, keine große Zahl, nur etwa tausend Mann, und in den Händen das veraltete, rauchstarke Infanteriegewehr von einundsiebzig. Auf diesem Gewehr aber das blanke Seitengewehr und über ihnen das schmetternde Trompetensignal eines schwarzen Unteroffiziers: „Seitengewehr rechts, marsch, marsch!" Und aus Hunderten begeisterten schwarzen Gesichtern ein brausendes deutsches „Hurra!"

Diese zwei Tage, leicht waren sie nicht. Nur groß und schier unbegreiflich in ihrem Verlauf. So unfaßlich, daß die Engländer es auch vier Jahre später noch nicht begriffen. Als die Nacht des zweiten Schlachttages hereinbrach, flüchtete der Feind in wilder Hast auf seine Schiffe. Aber auf dem Boden Tangas ließ er über zweitausend Tote und so viel Munition, Kriegsgerät, Bekleidung und Verpflegung, daß die ganze Schutztruppe auf ein Jahr all ihrer schweren Sorgen um Material, Waffen und Munition enthoben war. Hatte der Feind sich doch dauernd im Lande einrichten wollen.

Hackl und Rott waren mit ihrer Kompanie erst am zweiten Gefechtstag in Tanga eingetroffen. Geschützdonner und tolles Gewehrfeuer zeigte ihnen den Weg. Im Laufschritt langte die Kompanie auf dem Kampfplatz an. Sie wurde von dem Kommandeur sofort in die Flanke des immer noch vorgehenden Feindes geworfen. Da erhob sich die festgekommene deutsche Front wie ein Mann und stürzte wieder vor, und von der Seite her faßten deutsche Maschinengewehre den völlig überraschten Eindringling. Eine halbe Stunde später schon sah Rott nichts mehr von dem Freund. Auch nicht in der Nacht, als man wußte, es war ein herrlicher Sieg worden. Denn es waren nicht nur die einzelnen Soldaten, sondern auch die Kompanien in dem begeisterten Drauf und Dran völlig durcheinander gekommen.

Aber das Wiederfinden am andern Morgen war voll schwerer Trauer. So unbegreiflich gering die deutschen Opfer waren angesichts der furchtbaren Verluste des Gegners — lagen doch zwischen den zweitausend toten Feinden nur fünfzehn weiße und sechsundfünfzig schwarze deutsche Soldaten —, es war unter diesen Toten aber ein Mann der viele, viele aufwog: der Hauptmann Fürst . . .

Als sie ihn ins Grab legten, standen draußen vor der Bucht noch die englischen Schiffe. Dumpf hallten ihre Geschütze über das Meer. Kehrte der Feind um, setzte er an zu neuem Sprung? Nein, er war zu schwer getroffen, zu viel Blut hatte er auf dem weißen Boden Tangas gelassen, Opfer über Opfer mußte er auch jetzt noch feststellen. Daher war das tiefe Brummen seiner Geschütze nicht zornig, sondern klagend, denn es bedeutete den Trauersalut für die Toten an Bord, die er da draußen im Angesicht von Tanga nun dem Meer übergab. Und so erhielt Hauptmann Fürst den herrlichsten Abschiedsgruß, den ein Soldat seines Schlages sich wünschen konnte. Während über seinem Grabe seine Kompanie aus erbeuteten modernen englischen Gewehren die Ehrensalven schoß, donnerten dazwischen die um ihre Toten klagenden englischen Schiffsgeschütze. Und die trauernden Blicke, die auf seinen frischen Hügel fielen, trafen aufleuchtend die feindlichen Schiffe, die sich mit ihrer vernichtend geschlagenen Übermacht langsam nach Süden entfernten . . .

Von ganz entlegenen Farmen am Berg und hinter Aruscha waren sie nach dem geschmückten Bahnhof von Moschi gekommen, den Zug mit der Europäerkompanie aus Tanga zu erwarten. Auch Thomas und Lena standen da und Farmer Hübl und seine Frau Gustl. Ein Oberleutnant trat zu ihnen, tiefbraungebrannt und gut anzusehen in der keineswegs mehr properen Uniform.

Farmer Hübl, selbst natürlich ganz Sieger, klopfte dem Soldaten väterlich die Schulter: „In welcher Gegend der Kolonie siegen Sie eigentlich umher?"

Peter Piers Gesicht wurde hart. „Ich wünschte, ich hätte heute aus einer anderen Gegend nach Moschi kommen können!" Damit wendete er den Kopf und blickte über die Steppe.

Thomas sagte nichts. Er schaute über Moschi hinweg auf den Berg. Unruhig trommelte er mit den Fingern der rechten Hand auf den Handrücken der Linken.

Als der mit Girlanden und Fahnen geschmückte Zug hielt, wirbelte alles durcheinander. Frauen fielen ihren Männern in die Arme. Erzählen und Lachen brandete hoch, daß einige vereinzelte Aufschreie und ein paar todtraurige Frauengesichter dazwischen nicht besonders auffielen.

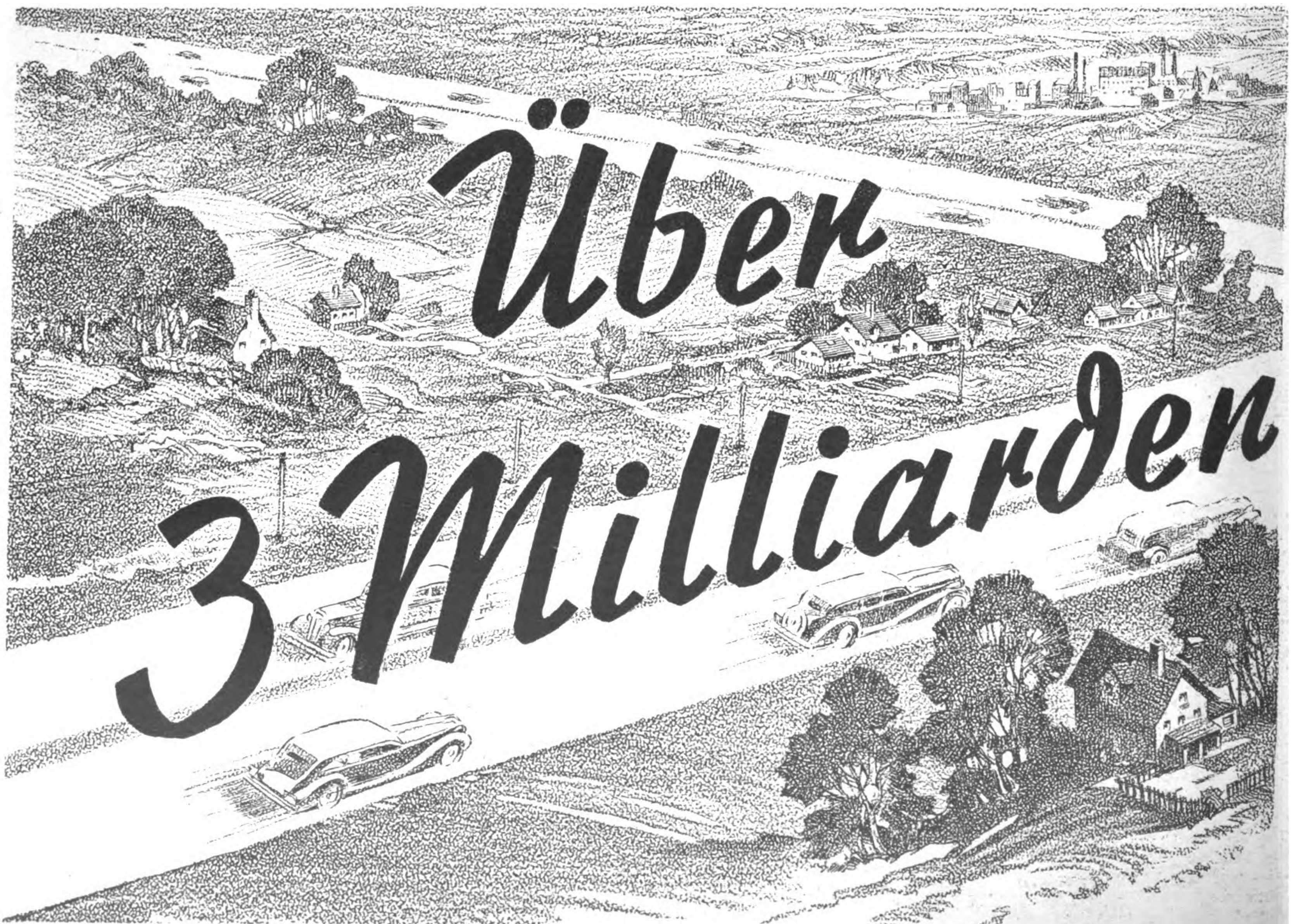
Das war in Ostafrika nicht so mit dem Instanzenweg wie in Europa. Hier sprang ein Schreiber unaufgefordert von der Schreibmaschine an ein Maschinengewehr, ein Feldwebel kochte das Mannschaftsessen, ein Offizier war sein eigener Meldegänger, und der Kommandeur — ja, wenn der nicht im Lastwagen von einer Front zur anderen fahren konnte, ritt er auf einem Maultier, hatte er das nicht, nahm er ein Fahrrad, und fehlte das, lief er tagelang eben zu Fuß. Seine Leute sagten von ihm, er müsse aus einer Landbriefträgerfamilie stammen. Und als er keine Stiefel mehr hatte, machte er sich aus einem Stück Leder selber welche. Und als es kein Brot aus Korn mehr gab, versuchte er selbst, welches aus Mohogo und Süßkartoffeln zu backen. Und da überhaupt auf einem alten Buschhemd keine Achselstücke saßen, mußte ein solcher Kommandeur schon über andere Merkmale verfügen, die ihm Respekt, Vertrauen und Liebe sicherten und die ganze Truppe, Kommandeur, Offiziere und Mannschaften, Weiße und Schwarze, zu einer durch nichts zu lösenden Kameradschaft zusammenschmiedeten.

Thomas hatte dem Kommandeur berichtet. „Ich rufe Sie persönlich, Hoffingott, hat der Herr Hauptmann gesagt. Er hat mich jetzt gerufen, von Tanga aus, aus seinem Grab. Ich hab' einen Befehl erhalten, Herr Oberstleutnant."

Der Kommandeur sah den Mann prüfend an. Dann reichte er ihm die Hand. „Diesen Befehl haben wir zu respektieren, wir beide. Von morgen ab sind Sie Soldat!"

Hackl und Rott führten ihren Privatkrieg gegen die Uganbabahn mit der allen ihren Taten eigenen Selbstverständlichkeit weiter. Mit ihnen noch ein halbes Hundert andere Patrouillen.

(Fortsetzung folgt.)



ADELHEID DEHIO:

Das Ende des Zarentums

EINE WOCHE RUSSISCHER GESCHICHTE IM MÄRZ 1917

(5. Fortsetzung und Schluß.)

Der „Denj" vom 10. März schildert die Verhaftung des Zaren in Mohilew wie folgt:

„Am 7. März, um 11 Uhr abends, reisten vier Dumaabgeordnete im Auftrag der provisorischen Regierung von Petrograd nach Mohilew ab, um Nikolai II. zu verhaften und nach Zarskoje Selo zu bringen. Sie erhielten einen Extrazug aus einer Lokomotive und einem Wagen. Dieser Zug langte am 8. März, etwa um 9 Uhr morgens, in Mohilew an.

Generaladjutant Alexejew war bereits von der Verfügung der provisorischen Regierung unterrichtet worden und teilte sie dem Kaiser mit. Dieser erklärte seine Bereitschaft, sich dem Beschluß der provisorischen Regierung zu unterwerfen, und bat nur darum, daß er mit einigen Personen seines Gefolges in einem getrennten Wagen reisen dürfte und daß man ihm gegenüber keine Zwangsmaßnahmen anwenden möchte, da er sich freiwillig dorthin begebe, wohin in die provisorische Regierung schickte.

Am 8. März, gegen 1 Uhr, begab sich Nikolai II. in den Zug seiner Mutter Maria Feodorowna, der noch in Mohilew stand. Hier war für die ehemalige Kaiserinmutter, den Kaiser und ihre Begleitung ein Frühstück bereitet. Nikolai II. blieb bis gegen 4 Uhr bei seiner Mutter, um sich dann in den anderen Zug zu begeben, der zur Abreise nach Zarskoje Selo bereitstand. Ein Augenzeuge schildert den Zaren im Augenblick, als er den Wagen seiner Mutter verließ. Er war recht blaß, aber er bewahrte seine ruhige Haltung. Die eine Hand hielt er zum Gruß an der Mütze, mit der anderen zupfte er nach seiner Gewohnheit an seinem Bärtchen. In diesem Augenblick eilte Admiral Nilow auf den Kaiser zu, ergriff seine Hand und küßte sie. (Nilow reiste offenbar nicht mit.) Der Kaiser sprang rasch in den für ihn bestimmten Wagen, in den außerdem die Generaladjutanten und Fürst Dolgorukow, die Flügeladjutanten Herzog von Leuchtenberg und Oberst Mordwinow sowie der Leibchirurg Feodorow stiegen. Im benachbarten Wagen reisten die Abgeordneten. In den folgenden Wagen verteilten sich 13 Polizisten und einige Mitglieder des Hofmarschallamtes. Der ganze Zug, der den verhafteten Nikolai II. beförderte, bestand aus zwei Lokomotiven und zehn Wagen 1. Klasse. Der Zug fuhr über die Stationen Dno, Gatschina und Alexandrowsk bis zum Kaiserpavillon in Zarskoje Selo. Er verließ Mohilew gegen 5 Uhr nachmittags und langte am folgenden Tage (9. März) in Zarskoje Selo an.

Unterwegs äußerte Nikolai II. Befürchtungen vor feindlichen Kundgebungen seitens des Volkes und der Soldaten. Aber außer den Bahnhofskomman-



Der Zar und die Zarin im Krönungsornat

danten und Stationsvorstehern war fast niemand von der Durchfahrt des Zuges mit dem verhafteten ehemaligen Zaren benachrichtigt worden. Durch die meisten Stationen fuhr der Extrazug ohne Aufenthalt durch, und auf den wenigen Bahnhöfen, wo er einige Minuten hielt, wurde er nur von vereinzelten Eisenbahnern und Soldaten gesehen, die ihn schweigend und fast gleichgültig betrachteten — und dann jagte er weiter, ohne das geringste Aufsehen zu erregen . . .

Ebenso schweigsam war der Empfang des verhafteten ehemaligen Zaren an der Endstation Kaiserpavillon in Zarskoje Selo. Aus dem kleinen Häufchen der Offiziere, Berichterstatter und Soldaten, die sich aus dienstlichen Gründen hier befanden und von denen viele mit roten Abzeichen geschmückt waren, hörte man nicht einen Ausruf. Es schien, als ob im Verhältnis zum ehemaligen Zaren nicht einmal Neugier übriggeblieben sei."

Es folgte eine lange Schilderung der Pracht und Üppigkeit, mit der das Innere des Kaiserpavillons ausgestattet war. Alle Säle waren in russischem Stile dekoriert, die bunten Wandgemälde stellten Szenen aus der russischen Sage und Geschichte dar, alle Einrichtungsgegenstände waren handgearbeitet, handgeschnitzt, handgeschmiedet, und teilweise von den Soldaten des Eisenbahnregiments in jahrelanger Arbeit hergestellt. Der Lederbezug der Sessel war ein Mosaik aus farbigen Lederstückchen, die Tische aus farbigem Holz inkrustiert. Kostbare Teppiche bedeckten die Fußböden.

„Endlich fuhr der Zug langsam in den Bahnhof ein. Aus dem letzten Wagen stieg Nikolai II. in der Uniform seines Konvois. Gefolgt von Generaladjutant Fürst Dolgorukow, eilte er mit raschen Schritten durch den Pavillon zum wartenden Auto. Sein Gesicht war blaß und gleichgültig. Er blickte zu Boden und sah sich nicht einmal um. Ohne ein Wort zu sprechen, ging oder lief er viel mehr zum Auto, sprang hinein und warf sich in den Fond, als ob er sich vor den Blicken der Anwesenden verbergen wollte

Dann stieg Fürst Dolgorukow ein, schlug die Tür hinter sich zu, und das Auto sauste zum Alexander-Palais. Dort angelangt, begab der Kaiser sich sofort in die Privatgemächer der Kaiserin . . ."



Kaiser Alexander III. (der Vater Nikolaus II.)
im Kreise seiner Familie
V. l. n. r.: Michael, Kaiserin Maria Feodorowna, Kaiser Alexander III., Nikolaus (II.). Olga. Xenia und Georg.

Unter der Überschrift „Was soll mit Nikolai II geschehen?" findet sich im „Denj" ein seltsamer Artikel, dem ich folgendes entnehme:

„Im Namen der russischen Republik, im Namen der Errungenschaften der großen russischen Revolution sprechen wir:

Nikolai II. muß aus Rußland verjagt werden, und mit dieser Tat muß das Ende der Dynastie und des Zarismus in Rußland besiegelt werden.

Denn für die russische Revolution ist dieser gestürzte Eingekerkerte gefährlich. Zum Orte seiner Kerkerhaft werden die monarchischen Gefühle pilgern, die in einigen Schichten der Bevölkerung noch recht stark sind. Um sein Kerkerschloß werden sich die absichtlichen und unbeabsichtigten Legenden verdichten, die Gegenrevolutionäre und Dunkelmänner, die von der Mystik des Zarismus behext sind, in die Welt setzen werden.

Wenn man ihn hier läßt, so wird der Alpdruck des Zarismus über unserem Bewußtsein hängenbleiben. Er wird zu einer unaufhörlich schmerzenden Wunde werden — nicht nur für die überzeugten Monarchisten, sondern auch für alle schwachen und verzagten Herzen, die den gewaltigen Ausbrüchen historischer Schicksalsfügungen nicht gewachsen sind.

Rußland muß von dem Druck beständiger Gefährdungen aller Art befreit, vor monarchischen Revolten und Aufständen bewahrt bleiben. Weder das härteste Urteil noch die strengste Einkerkerung wären imstande, dem Monarchismus den Boden so sehr zu entziehen wie die Vertreibung Nikolais aus den Grenzen Rußlands. Reinigt das Land ein für allemal von den traurigen Resten des Monarchismus, und in kürzester Frist wird der Zar ebenso vergessen sein wie

ein schwerer nächtlicher Alpdruck. Vermeidet es, um sein schuldiges Haupt den Heiligenschein des Märtyrertums zu schaffen!

Jetzt, da die Revolution noch nicht abgeschlossen ist, da der neuen Ordnung noch große Prüfungen bevorstehen, da die dunklen Ausgeburten einer düsteren Vergangenheit sich noch unheilschwanger in ihren Höhlen versteckt halten — jetzt muß Rußland von dem Sprößling der Romanows gereinigt werden. Sogar sein Atem würde hier auf russischer Erde giftige Ausdünstungen des Verrats und der Panik erzeugen!

Im Namen der Republik, im Namen der Revolution, entfernt Nikolai aus Rußland! Vertreibt ihn sofort! Denn erst in dem Augenblick, in dem der Zug mit dem letzten russischen Zaren am letzten Werstpfosten auf russischer Erde vorbeigefahren ist, wird man sagen können:

Endlich hast du uns erlöst . . .“

Von solchen Auslassungen bis zum Zarenmord ist nur noch ein Schritt. Oder sollte der Schreiber dieser fanatischen Zeilen ein ganz anderes Ziel im Auge gehabt haben — nämlich die Rettung des unglücklichen Zaren aus den Händen seiner Kerkermeister, ehe es zu spät wäre?

Der Sturz in den Abgrund.

Das zeitlich letzte meiner Zeitungsblätter ist eine Nummer der „Prawda“ (Wahrheit), des Organs der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, vom 11. (24.) März 1917. Das Studium dieses Blattes ist besonders interessant, weil sich in ihm vollkommen eindeutig die kommende Entwickelung zum Bolschewismus hin abzeichnete. Es erscheint heute geradezu unbegreiflich, daß der bei der Revolution mitwirkende russische Adel und das frohlockende Bürgertum sich weitgehenden Illusionen und Zukunftshoffnungen hingeben konnten. Man höre nur den Leitartikel der „Prawda“ vom 11. März:

„Worin besteht die Bedeutung des gegenwärtigen politischen Augenblicks? Darin, daß es in Rußland jetzt drei politische Hauptströmungen gibt:

Erstens: die Reaktion; sie ist geschlagen, aber nicht vernichtet; sie wird anfangen, ihre Kräfte zu sammeln, sobald der erste betäubende Eindruck der Revolution überwunden sein wird.

Zweitens: das Großkapital und der mit ihm verbündete Großgrundbesitz; ihr Gefolge wird gebildet von einem Teil des mittleren und kleinen Bürgertums. Ihr Vertreter ist die provisorische Regierung.

Drittens: die Demokratie, d. h. das Proletariat und die Bauern; ihre Kraft besteht in den Arbeiter- und Soldatenräten (Sowjets).

Nur zeitweilig, nur während allerkürzester Frist und unter außergewöhnlichen Umständen können der Arbeiter und der Kapitalist, der kleine Bauer und der Großgrundbesitzer auf der politischen Bühne gemeinsam auftreten. Ebenso unweigerlich werden die Wege der provisorischen Regierung und der Sowjets auseinandergehen.

Die Revolution ist noch nicht beendet. Sie hat erst die ersten Schritte auf ihrem Wege zurückgelegt. Die erste Welle spülte nur das hinweg, was am Steuer der politischen Herrschaft stand, und dieses Steuer wurde eiligst von der gegenrevolutionären provisorischen Regierung ergriffen.

Aber die Grundlage der Reaktion, der Großgrundbesitz, auf den sie sich stützt — dieser soziale Schaden besteht noch fort, unangetastet von der Revolution.

Die provisorische Regierung macht alle Anstrengungen, um die begonnene Revolution zu unterdrücken, um ihren Lauf zu hemmen und ihr nicht die Möglichkeit zu geben, sich aufs flache Land zu werfen und auf den Teil der Truppen, der bisher noch der provisorischen Regierung ergeben ist.

Das Weiterumsichgreifen der Revolution ist unausbleiblich, es handelt sich dabei nur um eine Frage der Form.

Es liegt im Interesse des Proletariats und der Bauern, daß die revolutionären Bewegungen in der Bauernschaft und im Heer überlegte und organisierte Formen annehmen.

Die provisorische Regierung widersetzt sich der Organisierung der Armee nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung und beläßt sie in den Händen ihrer alten Befehlshaber. Wir Revolutionäre müssen diese alten Vorgesetzten absetzen und die ganze Armee nach demokratischen Prinzipien organisieren. Die provisorsiche Regierung hat zwar die Gouverneure abgesetzt, aber an ihre Stelle die Führer des ländlichen Adels gesetzt. Sie hat das flache Land bis jetzt unter der Gewalt der Gutsbesitzer gelassen und ihm nicht gestattet, sich zu organisieren.

Die Parole der Revolution muß sein: Beseitigung der alten Gewalten auf dem Lande. An ihre Stelle hat das organisierte Bauerntum die Herrschaft in die Hand zu nehmen. Die Landpolizei und alle sonstigen Organe der alten Herrschaft müssen verhaftet und entwaffnet werden. Die örtlichen Bauern müssen ihre revolutionären Bauernausschüsse bilden und die Gewalt in die Hand dieser Ausschüsse legen.

Auch in der Stadt muß die alte Herrschaft beseitigt und durch die neue ersetzt werden, die aus dem Schoße der städtischen Demokratie hervorgehen wird. So wird die von oben eingesetzte Herrschaft auf allen Gebieten durch eine solche von unten ersetzt werden — durch die revolutionäre städtische Demokratie, die revolutionäre Armee, das revolutionäre Bauerntum, die revolutionären Soldatenräte, Bauernausschüsse, städtischen Kommunen! Die demokratische Revolution muß bis ins letzte durchgeführt werden!“

Diese Parolen lassen wirklich nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig!

Zugleich sandten die Moskauer sozialdemokratischen Parteiorganisationen dem Genossen Lenin folgendes Begrüßungstelegramm ins Ausland:

„Wärmstens begrüßen wir unseren treuen und hochverehrten Genossen Wladimir Iljitsch, den unermüdlichen Vorkämpfer und wahren idealen Führer des russischen Proletariats während der hinter uns liegenden dunkelsten Jahre der Reaktion und des ideellen Zusammenbruchs. Sie, Genosse Lenin, standen stets unermüdlich auf der Wacht der Interessen der Arbeiterklasse und hielten das Banner der Revolution und des internationalen Sozialismus hoch. Mit Ungeduld erwarten wir Ihre Rückkehr in unsere Reihen. Wir senden allen unseren Genossen im Ausland unseren Gruß!

Zentralkomitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Moskau.“



Um die obenerwähnten Grundsätze in die Tat umzusetzen, erließen die Sowjets den berüchtigten Armeebefehl Nr. 1, der alle Disziplin im russischen Heer vernichtete, die Grußpflicht der Soldaten abschaffte, ihnen zahlreiche Freiheiten gewährte und die sofortige Wahl von Soldatenräten anordnete, die darüber zu bestimmen hätten, ob den Befehlen der Vorgesetzten zu gehorchen sei oder nicht. Dieser Befehl wurde von den verhetzten Soldaten mit Begeisterung begrüßt. Nach endlosen Diskussionen sah sich die provisorische Regierung (wie immer!) gezwungen, Zugeständnisse zu machen, obgleich sie sich ganz klar war, in welchen Abgrund dieser Weg führte. Also erließ der Kriegsminister Gutschkow seinerseits einen Armeebefehl, in dem die Wahl von Soldatenräten gestattet, die Wahl der Offiziere aber verboten wurde. Trotzdem ging die Zersetzung der russischen Armee mit Riesenschritten vorwärts. Wie es bei der Wahl eines Regimentskommandeurs zuging, schildert sehr anschaulich folgende, aus der Feder eines Soldaten stammende Skizze, die sich ebenfalls in der „Prawda" findet:

„An einem dunklen Abend gingen in der Nähe der Kaserne des 1. M.G.-Regiments zwei anscheinend unbedeutende Ereignisse vor sich. Von der einen Seite her blies der Trompeter zum Appell. Diese leise zarische Musik schien nichts Schreckliches an sich zu haben, aber tatsächlich war sie für jeden Soldaten ein furchtbarer Alpdruck. Diese Musik der Romanows rief die Soldaten unter das blutige Zepter, damit sie in den verbrecherischen Zarenhänden als Kanonenfutter dienen sollten.

Von der anderen Seite her hörte man vereinzelte Schüsse fallen. Diese Schüsse riefen zu etwas Neuem, sie übertönten die zarische Sklavenmusik. Sie riefen zum großen Sklavenaufstand (ein bekanntes Wort Kerenskis lautete: Ihr seid keine freien Bürger, sondern aufständische Sklaven!), zur hellen Zukunft, zur großen Freiheit. Sie drangen tief in das Herz eines jeden Soldaten ein Mit angehaltenem Atem brachen sie die Zeughäuser auf, ergriffen Flinten und Patronen, zogen auf Straßen und Plätze, vom einzigen Gedanken an die Freiheit beseelt, und schrien: „Niemand soll mehr unser Blut trinken!" Und dieser Schrei ging in einem ganzen Meer von Lärm unter, der von der stets wachsenden Menge revolutionärer Soldaten ausging, die aufgestanden waren, um den Arbeitern bei der gemeinsamen Sache der Freiheit zu helfen.

Sie haben diese heilige Freiheit errungen, und im Bewußtsein seiner Bürgerwürde ist der M.G.-Soldat jetzt selbst Herr seines Schicksals geworden."

Natürlich verstand man es auf deutscher Seite, sich das Durcheinander in Rußland, und besonders die Zersetzung der russischen Armee, zunutze zu machen. Es begann in Petersburg von deutschen Zivil- und Kriegsgefangenen zu wimmeln, die aus Sibirien zurückkehrten. Ja, es gab weite Kreise, die auf eine Einnahme der Hauptstadt durch die Deutschen hofften, damit diese die Ordnung wiederherstellten. Die schweren Sorgen, die den Kriegsminister Gutschkow bedrängten, finden in folgendem Aufruf vom 10. März ihren Niederschlag:

„Bürger und Krieger!

Der Feind droht unserer Hauptstadt.

Tag für Tag treffen in seinen Stellungen an der Nordfront Verstärkungen, Munition und Proviant ein.

Petrograd und Umgebung sind von deutschen Spionen überschwemmt.

Man muß sie bekämpfen, aber sie sind schwer zu erkennen. Sie verkleiden sich in jede Uniform, verstecken sich in der Menge, erregen und verwirren die Schreckhaften und Schwachen.

Gegen den geheimen Nachrichtendienst des Feindes müssen Gegenmaßnahmen getroffen werden. Der Generalstab wird das schon machen.

Bürger und Krieger, verhaltet euch in dieser Sache schlau und vernünftig. Die Gefahr ist groß. Verwechselt unsere treuen Leute nicht mit den Agenten des alten Regimes. Die neue Herrschaft hat keine Provokateure nötig. Sie herrscht im Einverständnis mit dem Willen des Volkes. Aber sie wird nicht zulassen, daß die dunklen Kräfte Wilhelms unter euch arbeiten.

Jeder achte auf sich selbst. Niemand verrate die Geheimnisse unserer Verteidigung.

Wächter, seid scharfsichtig und aufmerksam auf euren Posten!

Der Kriegs- und Marineminister:
10. März 1917. A. Gutschkow."

Trotz aller Anstrengungen der provisorischen Regierung bildeten sich in Kronstadt und Schlüsselburg sogar selbständige „Republiken", die von Petersburg nichts wissen wollten. Aber die Deutschen rückten erst ein Jahr später, im Februar 1918, bis Narwa vor und blieben freiwillig an der Narowalinie stehen, ohne Petersburg einzunehmen. Erst viel später, und zwar im Oktober 1919, trugen russische, estnische, finnische und deutsch-baltische Freiwilligentruppen, die im Verbande der weißen Nordwest-Armee kämpften, den Angriff bis vor die Tore von Petersburg. Auf äußerstem Vorposten gegen den Bolschewismus kämpfend, hat sich das aus deutschstämmigen Estländern bestehende Baltenregiment in russischen Wäldern und Sümpfen aufs tapferste gegen gewaltige Übermacht der Roten geschlagen Die Lage gestaltete sich für die Bolschewiken so kritisch, daß Trotzki persönlich die Verteidigung der russischen Hauptstadt in die Hand nahm und den Angriff mit Hilfe der Elite der roten Truppen abschlug. Aber unmerklich war Rußland schon die Beute eines anderen Feindes geworden, und zwar der Juden, die, wie Augenzeugen berichten, es dank ihrer Geschicklichkeit verstanden hatten, schon in jenen ersten Sowjets die Macht an sich zu reißen, um sich bewußt aufs furchtbarste für die Unterdrückung zur Zeit der Zarenherrschaft zu rächen

Sie stellten sich in den Dienst der äußersten Linken, des Bolschewismus, schmeichelten den niedersten Instinkten der Massen, stachelten sie dazu an, den Kampf gegen den äußeren Feind aufzugeben, den Besitz und Grundbesitz aufzuteilen, die bisher führenden Klassen mit Feuer und Schwert zu „liquidieren", die Familie aufzulösen, Religion und Sitte zu vernichten —, kurz, die Entwicklung nahm ihren Lauf, den wir alle kennen . . .

Obgleich sich die Bolschewiken erfolgreich bemühen, jede Erinnerung der Russen an die eigene Vergangenheit auszulöschen, gibt es doch in der letzten Zeit mancherlei Anzeichen für eine beginnende Selbstbesinnung des unglücklichen Volkes. Dahin gehört auch eine Legende, die unter den Bewohnern Sibiriens umgeht:

In dunklen Herbst- und Winternächten fährt auf der endlosen transsibirischen Bahn lautlos ein gespenstischer Eisenbahnzug. Statt aus Wagen besteht er aus einer langen Reihe schwerer Sarkophage. Es sind die Sarkophage der Glieder der in Sibirien hingemordeten Zarenfamilie . . .

WERNER GRANVILLE SCHMIDT:

Krischan Blaubart

Käppen Christian Puvogel tat keiner Fliege was zuleide, und die Frauen, die er hatte hinrichten lassen, lebten alle noch; aber trotzdem kannte ihn jeder im Dorf unter dem Spitznamen „Krischan Blaubart"

Und das kam daher: Puvogel war Witwer und ließ sich seinen kleinen Haushalt von einer Haushälterin besorgen Als Kapitän hatte er im Fischerdorf eine angesehene Stellung, und da ein Gerücht wissen wollte, daß er einen schönen Schilling Geld auf die hohe Kante gelegt hatte, so fehlte es nie an Bewerberinnen, die gerne Frau Kapitän Puvogel geworden wären

„Loot mi an Land!" sagte Puvogel abwehrend, wenn einmal vom Heiraten die Rede war. „So 'ne Frau, wie Tille, meine erste Frau, war, kriege ich ja doch nicht wieder. Seitdem hab' ich, sage und schreibe, sieben Haushälterinnen überlebt. Das heißt, sie sind nicht gestorben; sondern ich hab' mich nicht unterkriegen und heiraten lassen. Die erste war mir zu geizig; die zweite zu schluderig; die dritte schnackte zu viel; die vierte konnte meine Leibgerichte nicht kochen; die fünfte ging mir heimlich bei den Rumbuddel; die sechste hatte den Bildungsfimmel, und die siebente hatte Arterienverkalkung und aß dauernd Knoblauch deswegen. — Nu hab' ich ja glücklich die achte beim Wickel; aber wenn mir die Sache nicht paßt, findet nächsten Letzten die Exekutschon statt"

Die „Exekutschon" bestand bei ihm nun nicht in der Hinrichtung, sondern in einem Hinauswurf.

Für uns im Dorf war er darum aber doch der „Blaubart" Im „Fidelen Klippfisch", der Kneipe am Strand, sprach es sich zuerst herum, daß Krischan Blaubart bei Nummer Acht an die Unrechte geraten war. Sie hieß Metta · Kiepenkerl und stammte da irgendwo aus dem „Alten Land", jenseits der Elbe Blaubart hatte nämlich am Stammtisch ausposaunt: „Metta Kiepenkerl is mir zu rechthaberisch. Nächsten Letzten findet die Exekutschon statt; sonst wächst sie mir noch über'n Kopf!"

Der Monatsletzte kam; aber Metta Kiepenkerl packte ihr Bündel nicht.

„Die is zäh wie 'ne Manilatrosse", grollte Puvogel im „Klippfisch", als die Freunde ihn aufzogen. „Ich will ihr schon den Meister zeigen. Is man alles 'ne Nervenprobe, Kinners. Der will ich mein Haus schon verekeln"

Nun begann ein Kampf zwischen den beiden, den das ganze Dorf mit Neugier oder Schadenfreude verfolgte.

Puvogel ging jetzt besonders spät in der Nacht heim und klingelte die Haushälterin aus dem Bett. Zweimal gelang es ihm; beim drittenmal mußte er im „Klippfisch" übernachten, weil Metta Kiepenkerl die Glocke abgestellt hatte und ihn ungerührt im Regen stehen ließ.

Einmal spannte er ihr die Parfümflasche aus auf die sie große Stücke hielt, und ölte damit die Nähmaschine. „Nee, wie mir das leid tut", grinste er scheinheilig, als er ihr bedeppertes Gesicht sah. „Nu könn'n Sie sich ja gar nich mit Wohlgeruch anstreichen, wenn Sie mal zur Stadt fahren. Ich hab' gedacht, es sei Maschinenöl in der kleinen Buddel" Dafür schüttete sie ihm, als sie sein Bad richtete, seine ganze Flasche Pott-Rum ins Badewasser. Sie habe geglaubt, in der Flasche sei der Fichtennadel-Extrakt, versicherte sie mit dem treuherzigsten Gesicht

„Hättest Zucker nachgeschüttet, dann wär' der Grog fertiggewesen", ulkten die Freunde im „Klippfisch" denen er sein Leid klagte

Puvogel spie verächtlich seinen „Prüntje" aus. „So 'n flaues Zeugs kommt mir nicht über die Lippen. — Aber ich sag' euch, Kinners — geduftet hat das Badewasser! — Ich mochte gar nich wieder aus der Wanne 'raus!"

Rachebrütend ging Puvogel die nächsten Tage umher, nach einem Mittel suchend, womit er Metta Kiepenkerl in die Flucht schlagen könnte

Eines Abends schoß sie denn auch, laut schreiend, zur Tür ihres Zimmers heraus Sie hatte nämlich beim Zubettgehen unter der Federdecke einen Wurf junger weißer Tanzmäuse entdeckt.

„Die müssen vom Garten hereingekommen sein!" verschwor sich Puvogel.

Metta Kiepenkerl ging mitnichten; sondern sie kampierte fortab in der sogenannten „guten Stube" die sie stets sorgfältig abschloß.

Puvogel konnte übrigens während der nächsten Tage nicht richtig sitzen. Es war nämlich, wie durch heimliche Kanäle im ganzen Dorf bekannt wurde, ein Igel in Puvogels Bett unterm Laken verborgen gewesen und der olle ehrliche Seemann hatte sich mit Schwung daraufgesetzt

„Der muß vom Garten hereingekommen sein!" beteuerte Metta Kiepenkerl mit Unschuldsmiene.

Puvogel kam nun auf eine neue Idee, seiner Haushälterin das Dasein zu verleiden. Er kaufte einen Graupapagei, dem er vorher Sprachunterricht hatte erteilen lassen. Sowie Metta Kiepenkerl das Wohnzimmer betrat, kreischte der: „Du Vogelscheuche! — Du alte Schreckschraube!"

Metta Kiepenkerl ergriff Gegenmaßnahmen. Sie erstand in der Stadt einen gelehrigen, grünen Amazonenpapagei Sowie er Puvogels ansichtig wurde, schrie er aus Leibeskräften: „Du Kümmeltürke! — Du Lüderjahn!"

Manchmal skandalierten auch beide Papageien zugleich; dann hörte man es bis zum Strand hinunter, und Puvogel und Metta Kiepenkerl räumten das Feld.

„Wenn das so weitergeht, dreh' ich dem Biest den Hals um!" drohte Puvogel im „Klippfisch".

„Deiner Haushälterin?" forschte der Wirt erschrocken.

„Nee, dem Vogel", schimpfte Puvogel. „Aber ein Unglück geschieht sowieso in nächster Zeit; denn Metta Kiepenkerl trampelt mit Füßen auf meiner Mannswürde herum. Morgen sprech' ich das entscheidende Wort!"

Es wollte ja keiner glauben, daß Puvogel den Mut fand; aber am nächsten Abend kam er ganz aufgekratzt in den „Klippfisch" und bestellte eine Lokalrunde.

„Bist du sie glücklich los, Blaubart?" hieß es von allen Seiten.

Puvogel verzog sein Gesicht zu breitem Grinsen. „Alles in bester Butter, Kinners. — Metta Kiepenkerl gibt das Haushältern auf und heiratet"

„So plötzlich?" forschte der Wirt. „Wen denn?"

„Mich!" sagte Puvogel seelenruhig.

Als er ringsum die verdutzten Mienen sah, fuhr er fort:

„Djä, das ging alles ganz natürlich zu. Als ich zu ihr sagte: Am Letzten gehen Sie, und damit Putt aff, setzte sie sich noch auf die Hinterbeine, von wegen sie sei eine ehrbare Witfrau und ließe sich nicht einfach vor die Tür setzen No, ihr kennt ja Krischan Blaubart. Ich blieb hart und forderte sie auf, mir ihr Arbeitsbuch und ihr Zeugnisbuch 'rauszugeben. Ich hatte mir schon ein Zeugnis ausgedacht, das sich gewaschen und gekämmt hatte.

Richtig kommt sie auch nachher in die Stube und schmeißt zwei Bücher auf den Tisch. — ‚Das sind sie!' sagt sie patzig.

Und wie ich genau zuguck', hat sie mir ja wohl rein aus Versehen ihr Sparkassenbuch und ihr Kochbuch in die Hände gespielt. Prima, sag' ich euch, alle beide. — Glaubt ihr vielleicht, die wäre am Letzten ohne die beiden Bücher gegangen? Na also! — Und darum wird geheiratet, so wahr ich Krischan Blaubart bin!"

Der Mann mit der Maske

„Sie können schlafengehen", sagte der Millionär Jack Parker zu seinem alten Diener. „ich gehe in etwa einer Stunde in den Klub und brauche Sie heute nicht mehr."

Die silberne Standuhr im Arbeitszimmer zirpte die elfte Stunde. Nur eine kleine winzige Schreibtischlampe ergoß noch ihr mattes Licht über die Schreibmappe. Dunkel und gewaltig ragten die Bücherschränke an den Wänden Der Geldschrank wuchtete in seiner Ecke wie ein Zyklop.

Plötzlich brach fahler Schein aus dem Rahmen der geöffneten Tür. Der Kerl, der die Blendlaterne hielt, richtete seinen Revolver auf den einsamen Mann am Schreibtisch

„Hände hoch, Mister Parker", sagte er mit unterdrückter Stimme. „wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist."

Wer kann solch freundlicher Aufforderung widerstehen?

„Danke", sagte der gefährliche Besucher mit der Maske „Nun bitte rasch noch das Stichwort und die Schlüssel zu Ihrem Geldschrank; Mister Parker, seien Sie überzeugt, ich belästige Sie keinesfalls länger als unbedingt nötig."

Er bekam keine Antwort

„Dann muß ich zu meinem Bedauern deutlicher werden", fauchte der Verbrecher, und seine Augen glühten auf wie Kohlen unter dem Blasebalg.

In diesem Augenblick schrillte das Telephon.

„Verdammt", knurrte der mit der Maske und hob den Revolver „Gehen Sie ruhig an den Apparat und melden Sie sich, Mister Parker", sagte er drohend. „aber wenn Sie auch nur ein einziges Wort sagen, was mir nicht gefällt, knallt's Sagen Sie, Sie wünschten für die nächsten drei Stunden nicht gestört zu werden. Haben Sie mich genau verstanden?"

Der andere nickte, was blieb ihm auch schließlich anderes übrig.

„Hier Parker", klang es in den Apparat, aber der aufmerksame Zuhörer hätte Zorn zwischen den Zähnen knirschen hören, „ich wünsche für die nächsten drei Stunden nicht gestört zu werden. Schluß!"

„So", lachte der Kerl mit der Maske, „das hat noch einmal geklappt. Und jetzt das Stichwort für den Geldschrank."

„Ich weiß es nicht", erwiderte der andere, „denn ich bin nicht Mister Parker"

„Ausgezeichnet", lächelte der Gauner, „dann sind Sie wahrscheinlich der Diener. oder ein Onkel, oder vielleicht gar ein Inspektor von der Polizei. wie? Machen Sie keine Mätzchen, Parker, die Zeit drängt"

„Aber wenn ich Ihnen sage . . ."

Wieder hob sich der blitzende Lauf. „Mann", sagte der Verbrecher drohend. „wenn Sie jetzt nicht sofort das Stichwort sagen, sind Sie erledigt."

Doch bevor der andere noch den Mund aufmachen konnte. schrien zwei drei Stimmen von der Tür und von den Fenstern: „Hände hoch!"

Der Mann mit der Maske ließ den Revolver fallen und riß die Arme hoch.

„Gleich zwei", sagte Jack Parker erstaunt. als er mit dem Kommissar das Zimmer betrat.

„Woher wußten Sie eigentlich, daß Einbrecher in Ihrer Wohnung sind?" lachte der Kommissar.

„Ganz einfach". entgegnete der Millionär, „ich rief vom Klub aus noch einmal in meiner Wohnung an, um meinen alten Diener noch etwas zu fragen. da meldet sich einer dieser Dummköpfe mit meinem eigenen Namen am Telephon"

„Toll". sagte der Kommissar und schlug vor Vergnügen klatschend auf die Schenkel.

„Sie würden nicht Dummkopf sagen wenn Sie wüßten. daß mein richtiger Name mein Leben gekostet hätte". sagte der erste Einbrecher „aber mein Kollege glaubte mir ja nicht."

E. C. Christophé.

LOS NR. 1912

Das Leben schreibt bekannterweise die allerbesten Geschichten und überflügelt die Phantasie des Dichters. So geschehen auch mit dem Los Nr 1912, dem Anteil an einer Lotterie, die in einer Stadt veranstaltet wurde und zu der die Geschäftswelt die Gewinne gestiftet hatte

Der junge Ehegatte, Heinz Rühle, erstand bei einem Einkauf für seine ebenso junge, wie hübsche Frau, dieses Los Nr. 1912 und reichte es ihr freudig: „Hoffentlich hast du Glück, liebes Kind, es sind allerhand nette Sachen zu gewinnen!"

Nun, in einem frisch gegründeten Haushalt fehlt es meistens noch an diesem und jenem, und Frau Ella studierte sofort die von ihm mitgebrachte Liste, die den Teilnehmern an der Lotterie viele schöne und begehrenswerte Dinge versprach, wenn einfach das Glück hold gesinnt war. Sie suchte sich im stillen natürlich sofort „ihren Gewinn" heraus und trug die heimliche und siegessichere Hoffnung. Bis zur Ziehung waren es aber noch vier Wochen. Sie steckte das Los, einmal gefaltet, in einen Umschlag und in ihre Handtasche Drei Tage später kollerten heiße, bittere Tränen über ihre blassen Wangen, denn das Los Nr. 1912 war auf unerklärliche Weise verschwunden. Fort, nicht mehr da und trotz aller eifrigen Bemühungen nirgends zu finden. Untröstlich fiel sie dem jungen Gatten um den Hals, der mit viel Liebe und Zärtlichkeit die Wogen ihres Schmerzes zu glätten versuchte.

„Ich bringe dir heute Abend ein neues Los mit, mein Engel, und du sollst sehen damit hast du großes Glück!" Schließlich war sie zufrieden

Inzwischen hatte Herr Krüsemann, ein Mann in den vierziger Jahren, auf einem Spaziergang den Umschlag mit dem Los, der beschmuddelt am Saumstein lag, gefunden. Er warf den Umschlag fort, steckte nach einer kurzen Besichtigung das Los Nr. 1912 in seine Brieftasche und trug es einige Tage mit sich herum, um sich bei Gelegenheit nach Zweck, Sinn und Gewinnaussichten der Lotterie zu erkundigen Alsdann knurrte sein Gewissen: Der Verlierer hatte sich bestimmt die Nummer gemerkt, und wenn sie nun wirklich mit einem ansehnlichen Gewinn herauskam, waren unter Umständen Schreitereien und dumme Auseinandersetzungen mit dem eigentlichen Eigentümer zu erwarten! Das schien Herrn Krüsemann die Sache nicht wert Und da Herr Müller, der Portier seines Hauses, gerade Geburtstag feierte, wechselte das Los Nr. 1912 seinen Besitzer. Herr Müller dankte verbindlichst und meinte innerlich: N'Mark wäre mir von dem Alten lieber gewesen! Aber er steckte das Los in die Tasche und betrachtete es am Abend näher. Dabei stellte er fest . . . er war ein wenig abergläubisch . . ., daß es in der Quersumme die Zahl 13 trug. Er verkaufte es daher für fünfzig Pfennige an seinen Freund Bunkel weiter und gönnte sich für die halbe Reichsmark einige Brasilzigarren. Da hatte man wenigstens etwas von, brummte er vor sich hin.

Bunkel knickte das Los noch einmal, ließ es in seine Westentasche gleiten und kümmerte sich vier Tage nicht weiter darum. Als er an seinem Skatabend um sechzig Pfennige zu kurz kam, entsann er sich des ungeahnten Glückes, das noch in seiner Westentasche schlummerte. Er bot es daher zum bequemen Ausgleich seines beim Spiel entstandenen Mankos seinen Skatbrüdern an, die aber brummig das Gesicht verzogen und in materialistischer Einstellung von dem zwischen Himmel und Erde hängenden Glück nichts wissen wollten.

Durch Vermittlung des Wirtes wurde ein gänzlich Unbeteiligter, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der zufällig am Tresen ein Glas Bier trank, Eigentümer des Loses. Achtzig Pfennige legte er dafür auf den Tisch, und Bunkel kniggerte in sich hinein: dreißig Pfennige hatte er noch verdient!

Aber damit sollte das Schicksal des Loses noch nicht entschieden sein. Der junge Mann befand sich bereits seit einiger Zeit in einer moralischen Schuld bei seiner Wirtin, Frau Barke, einer Witwe von sechsundfünfzig Jahren, die eine Rente bezog, aber zur Aufrechterhaltung ihres Haushaltes einige Zimmer vermietete Feierlich überreichte er ihr das Los:

„Sie sind mir schon so viel gefällig gewesen, Frau Barke und so nehmen Sie dieses Los einmal als kleinen, bescheidenen Ausgleich! Hoffentlich bringt es Ihnen Glück!"

Frau Barke schob die Brille etwas tiefer auf die Nase, studierte den Text des Loses, nickte bedächtig und meinte in der ihr eigenen Trockenheit: „Wollen mal sehen!" Und in der in unzähligen Jahren abgetragenen Geldtasche verschwand das Los, nochmals geknickt

Und hier blieb es bis zur Ziehung. Frau Barke, die recht sparsam und zugleich sehr mißtrauisch gegen alles unerwartete Glück war, kaufte sich keine Gewinnliste, sondern ging gleich an Ort und Stelle in das Geschäft, in welchem die Gewinne ausgehändigt wurden Und sie erstarrte nicht zur Salzsäule, sie geriet auch nicht in Zorn, bewahre, sie nahm gefaßt und mit innerlicher Ruhe ihren Gewinn in Empfang einen hochmodernen, stromlinienförmigen Kinderwagen! Ja, es war ein hübscher Wagen, der sicher eine Stange Geld kostete, aber was sollte sie damit!

Und nun erfüllte sich das Schicksal des Loses Nr 1912 so, wie es wohl der Zufall, oder wie wir die unbekannte Einrichtung, die Glück und Unglück in unserem Leben reguliert, nennen wollen, vorausbestimmt hatte. Frau Barke war die Tante der jungen Frau Rühle, ihrer Lieblingsnichte, der sie schon immer ein nützliches und praktisches Geschenk zugedacht hatte

Eines Tages fuhr sie also mit dem Stromlinienkinderwagen zu Frau Rühle, schob ihn mit einem sonnigen Lächeln durch deren Haustür:

„Na, Ella, ich wollte dir schon immer eine Freude bereiten und diesen da, den wirst du ja wohl bald gebrauchen können!" Womit sie nicht so unrecht behielt

Als dann der Gatte später die Gewinnummer des Kinderwagens in der Liste feststellte, um sich von der Niete seines Loses zu überzeugen, zuckte er recht unverständlich die Achseln: Wie war Tante Bertha denn nur zu dem Los Nr. 1912 gekommen, ihrem ersten Los? Unerforscht blieb es, weil man eben Tante Bertha aus Gründen der Pietät und zukünftiger Erbaussichten darum nicht fragen mochte oder wollte.

Ernst Hermann Pichnow.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die geheimnisvolle Höhenstrahlung.

Schätzungen haben ergeben, daß die geheimnisvolle Höhenstrahlung, deren Geburtsort und Ursache bis heute noch in tiefes Dunkel gehüllt ist, auf die ganze Erdoberfläche sekundlich eine Energie von 2,4 Millionen Pferdestärken überträgt. Die gesamte Höhenstrahlenenergie ist also, wie man vielleicht geneigt ist anzunehmen, gar nicht so klein. Schätzungsweise vermag die Strahlung die Temperatur des Weltenraumes von minus 273 Grad um einige Grade zu erhöhen.

Leuchtbakterien und Metallsalze.

F. Bukatsch konnte mittels sinnvoller Versuchsanordnungen nachweisen, daß Schwermetallsalze das Leuchten der Leuchtbakterien merklich fördern. Eine deutliche Förderung wird bei Zusatz von 0,001 % Zink- oder Eisensalz und 0,0001 % Kupfersalz erzielt.

Eine 4000 Jahre alte Metall-Legierung.

W. Witter berichtet über die Untersuchung einer Kupfer-Arsenlegierung, die schon vor 4000 Jahren im alten Ägypten, Peru, Zypern und Mitteldeutschland zur Herstellung von Geräten und Waffen Anwendung gefunden hat. Sie besitzt etwa dieselbe Härte wie eine entsprechende Kupfer-Zinklegierung, so daß Witter vorschlägt, neuerdings Versuche mit dieser Legierung zu machen, um so das Zinn durch Arsen zu ersetzen.

Das erste anatomische „Institut".

Der erste stationäre Anatomieraum, somit das erste anatomische „Institut", wurde, wie G. Richter mitteilt, im Jahre 1594 in Padua als sog. „anatomisches Theater" errichtet. Der Raum ist nach dem Bauplane antiker Amphitheater mit sechs amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen bis zu zwölf Meter Höhe und den dazugehörigen Treppensystemen erbaut. Die unterste Sitzreihe umgibt den um 1,80 Meter vertieft liegenden Arbeitsplatz, der gewöhnlich durch 14 Kerzen „erhellt" wurde.

10 Millionen Volt!

Am Carnegie-Institut in Washington wurde ein Generator erbaut, mit dem man bis zu einer Spannung von etwa 1,2 Millionen Volt gelangt und der als Hilfsmittel zur Erforschung des Atomkerns dient. Er besteht aus einer isoliert aufgestellten Aluminiumhohlkugel von zwei Meter Durchmesser, der durch ein laufendes Band die elektrische Ladung zugeführt wird. Die durch eine sehr hohe Bandgeschwindigkeit erreichte elektrische Spannung von 1,2 Millionen Volt dient dazu, elektrische Teilchen derart zu beschleunigen, daß sie zur Zertrümmerung von Atomkernen herangezogen werden können. Man beabsichtigt, durch Verkettung von 17 Generatorhohlkugeln in einer solchen von 20 Meter Durchmesser eine Spannung von 10 Millionen Volt zu erreichen.

Das Licht unterliegt der Schwerkraft.

Die Anziehung der Himmelskörper beweist genau so wie der Fall eines Steines, daß die Materie der Schwerkraft — der Gravitation — unterliegt. Nach neueren Ansichten soll aber auch das unkörperliche Licht durch Gravitationsanziehung aus der geradlinigen Bahn abgelenkt werden können. Aufnahmen von sonnennahen Sternen bei totalen Sonnenfinsternissen haben diesen aus der allgemeinen Gravitationstheorie abgeleiteten Effekt bestätigt.

Dr. W. Orth.



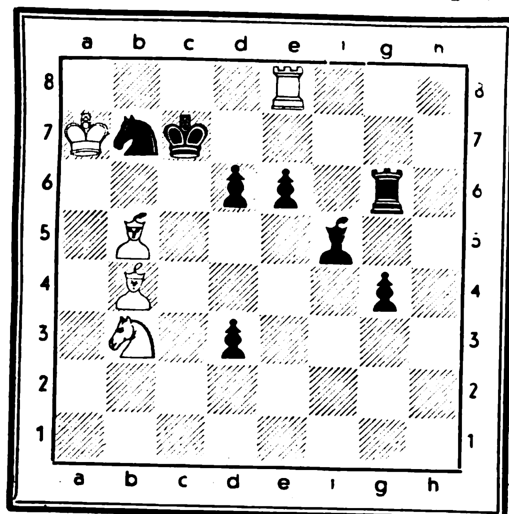
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dr. E. Witte, Blankenburg a. H.

Schwarz: Kc7, Tg6, Lf5, Sb7, Bd3, d6, e6, g4 (8).



Weiß: Ka7, Te8, Lb4, Lb5, Sb3 (5).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 11.

Vierzüger von Hans Eichenseher, München.

Weiß: Kg3, Lf4, Se7, Sf3 (4).

Schwarz: Kh5, Bh7 (2).

1. Lc1!, h6; 2. Sd2, Kg5; 3. Se4†, Kh5; 4. Sf6‡.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; W. Hechenberger, München; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; L. Hohensee, Berlin N; F. Ruckdeschel, Nürnberg; H. Voigt, Vielstedt; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; J. Herwig, Gotha; Dr. Münch, Bocholt; C. Ebert, Hamburg; A. Seber, Trier; F. Eggebrecht, Norden; F. Buschmann, Norden; L. Ellner, Nürnberg; H. Schulz, Bln.-Neukölln; W. Symanowski, Lyck; J. Diehl, Oberschmitten; W. Steinbrück, Helbra; Ebeling, Potsdam; M. Loch, Berlin N; W. Gebauer, Bürgel; R. Steffen, Wannsee; R Bachmann, Schönheide; R. Popp, Mittenwald; F. Büttner, Fürth i. B.; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutup; O. Zehnle, Triberg; M. Burdack, Hormersdorf; G. Seebach, Wutha; Ella Knopp, Rodenkirchen; W. Hoppach, Bln.-Spandau; G. Peipers, Eckardtsheim; G. Scheumann, Berlin SW. B. Bauer, Heidenheim; E. Schinze, Willingen; Dr. J. Krug, Dresden-A.

Einige Löserurteile: „Eine herrliche Miniatur mit fein begründetem Einleitungszug", P. Sch., S.; „Klein die Anzahl der Figuren — groß die Freude und Überraschung beim Lösen", W H. M.; „Ein hübscher Lloyd!", H. V., V.; „Eine glänzende Probe von Verschmitztheit", Dr. M., B.; „Ein imponierendes Zusammenarbeiten der weißen Offiziere!", F. B., N.; „Dieses indische Problem hat durch das Springermanöver besondere Reiz an sich", R. P., M.; „Meisterlich", F. B., F. usw.

Damenfang!

Gespielt im Weidenauer Turnier 1937.

Holländische Verteidigung.

Weiß: Rupschuß. Schwarz: E. I. Diemer.

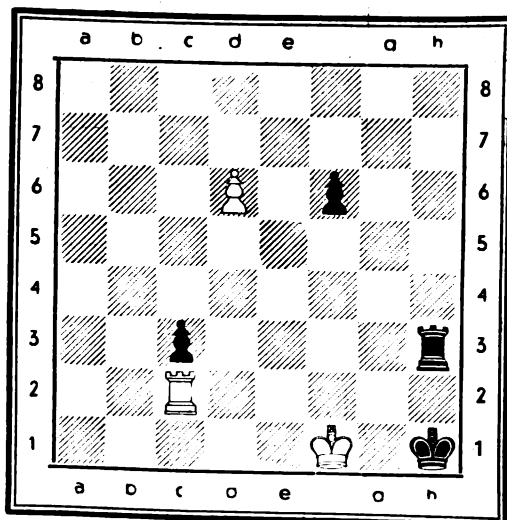
1.	d2—d4	e7—e6	7. Lg5—f4	d7—d6	13. h2—h4	e6—e5[5]
2.	c2—c4[1]	Lf8—b4†	8. e2—e3	0—0	14. Ld3×f5[6]	Tf8×f5[7]
3.	Sb1—d2[2]	f7—f5	9. Lf1—d3	Dd8—e8	15. Dc2×f5	e5—e4
4.	a2—a3[3]	Lb4×d2†	10. Sg1—f3	Sb8—d7	16. Sf3—d2[8]	Sd7—c5
5.	Lc1×d2	Sg8—f6	11. Lf4—g3	Sf6—h7	17. Df5—f4	Sc5—d3†[9]
6.	Ld2—g5[4]	h7—h6	12. Dd1—c2	Kg8—h8		

[1] Auf 2. e2—e4 wäre die Französische Partie entstanden.
[2] Dieser Zug sieht unnatürlich aus. Das Pferdchen soll auf c3 springen
[3] Besser dürfte 4. g2—g3 und die Läuferfianchettierung 5. Lg2 sein.
[4] Hier kann der Läufer nicht bleiben. Angebracht wäre sofort 6. Lf4.
[5] Ein interessantes Bauernopferangebot.
[6] Bei Ablehnung des Bauernopfers kommt Schwarz auch in Vorteil.
[7] Ein Qualitätsopfer, um die feindliche Dame in die Gefahrzone zu locken
[8] Hier war wohl oder übel 16. Sf3—g5 geboten
[9] Nun ist die Dame auf merkwürdige, nicht alltägliche Weise gefangen.

Zum Kapitel: Turmendspiel

stellt v. de Barbieri (Genua) folgenden hübschen Beitrag.

Schwarz: Kh1, Th3, Bc3, f6 (4).



Weiß: Kf1, Tc2, Bd6 (3).

Kann Weiß die Partie trotz einem Bauern weniger noch halten?

Lösung:

Durch die Mattdrohung gegen den schwarzen König kann Weiß die Partie nicht nur halten, sondern sogar noch gewinnen, wie die Folge zeigt: 1. d6—d7, Th3—d3; 2. Tc2×c3!, Td3—d1† (erzwungen, da Matt droht!); 3. Kf1—f2, Td1—d2†; 4. Kf2—g3, Td2—g2†; 5. Kg3—f3, Tg2—d2; 6. Tc3—c1†, Kh1—h2; 7. Tc1—c2 und Weiß gewinnt!

Oder 3. . ., Kh2; 4. Tc7, Kh3; 5. Kf3 und gewinnt.

*

An viele Löser: Lösungen sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden.

Bei Anfragen Rückporto beilegen.

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben: ban — cho — de — del — der — dith — do — e — e — e — ek — el — en — fu — in — jen — kat — ki — loo — mar — meer — min — moe — nu — nung — ny — ra — rest — rin — rich — risch — sa — schen — so — ta — tas — ter — to — ul — ve — wa — wa — we — wi — ze — sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Friedrichs des Großen ergeben. (ch = ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 altsächsischer Volksstamm, 2. ungarischer Begeisterungsausruf, 3. Affenart, 4. altes Hohlmaß, 5. höchster Berg der Welt, 6. spanischer Tanz, 7. Komödie von Deval, 8. griechische Rachegöttinnen, 9. Teigware, 10. kühner deutscher Hilfskreuzer des Weltkriegs, 11. Männername, 12. Schauspiel von Goethe, 13. Schlachtort in Belgien (endgültige Niederlage Napoleons), 14. Baumwollgewebe, 15. Handwerkerverband, 16. Kupferstecher des 18. Jahrhunderts.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Städte-Füllrätsel

Weichsel	
Tanaro	
Tiber	
Maas	
Zuidersee	
Elbe	
Donau	
Wupper	
Meurthe	
Rhein	
Regnitz	

Neben jedes Gewässer ist eine daranliegende Stadt zu setzen. Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, ein deutsches Ostseebad.

Umstellrätsel

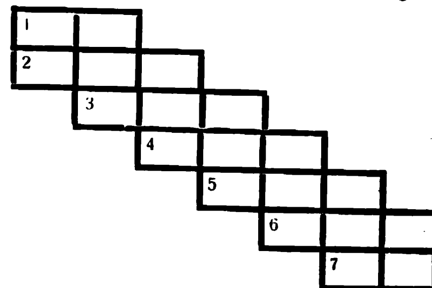
Alm, Serie, Rot, Made, Leim, Kram, Tang, Feile, Niere, Los, Kant, Lewa, Solo, Adel, Chlor, Seine, Asen, Narwa, Reis, Eros, Ubet, Rinde, Lese, Laden, Marga, Rotte, Neid, Nora, Eton, Reich, Tor, Torte, Orb, Teile, Ammer, Amen. Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben in ein neues Wort, mit anderer Bedeutung zu verwandeln, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch aus einer Rede des Führers ergeben.

Pyramide

— Vokal
— — französ. Artikel
— — — Juragebirge
— — — — graugelb
— — — — — erzählende Dichtung
— — — — — — Faltenbesatz
— — — — — — — Zustimmung
— — — — — — — — Guillotine.

Magische Silbentreppe

Die Silben al — ber — ber — den — ga — ge — kur — kur — lie — lie — ma — ma — na — na — ni — no — ta — zin — zin sind so in die Felder ein-



zutragen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. Frauenname, 2. Lagerraum, 3. rotes Mineral, 4. Gebirgsstock der rätischen Alpen, 5. Frauenname, 6. Heilverfahren, 7. mohammedanischer Volksstamm.

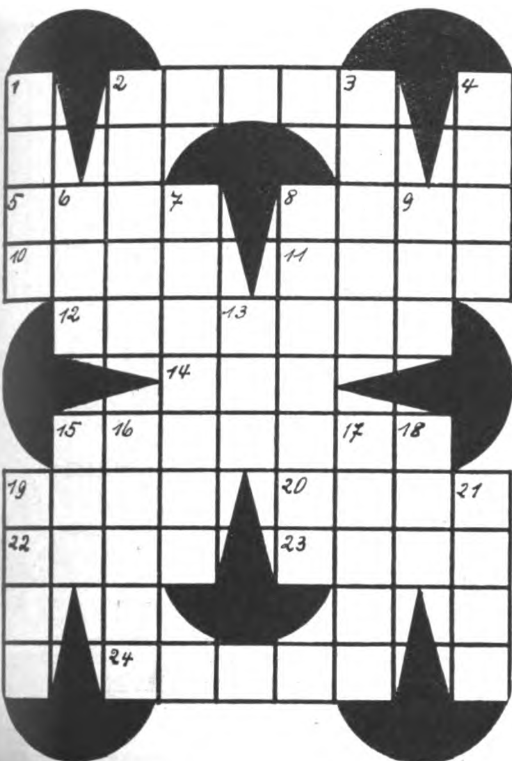
Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1 — 2 Sundainsel, 1 bis 3—5 päpstliche Krone, 2—4 telegraphieren 3—2 Liebesgott, 3—4 nordische Götter, 3—5 Papagei, 3—6 Blume, 5—4 Grasfläche, 5—6 liniierte Glasplatte.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 2. Schalentier, 5. schlechte Eigenschaft, 8. Essen, 10. englische Partei, 11. Tiermaler, 12. Wochentag, 14. Wappentier, 15. Losspiel, 19. französ Schriftsteller †, 20. Land in Asien, 22 Voranschlag, 23 altes Maß, 24. Nebenfluß der Rhone Senkrecht: 1. belgische Hafenstadt, 2. Stadt in Ägypten, 3 Nebenfluß. 4. Fisch, 6. griech Göttin, 7. Sprengstoff, 8. Seemann, 9. kleines Wäldchen, 13. Donauzufluß, 15. leblos, 16. Stadt in Südwestafrika, 17. Blume. 18 Fisch. 19 Jahreszeit 21 Festung in Frankreich.



Zahlenrätsel

1 7 9 4 10 11	Stadt in Bayern
2 16 17 2 5	Halbedelstein
3 2 11 4 8 12	seichter Meeresarm
1 10 12 5 2	griechische Insel
4 13 6 8 12	Stadt in Oberitalien
3 2 1 7 8 6 12 8	altgriechische Landschaft
2 13 7 8 6 14	Geliebter der Aphrodite
5 12 14 14 6 8	Schweizer Kanton
6 8 5 10 6 11 2 8 5	Ränkeschmied
7 15 8 6 9 4 14	Verkehrsmittel
8 6 15 15 12 10 14 2 5 5	Storchvogel

Die ersten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben einen kaufmännischen Begriff

Lösungen der Rätsel aus Folge 14

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Kap, 3. Praerie, 5. Esperanto, 8. Rade, 9. Erle, 11. Stier, 12. Frau, 14. Kind, 15. Rhapsodie, 18. Engadin, 19 Ton. Senkrecht: 1. Klage, 2. Pirna, 3. Pose, 4. Ente, 5. Edgar, 6. Reims, 7. Orgie, 8. Rif, 10. Eid, 13. Uhde, 14. Kinn, 16. Puget, 17. Orden. ✶ **Rätselgleichung:** (T)al, B(u)re(n), (A)cht, Duer(o), Er(l). Albrecht Duerer. ✶ **Umstellungsrätsel:** Nest, Schimmer, Porter, Sigel, Rippe, Maser, Hafer, Ale, Pakt, Bett, Lene, Rabe, Reis, Kran, Rede, Kappe, Gaul, Labe, Sand, Eile, Ster, Esel, Panne, Kontakt, Neid, Leu, Lear, Ossa, Adel, Tag, Axe, Beil, Rabe, Grat, Erda, Lade. — O wie wunderschoen ist die Fruehlingszeit! ✶ **Diagonalrätsel:** 1. Paß, 2. Dorf, 3. zart, 4. Fort, 5. Rost, 6. Rate, 7. Sekt, 8. Lade, 9. Hand, 10. Kant, 11. Wald, 12. Last, 13. Utah, 14. Egon, 15. Raab, 16. Esel. Portugal = Lettland. ✶ **Wabenrätsel:** 1. Nantes, 2. Raglan, 3. Masern, 4. Satyrn, 5. Stearin, 6. Tamino, 7. Benito. ✶ **Silbenaussuchrätsel.** Aufbauarbeit ist das beste positive Mittel gegen den Bolschewismus. ✶ **Auszählspirale:** Geburtsdatum Bismarcks: April 1813. Die Wurzel ist 4. „Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo." ✶ **Silbenrätsel:** 1. Uranus, 2. Mathematik, 3. Georgine, 4. Ukelei, 5. Teheran, 6. Seerose, 7. Zulukaffer, 8. Urubu, 9. Turbine, 10. Unterleib, 11. Natalie, 12. Barometer, 13. Rötel, 14. Atrophie, 15. Untersberg, 16. Chevreau, 17. Hebriden, 18. Täfelung. „Um Gut's zu tun, braucht's keiner Ueberlegung." ✶ **Rösselsprung:** Ich träume nicht von alter Zeiten Glück — Ich breche durch und schaue nicht zurück! Hutten

Gedankensplitter

Unter einem großen seelischen Schmerz leidet am schwersten der reife Mensch aber er trägt ihn am leichtesten

Die Größe der Natur erfaßt nur der ganz, der zu ihr zurückkehrt.

Diese werden groß, weil viele Erlebnisse sie streiften, jene, weil ein Erlebnis sie erschütterte

Sei kritisch bei der Gestaltung deiner Gegenwart, denn du bist zu jeder Zeit das nicht mehr zu ändernde Produkt deiner Vergangenheit

Wer keine Freude am Erfolg hat, hat auch keine Freude an der Arbeit.

Unfähige Menschen, die Fortschritte machen, glauben, Talent zu haben

Man begeht manchen Fehler, wenn man sich nur auf die eigenen Erfahrungen verläßt; aber noch viel mehr Fehler begeht man, wenn man sich nur auf die Erfahrungen anderer verläßt

Der Begabte schöpft aus den Menschen; der Unbegabte profitiert von ihnen

Die meisten verstehen unter „gut von jemandem sprechen", seine Fehler verneinen

Viele glauben, beliebt zu sein, während man sich nur an sie gewöhnt hat.

Der Ehrgeiz des Strebers ist, eine hohe Stellung zu erreichen, nicht, sie auszufüllen.

Wahrhaft unsterblich ist nur der, dessen Name ein Begriff wurde

Der verschlossene Mensch ist schwerer zu durchschauen als der verlogene.

Das Höchste, was du erreichen kannst, ist, daß du sein darfst, was du bist.

Bedeutende Charaktere gehen an sich selbst, unbedeutende an anderen zugrunde

Nicht wer das Leben kennenlernen will, lernt es kennen, sondern wer es kennenlernen muß

In nichts drückt sich die Vornehmheit eines Menschen klarer aus, als darin, wie er von seinen Rechten Gebrauch macht

J. D. Warnken

Mit tödlicher Sicherheit

Der bekannte Berliner Arzt Professor Virchow hatte einmal ein Kind behandelt, das an Diphtherie erkrankt war Trotz aller Bemühungen hatte er den Kleinen jedoch nicht retten können

Die Eltern des Kindes waren untröstlich Immer wieder sahen sie es an und meinten:

„Es sieht so frisch und rosig aus. Es kann nicht tot sein. Sicher kommt es wieder zu sich"

Virchow hatte bereits den Totenschein unterzeichnet und reichte ihn dem Vater hin mit den Worten:

„Seien Sie versichert, wenn ich jemanden behandelt habe, dann kommt er nicht mehr zu sich" R. H.

Der ungefällige Auftraggeber

Haydn wurde einmal von einem englischen Kapitän aufgesucht, der für die bevorstehende lange Reise sich einen schneidigen und schwungvollen Marsch erbat, den dann seine Kapelle spielen sollte Als Preis bezahlte er 30 Guineen (600 M.). Haydn, der gerade in Stimmung war, hatte den Marsch schon in 15 Minuten fertig Da ihm aber seine Arbeit zu wenig für das Geld schien, komponierte er noch zwei Märsche Der Kapitän kam, der Künstler spielte ihm sogleich den ersten Marsch vor und der Auftraggeber war zufrieden, nahm den Marsch und ging Haydn wollte ihm noch die beiden anderen Arbeiten zeigen, er lief ihm nach — „Sie haben mich zu freigebig bezahlt" Der Kapitän ließ sich aber nicht aufhalten Haydn schickte die beiden Märsche durch einen Boten aufs Schiff; der olle Seebär schickte sie zurück!

Als Haydn seine Arbeit so verschmäht sah, zerriß er die so schnöde abgewiesenen Arbeiten wütend in tausend kleine Stücke

F. B.

Humor

„Adolar wenn wir erst verheiratet sind, darf ich dann weiter ins Geschäft gehen?"

„Natürlich, mein Liebling! Wovon sollen wir denn sonst leben?"

*

Der Fußballverein von Kleinmeckersdorf feiert sein zehnjähriges Bestehen. „Na", meint einer zum Vorsitzenden, „wie viele Siege haben Sie denn in dieser Zeit an Ihre Fahne geheftet?"

„Siege? Hm", sagt der Vorsitzende, „aber jedenfalls sind wir immer nur ganz knapp geschlagen worden!"

*

„Weißt du noch? Als wir damals zusammen reiten lernten, da hat mich doch mal ein Pferd an den Kopf getreten!"

„Ach ja, ich erinnere mich! Das war doch das Tier, das später für immer lahm geblieben ist?"

*

Der Maler möchte seinem reichen Onkel unbedingt etwas verkaufen. „Dieses Bild hier würde ich dir sogar zum halben Katalogpreis lassen!" drängt er ihn.

„Naja —" gibt der Onkel endlich nach. „Was kostet der Katalog denn?"

Rübsams sind jung verheiratet.

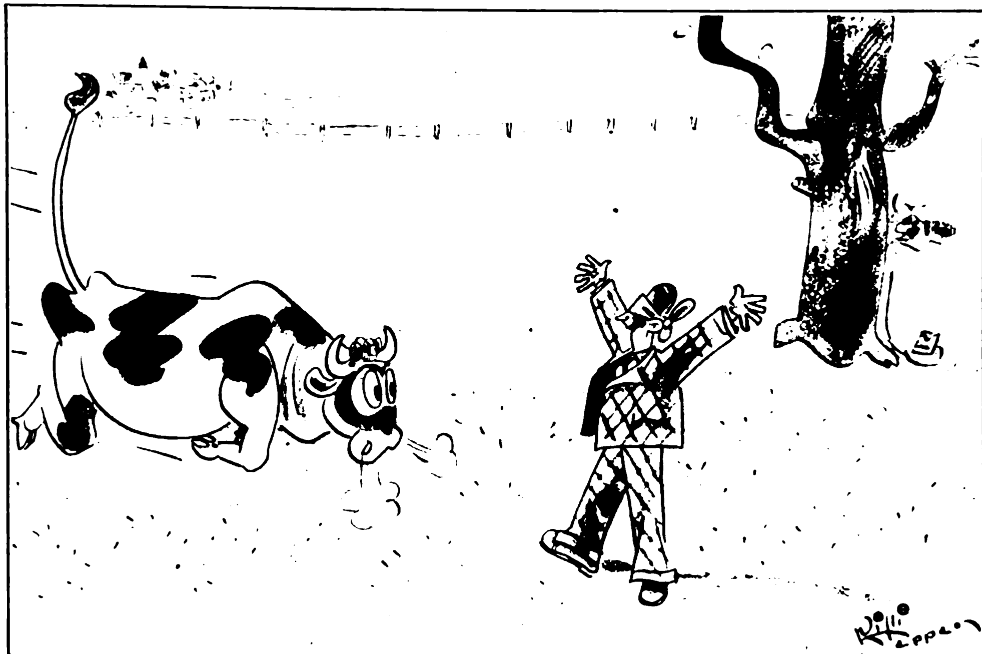
Kürzlich hat Frau Rübsam nach dem Kochbuche eine Nachspeise hergestellt.

Rübsam versucht sie und verzieht das Gesicht.

„Was ist denn das für ein Zeug?" fragt er.

„Das ist Götterspeise", erklärt seine Frau

„Du sollst nicht für die Götter kochen", meint da Rübsam, „sondern für mich."



„Hasch mich, ich bin der Frühling!"

Zeichnung: Kleppe

„Nur ein Kuß von Ihnen, Annemarie, und ich könnte glücklich sterben."

„Zu dumm; das konnten Sie schon längst sein, wenn Sie mir eher diesen Wunsch geäußert hätten."

*

Er seufzt resigniert: „Vor unserer Hochzeit habe ich dich für einen Engel gehalten; nun muß ich allerlei Untugenden an dir entdecken vor allen Dingen gefällt es mir gar nicht, daß du dich so malst."

„Ja, mein Lieber" meint sie, „hast du schon einmal einen Engel gesehen, der nicht gemalt war?"

*

„Sind die Verhältnisse in USA. wirklich so viel schlechter geworden?"

„Ja, wie ich Ihnen sage! Ein Fisch, den ein Mann in New Jersey vorige Woche gefangen hat, enthielt zum Beispiel statt der üblichen goldenen Uhr bloß einen halben Cent!"

*

„Edwin hast du gesehen, was meine Braut für reizende kleine Füße hat? Hast du schon jemals etwas Kleineres gesehen?"

„Doch, ihre Schuhe!"

*

„Sie saufen zu viel!"

„Ich will vergessen."

„Was denn?"

„Weiß ich nicht mehr."

HEINRICH SEILER:

Die große Gaukelei

Ein Bericht über Seiltänzer, Clowns, Jongleure, Luftakrobaten, Zauberkünstler und Tänzerinnen

(1. Fortsetzung.)

Barnum und die „Schwedische Nachtigall"

Es mag sein, daß ich — Phineas T. Barnum — mit dem neuen Beginnen, von dem hier die Rede sein soll, keine guten Geschäfte machen werde. Aber ich versichere, daß ich selbst dann, wenn ich genau wüßte, daß ich keinen Cent verdienen würde, das Engagement mit Jenny Lind doch zur Durchführung brächte, denn mir ist alles daran gelegen, daß das Publikum der Vereinigten Staaten Gelegenheit erhalten soll, diese Künstlerin zu hören, die über eine Stimme verfügt, deren Schönheit noch von der Stimme keines anderen Wesens übertroffen werden konnte."

So zu lesen in allen Neuyorker Zeitungen vom 22. Februar 1850. Phineas T. Barnum, Zirkusdirektor — damals der größte Zirkusdirektor der Welt — und Schausteller von Kuriositäten, weltberühmt geworden durch die Entdeckung des „Generals Thumb", des kleinsten Menschen der Erde, mit einem Wort: ein echter Yankee, der die schwierige Kunst des Geldmachens virtuos beherrschte, war gerade der richtige Mann, dem das Engagement mit Jenny Lind aus selbstlosen und patriotischen Motiven zuzutrauen war. Er war sich ganz im Gegenteil völlig sicher, manchen Cent zu verdienen, und tatsächlich hat ihm das Gastspiel der Jenny Lind, abzüglich der Zahlungen an die Sängerin, die Summe von 680 094,26 Dollar eingebracht.

Miß Jenny Lind verpflichtet sich, für Phineas T. Barnum in 150 Konzerten in Städten der Vereinigten Staaten von Amerika zu singen. In keinem Fall darf sie in einer Oper auftreten.

Phineas T. Barnum verpflichtet sich, für Miß Jenny Lind eine Dienerin und einen Diener anzustellen, die Reise- und Hotelkosten zu tragen, in jeder Stadt eine Kutsche mit Pferden zur Verfügung zu stellen und für jedes Konzert der Sängerin tausend Dollar zu bezahlen.

Als Phineas T. Barnum den Vertrag mit Jenny Lind unterschrieb, hatte er sie vorher nie singen gehört, und man kann wohl auch behaupten, daß ihm die Kunst ihres Gesanges vollkommen gleichgültig war. Mit dem Abschluß des Vertrages hatte er auch die Verpflichtung übernommen, den Betrag von 187 500 Dollar in London zu deponieren, und fieberhaft ging er daran, das Geld aufzutreiben. Die Banken von Wallstreet hatten nicht viel Vertrauen zu dem Geschäft mit Jenny Lind, die in Amerika ganz unbekannt war. Ein Börsenspekulant, ein Prediger und ein Versatzamt stellten ihm schließlich die Gelder zur Verfügung.

Nun begann Phineas T. Barnum, mit beiden Fäusten in alle Hebel der amerikanischen Propagandamaschinerie zu greifen. Mit Donnergetöse tauchte der Name Jenny Lind zum erstenmal in Neuyork auf und entzündete ein wahres Fieber. Zeitungsartikel, Plakate, Preisausschreiben verkündeten immer wieder: Jenny Lind! Es war ganz rätselhaft, daß Neuyork bisher hatte bestehen können, ohne von Jenny Lind etwas gewußt zu haben! Die Propaganda war so wirkungsvoll, daß das Publikum von einem Taumel der Begeisterung ergriffen war, lange bevor Jenny Lind in Neuyork eintraf.

Die „Atlantik", auf der Jenny Lind die Überfahrt angetreten hatte, kam am 1. September gegen 12 Uhr in Neuyork in Sicht. Phineas T. Barnum ließ sich von einem Boot übersetzen und ging an Bord des Schiffes, um die Sängerin zu begrüßen. Er sah sich einer schönen blonden Frau gegenüber, die in eine elegante Mantille gehüllt war, mit klarem Antlitz und hellleuchtenden Augen. Ein kurzes Gespräch entwickelte sich zwischen den beiden:

Jenny Lind: „Wo haben Sie mich eigentlich singen gehört, Mr. Barnum?"

Barnum: „Überhaupt noch nicht! Ich sehe Sie zum erstenmal in meinem Leben!"

Jenny Lind: „Wie können Sie es dann wagen, soviel Geld mit mir zu riskieren, wenn Sie mich noch nie singen gehört haben?"

Barnum: „Ihr Ruf genügt mir, Miß Lind!"

Als die „Atlantik" anlegte, waren die Kais mit Menschen dicht belagert. Fahnen flatterten von den Dächern, riesige Triumphbögen aus Blumen waren errichtet, die Sirenen aller Schiffe heulten, mächtig schwoll die Begeisterung an. Ein Mann, wie ein Verrückter mit dem Taschentuch winkend, fiel ins Wasser.

In Begleitung von Phineas T. Barnum, der das Lächeln eines Gottes aufgesetzt hatte und in Gedanken Dollars abzuzählen schien, kam Jenny Lind über den Laufsteg. Eine Kutsche stand bereit, in der sie Platz nahm. Phineas Barnum stieg auf den Bock und ergriff selbst die Zügel. Ein Sturm von Begeisterung begleitete die Kutsche durch die Straßen, und ein Bombardement von Blumen und Konfetti setzte ein — das hatte Neuyork noch nicht erlebt! Vor dem Hotel hatten über zwanzigtausend Menschen Aufstellung genommen, die bis zum Abend nicht wichen

Um Mitternacht erschien die Neuyorker Musik-Fond-Gesellschaft mit einer Riesenschar von Musikern zu einem Ständchen. Dreihundert Feuerwehrleute in roten Blusen und mit lodernden Fackeln traten an. Jenny Lind mußte auf den Balkon hinaustreten, um die Beifallsrufe der unübersehbaren Menge entgegenzunehmen.

Wochenlang hielt die Aufregung an, von Phineas T. Barnum ständig mit neuen Mitteln geschürt. Die Modistinnen wetteiferten um die Gunst der Sängerin. Bald gab es Jenny-Lind-Handschuhe, Jenny-Lind-Hüte, Jenny-Lind-Wäsche. Ein von Phineas T. Barnum bezahlter Mann, angeblich ein russischer Großfürst, der von Jenny Lind angeblich nicht erhört worden war, beging angeblich Selbstmord. Seine Leiche konnte indessen nicht geborgen werden.

Der Vorfall erregte erst Sensation, dann Gelächter, als in den „Times" folgendes Ulk-Inserat erschien: „Gut aussehende junge Männer gesucht, die bereit sind, sich gegen ein einmaliges Honorar von 50 Dollar das Leben zu nehmen. Aristokraten bevorzugt. Phineas T. Barnum."

Ein spottlustiger Journalist dichtete im „Herald":

Und wenn das liebe Publikum von uns etwas gewinnt,
So heiß ich Barnum nicht und Du nicht Jenny Lind.

Fast alle Eintrittskarten zum ersten Konzert, das Jenny Lind im Castle Garden gab, wurden auf einer Auktion verkauft zu phantastischen Preisen, die Phineas T. Barnum geschickt in die Höhe zu treiben verstand. Allein der Eintritt zur Auktion kostete einen Schilling! Über dreitausend Menschen stritten und schlugen sich um die Billette; Polizei mußte eingreifen, um Ordnung zu schaffen, und als die Auktion beendet war, stand es bereits fest, daß man für den ersten Abend mit einem Gewinn von über 25 000 Dollar rechnen konnte. Phineas T. Barnum hatte sich nicht verrechnet. Für neun Uhr abends war das Konzert angesetzt; der Zustrom der Besucher begann bereits am frühen Nachmittag; schon gegen fünf Uhr mußte man die Türen des riesigen Konzertsaales öffnen. Der Straßenbetrieb vor dem Castle Garden war bis zum Abend lahmgelegt. Constabler bahnten der Sängerin einen Weg in die Garderobe. Im Kassenraum schrie ein Mann mit grauem Zylinder: „Tausend Dollar für einen Parkettplatz!" Barnum nahm die tausend Dollar und wies dem Mann einen Platz im Orchesterraum an.

Als Jenny Lind die Bühne betrat, erhoben sich alle Anwesenden wie auf Kommando. Ein dreifaches Hoch, Hüte und Tücher wurden geschwenkt. Die schöne, anmutige Frau mit dem lichtblonden Haar lächelte tief ergriffen, mit einer leisen Scheu vor der gewaltigen Menschenmasse. Der Dirigent hob den Taktstock. Die Sekunde, ehe die Musik einsetzte, war mit äußerster Spannung geladen. Stille wie in einer Kirche...

Die Stimme der „Schwedischen Nachtigall" war hell und von einem süßen, sinnlichen Reiz, schwang wie eine silberne Glocke, schwoll leidenschaftlich an, konnte hart und streng werden und in sanften Träumereien vergehen. Diese Stimme verströmte Jubel und Klage. Höher und höher schwangen sich die hell jubelnden Koloraturen.

Diese Stimme riß alles hin. Der Schluß der Arie ging in den Stürmen des Applauses unter. Wie eine Lawine fegte prasselnder Beifall über alle Köpfe hinweg. Ein Run auf die Bühne begann. Der Triumph war vollkommen. „Jenny Lind! Jenny Lind!" schrien die Menschen, ein Massenchor aufgeregter Stimmen Dann wurde auch nach Phineas T. Barnum gerufen. der mit einem ungeheuren Chrysanthemenstrauß auf der Bühne erschien, den er, demütig dienernd, der Sängerin übergab. Ekstase herrschte im Zuschauerraum an diesem ersten Abend und an allen folgenden Abenden Die Jenny-Lind-Spekulation war restlos geglückt.

Jenny Lind war der lärmenden Reklame nicht zugetan. Menschengedränge war ihr zuwider. Sie haßte es, wenn Kavaliere im Frack die Pferde der Kutsche ausspannten, um den Wagen selbst zu ziehen. Wohin es auch ging, Tausende von Menschen standen am Bahnhof, wenn die Sängerin eintraf. Alle diese Menschen hatte Phineas T. Barnum auf die Beine gebracht. Reklame! Reklame! In Philadelphia war auf den Straßen ein wüstes Menschengewirr, als Jenny Lind zum Hotel fuhr. Lärmend und grölend verlangte man sie auf dem Balkon zu sehen. Die arme Jenny hatte Kopfweh und weigerte sich. Auf der Straße begann der Tumult gefährlich zu werden; Steine flogen zum Fenster empor. Da hüllte Phineas T. Barnum die Zofe in den Spitzenschal der Sängerin ein und führte sie auf den Balkon.

In Havanna hatte Phineas T. Barnum schwere Sorgen zu bestehen. Die Preise waren den Kubanern zu hoch, die bestanden kategorisch auf eine Ermäßigung, was aber für den großen Impresario gar nicht in Frage kam. Es blieb bei den Preisen. Die Zeitungen schrieben etwas von „Yankee-Seeräubern", die gekommen seien, Havanna auszuplündern.

Die Studenten und einige Verbände von Havanna beschlossen, das erste Konzert der Sängerin auszupfeifen. Mit Trompeten und Trillerpfeifen ausgerüstet, erschienen sie im Tacon-Opernhaus und füllten das Parkett und die Gänge. Bleich bis in die Lippen und bebend vor Angst, wagte Phineas T. Barnum nicht, Miß Lind über die Vorgänge zu unterrichten. Der Skandal lag in der Luft.

Eisiges Schweigen, als Jenny Lind die Bühne betrat. Ein paar Leute versuchten zu applaudieren, wurden aber sofort niedergezischt. Ein gellendes Pfeifkonzert von dreitausend Menschen erscholl... Dann aber war wieder frostige Stille. Mit sanfter Geste hob Jenny Lind die Hand. Ihre Augen funkelten, und ein strenges, stolzes Lächeln war um ihren Mund. Unbe-

weglich stand sie da, ganz ruhig und schön, wie nie zuvor... Sie warf den Kopf zurück. Mit einem Blick schien sie alle Menschen zu umfassen. Eine leise bebende Musik stieg aus dem Orchester. Da begann sie zu singen, in Tönen und Klängen schwelgend, wie sie wohl nie vorher ein Sterblicher vernommen hatte. Nie hatte sich die Lind mehr ins Zeug gelegt als vor diesem Publikum, das sie ausgezischt hatte. Die Menschen waren vor Erstaunen hingerissen. Die holde Stimme schlug sie in ihren Bann, und sie saßen wie verzaubert da. Aus einer Loge erklang ein zögerndes „Bravo!" Plötzlich setzte ein Applaus ein, der sich minutenlang nicht legte. Ein Ruck übertönte die Musik — dreitausend Menschen waren aufgesprungen und winkten begeistert der „Schwedischen Nachtigall" zu.

„Für die übrigen Vorstellungen werden die Preise erhöht", sagte Phineas T. Barnum mit weltumspannender Gebärde

Menschen an silbernen Seilen

Der Sternenhimmel des Wintergartens wirft blinkendes Licht in den Riesenraum. In langen Reihen schwanken die Gesichter der Zuschauer. Mit einem raschen rollenden Rhythmus beginnt die Musik, eine Spezialmusik, die erregend wirkt. Der Vorhang gleitet auseinander und alle Scheinwerfer blenden auf

Die Drei Farels, zur Zeit die beste Luftnummer der Welt. Drei Menschen in enganliegendem, schwarzem Trikot verneigen sich, leicht lächelnd. Der Fänger, ein breitschulteriger, untersetzter Mann mit hartem, knochigem Gesicht und spärlichem Haar, bestimmt nicht mehr jung. Der Flieger von schmalem und elegantem Wuchs mit jungen, frischen Gesichtszügen, Verwegenheit in den Augen. Und eine biegsam-schlanke, ganz junge Frau von zarter Schönheit. Sie ist bleich, und ihr Lächeln ist ein wenig nervös. Jack, der Fänger, weiß, daß sie immer Angst hat, die sich erst legt, wenn sie auf dem Trapez schwingt.

Rasch steigen sie an den Strickleitern und Tauen in den flimmernden Sternenhimmel des Wintergartens empor, am Schutznetz vorbei, das über die tausend Zuschauer ausgebreitet hängt, hinauf zu den fest abgesegelten Trapezen, die von dünnen Drähten aus der Kuppel her gehalten werden. Die Lichtbündel der Scheinwerfer steigen mit in die Höhe und tauchen alles in gleißenden Glanz.

Die Musik bricht ab, und eine andere, neue Musik setzt ein: der zärtlich schwebende Rhythmus eines langsamen Tangos. Jack, der Fänger, hängt schon im Kniehang kopfunten Lilian und Ernest — so heißen die beiden Flieger — stehen auf dem Absegelungspodest bereit, lösen die Trapeze und lassen sie schwingen. Die silbernen Seile schweben mechanisch träge hin und her. — „Ready?" — „All right!" — Im nächsten Augenblick wird Lilian ihre Hände um die blitzende Nickelstange legen und sich mit einem hellen Schrei hinausschwingen in den leeren Raum Ihr Mund ist immer noch ein wenig verzerrt.

Sie faßt das Trapez und schwingt sich in die Luft. Ihr zerbrechlich zarter Körper, wie nackt im enganliegenden Trikot, scheint ohne Halt zu fliegen; die Drähte verschimmern im mystisch-hellen Scheinwerferlicht. Da schwebt sie vom Trapez ab, wirbelt im Salto herum und dreht sich dann in einer rasenden Pirouette. Ein schwirrender, aufglänzender Pfeil, von einem Götterbogen abgeschnellt, fliegt sie dem Fänger in die Hände Der schleudert sie zurück an das pendelnde Trapez.

Die Menschen im Zuschauerraum haben sekundenlang nicht geatmet; sie haben wie in einem schrecklichen Traum auf den wirbelnden Mädchenkörper gestarrt und dann wie erlöst Beifall geklatscht. Nun sammeln sie sich für den nächsten Trick, den Ernest ausführen wird.

Sein Körper strafft sich, er springt ans Trapez und wirft es kraftvoll in immer weitere Schwingungen Aus tollem Flug streckt er sich vor und schwebt in die Luft, blitzschnell und mit federnder Kraft den doppelten Salto drehend. Er fliegt wie ein Ball, wie von der Luft getragen.

Ruhig und unerschütterlich fängt Jack die aus der Luft heranwirbelnden Körper der beiden auf, Handgelenk um Handgelenk, und wirft sie wieder zurück mit festem Griff und machtvollem Schwung. Im Kniehang, kopfunten hängend . Dreifacher Salto.. Die Drei Farels sind zur Zeit die einzige Luftnummer der Welt, die den dreifachen Salto ausführt. Der Tango verströmt und endet in einem anschwellenden Wirbel der Kesselpauken, heftig und unheilverkündend Der Kapellmeister klopft ab Es herrscht eine nervöse Stille die eine volle Minute lang anhält. In dieser Stille kann man jedes noch so geringe Geräusch wahrnehmen das leise Knarren der pendelnden Seile ..



Eine Meisterin am Trapez: Luisita Leers.
Aufnahme: Weltbild.

„Ready?" — „Allright!"
Alle Augen starren fiebernd in die Kuppel empor Die Lichter scheinen zu kreisen

Die Nickelstange des Trapezes ergreifend, das flirrend hin- und herpendelt, stößt Ernest sich mit voller Kraft ab. Er schnellt sich mit gedehntem Körper in den Raum, weich und federnd und spielerisch-elegant Sein Gesicht aber verschließt sich in höchster Konzentration; die Augen spähen scharf, der Mund lächelt angespannt. Da läßt er das Trapez los. Alle Muskeln gestrafft und tierhaft geschmeidig, wirft er sich in den Salto Rasant sausend, fliegt er in dreifachem Überschlag dahin, gibt mit verstärkter Kraft neues Tempo, landet in den Fäusten des Fängers.. Es ist glatt gegangen Ernest lächelt

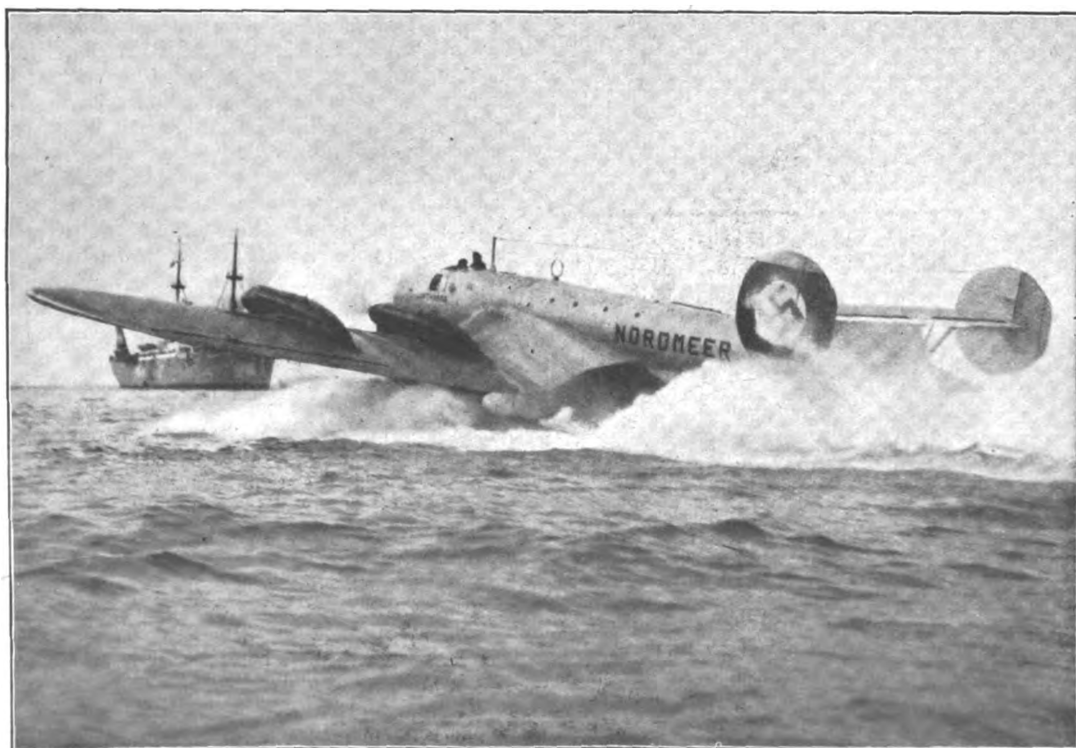
Die Geschichte des dreifachen und doppelten Saltos weist viele Todesfälle auf Es ist oft nicht glatt gegangen Hier die Todesliste: Richard 1866 — Müller 1886 — Bourgeois 1888 — Olga Pospischill 1893; eine Liste, die jeder Fachmann bis 1937 verlängern kann 1842 brach sich der Amerikaner Gayton das Genick als er den Versuch unternahm, den Triple auszuführen was vorher noch nie gelungen war Der Triple gelang zum erstenmal 1860 dem Artisten Dutton in einem amerikanischen Zirkus Dutton selbst sagt darüber, daß er es nicht für eine Million Dollar zum zweitenmal versucht hätte.

Die Drei Farels Zur Zeit die einzige Luftnummer der Welt, die den dreifachen Salto von Trapez zu Trapez ausführt Den Fachleuten ist bekannt, daß es nicht mehr dieselben Drei Farels sind, die zuletzt vor fünf Jahren im Berliner Wintergarten gearbeitet haben. Von den ehemaligen Drei Farels ist nur Jack der Fänger, übriggeblieben Rudolf Farel stürzte in London ab und Betty Farel in Kopenhagen

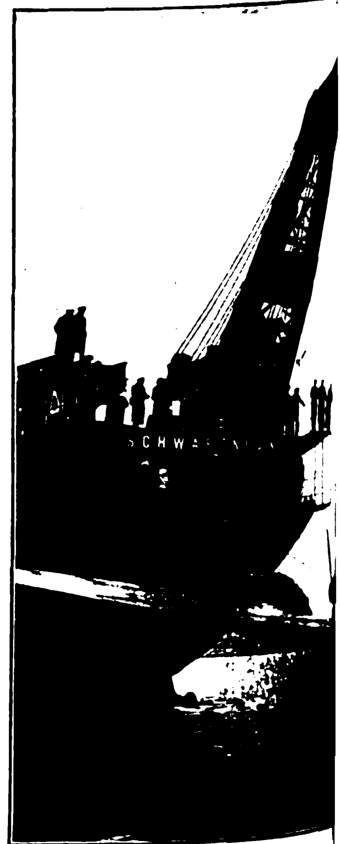
Olympia-Varieté in London Tango Betty hatte den ersten Trick ausgeführt, die Saltopirouette, und Jack hing im Kniehang abermals kopfabwärts vom Trapez. Mit siegesgewohntem Lächeln ergriff Rudolf die Nickelstange und schwang sich in die flirrende Luft hinaus, mit rasender Geschwindigkeit rotierend. Im Sekundenbruchteil ging es vor sich: ein Draht riß, unter den Händen brach Rudolf das Trapez weg, in weitem Bogen wurde er unter das entsetzt aufschreiende Publikum geschleudert. Er kam mit dem Leben davon, blieb aber ein Krüppel und nahm später einen Posten als Stallmeister im Zirkus Ringling in Neuyork an

Tivoli-Varieté in Kopenhagen. Erst am späten Nachmittag eines 1. Septembers aus Rom in Kopenhagen eingetroffen, mußten die Drei Farels ohne Probe im Tivoli auftreten Für Rudolf war Ernest in die Truppe eingetreten, der damals aber nur den doppelten Salto beherrschte, den Triple eignete er sich erst später an So war Betty, die Spezialistin der Saltopirouette, die Attraktion der Truppe geworden. Von Tausenden angestaunt, die zur Premiere erschienen waren, rieb sie sich lässig lächelnd die Hände mit Talkum ein. Das unwirkliche Licht der Scheinwerfer umfunkelte die weichen Konturen der Trikotfigur Gestreckt bis in die Zehenspitzen hing sie am Trapez, das sie in rasche Schwingungen warf. Wie ein Phantom flog sie unter der Kuppel dahin. Tango... Immer derselbe zärtlich schwebende, langsame Rhythmus .. Da schwebt sie vom Trapez los — Salto — Pirouette — dann ein gellender Aufschrei von über tausend Stimmen: mit voller Kraft ist Betty mitten im Flug gegen den Mast geprallt und mit gebrochenen Rippen ins Netz gestürzt. . Die Truppe war gewöhnt, auf sechzehn Meter Distanz zu arbeiten Hier betrug die Entfernung was man vorher nicht hatte feststellen können, nur vierzehn Meter Blutüberströmt wurde das Mädchen im weißen Trikot aus dem Netz geholt Sie starb im Hospital an den Verletzungen. (Fortsetzung folgt.)

Das Nordatlantik-Flugboot Ha 139 „Nordmeer" auf dem Schlitten der „Schwabenland" vor dem Abflug.
Der Schlitten schleudert das Riesenflugzeug mit ungeheurer Geschwindigkeit auf den Schienen vorwärts und in die Luft.



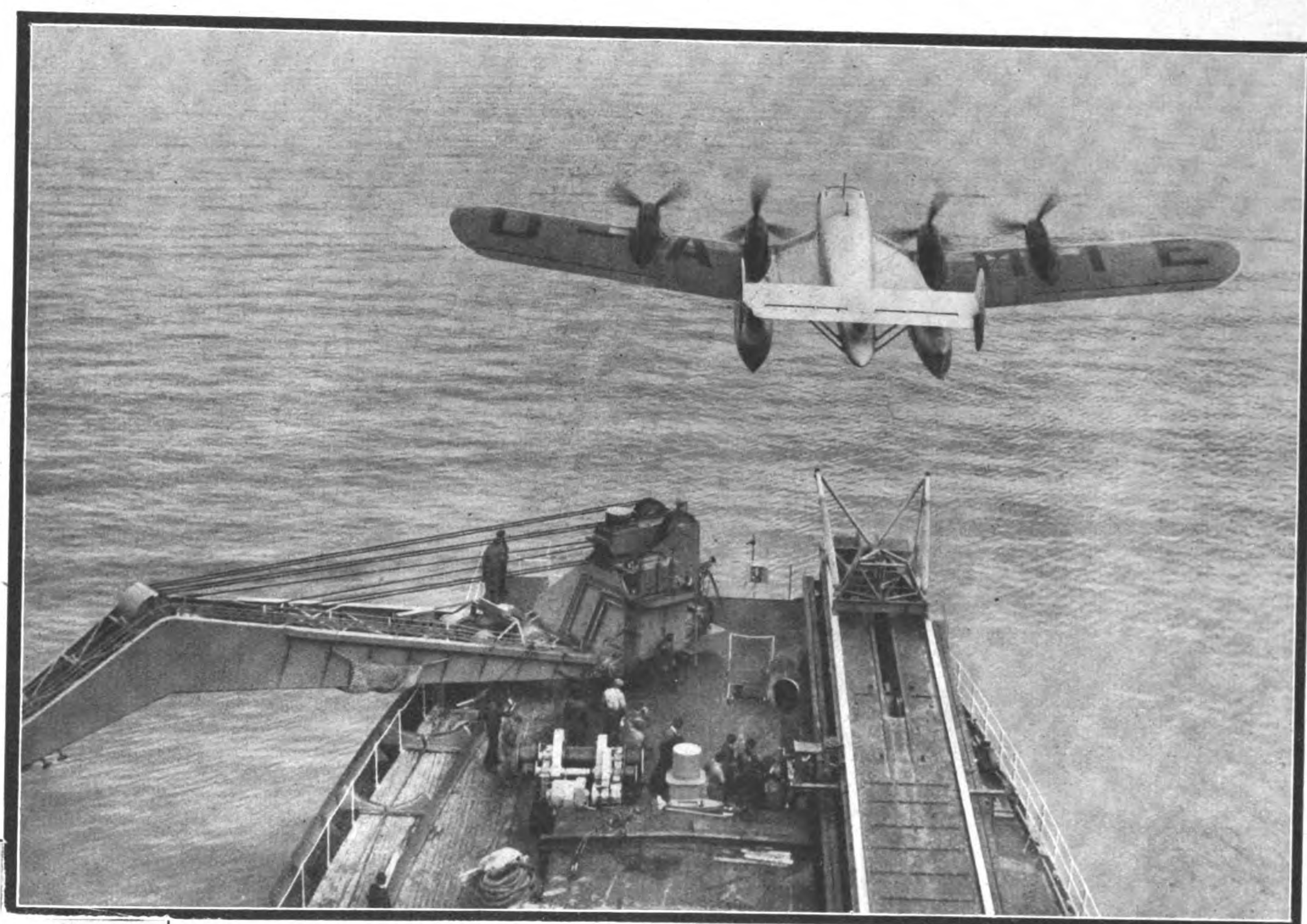
Links: Wasserung vor der Heimkehr zum Stützpunkt. Im Hintergrund die „Schwabenland".



Rechts: „Ha 139" wird an Bord gehißt.

Der erste KATAPULT-START der Ha 139 „Nordmeer" vom Flugzeugstützpunkt „Schwabenland" auf der Kieler Förde

Die Aufnahmen zeigen den Katapult-Start des großen Flugbootes der Deutschen Luft-Hansa, das regelmäßig Postflüge nach den USA. durchführen wird. Es ist der erste Start, der mit derart großen Maschinen versucht wurde



Oben: Das Flugboot kurz nach dem ersten Katapult-Start.
Der Schlitten ist nach vorn gesaust und hält am Ende der Schienen, das Flugzeug wird abgeschnellt.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann





„Ha 139" im … „Schwa- …nd".

Streifzug durch die Berliner Film-Ateliers

Unser Sonderbildberichterstatter hat die Berliner Film-Ateliers durchstöbert und festgestellt, daß überall an neuen Filmen gearbeitet und tüchtig geschafft wird. Er hat uns Bilder gebracht von den Ateliers: Ufa-Neu-Babelsberg, Ufa-Tempelhof, Tobis-Johannisthal, Tobis-Grunewald.



Frühstück im Atelier
oder eine Szene aus dem Ufa-Tonfilm „Mein Sohn, der Herr Minister"
V. l. n. r.: Spielleiter Veit Harlan, Heli Finkenzeller als „Nanette", Francoise Rosay als „Sylvie" und Hans Brausewetter als „Robert".



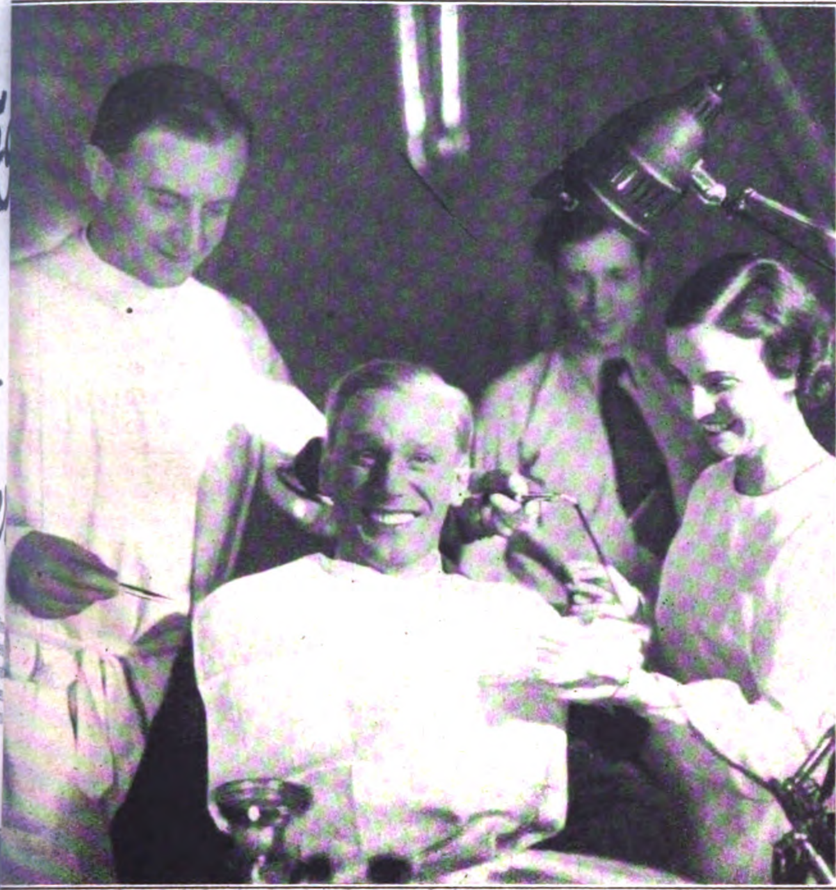
„Heiratsinstitut."
Ein Westro-Syndikat-Film mit Rudolf Schindler, Ida Wüst (links) und Trude Häferlin.



Eine Szene aus dem Film „Konflikt".
Johannes Riemann (rechts) gibt Carl Günther seine Spielanweisung. Hersteller: Itala-Syndikat.

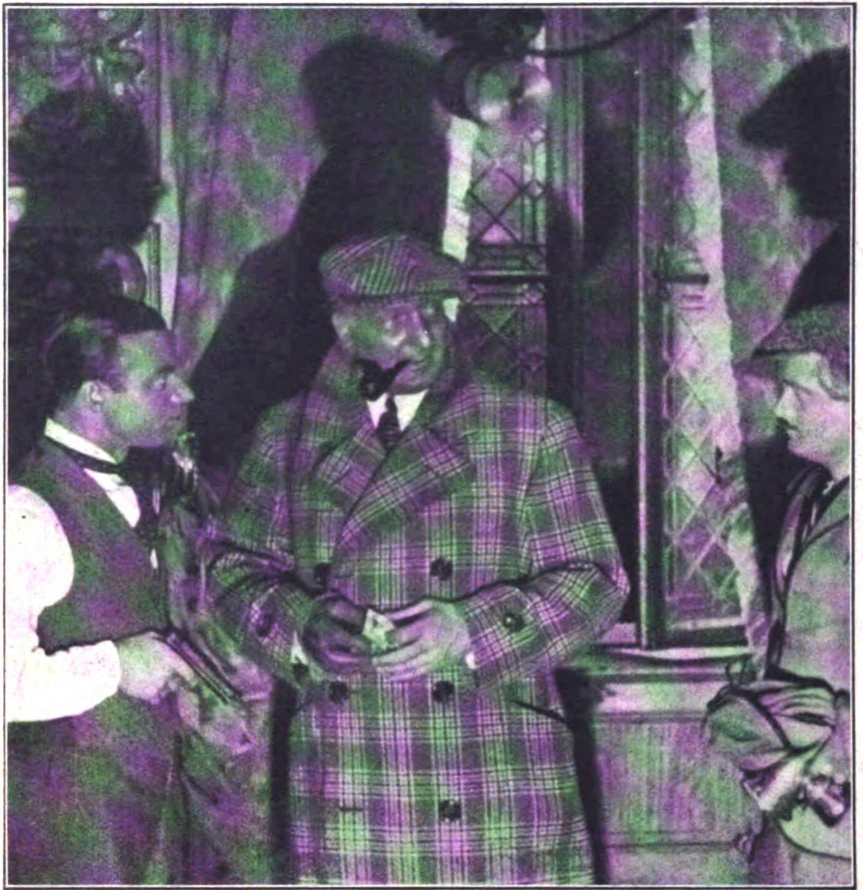


Willy Birgel und Hilde von Stolz in dem Ufa-Film „Zu neuen Ufern".



Ob wohl Gustav Gründgens, der Spielleiter des Tobis-Rota-Films „Capriolen", auch so lacht, wenn er wirklich zum Zahnarzt geht?

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer



Heinz Rühmann als Dr. Watson und Hans Albers (Mitte) als Sherlok Holmes haben Kurt Hasse (rechts) als den Einbrecher gefaßt. Aus dem Ufa-Film „Sherlok Holmes"

Das Filmschaffen im Dritten Reich wird von dem unermüdlichen Bestreben geleitet, für geforderte Hochleistungen, die Kulturdokumente darstellen sollen, vollkommen gerüstet zu sein. Künstlerische Darstellungen als geläutertes Bild menschlicher Handlungen, lebendiger Sinn und ästhetischer Wille vereinigen sich mit der Fülle des Schmuckreichtums einer ewig jungen Phantasie.





Oben: In dem Film „Unter Ausschluß der Öffentlichkeit" (Euphono-Märkische-Panorama-Schneider) führt Paul Wegener Regie.

Rechts: Aus dem Film „Starke Herzen" (Hersteller Ufa). Die bekannte Sängerin Maria Cebotari (im Kostüm) und Hermann Wolder bei der Szene mit Bühnenarbeitern eines Theaters, das von Kommunisten gestürmt wird.

Professor Thorak (links mit verschränkten Händen) begutachtet den Zusammenbau der riesigen Bronzeplastiken für die Pariser Weltausstellung.

Riesengruppe

für den deutschen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung

Das Werk von Professor Thorak nach dem Bronzeguß

Oben: Eine der beiden Gruppen für den deutschen Pavillon in Paris.

Wenn man sich dem Sinnbild des Menschen zuwenden will, so ist es zweckmäßig, es dort aufzusuchen, wo es nach Auffassung von Volk und Epoche am deutlichsten, aber auch am rücksichtslosesten geformt wird — in der bildenden Kunst. Kraft, Härte und Bewegungswille sprechen aus diesen Bronzefiguren, die Professor Thorak geschaffen hat.

Rechts: Zusammensetzung der einzelnen Figuren einer Gruppe

Links: Zwei Mann können nur mühsam den schweren Frauenkopf schleppen, der zur zweiten Gruppe der Bildwerke gehört

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutsch[illegible] durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beob[illegible] 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121, Budapest [illegible] Belgrad 68237; Bukarest 21968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der De[illegible] Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftl[illegible] München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg [illegible] wortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung ei[illegible] werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung a[illegible] Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr[illegible]
|A B C D E F|

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 16 / DONNERSTAG, 22. APRIL 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Zum Dankopfer der Nation.

Der Stabschef der SA. bei seiner Ankunft in Frankfurt am Main. Hinter ihm: Gruppenführer Beckerle.

Aufnahme: Winkelser.



Oben: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley nach seinem Empfang bei Minister Starace (rechts von Dr. Ley), dem Generalsekretär der faschistischen Partei.

Aufnahmen: Weltbild.

Dr. LEY IN ITALIEN



Die Reise Dr. Leys nach Italien ist nicht allein ein Erwiderungsbesuch nach dem kürzlichen Aufenthalt des Präsidenten Cianetti in Deutschland. Dr. Ley hat sich einen gründlichen Einblick verschaffen können in die Arbeit des faschistischen Italien; er hat zu den italienischen Arbeitern gesprochen, und die Begeisterung, mit der er überall empfangen wurde, zeigt die Verbundenheit zwischen zwei Völkern, die sich von der Irrlehre des Marxismus befreit haben.

Links: Begrüßung Dr. Leys auf dem Flugplatz Littoria. Rechts (mit Hut) der deutsche Botschafter v Hassell



Der Empfang Dr. Leys und seiner Begleitung bei Mussolini.
Am zweiten Tage seines Aufenthalts in Rom wurde Reichsorganisationsleiter Dr. Ley von Mussolini empfangen. Ganz rechts: Exzellenz Cianetti, der Präsident der faschistischen Industriearbeiterverbände.

Der Führer in seinen geliebten Bergen.
Der „I.B." bringt in seiner Folge 17 einen ausführlichen Bildbericht über die Feiern am Geburtstag des Führers.

55 JÄHRIGES MILITÄRJUBILÄUM LUDENDORFFS



Im Auftrage Adolf Hitlers überbrachte der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg dem großen Feldherrn die Glückwünsche des Führers und der deutschen Wehrmacht. Die Wehrmachtsteile waren vertreten durch den Chef des Heeres, Frhr. von Fritsch, den Oberbefehlshaber der Marine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder und den General der Flieger, Kaupisch, als Vertreter des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Generaloberst Göring.

Bild links: V. l. n. r.: General Ludendorff, Frau Dr. Mathilde Ludendorff, Generalfeldmarschall von Blomberg.



Unauslöschlich haben sich dem deutschen Volk die Züge seines großen Feldherrn eingeprägt.

Aufnahmen: Photo-Harren (1) Berger (2).



Ein großer Augenblick für die gesamte Geschichtswissenschaft: Reichsminister Rust vollführt im Auftrag des Führers den ersten Hackenschlag zu den Ausgrabungen im klassischen Olympia.

OLYMPIA wird wieder erstehen

Reichsminister Rust eröffnete im Auftrag des Führers die neuen deutschen Ausgrabungen in Olympia durch den ersten Hackenschlag. Zur Feier waren auch der griechische Kultusminister Georgakopulos und der Leiter der ersten deutschen Grabungen in den Jahren 1877—1881, Professor Dr. Dörpfeld, erschienen.



Dieser weihevollen Handlung wohnten zahlreiche Teilnehmer bei, denen ...



Bild rechts: ... Dr. Wrede, der Leiter der Ausgrabungen, über den Sinn des vom Führer befohlenen Kulturwerkes bedeutsame Aufschlüsse gab



Eine glückliche Fügung des Schicksals: Professor Dörpfeld (links), der zusammen mit dem Archäologen Kosmopoulos 1877—1881 die ersten deutsch-griechischen Ausgrabungen in Olympia leitete, konnte an der Seite seines griechischen Kollegen der Wiederanknüpfung einer ethischen Tradition beiwohnen.



Rechts: Reichsminister Rust begibt sich auf dem Wege durch den Bogen des Heiligen Olympia zur Feier.



Griechische Kinder in ihren malerischen Trachten führen an klassischer Stätte Volkstänze vor.
Auf dem Bilde links: Reichsminister Rust.

Sämtliche Aufnahmen: Weltbild

Dänemark und Deutschland rücken sich näher.
Durch die Fertigstellung der Riesenbrücke über den Großstrom werden die drei Inseln Seeland, Masnedö und Falster miteinander verbunden. Die Reisedauer von Deutschland nach Dänemark und umgekehrt wird durch diese größte Brücke Europas erheblich verkürzt



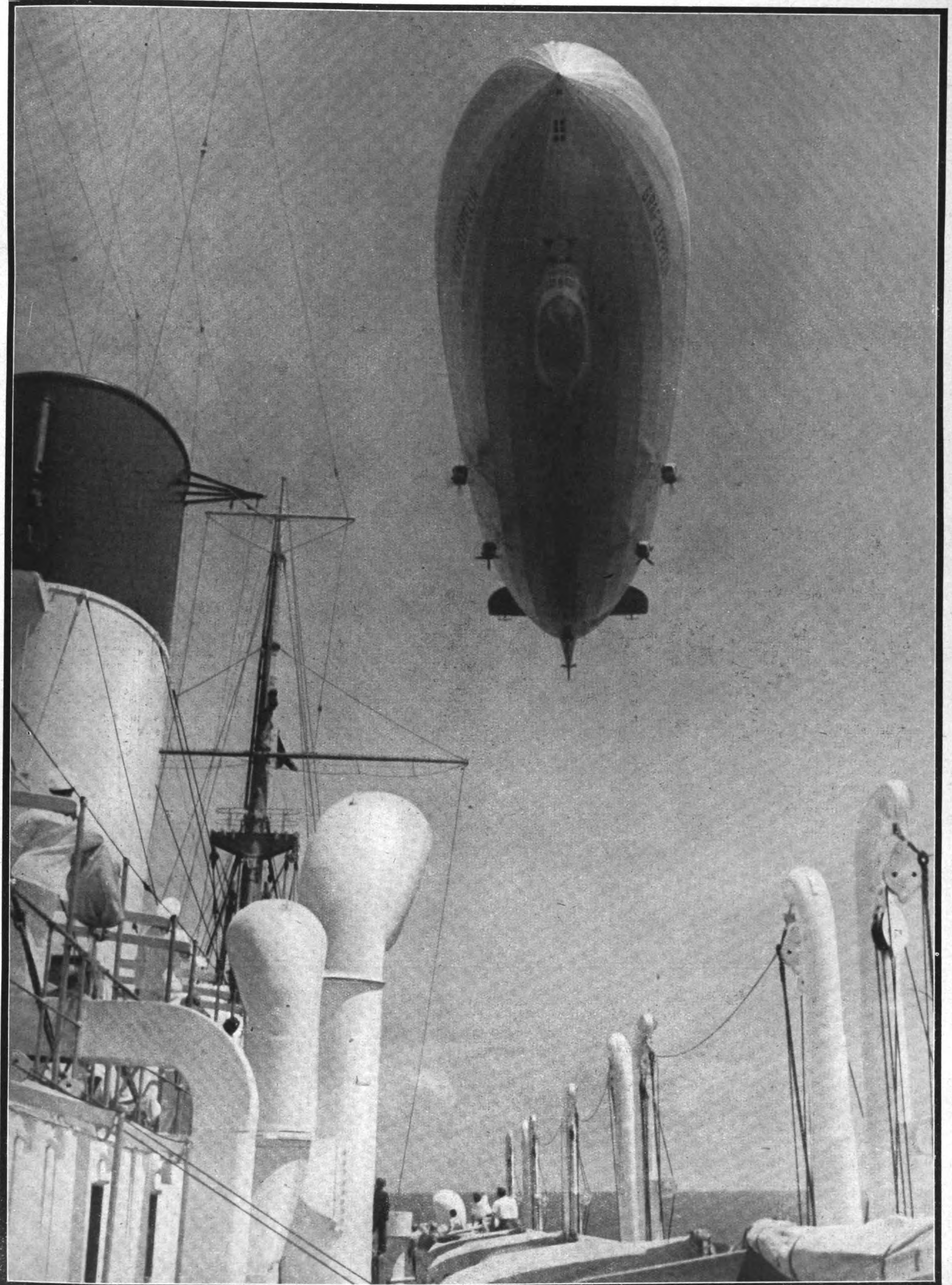
Oben: Skizze der Eisenbahnlinie Kopenhagen — Gedser. mit der neuen Brücke

Aufnahmen.
Presse-Photo (1)
Associated Preß (1)



Links:
Launen eines Tornados
Ein Tornado, der am 24 März über die Stadt Clark County (USA.) hinwegfegte, nahm ein Dutzend Häuser mit, verletzte 30 Menschen teils schwer, ließ aber einem Schallplattenapparat den soliden Holzfußboden

Der Inselcharakter Dänemarks, das schon durch die Brücke über den Kleinen Belt näher an das Festland herangerückt ist, schwindet mehr und mehr. Die neue Brücke verbindet nicht nur drei dänische Inseln miteinander sondern sie überwindet auch durch die Verkürzung eines Verkehrsweges den Raum zwischen zwei Nachbarländern



BEGEGNUNG AUF DEM OZEAN

Während der Bolschewismus überall die Völker zu zersetzen trachtet, arbeitet deutscher Erfindergeist unermüdlich daran, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel die Völker einander näherzubringen.

Aufnahme: Carla M. Busch



Frühling in Tokio

Die große japanische Hauptstadt in der Frühjahrssonne

Oben: Japanische Frauen auf einer Brücke zum Kaiserpalast.

Die Kinder werden in der sogenannten Obi auf dem Rücken getragen. Zum Kimono gehört als Fußbekleidung die viereckige Holzsandale, deren Klappern auf dem Pflaster zum Rhythmus des japanischen Straßenlebens gehört.

Rechts: Eine moderne Geschäftsstraße in Tokio.

Trotz Straßenbahn und massiver Steinhäuser behält das Straßenbild durch die in geschmackvollen Mustern und Farben gehaltenen Kimonos das typische japanische Gepräge.

Ein anderes Straßenbild aus Tokio.
Blick in eine moderne Geschäftsstraße, deren Häuser im westlichen Stil nach dem Erdbeben 1923 aufgerichtet worden sind.



Straßen voller betriebsamer Menschen.
Kimonos und westliche Kleidung bei Männern und Frauen vermitteln ein abwechslungsreiches Straßenbild, in dem der einzelne Europäer kaum mehr auffällt.



Ein Blick in die belebte Straße
zeigt das Vorherrschen der Kimonotracht, die auch von den Männern zum großen Teil noch bevorzugt wird. Bezeichnend für den Kunst- und Farbensinn der Japaner sind die schönen, oft recht eigenartigen Muster der seidenen Gewänder.



Links: Kaffeehausgarten in Tokio.
Auf dem Hofe einer „Soda-Fontäne" inmitten der verkehrsreichsten Gegend der Großstadt werden, ähnlich wie in unseren Konditoreien, Gebäck und Erfrischungen verabreicht. Im Vordergrund eine Japanerin in der seltener werdenden alten, traditionellen Haartracht.

Sämtliche Aufnahmen: Linden-Verlag.

Im Fliegerhorst

Bilder aus dem Fliegerhorst Schleißheim bei München



Flaggenparade am Morgen im Fliegerhorst.

Sämtliche Aufnahmen: W. Valérien.
Zur Veröffentlichung freigegeben:
L.K.K V. Abt I c. 24/3/37

Flugschüler am Schleißheimer Startplatz.
Soeben wird eine Maschine abgefertigt, gleich wird sie über das Rollfeld jagen.



Der Flugschüler bekommt vor dem Start die letzten Anweisungen.



Oben: Auf der großen Karte suchen sich die Flieger ihre Strecke für den Tag aus, die der Flugleiter natürlich erst genehmigen muß



Rechts: Morgentraining der Flugschüler Die Flugzeuge sind aus der Halle gezogen; die Maschinen müssen sich erst warmlaufen.

Hitlerjungen auf großer Fahrt.
Der schöne Augenblick: Abkochen! „Nun den Reis hinein; hast du auch das Salz nicht vergessen?"

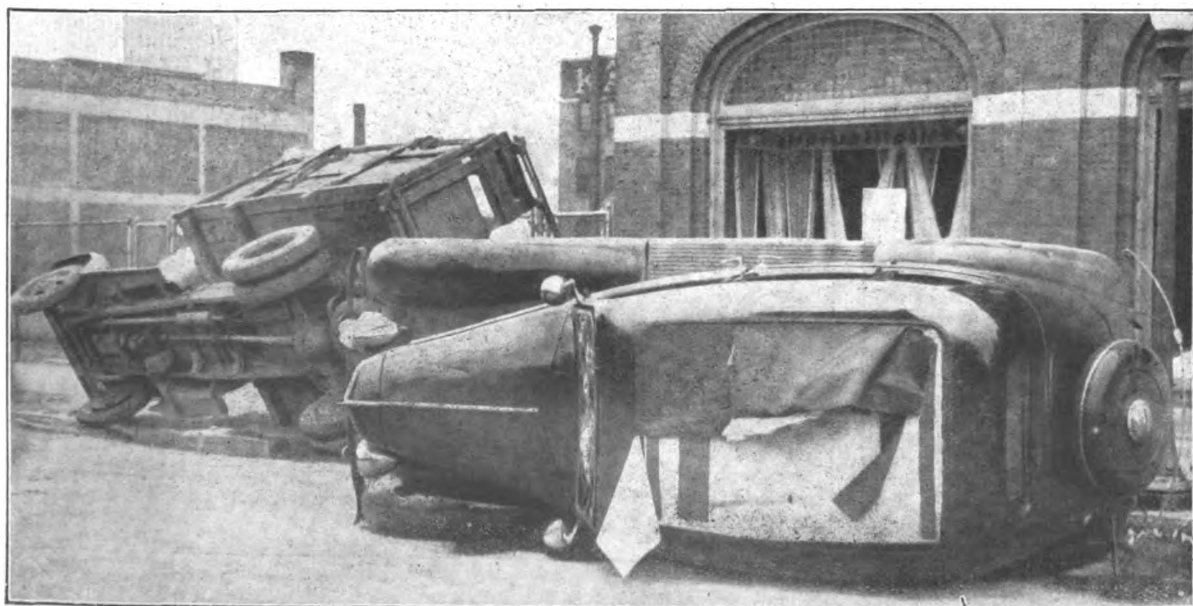
Aufnahmen:
Weltbild (1), Foto-Tiedemann (1), Schraudenbach (1).

Die Erkenntnis, daß die Zukunft eines Volkes in der heranwachsenden Generation liegt, hat den Nationalsozialismus das Erziehungsproblem mit Nachdruck anpacken lassen. Straffheit, Gemeinschaftsgedanke, Abhärtung formen den Charakter unserer Jugend, die mit klaren Augen in die Welt schaut und fest auf beiden Beinen steht, gewillt und auch fähig, den Lebensstürmen zu trotzen.



Oben: Deutschlands Reiteroffiziere für das große internationale Sprungturnier in Rom. Wie früher, so starten auch in diesem Jahre die weltbekannten Reiteroffiziere der Kavallerieschule auf dem großen Turnier in Rom zum Kampf um die Coppa Mussolini.

V. l. n. r.: Oblt. Frhr. v. Wangenheim, Rittm. Kurt Hasse, Rittm. Momm (Expeditionschef und Leiter des Springstalles der Kavallerieschule), Hauptm. v. Barnekow, Oblt. Kahler und Oblt. Brinkmann.



Links: Was der Sitzstreik in USA. alles anrichtet.

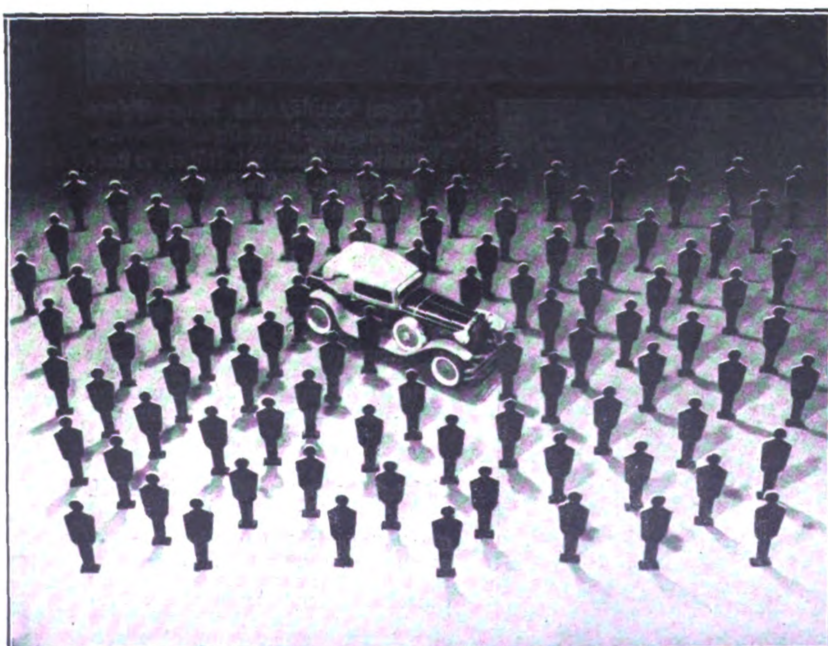
Ein Polizeiauto stieß während der Revolten, die in einer Gasmaschinen-Verkaufsgesellschaft ausgebrochen waren, mit einem Lastwagen zusammen. Der Trubel wurde von den Gefängnisinsassen der Stadt Albert Lea entsprechend ausgenützt: 54 Gefangenen gelang es, in dem Wirrwarr zu entkommen.

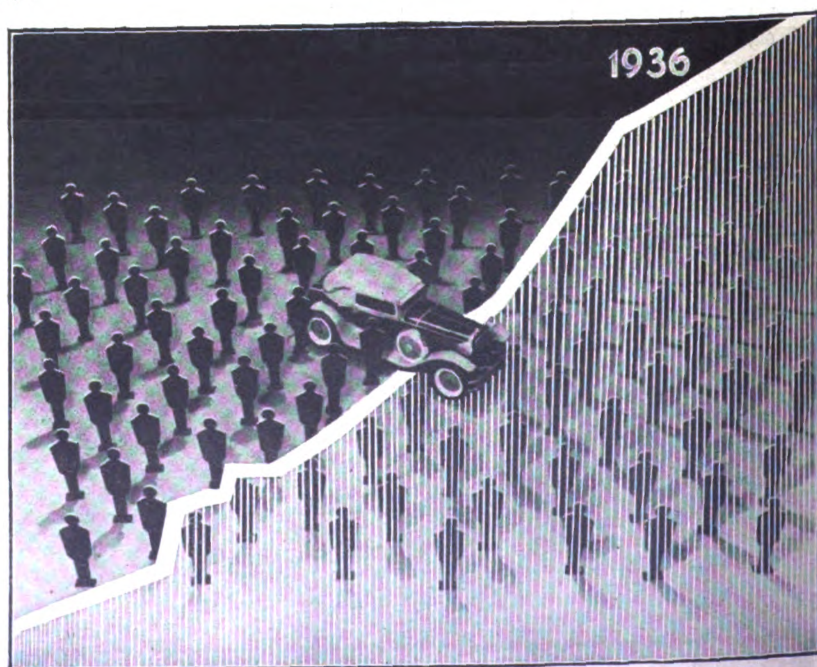
FORTSCHRITT ...

Eine Bilderseite aus dem neuen „I.B.“-Sonderheft: „Das Deutschland Adolf Hitlers.“ Dieses Sonderheft ist soeben in einem Umfang von rund 130 Seiten mit etwa 300 Bildern erschienen und ist überall zum Preise von RM. 1.50 zu haben.

Die neue Sonderausgabe, die sich würdig an die bisher erschienenen Sonderhefte des „I.B.“ anschließt, umfaßt in einem erschöpfenden Bildermaterial das ganze Aufbaugebiet des Dritten Reiches seit der Machtübernahme. Erläuternde Aufsätze vervollständigen das reiche Heft.

Ein genialer Federstrich des Führers, und die Auto-Steuerkarte gehörte der Vergangenheit an. Die Folge: 1932 hatte Deutschland einen Kraftwagenbestand von 1 633 297, vier Jahre später hat sich dieser Bestand um 47 % auf 2 474 591 Kraftfahrzeuge erhöht.





1933 kam auf 96 Personen ein Kraftwagen (links). Diese Zahl ist in der kurzen Spanne von drei Jahren auf 54 herabgemindert worden (rechts).

Leuchtendes Land

Roman von Luis Trenker

(8. Fortsetzung.)

Bis offenbar wurde, daß der Feind Vorkehrungen traf, den Sprung auf Tanga zu wiederholen. Diesmal von der Landseite aus, von der Grenze im Norden. In Jassini am Meer hatte er ein verschanztes Lager, von dort aus sollte der Vorstoß unternommen werden. Also müssen wir dort angreifen, sagte der Kommandeur. Da wir in diesem Krieg immer in der Minderheit und auch sonst immer im Nachteil sein werden, müssen wir angreifen und immer wieder angreifen. Nur so können wir uns behaupten!

Mit zwanzig Kompanien wollte der Feind auf Tanga durchdrücken, als ihn der Gegenstoß der rasch herangeholten neun deutschen Kompanien traf. Diesmal war es umgekehrt wie bei Tanga, diesmal hatten die Deutschen durch das Dickicht der Pflanzungen zu stürmen und den Gegner aus einer befestigten Stellung zu werfen. In einem wütenden Kampf, der zwei Tage lang andauerte, gelang es. Das feindliche Fort zeigte die weiße Fahne, und vier Kompanien Inder ergaben sich, indes das Gros sich eilig nach Norden zurückzog. Erschöpft von den furchtbaren Anstrengungen in der Hitze, ordnete sich die Truppe, barg die Verwundeten und begrub die Toten.

Nachdenklich hob der Kommandeur seine Mütze vom Boden auf und besah sich das Loch, das eine Kugel auf beiden Seiten gemacht hatte. Dabei konnte er auch gleich entdecken, daß sein rechter Ärmel die gleiche Ventilationseinrichtung bekommen hatte.

Das war zur nämlichen Stunde, in der die Kompanie Pier ein verschanztes Nest und zwei andere überrannt hatte und nachher von hinten scharfes Feuer bekam. Wobei der Hackl und zwei andere liegenblieben. Der Versuch einer andern Kompanie, das nun erkannte heimtückische Nest auszunehmen, schlug fehl. Vor Schmerz wand sich der Hackl im hohen Gras, indes die Kugeln aus dem Nest über ihn dahinpfiffen. Von den hohen Bäumen, nach dem Meer zu, hörte er plötzlich deutsche Stimmen. Und während ein heftiges Feuer auf die Verschanzung einsetzte, gingen ein paar Mann vor, liefen und krochen durchs Gras. Hackl wartete mit klopfenden Pulsen, aber keiner kam durch, das Feuer wurde noch ärger, die Kameraden mußten zurück. Der aus dem Mund blutende Hackl versuchte zurückzukriechen, aber ein unerträglich stechender Schmerz in der Lunge und eine furchtbare Atemnot rissen ihn wieder nieder.

Ein junger Offizier hatte von seiner guten Deckung aus den Vorgang mit dem Glas beobachtet. Er mochte etwa zweihundert Schritt von der Stelle, an der Hackl und zwei andere Soldaten lagen, entfernt sein. Schon hatte er eine leichte Bodenwelle ausfindig gemacht, die es ermöglichte, zu den dreien hinzukommen, wenn man sehr flach auf dem Bauch hinkroch und den Kopf nicht einen Zentimeter hob...

Bald darauf war er bei Hackl, faßte den Stöhnenden beim Fuß und zog ihn im schärfsten Kugelhagel zurück. Die anderen beiden wurden auf die gleiche Weise von zwei Soldaten in Deckung gebracht. „Gott sei Dank, daß Sie noch leben", sagte der Leutnant zum Geretteten. Da riß Hackl die Augen zweimal auf: „Mensch ... Sie sein ja der Stolpe, der Herr Baron... 's war schon grad Zeit, Sie... sein a schneidiger Mensch..." „Red' keine Dummheiten, Hackl", scherzte Stolpe und übergab ihn einem Sanitäter. „Auf Wiedersehen— ich muß das MG.-Nest ausheben drüben, es schadet uns zuviel..."

„Herr Baron..." Ein neuer Blutstrom erstickte Hackls Stimme.

Er war es wirklich, der Tunichtgut und Ausreißer, der sich bei Kriegsausbruch sofort in Daressalam gemeldet und nun hier den Hackl aus dem direkten Feuer herausgeholt hatte. Kaum waren die Geretteten in Sicherheit, ging Eberhard von Stolpe mit einer halben Kompanie vor, und soviel Lücken das Maschinengewehr aus dem Nest auch in die Reihe der Anstürmenden riß, sie nahmen es doch, und es schwieg im selben Augenblick, in dem Eberhard von Stolpe über ihm zusammenbrach. Thomas trug den Sterbenden aus dem Gefecht. Als Stolpe ihn und Hauptmann Pier erkannte, lächelte er glücklich, sein Leben und Sterben hatte nunmehr Sinn und Weihe bekommen.

23. Kapitel.

Das ganze Jahr 1915 ging so dahin im Kleinkrieg an der Nordfront. Jedes Detachement, jede Kompanie, jede Patrouille führte ihren eigenen Krieg. Ein Befehl nur stand über allen, und der hieß: Angriff! Immer wieder Angriff, damit der Feind nicht zur Ruhe kommt und große Truppenmassen in Afrika gefesselt werden, die sonst auf europäischen Fronten eingesetzt würden.

Zu den Schleich- und Grenzpatrouillen war die Kampfpatrouille gekommen. Zwanzig und dreißig Askaris unter weißem Befehl überfielen im dichten Busch starke feindliche Verbände, fügten ihnen böse Verluste zu, waren bald hier, bald dort, daß man jenseits der Grenze jede Vorstellung über die Stärke des Gegners verlor.

Jetzt, wo er lange genug Soldat war, erkannte Thomas den Wert der Arbeit hinter der Front. Zwar verpflegten sich die meisten der am Kilimandscharo beheimateten Farmer noch immer selber, Thomas auch, aber die ganz auf Lieferung von Truppenverpflegung gestellten Farmbetriebe entlasteten doch in vortrefflicher Weise den Transport. Noch immer bildete Neu-Pilatus den äußersten Vorposten, und Lena war ebenso tatkräftig als Bäuerin wie vordem als Krankenschwester. Kam Thomas nach Hause, leuchtete sein Gesicht vor Stolz, und Josele und Cahigi versäumten nie, ihren Herrn als gewaltigen Krieger und sich als seine Vertrauensleute zu preisen. Ihnen war es gar nicht angenehm, daß der Bana tilola im Sommer noch einen jungen Buren mit auf die Farm gebracht hatte, der oben in Longido die väterliche Farm hatte im Stich lassen müssen.

Aber sie hatten nicht nur am Kilimandscharo den ganzen Farmbetrieb auf Truppenverpflegung gestellt, auch die gesamte Industrie der Kolonie war mit der schwierigen Frage beschäftigt: Wie beschaffen wir alle die Ersatzmittel an Geräten, Kleidung, Medikamenten, Munition, die wir brauchen? Und dann das große Problem, dem auch Peter Pier unausgesetzt seine Arbeit widmete: Wie bringen wir die Truppe weiter nach Süden, wenn der Berg hier oben einmal doch verlorengehen sollte, wie verpflegen wir sie da unten in der Steppe, wo nehmen wir Munition her, wenn wir den Feind nicht mehr überfallen können?

Beinahe ein Jahr war Peter Pier unten an der Zentralbahn, baute Brücken und Depots. Und organisierte einen planmäßigen Früchteanbau durch die Eingeborenen. Mehr als achttausend Träger hatte er täglich unterwegs zwischen der Nordbahn und der Zentralbahn. Als Peter Pier sich wieder beim Kommando in Moschi meldete, sagte der Kommandeur nur, daß man den Kilimandscharo wohl nicht mehr lange halten könne.

Sie glaubten es nicht da oben an der Front. Sie wußten, daß nun immerhin dreitausend Weiße und zwölftausend Schwarze unter Waffen standen. Und es machte gar keinen Eindruck, daß nun auch noch der General Botha aus Südafrika mit fünfzehntausend Buren angekommen sein sollte. Auch nicht, daß mächtige Streitkräfte des Feindes im Nordwesten der Kolonie, am Viktoriasee, ins Land gebrochen wären. Mit verdoppeltem Eifer und immer größerer Kühnheit wurden die Patrouillenunternehmungen durchgeführt, zwanzig englische Eisenbahnzüge waren ihnen bisher zum Opfer gefallen. Dreitausend Mann hatten die Engländer nötig, um die Ugandabahn zu bewachen, dennoch knallte es immer wieder. Aus aufgefangenen Nachrichten wußte man an der deutschen Front, daß die englischen Behörden den Lokomotivführern tausend Pfund zahlen mußten für eine Fahrt von der Hafenstadt Mombassa bis Nairobi, der Hauptstadt von Kenya.

„Bald sollen sie für zehntausend Pfund keinen Lokomotivführer mehr finden", drohte Peter Pier. Für ihn war das Wiedersehen mit dem Kibogipfel kein kleineres Erlebnis als für Thomas und dessen Kameraden, wenn sie von einer Unternehmung zurückkehrten. Sie wußten alle, daß dort oben ihre Fahne wie ein Gelöbnis stand, wußten alle um die untrennbare Verbundenheit zwischen diesem Berg und ihnen selber.

Mit kühnsten Überfällen und Handstreichen versuchte die Truppe, sich immer wieder in den Besitz von guten englischen Waffen zu setzen, und jede Patrouille und jede Begegnung und jeder Kampf galt nicht nur einem taktischen Ziel, sondern mehr noch dem, Beute zu machen. Viele trugen schon lange gute englische Gewehre, schossen mit englischer Munition, marschierten in englischen Stiefeln, aber die Versorgung wurde doch immer schwieriger. Auf tausend Wegen versuchte jeder sich zu helfen, und wenn dann gar einmal ein deutsches Hilfsschiff unter der umsichtigen Führung eines kühnen Kapitäns die hundert Fallen und Sperren im Ozean durchbrechen und nach Deutsch-Ost durchkommen konnte, war die Zuversicht und die Freude wieder so hoch wie der Kibo...

Als Thomas um die Weihnachtszeit nach Neu-Pilatus kam, trübte ihm ein schweres Ahnen die kurzen Tage der Freude. Er sah den gewaltigen Berg als eine große Insel der Fruchtbarkeit und des Friedens, himmelhoch und unberührt hob er sich aus den Niederungen des blutigen Geschehens; ganz hoch hinauf hielt er die blühende Farm Neu-Pilatus, zu der in Monaten kein

Laut drang, der von einer Gefahr kündete; es sei denn, er kam von einem beutelustigen Tier, das abzuwehren jedoch eine Dornenhecke genügte. Und die in fruchtbarer Fülle prangende Farm trug und bewahrte ihm seinen liebsten Besitz, seine herrliche, tapfere Frau und seinen prächtigen Buben. Zwei Jahre war er nun schon alt und stapfte jauchzend über die Felder, die sein Vater aus dem Urboden gebrochen hatte und die einst ihm gehören sollten. Treue Diener halfen den Besitz mehren, schier unfaßlich waren Erfolg und Glück, wenn Thomas an die Kargheit der alten Heimat dachte. Und er dachte an sie ebenso, wie er an die Stürme dachte, die sie umtosten und die wohl manchen von daheim schon hinabgeweht haben mochten. Die Stürme, die über die Weltmeere gekommen waren und die Wogen der Vernichtung nun immer stärker gegen den schwachen Deich schleuderten, der das Land beschützte. Daß er eines Tages brechen würde, war wohl sicher. Dann aber kam auch die Vernichtung der Fundamente, die sein Glück trugen. Er schloß die Augen, als sähe er die Flut zwischen den Bergen hereinbrechen und steigen, steigen . . .

„Thomas, was ist mit dir?" Sie stand vor ihm, in jener klaren Ruhe, die er so an ihr liebte, so unbegreiflich sie ihm war.

„Lena."

Ihr Blick voll Vertrauen und Liebe hieß ihn sprechen.

„Denke nicht, daß es Ängstlichkeit ist. Oder Trauer um den Besitz . . ." Nein, er konnte es so nicht sagen.

Sie legte beide Arme um seine Schultern und zog ihn sanft zu sich heran. „Ist es so weit, gehen wir. Hunderttausende mußten sicher schon so gehen. Glücklich jene wenigen, die dadurch an ihrer Liebe nicht ärmer werden."

„Es ist mir nicht um den Besitz, Lena."

Hastig stand er auf. „Ich kann dich nicht immer in Gefahr wissen, Lena, dich nicht und den Buben nicht."

„Drei Jahre voll soviel Glück. Das ist schon eine Prüfung wert. Wie sagte früher ein gewisser Thomas: Ich will nicht, daß andere für meine Ruhe kämpfen."

„Da ist noch was anderes, Lena. Aber komm, wir wollen nach Leitgebel reiten, Hübls fragen."

Das hätte er sich sparen können, der Thomas Hoffingott. Von Kenya aus wären wieder Massai ins Land geschickt worden und hätten deutsche Farmen verwüstet? „Mann, das habe ich vor zwanzig Jahren hier anders erlebt. Da hab' ich schon meine Methoden. Außerdem, der Engländer wird sich hüten, die Beute von Schwarzen kaputtmachen zu lassen."

„Und wenn sie selber kommen, die Engländer?"

Farmer Hübl richtete sich in seiner ganzen Wuchtigkeit auf und setzte sich dann mit derselben Wuchtigkeit breitbeinig auf einen Stuhl. „Die zwei Zentner kriegt hier keiner weg, und wenn der King Schorsch sich höchstpersönlich darum bemüht."

Lenas Augen glänzten „Mich will er nämlich fort haben aus Pilatus."

„Womit er recht hat. Da oben ist es ein bißchen zu windig. Noch dazu, wo er nicht zu Hause ist. Kommen Sie zu uns, junge Frau."

Lena schüttelte den Kopf. „Wenn ein Befehl kommt, ja Vorher nicht."

„Der wird bald kommen, der Befehl, Lena. Die Depots werden schon nach Moschi geschafft."

„Was denn, was denn", Farmer Hübl kratzte sich doch den Kopf. Dann kippte er ein Glas Whisky hinter und schlug auf den Tisch: „I stay here! Das werden die Worte sein, womit ich die Engländer begrüße. Basta!"

Auf dem ganzen Weg zur Front mußte Thomas an den Berg und an seine Fahne denken. Unzählige Male blickte er hinauf, ob sie nicht zu sehen wäre Er trug das Wissen um diese Fahne wie einen stillen Schatz in der Brust bei sich. Er fühlte, daß eines Tages der Jubel des Wiedersehens, der Jubel der Erlösung kommen mußte. Und so war es nur natürlich, daß er sich sofort freiwillig zu einer Kundschafterpatrouille nordwestlich des Kibo meldete. Er mußte wissen wie weit die Flut schon vorgedrungen war

Vom Nordgipfel des Longidoberges aus, den sie nach drei Tagen spät am Nachmittag erreichten, hatten sie gute Sicht in das weite, nördlich sich hinstreckende Gebiet von Kenya Unendliche Mengen von Soldaten, Pferden, Munition und Wagen waren im Anmarsch Tag um Tag griffen indische Regimenter und Brigaden zwischen dem Kilimandscharo und Meruberg weit drüben an, und Tag für Tag hörten sie das rollende, knatternde Gewehrfeuer von den wenigen Verteidigern, die weder über genügende Munition noch Verpflegung verfügten

„Fünf englische Maschinengewehre gegen fünf alte Infanteriegewehre Modell einundsiebzig, rauchstark, das ist das Verhältnis in Deutsch-Ost", sagte ärgerlich der Kommandeur, als er die Lage Ende 1915 mit seinen Offizieren besprach „Nutzanwendung: es muß noch mehr angegriffen werden!"

Und es wurde noch mehr angegriffen.

Doch auch östlich vom Kilimandscharo schoben sich die Engländer immer weiter vor, gestützt auf ihr befestigtes Lager von Makatau. Da griffen einige Kampfpatrouillen aus eigenem Ermessen die siebenfache Übermacht an und errangen nach hartem Kampf nicht nur einen Sieg, sondern endlich wieder mal anständige Beute

Aber was half es? Es gab wohl für eine Zeit etwas Luft, doch diese Zwischenräume wurden mit jedem Male kürzer. Erneut kamen die Meldungen: Der Feind schafft immer mehr Kriegsmaterial und Truppen heran! Das bedeutete also den endgültig großen Generalangriff mit Flugzeugen, Artillerie, Kavallerie und einer achtfachen Übermacht an Infanterie auf ganze viertausend deutsche Gewehre

Der Kommandeur stand am Fenster der Kommandantur und sah hinauf zum Kibo. Er wußte von der Fahne da oben, wie alle es wußten. Achtzehn Monate Krieg, jetzt erst sollte eine Bastion geräumt werden. Hinter ihm im Zimmer kramte jemand. „Betschausch, wir müssen jetzt vom Berg fort und weiter nach Süden", sagte der Kommandeur.

„Haizuru, bana jemadari, das macht nichts, wir werden sie wieder hinauswerfen!" Zuversicht lag auf dem Gesicht des schwarzen Unteroffiziers. Der Kommandeur sah, daß im Lande mehr als eine deutsche Fahne wehte.

In Mombassa, dem Haupthafen von Britisch-Ostafrika, löschten einige britische Schiffe ihre besondere Ladung.

Lautlose Kräne hoben Geschützrohre von Bord, eine lange Kette Güterwagen stand am Hafengleis und nahm die schwere Fracht auf Unermüdlich waren Menschen beschäftigt, die Lafetten auf den Bühnen der Güterwagen festzukeilen. Tausende von Geschoßkörben verschwanden in die offenen Türen der Kastenwagen. Auf der Ugandabahn würde der Transport westwärts weiterrollen, in das Kampfgebiet des Kilimandscharo Von drei Seiten her sollte der Feind umzingelt und mit dem Einsatz aller Mittel endlich zu Boden geworfen werden.

England war zu mächtig, um dieses Narrenspiel hier noch länger zu dulden.

Ein Hauptmann und ein Leutnant waren Transportführer. Die Listen stimmten. Chargen gaben letzte Meldungen. Der Hauptmann befahl Abfahrt, dann stiegen die beiden Offiziere in ein Abteil des Personenwagens, der am Ende des Zuges angekoppelt war

Langsam schleppte sich der Zug nach Westen hin, dem Kriegsgebiet zu, gegen den Kilimandscharo

Auf der letzten Station, knapp vor dem Kriegsgebiet, hielt er. Drei leere Güterwagen wurden vor die Lokomotive gekoppelt

Die Offiziere nahmen Haltung an.

„General Whitechurch", flüsterte der Hauptmann dem Kameraden zu Der General trat auf die beiden zu, nahm Meldung entgegen, begrüßte sie, stieg zu ihnen ins Abteil. Er benutzte den Zug, um die Inspektion an der Kilimandscharofront fortzusetzen.

Wie ein riesiger, eiserner Wurm, der unsicher nach gefahrlosem Weg tastet, schob sich der Zug weiter.

Dann war man im Kriegsgebiet. Und es kam die Dämmerung

„Wenn diese Nacht gut vorübergeht, dann ist es überstanden", dachte der Hauptmann; laut sagte er es nicht, die Anwesenheit des ranghohen Vorgesetzten hinderte ihn daran.

Der Leutnant beugte sich zum Fenster hinaus, sah die Bahnwachen, die in den vorgeschriebenen Abständen den Schienenstrang begingen

„Alles in Ordnung."

Nachtluft strich durch die offenen Fenster

Achtzehn Geschütze, zwölftausend Granaten, achthunderttausend Schuß Infanteriemunition näherten sich dem Kampfgebiet

„Was ist? ." Der Hauptmann spähte hinaus, bohrte seinen Blick in die undurchdringliche Nacht

„Was denn?"

Nichts.

Seit zwei Tagen schlich der alte Wilderer Wendelin Hackl in respektabler Ferne um das Bahngleis herum wie eine Katze um den heißen Brei

„Wo die Höllsakra nur die vielen Leut' hernehmen? Schier auf jeder Schwell'n hockt einer und hat aufgepflanzt!"

„Zeit lassen, in der Nacht ist es finster", beschwichtigte Unteroffizier Gessendorfer seine Sorge

„Wir zünden ihnen heut schon ein Licht auf", verhieß Rottenpuecher und zog seine Pfeife heraus, um sie wenigstens kalt zu rauchen. „Der Pier hat gesagt, daß es vielleicht das letztemal wär'."

Dann warteten sie schweigend das Einbrechen der Nacht ab. Pünktlich wie immer, um sechs Uhr, kam sie, rasch, unvermittelt, das Licht zuckte einfach weg.

Rottenpuecher sollte etwas zurück bei den Trägern bleiben, ordnete Gessendorfer an, und die Zündmaschine bedienen, damit die Kerls nicht im ersten Schreck davonliefen, wenn es krachte. Gessendorfer und Hackl tasteten sich weiter vor, näher an den Schienenstrang heran.

Etwa zwanzig bis dreißig Meter breit war längs des Bahndammes der Busch abgeholzt, um den Wachposten den Überblick zu erleichtern. Diesen freien Streifen hatten die beiden nun erreicht. Lautlos kauerten sie unter den abgehackten Strünken des Gestrüpps Kein Zweig durfte knacken. Sie verringerten sogar ihr Atemholen. Der undurchlässig schwarze Samt der Nacht hielt jeden Lichtstrahl fern. Zikaden zerrissen die schwüle Luft mit ihrem dünnen Zirpen. Aber selbst dieses Geräusch war durch seine ununterbrochene Regelmäßigkeit ein Bestandteil der allgemeinen großen Stille

Das einzige auffallende Geräusch kam von den Schritten der Bahnwache Der Posten ging seine vorgeschriebene Strecke ab, auf und nieder, dreihundert Meter vor, dreihundert Meter wieder zurück, in gleichmäßigem Takt knirschten seine Stiefel im Schotter der Böschung. Nichtsahnend trug er sein Gewehr geschultert und hatte wahrscheinlich nur einen einzigen Gedanken wieviel Zeit wohl noch bis zu seiner Ablösung fehlen würde.

Aber jetzt zögerten seine Schritte, wurden schleppender Er blieb stehen.

Hatte er etwas bemerkt?

Unwillkürlich entsicherten die Hände der beiden im Busch versteckten Männer leise ihre Pistolen...

Nein, nichts, der Posten begann wieder zu gehen, regelmäßig zerstückelten seine Schritte wieder die träg hinrinnende Zeit.

Hackl unterdrückte einen Fluch. Weit draußen sickerte ein Lichtschimmer, scheinbar am Horizont, aus der Dunkelheit. In den Augen des früheren Wilderers lohte das alte Feuer auf, er wußte es von der Heimat her: gut zielen heißt gut treffen Eng preßte er seine fünf Kilo Sprenggelatine in die Fäuste, zwei andere Pakete lagen schon an den Schienen. Rottenpuecher mußte nur im richtigen Augenblick zünden — dann hatte sich der Ausflug gelohnt.

Gessendorfer legte das Ohr an die Erde und horchte in den Boden hinein. Ein Gemisch aus fernem Rollen und schwingender Erschütterung wellte durch die Erde Der Sergeant packte mit der einen Hand seine Sprengladung, mit der anderen den längst sorgsam geordneten und mit allen vier Paketen verbundenen Drahtkranz, faßte ihn locker, daß sich die Ringschlingen beim Wurf ungehindert abwickeln konnten

Das Geräusch war stärker geworden, jetzt war es auch durch die Luft zu vernehmen.

Rottenpuecher versicherte sich immer wieder mit kontrollierenden Griffen des Zündungshebels. Der ferne Lichtschein hatte sich zu zwei Feuerscheiben verdichtet, es war, als schlichen die funkelnden Augen eines riesigen Raubtieres durch die Tropenfinsternis heran. Die Herzen der drei Männer klopften fast hörbar laut, das war also der erwartete Transport. Noch war der Schein zu schwach, als daß er den Unteroffizier verraten könnte, der an die Böschung herankroch. Der Posten patrouillierte jetzt auf der gegenüberliegenden Seite. So ein Glück, mußte Hackl denken, und dann wieder: so ein Depp.

Die Schienen begannen zu zittern

„Im Frieden sind sie rascher gefahren", dachte Gessenhofer, der die Lichter unverwandt im Auge behielt Kühl schätzte er die Entfernung, die sich trotz der verminderten Fahrt rasch verringerte: fünfhundert .... dreihundert ..., hundert .., fünfzig ..

Hoch riß plötzlich der ungeduldige Hackl den Oberkörper auf, sein Arm holte mit der Wurfmine weit aus die grellen Blendlichter der nun in nächste Nähe gekommenen schnaubenden Lokomotive rissen seine Gestalt scharf aus der Dunkelheit Der Posten raffte das Gewehr an die Backe und wollte abdrücken

Aber schon flogen das zweite und dritte Sprengpaket zwischen die Schienen, wenige Meter vor der Maschine.

Hackl und Gessendorfer lagen einen halben Augenblick platt an den Boden gepreßt... die Schüsse des Postens krachten in die leere Nacht. Schnell sprangen die beiden wieder auf und rannten gegen den Busch zu, Kugeln zischten ihnen an den Ohren vorbei . . .

„Teufel, Teufel, wird's nicht zu spät?“ Es schien ihnen, als sei die Maschine schon ganz drüber weg.

„Herrgott, freilich . . . das Signal zum Zünden!“ Ein geller Pfiff aus Gessendorfers Signalpfeife durchstieß die Nacht. Dann rannten sie weiter, wußten nicht, ob sie sich noch im Gefahrbereich befanden oder nicht . . . gleichgültig auch . . .

Hinter ihnen aber raste ein ungeheurer Donnerschlag auf, der Bahndamm schien sich in den Krater eines speienden Vulkans verwandelt zu haben.

Gessendorfer schaute sich um: Eine gigantische Feuergarbe loderte auf, die Maschine bäumte sich wie ein zu Tode getroffenes Riesentier auf, neigte sich zur Seite, stürzte in wälzender Wucht die Böschung hinunter, begleitet von hundertfältigem, krachend klirrendem Zerstörungslärm ineinanderknirschender Wagen... weiter . . . weiter . . . rennen . . . rennen . . .

Splitter barsten hinter ihnen . . und jetzt . . wie war das möglich? . . . Eine neue Detonation . . . abermals eine . . . Als wäre die Hölle los, so krachte und schmetterte es ohrenzertrümmernd, pfeifend fegten Trümmer durch die Luft bis her in ihre Nähe . . . maßlose Schreie des Schreckens, aufheulenden Schmerzes gellten auf . . . die Stille der Nacht war zerrissen vom mörderischen Gebrüll des Krieges.

„Weiter, weiter! Den Kasten liegenlassen...“

Sie hatten Rottenpuecher erreicht, rannten mit ihm weiter, hinein ins Pori. Guter Dorn! Soviel Flüche ihn auf dem Weg hierher trafen, soviel Segenswünsche fanden ihn jetzt.

Noch immer fegten Schüsse hinter ihnen her. Die Kugeln sangen ihren anschwellenden und abebbenden Pfiff, knackten da und dort in den Dornen . . .

Tiefer und tiefer umfing sie die Wildnis, Nacht war wieder um sie, weit schon hinter ihnen rumorte die unglückliche Geschäftigkeit der Betroffenen, gellten die Schreie, immer wieder unterbrochen von erneuten kleineren Detonationen . . .

„Die gehen nimmer alle gegen uns, die dadrinnen gewesen sind in dem Zug“, bemerkte Gessendorfer lakonisch, als sie endlich stehenblieben. Mit aufgerissenen Mäulern starrten die Träger in die Richtung des Unheils.

Drei gute Tagemärsche brachten sie zurück zu ihrer Kompanie. Durst und Hunger hatten den drei Draufgängern und sieben Trägern arg zugesetzt, nun gab es Lob und Speis' und Trank und Händeschütteln und Fragen und Erzählen.

Pier hatte bereits über Tanga von der gelungenen Tat seiner Leute Nachricht erhalten.

„Das gibt drei gute Eiserne Kreuze“, sagte er zu Gessendorfer. „Achtzehn Geschütze und über hunderttausend Schuß Munition habt ihr drei uns vom Hals geschafft.“

Der Wendelin schaute sich um und um und um, drehte seinen Hals, als ob er Läuse im Kragen hätte, und machte ein dummes Gesicht. „Wo ist denn der Thomas?“

Peter Piers Gesicht wurde ganz ernst. „Er ist seit drei Tagen fort. Nach Hause, den Abtransport seiner Familie zu besorgen.“ Er blickte in die erstaunten Gesichter: „Was ihr gemacht habt, war der Abschiedsgruß an den Kilimandscharo. Kinder, es hilft nichts, wir ziehen morgen ab. Langsam, versteht sich, aber doch so, daß wir in drei Tagen in Kahe sind.“

Eine Weile stehen sie wie vor den Kopf geschlagen.

„Sie drücken schon am Meru vorbei und wollen uns die Rückverbindung abschneiden“, erläuterte Pier noch.

„Den Berg soll'n mir lassen?“ Der Rott hat es noch nicht gefaßt.

„Alsdann freut mi koan Eisernes Kreuz nit . . .“

Wie auf einen Befehl sehen sie alle hin zum Berg. Die Fahne, nun würde sie bald nicht mehr gegen die Feinde wehen, sondern mitten unter ihnen . . .

24. Kapitel.

Lena war mit Jokele, Cahigi, fünf anderen Eingeborenen und einer alten Dubagga-Frau auf Pilatus geblieben. Jokele schien es nur schwer zu ertragen, daß er seinen Bana nicht hatte begleiten dürfen, und nur das Vertrauen Lenas tröstete den schwarzen großen Jungen. Der Mwana und dem Toffl auf jede Art zu helfen, hatte der Befehl des Bana titola gelautet. Getreulich mußte alles befolgt werden, was der Bana sagte, das stand bei Jokele fest wie Eisen. Aber es ärgerte ihn, daß da noch der neue Bana gekommen war.

Das war der Bur Jan de Vries, der jüngere Bruder von Piet de Vries. Es war Thomas doch eine gewisse Sicherheit, einen erfahrenen Weißen auf der Farm zu wissen. Hübl hatte das auch gewollt. Jan hatte auch gleich das Kommando über Vieh, Acker und Arbeitskräfte übernommen. Worüber Jokele ebenso verdrossen war. Besonders viel Arbeit war zur Zeit nicht zu tun. Die Ernte war zum größten Teil geborgen und die frische Saat schon stellenweise ausgelegt. Dennoch war Jan fast immer mit dem Pferd unterwegs. Saß er aber schon mal in der Stube, erzählte er allerlei erlogene und erdichtete Abenteuer aus den Buren- und anderen Kriegen, bei denen er nicht dabeigewesen war.

Lena saß in der Diele am Bett des schlafenden Christoph und strickte. Ihre Gedanken weilten bei Thomas und seinen Freunden. Zum ersten Male eigentlich empfand sie richtig, wie leer die Pflanzung geworden war, seit der wilde, immer radauende, singende und bramarbasierende Hackl fort war, seit man das gutmütige Wesen Rottenpuechers nicht mehr im Hause spürte. Der Jan de Vries war wohl ein treuer, besorgter Kerl, aber, so seltsam das auch war, gerade heute schien es ihr erwünscht, Thomas oder einen der Freunde hier zu haben.

Vielleicht kam das auch nur daher, daß man von fern Gewehrfeuer gehört hatte. Jokele berichtete noch dazu, er habe kriegsbemalte Massai gesehen, sie seien ostwärts gezogen und hätten Waffen gehabt. Jan lachte den Jungen aus und foppte ihn. Dann aber sah Lena doch, wie Jan draußen Auftrag gab, die große Burenhecke, die Thomas nach den Anleitungen Piets hatte errichten lassen, abzusperren, die beiden Tore zu schließen und das Vieh und die Leute ins Innere der Umfriedung zu bringen.

Sie eilte hinaus. „Was soll das bedeuten, Jan?“

Er lächelte sie an. „Es ist nur, weil wir das vom Süden her so kennen. Hat nichts zu bedeuten.“ Dann lud er mit betonter Gleichgültigkeit sein Gewehr mit fünf scharfen Patronen und hockte sich damit in die Diele zu Lena und zum Kleinen. Beunruhigt sah sie ihn an. Doch der junge Bur begann eine umständliche Geschichte von einem Leoparden zu erzählen, der einen Jäger angefallen hatte.

Während des Erzählens ging er gelegentlich ans Fenster und spähte hinaus. Wenn sie angreifen, kommen sie noch vor der Dämmerung, sagte sich der erfahrene Bur. Lena trat zu ihm. „Was befürchten Sie, Jan?“

Er wollte noch einmal ausweichen, da sah er, es hatte keinen Zweck. „Erschrecken Sie nicht, aber ich bin nun mal vorsichtig, Frau Hoffingott.“

Lena fragte ihn, ob auch er die großen Rauchsäulen im Osten habe gegen den Himmel steigen sehen. „Was bedeutet das?“

„Ach, das wird wohl nichts Besonderes sein“, meinte er und trat ans Fenster, um zu sehen, ob der Rauch noch sichtbar sei.

Aber da erstarrte für eines Atemzuges Länge sein Blick. Das große Tor der Burenhecke war geöffnet worden, und ein Haufen Massai rannte lautlos in den Hof.

Im selben Augenblick hatte Jan das Gewehr an der Wange, zielte und schoß.

Gleichzeitig aber flog ein Speer durchs Fenster.

Lena beugte sich tief erschreckt über das Kind.

Noch ein Schuß dröhnte in der Diele.

„Türen verrammeln! Läden vor!“ Schon zielte Jan wieder.

Der Überfall schien dem Viehstall zu gelten

„Verdammte Räuber!“ schimpfte der Bur, „da habt ihr den Schlüssel zum Viehstall!“

Und wieder krachte ein Schuß.

„Mia, Bana — hundert sind es, Herr . . .!“ Es zitterte doch etwas wie Angst in Cahigis Stimme, als er die Läden schloß. Jokele verrammelte das zweite Fenster, schmetterte dabei einen Hammer auf den Massaischädel, der über dem Fenstersims auftauchte, daß die braunen Finger, die sich um das Fensterbrett gekrallt hatten, sich lösten und abglitten. Dann riß der Junge die Tischschublade heraus, stürzte sie um und schob die umgekehrte Lade dem Buren unter die Füße, der, auf diese Weise erhöht, den Gewehrlauf in das ausgesägte Rund des Fensterladens legen konnte.

Dann stürzte Jokele auf den Boden und kam mit dem Gewehr des Bana titola wieder. Auch Patronen hatte er gefunden.

„Laß“, wehrte Jan ab.

„Bana titola hat mir gezeigt“, beharrte Jokele ärgerlich. Da gab Jan nach, und Jokele brachte das für ihn reichlich große Gewehr vom Stiegenfenster aus in Anschlag.

Cahigi war verschwunden. Er war in Bana Hackls Stube gelaufen und hatte dort nach einem Gewehr gesucht. Da er keine Patronen fand, legte er kalt auf die Feinde an und ersetzte die Schüsse durch ein wildes Schimpfen. Jokele aber schoß. Und traf.

Die Schwarzen, welche die Haustüre versperrt und mit Möbeln verrammelt hatten, verbarrikadierten nun auch die innere Türöffnung. Dann bewaffneten sie sich in Hast mit dem, was sie gerade fanden.

Schuß auf Schuß krachte aus dem umtobten Haus.

Das leise Weinen des kleinen Christoph, dem die halb ohnmächtige Mutter, in eine Ecke gekauert, mit fiebrig zitternder Hand beruhigend über Haar und Wangen strich, wurde vom Krachen der Schüsse, dem Poltern der Barrikadenstücke und dem Gebrüll der räuberischen Massaibande vor dem Haus zugedeckt . . .

*

Peter Pier hatte Thomas vier Askaris mitgegeben. Er sollte gleichzeitig noch eine Erkundung machen und zwei der Askaris mit der Meldung zurückschicken.

Als er den Berghang herabkam und die Flanken des Mawensi übersehen konnte, blieb er beklommen stehen. Auch die Askaris starrten nach unten. Thomas nahm das Glas vor die Augen: Da, man sah es deutlich, da brannten zwei Farmen . . .

„Was seht ihr?“ fragte er, dennoch unsicher.

„Adui tajari!“ Der Feind ist da!

Es war schon so: Zwei große Rauchschwaden bauten ihre dunklen Säulen in die Luft empor, stiegen aus dem Grün zweier Pflanzungen . . .

Sie sollten ihm zu Fuß folgen, gegen die Missionsstation Rombo zu! Thomas ritt davon, der Fuchs mußte hergeben, was er hatte. Waren hier wirklich Engländer, so saßen sie beinahe im Rücken der deutschen Front.

Einmal hielt Thomas inne, stieg vom Sattel, bückte sich nach dem Ding, das da am Boden lag: ein zerrissener Farmerhut. Wie kam der daher auf den Weg?

Wieder etwas: Geschirrscherben. Ein paar Schritte weiter ein zertrampelter Rock . . .

„Was bedeutet denn das um Gottes willen . . .?“

Engländer? Wirklich schon bis hier herauf?

Der Fuchs flog weiter.

„Halt!“

„Wer da?“

Ein verstörtes Gesicht kam hinter einem Busch hervor, der Versteck war. Ein Mann, graubärtig, Schrecken in den weit geöffneten Augen. Ein Pflanzer.

„Geflohen?“

„Schrecklich . . . schrecklich ist das . . .“

„Die Engländer?“

„Nein, nicht die Engländer.“

Ein Aufatmen linderte Thomas die Spannung, aber es blieb noch Schrecken genug

Stockend, halb von Sinnen berichtete der Flüchtling:

„Massai von drüben. Hunderte. Haben die Farm geplündert. Das Vieh weggetrieben. Mann und Weib und Kind verschleppt, vielleicht auch erschlagen . . .“ Empörung und Angst verflochten sich zu würgendem Weiterfragen:

„Wohin . . . wohin sind sie . . .?“

„Nach Nordosten. Da hinüber . . .“ Die zitternde Hand wies in die Richtung, wo auch Pilatus lag. Dann wollte der Mann weiter.

„Bleib doch hier! Warte hier! Vier Askaris kommen nach. Verschaff ihnen Pferde oder Muli, wenn du kannst. Sollen mir nach. Pilatusfarm über Rombo und Leitgebel . . .“

„Maultiere sind noch da, sie haben nur das Vieh genommen.“

Der Fuchs kannte die Wege jetzt, die hatte er seinen Herrn oft getragen.

Eine Bodenwelle verbarg noch Pilatus. Ein paar Augenblicke, und das Ungewisse würde Gewißheit sein.

Gott im Himmel sei Dank! Pilatus stand noch Aber der Stall brannte. Die fern schon gehörten Schüsse knallten nah.

Schier endlos zog sich der Weg hin. An den dröhnenden Schüssen maß Thomas die Zeit.

Dann jagte der Fuchs mit seinem Reiter dem Hof zu.

Die Räuber hatten sein Kommen nicht bemerkt Sie hielten johlend die Boma umstellt, ihres sicheren Sieges gewiß. Achtzig aufgehetzte, jetzt blutgierige Massai. Einige von ihnen lagen freilich ganz still auf dem Hof...

Aus dem Haus knallten ununterbrochen Schüsse. Thomas erkannte sofort, daß sich jemand planvoll verteidigte. Die Boma brannte noch nicht, sie hatten es noch nicht gewagt, die Brandfackel zu schleudern. Brüllendes Vieh rannte ziellos hin und her, aufgeregte Massai schickten sich an, es fortzutreiben. Rasch hatte

Thomas Deckung, so schnell war sein Karabiner noch nie ans Kinn geflogen. Als er ein neues Magazin lud, lagen fünf Räuber am Boden. Wieder fünf gut gezielte Treffer — dann liefen die Schwarzen mit Feuerbränden auf die andere Seite der Boma hinüber. Der erregte Mann richtete sich etwas empor, da schwirrte ein Massaispeer mit voller Wucht an seiner Schläfe vorbei. Thomas sprang auf den Affenbrotbaum, zu dessen Füßen er kauerte, so hatte er bessere Sicht und bessere Deckung.

Aus dem Hause krachten in regelmäßigen Zeitabständen weiter Gewehrschüsse Thomas atmete auf, sie lebten, sie sparten Munition. „Lena, Lena, ich bin da!" brüllte er aus Leibeskräften. Ein ganzer Schwarm von Pfeilen und Speeren zischte in der Richtung des Baumes. Auf dem Bauch auf einem Ast liegend, feuerte Thomas Schuß auf Schuß.

Plötzlich wurde es stiller. Die Massai zogen sich zurück Aber Thomas kannte die Räuber so weit, um zu wissen, daß der Rückzug nur dazu diente, einen anderen Angriffsplan auszudenken. Darauf deutete schon das Geschrei, mit dem sich die Horde in den Wald zurückbegab. Mehr als zwei Dutzend Tote und Verletzte lagen im Hof.

Thomas stieg leise vom Baum herunter, rannte plötzlich zum Haus und sprang über den Vorbau aufs Dach. Aber das Dach hatte vier Seiten, und von den dreißig Patronen, die Thomas hatte, waren schon fünfzehn verschossen In der Dunkelheit wurde ein sicheres Zielen schwerer.

Drüben brannte der Stall lichterloh. Das ganze Vieh war gestohlen.

Bald würde auch das Wohnhaus brennen. Funken knisterten im Rauch heiß schwelend schon herüber.

Da kamen die Räuber auch schon zurück, Feuerbrände in den Händen. Thomas wußte, daß nun alles verloren war, wenn nicht Hilfe kam. Aber seine Askaris konnten frühestens in sechs, sieben Stunden da sein.

Ein qualvoller Aufschrei. Das Haus begann zu brennen!

Da knatterte ein Maschinengewehr durch die Nacht..

Was war das — wieder ganz nahe das harte abgehende Feuer . . . Was konnte das sein?

Nur ein paar Augenblicke stutzten die Massai, dann stürmten sie in wilder Flucht davon, schreiend das Vieh im Stich lassend.

Die Pilatusfarm schien vergessen zu sein Das war kein Gefecht, das Maschinengewehrfeuer galt den Räubern

Thomas sprang vom Dach, rüttelte am Tor, brüllte, rief, weinte vor Freude.

„Lena, Christoph, Jan! Gerettet, gerettet! Eine deutsche MG.-Abteilung ist da — Himmel — sperrt auf —!"

Der Bur erschien langsam in der Türöffnung. Ein breiter Streifen gutmütigen Lachens zog sich auf seinem Gesicht von einem Mundwinkel zum andern. Die eiserne Maske, zu der Jans Züge während des Kampfes erstarrt waren, hatte er rasch abgelegt.

„Gliek wird de Husbord all upgahn", wies er zur Tür, „de Kastens sin man gliek weggerümpelt", und dabei steckte er sich die langentbehrte Pfeife zwischen die blanken Zähne. Wie nach einem Gewitter lehnte er sich ins Fenster und schnupperte die Luft der Befreiung ein, die frisch heranflutete.

„Das was'n lütt Orlog", kaute er hinter dem Pfeifenbeißer heraus, während er den Tabak gemächlich wie immer in Brand setzte.

Noch bebend vor Erregung schüttelte ihm Thomas die Hand Freilich, das war der treue Jan de Vries.

Thomas konnte nicht erwarten, bis die Tür von den Barrikaden frei wurde. Er sprang durchs Fenster, rief nach Lena, nach Christoph, nach Josele, Cabigi und den braven Schwarzen. Alle lebten. Gott sei Dank!

Lena schlug ihre Arme um ihn, küßte ihn. Er nahm den Jungen auf den Arm und stammelte vor Aufregung und Glück: „Herrgott, diesmal war's aber Zeit . . .!"

Mehr brachte er nicht heraus.

Jan de Vries räusperte sich: „Allerhand war das."

Thomas hörte ihn nicht, sah nur seiner Frau ins Gesicht. „War der Schrecken arg?"

Sie schüttelte selig den Kopf: „Du bist ja da!"

„Gott sei Dank." Er richtete sich hoch: „Aber jetzt heißt es abfahren von hier. Das siehst du nun wohl ein."

„Ja", antwortete sie still, „jetzt müssen wir fort."

Da sah Thomas seinen nahezu fassungslosen Josele kommen, ein Taschentuch über die Backe gebunden.

„De richten sich man hüslich in", bemerkte Jan mit einem Blick zum Fenster hinaus auf die Soldaten, die im Hof Posten bezogen

Dreißig Mann etwa hatten sich auf dem Hof verteilt, ein paar an der Zufahrt, einige beim Stall, mehrere vor der Veranda, auch drüben am Lagerschuppen einige.

Bevor Thomas ans Fenster treten konnte, klopfte es an die Tür.

Ein englischer Offizier trat, von zwei Soldaten begleitet, ein. Er stellte sich vor: „Captain MacLaglen vom siebenten King-Rifles-Regiment aus Nairobi!"

Thomas war wie vom Schlag getroffen . . . Das also war die Rettung — das war ein englisches Maschinengewehr gewesen . . . Er fand kein Wort der Erwiderung. Lena war bleich auf einen Stuhl niedergesunken.

Fast bereute es der Captain, so bald und unerwartet in den Raum gekommen zu sein. Auch er war überrascht, den Farmer, dessen Besitz er retten wollte, in voller deutscher Kriegsausrüstung vor sich zu sehen. Kühl faßte er sich, und mit der dem Engländer eigenen Nüchternheit erklärte er freundlich:

„Mister Hoffingott, I am sorry — aber es ist meine Pflicht . Sie sind mein Gefangener . . "

„Nein", entfuhr es Thomas in unwillkürlicher Abwehr. Dann schüttelte er den Kopf, starrte wortlos den Offizier an, konnte es nicht fassen, konnte es nicht verstehen. Der englische Offizier da, das war — wo hatte er ihn gesehen, diese Stimme gehört — ein Ausdruck von Erstaunen legte sich auf Thomas' Gesicht.

Der Engländer sah es.

Der Offizier, das war jener Burenfarmer, der ihn in Lambeni hatte ausfragen wollen, damals, am Tag nach der Ermordung des Erzherzogs Thomas sah ihn fragend an: „Sind Sie denn englischer Offizier geworden? Sie haben mir doch damals gar nichts davon gesagt "

Der Offizier lächelte: „Herr Hoffingott, ich war nie etwas anderes."

„Und damals in Lambeni?"

„Da hatte ich nur für ein paar Tage Zivil angezogen. Um nachzusehen, was Ihre Regierungsstellen vorhatten Es war Soldatendienst "

„Man kann so etwas auch anders nennen. Aber was wollten Sie auf Pilatus?"

Thomas war voll Bitterkeit.

„Ihren Besitz vor diesem schwarzen Gesindel retten."

„Warum schicken Sie es erst ins Land?"

„Haben wir nie getan!" Der Offizier trat näher in die Stube. „Natürlich interessierte mich Ihre Farm. Hätte ich gewußt, daß ich Sie in Uniform treffe . . ." Er schien zu überlegen.

„I am sorry . . aber es ist Krieg . . ich kann nicht anders handeln, da ich Sie als Soldat hier finde." Er ging dicht an Thomas heran. „Es gäbe eine Möglichkeit, Sie auf Ihre Farm zu entlassen. Eine einzige Wollen Sie sie ergreifen?"

Fragend, ungläubig starrte ihn Thomas an

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nicht mehr für Deutschland kämpfen werden. Dann können Sie bleiben. Überlegen Sie sich den Vorschlag. Sie haben Frau und Kind, eine blühende Farm. Wägen Sie ruhig ab, überlegen Sie, ich lasse Ihnen Zeit So möchte ich jetzt auch nicht weiter stören "

MacLaglen grüßte, ließ Thomas und Lena allein

Lastendes Schweigen blieb in der Stube Das Prasseln der Flammen drang vom brennenden Stall herüber, die Soldaten MacLaglens schütteten Eimer um Eimer ins Geschwel, sie halfen Jan beim Löschen

„Er hat gesagt . . . wenn du nicht mehr kämpfen würdest, Thomas . . " Tonlos murmelte es Lena

„Josele! Komm her!"

„Bana?"

Josele wendete Thomas den offenen Blick großer Aufmerksamkeit zu, nickte verstehend zu dem, was ihm Thomas zuflüsterte.

„Geh hinaus, Josele, hilf Wasser holen Aber nicht gar zu lang. Dann schaust du, unbemerkt wegzukommen. Lauf auf den Sonnenbichlpfad hinüber, gegen Leitgebel zu. Wart auf der Straße. Es werden dir vier Askaris begegnen von unserer Schutztruppe Sag ihnen, sie sollen nicht nach Pilatus kommen, sag ihnen, wer du bist, daß ich dich schicke. Bleib bei ihnen. Haltet euch in der Nähe, wenn es sein kann Aber laßt euch nicht von dem Engländer sehen. Hast du mich verstanden?"

„Ja, verstanden, Bana!"

Thomas schaute ihm durchs Fenster nach, er wagte es jetzt nicht, Lena ins Gesicht zu sehen.

Lena trat an ihn heran:

„Was meint er damit: wenn du nimmer kämpfen wirst? . . ."

Eine Weile war es still. Dann sagte sie leise: „Du hast recht, Thomas, das geht nicht, um diesen Preis nicht."

Dankbar, schweren Herzens, aber befreit, sah Thomas auf.

„'s wär' nicht das rechte, Lena . . . Freilich könnt' ich wieder dableiben, bei uns da und bei dir . . . ich glaub', es wär' aber gar kein Segen dabei Schau, die andern alle, die sind auch fort, die sind auch dort, wo ein Mannsbild jetzt hingehört."

„Verzeih mir, Thomas . . ."

„Lena, man wär' ja kein Mensch, wenn einem das nicht ans Herz greifen tät'!"

Wortlos hielt sie seinen Hals umfangen. Die furchtbare Ungewißheit ließ ihm keine Ruhe:

„Ich will's ihm lieber gleich selber sagen . . ."

Zwei englische Wachen, die vor der Tür postiert waren, begleiten ihn.

„Zum Captain!"

Der stand vor der Boma und sah den Löscharbeiten zu, das Feuer ließ nach. Der Stall war zwar verloren, aber das Wohnhaus gerettet.

Thomas konnte sich eines merkwürdigen Gefühls nicht erwehren. Was waren doch diese Engländer für merkwürdige Menschen? Sie bespitzeln und bekriegen uns, dann tun sie wieder so, als wollten sie helfen. Sie haben das Wort von dem ehrlichen Spiel geprägt, hatte Peter Pier erzählt, aber was sie selbst tun . . . war das immer fair play??

Lässig stand der Offizier da und betrachtete seine Tommies und Askaris. Thomas konnte sich nicht helfen — irgendwie war dieser Engländer doch ein vornehmer Gegner. Vielleicht hatte er ihm wirklich helfen wollen.

„Captain, ich danke Ihnen für Ihre Hilfe Sie haben mir Frau und Kind und Farm gerettet."

„Das war selbstverständliche Menschenpflicht. Außerdem — wir sind doch alte Bekannte"

MacLaglen schaute Thomas prüfend an.

„Captain, ich hab' mir's überlegt."

„Hören Sie, Mister Hoffingott. Wir wissen, daß Sie am Kilimandscharo gekämpft haben. Sie kennen den jetzigen Standort des Detachements und wissen auch, welche Orders der Oberst gegeben hat. Wenn Sie uns Auskunft geben können, sind Sie frei . . "

Thomas schüttelte lächelnd den Kopf.

„Bedenken Sie, wie viele Menschen Sie durch ein paar Worte retten könnten. Bedenken Sie, was auf Ihrer Farm heute nacht hätte geschehen können. Sie brauchen Schutz und Hilfe!"

„Seit wann bekommt man die vom Feind?"

„Ich gebe Ihnen die ausdrückliche Versicherung, daß wir Sie, Ihre Familie und Ihr Eigentum beschützen werden, wenn Sie unsere Interessen vertreten . . . Überlegen Sie sich's!"

„Da gibt's nichts zum Überlegen, Captain! Nur eine Bitte habe ich: Gewähren Sie meiner Frau Schutz vor den Massai!"

„Das können wir hier nicht. Ihr Entschluß hindert uns daran!"

„Müssen die Unschuldigen umkommen weil ich kein Verräter sein will?"

„Ihre Frau und das Kind werden wir auf englisches Gebiet bringen lassen. Dort sind sie außer Gefahr"

„Ich danke Ihnen, Captain!"

Nein, Mister, man trägt nicht zuerst eine Fahne auf einen Berg und kommt dann zurück, um sie zu verraten

Lena kam mit dem kleinen Christl heraus, es dauerte ihr zu lang, sie hatte Angst, sie könnten ihn schon wegführen

Mit ehrlichem Mitgefühl schaute der Engländer auf Thomas und auf das nichtsahnende Kind im Arm der erschütterten Frau, der man die Sorgen und Schrecken der letzten Ereignisse deutlich anmerkte

„Sie wollen also freiwillig Ihren Besitz, Ihre Familie, Ihre Freiheit aufgeben?"

„Nein, Captain, freiwillig nicht. Sie zwingen mich dazu. Gerade weil ich meine Freiheit verteidigen will, muß ich dieses Opfer bringen und auf die von Ihnen angebotene Freiheit verzichten"

Mit ruhigem Blick, in dem ein Entschluß unwandelbar feststand, schaute Thomas den Engländer an:

„Würden Sie an meiner Stelle anders handeln?"

Langsam hob MacLaglen seine rechte Hand und reichte sie dem Deutschen

(Fortsetzung folgt.)

BERNHARD FAUST:

ALFRED KRUPP
EIN KÖNIG DER ARBEIT

Zu seinem 125. Geburtstag am 26. April 1937

Als er das Erbe übernahm, war das Vermögen verloren und vom Vater in einer Erfindung verbraucht, die ein feinkörniges Eisen, das man in England Stahl, Gußstahl nannte, im Rennfeuer mit Tiegeln herzustellen versuchte. „Ich sollte laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntnis und Mittel, Kraft und Erfahrung", bekannte er später. „Von meinem vierzehnten Lebensjahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters, Arbeit bei Tag und nachts das Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären."

Dieser Junge hätte nicht Alfred Krupp heißen müssen und ein Westfale sein, um sich Achtung zu verschaffen und Raum und Absatz für seine Walzen, Stanzen, Spindeln und Münzstempel. Schon nach sechsjähriger Selbständigkeit sandte er seine Vertreter nach Rußland, Frankreich, Flandern und der Schweiz, und auch auf Englands geheiligten Boden setzte er, ein Eroberer im klassischen Lande der Technik und Industrie, seinen Fuß. Freilich, der Preis, den er zahlte, um die Pflicht zu tragen, die man auf seine schmale Schulter bürdete, war schwer genug: der Verzicht auf die Jugend, und während seine Altersgenossen Liebesgedichte schrieben, schwärmte zwar auch er und schwärmte nicht minder, aber für andere, nüchterne Werte: „Unsere Fabrikation erfordert mehr Aufmerksamkeit, zartere Behandlung als die gewöhnliche Massenfabrikation." Und wo die Feder gefühlvolle Brieschen flüstert, dient sie ihm auf rußbeschmierten Werkstattzetteln: „Wo und unter welchem Namen erhält man den besten Stahl aus Kuchen? Das Haus in Hull befragen wegen Damora-Eisen erste Qualität aus Schweden."

Das war die Zeit, der die Urgroßmütter entzückt huldigten, aber sie war, kaum genossen, längst vorbei, lange bevor man der Romantik das Sterbelied sang. Telegraphen verbanden schon damals Markt und Herstellungsort, 1834 fielen die Zollschranken zwischen Preußen, Sachsen, Thüringen, Bayern und Württemberg, und wo die Schlagbäume noch die Grenzen schlossen, „wird", wie Goethe seinem getreuen Eckermann zukunftsgläubig zurief, „die neue Bahn das ihre tun, um Deutschland zur Einigung zu zwingen". Es ist die eiserne Zeit, die Zeit des Dampfes, der Maschinen, der händelosen Kraft, und dennoch die Zeit, die keiner Hand entbehren durfte. Alfred Krupp, am 26. April 1812, vor 125 Jahren, mitten im Waffenlärm geboren, als der Krieg Europa und die Welt in zwei feindliche Lager riß, hatte ein feines Gefühl für die Aufgaben, die heimlich webenden Schicksalsmächte dieser Zeit, für ihre Wunden und Nöte und die Weiten, die sie erschloß, und dieses Gefühl gab ihm die stete, ruhige Sicherheit, die sein Glück bergauf wies, seinen Ruf hartschmiedete und seine Arbeit zum Erfolge führte

Doch vorerst gehörten dazu Weltkenntnis und kaufmännische Erfahrung, und beides fand der junge Industrielle — daheim Lehrling und Unternehmer zugleich — in Paris und London. Und während in den Straßen Frankreichs die Revolution der Maitage 1830 nach Schuld und Sühne schrie und Gerechtigkeit und eine bessere Zukunft versprach, stieg der lange, ernste Deutsche schweigsam von Treppe zu Treppe: dreißig Besuche, wie er gewissenhaft bucht, macht er jeden Tag, um seinen Leuten Brot zu verschaffen. Denn auch daheim wütet die Not, daheim verdrängte der Maschinenbetrieb das Handwerk und findet Widerstand, wie überall in den nachnapoleonischen Krisenjahren, und die heißgelaufene Wirtschaft kommt durch Eigensinn und unkluges Beharren in Dünkel und Zwietracht gänzlich zum Stillstand. Mancher Schmied stellte den Hammer beiseite, mancher Weber griff verzweifelt zur Flasche, und der Bauer, der städtische Erzeugnisse benötigte, hatte kein Geld, weil der Städter, Verbündeter in gleicher Schicksalsgemeinschaft, den Schmachtriemen enger schnallte und hungerte. Auch an Alfred Krupp ging der Wirtschaftsniedergang der vierziger Jahre nicht ohne Spur vorbei. Als er durch Mißwollen der Behörden, bei der Wiener Münzpräganstalt, auf einen Schlag dreißigtausend Gulden einbüßte, hatte der knapp Dreißigjährige ein Recht zu der Klage: „In Wien, Mutter, bin ich grau geworden."



Alfred Krupp

Was es rechts nahm, schenkte das Leben mit der Linken doppelt zurück: Hermann Krupp, der Jüngste der Brüder, erfand eine Löffenwalze, und ein Wiener Bankier, ein geschäftsbeflissener Mann, machte Krupp Vorschläge, in Berndorf, nahe bei Wien, eine Fabrik zur Ausbeutung des Patentes zu errichten. Kaum erwartet, brachte das Unternehmen dennoch Gewinn: allerdings mußte man sich in Essen ohne Hermann begnügen, doch erzog sich Alfred Krupp in seinem Vetter Adalbert Ascherfeld tatkräftige Hilfe. Ein Versuch in Deutschland mißriet zuerst, weil der erste Inhaber, der alte Jäger, mit Kennerschläue in die eigene Tasche wirtschaftete und das Bankhaus von der Heydt mitnahm, als ihm Krupp die Türe wies. War da nicht die Goldmedaille der Berliner Gewerbeausstellung ein gar lindes Pflaster? Ach, was half das, wenn zwei Drittel der Belegschaft feiern mußten und die Preise für Gußstahl um zwanzig Prozent sanken' Und bald naht der Augenblick, berühmt in der Geschichte des Mannes, den Deutschland verehrt, weil er im Glauben an seine Arbeit den letzten Einsatz wagte — der Augenblick, als Vetter Ascherfeld in später Nacht das Pferd vor den Wagen spannt und wie auf Diebeswegen das Silber der Familie, den lange und ängstlich gehüteten Schatz, nach Düsseldorf fährt, um das tote, blanke, kostbare Metall in der Münze gegen bar zu verkaufen

Erst Freund Sölling, mit fünfzigtausend Talern Teilhaber der Firma geworden, brachte neuen Aufschwung Alfred Krupp verfügte nun über genügend Kapital, um Mutter und Brüder auszuzahlen Unterstützt von seiner verständnisfreudigen Entschlußkraft, verwirklichte Krupp einen längst gehegten Wunsch, eine Liebhaberei, die vorerst mehr eine Leidenschaft war als Ware von notwendigem Marktwert: den Guß von Waffen aus Stahl. Zwei Gewehrläufe wurden für Berlin eingepackt, aber die Post gab das Paket uneröffnet nach Essen zurück, und anbei die hochmütige Antwort eines vertrockneten Schreiberhirns: „Die preußische Waffe ist so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedarf."

Drüben beim Nachbar, jenseits der Grenze, war man jedenfalls klüger und versuchte alles, Krupp zur Gründung eines Zweiggeschäftes zu bewegen Krupp indes war es, als er die Probe sandte, nur um das Gutachten eines Fachmannes zu tun gewesen, und überzeugt, daß sein Stahl jedem Zweck zu dienen vermochte, stellte ihm der Erfinder größere Aufgaben Wie staunten die Her-

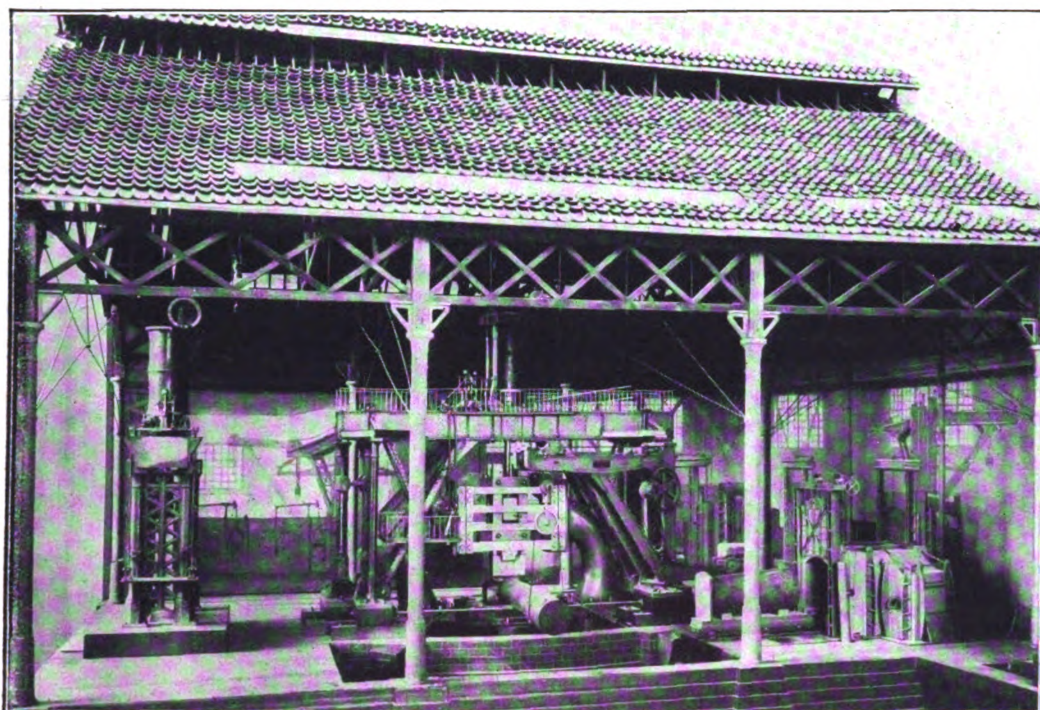


REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M



doppelt fermentiert

4 Pf.



Der Kruppsche 1000-Zentner-Dampfhammer „Fritz" war von 1861 bis 1911 in regelmäßigem Betrieb.
Aufnahme nach einem Modell im Deutschen Museum, München.

ren vom Preußischen Allgemeinen Kriegs-Departement, als, kaum hatte man diesen aufdringlichen Burschen aus Westfalen abgeschüttelt, eine Kanone in die stillen Amtsräume rollte, ein Stahlwunder, in seiner kargen Nüchternheit grausam und tückisch anzusehen, daß man Stein und Bein schwor, die gute alte Bronze müsse einfach besser sein. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen jedoch, zu Schießversuchen mit dem vermaledeiten Geschenk befohlen, rief, als er vom Schießplatz heimkehrte, aus ehrlich überzeugtem Soldatenherzen: „Vor diesem Herrn Krupp habe ich einen gewaltigen Respekt bekommen!"

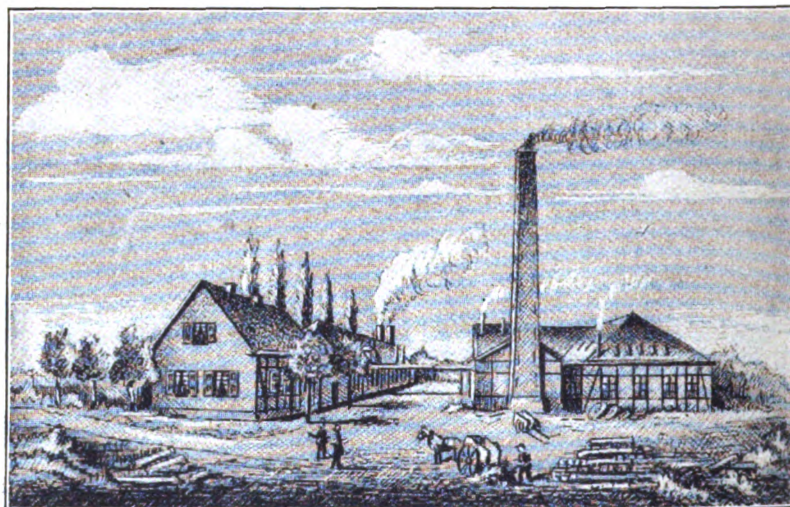
Nützt nichts — der Kriegsminister General von Rohr schwört auf seine Bronze und mit ihm die Sachverständigen. Preußischer Finanzminister war inzwischen der frühere Chef des Bankhauses von der Heydt geworden, und das blieb nicht ohne Einfluß auf die Wünsche dieses Querkopfes, der ihm einst das beste Geschäft verdarb. Allerdings hinderte dieser Schatten der Vergangenheit Krupp nicht, den Kampf gegen das Kriegsdepartement aufzunehmen, die verlachteste Behörde der Zeit, wie man spottete. Munter bot er den bezopften Bürokraten seine Waffen an „als das sind: Musketen, Büchsen, Kürasse, Schartenladen und Kanonen", und als man hochachtungsvoll schwieg, wandte er sich an den König, schenkte ihm ein Sechspfündergeschütz und wartete seine Zeit ab.

Vorläufig blieben das also bloß persönliche Liebhabereien. Auch Krupps Heirat mit der einundzwanzigjährigen Bertha Eichhoff am 19. Mai 1853 hielt sich still im Hintergrund, obwohl die Arbeiter anderen Sinnes schienen und beim Einzug sechzig Pfund Pulver verschossen. Doch war das schönste Hochzeitsgeschenk die Gewißheit, daß die jüngste Erfindung der Werkstatt, Radreifen aus Stahl ohne Schweißnaht herzustellen, auch Schiffsachsen, Trag- und Stoßfedern, die Belegschaft, die von drei Mann auf dreihundertvierzig gestiegen war, langhin mit Arbeit versorgte.

Und als zweites die Council-Medal der Internationalen Industrie- und Kunstausstellung in London, wo die Engländer einen Siebenundzwanzigzentnerguß zeigten, Krupp aber einen alten Herrn, scherzhaft Großpapa genannt, der seine dreiundvierzig Zentner Gewicht auf dem Kerbholz hatte. Ganz konnte sich da auch Berlin nicht abseitsstellen und gewährte den Roten-Adler-Orden vierter Klasse, aber keine Aufträge. Erst Prinz Wilhelm, seit 2. Dezember 1859 Preußens Regent, forderte bei der Prüfung der Verteidigungsfrage dreihundert Feldgeschütze aus Krupps Werkstatt.

„Abgesehen von der Lieferung von Kanonen für die Königlich Preußische Armee, welche ich demnach weniger als ein Geschäft und mehr als eine Ehrensache betrachte, habe ich Gußstahlkanonen nur deshalb ausgeführt, um die Eigenschaft meines Gußstahls zur Geltung zu bringen", schrieb der neuernannte Geheime Kommerzienrat in einer Eingabe an den König. Und Bismarck wäre nicht Gast im Gartenhaus gewesen, nicht Preußens König, nicht die Könige Europas, wenn sich Krupp als ein Mann der Heuchelei und geschäftlichen Raffgier erwiesen hätte, auf den man sich nicht verlassen konnte. Und König Wilhelm hätte ihm nicht geholfen, die Schrecken der Geldnöte zu erleichtern, als sich Krupp durch den Kauf einer Erzhütte und Grube, den Bau von Hallen, Dampfhämmern und Siedlungen für die Arbeiter in unvorhergesehene Ausgaben stürzte. Krupps Dank war auch der Dank eines Mannes, der Hilfe und Teilnahme zu würdigen verstand: dreihundert Vierpfünder stellte er 1870/71 freiwillig zur Verfügung und an Geld 450 000 Taler „Mein Ziel ist, dem Staat mit meiner ganzen Kraft zu dienen", ist sein Wort aus jenen Tagen zwischen Tod und Hoffnung

Vier Arbeiter zählte die kleine Walkmühle zu Beginn, ein Volk von Sechzigtausend siedelte zuletzt um das schüchtern und bescheiden geduckte Stammhaus der Kruppschen Werke. Westend, Nord- und Schwederhof Kronenberg und Baumhof, mustergültige Städte, wuchsen um den Betrieb als Beispiele der schöpferischen Größe dieses Mannes, dessen wahrhaft opferbereite Gesinnung zu Recht gerühmt werden darf Als Patriarch aus Gemüt und Wollen, als leidenschaftlicher Organisator sorgte er bis ins kleinste, bis zum Schuhwerk für seine Gefolgschaft. „Um den Arbeitern und Beamten tunlichst Erleichterungen zu gewähren, wird die Firma fortfahren, nicht nur Familienwohnungen zu bauen, sondern auch Konsumanstalten für Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, Menagen, Sparkassen und andere derartige Einrichtungen", befahl er. Es ist etwas Unerhörtes, etwas unerhört Neues um diese Sprache, die viel härter, bewegter und klarer klingt als die weichen Gaumenlaute der liberalen Händler, die den Grundsatz des größtmöglichen Geldnutzens bei geringstem Aufwand als oberstes wirtschaftsgöttliches Gebot priesen und anbeteten

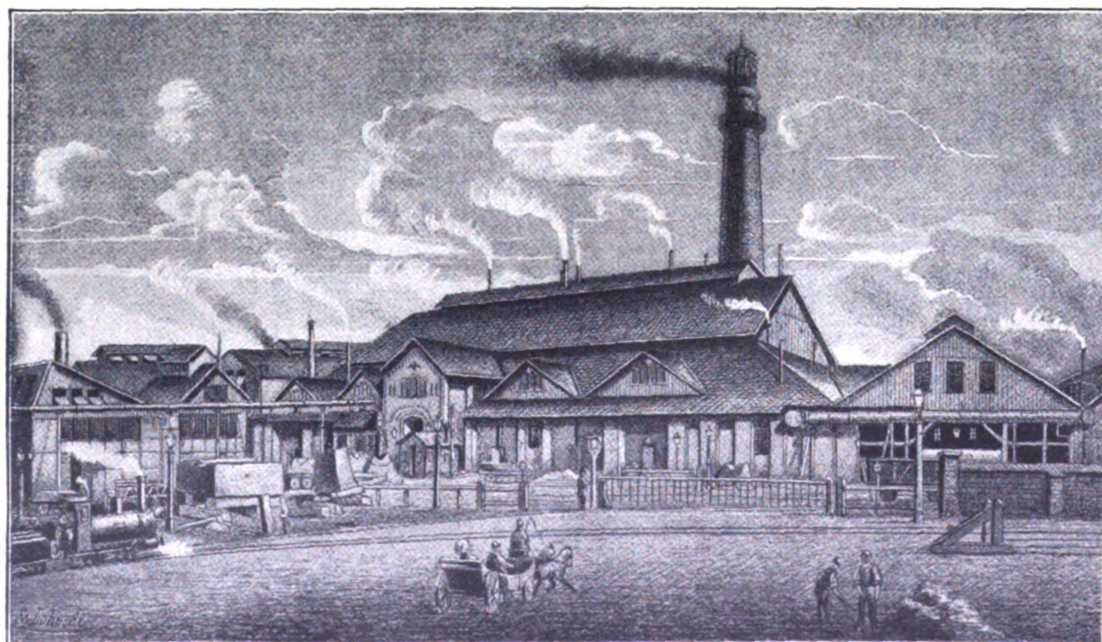


Die Kruppsche Fabrik im Jahre 1840
Holzschnitt aus dem „Neuen Universum" 1890.

„Auch muß", bekannte er anläßlich einer Spende, die er gewährte, „alles ganz einfach als ein Akt der Nützlichkeit erscheinen und dabei von einer Nächstenliebe getragen sein, die hinter dem Schleier hilft, unbemerkt von der Presse und unbelästigt von der Eitelkeit." — In aller Stille, unbeachtet von der Öffentlichkeit — das war Krupp, der oft geschmähte Unternehmer mit dem kühlen Blick für die Möglichkeiten des Daseins, der als Kanonenkönig oft verhöhnte Schmied von Essen, der oft verlachte deutsche Sozialist.

Als er sich, von einem Gang durch das Werk heimgekehrt, für immer niederlegte, und in der Nacht vom 14. Juli 1887, vor nunmehr fünfzig Jahren, sein pflichterfülltes, tätiges Leben beschloß, im zufriedenen Aufatmen eines rechtschaffen müden Menschen, wußten alle, die von seinem Fleiß und Können lebten daß es ein Vater war, um den sie trauerten, und Deutschland wußte, daß es einen Großen verlor, einen Tapferen und Unermüdlichen seiner Geschichte.

Arbeiter trugen den Sarg, in dem er von seiner Arbeit ausruht — er, Alfred Krupp, ein König der Arbeit.



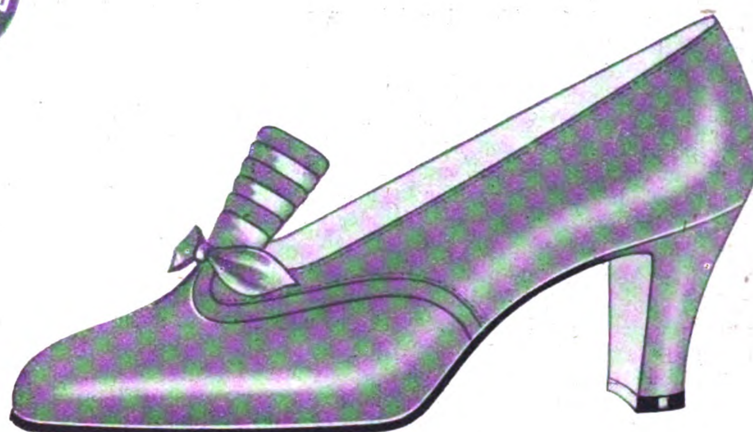
Das Hammergebäude Fritz und Max mit Umgebung in den achtziger Jahren.
Holzschnitt aus dem „Neuen Universum" 1890.

BEIGE SCHUHE





beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



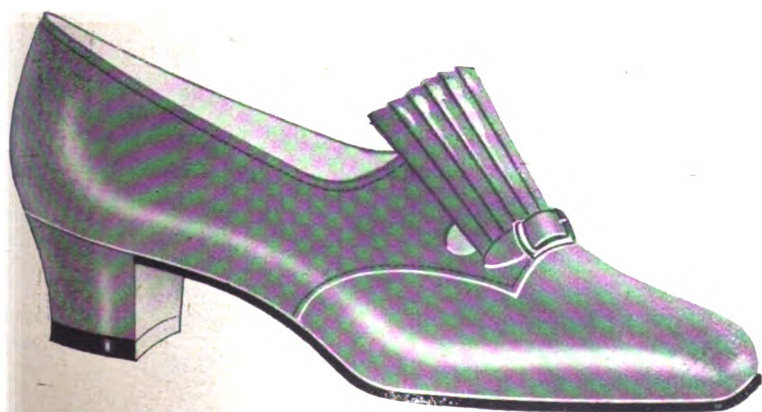
graubeige Chevreau
MODELL SALAMANDER



beige Wildleder mit brauner Garnitur
MODELL SALAMANDER



beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



beige Wildleder mit weißer Gummisohle
MODELL SALAMANDER

PETER STEFFAN:

Der Mann, der hungern mußte

Ich machte die Bekanntschaft des beklagenswerten Herrn John Fitzroy Sevenoaks an einem schönen Londoner Frühlingsabend. Es war gegen elf Uhr, die Theater des Westends beendeten gerade die Abendvorstellungen, und da die Luft mild und einladend war und die Saison in vollem Gange, so waren die Straßen belebt von Damen in Abendkleidern und Herren im Frack, die gemächlich einherbummelten, um in irgendeinem der vielen modischen Restaurants noch zu Abend zu essen.

Weil ich mich in London nicht allzu gut auskannte und es auch nicht eilig hatte, ließ ich mich vom allgemeinen Strom mittreiben. Im Strand fiel mir ein Lokal an der andern Straßenseite auf, das sich sichtlicher Beliebtheit erfreute. Man tut in England gut daran, sich in Dingen des täglichen Geschmacks dem Urteil der Mehrheit anzuvertrauen· ich überquerte den Fahrdamm.

Der Mann fiel mir sofort auf. Er stand vor dem Lokal und schaute mit einem solchen Blick hungriger Begierde in das hell erleuchtete Schaufenster, daß er einem leid tun mußte. In der Tat waren auch die Leckerbissen, die da ausgestellt waren, so anziehend, daß mir das Wasser im Mund zusammenlief. Wenn man den Mann ansah und dann das gebratene Hühnchen im Vordergrund des Schaufensters, merkte man erst, wie hungrig man war und daß man einfach keinen Augenblick länger mit dem Essen warten konnte. Das Gesicht des hungrigen Mannes wirkte wie ein Magnet.

Ich machte es also wie eben ein anderer Herr vor mir: ich drückte dem Mann einen Shilling in die Hand und betrat das Lokal. Mit dem beruhigten Gefühl, daß die zwei Shillinge ausreichen würden, um dem Mann vor dem Schaufenster eine ordentliche Mahlzeit zu erlauben, setzte ich mich zu meinem Hühnchen nieder Das Essen war ausgezeichnet und der Wein vorzüglich.

Da ich noch eine Verabredung mit einem Freund hatte, verließ ich das Lokal bald wieder. Mein erster Blick, als ich durch die Drehtür hinaustrat, fiel auf den Mann mit dem hungrigen Gesicht. Er stand noch immer da und starrte mit dem gleichen begierigen Ausdruck auf das Hühnchen hinter der Scheibe.

Ich ging zu ihm hin Wenn man gut gegessen hat, ist ein trübseliges Gesicht wie ein Makel auf dem fleckenlosen Schild einer freundlichen Welt.

„Verzeihen Sie", sagte ich, „Sie sind hungrig?"

Er drehte sich um und warf mir einen melancholischen Blick zu. „Ja", antwortete er, „daß ich hungrig bin, kann ich wohl sagen."

„Darf ich Ihnen aus einer Verlegenheit helfen, die gewiß nur vorübergehend ist?" fuhr ich fort und griff ein wenig verlegen in die Tasche; der abgetragene Anzug und das hungrige Gesicht redeten zwar eine deutliche Sprache, aber er sprach ohne einen Anflug von Dialekt und hielt sich eher wie ein Gent'eman als wie ein Bettler.

Statt aller Antwort griff der Angeredete seinerseits in die Tasche und holte eine Hand voll Silbermünzen hervor

„Aber wie kommt es dann, daß Sie hungrig sind", sagte ich verwirrt, „gehört das Geld nicht Ihnen?"

„Doch", erwiderte er mit einem tiefen Seufzer; „aber kommen Sie, wir wollen diesen schrecklichen Platz verlassen."

Wir gingen langsam die Straße hinunter. Ich bot ihm eine Zigarette an, die er schweigend doch mit einer höflichen Verbeugung annahm.

„Ich war früher ein ziemlich bekannter Artist" begann er dann, während er erleichtert den Rauch seiner Zigarette einzog. „Fitzroy Sevenoaks, Trapezakt, vielleicht haben Sie davon gehört. — Vor anderthalb Jahren hatte ich einen Unfall, ich stürzte vom Trapez, und mit meiner Laufbahn war es aus Ich konnte auch sonst keine Arbeit mehr annehmen; der Schock, den ich damals davontrug, hat meine Nerven ruiniert. Ich erhielt wohl Arbeit, aber alle paar Wochen bekomme ich eine Art nervösen Anfall und bin dann für einige Tage völlig arbeitsunfähig. So verlor ich eine Anstellung nach der andern und kam immer mehr herunter

Im letzten Jahr stand ich dann eines Abends vor jenem Lokal. Ich hatte seit zwei Tagen nichts gegessen und Sie können sich denken, wie ich die Dinge ansah, die da im Schaufenster ausgestellt waren. Es war die Zeit, wo die Theater schließen, es gingen viele Menschen da vorbei, und plötzlich hielt mir einer ein Geldstück hin. Ich war so verblüfft, daß ich es annahm So habe ich das erstemal gebettelt

Nun um eine lange Geschichte kurz zu machen, es

erwies sich als recht einträglich, vor jenem Schaufenster zu stehen. Es scheint, daß mein Hunger die Leute ansteckt. Von denen, die stehenblieben, um mir Geld zu geben, gingen die meisten in das Lokal, das damals noch unbekannt war und jetzt einen ziemlichen Aufschwung nahm. Der Besitzer des Restaurants, der mich beobachtet hatte, verpflichtete mich gegen Zahlung von einem halben Pfund täglich, abends nach Theaterschluß vor seinem Schaufenster zu stehen und hungrig auf die Auslagen zu sehen

Das ging eine Zeitlang gut, und ich hatte anständig zu leben. Aber je besser es mir ging, desto geringer wurde meine Anziehungskraft. Der Wirt weigerte sich mich weiter zu bezahlen. Er sagte, ich schaute nicht mehr hungrig, sondern gelangweilt aus. Schließlich schlossen wir einen neuen Vertrag

Ich bekomme jeden Abend ein Pfund von ihm. Dafür bin ich verpflichtet, mein Gewicht auf 60 Kilo zu halten. Das ist für einen Mann meiner Größe keine Kleinigkeit, Herr. Und außerdem darf ich von vier Uhr nachmittags bis halb ein Uhr nachts nichts mehr essen"

Der Mann mit dem hungrigen Gesicht hatte seine Zigarette zu Ende geraucht und trat mit einem tiefen Seufzer das Zigarettenende auf dem Pflaster aus

„Ich müßte wohl zufrieden sein", sagte er, „das Lokal geht glänzend, meine Einnahmen sind regelmäßig und gut. Aber glauben Sie mir, Herr: hungern, wenn man Geld in der Tasche hat, und die Stunde abends vor dem Schaufenster mit Hummern und Austern und Brathühnchen, das ist eine halbe Hölle"

Er winkte einem Taxi, das eben vorüberfuhr

„Ich habe jetzt 800 Pfund gespart", sagte er noch. „Wenn es 3000 sind, ziehe ich mich aufs Land zurück. Ich glaube, ich habe das verdient — Good bye, sir. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir zuzuhören"

Er stieg ein und das Taxi fuhr an —

Obwohl ich mich noch einige Wochen in London aufhielt, ging ich nicht wieder in das Lokal am Strand. Schweren Herzens, denn ich habe selten irgendwo besser gegessen. Aber ich hätte es nur schwer ertragen können, das hungrige Gesicht des beklagenswerten Herrn John Fitzroy Sevenoaks, dieses modernen Tantalus, zu sehen. Hoffentlich hat er inzwischen die 3000 Pfund gespart

HANS MATSCHER:

Ortlerblick

Wo die Straße in das Matschertal einen rechtwinkeligen Knick macht und man plötzlich die zerfallenen Burgen der Vögte und Raubritter gleichen Namens vor sich hat, prallte der Vagabund zurück, denn ums Eck bog gleichzeitig der Landjäger Kilian Lergetpohrer.

„No, warum reißt's uns denn so?" fragte dieser freundlich sein verdutztes Gegenüber.

„Sonst wär i doch am Herrn Postenführer angestreift."

„Freilich ungut, wann der Herr Postenführer grad auf der Streife ist." Der Landjäger zog ein dickes Notizbuch: „Den werten Namen, wenn i bitten durft?"

„Alois."

„Schau, just den unschuldigsten Namenspatron."

„Warum nit?" wurde der Bummler frech.

„Aber jeder hat auch noch einen Schreibnamen, Herr Aloisius."

„Walzl schreib i mi."

„Ausgerechnet Walzl! No, von wo walzeln S' jetzt her? Aber kürzen wir die Sach ab: die Papiere, bitte!"

„Papiere?" staunte der Landläufer. „Ich brauch keine Papiere! Wann i Papiere brauch, nimm i eine Hand voll Laub oder Gras oder Heu."

„Tut mir leid, lieber Alois Walzl, das ist halt der Unterschied zwischen uns beiden: wenn i Papiere brauch und Sie haben keine, dann gibt's für Sie weder Gras noch Heu, sondern eine Holzpritsche, und i bin neugierig, wo der Matscher Vorsteher so eine zu Ihrer Verfügung hat"

Serafin Plangger, das Gemeindeoberhaupt der Matscher, zuckte bedauernd die Achseln: einen Kotter (Arrest) gäbe es hier nicht. „Für uns benötigen wir keinen und für die Fremden haben wir nur Wirtshäuser gebaut"

„Wenn i von meinem Patrouillengang bis hinter die Gfließhöfe zurückkomme, nimm i den verdächtigen Kerl mit. Inzwischen muß er untergebracht werden!" befahl der Sicherheitsleiter

„Am ehesten halt im Kellerle vom Tschigg-Martl; der ist mit seiner Alten auf der Freibrunner Wies' oben mahen und kommt erst spätabends zurück"

Das Gemeindehaupt führte die beiden zur kleinen Behausung, holte den Hausschlüssel aus einem Versteck im Holzstoß an der Hütte hervor, und dann sperrte man den Gesellen in das Untergeschoß, das eine gutvergitterte Fensterluke gegen die Straße hin hatte

Wieder allein, sah der Vagabund über den Weg hin gerade auf den glitzernden Ortler, der sich in seiner ganzen Majestät entfaltete, umgeben beiderseits von einer Reihe weißbekleideter Trabanten, und sein Haupt in die freien Lüfte hob



Freie Lüfte! Und er saß gefangen in einem stinkenden Loch! Er rüttelte an den Eisenstäben: da gab es kein Entkommen. Schön war er in dieses Verhängnis gelaufen. Weil ihm jenseits der Berge der Boden zu heiß geworden, war er über die kühlen Gletscher gewandert und fand hier akkurat einen von denen, die ihn jenseits suchten. Ob das nicht zum Verzweifeln ist! Neuerdings probierte er am Gitter: nein, es war jede Hoffnung vergebens.

Da hörte er das Aufprallen von eisenbeschlagenen Bergstöcken und das Schrillen von Nägelschuhen auf dem Pflaster des Talweges, Schritte nahten, das Fenster verdunkelte sich, der Gefangene sah zwei Paar Wadenstrümpfe, die sich nach oben teils in Pumphosen, teils in einen lodenen Kittel verloren, und vernahm:

„Ach, Adolf, welch entzückender, herrlicher Blick!“ —

Der hellen, begeisterten Stimme antwortete ein unwilliges Brummen: „Mußt du immer äußerlich konstatieren, was man tief innen im Herzen empfindet?!“

Das sind Eheleut, dachte sich der Kellermann.

„Sei nicht böse, es ist zu schön!“ schwärmte sie.

„Eigentlich hast du recht, Griselde. Ich glaube sogar, es ist die Gegend, die ich schon lange suche: abgeschiedenes Tal, friedliche Ortschaft, Romantik vergangener Zeiten, Wald und vor sich eine ins Heroische stilisierte Landschaft, wie man sie großartiger nicht ausmalen kann . . .“

„. . . und gewiß nicht teuer.“ —

„Nun wirst du wieder altbacken, wenn ich mich frisch erwärme!“

„Essen müssen wir auch, Adolf!“

„Eigentlich hast du ja recht, Griselde.“

Wenn der ihr alleweil zugibt, daß sie eigentlich recht hat, wird sie bald alleweil recht haben. Da braucht's bei den Weibsleuten kein langes Zureden. Das ist ein dummer Kerl, der Tourist! philosophierte der Strolch

„Es scheinen hier einfache Verhältnisse vorherrschend zu sein“, setzte der Fremde seine Betrachtungen fort . . .

„Meinst du nicht, Adolf, wir könnten uns über Sommer einmieten?“ schlug sie vor.

„Noch viel mehr, Griselde. So ein Holzhäuschen wie beispielsweise dieses dürfte wohl erschwinglich sein und mit wenigen . “

Die beiden vor dem Fenster sprangen erschrocken zur Seite, denn aus der Kellertiefe drang der klagende Ruf:

„Hilfe! Hilfe!“ —

Oben blieb es still Sapperlott, die zwei werden doch nicht auf und davon sein die Hasenfüße? Der Strolch hörte jetzt ein zitterndes: „Adolf, kam es nicht hinter dem Gitter hervor?“

„Ich werde mal sehen!“ raffte der Mann sich auf, faßte die Alpenstange fester und näherte sich der Luke: „Wer ist da?“

„I bin da . . i . . o gute, liebe Leut, helft mir! I bitt euch“, jammert es von unten. Der Vagabund stieg auf eine Kiste, streckte die Arme durch die Stäbe, faltete davor die Hände, preßte ein schmerzlich verzerrtes Gesicht an das Gitter und flehte: „O erbarmt euch mein!“

„Ach, der Arme!“ war die Frau gerührt.

„Du mußt ihn befreien, Adolf.“

„Sachte, sachte!“ winkte er ab und sprach belehrend: „Zuerst, Griselde, muß immer der Grund, die Ursache einer befremdlichen Erscheinung erhoben werden. Warum, mein Lieber, sind Sie hier eingekellert?“ —

„Weil i ein guter Mann bin und ein schlechtes Weib habe!“ —

„Das ist psychologisch interessant.“ —

„Ah, lieber Herr, wenn man's Weib hat, ist es gar nit mehr interessant. Vom Geizteufel besessen ist sie, meine Alte; alles scharrt sie zusamm', lei das Grützel gehört noch mein.“

„Grützel? —“

„Halt die Hütt'n da.“ —

„Oh, die ist doch so malerisch!“ schwärmte die Frau.

„Da haben Sie freilich recht. Dutzendweis' sind sie schon hier gewesen, die Maler, und haben das Häusl abkunterfeit, vom Wald aus, und als Hintergrund den Ortler Einer hat einmal zu mir gesagt: ‚Welch entzückender, herrlicher Blick! Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind: Sie besitzen den schönsten Ortlerblick‘“ —

„Siehst du, Adolf, welch künstlerischen Geschmack wir . . .“

Der Fremde wehrte die Feststellung mit einer Handbewegung als selbstverständlich ab und setzte seine Untersuchung fort: „Also, was ist's mit Ihrem Weibe?“ —

„Letz, letz! Anfangs ist alles gut gegangen — wissen Sie wohl, so lange man verliebt ist und i hab ihr mein ganzen Verdienst und alles gebracht; dann hat sie wie gesagt, der elendige Geizteufel in die Krallen gekriegt, und jetzt gönnt sie mir gar nix mehr. Man darf halt von Anfang an nit zu gut sein mit den Weiberleuten.“ —

„Eigentlich haben Sie recht.“

„Und wenn i jetzt einmal ein Tröpfl Wein erwisch, damit i nit von der Kraft komm zum Arbeiten, und . . . i sag's, wie's ist . manchmal ein Schlückl zuviel dann . . “ klagte der Lump bitterlich, „. . . dann sperrt sie mich tagweis' ein. So ein gestriges Räuschl muß i heut büßen mit meiner Freiheit“ —

„Ja, das kann ich verstehen“, nickte der Tourist mit Kennermiene. „Gerade der Älpler liebt die Freiheit. Sagt doch schon Schiller: Auf den Bergen wohnt die Freiheit.“

„Den Herrn kenn i nit, aber recht hat er“, nickte der Gauner bestimmend: „Ist der auch beim Alpenverein?“

„Welch köstliche Naivität!“ kicherte Griselde.

„Völlige Unbelecktheit von Kultur“, stellte Adolf fest „Sie lieben wohl Ihre Berge sehr?“

„O lieber Freund“, rief der Schelm begeistert durch die Eisenstäbe, „keine Nacht kann i's erwarten, bis es wieder Tag wird, und da reiß i in aller Herrgottsfrüh das Fenster auf und schrei: O du mein Heimatland! . . Aber da pfaucht mi schon meine Alte aus'm Bett her an: ob i noch alleweil besoffen sei.“

„Eigentlich hat sie ja recht.“

„Aber Adolf!“

„Ja, grad unrecht hat sie nit: man soll nit alleweil gleich außerschreien, was man innewendig empfindet“, führte der Strolch mit Überzeugung aus.

„Sie sind ein sehr kluger Mann“, lobte ihn der Herr.

„Sell wird nit sein", tat der Gefangene bescheiden. „Freilich, so gescheit bin i, einzusehen, daß es in der Weis' nit mehr weiter gehen kann. Umbringen darf i das Weib nit, und länger damit leben kann i auch nit mehr. Am liebsten tät' i wegwandern und das Grützel verkaufen."

„Verkaufen möchten Sie?" jubelte die Frau.

Der Mann zog sie beiseite: „Du darfst nicht so deine Freude äußern, denn wie bieder das Gebirgsvolk im Wandel ist, so sehr auf den Vorteil bedacht ist es im Handel, las ich bei meiner Vorbereitung auf unsere Gebirgsreise."

„Mit mir ist leicht handeln", empfahl sich der Landstreicher, „weil i möglichst bald fort will von da."

„Nu, wissen Sie, mein Gutester", machte der Fremde so obenhin und blinzelte seiner Frau zu, andeutend, daß er jetzt die Nutzanwendung der geiernten Volkskunde zu ziehen gedächte, „selbst wenn ich mich wegen dem bißchen Gefrorenen da (lässige Handbewegung auf die Ortlergruppe) ankaufen wollte, Liebhaberpreise zahle ich nicht."

„Herr, tun mir nit kostbare Zeit vertandeln; da im Holz steckt der Hausschlüssel, und in meiner Stuben droben werden wir gewiß handelseinig werden, denn i gib's billig."

Der Lump ließ sich nicht lumpen: er schleppte aus dem Rauchfange der Küche Speck, Würste und Selchfleisch herbei, entdeckte mit erfahrenem Blick ein Kästchen im Wandgetäfel, daraus er eine Flasche Enzianschnaps holte, lachte: „Das ist die einzige gute Eigenschaft meiner Alten, daß sie allerhand Kräuter anzusetzen versteht", bewirtete die beiden Gäste und zeigte sich beim Verkauf des „Grützels" durchaus nicht bockbeinig.

Nachdem der Handel mit einem tüchtigen Schluck Enzian besiegelt und einem festen Händedruck über der Wurstschüssel bekräftigt war, wetzte der Vagabund mit dem Hinterleder auf dem Stuhl hin und her und stotterte verlegen. Nix für ungut, aber so ein Vertrag müßt halt doch ... ja, etwas Schriftliches sollt man schon in der Hand haben."

„Natürlich!" war der Käufer einverstanden. „Wir können ja gleich beim Herrn Amtmann die Sache richtig machen."

„Sie werden etwa den Vorsteher meinen", sagte der Landstreicher und kratzte sich unlustig den Schädel. „Der Serafin Plangger, das ist kein Kirchenlicht! Der ist lei Vorsteher, weil's sonst keiner sein will. Wissen Sie, wir Matscher, wir haben halt das Vertrauen zu unserm Herrn Pfarrer, und i schon gar. I will mit'm Vorsteher nix zu tun haben."

Der Tourist nickte sehr befriedigt und wandte sich erfreut an seine Gemahlin: „Siehst du, Griselde, wie genau der Verfasser meiner Reisevorbereitung beobachtet hat: er schreibt, daß der Seelsorger vielfach dem Gebirgsvolk auch Berater in irdischen Belangen sei. Fürwahr, ein gutes Zeugnis für Sie, mein lieber, biederer Tschigg Martin."

„Oh .. oh ...", ließ dieser den Kopf beschämt zwischen den Schultern pendeln ..., „i bin keine Ausnahme, und darum möcht i auch in unseren Bräuchen keine machen und den Herrn um eine Kapari bitten."

„Kapari??"

„Um ein bißl Drangabe auf den Kauf tät i bitten. Wissen Sie", der Vagant rieb sich verlegen die Hände, „vor'm Herrn Pfarrer tu i mi genieren drum zu betteln."

„Versteh, versteh, lieber Freund!" Der Fremdling klopfte ihm auf die Schulter und überreichte zwei Hunderter.

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott in den Himmel aufi, vergelt's Gott tausendmal" — bedankte sich der Strolch, „und nichts für ungut, daß ich so frech bin gewesen ..."

„Ah, bester Martin, das Angeld ist doch auch bei uns gebräuchliche Sitte."

„Ja, aber jetzt gehen wir schleunig alles richtig machen bei unserm Herrn Pfarrer. Sehen Sie dort das weiße Haus? Das ist der Widum. Gehen Sie nur langsam voraus, i komm geschwind nach. Wissen Sie", der Vagabund faßte den Touristen vertrauensvoll beim Rockknopf, „i will nur noch das Geld verstecken ..."

„Wohl vor Ihrer werten Frau Gemahlin?" lächelte der Herr.

„Sie sind ein Feiner!", lobte ihn der Landfahrer ..., „aber manchmal kommt Gesindel übers Joch her von draußen. Vor den Matschern selber ist alles sicher, drum haben wir nit einmal einen Kotter gebaut, lei Wirtshäuser für die Fremden."

„Sehr gut, sehr gut!" freute sich der Käufer. „Da wollen wir gleich dann unsern Kauf begießen. Vorher also noch zu Ihrem Pfarrer."

Er wollte den Rucksack umnehmen, doch der Gauner sträubte sich: „Ah, das Stückl da hinüber, den werd schon i tragen."

Er schob die beiden zur Türe hinaus, und sie machten sich auf den Weg zum Pfarrerhause.

Rasch stopfte der „biedere Tschigg Martin" Würste, Selchfleisch, Brot und Schnaps zum andern in den Rucksack, steckte die zwei Hunderter ein, drückte sich um das Haus herum und verschwand in den Wald, nachdem er noch dem Ortler einen dankbaren Blick zugeworfen hatte.

Ja, auf den Bergen wohnt die Freiheit — —

God save the Queen!

Als in England das Telephon eingeführt wurde, mußte auch die Königin Viktoria den Zauberapparat bewundern.

Man verband ihr Schloß Osborne mit der Hauptstadt und stellte in London eine Musikkapelle vor den Schalltrichter, die die Königshymne spielen sollte, sobald die Königin sich am andern Ende der Leitung gemeldet hätte.

Ob die neue Erfindung noch nicht genügend erprobt war, ob die Königin sich verspätete — man weiß es nicht. Jedenfalls meldete Schloß Osborne sich erst, als das Orchester nach langer Wartezeit wieder abmarschiert war.

Plötzlich war die Königin am Apparat und in London nur noch ein Elektriker im Telephonzimmer. Der gute Mann, den die Stimme der Königin vollends in Verwirrung brachte, dachte nur noch an die Hymne, die er, da die Musik nicht zur Stelle war, kurz entschlossen selbst in die Muschel sang.

Dann richtete er an die Königin die ergebene Anfrage, ob sie das Lied erkannt habe. „Gewiß", antwortete Viktoria, „das war die Königshymne. Aber ich habe den Eindruck, ein Ochse hat sie gebrüllt."

H. H.

K. BOTSCHÁR-OETTBERG:

Genosse Teufel

Eines Abends kam der Genosse Posthalter Sertschenko zu mir. Er sah krank aus. Sein Gesicht war eingefallen, die Hände zitterten ihm und — wo war sein Bauch hin? Einfach wie weggeblasen.

„Herr, mein Gott, wie siehst du aus, Genosse Posthalter? Bist du es überhaupt? Noch vor acht Tagen konnte man dich im Dunkeln für einen ganzen Verein halten — und heute . . .?“

„Brüderchen“, sagt er, „ich habe Furchtbares erlebt!“ Und nach einer Weile, während er sich in einen Stuhl fallen läßt: „Glaubst du an den Teufel?“

„Hm, wie man's nimmt. Wie heißt sie?“ frage ich.

Er schüttelte mit dem Kopf: „Ich will dir die Geschichte erzählen: Also, du kennst doch das Dorf Onissjew, siebzehn Werst von hier; dort wohnt eine alte, arme Witwe, die Astruchina. Ihr einziger Sohn ist vor zehn Jahren nach Amerika ausgewandert. Eines Tages bekommt sie Bescheid, vor dem Genossen Polizeikommissar in Mirgorod zu erscheinen.

‚Seid Ihr die Genossin Alexandra Astruchina?‘ fragt er sie.

‚Die bin ich, Väterchen.‘

‚Wo ist dein Sohn, Genossin Astruchina?‘

‚Der Iwan? Der ist in Amerika, Väterchen.‘

‚Hm‘, sagt der Genosse Polizeikommissar, ‚er ist mißraten, dein Sohn Iwan. Hast ihn schlecht erzogen, Genossin!‘

‚Heilige Mutter‘, entfährt es der Astruchina, ‚was — was hat er denn verbrochen?‘

‚Er ist Kapitalist geworden, hat dir 500 Rubel geschickt!‘

‚Fünfhundert Rubel! Ist's möglich?‘

‚Leider‘, sagt der Genosse Polizeikommissar und blättert in einem Aktenstück. ‚Du weißt doch, Genossin, daß es unseren Bürgern verboten ist, ihre Kinder in der kapitalistischen Weltanschauung zu erziehen und daß es ihnen weiter verboten ist, Geldspenden aus kapitalistischen Ländern anzunehmen. Nach dem Gesetz ist das Geld der Staatskasse verfallen.‘

‚Ja‘, schluchzt die Astruchina.

‚Tscha‘, macht der Genosse Polizeikommissar, ‚nach dem Gesetz hast du dich also einer hochverräterischen Handlung schuldig gemacht, aber — ich will, ausnahmsweise einmal, ein Auge zudrücken, weil ich weiß, daß du sehr arm bist. Ich werde dem Genossen Posthalter Anweisung geben, dir das Geld auszubezahlen; du kannst es dir morgen bei ihm holen.‘ — — —

Am andern Tag regnete es aber. Nun, denkt die Astruchina, nach Mirgorod sind es siebzehn Werst, ich will morgen gehen. Gut: Nun stelle dir vor, Brüderchen, es ist Nacht, und die Astruchina schläft über ihrem Backofen in einem Sack. Plötzlich hört sie klopfen. ‚Wer ist da‘, fragt sie. — ‚Aufmachen, altes Weib!‘ hört sie eine tiefe Baßstimme. Sie öffnet, und — traut ihren Augen nicht: kommt doch der Teufel in Person, ganz schwarz im Gesicht, mit Hörnern und einem langen Schwanz, zur Tür herein. Das Altchen fällt vor Schreck um. Der Teufel packt sie, beißt sie ins Bein, setzt sie dann auf die Bank und fragt sie: ‚Wie geht es dir, Großmutter? Gut, heh? — Sag' mal, ich brauche dringend fünfhundert Rubel, du hast wohl so viel im Haus?‘

Die Astruchina kann vor Schreck kaum sprechen. ‚Nein‘, stottert sie, ‚ich hab' das Geld noch nicht geholt.‘

‚Teufel!‘ sagt der Teufel. ‚Wann holst du es, Alte?‘

‚Morgen, morgen‘, stammelt die Astruchina und macht ein Kreuz.

‚Gut‘, sagt der Teufel, ‚dann komme ich morgen wieder‘, machte noch zweimal brr-brr und verschwand.

Am andern Tag kommt das Mütterchen also zu mir auf die Postagentur. ‚Ei, das Mütterchen Astruchina‘ sage ich, ‚Ihr wollt Euch gewiß die fünfhundert Rubel holen?‘

‚Nein, Genosse Posthalter‘, sagt sie, ‚vorläufig mal fünfzig Rubel.‘

‚O einfältiges Wunder! Ihr bekommt doch fünfhundert schöne Rubel ausbezahlt!‘

‚Nein‘, sagt sie, ‚fünfzig Rubel ist für den Teufel genug.‘

‚Hahaha‘, lache ich, ‚das ist ein guter Spaß!‘ — Aber die Astruchina schüttelt den Kopf und erzählt mir diese ganze Geschichte und daß der Teufel diese Nacht wiederkommen wolle, um sich die fünfhundert Rubel zu holen.

Teufel, denke ich, das geht mit dem Teufel zu, und laufe, so schnell ich nur kann, zum Genossen Polizeikommissar. Aber seine Freundin, die Petruschka, hat Zahnschmerzen, und er ist darum nicht zu sprechen. Ich gehe zu dem Genossen Unterkommissar Torosch und trage ihm die Sache vor. Er hört mich an und sagt dann: ‚Was ist da zu machen, Genosse Posthalter?‘

‚Das wollte ich von Euch wissen, Genosse Unterkommissar.‘

‚Heh, Alexei!‘ schrie er ins Nebenzimmer, ‚das Gesetzbuch!‘ Nach einer Weile kam ein kleiner, kugelrunder Polizeidiener, den ich anfangs für eine rollende Wassermelone hielt, ins Zimmer und legte ein dickes, abgegriffenes Buch vor dem Genossen Unterkommissar aufs Pult, aber verkehrt herum, die Schrift zu mir

so daß ich den Titel lesen konnte, und mich soll gleich der Teufel holen, Brüderchen, wenn es nicht ‚Das Gesetz der freien Liebe‘ von Stepanowitsch war. Nun, auch gut, denke ich. Der Genosse Unterkommissar blättert darin herum, von hinten nach vorn, von vorn nach hinten, schlägt es dann wieder zu und sagt: ‚Tscha, das ist eine böse Sache, Genosse Posthalter. Es gibt keinen Paragraphen gegen den Teufel. Wir haben keinerlei gesetzliche Handhabe, um gegen ihn vorzugehen. Er steht überhaupt nicht im Register. Das beste, du wendest dich mit einer Eingabe nach Moskau.‘

‚Ich bitte um eine Frage, Genosse Unterkommissar. Welcher Zusammenhang besteht eigentlich zwischen dem Teufel, der alten Witwe Astruchina und dem Gesetz der freien Liebe?‘

‚Genosse‘, sagt er, ‚ich hoffe, Sie sind nicht gekommen, um mir Rätsel aufzugeben?‘

‚Ich bitte ergebenst um Verzeihung, Genosse Unterkommissar, aber, wo sind denn unsere Gesetze gemacht?‘

‚Ich glaube, in Moskau‘, sagt er.

‚Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Genosse‘, sage ich, ‚dann haben sie dort in Moskau also das Gesetz gegen den Teufel vergessen?‘

‚Wie‘, fragt er und schlägt mit der Faust auf das Buch, ‚sind Sie gekommen, um über mich zu spotten? Ich habe nichts vergessen — ich habe noch nie etwas vergessen!‘

‚Ich bitte ergebenst, nein! Aber, sagen Sie doch selbst, werter Genosse Unterkommissar, ehe meine Eingabe wegen des vergessenen Paragraphen gegen den Teufel im Gesetz der freien Liebe nach Moskau gelangt, bis dahin hat der Teufel der Astruchina doch längst die fünfhundert Rubel geholt.‘

‚Hm‘, macht der Unterkommissar, ‚Teufel, Teufel! — Kein Gesetz gegen den Teufel?‘ Nach diesen Worten streichelte er sich übers Kinn, setzte sich auf ein altes Kanapee mit drei Beinen und sagte ‚Lassen Sie mich nachdenken, Genosse!‘

‚Bitte‘, sagte ich, nahm mir einen Stuhl ohne Lehne — es war der einzige — und setzte mich in die andere Ecke. Aber kaum hatte sich der Genosse Unterkommissar auf das Kanapee gesetzt, als er sofort einschlief. Er verwandelte sich in einen Blasebalg, und aus seinem offenen Munde und den Nasenlöchern kamen Töne, wie sie selbst den neueren Komponisten selten einfallen: man hörte zugleich eine Baßgeige, eine Bocksflöte, ein Schlagzeug und ein abgerissenes Dröhnen, das am ehesten an Hundegebell erinnerte.

Natürlich, wenn man so angestrengt nachdenkt, kommt der Schlaf, nicht wahr? Und doch konnte ich wieder nicht verstehen, wie man im Schlafe nachdenken kann. Mittlerweile war es vier Uhr geworden, und ich stieß ihn von der Seite an, um ihn zu wecken, dann von hinten, von unten, von oben, aber er ließ nur ein furchtbares Stöhnen hören, und ich beschloß, den Polizeidiener zu Rate zu ziehen. Ich öffnete also die Tür zum Nebenzimmer. Beim Teufel! Da lag die lebende Wassermelone auf dem Fußboden und träumte, seinem glückseligen Gesichtsausdruck nach zu urteilen, anscheinend vom Fressen.

Was sollte ich machen, Brüderchen? Glücklicherweise fiel mein Blick auf ein Waschbecken, in einer Ecke entdeckte ich noch ein Kochgeschirr und eine blecherne Schüssel, und dann warf ich diese drei Dinge von meinem Platz aus mit solcher Wucht gegen die Tür, daß ich selbst erschrocken von dem Lärm von meinem Stuhl fiel. Der Genosse Unterkommissar war aufgesprungen, warf beide Arme in die Luft und schrie: ‚Es lebe . . .‘ Dann glotzte er wild um sich: ‚Was ist passiert?‘

‚Ich weiß es so wenig wie Ihr, Genosse.‘

‚Alexei!‘ rief er, ‚sieh nach, was auf der Straße passiert ist!‘

Ich sah, wie die Wassermelone zitternd unter dem Tisch hervorgerollt kam. Dann beruhigten wir uns gegenseitig mit der Versicherung, daß niemand geschossen habe, und allmählich kam dem Unterkommissar auch die Erinnerung wieder.

‚Genosse Posthalter‘, sagte er mit einem wichtigen behördlichen Gesicht, das aber irgendwie unruhig blieb, ‚ich habe nachgedacht.‘

‚Sie setzen mich in Erstaunen, Genosse Unterkommissar!‘

‚Ja‘, sagte er, ‚dieses Nachdenken ist eine Erfindung der allerletzten Zeit. Früher hat kein Mensch nachgedacht.‘

‚Aber bitte sehr, Genosse . . .‘ — er fiel mir ins Wort: ‚Prahlen Sie doch nicht! Als ob Sie jemals nachgedacht hätten! Sie kannten das gar nicht, hatten vor Langeweile gar keine Zeit dazu. Aber, um zur Sache zu

kommen, Genosse Posthalter: Sie geben der Astruchina die fünfhundert Rubel und sagen ihr, sie soll das Geld in einen Eimer, obenauf etwas Kuhmist, in ihren Stall hinter die Tür stellen. Das ist ein altes Hausmittel. Meine Großmutter hat es 1915 so gemacht, als die deutschen Teufel da waren, und — sie haben ihr das Geld nicht genommen, sehen Sie! — Also, sie soll es so machen, da geht kein Teufel 'ran!' — —

Nun gut. Ich gehe zurück auf meine Postagentur, wo das Mütterchen wartet, gebe ihr die fünfhundert Rubel und den Rat des Genossen Unterkommissar; sie bedankt sich und macht sich heimwärts. Wie es anfängt dunkel zu werden, kommen mir doch so die Gedanken — es ist wahr, früher hat man dergleichen nicht gedacht —, also die Gedanken, ob es nicht besser gewesen wäre, der Astruchina nur fünfzig Rubel auszuzahlen. Denn, ob der Teufel wirklich vor frischem Kuhmist zurückschreckt, ich habe dergleichen noch nicht gehört. Nun gut. Ich mache mich auf den Weg nach Onissiew. Als ich dort ankam, war es so finster wie in einer Kuh. Das Häuschen der Astruchina liegt ganz am Ende des Dorfes. Ich öffne die Stalltür, tappe im Dunkeln herum, richtig, da ist der Eimer, bis an den Rand mit Kuhmist gefüllt. Wenn ich bedenke, was tat ich doch nicht alles, um der Genossin die fünfhundert Rubel zu retten! Ich greife in den Kuhmist — es ist nicht schön, aber im Finstern sieht man ja nicht, was man tut —, ich fühle Papier und höre im selben Augenblick einen schleichenden Schritt, die Tür geht auf und irgendwas schiebt sich in den Stall: der Teufel. Ich wage nicht zu atmen, mache drei Kreuze und halte den Eimer fest; sehen konnte ich nichts. Dann höre ich ihn brummen, und eine Kralle streicht mir übers Gesicht. Ich schreie laut auf, hebe den Eimer hoch und schlage damit verzweifelt vor mir in die Dunkelheit hinein, und — was meinst du — mit einem gräßlichen Fluch fährt der Teufel zur Stalltür wieder hinaus und läßt einen furchtbaren Gestank hinter sich. Ich war wie betäubt, zitterte am ganzen Leibe und weiß nicht mehr, wie ich zur Astruchina in die Stube gekommen bin. Grad erzähle ich ihr alles, da klopft es ans Fenster: ‚Heh, Mütterchen, seid Ihr krank?' Es war Joscha, der Schmied. Wir ließen ihn herein.

‚Es ist Mitternacht', sagt er, ‚ich sah das Licht brennen und dachte, es fehlt Euch etwas, Mütterchen.'

Wir erzählten ihm, was zu erzählen war, und machten das Licht aus.

‚Hm', fragt der Schmied, ‚und wo habt Ihr das Geld?'

‚Fünfzig Rubel im Eimer, das andere dort unterm Heiligenbild des Sankt Nikolaus.'

‚Das ist gut, Mütterchen', sagt der Schmied und erzählt uns auch eine Geschichte vom Teufel. Mittlerweile war es ein Uhr geworden, da klopft es auf einmal an die Tür.

‚Wer ist draußen?' fragt die Astruchina.

‚Heh, aufmachen, Alte!' brummte eine Baßstimme.

Die Astruchina macht das Licht an, ich mache drei Kreuze und krieche in eine Ecke, der Schmied macht sich hinter dem Backofen zu schaffen, und das Mütterchen macht zitternd die Tür auf. Wer kommt herein? Der Teufel, ganz schwarz im Gesicht, mit Hörnern und einem langen Schwanz. Er packt das Altchen, setzt es auf die Bank und fragt: ‚Na, wie geht es dir, Großmutter? Hast du das Geld?'

Da kommt der Schmied doch hinter dem Backofen hervorgestürzt und schlägt mit dem Feuerhaken auf den Teufel los, daß dem die Funken aus dem Schwanz sprühen und er unter furchtbarem Gebrüll in die Nacht hinausstiebt. —

Das ist die Geschichte, Brüderchen. Glaubst du nun an den Teufel?"

„Hm, wie man's nimmt", sage ich. „Beinahe könnte man ja glauben, daß der Teufel . . ."

„Dachte ich auch, dachte ich auch", fiel mir der Genosse Posthalter ins Wort, „aber inzwischen habe ich erfahren, daß der Genosse Unterkommissar und der Genosse Polizeikommissar in derselben Nacht in Mirgorod von Faschisten überfallen und mißhandelt worden sind, so daß sie ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Man hat fünfzehn Bürger verhaftet — sie haben schon gestanden." — —

Die Astruchina, die ich gestern aufsuchte, glaubt fest an den Teufel, zweifelt dagegen jetzt am heiligen Nikolaus, denn das Geld, das sie seinem Schutze anvertraut hatte, war weg. — — — — —

Heute begegnete ich dem Genossen Posthalter wieder. Er sah vergnügt aus, sein Bauch war wieder da, und er hatte einen neuen Anzug an.

ANEKDOTEN

Das abschließende Urteil

Wie die Herrscherinnen der Küche ihre Schutzbefohlenen beurteilen, zeigt die folgende kleine Geschichte: Lafontaine, der berühmte Fabeldichter, lag krank auf dem Totenbette. Sein altes Faktotum lief daher noch schnell zum Pfarrer, der sein Beichtvater war, um ihn zu holen. Auf dem Wege meinte die Köchin treuherzig: „Gelt, Herr Pfarrer, Sie lassen ihn beruhigt sterben! Glauben Sie mir, er war eigentlich mehr — dumm als schlecht!!" F. B.

Er hat recht

Ein Chirurg besuchte Böcklin in seinem Atelier. Er blieb vor einem Bild stehen und meinte: „Mein lieber Böcklin, diese Wesen sind anatomisch gar nicht möglich!"

„Die leben länger als Sie, lieber Professor!" kam prompt die Antwort. H. W. L.

Ein zurückgewiesenes Geschenk

Gustav III. von Schweden zeichnete als Knabe gern und wurde in dieser Kunst ernstlich unterrichtet. Einmal überreichte er an einem Festtage seiner Mutter die letzte Zeichnung, die er angefertigt hatte, um ihr eine Freude zu machen. Dies gelang ihm auch; trotzdem hielt die Königin mit ihrem Danke zurück und betrachtete das Blatt aufmerksam. Als sie darin mehrere Verbesserungen von fremder Hand bemerkte, gab sie dem Knaben die Arbeit mit den Worten zurück: „Ich will lieber eine rohe Skizze von dir ganz allein als die schönste Zeichnung von deinem Lehrer. Bedenke, mein Sohn, wenn unsere Hände sich der Lüge bedienen, so gewöhnt sich unser Herz auch bald daran." J. D. W.

Lieber — hängen!

In Spanien herrschte bis vor kurzem noch der Brauch, daß ein zum Tode Verurteilter gerettet werden konnte, wenn eine Frau ihn heiraten wollte. Als man in Sevilla nun solch einen Delinquenten gerade zum Richtplatz führte, meldete sich eine schon recht verblühte Jungfrau, der Geiz und Bosheit wie ein Heer böser Dämonen aus den Augenwinkeln sahen . . .

Als der Todeskandidat diese ‚Braut' zu sehen bekam, rief er erschrocken dem Fuhrmann zu: „Vorwärts, lieber — hängen!!" F. B.

RÄTSEL

Zahlenrätsel

1	3	12	1				Nebenfluß der Unstrut
3	8	7	3	10			ungar. Begeisterungsausruf
2	3	1	14	3			Frauenname
1	1	5	6	14	6		Gesellschaftsinsel
9	1	12	9	11	12		Gesteinsart
5	13	3	4	12	6	9	Name aus der Tierfabel
12	3	15	1	14			Quellfluß der Rednitz
5	6	3	12	13	3	10	rheinische Fabrikstadt
6	13	6	13				ägyptische Göttin
3	8	14	3	13	10		Verwandte

Die ersten und dritten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Leitspruch einer großen Leistungsschau

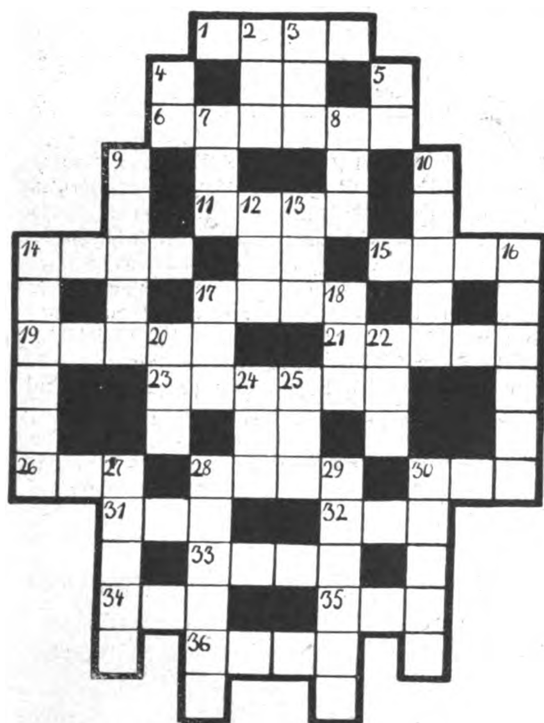
Silbenrätsel

Aus den Silben: an — ard — ban — be — bis — chen — dael — de — de — dorff — drei — du — e — e — eck — ei — er — ge — ge — gern — gos — halt — he — i — in — is — lei — leuch — marck — meer — na — na — ni — nietz — ra — ru — sa — saß — sche — schlitt — schütz — see — sen — sut — te — ten — ter — tu — tur — un — wein sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Rosenbergs ergeben (sch = ein Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1. Männername, 2. Erschließer Kaliforniens, 3. Heereswaffe, 4. Held der Artussage, 5. Deutscher Reichskanzler, 6. oberbayerischer See, 7. deutscher Philosoph, 8. Tierfett, 9. holländischer Maler des 17. Jahrhunderts, 10. deutscher Lyriker, 11. das Wesentliche, 12. Außenwelt, 13. Kurort in Südtirol, 14 Apostel der Grönländer, 15 spanischer Tanz, 16. Darlehensaufnahme, 17 Naturerscheinung, 18. Behälter, 19 geometrische Figur, 20. Oper von Verdi

1 .... 6 ....
2 .... 7 ....
3 .... 8 ....
4 .... 9 ....
5 .... 10 ....
11 .... 16 ....
12 .... 17 ....
13 .... 18 ....
14 .... 19 ....
15 .... 20 ....

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Sternbild, 6. dalmatinische Hafenstadt, 11. amerikanischer Rekordflieger †, 14. nat.-soz. Bauingenieur, 15. geschichtlich nicht verbürgte Überlieferung, 17. Behälter, 19. niederländ. Komponist des 16. Jahrh., 21. großer Mensch, 23. Frühlingsfest, 26 Bad in Hessen-Nassau, 28. Empfindungseinwirkung, 30. nord. Männername, 31. Stadt und Fluß in Rußland, 32. geisteskrank, 33. „schwarzer Bernstein", 34. Wacholderschnaps, 35. Abkürzung für Handelsgesetzbuch, 36. landwirtschaftl. Gerät. Senkrecht: 2. bedenkl. Eigenschaft, 3. südafrikan. Säugetier, 4. Auerochse, 5. Sonnengott, 7. Herzbeklemmung, 8. ägypt. Gottheit, 9. Unterwelt, 10. Behälter, 12. geograph. Begriff, 13. alte franz. Münze, 14. drawidischer Volksstamm Vorderindiens, 16. Gedichtart, 17. griech. Göttin, 18. persönl. Fürwort, 20. peruanische Geldeinheit, 22. Bindewort, 24. Getränk, 25. abgek. Männername, 27. leichter Wagen, 28. Männername, 29. Saiteninstrument, 30. Geier (ch = ein Buchstabe).



Kryptogramm

Jedermann, Seegras, Sprosse, Regen, Istpäonen, Eskimo, Kraftwagen, Tintenfisch, Bruder, Bedeutung, Tschako, Bengalen, Eberesche, Nordlicht, Treibeis, Etschland, Mondamin, Padua, Durchgang, Seeadler, Evelt, Dasein, Desdemona, Rutschbahn, Nachealt, Unsinn, Legende, Glasur, Raubtier, Habgier, Rennen. Jedem der vorstehenden Wörter sind drei, dem letzten zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Rosenbergs ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Schachbrett

Die leeren Felder der Figur sind so auszufüllen, daß die waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Sekte, 2. französischer Wallfahrtsort, 3. deutscher Lyriker, 4. nordwesteuropäische Halbinsel, 5. Sieger bei Möckern, 6. niederländischer Maler, 7. Nibelungengestalt, 8. Balkanstaat. Bei richtiger Lösung ergibt die Diagonale von links oben nach rechts unten eine deutsche Stadt.

	O		M		N		N
A		R		L		A	
	R		N		A•		O
F		N		L		N	
	L		E		H		R
B		U		G		E	
	U		D		G		R
A		B		N		E	

Geheimschrift

2, 7, 3 — 4, 11, 3, 12, 2, 3, 12, 15, 10, 5 — 2, 3, 13 — 16, 3, 12, 13, 14, 1, 3, 10, 2, 10, 7, 13, 13, 3, 13 — 2, 7, 3, 10, 14 — 2, 3, 9 — 4, 12, 7, 3, 2, 3, 10 — 2, 3, 12 — 17, 3, 8, 14. Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen. Bei richtiger Lösung ergibt sich ein Ausspruch des Reichsministers Heß.

Schlüsselwörter:

17, 1, 8, 2, 6, 11, 12, 10 = Blasinstrument,
5, 15, 13, 14, 1, 16 = schwedischer Königsname,
4, 7, 15, 9, 3 = Hafenstadt an der Adria.

Kapselrätsel

Kawalla, Minneapollis, Schriftleiter, Apollo, Traktament, Salkante, Kartaune, Kindergarten, Hellebarde, Literatur, Freiding, Knotenpunkt, Anilinfarbe, Direktor, Scherenschnebel, Strandrecht, Somalland, Emmendingen, Stallupönen, Bezugschein, Kulmbach, Scharade, Antonius, Behandlung, Kassenbote, Preistafel, Melbourne, Aschaffenburg, Salamanca, Kerbela, Bromural, sanieren, aus vorstehenden Wörtern ist je ein Hauptwort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch unseres Führers und Reichskanzlers ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel aus Folge 15

Silbenrätsel. 1. Dithmarschen, 2. Elsen, 3. Meerkatze, 4. Fuder, 5. Everest, 6. Sarabande, 7. Towarisch, 8. Erinnyen, 9. Rudel, 10. Moewe, 11. Ulrich, 12. Tasso, 13. Waterloo, 14. Etamin, 15. Innung, 16. Chodowiecki. Dem festen Mut weicht jeder Widerstand. ✱ **Städte-Füllrätsel:** Warschau, Alessandria, Rom, Namur, Edam, Magdeburg, Ulm, Elberfeld, Nancy, Düsseldorf, Erlangen. „Warnemuende." ✱ **Umstellrätsel:** Mal, Isere. Ton, Dame, Emil, Mark, Gant, Eifel, Irene, Sol, Tank, Wale, Oslo, Lade, Lorch, Eisen, Nase, Waran Iser, Rose, Deut, Inder, Esel, Nadel, Agram, Torte, Iden, Oran, Note, Erich, Rot, Otter, Vor, Elite, Ramme, Name Mit dem Geist wollen wir die Nation erobern. ✱ **Pyramide:** a, la, Alb, falb, Fabel, Falbel, Beifall, Fallbeil ✱ **Magische Silbentreppe:** 1. Alma, 2. Magazin, 3. Zinnober, 4. Bernina, 5. Natalie, 6. Liegekur, 7. Kurden. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Timor, 1—3—5 Tiara, 2—4 morsen, 3—2 Amor, 3—4 Asen, 8—5 Ara, 3—6 Aster, 5—4 Rasen, 5—6 Raster. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2. Krebs, 5. Neid, 8. Mahl, 10. Tory, 11. Adam, 12. Sonntag, 14. Aar, 15. Tombola, 19. Loti, 20. Siam, 22. Etat, 23. Elle, 24. Isere. Senkrecht: 1. Gent, 2. Kairo, 3. Suada, 4. Salm, 6. Eos, 7. Dynamit, 8. Matrose, 9. Hag, 13. Nab, 15. tot, 16. Otavi, 17. Lilie, 18. Aal, 19. Lenz, 21. Metz. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Koburg, 2. Achat, 3. Lagune, 4. Kreta, 5. Udine, 6. Lakonien, 7. Adonis, 8. Tessin, 9. Intrigant, 10. Omnibus, 11. Nimmersatt. „Kalkulation".

Schach Beobachter

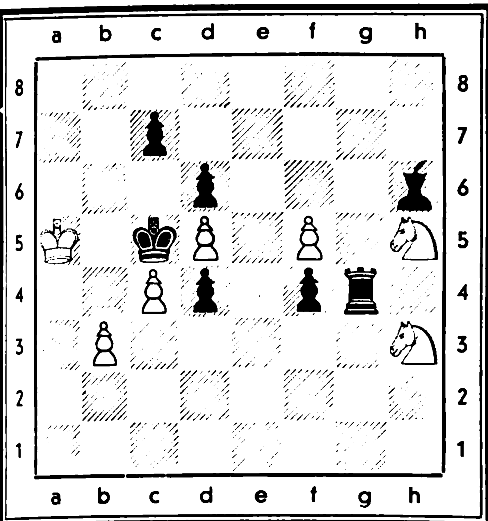
Zuschriften an Josef Benzinger München, Baverstr 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dr. J. Krug, Dresden

Schwarz: Kc5, Tg4, Lh6, Bc7, d4, d6, f4 (7)



Weiß: Ka5, Sh3, Sh5, Bb3, c4, d5, f5 (7).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 12.

Zweizüger von H. Radeck, Gelsenkirchen.

Weiß: Kc2, Da3, Te8, Le2, Lg7, Sf6, Bb4, c4, c5, e5 (10).

Schwarz: Kd4, De6, Td5, La1, Bc4, f5 (6).

1. Kc2–d2, Lc3†; 2. D×c3‡.
1 . . ., e4–e3†, D×c3‡.
1. . . ., K×c5†; 2. S×e5‡.
1 . . . ., Da6; 2. Dc3‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutup; P. Schurig, Sebnitz; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg; A. Seber, Trier; Fr. Buschmann, Norden; Dr. F. Röhrs, Berlin-Friedenau; L. Heim, Lauchheim; M. Templin, Friedensstadt; F. Th. Diehl, Mülheim/Mosel; K. H. Horn, Hannover; W. Gebauer, Bürgel; W. Symanowski, Lyck; J. Herwig, Gotha; R. Schultz, Fritzow; A. Brückner, Stollberg; F. Eggebrecht, Norden; H. Fischer, Ebingen; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; G. Seebach, Wutha; L. Weber, Berlin-Tempelhof; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; M. Loch, Berlin; B. Bauer, Heidenheim; R. Schumann, Berlin-Friedenau; G. Peipers, Eckardtsheim; M. Burdenk, Hormersdorf; G. Scheumann, Berlin SW.; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; G. Krüger, Berlin W.; J. Diehl, Oberschmitten; W. Hechenberger, München; O. Zehnle, Triberg; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; L. Sinn, Krefeld, Dr. Ph. Loch, Ravensburg; Dr. Nickel, Hofgeismar/Kassel; W. Schoenberg, Frankfurt a. M.; Dr. Mederle, Rockenhausen; K. Schulz, Heidt-Holst.; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen-Saar; L. Schlobach, Rochlitz; W. Andresen, Hamburg; Pfr. Klein, Setzingen; W. Sudrow, Istanbul-Galata (Türkei); J. Dreyßig, Frohburg; F. Ruckdeschel, Nürnberg; K. Roß, Hamburg; L. Ellner, Nürnberg; W. Brunken, Oldenburg; F. Büttner, Fürth i. B.; E. Daust, Staßfurt; R. Popp, Mittenwald; Dr. J. Krug, Dresden; K. Schmidt, Detmold i. L.; M. Raila, Frankfurt a. M.; Ch. Ellrich, Spangenberg; H. Schulz, Berlin-Neukölln; Pasch, Osnabrück; P. Fröhlich, Schmirchau; W. Leipold, Leipzig; A. Schuchardt, Kassel; A. Jeck, Niederhadamar; A. Sponholtz, Hannover; K. Beilicke, Niederaula; F. Löffler, Soldin.

Einige Löserurteile: „Klein, aber fein!" F. B. N.; „Eine fein durchdachte Aufgabe, mit vielen Varianten' A. B., St.; „Abzugschach löst Abzugmatt, das wohl kaum ein Beispiel hat" H. K., B.-N.; „Geistvoll"' E. Sch., W.; usw.

Aufgabelösung „Widmung"

Vierzüger von Dr. Ado Kraemer, Berlin

Weiß. Kh8, Td4, Th2, Se8, Sd6 (5).

Schwarz: Kf8, Ta4, Th1, Bb5, d2 (dieser Bauer war im Diagramm vergessen), f3, h5 (7).

1 Th2–h4!, Th1×h4; 2. Td4–d5, Ta4–f4; 3. Td5–e5, Tf4–e4; 4. Te5–f5‡. 1 . . .; 2. . . ., Th4–f4; 3 Td5–g5, Tf4–g4; 4. Te5–f5‡.

Einige Löserurteile: „Kraftverminderung durch Selbsthinderung im Kampf vierer Türme um die Königslinie. Großartig!" H. K., B-N.; „Sehr schön diese Turmverstellung, wodurch ein weißer Turm stärker wirkt als 2 schwarze Türme" W. Sch.; „Turmlenkungen verbunden mit Verstellungen der schwarzen Türme führen den Angreifer zum Sieg" F. R. N. usw.

Das Selbstmatt

Durch die ungewohnte Mattforderung und die Länge der Züge ist es leicht erklärlich, daß jahrzehntelang das Selbstmatt ein Stiefkind der Problemfreunde geblieben ist. Die ersten zusammenhängenden Abhandlungen dürften „Zur Theorie des Selbstmatts" von v. Jänichen (1856) und eine gleichnamige Schrift von J. Rosmann (1859) bilden. Neue Anregung erhielt die Selbstmattkomposition erst durch zwei Werke, und zwar durch Hir. Fischer „Humor im Schach" (1904) und A. C. White „Mille et un mats inverses" (1907). Doch kann man erst seit dem Erscheinen des bahnbrechenden Werkes „Fata Morgana" (1922) des genialen Komponisten Dr. E. Birgfeld von einer Blütezeit des Selbstmatts sprechen.

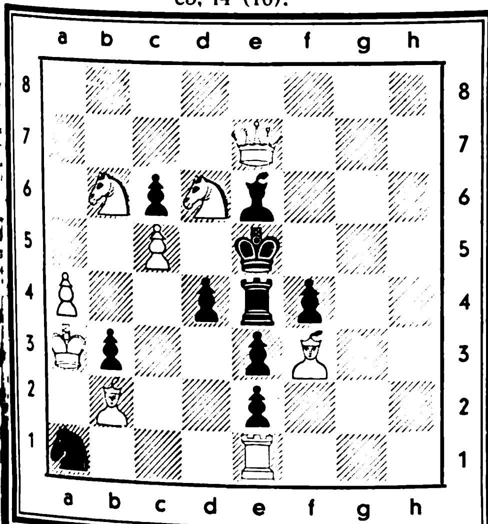
Was ist ein Selbstmatt?

Selbstmatt ist die von Weiß erzwungene Mattsetzung des weißen Königs. In der direkten Aufgabe wehrt sich Schwarz, mattgesetzt zu werden. Im Selbstmatt wehrt sich Schwarz, den Gegner mattzusetzen.

Selbstmattaufgabe

Von Wolfgang Weber, Chemnitz

Schwarz: Ke5, Te4, Le6, Sa1, Bb3, c6, d4, e2, e3, f4 (10).



Weiß: Ka3, De7, Te1, Lb2, Lf3, Sb6, Sd6, Ba4, c5 (9).

Weiß zieht und erzwingt in sieben Zügen Selbstmatt!

Lösung:

1. Lb2×a1, b3–b2; 2. Ka3×b2, d4–d3; 3. Kb2–c1†, Te4–d4; 4. De7–g5†, Le6–f5; 5. Sb6–d7†, Ke5–e6; 6 Sd7–f8†, Ke6–e5; 7. La1–b2, d3–d2‡!

HUMOR

„Das neueste Spielzeug der englischen Frauen sind naturgetreue Nachbildungen von Bulldoggen, die bellen, wenn man darauf tritt . . . — Warum lachst du?"

„Ich stelle mir gerade vor, wie eine kurzsichtige Dame eine richtige Bulldogge mit so einer nachgemachten verwechselt!"

*

„Sagen Sie", fragte der Fremde den Bootsverleiher, „fürchten Sie nicht, daß mal ein Unglück geschehen könnte, wenn Sie andauernd ganz unerfahrene Leute in Ihren Booten den Fluß hinaufrudern lassen?"

„Ach wo!" meinte der Mann gemütlich. „Selbst, wenn hin und wieder mal ein Boot umschlägt, dann kommt es doch immer mit der Strömung wieder zu uns zurück!"

*

Zwei Amerikaner trafen sich am Ausgang der Londoner Nationalgalerie. „Nun, was denkst du über die Ausstellung?" fragte der erste.

„Prächtig!" begeisterte sich der zweite. „In knapp dreißig Minuten hab' ich die ganze Sache abgemacht! Und wenn ich Nägel in den Schuhen gehabt hätte, dann hätte ich sogar nur halb so lange gebraucht!"

*

„Chauffeur, was kostet die Fahrt nach Lankwitz?"

„Zweimarkfünfzig."

„Und die beiden kleinen Kinder?"

„Nichts."

„Schön, dann fahren Sie die beiden Kinder hin. Ich komme mit der Straßenbahn nach."

*

„Wenn ich einen Zeugen gehabt hätte, dann würde ich Sie anzeigen wegen der Ohrfeige, die Sie mir gegeben haben."

„Rufen Sie ruhig einen Zeugen. Ich gebe Ihnen noch eine."

*

„Sieh nur die Kerls an, auf die ist auch kein Verlaß! Sobald der Kapellmeister mal nach der rechten Seite hinsieht, hören die links gleich mit dem Arbeiten auf!"



„Mir können Se doch nicht uf'n Arm nehmen, erst sagen Se, der Brief ist zu schwer, und nu verlangen Se, daß ich noch ne Marke draufklebe!"

(Zeichnung: Föcke.)

*

„Seit ich keine Zigarren mehr rauche, fühle ich mich viel besser als früher."

„Das glaube ich wohl. Ich habe mich auch immer sehr mies gefühlt, wenn ich eine von Ihren Zigarren geraucht habe."

*

Rohrdommel ist mit Quick auf der Fasanenjagd.

Rohrdommel tut den ersten Schuß.

„Ich hab' getroffen", ruft er gleich darauf beglückt aus, „ich hab' eine Feder fliegen sehen."

„Ich auch", meint da Quick, „aber der Fasan war noch dran."

*

„Wenn der Regen noch zwei Tage anhält, wird alles mit Macht aus der Erde hervorkommen."

„Das möge Gott verhüten. Ich habe zwei Frauen drinnen."

*

Sie: „Mehrere Ärzte haben es mir immer wieder versichert, daß mit meinem Herzen nicht viel los ist."

Er: „Wenn die Sache so liegt, dann schenken Sie es mir doch!"

*

„Ich habe gehört, Frau Leichtmann, daß es bei Ihnen gebrannt hat?"

„Ja, und denken Sie, ich war gerade in großer Balltoilette und mußte Hals über Kopf, ohne Mantel, das Haus verlassen."

„Äußerst bedauerlich, dann haben Sie also buchstäblich nur das nackte Leben gerettet."

*

„Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Achtundzwanzig Jahre!"

„So alt sehen Sie aber wirklich nicht aus!"

„Ich bin sogar noch älter!"

HEINRICH SEILER:

Die große Gaukelei

Ein Bericht über Seiltänzer, Clowns, Jongleure, Luftakrobaten, Zauberkünstler und Tänzerinnen

(2. Fortsetzung)

Fünf Jahre lang war der Name der Drei Farels auf dem Weltmarkt der Attraktionen gestrichen. Die beste Luftnummer der Welt existierte nicht mehr. Weder Agenten noch Direktoren hatten eine Ahnung, was aus Jack Farel geworden war und wohin es Ernest getrieben hatte. Bis es plötzlich hieß, daß die beiden zurückgezogen an einer neuen Nummer arbeiteten und daß sie eine neue Partnerin gefunden hätten.

Auf Coney Island — dem riesigen Vergnügungspark von Neuyork, stets von Millionen von Menschen bevölkert — sah Jack zum erstenmal Lilian, die in einem Freiluftvarieté in einer Trampolin-Nummer auftrat. Lärm, Rauch, Geschrei, Lachen, von überall her die Musik der Karussells, die zu einer einzigen Musik zusammenschlug. Lilian war ganz jung, etwa siebzehn Jahre alt, ihr schmaler Körper, von früh auf trainiert, war glatt und sehnig wie der Leib eines jungen Boxers, federnd in jeder Bewegung. Ohne Spur von Furcht führte sie — mit dem Trampolin — den anderthalbfachen Salto und sehr exakte Pirouetten aus. Ihre Eltern, ihre Großeltern waren Artisten gewesen. Im Wohnwagen geboren, war sie in einem Wanderzirkus aufgewachsen — die Hohe Schule der Artisten, wo jeder alles können muß. Aus ihr würde sich etwas machen lassen.

Jack zog das Mädchen zu sich heran. In einem leerstehenden, halbverfallenen Zirkus, der zu diesem Zweck gemietet worden war, erhielt sie die ersten Trapez-Lektionen. Das ging nicht ohne Tränen ab; der Lehrmeister war bei der Arbeit grob wie ein Tigerdresseur. An der Longe gehalten, die über eine Rolle an der Decke lief, versuchte sie sich in den ersten Saltis und Pirouetten unter der Zirkuskuppel. Jedesmal, wenn der Trick mißlang, schwebte sie an der Leine hilflos in der Luft umher. Bis zur Erschöpfung wurde das geübt, unter Jacks Flüchen.

In diese Zeit der unermüdlichen Proben fiel auch der sensationelle Augenblick, in dem Ernest zum erstenmal der Triple gelang, den früher Rudolf als ein-

ziger Artist der Welt ausgeführt hatte. Plötzlich war er hinter den Trick gekommen und ließ nun nicht mehr locker; mit wunderbarer Eleganz gelang ihm der dreifache Salto vom schwingenden Trapez in die Hände des Fängers immer wieder.

Vier Jahre lang arbeiteten die drei insgeheim in dem leerstehenden Zirkus. Jack, Lilian und Ernest. Längst benötigte das Mädchen vom Rummelplatz die Longe nicht mehr, wenn es das Trapez los ließ und sich in die rasende Saltopirouette warf. Jack, im Kniehang kopfunten hängend, verfolgte mit prüfendem Blick den Flug und hatte keinen Grund mehr, zu fluchen. Er hatte aus Lilian etwas gemacht und war stolz auf sie. Er hatte auch Ernest den Triple beigebracht.

An einem Vormittag saßen in dem kahlen, leeren Rundraum des Zirkus mehrere Herren, in Pelze eingemummt: ein paar Agenten, Direktoren, Reporter. Den Drei Farels schien es, als wäre der ganze Riesenraum überfüllt von einer wogenden Menschenmenge, die fiebernd in die Kuppel emporstarrte. Eine Stunde später spielte der Telegraph in alle Richtungen der Welt. Mit einem Schlag waren alle Varieté-Büros der Vereinigten Staaten und des Kontinents über die Sensation unterrichtet: Es gab wieder eine Luftnummer, die den dreifachen Salto ausführte, von den Saltopirouetten ganz abgesehen. Die Drei Farels waren wieder da!

Im Handumdrehen waren die Drei Farels auf Jahre hinaus gebucht. Ein neuer Siegeszug begann. Bei der Premiere im Zirkus Ringling in Neuyork hielt ein humpelnder Stallmeister die Taue und Strickleitern, an denen die Drei Farels zu den Trapezen hinaufstiegen: Rudolf Farel, der vor fünf Jahren in London abgestürzt war ..

Empire-Theater in Paris. In der Garderobe, eine halbe Stunde vor Beginn des Auftritts, ist es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Jack und Ernest gekommen. Der Streit ging um Lilian. Mit geballten Händen und zornentstellten Gesichtern sind die beiden aufeinander losgegangen. Schon lange hatte man etwas von heimlichen Beziehungen zwischen Ernest und Lilian gemunkelt... Jack kann von dem Mädchen nicht lassen. Er hat sie entdeckt, er hat sie zu sich herangezogen und ausgebildet, er hat ihr hübsche Kleider gekauft und sie ausgeführt. Alles, was sie ist, verdankt sie ihm; er allein hat ein Recht auf sie. Es ist so, daß er sie liebt. An diesem Nachmittag hat er sie mit Ernest überrascht... Jack weiß: Ernest ist jung, und er ist alt, bald fünfundvierzig Jahre alt; er kann aber auf Lilian nicht verzichten.



Der berühmte musikalische Clown Grock.
Aufnahme: Mauritius.

Mit fast brutaler Offenheit hat Ernest es ausgesprochen: „Wenn du mir Lilian nicht läßt, werden wir uns von dir trennen. Sprich selbst mit Lilian! Sie hält zu mir!"

Da hat Jack mit verzerrtem Mund die Fäuste heruntergenommen.

Der Vorhang rauscht in die Höhe; die Scheinwerfer blenden auf, die Drei Farels verneigen sich leicht und lächelnd. Tango.... Als Ernest auf dem Absegelungspodest steht, vor dem schwingenden Trapez, die Zuschauer tief unter sich, wird es ihm plötzlich bewußt, daß sein Leben buchstäblich in den Händen des Fängers liegt, jenes Mannes, mit dem er sich in einen Streit eingelassen hat. Unruhe befällt ihn, ein kalter Druck in der Magengrube . . Im enganliegenden schwarzen Trikot winkt Lilian ins Publikum hinunter, mit süßem, törichtem Lächeln, das immer etwas nervös ist... Jack geht kopfabwärts in Kniehang. Sein Gesicht wirkt an diesem Abend noch härter und knochiger als sonst. Seine Handgelenke sind bandagiert. Hinter seiner Stirn glüht ein furchtbarer Gedanke wie eine Zwangsvorstellung: den Mann, der ihm das Mädchen weggenommen hat, nicht zu fangen... Er beißt die Zähne zusammen. Er kann sich von diesem Gedanken nicht befreien. Er sieht Ernest blutüberströmt im Netz liegen. Er kann nicht vergessen, was jener ihm gesagt hat: „Wenn du mir Lilian nicht läßt, werden wir uns von dir trennen!" Er fühlt, daß sein Gesicht schweißüberzogen ist. Sein Herz hämmert... Der Tango bricht ab.. Die Kesselpauken wirbeln.. Sicher und unerschütterlich wie stets hat Jack den aus dem dreifachen Salto emporschnellenden Ernest aufgefangen. Die Arbeit ging vor...

Später, in der Garderobe, haben sich die beiden die Hände geschüttelt. Die Sache war erledigt. Jack hat es verwinden müssen....

Die Drei Farels... Zur Zeit die einzige Luftnummer der Welt, die den dreifachen Salto ausführt. Es sind aber nicht mehr dieselben Farels, die zuletzt vor

fünf Jahren im Wintergarten gearbeitet haben. Die Produktion ist beendet; unter tosendem Beifall springen die drei aus sechzig Fuß Höhe in das Netz und von dort auf die Bühne zurück, um ihre Reverenz zu machen, diese uralte Artisten-Reverenz.. Jad, der Fänger, hat Rudolf in London und Betty in Kopenhagen abstürzen sehen. Er ahnt, daß eines Tages sich auch Ernest und Lilian das Genick brechen werden, wie alle vorher, die den dreifachen Salto versuchten...

Harlekin in ewiger Maske

Bei der Nummer des Clowns Baggesen, die eigentlich nur darin bestand, daß er im Verlauf von zehn Minuten etwa tausend Teller auf die geschickteste ungeschickteste Art zerbrach und unzähliges Geschirr in Scherben schlug, ereignete es sich, daß ein sehr dicker Mann in der dritten Reihe des „Wintergartens" von einem derartigen Lachkrampf befallen wurde, daß er mitten im Gelächter einem Herzschlag erlag. Er hatte sich in der Tat totgelacht.

Vor einem umrahmten Spiegel unter einer Glühbirne im Drahtgeflecht schminkt sich ein Mann. Seine Augenbrauen sind bereits mit Seifenschaum festgeklebt und mit weißer Schminke überzogen; er reibt sein ganzes Gesicht mit weißer Schminke ein, das sich in eine starre Maske verwandelt. Die Augen werden blau umrandet, ein wenig Rot in die Nasenflügel. Der Mann ist hinter dieser Maske verschwunden. Ein neues Wesen, an das man nicht glauben kann, beginnt zu leben. Ein Wesen aus Puder und Schminke.

Rings um den Mann in der Zirkusgarderobe drängen sich gespensterhafte und geheimnisvolle Requisiten: Perücken, Gewänder aus funkelnden Pailletten, grinsende Larven, ein Hund aus Pappe, Schweinsblasen, meterlange Handschuhe, zertrümmerte Hüte, Hutreste, Hutkrempen, riesige Rasiermesser, zerbrochene Stühle, Knüppel aller Art, Pfauenfedern, Musikinstrumente. Diese Dinge überfallen den Beschauer wie böse Geister und erfüllen ihn mit Schrecken.

Der Mann vor dem Spiegel zieht sich eine silberne Perücke über den Kopf, die ein ganz wesenloses und seltsames Gespenst aus ihm macht, das in einem flirrenden Paillettenkostüm steckt, ein unendlich feines Gespenst, mit einem starren schillernden Goldmäntelchen behängt. Auf die weißen Augenlider mit den weißgetuschten Wimpern sind winzige funkelnde Pailletten geklebt. Da ertönt ein schrilles Glockenzeichen.

Von der Gardine her, an den Stallmeistern vorüber, kommen die Clowns und betreten die Manege. Gelächter! Worüber lachen die Leute? Es ist nichts geschehen, als daß die Clowns die Manege betreten haben! Der feine Clown im flirrenden Paillettenkostüm, das in den buntesten Farben aufleuchtet, dreht sich feierlich im Kreise, begrüßt das Publikum, legt den goldenen Mantel und die wippende Federhaube ab. Er winkt den Stallmeister heran: „Geben Sie mir einen Stuhl! Ich will eine kleine Musik machen!"

Der Clown hat sich auf die Stuhllehne gesetzt, er hat einem riesigen Geigenkasten eine ganz winzige Violine entnommen, mit verzücktem Augenaufschlag beginnt er zu spielen. In diesem Augenblick stolpern zwei tolle Gestalten von gespenstischer Fratzenhaftigkeit über den Manegenrand. Sie haben grellrote Perücken, grüne Nasen, einen klaffenden Mund, sie stecken in ständig wegrutschenden geflickten Pluderhosen, in schief zugeknöpften, schlotternden zerrissenen Fräcken, mit Hüten wie eine Ziehharmonika zerknittert, in unglaublich langen Schuhen, mit denen man nicht gehen, sondern nur watscheln kann: lebende Karikaturen mit Namen Tini und Pal. Die beiden begrüßen sich endlos gegenseitig, ziehen in immer schnellerem Tempo den Hut, vertauschen andauernd die Hüte von Kopf zu Kopfe, brechen in ein blödsinniges Gelächter aus und bemerken endlich, daß der feine Clown Violine spielt.

Sofort beschließen sie, selbst ein Konzert zu geben, sie schleppen riesenhafte Instrumente heran, die sie kaum tragen können, und eine schrecklich schrille Musik setzt ein, ein bombastischer Lärm. „Ruhe", verlangt der feine Clown. Die beiden Strolche schleichen gekränkt davon, kommen mit einem langen Brett wieder, das sie dem feinen Clown über den Schädel hauen. Ein Wunder geschieht: der feine Clown hat den knallenden Schlag gar nicht bemerkt und spielt unberührt weiter Violine. Da greifen Tini und Pal nach einem Wasserkübel, schleichen sich wieder von hinten heran und schütten das Wasser über den Geigenspieler. Der trieft von oben bis unten, rührt sich aber nicht, scheint wieder nichts bemerkt zu haben, lächelt ganz verzückt und spielt, spielt . . .

Das können Tini und Pal nicht begreifen, sie kommen mit einem ganzen Waffenarsenal an, mit Pistolen, Flinten und Kanonen, Schüsse dröhnen, unaufhörlich beschießen sie den feinen Clown, der aber nicht mit der Wimper zuckt und spielt, weltabgerückt und ganz und gar in seine eigene Musik vertieft. Das Bombardement bleibt erfolglos. Eingeschüchtert und verängstigt umkreisen die beiden den spielenden Clown und beschließen, ihm den Stuhl, auf dem er sitzt, wegzuziehen; bäuchlings kriechen sie an den Stuhl heran und rütteln an den Stuhlbeinen, bis der Stuhl umfliegt. Neues Wunder: weiterspielend, als wenn sich nichts ereignet hätte, bleibt der feine Clown in der Luft hängen, von einem unsichtbaren Tau gehalten . . . Da nehmen Tini und Pal in Kaskaden schmerzlichsten Entsetzens Reißaus...

Tausende von Menschen im weiten Zirkusrund lachen, schreien, brüllen, halten sich die Hüften, staunen fassungslos, . . . staunen fassungslos über die groteske Tatsache, daß sich ein Clown ein rotes Hemd von drei Meter Länge auszieht.

(Schluß folgt)



Die Clowns sind und bleiben die besten Freunde der jungen Zirkusbesucher.

Aufnahme: Weltbild.





Glanzleistung japanischer Flieger. — Tokio—London in 94 Stunden.
Das Flugzeug „Gotteswind" bei der Zwischenlandung in Rom.

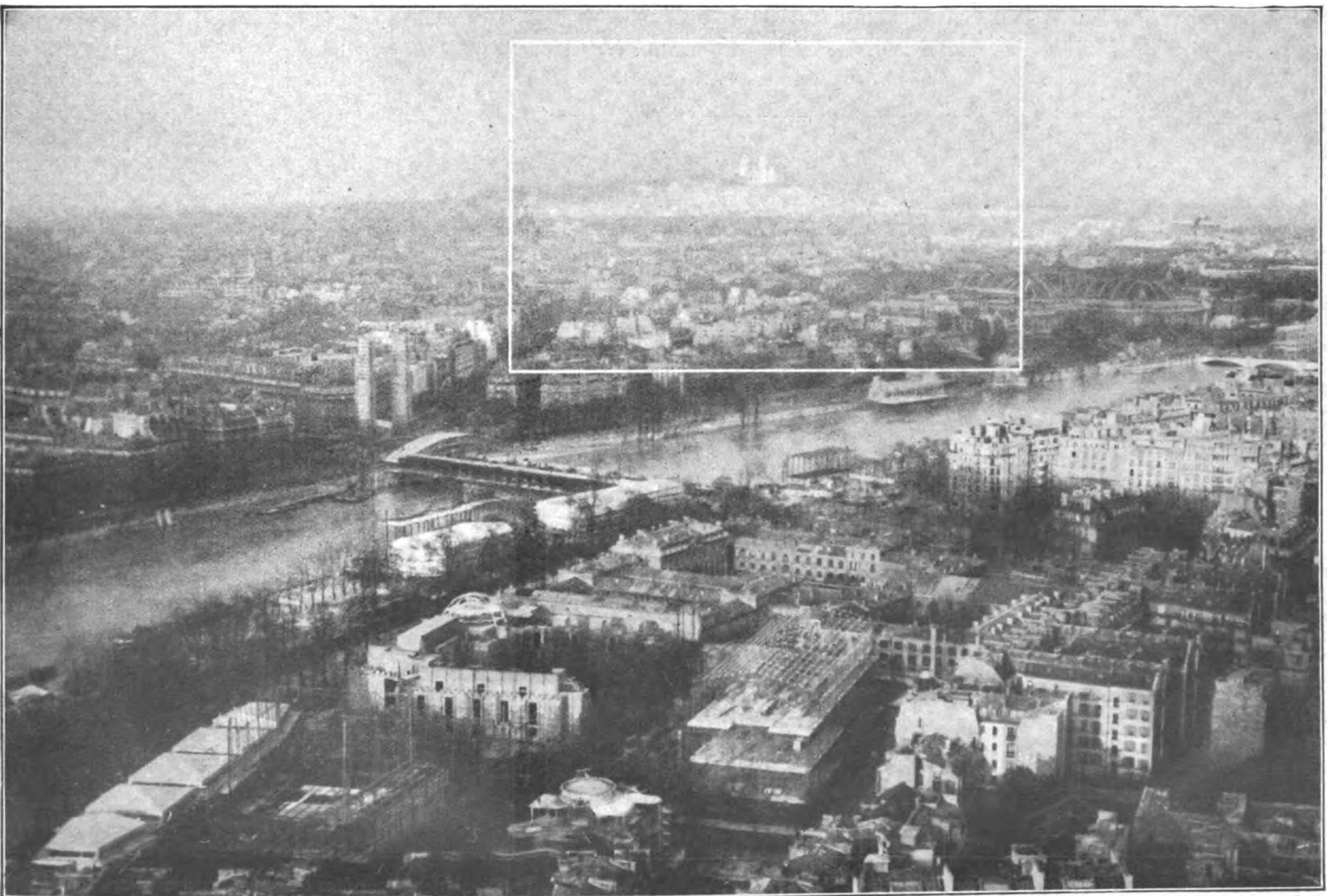
Jungvolk im Dienst der Fliegerei

Vom Segelflugmodell-Wettbewerb.
Der Start ist geglückt, schon steigt der leichte Vogel in die Wolken. „Hoffentlich drückt ihn keine Bö herunter", scheint die Miene des besorgten „Flugmeisters" zu sagen.

Ein kritischer Augenblick.
Huill, da stehen einem die Haare wirklich zu Berge, wenn so ein schwirrender Apparat von einem Windstoß heruntergedrückt, knapp über die Köpfe hinwegstreicht.

So hält das Tele-Objektiv, vom Eiffelturm aus, das Häusermeer von Paris im Bilde fest. Im Hintergrund, von der Sonne grell beleuchtet, Montmartre mit der berühmten Kirche Sacré Coeur.

BLICK VOM EIFFELTURM: MIT UND OHNE TELE-OBJEKTIV



So zeigt sich Paris vom Eiffelturm aus dem gewöhnlichen Objektiv. Diesmal ist die Sacré Coeur dem Blick weit entrückt.

Aufnahmen: Alice Hess (2), Weltbild (1) Hugo Friedrich Engel (2)

Ein neuartiger Gartenbaubetrieb mit modernsten Treibhäusern?
Nein! — sondern das Dach des Hauses der Deutschen Kunst in der Hauptstadt der Bewegung. 5600 qm Glas geben die Lichtstrahlen weiter, um das Innere des wundervollen Bauwerkes voll zur Geltung kommen zu lassen.

Aufnahmen: Herbert Römer (1), Weltbild (2).



Japans Flieger in Berlin.
Die japanischen Rekordflieger Masaaki Inuma und Kenji Tsukagoshi trafen mit ihrem Flugzeug „Gotteswind" in Berlin-Tempelhof ein, wo sie bei ihrer Ankunft stürmisch begrüßt wurden.



Reichskriegsflagge über dem neuerrichteten Heeresarchiv Potsdam. Generalfeldmarschall von Blomberg, Reichsminister Dr. Frick (links) und der österreichische Bundesminister des Innern, Dr. v. Glaise-Horstenau (rechts) besichtigen nach der Eröffnungsfeier das Heeresarchiv.



Aufnahmen:
Heinr. Sieburg (1),
Bruno Muthherr (1),
Privataufnahmen: (2).

Links: Eine Szene aus Fr. W. Hymmens „Der Bafall“ nach der Inszenierung von Dr. Saladin Schmitt

THEATER IM REICH



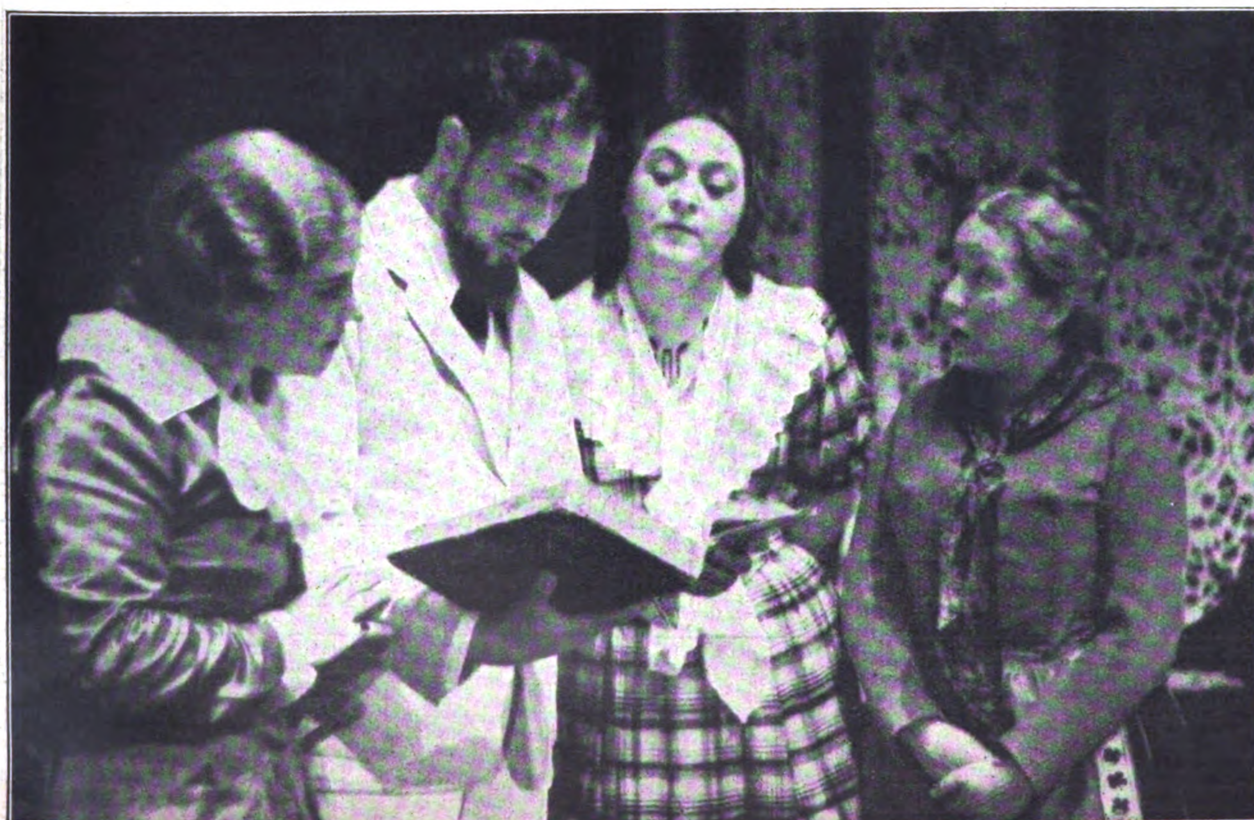
Von der Reichs-Theatertagung der HJ. in Bochum.

Beifall für die Solotänzerin der Staatsoper Berlin, Ursula Deinert. In der Mitte: Reichsjugendführer Baldur v. Schirach, rechts von ihm Oberbürgermeister und Obergebietsführer Cerff und Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser



Vater und Tochter erfolgreich

Pg. Hans Schilling, der Komponist der Oper „Baronin Vanstenland“, mit seiner Tochter, der oberbayerischen Gausiegerin im diesjährigen Reichsberufswettkampf der Apothekerinnen.



Links: Eine Szene aus der erfolgreichen Uraufführung der Oper „Baronin Vanstenland“ im Oldenburger Landestheater.

V. l. n. r.: Edith Ludwigs, Fritz Oswald, Minna Krassa-Jank (die Baronin), Claire Cordy.



Besichtigung zu Fuß: Die Säbelhaltung jedes einzelnen Mannes wird streng nachgeprüft.

Bei den Leib-Kürassieren des englischen Königs:

Ein Besuch in der Londoner Knightsbridge-Kaserne bei den „Life-Guards"



Oben: Zwischen der Besichtigung zu Fuß und der darauffolgenden Musterung zu Pferd heißt es aufsitzen

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Links: Der Trompeter bläst das Signal zum Antreten



Besichtigung zu Fuß durch einen Adjutanten des Kommandeurs und einen Rittmeister. Vier Mann werden für den jeweiligen Wachtpostendienst in der Whitehall ausgewählt, was eine besondere Ehre bedeutet



Besichtigung zu Pferd Die Pferde stehen in weitem Abstand voneinander, damit den inspizierenden Offizieren nichts entgeht.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig, bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855, Wien 79921, Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121, Budapest 1352, Belgrad 68237, Bukarest 21968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München, Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingereicht werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
|A B C D E F|

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 17 / DONNERSTAG, 29. APRIL 1937

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

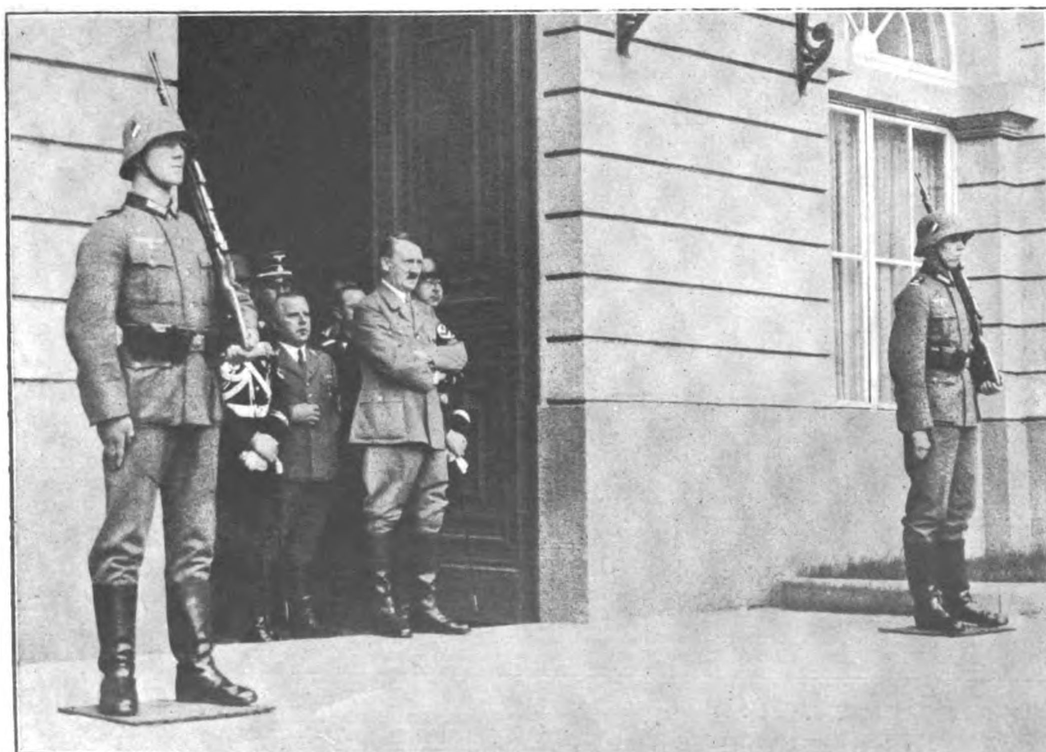
Zum 1. Mai in diesem Heft: LEBENSFREUDE für alle Volksgenossen

Glückwunschbringer zum 20. April 1937.
Helga und Hilde Goebbels am Morgen des Festtages beim Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Der 20. April — ein

Oben: Vorbeimarsch der neuen Fahnen und Standarten vor dem Führer.

Hinter dem Führer v. l. n. r.: Generalfeldmarschall v. Blomberg, Generaloberst Göring, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder, Generaloberst Frhr. v. Fritsch.



Links: Während des Geburtstagsständchens des Musikzuges der Leibstandarte „Adolf Hitler".

Links neben dem Führer: Reichsleiter Amann, rechts: Reichsführer SS. Himmler.



Festtag des deutschen Volkes





Oben: Auftakt zur großen Geburtstagsparade.
Der Führer nimmt den Vorbeimarsch der Leibstandarte „Adolf Hitler“ ab, links vor ihm: Reichsführer SS. Himmler.



Aufnahmen: Weltbild (3), Heinrich Hoffmann (1).

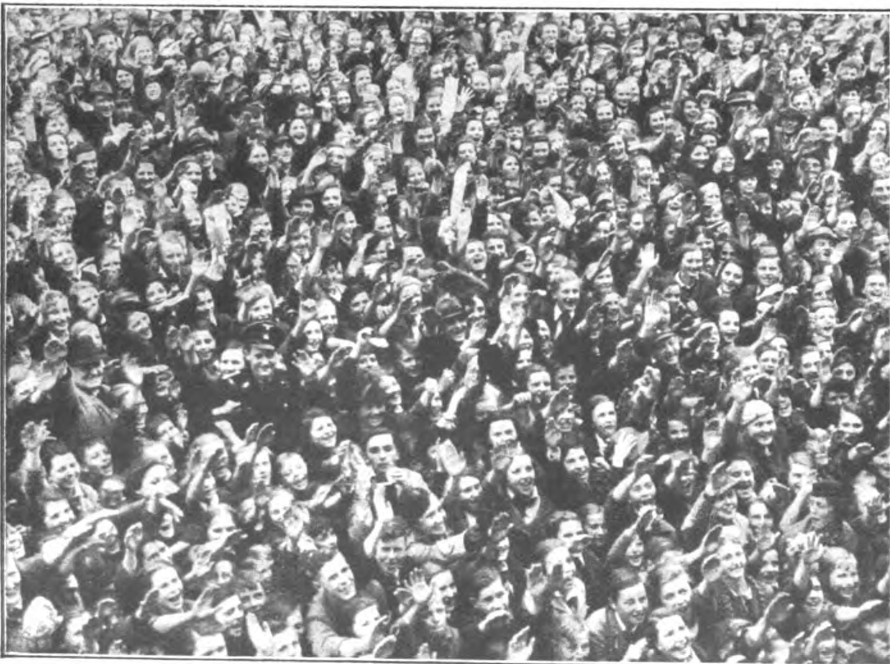
Links: Tosender Jubel brandet über den Platz; wenn die lebendige Absperrmauer nicht wäre, würde der Führer mit Angebinden überhäuft werden

Der Geburtstag des Führers und Reichskanzlers beweist alljährlich, wie die Persönlichkeit Adolf Hitlers in den Herzen der deutschen Volksgenossen wurzelt. Dies ist der Tag der Verbundenheit zwischen Führer und Volk, der Tag, an dem sich das deutsche Gemüt offenbart in heißen Wünschen für das fernere Wohlergehen Adolf Hitlers und in rührenden Gaben, die dazu beitragen sollen, dem Führer die Last der Verantwortung zu erleichtern.



Feierstunde auf dem Königlichen Platz in der Hauptstadt der Bewegung.
Rudolf Heß vereidigt 1500 Mitglieder der NS.-Frauenschaft auf den Führer.





Der Führer zeigt sich auf dem Balkon der Reichskanzlei; schon hat die huldigende Menge ihn erspäht und keine Sperre kann sie hindern, dem Führer ihren Jubel aus nächster Nähe zu bekunden.



Tausende und aber Tausende von Armen recken sich dem Führer entgegen, der sich immer wieder auf dem Balkon der Reichskanzlei zeigen muß.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), von Flading (1), Weltbild (1).

Oben: Blick vom Brandenburger Tor auf die paradierenden Gliederungen der Wehrmacht am Geburtstag des Führers.

Aufnahmen: Weltbild.



Rechts: Panzerwagen in Reih und Glied vor dem Brandenburger Tor während der Parade.

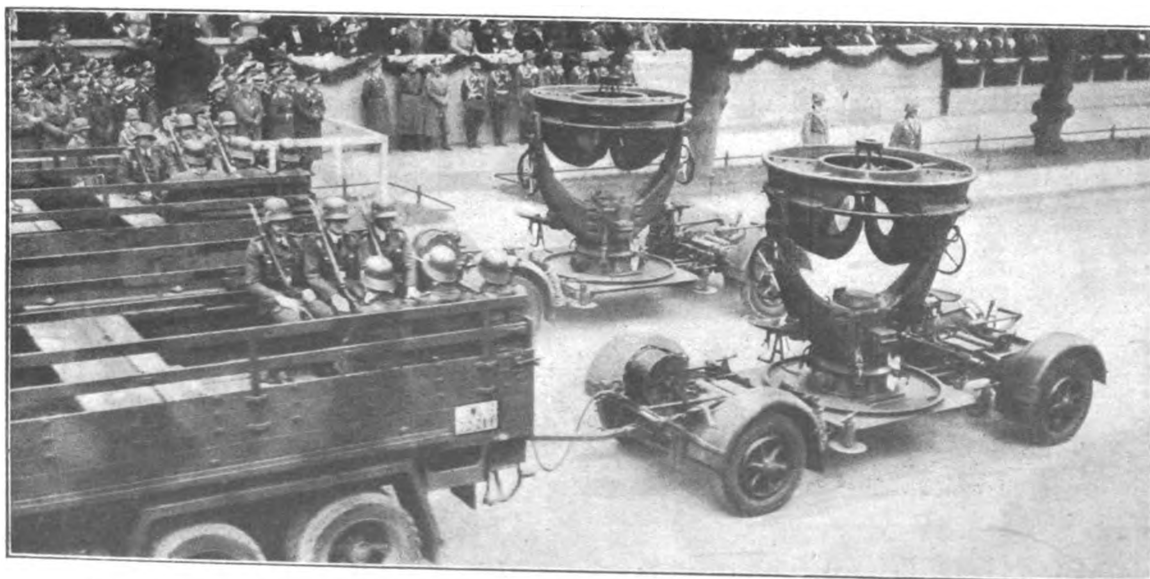
Abteilungen der Panzer- und motorisierten Schützen-regimenter während der Parade. Musterhaftes Ein-halten von Richtung und Abstand zeugt von der her-vorragenden Ausbildung einer Truppe, die ihr modernes Material vollkommen beherrscht



An aufgestellten Formationen vorbei durchfährt die Führerkolonne die Charlottenburger Chaussee, von einsäumenden Menschenmengen überall lebhaft begrüßt.



Der Führer mit dem Oberbefehlshaber der Wehr-macht und den Oberbefehlshabern der Wehrmacht-teile kurz vor dem Vorbeimarsch der ersten Panzer-kolonnen.



Links: Motorisierte Flak-abteilungen mit den Horch-geräten

Aufnahmen We…
Heinrich Hoff…



Adolf Hitler begrüßt die Schüler der SS.-Führerschule
Am Morgen des 20. April stellte Reichsführer SS Himmler in der Reichskanzlei dem Führer die Schüler der SS.-Führerschule Bad Tölz vor



Im Flugzeug auf der Fahrt von Berlin nach München
Die Flugzeugbesatzung hat den ständigen Platz des Führers an seinem Geburtstag mit Blumen geschmückt



Der Führer spricht zu den neu ernannten Untersturmführern der SS.-Führerschule Bad Tölz



Die ersten Gratulanten
In der Nacht zum 20. April um 24 Uhr erschienen die engsten Mitarbeiter des Führers, um ihm als erste ihre Glückwünsche auszusprechen. Hier gratuliert Reichsleiter Amann dem Führer. Rechts von Reichsleiter Amann: Brigadeführer Schaub, links von ihm Reichsminister Dr. Goebbels



Auf dem Flugplatz in Oberwiesenfeld übermittelte Rudolf Heß dem Führer bei seiner Ankunft in München die Glückwünsche der Partei.
In der Mitte: Ministerpräsident Siebert, dahinter: Obergruppenführer Brückner



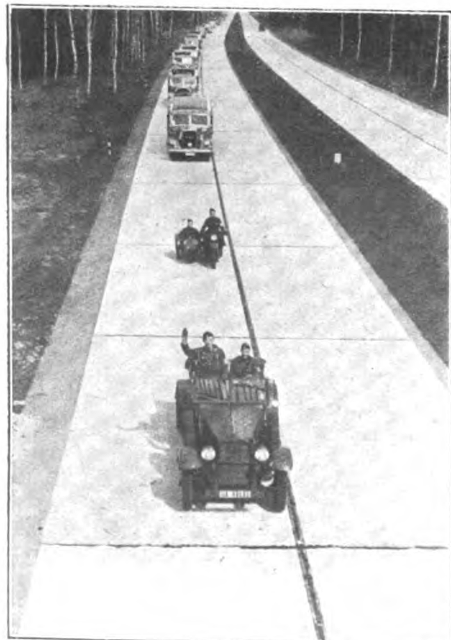
Endlose Wagenreihen brachten die Mütter nach dem festlich geschmückten Bad Tölz, dessen ruhiges Straßenbild im Augenblick von pulsierendem Leben erfüllt war.

NSKK. beglückt Mütter

Mütterehrung des Traditionsgaues am Geburtstag des Führers. 2000 kinderreiche Mütter fahren in die Berge

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Der Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung, Reichsleiter Fiehler (mit Schirmmütze), überzeugte sich persönlich von der Betreuung der Mütter, die auf diesem Bilde die Schönheiten des Tegernsees bewundern.



Links: Ein unvergeßliches Erlebnis: Die Fahrt auf der Reichsautobahn.



„... Nein, nein, wir fahren schon nicht zu schnell; macht's euch nur bequem in den Polstern, Mütterchen ...“

LEBENSFREUDE FÜR ALLE VOLKSGENOSSEN

Zum Tag der deutschen Arbeit am 1. Mai



Großzügig organisierte Wanderungen erschließen die Schönheiten der deutschen Heimat.
Nicht nur Vororte und benachbarte Gegenden soll der Arbeiter für wenig Geld kennenlernen! Kurzwanderungen sowohl als auch große Ferienfahrten sorgen gleichermaßen für die Erweiterung des Blickfeldes.

Aufnahme: Fritz Boegner.

Links: „Schönheit der Arbeit" – ein Ideal, das im Dritten Reich durch zielbewußte, stetige Maßnahmen in die Tat umgesetzt wird.

Ein mustergültiger, heller Werkstattraum, der für den deutschen Fabrikarbeiter eine würdige Umgebung schafft

Aufnahmen: Fritz Boerner

Links: In großen Reiseomnibussen über die Straßen Adolf Hitlers

In allen Landstrichen Deutschlands, auf allen Wegen in die freie Natur begegnen uns heute täglich die fröhlichen Scharen der „KdF."-Organisation der Deutschen Arbeitsfront.

LEBENSFREUDE FÜR ALLE VOLKSGENOSSEN

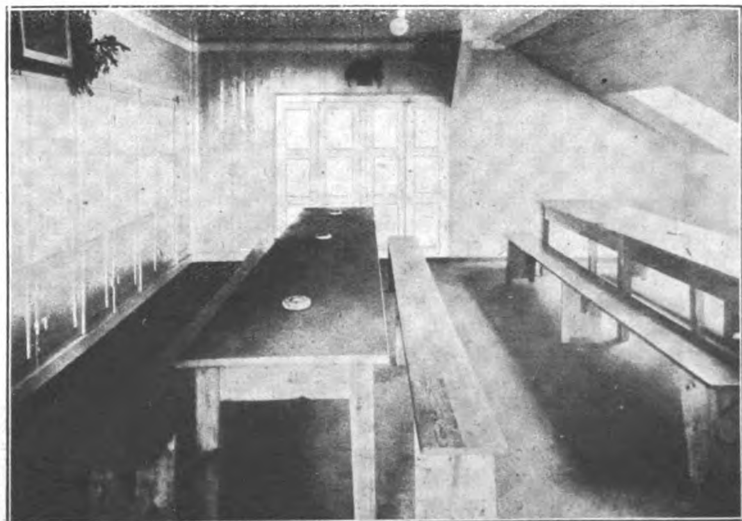


Rechts: Werkpausensendung im Betrieb.
Auch die Arbeitspausen sollen belebt werden! Große Tonfilmwagen stehen für diesen Zweck zu Vorführungen aller Art zur Verfügung.



Rechts: Die große Sehnsucht vieler ist verwirklicht — Seereisen nach Nord und Süd
Was ehedem nur einer „Klasse" Bevorzugter vorbehalten war, ist heute jedem Volksgenossen ermöglicht. Bis nach Norwegen und bis nach Madeira fährt ihn die „KdF"-Flotte

Ein typisches Beispiel für viele: Ein Freizeit- und Aufenthaltsraum eines Werkes, wie er früher war (links) und wie derselbe Raum heute aussieht (rechts).
Nicht Klassenkampf, nicht marxistische Zerstörungswut und Gleichmacherei, sondern nationalsozialistischer Dienst am arbeitenden Volksgenossen gewährleistet allein die positive und fruchtbare Sorge für das Wohlergehen jedes einzelnen im Rahmen der starken Volksgemeinschaft.

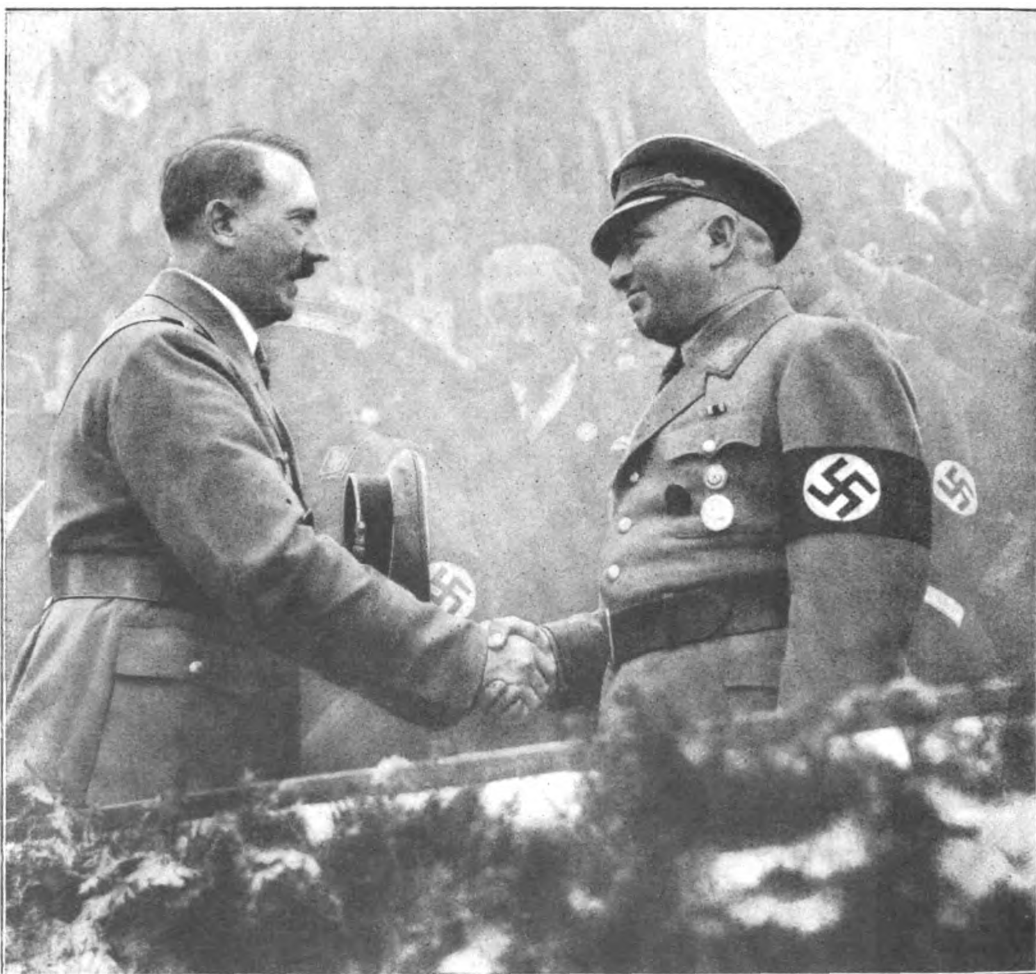


EINE NEUE BILDBERICHT-REIHE DES „JB":

DIE DEUTSCHE ARBEITSFRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

Ein Streifzug durch die größte Organisation der Welt



1933: Der Führer und Reichskanzler gibt dem Parteigenossen Dr. Ley den Auftrag, über alle Klassengegensätze und Klasseninteressen, über Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände hinweg eine Front zu schaffen, der alle Schaffenden, Arbeiter der Stirn und der Faust, angehören sollen.

1937: Die Front steht. Über 25 Millionen Schaffender, Arbeiter der Faust und der Stirn, Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder, bekennen sich zu dieser Front der Schaffenden — zur Deutschen Arbeitsfront.

Friede und Aufbaugeist herrscht in den Betrieben des neuen Deutschlands. Streik und Aussperrung, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind überwundene Begriffe. Alle Klassengegensätze, alle Spaltung und Zerrissenheit wurde beseitigt. Soziale Ehre, Betriebsgemeinschaft, Arbeitskameradschaft, Kraft durch Freude wurde neu in den Wortschatz des deutschen Arbeitslebens aufgenommen. Hüterin dieses Friedens- und Aufbauwillens in den Betrieben, dieses Gemeinschaftsgeistes, der die Voraussetzung für alles fruchtbringende staats- und wirtschaftspolitische Schaffen ist, ist die Deutsche Arbeitsfront. Für jeden Schaffenden, mag er Holzfäller in den Wäldern Masurens, Hochseefischer auf den deutschen Meeren, Heimarbeiter in der Bayerischen Ostmark oder Kumpel in Deutschlands Westen sein, ist die Zugehörigkeit zu der Front der Arbeit sein Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung geworden.

Gewaltige Leistungen kann die Deutsche Arbeitsfront verzeichnen. Jahrhunderte alte Sehnsucht des deutschen Arbeiters wurde durch sie verwirklicht. Über 25 Millionen deutscher Volksgenossen bekennen sich zu ihr. 25 Millionen — ein gewaltiges Heer der Arbeit. Wer gab diesem Heer seine Formen? Wer sind die Führer, die es immer wieder zum Einsatz bringen, wer sind die Männer, die als schöpferische Gestalter immer wieder Neuland erobern? Wie arbeiten ihre Kommandostellen? Wie sind sie aufgebaut? Welche Aufgaben haben sie im einzelnen zu erfüllen? Eine Fülle von Fragen.

Der „JB" gibt Antwort! Mit Kamera und Bleistift sind die Männer des „JB" durch den Generalstab der Deutschen Arbeitsfront, durch die Ämter des Zentralbüros gewandert, haben dort einen Einblick in die Arbeit erhalten und mit den verantwortlichen Männern über ihr Schaffen gesprochen. Was sie sahen und hörten, werden sie in Wort und Bild in der in Folge 18 beginnenden Artikelserie „Ein Streifzug durch die größte Organisation der Welt" den Lesern des „JB" vermitteln.

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(9. Fortsetzung.)

25. Kapitel.

Einförmig rannen die Stunden dem Gefangenen hin. Er saß hinter der Baracke und sah hinaus in die unendliche Weite. Der Zaun hemmte den Blick nicht und nicht die Gedanken. Die gingen mit den Blicken und schwebten in ferner Höhe um den zarten, wolkigen Hauch, der sich kaum abhob von der lichtzitternden Bläue.

Ein Lastwagen schien am Tor vorgefahren zu sein. Die fragende Stimme des Postens war zu hören, eine andere, die unwirsch etwas rief Vielleicht brachten sie neue Gefangene. Doch dann wäre der Wagen wohl ins Lager gefahren.

Ein Soldat kam mit dem Befehl, sofort mit zum Kommandanten zu kommen. Gaben die noch immer nicht Ruhe? Richtig, da saß auch wieder Hauptmann Mac Laglen. Der Posten mußte das Zimmer verlassen. Thomas sah finster auf die beiden Offiziere.

Da trat der Hauptmann zu ihm. „Mister Hoffingott, was ich Ihnen jetzt sage, geschieht nicht, um etwas zu erpressen oder zu erschleichen. Auch nicht, um Sie zu quälen. Ich möchte Ihnen helfen."

„Ich sage nichts", antwortete Thomas, „ich bin kein Verräter."

Mac Laglen lächelte: „Wir brauchen von Ihnen nichts mehr zu erfahren. Wir wissen schon alles, was uns an der Gegend am Berg interessiert. Hören Sie: Die deutsche Truppe hat Moschi geräumt und ist weit nach Süden ausgewichen . . ."

„Ausgewichen, vielleicht, aber sie kommt wieder, das ist gewiß!"

„Vielleicht. Ich glaube es allerdings nicht. Doch ich habe Sie nicht rufen lassen, um mit Ihnen die Kriegslage zu besprechen. Ich sagte schon, ich will Ihnen helfen."

Mißtrauisch sah Thomas den Engländer an. Wenn er nichts mehr erfragen wollte von der Front, was wollte er dann?

„Draußen steht ein Wagen mit Frauen, die wir aus dem Kilimandscharogebiet abtransportieren mußten. Ihre Frau ist darunter."

Er schwieg, als er sah, wie der Farmer erschrak

„Wollen Sie nicht die Verpflichtung eingehen, nicht mehr gegen uns zu kämpfen?"

In Thomas sprang noch einmal der schwere Kampf auf zwischen Liebe und Pflicht, den er beendet zu haben glaubte. Mühsam stieß er hervor: „Was ist dann, wenn ich . . ."

„Dann kann Ihre Frau mit Ihnen zurückfahren auf die Farm, sobald die Gegend nicht mehr Kampfgebiet ist Was in acht Tagen der Fall sein wird."

„Kann sie denn nicht allein auf der Farm bleiben, wenn da keine Gefahr mehr ist?"

Hauptmann Mac Laglen sah den Gefangenen fest an: „Das geht nicht, solange ihr Mann darauf wartet, daß seine Truppe wieder gegen das Gebiet vorrückt."

Der Hauptmann gab dem Kommandanten eine kurze Darstellung des Gesprächs Da wendete sich der Kommandant an Thomas, und Mac Laglen übersetzte seine Worte: „Sie ändern mit Ihrer Weigerung tatsächlich nichts. Als Gefangener können Sie doch auch nicht gegen uns kämpfen?"

Thomas' Augen flirrten unruhig. „Was geschieht mit meiner Frau, wenn ich nein sage?"

Der Hauptmann zuckte bedauernd die Schultern: „Ihre Frau und Ihr Kind kommen zunächst in ein Sammellager. Aber seien Sie unbesorgt", fuhr er rasch fort, als er sah, wie der Mann zusammenzuckte, „dort wird ihnen nichts abgehen."

Lena und Christoph in einem Lager, beengt, bewacht, zusammen mit vielen anderen! Ein heißer Schmerz bäumte sich in Thomas auf. Dann aber trat zum grenzenlosen Erstaunen der Engländer ein hellerer Zug in sein Gesicht: Mit vielen anderen! Das war der Entscheid, den die Pflicht gebot, die Ehre und die Liebe zum Vaterland Mit vielen anderen! So würde sie selbst entscheiden, Lena, so hatte sie entschieden

Thomas Hoffingott riß sich zusammen und sprach das eine Wort aus, von dem er wußte, daß es seinem Schicksal eine harte Wendung geben mußte: „Nein!"

Der Hauptmann blickte ihn kopfschüttelnd an: „Dann nehmen Sie Abschied von Ihrer Familie!"

Der Posten trat wieder ins Zimmer Thomas wurde zu einem am Lager haltenden Lastwagen geführt Inmitten anderer Frauen saß Lena Den kleinen Christoph hatte sie an sich gedrückt, er war so müde und schläfrig, daß ihm die Augen zufielen. So sah er seinen Vater nicht, und Thomas ließ ihn schlafen.

Hilflos stand der Mann da. Er konnte nichts sagen, keine Worte finden, um das harte, grausame Schicksal irgendwie zu mildern. Er schaute in Lenas Augen, die feucht waren und in stummer Gebärde von ihm Abschied nahmen. Der Schmerz ist zu groß — sie konnten nicht einmal allein miteinander reden, es wurde Thomas auch nicht erlaubt, den Wagen zu besteigen . . . Und wie er nun so das stumme, schmerzdurchwühlte, entsagende Antlitz Lenas vor sich sah, war es ihm plötzlich. als sei diese junge Mutter gar nicht mehr auf dieser Welt, als hätte das große Leid eine Heilige aus ihr gemacht, so abgeklärt und still ergeben schien sie ihm jetzt

„Lena, liebe Lena, verzeih — was wir tun, geschieht für unsere Kinder — für die Zukunft . . . wir werden uns wiedersehen . . ."

Sie reichte stumm die Hand hinunter, wollte ihm über die Augen fahren, sein Haupt streicheln — da bedeckte er sie mit Küssen, zu denen sich eine heiße Zähre gesellte. Lena spürte es wohl So fand sie in dieser bitteren Minute den Trost einer großen, unendlichen Liebe

Der Wagen fuhr an, rollte fort Viele müde Hände winkten . . . Thomas sah unverwandt der Staubwolke nach, die sich in der Ferne verlor. Es würgte ihn in der Kehle, seine Augen füllten sich mit salzigem Naß . . . er schämte sich vor den beiden Wachsoldaten, die neben ihm standen .

„Er hätte es anders haben können", dachte Mac Laglen, „aber vor seinem Gewissen hat er es vielleicht besser so . . ."

*

Jokele hatte den Auftrag seines Herrn erfüllt, war auf den Hof hinausgeschlendert, hatte Eimer hergeschleppt, bis das Feuer kleiner wurde im Stall, war dann einer Kuh nachgerannt, scheinbar, um sie beizutreiben, hatte sie aber absichtlich immer weiter hinausgejagt. So war er unbemerkt vom Hof gekommen.

Er schlug die Richtung ein, die ihm der Bana gewiesen, stieg die Hügelkuppe hinauf, spähte hinaus, ließ seinen Blick aufmerksam über das Gelände streifen, lief weiter Und noch am Abend desselben Tages stand er tief verschnaufend bei den vier Askaris und berichtete ihnen das Betrübliche: Der Bana ist gefangen!

„Wie viele Engländer?"

„Dreißig schon . . mindestens . . ."

Unschlüssige Mienen.

„Was sollen wir machen?"

„Losmachen, freimachen!" sagte der Junge mit einem Ton, als sei dies das Selbstverständlichste von der Welt und auch das Einfachste

„Vier gegen dreißig . . .?"

„Fünf gegen dreißig!" verbesserte Jokele

„Du hast ja kein Gewehr!"

„Ich hab' ein Gewehr da" sagte der Junge und deutete mit dem Finger auf seine Stirn.

Die Askaris wollten es überschlafen Die hierzu nötige Müdigkeit hatten sie überreichlich. Der Berg lag ihnen noch in den Knien und hinter den Lidern

„Ihr bleibt bestimmt da?"

„Ganz bestimmt."

„Dann hole ich mir das Gewehr vom Bana. Und Jan ist da und Cabigi und der Bana . . ."

Also ließ Jokele die müden Burschen im Schatten zurück und wendete sich wieder Pilatus zu. Aber die Nacht brach an, noch ehe der Hof vor ihm sichtbar wurde Er kletterte auf einen Baum und verbrachte in seinem Geäst die Nacht

Bei Tagesgrauen stapfte er weiter. Als er an den Hof kam, nahm er einen Stecken auf und rannte wie besessen hinter einer der ruhig grasenden Kühe her, als habe er seit gestern und die ganze Nacht hindurch nichts anderes getan als Kühe getrieben Unauffällig schlenderte er zum Haus.

Der Bana war nicht mehr da, sie hatten ihn mitgenommen Die vier Engländer, die zum Schutze der Boma zurückgeblieben waren, kümmerten sich nicht um den schwarzen Lauser, sie kannten ihn von gestern her.

Wo er die Nacht über gesteckt habe, fragte ihn Jan.

Da weihte er ihn ein Jan wußte, wohin sie den Herrn gebracht hatten Dann ging Jokele zu Cabigi und wisperte lange mit ihm Früh am Morgen verließ Cabigi die Farm und stieg mit einem dicken Holzrohr an der Wasserzufuhr bergauf Daß in dem Holzrohr zwei Gewehre steckten, das von Bana tilola und von Bana Hackl, konnten die beiden Engländer, die ihm das Tor der Hecke öffneten, nicht ahnen Auch nicht, warum gleich darauf Jokele mit so viel Lebensmitteln die Boma verließ. „Damned fellows, wollt ihr das allein verschlingen?" fragten sie lachend Jokele patschte sich grin-

send auf den Magen. Er würde schon hungern für seinen Bana, aber die Askaris mußten verpflegt werden, das wußte er. Und Cahigi liebte das Essen auch.

Die vier Askaris waren noch auf dem alten Platz. Sie schliefen noch immer oder schon wieder.

Mit dem Essen brachte Jokele auch einen Plan, den er unterwegs ausgeheckt hatte Er legte ihn dar. Seine Augen waren dabei beredter als sein Mund. Er wurde begriffen, es erhob sich kein Einwand. Nicht einmal beim klugen Cahigi. Wenn sie es ganz schlau anpackten, könnte es gehen.

Jokele wußte, wo das englische Feldlager lag, das genügte allen. Was zu tun war, würden ihnen die Spuren sagen, die sie zu lesen verstanden, viel, viel besser als alle Deutschen und Engländer...

Nachts marschierten sie. Cahigi und Jokele mit dem Gewehr, wie richtige Soldaten.

„Cahigi, hast du Streichhölzer?"

Als Antwort schepperte Cahigi mit der Schachtel.

Jokele kniff die Augen zusammen; für ihn bestand kein Zweifel, eine ganz glatte Sache würde das sein.

Eine Nacht noch ging dahin, dann, am Morgen, trug der Wind fernen Lärm zu ihnen her. Bald konnten sie die einzelnen Geräusche unterscheiden: Scheppern von Eimern, Kommandorufe, Motorengeräusch.

Im dichten Busch machten sie halt und ruhten sich ein paar Stunden aus. Jokele legte sein Gewehr neben Cahigi.

„Ihr bleibt da im Busch, bis ich wiederkomme!"

Jokele machte sich auf den Weg, dem Lager zu.

Es war am Nachmittag. Drei Uhr etwa, der Sonne nach. Als wäre er ein englischer General, nicht ein kleiner Negerbub, so unbekümmert spazierte Jokele dem Lager zu, und in allerschönster Frechheit ins Lager hinein.

Bald hatte ihn ein Posten am Kragen: Was wollte der halbwüchsige Lausbub?

Er wurde dem Kommandanten vorgeführt Was wollte der Bengel? Seinen Herrn besuchen, bei ihm bleiben? Der Kommandant, von so viel Negertreue gerührt, rief erst mal Hauptmann Mac Laglen. Der erkannte Jokele wieder. Väterlich ermahnte der Hauptmann den kleinen Schwarzen, wieder nach Hause zu gehen.

Gefangene dürften keine Boys haben. — „Sehen", bat Jokele, und verdrehte die Augen, „guter Bana."

Also erlaubte man ihm, seinen Herrn zu begrüßen. Dann aber müsse er das Lager wieder verlassen. Zu Jokeles Verdruß ging ein Posten mit.

„I sein da!" begrüßte er den überraschten Gefangenen. Und wieder sagte Jokele in der abgelauschten Mundart seines Herrn: „I sein da!"

„Jokele!"

Der Posten begrinste wohlwollend die komische Begrüßung.

„I sein da!" zum drittenmal, diesmal mit eigenartiger Betonung. Wollte der Junge damit etwas Besonderes andeuten?

Thomas fragte nach den Kühen, die er hatte holen sollen, der Jokele, damals, als die Massai gekommen waren. Der Posten fand das langweilig.

„Hab' sie funden", sagte Jokele und blinzelte. „Alle und noch eine mehr, Cahigi!" setzte er dreist hinzu.

„Wo sind sie jetzt?" fragte Thomas mit mühsam verhaltener Erregung.

„Im Busch", antwortete Jokele und deutete dreist und gottesfürchtig hinaus. „Durch Feuer gelaufen..." Der Posten sah nicht her, schnell flüsterte der Knabe, „durchs Feuer in Nacht..."

Lange noch, nachdem Jokele ihn verlassen hatte, versuchte Thomas an dem seltsamen Ton dieser Worte herumzudeuten. Steckte dahinter wirklich eine Ankündigung? Gaukelte ihm diese Deutung nicht nur seine Phantasie vor? Das Wunschträumen des Gefangenen nach Freiheit? Nein, etwas war geplant. Er mußte lächeln: Ein Negerbub, der ihn aus einem bewachten englischen Militärlager befreien wollte?

Jokele war wieder draußen im Busch bei den Kameraden. Für ihn brauchte bloß noch die Nacht zu kommen.

Sie kam und brachte einen Wind mit, der vom großen Berg her gegen das englische Feldlager wehte.

Jokele war ganz Feldherr, wie er dastand mit dem Gewehr des Herrn.

„Du und du und Cahigi, ihr bleibt bei mir!"

„Und wir zwei?" fragten die anderen

„Du und Buhi, ihr müßt ums Lager herum, einen großen Bogen machen, auf die andere Seite."

„Und dort?"

„Schießen!"

„Auf wen schießen?"

„Ins Lager hinein! Bloß so schießen Hauptsache, daß es kracht!"

„Daß die Engländer unruhig werden?"

„Ja, daß sie nicht so schnell merken, was wir wollen."

Die beiden Askaris machten sich auf den Weg.

„Wird er wohl durchkommen?" fragte Cahigi, als er den Plan ganz begriffen hatte.

Jokele schaute ihn beinahe strafend an: „Der Bana kann alles. Der Bana kann auch durch Feuer gehen."

Vorsichtig krochen die vier weiter vor. Der Busch war dicht, ein verfilztes Gewirr, so dicht, daß sie erst in allernächster Nähe die beiden Lastautomobile bemerkten, die in einer freigehauenen Gasse im Gestrüpp standen. Vorsichtig krochen sie ein paar Schritte zurück. Das war Pech, daß hier außerhalb vom Lager auch Soldaten waren. Doch es rührte sich nichts bei den Wagen. Da krochen Jokele und Cahigi wieder vor. Und da hatten des Jungen funkelnde Augen etwas Herrliches entdeckt. An den Trittbrettern der Wagen schimmerte es metallisch. Große Blechkannen, mit Riemen festgeschnallt.

„Cahigi, da ist brennendes Wasser drinnen! Das Maschinentier trinkt das!"

Lautlos krochen sie vollends an die Wagen heran, lösten die Riemen, hoben die Kannen ab. Schwer waren sie, und leise gluckste es hinter dem Blech Dazu das schwere Gewehr.

Da kamen die beiden Askari heran, nicht einmal Jokele hatte sie gesehen. In den Wagen waren auch noch Kannen.

Sie schleppten, was sie nur schaffen konnten, zurück zum Streuhaufen, der allein hatte brennen sollen. Wenn die bloß nicht anfangen zu schießen, die beiden anderen.

Eine lange Gasse quer gegen den Wind gossen sie aus den Kannen, besprengten das Gras, spritzten in die Sträucher.

Und dann fielen jenseits des Lagers die Schüsse, schnell, regellos, als wäre da eine ganze große Patrouille.

Hier aber flogen die Streichhölzer in das nasse Gras.

Wie Wasser nur so brennen konnte. So plötzlich, so mit einem Male rasch auflodernd, sich zauberschnell verbreitend, die ganze Gasse entlang! Da hätten sie mit ihrer Streu lange warten können.

Krachend knisterte es an tausend Stellen zugleich im dürren Busch. Und der Wind half mit, er wehte und schürte, das Feuer sprang vorwärts, erfaßte neue Nahrung, wunderbar brannte es, die Flammen ritten wie riesige Reiter durch die Luft, über den Boden hin Jokele hätte tanzen mögen vor Freude.

Da sah er, wie Cahigi den Kopf schüttelte: „Der Bana tilola, keiner kann durch solch großes Feuer."

Sie hatten es zu gut gemeint.

Im Lager war Rennen und Tumult Alarm! Feuer! Hornsignale! Rauchschwaden ätzten die schläfrigen Augen.

Feuer!

Pferde rissen sich los, trampelten über alles weg, rannten in irrsinniger Flucht in die Nacht hinaus...

Was denn reiten! Sammeln? Wo denn? Wo waren die anderen? Jeder sah sich allein in dichtem, beißendem Nebel, der näher und näher kroch und eine unerträgliche Hitze über das Lager legte.

Die Wasserstelle aber war jenseits des Feuers

Das mit der Wasserstelle wußte auch Thomas. Er kannte die Richtung, aus der die Wasserträger immer gekommen waren, wohin man die Pferde zur Tränke geführt hatte. War dies alles Jokeles Werk, so war es ein geniales Werk. „I sein da — ins Feuer laufen — in der Nacht ..." Nun wohlan, ich komme

Ein paar Engländer sahen ihn schreiend davonrennen. In die verkehrte Richtung .

„Damned German' Verrückter Hund. . Renn in das Feuer ..."

Zur Vorsicht schickten sie ihm doch ein paar Kugeln nach

Thomas aber lief um sein Leben, geradewegs auf die hohe Flammenmauer zu. Dann bog er ab und sprang an einer niedrigen Stelle hinein.

Krachender Funkenregen prasselte um ihn. Heiß kohlten seine Sohlen an. Wie wild schlug er mit der flachen Hand die Funken tot, die sich an seinem Rock festsetzten. Atemraubender Stickrauch füllte ihm Kehle und Lunge. Jenseits, drüben, winkte die Freiheit...: Würde er sie erreichen? Keuchend rannte er weiter, gegen den Wind, gegen die anzüngelnde Glut, die Arme dicht vors Gesicht gepreßt. Er strauchelte, stürzte. Auf! Nicht liegen bleiben... heilige Muttergottes, war es denn noch nicht bald vorbei... zu sehen war nichts, nur zu fühlen, und er fühlte, daß er am Ende seiner Kräfte war.

Da kam ihm eine Stimme aus dem Feuergeschwel entgegen, eine menschliche Stimme im Rauch, in der Nacht.

„Bana! Bana! Bana!!!" Beschwörend, gell, flehend, Jokeles Stimme .. noch eine, eine Männerstimme.

„Bana! Hierher!"

Jokele und Cahigi hatten scharf gespäht, um den Herrn zu entdecken, der doch jeden Augenblick durch die Flammenwand kommen mußte. Er konnte doch durch das Feuer gehen, auch durch dieses, das viel stärker geworden war, als sie gedacht hatten.

„Bana! Bana!! Hierher!"

Jokele lief dicht hinter dem Feuer auf und ab, sprang verzweifelt über den heißen Boden. Sein Gewand wollte Feuer fangen, er patschte es aus. Die Jacke loderte weiter auf, er warf sie von sich, auch das benzinbespritzte Hemd brannte. Da war der Tümpel, das Wasserloch, aufschimmernd in Nachtschein und Rotglut

„Da her, Bana! Cahigi, da her! Das Wasser!"

Er sprang hinein, Cahigi, der auch schon brannte, mit ihm, Hackls gute Büchse noch auf dem Rücken. Nur die Köpfe der beiden schauten hoch heraus und riefen immer wieder: „Bana! Hier!"

Bis es plötzlich aufspritzte und eine mächtige Gestalt in das Wasserloch sprang oder stürzte, so gewaltig daß Cahigi bis auf den Grund gedrückt wurde.

Wie zwei glückselige Frösche lachten sie Thomas an, als er neben ihnen stand, schwer schnaufend, erhitzt und abgekühlt zugleich, und kaum wußte, wie alles so schnell gegangen war.

Aus dem nahen Lager hörten sie Kommandos und Schreie, die Gefahr war noch nicht vorüber. Das Wasserloch war in diesem Falle sogar das allerunglücklichste Versteck. Sie verließen es und eilten weiter.

Am Ausgangspunkt ihres Unternehmens, im dichten Busch, fanden sie die beiden Askaris wieder, die mit zum Brandkommando gehört hatten. Sie sprangen auf und standen stramm, als sie in der zerfetzten, berußten, verschmierten Gestalt ihren weißen Unteroffizier wiedererkannten. Mit noch mehr Stolz aber nahm Jokele das Gewehr des Bana auf, das die Askaris gut bewahrt hatten. Er reichte es ihm hin So, nun war der Herr wieder ein richtiger Soldat.

Doch der Befreite hatte ein anderes Verlangen, und Jokele und Cahigi spürten es nun auch. Es war mit den Brandwunden noch leidlich abgegangen, aber das Wasserbad ließ die Schmerzen doch unerträglich werden Doch was half es nun schon in Nacht und Gefahr? Notdürftig konnte Thomas seine rechte Hand verbinden, war auch das, was die Askaris an Verbandzeug hervorkramten, nicht gerade antiseptisch

Zwei Stunden vor dem neuen Tag brachen sie auf. Kannten sie die Gegend auch besser als die Engländer, jetzt hieß es dem Teufel keine Steine zum Brückenbau in den Weg zu legen. Daß die beiden Askaris, die das Schießkommando hatten, nicht zurückkehrten, verstanden sie nicht. Sie sollten sich doch, nachdem sie das Lager alarmiert und abgelenkt hatten, zurückziehen! Thomas wollte die treuen Kameraden um keinen Preis zurücklassen, doch durften sie nicht länger warten.

Sie hätten auch sehr lange warten müssen Als sie den Erfolg ihrer ersten Schüsse sahen und die Panik im Lager, die mit den Flammen aufloderte, faßte das Schicksal nach den beiden einfachen Schwarzen Es galt den Bana zu befreien, der durch das furchtbare Feuer gehen sollte, und sie waren seine Soldaten! Sie schossen weiter, als die Engländer im Lager längst erkannt hatten, woher die Schüsse kamen Sie schossen, dicht nebeneinander liegend, weiter, als ein paar Züge gegen sie vorgingen. Sie schossen, als die Kugeln um sie herpfiffen und den Sand aufrissen, daß er ihnen das Sehen behinderte. Anstatt sich in den Busch zurückzuziehen nachdem die Aufgabe erfüllt war und das andere große Feuer loderte, blieben sie liegen und schossen Weil sie erkannten, daß ihr Feuer ebenso wirkungsvoll und notwendig war zum Gelingen des großen Werkes wie das Flammenmeer da hinten. Und ihr Feuer schwieg erst, als ihre Leiber, von Kugeln durchbohrt und von Bajonettstichen zerfleischt, regungslos dalagen Verständnislos umstanden die englischen Offiziere die beiden armseligen Körper der toten deutschen Askaris Es war schon so: die beiden Schwarzen hatten ganz allein den tollkühnen Angriff auf das englische Militärlager unternommen. Kopfschüttelnd fanden sich die Engländer mit dieser Tatsache ab.

Bis die Kraftfahrer am anderen Morgen die Meldung brachten von den entwendeten Benzinkannen und


DIE
BATSCHARI
KRONE
A. BATSCHARI CIGARETTEN
BADEN-BADEN
24 CIGARETTEN ★ OHNE MUNDSTÜC
5

es nicht gelang, die Reste des verbrannten Deutschen zu finden, der voll Verwirrung in die Flammen gerannt war. Da fiel Mac Laglen der kleine Negerbub ein, und er ging noch einmal zu den beiden toten Askaris und sah sich ihre Uniformen an und biß die Zähne übereinander, als er eine Treue erkannte, für die er, soviel er auch nachdachte, nur Beispiele fand in der großen Geschichte des heroischen Altertums . .

*

Als der Unteroffizier Thomas Hoffingott, zerfetzt, fiebernd und noch immer beschmutzt, sich in Kahe bei seinem Hauptmann Pier meldete, begriff der das Ereignis zunächst auch nicht. Daß Thomas mit seiner Patrouille den Engländern in die Hände gefallen sei, hatte man vernommen, weiter nichts. „Zwei Askaris vermißt!" meldete Thomas, „zwei neu ausgehoben." Cahigi und Zokele traten vor. Sie wurden zur nämlichen Stunde Soldaten des Deutschen Reiches.

Als der Totgeglaubte vor seinen Kameraden lebendig im Lager auftauchte, gab es ein Kompaniefreudengeheul, das nicht einmal von einem Askari-Bataillon besser und eindrucksvoller geheult werden konnte.

Münzmann, der Offizier der „Usambara", war auch da; das Schiff lag bei Kriegsausbruch in Tanga und konnte nicht zurück. Jetzt war Wirklichkeit geworden, wovon ihn Thomas damals auf der Überfahrt sprechen gehört hatte. Schließlich kamen noch Offiziere und Mannschaften von anderen Kompanien. Sie alle wollten alles genau erzählt haben — von der Rettung der Frau und des Kindes bis zur Gefangennahme und wunderbaren Errettung durch die vier Askaris und Cahigi unter der Leitung des tapferen Zokele. Der wurde ganz feierlich zum Askari ernannt und war furchtbar stolz. Nur Cahigi nicht. Nun er eingekleidet war als Askari, hatte er Hackl die Büchse zurückgegeben. Der hatte sich das verschmutzte, angerostete Ding angesehen und mit einem tief verachtungsvollen Blick nur gesagt: „Du Viech, du", und dann Miene gemacht, es dem Cahigi auf den Kopf zu hauen. Aber Cahigi beteuerte, zwanzig Massai damit getötet zu haben. Hackl schwur grimmig, daß ihm die Engländer die schöne Büchse ersetzen sollten, und begann sie liebevoll zu reinigen.

Alles war glücklich trotz aller Not. Die Kameradschaft war eben doch das Schönste auf der Welt.

„Die Welt ist kugelrund, da kugelt man weiter", sagte der schwarzschopfete Hackl.

„Weil mir lei wieder beieinander hocken, lebendig und g'sund", fügte der sommersprossige Rott hinzu.

Von der harten Prüfung, der ihn die Engländer vor der Gefangennahme unterzogen, erwähnte Thomas kein Wort. Irgendein Gefühl in ihm sträubte sich, das alles so zu erzählen, wie er es erlebt hatte. Wegen Lena beruhigte ihn Peter Pier, die Güte der englischen Sammellager sei erwiesen.

Lange noch hockten die drei Unzertrennlichen beisammen. Bis die Müdigkeit bleischwer über Thomas herfiel, daß er mit einem zufriedenen Lächeln einschlief, trotz aller seelischen und körperlichen Schmerzen. Halb im Hindämmern sah er noch einmal die Fahne auf dem eisgekrönten Gipfel wehen — so wie er heimgekommen war zur Truppe, würde die Truppe wieder zum Berg kommen — Deutschland zu seinem Land Deutsch-Ost — Lena und Christoph nach Neu-Pilatus.

Im Zauber der sternfunkelnden Tropennacht, im Zirpen, Rufen und Gurren des Pori ruhte das Lager bei Kahe.

Nur der Kommandeur ging irgendwo draußen ruhelos auf und ab.

26. Kapitel.

„How are you this morning?" Miß Patterson, eine der leitenden Aufseherinnen im großen Frauenlager, machte ihren täglichen Rundgang.

Lena sah sie müde an. „Danke, Miß Patterson."

Die Frauenstation in Mombassa war kein Paradies, aber für eine unbeschwerte Seele reichlich erträglich. Die Behandlung war freundlich, wenn auch alles etwas kasernenhaft gehandhabt wurde. Die Frauen sagten sich, daß wohl die Umstände es so mit sich brächten. Auch die Verpflegung funktionierte. Moskitonetze waren nun auch gekommen.

„Das müssen Sie doch anerkennen, Mrs Hoffingott!"

Lena erkannte es gern an. Doch Miß Patterson war noch nicht zufrieden: „England ist eine mächtige Nation. England hat es nicht nötig, rachsüchtig zu sein."

Geh schon weiter, armes Ding, dachte Lena, du kannst ja nichts dafür. Doch die Aufseherin blieb. „Leiden Sie?"

Da blickte Lena ihr fest ins Gesicht: „Miß Patterson, warum sitze ich eigentlich hier?"

Die Frage verwirrte die Engländerin, sie hatte über solche Dinge noch nicht ein einziges Mal nachgedacht.

„Es hat ja alles bald ein Ende, Mrs. Hoffingott. Wir haben bald die ganze Kolonie besetzt. Dann wird Frieden."

So stellte sich Miß Patterson den Ablauf des Krieges vor. Aber dann ging sie doch zu dem leitenden Arzt: „Das Klima hier unten scheint Mrs. Hoffingott nicht gut zu bekommen."

„Ist das die Frau oben vom Kilimandscharo?"

Miß Patterson bejahte. „Sie sieht leidend aus, bleich, magert ab . . ."

Der Arzt verzog unwillig das Gesicht. „Man hätte die Frau auf halber Höhe lassen sollen. Merken Sie sie vor! Vielleicht können wir sie mit einem der nächsten Transporte nach Europa schicken."

„Ich hielte es auch für besser!"

„Krank ist sie aber nicht."

Nein, auch Miß Patterson hatte von einer körperlichen Krankheit nichts bemerkt. Hieß doch die Krankheit, unter der Lena litt, einfach nur: Kummer. Keine Nachricht setzte den zehrenden Gedanken und Befürchtungen Grenze und Schranke. Uferlos schweiften die Ängste durch den heißen Tag hin und brannten in den schlaflosen Nächten. Wie wird es ihm in der Gefangenschaft ergehen, ist geglückt, was Zokele dunkel andeutete? Glückte es aber und er war frei, war er da nicht sofort wieder Soldat? Lebte er überhaupt noch?

Der kleine Christoph ließ eine Kokosnuß über seine Knie kugeln. Lena wollte sie ihm aufschlagen, aber er wehrte sich dagegen; nein, er wollte sie nicht geöffnet haben, er wollte so mit ihr spielen. Ganz allein wollte er spielen, der Sohn von Thomas.

Könnte sie wenigstens tätig sein wie so viele! Könnte sie helfen, trösten, lindern, in ihrem einstigen schönen Beruf wirken! Ihre Meldung als Krankenschwester hatten die Engländer zurückgewiesen, so mußte sie untätig warten. Tage, Wochen, Monate . . .

Einmal, als Miß Patterson wieder von Menschlichkeit überfloß und den kleinen Christoph lobte und streichelte, wagte Lena es. „Besteht keine Möglichkeit, Christophs Vater zu benachrichtigen, wie es uns geht?"

Die Aufseherin sann nach. „Korrespondenz zwischen zwei Lagern — England ist ein sehr menschliches Land, Mrs. Hoffingott, aber bedenken Sie, es ist Krieg!"

Ja, es war Krieg. Lenas Lippen zuckten. Es war Krieg, Krieg auch in Afrika. Sonst steckte Thomas nicht in einem Gefangenenlager, sonst wären sie nicht von ihrem selbsterrungenen Stück Land vertrieben, sonst läge Christoph nicht in diesen heißen Baracken. Sonst wäre auch die Industriellentochter Miß Patterson niemals nach Afrika gekommen und hätte keine Gelegenheit gefunden, sich und ihr Land als bevorzugte Sendung Gottes zu fühlen.

Davon aber konnte sie nicht lassen, bei allem redlichen Willen, menschlich zu sein. Ihr Gesicht drückte Enttäuschung und Entrüstung aus, als sie Lena mitteilte: „Es ist mir unverständlich, Mrs. Hoffingott, wie Ihr Mann das tun konnte. Wo er doch wußte, daß er seine Lage dadurch verschlechterte. Und außerdem ist es undankbar. Denken Sie: er hat das Lager angezündet und ist entflohen!"

Sie sah nicht das Leuchten, das plötzlich auf dem Gesicht der einsamen Frau stand.

Bis ein jäher Schreck es auslöschte. Thomas war frei, da hätte er doch Gelegenheit, durch Zwischenpersonen Nachricht zu senden? Wo war er?

„Na, alsdann, haben S' es schon gehört, Frau Hoffingott?" hörte sie plötzlich eine rundliche Lagerkameradin aus Wien neben sich reden, die sich trotz Lenas Verschlossenheit angefreundet hatte.

Wichtig und mit vielsprechenden Rundaugen erzählte Frau Lanner, daß der Abtransport des Lagers bevorstehe, das Schiff liege schon im Hafen unten. Morgen vielleicht oder übermorgen . . .

Lena wollte nicht fort, um keinen Preis. Sie bat Miß Patterson, die Sache rückgängig zu machen, und als die Engländerin nicht verstand, daß auch diese Menschlichkeit Englands wieder nicht gebührend gewürdigt wurde, vergaß Lena ihre Zurückhaltung und erklärte fiebernd, sie müsse hier bleiben, nahe bei ihrem Mann, auf demselben Boden wenigstens, wenn schon nicht bei ihm . .

Miß Patterson begriff das wirklich nicht. Auch Frau Lanner nicht. Aufgeregt ging sie los: „Sein S' doch g'scheit, lieb's Hascherl. Schauen S', was hat er denn davon, Eahner Her[illegible] wenn Sie da sitzenbleiben, wo Sie höchst[illegible] [illegible]nkrankheit aufklauben können! I bi[illegible] [illegible]n davon, wenn Sie ihm schließl[illegible] [illegible]n S' zue. bleiben S' net da,

„So ist es!" Miß Patterson nickte wohlwollend. War es wirklich so? Lena dachte nach und fühlte mit Erschrecken, daß die beiden Frauen so unrecht nicht hatten. Was da in ihr trieb, hier zu bleiben und stark und stolz alles zu ertragen, war in unfaßlicher Weise schwach geworden. Auf Pilatus, noch nach der Wegführung von Thomas hatte es gehalten, dann, beim Abschied in seinem Lager, war es jäh zusammengebrochen. Die Kraft und der Wille. So unfaßlich es war, es war so. Nun aber stand noch die Gewißheit einer endgültigen Trennung da, kalt, unerbittlich, stand da als gleichgültige bürokratische Angelegenheit. Aus dem tausendfach wiederholten allgemeinen Schicksal der Soldatenfrauen trat riesengroß und einmalig die Tragödie .

Niemand wußte, wohin die Fahrt der „Liverpool" ging. Die einen sagten nach Ägypten, die anderen nach England, wieder andere befürchteten Indien, und nur die geborenen Optimisten hatten sich von der Hoffnung das Gerücht eingeben lassen, daß sie alle in die Heimat gebracht werden würden.

Schon am zweiten Tag hatte man die Landnähe verloren. Die Angst vor Indien nahm zu wie die Hitze, die vom Himmel sengte und die Schiffsplanken beinahe zum Glühen brachte. Das Trinkwasser war knapp, es wurde spärlich zugeteilt wie eine seltene Kostbarkeit. Lena litt den Durst des Kindes um ein Vielfaches mehr als den eigenen. Als sie aber Christoph zureden wollte, wenigstens die Milch aus der Kokosnuß laufen zu lassen, die der Knabe immer wieder vor seinem Ohr schüttelte, um sich zu vergewissern, daß drinnen noch Flüssigkeit sei, als Lena ihm die Nuß anstechen wollte, da setzte Christoph den geerbten Trotz auf: „Nein, Mutti, spielen."

„Ja, Toffl, spielen . . ."

Sie wollte mehr sagen, sie mühte sich, ein Wort zu finden, um dem Kinde etwas Liebes zu sagen, aber ihr Denken versagte, kaum aufgedämmert, versank das Wort zugleich wieder in Vergessen. Unsagbar müde war sie, mehr noch als all die letzten Tage her schon . . .

Die Wienerin schaute besorgt auf sie und wendete sich Christoph zu, der nahe an die Mutter herangetreten war, um ihr etwas ins Ohr zu sagen, was ihm wichtig erschien. Behutsam wehrte es die Frau Lanner. „Die Mama schläft, nicht wecken!"

Auf spitzen Zehen wendete sich Christoph von der Mutter weg, der guten Frau zu, die oft schon mit ihm so lustig gewesen war. Tiefes Mitleid überfiel Frau Lanner bei diesem Anblick, und eine böse Ahnung um das Schicksal der verlassenen Mutter wollte sich ihr aufdrängen. Sie redete gar so spaßig daher seit ein paar Tagen, die Frau Hoffingott, das konnte kein gutes Zeichen sein, da stimmte was nicht, die Frau war sicher schwer krank.

Da schlug Lena die schweren Lider auf, lächelte Frau Lanner an. Wie ein uferloser Ozean von Trostlosigkeit schwamm es in ihren Augen, sie schüttelte den Kopf immer wieder, und starrte hinaus auf das weite Meer, das von Minute zu Minute mehr Raum und Trennung zwischen sie und ihr Glück legte. Bis ihr die müden Augen wieder zufielen.

Bald aber schreckte sie aus dem Schlaf auf, weitete in irrer Angst die Augen, versuchte mit schwachen Kräften sich aufzurichten, und zitternd fragte sie mit einer Stimme, die weit her zu kommen schien: „Kommen sie wieder . . . kommen sie wieder . ?"

Der Schiffsarzt kam und fühlte ihren Puls. Sie sah ihn groß und seltsam klar an: „Herr Doktor? Erinnern Sie sich an ihn? Sie haben den Thomas doch übers Schwarzwasser hinweggebracht . " Sie schwieg und sah angstvoll dem Arzt zu, der eine Punktion vornahm. Wie zufällig tastete er dabei auch Nacken und Schlüsselbeingruben ab: geschwollene Drüsenpakete.

Die Fiebernde las im Gesicht des Arztes. Dann richtete sie sich mit einem Ruck auf und faßte nach seiner Hand: „Bitte meinem Mann nichts sagen, daß ich erkältet bin. Morgen bin ich doch wieder ganz gesund!"

Mit aufgerissenen Augen sah sie dem Arzt nach, der sich langsam entfernte. Dann erlag sie dem Schlaf, der sie plötzlich mit Macht überfiel.

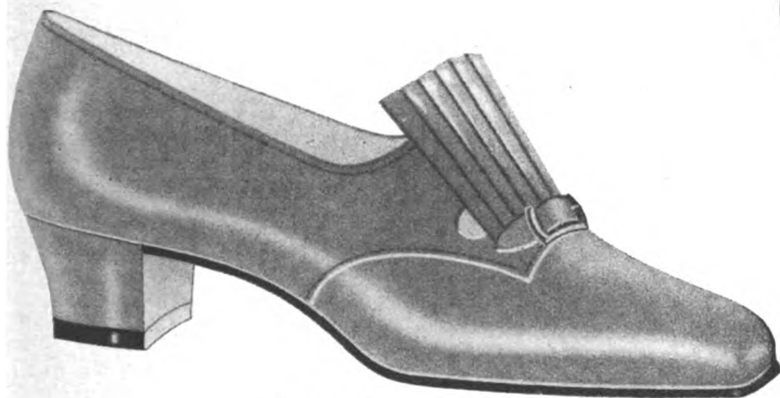
Lange schlief sie. Immer seltener wurden in diesen Tagen die Unterbrechungen, in denen ihr Geist zu kurzem Halbbewußtsein aufflackerte, um bald wieder von tiefer Bewußtlosigkeit umfangen zu werden. Sie schlief auch an jenem Tage, an dem die Panik das Schiff in einen grauenvollen Tumult warf.

Der Mann im Ausguck hatte es zuerst gesehen. Weit draußen am Horizont, das scharfe Glas täuschte nicht. Er gab die Meldung dem Kapitän hinunter. Der Kapitän legt das wetterharte Gesicht in noch mehr Falten, griff zum Glas, spähte in die angegebene Richtung hinaus. Wahrhaftig!

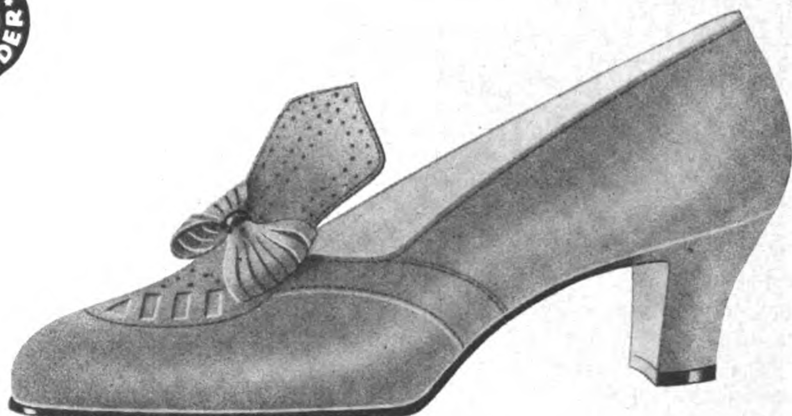
„Alarm!"

Neue Schuhe





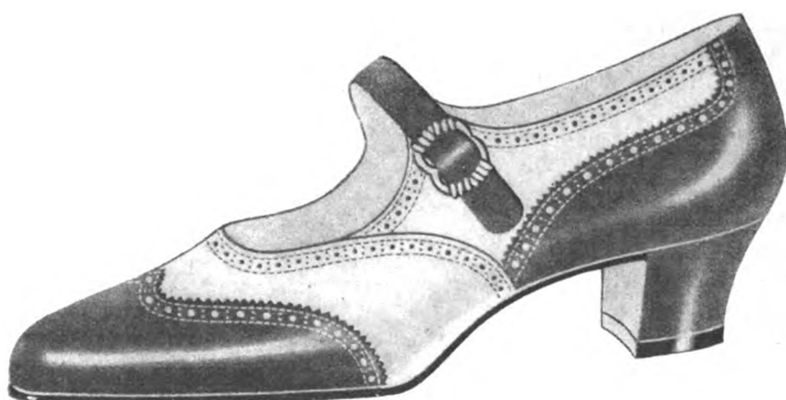
beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



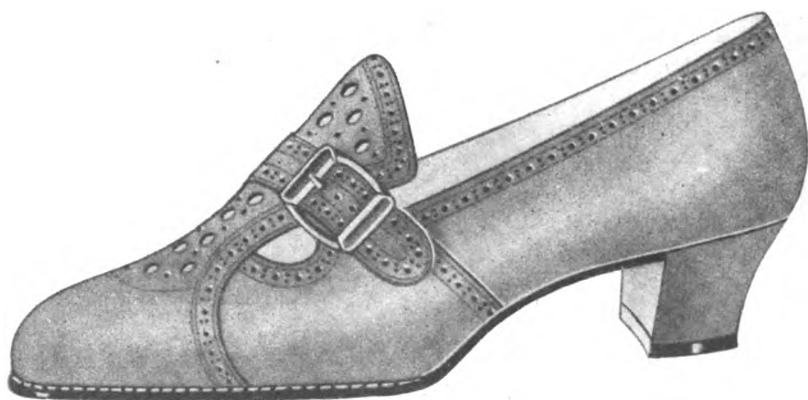
weiß Chevreau mit schwarz Eidechs
MODELL SALAMANDER



weiß Wildleder mit hellbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau mit weiß
MODELL SALAMANDER



beige Wildleder
MODELL SALAMANDER

Was denn? Was war denn geschehen? Was war denn los ...?

„Deutsches Unterseeboot!"

Rennend und fluchend eilten die Matrosen an ihre Plätze. An die Geschütze!

Was denn Geschütze?!! Was nützten die paar Kanonen, mit denen der Frachter „Liverpool" armiert war? Das feindliche Boot würde tauchen, was half es da schon, ins Wasser zu schießen? Und wenn wir schießen, werden sie uns torpedieren Die Hunde! Wie Ratten werden wir ersaufen ...

Wie ein Springfeuer hatte sich die Nachricht von der schrecklichen Gefahr über das ganze Schiff verbreitet. Überall Schrecken, Tumult, Wimmern und fassungsloses Weinen. Ohnmacht, namenlose Angst vor dem Untergang.

Der Kapitän bemühte sich, die ungeheure Aufregung zu beschwichtigen, bewahrte kühle Ruhe, rührte sich nicht von der Kommandobrücke. Aber der drohende Tod, die schreckliche Ungewißheit, das grauenvolle Bangen — das alles war größer als des Kapitäns wohlgemeinte Kommandos.

Der Zweite Offizier ging über Deck.

„Nein, die ‚Liverpool' eröffnet das Feuer nicht. Die Geschützbedienung muß nur antreten, der Dienst verlangt es so. Kopf hoch ..!"

Nur wenige hörten auf den jungen Offizier, und die wenigen wollten ihm keinen Glauben schenken.

„Man läßt ja die Boote zu Wasser! Warum das, wenn keine Gefahr ist ..?"

„Nehmt doch ein ganz kleines Stückchen Vernunft an! Wir laufen unter der Genfer Flagge, sie wird respektiert werden ..."

Niemand hörte ihn, jeder wußte es in der Angst seines Herzens anders. Bei einigen freilich flackerte Hoffnung auf Bei den Deutschen Ein deutsches Unterseeboot! Ein Stück der fernen Heimat ... könnte man mit den Offizieren des U-Bootes reden ...

„Sie werden uns Deutsche vielleicht an Bord nehmen, uns heimbringen .. möglich wäre es doch ...?"

Aber alle anderen waren rettungslos in der hochbrandenden Woge der Panik verloren. Immer durchdringender gellten Schreie auf, immer wahnsinniger wurde das Hasten, Umherirren, das ganze Schiff war mit Entsetzen übersät, sinnlos wurden Gepäckstücke zusammengerafft und geschleppt, überall verzweifelte Rufe nach Angehörigen, Stoßen und Drängen ...

Nur eine Frau kümmerte diese Hölle der Angst nicht. Lena Hoffingott schlief. Halb sitzend, halb liegend, trotz der Wärme in Decken gehüllt, lehnte Christophs Mutter in einer geschützten Ecke zwischen einigen Koffern und Wäschebündeln, die Hände offen und ganz entspannt neben sich auf den Planken. Ihre Augen waren geschlossen, als berühre sie der Tumult nicht. Sie war so unsagbar müde ..

Christoph spielte an ihrer Seite mit seiner Kokosnuß.

„Hallo! Keine Gefahr! Ausguck meldet: Gefahr vorüber!"

Sie glaubten es nicht. Das U-Boot ist doch getaucht Es richtet jetzt vielleicht das Torpedorohr auf uns! Unter Wasser, vielleicht dicht vor uns! Jeden Augenblick kann ... Wer kann denn retten? ... Gebete, Flüche, eine ohnmächtige Auflehnung gegen das Unfaßbare

„Gefahr vorüber!" kam neue Meldung von der Kommandobrücke.

„Warum werden dann Rettungsringe verteilt? Da rennt doch wieder ein Matrose mit Schwimmwesten ..."

Sie wurden ihm aus der Hand gerissen jeder wollte zuerst versorgt sein.

Ein halber Augenaufschlag unterbrach Lenas Schlaf: „Sind wir da?"

Ein Mann eilte an ihr vorüber, warf hastig einen Rettungsring an ihrer Seite nieder.

Erstaunt, müde lächelte sie dem Enteilenden nach Dann drückte ihr wiedereinsetzender überwältigender Schlaf die Lider herab.

„Rettungsringe einziehen! Boote festmachen! Normaler Dienst! U-Boot-Gefahr vorüber!"

Da gewann die Vernunft unter den Passagieren wieder Boden

„Seht doch selbst! Da! Da draußen!" Die Miene des jungen Offiziers wurde von unverkennbar echter Freude aufgehellt. Ein gewaltiges Kriegsschiff war vom Horizont her nähergerückt. Der Offizier reichte der ihn umstehenden Gruppe das Glas: „Die englische Flagge ..."

Das Glas wanderte von Hand zu Hand, ungläubig getrübte Augen waren hell geworden, wenn das Glas wieder von ihnen herabsank. „Der Union Jack .. kein U-Boot .."

Die Panik legte sich, der Tumult verebbte. Ein großes Aufatmen ging durch das ganze Schiff

Majestätisch zog der graue gepanzerte Koloß draußen vorüber, die See glitzerte in schäumendem Wellengang. die Sonne spiegelte wieder hell auf dem Ozean, der marternde Tagspuk war gewichen, die Welt wieder schön

Alles war wieder ruhig.

Am ruhigsten Lena. Sie schlief. Schlief die ganze Nacht, schlief weit in den Tag hinein, ein kleines, weiches, überaus schmerzhaftes Lächeln unverrückt auf dem blutlosen, bleichen Mund

„Sie träumt von daheim." Die stets hilfsbereite, gutherzige Wienerin war bemüht, das Kind behutsam zu halten, damit es die Mutter nicht störe. Vielleicht war es der Schlaf der Genesung ..

In einem unbewachten Augenblick war der kleine Christoph zur Mutter getreten, schüttelte die Kokosnuß vor ihrem Ohr, stolperte dabei, strauchelte und fiel mit seinem ganzen Gesicht der Mutter auf den Schoß.

Frau Lanner wollte ihn aufheben. Da sah sie, daß Lena noch immer unbewegt dalag, nichts merkte von dem Kind auf ihrem Schoß. Nur jenes kleine unverrückte Lächeln war noch immer um ihren Mund, dieses weiche, überaus schmerzhafte Lächeln, das der Wienerin so hilflos arm und schön, so entrückt und ruhig vorgekommen war. Mit einem Male faßte ein unheimlicher Schreck sie an: „Barmherziger Himmel!"

„Ausgelitten — tot!" sagte der Schiffsarzt, den man rasch herbeigeholt hatte.

In Grauen und Mitleid rannen der guten Wienerin die Tränen, ihre linke Hand hielt die Enden ihres Schultertuches krampfhaft auf die Brust gepreßt, indes die rechte das Kind an sich zog und es hilflos streichelte, den armen Buben, der keine Mutter mehr hatte

„Nicht einmal Abschied nehmen hat sie mehr können." Inniger zog sie den Kleinen an sich, aber schaudernd ruhte ihr Blick immerfort auf der Toten, als wollte sie das Geheimnis dieses letzten Lächelns ergründen.

Ein Offizier trat herzu und gab die nötigen Anweisungen

Frau Lanner nahm das Kind beiseite, ging mit ihm über Deck spazieren, plauderte mit ihm so unbefangen, wie sie es fertigbrachte.

Dann war es so weit.

Mit drei kurzen Stößen heulte die Sirene auf. Die Maschine stoppte, die Fahrt verminderte sich, das Kielwasser wurde ruhiger, auf offener See drehte die „Liverpool" bei.

Da wußte Frau Lanner, daß sie wieder umkehren konnte mit dem Kind. Da sollte der Bub jetzt doch dabei sein, wenn er es auch noch nicht begriff; aber später einmal würde er vielleicht doch die Erinnerung daran haben, die letzte an seine Mutter.

Da standen sie schon alle in einem großen Halbkreis auf Deck. Inmitten lag auf den Planken das Brett, auf dem die arme tote Lena ruhte, mit Segeltuch umhüllt, festgebunden. Mit gesenkten Häuptern standen die Reisenden und hörten die Worte, die der Kapitän sprach

Still war die weite Einsamkeit des Ozeans. Leise hob und senkte sich das Schiff unter den andrängenden Wellen, warmer Sommerwind fuhr durchs Haar der entblößten Häupter, Glanz war rings und weite Bläue

Vier Matrosen in Festtagsuniform hoben das Sargbrett auf, setzten es wagrecht auf die Reling. Der Kapitän gab ein kurzes Zeichen mit der Hand. Senkrecht glitten die sterblichen Reste der deutschen Frau hinab. von den beschwerenden Steinen rasch in die Tiefe gezogen.

Groß, wie ihr einfaches Leben gewesen war, so groß war auch ihr Tod. Ein paar Wellenkreise schlossen sich über einem nassen Grab, und die ewige Unruhe des Meeres verwischte die Stätte, an der ein heroisches Schicksal sein tragisch frühes Ende genommen hatte.

Der kleine Christoph, den Frau Lanner unter verhaltenem Weinen in zitternden Händen hielt, schaute auf, er wußte nicht, wer da unter dem Zelttuch auf dem Brett gelegen hatte, das nun untergetaucht war im tiefen blauen Wasser.

27. Kapitel

Mit einer gewaltigen Übermacht an Soldaten und Kriegsgerät drang der Feind von Norden, Osten und Westen ins Land So blieb dem Kommandeur, der nun General geworden war, nur übrig, nach Süden auszuweichen. Aber dieser Rückzug war eine ununterbrochene Kette von Angriffen, bestimmt, den Feind zu beunruhigen, seinen Marsch aufzuhalten, ihm schwere Verluste beizubringen und, vor allen Dingen, der deutschen Truppe Munition. Gerät und Kleidung zu liefern

Die Soldaten des Generals stürmten in Portugiesisch-Afrika mehrere Stellungen, erbeuteten über eine Viertelmillion Patronen, holten sich Pferde und Maschinengewehre für Monate. Ein heller Schein tiefer Zuversicht begleitete diesen geradezu legendären Kriegszug, der seinesgleichen nicht hat in allen Jahrhunderten. Truppe und Führer waren eine schicksalhafte Einheit geworden, allein auf sich selbst und auf sonst niemand angewiesen. Mitten in einem Erdteil, den man den dunklen nennt, umgeben von einer ganzen großen reichen Welt von Feinden, von hundertfacher Übermacht an allen Dingen

Durch Urwald und Steppe, dem Tal der Ströme entlang, durch Sumpf und Gebirge zog die Safari dahin. Im Takt der Schritte klapperten Sandalen, knirschte Lederzeug, klirrten Geschirre, und zwischen hinein klatschten Hände, die immer wieder nach den zudringlichen Stechmücken schlugen.

Auch die Bibis der Träger waren dabei, ihre Weiber. Sie trugen, wie die Männer, die Lasten auf dem Kopf, viele von ihnen dabei aber auch noch ihr kleines Kind auf dem Rücken, mit einem großen Tuch festgebunden, das sie über der Brust verknoteten

Lächelnd sahen die weißen Männer auf das schwarze Familienglück ihrer Askari-Kameraden. Schmerzliches Verlangen nach Frau und Kind packte Thomas, und so oft er sich auch sagte, daß sie geborgen in einem Lager saßen, ebensooft hätte er sie hierher gewünscht, als Ausdruck aller Güter, die er zu schützen hatte.

Oft zog die Karawane dahin wie eine gespenstische Schar traumverlorener Nachtwandler, stumm geworden vor Hitze, Durst, Ermüdung. Eine Wolke Negerschweißes zog mit. Auch Regenwolken zogen oft mit, schütteten unaufhörliche Ströme aus, verwandelten den Boden in glatten, lehmzähen Glitsch, so daß die Träger die durchweichten Sandalen von den Füßen nehmen und in der Hand tragen mußten. So tasteten sie sich weiter, glitten aus, schlugen mit den schweren Lasten in den aufspritzenden Dreck nieder, wurden wieder hochgerissen, die Karawane durfte nicht auseinanderreißen Unerhört und unsagbar waren die Opfer, die auch diese schwarzen Männer mit ihren Leiden und Anstrengungen brachten. Nur mit einem Lendentuch bekleidet, brannten sie in der Hitze, bebten im strömenden Kälteregen, zitterten aber nicht im Kugelregen trotz ihrer Waffenlosigkeit.

Mit gewaltiger Übermacht, wie nahezu immer, hatte der Feind angegriffen. Zahlreiche Infanterie und eine berittene Brigade rannten gegen die schwache Abteilung. Panzerautomobile fuhren bis auf zwanzig Meter Entfernung an die deutsche Stellung heran und warfen aus Maschinengewehren und Revolverkanonen ein rasendes Feuer Die Verteidiger waren im dichten Gebüsch verborgen Um besser beizukommen, bauten die Engländer Hochstände und feuerten von dort herunter mit Maschinengewehren. Vierzehn englische Maschinengewehre gegen drei deutsche Eines davon bediente Thomas. Die harte Termitenpyramide, auf der er postiert war, gab gute Deckung.

Der Tag war heiß. Thomas schwankte und griff nach der Feldflasche. Sie war leer. Jokele richtete sich auf und sah hinunter ins Tal.

„Deckung nehmen!" rief ihm Thomas zu und nahm das Feuer wieder auf.

Wie ein Hagelwetter prasselten die Geschosse der Engländer. Es half nichts, man mußte vor zum Sturm

Da sah Thomas den Jokele weit draußen laufen. Wo rannte der Junge hin? Thomas hatte nicht Zeit, lange danach zu sehen in diesem höllischen Kampf und Lärm Die Luft stand still in der brütenden Hitze Unsagbar quälte der Durst.

Jokele war im Busch verschwunden. Hatte auch der Bana nicht darum gebeten, Jokele wollte ihm doch Wasser bringen. Nach einer halben Stunde war er wieder da mit der gefüllten Feldflasche. „Deckung, Jokele!" rief Thomas.

Unbesorgt, nur von seiner Aufgabe erfüllt, Zufriedenheit auf dem guten dunklen Gesicht, wollte Jokele die Flasche hinreichen — da brach er lautlos in sich zusammen Kein Schmerzensschrei, kein Todeszucken, still lag er da. Als das treue, opferbereite junge Leben wegsickerte, wußte Jokele, daß es ans Sterben ging, und er wollte sterben wie ein echter Askari Er zog das Käppi über das Gesicht und lag still, wie er es hunderte Male gesehen hatte, die ergreifend heroische Art, in der die deutschen Askaris starben. Doch es litt ihn nicht so bis zum Ende, als er Thomas hörte, schob er das Käppi vom Gesicht und richtete die Augen auf Thomas, der am feuernden Maschinengewehr saß. So starb Jokele, und das letzte Lächeln blieb auf dem Gesicht des guten Jungen, der noch fast ein Kind war, an Tapferkeit und Treue aber ein Mann wie der Besten einer.

(Fortsetzung folgt.)

doppelt fermentiert



4₰

WALTER SPERLING:

Der Flüchtling von Saigon

In der Zweigstelle der Anglo-Francobank in Saigon waren 30 000 Pfund Sterling Versicherungsgelder eingegangen, und Jack Holton, der Kassierer, war sich im ersten Moment darüber klar, daß ein zweites Mal eine solche Summe wohl kaum in seine Hände gelegt werden würden. Er zog noch in Betracht, daß sein nächster Vorgesetzter — der Direktor der Bank — am Fieber darniederlag, und kam zu dem Schluß, daß jetzt der große Augenblick gekommen war, auf den er seit Jahren gehofft hatte.

30 000 Pfund war immerhin eine Summe, die es wert war, etwas zu riskieren. Nur vierundzwanzig Stunden sollte das Geld im Tresor der Bank lagern; dann würde der Besitzer darüber verfügen, der sein Eintreffen aus dem Inland bereits angemeldet hatte. Vierundzwanzig Stunden hatte Jack Holton also Zeit sich zu entschließen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben wollte oder nicht. Er traf die Entscheidung über diese Frage sofort und verstand es, seine Mitarbeiter zu täuschen, denn als die Bank ihre Pforten geschlossen hatte, befanden sich die 30 000 Pfund nicht hinter ihren sicheren Stahlpanzern, sondern in Bündeln verteilt unter der Kleidung des Defraudanten, der plan- und ziellos mit seiner Beute durch die elenden Gassen des Hafenviertels schlich.

Jack Holton war zwar im Besitz eines großen Vermögens; ein Besitz, von dem noch niemand etwas wußte. Aber je länger er es mit sich herumtrug, je mehr schwand ihm die Aussicht, Nutznießer des Geldes zu werden. Flucht ins Inland war sinnlos. Es blieb nur der Weg übers Wasser, — und zwar heute noch. In Schweiß gebadet vor Erregung schlich er im Hafen herum, wo grade die „Empreß of India" unter Dampf lag. Jack Holton hatte zu wählen: entweder morgen früh das Geld an seinen Platz zurücklegen, oder fort mit diesem Schiff . . .

Eine feuchte Gluthitze zog von den Bergen des Hinterlandes her und peitschte die Nerven des Gehetzten. Seine Füße trugen ihn zum Pier, wo das Schiff seiner Hoffnungen an den Trossen zerrte. Toben und Schreien um ihn herum. Kreischen der Wintschen und Knarren der Ladebäume. Ballen auf Ballen verschwand in dem großen Leib des Dampfers. Aufseher trieben die Kulis zur Eile Jack Holton stand unschlüssig auf der Rampe. Er sah keine Möglichkeit, heimlich aufs Schiff zu kommen, und anders — anders hatte es keinen Zweck, denn wenige Stunden später würde bereits der Telegraph spielen

Die Aussichtslosigkeit seiner Lage einsehend, ließ sich Jack Holton auf einen Ballen nieder, als er plötzlich in nächster Nähe lautes Krachen und Angstschreie vernahm. Er sprang auf und sah, daß einer der Ladebäume gebrochen war und daß die Last in der Schlinge über einigen Verunglückten in der Reeling hing.

Die Arbeit stockte auf der Rampe. Alles lief an der Unfallstelle zusammen, um zu helfen. Jack Holton begriff die Situation mit Gedankenschnelle, und er fand eine Gelegenheit, in dem allgemeinen Wirrwarr an Bord zu kommen.

Noch zwei Stunden hielt er sich in den Gängen des mit zahlreichen Passagieren besetzten Schiffes auf, dann schlich er hinauf und sah, versteckt hinter den Decksaufbauten, wie der erste Offizier die Rettungsboote nach blinden Passagieren absuchte. Im Schutze der Dunkelheit stieg Jack Holton in eins der abgesuchten Boote, und kurze Zeit später vernahm er das Heulen der Sirenen und das Stampfen der Maschinen. Die „Empreß of India" verließ Saigon mit Kurs auf Manila. Der erste Abschnitt seiner Flucht war geglückt. —

Erschöpft streckte sich Jack Holton auf dem Boden des Bootes aus. Seine Sinne waren wach und achteten auf jedes fremde Geräusch Seine Hände fühlten nach dem verborgenen Schatz auf seiner Brust; das Geld, um dessen Besitz das alles . .

Plötzlich zuckte er zusammen. Die Plane des Bootes wurde langsam hochgehoben. Holton konnte ein kleines Stückchen des Sternenhimmels sehen Er sah auch den

Schatten einer Hand, und dann einen Körper, der sich unter die Plane schob. Holton kauerte sich schreckerfüllt zusammen. War er entdeckt? Die Gestalt war ins Boot geschlüpft. Aus der Finsternis konnte er nur den aufgeregt pfeifenden Atem des anderen hören. Holton rührte sich nicht, während der Unbekannte leise im Boot herumkroch. Dann fühlte er ihn dicht neben sich. Eine Hand tastete an ihm herum. Er hörte einen unterdrückten Fluch, und eine Hand suchte in der Dunkelheit seine Kehle.

Holton begriff: ein blinder Passagier. „Wer bist du?" keuchte er, des anderen Handgelenk umklammernd. „Sag wer du bist?" preßte der andere hervor. „Frag nicht so dumm, blody Fool!" . . Da ließ ihn der Angreifer los, und schweigend hockten die beiden Männer, die sich nicht kannten, in der Dunkelheit. —

Jack Holton ahnte nicht, daß der andere, den das Schicksal in seinen Weg geführt hatte, sein Verhängnis sein sollte; daß dieser Mann, mit dem er den engen Raum teilte, dessen Reisschnaps er trank, dessen Mundvorrat er mitaß . . .

*

. . . Der Schriftsteller Stanhope legte die Manuskriptblätter, aus denen er diese Geschichte vorgelesen hatte, beiseite und blickte seinen Besucher an, der aufmerksam zugehört hatte. „Bis hier habe ich die Erzählung ‚Der Flüchtling von Saigon' fertig", erklärte er. „Ich will sie in den nächsten Tagen beenden. Was meinen Sie, Doktor — wie sich die Sache Jack Holtons jetzt entwickeln wird?"

„Keine Ahnung!" gab der Gefragte zu. „Stiehlt der Neue dem Defraudanten das Geld?"

„Nein. Der Schluß enthält eine ganz unerwartete Pointe. Passen Sie auf: Holtons Flucht glückt. Er verläßt in Manila heimlich das Schiff und erreicht schwimmend das Land. Aber in der Stunde, da er mit dem geraubten Geld ein lustiges Leben beginnen will, liest er in der Zeitung, daß auf der „Empreß of India" ein blinder Passagier — der andere Bootsinsasse — festgenommen worden ist, und daß dieser Mann ein Flüchtling der Aussätzigenstation Saigon war . . . Stellen Sie sich vor, Doktor, — und Holton entdeckt nun bei sich die ersten leprösen Symptome. Er ist reich, — aber so gut wie tot."

„Interessant!"

„Nun weiß ich aber in einem Punkt nicht weiter, Doktor. Ich habe zwar auf meiner letzten Asienreise viel von diesem Elend gesehen, — aber die ersten Merkmale der Krankheit kenne ich nicht, — und die muß ich doch in meiner Geschichte nennen."

„Die ersten Merkmale?" murmelte der Doktor, wie aus tiefem Sinnen aufgerüttelt. „Die ersten Merkmale, — nein, ich kann es Ihnen nicht sagen." Sein Gesicht war plötzlich sehr ernst geworden.

„Warum nicht?" fragte Stanhope lebhaft. „Gibt es solche nicht, klar erkennbar?"

„Hin und wieder ja. Suchen Sie doch eine andere Form, Ihre Geschichte zu beenden. Es wird Ihnen schon etwas einfallen." Der Doktor stand auf.

Stanhope wollte abwehren, weiterfragen. Er unterließ es, da er des anderen Widerstand fühlte. Er wunderte sich über seinen Besucher, der es eilig hatte fortzukommen. Kopfschüttelnd sann er später über das merkwürdige Verhalten seines Gastes nach, der ohne herzlichen Abschied weggegangen war. —

*

„Ich habe eine furchtbare Entdeckung gemacht", sagte Dr. Kellen zu Hause, nachdem er sich sorgfältig mit Sublimatlösung gewaschen hatte. „Stanhope ist — leprös, ohne es zu wissen. In seinen Händen sah ich die ersten untrüglichen Anzeichen der Erkrankung."

„Und er weiß es bestimmt nicht?" fragte seine Frau entsetzt.

„Ja — und nein. Er weiß es nur unbewußt. Sein Wissen tritt bis jetzt nur als Idee für eine schriftstellerische Arbeit in Erscheinung. Sie beherrscht ihn, ohne daß er die Ursache ahnt." . . .

. . . „Und ich — ich habe es ihm nicht sagen können." Erschüttert setzte Dr. Kellen den Fernsprecher in Bewegung, um seine Wahrnehmung pflichtschuldigst der Aufsichtsbehörde zu melden.

Der Rundfunkansager

Von E. C. Christophé

Der Intendant saß in seinem Zimmer. Es klopfte. Ein Mann erschien. „Sie wünschen", fragte der Intendant.

„Ich möchte Rundfunkansager werden", entgegnete der Mann.

„Lieber Herr", lächelte der Intendant, „zehntausend andere möchten das auch." Doch plötzlich schoß ihm ein Gedankenblitz durch den Kopf. Er würde ein Exempel statuieren. Die ewige Drängelei nach dem Ansagerposten sollte ein für allemal ein Ende haben. „Nun gut", sagte er, „wie heißen Sie?"

„Ich heiße Thompson", meinte der Mann.

„Mister Thompson", fuhr der Intendant fort, „Sie wissen doch, daß ein Ansager jeder Lage gewachsen sein und aus dem Stegreif sprechen muß."

„Gewiß", erwiderte Mister Thompson.

„Kommen Sie", sagte der Intendant, nahm das Mikrophon in die Hand und den Mantel um. Dann fuhr er mit Mister Thompson los. Grinste diabolisch. Vor dem Raubtierkäfig hielt der Intendant.

„Meine Damen und Herren", sprach er in das Mikrophon, „wir wollen jetzt einen neuen Anwärter für den Ansagerposten prüfen. Wir stehen vor dem Raubtierhaus. Mister Thompson wird Ihnen beschreiben, was er sieht. Er wird sich sogar in das Raubtierhaus hineinbegeben, denn wir verlangen von den Anwärtern Mut, Mut und nochmals Mut. Deshalb prüfe sich jeder, ehe er sich bei uns meldet. Es ist nicht ungefährlich."

So, dachte der Intendant, jetzt bin ich die lästigen Bewerber für alle Zeiten los. „Beginnen Sie", ermunterte er Mister Thompson und biß auf die Spitze eines unsichtbaren Bartes.

„Hier sehen Sie", begann Thompson, „drei Könige der Tiere und einen Intendanten. Die Könige fauchen, und der Intendant lächelt. Aber wie bald ändert sich so ein Bild."



„Nun gehen Sie in den Käfig", grinste der Intendant und dachte, jetzt würde Mister Thompson das Mikrophon wegwerfen, aber der drückte auf die Klinke und öffnete das Tor. Ehe der Intendant es sich versah, hatte Mister Thompson ihn bei der Hand und stand mit ihm unmittelbar vor den schweifwedelnden und zähnebleckenden Bestien.

„Wir stehen jetzt im Angesicht der Löwen, von denen einer eine Löwin ist. Neben mir steht der Intendant", erklärte Thompson ruhig. „Wir sehen jetzt, wie der Intendant versucht, an den eisernen Gitterstäben des Käfigs emporzuklimmen. Meine Damen und Herren, der Anblick ist nicht nur komisch, sondern zwerchfellerschütternd. Jetzt nähert sich die Löwin dem Intendanten."

Plötzlich erscholl ein furchtbares Gebrüll, so daß fast das Mikrophon zerplatzte.

„Hörten Sie soeben das gewaltige Gebrüll?" fuhr Thompson fort.

Hunderttausend Hörer an fünfzigtausend Apparaten zuckten zusammen. Das waren die Bestien, dachten sie.

„Das war der Intendant", erläuterte Mister Thompson.

Als die beiden wieder draußen standen, drückte der Intendant die Hand des neuen Mannes. „Sie sind phänomenal", sagte er, „Sie sind sofort engagiert und ein Teufelskerl. Was sind Sie denn von Beruf?"

„Löwenwärter", sagte der Mann.

„Michel, zünd an!"

Wenn einer so seine 40 Jahre als Landarzt hinter sich gebracht hat, dann kann er schon was erzählen. Ernstes und Heiteres, bunt durcheinandergewürfelt, ganz so, wie es auch sein harter Beruf draußen mit sich bringt. Darum hörten wir alle unserem lieben, alten Doktor immer so gerne und aufmerksam zu, wenn er abends in einer traulichen Stunde im Schatze seiner Erinnerungen kramte. Dies ist die Geschichte vom Krautseder Michel, die sich vor vielen, vielen Jahren in einem oberbayerischen Dörfchen zugetragen hat.

Eigentlich hatte der Michel ein ganz schönes Sach beisammen, wie die Bewohner dieser Gegend zu sagen pflegen, wenn einer einen anständigen Hof, genügend Grund und etliches Vieh im Stall hat. Der Krautsederhof ernährte seinen Mann schlecht und recht, und soweit wäre alles in schönster Ordnung gewesen. Der Michel war auch fleißig und werkte von früh bis spät im Hof und auf den Feldern, aber es wurmte ihn, daß trotz aller Mühe und Plage nichts Rechtes zu ersparen war und nach menschlichem Ermessen niemals der schöne neue Hof erstehen würde, den sich der Michel anstatt der alten baufälligen Hütte, wie er das Wohnhaus im stillen oft nannte, ersehnte. Da müßte schon ein Wunder geschehen oder das alte Zeug müßte abbrennen, denn gut versichert war der Michel natürlich.

Eines Tages gellte Feuerlärm durch das Dorf. „Beim Krautseder brennt's!" Und wie es brannte! Das Feuer war spät entdeckt worden, denn das Gesinde war samt und sonders auf dem Kirchweihtanz, die alte Waben war bei ihrer Base zu Besuch und der Michel selbst war, wie sich später herausstellte, gerade an jenem Abend mit dem Rad in das nahe Kreisstädtchen gefahren, um einen Kuhhandel zum Abschluß zu bringen. Die hellen Lohen schlugen schon oben zum Dache heraus, als der Wimmer Toni mit der flachsblonden Leni eben etwas frische Luft schöpfen ging. Der schlug gleich einen Heidenlärm, aber zu retten gab es nicht mehr viel. Das brüllende Vieh brachte man eben noch aus dem mit schwarzem Qualm angefüllten Stall heraus, dann krachte auch schon der Giebel funkenstiebend zusammen und nach einer halben Stunde war nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen vom alten Krautsederhof übrig.

Der Michel hat dazumal viel Scherereien gehabt mit den Gendarmen und mit den Gerichten, denn man munkelte so allerlei, daß der Brand gar nicht so unerwünscht gekommen sei, und die neugierigen Behörden brachten so verschiedene frühere Äußerungen des Michel heraus, die ihm jetzt recht peinlich waren. Bis schließlich der Michel mangels ausreichender Beweise freigesprochen wurde und die Versicherung das Geld zu einem Neubau ausgespuckt hatte, war dem Krautseder die Hölle doch ganz gewaltig heiß geworden, so heiß, daß er oft gewünscht hatte, der alte Hof stünde noch und er wüßte von der ganzen Geschichte nichts.

Schließlich wächst aber über jede Sache einmal Gras, und als etliche Jahre ins Land gezogen waren, dachte kaum mehr jemand im Dorf noch daran.

Gute 15 Jahre später kam der Krautseder Michel zum Sterben. Der Doktor war schon da, und bald kam auch der Pfarrer mit dem Mesner, um sich um die arme Seele zu kümmern. Zufällig hieß nun der Mesner mit Vornamen ebenfalls Michel, und als der Doktor dem Pfarrer durch einen Wink bedeutet hatte, daß es zu Ende gehe, da erteilte der geistliche Herr die Weisung zum Anzünden der Sterbekerzen mit folgenden Worten: „Michel, zünd an!"

Nun aber geschah etwas allen Anwesenden völlig Unerwartetes. Der Krautseder, der die ganze Zeit schon völlig apathisch dagelegen war, hatte die Aufforderung auf sich bezogen, richtete sich mit letzter Kraft halb auf und rief heftig abwehrend: „Meiner Lebtag nimmer! Meiner Lebtag nimmer!" Und ehe sich Doktor, Pfarrer und Mesner von ihrer Verblüffung erholt hatten, war der Michel sanft entschlafen.

Karl Lidl

Berichtigung

In dem Bildbericht „Adolf Hitler und seine Frontkameraden", der im „I. B." (Folge 15) erschien, ist folgendes zu berichtigen: Der auf dem Frontbild Nr. II ganz rechts außen sitzende (mit Nr. 9 bezeichnete) Kamerad des Führers heißt nicht Kreidmayer, sondern Alois Greiter. Er hat uns selbst in der Schriftleitung aufgesucht und uns erzählt von seinem Fronterleben, das er mit dem Führer teilte ... er bestätigte uns gleich seinen anderen Kameraden, daß Adolf Hitler ... [illegible]lichen Glauben an Deutschlands Größe durchdrungen gewesen ... [illegible]treuer und wagemutiger Kamerad erwiesen habe.

Die Schriftleitung

HEINRICH SEILER:

Die große Gaukelei

Ein Bericht über Seiltänzer, Clowns, Jongleure, Luftakrobaten, Zauberkünstler und Tänzerinnen

(3. Fortsetzung und Schluß)

Die Fratellinis Cavallinis, Babusios, Totos, Bellings, Barracetas, Nonis, Grocks Jovers, Robins, Antonet-Bebes, Rivels, all diese Spaßmacher mit den exzentrischen Verrenkungen, den tolpatschigen Kaskaden und verrückten Musikinstrumenten, zeigen dieselben Clown-Entrees, die aus Jahrhunderten überliefert sind und in denen immer die Backpfeifen, die der dumme August bekommt, die Pointe bilden. „Wenn die Leute einmal absolut nicht lachen wollen, dann machen wir es mit Backpfeifen, das zieht immer" sagt Herr Fratellini. Ohrfeigen sind das Abc der Clowns-Philosophie. Clown Eugen ist eine große Nummer auf dem Programm der großen Varietés geworden und war vor wenigen Jahren noch eine ganz kleine Nummer in einem kleinen Wanderzirkus. Er war ein schlecht bezahlter Reprisenclown, der sich allabendlich von einem Stallmeister ohrfeigen ließ.

Wenn Eugen nicht die Affäre mit der hübschen Paneau-Reiterin Dolinda gehabt hätte, die die Geliebte eines Kraftjongleurs war, der eiserne Kugeln von 130 Kilo Gewicht mit dem Nacken auffing, so wäre aus ihm nie die große Nummer geworden, um die sich die großen Varietés reißen.

Mit dem zerbeulten Zylinder über dem Gesicht, das nur eine bunte Fratze ist, stolpert Eugen in die Manege und nimmt plötzlich wahr, daß an diesem Abend jener Jongleur — ein Riese mit den Schultern eines Stiers — die Rolle des Stallmeisters übernommen hat. Entsetzen packt ihn, seine Beine in den Korkzieherhosen schlottern. In der Gardine steht die hübsche Dolinda und schaut zu.

Am ganzen Körper bebend beginnt Eugen seine billigen Späße, über die er selbst nicht lachen kann. Mit starrer, finsterer, drohender Miene steht der Gegner vor ihm. Vor diesem kalten wütenden Gesicht verstummt der Clown. Da holt jener auch schon aus, und die Faust saust ihm unters Kinn. Eugen schlägt zu Boden, wird sofort wieder hochgerissen und aufs neue zu Boden geschlagen. Er winselt, stöhnt, röchelt — das Publikum rast vor Gelächter.

Alles das spielt sich im grellen Licht der Scheinwerfer ab, eine überaus komische Nummer. Um Hilfe schreiend springt Eugen auf, rennt wie ein Verzweifelter aus der Manege, jetzt über die Stuhlreihen hinweg, flüchtet bis in die Galerie. Mitten unter den Menschen, die sich biegen und brüllen und kreischend auf die Bänke springen, geht die Schlägerei weiter. Unaufhörlich schlägt der Athlet auf den Clown ein, der mit zerrissenen Kleidern, die vor ihm herfliegen, in die Manege zurückgeschleift wird. Da sackt Eugen endgültig unter den Fußtritten und Fausthieben zusammen und bleibt liegen; Blut rinnt ihm aus Nase und Mund. Skandal im Wanderzirkus? Der Kapellmeister will die Situation retten und beginnt einen feierlichen Trauermarsch zu spielen, in langsamem Trott betreten zwei Stallmeister mit einer Bahre die Manege, der Verprügelte wird aufgebahrt und abtransportiert. Nie hat Clown Eugen einen ähnlichen Erfolg gehabt wie an diesem Abend.

Die Direktion bestand darauf, die Szene, die einen ungeheuren Lacherfolg hervorgerufen hatte, allabendlich zu wiederholen. Mit dieser Szene ist Clown Eugen dann die große Nummer geworden, der Exzentrik-Clown von Weltruf, der in allen Städten mit riesigen Plakaten angekündigt wird, der unter tausend Dollar

in der Woche nicht auftritt. Die Szene sieht nun allerdings etwas anders aus: wenn der Vorhang aufgeht, ist auf der Bühne ein Boxring aufgebaut, ein riesenhafter Boxer mit den Schultern eines Stieres erscheint und fordert einen Mann aus dem Publikum zum Boxkampf heraus. Es meldet sich ein kleiner magerer Besucher mit einem Strohhut auf dem Kopf, der vor Angst und Aufregung zittert: Clown Eugen, der bebend die Bühne betritt. Dann setzt ein Boxkampf mit allen Schikanen und mit tausend Listen und Überlistungen ein . . . Mit Clown Eugen reist die ehemalige Paneau-Reiterin Dolinda in der Welt umher.

Die Fratellinis, Cavallinis, Babusios, Totos, Bellings, Barracetas, Nonis, Grocks, Jovers, Robins, Antonet-Bebes, Rivels sind die großen Clowns unserer Zeit, die Berlin und Paris, München und London, Neuyork und Chikago, Madrid und Oslo, Tokio und Sidney in Gelächter versetzen mit den uralten, aus Jahrhunderten überlieferten Entrees, in denen die Backpfeifen, die schlotternden Hosen, die zertrümmerten Hüte, die komischen Musikinstrumente und die tolpatschigen Stürze die Pointen bilden.

Auriol ist vergessen, „der berühmteste Clown aller Zeiten", der zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts Mittelpunkt des „Cirque National" in Paris war. Er war auch der erste Akrobat der Welt, den man in den Zeitschriften aller Länder abgebildet fand. Sein „Flaschentanz" galt als unnachahmlich. Er wird in zeitgenössischen Berichten als „schön" und „geistreich" beschrieben Sein Sprung über 24 Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett wird als eine einmalige Leistung angepriesen, die niemand zu wiederholen imstande sei. Wer kann sich noch an Jad Lee erinnern, den großen englischen Clown, der von einer Gräfin geheiratet wurde — Sensation des vergangenen Jahrhunderts? Wer weiß noch etwas von Olschansky, der, elf Sprachen beherrschend, die Welt bereiste? Denkt niemand mehr an Tom Belling, der abwechselnd auf Landstraßen bettelte und Fürsten zu Sektgelagen einlud, alle Höhen und Tiefen des Schicksals auskostend? Wheal ist vergessen, der ursprünglich Theologe war, und Viol, der von einem russischen Fürsten, der noch nie im Leben gelacht hatte, eine Viertelmillion Rubel dafür erhielt, daß er ihn zum Lachen zwang! Erinnert sich noch jemand an Sherwood, den amerikanischen Clown, der einst aus der Manege in die Loge der Königin Viktoria von England kam, um ihr die Hand zu schütteln? Namen, die verschollen sind. Ein tosendes Gelächter, einst von Millionen Menschen gelacht, steigt mit diesen Namen aus der geheimnisvollen bunten Kiste der Zirkusvergangenheit auf. Tom Belling beispielsweise, um diesen herauszugreifen, was für ein tolles Leben hat dieser Clown hinter sich! Ziellos und ohne Gepäck von Dorf zu Dorf wandernd treibt sich Tom Belling viele viele Jahre umher, ein Universalartist auf den Jahrmärkten, der sich als Seiltänzer, Jongleur, Zauberer und Clown produziert. Ein Vagant, von Lebenslust und unbändigem Freiheitsdrang besessen! Es treibt ihn von Ungarn nach Rußland, von Sibirien nach dem Kaukasus. Er kommt ganz abgebrannt in Petersburg an, geht hungernd in den Straßen spazieren. Vor den Cafés sitzen Menschen, die zu essen haben . Eine Equipage hält vor ihm am Straßenrand, und eine elegante Frau ruft ihn an. Er erkennt in der Frau seine Schwester, die hier mit einem Fürsten verheiratet ist, und springt in die Equipage. Die Schwester verhätschelt ihn, kleidet ihn ein stattet ihn mit Geld aus — ein



Truxa, der Deutsche, der den Salto nach vorwärts dreht.
Aufnahme: Hans Henkel

Vierteljahr lang ist Tom ein eleganter junger Mann in Petersburg, der Brillanten an schöne Tänzerinnen verschenkt. Er hat vornehme Affären, duelliert sich mit Aristokraten. Als ein Vierteljahr vergangen ist, ist Tom plötzlich verschwunden und mit ihm eine Tänzerin der Kaiserlichen Oper, die er später heiraten will. Er taucht in Belgien wieder auf, wird nach Frankreich verschlagen, wandert nach Italien, ziellos und ohne Gepäck. Er kommt nach Berlin, stellt sich dem Zirkus Renz vor.

Sein Debüt im Zirkus Renz ist kläglich ausgefallen, die Leute haben gepfiffen, Renz verurteilt ihn zu einem vierwöchigen Garderobenarrest. Er vertreibt sich die Zeit mit allerlei Späßen. Eines Abends knöpft er sich in ein viel zu enges Stallmeisterkostüm und stülpt sich eine alte wirre Perücke über den Kopf. „Zehn Seidel Bier, wenn du so in den Stallgang gehst", ruft ihm lachend ein Artist zu, der mit ihm die Garderobe teilt.

Tom hält die Wette. Er geht in den Stallgang hinunter bis vor die Gardine; die Stallmeister schütteln sich vor Lachen, als er auftaucht. Plötzlich erscheint Renz im Stallgang. Renz wirft einen prüfenden Blick auf die Gestalt mit dem bestürzten, verlegenen Gesicht, mit der unmöglichen Perücke und dem schief zugeknöpften Stallmeisterkostüm. „Wer ist der Kerl?" schreit der Direktor.

Von Renz getrieben, der auf ihn losgeht, dreht Tom sich angstvoll um sich selbst wie ein Kreisel, weicht nach rückwärts aus, stolpert und fällt in die Manege hinein. Schallendes Gelächter! „August! Dummer August!" rufen die Menschen von der Galerie. Tom wirft einen wütenden Blick in die Galerie hinauf und droht mit der Faust – erneut schallendes Gelächter! „August! August!" ertönt es von allen Seiten. Da stürzt Tom zur Manege hinaus und in den Stallgang zurück. Renz empfängt ihn laut lachend: „Bravo Tom! Das war gut! Warum haben Sie nicht gleich gesagt, daß Sie diese Szene machen? Sie können bei mir bleiben!" –

Von diesem Augenblick an ist Tom gemacht . .

Als Tom Belling starb, hatte er als der berühmte „Dumme August" allen Ländern Europas das Lachen beigebracht. Sein „dummer August" blieb unsterblich.

Truxa – Film und Schicksal

Con Colleano, der gefeierte Mexikaner, war bisher der einzige Mensch auf der Welt, der den Salto nach vorn auf dem straffen Drahtseil dreht.

Probe im Varieté. Der Vorhang ist aufgezogen, die Bühne liegt in einem matten Zwielicht, die Rampen sind nur halb eingeschaltet. Einzelne Versenkungstüren auf dem Boden sind aufgeklappt. Die Trapeze der Luftnummer hängen zusammengeschnürt. Im riesigen kahlen Zuschauerraum fegen und scheuern ein paar Frauen.

Die Artisten kommen mit Leitern, bunten Bällen, Haltelongen. Aus schweren eisenbeschlagenen Kisten werden glitzernde Geräte ausgepackt. Bis in den Hintergrund hinein wimmelt es auf der Bühne von probierenden Leuten, die in unverständlichen Sprachen zu rufen, schreien, fluchen beginnen. Ein Mann in Hemdsärmeln liegt auf dem Rücken und hält auf den Füßen eine hohe Leiter, an der ein Mädchen in zerschlissenem Trikot turnt. An den Ringen probt ein Artist den Handstand. Am schwingenden Seil pendeln drei Frauen. Ein stürzender Mann poltert umher, Stühle übereinander bauend, mit denen er zusammenbricht. Das Ballett tritt an, zwölf Mädchen von übertriebener Schönheit, und beginnt, ohne Musik zu exerzieren. Überall ist Bewegung, Sprung, Salto, Balance . . .

Die Artisten probieren, Schweiß rinnt ihnen über das Gesicht, es ist der Sinn und der Zweck ihres Lebens, auf Leitern zu kreisen, in Riesenwellen am Reck zu schwingen, mit Schwungseilen zu rotieren, auf fliegenden Trapezen zu schweben; alle anderen Dinge, die Menschen sonst bewegen, gelten nicht mehr. Sinnlos und verrückt scheint das Vorhaben zu sein, einen kleinen Ball in rasendem Tempo um ein Stäbchen laufen zu lassen.

Quer über die Bühne wird ein Drahtseil gespannt. Ein junger Artist im Trainingsanzug schwingt sich auf das Seil und befestigt die Longe am Gürtel. Er probiert einen Trick, den er noch nicht beherrscht und vielleicht auch niemals beherrschen wird: den Salto nach vorn auf dem straffen Drahtseil. Schon drei Jahre lang probiert er daran, ohne daß es gelingen will. Er nimmt Anlauf, federt ab, wirft sich mit katzenartiger Geschmeidigkeit kopfüber in den Schwung, gibt erneut Tempo und – gleitet ab. Die Longe hält ihn. Unermüdlich probiert er weiter und weiß, daß er um Weltruhm kämpft, wenn es ihm gelingt, den Salto nach vorn zu schaffen, was nur ein einziger Mensch beherrscht: der berühmte Con Colleano.

Edgar Eitner hat sich vorgenommen, es Con Colleano gleichzutun, und er wird es schaffen! Mit zäher Ausdauer übt er den verteufelten Salto, der vielen Artisten schon das Genick gekostet hat. Um diese Zeit wird für den Varieté-Film „Truxa" ein Double für den Hauptdarsteller gesucht, der, wie es im Drehbuch vorgeschrieben ist, den Salto nach vorn auf dem straffen Drahtseil dreht. Er meldet sich und verpflichtet sich, den Salto zu drehen!

Die Agenten, die Direktoren, die Manager der großen Varietés und Zirkusse wissen durchaus nicht, wer dieser junge deutsche Artist ist, der in dem Film „Truxa" den Salto nach vorn zu drehen sich verpflichtet hat. Man kennt den Namen Eitner nur in Treptow, die ganze Nachbarschaft weiß, daß „Truxa" täglich im Tivoli probiert.

In einer riesigen leeren Halle, die „Tivoli" heißt und zur Zeit unbenutzt ist, nimmt Edgar Eitner die letzten Proben vor. Fünf Monate lang hat er noch Zeit, bis die Aufnahmen beginnen, und in diesen fünf Monaten probiert er täglich stundenlang Laufdistanz und Absegelung. Es war an einem 13. April. Er steht geduckt auf dem leicht schwingenden Seil. Er spannt die Muskeln und bringt den Körper ins Gleichgewicht. Dann nimmt er Tempo und wirft sich, mit den Füßen vom Seil abschnellend, mit starkem Druck vorwärts in die Höhe. Als er aus dem blitzschnell gedrehten Salto hochkommt und wieder kopfoben ist, wirft er sich noch einmal vorwärts, bis er mit beiden Füßen sicher auf dem nachgebenden Seil gelandet ist. Niemand war anwesend, der hätte applaudieren können, als Edgar Eitner den Trick zum erstenmal gelungen war.

Eitner erzählt: „Bei der ersten Aufnahme im Wintergarten, als fünfhundert Statisten das Parkett füllten, sagte der Regisseur: Sobald der Salto ausgeführt ist, probieren wir den Applaus. Der Applaus muß aber sofort verstummen, sobald ich abwinke. – Er winkte dann vergebens ab; der Beifall nahm kein Ende, als mir der Salto nach vorn auf dem straffen Drahtseil zum erstenmal vor einem Publikum gelang!"

Heute wissen die Agenten, die Direktoren, die Manager der großen Varietés und Riesenzirkusse, wer dieser Edgar Eitner ist: der Mann, der den Salto nach vorwärts dreht, ein junger Deutscher, Truxa genannt.

HENNER HEIN:

Das glückhafte Schiff

EINE KDF.-ERZÄHLUNG

Ursula ging, als wären ihr Flügel gewachsen. Die Straßen waren die gleichen wie immer; sie sah sie wie neu. Der Verkehr brauste; ihr war das kein Lärm, ihr sang der Strom und Gegenstrom der Kraftwagen, Straßenbahnen, Omnibusse, Radfahrer und Fußgänger das Hohelied des Lebens der Stadt, das Hohelied der fröhlichen Kraft.

Alle Dinge sind so, wie wir sie ansehen, dachte Ursula. Und sie sah in lauter leuchtende Augen, sah tausend freundliche Lippen. Sah den Mai! Wo war sie bisher mit ihren Sinnen gewesen? Büsche schäumten über von Blüten, die Erde roch von Wärme und die Brunnen plätscherten.

Was war nur mit ihr geschehen? Kam da Minkepink, der rotbackige Chef des Hauses Minkepink & Co., und drückte ihr einen blauen Brief in die Hand. „Fräulein Burg, Sie sind heute zehn Jahre in meinem Hause Es war nicht immer leicht für mich zu sehen, wie aus dem kleinen unscheinbaren Laufmädel eine junge bildhübsche Dame wurde -- man ist eben auch nur ein Mensch –“

Und in dem blauen Brief war der neue Anstellungsvertrag als Abteilungsleiterin und ein KdF.-Gutscheinheft für die Norwegenfahrt . .

*

Ein Zug donnert durch die Nacht. Die lange Lichterkette der schwarzen Wagen eilt auf hohem Bahndamm über Moor und Wiese, zwischen Hecken und Zäunen, durch Feld und Wald, an Bahnwärterhäuschen und Blockstellen, an Signalmasten, Schlagbäumen und Dörfern vorbei, an blinkenden Wasserläufen und einsamen Landstraßen entlang, durch der Bahnhöfe buntes Lichtergewirr.

Hinter den hellen Fenstern der schwarzen Wagenschlange lärmt die Freude, haben tausend Münder fröhliche Worte, tausend Augenpaare einen heiteren Schein, schlagen tausend Herzen zum eisenklirrenden Takt der Räder den blutwarmen Takt ihrer Lebenslust. Kurzweil geht um und um, Grammophone klingen, Mundharfen und Akkordeon, in allen Winkeln Lachen und Gesang. Tausend fremde Menschen, Männer, Frauen und Mädchen, werden in diesen Stunden zu Vertrauten ihres Empfindens, zu Kameraden des Glücks

Mitternacht kommt und geht. Müdigkeit sinkt tiefer und tiefer über die Grauhaarigen, über die Jungen. Lippen verstummen, Augen fallen zu. Köpfe wippen nickend auf die Brust, legen sich an die Schulter des Nachbarn. Lichter werden ins Dunkel gedreht, Vorhänge zugezogen Der Atem des Schlafes geht durch die Wagen, Eisenbahnschlaf auf harten Bänken über schütternden Rädern, im Heulen und Hacken und Tosen der Fahrt, hundertmal abgerissen — aber auf allen Gesichtern liegt es wie der Abglanz eines schönen Traumes.

So braust der Zug der Freude durch die Nacht vom Gebirge zum Meer. Die Wagenschlange ist dunkel geworden, die Landschaft aber ist hell; der Mond ist aufgegangen.

Ursula liegt in die Fensterecke gedrückt, die Wange an die Scheibe gepreßt, und schaut hinaus. So sah sie den musiküberschmetterten, von Rufen, Winken und Tücherschwenken erfüllten Abschied, so spürte sie das Glück leibhaftig, einer heißen Welle gleich, ihren ganzen Körper durchrinnen, als die Räder zu rollen begannen und der Zug hinausfuhr aus der grauen Halle ins Abendlicht, als die steinerne Stadt sich auftat und das Bild des Himmels in ihre Seele fiel.

„Freuen Sie sich nicht?“ fragte tadelnd der bärtige Bergarbeiter an ihrer Seite. Sie sah ihn nur an mit nassen Augen, und da wußten alle um ihr wortlos tiefes Erleben.

So saß sie. Und wurde nicht satt zu schauen. Sah die letzten Strahlen der Sonne das Land vergolden, sah Sterne und Mond aufgehn und untergehn, den Tag anbrechen, die Farben erwachen, Bäche rauschen in der Kühle des Morgens, Ginster und Lupinen die Raine entflammen, Wolkenbänke um Berge und Burgen ziehn die Hügel sich ebnen, Heide sich breiten und Windmühlen gehn.

*

Mit den andern verläßt sie den Zug. Fährt zum Hafen. Sieht das Schiff, weiß und hochgetürmt, über die Toppen geflaggt. Geht an Bord.

Sie tut alles wie im Traum Sie ist nur Auge. Sie hat nur einen Wunsch: tausend Augen, tausend Sinne zu haben, die Welt in sich aufzunehmen, die weite, weite, selige Welt

Sie trägt ihren kleinen Koffer in die Kabine, umfaßt mit einem lachenden Blick den winzigen Raum, schüttelt der Schlafgenossin die Hand und ist schon wieder draußen. Läuft um das Bootsdeck, wirft den schreienden Möwen Brotstückchen zu, beobachtet das Leben und Treiben im Hafen.

Trompetensignal ruft zur Kaffeetafel. Und sie sitzt unter fröhlichen Menschen, atmet den lebensteigernden Duft der Bohnen und ißt Kuchen wie an Weihnachten oder am Geburtstag Dann stürmt sie hinaus, geht von Bord, durchwandert die fremde Stadt. Und als sie am Abend wieder zum Hafen kam, lag das gewaltige Kraft-durch-Freude-Schiff, von ungezählten Lichtern strahlend wie ein Schloß, alles überragend, eine Gralsburg festlichen Lebens.

Es ist wie ein Märchen, sagte ihr Herz. „Es ist wie ein Märchen“, sagte ihr Mund. Und der Mann, der schon lange neben ihr stand, den sie nicht kennt, wandte sich zu ihr: „Es ist kein Märchen, es ist ein Wunder der Tat Das Wunder der Menschwerdung der Mühseligen und Beladenen“

Sie gingen nebeneinander über die Brücke. Er erzählte:

„Einer meiner Kabinengefährten ist Kohlenträger. Beim Abendbrot starrte er fassungslos auf die weißgedeckten Tische, auf die Schüsseln und Teller. Der Steward legte ihm besonders freundlich vor, nötigte ihn immer wieder. Der Mann heißt Huck. Er hat noch nie an einem solchen Tisch gesessen, noch nie in seinem Leben so gut gegessen.

Als wir nachher im Salon in einer Ecke saßen, fing er zu reden an, von seiner Frau und seinen sieben Kindern, von seiner schweren Arbeit, von Armut und Sorgen über Sorgen bei aller Mühsal und allem Schweiß, von den vielen verdienstlosen Wochen und Monaten früherer Jahre.

Nicht als ob ihm dann die Bewegung Geld und Gut mit Scheffeln zugemessen. Sein Werktag ist harte Arbeit und karger Lohn nach wie vor, sie sind arm nach wie vor, und es ist doch alles anders. Er weiß nicht wie. Etwas Neues ist in sein Leben gekommen, hat das Dunkel lichter gemacht, die Bitterkeit von der Armut genommen. Es ist das Wertbewußtsein des Wissens um die großen Dinge des Volkes. Aus dem Erlebnis der Gemeinschaft ist der Glaube an den Sinn auch seines kleinen, dürftigen Lebens in ihm gewachsen."

Ursula und der fremde Mann sind längst an Bord, sind auf und ab gegangen. Nun lehnen sie an der Reling und horchen, wie das Wasser an die Schiffswand klatscht.

„Huck erzählte mir dann, daß er SA.-Mann geworden ist. Aus ehrlichem Herzen. Seine Kameraden haben für ihn gesammelt für diese Reise, weil er fünfzig Jahre alt geworden ist. Arme Teufel unter ihnen haben sich die Groschen für ihn vom Munde abgespart. Sehen Sie — da konnte er nicht mehr reden — er weinte. —"

Die Schritte auf den Decks werden seltener. Die Geräusche im Leibe des Dampfers verstummen. Manchmal heult aus der Nacht über den Wassern eine Schiffssirene ihren Warnungsruf. Die Hafensilhouette steht schwarz gegen den Lichtschein, den die Stadt an den dunklen Himmel wirft.

„Es ist seltsam", sagt der fremde Mann zu dem fremden Mädchen, „in ihrem Elend haben sie nie geweint — —"

Es fängt zu regnen an. Sie stehen Seite an Seite und spüren die Wärme des andern.

*

Die Anker sind gelichtet. Durch den Strom zieht das stolze Schiff der Freude, von Möwen umflogen, an der Reling aller Decks umsäumt von Menschen. Rasch sind Hafen und Stadt, sind die weißroten Uferorte zwischen dem Grün der Gärten entschwunden. Boote, die das Geleit gegeben, kehren zurück. Über Watten und niederes Marschland schweift der Blick. Jubel bricht aus, als vier Kreuzer der deutschen Hochseeflotte in Kiellinie vorüberrauschen. Der wolkenverhangene Himmel schenkt nicht viel Licht, und doch gleißen die grauen Stahlleiber der Schlachtschiffe wie Silber.

Weiter und weiter dehnt sich der Sund. Gegen Abend bricht die Sonne durch. Sinkend färbt sie den Himmel apfelsinenfarben über der graublauen Dunstbank am Horizont. Langsam geht die Dämmerung über in Dunkel und Nacht. Rote und grüne Lampen, Leucht- und Blinkfeuer säumen den Weg. Die Ketten goldener und bunter Lichter der letzten Häfen zur Rechten und Linken versinken und hinaus gleitet das Schiff in das offene Meer. Der Mond hängt über den Masten und Trossen. Zwischen den Sternen schaukelt das Vortopplicht.

*

Am Promenadendeck entflammen Glühbirnen „Italienische Nacht". Aus Lautsprechern flutet Konzert über die schwimmende Stätte der Freude.

Ursula sitzt am Ruderhäuschen unter Matrosen und Fahrtgenossen. Ein Schrammelquartett spielt lustige Weisen. Lieder erklingen vielstimmig und schön.

Eine Hand legt sich auf ihre Schulter. Und sie steht auf und geht mit ihm kreuz und quer durch das Schiff, treppauf, treppab, von Deck zu Deck, vom Heck zum Bug, vom Bug zum Heck, durch die stimmungsvollen Salons, in denen sich fröhliche Gruppen gesellig gefunden, durch die Rauch- und Schreibzimmer, zu den Speisesälen des Vor-, Mittel- und Hinterschiffs, in deren geräumter Mitte sich die Paare im Tanze drehen.

Sie finden einen Platz und sehen sich zum erstenmal im vollen Licht. Denken, daß sie sich schon immer gekannt haben und lachen sich an.

„Ich heiße Peter", sagt er.

„Ich heiße Ursula."

Sie tanzt und ist fröhlich unter den Fröhlichen. Sie tanzt mit Peter und mit vielen anderen. Mit Alten und Jungen. Mit Arbeitern aus Fabrik und Werkstatt, mit dem Ersten Offizier und einem Straßenbahner, mit einem Bürodiener und einem Regierungsrat, der zugunsten eines kleinen Angestellten doppelt bezahlt hat. Sie sieht auf die Dauer eines Tanzes in manches Herz, in manches Leben hinein, in große und kleine Gedanken, in ruhelose Sehnsüchte und heitere Zufriedenheit.

Es wird voller und voller. Enger und enger werden die Stühle zusammengerückt.

Peter legt den Arm um sie. Und sie trinken und lachen, lachen und trinken, tanzen und singen die Weisen der Melodien im Chor. Und plötzlich ruft jemand „Fräulein Burg!" Und sie schreit „Minkepink!" und fliegt ihm an den Hals, wirbelt mit ihm durch die Paare, zieht ihn an den Tisch zu den andern.

„Mein Chef — der beste Chef der Welt", sagt sie. Die Kapelle legt los in jubelnden Takten, und sie küßt ihn schallend auf die beiden runden, rötlichen Wangen.

Minkepink wundert sich nicht. Er räuspert sich und sagt nichts. Er rückt an seiner Brille, ruft dem Steward, läßt Gläser bringen für alle. Und spiegelt sein strahlendes Gesicht im goldenen Wein.

Um Mitternacht steht Ursula vor ihrer Kabine, atmet tief die klare Luft. Sie hört die See rauschen um den Kiel. In den Trossen und Persenningen, um die Schotten und Kamine saust der Fahrwind. Wühlt sich in ihren Mantel, zerweht ihr Haar, kühlt ihr Gesicht und Leib.

Backbord stehen die Lampen eines Feuerschiffs. Sie denkt:

Ich möchte da drüben stehen in der Stille der Nacht und sehen, wie unser Märchenschiff lichterglänzend vorüberzieht.

*

Musik schmettert in der Frühe durch alle Gänge, in alle Kabinen. Mit der sinnenfrohen Weise „Freut euch des Lebens..." weckt sie die Schlafenden. Sie hören das Meer rauschen, noch ehe sie die Augen aufschlagen. Sie sehen seinen Glanz ringsum, denn schon steht die Sonne über der Kimm und wandelt die ewig wandernden Wasser in flüssiges Silber.

Jeder Tag ist ein Sonntag. Keine Arbeit. Keine Pflicht, als die Pflicht zur Freude, die Pflicht zu ge-

nießen, zu wissen, wie schön das Dasein ist! Wer weiß es noch so inbrünstig wie die Kraft-durch-Freude-Fahrer? Kein Prinz und kein Millionär!

Die stahlblaue See ist leicht bewegt, mit tausend und aber tausend Schaumkrönchen geziert. Helgolands Steilküste schimmert auf. Starl geht die Dünung um die rote Sandsteininsel. Frachtdampfer, Segel und Fischerkähne beleben die Weite. Rauschend bricht sich das Meer am Bug, schäumt am Heck unter der riesenhaften Kraft der Schrauben glasgrün auf und zieht fernhin eine weißgischtende Straße, auf der die Möwen folgen in hungrigen Schwärmen.

Dort sitzt Ursula Stunde um Stunde. Bordkonzert und Gesellschaftsspiele, das ganze Getriebe von Freude beschwingter Menschen hört sie weitab. Sie erlebt die Unendlichkeit, da Wasser und Himmel sich einen.

Aus Morgen wird Mittag, aus Mittag Abend. Die Dämmerung nimmt den Tag in ihre Arme und trägt ihn sanft hinüber in das Dunkel der Nacht. Das Meer hört nicht auf zu glänzen. Tausend Menschen liegen geborgen in den schmalen Betten, sinken in den Schlummer ihrer glücklichen Müdigkeit, als trüge Gott selbst sie durch sein Reich ohne Grenzen.

*

Sie liegen in einem fahrwindgeschützten Winkel und baden in der Sonne. Unersättlich trinkt ihre Seele das Meer.

„Norwegen", flüstert Peter.

Steuerbord voraus in dem bläulichen Dunstband über der Kimm zeichnen sich in kaum ahnbaren Schatten Umrisse einer Küste.

Sanft und weit zwischen Schären und Riffen öffnet sich der Fjord. Langgestreckt liegt das Land zu beiden Seiten, steinfarben, moosgrün und braun, hell betupft mit Dörfern und Städten. Tausend Kraft-durch-Freude-Fahrer brechen in Jubel aus. Am Topp weht Norwegens Flagge. Der Lotse sagt: „Ich habe noch nie so viele glückliche Menschen gesehen."

Näher und näher rücken die Ufer. Hügel entwölben sich dem glatten Spiegel des Wassers, das seine Farbe wechselt in allen Tönen von Grün und Blau. Zu wuchtigen Bergrücken flanken Wände auf, tannen- und birkenbewachsen, zerrissen von Klüften und Wasserstürzen. Auf kurzen Strecken schmaler Strandstreifen stehen Häuschen, liegen Gärtchen, winzige Äcker, mit niedrigen Steinmauern umschichtet, blühen Obstbäume in gedämpftem Weiß, kremfarben und bräunlich-rosa.

Der Fjord weitet sich zu uferfernem See mit Städten an runden Buchten, auf grünen Halbinseln. Hinter dem Vorland ragt das Gebirge mit ewigem Schnee. Und wieder engt sich der Fjord zu schmaler Wasserstraße. Lotrechte, kahle Steinwände ragen herein über das weiße Schiff, türmen sich um Masten und Kamine. Hoch oben auf unbegreiflich kleinem Raum kleben Wohnstätten der Menschen, weidet ein Schaf, eine Ziege. Wasserfälle stürzen brausend in die Tiefe, und die Sonne bricht sich in ihnen in allen Farben des Regenbogens.

Neue Biegungen, neue Berge, neue Formen. Wie aus einem vorzeitlichen Reich, Klötze, nackt und schwarz, von Titanenhand auf dem Amboß der Erdwerdung gehämmert, schiefe Kegel und Spitzen, Schattenrisse gezackter Urtiere, graubraune Schluchten, rötlich schimmernde Felswüsten, Schneegipfel und Schneefelder mit Lawinenbahnen, Gletscherbrüche, eine Felssturztrümmerwelt — und zu ihren Füßen die Lieblichkeit sanfter Hügelbreiten, Ackergevierte und Weideland, Herden, hellfarbige Spielzeughäuschen, winkende Frauen und Kinder, weiße Segel auf einem Fjord so blau wie die Adria.

Tausend Menschen stehen und schauen, unersättlich, unermüdlich. Deutsche Arbeiter der Stirne und der Faust, Männer und Frauen aus der Masse des werktätigen Volkes. Das Leuchten auf ihren Gesichtern ist nicht nur vom helleren Licht dieser Breitengrade, es ist der Widerschein ihrer Seelen

Sie fühlen den Schöpfer. Und sie fühlen das Wunder daß sie teilhaben an der Herrlichkeit seiner Welt

*

Es ist längst Abend geworden und der Tag nimmt kein Ende. Das glückhafte Schiff zieht lautlos durch den Fjord, meerwärts auf gleißender Silberbahn in die sinkende Sonne hinein. Delphine umspielen es. Quallen schimmern herauf. Seehunde liegen auf einem Eiland Möwen hängen regungslos, wie Raubvögel schwebend über den schwarzen Strichen der Trossen.

Peter und Ursula, Huck, der Kohlenträger, und Minkepink sitzen am Bug, in wärmende Decken gehüllt. In Stunden fällt kaum ein Wort Der Strom des gleichen Empfindens verbindet sie stumm. Das Glück ihrer Herzen wurde zur Anbetung dessen, der Himmel und Erde gemacht hat.

Blaue Nebelstreifen sind über das Wasser gestuft. Schwarze Felsinselsilhouetten stehen fremdartig wie zerfallene Türme und Zinnen und Tore. Je tiefer die Sonne sinkt, um so weicher und wärmer färben sich Himmel und Wasser Ein hauchdünner Dunstschleier verhängt die Weite. Berückende Landschaftsbilder in Silber und Schwarz, wie aus einer anderen Welt, gleiten lautlos vorüber

„Jede Pore müßte ein Auge sein", sagt Peter, und Ursula sagt: „Jeder Atemzug eine Ewigkeit."

Die Sonne taucht in den Fjord Alles Sichtbare ist ein Farbenspiel von Gold und Rosa, Grün und Violett. In Lichtschaum ertrinkt der Tag

Leise sagt Minkepink: „Man ist eben auch nur ein Mensch, hab' ich zu Ihnen gesagt, Ursula. Es kommt aber darauf an, ein anständiger Mensch zu sein."

Huck schluckt einmal, aber er hat keine Worte. Auf seinem Gesicht, in das sich der Kohlenstaub eingefressen, liegt die Andacht der ergreifendsten Stunde seines harten Lebens

Es ist Mitternacht, aber der Himmel verlöscht nicht sein Licht. Es ist nur so unirdisch sanft geworden, als wären fern hinter dem Sichtbaren Kerzen entzündet Die Ufer haben ihre Farben und Formen verloren. Der Firn aber leuchtet von den Gipfeln der Berge, als wären sie ganz nahe gekommen Und Peter und Ursula, Huck und Minkepink sitzen noch in das Herz der Gottheit versunken, als in die heilige Nacht die Strahlenkrone des neuen Tages bricht

*

Windstärke 6

Durch das Skagerrak stampft das Schiff

Sie sitzen im Rauchsalon, ziehen an den Zigarren und trinken Arznei aus einer verdächtigen Flasche.

„Noch achtundvierzig Stunden, dann ist das alles zu Ende", sagt Huck „Ich bin wieder der Kohlenträger und Herr Minkepink ist Herr Minkepink"

„Ja", sagt Peter, „aber der Betriebsführer von Minkepink & Co wird nicht glücklicher sein als der Kohlenträger Huck Du hast Arbeit, er hat Arbeit Er kann am Schreibtisch sitzen und du mußt Kohlen schaufeln und schleppen Du hast davon Muskeln und eine breite Brust, er hat einen Bauch und verkümmerte Lungen und saueres Blut. Er verdient mehr Geld, aber er hat auch mehr Verantwortung, mehr Kopfzerbrechen und Sorgen. Du wirfst nach acht Stunden die Arbeit von den Schultern, ihm sitzt der Beruf den ganzen Tag im Schädel, oft bis spät in die Nacht. Er hat ein Landhaus mit teueren Möbeln, aber die Freude des Daseins ist nicht gebunden an die Zahl der Zimmer, die man um sich anhäuft, und die Kostbarkeit ihrer Einrichtung. Gesundheit und Ideale sind die Grundlagen des Glücks. Er hat einen Garten, aber gehört nicht dir der ganze große Garten der Natur? Er kann jeden Tag Wein trinken und Braten essen, ihm bedeutet das nichts wenn aber du einmal Wein hast und Braten, so ist das ein Fest für dich. Huck, ich glaube, der reiche Mann ist ärmer als du."

Windstärke 7

Minkepinks Magen sinkt in ein Wellental und steigt auf einen Wellenberg. Schweiß steht ihm auf der Stirn. Er stürzt hinaus

„Sieh, Huck, was hilft ihm nun sein Geld?"

Huck lacht. Und der Sessel geht mit ihm auf und nieder, neigt sich vor und zurück in stetem Wechsel Huck kippt noch einen aus Minkepinks Flasche

„Ist das Sturm?" fragt er den Steward Der schüttelt geringschätzig den Kopf „Nur ein bißchen grobe See"

Huck lacht und pfeift eine Seefahrt die ist lustig und kippt den nächsten

„Aber Minkepink kann auch viele Reisen machen"

„Nein", sagt Peter, „er hätte wohl das Geld, aber er hat nicht die Zeit dazu Würde er sich die Zeit nehmen, dann hätte er das Geld nicht mehr Du aber hast Zeit. Huck, laß sie dir von Kraft durch Freude füllen mit jenem inneren Reichtum, der das Glück bedeutet. In Büchern kannst du viel hundert Reisen machen, zu denen in Wirklichkeit ein ganzes Dutzend Menschenleben hintereinander nicht ausreichen würden Die Welt wird sich dir auftun in Kursen und Vorträgen. Von der Entstehung der Erde wirst du wissen und den Bahnen der Sterne, alle Länder und Völker wirst du kennen und ihre Geschichte Die großen Denker und Dichter, Staatsmänner Heerführer und Erfinder, die vom göttlichen Funken glühenden Kämpfer aller Zeiten werden Freunde und Befruchter deines Geistes, deines Denkens und Handelns sein. Du wirst Stufe um Stufe die Höhe der Kultur ersteigen. Der Kohlenträger Huck, der Arbeiter der Faust, wird zugleich ein Träger der Stirn und des Herzens sein"

*

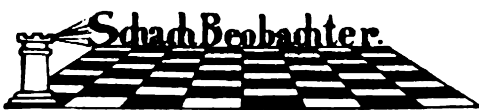
Windstärke 8.

Peter findet Ursula auf dem obersten Deck Das Meer ist in Aufruhr Der Wind heult und pfeift Wolken jagen über den Himmel. Regenschauer schleifen über die schaumgekrönten Berge der eisengrauen See Gischt sprüht an den Wänden des Schiffes hoch. Sie dröhnen und zittern vom Anprall der Wogen. Brecher schlagen über Vorschiff und Heck

Peter und Ursula stehen in Wind und Regen und achten es nicht. Sie schweigen alles, was aus ihren Herzen brechen will, in sich hinein Und es wird Nacht

In das Dunkel hinein sagt Peter: „Morgen ist alles vorbei —."

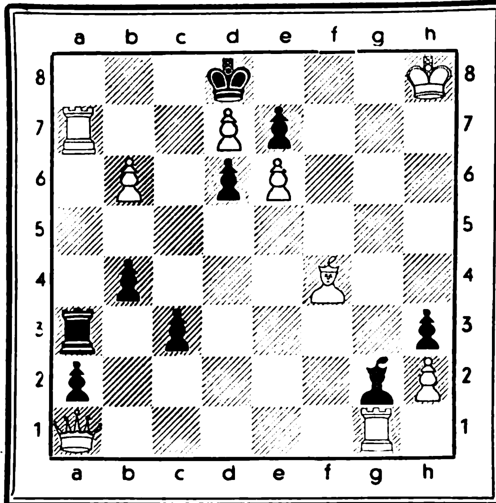
Ursula fühlt, wie hart der Stolz des Mannes kämpft mit dem Wort, das um ihre Liebe bitten will! Und sie kehrt sich ihm zu und schließt mit ihren Lippen seinen heißen Mund



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Willi Krakau, Berlin-Friedrichsfelde
Schwarz. Kd8, Ta3, Lg2, Ba2, b4, c3, d6, e7, h3 (9)



Weiß: Kh8, Da1, Ta7, Tg1, Lf4, Bb6, d7, e6, h2 (9)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt

Aufgabelösung aus Folge 13

Zweizüger von H. Jühe, Mühlberg (Elbe)
Weiß: Kc8, Dc7, Te5, Th3, Lg8, Lh2, Sa6, Sc1, Bc2, g2, g4, g6 (12)
Schwarz Kd4, Tg5, Lb8, Se4, Sg7, Ba4, b4, b5, d2, d6, f2, f4 (12)

1. Te5, K×e3; 2. Db6†. 1. . . ., f×e3; 2. Se2†
1. . . ., K×e5; 2. Dg7†. 1. . . ., T×e5; 2. Td3† usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; A. Seber, Trier; F. Ruckdeschel, Nürnberg; M. Templin, Friedensstadt; Eggebrecht, Norden; J. Nikolai, Gelsenkirchen; Dr. Ph. Loch, Ravensburg; W. Brunken, Oldenburg; F. Büttner, Fürth i. B.; J. Herwig, Gotha; Ebeling, Potsdam; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; R. Popp, Mittenwald; Dr. J. Krug, Dresden; G. Peipers, Eckardtsheim, Marie Barthel, Dortmund-Hörde; M. Loch, Berlin N.; B. Bauer, Heidenheim; Dr. Starke Bln.-Charlottenburg; Dr. Gebauer, Bürgel; H. Schulz, Bln.-Neukölln; L. Sinn, Krefeld; Erika Schupp, Wiesbaden; Pasch, Osnabrück; Ch. Ginader, Endorf; M. Burdack, Hormersdorf; Cl. Ebert, Hamburg; J. Ubleis, Enns (Oberösterr.); E. Daust, Staßfurt; G. Seebach, Wutha; A. Sponholtz, Hannover; J. Diehl, Oberschmitten; K. Beilicke, Niederaula; K. Roß, Hamburg; O. Zehnle, Triberg; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; J. L. Pollach, Nürnberg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln. K. Merbold, Crailsheim; L. Ellner, Nürnberg; R. Bechmann, Schönheide; Ch. Ellrich, Spangenberg; W. Andresen, Hamburg; M. Raila, Frankfurt a. M.; R. Steffen, Bln.-Wannsee. Folge 12 und 13: Ilse Lüdemann, Schlutup; K. Schulz, Heide (Holst.).

Einige Löserurteile: „Ein Opferproblem von seltener Schönheit". P. Sch., S.; „Ein glänzender Zweizüger", M. B., D.; „Eine prachtvolle Fülle schönster Varianten", Dr. St., B.-Ch.; „Die Logik der schwierigen Aufgabe ist bezwingend" P., O.; „Besonders schön ist die Zügelung des Schutzpferdchens". K. R., H.; „Die interessanten und schönen Abspiele entspringen einer glänzend getarnten Opfer- und Fesselungsidee" R. St., B., usw.

Zu habsüchtig!

Reinfall im Budapester Gambit,
gewonnen von J. Benzinger, München

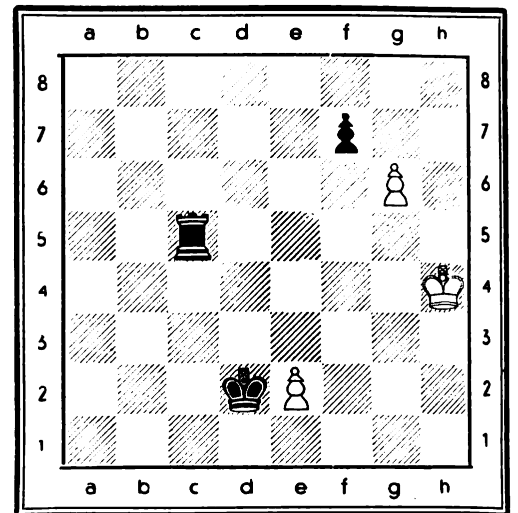
1.	d2—d4	Sg8—f6	5. e5×d6	Lf8×d6
2.	c2—c4	e7—e5	6. Dd4×g7?[3]	Ld6—e5
3.	d4×e5	Sf6—g4[1]	7. Dg7—g5	Dd8×g5
4.	Dd1—d4?[2]	d7—d6	8. Lc1×g5	Le5×b2
			Weiß gibt auf.	

[1] Mit 3. Se4 entsteht die „Fajarewitsch-Variante", die Richter gerne bevorzugt.
[2] Besser wäre leichte Figurenentwicklung 3. Sf3.
[3] Eine schwer verdauliche Bauernspeise. Der Textzug führt zu baldigem Verlust.

Bauern im Kampf gegen Turm

Folgende Endspielstudie von J. Hasek zeigt ein beiderseits glänzendes Angriffs- und Verteidigungsspiel

Schwarz: Kd2, Tc5, Bf7 (3)



Weiß: Kh4, Be2, g6 (3)
Weiß am Zuge erzwingt ein Unentschieden!
Wodurch?

Lösung:

Durch 1. g6—g7, Tc5—c1; 2. Kh4—g5, Tc1—f1!; 3. e2—e4 (nicht 3. Kh6? wegen 3. . . ., f5!), 3. . . ., Kd2—e3; 4. e4—e5, Ke3—e4; 5. g7—g8D, Tf1—g1†, 6. Kg5—f6, Tg1×g8; 7. Kf6×f7, Tg8—h8!; 8. e5—e6, Ke4—f5; 9. e6—e7, Th8—h7†; 10. Kf7—f8, Kf5—f6; 11. e7—e8S†! Remis.
Ein prächtiger Kampf zwischen Turm und vorrückendem Bauern.

Humor

„Mein Nachbar hat sich beschwert, weil ich mein Kleinauto vor seiner Gartentür habe stehen lassen."
„Na, das war ja noch freundlich! Ein anderer hätte gleich seinen Hund drauf gehetzt!"

*

„Stell dir vor, Emil, als Neuestes sollen jetzt die Häuser aus Kork gebaut werden!"
„Au, knorke, Gustav! Wenn wir dann abends spät nach Hause kommen, können wir gleich mit dem Korkzieher aufmachen!"

*

„Sie haben also noch eine zweite Tochter, Frau Lehmann? Gleicht sie dieser hier sehr?"
„O nein! Sie ist das genaue Gegenteil von ihr."
„Ach — die muß aber reizend sein!"

*

„Herr Schauermann, ich habe mich schon oft gewundert, wie Sie mit Ihrem grade nicht üppigen Gehalt auskommen?"
„Das ist sehr einfach, liebe Frau Wunderlich! Das liegt einzig und allein an meiner systematischen Einteilung!"

„Wie interessant! Kann man das Geheimnis auch mal kennenlernen?"
„Von mir aus, sehr gern! Also, die erste Hälfte des Monats gehe ich aus, die andere Hälfte des Monats geht dafür mein Geld aus!"

*

„Nun, Fritz, wie war die Rechnung, die ich dir gemacht habe?"
„Vollkommen falsch, Mutter! Aber keine Angst, ich hab' dich nicht blamiert! Ich hab' dem Lehrer gesagt, Vater hätte sie gerechnet!"

*

„Die Torpedoboote werden jetzt mit einer Masse gestrichen, die sie unter Wasser unsichtbar macht."
„Der Mann, der meine Badeseife herstellt, scheint so etwas schon seit Jahren zu benützen."

*

Ein Schotte ging vor dem Kriege nach Amerika. Dann brach der Weltkrieg aus. Man fragte den Schotten:
„Sie sitzen hier, Ihre Frau sitzt in Schottland, wollen Sie nicht zu ihr hinüberfahren?"

„Ausgeschlossen! Denken Sie, ich will mein Leben in Gefahr bringen bei all diesen vielen U-Booten? Ich habe ihr Reisegeld geschickt, sie soll mit dem nächsten Dampfer nach Amerika kommen."

*

„Heute", erzählt Frau Lüdemann, „haben in der Kirche während der Predigt verschiedene Leute wieder so kurz und trocken gehustet — ein Beweis dafür, daß die Luft mal wieder zu trocken war."
„Och —" meint Lüdemann, „oder die Predigt."

*

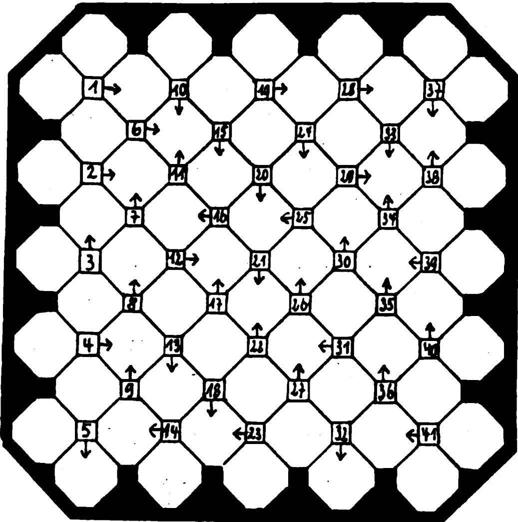
„Hier schreibt ein amerikanischer Arzt, daß er die Form jeder menschlichen Nase in weniger als acht Tagen verändern könne."
„Das ist noch gar nichts! Max Schmeling macht das in zwei Sekunden!"

*

„Wie sonderbar eure Katze gezeichnet ist", wunderte sich die Freundin.
„Ja", erklärte die Frau des Schriftstellers, „wenn mein Mann so richtig in der Arbeit ist, dann gibt er nie acht, wo er seine Feder abwischt!"

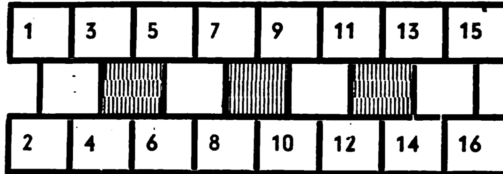
RÄTSEL

Wabenrätsel



Die Wörter sind je in Uhrzeigerrichtung, am Pfeil beginnend, einzutragen. 1. Haushaltplan, 2. Überbleibsel, 3. Paradies, 4. Brauch, 5. preußischer Kriegsminister, 6. ital. Stadt an der Tiber, 7. Ansprache, 8. Brettspiel, 9. Fluß in Spanien, 10. Nadelschlitz, 11. Fluß in Deutschland, 12. Schatulle, 13. Ort und Fluß in Ostsibirien, 14. Stadt im englisch-ägypt. Sudan, 15. Frauenname (Koseform), 16. vornehm, 17. Strom in Sibirien, 18. Steilgeschoß, 19. Stadt in Kolumbien, 20. Stadt in Holland, 21. Elchtier, 22. flach, 23 Frauenname, 24. Nebenfluß des Jenissei, 25. türkischer Männername, 26. Teil eines Rades, 27. Einsatz beim Kartenspiel, 28. Teil des menschlichen Körpers, 29. Hauptstadt von Peru, 30. asiatisches Tafelland, 31 Verwandte, 32. Hauch, 33. Stadt in Baden, 34. offener Güterwagen, 35. japan. Insel, 36. Ort in Usambara, 37. griech. Naturgottheit, 38. Ort an der Mosel, 39. Frauenname, 40. Fluß in Armenien, 41. erwachsener Mensch.

Silbenband

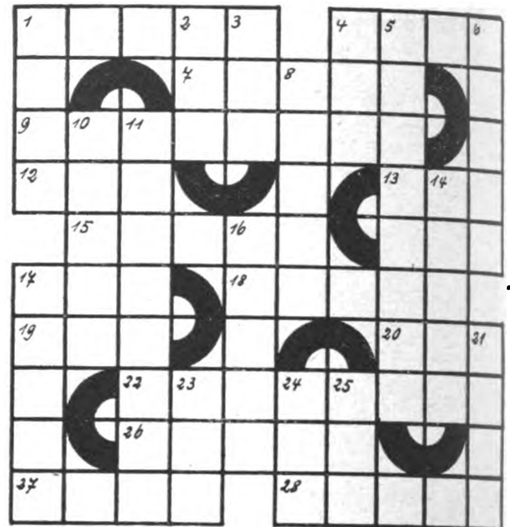


Die Silben a bor da do ge ho i kom le ma ma man ne ne o pa ri ro san ze werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen immer zwei die gleiche Mittelsilbe haben. Ist die Lösung richtig, ergeben die Mittelsilben von links gelesen eine Südfrucht. Die Wörter bedeuten: 1—2 Befehl, 3—4 Gedichtform, 5—6 Staat der USA., 7—8 Schuh, 9—10 Seemacht, 11—12 tiefstehende Kaste in Indien, 13—14 Sundainsel, 15—16 Reitbahn.

Rösselsprung

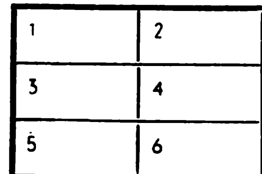
		er				
		ruck	de	grei		
	grün	gen	be	goe	er	flo
	zu	the		ent	fe	
er	flo	glück	kommt's	gra	ben	
		mer	ent	das		
				nim		

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. deutsche Stadt, 4. harmlos, 7. roter Teerfarbstoff, 9. kleine Fische, 12. Europäer, 13. Tiroler Passionsort, 15. Liliengewächs, 17 männl Vorname (Kurzform), 18. männl Vorname, 19. Insel des Dodekanes, 20. Fett, 22. Tierprodukt, 26. deutsche Stadt, 27. Unrecht, 28. männlicher Vorname. — Senkrecht: 1. Nebenfluß des Ganges, 2. Papstname, 3 Elend, 4. Verneinung, 5. gewaltsame Aneignung, 6. Landhaus, 8. Rind, 10. Park in Madrid, 11. Verzeichnis, 14. französ. weibl. Vorname, 16. Stern, 17. Aufsehen, 21 Stadt in Österreich, 23. Teil des Baumes, 24. Titel des Herrschers von Tunis, 25. schmal.

Silbenkreuz



1—2 weibl. Vorname, 2 bis 4 Herbstblume, 3—4 schlechte Gewohnheit, 2—3 Stadt im früher Südtirol, 2—5 römischer Gruß, 2—6 Papagei, 5—6 weibl. Vorname, 1—2—4 türkische Münze, 1—3—4 Wandpfeiler, 1—2—5 nordital. Fluß.

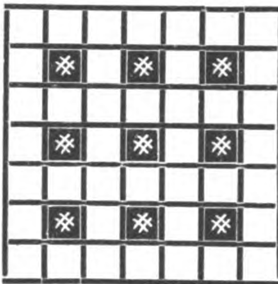
Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — a — ba — ba — be — ber — brun — den — doe — e — el — en — en — er — ge — gli — ha — i — il — in — ka — ly — ma — men — na — nen — ni — no — ri — ri — ritz — ros — sau — sper — ster — ta — tas — to — wies — zenz — werden 12 Wörter gebildet, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch ergeben. 1. deutscher Badeort, 2 Nebenfluß der Saale, 3 Balkanlandschaft, 4 Raubvogel, 5. Stadt auf Cuba, 6. Quellnymphe, 7 Papstname, 8 australische Insel, 9. Sohn des Dädalus, 10 Mineralwasser 11. Fluß in Norditalien, 12 Truppenübungsplatz

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Viereck

Die Buchstaben a a a a a a a a e e e e e e i i i i l m m m o o q q r r r r r r s s t t t t t u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen 1. Schloß bei Triest, 2. Destillationsgefäß, 3 französischer Titel, 4. Denkaufgabe



Lösungen der Rätsel aus Folge 16

Zahlenrätsel: Gera, Eisen, Beate, Tahiti, Marmor, Isegrim, Rezat, Viersen, Iltis, Eltern. „Gebt mir vier Jahre Zeit!" ✱ **Silbenrätsel.** 1 Eduard 2 Sutter, 3 Geschütz, 4. Iwein, 5 Bismarck, 6 Tegernsee, 7 Nietzsche, 8 Unschlitt, 9 Ruisdael, 10 Eichendorff 11 Inhalt, 12 Natur, 13 Gossensaß 14 Egede 15 Sarabande, 16 Anleihe, 17 Meerleuchten, 18 Tube 19 Dreieck, 20 Ernani. „Es gibt nur ein gesamtdeutsches Geschichtserleben." ✱ **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1 Wagen, 6 Ragusa, 11 Post 14 Todt, 15 Sage 17 Etui, 19 Lasse 21 Huene 23 Ostern 26 Orb 28 Reiz, 30 Uwe 31 Ujo 32 irr, 33. Jett, 34 Gin, 35 HJV., 36 Egge — Senkrecht: 2 Arg, 3. Gnu, 4 Ur, 5 Ra, 7. Alp 8 Sei 9. Hades, 10 Schale 12 Ort 13 Sou, 14 Tolugo, 16 Elegie 17 Eos, 18 ibr, 20 Sol, 22 und, 24 Tee, 25. Edi, 27 Buggy 28 Rainer, 29 Zither 30 Urubu ✱ **Kryptogramm** Jede große Geisteskraft in der deutschen Geschichte ist schon dadurch geadelt, daß Deutsche an sie geglaubt haben ✱ **Schachbrett:** 1. Mormonen, 2 Aurillac 3 Brentano, 4 Finnland, 5. Bluecher, 6 Brueghel, 7 Ruediger, 8. Albanien, Muenchen. ✱ **Geheimschrift:** „Die Foerderung des Verstaendnisses dient dem Frieden der Welt." ✱ **Schlüsselwörter:** Waldhorn, Gustav, Fiume ✱ **Kapselrätsel:** Wal, Inn, Rif, Pol, Akt, Kant, Tau, Inder, Elle, Rat, Eid, Not, Nil, Ire, Eher, Tran, Mal, Inge, Tal, Zug, Ulm, Chor, Ton, Hand, As, Eis, Urne, Schaf, Lama, Erbe, Rom, Niere. Wir paktieren nicht mit Zuchthaeuslern

Die Beiträge von führenden Männern des neuen Deutschland, die interessanten Beilagen geben dem „Völkischen Beobachter" sein Gepräge, das auch dem anspruchsvollsten Leser Rechnung trägt.

Lest den Anzeigenteil ganz genau, Er enthält immer günstige Angebote

Verlangt überall den „Jllustr. Beobachter"

Humor der Anderen

„Es gibt eine Wurzel, hält man diese in der Hand dann sind die Zahnschmerzen vergangen."

„Blödsinn — du mit deinem Aberglauben!"

„Nein, wirklich — die Zahnwurzel!"

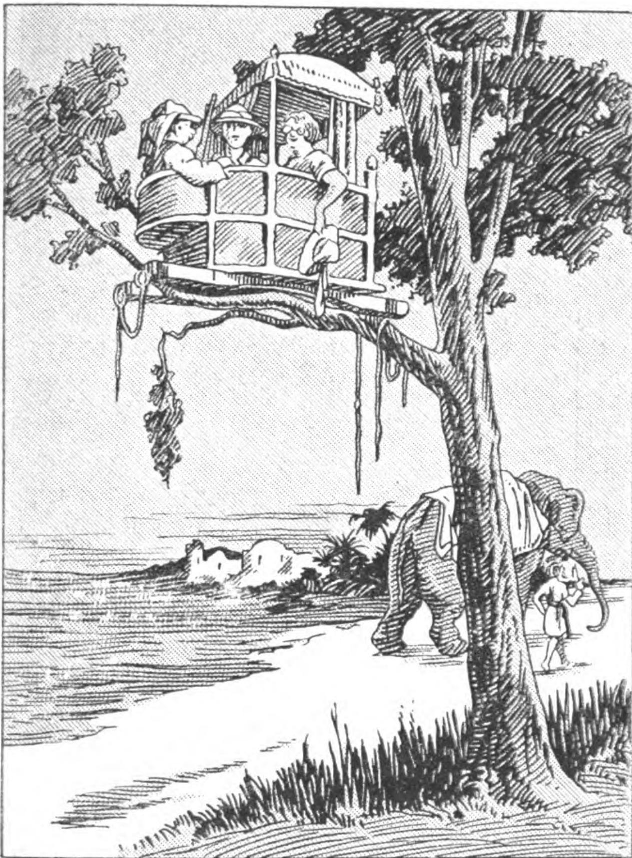
(Tit-Bits.)

*

„Wir behandeln unsere Erzieherin, als wenn sie zur Familie gehörte."

„Das dürfen wir nicht. Wir müssen zu unserer sehr höflich sein!"

(Everybodys Weekly.)



„Wie herrlich und geruhsam ist es doch auf einem Elefanten zu reiten —!" (Tit-Bits.)

„Aber Kinder, was macht ihr denn da? Du schießt den Pfeil ja auf Rudis Magen!"

„Wir spielen Wilhelm Tell, und er hat den Apfel aufgegessen!"

(Passing Show.)

*

„Nun, Walter, glücklich geschieden? Wie habt ihr euch denn geeinigt?"

„Sehr einfach! Meine Frau behält die Wohnung, ich bekomme die Kinder!"

„Hm, und wie habt ihr es mit dem Vermögen gemacht?"

„Das hat der Rechtsanwalt bekommen!" (Passing Show.)

*

„Nun Oskar, hast du deiner Frau das Buch über Sparsamkeit gekauft, das ich dir empfohlen habe?"

„Schon vor zwei Wochen."

„Und hat es irgendeinen Erfolg gehabt?"

„Ja — sie hat meinen alten Anzug hervorgesucht, den ich nun wieder tragen muß."

(Tit-Bits.)

*

„Herr Weber, Sie sind doch beim Theater, können Sie nicht mal ein paar gute Freikarten mitbringen?"

„Aber gern, lieber Freund, und Sie als Bankbeamter bringen mir dafür ein paar Banknoten mit!" (Passing Show.)

*

Molly: „Wollen wir nicht dies Jahr zusammen an die See fahren, Betty? Ich war voriges Jahr in einem Seebad, wo ich bei der Schönheitskonkurrenz den ersten Preis bekommen habe."

Betty: „Ach nein, ich möchte lieber an einen größeren Ort reisen." (Tit-Bits.)

„Ich habe sie nun schon zehnmal gebeten, mir das geliehene Geld zurückzugeben!"

„Ja, und wie oft habe ich Sie bitten müssen, ehe ich's bekam?"

(Tit-Bits.)

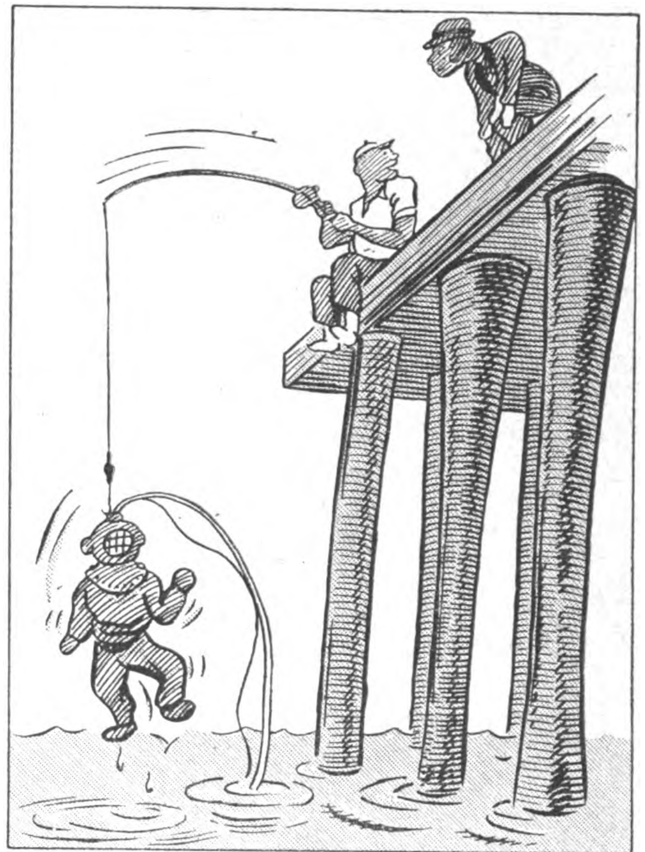
*

„Ich bin mehr für große Gemälde, weite Landschaften, riesenhafte Kompositionen ..."

„Sie sind Kunstkritiker?"

„Nein, Rahmenfabrikant."

(Tit-Bits.)



„Jetzt muß aber wirklich ein großer Fisch angebissen haben!" (Tit-Bits.)



„Ein Gedicht aus hauchdünnem Gewebe" scheint der Blick in den Spiegel zu sagen. Die modischen Ärmel, Glasröschen, dieser entzückende neue deutsche Schmuck, wird schon bald seine besondere Note in die Abendgesellschaften hineintragen.

Der Film als Wegbereiter deutscher Mode

Zellwolle, das hochwichtige Erzeugnis deutschen Erfindergeistes, ist mit seinem hohen Anspruch auf Schönheit in die Filmateliers vorgedrungen

Helli Finkenzeller bei der Anprobe eines Abendkleides, das nach Entwürfen der Modeschöpferin Manon Hahn angefertigt wurde.



Links: Manon Hahn, die Gestalterin der neuen deutschen Mode, entwirft nach dem Drehbuch Kleider und Kostüme; der Künstlerin obliegt auch die Auswahl der Stoffe wie sie im übrigen die unentbehrliche Ratgeberin der Schauspielerinnen in der wichtigen Kostümfrage ist.



Im Modeatelier muß sozusagen mit heißer Nadel gearbeitet werden, denn nicht allein der Film selbst, auch die Vorbereitungen müssen sich schnell abwickeln.



Die letzte „Feinarbeit" unter der Papierserviette, und dann wird Helli Finkenzeller wieder einmal sehr entzücken.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer



Nach einer Vorbesprechung werden die Stoffe unter Berücksichtigung der Farbtonwirkung sorgsam ausgewählt. Eine besondere Rolle spielt hierbei die neue deutsche Zellwolle, die zu den duftigsten Geweben verarbeitet werden kann. Der Film erfüllt hierbei seine Aufgabe als Wegbereiter einer Erfindung der deutschen Chemie, die unsere Textilversorgung in eigene Bahnen gelenkt hat

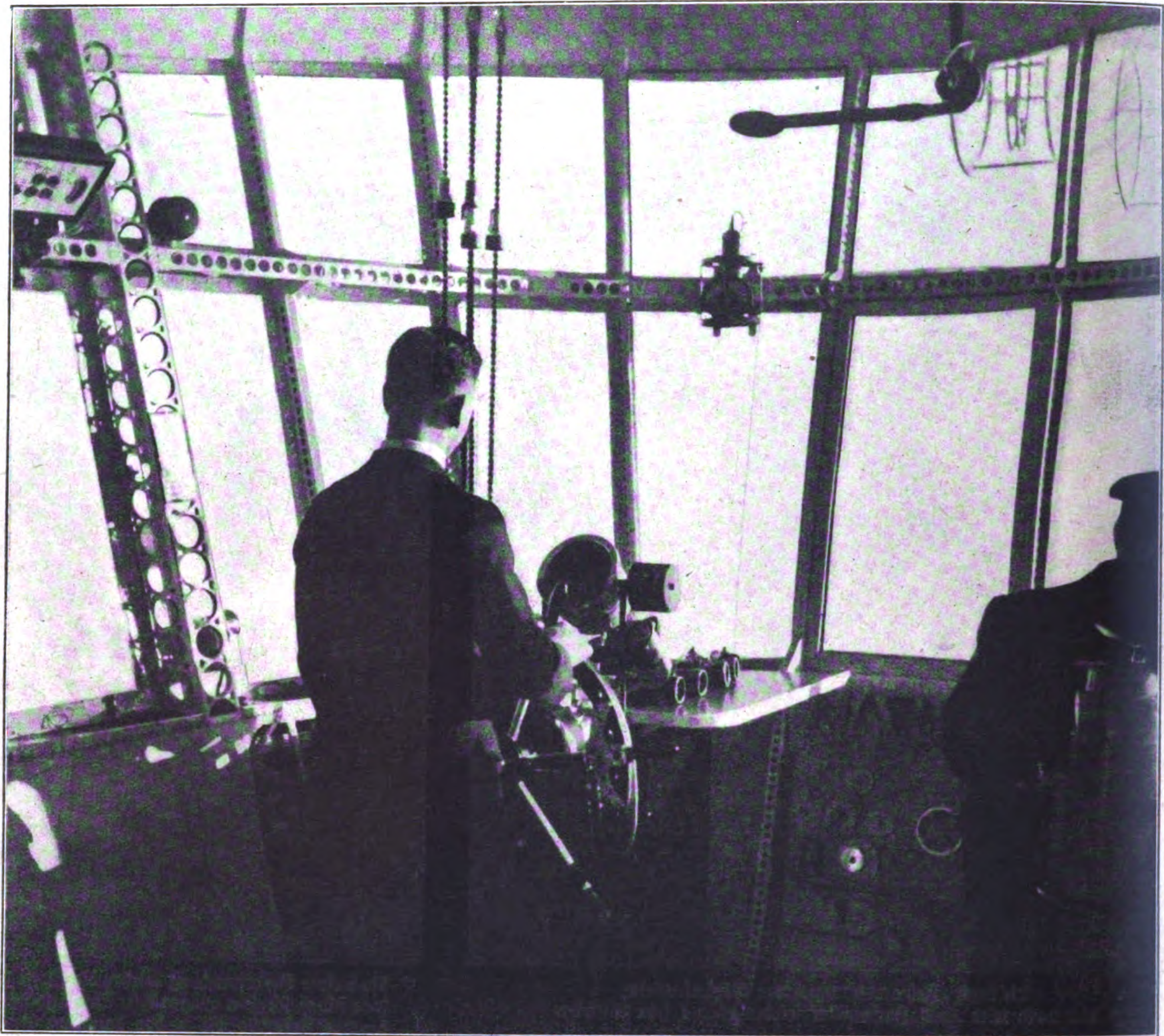


Links: Zweite Anprobe. Jedes Fältchen wird nochmals überprüft; alles muß kamerawirksam sein, und nicht selten ist der Kameramann als kritischer Betrachter bei der Anprobe zugegen

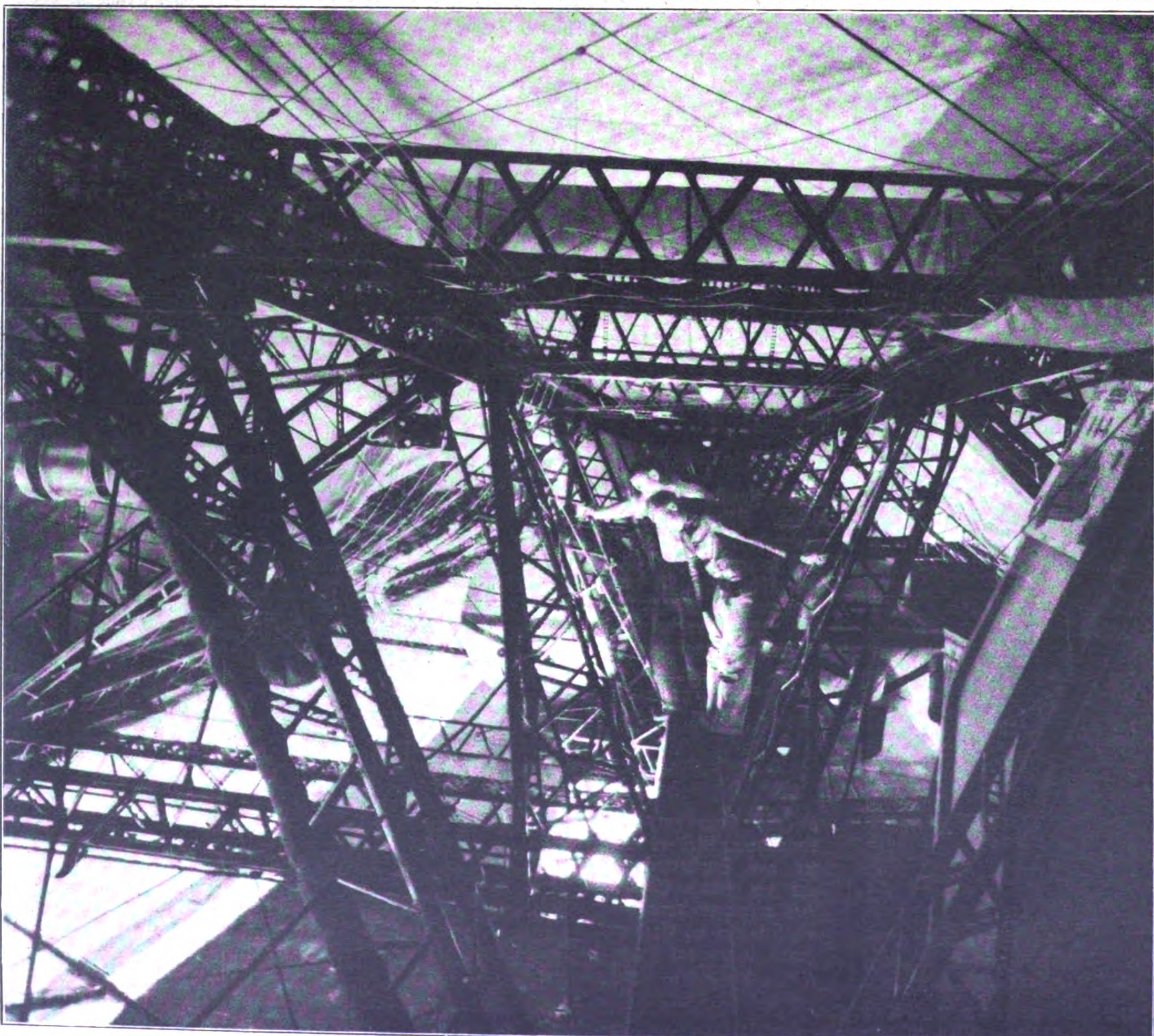
Rechts: Kurz vor der Aufnahme. Weil es unter den Jupiterlampen auf ein feines Stäubchen ankommen kann, hat der Künstler im Vordergrund seinen auf Hochglanz gebrachten Frack noch nicht angezogen



Zeppeline im Post-Verkehr nach U.S.A.



Rechts: In der Führergondel des Luftschiffes „Hindenburg". Das Lenken dieses Luftriesen setzt ein wenig mehr voraus als das Überlegen am Steuer eines Kleinwagens.

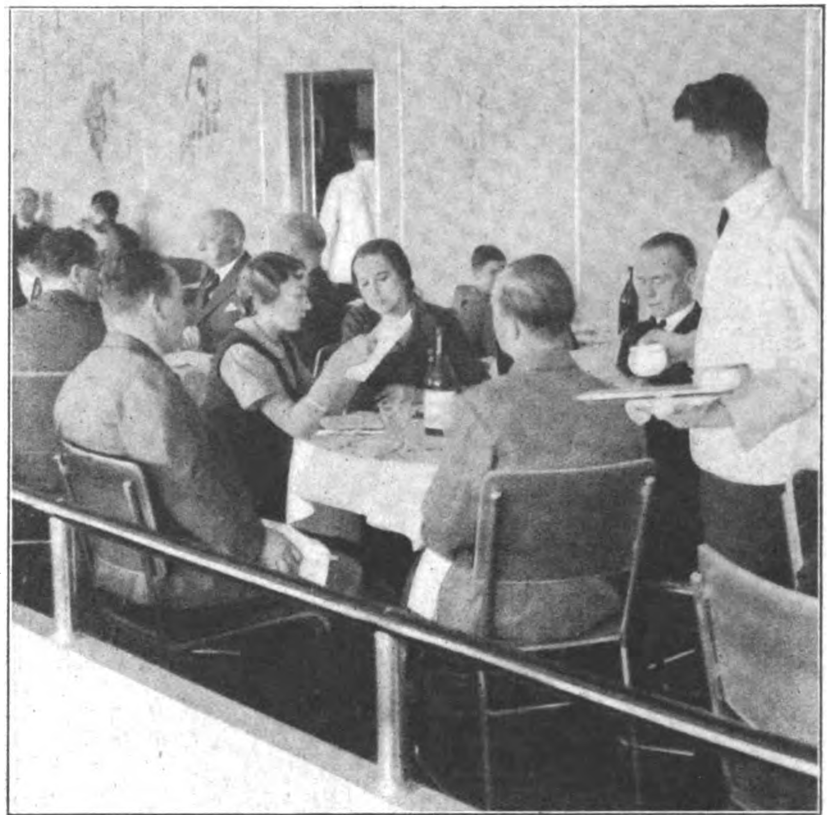


Die Unmöglichkeiten von gestern (man nannte sie gern Utopien) sind heute verwirklicht: In regelmäßigem Fahrplanbetrieb hat die Zeppelingesellschaft 18 Fahrten nach Nordamerika vorgesehen, die auch der Postbeförderung dienen. Die Fahrten beginnen am 3. Mai und endigen am 30. Oktober. Diese bündige Ankündigung ist mehr als eine Mitteilung, sie bestätigt den Siegeszug der deutschen Technik, die uneigennützig in den Dienst der Allgemeinheit gestellt wird. Es dürfte in den zivilisierten Ländern der Erde heute wohl kaum noch einen Menschen geben, der noch nichts von den Leistungen der deutschen Luftschiffahrt, den deutschen Zeppelinen, gehört hat. Die beiden deutschen Luftriesen, der „Graf Zeppelin" und sein junger, großer Bruder „Hindenburg" sind zum Begriff geworden für eine bisher unerreichte Spitzenleistung auf dem Gebiet der Luftfahrt.

Links: Im Laufgang des LZ „Hindenburg". Im Wirrwarr dieser tausend Streben, Stahlspannungen und Brückenschläge gibt der Begriff „sinnvolle Konstruktion" lebendigen Anschauungsunterricht.



Eine nicht unwichtige Aufgabe hat der Koch zu erfüllen: er sorgt für das leibliche Wohl der Schiffsgäste und Mannschaften. Eine nach den neuesten Errungenschaften eingerichtete Küche erleichtert ihm die Erfüllung dieser Aufgabe erheblich.



Während der Mahlzeiten werden die Schiffsgäste von den Stewards betreut; von „Gimmelbinger Meerspinne" bis zum „Mokka-Türk" ist alles zu haben.

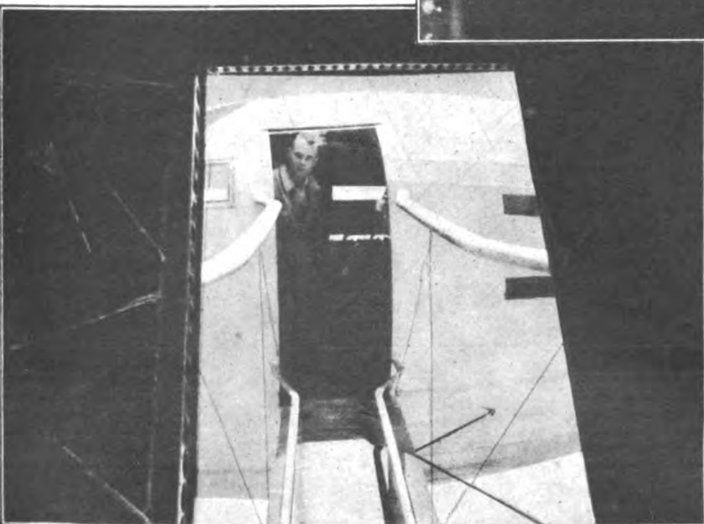


Kapitän Pruß, der Kommandant des Luftschiffs „Hindenburg".

Die Besatzung der deutschen Luftschiffe hat im Frühjahr 1937 neue Uniformen erhalten. Die Rangliederung entspricht jetzt genau der der Handelsmarine: der Kapitän trägt vier Streifen, der erste Offizier drei, der zweite zwei, der dritte einen und der vierte hat keinen Uniformstreifen.



Der dritte Offizier des LZ „Hindenburg" nimmt im Navigationsraum eine Peilung vor. Neben ihm ein Luftschiffführer-Anwärter.



Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.

Links: Der Maschinist am Eingang zu seiner Motorengondel; er reguliert den „Pulsschlag" des Luftschiffes.

Was die deutschen Luftschiffe als Botschafter des neuen Deutschland, als Künder deutschen Schaffensgeistes und deutscher Qualitätsarbeit für unsere Weltgeltung geleistet haben, das kann nur der voll ermessen, der die Begeisterung erlebt hat, mit der die deutschen Zeppeline in den fremden Ländern begrüßt wurden. Auf den 707 Fahrten der beiden Schiffe wurden 16445 Personen und 97456 Kilogramm Fracht und Post befördert. 148mal wurde der Südatlantik, 27mal der Nordatlantik und einmal der Pazifik überquert; kein Land der Erde kann den Leistungen unserer Luftschiffahrt etwas Gleichwertiges an die Seite stellen.

Der Esel mag nicht

Sämtliche Aufnahmen: Bernhard Lohse



Die Jagd nach dem Langohr

Der Kleine ahnt schon, daß es zur Arbeit geht. Da aber der hölzerne Tragsattel durchaus nicht nach seinem Geschmack ist, entwetzt er mit einer flotten Kehrtwendung den Buben, die ihn an das Geschirr gewöhnen sollen



Das gefällt ihm besser, als sich den Tragsattel auflegen zu lassen



An dem vom Tragsattel noch nicht blank gescheuerten Fell erkennt man den jungen Herrn Asinus; aber Kraft um mit Nachdruck störrisch zu sein, hat er doch schon



Und hat man ihn dann wirklich schon mal gefaßt, dann ist er aber nicht von der Stelle zu bringen



Rechts: Nach unendlicher Mühe hat der kleine Tierbändiger seinen Zögling endlich so weit, daß dieser die Traglast auf dem Rücken duldet. Aber damit laufen, das ist wiederum eine Sache für sich

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 13532 Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buch[illegible]us M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt n[illegible]orto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen [illegible]den. D. A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
|A B C D E F|

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 18 / MITTWOCH, 5. MAI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Adolf Hitler am Tag der Volksgemeinschaft des Deutschen Reiches.

Der Führer mit dem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und dem Reichspropagandaminister Dr Goebbels beim Staatsakt des 1. Mai im Berliner Lustgarten.

Aufnahme Heinrich Hoffmann

DER 1. MAI IN DEUTSCHLAND: DER FEIERTAG DER



Adolf Hitler im Lustgarten auf dem Weg durch das Spalier der aufmarschierten Standarten zur Tribüne an den Stufen des Alten Museums.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

EINIGEN UND IN SICH GEFESTIGTEN NATION

Der Führer spricht beim Staatsakt im Lustgarten zu den Schaffenden.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann, Weltbild.



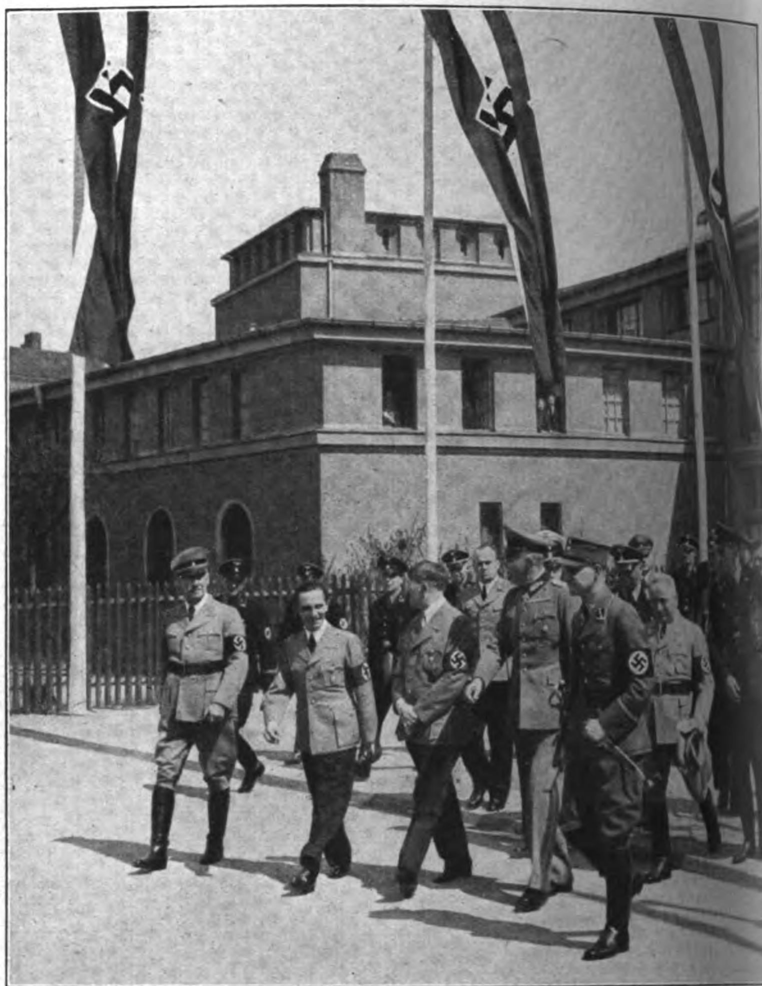
Bild aus der Festsitzung der Reichskulturkammer im Deutschen Opernhaus am Vormittag.

Adolf Hitler in der Mitte der Ehrenloge. Links von ihm Dr. Goebbels der Präsident der Reichskulturkammer Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, Reichsleiter Amann die Reichsminister Rust, Kerrl und (ganz links) Dr. Frank Rechts vom Führer: Generalfeldmarschall v. Blomberg, Staatssekretär Funk, Reichsminister Dr. Frick und Reichsführer SS Himmler

ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG „GEBT MIR VIER JAHRE ZEIT"



In der Reichsausstellung, der gewaltigen deutschen Leistungsschau.
Der Führer **mit** Generalfeldmarschall v. Blomberg, dem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsminister Dr. Goebbels in der Wehrmachtsabteilung.



Adolf Hitler auf dem Weg durch die Ausstellungshallen am Vorabend des 1. Mai
Links vom Führer: die Reichsminister Dr. Goebbels und Dr. Frick; rechts: Generalfeldmarschall v. Blomberg, dahinter: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley

AM MORGEN DES 1. MAI: DIE GEWALTIGE JUGEND-KUNDGEBUNG

Der Führer trifft in dem von der deutschen Juge[illegible]setzten Olympia-Stadion zu Berlin ein.

Aufnahmen: Weltbild



Aufnahme Inge Mautler.

Der deutschen Mutter!

Nützen die Länder, und nützen die Meere,
nützt uns die Sonne, das sternige Zelt,
wenn sich der Mensch nicht in Sehnsucht verzehre
und nicht sein Blut auch die Zukunft begehre
nach den Gesetzen der göttlichen Welt?

Wechseln auch Freuden mit Lasten und Sorgen,
alles vergeht wie im wehenden Wind.
Ewig doch waltet, so gestern wie morgen,
heilig und rein schon in Schößen geborgen,
glückvoll das Wunder von Mutter und Kind.

Bernd Lembeck





Oben: Generaloberst Hermann Göring unterhält sich während seines Besuches in Italien mit den deutschen Reiteroffizieren, die die deutschen Farben im Wettkampf um die Coppa Mussolini erfolgreich vertraten.

Oben: Dr. Goebbels bei der Großkundgebung des deutschen Buchhandels in Leipzig.

V. l. n. r.: Reichsminister Dr. Goebbels, der Leipziger Bürgermeister Rudolf Haake, der Präsident der Reichsschrifttumskammer, Staatsrat Hanns Johst (Mitte), und Hauptamtsleiter Baur, Leiter der Zweigniederlassung Berlin des Zentralverlages der Bewegung.

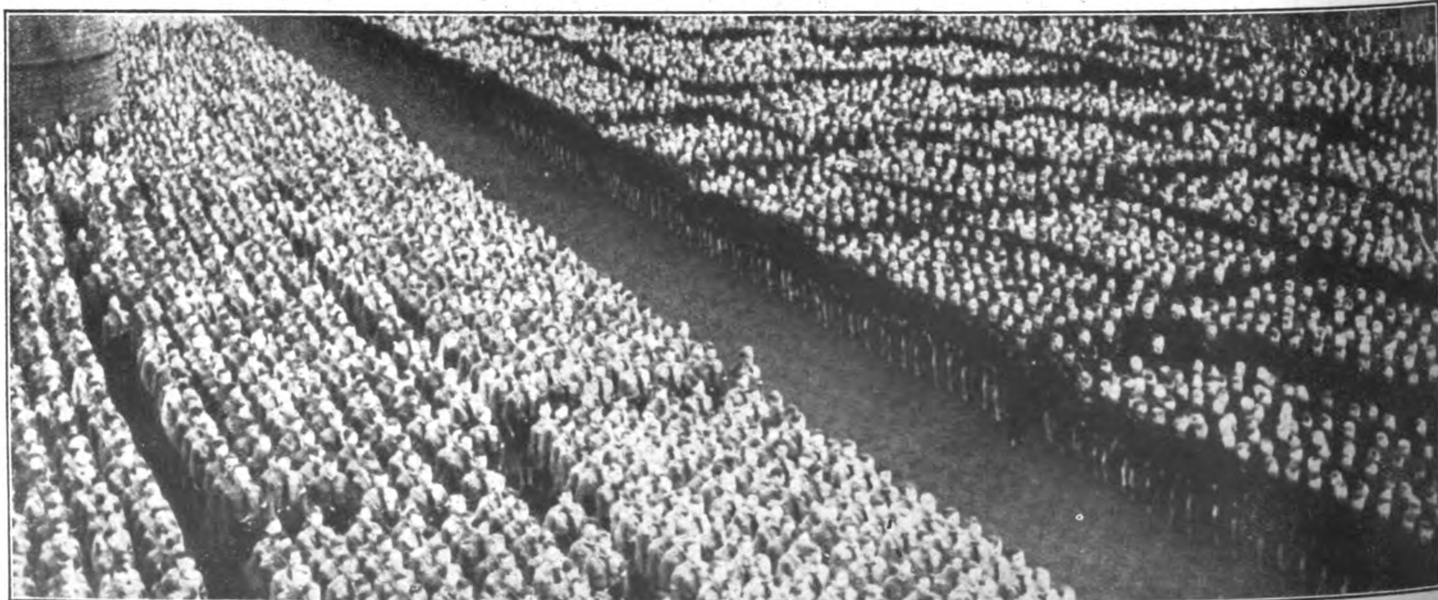


Rechts: Die italienischen Journalisten treffen bei ihrer Deutschlandreise in Berlin zu den Feiern des 1. Mai ein

Von links: Ministerialrat Berndt vom Prop.-Min., die italienischen Gäste, Hauptamtsleiter Dr. Dresler von der Reichspressestelle der NSDAP.; Mitte: Gruppenführer Wilhelm Weiß, Leiter des RDP., bei der Begrüßungsansprache; rechts: Hauptschriftleiter Kampmann, Pressechef des Arbeitsdienstes.

Bilder vom Tage

Aufnahmen: Weltbild Presse-Bild-Zentrale Pröbstl Foto-Müller



Rechts: Gelsenkirchen-Buer eine frühere Hochburg des Marxismus, bezeigte Baldur von Schirach und dem italienischen Jugendführer Ricci durch eine Großkundgebung seine heutige politische Ausrichtung



Besuch des ungarischen Honvedministers

Der Führer begrüßt den in Berlin zu Besuch weilenden Königlich-ungarischen Honvedminister General der Infanterie Wilhelm Roeder

EIN KLEINER AUTOGRAMMJÄGER IN BOCHUM



Rechts: Der Führer auf der Fahrt zum Mahnmal des Bochumer Vereins. Ganz rechts (ohne Brille) Generaldirektor Dr. Dr. h. c. Albert Vögler.

Generaldirektor Borbet (ganz links) und Gauleiter Oberpräsident Josef Wagner (hinter dem kleinen Autogrammjäger) versuchen dem Jungen wohlwollend klarzumachen, daß der Führer gerade etwas anderes zu tun hat, als ein Autogramm zu geben Doch der Führer sieht die niederschmetternde Enttäuschung im Gesicht des Jungen . .

Sämtliche Aufnahmen: Kurt Ksinik-Schulte.



. . . das im nächsten Augenblick jedoch vor heller Freude aufleuchtet, denn lächelnd gibt der Führer das Autogramm und macht dadurch den Kleinen zum stolzesten Jungen von ganz Bochum

Der Strom der Einsendungen von Kunstwerken an das Haus der Deutschen Kunst beginnt anzuschwellen



Täglich rollen Lastkraftwagen zum Haus der Deutschen Kunst, um Tausende von Kunstwerken für die große Eröffnung einzuliefern

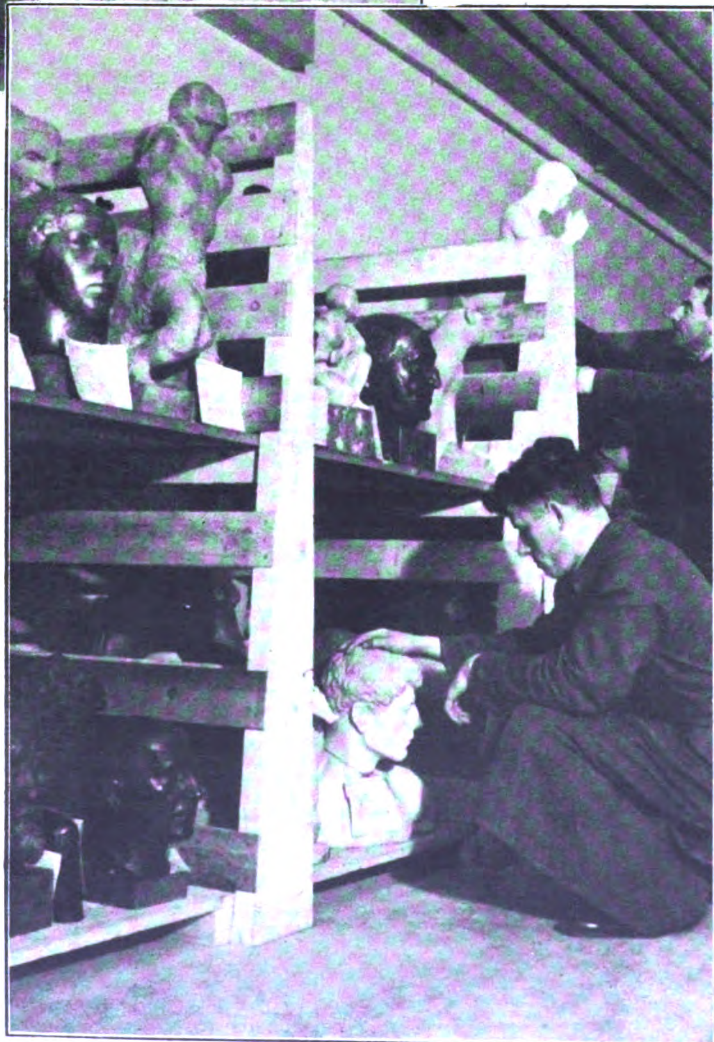


In einem besonderen Keller werden die Kistenstapel aufbewahrt



Hier werden die Gemälde eingetragen; jedes Bild bekommt eine Jury-Nummer

Sämtliche Aufnahmen Alice Heß



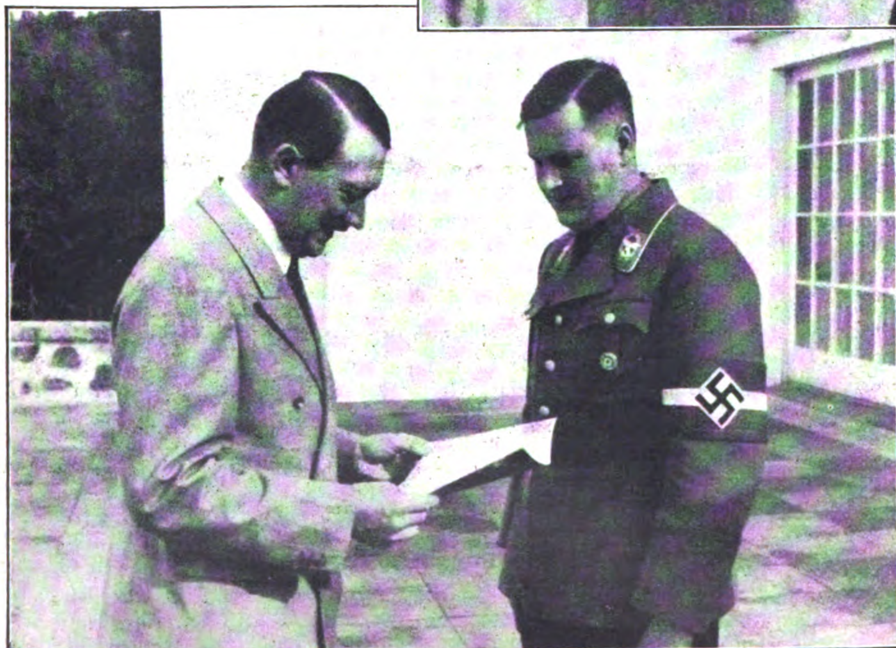
Der Platz einer jeden Plastik wird sorgfältig registriert



Jedes Bild wird mit einer Blocknummer versehen und erhält darauf seinen Platz in den großen Aufbewahrungsräumen.

Baldur v. Schirach der Reichs-jugend-führer feiert am 9. Mai seinen 30. Geburtstag

Reichsjugendführer Baldur von Schirach mit seiner Mutter.



Links: Ein Besuch beim Führer auf dem Obersalzberg.



Rechts: Die Jugendführer zweier starker Völker: Staatssekretär Ricci, der italienische Jugendführer, bei seinem Besuch in Deutschland in Unterhaltung mit Baldur von Schirach.





Die Kinder des Reichsjugendführers:

Angelika v. Schirach überlegt, ob das Bäh-Schäfchen auch im Wasser planschen soll . . .

. . . während das Brüderchen, der kleine Klaus, nach Jungenart mehr für praktischere Dinge zu sein scheint.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Das Problem der Fortbewegung beschäftigt lebhaft den kleinen Klaus; er kann wenigstens schon hupen.



Frau von Schirach, die Tochter des Reichsbildberichterstatters Heinrich Hoffmann, der kleine Klaus und sein Vater.



Der Reichsjugendführer vor seinem Heim „Haus Aspenstein" am Kochelsee.

Reichsjugendführer Baldur von Schirach muß damals schon als Schüler tiefsinnige Betrachtungen über eines Volkes „Wohl" angestellt haben, wenn er in seiner Vaterstadt Weimar an jener Bronzetafel vorüberging, die davon kündete, daß Deutschland sich selbst eine neue Verfassung gegeben habe Mit 17 Jahren schon kam Baldur von Schirach zur Bewegung, um sich dann später jenen schwierigen Aufgaben zu widmen, die die Studentenführung an ihn stellte Nicht lange aber dauerte es, bis sein ganzes rastloses Schaffen sich auf die weltanschauliche und körperliche Erziehung der gesamten deutschen Jugend erstreckte. Durch den Willen des Führers wurde der tatkräftige Jugendbildner dann 1929 zum Reichsjugendführer der NSDAP ernannt, und seit dieser Zeit gilt sein ganzes Streben, die deutsche Jugend unter dem Banner der Hitler-Jugend zu vereinen. Baldur v. Schirach, der sich auch als Lyriker einen Namen gemacht hat, vertritt den Grundsatz, daß die Jugend sich selbst nach dem Führerprinzip auszurichten hat, und der Durchführung dieses Leitsatzes verdankt die Hitler-Jugend ihre heutige Gestaltung.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

I. Das Zentralbüro



„. . Was ist heute alles zu erledigen?"
Mit der Durchsicht des von der Adjutantur vorgelegten Arbeitsplanes beginnt Dr. Ley seinen arbeitsreichen Tag.

EIN MANN UND SEIN WERK

In einer der verkehrsreichsten Straßen der Reichshauptstadt befindet sich das Zentralbüro der Deutschen Arbeitsfront. Hier laufen all die Fäden der größten und in ihrer Art und Bedeutung eigenartigsten Organisation der Welt zusammen. Das Zentralbüro der DAF. stellt das Gehirn, die Kommandostelle der Millionenorganisation dar. An der Spitze der wie eine Pyramide aufsteigenden Organisation der DAF. steht ihr Gestalter, Reichsorganisationsleiter der NSDAP. Parteigenosse Dr. Ley. Selten ist in der Geschichte ein Mann und sein Werk so zu identifizieren wie Dr. Ley und die Deutsche Arbeitsfront. Vom Auftrag des Führers im Jahre 1933 an Dr. Ley bis zum heutigen Tage — und so lange dieses Kämpferherz schlagen wird — gilt das Streben, Schaffen, Wirken und Leben dieses alten Parteikämpen den schaffenden deutschen Menschen, und damit seinem Werke, der Front der Deutschen Arbeit.

Es ist eine nerven- und energiefressende Aufgabe, Leiter dieser Millionenorganisation zu sein. Ein Blick in die Adjutantur, deren Chefadjutant ein alter Mitstreiter des Reichsorganisationsleiters aus der Kampfzeit, Parteigenosse Marrenbach, ist, zeigt, was an einem Tage für ein Arbeitspensum zu bewältigen ist. Am frühen Morgen Verhandlungen, Sitzungen in der Reichshauptstadt, mittags Besichtigungen von Musterbetrieben an der Küste, abends Großkundgebungen, in deren Mittelpunkt eine Rede des Reichsorganisationsleiters steht, in Süddeutschland — und nachts wieder Rückkehr in die Reichshauptstadt. Noch lange danach leuchten die Fenster der Arbeitszimmer im Büro des Doktors und in der Adjutantur. Daß derartige Leistungen, die sich täglich wiederholen und mitunter monatelang nicht abreißen, nur durch den Einsatz aller Energien und unter Benutzung aller technischen Möglichkeiten und einer bis ins kleinste gehenden Vorbereitungsarbeit bewältigt werden können, ist selbstverständlich. Nach einem genauen Plan, der von der Adjutantur aufgestellt, bis auf die Minute abgestimmt ist, wickelt sich die Tagesarbeit des Leiters der DAF. ab.

Eine Organisation von der Größe und dem Aufgabengebiet der DAF. kann nicht vom grünen Tisch aus geleitet werden. Immer zieht es deshalb den Walter hinaus in die deutschen Gaue. Der ständige Begleiter und Adjutant des Doktors, Parteigenosse B o s b a ch, kann über so manchen Flug durch Sturmböen und Gewitter und von so mancher Fahrt über vereiste Chausseen und Landstraßen berichten. Es gibt für den Reichsorganisationsleiter keine Schonung, wenn es darum geht, den Auftrag des Führers zu erfüllen. Keine Woche geht ins Land, wo Dr. Ley nicht draußen bei den schaffenden Menschen und in den Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront weilt. In den Bergwerken und Hütten, in den Fabriken und Heimarbeiterstuben sucht er die schaffenden Volksgenossen auf und wirbt als Prediger der nationalsozialistischen Weltanschauung um ihr Vertrauen und ihre Kameradschaft. Man muß selbst einmal dabeigewesen sein, wie die Augen der Kumpels und der Heimarbeiter leuchten, wenn Dr. Ley ihnen die Hände schüttelt und ihre Sorgen zu den seinen macht. Wenn man das Leuchten in den Augen der von Not und vielen Enttäuschungen zerfurchten Gesichter gesehen hat, dann kann man erst ermessen, was dieser gewaltigen Front der Arbeit Inhalt und Bedeutung gibt, und woher der Leiter der Deutschen Arbeitsfront sich immer wieder Kraft und Energien für seine aufreibende und verantwortungsvolle Arbeit holt.

Während der Zeit der Abwesenheit des Doktors läuft die Arbeit im Zentralbüro in Berlin weiter. Eine Vielheit von Arbeit ist hier täglich zu bewältigen. Unaufhörlich schrillen die Telephone und klappen die Türen. Schaffenden Volksgenossen, die sich mit ihren Sorgen und Nöten an den Leiter der DAF. wenden, ist mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, Termine mit Ministerien, Staats- und Parteidienststellen sind zu vereinbaren, dem Reichsorganisationsleiter ist stets Bericht über alle wichtigen Fragen seiner Organisation zu übermitteln. Alte Kämpen der Bewegung, die schon in der Kampfzeit manchen Strauß zusammen mit dem Doktor ausfochten, sind es, die hier im Geiste des Leiters der DAF. ihre Arbeit vollbringen und, soweit es menschenmöglich ist, Dr. Ley in seiner Arbeit entlasten.

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley im Gespräch mit einem Hüttenarbeiter, der ihm unbefangen von seinem Tagewerk erzählt.



Links: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley im Kreise seiner engeren Umgebung
V. l. n. r.: Dr. Ley, Jupp Bosbach Chefadjutant Amtsleiter Marrenbach, Stabsleiter Simon (ganz rechts).

Aufnahmen: Fritz Boegner.
Texte: Werner Denkler

Dr. Ley besucht mit dem Präsidenten der italienischen Industriearbeiterverbände, Exzellenz Cianetti (links von Dr. Ley), die Robert-Ley-Siedlung im Aachener Grenzgebiet. In dieser vorbildlichen Siedlung mit den schmucken Häuschen wirkt sich auch für den Bergarbeiter der Gemeinschaftsgedanke praktisch aus.



Der Chefadjutant Dr. Leys, Amtsleiter Marrenbach, der gleichzeitig Leiter des Hauptpressedienstes der DAF. ist, während einer Besprechung mit einem seiner Mitarbeiter.

II. Das Stabsamt der Deutschen Arbeitsfront



Stabsleiter der DAF., Heinrich Simon, läßt sich vom Gauwalter der DAF., Wettschurek, Bericht erstatten.

Irgendwo steht es, daß es schwer ist, Großes zu vollbringen, aber noch schwerer, Großes zu befehlen. Ein Mann, der Großes zu befehlen hat, **lebt nicht mehr für sich selbst, er hat kein eigenes Leben mehr, sondern er lebt für die Gemeinschaft, für die Idee, der er sich verschworen hat. Der Führer hat es einmal ausgesprochen, daß es für ihn so beglückend sei, in seiner Aufbauarbeit so viele treue Mitarbeiter neben sich zu wissen, die ihm helfen, die schwere und große Verantwortung für das Schicksal des deutschen Volkes zu tragen. Einer dieser treuen Mitarbeiter, der Reichsorganisationsleiter der NSDAP. und Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Parteigenosse Dr. Ley, hat von ihm große Aufgaben zur Lösung übertragen bekommen.**

Auch er kann sie nur lösen, wenn er Mitarbeiter um sich hat, die in Treue zum Führer und seinen Beauftragten in unermüdlichem Pflicht- und Arbeitseifer schaffen.

Millionen Volksgenossen umfaßt die Organisation der Deutschen Arbeitsfront, deren Führung dem Reichsorganisationsleiter der NSDAP., Dr. Ley, obliegt.

Nur mit Mitarbeitern, die den Reichsorganisationsleiter und seine Ideengänge genauestens kennen und in die Tat umsetzen, ist es möglich, dieses gewaltige Arbeitspensum zu bewältigen.

Bei der Führung der Deutschen Arbeitsfront stehen dem Reichsorganisationsleiter als nächste Mitarbeiter der Stabsleiter und der Adjutant mit ihren Dienststellen Stabsamt und Adjutantur zur Verfügung. Während die Adjutantur zur Unterstützung der den Reichsorganisationsleiter persönlich berührenden Angelegenheiten dient, hat der Stabsleiter die Aufgabe der sachlichen Unterstützung. Er ist dem Reichsorganisationsleiter für die Durchführung aller von ihm getroffenen Maßnahmen verantwortlich und erläßt in seinem Auftrage Anordnungen und Verfügungen für die Reichsorganisationsleitung der NSDAP und die Deutsche Arbeitsfront.

Der Stabsleiter, der die Führung dieses verantwortungsvollen Posten innehat, muß also nicht nur ein Mann sein, der das absolute Vertrauen Dr. Leys besitzt, sondern darüber hinaus, genau wie der Adjutant, stets mit dem Reichsleiter in engstem persönlichen Kontakt sein; denn mit wöchentlichen Konferenzen und Aktennotizen ist es nicht möglich, die Richtlinien für die Führung der gewaltigen Organisation zu erhalten.

Der Stabsleiter der Deutschen Arbeitsfront und der Reichsorganisationsleitung der NSDAP ist Parteigenosse Simon, einer der ältesten Mitarbeiter des Reichsorganisationsleiters Dr Ley. Als wir im Zentralbüro der Deutschen Arbeitsfront das Arbeitszimmer des Stabsleiters betraten, waren wir doch etwas gespannt auf diesen Mann, der im Auftrage des Reichsleiters Dr Ley so große und verantwortungsvolle Aufgaben zu lösen übertragen erhielt. Hier ist die Zeit kostbar. Zwischen zwei Besprechungen stellen wir dem Stabsleiter unsere Fragen. Die Arbeit und Verantwortung formt den Menschen. Stabsleiter Parteigenosse Simon, jung und energisch, erteilt uns klar und nüchtern Auskunft über seine Aufgaben.

Von den vielfältigen Einzelaufgaben des Stabsamtes seien nur einige herausgegriffen. Der Verkehr aller Ämter der Deutschen Arbeitsfront sowie der Reichsorganisationsleitung der NSDAP. mit Parteigenossen Dr. Ley geht über das Stabsamt. Wo in Grenzfällen unter den Ämtern Kompetenzschwierigkeiten entstehen, greift das Stabsamt im Auftrage des Reichsorganisationsleiters ordnend ein. Der Verkehr aller Ämter der Deutschen Arbeitsfront und der Reichsorganisationsleitung der NSDAP mit den Dienststellen der Partei, der Behörden und Wirtschaft geht über das Stabsamt. Weiter hat das Stabsamt dafür Sorge zu tragen, daß die Arbeitsmethoden vereinfacht und verbilligt werden. Alle Anordnungen der Dienststellenleiter des Zentralbüros der Deutschen Arbeitsfront bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Stabsleiters. Er gibt das amtliche Nachrichtenblatt der Deutschen Arbeitsfront heraus, in dem alle Anordnungen erscheinen müssen, um Gültigkeit zu erlangen.

Außerdem ist der Stabsleiter Vorsitzender der Etatkommission.

Das Stabsamt, das zur sachlichen Unterstützung Dr. Leys dient, hat, wie Parteigenosse Simon ausführt, eine doppelte Aufgabe. Einmal, die Durchführung der von Dr Ley gegebenen Anordnungen zu überwachen und die von den Ämtern, RBGs.- bzw Gauobmännern gegebenen Anregungen Dr Ley vorzutragen. Er hat sämtliche Angelegenheiten, die der Reichsorganisationsleiter zu entscheiden hat, soweit vorzuprüfen und vorzubearbeiten, daß sie dem Reichsorganisationsleiter Dr Ley entscheidungsreif vorgetragen werden können.

Dem Stabsleiter direkt unterstellt sind das Rechtsamt und das Amt Information der Deutschen Arbeitsfront.

In steter engster Fühlungnahme und kameradschaftlichem Kontakt mit dem Reichsleiter vollbringen der Stabsleiter und seine Mitarbeiter ihre Aufgaben. Sie fühlen sich als organischer Funktionsteil Dr. Leys und vollbringen so in soldatischer Pflichterfüllung und absolutem Gehorsam ihre Arbeit. Ihr Stolz ist es, den Reichsorganisationsleiter der NSDAP und Leiter der Deutschen Arbeitsfront in seiner ihm vom Führer übertragenen verantwortungsvollen Arbeit zu unterstützen und zu entlasten.

Leuchtendes Land

Roman von Luis Trenker

(10. Fortsetzung.)

Immer wieder mußte Thomas mit Wehmut, Trauer und Dank an seinen kleinen Freund und Kameraden denken, der jetzt weit dahinten lag, im frühen Heldengrab unter dem großen Mangobaum, wo sie ihn zur Ruhe gelegt hatten.

Viele solche Hügel bezeichneten die Spur des endlosen, dornenvollen Marsches. Aber weiter ging der Zug des kleinen, immer mehr zusammenschmelzenden Heeres. Durch Unwegsamkeit, Dorn und Steppe, Fels und Fluß, Regen und Sonnenbrand, unter der lastenden Eintönigkeit tropischer Erde, von Fieber behaucht und von hundertfältigem Tode bedroht, zog die kleine Schar der Unentwegten durch die portugiesische Kolonie. Daß drüben in der alten Heimat Kräfte am Werke waren, den Widerstandswillen des deutschen Volkes zu schwächen, wußten sie nicht! Noch begingen sie unter den fremden Sternen Feldweihnacht, tief unten im portugiesischen Afrika, die vierte schon in diesem Krieg.

Kurz vorher war wieder ein feindliches Lager erstürmt worden, reiche Vorräte wurden erbeutet. Lauter schöne, lang entbehrte Dinge: Mehl und Zucker, Backobst und Geflügel, ja sogar ein Festtagsschwein lagen bereit. Auf ein Stückchen von dem Borstentier hatte sich sogar Cahigi, der Muselmann, gefreut. Thomas hatte es ihm zugesagt. Aber als Cahigi ins Lager zurückkam, konnte er gerade noch Meldung machen, wo seine Kameraden gefallen seien. Und konnte noch „Haizuru!" sagen, „Es macht nichts!", sich hinlegen und das Käppi nach tapferer Askari-Art über die Augen ziehen . .

„Außer zu Weihnachten hat der Feldsoldat keine Berechtigung, sentimental zu sein." Damit wollte Hauptmann Pier die Gedanken fortscheuchen, die sich die ersten Tage auf dem Marsch nach Norden noch an die Truppe anhängten. Sie wären auch so wieder fortgeflogen, die Gedanken an Frieden und Glück. Denn zäh und hartnäckig warfen die Feinde immer wieder neue und frische Truppen in das Land, Engländer, Inder, Buren, Portugiesen, Schwarze, geführt von ehrgeizigen Generalen, zu dem einen Ziel, den seit langer Zeit schon peinlich wirkenden Widerstand der Deutschen endlich zu brechen.

Immer kleiner wurden die Haufen, aber es war ihnen allen und dem Feinde auch, als würden sie dafür immer schlagkräftiger. Nun ging es also wieder nordwärts, und es hieß, der General führe seine Soldaten geraden Wegs zurück nach Deutsch-Ost.

Er tat es. Unter schweren Kämpfen und harten Verlusten. Unter den Männern, die ihren Fuß nicht wieder in das deutsche Land setzen konnten, war nun auch Hans Rottenpuecher.

Einen tapferen Soldatentod ist er gestorben, der lange Rottenpuecher-Hans. Mit einem Maschinengewehr geriet er beim Angriff auf Lioma auf fünfzig Meter Schußweite in das Kreuzfeuer von drei feindlichen Maschinengewehren, die ihn und die übrige Bedienung in wenigen Minuten niedermähten Als erster fiel der Gewehrführer, rasch hernach der andere der Schützen Als letzter hielt noch der Bayer sein Auge am Visier, seine Daumen drückten die Schlagbolzenfeder, er hielt das gegnerische Feld nieder, bis eine Serie von Einschüssen zuerst sein MG. und im selben Augenblick auch schon seine Lunge durchschlagen hatten.

Schwer aus Nase und Mund blutend, wollte er aufstehen, das Gewehr noch mitschleppen, er versuchte es, rannte, stolperte einige Schritte, das Blut quoll aus zu vielen Wunden, die Lunge konnte nimmer atmen, es drehte sich alles im grauen Kreise, Rottenpuecher sank nieder, schwer röchelnd wollte er noch Hadl oder Thomas rufen, aber die saßen hinter einem anderen knatternden Gewehr Niemand hatte seinen Sprung gesehen, niemand sah die hilflose Geste, mit der seine gute treue Hand über die Augen fuhr und nur immer wieder Blut aus Mund und Nase wegwischte . . Siebenundzwanzig Jahre alt war der Zimmermann Hans Rottenpuecher, als er im Gebiet der Namuliberge etwas südlich des Luriflusses in Portugiesisch-Mozambique für immer die Augen schloß.

Am übernächsten Tag erst hatten sie ihn gefunden. Sein ehrliches gutes Berglergesicht mit dem roten Bart lag friedlich und blutüberronnen im Gras, die rechte Hand war vor den Mund gepreßt Askaris trugen ihn zurück unter einen Baum, wo noch acht andere Weiße neben zweiundzwanzig Askaris begraben werden sollten.

Fern, weit weg von den Bergen der Heimat schlief nun Hans Rottenpuecher den langen Schlaf des ewigen großen Friedens.

Es war ihnen allen, als seien sie neu in das leuchtende Land Deutsch-Ost gekommen, so schön und verheißungsvoll lag es vor ihnen, als sie es wieder betraten. Und es war doch September 1918. Weit, unübersehbar dehnten sich unbesiedelte fruchtbare Gebiete; tagelang zog die Truppe am Ostufer des Nyassasees durch das unbewohnte herrliche Hochland der Livingstoneberge nach Norden.

„Wann i nit an den Berg müßt zu dir, hier tät' ich bleiben nach dem Krieg", bestimmte der Hadl. Sie machten alle ihre Pläne, die Weißen, für die Zeit nach dem Krieg und dem endgültigen Sieg. Die ungünstigen Nachrichten aus Deutschland, die da in erbeuteten englischen Zeitungen standen, nahm keiner ernst. Konnte es denn schlecht stehen, wo man auf diesem neuen Marsch durch Deutsch-Ost den Feind noch ein paar Male geschlagen hatte und nun zwischen den Seen nach Westen durchbrach in das britische Rhodesien?

28. Kapitel

Anfänglich hielten sie es für eine Kriegslist des Feindes, angewandt, um sie endlich in die Hände zu bekommen. Eine englische Depesche war an den General gelangt:

„Am elften November fünf Uhr Waffenstillstand unterzeichnet. Um elf Uhr des elften Novembers werden Feindseligkeiten auf allen Fronten eingestellt. Die Bedingungen des Waffenstillstandes werden sofort zugestellt."

„Vita amakhwisa!" Der Krieg ist zu Ende. Sie hatten gesiegt

Dann aber wurde eine ungeheuerliche Tatsache bekannt: bedingungslose Übergabe! Wie schlimm mußte es um die Heimat stehen, daß sie ihre fernen Kämpfer so preisgegeben hatte! Unbegreiflich war das, unfaßlich! In ernstem Schweigen umstanden die Männer den General

In Abercorn, im Herzen Afrikas, in Rhodesien war ein großes Geviert abgesteckt, inmitten flatterte die englische Flagge auf hohem Mast Dort sollten die deutschen Askaris die Waffen niederlegen. Den Weißen hatten die Engländer in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit die Waffen belassen.

Schweigend marschierte die unbesiegte Truppe heran Dreißig Offiziere, hundertfünfundzwanzig andere Weiße, elfhundertsechsundfünfzig Askaris und fünfzehnhundertachtundneunzig Träger, das war die Streitmacht, die vier Jahre lang dem Feind standgehalten hatte. Schweigend sahen die englischen Bataillone auf die zerrissenen, abgemagerten Soldaten. Bis die Askaris ihre Gewehre niedergelegt hatten, wie es befohlen war. Zwölfhundert schwarze · Soldaten Deutschlands legten zwölfhundert Gewehre nieder, aber es waren keine deutschen Gewehre. Nicht eines war dabei. Nur neue englische und portugiesische Gewehre. Die hatten sie sich geholt. Alles hatten sie sich geholt vom Gegner. alles — außer der Niederlage . .

So war denn nun der Krieg zu Ende Daß dies aber auch ein Frieden war, glaubten sie nicht. Dafür waren die Bedingungen zu schwer. Vereinzelt wurden verrückte Nachrichten über Deutschland bekannt, ein Gerede von Revolution und Flucht des Kaisers, sie lachten die Engländer aus, die ihnen das erzählen wollten Es war ja schon furchtbar genug, daß die in Europa den Krieg verloren hatten.

„Was werden wir tun, Thomas?" fragte Hadl.

Thomas lächelte glücklich. „Ich hol' die Lena und den Christoph und arbeite sofort wieder weiter. Ich wette, was ihr wollt, daß wir das dürfen. Der Christoph ist schon sechs Jahre alt! Hadl, ich kann den Gedanken noch gar nicht ausdenken, daß wir nun bald wieder in Neu-Pilatus einziehen, da oben, am Berg!"

In Kigoma erfuhr Peter Pier, daß fast alle deutschen Farmen und Pflanzungen, besonders im Norden, schon verkauft seien, für ein Spottgeld, für ein paar hundert Schilling oft, an Inder, Araber und auch Japaner. Er hielt es doch für richtig, Thomas aufzuklären

„So ist wahrscheinlich auch über Neu-Pilatus schon entschieden?"

„Sicherlich, Thomas."

„Aber nicht übers ganze Land?"

Das wußte Peter Pier nicht. — Thomas Hoffingott hoffte weiter.

In Kigoma bestiegen sie die Zentralbahn, die sie in tagelanger Fahrt vom äußersten Westen der Kolonie, quer durch das ganze schöne große Land, nach Daressalam an die Ostküste brachte. Thomas war sehr einsilbig geworden. Besonders, da Hadl auch noch gesagt hatte: „Weißt, Thomas, das best' wär', wir gingen zuerst ein-

mal heim!" Nein, so wollte er, Thomas Hoffingott, nicht nach Hause kommen

Auf dem Bahnhof in Morogoro erwarteten viele deutsche Frauen den Zug. In ihren Sammellagern war das Eintreffen bekanntgegeben worden, nun warteten sie nach langer Trennung, nach langem Kummer hier auf Freude. Auf die unbeschreiblich große Freude des Wiedersehens — die so vielen nicht zuteil wurde

Thomas Hoffingott hatte Engländer, Pilatus und die Kolonie vergessen. Mit brennenden Augen schaute er die Bahnsteige entlang. Nichts wollte er für sich retten aus dieser Not als die Frau, nach der er sich seit Jahr und Tag qualvoll sehnte. Die Frau und den Jungen.

Nichts. Auch kein bekanntes Gesicht Vielleicht in Daressalam. In Daressalam mußten sie ja sein Seit vier Wochen war ja schon Waffenstillstand

Bei der Ankunft in Daressalam zeigte der Krieg noch einmal sein Gesicht Zwar waren seine Züge schon erstarrt, doch die alten Kolonialsoldaten sahen nicht minder interessiert die Macht an, gegen die sich erfolgreich gewehrt hatten. Auch Thomas wurde einige Zeit von seiner inneren Unruhe abgelenkt.

Schon auf der Fahrt war den deutschen Kämpfern aufgefallen, daß auf jeder Station mehr Engländer herumstanden, als die ganze Schutztruppe zusammengenommen Leute hatte. Hier in Daressalam aber wimmelte es geradezu von weißen Truppen, und zu Tausenden standen auch Automobile in den Wagenparks

Thomas kniff sein Auge zu scharfem Blick: „Freilich!" und er trat vor den Mann, den er erkannt hatte: „Captain!" Er war es Mac Laglen

„Yes I am. Ich habe schon nach Ihnen ausgesehen Wie geht es Ihnen?" Kameradschaftlich schüttelte ihm der Engländer die Hand Dann begann er Thomas zu loben wegen seiner verwegenen Flucht damals aus dem Lager.

Der hatte nur eine Frage: „Wissen Sie nichts von meiner Frau, Captain?"

Mac Laglen nickte: „Das ist hauptsächlich der Grund, daß ich Sie suche..."

„Wo wurde sie hingebracht? Wo ist sie?"

Der Engländer legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mister Hoffingott — ich trage irgendwie Mitschuld an Ihrem privaten Schicksal. Wäre ich damals nicht auf Ihre Farm gekommen . . ."

„Um Gottes willen, Captain — lebt meine Frau?" Er starrte den Offizier angstvoll an

„Ja, sicher, bestimmt . . ."

„Und mein Junge? Wo sind sie, Captain?"

„Erschrecken Sie nicht, Mister Hoffingott, es ist kein Grund, zu erschrecken!"

„Da ich seit einem halben Jahr in Daressalam bin, konnte ich mich nach Ihrer Familie erkundigen Damit Sie sich keine Sorgen machen, wenn Sie Ihre Frau hier nicht finden, kam ich her, Ihnen Nachricht zu geben. Ihre Familie ist nicht mehr in Afrika!"

„Nicht mehr — in Afrika?!"

„Frau Hoffingott ist damals bald mit dem Kind aus dem Sammellager Mombassa auf der ‚Liverpool' verschifft worden, die nach Alexandrien bestimmt war. Das Schiff ist später, vermutlich im Roten Meer, auf eine Mine aufgelaufen — Seien Sie unbesorgt, Mister Hoffingott! — und dadurch manövrierunfähig geworden Schlimmes ist nicht passiert, kein Menschenleben war dabei zu beklagen Aber die Passagiere wurden damals ausgebootet und an Land gebracht Über ihren weiteren Verbleib ist nichts bekannt . . "

„Nichts... bekannt . ." — mechanisch sprach es Thomas nach, starrte vor sich hin

„Ich danke Ihnen, Captain!"

*

So ungeduldig Thomas vorher war, wieder nach Neu-Pilatus zu kommen, so sehr sehnte er jetzt den Tag herbei, das Schiff zu besteigen, das ihn nach Deutschland bringen sollte.

Der rasche Abtransport war ihnen auch zugesagt worden, nun aber ließ ein trauriger Bürokratismus und eine schändliche Nachlässigkeit erst noch einen gefährlichen Feind auf die kleine Truppe los Sie wurde in ein gesichertes Lager gebracht, wahrscheinlich, um dem britischen Stolz doch noch „Besiegte" auch in Deutsch-Ostafrika vorzuführen Schwere Grippe befiel nahezu alle, die den vierjährigen Weg voller Strapazen, Entbehrungen, Krankheiten und blutigen Kämpfe durch drei afrikanische Kolonien überstanden hatten Auch Thomas hatte schwer zu kämpfen, und er litt besonders weil die würgende Angst an seinem Bette saß, nun vielleicht nicht mehr heimgeschickt zu werden Er wußte nicht, was sie alle erst später erfuhren daß die Seuche unheimlich unter ihnen gewütet hatte.

Wie durch einen Fiebernebel sahen sie auch die Vorgänge in der Heimat an. Dies alles, was sie da erfuhren, konnte so nicht wahr sein Zwar stand es da gedruckt, was im Wald von Compiègne als Waffenstillstand besiegelt worden war, damals, als sie noch voll Kampfeswillen und Siegeszuversicht im Urwald gelegen hatten

Es stand da gedruckt, aber es war englisch gedruckt Und von dem andern, von dem Geschehen in der Heimat, wußten sie noch weniger. Oder richtiger: glaubten sie noch weniger. Eine Revolution hatte es gegeben, alle Throne waren gestürzt Das brauchte nicht Schmach und Schande für ein Land und ein Volk zu bedeuten Und schon, um den lächelnden Mienen der Engländer zu begegnen, wenn von diesem Vaterland die Rede war, lehnten sie alle es ab, den schlimmen Meldungen zu glauben

Endlich, am siebzehnten Januar neunzehnhundertneunzehn, stach der deutsche Dampfer „Feldmarschall" in See Eine große Menschenmenge wohnte der Abfahrt bei, vor allem die zahlreich herbeigekommenen treuen Schwarzen konnten sich nicht genug tun mit Winken und Rufen: „Kommt wieder, kommt wieder!"

Langsam löste sich das Schiff vom Kai.

Peter Pier stand mit Thomas und Hadl an der Reling

„Zum erstenmal eigentlich seit langem muß ich wieder an die Fahne denken, Thomas, die wir am Kilimandscharo gehißt haben."

Hadl sah in die blauen Pugeberge, als müßte er durch ihren Schimmer hindurch die Fahne erblicken

„Die hat kein Engländer niedergeholt Ebensowenig wie uns"

„Es ist etwas Wunderbares um diese Fahnenhissung, Thomas." Peter Pier faßte die Hand des schweigsamen Thomas „Nun steht sie da als unverrückbarer Besitztitel Kein britischer Soldat hat sie heruntergeholt, vielleicht daß sie einmal ein englischer Kaufmann mit vom Berge bringt"

Es war vor Dämmerung, schräg fielen die Sonnenstrahlen und tauchten den entschwindenden Küstenstreifen in farbiges Fluten. Die grüne Stunde nennen sie das, wenn die warme Luft vom grün-goldenen Widerschein des Meeres und des Urwaldes satt erfüllt ist

Im Schimmer dieser grünen Stunde blieb das Land dahinten in dem sie Heimat, Arbeit, Erfolg Kampf und Ehre gefunden hatten Im letzten Schimmer leuchtete die Küste, glühte noch einmal auf, wurde schmäler und ferner — und endlich versank im tiefen Dunkel der tropischen Sternennacht das leuchtende Land

Das verlorene Land

Das wartende Land

29. Kapitel

Das also war die Heimat, das Vaterland Aus dem trüben Schleier von Dunst und Regen schälten sich links die Blankeneser Hügel, grau und gleichgültig an diesen Märztagen, und sah einer schon einen Gruß der Heimat in diesem ersten deutschen Land nach achtwöchiger Seefahrt, so sah er doch nur ein verlegenes Willkommen Grau und trübe zogen die Wasser der Elbe hinaus ins Meer, wie in beharrlichem Abwehren drängten sie auf das Schiff ein

Die hundert deutschen Soldaten aus Ostafrika sahen das nicht und fühlten das nicht Das langersehnte Vaterland kam ihnen entgegen. War es gleich arm und getreten, sie kamen zurück aus feinem Land, unbesiegt und gewillt, die eigene Ehre und die eigene Hoffnung mitten in ihrem Volk weiterzutragen

Allmählich wurde es belebter auf der Elbe Schlepper huschten hin und her auch ein paar kleine Dampfer kamen und gingen

Beklommen sahen Peter Pier und Thomas auf das Bild Was sich da im Hamburger Hafen bewegte, an den verwahrlosten Kais, an leeren Speichern und auf verrotteten Werften, das war das letzte armselige Zucken eines gefesselten und durch Not, Hunger und Verbrechen geschwächten Giganten

Zum ersten Male sahen sie der Heimat ins wahre Gesicht, und eine Ahnung von der Größe des Unglücks sprang sie an

Thomas war traurig und niedergeschlagen Sie war nicht da. Er konnte es nicht glauben Immer wieder schweiften seine Blicke suchend umher, indes er sich mechanisch der Marschkolonne einfügte, die sich formierte Auf diese ersten Schritte auf dem Boden Deutschlands hatte er sich unsagbar gefreut, alles wäre leichter geworden, das Persönliche und das Allgemeine — nun war sie nicht da, nun ging er wieder allein

Die Menge am Hafen begleitete einige Zeit die marschierende Kolonne. Die wirklich Interessierten wurden von neugierigen Schaulustigen und beruflichen Nichtstuern abgelöst, und bald zerstreuten und verloren sich auch die wieder in die Straßen Groß-Hamburgs.

Die Truppe wurde in eine Kaserne in der Nähe des Hafens geleitet

Pier wollte seinen alten Vater begrüßen, es war ja niemand für ihn am Hafen gewesen, weil die Ankunft des Schiffes verheimlicht worden war Münzmann, der zweite Offizier der „Ujambara" hatte Frau und Kind in Bremen drüben, hatte seit über vier Jahren nichts mehr gehört und gesehen von ihnen Weißgärber wollte nach München, Weber nach Schlesien, Hadl nach Tirol Thomas sah sich hilflos um, als sie da alle ihre Pläne machten Er wußte noch nicht, wohin er sich wenden sollte. Lena und Christoph mußte er suchen, das war die erste Aufgabe Ob Lena beim Joos auf dem Hof sein mochte? Thomas fragte seinen Hauptmann, was zu tun sei

Im „JB." ein Frank-Heller-Roman

Im nächsten „JB." (Folge 19) beginnt der Frank-Heller-Roman:

„Die nachgelassenen Finanzen des Großherzogs"

In diesem ungemein fesselnden Roman, der von der ersten bis zur letzten Zeile den Leser gefangen hält, offenbart Frank Heller sein großes Erzählertalent. Die gepflegte Sprache des Verfassers hält sich von jedem Reißertum fern; die Handlung ist so eindrucksvoll und von Spannungen überlagert, daß sie keiner sprachlichen Hilfsmittel bedarf, um sich selbst durchzusetzen. Der Romanstoff, ein erbittert ausgetragener Kampf um ein Millionenerbe, peitscht die Habgier der in das Erbe verwickelten Personen über den Kontinent: Entführungen, durch Narkotika herbeigeführte Bewußtseinsspaltungen, Börsentransaktionen, die die Währung eines Staates erschüttern, kurz: aufs höchste spannende Schilderungen haben den Verfasser einen Abenteurerroman entstehen lassen, den man zum Schluß voll befriedigt aus der Hand legt, weil er sich wegen seines hohen Niveaus nicht in die allgemeine Kriminalliteratur einreihen läßt. Wer sich losgelöst und beschwingt herausheben lassen will aus dem Getriebe des Alltags, der lese diesen weit über den Durchschnitt herausragenden, sensationellen Roman Frank Hellers

Ein guter Rat *für alle Raucher:*

Heiligenstaedt

Hastig und wahllos darauf loszurauchen zeugt von keiner hohen und gepflegten Rauchkultur. **Nun verführen allerdings** gewisse Tabakmischungen, die kaum mehr als leicht angewärmte **Luft bieten, den unerfahrenen** Raucher leicht dazu, eine Cigarette nach der andren zu rauchen, **weil der Mangel an A**roma und Geschmack nicht befriedigt. Wenn Sie wirklich etwas **von Ihrer Cigarette ha**ben wollen, rauchen Sie besser: rauchen Sie Atikah! **Bei einer so guten Cigarette wie Atikah kommen Sie gar nicht darauf, hastig zu rauchen: ihr reiches, volles Aroma bietet Ihnen so viele Feinheiten, daß Sie jeden Zug mit Bedacht und Überlegung** auskosten wollen. Jede Atikah gibt Ihnen eine solche Intensität der Geschmacksempfindung und des Genusses, daß Ihr Rauchbedürfnis nachhaltend befriedigt wird. Sie brauchen deshalb im ganzen nicht mehr für Ihre Cigaretten auszugeben, als Sie es ohnehin tun: die Anregung und Erfrischung, die Sie in jeder einzelnen Atikah finden, schaffen einen reichlichen Ausgleich für eine gehaltlose Quantität.



Rauchen Sie ATIKAH 5 Pf.

VOLLAROMATISCHE AUSLESE-CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

„Wir gehen heute abend zu meinem Vater. Er wird sich freuen über seinen alten Jäger."

„I freu' mich wirklich auf den Herrn Senator! Könnten wir auch den Hackl mitnehmen."

„Natürlich kommt Hackl mit! Und Münzmann und Weißgärber! Die übrigen sind für heute frei, sollen sich die Stadt ansehen!"

Senator Pier war weiß geworden, die harte Zeit des Krieges mit dem furchtbaren Zusammenbruch hatte ihm manche Sorgenfalte in das nun schmale ernste Gesicht gegraben.

Seine Schiffe lagen still oder waren seit Kriegsbeginn in fremden Häfen beschlagnahmt, seine Kontore befanden sich in den Händen von Betriebsräten — seine unerhörte Zähigkeit aber trug die Hoffnung auch in diesen Zeiten der Hoffnungslosigkeit weiter.

Als er die unverhoffte Nachricht von der Ankunft seines Sohnes Peter erhielt, blieb er doch eine Weile still sitzen. Da lebte er also noch, der Peter, sein Stolz — was bedeuteten dagegen die wirtschaftlichen Verluste. Männer brauchte das Land, Männer wie diesen Jungen, wie den Thomas, hunderte tausende — dann würde es wieder aufwärts gehen. Ein Lächeln legte sich auf sein Gesicht.

„Vater! Wir kommen abends sechs Uhr. Rege Dich nicht auf, wir sind alle gesund. Den Hoffingott habe ich bei mir und den Wendelin Hackl, den Du auch gut kennst, und noch zwei Freunde. Weißt Du, wo Frau Hoffingott ist? Ich grüße Dich und Mutter von Herzen. Dein Peter!"

Nur mehr eine Stunde trennte sie von dem Glück des Wiedersehens. Feierliche Stimmung des freudigen Wartens erfüllte das Patrizierhaus am Alsterufer, in kleinen Schlägen schlug die silberne Barockuhr auf dem Kamin fünf Uhr.

Der Weg führte sie vom unteren Hafen an die große Straße, am Bismarck vorbei hinauf in die innere Stadt. Viele Blicke trafen sie, meist freundliche, aber auch ängstliche, verschüchterte.

Allerhand Gesichter sahen sie. Piers Herz klopfte ein wenig rascher als sonst, als er dachte, daß dies nun seine Vaterstadt sei. Einige Matrosen hatten sie angepfiffen, waren ihnen nachgelaufen.

Als sie zum Bahnhof kamen, wo es viel Gedränge gab, mußten sie sich den Weg zur Alster hinüber frei machen. Die Gruppe der Matrosen hatte sich inzwischen um eine Schar halbwüchsiger Burschen vermehrt. Nach verschiedenen gehässigen, aufwiegelnden Rufen aus der Menge stellte sich ein vierschrötiger Kerl mit noch einigen anderen dem Hauptmann in den Weg.

Eine Sekunde lang herrschte erwartungsvolle Stille — da griff die Faust des Vierschrötigen dem Offizier an die Achsel, wollte die Rangabzeichen fassen — im selben Augenblick sah Pier alles schwarz vor den Augen, er wußte nicht, was er tat, aber seine Faust schmetterte dem Kerl an das Kinn, daß es knallte und der Getroffene niedersank... Wieder kurz dieselbe lautlose Stille... aber dann das Ende.

Pier sah und spürte nur mehr den Hagel der Fäuste. Er fiel zu Boden, Hackl riß ihn hoch. Thomas sprang vor, erhielt aber im selben Augenblick einen schweren Hieb mit einem Schlüssel ins Gesicht, alles war ein einziges Keuchen, Würgen, Schlagen, Stöhnen. Dann sauste ein Gewehrkolben durch die Luft, krachte auf einen Schädel nieder — Hackl brach lautlos zusammen.

„Schlagt sie tot! Schlagt sie tot!" gellte es aus der Menge.

Das geschah, während der Senator, durch das lange Warten unruhig geworden, bei der Stadtkommandantur telephonisch anfragte, wo die angekommenen Schutztruppler untergebracht seien. Doch man konnte ihm keine Auskunft geben.

So wartete der alte Herr an diesem Abend enttäuscht und schwer besorgt, Stunde um Stunde verrann. Bis tief in die Mitternacht hinein wartete er, schweren Herzens, vergeblich.

Eine Stelle freilich hätte Auskunft geben können: das Sondergericht. Dort war eine kurze Meldung eingetroffen:

„Gefährliche Provokateure, ein Offizier, zwei Unteroffiziere und zwei Mannschaftspersonen dingfest gemacht. Ob sofortige Verurteilung durchgeführt werden soll oder ob vorher Verhör nötig ist, wird gefragt Geben an, aus den Kolonien zu kommen. Schwadizla, Soldatenrat, Schleichhofkaserne."

Der Wisch war mit Bleistift in schwer leserlicher Schrift verfaßt. Er lag am andern Morgen auf dem Tisch des Sekretärs Breslauer, der die Akten vorbereitete, der alle diese Schreibtischarbeiten erledigte als die rechte Hand des Vorsitzenden. Er legte den Zettel in den Aktendeckel zu den anderen

„Könnte Folgerungen haben..." Unschlüssig kratzte er sich hinter den Ohren —"... sind zu populär — wenn die Berliner Krach schlagen... sollen am nächsten Verhandlungstag — Donnerstag, neunundzwanzigsten März — vor das Sondergericht geführt werden..."

*

Im düsteren, feuchten Kellerloch eines alten Depots hatte man die fünf Afrikaner eingekerkert. Hinter vergitterten Fenstern, ohne Licht, ohne Luft, ohne die Möglichkeit, mit jemand sprechen zu können. Kaum war es gewährt worden, daß ihnen ein Arzt die Wunden verband. Auf einer halbverfaulten Schütte Stroh und Holzwolle in einem finsteren Winkel lag Hackl Der Kolbenhieb hatte einen Schädelbruch zur Folge gehabt, den nur seine bärenstarke Verfassung unter solchen Verhältnissen überwinden konnte.

Pier war schwer zugerichtet worden, ebenso Thomas, dem das Nasenbein zerschlagen worden war, und auch Münzmann litt sehr unter der schweren Fußverletzung, die er davongetragen hatte.

Tag um Tag verrann Auf alle Fragen und Vorstellungen gab es keine Antwort. Nichts geschah. Sie verzweifelten an Deutschland, an allem. Und ein abgrundtiefer Haß gegen die Urheber dieses Elends, in dem sie jetzt das Elend des Vaterlandes sahen, erfüllte sie. In Thomas' Seele fraß noch die verzweifelte Angst um Lena. Nun irrte sie vielleicht in Hamburg umher und suchte ihn, den Jungen an der Hand..

Bis dann endlich doch der Verhandlungstag festgesetzt wurde. Zwei Posten führten die Gefangenen einzeln ab. Man stieß sie mehr, als daß man sie führte, in ein vergittertes Auto, auf dem wieder zwei Mann mit scharf geladenen Knarren standen. Der Jammerwagen hielt vor einem alten Schulgebäude, man herrschte sie an, auszusteigen und führte sie in eine Kammer. Dort hieß es wieder warten.

Schritte hörten sie über den Korridor trampeln, Türen zuschlagen, Rufe, Fernsprecher klingeln. Dieses alte Schulgebäude war eine der Zentralen der Nebenregierung, die eigentlich die Hauptregierung war. In vielen Büros und mehreren Sitzungssälen liefen hier die Fäden zusammen, die aus Deutschland einen Rätestaat machen wollten. Indessen in Weimar eine sogenannte Nationalversammlung saß.

„Die vierzehnte Verhandlung des Sondergerichts zum Schutze der Errungenschaften der Revolution ist eröffnet", schnarrte der Sekretär Breslauer.

Der Sitzungssaal war ein ehemaliges Klassenzimmer. Der Lehrertisch wurde als Gerichtspult benutzt, die Bänke boten den wenigen zutrittsbefugten Presseleuten und einigen anderen Neugierigen halbwegs gute Sitzgelegenheit. Es waren ungefähr vierzig Personen im Saal.

Zettel um Zettel wanderte aus dem blauen Aktendeckel zwischen die Finger des Herrn Kommissars, jeder schwer voll Schicksal. Fall um Fall rollte ab.

Peter Pier, Thomas Hoffingott, Hackl, Münzmann und Weißgärber warteten in qualvoller Ungewißheit schon die dritte Stunde. Endlich holte man sie. An ihren Gesichtern, an ihren notdürftigen Verbänden sah man deutlich genug die Spuren jenes furchtbaren Kampfes am Bahnhofplatz von Hamburg.

So traten sie nun ein, der Reihe nach, bleich, abgemagert, zerschunden, mit großen Augen in tiefen Höhlen, mit ohnmächtiger Wut und geringen Hoffnungen.

Der müde, nervöse Vorsitzende hob das Gesicht mit Anstrengung hoch. Sofort waren seine Mienen wieder beherrscht und hart.

„Der erste vortreten! Sie waren Hauptmann. Name? Und woher?"

Peter Pier schaute verdrossen auf, dann ging er einen Schritt nach vorn:

„Ich bitte, vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden. Ich werde das Urteil dieses provisorischen Sonder-, Geheim- und Parteigerichts nie anerkennen..."

Der Vorsitzende überhörte es.

„Name?"

Peter Pier gab keine Antwort, aber Breslauer war beflissen, den Vorsitzenden nicht warten zu lassen:

„Peter Pier aus Hamburg, angeblich während des Krieges in den Kolonien gewesen."

„Delikt?"

„Volkswehr angefallen, Volk gegen Ordnungsorgane aufgewiegelt. Schwere Provokation der Staatshoheit, Meuterei..."

Der Vorsitzende hob den Blick, um den Angeschuldigten ins Auge zu fassen:

„Was haben Sie hierzu vorzubringen?"

Schon während der vorhergegangenen Worte des Vorsitzenden war Thomas aufmerksam geworden. Jetzt riß es ihn hoch. Die Stimme kannte er doch, so brüchig sie geworden war! Diese Art zu reden, den abgesetzten, etwas hastigen Tonfall, die künstlich gefärbte Sprache, den leise mitschwingenden Dialekt!

Und jetzt, da der da vorn aufschaute, jetzt bohrte Thomas sein Auge scharf in das zerfallene Gesicht dieses blassen, kränklichen Mannes, der da zu Gericht saß über seinen Hauptmann und seine Kameraden, und der ihm diese Erinnerung wachrief, der diese große Ähnlichkeit hatte.

Der Vorsitzende bemerkte den Blick, der ihn durchbohrte wie eiskaltes Eisen. Unsicher wendete er sich zu seinem Sekretär.

„Der Kerl da hinten soll vortreten!" schnitt da auch schon Breslauers Stimme durch den Saal.

Thomas sprang auf, die Wachposten an der Tür griffen unwillkürlich an die Gewehre — aber mitten im Saal stand da auch schon eine unheimlich gespannte, sich reckende Gestalt, wie zum Sprung geduckt, mit zwei geballten Fäusten, plötzlich wieder regungslos. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, er sah es nicht, ihm war, als stünde er allein im Saal. Sein blutunterlaufenes Auge, seine zerschlagene Nase, das in die Stirn fallende Haar gaben ihm etwas Drohendes und Unheimliches. Gespannt sahen alle auf den Mann, jeder fühlte, daß da etwas Schicksalhaftes sich entscheiden mußte, gewaltig, elementar. Es war vollständig still geworden.

Die Stimme Hoffingotts gellte durch den Raum:

„Bruder!... Du!" Eine Stimme voll Verachtung, Schmerz und Hohn sprang dem Vorsitzenden ins Gesicht. „Das ist ein schönes Wiedersehen!"

Entsetzt war Adam Hoffin zurückgewichen, als springe ihm ein Gespenst entgegen. Da gellte die Stimme schon wieder: „Wo warst du denn in den vier Jahren, daß du hier sitzen darfst und uns richten? Wo?"

Breslauer richtete sich etwas auf, in der rechten Hand ein zusammengerolltes Papier wie ein Schwert. Der Mensch da im Saal schrie weiter: „Du ein Richter über Leben und Tod? Erst habt ihr die Soldaten, die euch verteidigten, wehrlos gemacht und jetzt wollt ihr sie noch richten?"

Breslauer haute zornig auf den Tisch, der Vorsitzende ließ sich zu viel gefallen.

„Wird das eine Ehre sein für unser Geschlecht: Adam Hoffingott aus Welsberg, Sohn vom Pilaterbauern Christoph Hoffingott, richtet den eigenen Bruder..."

Thomas zitterte am ganzen Körper, seine Augen waren weit aufgerissen. Jetzt brach er jäh ab und wankte. Pier sprang auf und stellte sich neben ihn.

Adam hatte sich weit vorgeneigt. Fast unmerklich winkte er den anderen ab, die dazwischen fahren wollten, starrte nur immer zu Thomas hinunter, als sei alles Vision. Aber die Worte des vor ihm stehenden Bruders waren Wirklichkeit und packten ihn, daß er bis ins Innerste erschrak.

„Wenn das deine Arbeit ist, dann wird unsere Mutter sich schämen, daß sie dich geboren hat."

Thomas reckte sich auf und trat noch zwei Schritte gegen den Richtertisch:

„Fälle dein Urteil, Bruder!" Und mit einem Blick tiefster Verachtung: „Wenn du glaubst, im Namen des deutschen Volkes zu handeln..."

Der Vorsitzende hatte die Augen geschlossen. Was sollte er tun? Es mußte etwas geschehen: aber die Kraft zu einem Entschluß war ihm erlahmt, er war überwältigt, erstarrt und bleich bis unter die Haare.

Peter Pier war herumgefahren. Er kannte den Hoffingott doch schon lang; er hatte ihn gesund und krank, lustig und nachdenklich, übermütig und in Todesgefahr gesehen, im Feld, im Lager, zornig auch manches Mal — aber das hatte er an ihm noch nicht erlebt.

Selbst die Wachen hatten fürs erste wie gelähmt gestanden. Bis der Sekretär einen Befehl in den Saal rief. Dann sprangen sie vor, wollten Thomas packen, aber er schlug schäumend vor Zorn und langverhaltener Empörung um sich. Schon hob einer die Pistole, da sprang der Vorsitzende auf und schrie mit heiserer Stimme: „Loslassen! Sofort!" Als die Matrosen verwundert den Aufsässigen freigegeben hatten, sah der Vorsitzende in den Saal. Gewaltsam beherrschte er seine Stimme, so daß sie nur leicht flackerte: „Es gibt in diesem Saal keine Brüder und Verwandten."

„Bravo!" rief der Sekretär laut.

„Es gibt hier nur Revolutionäre und Gegenrevolutionäre"

Unvernunft ist stärker als Stahl

Die Schere ist nicht zum Drahtschneiden da – das Taschenmesser ist kein Schraubenzieher – und die Zähne sind keine Nußknacker, Nadelhalter und Fadenbeißer. Solche Unvernunft zerstört die Zähne schnell und gründlich. Wie wollen Sie sie dann ersetzen? Eine neue Schere bekommen Sie leicht, aber nicht neue Zähne. Schonen Sie Ihre Zähne vor Mißbrauch und Vernachlässigung, pflegen Sie sie regelmäßig mit Chlorodont – dann werden Sie bis ins hohe Alter Freude daran haben und gut kauen können – sich selbst zum Nutzen.

aus dem Film: *Lebende Werkzeuge*

darum morgens und ***erst recht*** abends

CHLORODONT

die Qualitätszahnpaste

Nr. **8** der Chlorodont-Serie 1937

„Bravo, bravo!" schrien nun auch die Beisitzer und die Wachen.

„Um die Wahrheit zu ermitteln, sind wir hier. Dadurch, daß einer einen Soldatenrock trägt, ist er uns noch nicht verdächtig. Für wen er ihn jetzt trägt, das ist es. Um das in diesem Fall ganz genau festzustellen, vertage ich die Sache. Alle Akten sind mir zuzuleiten! Abführen!"

Ohne einen Blick noch auf Adam zu werfen, verließ Thomas den Saal. Die Gefangenen wurden auf demselben Fahrzeug, das sie gebracht hatte, in ihr Verlies zurückbefördert.

Breslauer schüttelte ärgerlich den Kopf. „Aber, Genosse Vorsitzender . . ."

Adam sah ihn kalt an, Haß lag in dem Blick: „Bestimme ich hier oder Sie?!"

Thomas war trotz der tiefen Erschütterung dieser Begegnung etwas wohler ums Herz. Stumm, ohne ein Wort weiter zu sagen, waren Peter und die drei anderen gefolgt.

Aber allen schien an diesem Tag im Gefängnis das Kellerloch weniger dumpf, die Finsternis weniger dunkel, ihr Schicksal weniger traurig zu sein.

Am andern Morgen wurden sie freigelassen. Zu ihrer eigenen Verwunderung, zu der ihrer Wachen und zum Verdruß des Sekretärs Breslauer, der den Bescheid in die Kaserne gebracht hatte. Unterschrieben: „Adam Hoffingott, Vorsitzender des Sondergerichts zur Verteidigung der Errungenschaften der Revolution." Nicht „Hoffin" stand da, wie üblich, sondern Hoffingott, so daß Breslauer zuerst vor hatte, die Gültigkeit des Scheins zu bezweifeln. Er unterließ es in der Erwartung, diese reichlich willkürliche Freilassung von Staatsfeinden werde auch einem so prominenten Mann wie Hoffin einen Knüppel zwischen die Beine schmeißen. Vielleicht, daß dann der Weg für ihn selber frei wurde.

Als er am Nachmittag wieder zu seinem Vorgesetzten kam, war die Wohnung verschlossen. Auch noch am andern Morgen. Da ließ der Sekretär öffnen

30 Kapitel

Wohin?

Die ungeheure Erbitterung, die in Thomas Hoffingotts Seele aufgebrochen war gegen seinen Bruder Adam, hatte ihren Ursprung nicht allein in der Schmach der unverdienten Haft. Sie hatte sich genährt an seiner brennenden Ungeduld, zu den Menschen zu kommen die ein brutales Geschick von ihm gerissen, zu Weib und Kind. Endlos dehnten die quälenden Gedanken die Stunden und peitschten das Gefühl auf, irgendwo im Lande sitze Lena mit dem Jungen und warte, warte, sei traurig und von schweren Befürchtungen geplagt. Wie der gestaute Strom durch ein rasch geöffnetes Schleusentor stürzt, so strömten all die Gedanken und Empfindungen Hoffingotts aus der Haft in die Freiheit, fast körperlos, in einer ihm selbst unverständlichen Weise gelöst von seinen Kameraden, ihren Worten und Plänen. Alles in ihm trieb nur zwei Menschen entgegen.

Bis die unbeengte Freiheit, das weite offene Land vor ihm einen festeren und schmerzlicheren Wall aufbaute. Wohin nun, Thomas Hoffingott? Tausend und mehr Wege gingen von Hamburg aus nach Deutschland hinein, hunderttausend Orte und Millionen Häuser standen da, wo aber war das Ziel seiner Sehnsucht?

Der Senator wußte von nichts Da die Ankunft der Ostafrikaner inzwischen in Deutschland bekanntgeworden war, mußte eigentlich angenommen werden, daß Lena sich an den Senator wenden würde. Thomas schrieb an Lenas Verwandte, die Antwort stürzte ihn in Unruhe und Angst, man hatte seit Jahren von Lena nichts mehr gehört. Vom Joos kam der gleiche Bescheid, gutmütig geäußerte Befürchtungen und dazu die herzliche Einladung, nach Hause zu kommen. Nach Hause. Thomas lief Tage und Wochen durch Hamburg, eine Kette an den Füßen, er konnte diese Stadt ja nicht verlassen, die einzige Hoffnung lag hier, am Hafen. Hier mußte der Dampfer angekommen sein, hier mußte sie den Fuß auf die heimatliche Erde gesetzt haben, hier müßte sie ihn doch erwarten. Nein, sagte der Senator sie kann durch die neutrale Schweiz gekommen sein. Durch die Schweiz, nahe seiner eigenen Heimat, die sie selber liebte? Dann wäre sie schon Christophs wegen nach Pilatus gegangen.

Eine entsetzliche Angst überfiel ihn. Vielleicht war sie gar nicht in Deutschland? Das schien auch dem Senator wahrscheinlich. Eine Frau wie Lena hätte sich auf die Nachricht, die Afrikaner sind zurückgekommen, sofort mit dem Hause Pier in Verbindung gesetzt. War sie aber nicht in Deutschland, wo konnte sie sich denn befinden? Noch in der Schweiz? Der Senator blickte forschend auf Thomas. Auf dessen Gesicht verdichtete sich eine qualvolle Ahnung von einer grausamen Gewißheit Lena lag irgendwo krank und hilflos. Oder sie war noch in Afrika, und Mac Laglens Auskunft war falsch gewesen

In diesen Tagen erschien jeden Morgen ein schweigsamer Mann am Hafen, dort, wo die Afrikadampfer lagen, und sah hinüber zur Elbe, als müsse er von dort ein Schiff herzwingen. Aber es kam kein Schiff aus Afrika, kein deutsches und kein fremdes. Sie hatten in diesen Wochen und Monaten anderes zu tun, die mächtigen Herren der Erde, als die gewaltsam zerschnittenen Stränge des Weltverkehrs wieder zu knoten, sie saßen Tag und Nacht in Paris und rechneten aus, wie sie dieses Deutschland endgültig und für immer von der Karte der großen Völker tilgen könnten.

Der Senator hatte die Anschriften vieler Afrikaner ermittelt, die meisten antworteten auch, aber niemand wußte von einer Frau Lena Hoffingott „Es bleibt wirklich nur die Annahme", sagte der Senator resigniert zu seinem Sohn, „sie ist in Afrika geblieben, oder sie ist . . ." er sprach es nicht aus.

„Es wäre sein Todesurteil", antwortete der Sohn

„Extrablatt! Extrablatt!! Der Friedensvertrag unterzeichnet!" Mechanisch hatte Thomas das Blatt genommen. Er versuchte zu lesen. Furchtbar war das alles Dann erschrak er und schämte sich. War nicht auch dies furchtbar, daß er das alles lesen konnte wie ein Unbeteiligter? Daß sich vor ihn immer wieder als einziger Gedanke und als einzige Aufgabe die Frage stellte: Wo sind Lena und Christoph? Da ging er nun seit Monaten täglich denselben Weg zu den Behörden, die Beamten kannten ihn schon, sie wußten alle, was er wollte, verwiesen ihn hierhin, dorthin — Treppen, Korridore, Bürotüren . Und hatten doch alle in den Mienen die Überzeugung von der Nutzlosigkeit ihres Tuns stehen. „Vielleicht fragen Sie einmal auf Zimmer 124 nach im zweiten Stock . . ."

„Nein, bedaure, da sind wir nicht zuständig; vielleicht versuchen Sie es beim Nachweisamt für Überseevermißte . ."

Man notierte wieder einmal seine Adresse, versprach ihm Bescheid zu geben, sobald man etwas in Händen habe. Er brauchte sich wirklich nicht jeden Tag herzubemühen

Ein anderer Beamter kam hinzu und sah das Extrablatt. „Darf ich es einmal lesen?"

Mechanisch hielt Thomas es ihm hin. Bald standen sechs, acht Männer beieinander und diskutierten erregt.

„Immerhin", beschloß der Mann, der das Blatt von Thomas genommen hatte, „es ist Frieden in der Welt. Das ist die Hauptsache."

Der Beamte gab ihm das Blatt zurück: „Das ist auch für Sie gut. Nun wird die Abwicklung bald in Ordnung kommen." Er hatte heute besonderes Mitleid mit dem armen Teufel. Lena Hoffingott? „Kommen Sie doch noch einmal mit in das Nachweisamt für Überseevermißte, Herr Hoffingott, mir ist etwas eingefallen."

Wieder das Blättern in der Kartothek, dem die oft erlebte Enttäuschung folgen würde. Da sah der Beamte auf: „Seit wann haben Sie einen deutschen Paß?"

„Seit ich Soldat bin."

„Aber geheiratet haben Sie noch als Österreicher?" Thomas nickte. Worauf wollte der Mann hinaus? „Es ist nämlich", sagte der Beamte leise, „da sind manche Meldungen aus der Schweiz direkt nach Wien gelaufen." Die Miene des Beamten wurde während des Blätterns plötzlich gespannt und dann sehr ernst — zitternd hing Thomas' Blick an seinem Mund, glitt dann auf die Finger des Beamten herab, der mit dem Blättern innegehalten hatte.

Er nahm eine Karte heraus, ging langsam zu einem hohen gelben Aktenschrank. Bevor er aber hineinlangte, drehte er sich noch einmal um: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Hoffingott . . ."

„Nein, danke schön ." Thomas' brennende Augen folgten unverwandt den langsamen Bewegungen des Beamten . . .

Von einem blauen Aktendeckel wurde der Bindfaden gelöst.

„Eine Meldung ist eingetroffen, nach langen Umwegen über Bern und Wien, von dem englischen Hospitalschiff ‚Liverpool' . . ."

„Und?" Weit öffneten sich Thomas' Augen.

Der Beamte streckte dem abgehärmten, zermarterten Manne die Hand hin:

„Ihre Frau ist seit zweiundeinhalb Jahren tot . Hier steht es, ihre Leiche ist vom Schiff aus ins Meer versenkt worden . . . aber vom Kind steht kein Wort da, das scheint zu leben . . ."

„Was?" Thomas war erbleichend einen Schritt auf zitternden Knien zurückgetreten, als habe der Mann ihn gestoßen, die Frage sprang heiser vor, als wollte sie eine furchtbare Gewißheit aus dem Zimmer und aus dem Leben verjagen.

„Im Sommer sechzehn über die Schweiz gemeldet, vom Auswärtigen Amt bestätigt, beglaubigt und . . ."

Mit offenem Mund und irren Augen schüttelte Thomas den Kopf, nein, er konnte kaum mehr stehen, so zitterten seine Knie. Und dann griff seine Hand mechanisch nach dem Papier, das ihm der Beamte hingelegt hatte. Lesen konnte er nichts, die Buchstaben verschwammen in seinen Augen zu Nebel . Jetzt mußte er sich setzen. Mechanisch tastete seine Hand einige Male nach rückwärts ins Leere, bis sie die Stuhllehne traf — der Beamte stand still am Fenster — aus dem Nebenraum drang Schreibmaschinengeklapper — irgendwo in der Stadt draußen schlug eine Uhr . . eine Jungenstimme schrie: „Extrablatt! Neues Extrablatt!! Ausführlicher Bericht aus Versailles!"

„Und — das — das Kind, bitte — Herr — Herr — das Kind . . ."

Der Beamte überflog nochmals die Papiere . . .

„Nein, über ein Kind liegt keine Meldung vor. Es soll . . ." — er schüttelte den Kopf — ‚Da steht ein Vermerk, aus dem gar nichts zu entnehmen ist, es sollte einem deutschen Waisenhause überwiesen werden Wir werden uns darum kümmern, Herr Hoffingott. Fragen Sie doch bitte in den nächsten Tagen wieder einmal nach."

Mit wankenden Knien stand Thomas auf der Straße. Leute gingen vorüber — junge Frauen, einige lachend, andere ernst, aber die lebten alle . . .

„Extrablatt! Extrablatt! Wie der Friedensvertrag unterzeichnet wurde!" Eine rasch angezogene Bremse knirschte „Können Sie denn die Augen nicht aufmachen auf der Straße? Sind wohl besoffen, was?" Ein wütendes Gesicht fiel zurück in den Wagen

In den nächsten Tagen, in denen Thomas Hoffingott im Pierschen Hause lag, krank und von Fieber geschüttelt, nur an die Vergangenheit denkend und ohne Kraft, die Gegenwart zu erkennen, saß Peter Pier fast immer bei ihm und dachte in die Zukunft. Furchtbar war alles, was da mit Deutschland und in Deutschland geschah Daß dies nimmer das Ende sein konnte, dafür würden jene sorgen, die das Geschick an tausend Gräbern hatte vorbeigehen lassen. Mitunter, wenn Thomas klar erfaßte, was mit ihm geschehen war und wo er sich befand, sprach Peter Pier laut von diesen Aufgaben der Zukunft: „Wofür hätte uns denn das Schicksal bewahrt? Damit wir das Elend im Lande ansehen und Volk und Reich beweinen sollen? Ich glaube nicht. Nein, damit wir das Verlorene und Vertane wieder herbeischaffen."

Dann warf sich Thomas wohl unruhig hin und her, seine Gedanken kehrten heim, ruhten sich aus und begannen den Weg in die Zukunft einzuschlagen, auf dem sie seinem Knaben Christoph Hoffingott zu begegnen hofften.

„Er überwindet's, Vater", berichtete Peter Pier, „er gesundet."

Nach einigen Tagen ging Thomas wieder vor das Haus. Das Leuchten eines fernen Landes lag um ihn, der sich bemühte, in die Zukunft zu sehen. Wie wollte er auch seinem Sohn den Blick richten für diese bedeutsamen Dinge, wenn er selbst sie nicht kannte? Aber es war sehr schwer, er hatte ihn ja nicht, er wußte nicht einmal, ob er noch lebte.

So nahm er denn das Suchen in den Schicksalsgrüften der Ämter wieder auf. Tag für Tag und Woche um Woche ging er wirder zu den Behörden, wurde hierhin und dorthin geschickt, sah mit stets erneuter Enttäuschung Kopfschütteln und Achselzucken Aber der Thomas Hoffingott, der sein Kind suchte, war ein anderer als jener Mann, der sein Weib auffinden wollte. Jetzt war in dem Mann wieder etwas von der liebesstarken und erfolgsicheren Hartnäckigkeit, mit der er einst um Grund und Boden gerungen hatte

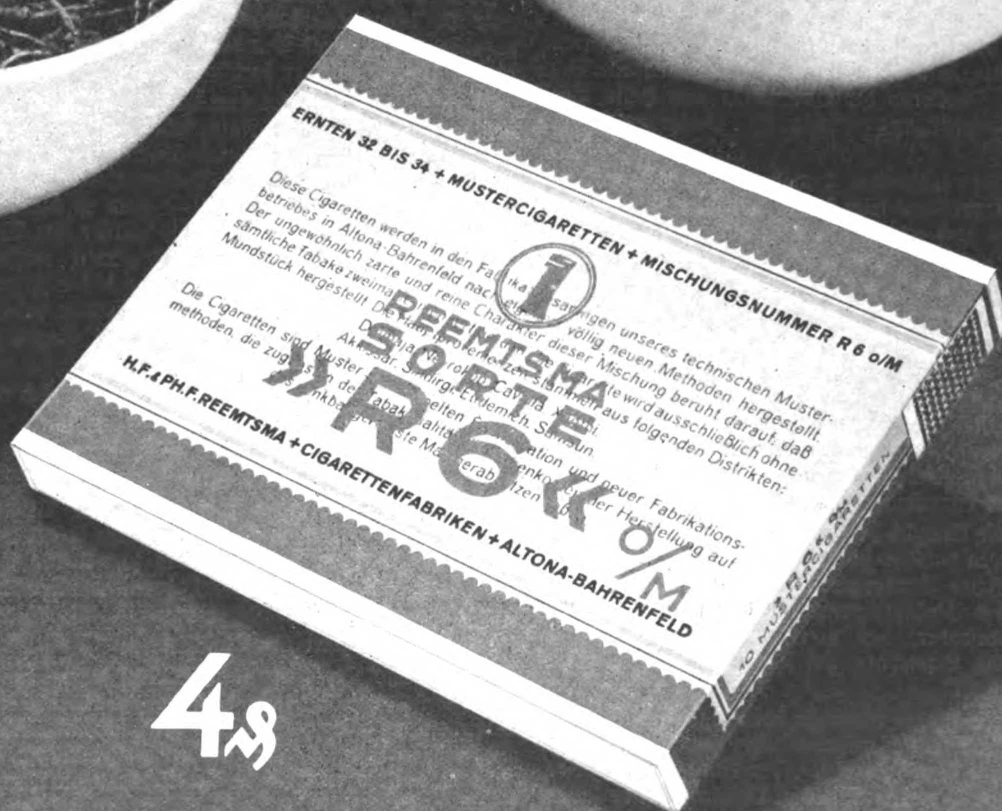
„Thomas, ich habe ihn."

Der Senator, eigentlich nur noch der Konsul Pier, aber für all die tausend Arbeiter trotz ihres revolutionären Gebarens und aller verordneten Umstürzlerei der Senator, stürzte ins Zimmer, das Thomas gerade verlassen wollte, um zum Dienst zu gehen. Er hatte eine Arbeit übernommen, die Peter Pier ihm angetragen hatte: draußen das kleine Familiengut der Piers wieder instand zu setzen.

In Thomas' Augen stand die bange Frage: Ist es auch wirklich wahr?

„Hier, zweimal zurückgefragt. Bis zur Bestätigung verheimlicht, um unnötige Aufregung zu vermeiden. Gesund und munter und ganz in der Nähe."

(Schluß folgt.)


ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
10 MUSTERCIGARETTEN

WELTAUSSTELLUNG PARIS 1867

Eine weltgeschichtliche Episode

NACHERZÄHLT VON HANS JORDING

I.

Eine Depesche, die nicht übergeben wurde.

Man schreibt den 1. April 1867.

Soeben hat der preußische Ministerpräsident Graf **Bismarck** die Glückwünsche seines engsten Mitarbeiterstabes zu seinem Geburtstag entgegengenommen.

„Vielen Dank, mein lieber Abeken — danke Ihnen vielmals, mein lieber Bucher — will gern mit Ihnen das Beste und Schönste vom neuen Lebensjahr erhoffen, auch wenn mir heute gar nicht so zumute ist. Diese verteufelte Luxemburger Affäre! Wenn die Franzosen noch lange so in unseren Wald hineinschreien, dann werden wir wohl bald entsprechend herausschreien müssen, wenn wir nicht eines Tages unsere nationale Ehre rettungslos gefährdet sehen wollen. Na hoffen wir, daß die heutige Eröffnung der Weltausstellung die journalistischen Hofhunde des zweiten Kaiserreiches auf andere Gedanken bringt. Also dann bis nachher, meine Herren — und, bitte, halten Sie mir nach Möglichkeit alle Besucher und Ovationen heute vormittag vom Halse. Vor der Reichstagssitzung möchte ich niemanden mehr sehen . . ."

Mit einer grüßenden Handbewegung verabschiedet der Minsterpräsident seine beiden Mitarbeiter und überfliegt dann noch einmal den Text einer Interpellation, die er in wenigen Stunden im Norddeutschen Reichstag beantworten wird . . .

„Interpellation v. Bennigsen und 70 Genossen bezüglich Luxemburg.

1. Hat die königlich preußische Regierung offizielle oder anderweitige Kenntnis davon erhalten, ob die in täglich verstärktem Maße auftretenden Gerüchte über Verhandlungen zwischen den Regierungen von Frankreich und den Niederlanden wegen Abtretung des Großherzogtums Luxemburg begründet sind?

2. Ist die königlich preußische Regierung in der Lage, Mitteilungen darüber zu machen, daß sie im Verein mit ihren deutschen Bundesgenossen entschlossen ist, die Verbindung des Großherzogtums mit dem übrigen Deutschland, insbesondere das preußische Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg, auf jede Gefahr hin dauernd sicherzustellen?"

Bismarcks Finger trommeln beim Lesen amüsiert den „Hohenfriedberger", während ein nachdenkliches Lächeln seinen Mund umspielt . . . Gut gebrüllt, Löwe, und ganz nach meiner Melodie! Langsam lernen sie es, diese Herren Nationalliberalen, wie man deutsche Politik und deutsche Geschichte macht. War ein guter Gedanke, den Konservativen zu empfehlen, die Initiative in dieser Angelegenheit der Linken des Reichstages zu überlassen. Macht im Ausland einen stärkeren Eindruck; hoffentlich auch in Frankreich Vielleicht müßte man da sogar noch ein wenig nachhelfen — — —

Und die Feder zur Hand nehmend, entwirft Graf Bismarck folgendes Telegramm an den preußischen Botschafter in Paris, Grafen von der Goltz:

„Berlin, den 1. April 1867.

Interpellation der Linken des Reichstages über Luxemburg heute bevorstehend; dieselbe soll von den Interpellanten angeblich direkt an Moustier telegraphiert worden sein. Wenn Sie Audienz haben, so heben Sie hervor, daß ich Benedetti oft und ernst gewarnt habe, zu verhüten, daß wir vor Ausführung der Sache amtlich darüber befragt würden; sobald der König von Holland diese Absicht aussprach, hätte die Verhandlung im Haag vertagt und mit uns erst beraten werden müssen; mindestens solange Reichstag hier ist, durfte sie nicht in die Öffentlichkeit Benedetti habe ich gestern ersucht, um Aufschub des Abschlusses zu telegraphieren. Ich werde durch Antwort auf Interpellation zu beruhigen suchen."

Während Bismarck den Text der Depesche noch einmal durchliest und hier und da ein paar Flüchtigkeitsfehler verbessert, bewegt er den Klingelzug . . . „Bitte sofort erledigen!" weist er den eintretenden Bucher an. „Muß schnellstens nach Paris gelangen."

Bucher, das Telegramm im Empfang nehmend, zögert unentschlossen einen Augenblick lang.

„Verzeihung, Exzellenz", sagt er dann stockend, „obwohl Sie keinen Besucher mehr annehmen wollten — — draußen wartet Graf Benedetti — in einer sehr dringenden Mission, wie er sagt."

Graf Bismarck hebt langsam den Kopf, bis sein Blick den seines Vortragenden Rates trifft: „Benedetti?! In einer dringenden Angelegenheit?! Bucher, das kann nur die Mitteilung sein, daß der Verkauf Luxemburgs an Frankreich bereits vollzogen ist — dann ist die Katze aus dem Sack! Scheinbar wollen die Pariser ihre Weltausstellung durchaus mit einem Feuerwerk eröffnen! Aber — ich lasse mir das Konzept von diesen Franktireuren der Politik nicht verderben! Außerdem habe ich jetzt keine Zeit; ich muß in den Reichstag. Sagen Sie das dem Grafen!"

„Bereits geschehen, Exzellenz, aber er läßt sich nicht abweisen"

„Zudringlich, wie immer! Na schön, dann werde ich ihm unterwegs den Standpunkt klar machen . . ."

Wenige Minuten später überschreitet Graf Bismarck, schon im Uniformmantel und die Feldmütze in der Hand, die Schwelle seines Arbeitszimmers zum kleinen Empfangssalon, wo Graf Benedetti, der französische Botschafter am preußischen Hof, wartet.

„Guten Tag, Herr Graf!"

„Exzellenz!" Der kleine korsische Graf springt aus seinem Sessel und eilt mit hastigen, etwas stolpernden Schritten auf Bismarck zu: „Exzellenz, ich bin untröstlich, Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehmen zu müssen, doch die Antwort meines hohen Vorgesetzten, des Marquis de Moustier, zwingt mich wieder einmal, die Gesetze der Höflichkeit zu verletzen Im übrigen benutze ich gern diesen Anlaß, um Ew Exzellenz auch noch persönlich meine ergebensten und aufrichtigsten Glückwünsche zu Ew Exzellenz heutigem Geburtstag auszusprechen. Möge es Ew. Exzellenz vergönnt sein, auch im künftigen Lebensjahr die Geschicke Preußens und des Norddeutschen Bundes so erfolgreich zu lenken wie im verflossenen . . ."

„Vielen Dank, lieber Graf. Und nun — allons! Sie sehen mich pressiert . . . Sie wissen, welche Interpellation heute auf der Tagesordnung des Norddeutschen Reichstages steht, und ich darf die Begründungsrede Bennigsens nicht verpassen. Wenn Sie mich also ein Stück begleiten wollen — —?!"

„Mit Vergnügen, Exzellenz."

Während Bismarck und sein Besucher durch den Garten des Auswärtigen Amtes dem Ausgang zur Leipziger Straße zustreben, zieht Benedetti ein Telegramm aus der Tasche.

„Exzellenz, der Marquis de Moustier hat mich angewiesen, Ihnen Kenntnis von dieser an mich gerichteten Depesche zu geben. Sie ist, wie ich gestehen muß, von nicht unerheblicher Bedeutung. Darf ich Sie also bitten, sie zu lesen . . .?"

Mit einem Ruck ist Bismarck stehengeblieben und mustert seinen Begleiter sekundenlang mit einem durchdringenden Blick. Schüttelt dann langsam den Kopf. „Vielen Dank, Herr Graf, aber auf ein ‚Geburtstagsgeschenk' dieser Art möchte ich doch lieber verzichten! Es ist nicht der passende Augenblick, finde ich — und im übrigen wissen Sie ja, wohin mich dieser Weg führt?!"

„In der Tat, Exzellenz . . ."

„Nun, dann darf ich Ihnen vielleicht auch mitteilen, welche Antwort ich im Reichstag auf die Interpellation in der Luxemburger Frage geben werde —?!"

„Ew. Exzellenz würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mich darüber ins Bild setzen würden . . ."

„Kommen Sie, Herr Graf!" Und Benedetti mit sich ziehend, geht Bismarck langsam weiter, während er seinen Blick nachdenklich über das erste Grün am Wegrande wandern läßt. „Ich werde", beginnt er nach einer Weile, „die Erklärung mitteilen, die unser Gesandter im Haag, Graf Perponcher, auf die Anfrage des Königs der Niederlande, wie sich Preußen zu einem Verkauf seines Großherzogtums Luxemburg an Frankreich stellen werde, abgegeben hat Wir haben in dieser Erklärung zum Ausdruck gebracht, daß die preußische Regierung im Augenblick keinerlei Beruf habe, sich über eine Frage zu äußern, für die sie Seiner Majestät dem Könige der Niederlande die volle Verantwortung überlassen müsse . . . Die niederländische Regierung hat jedoch die Bedeutung dieser Antwort wahrscheinlich nicht in ihrem vollen Umfange ermessen, denn sie hat uns inzwischen erneut ihre Dienste behufs der von ihr vorausgesetzten Verhandlungen Preußens mit Frankreich über das Großherzogtum Luxemburg angeboten. Wir haben abermals darauf geantwortet, daß wir von diesen Diensten keinen Gebrauch machen könnten, da derartige Verhandlungen nicht stattfänden . . .

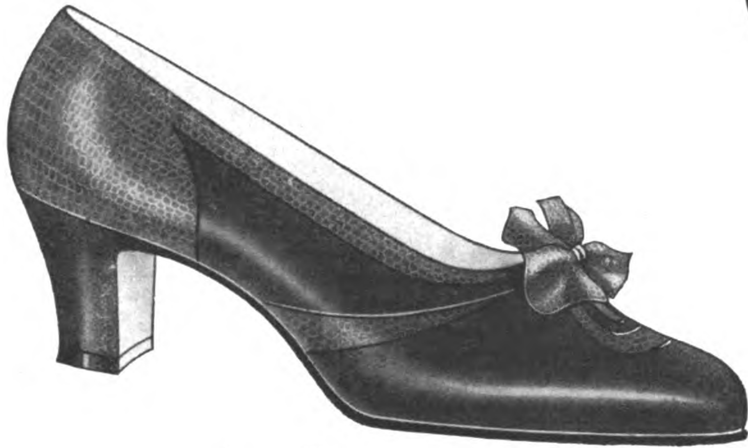
. . . Dies werde ich also, Herr Graf, auf die Interpellation antworten und ausdrücklich hinzufügen, daß meiner Überzeugung nach keine fremde Macht die Absicht habe, die zweifellosen Rechte deutschstämmiger Bevölkerungen zu beeinträchtigen. Im übrigen hoffe die Regierung, alle deutschen Rechte auf dem Wege friedlicher Verhandlungen wahren zu können. — Eine solche Erklärung läßt, wie Sie zugeben werden, Herr Graf, alle Möglichkeiten einer freundschaftlichen Verständigung offen . . ."

Nachdenklich nickt Graf Benedetti, ohne den Blick vom Boden zu erheben.

„Ganz anders", und Bismarcks Stimme wird ein wenig grell, „würde sich natürlich die Sachlage gestalten, wenn ich auf offiziellem Wege — sagen wir beispielsweise durch . . . eine Depesche Ihrer Regierung benachrichtigt würde, daß ein solcher Verkauf bereits vollzogen sei oder kurz bevorstehe! Was ich in

NEUE SCHUHE





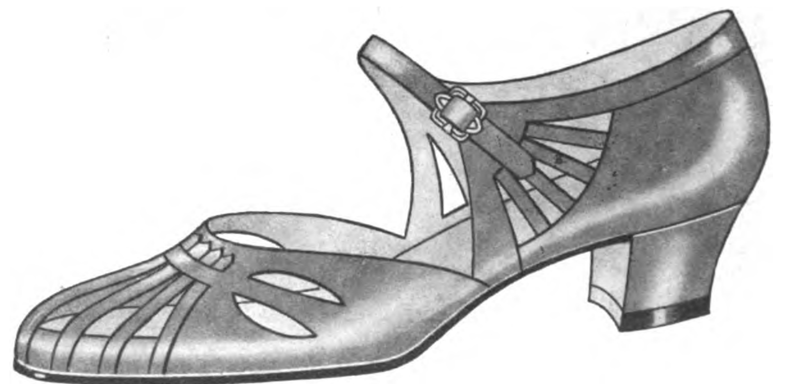
braun Chevreau mit Eidechs
MODELL SALAMANDER



braun Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



mittelbraun Chevreau mit gelbbraun Wildleder
MODELL SALAMANDER



blau Chevreau
MODELL SALAMANDER

einem solchen Falle im Norddeutschen Reichstag erklären müßte, und welche Folgerungen ich daran zu knüpfen gezwungen wäre, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu erklären, Herr Graf?! Oder glauben Sie, Herr Graf, daß Preußen und seine deutschen Bundesgenossen jemals die Ausführung eines solchen Kaufvertrages dulden würden —?! Die Angelegenheit könnte dann nur mit einem Bruch enden, den ich nicht minder beklagen würde, als ich das bei Ihnen voraussetze!"

Abermals nickte Benedetti und schiebt sein Kinn noch etwas tiefer in den Kragen, während er die ominöse Depesche wie einen Fächer spielerisch hin- und herschwenkt. „In der Tat", murmelte er, „angesichts dieser Sachlage wäre ein Krieg wohl unvermeidlich . ."

„Ich freue mich", erwidert Graf Bismarck und läßt seinen Blick mit einem halben Lächeln über seinen Nachbarn hinweggleiten, „daß Sie meine Ansicht über die Tragweite einer solchen Aktion teilen. Und deshalb darf ich Sie nun fragen, Graf Benedetti: Haben Sie mir eine Depesche zu übergeben — ja oder nein?!"

Benedetti sinnt noch den Bruchteil einer Sekunde nach und steckt dann mit einer raschen Bewegung das Telegramm in die Tasche. Sich aufrichtend, sagt er: „Nein, Exzellenz!"

„Dann darf ich mich von Ihnen verabschieden, Herr Graf." Und Benedetti liebenswürdig die Hand reichend, fügt Bismarck mit seinem gewinnendsten Lächeln hinzu: „Man braucht ja nicht gerade scharf zu laden, um eine Weltausstellung mit Salutschüssen zu eröffnen — nicht wahr, lieber Graf?!"

II

„Gloire et plaisir."

Über Frankreichs Hauptstadt blaut ein strahlender, wolkenloser Himmel. Während gestern noch ein scharfer, schneidender Wind die Millionen blühender Kamelien und Hyazinthen auf dem Weltausstellungsgelände des Marsfeldes dem Erfrieren nahe gebracht hat, ist Paris heute eingehüllt in die schmeichelnden Schleier lauer, milder Frühlingslüfte.

Der 1. April 1867 ist sich seiner weltgeschichtlichen Sendung bewußt — wenigstens behauptet das Herr André Marinet im „Figaro" — und trägt das Seine zur feierlichen Eröffnung der großen Weltausstellung Paris 1867 bei: Sonne und Frühlingswärme — „Kaiserwetter", in dem sich nun alle Blütenträume strahlend entfalten sollen . . .

Das Gelände des Marsfeldes mit seinen wild durcheinandergewürfelten Ausstellungsbauten, in die auch das massige Oval des eigentlichen Ausstellungspalastes mit seinen sechs riesigen Sektoren keine organische Zucht zu bringen vermag, ist ein einziges Flaggenmeer. Fahnen aller Nationen, Gebäude aller Stilarten und jeder Epoche, ein gewaltiger Leuchtturm, dessen Strahlenbündel in den nächsten fünf Monaten über das nächtliche Paris zucken werden, Maschinenparks, Rohstoffe aus aller Herren Länder, Kunstausstellungen, exotische Speisehäuser, ein bayerischer Bierpalast, Sacher aus Wien, ägyptische Mumien, siamesische Handwerker, wildblickende Kabylen, köstliche Geschmeide, lächerlicher Tand, Brokate und Kattune, schattige Wundergärten, lärmtolle Vergnügungsstätten, 33 000 Aussteller, fünf Kontinente, ihre Erzeugnisse und Schätze. Sitten und Gebräuche aller Rassen und Völker — alles, alles, was zum Triumphzug der abendländischen Zivilisation gehört, ist auf den fünfzig Hektar des ehemaligen Truppenübungsplatzes, der „Pariser Wüste", zu einer verwirrenden Fülle zusammengetragen worden.

„Vor allem, meine Herren: Schaffen Sie etwas Originelles!" hat Napoleon III. der Ausstellungskommission vor drei Jahren befohlen.

Und so ist aus Wüste und Leere eine Welt im kleinen entstanden — so bewegt, so farbig, so massig, aber auch mit all ihren Schätzen und Leistungen so brutal protzend, als wolle man vor den Augen einer staunenden Menschheit die Schöpfungsgeschichte dieser Erde noch einmal wiederholen

Baron Haußmann, der „Stadtkaiser", darf zufrieden sein: diese Weltausstellung ist die Krönung seines Werkes, ist der strahlende Gipfel in der Erschaffung des modernen Paris.

Was Napoleon I. erstrebte, hat das zweite Kaiserreich verwirklicht: Paris ist die Hauptstadt der Welt geworden, die „leuchtende Fackel des Universums".

Ist es nicht so? — Schaut um euch!

Die engen Gassen und Winkel, die geduckten, windschiefen Häuser der inneren Stadt — Niststätten der Revolution und der Barrikadenkämpfe — haben meilenlangen breiten Boulevards und Avenuen Platz gemacht. Durch das Laub prächtiger Baumreihen schimmern die vergoldeten Balkone und blitzenden Fensterscheiben fünf- und sechsstöckiger Häuser. Wo früher kaum ein einziges Gefährt eine Durchfahrt finden konnte, bewegen sich jetzt auf breiten Fahrbahnen sechs und acht Fahrzeuge bequem nebeneinander, prächtige Equipagen, Fiaker, Omnibusse und Droschken jeder Güte. Auf den Gehsteigen zu beiden Seiten wogt von früh bis spät in die Nacht hinein eine unabsehbare, elegant gekleidete Menschenmenge, schiebt sich und drängt sich vorbei an kostbaren Läden und Auslagen, in denen alle Schätze dieser Welt leuchten und locken.

Trotz absinkender Geburtenziffer wächst die Bevölkerungszahl weiter und weiter. Wie ein Magnet die Eisenspäne, so zieht diese Stadt immer neue Menschenmassen aus der Provinz, aus dem nahen und fernen Auslande an. Sagenumwitterte Nabobs, exotische Fürstlichkeiten, Rentner aus dem nebligen England, Adlige mit unkontrollierbaren Wappenschildern, polnische und welfische Emigranten, Priesterinnen der Venus, spanische, portugiesische und osteuropäische Juden, Levantiner, Abenteurer und Erfolgsjäger, Hoffnungsvolle und Entmutigte — sie alle lockt das „Mekka der Zivilisation", das Zauberwort „Paris"!

Gleich einem aufregenden Zirkusprogramm vollzieht sich das Leben dieser Stadt.

Da sind Gladiatoren und Jongleure, Schausteller, Exzentriks, Harlekine, Zauberkünstler, Kraftmeier, Seiltänzer und Imitatoren. Silberne und goldene Bälle schwirren durch die Luft, jede Nummer sucht die vorhergehende zu übertreffen. Genickbrüche sind an der Tagesordnung, und Tand und Flitter täuschen das Auge über das Elend hinter den Kulissen.

Der fremde Besucher sieht nicht die Not und den Hunger in den Proletarierquartieren von Belleville und Batignolles, er sieht und erlebt nur das berauschende, elegante Dasein auf den Boulevards und in den Wohnquartieren der reichen Bourgeoisie und des Adels.

Eine neue, eigentümlich zusammengewürfelte Gesellschaft aus Staatsbeamten mit dreifachen Einkünften, reich gewordenen Börsenjobbern, Steuerpächtern und Unterpächtern, Intriganten, korrumpierten Intellektuellen und Kurtisanen gibt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens den Ton an und bereichert sich schamlos, wo immer sich eine Möglichkeit bietet.

Als man dem englisch-jüdischen Bankier Baring eine Liste seines Pariser Korrespondenten vorlegt, auf der alle die Personen aufgeführt sind, die nach den Wünschen einer französischen Finanzgruppe bei einer Anleihe Gratisaktien erhalten sollen, ist er überrascht, in diesem Schriftstück hauptsächlich nur Frauennamen aufgeführt zu finden. Als er sich nach dem Grund hierfür erkundigt, erwidert man ihm lachend: „Sie haben soeben die Namen der bedeutendsten Pariser Kurtisanen kennengelernt!"

Die Literatur ist flach und ohne starke Gedanken. An die Stelle der Schöpfung ist die freche Satire, die gemeine Persiflage getreten.

König der Musik ist Jacques Offenbach, der erklärte Liebling der Kaiserin und der Pariser Gesellschaft Als Alexander II. zum Besuch der Weltausstellung und des kaiserlichen Hofes in Paris eintrifft, übersendet ihm die sonst so bigotte Eugenie als besondere Aufmerksamkeit eine Karte für die Uraufführung der „Herzogin von Gerolstein". Während man Wagners „Tannhäuser" auspfeift, erleben „Die schöne Helena" und „Orpheus in der Unterwelt" binnen weniger Jahre mehr als tausend Aufführungen.

Wenn in der Großen Oper eine Uraufführung stattfindet, ist de Rue Lepeltier verstopft mit wappen- und monogrammgeschmückten Equipagen der tonangebenden Pariser Gesellschaft. Hier ist der Treffpunkt der „vornehmen" Welt. Wer hier eine Loge besitzt, trägt einen unsichtbaren Glorienschein, ist geadelt, und hieße er auch nur Dubois oder gar Cohen. Hier begegnen sich an Uraufführungstagen die Mitglieder des Jockeyklubs, hier begrüßen sich die Damen, die den von Parfümwolken umwitterten Hof-Abbé Bauer als Beichtvater haben, hier verschwägert sich der Adel des ersten und zweiten Kaiserreiches mit den Legitimisten, und der Adel der Börse mit dem des Alkovens. Von hier aus führt der Weg weiter zu den Hofbällen in den Tuilerien oder gar zu den als exklusiv gepriesenen Montagsempfängen der Kaiserin.

Mag man nach außen hin auch noch so krampfhaft den frommen Selbstbetrug vom Vorrecht des Verdienst- und Gesinnungsadels aufrechterhalten — das Geld hat bereits alle gesellschaftlichen Schranken eingeebnet und ist zum einzigen Wertmesser der Persönlichkeit geworden

Man muß Geld haben, um eine Stellung zu erwerben; und wer eine Stellung hat, trachtet, sie finanziell auszuwerten. Das ist der Kreislauf der Welt — von Paris im Zeichen des zweiten Kaiserreiches. Bald wird sich an den Spielregeln dieses Kreislaufes eine ganze Wirtschaftsepoche orientieren . . .

Gewiß, die herrlichsten Zeiten, wo man innerhalb eines Jahres vom kleinen Börsen-„Coulissier" zum tonangebenden Bankier aufsteigen konnte, sind dahin. Damals genügte oft schon ein kleiner Tip, eine halbversteckte Andeutung über geplante Regierungsmaßnahmen, um über Nacht ein Vermögen zu erwerben. Parbleu — das waren Zeiten, diese ersten Jahre des Kaiserreiches! Jetzt muß man sich mit erheblich kleineren Brocken begnügen oder gar Angst haben, das Gewonnene ebenso rasch wieder zu verlieren . . .

. . . Nein, nein, Messieurs, es sieht nicht allzu rosig mehr aus! Habe ich nicht immer gesagt, daß uns dieses mexikanische Abenteuer in eine Sackgasse führen wird — he?! Und was wird nun aus den mexikanischen Anleihen und Obligationen?! Können Sie mir das vielleicht verraten, Herr Nachbar?! Und dann rechnen Sie doch nur die Schulden aus, die allein Paris hat! Grevy hatte schon recht, als er das letzte Pariser Budget ironisch „Haußmanns Erzählungen" nannte! — Aber glauben Sie ja nicht, meine Herren, daß ich ein Miesmacher bin! Ich bin genau so ein guter Patriot wie Sie auch! Doch wer will bestreiten, daß die letzten fünf Jahre eine einzige Kette von Mißerfolgen gewesen sind?! Eine schöne Phrase: „Frankreich kann für seinen Ruhm zahlen!" — Aber dann bitte nicht aus den Taschen des Bürgers! Mögen das die Herren mit dem großen „cumul" besorgen, die Herren Minister, die außer ihren Riesengehältern und Aufwandsentschädigungen auch noch Neujahrgratifikationen und Senatorengehälter in die Tasche stecken. Geradezu ein Skandal ist es ja, wie sich alles um den Trog der öffentlichen Gelder drängt und sich und die liebe Verwandtschaft daraus mästet. Und inzwischen wird drüben jenseits des Rheins dieses bißchen Preußen mit seinem „Kürassier à la Halberstadt" immer anmaßender und frecher. Wo war denn der vielgerühmte politische Verstand des Kaisers, als er sich von diesem Herrn von Bismarck leimen ließ — wie?! Haha, läßt sich von diesem preußischen Junker mit leeren Versprechungen hinhalten, bis der Österreich überrannt, Norddeutschland in die Tasche gesteckt und Süddeutschland fest an der Kandare hat! Nom de nom, eine „feine Politik" nenne ich das! Dafür schreien wir jetzt „Rache für Sadowa!" und wagen noch nicht einmal, in der Luxemburger Affäre energisch aufzutreten. Eine Schande ist das, Messieurs, eine Schande! Hätten wir jetzt nicht die Weltausstellung — wahrhaftig, man müßte diesen Prussiens einmal zeigen, daß Frankreichs Adler das Fliegen noch nicht verlernt haben . . . Aber, wie gesagt, die Weltausstellung . . .

Und „Weltausstellung" murmeln vielsagend auch die Hoteliers, die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die Kellner, die Kurtisanen, die Stiefelputzer, die Droschkenkutscher, die kleinen und die großen Schieber von Paris.

„Weltausstellung", murmelt mahnend auch Herr Staatsminister Rouher und empfiehlt seinem kaiserlichen Gebieter, den wildgewordenen Marquis de Moustier zurückzupfeifen und Preußen in der Luxemburger Frage nicht durch unüberlegte Maßnahmen zu brüskieren.

„Weltausstellung" ist die große Beschwörungsformel des Tages — die Chance, Geld zu machen — die Entschuldigung und der Freibrief für jeden Nepp — die große Zuversicht und die letzte Hoffnung. Alle politischen Probleme, alle wirtschaftlichen Fragen, die kleinen Tagesereignisse und das gesellschaftliche Leben der Seinestadt stehen irgendwie im Banne dieses Zauberwortes „Weltausstellung".

Endlich ist es soweit!

Vor zwei Wochen haben die Pessimisten und Miesmacher noch geunkt und prophezeit, daß die Weltausstellung auch am 1. Mai noch nicht fertig sein würde. Es sähe dort draußen auf dem Marsfelde immer noch wie in einer Rumpelkammer aus. Nichts sei fertig, vieles noch nicht einmal im Rohzustande erkennbar — und überhaupt: ein Schlendrian und eine Unordnung herrsche überall, daß es schon zum Himmel schreie . . .

Und nun hat er es doch geschafft, dieser Tausendsassa Le Play!

Vor vier Tagen hat er die Lumpensammler von Paris mobilisiert und sie zum konzentrischen Großangriff auf das Ausstellungsgelände angesetzt. Ha, wie die Aasgeier sind „Altertumsforscher" über die Ausstellung hergefallen, und was die Handwerker und Ordnungsmänner nicht mit Gewalt verteidigt haben, das ist im Triumph und unwiederbringlich von dannen geschleppt worden: Berge von Papier, Leinwand- und Wachstuchreste, Metallabfälle, Kisten und Kasten und manche Beute, die wahrlich kein Abfall war . . .

„Noch so eine Barbaren-Invasion", klagen die Aussteller nach diesem Besuch, „und Herr Le Play kann die ganze Weltausstellung als gestohlen bei der Polizei anmelden."

Doch kaum hat dieses erste Rollkommando das Feld geräumt, als Le Play schon eine zweite Armee

Sturm auf die Ausstellung ansetzt. — Diesmal in Gestalt von neuntausend Besenschwingern, die ihre Aufgabe, wenn auch nicht so brutal wie die Lumpensammler, so doch nicht minder gründlich erledigen.

Dann folgen die gefürchteten Stoßtrupps der Ausstellungskommission, eine Welle von Nervosität und Verwünschungen um sich verbreitend. Schrecklich gellt ihr Kriegsgeschrei durch die Gänge und Säle der Ausstellung: „Finir! Fertig machen! Fertig werden! Legen Sie Nachtschicht ein, Messieurs! Was sich bis zum Dreißigsten nicht auf dem Ausstellungsgelände befindet, wird nicht mehr hereingelassen!"

Dann wieder eine Besenarmee — und wieder ein Korps der Rache mit dem schrecklichen, nie endenden „Finir! Finir!"

So geht das fort, Tag und Nacht, bis sich endlich am Abend des 31. März Herr Le Play befriedigt den massigen Schädel auf beiden Seiten kratzen kann: Fertig — — wenn auch noch sehr provisorisch, aber immerhin fertig zur Eröffnung ... Dann erteilt er seinem Mitarbeiter Gegaud den Befehl, mit einer Kohorte von Spezialarbeitern über Nacht der Ausstellung den letzten festlichen Schimmer zu geben, und wirft sich aufschnaufend in seine Equipage, um sich in der „Cremière" bei einer Partie Whist von der Qual und der Last der letzten Tage zu erholen.

Doch — o Schrecken! — als Herr Gegaud um die Mitternachtsstunde mit seinen 1500 Mann in die Ausstellungsstadt einmarschiert, da reckt sich ihnen mitten auf der Hauptpromenade und gerade gegenüber dem Kaiserpavillon ein schreckliches Etwas entgegen — die Armstrongsche Riesenkanone, die diese verd ... Briten noch im letzten Augenblick in die Ausstellung hereinzubringen versucht und dann einfach hier stehengelassen haben.

Tausenddonner! In wenigen Stunden wird die Ausstellung eröffnet — und keine Aussicht und Möglichkeit mehr, das Untier bis dahin außer Sichtweite zu bringen!

„Ich habe es ja gewußt! Dieses Potemkin'sche Dorf vorgetäuschten Fertigseins mußte ja irgendwo ein Loch haben!" röchelt Herr Gegaud tödlich entsetzt, und während er noch in ratloser Erstarrung verharrt, künden die Türme der Stadt den Beginn der Geisterstunde und des 1. April 1867

III.

Die Kanone unter Veilchenbeeten.

Schon gegen 10 Uhr früh herrscht auf den Zufahrtsstraßen zur Ausstellung ein lebensgefährliches Gedränge. Wenn es auch nur wenigen tausend Auserwählten vergönnt ist, an der Eröffnungsfeier selbst teilzunehmen, so will sich doch kein Pariser das Schauspiel der Auffahrt des Hofes und der Ehrengäste entgehen lassen.

Je höher die Sonne steigt, um so toller wird das Gedränge, aber auch um so ausgelassener die Stimmung der Wartenden. Scherzworte und nicht immer einwandfreie Witze begrüßen und begleiten jede vorüberfahrende Galakutsche und ihre Insassen.

Als die Equipage des Herrn von Rothschild in Sicht kommt, brüllt ein vierschrötiger Blusenmann vom Faubourg Saint-Antoine: „Achtung, meine Herrschaften, die Bundeslade der hebräischen Ausstellung!" Und als ein Müllwagen mit getürmten Makulaturballen vorüberfährt, läßt sich ein anderer Spötter vernehmen: „Ah, die mexikanische Anleihe wird auch ausgestellt!"

Jedes gelungene Bonmot wird mit einem schallenden Gelächter belohnt, und auch noch die dünnsten und dümmsten Witze ernten wenigstens einen Achtungserfolg. Irgendwie muß man sich schließlich die Zeit vertreiben ..

Inzwischen haben an der Jenabrücke, über die sich bis zum Hauptportal der Ausstellung ein riesiges, baldachinartiges Gebilde hinzieht, dreitausend Ausstellungsarbeiter Aufstellung genommen, um als Vertreter des werktätigen Paris das Kaiserpaar bei seiner Einfahrt in das Ausstellungsgelände zu begrüßen. In ihrer Sonntagskleidung machen diese Dreitausend einen durchaus friedlichen und biederen Eindruck, und dennoch bilden sie in der Vorstellungswelt des Herrn Polizeipräfekten Piétri im Augenblick das schwerste Problem der ganzen Ausstellung. Läuft doch seit gestern abend in Paris das Gerücht um, daß diese Vertreter der Arbeiterschaft das Kaiserpaar statt mit dem programmäßigen „Es lebe der Kaiser!" mit einem donnernden „Es lebe die Freiheit!" zu empfangen gedenken.

Kein Wunder, daß Herr Piétri, der sich nach seinem Versagen beim Orsini-Attentat erst seit einem Jahr wieder der kaiserlichen Gnade erfreut, Blut und Wasser schwitzt und die ganze Weltausstellung ins Pfefferland verwünscht. Welche Kateridee auch von der Ausstellungskommission, zu diesem Begrüßungsrummel, der die Verbundenheit des Kaisertums mit der Arbeiterklasse bekunden soll, gleich dreitausend Mann zu kommandieren! Als wenn nicht ein paar hundert, ja ein paar Dutzend auch genügt hätten! Aber natürlich: nie wird er vorher um Rat gefragt, stets nur vor vollendete Tatsachen gestellt. Doch wenn dann etwas schief geht, dann halst man ihm die ganze Verantwortung auf. Aber was hilft jetzt alles Schimpfen, die Sache ist im Laufen — also Mut und Zuversicht, mein Alter, schließlich betreibst du ja dieses Aufpassergeschäft nicht erst seit vorgestern ...

Mittlerweile ist die Mittagsstunde herangekommen, und jeden Augenblick muß die „Kanone der Invaliden" die Abfahrt der Majestäten von den Tuilerien verkünden.

In einer unauffälligen Mietsdroschke fährt Herr Piétri noch einmal die Straßen ab, durch die sich der kaiserliche Zug bewegen wird.

Eh bien, hier dürfte alles klappen! Die Polizeisergeanten haben überall Ordnung und Disziplin in die Menschenmassen gebracht, und auch die verstohlenen Zeichen und Gesten, mit denen der Polizeigewaltige von Paris hier und da von seinen Geheimagenten begrüßt wird, lassen auf keine unprogrammäßigen Überraschungen schließen. Wenn bloß diese dreitausend Mann an der Jenabrücke nicht wären — nom d'un chien! Doch da fällt Herrn Piétri zum Glück ein, daß die Ausstellungskommission diesen Dreitausend ja anschließend ein Bankett geben will — also werden sie kaum so dumm sein, sich durch eine lächerliche Demonstration diese Gratismahlzeit zu verscherzen.

Und während sich unter diesen Überlegungen Herrn Piétris Sorgenstirn langsam entwölkt, beginnt er, seine Aufmerksamkeit jetzt der Ausschmückung der Straßen und Häuser zuzuwenden. Doch auch in dieser Hinsicht erregt nichts sein Mißfallen .. Nirgends eine mißliebige Fahne oder Farbe, die auf eine versteckte legitimistische oder radikale Demonstration schließen läßt. Alle zwanzig Schritte sind riesige Fahnenmaste aufgerichtet, geschmückt mit den kaiserlichen Farben Grün und Gold und dazwischen wogt ein endloses Meer von Wimpeln und Flaggen, die alle treue bonapartistische Gesinnung bekunden oder auf den internationalen Charakter dieses Festtages Bezug nehmen. Sogar die Droschken, Omnibusse und Wasserwagen haben die dreifarbige Fahne mit dem Kaiseradler aufgesteckt, während in den Auslagen der Hoflieferanten ein zügelloses Byzantinertum wahre Orgien feiert.

(Fortsetzung folgt.)

C. HELLING:

Der Geiger von Nizza

An der Verlängerung der Promenade des Anglais nach dem Hafen zu, der Promenade des Etats unis, liegen einige seltsame Gaststätten wie ein Abschluß oder eine dem Meere zugewandte Front der Nizzaer Altstadt. In niedrigen Häusern, die noch aus der italienischen Zeit sind, stehen sie mit ihren vorgebauten Veranden und ihrer etwas äußerlichen Eleganz zu den einzigen Stockwerken, die über ihnen liegen, in keinerlei irgendwie geartetem Zusammenhang. Vielleicht macht gerade das ihren Reiz aus, auf jeden Fall aber sind sie berühmt wegen ihrer erstaunlich guten, ja geradezu köstlichen Fischgerichte.

In dem größten dieser Restaurants, dem „Merlan blanc", fand ich mich eines Abends nach einem Bummel durch die engen, mit nicht ganz einwandfreien Gerüchen erfüllten Gäßchen des uralten Nizza Ein Zufall verschaffte mir in dem fast überfüllten Lokal ein kleines Tischchen für mich allein, unweit des aus vier Mann bestehenden kleinen Orchesters.

Wie überall in dieser merkwürdigen Großstadt, in der die Hälfte der Bewohner aus Fremden besteht, waren die Gäste von jener Internationalität, die an solchen Orten besonders interessant ist, weil man hier die Gegensätze der Rassen und Völker beim Essen, Trinken und besonders beim Reden mit Muße studieren kann, solange die eigene Beobachtungsgabe vom Weine noch nicht getrübt ist. Eine laute Unterhaltung, in der die Musik sich nur mit Mühe behaupten konnte, lag über dem Raum Direkt mir gegenüber an einem Nachbartisch saß ein ungewöhnlich dicker und imposanter Mann. Blauschwarzes, glänzendes Haar umrahmte ein großes, trotz des mildernden Fetts energisches Gesicht. Mit einer für einen derartig korpulenten Mann unwahrscheinlichen Lebhaftigkeit der Gesten sprach er in prägnantem Französisch zu seiner Begleiterin, einer schlanken jungen Dame in einem feuerroten, tief dekolletierten Kleid. Dabei redete er ziemlich laut, und so war es nicht zu umgehen, daß ich Zeuge einer Unterhaltung wurde, die der Auftakt zu einem späteren Erlebnis für mich werden sollte.

Ich löffelte gerade meine Bouilleabaisse, als ein wie aus dem Ei gepellter Page eines Nizzaer Hotels auf den Tisch des Dicken zusteuerte und ihm ein Telegramm überreichte Dieser Dicke, dachte ich, ist zweifellos ein umsichtiger Geschäftsmann, denn er geht scheinbar keinen Schritt aus dem Hause, ohne zu hinterlassen, wo man ihn wiederfinden kann.

Das Telegramm schien nicht erfreulichen Inhalts zu sein, denn nachdem er es gelesen hatte, schlug seine mächtige Faust auf den Tisch. daß die Gläser klirrten und die Asche seiner Zigarre, die er mit den dicken Lippen hielt, auf seine Weste fiel.

„Was ist los. Jules?" fragte die Dame in Rot nicht übermäßig interessiert.

„Was los ist? Hier, lies!" sagte der Dicke fast heiser vor Aufregung und reichte das gelbe Telegrammformular über den Tisch. „Der Teufel soll den Burschen holen! Er will mich ruinieren!"

Die Zigarre zitterte zwischen seinen Fingern.

„Diesmal hat sie ihn weich gekriegt, die verdammte Forescu", fuhr er fort. „Der Mann ist wie ein Kind, wenn ihn diese Frau beim Wickel nimmt. Geht einfach mit ihr auf Reisen und vergißt mich und alles andere!"

„Was willst du nun machen, Jules?" fragte ihn seine Begleiterin, während sie das Telegramm zusammenfaltete.

„Was soll ich machen? Ich bin ruiniert!" Ein lautes Stöhnen folgte seinen Worten.

Gleichzeitig mit dieser Schmerzensäußerung des Dicken erklangen vom Musikpodium herab Töne, die mich aufblicken ließen. Der junge Stehgeiger spielte, nur vom Klavier begleitet, ein Solo. Ohne daß die allgemeine Unterhaltung im Lokal etwa stockte oder leiser geworden wäre, warf nur hier und da jemand einen kurzen Blick auf das Podium. Immerhin schien im Laufe des Spiels bei einigen die Rede auf die Musik zu kommen denn hinter mir versicherte eine Französin, daß sie Berlioz liebe, während an einem Tisch neben mir ein junger Engländer mit einem träumerischen Blick auf den Geiger so etwas wie „good old Chopin" sagte.

Auf den Dicken aber machte das Spiel scheinbar einen starken und tiefen Eindruck. Mit halboffenem Munde stierte er nach dem Podium hinüber und unterbrach eine überflüssige Bemerkung der roten Dame nur mit einem ärgerlichen Knurren. Vielleicht, so sagte ich mir. scheint mir dieser Mann der einzige unter all

den Gästen hier zu sein, der weiß, daß der Geiger da oben Bachs Chaconne spielte.

Und nun begann auch ich langsam zu staunen. Wie ist das möglich, fragte ich mich, daß in diesem nur auf Gaumengenuß eingestellten Lokal ein Musiker steht, der Bach so aus dem tiefsten Innern empfinden kann und mit einer solchen Hingabe und technischen Vollendung spielt wie dieser hier? Welch ein Musiker, der es fertigbringt, so in seiner Kunst aufzugehen, daß er seine banale Umgebung, für die er spielt, so völlig vergessen kann. Oder spielt er nur für sich, und gibt ihm sein Können so viel Selbstvertrauen, daß ihm die Leute da unten vollkommen gleichgültig sind? Dieser Mann war mir ein Rätsel, und dabei konnte ich mich nicht eines peinlichen Mitgefühls für dieses Talent erwehren, das sich offenbarte, während verständnislose Menschen ihre Fischsuppe schmatzend löffelten und mit klappernden Messern und Gabeln ihre Nahrung verschlangen.

Als der Geiger geendet hatte, erhob sich ein mäßiger Applaus, vor allem bei denen, die am wenigsten zugehört hatten.

Der Dicke applaudierte nicht. Gedankenvoll und umständlich zündete er seine inzwischen ausgegangene Zigarre wieder an und warf dabei ab und zu prüfende Blicke auf den jungen Geiger.

„Du hast noch gar nichts zu meinem neuen Kleid gesagt, Jules!" Damit wollte die junge Dame in Rot scheinbar die Unterhaltung wieder aufnehmen. Doch Jules war nicht gesonnen, seinen Gedankengang unterbrechen zu lassen.

„Laß mich in Ruhe!" fuhr er sie an. „Was kümmern mich jetzt Deine Lumpen!" Worauf das arme Mädchen, das sich eben, wie Bewunderung heischend, in Positur gesetzt hatte, wie ein Taschenmesser wieder zusammenklappte und sein hübsches Gesicht zu einer Grimasse verzog.

Jules aber schien zu einem Entschluß gekommen zu sein.

„Verdammt", sagte er vor sich hin, „ich muß es riskieren, sonst bin ich erledigt!" Dann winkte er einem Kellner und verlangte, daß man ihm den Geiger schicke.

Ein unscheinbarer, schlanker junger Mensch, mit blassem Gesicht, dunkler Künstlermähne und mit vom Zigarettenrauchen gelben Fingern verbeugte sich bald darauf vor dem Dicken und hielt gleichgültig dessen musternden Blicken stand.

„Pole?" fragte Jules kurz. „Oder Ungar?"

„Schweizer, M'sieur In Frankreich naturalisiert" erwiderte der junge Mann mit weicher, melancholischer Stimme.

„Darf ich Ihren Namen wissen?"

„Felbèr, M'sieur. Jaques Felbèr." Mit der Betonung der letzten Silbe wollte er scheinbar den Eindruck verwischen, daß er Jakob Felber hieß.

„Wie lange sind Sie hier?"

„In diesem Restaurant?"

„Ja — natürlich!"

„Seit etwa sechs Wochen."

Der Dicke hob abwehrend die Hand. „Ich meine wie lange Sie abends hier zu spielen haben?"

„Ah so. Bis elf Uhr, M'sieur."

„Gut. Kommen Sie noch heute abends zu mir! Ich wohne im ‚Negresco'. Hier ist meine Karte. Es wird nicht Ihr Schade sein, junger Mann, wenn Sie kommen. Und damit Sie sehen, daß ich ein ernstes Geschäft mit Ihnen vorhabe — voilà!" Jules holte aus seiner Hosentasche ein Paket Banknoten, nahm einen 500-Franc-Schein zwischen die Finger und überreichte ihn dem mit keiner Wimper zuckenden bleichen Jüngling

„Werden Sie kommen?"

„Bestimmt, M'sieur! Sie können sich auf mich verlassen."

„Au revoir!" machte Jules mit einer verabschiedenden Handbewegung, und der Geiger begab sich nach einer gemessenen Verbeugung wieder auf sein Podium.

„Warum hast du diesem komischen Burschen soviel Geld gegeben?" wollte die rote Dame wissen.

„Hör' zu, Dénise!" Jules sprach betont freundlich und eindringlich „Du bist ein nettes Mädchen, aber mir gefällt es nicht, wenn du neugierig bist. Deine Aufgabe ist es, als meine Freundin hübsch und elegant auszusehen. Das ist dein Geschäft, und nichts anderes. Aber kümmere dich nicht um meine Geschäfte. Ich habe keine Lust, mit dir zu erörtern, was ich vorhabe. Das geht nur mich etwas an, keinen andern, und dich zuallerletzt, verstehst du?"

Dénise warf ihm eine unhöfliche Redensart an den Kopf, die sich nur schlecht wiedergeben läßt, und meinte, daß sie auch gar nichts zu wissen wünsche von seinen blöden Geschäften. „Was ich wünsche, ist noch eine Flasche Moët!" schloß sie.

Worauf Monsieur Jules eine entsprechende Bestellung machte und ihre Unterhaltung sich wieder in friedliche Bahnen lenkte. Bald darauf verließ ich das Restaurant.

Zwei Tage darauf, um die Mittagszeit, als ich über die von Menschen wimmelnde Promenade des Anglais ging, sah ich den Dicken wieder. Wie nach einem guten Geschäft sich der wohlverdienten Ruhe hingebend, saß er auf einem der in langen Reihen aufgestellten Stühle und ließ sich, die unvermeidliche Zigarre zwischen den dicken Fingern, faul und behaglich von der Sonne bescheinen. Weil ein unwiderstehliches, aus Neugier geborenes Verlangen mich plötzlich trieb, seine Bekanntschaft zu suchen, und auch ein freier Stuhl neben dem seinen mich geradezu einzuladen schien, ließ ich mich dort nieder.

Soweit ich vom „Merlan blanc" her meinen Nachbarn zu kennen glaubte, war er bestimmt keine verschlossene Natur, und selbstverständlich war er auch irgendwie musikinteressiert. Da nun am Abend vorher in Nizza ein musikalisches Ereignis stattgefunden hatte, nämlich ein Konzert des berühmten Koniewsky im „Mediterranée", so lag ja ein Thema, das sich zur Anknüpfung eines Gespräches eignete, ziemlich nahe Ich zog also den „Eclaireur de Nice", den ich, Gott sei Dank, in der Tasche hatte, hervor, entfaltete ihn und fand auch nach einigem Suchen das, was ich brauchte, nämlich eine Kritik über das gestrige Konzert, von dem der Berichterstatter in den verzücktesten Tönen schwärmte

„Großartig, nicht?" sagte ich halblaut und wendete mich etwas dem Dicken zu, wobei ich auf den Artikel tippte

Mit einer unerwarteten, freundlichen Bereitschaft kam mein Nachbar meinen Bemühungen entgegen. Ein einziger schneller Blick seiner lebhaften Augen in die Zeitung hatte genügt, um zu erkennen, was ich meinte

„In der Tat, ganz großartig!" antwortete er und blinzelte mich an. „Koniewsky ist ein großer Künstler"

Sein Gesicht verzog sich plötzlich zu einem breiten Grinsen.

„Was würden Sie dazu sagen", fuhr er fort und beugte sich zu mir herüber, soweit es seine Körperfülle

zuließ, „wenn ich Ihnen erkläre, daß weder Sie, noch ich, noch irgend jemand anders gestern abends Koniewsky im ‚Palais Méditerranée' gesehen oder gehört hat?"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte ich erstaunt zurück.

Lachend schlug er sich mit der Hand auf seinen dicken Schenkel wie einer, der sich über einen guten Witz freut.

„Hören Sie, Monsieur", sagte er dann etwas ernster, „ich bin heute sehr guter Laune und dabei ganz allein, was bekanntlich sehr schwer zu ertragen ist. Auch wird mir die Sonne allmählich hier etwas zu heiß. Wollen wir einen Apéritif zusammen trinken?"

Das ging überraschend gut. Der Dicke war scheinbar ein Mensch, der nicht gern allein war und immer jemand brauchte, mit dem oder vielmehr zu dem er reden konnte, wie es ja so viele gibt.

Wir einigten uns schnell auf ein kleines Café in der [illegible] und unterwegs erfuhr ich, daß ich die Ehre hatte, mit M. Jules Maquard zu sprechen, Inhaber einer der größten Pariser Konzertagenturen.

„Mir scheint übrigens", sagte er, als wir angelangt waren, „daß ich Sie neulich abends im ‚Merlan blanc' gesehen haben muß Dann haben Sie doch auch den jungen Geiger dort gehört?"

„Der so wundervoll Bach spielte?"

„Ah, ich sehe, Sie verstehen etwas von Musik, Monsieur?"

„Nun, Sie haben sicher schon bemerkt, daß ich Deutscher bin. Bach war einer unserer Größten, und jeder Gebildete bei uns kennt seine Musik."

„So ist es! Aber Musik ist Musik, Monsieur, und für mich ist Musik in erster Linie Geschäft. Ich will nicht sagen, daß ich gute Musik nicht von schlechter unterscheiden kann, aber ich selbst kenne keine Note. Ich weiß aber und fühle es, wenn ich einen wirklichen Künstler vor mir habe, und der junge Mann aus dem ‚Merlan blanc' ist ein Künstler auf seinem Instrument. Ich habe schon viele Violinvirtuosen gehört, denn das gehört zu meinem Beruf, aber dieser junge Felbèr, wie er sich nennt, ist vielleicht einer der besten, so unglaublich das klingt. Man muß schon etwas Musik in den Knochen haben, wenn man die Chaconne so spielen kann wie er. Sie haben Koniewsky gestern abends gehört?"

„Ja, und ich glaube, er war so wie nie zuvor."

„Und würden Sie auch der Ansicht sein, daß der Bursche aus dem ‚Merlan blanc' ebensogut ist wie Koniewsky?"

„Welch eine Frage! Koniewsky ist Koniewsky. Wie können Sie die beiden vergleichen wollen?"

„Warum nicht? Andere glauben sogar, daß Felbèr besser ist als Koniewsky."

„Andere? Ich glaube nur bemerkt zu haben, daß kaum einer an jenem Abend überhaupt nur hingehört hat, als der junge Mann spielte."

„Nicht im ‚Merlan blanc' Monsieur. Im ‚Méditerranée'."

„Ich verstehe nicht."

„Sie werden schnell verstehen, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle. Das Geschäft liegt hinter mir, und ich vertraue Ihnen. Außerdem würde Ihnen niemand glauben wenn Sie darüber reden würden."

Jules Maquard nahm einen tiefen Schluck und bestellte sich einen zweiten Pernod.

„Koniewsky ist ein schwieriger Mensch", begann er dann. „Aber vielleicht hat er auch nicht mehr Launen als jeder andere Virtuose. Gestern abend hatte ich sein Konzert arrangiert, und vorgestern abend war ich, wie Sie wissen, im ‚Merlan blanc'. Heute danke ich Gott, daß ich dort war, denn als ich die Nachricht erhielt, daß Koniewsky mit einer Dame durchgebrannt sei, fand ich wie durch ein Wunder einen sofortigen Ersatz, wie ich ihn vielleicht an keinem andern Platz der Welt so schnell gefunden hätte."

Jetzt begann es in mir zu dämmern, aber ich konnte noch nicht daran glauben.

„Wollen Sie damit sagen", fragte ich, „daß gestern abend im ‚Méditerranée' nicht Koniewsky, sondern der junge Geiger aus dem ‚Merlan blanc' gespielt hat?"

„Genau das, Monsieur!"

„Aber das ist doch undenkbar! Ich selbst habe doch Koniewsky gesehen!"

„Seine eigene Mutter hätte wahrscheinlich geglaubt, ihn gestern abends gesehen zu haben im ‚Méditerranée'. Aber Sie können mir glauben: er war es nicht! Es war Herr Jaques Felbèr, der auf dem Podium stand. Denken Sie einmal nach, und Sie werden sich entsinnen, daß er dieselbe Größe und Figur wie Koniewsky hat, wenn Sie diesen schon einmal gesehen haben. Und dann existiert hier auf der Avenue de la Victoire ein Friseur, ein früherer Theaterfriseur aus Paris, der es versteht, Masken zu machen Sie können sich darauf verlassen, wenn ich Ihnen sage, dieser Mann versteht sich auf Masken, dann verhält es sich auch so Er verwandelt Sie in einer halben Stunde in einen Napoléon oder Louis quatorze, daß deren Mätressen Sie dafür halten würden, wenn sie noch lebten."

„Aber das ist doch offener Betrug!" warf ich entrüstet ein.

„Was wollen Sie, Monsieur? Sollte ich mich von diesem Zigeuner ruinieren lassen? Sollte ich absagen, nachdem das Haus ausverkauft war? Einen gleichwertigen Namen aufzutreiben, war in der kurzen Zeit unmöglich. Oder denken Sie vielleicht, ich hätte gestern abend den jungen Mann aus dem ‚Merlan blanc' unter seinem richtigen Namen auftreten lassen sollen? Glauben Sie mir, ich kenne mein Geschäft. Die Leute bezahlen ihr teures Eintrittsgeld, um den großen Koniewsky zu sehen und um am andern Tage ihren Freunden erzählen zu können, daß sie im Koniewsky-Konzert gewesen seien. Aber sie werden nicht einen Centime bezahlen, um erzählen zu können, sie hätten irgendeinen jungen Mann namens Felbèr gehört, und wenn dieser tausendmal besser spielen würde als Koniewsky. Denn das imponiert keinem Menschen. Man hatte bezahlt, um Koniewsky zu hören, und man hat ihn gehört. Basta!"

„Großer Gott", stöhnte ich, „das ist wundervoll! Allerdings würde ich es nicht glauben, wenn ich nicht selbst diesen Felbèr im ‚Merlan blanc' gehört hätte Aber, was wird Koniewsky dazu sagen?"

„Koniewsky? Ha, ha! Er wird natürlich seinen Mund halten. Oder glauben Sie, er wird der Welt erzählen, daß irgendein hergelaufener Kaffeehausgeiger für ihn gespielt hat, und ebensogut wie er — nein — vielleicht besser noch? Ich wette mein Geschäft gegen Ihren Zigarettenstummel da, daß er stumm bleiben wird wie eine Auster!"

„Was für eine komische Sache! Aber schließlich freut es mich doch, daß auf diese Weise ein Genie entdeckt wurde."

„Was entdeckt?" fragte der Dicke, und eine tiefe Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen.

„Nun, ein Genie haben Sie doch entdeckt, das Sie jetzt sicher fördern werden!"

„Fördern? Glauben Sie, ich bin ein Idiot?"

„Pardon!"

„Halten Sie mich für einen Trottel? Oder vielleicht für einen Philanthropen? Ist das mein Geschäft, den Mäzen zu spielen und Genies zu fördern?"

„Aber Sie haben doch selbst gesagt, der junge Mann ist ein ganz großer Künstler. Und ein solches Genie muß doch vorwärtsgebracht werden!"

„Was geht das mich an? Dieser Felbèr wird sich weiter in Restaurants zweiter Klasse herumdrücken müssen. Ich brauche ihn nicht. Was ich brauche, ist ein Mann mit einem Namen. Denn es dauert Jahre und Jahre und kostet einen Haufen Geld, um das Publikum so zu bearbeiten, bis es endlich einen Namen geschluckt hat und dafür bezahlt, den Mann zu sehen. Aber daran will ich nicht meine Zeit und mein Geld verschwenden, das überlasse ich anderen Spekulanten. Erst soll er sich einen Namen machen — wenn er die nötige Energie dazu hat. Aber die hat er nicht"

„Wieso?"

„Sehen Sie: Wenn er ein Genie ist, wird er sich seinen Weg selbst zu bahnen wissen, und dann werde ich mich auch für ihn interessieren. Aber Sie wissen nicht was Genie ist, Monsieur! Genie ist nicht malen, spielen oder schreiben können Das können tausend andere auch! Genie ist Elan, Impulsion, Drang, Energie! Vorwärtsdrang und Ehrgeiz, Monsieur! Aber dieser Bursche hat keine Ambitionen, sonst wäre er nicht dort, wo er ist."

„Aber es ist tatsächlich beschämend, den jungen Mann dort verkommen zu lassen!"

„Das ist mir völlig gleichgültig! Ich kenne nur mein Geschäft, denn ich muß davon leben. Unter uns — er kann sich nicht beklagen. Er hat zweitausend Francs erhalten für eine halbe Stunde Arbeit, mehr als er jemals in seinem Leben verdient hat. Warum hat er nicht gestern abends, als man ihm wie verrückt applaudierte, den angeklebten Bart und die Perücke heruntergerissen und dem Publikum gesagt, wer er ist? Wenn er ein Genie wäre, hätte er das getan! Für mich wäre das freilich ein Knock-out gewesen, aber er selbst wäre mit einem Schlage berühmt geworden. Er hat seine Gelegenheit verpaßt, Monsieur, weil er nicht ehrgeizig ist, und weil er Furcht vor mir hatte — Furcht vor Jules Maquard! Und weil er eine kranke Frau zu Hause hat und das Geld brauchte Denn er dachte nur an das Geld und an nichts anderes. Aber warum hat er eine kranke Frau — eine Frau überhaupt? Soll sie sterben! Was hat das mit Musik zu tun?"

„Aber das ist unerhört, unverständlich! Ich werde doch darüber reden, ich werde jedem erzählen, ich werde . . "

„Sie werden gar nichts tun!" unterbrach er mich und erhob sich von seinem Stuhl. „Und wenn Sie es tun, wird jedermann Sie einen Lügner und Phantasten nennen. Gehen Sie hin und erzählen Sie es auf den Redaktionen! Man wird Sie die Treppe hinunterwerfen. Erzählen Sie es überall, wo Sie wollen, in den Bars, in Hotels und in den Kaffeehäusern! Und dann kommen Sie zu mir und sagen mir, was Ihnen die Leute geantwortet haben, damit ich mich ein bißchen amüsiere! Ich wohne im ‚Negresco' Bon jour, monsieur!"

Darauf drehte Jules Maquard sich um und verließ das Café. Scheinbar hatte ich ihm doch seine gute Laune etwas verdorben.

Noch am gleichen Abend ging ich wieder in den „Merlan blanc". Ich mußte diesen jungen Mann kennenlernen und mit ihm sprechen. Vielleicht konnte ich selbst mit meinen schwachen Kräften etwas für ihn tun, denn es schien mir klar, daß es eine Sünde wäre, ein solches Talent verkommen zu lassen. Es mußten Mittel und Wege gefunden werden, die den Geiger dahin stellten, wohin er gehörte

Es war kurz vor elf, und nur wenige Gäste saßen noch herum, während die Kapelle ihr letztes Stück, irgendeinen Foxtrott, herunterspielte. Der Stehgeiger entledigte sich seiner Tätigkeit völlig mechanisch und unterschied sich in diesem Augenblick in nichts von den üblichen Stehgeigern derartiger Ensembles. Als sie geendet hatten, legte er Geige und Bogen in den Kasten, nahm diesen unter den Arm und verließ, ohne sich groß von seinen Kollegen zu verabschieden das Lokal. Schnell warf ich ein Geldstück auf den Tisch und folgte ihm mit der Absicht, ihn draußen anzusprechen

Ich sah ihn mit schnellen Schritten die menschenleere Quaistraße entlanggehen in Richtung des Hafens. Wir waren schon um den Schloßfelsen herum und am Gefallenendenkmal vorbei, als ich ihn endlich eingeholt hatte denn er war jetzt an einem Laternenpfahl stehengeblieben. Eine merkwürdige Starre lag auf einmal in seiner Haltung, die mich einen Augenblick zögern ließ, näherzukommen. Mit etwas vorgestrecktem Kopf blickte er wie in Gedanken versunken vor sich hin. Plötzlich zog er den Kasten unter dem linken Arm hervor und entnahm ihm, indem er ihn gleich darauf achtlos zur Erde fallen ließ, die Geige. Dann packte er diese am Hals und mit einer weitausholenden Bewegung zerschmetterte er sie am Laternenpfahl

Nicht nahe genug, um ihn daran zu hindern, konnte ich nur die blöde Frage an ihn richten, was er da mache.

Mit einem schnellen Ruck drehte er sich um, und ich sah, daß er Tränen in den Augen hatte

„Ich spiele nicht mehr, M'sieur", sagte er leise.

„Aber . ."

„Ich spiele nie mehr!" Seine Stimme hob sich „Ich kann nicht mehr und ich will nicht mehr! Gestern war ich Koniewsky und habe vor Tausenden gespielt, die mir mit Begeisterung zuhörten. Und heute spielte ich in einer Kneipe. Verstehen Sie das nicht, M'sieur? Heute habe ich gesehen, daß ich nie das werden kann, was ich gestern war, weil ich nicht mitmachen will, wenn die Kunst zu einem Geschäft erniedrigt wird und den Rahmen für einen Betrug abgibt Weil ich gegen Leute wie Maquard nicht ankomme Und deshalb will ich von dem ganzen Schwindel nichts mehr wissen!"

„Und was wollen Sie nun machen?"

„Kellner werden". antwortete er, vergrub seine Hände in die Hosentaschen und verschwand im Dunkel der nächtlichen Hafenstraße

Weil nun dieser junge Mann zweifellos Charakter hatte, wäre es zwecklos gewesen, ihm jetzt nachzulaufen Denn offensichtlich hatte er einen Strich unter die Sache gemacht, und es war ihm gleichgültig, was andere von ihm dachten, da er ja nicht wissen konnte, daß ich seine phantastische Geschichte schon kannte

Aber bei Gott! dachte ich, dieser Idealist hatte recht, und Jules Maquard ist ein Schwein! Oder ein Dummkopf! Denn zwei Jahre später war ich in Kopenhagen und der berühmte Jacques Felbèr, den ich in Nizza leider nicht wiedergefunden hatte, gab in der dänischen Hauptstadt ein Konzert, zu dem die Eintrittspreise noch höher waren als damals bei Koniewsky im „Mediterranée"

Ob Maquard wohl jetzt Interesse für Felbèr hat? fragte ich mich. Wahrscheinlich! Aber ob Felbèr noch Maquard braucht, erschien mir fraglich

MARIANNE HAUSER:

Besuch in Hollywood

Das braunbehaarte Ungetüm, in ein Bärenfell gehüllt, stürzte die Treppe zum Petersdom hinauf.

„Ruuuuuuuuu — —“ brüllte es mit aufgerissenem Mund und warf sich auf die Treppenstufen.

„Das wirkt unnatürlich, noch einmal bitte“, sagte der Regisseur. Das Ungetüm richtete sich auf.

„Raaaaruuuuu —“ brüllte es und warf sich erneut auf die Treppenstufen.

„Der Ton ist schlecht“, sagte der Regisseur. „Sie reißen den Mund zu weit auf.“

„Was wird hier gedreht“, fragte ich den Hilfsregisseur „Ein Film aus Rom? Vielleicht das Leben Michelangelos?“

„Michelangelo zieht nicht“, antwortete der junge Regisseur und sah mich mitleidig an. Er trug ein rotes Sporthemd und eine weißumrandete Sonnenbrille. „Außerdem spielt der Petersdom in diesem Film gar keine Rolle. Wir brauchen nur die Treppe. Das oben drüber kommt sowieso nicht in der Kamera“

„Ah, ich verstehe“, sagte ich und wandte der Probe den Rücken. Die Portale der Notre Dame de Paris standen in aller Pracht neben den Hafenkneipen von Rio de Janeiro.

„Den Dom haben wir noch von der letzten Show. Wir werden ihn nicht abreißen, man kann ihn immer brauchen“, sagte der Regisseur.

Ich nickte zustimmend und bog hinter der Notre Dame in die Wiener Vorstadtstraße ein. Häuser, schräg und altmodisch, reihten sich aneinander. Sie hatten keine Dächer, denn die Dächer waren für die Kamera entbehrlich. Im übrigen wirkten sie sehr natürlich Ein gemütliches Café, freundlich geschmückte Schaufenster und grüne Bäume, das war die rechte Seite der Straße. Die linke Seite war leer. Man hatte sie nicht aufgebaut. Eine Straßenseite genügte der Kamera

Ich sah in die grünen Bäume. Sie waren aus Papier, aber sie machten einen sehr natürlichen Eindruck. Die Filmdiva trat durch die Glastür des Cafés Das Wort Café stand in altmodischen Buchstaben auf der Tür. Ein Buchstabe war sogar etwas schadhaft. Es war genau wie im Leben Die Filmdiva trug ein schönes Kleid mit Rüschen, wie es die Bürgermädchen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts trugen. Sie hatte eine ockerfarbene Schicht über ihrem Gesicht, es sah recht merkwürdig aus, aber als ich sie gerade aufmerksam betrachten wollte, schlug sie die Hände vor das Gesicht und sagte: „Ach hätte man doch mich statt seiner erschossen!“ Sie sagte das sehr glaubwürdig und schluchzte auch etwas Es war genau wie im Leben

„Nun üben wir es zum zwanzigsten Mal“, flüsterte mir der Regisseur zu und seufzte. Er hielt ängstlich die Hand vor den Mund. „Sie ist leider etwas beschränkt. Wir müssen ihr jede Bewegung sagen. Aber sie photographiert sich, wie keine zweite in Hollywood Es läßt sich alles aus ihr machen. Nicht umsonst ist sie seit zehn Jahren der internationale Liebling des Publikums“

Die Diva warf den Kopf zurück „Noch einmal?“ fragte sie geduldig. Ihre Augen waren vom Licht der Jupiterlampen gerötet. Die angeklebten Wimpern standen schwarz und unorganisch über den müden Augen aber der blasse Mund war jung und schön

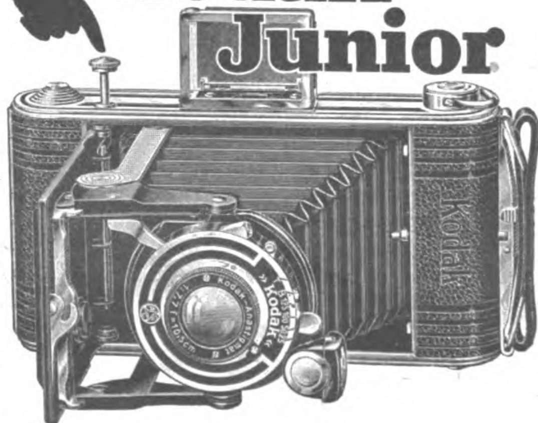
„Ach hätte man doch mich statt seiner erschossen“, wiederholte sie mechanisch und verbarg das ockergelbe Gesicht in den Händen

„O du lieber Gott“, sagte der Regisseur. Die Filmdiva strich sich mit der Hand über die steifen Rüschen des Biedermeierkleides

Über den dachlosen Häusern der Wiener Vorstadt wuchteten die Felsen der schweizerischen Alpen. Es roch nach Leim und Schminke. Straßen weiteten sich zu Plätzen, und aus Plätzen wurden Gassen. Neben den amerikanischen Blockhäusern standen indische Moscheen und hinter dem Bahnhof von Mukden ragten die Türme der Pariser Bastille

Ich ging über hölzerne Stege vorbei an marmorschimmernden Pappsäulen, Denkmälern, Dorfkirchen und griechischen Tempeln. Ich dachte, daß es beispielsweise schrecklich sein müßte, sich hier zu verlaufen. Über den Straßen hingen Röhren, um Regen zu fabrizieren Man brauchte Sonnenschein, um in der Filmstadt Regen drehen zu können. Das war wegen der Lichteffekte erforderlich. Alles in der Filmstadt sah etwas merkwürdig aus. Aber nachher auf der Leinwand war es genau wie im Leben Ein berühmter Filmschauspieler mit





Schnurrbart und Frack zwängte sich zwischen den Säulen des venezianischen Dogenpalastes hindurch und verschwand hinter den Stacheldrähten des Schlachtfeldes von Verdun. Ich fand dies alles etwas beunruhigend, und meine Gedanken arbeiteten viel zu langsam. Sie befanden sich noch auf dem Trafalgar Square von London, während meine Füße schon vor den Zelten einer Nordpolexpedition standen.

Schon war ich länger als eine Stunde gegangen. Es war ein Labyrinth. Gemein und nackt standen die Häuser ohne Dächer unter der Sonne. Ich hatte die Richtung verloren. Wo war der Eingang und wo der Ausgang? Aus dem amüsanten Besuch einer Hollywood-Filmstadt begann ein verrückter Angsttraum zu werden. Ich geriet in ein Urwalddickicht aus Papier und Cellophan, ich schlug mich durch die Ruinen von Pompeji und setzte mich ermattet auf die Landungstreppe eines Dampfers. Weit und breit war kein Mensch zu entdecken. Kein Arbeiter und kein Künstler. Verlassen lag ein indischer Turban auf den Eingangsstufen zum Grand Hotel von Sankt Moritz.

Ich hielt meine Hand auf die Stirn und sagte mir, daß es jetzt darauf ankäme, den Mut nicht zu verlieren. Ich redete mir langsam und vorsichtig zu. Ich sagte mir, daß es durchaus unamerikanisch sei, sich durch ein Filmstudio verwirren zu lassen; und daß dies ein recht kümmerliches Debüt auf amerikanischem Boden wäre. „Kopf hoch", sagte ich und klopfte mir auf die eigene Schulter. Ich rutschte die Landungstreppe hinunter und lehnte meinen Arm auf die Venus von Milo. Mit entschlossener Miene versuchte ich mich zu orientieren. Ich zog die Brauen zusammen und schaute an der ägyptischen Pyramide vorbei zur Neuyorker Freiheitsstatue. Neben der Freiheitsstatue tauchte ein Mensch auf. Ein Herr mit Spazierstock, der langsam näher kam. Ich warf die Arme in die Luft und lief auf den Herrn zu. Ich war gerettet.

Der Herr blieb stehen. „Wo komme ich zum Ausgang, ich habe mich verlaufen", rief ich atemlos.

Der Herr stemmte eine Hand in die Hüfte und mit der anderen klemmte er ein Monokel ein. „Haha, wir kennen den Trick, Sie wollen ein Autogramm! Aber ich gebe keine Autogramme. Grundsätzlich nicht!" Damit drehte er mir den Rücken.

„Warten Sie", rief ich verzweifelt und hielt ihn am Ärmel fest. „Ich habe mich verlaufen, helfen Sie mir, ich finde nicht den Ausgang."

„In Gottes Namen also", erwiderte der Herr. Er griff in die Rocktasche und schrieb in schönen Schriftzügen seinen Namen auf ein Stück Papier. „Damit ich meine Ruhe habe", sagte er und reichte mir den Zettel.

Ich nahm den Zettel. „Danke schön", sagte ich. „Und wenn Sie mir nun den Ausgang aus diesem Labyrinth —"

Der Herr sah mich verständnislos an. „Wie? Sie wollten kein Autogramm?" fragte er und betrachtete mich mit geöffnetem Mund. Er machte eine Pause und strich sich über das gepflegte Haar. Dann wurde er wieder Meister der Situation.

„Gehen Sie über die Champes-Elysées rechts vom Matterhorn an der Sphinx vorbei. Lassen Sie die Sphinx rechts liegen und wenden Sie sich am Rialto links zum ‚Bund' von Shanghai. Er führt zum Capitol, das an den Stefansdom gebaut ist. Dort werden Sie den Weg sehen, der an den Garderobenateliers vorbei zum Ausgang führt."

Der Herr sprach mit schöner Betonung. Er befeuchtete seine Lippen und sagte noch: „Das Autogramm dürfen Sie behalten." Dann verschwand er hinter den Pyramiden von Gizeh.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Der Urmenschenschädel von Steinheim.

Im Jahre 1933 wurde aus einer Kiesgrube in Steinheim an der Murr ein Urmenschenschädel geborgen, der durch sein Alter und seine Vollständigkeit zu einem wichtigen Dokument vorzeitlicher Menschenreste aus deutschem Boden geworden ist. Durch die Auffindung eines Backenzahnes, vier Stoßzähnen und zwei Schädelstücken mit erhaltenen Backenzähnen der Elephantenart „Elephas antipuus" in derselben Schicht ist es Berckhemer gelungen, den Schädel zeitlich festzulegen. Der Steinheimer Schädel ist wohl 2 bis 300 000 Jahre jünger als der berühmte Unterkiefer von Heidelberg, aber etwas älter als die typischen Neandertaler der Altwürmzeit.

Ultraviolettlicht und Arbeitsleistung.

Lehmann konnte in umfangreichen Versuchen feststellen, daß der Muskel unter dem Einfluß von ultravioletten Strahlen, wie sie die künstliche Höhensonne liefert, mit einem besseren Wirkungsgrad arbeitet. Der Organismus arbeitet nicht nur ökonomischer, sondern erholt sich auch schneller. Der Forscher bewies, daß bereits zwei Tage nach der ersten Bestrahlung ein beträchtlicher Anstieg der Arbeitsleistung eintritt, auf den ein weiterer bei der nächsten Bestrahlung folgt. Die Arbeitsleistung stieg im ganzen bei verschiedenen Versuchspersonen um 40 bis 60 vom Hundert. Die Erfolge einer Bestrahlung mit künstlicher Höhensonne zeigen sich in einer erhöhten Kohlehydratverbrennung zugleich mit einer Vergrößerung des Kohlehydratdepots. Der Sauerstoff der Einatmungsluft wird besser ausgenützt. Im Arbeitsstoffwechsel zeigt sich eine Verbesserung des Wirkungsgrades und des Erholungsvermögens, eine Steigerung der Arbeitskapazität und eine Verminderung der Ermüdbarkeit, weiterhin eine Verkleinerung der Herz- und Atemfrequenz und eine gewisse Senkung des Blutdrucks.

Zahlen, die zu denken geben!

F. W. Hopstein, der Leiter der städtischen Schulzahnklinik in Leipzig, entwirft in seinem Buch „Wächter an der Pforte" ein erschreckendes Bild über die Verbreitung der Zahnfäule, die nicht nur, wie viele glauben, ein Schönheitsfehler ist, sondern nachgewiesenermaßen auch zu gefährlichen Erkrankungen führen kann. Wenn heute 97 vom Hundert aller Menschen von dieser Krankheit befallen sind, so ist dies eine Zahl, die zu denken gibt! Die Zahnkaries ist zweifellos eine „Errungenschaft" der Zivilisation, der endlich auf den Leib gerückt werden muß. Eine erfolgreiche Bekämpfung ist möglich durch Anregung der Kaumuskeln und der Speichelsekretion, durch geeignete Wahl und Zubereitung der Nahrung, insbesondere des Brotes, durch sachgemäße, natürliche Mundpflege und schließlich durch frühzeitige Behandlung der Schäden auf breitester sozialer Grundlage.

Täglich wenigstens einen Dukaten!

Bald nach dem Hubertusburger Frieden begegnete dem Alten Fritz in dem Garten von Sanssouci ein junger Mann, den er, wie er gern zu tun pflegte, anredete und sich nach seiner Beschäftigung und Herkunft erkundigte.

„Ich seh' es Ihm an", sagte der König, „Er ist ein Bruder Studio. Aus Halle oder Frankfurt?"

„Ew. Majestät, zu Befehl", erwiderte der Student, „aus Frankfurt."

„Und gewiß ein Theologe", meinte da der Alte Fritz, „das hör' ich schon an seinem Bierbasse. Was ist Er für ein Landskind?"

„Wie Ew. Majestät richtig zu bemerken die Gnade hatten, ich habe Theologie studiert und bin aus Ungarn gebürtig."

„Könnt Ihr denn das Evangelium nicht in Eurem eigenen Lande studieren?"

„Ach nein. — Ew. Majestät wissen, daß uns Protestanten in Ungarn unsere Glaubensfreiheit immer mehr beschränkt wird."

„Sonderbar, und bei mir klagen sie darüber, daß ich den Leuten zuviel Glaubensfreiheit gewähre. Tut man das auch in Wien?"

„Mit einigen Ausnahmen, o ja."

„Und wer macht diese Ausnahmen?"

„Ei nun, die Jesuiten, die man noch dazu zu Zensoren und Bücherrevisoren bestellt hat."

„Sieht Er, wenn er nur was Rechtes studiert hat, so kann er alles im Kopfe mit nach Hause bringen."

„Ein Gelehrter braucht doch immer einiges Handwerkszeug, ich meine die Bücher und die Hefte."

„Ist die Bücher-Akzise so scharf? Haben die Herren Jesuiten in Wien sehr feine Nasen?"

„Was die Philosophie anbetrifft, gewiß; ich getraue mir nicht ein einziges Buch dieser Art mitzunehmen, und wenn es Ew. Majestät eigene Schriften wären."

„Hör' Er, ich will Ihm einen guten Rat geben. Nehm' Er seine Bücher in Gottes Namen mit, kaufe Er sich noch neue dazu, und wenn sie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, dann sage Er nur: diese Bücher hat mir der König von Preußen geschenkt. Darauf werden wohl die Herren Patres nicht viel geben, das tut auch weiter nichts. Laß Er sich die Bücher ganz ruhig wegnehmen, geh Er aber gleich zu meinem Gesandten und erzähle Er dem die ganze Geschichte und was ich Ihm gesagt habe. Hernach geh Er in den vornehmsten Gasthof und lebe Er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren, und da bleibe Er so lange, bis sie Ihm seine Bücher wieder ins Haus schicken. Das laß Er nur meine Sorge sein. Nun sage Er mir noch seinen Namen."

„Hebßli aus Ungarn."

Sie waren im Auf- und Abgehen bis an die Tür des Gartensalons gekommen. Der König bat den Studenten, einen Augenblick zu warten, bis er zurückkäme. Nach wenigen Minuten kehrte der König zurück und gab dem jungen Theologen einen offenen Brief an den preußischen Gesandten in Wien, worin die Anweisung stand, daß der Studiosus Hebßli aus Ungarn auf Unkosten des Königs in Wien leben solle.

„Dies zeige Er nur", sagte Friedrich, „meinem Gesandten und damit ist's gut. Er kriegt seine Bücher wieder; aber leb' Er in Wien, hört Er, nicht unter einem Dukaten täglich."

„Aber Ew. Majestät — — —"

„Nichts aber, verlass' Er sich auf mich und Er soll noch obendrein die beste Pfarrstelle in Ungarn kriegen. Nun reise Er in Gottes Namen, aber schreibe Er mir einmal."

Der Kandidat packte nun seine Bücher und Hefte getrost ein und reiste ab. Wie er vorausgesehen, wurden sie auf der Grenze versiegelt und in Wien sogleich bei der Revision als gefährliche, verbotene Ware von den Jesuiten in Beschlag genommen.

„Aber meine hochwürdigen Herren", sagte der Kandidat zu den Zensoren, „so bedenken Sie doch, seine Majestät der König von Preußen hat mir diese Bücher geschenkt, Sie werden es doch nicht wagen —"

„Ach, was geht uns hier in Wien der König von Preußen an", fiel ein langer, hagerer Jesuit dem Kandidaten in das Wort, „sei Er froh, wenn wir Ihm nicht selbst ein stilles Plätzchen neben seinen Büchern anweisen."

Der Kandidat empfahl sich den hochwürdigen gestrengen Herren und begab sich mit seinem Briefe zu dem preußischen Gesandten. Dieser war bereits von dem König unterrichtet worden, empfing den Ungarn sehr freundlich und ließ ihn von einem seiner Sekretäre nach dem Gasthof „Zum römischen Kaiser" mit der Anweisung bringen, daß man ihn auf Kosten der preußischen Gesandtschaft bis auf weiteres verpflegen solle. Sobald der König von allem, was in Wien vorgefallen, Nachricht erhalten hatte, erließ er sofort an den Gouverneur von Breslau und an den Minister von Münich daselbst den Befehl, durch eine besondere Kommission die Bibliothek des dortigen Jesuiten-Kollegiums gerichtlich versiegeln und mit zwei Schildwachen besetzen zu lassen. Die Siegel sollten an jedem Morgen durch einen Leutnant visitiert werden; er solle dafür täglich einen Thaler Diäten, die Schildwachen eine jede acht Groschen erhalten und das Jesuiten-Kollegium dreißig Thaler Versiegelungskosten bezahlen.

Niemand konnte den ehrwürdigen Vätern Auskunft erteilen, wodurch sie sich die Ungnade des Königs zugezogen hätten, weshalb sie eine Deputation nach Potsdam abordneten, um bei Sr. Majestät selbst anzufragen. Nachdem sie gegen die sonstige Gewohnheit des Königs einige Wochen hatten warten müssen, erhielten sie endlich Zutritt. Nachdem Friedrich über hundert andere Fragen an sie gerichtet, gelang es einem der Deputierten endlich, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. „Aha", sagte der König, „wegen der Bibliothek kommt Ihr? Ganz recht, ich weiß es schon; ich habe Siegel anlegen lassen, und den Grund davon könnt Ihr einzig und allein bei meinem Gesandten in Wien erfahren. Im übrigen bin ich Euer gnädiger König wie immer. Adieu!" — Die hochwürdigen Väter verneigten sich und kehrten mit diesem geheimnisvollen Bescheide nach Breslau zurück. Was war zu tun? Man mußte sich entschließen, eine Deputation nach Wien zu schicken, welche beauftragt wurde, bei dem preußischen Gesandten eine nähere Erkundigung einzuziehen. Der Gesandte schüttelte lange Zeit den Kopf, als ihm zum Glück die Sache mit dem ungarischen Kandidaten einfiel. „Vielleicht", sagte er, „werden Sie nähere Auskunft bei dem hiesigen Bücher-Revisions-Amte erhalten können." Er erzählte ihnen nun den Vorgang mit dem Frankfurter Studenten, und die Breslauer Jesuiten begaben sich sofort zu ihren Herren Amtsbrüdern in dem Wiener Zensur-Amte. Sie sahen nun wohl ein, wodurch der König zu so strengen Maßregeln gegen ihre Bibliothek veranlaßt worden sei und sorgten dafür, daß der junge Student sofort seine Bücher wieder erhielt. Sie mußten noch obendrein die Zeche des Ungarn bezahlen, welche 96 Dukaten betrug; denn der Theologe hatte der Ermahnung des Königs ein volles Genüge getan und nie unter einem, oft aber etwas darüber täglich daraufgehen lassen. Sobald der Breslauer Konvent dem König die Bescheinigung seines Gesandten in Wien, daß alles vollständig abgemacht sei, eingehändigt hatte, wurde sogleich Befehl zur Entsiegelung erteilt.

Fritz Alt.

Die Operation

Der große Operationssaal lag schneeweiß in glänzendem Licht. An den Wänden standen die spiegelnden Schränke mit den blitzenden Instrumenten. In der Mitte des Saales erhob sich wie ein Katafalk der Operationstisch.

Auf diesem Tische lag ein Mann. Ein Mann von ausgezeichneter Figur, athletisch gebout sozusagen. Um diesen mitten im Saal liegenden Mann herum gruppierten sich malerisch der alte Professor und die jungen Studenten.

„Zählen Sie", befahl der Professor einem der eifrig zuschauenden medizinischen Jünger des Heils.

Der begann: „Einunddreißig, zweiunddreißig, dreiunddreißig . . ." Bei siebenundvierzig gab der Professor der assistierenden Schwester einen Wink. Sie goß einige weitere betäubende Tropfen auf die Maske, die der Mann mit dem athletischen Körperbau trug. Aber er bewegte sich noch immer. Der Professor wurde etwas nervös. Und wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, die Studenten wurden etwas heiterer. Deshalb gab der Professor einen zweiten Wink. Die assistierende Schwester goß bei achtundsechzig den ganzen Betäubungsrest über das Gewebe Endlich war es geschafft. Der Mann mit dem athletischen Körperbau schlief ein.

„Eine einfache Sache, meine Herren", sagte der Professor, „eine ganz einfache Blinddarmoperation, Appendix sozusagen." Damit schnitt er auch schon den Bauch des Mannes mit der Maske auf. Die Schere funkelte im Licht. „Ritsch ratsch fidibus", grunzte der Professor hinter seinem Gesichtsoperationsvorhang, dann hob er triumphierend den Störenfried im Leibe des auf dem Katafalk liegenden Mannes heraus. Nähte die Wunde zu. Richtete sich auf. Lächelte. Die Studenten lächelten. Auch die assistierende Schwester lächelte.

„Der nächste bitte", sagte der Professor.

Der Mann mit dem athletischen Körperbau wurde auf Gummirädern herausgefahren. Er lächelte auch. Allerdings wußte er nichts davon. Doch bevor der nächste auf den Katafalk geladen wurde, zuckte der Professor leicht zusammen. „Nicht möglich", murmelte er, „haben Sie die Schere gesehen?" fragte er den Jünger des Heils, der den Mann mit dem Körperbau vorhin bis achtundsechzig ausgezählt hatte.

„Gewiß, Herr Professor", sagte der Student höflich, „Sie hatten die Schere vorhin noch in der Hand."

„In der Hand, so so . . ." war die etwas hastig gegebene Antwort. „Meine Herren", fuhr der Professor fort, „ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß niemand von Ihnen einen von mir absichtlich in Szene gesetzten Vorfall bemerkt hat. Sie müssen schärfer Obacht geben, meine Herren, wenn Sie sich später einmal mit Erfolg der ärztlichen Kunst befleißigen wollen."

Die Studenten sahen betreten vor sich hin

„Ich habe", fuhr der Professor fort, „um Ihre Aufmerksamkeit zu prüfen, meine Schere im Bauch des Patienten liegenlassen, als ich den Bauch zunähte. Niemand von Ihnen hat es bemerkt. Ich werde Ihretwegen den Mann noch einmal operieren, um die Schere aus seinem Leib zu entfernen. Bessern Sie sich, meine Herren!"

Den Studenten schoß die Röte in die Wangen. Tatsächlich. Niemand hatte etwas bemerkt.

Man rollte den Mann mit dem athletischen Körperbau abermals herein. Er lächelte noch immer. Ein Zuhörer brachte eine Zweiliterflasche mit Äther. Aber der Professor winkte ab. „Es reicht noch", meinte er und schnitt mit wenigen geschickten Schnitten den Athletenbauch abermals auf. Griff in die dunkle Tiefe und holte, es ist wahr, deshalb muß es hier gesagt werden, holte also ein Messer heraus. Ein ganz gewöhnliches niederträchtiges Messer ohne Griff.

Man sah deutlich, wie der Professor nach einem lateinischen Ausdruck für diese Sache suchte. Aber er fand im Augenblick keinen. Deshalb lächelte er. Auch die Studenten lächelten. Etwas anders als vorher, aber immerhin.

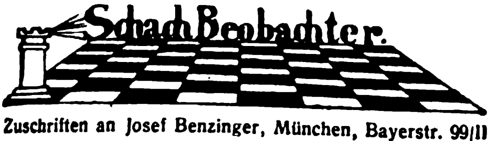
„Stellen Sie sofort fest, was der Mann von Beruf ist", trug er einem seiner Zuhörer auf, während er den Bauch zum zweitenmal zunähte.

Es dauerte eine kleine Weile. Als der Professor den letzten Knoten in die Bauchnaht machte, betrat der ins Büro gesandte Student zugleich mit der assistierenden Schwester den Operationssaal. „Der Mann ist Degenschlucker von Beruf", meldete er, während die Schwester anschließend sagte: „Ich habe vorhin versehentlich Ihre Operationsschere mitgenommen, Herr Professor. Hier ist sie."

Der Professor lächelte. Die Studenten lächelten. Der auf den Gummirädern langsam herausrollende Mann mit dem athletischen Körperbau lächelte.

Aber nur er wußte nicht warum.

E. C. Christophé.



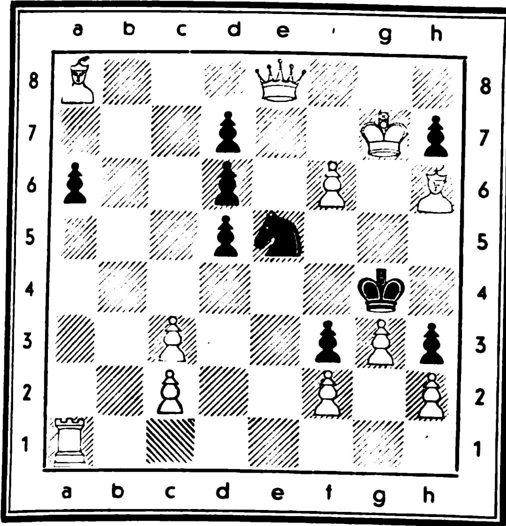
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Harald Reimann, Breslau

Schwarz: Kg4, Se5, Ba6, d5, d6, d7, f3, h3, h7 (9).



Weiß: Kg7, De8, Ta1, La8, Lh6, Bc2, c3, f2, f6, g3, h2 (11).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 14

Dreizüger von Otto Behncke, Cuxhaven.

Weiß: Kh8, Ta1, Tf3, Lf6, Lh5, Bc4 (6)
Schwarz: Ke4, Lc1 (2)

1. Lf6—g7, Lf4; 2. Te1†, Kf5; 3. Te5‡ usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; A. Seber, Trier; M. Templin, Friedensstadt; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; L. Ellner, Nürnberg; M. Loch, Berlin N; F. Löffler, Soldin; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; B. Dußling, Neckarsulm; L. Hohensee, Berlin; Pfr. Klein, Setzingen; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Ebeling, Potsdam; Erika Schupp, Wiesbaden; M. Burdack, Hormersdorf; F. Ruckdeschel, Nürnberg; F. Th. Dichl, Mülheim (Mosel); B. Bauer, Stuttgart; Pasch, Osnabrück; K. Merbold, Crailsheim; R. Steffen, Bln.-Wannsee; Eggebrecht, Norden; F. Büttner, Fürth i. B.; B. Stadtmann, Eisenach; Dr. J. Krug, Dresden; K. Schmidt, Detmold; Folge 13 u. 14: W. Fenchel, Gau Odernheim.

Einige Löserurteile: „Ein sehr schöner stiller Schlüsselzug" Dr. St., B.-Ch.; „Brechen der Läufersperre durch Turmverdoppelung — ein feinsinniges Zugzwangspiel" H. K., Bl.-N.; „Wenn man alle Möglichkeiten erschöpft, erfaßt man erst die Feinheit dieser Konstruktion — ein glänzendes Musterbeispiel" E. Sch., W.; „Außer dem sehr feinen Schlüsselzug ist die in diesem Abspiel enthaltene Selbstfesselung des Schwarzen besonders bemerkenswert" F. R., N.; „Die Aufgabe macht sowohl in der theoretischen als auch der praktischen Struktur viel Freude" B. B., St. usw.

Gefährliche h-Linienöffnung

Damenbauerspiel im „Colle-Aufbau", gespielt in einem jugoslawischen Städtekampf

Weiß: Grauer		Schwarz: Sostaric	
1. d2—d4	Sg8—f6	11. Td1—f1	h6×g5[4]
2. Lc1—g5	e7—e6	12. Ld3—h7+[5]	Kg8—h8
3. Sg1—f3	b7—b6	13. h4×g5	g7—g6
4. Sb1—d2	Lc8—b7	14. Lh7×g6†	Kh8—g8[6]
5. e2—e3	Lf8—e7	15. Lg6×f7†	Tf8×f7
6. Lf1—d3	0—0	16. Dc2—g6†	Tf7—g7
7. c2—c3[1]	d7—d6	17. Dg6×e6†	Tg7—f7
8. Dd1—c2	Sb8—d7[2]	18. Th1—h7	Kg8×h7
9. h2—h4	h7—h6	19. De6×f7†	Kh7—h8
10. 0—0—0[3]	Sf6—g4	20. Tf1—h1†	Aufg.[7]

[1] Bisher in bekannten Bahnen des „Colle-Aufbaues" im Damenbauerspiel.

[2] Der Textzug gibt eine bequemere Verteidigung als etwa nach dem Vorstoß 8. . ., c7—c5; 9. . . ., die Springerentwicklung nach c6.

[3] Ein Läuferopferangebot, das in dieser Stellung korrekt ist.

[4] Schwarz sollte das Opfer nicht annehmen, denn die Öffnung der h-Linie entscheidet rasch zugunsten von Weiß.

[5] Das „berühmte" Zwischenschach.

[6] Auf 14. . . ., Kg7 folgt 15. Th7†, Kg8; 16. L×f7†, T×f7; 17. Dg6† nebst folgendem Matt.

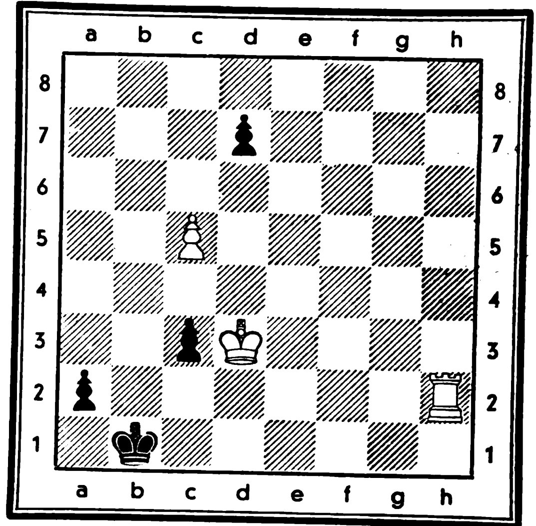
[7] Schwarz gibt auf, da das Matt im nächsten Zuge nicht zu verhindern ist.

Ein guter, lehrreicher Beitrag zum Kapitel: „h-Linienöffnung".

Blockierung durch Bauernopfer!

Folgendes interessante Endspiel von J. Behting (Riga) könnte ebenfalls in einer Partie vorkommen und zeigt uns in lehrreicher Weise die weiße Gewinnführung. Auf den richtigen Weg zum Gewinn kommt man durch die Erwägung, daß nach 1. K×c3, a1D†; 2. Kb3 Schwarz nur noch durch 2. . . . Da8 das auf h1 drohende Matt decken kann.

Schwarz: Kb1, Ba2, c3, d7 (4).



Weiß: Kd3, Th2, Bc5 (3).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch den geistvollen Vorbereitungszug 1. c5—c6! (Der Sinn dieses Bauernopferzuges ist die Blockierung der Schräge a8—h1!) d7×c6; 2. Kd3×c3, a2—a1D†; 3. Kc3—b3 und Weiß gewinnt.

Falls 1. . . ., c3—c2; so gewinnt Weiß mittels 2. Th1†, c1D; 3. T×c1†, K×c1; 4. c7, a1D; 5. c8D†, Kb2; 6. Dc3†, Ka2; 7. Dc4†, Ka3; 8. Da6†, Kb2; 9. Db5†, Kc1; 10. Dc4†, Kb2; 11. Db4†, Ka2; 12. Kc2!

Humor

Als der ländlich aussehende Mann zum drittenmal kam und wieder zwölf Scheintodpatronen verlangte, fragte der Waffenhändler: „Sagen Sie mir bloß: was machen Sie mit den vielen Patronen?"

„Ich bin der Dorfbader von Bebenhausen, und da habe ich jetzt auf allgemeinen Wunsch beim Zahnziehen die Narkose eingeführt."

*

„Soll ich Sie am Arm impfen?" fragte der Arzt die Operettendiva.

„Wo denken Sie hin?" rief die Patientin. „Bedenken Sie doch mein Kostüm als Künstlerin! Sie müssen mich wo impfen, daß es nie sichtbar wird."

Der Arzt dachte kurze Zeit nach. „Dann, meine Gnädigste", sagte er, „dürfte es am besten sein — Sie nehmen die Lymphe ein!"

*

Selma sang. Selma sang lange und viel. Der Agent sah sie an und nickte zufrieden: „Sie haben ein sehr schönes und umfangreiches Repertoire!"

Selma schaute verschämt in ihre Bluse:

„Leider, leider", sagte sie, „früher war ich ganz schlank, aber seitdem ich singe — —"

*

Im Verlobungsjahre redete er, und sie hörte zu. Im ersten Ehejahre redete sie, und er hörte zu. Im nächsten Jahre redeten beide, und die Nachbarschaft hörte zu. Im folgenden Jahre redete jeder nur noch mit der Nachbarschaft. Im letzten Jahre schieden sie voneinander, und niemand redete mehr als — die Nachbarschaft.

*

„Ich kenne einen Herrn, den ich leider beneiden muß, wenn ich ihn sehe. Das Sonderbarste aber ist, er hat mir mal gestanden, daß er mich wiederum beneidet."

„Aber warum das alles?"

„Die Erklärung hierfür ist sehr einfach; wir hatten uns beide mal um ein und dasselbe Mädchen beworben — aber ich habe sie dann geheiratet!"

*

„Welchen von beiden schätzen sie glücklicher, einen Mann der über 100 000 Mark Vermögen hat, oder einen Vater, der acht Töchter hat?"

„Natürlich den Vater, der hat an seinen Töchtern vollauf genug, der Mann dagegen, der die 100 000 Mark hat, wünscht sich unter Umständen noch mehr!"



„Was Sie soeben in einer kurzen Zusammenstellung gehört haben, lesen Sie ausführlich in Ihrer Tageszeitung!"

Zeichnung: R. Fäcke

*

„Wissen Sie, Herr Meier, der Altersunterschied zwischen meiner Tochter und ihrem Verlobten ist allerdings ein bißchen groß! Sie ist erst zwanzig und er schon vierzig!"

„Oh — das macht jetzt noch weniger aus, Frau Müller! Gefährlich wird es erst, wenn sie einmal dreißig und er sechzig ist!"

*

„Ich begreife nicht, wie der Schaffner in diesem heftig schüttelnden Omnibus schreiben kann!"

„Das ist alles Gewohnheit! Wenn der zum Beispiel zu Hause etwas in besonders schöner Schrift abfassen will, muß seine Frau immer am Tisch wackeln."

*

„In Amerika hat kürzlich eine Jazzkapelle fünf Stunden lang vor den Insassen eines Gefängnisses gespielt!"

„Was?! Und ich dachte, die Amerikaner wären so stolz auf die Humanität ihrer Strafanstalten!"

*

Auf dem Kirchplatz steht ein Mann mit einem Fernrohr, durch das jeder Vorübergehende für zehn Pfennig hindurchsehen darf. Auch ein alter Mann hat Lust dazu. „Ist es auch scharf?" erkundigt er sich vorsichtig.

„Das glaub' ich!" rühmt der Besitzer. „Wenn zum Beispiel da oben ein Flugzeug in achthundert Meter Höhe fliegen würde, dann würde dieses Fernrohr es Ihnen auf fünfzig Meter nahebringen."

Der alte Mann staunt einen Augenblick. Dann sagt er: „Aber was dann, wenn das Flugzeug dabei an den Kirchturm stößt?!"

„Weshalb soll ich denn fünfzig Pfennig für das Rasieren bezahlen, während Sie vorhin einen andern Herrn für die Hälfte rasiert haben?"

„Das stimmt schon, mein Herr, Sie vergessen ganz, daß Sie ein Doppelkinn haben."

*

„Mei, wissen S', Frau Pamperl, i moan allwei, die Beerdigungen san halt vui zu teuer!"

„Freili, freili, Frau Untermoser! Drum eben verschiebt's auch a jeder bis auf die letzte Minuten!"

*

Ein Weinhändler übersandte Lord Derby einige Probeflaschen mit der Bemerkung, daß dieser Wein ein sehr gutes Mittel gegen die Gicht sei. In einem späteren Brief bat er um einen Auftrag. Die Antwort, die er erhielt, schloß mit folgenden Worten:

„Der Earl Derby hat den übersandten Wein versucht; er zieht jedoch Gicht vor."

*

Die große amerikanische Firma gab einen Ball für das gesamte Personal.

Ein junger Mann tanzte mit einer hübschen Frau.

Und er fragte sie: „Finden Sie es nicht auch wunderbar, daß unser Direktor, dieser alte Idiot, nicht gekommen ist?"

„Wissen Sie, wer ich bin", fragte die hübsche Frau. „Ich bin die Frau des alten Idioten!"

„Und wissen Sie, wer ich bin?" fragte der junge Mann zurück.

„Nein."

„Gott sei Dank", sagte der junge Mann und verduftete schleunigst.

*

Das Schiff lief auf eine Sandbank und neigte sich bedenklich auf die Seite.

Ein aufgeregter Passagier stürzte auf den Kapitän los: „Was werden wir nun machen?"

Sagte der Kapitän trocken: „Wahrscheinlich Gleichgewichtsübungen!"

*

Fritzchen ist die Treppe heruntergefallen und hat sich weh getan. Nun sitzt er da und heult zum Gotterbarmen.

Da öffnet sich im Treppenhaus eine Tür und eine wilde Männerstimme ruft:

„Willst du wohl aufhören mit deinem Radau, du Lausejunge!?"

Erhebt sich Fritzchen und ruft wütend zurück:

„Mer werd doch noch die Trepp' erunnerfalle derfe"

*

„Hier, lieber Freund, hast du die drei Mark wieder, die du mir vorigen Monat geliehen hast!"

„Ach — die hatte ich ja schon längst vergessen!"

„Na, weißt du! Das hättest du mir aber auch eher sagen können!"

Humor der anderen

Schauspieler (flüsternd zu seiner Partnerin): „Sind wir allein?"

Stimme aus dem Publikum: „Ja, gleich! Aber erst mal das Eintrittsgeld aus der Kasse zurück!" (Life)

*

Frau Braun (ihren Mann plötzlich in seinem Büro besuchend): „Du schlechter Mensch! Mir hast du erzählt, deine Sekretärin sei eine alte, häßliche Frau!"

Herr Braun: „Ist sie auch! Sie mußte zum Zahnarzt und hat mir deshalb heute ihre Enkelin geschickt." (Philadelphia Inquirer.)

*

Junger Pfarrer (nach der ersten Predigt vor seiner neuen Gemeinde): „Glaubst du, daß die Leute mit meiner Predigt zufrieden waren?"

Seine Gattin: „Sicher! Ich sah, daß schon bald, nachdem du angefangen hattest, ein paar nickten, und mit der Zeit nickten alle" (Tit Bits)

*

„Es ist doch ganz unverständlich, daß die Frauen nichts geheim halten können. Was man ihnen auch anvertraut, sie erzählen es weiter"

„Du darfst nicht vergessen, daß die Frauen dem Geheimnis gegenüber nur zwei Standpunkte kennen: entweder ist es nicht wert, bewahrt zu werden, oder es ist zu gut dafür" (Stray Stories.)

ANEKDOTEN

Blüchers Entschluß

Am 19. September 1813 erhielt Blücher die Nachricht, daß sein Sohn, welcher Kommandeur des 1. schlesischen Husarenregiments war, in einem Gefecht bei Nollendorf gefangengenommen worden sei. Er wollte es anfangs nicht glauben, weil er, wie er sagte, ein solches Ereignis bei seinem Sohne für ausgeschlossen hielt. Doch weitere Mitteilungen benahmen ihm alle Zweifel an der Richtigkeit der Nachricht. Der Oberst Blücher war schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen, und dieser Umstand beruhigte den alten Vater, und er sagte: „Mein Franz ist doch ein tüchtiger Kerl, aber das Regiment hätte seinen Kommandeur nicht im Stiche lassen dürfen."

Bald darauf wurde dem Marschall Vorwärts von französischer Seite aus der Vorschlag gemacht, seinen Sohn gegen den gefangenen Oberst de Talleyrand auszuwechseln. Doch der Soldat in Blücher trug den Sieg davon über den Vater. Obgleich er seinen Sohn sehr liebte, wies er das Anerbieten zurück, weil er dem Feinde nicht einen gesunden Offizier für einen kranken oder invaliden zurückgeben wollte. Trotz aller Vorstellungen blieb der Fürst bei diesem Entschlusse. O. M.

Ein seltener Fuhrmann

In Leipzig wurde Johann Sebastian Bach oft von Neugierigen belästigt, die mit allen möglichen Anliegen an den Meister herantraten. Zu ihnen gehörte ein aufgeblasener französischer Musikdilettant namens Teletel, der sich viel auf seine Virtuosität als Klavierspieler einbildete. Beinahe jeden Tag kam er zu Bach, um ihn mit seinem Spiel zu langweilen. Um sich dieses unerbetenen Gastes zu entledigen, bestellte Bach den Kantor Krebs aus Altenburg, seinen begabtesten Schüler, zu sich und verabredete mit ihm eine List, mit deren Hilfe er den lästigen Besucher zu vertreiben hoffte.

Am nächsten Tag erschien wie immer Teletel bei Bach und hielt den Meister mit seinem Spiel auf. Plötzlich trat ein Mann ins Zimmer — in der Faust eine große Fuhrmannspeitsche und mit blauer Bluse, langen Stiefeln und der typischen Kutschermütze bekleidet.

„Ah, lieber Freund!" rief der entzückte Bach. „Das ist schön, daß Er mich wieder mal besucht. Da kann Er gleich einmal zeigen, ob Er inzwischen was Neues gelernt hat. Dies ist Monsieur Teletel, ein großer Klavierkünstler — und dies ist Herr Cancrinus, ein Virtuos auf der Fuhrmannspeitsche, der in seinen freien Stunden auch ein bißchen auf dem Klavier klimpert. Nun setz' Er sich ans Klavier und spiel' Er uns etwas vor!"

Der „Fuhrmann" gehorchte und spielte ein einfaches Präludium — steigerte aber seinen Vortrag zu immer kunstvolleren Zusammensetzungen und türmte aus bezaubernden Phantasien und Variationen ein künstlerisches Prachtgebäude auf, daß dem Franzosen Hören und Sehen verging.

„Sehen Sie, Monsieur", sagte Bach, als sein Schüler Krebs geendet hatte, „so spielen bei uns die Fuhrleute!" Worauf sich der Franzose bald verabschiedete und sich seit diesem Tage nie wieder bei Bach sehen ließ. F. H.

Nicht fragen!

Ein Weltreisender besuchte, als er durch Spanien kam, hier ein Benediktinerkloster. Er überbrachte so gute Empfehlungsbriefe, daß er zum Essen eingeladen wurde. Als die Mahlzeit beendigt war, zog er seine Zigarrentasche heraus und fragte: „Euer Ehrwürden haben doch nichts dagegen, daß ich rauche?" — „Ich kann es Ihnen leider nicht erlauben", antwortete der Abt, „das Rauchen im Refektorium verstößt gegen die Ordensregeln." Überrascht deutete der Reisende auf verschiedene Zigarrenstummel, die herumlagen. „Und woher stammen die?" — Mit mildem Lächeln sagte der Abt: „Von den Reisenden, die nicht fragten!" J. D. W.

Das Äußere war ihm Nebensache

Henri de Catt, mit dem sich der große König Friedrich von Preußen viel unterhielt, hat dieses Geschehnis in seinen „Gesprächen" aufgezeichnet.

Es war während des Siebenjährigen Krieges draußen im Feldlager im Osten. Da erhielt der König eines Tages ein Paket, dessen Sender nicht vermerkt war.

Als der Lakai es geöffnet hatte, kamen Manschetten zum Vorschein.

Zu Henri de Catt gewandt, meinte Friedrich, als er sie sah: „Schöne Manschetten aus Potsdam! Wer zum Teufel schickt mir solche Sachen, die ich gar nicht bestellt habe?"

Er nahm sie nun näher in Augenschein. Und da sie ihm sonst recht gefielen, beschloß er, sie zu benutzen. Nur zu lang waren sie ihm. Und darum schnitt er sie sogleich in der Mitte durch und hatte nun zwei Paar Manschetten. Wobei er fortfuhr: „Was brauche ich lange Manschetten! Für mich brauchen sie weder lang noch schön zu sein; denn ich habe, wie Sie vielleicht schon bemerkten, die üble Gewohnheit, meine Federn an den Manschetten abzuwischen. Ich gebe zu, daß das nicht sehr schön ist. Aber es kommt mir nicht so genau darauf an. Sehen Sie meine Stiefel an! Sie werden nicht behaupten, daß sie sehr elegant sind. Aber sie sind bequem. Und das genügt mir. Sehen Sie weiter meinen Rock an! Ich habe ihn mir neulich eingerissen. Und er ist mit weißem Zwirn ausgebessert, den ich gerade bekommen konnte. Auch mein Hut ist, wie mein übriger

Anzug, alt und schäbig. Doch die alten Sachen sind mir hundertmal lieber als neue. Aufwand, Repräsentation und Eitelkeit sind nichts für mich." M. R.

Die Kehrseite der Medaille

Als Napoleon Moskau endlich erobert hatte, glaubte er sich am Ziel seiner Träume. Im ersten Siegesübermut ließ er Medaillen prägen, auf deren Frontseite sein Bild war, während die Rückseite von Wolken und Strahlen umgeben die Worte trug:

„Der Himmel ist dein
die Erde ist mein!"

Einige von diesen schönen Medaillen schickte er auch dem russischen Gouverneur von Orenburg, mit dem er die Friedensverhandlungen anknüpfen wollte. Statt einer Antwort schickte der Russe Napoleon seine Medaillen, nur ein wenig verändert, zurück. Die Worte aber hießen nun:

„Der Rücken ist dein,
die Knute ist mein!" F. B

Friedrich schreibt an den Rand

Zur Zeit Friedrichs des Großen bestand in Magdeburg für alle Juden die Verpflichtung, Bärte zu tragen Ein gewisser Moses Hirsch, der offenbar seine Herkunft verbergen wollte, wandte sich mit einem Schreiben an Friedrich und bat untertänigst um die Erlaubnis sich den Bart abnehmen zu dürfen.

Der König las den Brief und schrieb mit großen Buchstaben darunter:

„Der Jude Hirsch soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen. Friedrich." R. H.

Revolution

Man sprach über die Französische Revolution. Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs des Großen Bruder, äußerte: „Man mag darüber denken, wie man will; jedenfalls kann niemand leugnen, daß sie über viele Dinge großes Licht verbreitet hat." Ein Geheimrat entgegnete: „Sollte es nicht das Licht einer Feuersbrunst sein, die verwüstet, statt zu leuchten?" J. D. W

Von altem Brauch

Sir Walter Scott, der große schottische Dichter, hatte einen Diener namens Bruce. Der hing, wie alle seine Landsleute, sehr an den alten Bräuchen seines Volkes.

So eilte er einst, als Scott erkrankt war und die Mittel der Ärzte versagten, ins Gebirge, um in zwölf nach Süden fließenden Gewässern die zwölf runden Steine zu suchen, die einem Kranken Heilung bringen sollen, der zwölf Nächte auf ihnen schläft

Er kam freudestrahlend zurück und schickte sich an seinem Herrn das harte Lager zu richten. Scott lehnte lächelnd ab. Dann holte er ein altes Sagenbuch herbei und lehrte den treuen Diener, daß die zwölf Steine ihre Wunderkraft nur beweisen könnten, wenn man sie mit dem Kleid einer Frau bedecke, die noch nie den Wunsch, zu heiraten, ausgesprochen habe.

„Ach", seufzte Bruce, „dann werdet Ihr wohl sterben müssen!" N. N.

*

In einem Kampf mit den Mauren hatte einst der spanische Marquis von Rivado mit seinem König die Kleider getauscht, um das bedrohte Leben des Monarchen zu retten.

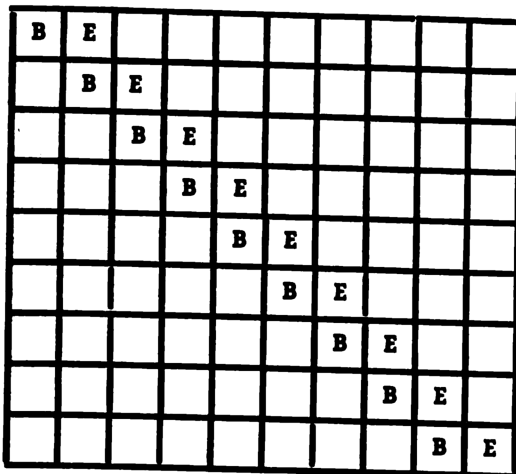
Zum Dank wurde ihm und seinen Nachkommen das Recht gegeben, sich alljährlich am Dreikönigsabend an der Hoftafel einzustellen und nach dem Mahl das Gewand des Königs als Geschenk zu erbitten Jahrhundertelang war dies seltsame Privileg geachtet worden; die Rivados besaßen schließlich eine Kostümsammlung, wie man sie sich prunkvoller kaum denken kann.

Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts machte die Königin Isabella diesem Vorrecht ein Ende. Als der Marquis bei ihr anfragen ließ, wann die Königin am Dreikönigstage zu speisen gedenke, erhielt er die Antwort, und zwar Jahr für Jahr die gleiche:

„Überhaupt nicht!" N. N

RÄTSEL

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a b b c d e e e e e e e e e e e f f f g g g g h h i i i i i i i l l l l l l m m n n n n n n n o o o p r r r r r r s s t t u u u u w z z z sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Stern im Orion, 2. Ort im Allgäu, 3. deutsches Sagengeschlecht, 4. Holzart, 5. Steinfrüchte, 6. Turnübung, 7. Unterschenkelknochen, 8. tropische Infektionskrankheit, 9. Insektenzelle

Silbenrätsel

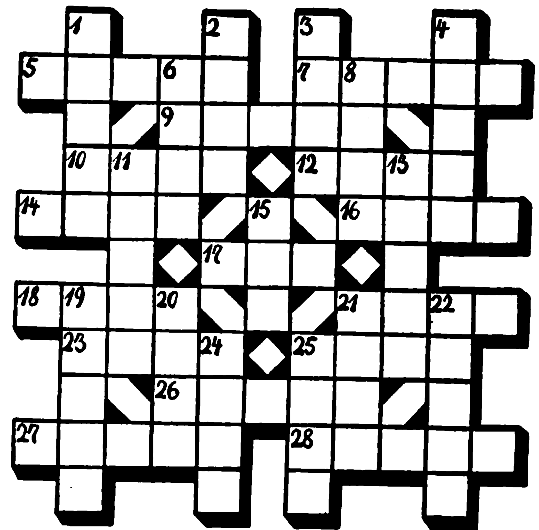
Aus den Silben: a den der eh fueh gin ho klaf le leh ler ni po preis ren ren rer ror schach schaf schwe se ser spitz ster ster ten ter tor ver wahl wandt weg weg wei zur sind 14 Wörter zu bilden, denen je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen sind.

Diese, aneinandergereiht, ergeben einen Ausspruch des Ministers Heß. (ch und st = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. Teil der bayerischen Tracht, 2. Richtungsweiser, 3. Himmelsbläue, 4. Erzählung von Goethe, 5. Hautöffnungen, 6. Tastvorrichtung der Gliederfüßler, 7. Wald- und Wiesenblume, 8. Stadt am Bodensee, 9. altes Längenmaß, 10. militärisches Gepäckstück, 11. gelbblühender Strauch, 12. europäisches Königreich, 13. Jugendbildner, 14. deutscher Maler.

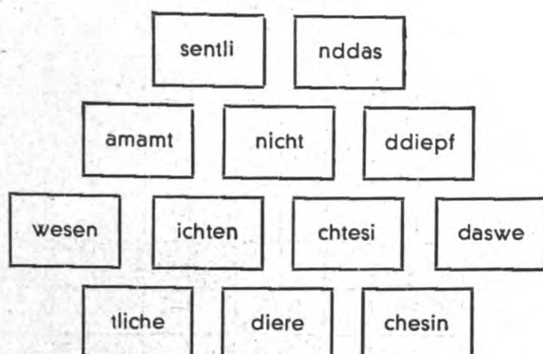
1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. griechische Schicksalsgöttin, 7. Fluß in Schleswig-Holstein, 9. Raubtier, 10. Zwangsversteigerung, 12. Gut, 14. Hunderasse, 16. Straftat, 17. Waldgott, 18. Männername, 21. nat.-soz. Kapellmeister, 23. Säugetier, 25. nordisches Göttergeschlecht, 26. Versfuß, 27. Hauptstadt des Burgunderreiches, 28. Verwandter. — Senkrecht: 1. langsames Tonstück, 2. osteuropäische Meerenge, 3. Naturerscheinung, 4. Frauenname, 6. Miete, 8. Fluß in Süddeutschland, 11. Baumfrucht, 13. Ankerplatz, 15. westeuropäische Insel, 19. Edelgas, 20. Klebemittel, 21. nordisches Göttergeschlecht, 22. Fanggerät, 24. Gesichtsteil, 25. Stadt in der Tschechei.

Mosaikrätsel



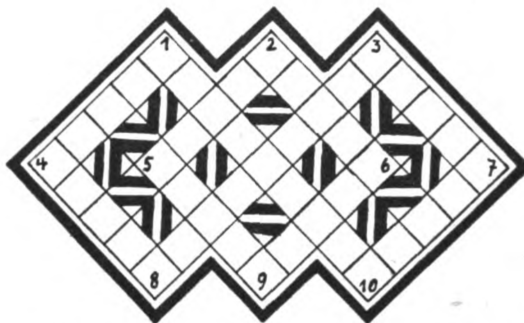
Die Steinchen sind so zu ordnen, daß sich, fortlaufend gelesen, ein Ausspruch des Ministers Heß ergibt.

Opernfüllrätsel

Neben jeden Komponisten ist eine seiner Opern zu setzen. Die Anfangsbuchstaben ergeben eine Oper von Richard Strauß.

Wagner	
Weber	
Auber	
Verdi	
Bellini	
Humperdinck	
Strauß	
Spontini	
Gluck	
Donizetti	
Mozart	
Tschaikowsky	
Gounod	

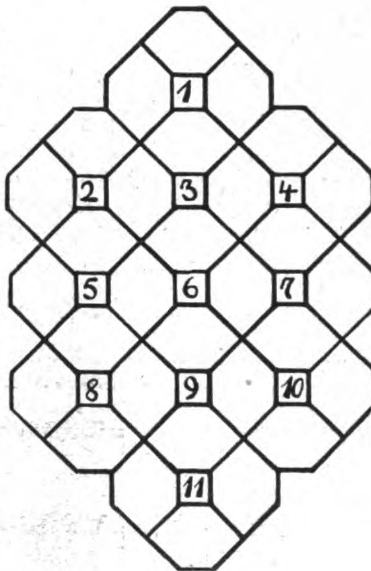
Rätselfries



1—10 Stadt in Schleswig-Holstein, 2—6 Nebenfluß der Leine, 3—7 Liebhaber, 4—1 männliches Haustier, 4—8 arabischer Titel, 5—2 Singstimme, 5—9 Fluß in England, 8—3 Stadt in Schleswig-Holstein, 9—6 Wäschekasten, 10—7 germanischer Volksstamm.

Wabenrätsel

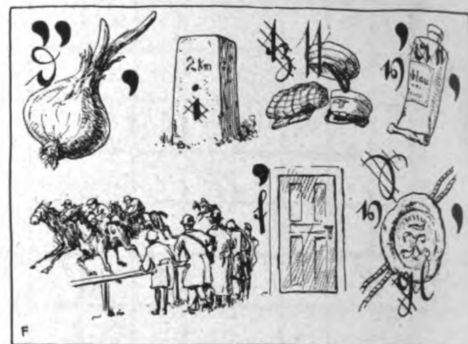
Die Wörter beginnen jeweils im oberen Wabenfeld. Sie bedeuten: 1. mittelalterliche Gerichtsgewalt, 2. Augenliderkrankung, 3. Tierbehausung, 4. kleines Säugetier, 5. nat.-soz. Kapellmeister, 6. Verwitterungsprodukt, 7. arabische Landschaft, 8. Lofoteninsel, 9. chem. Element, 10. frz. Landschaft, 11. amerikanischer Strom.



Kryptogramm

Wunsiedel, Perle, Sieben Hängematte, Hörsaal, Entdeckung, Stammfürst, Ehrenmal, Werdenfels, Anna, Odol, Schafhirt, Vermittler, Iris, Entdecker, Mutschmann, Chlor, Außenwand. — Jedem der vorstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht, einen Ausspruch Rudolf Heß' ergeben.

Bilderrätsel



Lösungen der Rätsel aus Folge 16

Wabenrätsel: 1. Etat, 2. Rest, 3. Eden, 4. Mode, 5. Roon, 6. Orte, 7 Rede, 8. Dame, 9. Mino, 10. Oehr, 11. Ober, 12. Lade, 13. Iman, 14. Nimr, 15. Dora, 16. edel, 17. Lena, 18. Mine, 19. Nare, 20 Edam, 21. Elen, 22. eben, 23. Meta, 24 Mana. 25. Emin, 26 Nabe, 27. Bete, 28. Hand, 29. Lima, 30. Iran, 31. Base 32. Atem, 33. Lahr, 34. Lori, 35. Raja, 36 Same, 37. Rhea, 38. Riol, 39. Rosa 40. Aras, 41. Mann. ★ **Silbenband:** Mandarine. 1—2 Kommando, 3—4 Romanze, 5—6 Idaho, 7—8 Sandale, 9—10 Marine, 11—12 Paria, 13—14 Borneo, 15—16 Manege. ★ **Rösselsprung:** Ergründe, ergrabe, ergreife das Glück, entflohen, entflogen, kommt's nimmer zurück. Goethe. ★ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Koeln, 4. naiv, 7. Eosin, 9 Sprotten, 12. Ire, 13. Erl, 15. Agave, 17. Edi, 18. Erwin, 19. Kos, 20. Oel, 22. Taubenei, 26. Essen, 27. Tort, 28 Ignaz. — Senkrecht: 1. Kusi, 2. Leo, 3. Not, 4. nie, 5 Annexion, 6. Villa, 8. Stier, 10. Prado, 11. Register, 14. Renee, 16. Venus, 17. Eklat, 21. Linz, 23. Ast, 24. Bei, 25. eng. ★ **Silbenkreuz:** 1—2 Pia, 2—4 Aster, 3—4 Laster, 2—3 Ala, 2—5 Ave, 2—6 Ara, 5—6 Vera, 1—2—4 Piaster, 1—3—4 Pilaster, 1—2—5 Piave ★ **Silbenrätsel:** 1. Wiesbaden, 2. Elster, 3. Illyrien, 4. Sperber, 5. Habana, 6. Egeria, 7 Innozenz, 8 Tasmanien, 9. Ikaros, 10. Sauerbrunnen, 11. Tagliamento, 12. Doeberitz „Weisheit ist des Lebens Auge." ★ **Viereck:** 1. Miramar, 2. Retorte, 3. Marquis, 4. Raetsel.

O diese Schotten!

Neues aus Aberdeen und Umgebung

Die Schotten gelten als das sparsamste Volk der Erde, wohlgemerkt, als das sparsamste, nicht als das geizigste. Die Sparsamkeit der Schotten ist nicht Geiz, sie ist vielmehr etwas Gutmütiges, Einfallreiches, Witziges, man könnte fast sagen, etwas Geniales. Zwar hat noch niemand von uns einen richtigen, sparsamen Schotten angetroffen, und Schottland gab der Welt vielleicht den freigebigsten Mann aller Zeiten: Andrew Carnegie, den Stahlkönig, der nicht weniger als 350 Millionen Dollars verschenkt hatte, als er starb. Nichtsdestoweniger übt sich der Spott aller Länder an der wundersamen Sparsamkeit der Schotten. Hiervon sollen die nachfolgenden Anekdoten heitere Proben geben:

Das späte Mädchen fragte den Schotten: „Wieviele Jahre geben Sie mir?"

Der Schotte lächelte: „Fragen Sie lieber einen anderen, meine Dame — ich bin zwar Schotte, aber wir sind nicht so geizig, wie Sie erhoffen."

*

Es war in Schottland, natürlich in Schottland. Zwei Schotten trafen sich.

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?"

„Gewiß."

„Ich habe Ihnen doch geschrieben, daß ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitte, und Sie haben es nicht für nötig gehalten, mir zu antworten."

Der Schotte schaute verwundert: „Hatten Sie Rückporto beigelegt?"

*

Ein Schotte hatte sich verspekuliert und wollte sich erhängen. In letzter Minute zerschnitt sein treuer Diener den Strick und rettete ihn. Später kam der Schotte wieder zu Geld. Als der Diener aus seinen Diensten schied, zog ihm sein Herr einen Schilling vom Gehalte ab. Er begründete das damit: Der Strick war damals ganz neu — du hättest also den Knoten einfach lösen können!

*

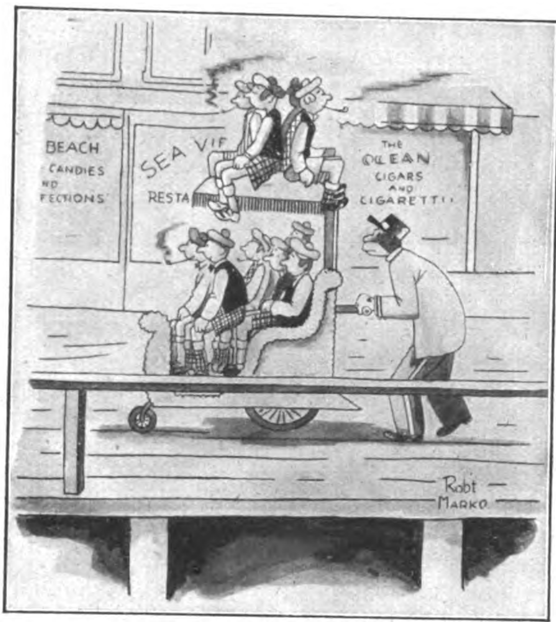
Ein Schotte spielt Golf. Es war bitter kalt. Als das Spiel zu Ende war, drückte er dem Balljungen etwas in die Hand und sagte:

„Das ist für ein Glas heißen Whisky, mein Junge!"

Der Junge öffnete die Hand und fand ein Stück — Zucker!

*

Ein Engländer angelt zusammen mit seinem schottischen Freund. Wer den ersten Fisch fängt, soll dem Partner einen Schnaps schenken. Bald zieht der Engländer ein winziges Fischchen heraus, und behaglich schlürft der Schotte den gewonnenen Whisky. Dann meint er gelassen: „So, nun wird es wohl Zeit, daß ich auch an meine Angel einen Köder hänge!"



Schottenbesuch im Seebad!
(Saturday Evening Post)

Das Kind eines Schotten wäre beinahe in einem Teiche ertrunken, wurde aber von einem tapferen Manne aus dem Wasser gezogen. Der Lebensretter ging in das Haus der Eltern in der stillen Hoffnung auf eine kleine Belohnung.

Da fragte ihn die Mutter des Knaben: „— — und wo haben Sie seine Mütze gelassen?"

*

Ein Engländer starb. Sein Vermögen sollte an seine drei Freunde verteilt werden: einen Engländer, einen Irländer und einen Schotten!

Bedingung aber war, daß jeder von den dreien 5 Pfund in den Sarg legen sollte. Der Engländer legte 5 Pfund hinein. Der Irländer nahm die 5 Pfund heraus und legte einen Scheck über 10 Pfund hinein, zahlbar an den Überbringer. Da kam der Schotte, nahm den Barscheck heraus, löste ihn ein und legte zuletzt einen Verrechnungsscheck über 15 Pfund in den Sarg.



McPherson (der 25 Jahre das Hotel nicht besucht hat, zum Portier): „So, da bin ich schon wieder!"
(Tit Bits)

*

Ein Schotte kam in die Hauptstadt. Da sah er einen Penny liegen und setzte den Fuß darauf. Und wartete. Auf einen Schutzmann. Als endlich einer kam, bat er, dieser möge ihm doch das Geldstück aufheben.

„Warum bückst du dich denn nicht selber?" fragte der Polizist.

„Ich habe mir vor 20 Jahren in Aberdeen ein Paar Hosenträger gekauft — und ich weiß nicht, ob die das noch aushalten!"

*

Zwei schottische Meisterschwimmer wetteten um einen Schilling, welcher von ihnen am längsten unter Wasser bleiben könne.

Sie ertranken beide.

*

Ein Londoner ging zum Bahnhof, um einen Freund aus Glasgow abzuholen. Da es höchste Zeit war, wollte er ein Taxi nehmen, aber es war keins zu sehen.

„Wo sind denn heute alle Autos?" fragte er einen Gepäckträger.

„Oh! Zu diesem Zug kommen keine Droschken! Das ist der Schottland-Expreß!"



„Der Mann im Laden war wirklich grob, als ich ihn nach der Zeit fragte!"
„Vielleicht sollten Sie auch mal 'ne Kleinigkeit bei ihm kaufen!"
(Windsor Magazine)



„Wenn Sie nicht 1 Schilling nachlassen, junger Mann, verlasse ich den Bahnhof und gehe zu Fuß nach Hause!"
(Tit Bits)

Von Argentinien ...



Blick vom Flugzeug auf Argentiniens schöne Hauptstadt Buenos Aires
Längs des Riachuelo-Flusses stehen die Lagerhäuser der Handelsfirmen, denn hier löschen die Übersee-Frachtdampfer ihre Ladungen.

... über die Kordilleren ...



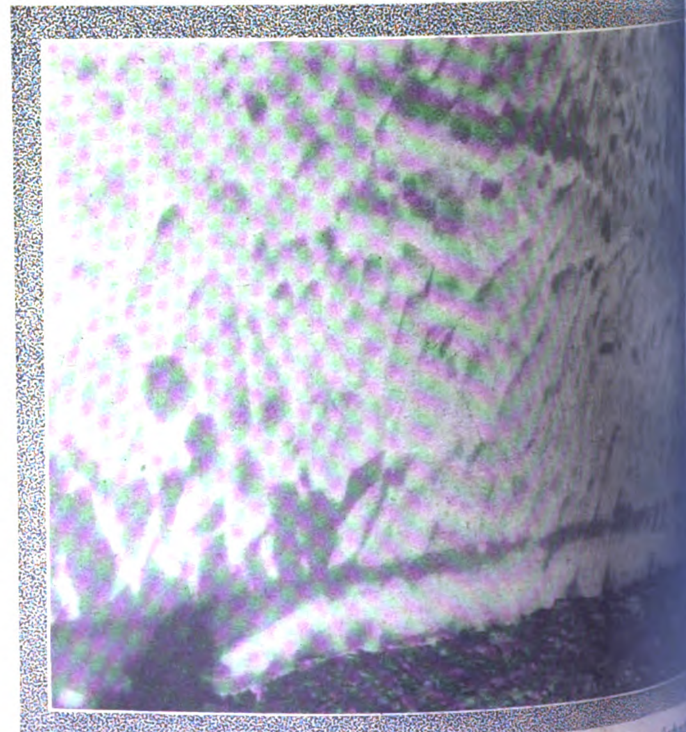
Ein viel benützter Gebirgspaß von Argentinien nach Chile.



Die Cordilleras des los Andes (Kordilleren)
Ein Blick über den Urwald hinweg auf



Die Transandinobahn (Kordillerenbahn)
Eine Fahrt mit dieser Bahn vermittelt reizvolle Eindrücke; nicht immer kann



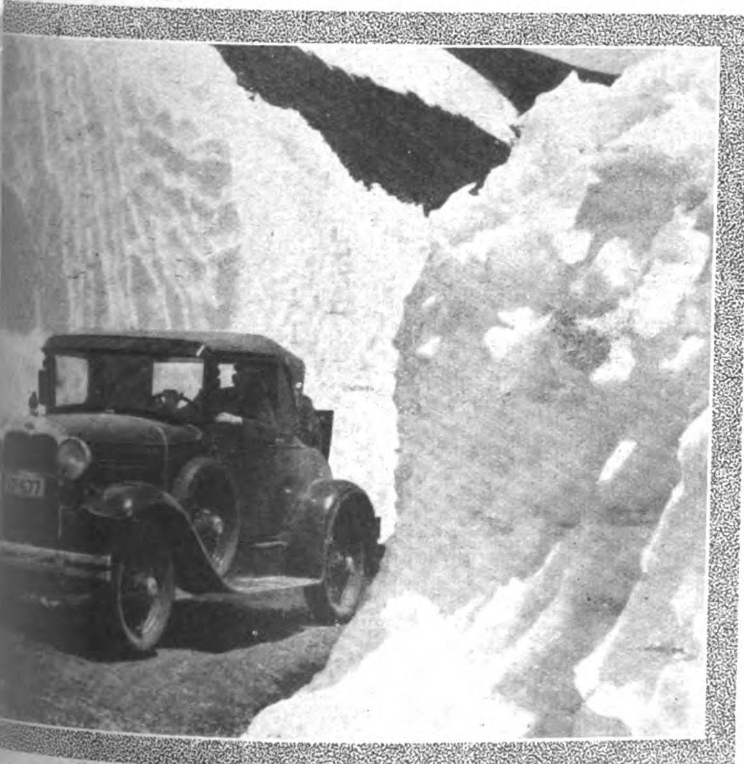
Ein Auto in
Das Bild zeigt den Fahrweg zwischen Caracoles und



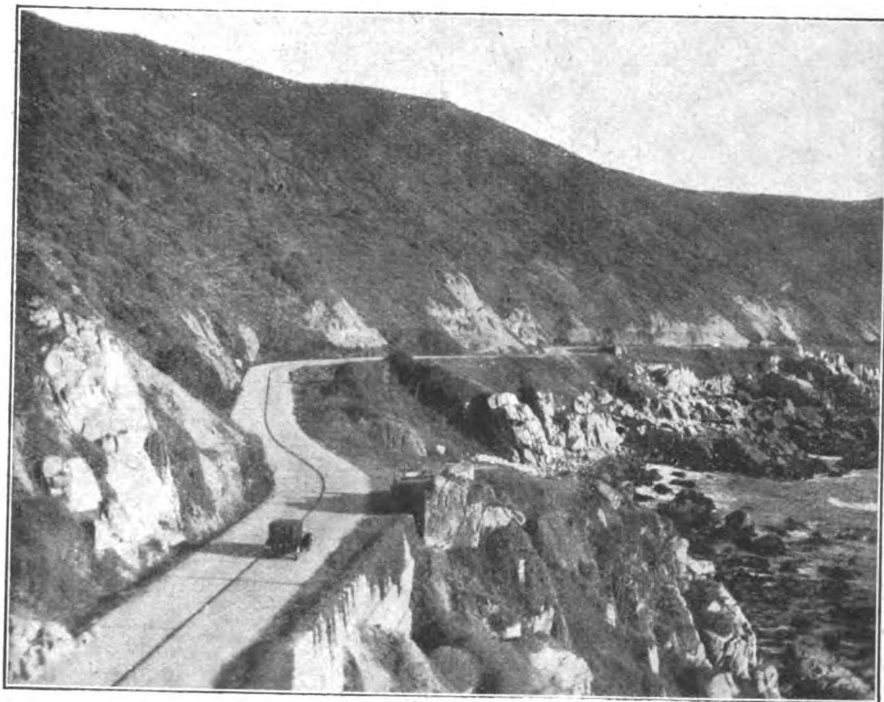
Grenze zwischen Argentinien und Chile
ge, in dem noch der Kondor horstet.



merikanischen Staaten Argentinien und Chile
werden, da im Winter die Fahrt häufig durch Schneemassen unterbrochen wird.



Kordilleren.
ther von einem Lawineneinbruch wieder freigemacht wurde.



Oben: Der entzückende Autoweg von Valparaiso längs der Küste an den verschiedenen Badeorten entlang bis zur Stadt Concon. Die Anlage dieser Straße in einem Felsenhang erforderte bedeutende Kosten.

... nach Chile

Sämtliche Aufnahmen: Oskar Milbach.



Rechts: Ein Weg, der durch Chiles Urwald geschlagen werden mußte; rechts und links undurchdringliches Dickicht



Blick auf Santiago, die Hauptstadt Chiles. Die Straße im Vordergrund (Alameda de las Delicias) zieht sich durch die ganze Stadt hindurch.

GENERALPROBE zur englischen KÖNIGSKRÖNUNG





Links: Der Krönungs-Prunkwagen in vollkommener Aufmachung — allerdings leer — auf der Rückfahrt.

Oben: Der Prunkwagen auf der Fahrt durch die Straßen von Westminster. Trotz der frühen Morgenstunde haben sich viele Neugierige angesammelt.

Eine Luftaufnahme zeigt den Weg, den die Fahrt am Krönungstage nehmen wird: Vom Buckingham-Palast (obere Ecke links) geht der Weg zur Westminster-Abtei, wo die eigentliche Krönung stattfindet. Im Vordergrund des Bildes: das Parlament.

Sämtliche Aufnahmen: Associated-Press.



Der javanische Sultan von Djokjakarta (links) bei seinem Aufenthalt in Mailand. In der Mitte: die Rumänin Nadia Vlasov, die beinahe eine exotische Herrscherin geworden wäre.



Sultan Paku Alam VIII. verliest die Thronrede. Die malerischen Hoftrachten der javanischen Würdenträger zeugen von einheimischer Kultur, die früher vom festländischen Indien stark beeinflußt wurde.

Ein exotischer Herrscher besteigt seinen Thron

Sämtliche Aufnahmen: Associated-Preß.



Ein Festakt im Hause des Gouverneurs.
Der holländische Gouverneur (Mitte) bringt einen Trinkspruch aus auf den neuen Herrscher von Djokjakarta (in holländischer Uniform, rechts vom Gouverneur).



Die Hofbeamten des neuen Herrschers von Djokjakarta in Erwartung des Festes gelegentlich der Thronbesteigung.

Der jetzige Sultan von Djokjakarta lernte während seines Europaaufenthaltes in Sankt Moritz die hübsche Rumänin Nadia Vlasov kennen, faßte tiefe Neigung zu dem Mädchen und beschloß, sie zu seiner Gemahlin zu machen. In dem Augenblick aber, als sein Vater starb und er als Paku Alam VIII. den Thron besteigen mußte, wurden ihm wegen der beabsichtigten Heirat sowohl von der Königin von Holland, als auch von der eigenen Bevölkerung Schwierigkeiten gemacht, die den Sultan veranlaßten, auf die Ehe mit Nadia Vlasov zu verzichten.

THEATER IM REICH

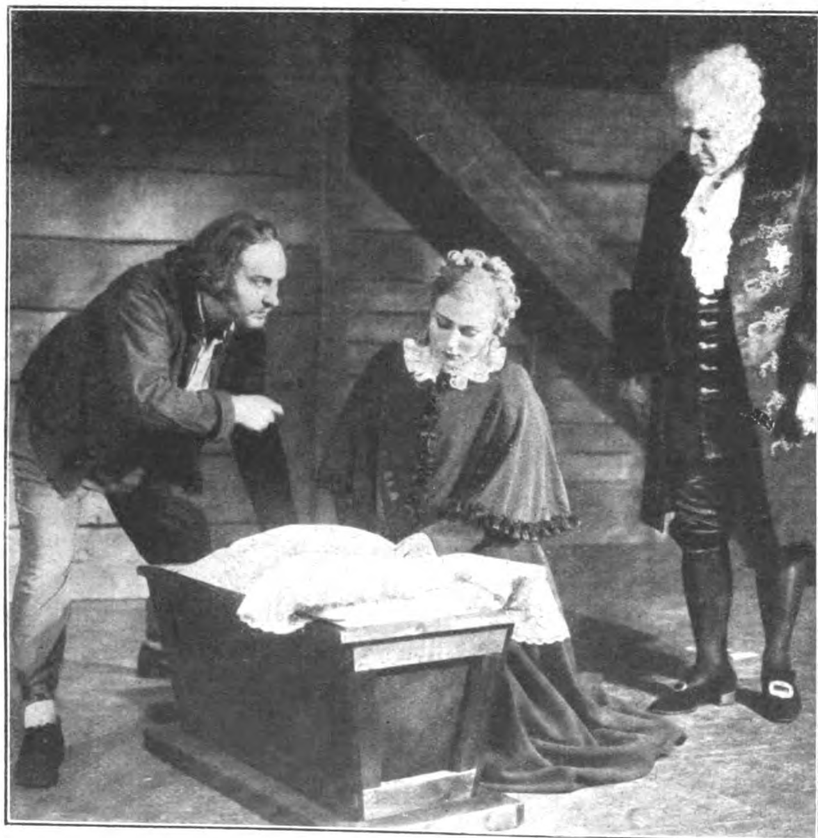
Aufnahmen: Atlantik Dr Hartung Photo Kühn Schlev



Die Kleinstadtmuse Thalia begrüßt den großen italienischen Tenor. Szenenbild aus der erfolgreichen Uraufführung der Komödie von Dr. Hugo Hartung „Das ist Herr Marinucci" im Stadttheater Münster



„Die Zauberin Lola", eine musikalische Komödie von E. Künnecke (Text: A. Brieger und Sigm. Graff) wurde im Dortmunder Stadttheater mit großem Erfolg uraufgeführt. Tänzerin Lola: Juliane Doeberlein, Ludwig von Bayern: Hoenselaers



Szene aus Eberhard Wolfgang Möllers Struensee-Drama „Der Sturz des Ministers", das im Alten Theater in Leipzig seine Uraufführung erlebte. Das Drama, in dem Lothar Müthel vom Berliner Staatstheater als Struensee mitwirkte, wurde vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen.

Das Bild zeigt v. l. n. r.: Lothar Müthel als Struensee, Maria-Anne Bohlens als Königin und Hans Finohr als Graf Bernstorff



Rechts: Die Schauspiele Baden-Baden brachten in Anwesenheit des Dichters Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Der Bogen des Odysseus" (in der Hauptrolle Franz Rücker), mit großem Erfolg zur Erstaufführung

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig, bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45, bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 194121; Budapest 1350.. Belgrad 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 19 / DONNERSTAG, 13. MAI 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Der KdF.-Dampfer „Wilhelm Gustloff“ wurde seinem Element übergeben.

Das Bild zeigt den Augenblick des Stapellaufs Programmäßig glitt der bis zu den Masten 56 Meter hohe Ozeanriese von seinen Haltevorrichtungen in die Elbe. Vom Führer rechts: Reichsführer SS Himmler, links: Staatsrat Blohm ganz links: der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine. Generaladmiral Dr. h. c. Raeder; im Vordergrund: Frau Gustloff und Reichsorganisationsleiter Dr Ley.

Aufnahme: Weltbild



Frau Gustloff vollzieht den Taufakt des 25 000-Tonnen-Dampfers „Wilhelm Gustloff" der KdF.-Flotte

Ganz links auf der Taufkanzel: Adolf Hitler. Nach rechts: Staatsrat Blohm, der Betriebsführer der Werft Blohm & Voß; Reichsorganisationsleiter Dr. Ley; der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Raeder; Gauleiter und Reichsstatthalter Kaufmann; Gauleiter Bohle, Leiter der Auslandsorganisation; Frau Gustloff; Reichs-Bildberichterstatter Heinrich Hoffmann.

Aufnahme: Fritz Boegner.

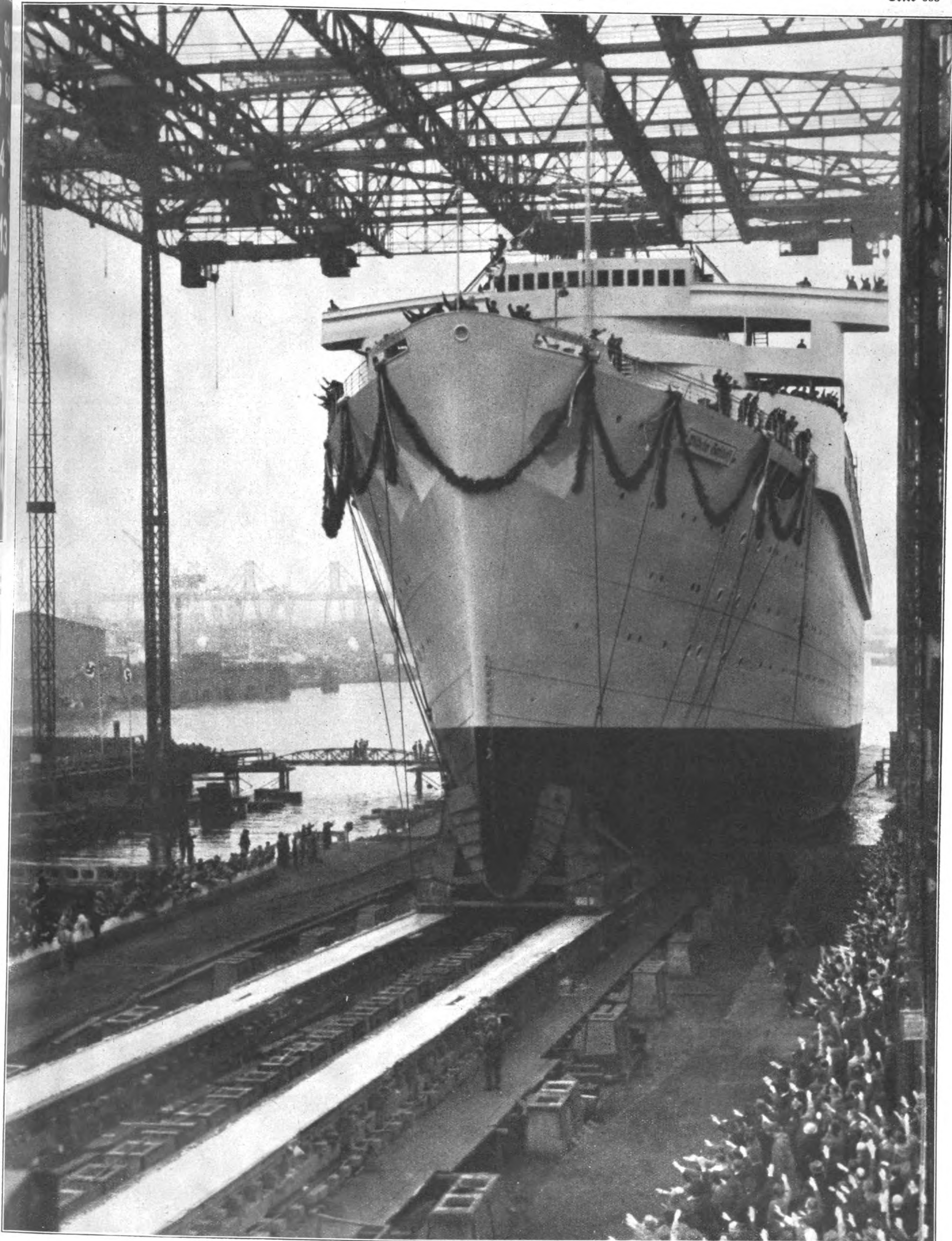
ADOLF HITLER beim Stapellauf des neuesten Dampfers der KdF.-Flotte »Wilhelm Gustloff« in Hamburg



Links: Anschließend an den Taufakt fuhr Adolf Hitler auf dem Aviso „Grille" durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal unter dem Jubel der die Ufer bevölkernden Massen. Ganz links Generaladmiral Raeder, im Hintergrund die Brücke bei Rendsburg.

Aufnahme. Heinrich Hoffmann.

Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal

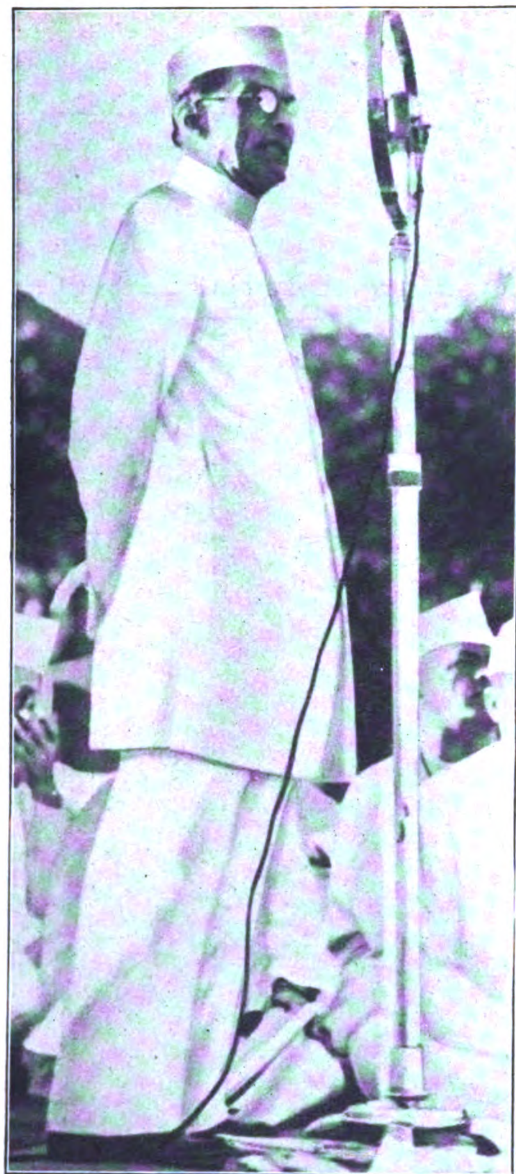


„Wilhelm Gustloff", der stolze KdF.-Dampfer für den deutschen Arbeiter.

Der neue 25 000-t-KdF.-Dampfer ist das fünftgrößte Schiff der deutschen Handelsmarine, ausschließlich für KdF. nach Angaben von Dr. Ley gebaut. Alle Errungenschaften der neuzeitlichen Schiffsbautechnik sind herangezogen worden, um dieses schmucke Schiff erstehen zu lassen, auf dem über 1500 Urlauber in Kabinen und Schiffsräumen Aufnahme finden können.

Sämtliche Aufnahmen. Fritz Boegner.

Unruhen in Indien



Der Führer der Kongressisten in Bombay, Nariman, während einer Protestrede.
Eine Aufnahme aus der Zeit der Protestkundgebungen gegen die neue indische Verfassung.



Pandit Jahwarlal Nehru, der Führer der indischen Kongreßpartei.
Nehru hat seine Erziehung in England genossen, wo er Rechtsanwalt wurde. Er traf 1916 zum ersten Male mit Gandhi zusammen. Während Gandhi das indische Volk zur Selbstregierung erziehen möchte, will Nehru sofort einen Dominium-Status. Der allindische Kongreß unter Führung Nehrus hat gegen die Einführung der neuen indischen Verfassung protestiert. Dieser Protest, der zusammenfällt mit dem Aufstand des Fakirs von Ipi, lenkt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt wieder einmal auf die britische Kronkolonie Indien, dem Lande der größten Gegensätze.

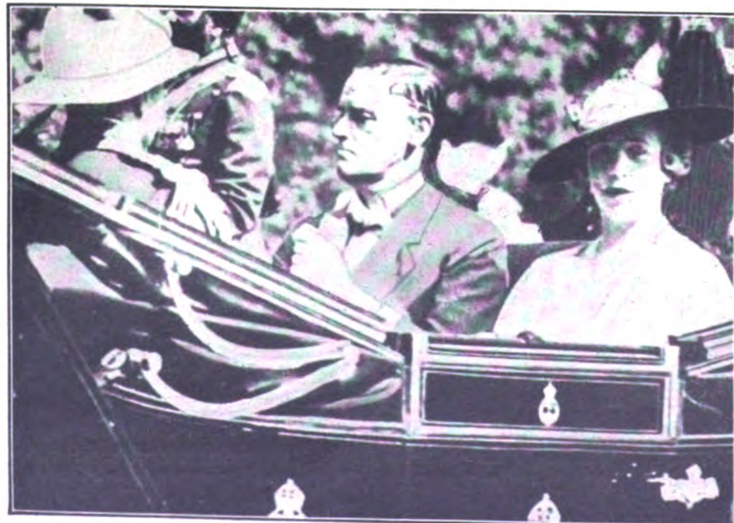
England hat eine Strafexpedition gegen den Fakir von Ipi in Marsch gesetzt; aus allen Teilen Indiens sind Truppen, Artillerie, Panzerwagen und Flugzeuggeschwader an der Grenze von Waziristan zusammengezogen worden. Wenn es auch anfänglich schien, als ob die vom Fakir von Ipi verursachte Unruhe, die schon seit einiger Zeit die Gemüter erregte, nicht ernster zu nehmen sei als ähnliche Vorkommnisse, die sich in dieser Gegend Nordwest-Indiens von Zeit zu Zeit ereignen, so ist doch inzwischen offenbar geworden, daß es um weit ernstere Dinge geht. Der Fakir von Ipi hat zum Heiligen Krieg gegen die Engländer aufgerufen zu dem Zweck, das ganze von den Engländern aufgebaute politische Befriedigungssystem zum Zusammenbruch zu bringen. Der Teil der unwegsamen nordwestlichen Grenzprovinz, in dem sich die Unruhen abspielen, ist über 2500 Quadratkilometer groß und wird von verschiedenen Gebirgsstämmen bewohnt



Der Fakir von Ipi.
Der Fakir ist ein energischer Mann um die Mitte der Dreißiger, der wegen seines vorbildlichen Lebens unter den Mohammedanern großes Ansehen genießt.



Mahatma Gandhi, der unermüdliche Kämpfer um die Befreiung des indischen Volks.



Alle früheren Versuche, die Stämme jener Gegend unter eine straffe britische Ordnung zu bringen, sind bisher fehlgeschlagen. Die Nordwestgrenze, besonders der Khyberpaß, ist für die britische Herrschaft in Indien von größter Wichtigkeit; daher die Parole an die Militärs: „Fest und schnell zuschlagen!"

Links: Der Vizekönig Lord Linlithgow und seine Gemahlin bei einer Ausfahrt in Delhi, dem Regierungssitz von Britisch-Indien.

Aufnahmen: Weltbild.



Das Werk bolschewistischer Sprengkommandos
Hier sieht man, genau wie auf dem unteren Bild, daß keine Fliegerbomben, sondern Dynamit und Benzin das grauenvolle Zerstörungswerk Guernicas besorgt haben.

ROTMORD IN GUERNICA

Aufnahmen: Weltbild.

Die sinnlose Vernichtungsgier bolschewistischer Horden hat in Guernica, der „heiligen Stadt" der Basken, nach den gleichen Methoden gewütet, die schon im September zur Zerstörung der Stadt Irun führten Es paßt durchaus in den Rahmen **bolschewistischer Heuchelei, den Fliegerbomben der Nationalen die Verwüstung zuzuschreiben So erfreulich es ist, daß** dieses lächerliche Lügengespinst nicht lange ausgespannt blieb, so bedauerlich ist es aber auch, daß der Berichterstatter eines seriösen Blattes, wie die „Times" es sein will, darin hängenblieb Der Berichterstatter hätte sich besser an den Leitsatz des gestorbenen **Nestors des englischen Zeitungswesens, Scott, halten sollen: „Tatsachen sind heilig"**



In einem Gutshof außerhalb Guernicas befand sich das rote Hauptquartier.
Neben dem Bett des in Eile geflohenen Separatistenchefs fanden nationale Truppen das gebrauchsfähige Feldtelephon



Die veränderte Front

Stahlhelm, Krempe und Nackenschutz

Aus der vielfältigen Bestimmung des Helms im Frieden hat sich im Weltkrieg jene Form weiterentwickelt, die als Stahlhelm und als charakteristisches Kennzeichen jeder Armee bekannt geworden ist und so gewertet wird. Die besonderen Formen des Stahlhelms in jedem Lande sind ein Merkmal nicht nur der technischen Überlegungen, sondern der Psychologie der Heere und ihrer Völker.

Stahlhelme sind nicht nur mit dem Begriff des Schutzes und der Sicherheit zu umreißen. Sie haben ihren eigenen Ausdruckswillen, und eine Form der Gestaltung liegt in ihnen, welche ihren Trägern ein besonderes Gesicht gibt und bei ihrem Anblick besondere Empfindungen auslöst. Wer den französischen Stahlhelm sieht, wie er bei den Poilüs sitzt, meist nach hinten oder leicht auf ein Ohr geschoben, empfindet bei ihm als beherrschenden Eindruck das lebhafte Temperament unserer westlichen Nachbarn. Anders der breitrandige, tellerförmige Stahlhelm der Briten; die Augen, die im Schutze dieses Stahlhelms Ausschau halten, spähen kritisch und kühl unter der Krempe hervor in die Umwelt. Dann unser Stahlhelm; Wucht, Geschlossenheit und festen Ernst verleiht er seinem Träger.

Im allgemeinen gibt es zwei Grundformen des Stahlhelms

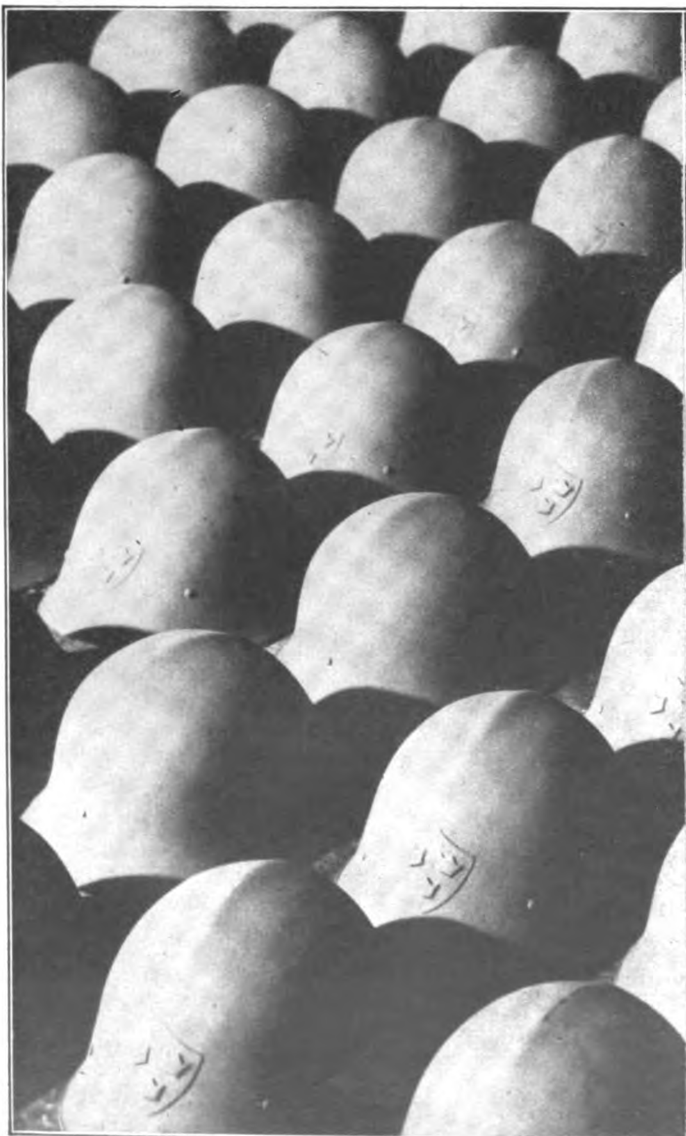


Die irischen Soldaten — Europas jüngste Armee — tragen Stahlhelme nach deutschem Muster.
Zwei Leutnants einer Meldestaffel.

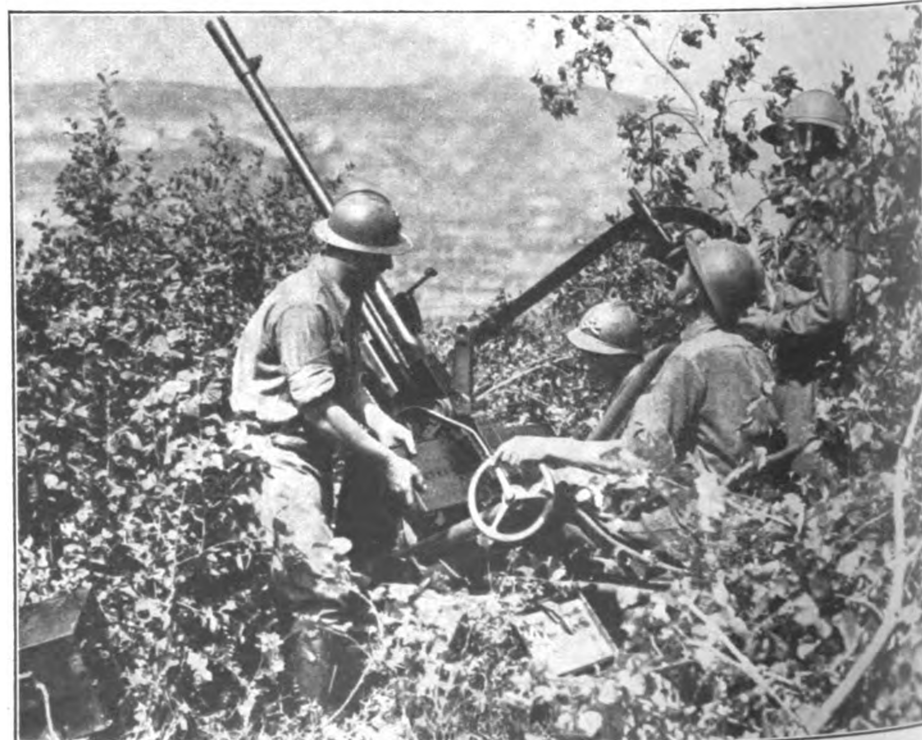


Der Schweizer Soldat trägt einen Stahlhelm, der aus denselben Erwägungen wie das deutsche Modell entstanden ist.
Maschinengewehr in Gefechtsstellung. Der Beimann beobachtet den Einschlag der Feuergarbe.

Aufnahmen: Associated Preß (4), Presse-Photo (2) und Atlantic (2)



Links:
Schwedische Stahlhelme in Reih und Glied. Das schwedische Wappen schmückt die Stirnseite.



Das italienische Heer trug früher den Stahlh[…] nach französischem Muster.
Vor wenigen Jahren wurde der Stahlhelm aus ein[…] Stück eingeführt, mit leicht heruntergezogenem Nac[…]schutz. Er gibt der Armee des faschistischen Itali[…] ein neues Gesicht. — Bild zeigt leichte Flak [...] Gebirgsmanövern.



Die Soldaten der Tschechoslowakei waren ursprünglich mit Stahlhelmen nach dem Muster der Mittelmächte ausgerüstet. Jetzt tragen sie einen randlosen und topfartigen Helm



Die Rote Armee trug Stahlhelme nach französischem Muster. Neue Stahlhelme leiteten die Riesenaufrüstung der Sowjetrussen ein. — Bild von einer Parade auf dem „Roten Platz" in Moskau.



Der neue deutsche Stahlhelm, Modell 35. ist 200 g leichter als die bisherige Ausführung Der Rand ist höher angesetzt und der Nackenschutz verkürzt; beides erleichtert Sehen und Hören — Bild zeigt die Wachtruppe des Reichsluftfahrtministeriums.

die in jeder Ausrüstung der gegenwärtigen Armeen wiederkehren. Sie beruhen auf technischen Erwägungen, auf dem Problem, ob der Stahlhelm aus einem Stück hergestellt werden oder aus mehrstückigem Eisenblech zusammengesetzt sein soll, das übereinander gebogen und miteinander verschweißt wird. Der französische Stahlhelm ist aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Unser deutscher Stahlhelm wird aus einstückigem und gehärtetem Edelstahl hergestellt Sein Kennzeichen ist der tief heruntergezogene Nackenschutz, der aus bestimmten Erfahrungen und Überlegungen entstanden ist und nach dem Kriege auch bei Armeen eingeführt worden ist, welche früher den mehrstückigen Stahlhelm französischer Art getragen haben

Hier hat die Nachkriegszeit einen bemerkenswerten Wandel gebracht Im Weltkrieg konnte man die Gegner an ihren Stahlhelmen erkennen. Die Mittelmächte verwandten das deutsche Modell, die gegen uns verbündeten Nationen größtenteils das französische, mit



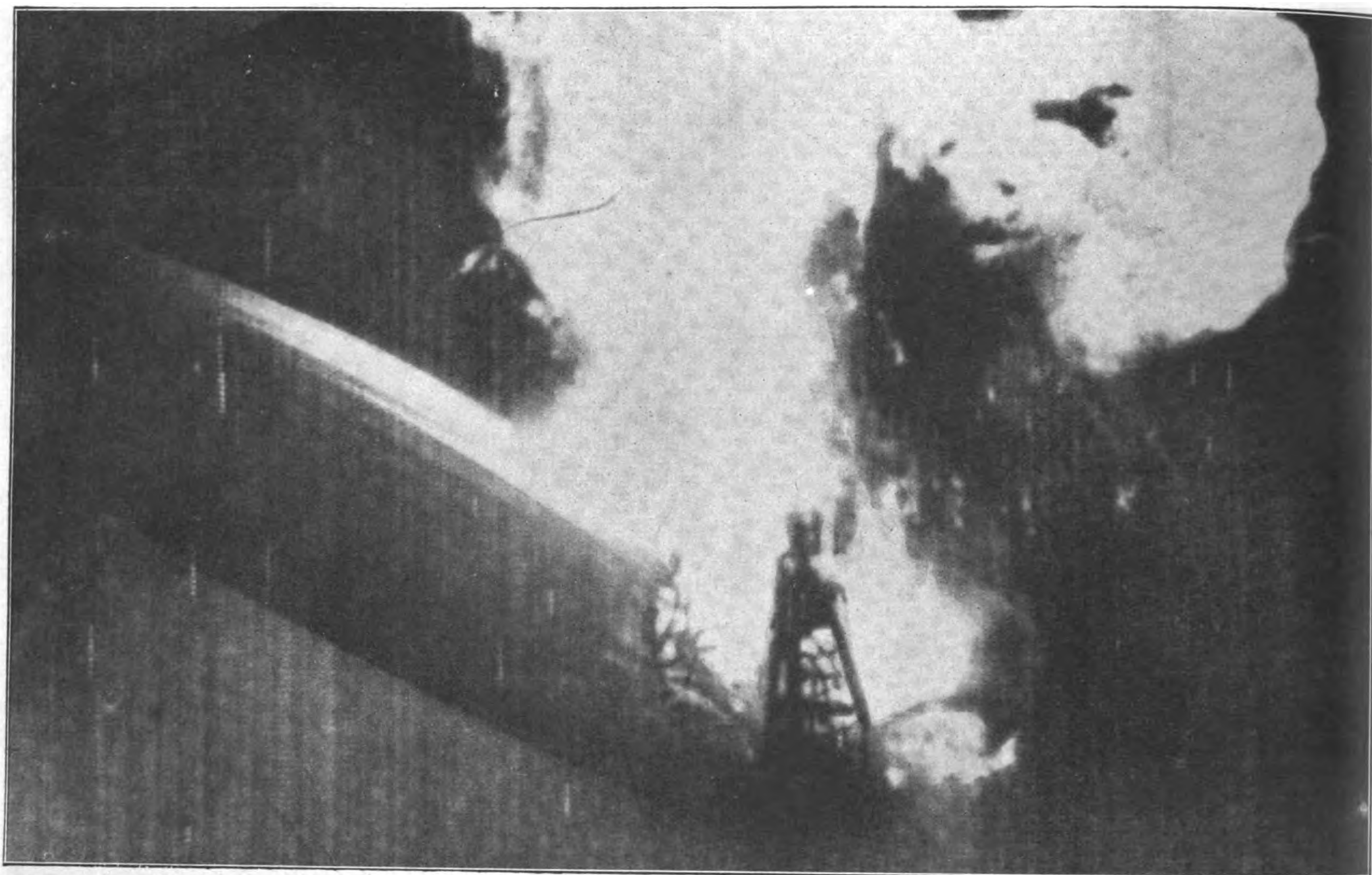
Polens junges Heer wurde nach Beendigung des Weltkrieges völlig nach französischem Vorbild aufgebaut

Bei der Reorganisation der Armee wurde vor wenigen Jahren ein neuer Stahlhelm eingeführt. — Bild von einem Vorbeimarsch vor dem Marschall Rydz-Smigly

Ausnahme der Amerikaner und Engländer, die ihre eigenen Formen gefunden hatten. Seither hat sich die „Front verschoben". Italien, Spanien, Polen und Sowjetrußland, um nur einige zu nennen, haben den Stahlhelm mit Nackenschutz eingeführt Andere, wie die Schweiz, Österreich, Ungarn und Bulgarien, sind bei ihrem Modell mit Nackenschutz geblieben Lediglich die Tschechoslowakei hat eine entgegengesetzte Entwicklung genommen; sie hat vor einigen Jahren das bekannte Modell, das sie von der österreichisch-ungarischen Armee übernommen hatte, abgeschafft und ein anderes eingeführt.

Auch Deutschland hat eine Änderung vorgenommen Der neue Stahlhelm ist im Nackenschutz etwas flacher als der alte Man hat die Erfahrungen des Weltkrieges — Schutz gegen Schrapnellkugeln und kleine Granatsplitter — weiter verwertet, aber den Nackenschutz etwas weniger tief heruntergezogen, so daß das neue Modell etwas flacher (wesentlich für den liegenden Schützen) und zugleich leichter geworden ist.

Kurt Kränzlein.



Funkbild von der Explosion des Luftschiffes „Hindenburg".

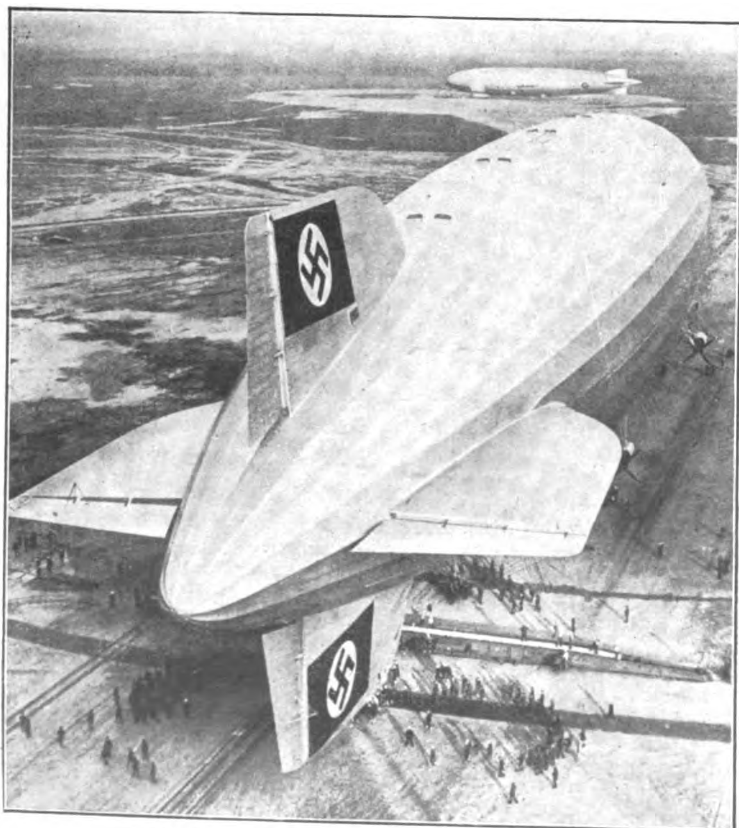
DIE KATASTROPHE DES LUFTSCHIFFES „Hindenburg"



Kapitän Pruß, der Führer des Luftschiffes „Hindenburg"



Kapitän Lehmann †, der sich zur Beratung des Schiffskommandos an Bord befand





Links: Das Luftschiff „Hindenburg" bei der ersten Landung in Lakehurst; im Hintergrund ein amerikanisches Luftschiff.

„Hindenburg" über den Wolkenkratzern von Neuyork.

Aufnahmen: Weltbild.



Parteigenosse Schmeer,
der vom Reichsorganisationsleiter im Einvernehmen mit dem Beauftragten für den Vierjahresplan, mit der Leitung der „Zentralstelle für den Vierjahresplan bei der DAF" beauftragt wurde.
Die Zentralstelle, die im engsten Einvernehmen mit den Geschäftsgruppen und Fachämtern bei dem Beauftragten für den Vierjahresplan arbeitet, gliedert sich aufgabengemäß in sieben Abteilungen: Wohnungs- und Siedlungsbau, Arbeitseinsatz, Roh- und Werkstoffe, Preisbildung und Preisüberwachung, Ernährungs- und Finanzfragen.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

III. Zentralstelle für den Vierjahresplan

Der zweite Vierjahresplan steht im Mittelpunkt des Schaffens der deutschen Volksgemeinschaft. Jeder Deutsche, ob Mann oder Frau, jede Organisation muß, wenn die gesteckten Ziele erreicht werden sollen, nutzbringend in die Aufgaben des neuen Planes eingesetzt werden. Welche Aufgaben hat nun die Deutsche Arbeitsfront, die über einen bis in die letzte Straßenzelle und letzten Betrieb reichenden gut durchorganisierten Apparat verfügt, zu erfüllen?

Der Hauptdienststellenleiter der NSDAP., Parteigenosse Schmeer, der vom Reichsorganisationsleiter im Einvernehmen mit dem Beauftragten für den Vierjahresplan, Ministerpräsident Göring, mit der Leitung der „Zentralstelle für den Vierjahresplan bei der DAF." beauftragt wurde, gibt uns in seinem Berliner Büro einen Überblick über sein Arbeitsgebiet und die von der DAF. im neuen Plan zu erfüllenden Aufgaben.

Die Aufgaben der DAF. in der Erfüllung des neuen Planes ergeben sich folgerichtig aus der allgemeinen Aufgabenstellung der DAF., Garant des sozialen Friedens zu sein, den sozialistischen Charakter des deutschen Wirtschaftsgefüges zu wahren und als Beauftragte der Partei den deutschen schaffenden Menschen zu führen und zu betreuen.

Der schaffende deutsche Mensch ist seit der Machtübernahme willig dieser Führung gefolgt, weil er empfunden hat, daß die DAF. sich um seine soziale Lage kümmert, daß sie sich darum sorgt, wie und unter welchen Verhältnissen er arbeitet und wie er seine Freizeit verbringt.

Der neue Plan wird, so betont Parteigenosse Schmeer, vom deutschen Volke viele Opfer fordern und es werden sich mitunter recht bittere Notwendigkeiten ergeben. Die Notwendigkeit der Opfer und die Zusammenhänge des großen Geschehens müssen dem einzelnen Volksgenossen klar gemacht werden, damit er die Notwendigkeit der getroffenen Maßnahmen einsieht und sich mit aller Kraft für ihr Gelingen einsetzt.

Nach diesem großen Überblick kommen wir auf die besonderen Aufgaben der Zentralstelle zu sprechen. Die Zentralstelle hat alle im Rahmen des Vierjahresplanes für die Deutsche Arbeitsfront sich ergebenden Fragen zu beantworten. Des weiteren als einzige Dienststelle der DAF die Verbindung mit den Dienststellen des Beauftragten für den Vierjahresplan aufrechtzuerhalten.



Der Leiter der Zentralstelle, Hauptdienststellenleiter Parteigenosse Schmeer, besucht eine Siedlerfamilie.
Der Zentralstelle wurde als besondere Aufgabe die Schaffung von Heimstätten für die Arbeiter der neuen Werksanlagen des Vierjahresplanes übertragen. Bereits heute sind 12 000 Wohnungseinheiten im Bau, die fast restlos bis Ende 1937 bezugsfähig sein werden.



Wie hilft die DAF. im Vierjahresplan?
Außenhandelskaufleute, die Diplomaten und Pioniere unserer Wirtschaft, die den Fragen des Vierjahresplanes und der DAF. ein besonderes Interesse entgegenbringen, erhalten vom Hauptdienststellenleiter der NSDAP. und Leiter der Zentralstelle für den Vierjahresplan bei der DAF. einen Einblick in die Arbeit der Zentralstelle.



Hauptamtsleiter Klaus Selzner, der Leiter des Organisationsamtes der DAF. mit seinem Stellvertreter Pg. Mehnert.
Aufgabe des Organisationsamtes ist es, im Rahmen der DAF. das Haus für die soziale Betreuung der Volksgenossen zu bauen.

IV. Das Organisations-Amt

Eines der wichtigsten Ämter im Zentralbüro der Deutschen Arbeitsfront ist das Organisationsamt. Das Organisationsamt der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ist ihm angeschlossen.

Seit dem Jahre 1933, dem Gründungsjahr der Deutschen Arbeitsfront, lag dem Organisationsamt zuerst der Aufbau der Verbände der Arbeiter, Angestellten und Unternehmer usw. ob; dann folgte im Jahre 1934 im Zuge der Weiterentwicklung der gebietliche Ausbau der Deutschen Arbeitsfront nach Gauen, Kreisen, Ortswaltungen, Zellen und Blocks sowie der Übergang von den Verbänden zu den Reichsbetriebsgemeinschaften. Seit dem Abschluß dieser großen grundsätzlichen Entwicklungsform innerhalb der DAF. im Jahre 1935 hat das Aufgabengebiet des Organisationsamtes naturgemäß eine gewisse Änderung erfahren; denn zur Erfüllung seiner Aufgaben muß es sich den aus neuen Zielen und Entwicklungsnotwendigkeiten hervorgehenden Aufgaben ständig anpassen, um alle den Aufbau der DAF. betreffenden, richtunggebenden Ideen des Reichsorganisationsleiters der NSDAP. organisatorisch so in die Tat umsetzen zu können, daß sie in allen nachgeordneten Dienststellen bis herunter zu dem an äußerst wichtiger Stelle stehenden Betriebswalter voll zur Auswirkung gelangen.

Dem Organisationsamt der DAF. obliegt generell die Ausrichtung und Überwachung der gesamten Organisation der DAF. nach dem Willen des Reichsorganisationsleiters der NSDAP. und Leiters der DAF., Pg. Dr. Robert Ley. Gleichzeitig hat es den Reichsleiter über alle Fragen der Gesamtorganisation zu beraten und mit Vorschlägen zu unterstützen.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben ist das Amt entsprechend den verschiedenen Aufgabengebieten in einzelne Abteilungen unterteilt, die ihrerseits die zur Bearbeitung der Einzelfragen notwendigen Referate besitzen.

Die Aufgaben des Organisationsamtes wirken sich sowohl in den gebietlichen Gliederungen des Verwaltungsapparates wie auch in den fachlichen Gliederungen der Ämter und Reichsbetriebsgemeinschaften aus. So unterliegen alle Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront, wie Gauwaltungen, Kreiswaltungen, Ortswaltungen, Zellen und Blocks einer ständigen Überprüfung auf organisatorischem Gebiete, wobei der Grundsatz maßgebend ist, daß sie mit der gebietlichen Ordnung der Partei in Einklang zu bringen und zu halten sind.

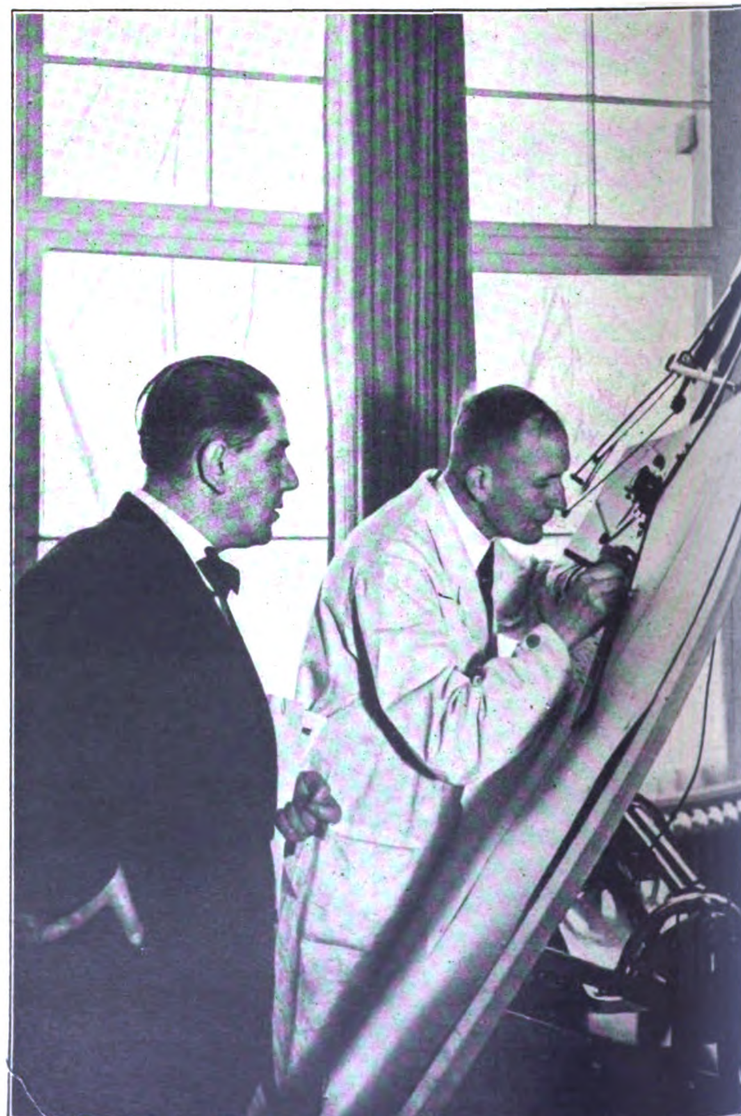
Bei der vertikalen, fachlichen Gliederung ist die Festlegung der Zuständigkeiten der Ämter und Reichsbetriebsgemeinschaften einschl. der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" sowie der Werkscharen und die laufende Ausrichtung zwecks Erhaltung einer reibungslosen Zusammenarbeit von Bedeutung. Hierbei ist auf die richtige Auswirkung der Maßnahmen in den Gauen, Kreisen und Ortswaltungen sowie in den Betrieben besondere Sorgfalt zu legen, denn die Männer der Front erheben mit Recht den Anspruch, von der führenden Stelle so unterstützt zu werden, daß sie ihre verantwortungsvolle Arbeit ordnungsgemäß durchführen können.

Das Organisationsamt muß aber auch viele Dinge von scheinbar minderer Wichtigkeit bearbeiten, um hier eine einheitliche Ausrichtung neben Beschaffungsmaßnahmen und Kontrolle zu erreichen: Fahnen, Symbole, Uniformen, Abzeichen, Dienstschilder, Stempel für die DAF. einschl. NSG. „Kraft durch Freude" und Werkscharen.

Um unmittelbar aus dem Frontgeschehen heraus notwendige Maßnahmen zu erfahren, besteht zur Unterstützung der Gesamtaufgaben des Organisationsamtes ein Außendienst, der dauernd Untersuchungen und Beobachtungen an Ort und Stelle in den Gauen und Kreisen durchführt.

Eine weitere sehr wichtige Angabe des Organisationsamtes besteht in der Bearbeitung derjenigen Fragen, welche sich auf das Verhältnis der Deutschen Arbeitsfront zu Verbänden und sonstigen Organisationen beziehen und deren teilweise Korporativ-Anschlüsse bzw. Eingliederung betreffen, Fragen, die naturgemäß oft von weittragender und grundsätzlicher Bedeutung sind.

Daß ein Amt mit solch umfangreichen Aufgaben auch der notwendigen Hilfsmittel bedarf, braucht kaum erwähnt zu werden. So betreibt die zum Organisationsamt gehörende DAF.-Statistik die Beobachtung der Mitgliederbewegung, und zwar je nach den aus der praktischen Arbeit hervorgehenden Notwendigkeiten. Das wertvolle Material, das die Statistik ebenfalls aus der Front bezieht, gibt ein genaues Bild über die Arbeitsweise der Dienststellen im Lande. Als weiteres Hilfsmittel dient die graphische, schaubildmäßige Untersuchung der Organisationsformen, wodurch sich bedeutsame Schlüsse auf ihre Klarheit und Folgerichtigkeit ziehen lassen. Daß auch für eine einheitliche Ausrichtung der bildmäßigen Darstellungen Sorge getragen werden muß, liegt auf der Hand. Aus ähnlichen Zweckmäßigkeitsgründen ist auch eine Prüfung und Gleichrichtung des Schrifttums über organisatorische Fragen der Deutschen



Der graphische Zeichner ist der treue Gehilfe des Organisators. Hauptamtsleiter Claus Selzner gibt Anweisung für ein neues Organisationsschema.

DER GEBIETLICHE AUFBAU DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT IN GAUE

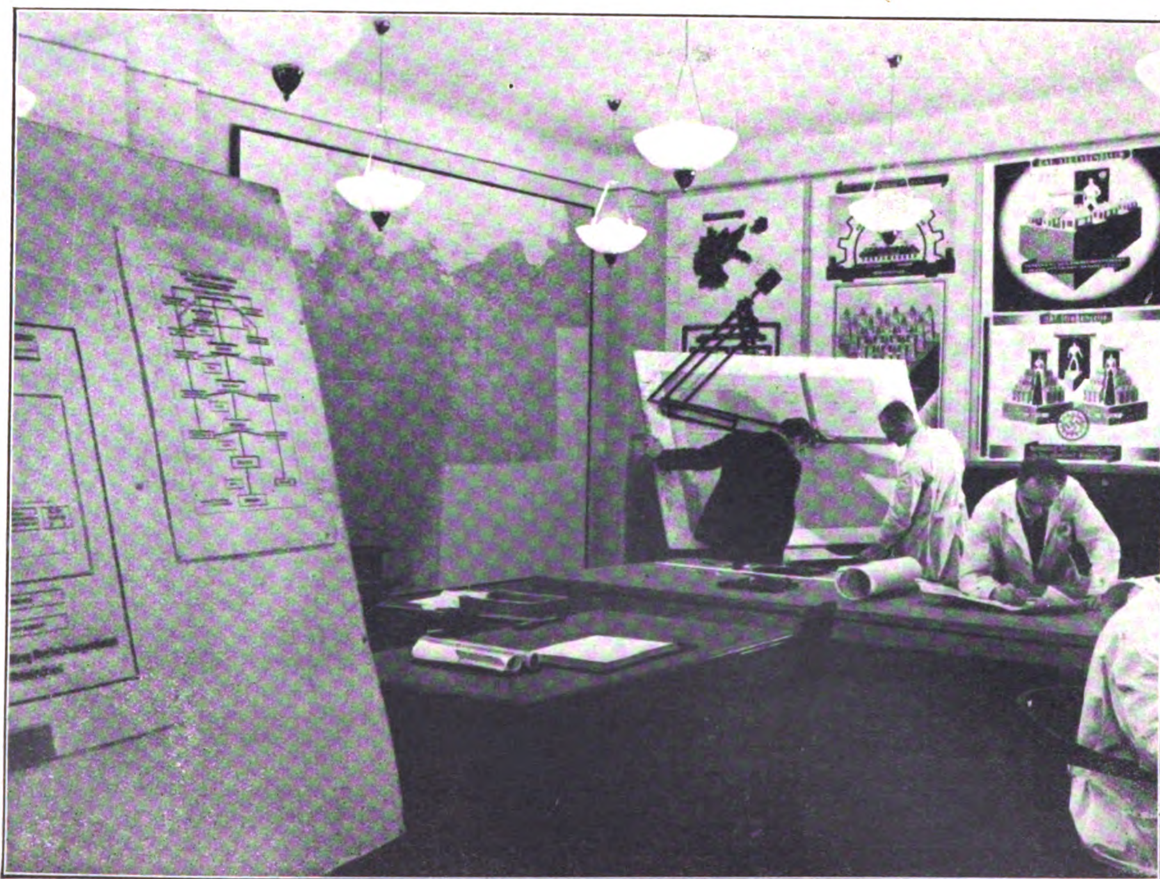
SCHLESWIG-HOLSTEIN
HAMBURG
MECKLENBURG-LÜBECK
POMMERN
OSTPREUSSEN
DANZIG
OST-HANNOVER
WESER-EMS
BERLIN
KURMARK
SÜD-HANN.-BRAUNSCHW.
MAGDEBURG-ANHALT
WESTFALEN-NORD
ESSEN
WESTFALEN-SÜD
DÜSSELDORF
HALLE-MERSEBURG
KURHESSEN
KÖLN-AACHEN
THÜRINGEN
SACHSEN
SCHLESIEN
KOBLENZ-TRIER
HESSEN-NASSAU
MAINFRANKEN
SAAR-PFALZ
FRANKEN
BAYER. OSTMARK
WÜRTTEMBERG
SCHWABEN
BADEN
MÜNCHEN-OBERBAYERN

Kartenbild von der geographischen Einteilung der Deutschen Arbeitsfront.

Arbeitsfront notwendig. Hiefür sorgt eine besondere Prüfstelle.

Die vom Organisationsamt herausgegebenen organisatorischen Richtlinien und Anweisungen reichen bis in die untersten Dienststellen; ihre praktische Durchführung liegt bei den fachlich zuständigen Dienststellen, insbesondere bei den 33 Gauorganisationswaltern, die in der Erfüllung ihrer Aufgaben gleichzeitig ihrem jeweiligen Gauobmann verantwortlich sind; Entsprechendes trifft auch zu für die 760 Kreisorganisationswalter und die etwa 21 000 Ortsorganisationswalter der DAF., so daß das Organisationsamt als richtungweisende Stelle über 22 000 Durchführungsorgane im Lande verfügt.

Wenn wir das Aufgabengebiet des Organisationsamtes im ganzen überschauen, so erkennen wir, daß es im Rahmen der Deutschen Arbeitsfront das Haus für die soziale Betreuung der Volksgenossen baut; Sache der fachlichen Dienststellen und der Männer an der vordersten Front ist es, zum Wohl der Volksgenossen stets fruchtbringendes, pulsierendes Leben hineinzubringen.



Im graphischen Zeichensaal erhalten die Ideen und Pläne des Organisationsleiters Form und Gestalt.

V. Der Ehren- und Disziplinarhof



Bild aus einer Sitzung.
Der Leiter des Obersten Ehren- und Disziplinarhofes, Pg. Dr. von Renteln (rechts), und sein Stellvertreter, Pg. Hanns Koch, am Verhandlungstisch.
„Nicht strafen, sondern erziehen ist die Aufgabe der DAF.-Gerichtsbarkeit.“ Sie schützt die DAF.-Walter und -Warte vor Willkür und sorgt für absolute Sauberkeit des DAF.-Führerkorps.

Aufnahmen: Fritz Boegner. Texte: Werner Denkler.

„Unbedingte Rechtssicherheit in der DAF.“

Bei einer Millionenorganisation, wie sie die Deutsche Arbeitsfront darstellt, wird es nie zu vermeiden sein, daß sich unsaubere Elemente in die Organisation wie in das Führerkorps einschleichen. Sie aus der DAF. zu entfernen, die DAF.-Walter und -Warte der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ vor Willkür zu schützen und einem jeden einzelnen Mitglied der DAF. das unbedingte Gefühl der Rechtssicherheit zu geben, ist Aufgabe der DAF.-Gerichtsbarkeit.

Die DAF.-Gerichtsbarkeit, die eine selbständige Einrichtung der DAF. darstellt und dem Reichsorganisationsleiter unmittelbar untersteht, gliedert sich in 32 Gau-, Ehren- und Disziplinargerichte und einen Obersten Ehren- und Disziplinarhof, dem die Dienstaufsicht obliegt. Der Oberste Ehren- und Disziplinarhof ist auch die Berufungsinstanz für alle Verfahren vor den Gaugerichten der DAF. Der Reichsorganisationsleiter ist oberster Gerichtsherr der DAF. und übt als solcher das Gnadenrecht aus.

Die Verhandlungen vor den Ehren- und Disziplinargerichten entsprechen der Würde der Gerichtsbarkeit. In einer Verhandlungspause des Obersten Ehren- und Disziplinarhofes im Berliner Gerichtsgebäude haben wir Gelegenheit, mit dem Leiter des Obersten Ehren- und Disziplinarhofes, Pg. Dr. von Renteln, und seinem Stellvertreter Pg. Hanns Koch zu sprechen.

Die Grundlage der Arbeit der DAF.-Gerichtsbarkeit ist ihre vollkommene Unabhängigkeit und ihre direkte Unterstellung unter den Reichsorganisationsleiter, denn nur dann kann sie dem einzelnen Mitglied das Gefühl der unbedingten Rechtssicherheit geben, wenn sie frei und unabhängig ist. Bei der Bestätigung der ersten DAF.-Richter hat Pg Dr. Ley diese Unabhängigkeit ausdrücklichst bestätigt und ihre Aufgaben folgendermaßen umrissen:

„Die Richter der DAF. sind verpflichtet, nach bestem Wissen und Gewissen ihres Amtes zu walten und ohne Ansehen der Personen oder des Standes nach freiem richterlichem Ermessen Recht zu sprechen. Die Richter der DAF. sollen für die Gemeinschaft aller schaffenden Deutschen, gestützt auf die ihnen von mir garantierte völlige Unabhängigkeit, Stätten des größten Vertrauens, des stärksten Verantwortungsbewußtseins und der größten Gerechtigkeit sein.“

Besonders legen wir Wert darauf, führt Dr. von Renteln aus. alle DAF.-Mitglieder, die ein Verfahren bei den DAF.-Gerichten haben, zu erziehen und nicht zu strafen. Jeder einzelne, auch der Verurteilte, soll nach der Verhandlung das Gefühl haben, daß ihm Recht geschehen ist.

Zum Abschluß unseres Besuches — es eilt, die Verhandlungspause ist vorüber — gibt uns der stellvertretende Vorsitzende, Pg. Koch, noch einen Überblick über die Aufgaben der DAF.-Gerichtsbarkeit und ihre Auswirkungen in der Praxis. Durch die Schaffung der DAF.-Gerichtsbarkeit hat der Reichsorganisationsleiter eine Institution gegründet, die die Autorität der verantwortlichen Dienststellenleiter stärkt. Durch die DAF.-Gerichte werden sie davon entlastet, in persönlichen Streitsachen Ermittlungen anzustellen und davor bewahrt, auf Grund nicht ausreichender Aufklärungen Entscheidungen zu treffen, die vielleicht das Gefühl der Rechtsunsicherheit bei den Betroffenen auslösen können. Die Arbeitskraft der DAF.-Obmänner wird durch diese Entlastung ihrem eigentlichen Wirkungskreis als sozialpolitische Führer nicht mehr entzogen. Das durch die DAF.-Gerichtsbarkeit geschaffene Gefühl der unbedingten Rechtssicherheit stärkt das Treueverhältnis der einzelnen DAF.-Mitglieder und die Arbeitsfreude der Mitarbeiter.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

Erstes Kapitel.
Erste Person Singularis.

1.

Dies ist kein Roman, es ist eine Dokumentensammlung.

Es war gegen zehn Uhr abends — ein linder Abend anfangs September 1931 — als ich Punktum und Schluß unter ein Manuskript setzte und es mit meinem Namen signierte: Richard Hegel. Ich hatte eine Serie Detektivgeschichten zu liefern, einesteils an eine Zeitschrift in Stockholm, andererseits an die „Extrapost" in Kopenhagen, wo ich wohnte. Die Geschichte, die ich eben abgeschlossen hatte, war die dritte in der Reihe und hieß „Das Geheimnis der zehn Postanweisungen". Solche Erzählungen erfordern eine besondere Technik: Man muß ein großes Mysterium in kleinen Bissen verkaufen, nach demselben Prinzip, nach dem Schulbuben Lakritzenstangen verkauft werden; jede Geschichte muß die Lösung eines kleineren Problems geben aber gleichzeitig auf die große Generalabrechnung hinweisen, bei der die Lämmlein von den Böcken geschieden werden und die Belohnung empfangen, die ihnen schon vom ersten Kapitel an zugedacht war. Das ist das Kreuz des Erzählers. Es gibt nur dreierlei Belohnungen für die Tugend (wenn man davon absieht, daß sie ihr eigener Lohn ist, was sich für eine Erzählung nicht eignet): Geld, eine errötende Braut oder auch beides. Die Schranken des Lasters liegen anderswo; es ist keine Kunst, geheimnisvolle Verbrechen zu ersinnen, wohl aber, Motive dafür zu finden. So verbringt der Detektivschriftsteller sein Leben, zwischen der Szylla der Tugend und der Charybdis des Lasters schwebend. Und dieses Leben hatte ich schon viele Jahre geführt, und noch hatte es meine Nerven nicht zugrunde gerichtet oder mich vorzeitig altern lassen. Seltsam, aber wahr.

Ich steckte die zwei Exemplare meiner Novelle zu mir. Das eine sollte nach Stockholm aufgegeben werden. Das andere gedachte ich selbst in der Redaktion der „Extrapost" abzugeben. Vielleicht traf ich Brasch.

2.

Brasch ist der Journalist katexochen, mit zehn oder zwölf Sinnen, alle auf den Augenblick und seine Ausschrotung in Artikeln gerichtet. Er denkt in Schlagzeilen und spricht, wie er denkt. Er kann aus einer ausgegangenen Straßenlaterne einen Sensationsartikel machen. Als ich beim Portier nach ihm fragte, hieß es, er sei oben in seinem Büro.

Das Haus der „Extrapost" ist ein einziges Dementi des Wortes, das da sagt, daß niemand mit einem neuen Lappen ein altes Kleid flickt. Es besteht aus drei alten Häusern, die so aneinander dran und ineinander hineingebaut sind, daß das Resultat an eine Schreckenskammer erinnert. Korridore schlängeln sich hin und her, mit plötzlichen, unerwarteten Differenzen ihrer Höhenlage über dem Meeresspiegel, Türen öffnen und schließen sich, und Glocken läuten ununterbrochen wie eben in einem solchen Etablissement. Junge Männer in Hemdärmeln und junge Damen, nach der letzten Mode gekleidet, schießen hin und her, das Rituale in diesem Heiligtum des Augenblickes vollziehend... Brasch verabschiedete sich eben von einer eleganten jungen Dame, als ich im Korridor auftauchte.

„Danke, Fräulein Gundelach", hörte ich ihn sagen. „Ausgezeichneter Artikel — genau so, wie ich ihn brauchen kann — soll auch so gesetzt werden. daß er zur Geltung kommt — Sie haben mein Wort darauf! Ich kann mir denken, daß es Sie Mühe gekostet haben muß, sie zu entlarven — vielleicht Unannehmlichkeiten?"

„Sie ist lichtgrün!" antwortete eine dumpfe Altstimme. „Aber enfin — es ist gegangen!"

Fräulein Betty Gundelach, ständige Mitarbeiterin der „Extrapost", Ressort: weibliche Eleganz und Interviews mit reisenden Damen, ist selbst besonders gut angezogen — „und dabei sieht man nur die Außenseite!" wie der Literaturkritiker Langhoff zu sagen pflegt. „Sie behauptet, daß alle Menschen Farbenvibrationen ausstrahlen, die von ihren überempfindlichen Nerven aufgefangen werden. Ferner behauptet sie, daß meine Aura hellrosa ist wie der Säugling, der überall in der Welt für Mellins Food Reklame macht. Sie rauschte mit einem spöttischen Blick unter ihren retuschierten Augenbrauen an mir vorbei. Ich konstatierte, daß ihre eigene Aura aus Soir de Paris bestand.

Brasch schüttelte mir die Hand. In diesem Augenblick kam ein Redaktionsboy durch den Korridor gestürzt, stand auf einer seiner unvorhergesehenen Niveausenkungen Kopf und langte wie am laufenden Band bei uns an. Er hatte einen Papierstreifen in der Hand, den er Brasch übergab. Ich drucke ihn hiemit als Dokument Nr. 1 ab.

(Dokument Nr. 1)

London, 5. September. Reuter. — Über eine eigentümliche, vielleicht noch nicht dagewesene Form der Befreiung aus dem Kerker wird in einer sehr verspäteten Mitteilung aus Lima (Peru), berichtet. Bei einem leichteren Erdbeben stürzte vor einigen Wochen die eine Mauer des Gefängnisgebäudes der Stadt Cajamarcas ein, und vier Gefangene benützten diese Gelegenheit, um zu flüchten. Im Rapport des Gefängnisverwalters heißt es, daß es ihnen trotz schärfster Verfolgung gelang, zu entkommen. Doch dürfte bei dieser eigenartigen Befreiung der Aberglaube eine große Rolle gespielt haben, denn die ganze Stadt faßte das Erdbeben als ein Wahrzeichen auf. Da es sich außerdem zur Zeit der Siesta ereignete, ist es leicht erklärlich, daß es noch heute nicht gelungen ist, die Entwichenen einzufangen. Sollten sie abermals hinter Schloß und Riegel kommen, dürfte es sicherlich lange dauern, ehe sie in derselben dramatischen Weise die Freiheit wiedererlangen

Ich sah Brasch fragend an.

„Der Telegrammredakteur schickt mir das und läßt fragen, ob ich es vielleicht für einen Artikel in der Sonntagsnummer verwerten will — Berühmte Fluchtversuche, Baron Trenck — du weißt ja, wie das gemacht wird?" — Er sah mich kritisch an. „Eine Idee für dich? Hm? „Durch ein Erdbeben gerettet" — kommt wohl nicht einmal bei Vater Dumas vor?"

„Du vergißt, daß ich für ein skandinavisches Publikum schreibe, das letzte Erdbeben hier oben fällt in die Tertiärzeit. Hier hast du übrigens das Manuskript meiner dritten Novelle, bitte sehr!"

Er schob mich vor sich in sein Redaktionszimmer. Das wird zum größten Teil von einem Schreibtisch und Klubfauteuils ausgefüllt. Der eine derselben glich in diesem Augenblick am ehesten einem Füllhorn, das von selber überquillt. Mein schwedischer Landsmann, Simon Weel, der seit Jahren in Kopenhagen lebt, ohne daß jemand sagen kann, wovon, nur, daß ihm die Diät gut anzuschlagen scheint — Simon Weel mit den fünf Kinnen und dem an einen erstarrten Niagara erinnernden Bauch, entsandte aus den Tiefen dieses Klubsessels Rufe, jener würdig, die Jochanaan aus dem Brunnen des Herodes emporsteigen ließ:

„Aha, da ist Hegel, mit einem Manuskript! Wie lange noch, Catilina? Die ganze Woche liest man in der „Extrapost" nur, daß der Import von Bedarfsartikeln noch mehr eingeschränkt werden muß, weil England sich weigert, hier im Lande Speck zu kaufen, und in der Sonntagsnummer muß man Hegel Halunken und Spitzel besingen hören!"

Brasch, mit dem Monokel im Auge:

„Das Handelsministerium hat soeben seinen Quartalsbericht herausgegeben — daraus geht hervor, daß England im letzten Vierteljahr um zwanzig Millionen mehr Butter und Speck importiert hat, also können wir auch mehr im Ausland kaufen!"

„Kaufen! Das klingt ganz schön! Aber wenn die Herren Engländer sich wirklich bequemt haben, ein bißchen mehr gesunde, zuträgliche Viktualien hier im Lande zu kaufen, so ist die Folge nur die, daß wir dafür mehr Waren in England kaufen müssen, und genauer ausgedrückt, jenes Getränk, womit die Engländer bereits die Tasmanier, die Buschmänner und die edlen Rothäute ausgerottet haben, das ärgste Gift in flüssiger Form, das je erfunden wurde, ich meine —"

„Deine Meinungen in diesem Punkte werden nicht von allen geteilt, mein Lieber —"

„Ich meine den Whisky! Über kurz oder lang wird der letzte Däne zu seinen Vätern versammelt sein, wie der letzte Tasmanier, der letzte Buschmann und der letzte Mohikaner Wenn man dabei bedenkt, daß es ein Getränk gibt, das die Kehle letzt und den Geist von allen Sorgen befreit, nämlich . . ."

„Nämlich der Kalabreserwein —"

„Nämlich einen Wein, der den einzigen Fehler hat, in Kalabrien und nicht in England zu wachsen, so fragt man sich, wozu wir eine freie Presse haben und worin sie eigentlich ihre Aufgabe erblickt!"

Brasch hatte in aller Stille auf einen Taster unter dem Schreibtisch gedrückt. Die Türe öffnete sich, und

einer der Boys der „Extrapost“ in seiner feuerroten Uniform rollte ein kleines Tischchen herein, auf dem zwei bauchige italienische Fiaschi, eine große Flasche Whisky und ein Siphon standen. Simon Weel verstummte, doch nur für einen Augenblick. Im nächsten erfüllte seine Stimme wieder den Raum.

„Was sehe ich? Was sehe ich? Seit drei Monaten ist dieser Wein in der ganzen Stadt nicht aufzutreiben. Aber hier scheint er in Strömen zu fließen! Man fragt sich, wie so etwas möglich ist. Sollte das ein neuer Beweis der allgemeinen Korruption sein?“

„Weel“, sagte Brasch, „ich hatte daran gedacht, dir diese beiden Flaschen zu dedizieren, aber wenn du von Korruption redest —“

„Eine Metapher, lieber Freund! Du bist doch klassisch gebildet und mußt wissen, was eine Metapher ist! Gestatte mir, auf das Wohl des Spenders und seines unbestechlichen Organs in diesem köstlichen Wein zu trinken — ah!“

Die Türe ging auf. Ein Herr, der offenbar dem Redaktionsstab angehörte, den ich aber nicht kannte, zeigte sich auf der Schwelle. Simon Weel übernahm die Vorstellung.

„Darf ich bekannt machen — Herr Hegel, manodepressiv, Herr Bing, schizophren!“

„Danke!“ sagte der Neuankömmling. „Deine Methode vorzustellen, lieber Weel, ist wirklich nachahmenswert“

Ich sah ihn näher an. Es war ein kleiner Mann mit harmlosen, meerblauen Augen und irgend etwas in seinem Äußeren, das an einen jungen Vikar denken ließ. Nach den letzten Theorien der hochmodernen Wissenschaft sollen schizophrene Personen ja dünn und mager sein. Er war jedoch von sympathischer Rundlichkeit. Es war mir nicht ganz klar, welche Aufgabe er in der Redaktion hatte. Ich hatte seine Signatur noch nie unter einem Artikel gesehen. Aber auch darüber klärte mich Simon Weel auf.

„Der gute Bing übertreibt! Wenn ich statt manodepressiv und schizophren gesagt hätte: Herr Hegel, Hochstaplerschriftsteller, Herr Bing, Kreuzworträtselkonstrukteur, so hätte ich damit eine ebenso erschöpfende Analyse des Seelenlebens der Herren gegeben und zugleich eine kurze, wenn auch bittere Charakteristik der Zeit, in der wir leben. Hat es je zuvor in der Geschichte der Menschheit ein Zeitalter gegeben, wo man sein Brot damit verdienen konnte, sich Verbrechen auszudenken? Oder wo man, indem man den Gott Ra, den Vogel Emu und die Stadt Ur teils waagrecht, teils lotrecht zusammenstellte, mehr Geld verdienen konnte als ein Lateinprofessor? Gewiß, es hat zu allen Zeiten Unterhaltungsliteratur gegeben —“

Er begann, die fabulae Milesiae, den Goldenen Esel des Apulejus, die Hirtenromane, die ausgewählten contes et fabliaux durchzugehen und ackerte sich so allmählich zu Voltaires philosophischen Romanen durch, alles in der Absicht, zu zeigen, wie tief die Menschheit gesunken war, als sie um 1890 herum begann, sich auf Detektivromane zu verlegen.

„Was war das für ein Interview, das Fräulein Gundelach gebracht hat?“ fragte ich Brasch. „Ich glaubte zu hören, das Objekt sei lichtgrün! Selbst soll ich ja hellrosa sein wie Mellins Food. Vielleicht könnte ich da meine Komplementärfarbe finden?“

„Alle Chancen dafür — aber nimm dich in acht! Sie —“

„Es ist eine sie?“

„Und ob! Deine grünäugige Verführerin war nichts dagegen!“

Seine Worte versetzten mich mit einem Schlage in die Vergangenheit zurück, in jene Zeit, als ich gerade hier in Kopenhagen die erwähnte Verführerin traf und in ihrem Kielwasser etliche Herren, die man wahrlich nicht banal nennen konnte … Im Laufe einiger Wochen hatte ich damals vor meinen Augen Abenteuer abrollen sehen, spannender als alles, was ich je auf dem Papier zusammengedichtet hatte. Was war aus meinen damaligen Bekannten geworden? Würde ich je wieder mit ihnen zusammenstoßen? Simon Weels Stimme riß mich aus meinen Grübeleien Er war mit seinem Exposé der guten Unterhaltungslektüre entschwundener Zeiten fertig und ging nun zum Frontangriff über

„Aber was ich in erster Linie gegen Hegels Geschichten habe, ist, daß sie nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben! Wenn ich sage Wirklichkeit, glaubt ihr natürlich ich meine unglückliche Ehen. Ich meine aber nicht unglückliche Ehen und auch nicht schlechte finanzielle Verhältnisse Das Leben hat noch andere Seiten. Eine Zeitung enthält Tag für Tag ein Dutzend fortlaufende Romane aus der Wirklichkeit, die interessanter sind als alle Fortsetzungsromane der Welt. Manchmal stehen sie im Text, manchmal in den Anzeigenspalten. Aber sie sind da, und sie sind wirklich! Ich habe gesprochen und meine Seele gerettet.“

„Und die Romantik früherer Zeiten? War die auch falsch? Denn daß sie vorhanden war, wirst du wohl nicht bestreiten?“

„Sie war nicht falsch. Sie suchte ihre Inspiration in historischen Tatsachen. Wenn Hegel auf Grund der Völkerbundsprotokolle oder Gerichtssaalreferate Romane schreiben will, wird seine Romantik ebenso echt sein wie die alte!“

„Warum nicht die Romane direkt aus den Zeitungsspalten herausschneiden?“

„Das wäre natürlich das allerbeste.“

„Lieber Simon“, sagte ich. „Deine Methode hat ihre in die Augen springenden Vorteile. Aber hat sie nicht auch große Nachteile? Als ich herauskam, zeigte mir Brasch ein Telegramm aus Peru und schlug mir vor, es in einem Roman zu verwenden. Das Telegramm war so romantisch, daß kein Schriftsteller es wagen würde, etwas Ähnliches in einem Buche aufzutischen. Aber wo nehme ich die Fortsetzung her?“

„Die Fortsetzung steht natürlich auch irgendwo in einer Zeitung!“ rief Bing. „Sehen wir nur nach!“

Er begann auf dem Schreibtisch zu suchen, wo die halbe Weltpresse sich ein Stelldichein gegeben hatte.

„Seht her!“ rief er plötzlich und reichte uns das heutige Abendblatt der „Berlingske Tidende“. „Wer sucht, der findet! Eine Anzeige, Antwort nach Barcelona erbeten! Wenn das nicht mit deinem Telegramm aus Peru zusammenhängt, dann gibt es keine Logik im Dasein — oder in Simon Weels Romanrezept!“

Er wies auf die Anzeige in der „Berlingske“ und stürzte sich auf die Stockholmer Blätter. Nach ein paar Augenblicken schob er mir das „Svenska Dagbladet“ hin und wies auf eine Anzeige, und ein paar Minuten darauf reichte er mir mit sichtlicher Verwunderung eine Nummer der norwegischen „Aftenposten“ Aber wenn er über das, was er gefunden. staunte, so war doch sein Staunen ein Nichts gegen meines. So lautete die Anzeige in der „Berlingske Tidende“:

(Dokumente Nr. 2—4.)

„Professor Pelotard Hvis Omtalte ser dette, bedes han aldeles omgadende skrive til Box 222, Barcelona, Spanien, i Sag av hojeste Vigtighed, ogsaa for ham selv.“*)

In „Svenska Dagbladet“ hieß es:

„Professor Pelotard. Om vederbörande ser detta, bedes ham omedelbart skriva till Box 222, Barcelona, Spanien, i angelägenhet av största vikt ocksa för honom själv.“*)

Und in der „Aftenposten“:

„Professor Pelotard. Hvis vedkommende ser dette, bedes han aieblikkelig skrive til Box 222, Barcelona, Spania, i anliggende av storste betydning ogsaa for ham selv.“*)

Was Bing gewundert hatte, war offenbar, daß jemand in Spanien sich in die Kosten einer solchen Anzeige in den Hauptstädten der drei nordischen Länder gestürzt hatte. Was mich frappierte, war etwas ganz anderes. Professor Pelotard, das war der Name, unter dem ich einmal vor langer Zeit einen gewissen mystischen Landsmann von mir hier in Kopenhagen kennengelernt hatte. Ich war daran gewöhnt, diesen Namen mit Ereignissen zu verbinden, die den Rahmen des Alltagslebens sprengten. Erst vorhin hatte ich mich gefragt, ob wir uns je wieder treffen würden. Und nun inserierte jemand in Barcelona nach ihm hier oben im Norden! Bedeutete das, daß er sich hier aufhielt? So sah es ja aus. Für meine Person hätte ich eher in Barcelona nach ihm annonciert — sein Wesen schien naturnotwendig mit erotischen Städten, eigentümlichen Milieus, mystischen Unternehmungen verknüpft Ich wurde durch den Kreuzworträtselmann aus meinen Gedanken gerissen, er rief:

„Wollt Ihr sehen? Was sagt man dazu?“

Er schob uns einen Stoß Zeitungen aller Länder Europas hin, die sein trainiertes Journalistenauge ebenso rasch überflogen und gesichtet hatte wie der Tabakarbeiter schöne und fehlerhaft gerollte Exemplare derselben Zigarre sortiert Da waren Pariser, Berliner, Wiener Tageszeitungen, die „Times“, die Pariser Ausgaben des „New York Herald“ und der „Daily Mail“ sowie der Mailänder „Corriere della Sera“, und jedes dieser Preßorgane enthielt ein Gegenstück zu der Anzeige, die uns bereits in der „Berlingske“, dem „Svenska Dagbladet“ und der „Aftenposten“ frappiert hatte!

(Dokumente Nr. 5—12.)

Die deutschsprachigen Zeitungen sagten:

„Professor Pelotard. Der Betreffende wird gebeten, in Angelegenheit von größter Bedeutung, auch für ihn selbst, an Postfach 222, Barcelona, Spanien, zu schreiben.“

Im „Matin“ hieß es:

„Professeur Pelotard. Le nommé est prié d'écrire immédiatement Boîte 222, Barcelona, pour affaire de plus grande importance mutuelle.“

In den englischen Tageszeitungen lautete es so:

„Professor Pelotard. On sight of this, please write immediately to Box 222, Barcelona, in matter of utmost mutual importance.“

Schließlich besagte die Annonce im „Corriere della Sera“:

„Professore Pelotard. Su vista di questo si prega di scrivere istantaneamente Casello 222. Barcelona, per affare importantissimo in ogni rispetto.“

Ich ließ die Zeitungen sinken und sah stumm vor mich hin. Die Gedanken kollerten in meinem Kopf herum wie Erbsen in einem Sieb. — Wie — was — wer —.

Die Stimme des Kreuzworträtselredakteurs weckte mich:

„Schade, daß Brasch sich keine ungarischen und tschechischen Zeitungen hält“, sagte er. „Sonst hätten wir sicherlich den Notschrei nach dem Professor auch im ‚Pesti Hirlap‘ und in der ‚Narodni Listy‘ wiedergefunden! Wer mit ihm zusammenzutreffen wünscht, will offenbar nichts dem Zufall überlassen. Ich möchte gerne wissen, in welchem Fach er Professor ist!“

„Genau, was ich immer gesagt habe“, murmelte ich halb zu mir selbst. In derselben Sekunde, in der die Worte über meine Lippen gekommen waren, bereute ich sie auch schon, denn ich wußte, welche Aufnahme sie finden würden.

„Jetzt hat er schon wieder einen seiner Anfälle!“ stöhnte Simon Weel. „Ich habe mich oft gefragt, ob sie auf angeborener Lügenhaftigkeit beruhen, oder auf der Lust, sich interessant zu machen. Backfische pflegen Liebesbriefe an sich selbst zu schreiben, aber das ist eine Krankheit, die sich mit dem siebzehnten Lebensjahr zu geben pflegt. Wenn man Hegel glauben sollte, wäre er mit allen Schwindlern Europas auf du und du. Und es ist doch schon ein Weilchen her, seit er über dieses Alter hinaus ist.“

„Lieber Simon“, antwortete ich, „ich danke dir für dein Rezept, Erzählungen aus der Wirklichkeit zu schreiben. Es mag viel für sich haben. Ich werde mit gezückter Schere weiterarbeiten und dir das Resultat vorlegen.“

„Mir bleibt doch nichts erspart, wie der alte Franz Joseph zu sagen pflegte!“

Mit diesen Worten trank Simon endgültig den ersten Fiasco aus. Es zeigte sich, daß er bis auf weiteres bei Brasch zu bleiben gedachte. Der Kreuzworträtselmann und ich verabschiedeten uns. Auf dem Rathausplatz pulsierte das Kopenhagener Nachtleben. Die elektrischen Lichtreklamen warfen mit Superlativen um sich, die eine Margarinefirma überhob sich auf Kosten der anderen. Halbgeschlossene Augen glitzerten in dem linden Septemberdunkel, rote Lippen lächelten. Wenn man die Ohren spitzte, konnte man die Tauben im Rathausgarten in ihren Schlägen gurren hören.

Plötzlich wandte sich mein Begleiter mir zu:

„Ist das wahr, was Sie oben in der Redaktion sagten?“

„Was sagte ich denn?“

„Daß Sie diesen mystischen Professor kennen, nach dem man annonciert!“

Ich nickte bekräftigend.

„Hören Sie mal!“ sagte er „Ich habe ein paar sonderbare Annoncen, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Wenn wir uns beeilen, können wir noch in irgendein Lokal hineinkommen“

Obgleich man in Dänemark das Recht hat, bis zwei Uhr nachts in einem Restaurant sitzenzubleiben, wird man doch nach zwölf nicht mehr eingelassen, und es fehlte gerade eine Minute auf Mitternacht. Es ist Simon Weels bestimmte Ansicht, daß die Gesetzgeber aller Länder von Dementia praecor befallen werden, sowie sie an das Alkoholproblem herantreten, und ich bin nicht weit davon entfernt, seine Ansicht zu teilen.

Wir kamen gerade in dem Augenblick zu dem lichtstrahlenden Eingang, in dem der Portier im Begriffe war, ihn zu verschließen.

*) „Professor Pelotard. Wenn der Genannte dies sieht, wird er gebeten, umgehend an Postfach 222, Barcelona, Spanien, zu schreiben, in einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, auch für ihn selbst.“

Das Restaurant glitzerte von Vergoldungen und duftete nach Braten und Zigarrenrauch. Kellner mit Sandwichtabletten eilten hin und her, an allen Tischen sah man Hälse, die sich vor dünnen Spitzkelchen zurückbogen, und hörte kleine, bald schmerzliche, halb selige Ah hervorstöhnen. Wir fanden ein Tischchen und bestellten. Mein Begleiter zog seine Brieftasche, wühlte darin und schob mir dann einen Zeitungsausschnitt hin.

„So hat die Sache angefangen", erklärte er.

Der Ausschnitt zeigte keinen Zeitungsnamen, aber Buchstabentypen haben ebenso ihre Individualität wie Menschen. Wenn man dieser Tatsache ein wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat, ist es ganz unmöglich, den Druck einer amerikanischen Zeitung mit dem einer englischen zu verwechseln. Wenn französische Zeitungen eine englische Redensart zitieren, so bewirkt schon die Typographie, daß man die Worte mit fremdem Akzent ausgesprochen zu hören glaubt. Die Typen, die ich anstarrte, stammten aus einer schwedischen Zeitung — genauer bestimmt —

„Svenska Dagbladet?" fragte ich.

„Ganz richtig! Aber was sagen Sie zu dieser Annonce?"

„Zitadell. Mitglieder obiger Familie in Skandinavien werden gebeten, an das International Inst. for Genealog. Research, Dept. F., 239 Strand, London zu schreiben."

„Zitadell! Komischer Name! Sie heißen doch nicht Zitadell?"

„Nein, aber der Großvater meiner Großmutter hieß so — er ist aus Österreich eingewandert. Es existiert sogar eine Familientradition, daß er von Zitadell geheißen haben soll. Merkwürdig, wie wenig wir bürgerlichen Menschen eigentlich wissen, wer wir sind! Drei, vier Generationen, dann Schluß!"

„Ganz richtig! Selbst habe ich keine blasse Ahnung, wie der Großvater meiner Großmutter hieß — ich weiß es kaum von ihrem Vater. Nun, haben Sie auf die Anzeige geantwortet?"

„Nein, nicht gleich. Aber nach kurzer Zeit —"

Er holte einen neuen Zeitungsausschnitt aus der Brieftasche und reichte ihn mir. Diesmal sagten die Typen Dänemark. Die Anzeige war die gleiche, nur ins Dänische übersetzt.

„Diesmal antwortete ich. Ich schrieb, daß ich der genannten Familie Zitadell angehöre und daß ich die Anzeige der Firma gelesen hätte. Daraufhin erhielt ich einen englischen Brief. Meiner Ansicht nach ist das ein sonderbares Dokument. Was sagen Sie?"

Ich nahm den Brief und las:

„Mein Herr.

Wir sind im Besitz Ihres Schreibens, das uns interessiert. Bevor wir die Korrespondenz fortsetzen, müssen wir Sie jedoch bitten, das beifolgende Formular auszufüllen und zu unterzeichnen.

Für das International Institute of Genealogical Research (unleserlich)."

Das beigeschlossene Formular hatte folgenden Wortlaut:

„Ich . . . wohnhaft in . . . (Straße, Stadt, Land) akzeptiere hiermit die folgenden Bedingungen für die Zusammenarbeit zwischen mir und dem „International Institute for Genealogical Research:

Das Institut hat für meine Rechnung jene Nachforschungen durchzuführen, die sich aus seinem Namen ergeben und in seiner Natur liegen.

Die Auskünfte, die das Institut mitzuteilen hat, sollen mir mit gesetzlich bindenden Belegen (Akten in beglaubigter Abschrift) zugestellt werden; als Äquivalent für seine Arbeit erhält das Institut dreiunddreißigeindrittel Prozent aller Summen, die mir zufolge seiner Erhebungen zufallen.

Dieses Übereinkommen ist in zwei Exemplaren ausgefertigt, die ich mit eigener Hand unterschrieben habe, was hier untenstehend bezeugt wird.

. . . . (Ort), den . . . . (Datum)

. . . . (vollständiger Name)

. . . . (Zeuge) . . . (Zeuge)

. . . . (Adresse)."

Ich gab die beiden Bogen zurück und sah meinen Freund, den Kreuzworträtselredakteur, lange an.

„Sie haben recht, das ist ein seltsames Aktenstück. Und ist Ihnen das Seltsamste daran aufgefallen?"

„Was sollte das sein? Ich bin kein Detektivschriftsteller."

„Der Brief ist nicht mit der Maschine geschrieben, er ist gedruckt. Die Firma muß eine ausgebreitete Korrespondenz haben, wenn es sich ihr lohnt, so viele Exemplare eines solchen Schreibens anfertigen zu lassen! Und ihre ganze Korrespondenz muß von ein und derselben Art sein!"

Er riß seine wasserblauen Augen auf.

„Das habe ich nicht bemerkt! Sie haben ganz recht! Die müssen ja Unmengen identischer Briefe ausschicken, damit die Sache sich lohnt. Weiß Gott!"

Der Kellner brachte, was wir bei ihm bestellt hatten. Ich hatte mir ein paar belegte Brötchen und ein Glas Bier kommen lassen, aber Bing blieb bei dem englischen Gifttrank, von dem er bereits in der Redaktion nicht wenig konsumiert hatte. Die Wirkung blieb auch nicht aus. Man merkte es an seinen leuchtenden Augen und den Kraftworten, mit denen er um sich warf

„Ich brauche Sie wohl nicht zu fragen, was Sie der Firma geantwortet haben", sagte ich. „Da Sie das Formular noch da haben, vermutlich ein glattes Nein?"

„Ein glattes Nein? Ich habe, hol mich der Teufel, überhaupt nicht geantwortet!"

„Warum denn? Man hat ja keinerlei Barzahlung von Ihnen verlangt."

„Barzahlung? Barzahlung sollen diese Kerle auch noch verlangen, wenn sie dreiunddreißigeindrittel Prozent von einer Erbschaft haben wollen, die mir gehört! Nein, die können mir den Buckel herunterrutschen!"

„Mir schwebt aber vor, daß solche Firmen in der Regel eine Summe in bar fordern. Diese tut es nicht, und das frappiert mich. Aber haben Sie denn irgend welchen Anlaß zu glauben, daß überhaupt eine Erbschaft vorhanden ist? Gehen solche Gerüchte in der Familie um?"

„Gerüchte? Hol mich der Teufel, nein! Aber man kann ja nie wissen. Warum hätten die Leute mir sonst geschrieben? Ich habe einen Mann hier in der Stadt aufgenommen und lasse ihn für mich arbeiten. Der verlangt nur fünfundzwanzig Kronen, wenn er nichts erreicht, und hundert, wenn es zu etwas führt."

„Hm! Ist das nicht ein wenig kurzsichtig? Was bedeutet ein Drittel der Erbschaft, wenn eine Erbschaft vorhanden ist?"

„Was ein Drittel der Erbschaft bedeutet? Da kann man aber zerspringen! Das ist doch meine Erbschaft, und nicht denen ihre. Und ich habe keine Lust, mein ganzes Leben lang dazusitzen und Kreuzworträtsel zu fabrizieren!"



Kinder im Frühling.
Endlich ist allenthalben die warme Lenzsonne durchgebrochen.
Aufnahme: Atlantic.





*Hier einen Tropfen
dort einen Tropfen –
und schon ist man ganz überrieselt
von dem wohltuenden
„Duft nach Sauberkeit und Frische“ ...*

Seine Augen brannten in mystischer Glut. Aber den Rand des Glases starrte er in eine Zukunft ohne Ra, Emu und Ur.

„Na", sagte ich, „wurde die Korrespondenz auf diesem Punkte abgebrochen?"

Der Glanz in seinen Augen erlosch langsam. Es war klar, daß das, was er jetzt zu sagen hatte, ihm nicht ganz sympathisch war.

„Nein, ich bekam noch einen Brief", gab er zu. „Hol mich der Kuckuck, wenn ich weiß, was ich daraus machen soll!"

Er reichte mir ein viertes Aktenstück:

„Mein Herr!

Noch ohne Antwort auf unser letztes Schreiben mit beigeschlossenem Formular, vermuten wir, daß der Gedanke einer Zusammenarbeit mit uns zu den von uns vorgeschlagenen Bedingungen Ihnen nicht zusagt.

Wir möchten darauf aufmerksam machen, daß diese Bedingungen geradesowenig wie die Prämien der Versicherungsgesellschaften von Willkür oder Gewinnsucht diktiert sind. Wir haben eine langjährige Arbeit auf einem Spezialgebiet hinter uns, und die dadurch gewonnene Erkenntnis, was eine solche Arbeit an gerechtem Lohn beanspruchen kann, hat unsere Tarife bestimmt.

Wir sehen Ihrer geschätzten Antwort binnen zehn Tagen entgegen und verbleiben

mit ausgezeichneter Hochachtung
für das
Intern. Inst. of Geneal. Research
H.... G.... (unleserlich).

P. S.

Um Ihnen unnötige Ausgaben zu ersparen, machen wir darauf aufmerksam, daß unsere Untersuchungen mit den sogenannten genealogischen Tabellen, die von zahllosen kleinen Firmen oder Privatpersonen zu geringen Kosten angefertigt werden, absolut nicht in eine Linie zu stellen sind."

Ich ließ den Brief sinken und sah meinen Begleiter an.

„Es gibt nur ein Wort, das darauf paßt", sagte ich. „Dies ist ein Ultimatum."

„Es gibt zwei", sagte der Empfänger des Briefes und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das zweite Wort ist Bluff! Die Leute wollen erpressen, das wollen sie. Aber sie vergessen eines, diese Trotteln! Wenn ich nicht auf ihre Bedingungen eingehe, gehen sie selber leer aus!"

„Sie vergessen auch eines", sagte ich gelassen.

„Und das wäre?"

„Daß es außer Ihnen noch andere Erben geben kann. Und daß sie zugänglicher sein können. Und da Sie keine blasse Ahnung haben, wo die eventuelle Erbschaft zu finden ist, dürfte es Ihnen schwerfallen, Ihre Ansprüche zu vertreten!"

Sein Gesicht umdüsterte sich.

„Das kann doch keine Kunst sein, einen Stammbaum zurückzuverfolgen", murmelte er. „Alle Länder haben Gemeindebücher, die zu studieren jedem freisteht. Ein Drittel meiner Erbschaft dafür zu verlangen, daß sie —"

Ich sah mich gezwungen, auch diese Schanze niederzureißen.

„Sie vergessen eines", sagte ich. „Im Laufe von nur fünf Generationen — von jetzt bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts — verzweigt sich ein Stammbaum so, daß er zweiunddreißig direkte Stammväter umfaßt. Alle diese Stammväter haben wiederum eine Unmenge von Verwandten gehabt, von denen wir, wenn das Glück uns hold ist, auch auf eine Erbschaft rechnen können. Weitere fünf Generationen zurück sind wir bereits bei eintausendvierundzwanzig direkten Stammvätern für jeden von uns angelangt. Einige hundert Jahre zurück ist die Anzahl märchenhaft groß, und wenn man gar ein paar tausend Jahre zurückgeht, nähert man sich Ziffern, die an die Fortpflanzung des Herings erinnern. Sie wissen doch, daß, wenn alle Heringseier sich frei entwickeln dürften, es in den Ozeanen so viele Heringe geben würde, daß man trockenen Fußes hinübergehen könnte —."

„Alle Schweden reden, hol mich der und jener, immer nur von Heringen!" knurrte mein Begleiter, dessen Kopf eine beunruhigende Tendenz zeigte, in dem Whiskyglas zu verschwinden, etwa so, wie eine Seifenblase in den Strohhalm zurückgesogen wird.

„Kellner!" schrie er plötzlich. „Ich muß zahlen! Ich will nach Hause!"

Es war klar, daß meine Streiflichter aus der wunderbaren Welt der Wissenschaften ihn nicht mit jener Andacht erfüllten, die wir empfinden sollten, wenn wir unsere eigene Geringheit mit dem Universum und seiner Unendlichkeit vergleichen. Mit unsicherer Hand raffte er seine Papiere zusammen und verschwand. Ich bestellte mir eine Tasse Kaffee und versank in Grübeleien.

Wie die Menschen doch gleich Feuer fangen, sowie eine Erbschaft in Sicht kommt! Und wie natürlich das doch ist! Denn gibt es, streng genommen, ein magischeres Wort als Erbschaft? Ein Kapital, die Summe der Lebensarbeit eines anderen Menschen, fällt einem plötzlich wie eine unerwartete Frucht in den Schoß — was ist das anderes als der Geist der Lampe in Tausendundeiner Nacht, der sich bei einem neuen Herrn zum Dienste einstellt? Paläste erheben sich im Laufe einer Nacht aus dem Boden, Quellen singen in Schalen von Porphyr, Sklavinnen mit Gesichtern wie der Vollmond stehen bereit, dem leisesten Wink ihres Herrschers zu gehorchen . . . Gewiß, die meisten Träume von solcher Herrlichkeit enden mit einer Enttäuschung. Aber andererseits ereignet es sich ja faktisch täglich, daß sie in Erfüllung gehen. Und welches Studium bietet nicht eine Gruppe von Menschen, die um eine Erbschaft kämpfen? Ein Studium, würdig eines wirklichen Dichters, nicht eines Detektivschriftstellers!

Wie würde ich mich selbst in einer Situation wie der des Kreuzworträtselmannes benehmen? Würde ich auch Feuer fangen, bis zum letzten Atemzug um mein vermeintliches Erbteil kämpfen? Es ist schwer, sich selbst unparteiisch zu beurteilen, aber ich glaubte doch nicht, daß die Aussicht auf eine Erbschaft mir zu Kopf steigen würde. Meine Arbeit machte mir Vergnügen, und wenn ich auch gegen ein festes Einkommen von zehntausend Kronen nichts einzuwenden hätte, würde ich mich doch nicht im geringsten um wirklichen Reichtum reißen. Am allerwenigsten könnte es mir einfallen, demjenigen, der mir mein Geld verschaffte, einen gerechten Anteil zu verweigern!

Ich richtete mich im Stuhle auf. Ich hatte eine Idee. Vielleicht konnte ich sie für die Serie verwenden, die ich gerade für Brasch schrieb. Ich hatte Lust bekommen, einem solchen Institut wie dem des Kreuzworträtselmannes in die Karten zu gucken! Ich wollte sehen, wie sie arbeiteten. Ich wollte die Kniffe studieren, deren sie sich bedienten, um das Opfer in ihr Garn einzuspinnen und es bis zum letzten Blutstropfen auszusaugen — falls sie so vorgingen. Wenn sie gegen alle Vermutung ehrlich waren, wollte ich mich mit ihren Arbeitsmethoden vertraut machen — obwohl das natürlich weniger interessant war... Ein Weg, all dies zu tun, war mir soeben eingefallen. Ich winkte dem Kellner und verlangte Briefpapier und Umschlag, eine Bestellung, die ihn offenbar mit tiefster Verwunderung erfüllte. Ich nahm meine Füllfeder und schrieb:

„International Institute for Genealogical Research
London.

Ich habe Ihre Annonce ‚Zitadell' in den skandinavischen Zeitungen gesehen und ersuche um nähere Auskünfte, da sie mich auf das lebhafteste interessiert.

Hochachtungsvoll
Richard Hegel."

Ich fügte meine Adresse bei, bekam vom Kellner Marken, beglich meine Rechnung und ging. In nächster Nähe befindet sich ein Briefkasten für Luftpost. Bevor ich am nächsten Tage viele Stunden wach war, würde mein Brief in London sein. Und übermorgen nachmittag konnte ich die Antwort haben!

Nächst dem, auf eine Erbschaft zu warten, gibt es nichts Spannenderes, als auf einen Brief zu warten! Ein Umschlag, der aufgeschlitzt wird, ist ein Fenster, das sich in die Unendlichkeit öffnet.

Zweites Kapitel.

Vom Wohlstand der Völker und einem mystischen Reisenden.

1.

Am nächsten Morgen beim Lunch las ich Braschs Schlager: Fräulein Gundelachs Artikel. Zuerst konnte ich ihn nicht so besonders sensationell finden. Der Artikel — ich verkürze ihn ein wenig — lautete folgendermaßen:

(Dokument Nr. 13)

„Unser mystischer Gast

Unsere Stadt hat seit ein paar Tagen den Besuch eines sehr rätselhaften, sehr faszinierenden Gastes, einer Dame, ebenso geheimnisvoll in ihrer Art wie der Stern aller Sterne, Greta Garbo...

Wir wollen ihren Namen nicht verraten — keinen einzigen dieser Namen. Wir wollen uns damit begnügen, den Lesern ein paar Rätsel aufzugeben. Aber nicht etwa in der Hoffnung, sie gelöst zu sehen, denn allzuviele Personen haben sich schon lange die Frage gestellt, die wir hier aussprechen, ohne eine Antwort darauf zu finden.

Warum blieb im vorigen Frühling die so sicher erwartete Fusion zwischen zwei international bekannten Kartellen der Stahlbranche aus? Man sprach von politischen Intrigen, von einem Eingreifen gewisser Staaten, man sprach von Enthüllungen in der Presse. War der Grund nicht schlechtweg der, daß der Präsident des einen Trusts ganz einfach von der Sitzung ausblieb, in der die Fusion durchgeführt werden sollte? Aber warum blieb er aus? Warum ließ er erst von sich hören, als jede Möglichkeit eines Übereinkommens bereits völlig ausgeschlossen war? Das sind Fragen, die wir nicht an uns selbst richten, sondern an die Dame, die uns jetzt mit ihrem Besuch beehrt.

Eines Nachts im März vor einem Jahre wurde der Nachtportier eines Pariser Hotels, nicht allzuweit vom Triumphbogen, durch ein Läuten auf der Straße geweckt. Es kam von einem zufälligen Passanten, der soeben ein Lichtsignal in einem Fenster im zweiten Stockwerk des Hotels bemerkt hatte oder zu bemerken glaubte. Es sah aus, als schwinge jemand mit unsicherer Hand eine elektrische Lampe im Fensterrahmen hin und her. Der Portier beeilte sich, in das betreffende Zimmer hinaufzutelephonieren. Als er keine Antwort bekam, stürzte er die Treppen hinauf. Er fand den Gast, einen berühmten Finanzmann, ausgestreckt auf dem Boden vor dem Fenster liegen, auf dem eine umgestürzte Schreibtischlampe lag. Er murmelte unverständliche Worte und befand sich überhaupt in einem so eigentümlichen Zustand, daß man sich genötigt sah, ihn in das nächste Krankenhaus zu bringen. Es ließ sich jedoch keine wie immer geartete Form der Vergiftung an ihm feststellen. Hingegen konstatierten die Ärzte so nach und nach, daß der Patient an einer Geisteskrankheit litt, die mit einem gelehrten Namen Schizophrenie genannt wird, was die Spaltung des Bewußtseins in zwei Hälften bedeutet. Aber wie kann eine solche Krankheit ohne vorbereitende Symptome bei einem sonst normalen Menschen auftreten? Wie kommt es, daß sie gerade dann auftrat, als es von Bedeutung war, daß der Patient verhindert wurde, gewisse Konferenzen abzuhalten? Niemand vermochte das je zu ergründen — jedenfalls keiner der Ärzte, die ihn behandelten. Aber fragen Sie vielleicht unsere geheimnisvolle Besucherin danach, wenn Sie sie treffen? Möglicherweise klärt sie Sie dann auch über den Umstand auf, daß diese unbegreifliche Geisteskrankheit Herrn X. unmittelbar nach einem Souper mit ihr befiel...

Wir haben uns vorgenommen, nicht allzuviele Fragen in einem und demselben Artikel zu stellen. Das verstößt sowohl gegen den guten Stil wie gegen gute Journalistik. Aber vielleicht werden wir Gelegenheit haben, in einer nächsten Nummer ein paar andere Fragen aufzuwerfen!"

Ich las diesen Artikel als Beigabe zum Lunch in meinem Stammcafé. Beim schwarzen Kaffee erhielt ich den Besuch keines Geringeren als Braschs, der überaus geheimnisvoll tat, als ich versuchte, ihn nach seinem Schlager auszufragen.

„Habe seit neun Uhr morgens zweihundertzehn Anrufe gehabt, ausschließlich Herren — die alle die Adresse wissen wollten!"

„Kommen noch weitere Artikel?"

Er sah noch geheimnisvoller aus.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht."

„Sagte Fräulein Gundelach nicht, die Aura der Betreffenden sei hellgrün? Nach diesem Artikel zu schließen, scheint sie eher kohlschwarz zu sein!"

Anstatt zu antworten, zog Brasch etwas aus der Tasche. Es waren drei Zeitungsnummern, der „Matin", die „Times" und der „Tag". In allen dreien war eine Anzeige angestrichen:

Die Annonce des „Matin" besagte:

„Professeur Pelotard Toute personne pouvant indiquer l'adresse de celui-ci, est instamment prié de communiquer avec Boîte 222, Barcelona Bonne récompense."

In der „Times" hieß es:

„Professor Pelotard. Anybody knowing the address of the above-named is urgently requested to communicate with Box 222, Barcelona. Big reward."

Im „Tag":

„Professor Pelotard. Jedermann, der Informationen bzw. Adresse des Obengenannten besitzt, wird dringend gebeten, an Postfach 222, Barcelona, zu schreiben. Hohe Belohnung."

„Deine Studien aus der Wirklichkeit schreiten mit Riesenschritten vorwärts", bemerkte Brasch, „oder sollten es doch wenigstens!"

(Fortsetzung folgt.)

WELTAUSSTELLUNG PARIS 1867

Eine weltgeschichtliche Episode

NACHERZÄHLT VON HANS JORDING

(1. Fortsetzung.)

So hat beispielsweise der Hofschneidermeister Seiner Majestät, Herr Dufautoy, in der Rue Rivoli, seiner Kaisertreue dadurch Ausdruck verliehen, daß er eine nackte Gipsdame in sein Schaufenster gestellt hat, die einer ebenso gipsernen Kaiserbüste einen Lorbeerkranz entgegenstreckt, wozu ein Schriftband mit der lächerlichen Übertreibung „Imperatori Imperatorum — dem Kaiser aller Kaiser!" die entsprechende Begleitmusik lieferte. Ein Witzbold hat zur weiteren Deutung dieser Gipsallegorie auf das Schaufenster einen Zettel geklebt, der ungefähr folgendes besagt:

Was Badinguet*) am liebsten hat,
Sieht man hier ohne Feigenblatt.
Auch fragt man sich wohl unterdessen:
Ist Lorbeergrün ein Eselfressen?

Mit Windeseile — rascher noch, als der Zettel von der Polizei entfernt werden kann — verbreitet sich dieser anzügliche Vierzeiler unter den wartenden Volksmassen und gibt neuen erheiternden Gesprächsstoff. „Wo war das? Wie sagten Sie, Herr Nachbar? — — Aah, ausgezeichnet! Haha, sehr gelungen! — —" Man lacht, flüstert sich weitere erläuternde Kommentare ins Ohr und zwinkert verständnisinnig mit den Augen.

Und doch ist das alles im Grunde gar nicht so böse gemeint. Mag man auch gelegentlich über ihn schimpfen und dieses und jenes an ihm bemängeln — irgendwie haben die Pariser ihren „Badinguet" ganz gern. Ist er doch Fleisch von ihrem Fleische und Geist von ihrem Geiste — ein wenig gutmütig, ein wenig bequem, ein wenig genußsüchtig und — manchmal ein wenig gefährlich.

Und so schreit denn das treue Volk von Paris, als die kaiserliche Wagenreihe endlich in Sicht kommt, mit doppelter Begeisterung „Vive l'empereur!" und schwenkt wie toll seine Hüte und Taschentücher.

Geleitet von einem Halbzug Hundertgarden nähern sich in flotter Fahrt sieben, acht Galakutschen — — und gleich in der ersten, sechsspännig à la Daumont, das Kaiserpaar.

„Vive l'empereur! Vive l'empereur!"

Wieder und wieder dankt die Kaiserin mit gewinnender Freundlichkeit, während sich der Kaiser im Wagen erhoben hat und mit gezogenem Hut nach allen Seiten grüßt. Im schlichten „habit de civil", den Zylinderhut immer wieder gegen die Menge schwenkend, erinnert er mit seinem gewichsten Schnurrbart und dem Spitzbäuchlein verdächtig an einen Zirkusdirektor, der allzu beifallshungrig den Beifall seines Publikums entgegennimmt.

Rasch rollen die acht Wagen an den Menschenmauern vorüber und nähern sich jetzt, wiederum gefolgt von einem Halbzug der prächtig uniformierten Hundertgarden, der Jenabrücke, wo sie programmgemäß kurz halten.

Eine Schrecksekunde lang durchzuckt Herrn Piétri noch einmal der entsetzliche Gedanke, daß die hier aufgestellten Arbeitermassen tatsächlich „Vive la liberté!" schreien könnten — doch, kaum gedacht, ist auch diese Befürchtung bereits gegenstandslos geworden: brav und einstimmig brüllen die Dreitausend ein donnerndes „Vive l'empereur!"

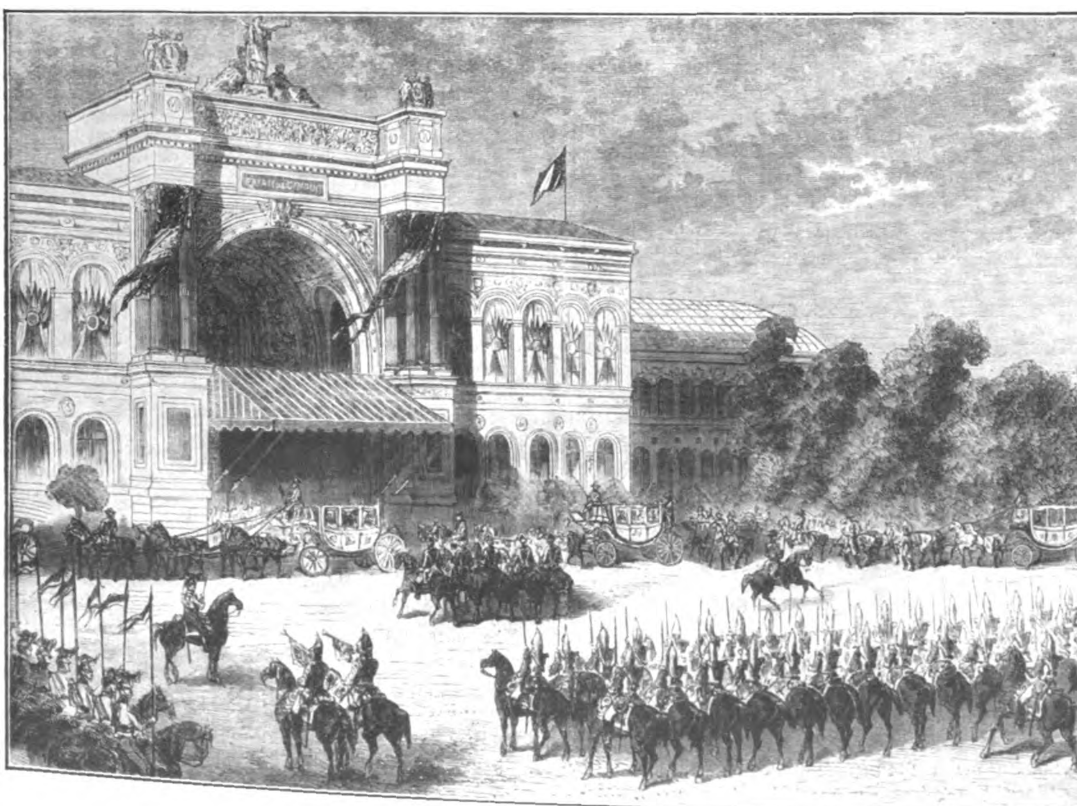
Jetzt tritt sogar einer der Arbeiter vor, stammelt sein Sprüchlein und überreicht der Kaiserin einen dicken Veilchenstrauß, was ihm ein bezauberndes Lächeln der Kaiserin und einen Händedruck von seiten des Kaisers einträgt. Dann noch ein paar Worte hinüber und herüber, ein dankbares Grüßen und Nicken an die Adresse der dunkel geballten Dreitausend, ein letztes tosendes „Vive l'empereur!" als Antwort — und schon rollen die Kutschen weiter über die Jenabrücke bis in die Nähe des Hauptportals der Ausstellung, wo die Majestäten mit ihrem Gefolge die Wagen verlassen.

Hier, vor dem Kaiserpavillon, hat sich inzwischen alles versammelt, was am Hofe des zweiten Kaiserreiches Rang und Namen hat. An der Spitze Prinzessin Mathilde Bonaparte, geschiedene Fürstin Demidoff, des Westfalenkönigs „Lustick" ehrgeizige Tochter, neben ihr der Erzbischof von Paris, dahinter die Minister, die Vertreter des Senats und des gesetzgebenden Körpers, die hohen Militärs, die Gerichtspräsidenten, die Maires der zwanzig Pariser Arrondissements und — wie verirrt inmitten dieser Männergesellschaft — ein paar Hofdamen, die das offizielle Festprogramm ebenfalls an diese Stelle befohlen hat. Zur Rechten, auf einer Art Ehrenplatz, hat das Diplomatische Korps Aufstellung genommen — mit dem Vertreter des Kirchenstaates als Doyen an der Spitze.

Man verbeugt sich, erstirbt in Hofknicks und — erlaubt sich, wieder ein wenig menschlicher zu werden, als sich die Majestäten, geleitet von Baron Haußmann, in das riesige, mit Trophäen, Statuen und exotischen Gewächsen überreich geschmückte Vestibül begeben, wo die Ausstellungskommission sowie eine erlesene Gesellschaft von Ehrengästen das Kaiserpaar erwarten. Auch hier eine verwirrende Fülle von prächtigen Uniformen, Diplomatenfracks, Federhüten, Ordensbändern und prächtigen Toiletten. Wie die leibhaftige Verkörperung des Scherzwortes „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" erblickt man hier den lebenslustigen Prinzen von Wales, den nachmaligen Eduard VII., im lebhaften Gespräch mit dem französischen und englischen Rothschild, dicht daneben, mit offenem Munde zuhörend, den Prinzen von Oranien — von seinen Zechgenossen auch „Prinz Zitrone" genannt — ferner den Herzog von Aosta als Vertreter Italiens, den Grafen von Flandern als Vertreter Belgiens und den Herzog von Leuchtenberg als Sondergesandten seiner Majestät des Kaisers Alexander II von Rußland.

Doch die leuchtenden Sterne dieser festlich bewegten Versammlung sind nicht die Träger erlauchter Namen, auch nicht Vertreter der internationalen Börsen- und

*) Bekanntlich hatte sich Napoleon 1840 bei seiner abenteuerlichen Flucht aus der Festung Ham, wo er nach seinem zweiten mißglückten Aufstandsversuch gegen das Julikönigtum „auf Lebenszeit" interniert worden war, des Arbeitskittels eines Maurers Badinguet bedient, um unerkannt zu entkommen. Seitdem nannte ihn der Pariser Volkswitz „Badinguet".



Die Ankunft des Kaiserlichen Zuges in den Champs Elisées.
(Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.)



Kaiser Napoleon III.

Sämtliche Bilder: Sammlung Handke, Berlin.

Finanzdynastien — es sind die schönen Frauen des Hofes und der Pariser Gesellschaft, die die Blicke aller immer wieder auf sich lenken.

Da ist Anna Murat, Herzogin von Mouchy, strahlend in Anmut und Frische mit ihrem schönen napoleonischen Profil, da ist die zarte Schönheit der Gräfin Pourtalès, da ist der „blonde Engel" von Paris, die Marquise de Gallifet, da ist die sanfte bezaubernde Gräfin von Montebello, da sind die Herzoginnen von Morny, von Cadore und von Persigny, da versendet die Marquise von Chasseloup-Laubat ihre träumerisch-schmachtenden Kreolenblicke — und da ist nicht zuletzt die „schöne Häßliche", das verwöhnte enfant terrible von Paris, die Fürstin Pauline Metternich, die Gattin des österreichischen Botschafters.

Im Augenblick ist sie gerade damit beschäftigt, der jungen Marquise de Cainzy, die anbetend ihren Worten lauscht, ihre neuen Sommertoiletten zu beschreiben.

„Wundervoll, ma princesse" haucht die kleine Cainzy, in naiver Bewunderung vergehend.

„Nicht wahr — —?' O, er weiß auch, was er mir schuldig ist — m e i n Worth! Ich habe ihn in Mode gebracht, ich habe ihn groß gemacht, ich habe ihm dem unbekannten kleinen Modenzeichner, die Kaiserin als Kundin zugeführt — ‚Wir zwei, Fürstin' hat er neulich zu mir gesagt, ‚haben auch eine Bastille erstürmt: wir haben die weibliche Grazie aus dem Gefängnis der Krinoline befreit!' Entzückend, was?! — Doch, attention Marquise — die Majestäten!"

Während die Damen im Hofknicks versinken und die Herren ihre mehr oder minder gelungenen Kratzfüße und Bücklinge vollführen, begrüßt das Kaiserpaar die anwesenden Fürstlichkeiten und nach ihnen den einen oder anderen bevorzugten Gast. Doch alles vollzieht sich plötzlich in einer auffallenden Hast und Nervosität. Dann ruft ein Wink den Seinepräfekten wieder an die Seite des Kaisers.

„Beginnen wir sofort mit dem Rundgang, Baron!"

„Aber Sire" stottert der entsetzt, „die Begrüßungsrede von Monsieur Le Play — — —!"

„Tut mir leid, Baron Haußmann, aber wir müssen schnell fertig werden. Ich habe soeben wichtige Nachrichten erhalten, die baldige Entscheidungen erforderlich machen."

Der „Stadtkaiser" hat das Gefühl, als müsse er vor Wut zerspringen, doch in seinem Gesicht zuckt auch nicht ein Fältchen. — Natürlich, da hat wieder einmal dieser traurige Hysteriker Moustier mit seinen Tatarennachrichten dem Kaiser einen Floh ins Ohr gesetzt, um sich wichtig zu machen! Aber schön, fügen wir uns in das Unvermeidliche.

Nach einem kurzen lächerlichen Durcheinander, das durch das ungeschickte Verhalten der auf ein anderes Programm eingeschworenen Ausstellungswächter noch verschlimmert wird, gelingt es endlich, dem Kaiserpaar einen Weg zur Hauptgalerie zu bahnen. Hier, auf dem kreisförmig angelegten „Promenoir" münden die Radial-Alleen der verschiedenen Ausstellungs-Sektoren ein, so daß die Majestäten auf ihrem Rundgang automatisch jede Abteilung berühren, ohne zu ermüdenden Einzelbesichtigungen gezwungen zu sein.

Mit dem Gesicht eines Mannes, der in seinen wesentlichsten Empfindungen verletzt ist, eilt Le Play mit einigen Mitarbeitern den Majestäten voraus, um sich zu vergewissern, ob die Ausstellungskommissionen der verschiedenen Länder bereits vor ihren Sektoren Aufstellung genommen haben. Gott sei Dank, die Franzosen sind schon versammelt — das ist das Wichtigste! Und während Le Play seine Mitarbeiter zu den anderen Abteilungen weiterschickt, tritt er vor die Front seiner Landsleute — in der Hoffnung, vielleicht an dieser Stelle wenigstens ein paar wohlgeformte Sätze aus seiner Begrüßungsrede an den Mann bringen zu können. Doch — nom de nom! — statt seiner begrüßt der Kaiser Herrn Schneider, den allmächtigen Industriellen des Creuzot und zugleich Präsidenten des gesetzgebenden Körpers, während die Kaiserin ihren Cousin, den bezaubernden Baron de Lesseps, die Berühmtheit des Tages, zum Begleiter erwählt und lebhaft plaudernd mit ihm weiterschreitet.

Wild in sich hineinfluchend und jetzt überzeugt, einer schmutzigen Intrige zum Opfer gefallen zu sein, begibt sich Herr Le Play ins Vestibül zurück, um — — hier der entsetzlichen Gräfin Wagner, dieser grell geschminkten zweiundsiebzigjährigen Ruine, in die Hände zu fallen.

„Ah superb, süperb, Monsieur Le Play!" schmachtet sie ihn an. „Wundervoll haben Sie das alles arrangiert! Nun verraten Sie mir bloß noch das eine — — gibt es in einer Weltausstellung auch jene gewissen Lokalitäten — — Sie wissen schon — — wie?!"

Trotz seines Kummers muß Le Play laut auflachen, und nachdem er der Gräfin den Weg dorthin genau beschrieben hat, fügt er nicht ohne Bosheit hinzu: „Aber verirren Sie sich nicht, teuerste Gräfin! Sie geraten sonst in die ägyptische Abteilung — zu den Mumien!"

Inzwischen hat das Kaiserpaar mit seinem Gefolge und einem Teil der Ehrengäste bereits die französische Abteilung, die ein Viertel der gesamten Ausstellung einnimmt, durchschritten und nähert sich dem niederländischen Sektor. Doch hier liegt alles still und verlassen wie in einem Dornröschen-Idyll. Die guten Mijnhers der holländischen Delegation sind trotz eifrigen Suchens durch die Ausstellungskommissare nirgends zu entdecken — sehr zum Mißvergnügen des „Prinzen Zitrone", der die Taktlosigkeit seiner Untertanen etwas allzu deutlich im Stile eines antiken Despoten kommentiert. Doch da der Sprößling des edlen Hauses Oranien mit einem peinlichen Sprachfehler behaftet ist, so wirkt dieser Erguß so erheiternd auf die Anwesenden, daß die Kaiserin sich schließlich veranlaßt fühlt, dem Prinzen die Fortsetzung seines Stottermonologs zu untersagen . .

Im Gegensatz zu ihren holländischen Vettern sind die Preußen und die Vertreter der anderen norddeutschen Staaten in überraschender Vollzähligkeit erschienen und bereiten dem Kaiserpaar vor dem prächtigen Säulenportal ihrer Abteilung einen überaus freundlichen Empfang. Mit etwas zwiespältigen Gefühlen richtet der Kaiser ein paar liebenswürdige Worte an die „Abgesandten des befreundeten Nachbarvolkes, mit dem in Frieden und Freundschaft zu leben, Frankreichs vornehmstes Ziel ist . . ." — eine allzu billige Gelegenheitsphrase, über die nicht nur die anwesenden Diplomaten und Politiker mit einem Augurenlächeln quittieren. Dann eine knappe Abschiedsverbeugung — und schon geht es weiter: durch die süddeutsche Abteilung, deren Kommissionen wiederum durch Abwesenheit glänzen, durch die österreichische, schweizerische, süd- und nordeuropäische Abteilung zum Sektor Rußland, wo die kaiserliche Blitzreise durch die Ausstellung eine unerwartete Unterbrechung erfährt.

Die gesamte Breite des „Promenoir" ist hier abgeriegelt durch ein Massenaufgebot von malerisch kostümierten russischen Bauern und Bäuerinnen, die kindlich-neugierig dem Zug der Ehrengäste entgegenstarren und dann demutsvoll ihre Verbeugungen und Knickse vollführen. Zum Entsetzen aller kundigen Thebaner läßt Staatsrat von Thal, der russische Delegationsführer, eine seiner gefürchteten Bandwurmreden vom Stapel — eine Zumutung, die mit lautem Gähnen zu beantworten sich schließlich keiner mehr scheut.

Endlich — das kaum noch Erhoffte begibt sich dennoch! — wird der Staatsrat von Thal tatsächlich mit seiner Rede fertig und gibt den Weg wieder frei . .

Wie aufgestaute Wassermassen aus einer Schleuse so strömt der Zug der Gäste jetzt mit doppelter Hast weiter, entschlossen, nicht noch einmal eine dreiviertelstündige Rede über sich ergehen zu lassen.



Kaiserin Eugenie von Frankreich
(Nach einem Gemälde von Winterhalter.)

Die bei den Russen vergeudete Zeit wird in den Abteilungen Italien, Kirchenstaat und Orient notdürftig wieder aufgeholt, was von den Delegationen dieser Länder — mit Ausnahme von Ägypten, für das Herr von Lesseps die Honneurs macht — mit aufrichtigen Erleichterungsseufzern begrüßt wird. In diesem Teil der Weltausstellung herrscht nämlich noch eine so chaotische Unordnung, daß selbst die stimmungsvollen Behelfsdekorationen nicht über das Unfertige der ganzen Anlage hinwegtäuschen können.

Während aus dem Ausstellungspark jetzt flotte Militärmärsche herüberklingen, die die bereits ermüdeten Gäste unwillkürlich wieder befeuern, werden schnell noch die Abteilungen Asien, Afrika, Nord- und Südamerika mit kurzen Besuchen beehrt. Auch hierbei ergeben sich ein paar ergötzliche Zwischenfälle, über die die Pariser Boulevardblätter am nächsten Tage in breiter Ausführlichkeit berichten. So wirft sich beispielsweise ein siamesischer Würdenträger nach seiner Begrüßungsrede den Majestäten so blitzartig zu Füßen, daß die Kaiserin, offenbar ein Attentat befürchtend, ihren Gemahl mit einem lauten Aufschrei zurückreißt, um dann eine Sekunde später mit einem verwirrten Lächeln ihren Irrtum zu bedauern.

Damit sind die Gäste wieder im nördlichen Teil der Ausstellungs-Hauptachse angelangt — und so bleiben nur noch — last, not least — Großbritannien, Irland und Indien übrig . .

Entsprechend ihrer praktischen und nüchternen Lebensauffassung haben die Söhne Albions keine besonderen Empfangsvorbereitungen getroffen, sondern lassen nur, während sämtliche Maschinen ihrer Abteilungen laufen, zur Begrüßung eine Dampfsirene schrillen.

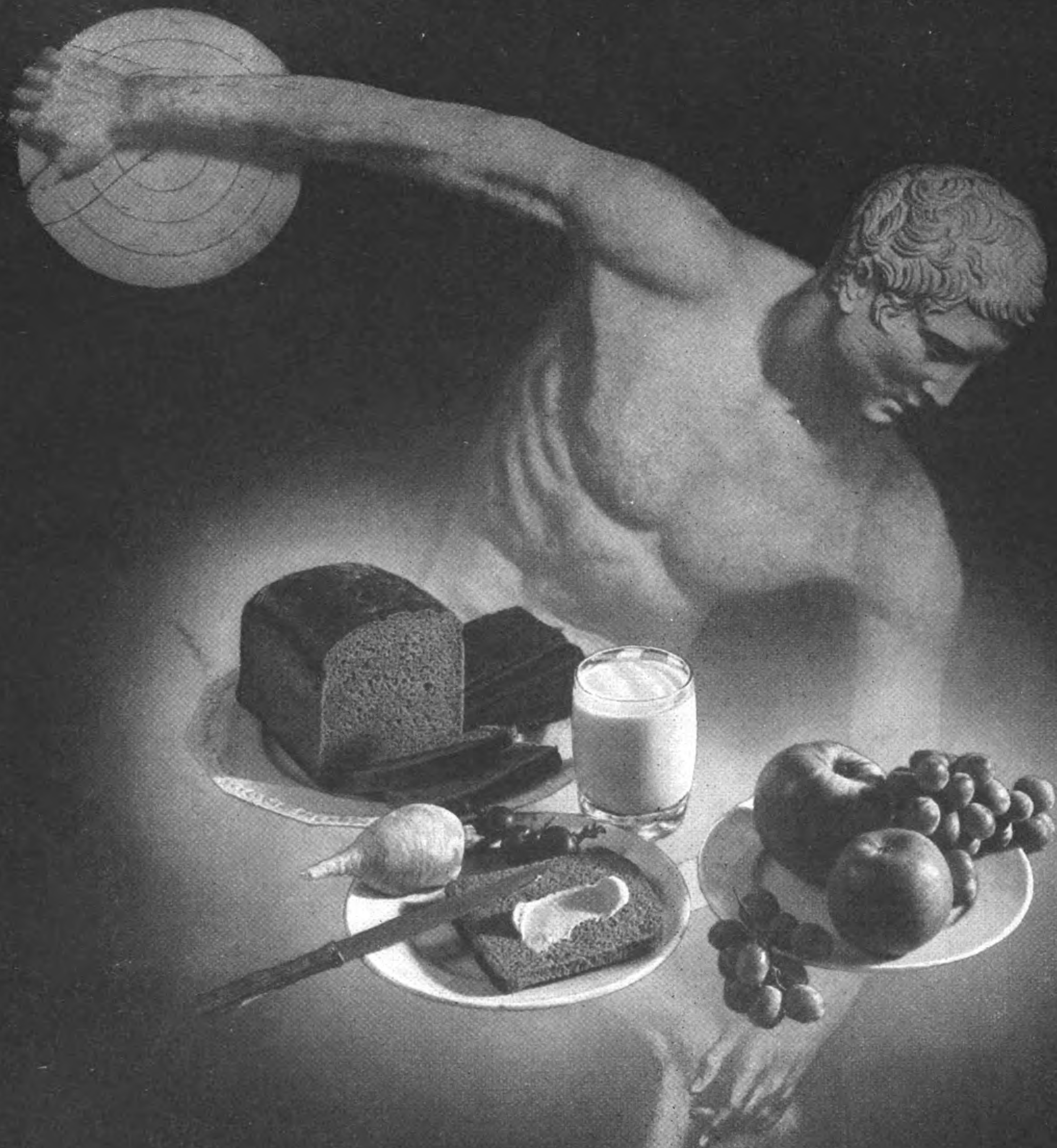
Herr Prosper Mérimée, der sich ebenfalls unter den Ehrengästen befindet, hebt beim Ertönen des Pfeifensignals die Nase wie witternd in die Luft, und während er wichtigtuerisch die Augenbrauen in die Höhe zieht, verkündet er mit dem Tremolo eines Propheten: „Aah, hören Sie, Mesdames et Messieurs! England grüßt den Kaiser mit dem Jubelruf der modernen Zeit! England hat es begriffen!" —

Uff! — und damit ist die Reise um die Welt der Weltausstellung beendet.

„Gegenüber dem alten Marsfeld eigentlich kein großer Unterschied" bemerkt General Fleury lächelnd zu Marschall Niel, während die beiden im Strom der übrigen Gäste langsam wieder ins Vestibül hinabsteigen. „Ich finde, wir haben heute auch nur Marschübungen abgehalten!"

Die Antwort des Kriegsministers besteht nur in einem heiseren Knurren, das sich verdächtig nach „Jahrmarktsrummel" anhört.

Zum Abschluß versammeln sich im Kaiserpavillon vor den Sesseln der Majestäten noch einmal die prominentesten Ehrengäste zu einer kleinen „Collation". Wäh-



Gesunde Kost – Gesunde Menschen

Weichliche und schwer verdauliche Ernährung macht den Körper schlaff und die Zähne arbeitslos. Gesunde Kost: Vollkornbrot, Gemüse, Obst, Milch, Butter und Käse stärken den Körper, straffen die Nerven, festigen die Muskeln, halten die Zähne kautüchtig, machen den Menschen springlebendig und arbeitsfroh. Wer außerdem noch zweimal täglich Chlorodont anwendet, der hat nach besten Kräften für seine Gesundheit gesorgt. Zweimal täglich: denn gerade abends müssen die Speisereste gründlich entfernt werden, sonst bilden sich über Nacht Millionen zersetzender Keime. Also nochmals: gesunde Kost — zweimal Chlorodont — regelmäßige Zahnüberwachung — alles tut not, alles ist wichtig, alles muß sein!



darum morgens und ***erst recht*** abends



№ 9 der Chlorodont-Serie 1937

rend draußen die Musikkorps, jetzt zu einem einzigen vereinigt, ein brausendes „Partant pour la Syrie" anstimmen, erhebt der Kaiser sein Glas und trinkt auf das Wohl aller auf der Weltausstellung versammelten Nationen. Dann folgt „Prinz Zitrone" mit einem Toast auf Frankreich und die kaiserliche Familie, während Baron Haußmann die Stadt Paris und ihre gegenwärtigen und künftigen Weltausstellungsgäste hochleben läßt.

Bei einer anschließenden Defiliercour vor den Majestäten wird endlich auch Herr Le Play der Gnade einer kaiserlichen Anrede teilhaftig.

„Hörte in der letzten Zeit wenig erfreuliche Nachrichten über den Fortgang der Arbeiten, Herr Generalkommissar — (Aha, also doch eine Intrige!) —, habe mich aber heute davon überzeugt, daß Sie und Ihre Mitarbeiter Ihr Bestes gegeben haben, um dieser größten Weltausstellung aller Zeiten einen ebenso großen Erfolg zu sichern. Seien Sie meines Dankes und meiner Anerkennung versichert..."

Wieder und wieder verneigt sich Le Play vor dem Kaiser und, während er den Lobspruch wie Honigseim in sich hineinsaugt, hört er die Kaiserin zu seinem neben ihm stehenden Kollegen Alphand, dem Gartenbaudirektor von Paris, sagen: „Ich bin entzückt, Monsieur Alphand, Sie haben das Marsfeld und den Trocadero in ein Paradies verwandelt! Und besonders danke ich Ihnen für die reizende Aufmerksamkeit der Veilchenpyramide hier vor dem Pavillon.

„Madame, nur ein kleines Zeichen huldigender Dankbarkeit, die die Ausstellungskommission Ihnen, Madame, für die Fülle von Anregungen und für die Förderung unserer Arbeit schuldet", ist Alphands ergebungsvoll gehauchte Antwort...

Wenige Minuten später treffen sich Le Play und Alphand in einem stillen Winkel der Nebenräume des Pavillons wieder.

„Nun, mein Alter?"

„Nun?"

„Ich denke, man ist mit uns zufrieden gewesen — was?"

„Ich denke auch."

„Eine gute Idee, diese verdammte Kanone unter einer Veilchenpyramide zu verstecken — haha!"

„Nenne es meinetwegen eine gute Idee — mir kommt es eher vor wie ein Sinnbild dieser ganzen Ausstellung."

„Du hast recht: unter einem schnell welkenden Frühlingszauber ruht drohend die grausige „ultima ratio" der Völker — sapristi, ein treffendes Bild. — Na, hoffen wir das Beste!"

„Hoffen wir es. ."

IV.

Gespräche unter vier Augen — und ihre Folgen.

Am 6. April ereignet sich auf dem Boulevard des Italiens folgendes:

Gegen 10 Uhr früh erscheint der österreichische Baron Stroßmayer, Mitglied des Jockeyklubs, einer der zahlreichen eleganten Nichtstuer des kaiserlichen Paris, jedoch bekannt wegen seiner weitreichenden Beziehungen zu Hof und Diplomatie, vor der Passage de l'Opera, dem Versammlungsort der Winkelmakler, und erteilt dem Courtier Seligmann den Auftrag, für seine Rechnung Staatsrenten in Höhe von einer Viertelmillion Franken zu verkaufen.

Seligmanns Gesicht wird vor Entsetzen aschgrau. „Aber, teuerster Herr Baron — gewiß, Ihr Vertrauen ehrt mich —, aber für eine Viertelmillion?! Ist denn der Krieg ausgebrochen?! Waih geschrien, dann liege ich schief!"

„Pst, Seligmann, nicht so laut... Also, wie gesagt, verkaufen Sie bestens und möglichst schnell unter der Hand. Und im übrigen: fixen Sie, was das Zeug hält!"

„Aber, teuerster Herr Baron, sagen Sie doch wenigstens ein Sterbenswörtchen — worum, worum?! Ein kleines Sterbenswörtchen nur, teuerster, gütigster Herr Baron!"

„Tut mir leid, Seligmann, mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Doch die Nachricht an sich ist goldecht. Und noch einmal: fixen Sie! Servus, Seligmann..."

In seiner Not und Verzweiflung wendet sich Seligmann an seinen Schwager und Teilhaber Levin, der seinerseits die Kunde von der großen Baisseoperation des Barons an die anderen Courtiers weitergibt. Damit ist der Stein, aus dem sich die Lawine entwickeln wird, im Rollen.

Noch vor Beginn der offiziellen Börse werden auf dem Boulevard des Italiens, zwischen der Rue Drouot und dem berühmten Café Tortoni, Staatsrenten, Obligationen und andere gefährdete Werte bereits wie Sauerbier angeboten. Aus den fünfzig bis hundert Winkelbörsianern, die hier Werktag für Werktag ihren kleinen Gelegenheitsgeschäften nachgehen, ist um die Mittagszeit bereits ein Strom aufgeregter Spekulanten und zähneklappernder Spießbürger geworden. Im Vorbeigehen — denn Stehenbleiben ist verboten, und immer wieder ertönt das aufmunternde „Circulez, Messieurs, circulez!" der Polizisten — wirft man sich hastig ein paar abgerissene Worte zu und wischt sich dabei nervös immer wieder den Angstschweiß von den sorgenvollen Stirnen.

„Vierundzwanzig, sagen Sie? Um Himmels willen, machen Sie mich nicht unglücklich! Sagen Sie dreißig, sagen Sie achtundzwanzig; ich bin ein ruinierter Mann!" — „Vierundzwanzig, sage ich, und dabei verliere ich noch die Kommission." — „Circulez, Messieurs! Circulez, Messieurs!" — „Und die „Nordfranzösische" auf vierzig?! Das ist ja nicht möglich! Das war ja 48 nicht so schlimm!" — „Es ist aber so, und wenn ich Ihnen raten soll: schlagen Sie sie jetzt los! Wer weiß, was morgen ist!" — „Schrecklich! Schrecklich! Und der Crédit Foncier?" — „Circulez, Messieurs! circulez!" — „Wollen Sie zwanzig Mobiliers?" — „Danke, ich habe schon die Hosen verloren!" — „Geben Sie mir, was Sie wollen; meine Frau ist bereits irrsinnig!" — „Hätte ich doch damals das Terrain an der Bastille gekauft, dann wäre jetzt mein Geld sicher angelegt! Raten Sie mir doch, was ich tun soll!" — „Verkaufen, cher ami!" — „Nur eine halbe Minute, mein Bester! Haben Sie neue Nachrichten? Stimmt es wirklich mit dem Ultimatum? Was?! Sie sind schon in Luxemburg einmarschiert?!" — „Circulez, Messieurs, circulez ..."

Ähnliche Szenen ereignen sich an der Börse, wo die Stützen des Staatskredits sich vergeblich der Massenangriffe der Kontermine zu erwehren suchen. Rasch gebildete Garantiekonsortien erweisen sich als zwecklos. Die Kurse bröckeln, sinken, stürzen weiter und weiter. Die Panik ist allgemein. Schon ist die Gefahr von Geschäftszusammenbrüchen gegeben. Die unsinnigsten Gerüchte werden erfunden, verbreitet und widerspruchslos geglaubt. Es ist, als wolle man sich in sensationellen Meldungen überbieten. Dunkle Geschäftemacher, die Chance des Augenblicks erkennend, sorgen dafür, daß die Flut dieser Lügen und Tatarennachrichten nicht versiegt. Jetzt beginnt auch die Presse — einen großen Straßenverkauf für ihre Blätter witternd — das Publikum mit einem Trommelfeuer unbestätigter Nachrichten zu überschütten. Eine neue Note — Ein Ultimatum — Hunderttausend Mann in Marsch gesetzt — Eine kategorische Frage — Der Kaiser berät sich mit den Marschällen — Ein Sonderkurier aus Berlin — Dunkle Pläne des Herrn v. Bismarck — Herr v. Bismarck verletzt die Souveränität der Niederlande — Herr von Bismarck blitzt in Süddeutschland ab — Herr von Bismarck tut dies, Herr v. Bismarck tut jenes, Herr von Bismarcks Name ist in aller Munde... Eine wahre Bismarckomanie ist ausgebrochen...

Die Weltausstellung ist vergessen.

Was ist geschehen?

(Fortsetzung folgt.)



Der Rundgang des Kaiserlichen Zuges mit den fürstlichen Gästen.
Napoleon begrüßt den Mayor und die Sheriffs von London. Hinter ihm der Sultan Abd ul Asis mit der Kaiserin.
(Holzschnitt nach einer Zeichnung von Roux.)

Leuchtendes Land

ROMAN VON LUIS TRENKER

(11. Fortsetzung und Schluß.)

„Marinewaisenhaus Lübeck!" lächelte der Senator. „Der Apparat eines guten Hauses funktionierte noch, soviel Sand die Brüder in ihrem Wahnsinn ins Getriebe geworfen hatten. Wir hätten ihn schon länger, aber die Leitung des Waisenhauses konnte keinen Hoffingott in Deutschland ermitteln."

„Marinewaisenhaus Lübeck!" Thomas sprach die Worte aus wie einen heiligen Namen.

„Sie können ihn noch heute holen, Thomas! Bringen Sie ihn am Nachmittag her zu uns. Und dann wollen wir in Ruhe überlegen, was geschehen soll."

„Sie können ihn noch heute holen — den Jungen . . ."

Ein glücklicher Mann ging in Lübeck durchs Holstentor, über die Travebrücke an den alten Handelsspeichern vorbei, auf deren rotem Gemäuer warmer Sonnenschein lag, wie auch die Glanzlichter im Wasser hellauf funkelten und die satten Farben der Schiffsbäuche bunt und froh waren an diesem wunderbaren Tag.

Alles war voll Sonne. Alles schien wieder hoffnungsstark ins Leben zu schauen. Dem Mann, der da durch Lübecks Straßen schritt, seltsam ruhig und langsam, war es jedenfalls so.

Plötzlich blieb er stehen und lachte auf. Da wußte er wahrhaftig nicht mal genau, wie alt der Bub war, fünf oder sechs. Jedenfalls müßte man ihm etwas mitbringen. Thomas ging in einen Laden. „Wir haben nämlich fünf Jahre Krieg gehabt", sagte die Verkäuferin, als der Kunde nichts Rechtes finden konnte. Dann kaufte Thomas einen alten Ladenhüter und freute sich, als hätte er das schönste Stück erwischt: ein Pferd mit einem Ackerwagen, einen Pflug und einen Bauern. Die Verkäuferin schmunzelte. Sie schleppte schnell noch Schweine und Hühner, ein Haus und Schafe herbei. „Haben S' nit auch eine Farm?" fragte Thomas vergnügt. Nein, eine Farm hatte sie nicht, aber sonst noch allerhand. Also nahm Thomas noch eine kleine Almhütte.

Dann stand er vor dem Tor des grauen Gebäudes, das die Aufschrift „Marinewaisenhaus" trug.

Eine Schar von vierzig Kindern, von einer Schwester geführt, kam gerade vom Spaziergang heim. Knaben von vier bis zehn Jahren. Das lachte in den Reihen und plauderte, hatte rote Backen und helle Kinderaugen und keinen Blick für den Mann, der da neben dem Tor stand. Thomas schaute und schaute in die Gesichtchen, hielt sein Paket mit den Spielsachen vor sich hin wie eine Kostbarkeit, mit der man gar nicht behutsam genug umgehen konnte . . . Da war er also dabei, der Christoph, eines von diesen Kindern war sein Bub. Ein paar Augenblicke fühlte er den feinen Stich wieder in der Brust, der immer kam, wenn die Gedanken zu bohren anfingen. Da stand er also nun und erkannte sein eigenes Kind nicht.

Die Oberin hatte ihn schon erwartet, sie war durch den Senator benachrichtigt. Und jetzt erst war es ganz wirklich:

„Ja, der Junge ist bei uns, und wir haben ihn gern. Aber nun werden wir ihn ja hergeben müssen." Sie blätterte in den Papieren, die Thomas mitgebracht hatte. „Ich gehe, ihn zu holen. Wie wird er sich freuen auf seinen Vater! Er weiß noch von Ihnen, obwohl er noch klein war damals."

An der Tür kehrte sie wieder um. „Kommen Sie in den Garten, Herr Hoffingott, dieses Zimmer ist düster und gedrückt, der Bub soll seinen Vater unter freiem Himmel begegnen. Nicht?"

Sie öffnete die Tür zum Garten und zeigte auf eine große Kastanie, um deren Stamm eine Bank lief. „Dorthin werde ich ihn bringen."

Thomas Hoffingott wartete. Ab und zu sah eine Schwester in den Garten, hinüber zu dem Mann unter der Kastanie, sie wußten wohl schon, was ihn hierher geführt. An den Fenstern der Veranda erschienen Knabengesichter und spähten hinunter, einer von ihnen wurde abgeholt und mitgenommen. Sicher war der Vater vom Christoph ein mächtiger Mann, daß er einfach herkommen und seinen Sohn abholen konnte.

Als die Schwester mit einem Knaben mit hell leuchtendem Blondschopf im Garten erschien, stand Thomas auf. Es schien, als wolle er dem Kind entgegenlaufen; er besann sich aber wieder, daß er den Jungen erschrecken könnte. So stand er also und hielt mit beiden Händen das Spielzeugpaket.

Die Schwester blieb stehen, deutete auf den Mann, der nun neben der Kastanie im hellen Sonnenlicht stand, und streichelte dem Jungen das Haar. Beherzt ging der kleine Christoph los. Vielleicht war es wirklich so, daß das Verlangen, das hier von zwei Seiten zueinander trieb, so heftig aufeinanderprallte, daß die Beine des Kindes plötzlich den Dienst versagten. Nach ein paar Schritten blieb der Junge zögernd stehen. Thomas erschrak und öffnete weit die Arme. Zwar fiel nun das Spielzeugpaket zu Boden, aber der Knabe stürzte den Weg entlang und sprang mit einem jubelnden Aufschrei Thomas an die Brust.

Still stand der Mann, den Jungen in den Armen. Christophs Gesicht lag an des Vaters Brust. Ein beseligender Strom durchfloß den Mann: wie war dies herrlich, das war Lena in der Klarheit ihres Wesens, wie es ihr Haar war, da auf dem Haupt des Kindes.

Langsam stellte er den Knaben auf die Erde und bog ihm sanft das Gesicht zurück. Ein Paar blanke Augen sahen ihn an. Da erst beugte sich Thomas nieder und küßte in einem langen Kuß Kind und Mutter . . .

„Welchen Entschluß haben Sie nun gefaßt, Thomas?"

Der Senator ging mit Thomas durch den Garten seines Hauses.

Ja, das war schon fürs erste eine Arbeit, das Gut wieder in Ordnung zu bringen, doch eine Aufgabe war es nicht. Es war auch richtig, daß der Christoph hier oben eine bessere Erziehung erhalten konnte, mochten sie den Jungen doch alle gern. Aber es ging nicht.

„Vier Monat fall' ich Ihnen schon zur Last, Herr Senator. Ich möcht' in die Heimat."

Der Senator drückte ihm die Hand. „Fahren Sie nach Hause in Ihre Heimat, Thomas. Zwar werden wir noch lange warten müssen, aber Sie haben ja einstweilen eine schöne Aufgabe." Er deutete mit dem Kopf zu dem spielenden Knaben.

31. Kapitel.

Kaum ums Kennen verwitterter war die graubraune Holzverschalung des Pilatushofes oben im Bergtal, die Acker und Wiesen waren gleich grün und gleich fruchtbraun wie seit alters her, da die Vorväter sie bestellten, und gleich den Bergen, die sie unverrückt umsäumen, war ihnen nichts anzusehen von dem, was draußen geschehen war in der Welt, als die Frau statt des Bauern den Pflug führte.

Gut und bedachtsam verrichtete Thomas mit Joos zusammen die Bauernarbeit, nicht mürrisch, aber eine verhaltene Trauer begleitete sein Tun. Und wenn das Pflugeisen einen Stein im Acker schürfte, dann riß es auch oft in seinem Innern den Schmerz wieder auf, daß sein Acker weit dahinten lag, weit über Land und Meer, und nicht mehr sein Acker war.

Nur im Beisammensein mit Christoph wurde sein Gesicht heller, die Kammern seines Herzens öffneten sich, er griff mit vollen Händen hinein und säte sein ureigenes Saatgut aus. Da saßen sie oft im Herrgottswinkel beisammen, am Abend, wenn abgeräumt war, und dem Thomas wurde vor den hellglänzenden Augen der beiden Buben die Zunge gelenkig. Er erzählte von Afrika, zeigte ihnen auf der Karte, wo der große Berg lag, und Moschi, und den Punkt, wo Neu-Pilatus zu suchen war, erzählte von den Pflanzen und Tieren, die es da gab, von der Hitze und den Schwarzen.

Eines Abends hatte Joosl sein Schulbuch gebracht, aus dem er ein Gedicht lernen mußte. „Raum für alle

Sorglos sonnen mit NIVEA



Nie mit nassem Körper sonnenbaden! Ein Sonnenbad von wenigen Minuten bei feuchter Haut hat einen tagelangen, schmerzenden Sonnenbrand zur Folge. Deshalb nach dem Bad gut abtrocknen und vor dem Sonnenbad mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl gründlich einreiben! Beide machen die Haut geschmeidig, mindern die Gefahr des Sonnenbrandes und geben schöne, natürliche Hautbräunung.



hat die Erde", hieß es da drinnen, und Thomas meinte dazu: „Das Wort ist wahr, aber die Menschen lassen es nicht zu, daß der Raum auch allen zugute kommt, den die Erde für alle hat!" Und dann erzählte er dem atemlos aufhorchenden Burschen, wie sie diesen Raum verteidigt hatten unter dem großen General, was sie alles erlebt hatten und daß der Tag kommen werde, wo die heiß verteidigte Erde wieder ihnen gehören werde. Sie saßen da mit glühenden Gesichtern, aber das alles war doch sehr weit, und sie erfaßten es erst und spürten es erst, als er an einem Schönwettertag mit ihnen auf die Rotwand stieg. Da zwang er die jungen Blicke weiter hinaus als sonst, über alle Grenzen hinaus, bis in die ferne, unsichtbare Heimat.

„Und was ist hinter den Bergen?"

„Italien."

„Und was kommt dann?"

„Das Mittelmeer."

„Und über dem Meer?"

„Ägypten."

„Und dann?"

„Das englische Afrika."

„Und dann?"

„Dann kommt Deutsch-Ost. Und eine Farm, Neu-Pilatus, dort bist du geboren, Christoph! Uns gehört von Rechts wegen das Land, ich habe es zu fruchtbarem Boden gemacht. Und ein Berg ist da, höher als die hier alle: Der Kilimandscharo, der Sechstausender, der unser höchster deutscher Berg war und es auch heute ist . . ."

Zwölf Jahre alt war Christoph geworden. Er hatte allerlei gelernt.

„Sie haben uns doch die Kolonien weggenommen?"

„Aber der Berg steht da wie eine Hand und hält den Protest gegen das Unrecht hoch über ganz Afrika!"

Alle merkten das Geheimnisvolle in dieser Rede, mit großen Augen schauten sie auf Thomas. Und da erzählte er ihnen von der Fahne, wie er sie hinaufgetragen hatte und eingerammt, und wie sie da warte, bis die alten Siedler wiederkommen. „Meint ihr nicht auch, daß unser Herrgott das will?"

„Ja, wenn wir groß sind."

Auf dem Heimweg kehrten sie beim Wendelin Hackl ein.

Der hatte die Liesl heimgeholt als seine Frau, und sie war eine blitzblanke Wirtin. „Zum deutschen Askari" hatte Wendelin das Wirtshaus genannt. Frisch gemalt vom Tuifelmaler in Welsberg, glänzte der pechschwarze Negerkopf mit dem gelben Nackenschutzfez auf dem Schild über der Tür. Aber noch heller glänzten Hackls weiße Zähne, die sein erfreutes Lachen breit sehen ließ, als er den alten Kameraden begrüßte. Und voll Eifer erzählte er ihm, wie er sich bereits umgetan habe nach so afrikanischen Sachen, Negerspieße und Schilde, ausgestopfte Viecher und allerhand so Sachen von „drenten". Einstweilen waren von afrikanischen Sachen nur die zwei Nashörner da, die der Wendelin vier Jahre durch den Krieg geschleppt hatte. Aber was er daran hing an Erzählungen, wie er das schreckliche Untier umgelegt hatte so im letzten Augenblick, das ersetzte ein paar Dutzend andere Trophäen, und die guten Bergler hielten die Mäuler immer wieder offen, wenn die Geschichte stieg.

Es waren meist vergnügte Stunden beim Wendelin. Aber hernach nachts, wenn der Thomas schlafen sollte in seiner Kammer, überkam es ihn qualvoll, wie eine große Liebe, von der die Gedanken sagen, daß sie wohl nie Erfüllung finden wird, und von der das Herz doch nicht lassen will.

Dann schien es Thomas auch, als sei er den Winter nimmer recht gewöhnt. Selbst auf der Ofenbank überfiel es ihn zuweilen wie schüttelndes Frösteln. Vielleicht, daß er doch irgendein verstecktes Fieber mitgebracht hatte, das jetzt erst zum Ausbruch kam. In der Sonne drüben wäre das alles anders.

Alles war das anders. Auch der Mensch in seinem Gemüt. Mit einer Zähigkeit und einem Zorn, der den Behörden bald auf die Nerven ging, hatte Thomas um seine Entschädigung gekämpft. Daß er sie nach acht Jahren schon erhielt, war sie auch nur klein und reichte grad für Überfahrt und vielleicht für eine Jahrespacht, verdankte er dieser Verbissenheit. Sie wollten den „geldgierigen Tiroler", wie sie ihn nannten, endlich los sein. Was wußten denn die hinter ihren Pulten, warum ein Mann aus den Bergen um jede Mark kämpfte. Am Ende hätte er noch weniger genommen, wenn der Peter Pier nicht gewesen wäre, der hatte eben auch seinen Plan mit dem Thomas.

Als Thomas Hoffingott die Summe auf die Bank getragen und sich verschworen hatte, sie nicht anders als für Neu-Pilatus zu verwenden, war er heiter, und sie tranken beim Wendelin etwas heftiger als sonst. So, bis wieder der Berg und das ganze leuchtende Land vor ihnen aufwuchsen, dem Wendelin sein Getier begegnete und dem Thomas seine Menschen. Worauf ihn der Schmerz übermannte und er die Liesl anstarrte, bis da sagte: „Aber, Thomas, du hast doch die schöne Abfindung gekriegt!"

Die Abfindung, das eben war es. Abgefunden war er wegen Afrika. Geld hatte er nun für das erhalten, was er liebte und an das er glaubte. Da sah er das alles plötzlich anders, das mit der Entschädigung. Die paar Markeln da auf der Bank, die höhnten ihn nun aus: Abgefunden bist, gar nichts mehr hast zu suchen in Afrika! Bisher, da hast ein' Anspruch gehabt, jetzt bist abgefunden, du und dein Christoph und das ganze Deutsche Reich!

Abgefunden wie ein lästiger Bettler. „So jetzt gehen Sie und lassen Sie uns in Ruhe." Im Grunde hat er das Geld ja gar nicht gewollt, ihm wäre sein großer Landbesitz in der deutschen Kolonie viel lieber gewesen, aber was sollte man tun? Das Vaterland selbst hatte ja die ganze Kolonie anderen Ländern zur „Verwaltung" übergeben müssen. Thomas mußte lachen, wenn er an diesen verlogenen Unsinn dachte, und seine Zähne knirschten dabei . . .

32. Kapitel

Es waren schwere, kampfreiche und aufregende Jahre gekommen und vergangen. Der gefesselte Riese Deutschland hatte an seinen Ketten zu rütteln begonnen, war aufgestanden und hatte angefangen sich zu regen. Der dumpfe Schlaf, die Ohnmacht jenes Niederschlages von Versailles war einer klaren Erkenntnis gewichen, das Licht leuchtete wieder, ein Trommler war gekommen und hatte seinen Weckruf durch das Land getragen, Glaube und Mut waren auf einmal wieder da, wo es nur Not und Bruderzwist gegeben hatte . . .

Es waren Jahre vergangen, nun glänzten neue Fahnen über dem Reich, auf den verstecktesten Bauernhöfen, in den kleinsten Matrosenkneipen, zur See und in den großen Fabriken der Städte herrschte nur noch ein Geist, ein Wille. Eine Gemeinschaft des Volkes war erstanden, ein gewaltiges, göttliches Wunder war geschehen in dieser Zeit.

Christoph war jetzt zwanzig Jahre alt geworden, er hatte die Erziehung einer neuen Jugend erlebt, im Zelt, im Wald, im Feld, im Dienst und in der Freiheit der Berge war er ein selbständiger vollwertiger Kerl geworden. Sein Vater hatte mit ihm alle Gipfel der heimatlichen Berge erstiegen, hatte dem Lauschenden von dem Erbe, das in Afrika auf ihn wartete, so oft erzählt, daß Christoph bald mehr von den Kolonien wußte als der Hackl.

Im Holzschlag, bei der Heuernte, auf der Alm und im Stall, da konnte ihm keiner so schnell etwas vormachen, da war der Christoph schon sein eigener Bursch, denn was er anpackte, hatte Schwung und Schneid, und wenn er ein Liedl pfiff, so hatte es einen Schmiß wie die Feder auf seinem Hut.

Auch der Thomas war kein alter Mann geworden. Wie ein zäher Lärchenbaum stand er trotz aller Wetter, Nöte und Sorgen, die durch sein Leben gezogen waren, aufrecht und mit jenem freundlichen Lächeln in seinem kantigen Kopf, wie sich's für einen ewigen Streiter, Seefahrer, Bauern, Weltfahrer und Soldaten geziemt. Sein Schritt war elastisch, und seine treuen Augen waren voller Zuversicht, kein Mensch glaubte ihm seine siebenundvierzig Jahre, es war eine Pracht, die beiden Hoffingotts zu sehen. Immer steckten sie beisammen, als ob sie etwas Besonderes hätten, die beiden, der Vater und der Sohn.

Und sie hatten etwas ganz Besonderes. Ist denn die Kolonie heute weiter fort als damals? Hatten sie nicht ein paar Kreuzer auf der Bank? Und hatten sie etwa kein Recht, wieder nach Deutsch-Ost zu gehen und dort das wieder aufzubauen, was ihnen gehörte? Die Zeichen standen gut, jetzt war es Zeit, die Segel wieder zu hissen, der Wind versprach gute Fahrt!

Thomas biß auf die Zähne, daß schier der Pfeifenspitz knackte. Dicke Rauchwolken bließ er durch die Backen, seine Augen glänzten, er saß mit Christoph oben am Pilatusbügel unterm Kreuz und schaute wie vor vielen Jahren ins Land hinaus:

„Wir fahren, Christoph", hatte er gesagt, und Christoph war sitzengeblieben und hatte nur heftig mit dem Kopf genickt . . .

An diesem Abend schliefen die beiden ausgezeichnet. Der Plan lag fest. Von Peter Pier kam Antwort. Er kommt mit, auch er wolle es wieder versuchen. Für einen alten Kolonialtiger gäbe es einfach keine andere Lösung. Er werbe zwar Tag für Tag bei jung und alt für den Kolonialgedanken, aber die Menschen, die nicht selbst draußen gewesen waren, verstünden ihn einfach nicht! Jedenfalls sei er reisefertig und Thomas solle nur kommen, je früher je lieber. Münzmann lasse grüßen, er fahre jetzt wieder bei der Woermann-Linie wie früher, aber als Kapitän!

An einem der nächsten Abende saß Thomas noch lange mit Joos beisammen. Der Hackl war gekommen und die Liesl. Die Sabina und ihre vier Buben hockten an der Ofenbank mit Christoph.

Diesmal, das wußte Thomas, würde es ein Abschied für immer sein; ich komm' nicht mehr zurück, wohl aber der Christoph, ich bleibe diesmal drüben, hatte er zu Joos gesagt.

Der Abschied wurde ihm nicht leicht, aber alle großen Entschlüsse im Leben brennen auf der Seele und sind nicht leicht zu überwinden, gerade darin liegt ihr Wert oder Unwert.

Und als sie aufbrachen, weil es spät geworden war, begleiteten sie den Wendelin und die Liesl bis zum Pilatuskreuz. Alle Sterne leuchteten vom Himmel, es war eine wunderbare Ruhe um die Menschen und die Berge.

„Schau, Thomele", sagte der Hackl, „siegscht du den Stearn", dabei zeigte er zum Polarstern hinauf, „den siecht man drüben genau so guet wie da, und wenn wir den Stearn sehgn, nachher grüeß'n wir uns alle mitanander!"

Nachher gingen sie ihrer Wege. Und die Sterne leuchteten bald über den stillen schlafenden Pilatushof wie zu des Vaters und Vatervaters Zeiten, als die Welt noch ruhiger war als heutzutage.

*

Im Hamburger Hafen stand ein Schiff der Afrikalinie. An seinem Bug flatterte eine neue Fahne, ein frischer Seewind strich über Meer und Land, ein neuer Geist leuchtete aus den Augen der Menschen. Es war alles anders geworden in den Jahren, die Thomas in der Heimat verbracht hatte. Deutschland war wieder jung und groß geworden. Eine unbändige Kraft und ein stolzer Mut schien über allem zu schweben.

Das Schiff stand unter Dampf, es führte den schönen Namen „Hoffnung".

Thomas Hoffingott, Christoph und Peter Pier bestiegen das Schiff. Alle drei waren voller Ruhe, Zufriedenheit und Freude, der junge Auswanderer und die beiden alten Ostafrikaner.

Tausende waren, wie damals vor zwanzig Jahren, im Hafen erschienen, um den vielen Reisenden Lebewohl zu sagen. Es war ein erhebender, großer und schöner Augenblick für die drei, als sich das Schiff langsam und in majestätischer Ruhe dem Meere zuwandte. Tausend Kehlen riefen „Deutschland", und tausend Tücher winkten frohe Fahrt!

Die Sonne schüttelte ihr Licht vom Himmel weit über das Meer hin. Langsam entschwand die heimatliche Küste den Augen der drei Männer, die am Bug standen. Voller Mut und Zutrauen zogen sie hinaus in das leuchtende Land am Indischen Ozean. Sie wußten, drüben wartete eine Fahne in Eis und Schnee, in Sonne und Wind. Sie wußten, drüben warteten die Helden von Deutsch-Ost, sie wußten, drüben wartete Land, Arbeit, Segen und Licht, und sie wußten, drüben warteten deutsche Brüder und Schwestern. Sie wußten, ihrer selbst harrte drüben ein Vermächtnis und eine große Aufgabe, sie wußten, daß es eine Gerechtigkeit gäbe auf der Welt auch für die am härtesten geprüften Menschen und Völker, und sie wußten auch, daß es einen Herrgott gäbe und einen Himmel . . .

In den Herzen der zwei Männer stand der Schwur des Berges geschrieben und der großen deutschen Heimat diesseits und jenseits aller Meere, im Herzen des jungen Christoph aber brannte das Feuer und der Mut der neuen deutschen Jugend!

Thomas, Christoph und Peter. Ihre Augen waren dem Meere, der niedersinkenden Sonne zugewendet. Sie brauchten nicht Abschied zu nehmen von Deutschland, denn Deutschland war dort, wo sie waren, denn Deutschland war in ihren Herzen und blieb immer bei ihnen

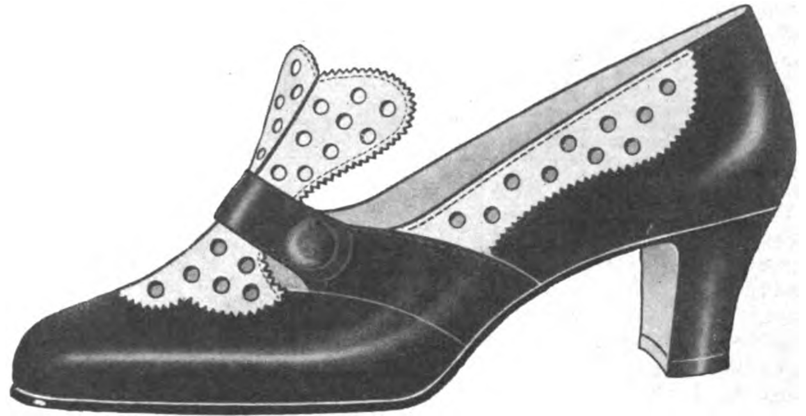
ENDE

SOMMERSCHUHE

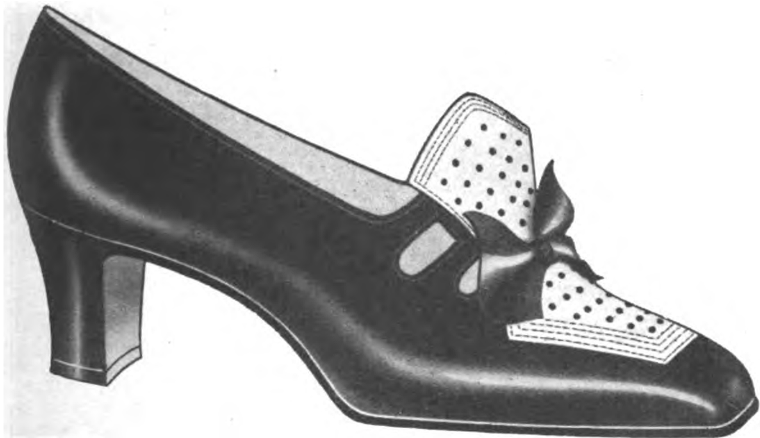




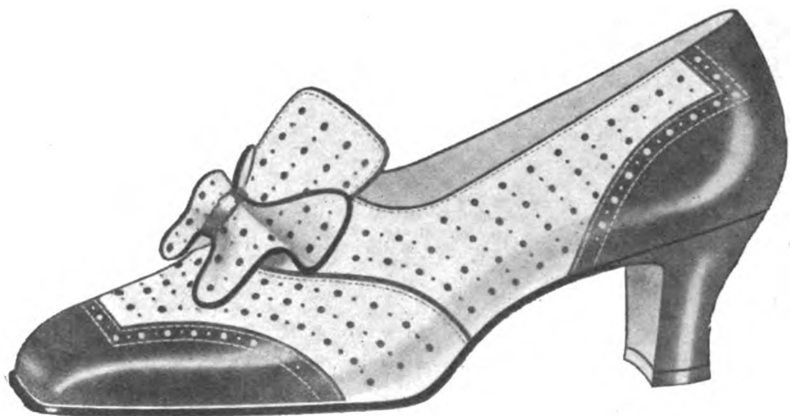
Weiß Chevreau mit braun Wildleder
MODELL SALAMANDER



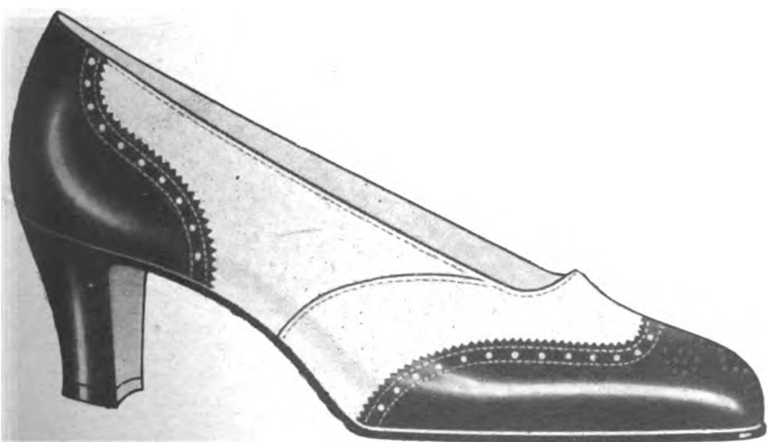
Schwarz Chevreau mit weiß Wildleder
MODELL SALAMANDER



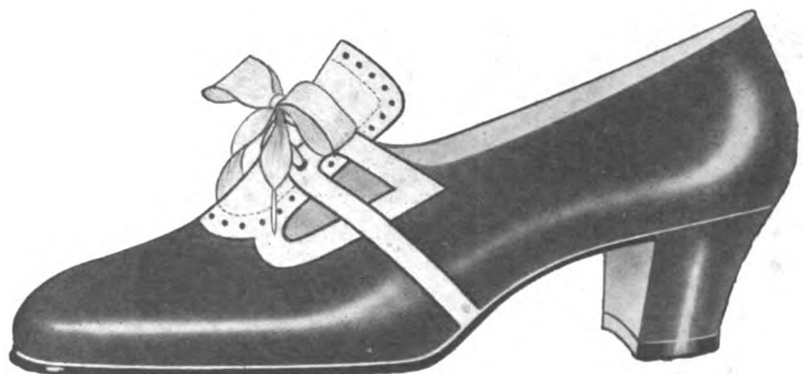
Schwarz Kalbleder mit weiß
MODELL SALAMANDER



Blau Kalbleder mit weiß Wildleder
MODELL SALAMANDER



Weiß Wildleder mit schwarz Kalbleder
MODELL SALAMANDER



Blau Kalbleder mit weiß Chevreau
MODELL SALAMANDER

Witterungsvorhersage auf weite Sicht

Gespräche über das Wetter sind so alt, wie Menschen auf der Erde leben und den Launen und dem Wohlwollen der Wettervorgänge überantwortet sind. Die Versuche, das Wetter vorherzusagen, gründeten im Altertum und im Mittelalter vorzugsweise auf Anzeichen und gewisse Erfahrungsregeln in der Natur, es gelang aber nicht, eine gebrauchsmäßig einigermaßen sichere Grundlage zu finden Erst im vergangenen 19. Jahrhundert hat sich die Wettervorhersage systematisch entwickelt, allerdings wäre jemand, der vor 50 Jahren behauptet hätte, daß die Wettervorhersage einmal zum mitbestimmenden Faktor für wirtschaftliche Beratung auf den verschiedensten Gebieten würde, sehr großem Zweifel begegnet. Wie sich die Menschen manchem Fortschritt der Kultur gegenüber anfangs zurückhaltend, nicht selten sogar feindlich verhalten, so fand auch die wissenschaftliche Formulierung der Wettervorhersage in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens fast ausschließlich ironische Aufnahme. Zweifellos hat die Fachwissenschaft seinerzeit mancherlei Mitschuld daran gehabt, daß die Arbeitsmethoden und die positiven Erkenntnisse der Meteorologie von der Öffentlichkeit nicht ernst genommen wurden und man die Versuche einer Wettervorhersage als eine Marotte wissenschaftlicher Sonderlinge bezeichnete. Man hätte von Anfang an durch eine geeignete Herausstellung der unverkennbaren Erfolge, durch schulungsmäßige Aufklärung und namentlich mit gemeinverständlichen Berichten die Bedeutung und die aussichtsreichen Möglichkeiten dieser Spezialwissenschaften darlegen müssen. Die national- und volkspolitischen Verhältnisse im kaiserlichen Vorkriegsdeutschland waren jedoch so gelagert, daß man es nicht für nötig hielt, sich um die Schulung und Werbung der Allgemeinheit für volkswirtschaftliche Erkenntnisse zu bemühen. Im Falle von Fehlernten im eigenen Lande brauchte man nur das Einfuhrkontingent entsprechend zu erhöhen, und man dachte nicht etwa an eine Leistungssteigerung oder an eine Ausfallverhütung für die Zukunft im heutigen Sinne. — Es sind aus dieser früheren Methodik der „nur intern behandelten Wissenschaft" in der breiten Masse manche Vorstellungen über die Arbeitsweise der Meteorologen und den volkswirtschaftlichen Wert der Wettervorhersagen entstanden, die sich jetzt noch als eine Art passiver Widerstand gegenüber einer großzügigen praktischen Nutzanwendung auswirken. Aus der früher für überflüssig gehaltenen gemeinverständlichen Schulung und Unterrichtung des Volkes mit neuartigen, gemeinnützigen wissenschaftlichen Erkenntnissen ist hinsichtlich der Einstellung zur wissenschaftlichen Wetterkunde — die außerdem von jeher bis auf den heutigen Tag zahlreiche „Freibeuter" neben sich dulden mußte — Skepsis und Ironie entstanden. Der blutigste Laie zuckt gegenüber den Anwendungsmöglichkeiten der Wettervorhersage überlegen mit der Schulter und weist spöttisch auf den jeweils letzten Fehlschlag der Vorhersage hin, selbst wenn dieser auch nur der einzige Fehlschlag unter hundert Prognosen war. Diese Haltung, die kennzeichnend ist für die große Allgemeinheit, ist die natürliche Folge eines „Mysteriums", das die Fachwissenschaft früher um sich wob, indem sie auf die alltäglichste, häufigste und von persönlichen Interessen geleitete Frage „Wie wird das Wetter?" eine in Fachausdrücken verklausulierte Beschreibung gab und es den Laien — 99% aller Fragensteller — überließ, die Richtigkeit der dieser Beschreibung folgenden Vorhersage abzuwarten. Da aber die Wettervorhersage auch einem geringen Prozentsatz von Fehlschlüssen unterlegen ist, die bezüglich einer nicht eingetroffenen Vorhersage besonders auffallen, war es unausbleiblich, daß die interessierte Allgemeinheit der gesamten Methodik der wissenschaftlichen Wettervorhersage gegenüber mißtrauisch verweilte. Man machte ja niemals den Versuch, die Entstehung einer „amtlichen" Wettervorhersage, ob diese eintraf oder nicht, mit gemeinverständlichen Worten, die sich bei der Meteorologie so leicht finden lassen, zu erklären. Mit dieser Situation einer gewissen Ironie und Skepsis seitens der Allgemeinheit muß sich auch heute noch die Wetterkunde abfinden, diese Skepsis ist daran schuld, daß die praktische Anwendung der Wettervorhersagen noch so gering ist. Bei den heutigen Aufgaben, die die angewandte Meteorologie in unserer Volkswirtschaft erfüllen kann, ist es aber um so nötiger, die erforderliche Schulung und Aufklärung zu vermitteln.

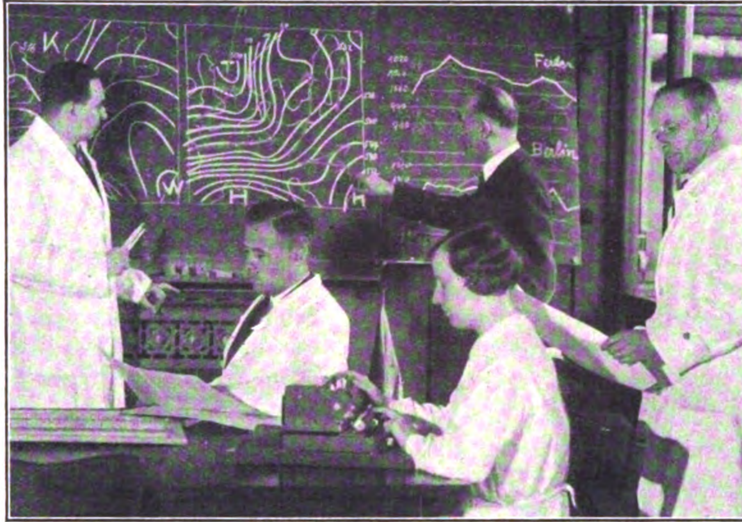
In der Nachkriegszeit kam man dem realen Wert der Wettervorhersage schon etwas näher. Man erörterte die Wirtschaftlichkeit der öffentlichen Dienststellen, die Notwendigkeit der Observatorien, und es traf sich seinerzeit günstig, daß die im Ausbau befindliche Verkehrsluftfahrt besondere Anforderungen in Gestalt der Flugwetterberatung stellte. Gleichzeitig kamen auch verschiedene Wirtschaftszweige auf den Gedanken, die bis dahin schematisch veröffentlichten Prognosen der Wetterdienststellen in den Kreis ihrer Geschäfte einzuschalten, es entwickelte sich die Wetterberatung für die Lagerung empfindlicher Waren und den Versand frostempfindlicher Werte. Auf diese Weise erfuhr der Flug- und

Wirtschaftswetterdienst allmählich einen systematischen Ausbau und dank der Initiative einiger weitblickender Wetterdienstleiter — in dieser Beziehung arbeitete der Hamburger Wirtschaftswetterdienst unter Direktor Gilcher vorbildlich — allmählich Verallgemeinerung, da natürlich die Dienststellen aller Bezirke von der interessierten Wirtschaft und von der Luftfahrt zu Spezialaufgaben herangezogen wurden.

Heute steht die Arbeit des Reichswetterdienstes äußerlich vollkommen im Zeichen der Beratung für die allgemeinwirtschaftlichen Zwecke. Jede Tagesvorhersage, jede Frostwarnung, jede Durchgabe des Straßenwetterdienstes hat die Aufgabe, vom Wetter irgendwie abhängige Personen und Erwerbszweige auf Vorteile oder Gefahren kommender Witterungsformen hinzuweisen. Insbesondere sind die prognostischen Möglichkeiten für den Bauer bei seinen verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten von allergrößter Bedeutung, und es ist vordringliche Pflicht unserer Zeit, die Wetterberatung nach allen Richtungen auszubauen und praktisch anzuwenden

Die Frage, ob wir einmal die Kräfte der Natur und insbesondere die der freien Atmosphäre auf direktem Wege überwinden bzw. den menschlichen Zwecken restlos dienstbar machen können, ist heute noch nicht zu beantworten. Daher muß auch immer wieder gegen die irreführende Redewendung Stellung genommen werden, als könnte die Meteorologie das Wetter „machen". Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der Mensch eines Tages Wege findet, die Naturgewalten durch Ausnutzung der in ihnen vorhandenen Kräfte gegeneinander auszuspielen und auf diese Weise wirkungslos zu machen, in der Gegenwart aber sind die Mittel, die der Mensch gegen die Wetterunbilden anwenden kann, fast ausschließlich vorbeugender und warnender bzw. beratender Art. Immerhin ist der Mensch des 20. Jahrhunderts der „höheren Gewalt" des Wetters nicht mehr bedingungslos ausgeliefert, und im Rahmen eines Kampfes dem Verderb, der Schadensverhütung auf allen Gebieten des täglichen Lebens und der Erzeugungssteigerung ist es wichtig, vorhandene Möglichkeiten zu erfassen.

Über die bekannten kurzfristigen Tagesvorhersagen hinaus gilt das Interesse der meteorologischen Forschung namentlich der Entwicklung einer sicheren Langfristwettervorhersage. Es ist von der Wirtschaft in den letzten Jahrzehnten immer wieder gefordert worden, die kurzfristige Wettervorhersage zu erweitern, da sich erst zusammen mit einer langfristigen Wettervorhersage die Planungen der Wirtschaft, soweit sie mit der Wetterform verbunden sind, durchführen lassen. Die Fachwissenschaft hat diesen Anforderungen schon aus eigenem fortschrittlichem Interesse nach allen Richtungen stattzugeben versucht. Aber es hatte natürlich keinen Sinn, mit einer Methode und mit Versuchen in den Vordergrund der praktischen Anwendung zu treten, wenn nicht die Gewähr für höchste Treffsicherheit der gegebenen Vorhersagen vorhanden war. Darum sind die vielseitigen wissenschaftlichen Erörterungen dieser Art absichtlich nicht der Öffentlichkeit zugeleitet worden, um übertriebene Hoffnungen und um so größere Enttäuschungen zu vermeiden. Inzwischen hat sich jedoch eine wissenschaftliche Methode der langfristigen Wettervorhersage, die von Professor Dr. Baur, als sehr erfolgreich erwiesen. Professor Baur hat bei seinen langjährigen Arbeiten in der Staatlichen Forschungsstelle für langfristige Witterungsvorhersage den Grundstein für Wettervorhersagen auf zehn Tage im voraus gelegt, berechnet auf die einzelnen Gaue des Reichsgebietes. In den letzten Sommern wurden diese Vorhersagen praktisch eingesetzt, indem sie auf dem Wege über das Deutsche Nachrichtenbüro, den Rundfunk und durch die Reichswetterdienststellen der Öffentlichkeit, insbesondere der Landwirtschaft, zugeleitet wurden. Es zeigte sich, daß diese Zehn-Tage-Vorhersagen im vergangenen Sommer zu 85% Treffer erzielten, ein Erfolg, der um so höher zu bewerten ist, als diese Vorhersagen die Dispositionen zahlreicher Wirtschaftszweige, soweit sie von den Wetterverhältnissen abhängig sind, auf eine sichere Grundlage stellen können. Ein besonders erfreuliches Zeichen von Anerkennung ist die Beobachtung, daß im Sommer 1936, der besonders launenhaft in seiner Wetterform war, in zahlreichen ländlichen Bezirken und in verschiedenen Kur- und Reisegebieten von der Ortsbauernschaft und den Kurdirektionen die Zehn-Tage-Vorhersagen öffentlich zum Aushang gebracht wurden. Die Zehn-Tage-Vorhersagen selbst wurden im ganzen Reich durch ehrenamtlich bestellte, am Wetter direkt interessierte Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft systematisch nachgeprüft, die ihre Feststellungen in Kontrollbüchern niederlegten und dem Reichsamt für Wetterdienst als Zentralstelle für die Wetterberatung zuleiteten Auf diese Weise erfolgte eine streng objektive und lehrreiche Auswertung der Vorhersagen, so daß es z. B. bald gelang, diejenigen Gebiete Deutschlands herauszufinden, in denen sich die Vorhersagen auf zehn Tage mit weniger vollem Erfolg anwenden



Im Hauptarbeitsraum der Forschungsstelle. Aufn.: Voigt.
Professor Dr. Baur im Kreise seiner Mitarbeiter. An den Wänden einige von den großen Wetterlagen, die für die Errechnung bestimmter Einzelfaktoren innerhalb der Zehn-Tage-Vorhersage notwendig sind.

ließen. So sind — unbeschadet des sehr zufriedenstellenden Durchschnittsatzes — die Vorhersagen für die östliche Reichshälfte, insbesondere für Ostpreußen und Schlesien, offenbar schwieriger als für die gesamte westliche Reichshälfte. Bezeichnenderweise steht diese Feststellung im Gegensatz zu dem Erfolg der kurzfristigen Tagesvorhersagen für Ostdeutschland, die dort leichter und mit größerer Treffsicherheit aufzustellen sind als im Westen. Es ist anzunehmen, daß die Verschiebung des Klimacharakters vom ozeanischen Westklima zum kontinental beeinflußten Ostklima diese Verschiedenheiten erzeugt. Es wird bei der Arbeitsweise der Forschungsstelle bald gelingen, diese Nachteile auszugleichen. Jedenfalls wird der Zehn-Tage-Wetterdienst, der in diesem Jahre wahrscheinlich ab Mitte Juni für den Sommer herausgegeben wird, immer mehr zu einer wirtschaftlich ungemein bedeutsamen Beratungsform werden, wenn man die Erfolge und Erfahrungen des vergangenen Sommers in der richtigen Art und Weise den zahlreichen Interessenten vor Augen führt. Bedauerlich ist ja, wie wir eingangs schon näher auseinandergesetzt haben, daß ein sehr großer Prozentsatz der interessierten Kreise jeder Wettervorhersage grundsätzlich skeptisch gegenübersteht und insbesondere die Möglichkeit einer Vorhersage auf zehn Tage bezweifelt. — Die Bedeutung dieser Prognosenform wird sich noch wesentlich steigern, wenn man, wie die Forschungsstelle in Homburg v. d. Höhe zuversichtlich hofft, den Vorhersagedienst als ganzjährigen Beratungsdienst anwenden kann. Man kann heute sagen, daß das Problem der Langfristvorhersage, das in dem Institut von Professor Dr. Baur nicht nur von der zur Zeit im Vordergrund stehenden statistischen Richtung bearbeitet wird, auf die wir im folgenden näher eingehen, sondern wo alle Methoden, die erfolgversprechend sind, objektiv geprüft werden, zum aktuellen Thema der meteorologischen Wissenschaft geworden ist. Man darf hoffen, daß dieser bedeutendste Fortschritt der wetterkundlichen Forschung in geeigneter Form und möglichst bald auf die vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten der Praxis übertragen wird und man hier die volkswirtschaftliche Anwendung von der internen wissenschaftlichen Forschung, dem „Labor" trennt.

Der Weg, der zur Entwicklung der Zehn-Tage-Vorhersagen geführt hat und weiter beschritten wird, geht von der langjährigen meteorologischen Statistik aus, indem eine Augenblicks-Großwetterlage mit der entsprechenden Großwetterlage aus vergangenen Jahren verglichen wird. Als Grundlage dient das „Folgewetter" dieser vergangenen Großwetterlage. Aber damit ist natürlich die für den jeweiligen gegenwärtigen Fall in Betracht kommende Wettervorhersage nicht unbedingt gegeben, weil sich Großwetterlagen in ihrer Entstehung, im Verlauf und in der Weiterentwicklung nur in den seltensten Fällen gleichen. Es kommt deshalb darauf an, die Abweichung zwischen der Augenblickswetterlage und der damaligen Lage in ihrem Einfluß auf das „Folgewetter" auszuwerten. Man verbindet demnach bei der Zehntage-Vorhersage die prognostischen Ergebnisse aus der Statistik mit den jeweiligen Entwicklungsaussichten der vorhandenen Großwetterlage unter Hinzuziehung der Beobachtungen des gesamten Höhenwetterdienstes einschließlich der Beobachtungen der europäischen und amerikanischen Sonnenstationen über das „Sonnenwetter" in all seinen einzelnen Beziehungen zur Erde.

Im letzten Sommer konnte man die Zehn-Tage-Vorhersagen auf die Zeit von Mitte Juni bis August ausdehnen. Es ist theoretisch möglich, diese Zehn-Tage-Vorhersagen das ganze Jahr zu bringen. Die praktische Durchführung wird zur Zeit lediglich durch die große hierzu erforderliche Arbeitsleistung unmöglich gemacht, die die umfangreichen Berechnungen mit sich bringen. So müssen die statistischen Grundlagen für jede Zehn-Tage-Vorhersage gesondert berechnet werden, weil die Zusammenhänge zwischen vorausgegangenem Wetter, das den Raum von Ostamerika bis zum Ural und vom Nordkap bis Nordafrika umfaßt, und Folgewetter in Mitteleuropa von Dekade zu Dekade sich verändern, und zwar in Abhängigkeit von der Änderung der Ein- und Ausstrahlung der Sonne im Jahreslaufe. Um für eine Dekade die Grundlagen auszuarbeiten, haben drei Personen, die mit der Materie vertraut sind, ein ganzes Jahr zu tun. Unter anderem müssen z. B. für jede Dekade 240 besondere Karten gezeichnet werden, die keine gewöhnlichen Wetterkarten bedeuten, sondern die Größen darstellen, die für die Großwetterlage und ihre Änderungen kennzeichnend sind. — Praktisch haben sich die Treffer der Baurschen Methode der langfristigen Witterungsvorhersage seit dem Beginn der ersten Versuche im Jahre 1932 von 70% auf 85,5% im Jahre 1936 erhöht.

Es würde einen ungemein großen Vorteil in Richtung der Aufgaben unserer Ernährungswirtschaft im Vierjahresplan bedeuten, die Zehn-Tage-Vorhersagen der Baurschen Forschungsstelle, die jetzt nur zur Mittsommerzeit während der wichtigsten Feldarbeitperiode bzw. der gesteigerten Reisezeit bekanntgegeben werden, auf den Frühling, Sommer und Herbst auszudehnen, um sie auf diese Weise der Feldbestellung bis zur Ernte zugute kommen zu lassen. Aber auch eine winterliche Zehn-Tage-Vorhersage, die sich namentlich auf den Einsatz nennenswerter Wetterumschläge in Gestalt von Frost, Tauwetter, Regen oder Schnee zu beziehen hätte, ist von einem volkswirtschaftlichen Nutzen, den nur derjenige übersehen kann, der weiß, in welchem Ausmaß die meisten Außenarbeiten von den Wetterbedingungen abhängig sind. Es ließe sich bei Kenntnis der entsprechenden Vorhersagen unter Umständen eine völlige Neuordnung des Arbeitseinsatzes im Winter ermöglichen. Wie außerordentlich wichtige Aufgaben die Zehn-Tage-Vorhersagen in der wirtschaftlichen Planung und damit auch innerhalb einer großzügigen meteorologischen Wirtschaftsberatung erfüllen können, geht aus der Tatsache hervor, daß sie je nach Notwendigkeit auf einen größeren oder kleineren Raum abgestellt werden können. Die schon erwähnten neutralen Prüfungen der Vorhersagen ergaben eine glänzende Anwendbarkeit und Brauchbarkeit der Prognosen für die bäuerliche Arbeitsplanung, so daß der Einfluß der Zehn-Tage-Prognosen nicht nur bedenkenlos möglich, sondern auch als eine nationalwirtschaftliche Pflicht anzusehen ist.

Es wäre natürlich kurzsichtig, die Tagesvorhersagen, wie sie alle 24 Stunden mehrere Male durch den Rundfunk und die Presse bekanntgegeben werden, in ihrer Anwendbarkeit auf die Wirtschaft zu unterschätzen. Gegenteilig ist nach dem Gelingen der Langfristwettervorhersage um so eher die Möglichkeit gegeben, von der kurzfristigen Vorhersagen, die viel mehr auf den einzelnen und örtlichen Wettercharakter eingehen, Brücken auf weitere Sicht zu schlagen. Die künftige Aufgabe der gesamten Wettervorhersage sieht man in einem geschlossenen Einsatz für die bäuerliche und wirtschaftliche Beratung und zwar von einem pflichtmäßigen Standpunkt aus, der auf die üblichen Redensarten, entstanden aus Skepsis und Ironie keine Rücksicht nimmt, weil diese Einwände in keiner Weise begründet sind. Die Wettervorhersage ist aus der internen wissenschaftlichen Arbeit in das öffentliche und wirtschaftliche Interesse gerückt.

Walter Lammert.

Dr. CARL AIZENBECK:

Der Spuk von Rudolstadt

Es war am 9. Oktober 1806, am Vorabend der Schlacht von Saalfeld. Die Säle des Schlosses von Rudolstadt waren hell erleuchtet, an der Tafel saßen die Offiziere des Generalstabs, denen Prinz Louis Ferdinand, vom König zum Führer der Avantgarde des Hohenlohschen Heeres ernannt, ein kleines Abschiedsessen gedeckt hatte. Eben war der Prinz von einem Ritt zum Herzog von Braunschweig zurückgekehrt, wo er die letzten Befehle entgegengenommen hatte.

„Meine Herren", verkündete er strahlend, „wir werden morgen die Ehre haben, die ersten Kanonenschüsse mit den Franzosen auszutauschen!" Darauf hob er das Glas und brachte, aufgerührt bis ins Innerste, einen Trinkspruch auf den König und das Erbe des großen Friedrichs aus. Sofort bedeckte sich jetzt der Tisch mit Flaschen, deren überperlender Schaum ihre edle Herkunft verriet, und bald setzte unter Lachen und Gläserklirren jene übersprudelnde Soldatenstimmung ein, in der Fanfarenruf, Glücksrausch und Todesahnung der bevorstehenden Schlacht sich sonderbar mischten.

Nie hatte man den Prinzen so voll Geistesfunken, so überschäumend heiter und siegstrahlend gesehen! Immer wieder, während dort und da im Saale sich Gruppen bildeten, setzte er sich an den Flügel und begann mit vollen Akkorden zu phantasieren. Ja, er, der ein Meister der Tasten und ein großer Musikus war, verlor sich auch an diesem Abend für Augenblicke ganz in die Welt der Töne. Und plötzlich, sich an Nostitz, seinen neben ihm stehenden Adjutanten wendend, sagte er träumerisch: „Lieber Nostitz, wie glücklich bin ich in diesem Augenblick! Endlich lichtet unser Schiff die Anker, der Wind weht frisch, die Segel schwellen — glauben Sie mir, es wird in den Hafen zurückkehren, ein wenig zugerichtet vielleicht, aber triumphierend!"

Gerade in diesem Augenblick — so schrieb Nostitz später auf — schlug die Schloßuhr Mitternacht. Kaum war der letzte Schlag verklungen, als mit der Person des Prinzen eine sonderbare Veränderung vor sich ging. Sein schönes Gesicht erbleichte, seine über die Tasten gleitenden Finger krampften sich wie in einem plötzlichen Schreck zusammen. Dann griff er mit einer hastigen Bewegung nach einer brennenden Kerze, sprang auf und stürzte durch die Türe, als verfolge er jemanden . . .

Niemand von den Gästen hatte diesen Zwischenfall bemerkt. Nur Nostitz, der sich dieses rätselhafte Verhalten des Prinzen nicht erklären konnte, folgte ihm sofort auf den Korridor nach. Wie aber erschrak er, den Prinzen, die flackernde Kerze in der Hand, mit ruckweisen Schritten einer in einen Schleier von auffallender Weise gehüllten menschlichen Gestalt folgen zu sehen. Dieses phantastische Wesen ging, ohne furchtvolle Hast zu zeigen, ruhigen und aufrechten Schritts vor ihm her, um am äußersten Ende der Galerie ganz plötzlich und spurlos zu verschwinden.

Es gab, das wußte jedermann im Schlosse, keine Tür an dieser Seite. Erstaunt sah Nostitz den Prinzen an. Dieser aber reichte ihm jetzt die Kerze und begann mit fieberhafter Eile zu untersuchen, ob nicht eine Geheimtüre an dieser Stelle angebracht sei, wie sie in alten Schlössern so häufig zu finden sind. Aber nichts . . . nichts . . .! „Hast du's geseh'n?" flüsterte er seinem Adjutanten zu. „Ja", erwiderte Nostitz sehr ruhig und zwang sich sein Herzklopfen zu verbergen, „es war eine in Weiß gekleidete Person". — „Dann war es also kein Traum, Nostitz! Ja, ich habe sie gesehen . . ., es war die weiße Frau . . .!"

Nun aber wollte sich Nostitz überzeugen, ob er nicht, wie auch der Prinz, unter dem Einfluß einer Täuschung gestanden haben könne und lief zur Wache, um sich zu informieren, ob jemand seit einer Viertelstunde hereingekommen sei. „Ich habe", antwortete der Soldat, „einen in einen weißen Mantel gehüllten Mann gesehen. Ich hielt ihn, nach seinem weißen Mantel, für einen sächsischen Offizier und ließ ihn passieren . . ."

Nun war dem Prinzen an der Tatsache der Erscheinung kein Zweifel mehr. In einer sonderbaren Aufregung packte er Nostitz an beiden Schultern und sagte: „Schweigen, Nostitz! Schweigen auf ewig!" — Dann betrat er wieder den Saal, als sei nicht das geringste geschehen. Bald darauf aber wurde das Bankett aufgehoben

Schon bei Tagesanbruch war der Prinz wieder zu Pferd. Für jeden, der das Geheimnis dieser Nacht nicht kannte, hatte er seine gewöhnliche Haltung. Nur Nostitz glaubte in seinen Augen zu lesen, daß er eine Nacht verbracht, in der ihn die Todesangst heimgesucht hatte. Der Prinz aber, um jeden üblen Eindruck zu verwischen, gab seinem Pferd die Sporen und setzte sich, überall mit Hochrufen empfangen, mit jenem Elan an die Spitze seiner Truppen, wie man ihn bei ihm gewöhnt war. Die Infanterie hatte bereits die Stellung von Schwarza überschritten, während der Prinz auf einen Hügel zuhielt, vor dem sich eben die Chasseurs entfalteten, um die Vorposten des Kapitäns Gneisenau zu decken Da geschah etwas Sonderbares. Auf einem Rasenhügel

sitzend, sah Nostitz eine Frau, die ihr Gesicht unter einem weißen Schleier verbarg und dabei heftig zu schluchzen schien. An sich nichts Außergewöhnliches, daß eine Frau, eine Mutter zweifellos, Tränen vergoß, da sie soviel junge Männer in Kampf und Tod marschieren sah! Wie aber erstaunte Nostitz, als der Prinz plötzlich heftig sein Pferd anhielt, sich zu ihm umwandte und ruckweise hervorstieß: „Nostitz, wieder diese Frau! Die weiße Frau verfolgt mich . . .!"

Wohl galoppierte Nostitz zurück, um das soeben Geschehene nochmals genauer zu betrachten, doch die Frau war plötzlich wieder verschwunden. Nostitz vermochte auch diese zweite rätselhafte Erscheinung nicht aufzuklären. Bald darauf fiel der erste Kanonenschuß. Zweimal stürmten Sachsen und Preußen vor, mußten aber der französischen Übermacht weichen, und zweimal, ein neues Widerstandszentrum bildend, setzte sich der Prinz an die Spitze eines Häufleins verzweifelt Kämpfender, dicht gefolgt von Nostitz, den eine unheilvolle Vorahnung mahnte, über das Leben des Prinzen an diesem Tage besonders zu wachen. Plötzlich aber merkte er mit Entsetzen, wie der Prinz taumelte und, von zwei Säbelhieben in Brust und Nacken fast gleichzeitig getroffen, zusammensank. Wohl nahm ihn Nostitz, ihn mit seinem eigenen Leben deckend, auf sein Pferd, brach aber, von mehreren Flintenkugeln getroffen, gleich darauf selbst ohnmächtig zusammen. Als er wieder zu sich kam, war der Prinz bereits tot. Nackt und ausgeplündert, während die Franzosen um seine Trophäen und um die Ehre, ihn getötet zu haben, sich stritten, trugen ihn seine Besieger auf einer Bahre unter den Klängen einer triumphierenden Musik in die Fürstengruft von Saalfeld. Ein Liebling der Götter und der Frauen, ein wahrhaft großer Musikus, ein Feuergeist und Draufgänger ohnegleichen war mit ihm dahingesunken.

Nostitz aber, als er wieder genesen war, behielt die sonderbaren Vorgänge dieses Unglückstages von Saalfeld noch lange als ein streng gehütetes Geheimnis bei sich bewahrt. Wie der Prinz, so war auch er in seinem gläubigen Soldatenherzen fest davon überzeugt, in den beiden nicht aufzuklärenden Erscheinungen jene gespenstische Gräfin von Orlamünde vor sich gehabt zu haben, die nach einer alten Sage jedesmal den Gliedern des Hohenzollernhauses erscheine, sobald einem von ihnen ein Unglück drohe

C. P. HEINSICK:

Schicksalswege

Das Leben spielt oft derart wunderlich und verworren, wie es kein noch so genialer Schriftsteller besser zu erfinden vermag. Dagegen verblaßt selbst der ideenreichste Abenteuerroman. Natur und Leben sind die beiden Exponenten, die allein wahre Originalität offenbaren.

Es war zur Zeit kurz vor der großen Revolution in Frankreich. Zu Nantes hatte im Festsaal des Oratoriums die alljährliche Abschlußprüfung für die Zöglinge stattgefunden, die zu einem neuen Lebensabschnitt überleitete. In einer Ecke des Saales stand ein Lehrer, der trotz seiner jungen Jahre bereits ein gereiftes und durchgeistigtes Gesicht zeigte, umgeben von drei Schülern, die soeben mit Auszeichnung ihr Examen bestanden hatten.

„Nun, meine jungen Freunde", sagte er zu ihnen, „ihr geht jetzt hinaus in die weite Welt, um euer Schicksal selbst zu meistern. Wie lange wird es dauern, und ihr habt mich vergessen."

„Nein, niemals!" wehrten die Jünglinge ab. „Wie sollten wir uns Euer nicht täglich, ja geradezu stündlich erinnern, der Sie uns alle Geheimnisse des Lebens gelehrt haben!"

„Was wollt ihr denn nun beginnen?" fragte der Lehrer.

„Wenn es nach mir ginge", sagte der eine, „würde ich gern ein Arzt oder Gelehrter werden. Aber mein Onkel hat es anders bestimmt und will einen Parfümeur aus mir machen. Ich darf gar nicht daran denken, daß ich Zeit meines Lebens nur mit Pomadentöpfen und Riechfläschchen hantieren soll!"

„Wenn du deinen Beruf wahrhaft ernst nimmst, wirst du auch ihm bald viele Annehmlichkeiten abgewinnen", sagte der Lehrer.

„Arzt könnte ich niemals werden", meinte der zweite, „damit wäre mein Ehrgeiz nicht zufrieden. Ich möchte Schiffe, große Ländereien und Schlösser besitzen und als Großkaufmann meine Geschäfte in aller Welt machen, sogar jenseits des Ozeans!" Aber auch mich hat man zu einem nüchternen Tagesberuf bestimmt. Lehrling in einem dumpfen Kaufmannsladen soll ich werden."

„Warum so hoch hinaus?" meinte der Lehrer. „Da lobe ich mir euren Kameraden. Der ist nicht so ehrgeizig und begnügt sich mit dem Stand eines Hauptmanns im Heer."

„Ja, Hauptmann oder gar General möchte ich werden", antwortete der Dritte.

„Also auch du hast inzwischen deine Pläne höher gespannt?" verwunderte sich der Lehrer. „Aber warte nur ab, am Horizont ballen sich schwere Wolken zusammen, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo es zu blutigen Schlachten kommen wird und du dein Talent beweisen kannst. Doch wozu solchen Hirngespinsten nachjagen? Wir sind nur Menschen, und des Lebens Wege sind oft wunderbar Mir war es auch dereinst bestimmt, einmal Seemann zu werden und statt dessen bin ich nun hier Lehrer am Oratorium. Vielleicht sehen wir uns nach vielen Jahren einmal wieder. Dann wird es sich zeigen, welche Prophezeiungen und Wünsche sich erfüllt haben!" Damit verabschiedete er sich von den Dreien und ließ sie allein zurück.

Kurz darauf sah man den ersten Jüngling im Ge-



schäft seines Onkels mißmutig zwischen Puderschachteln und Pomadentöpfen hantieren, der Zweite wog hinter dem Ladentisch Kaffee und Zucker ab, während der Dritte als Freiwilliger in das französische Heer eingetreten war.

In gleichbleibender Stetigkeit vollzog sich der Ablauf der Gestirne, und das Leben spann seine Schicksalsfäden geheimnisvoll weiter.

Aber nach fünfundzwanzig Jahren trafen sich die vier Männer in Nantes wieder. Was war inzwischen aus ihnen geworden?

Der Erste hatte nach seiner Lehrzeit den bunten Rock des Soldaten angezogen und war nacheinander Chirurg, Arzt, Professor und endlich sogar Mitglied der Akademie der Medizin geworden. Viele wissenschaftliche Bücher trugen seinen Namen in alle Welt. Es handelte sich um den Arzt Pariset.

Der Zweite, dem es in dem Kaufmannsladen bald zu eng wurde, versuchte sich unternehmungslustig in allen möglichen Spekulationen und trat schließlich als Lieferant für Heer und Marine hervor, der seinen Namen schnell bekannt machte. Nach mehreren Jahren besaß er nicht nur ein großes Vermögen, sondern auch Paläste, Gärten und Diener, ganz, wie er es sich einst in der Jugend erträumt. Um seine Gunst bewarben sich sogar ausländische Staaten, und mit seinem Geld wurden Kriege und Armeen ausgerüstet. Es war der große Financier Ouvrard.

Der Jüngste von den Dreien aber hatte sofort den Soldatenrock angezogen, kämpfte unter General Hoche in der Vendée und in den Reihen Massenas bei Zürich, um dann unter den größten Feldherren des Jahrhunderts bei Jena, an den Ufern der Beresina, bei Hanau, unter den Mauern von Paris und schließlich bei Waterloo mitzufechten. Er war es, der die alten Legionen, vor denen Europa so lange gezittert, tapfer anführte und bei Waterloo die berühmte Verteidigung der alten Garde leitete. Seinen Namen — General Cambronne — kannte jeder Mensch.

Und der Lehrer des Oratoriums? War er wenigstens seinem Beruf treu geblieben? — Nein, auch ihn hatte das Leben bald in andere Bahnen geworfen. Zuerst ein wilder Klubredner, dann Deputierter des Convents, wurde er Prokonsul, Gesandter, Senator, Minister und endlich sogar Herzog. Nachdem er zu Macht und Ansehen gekommen, stürzte er die, denen er seinen glanzvollen Aufstieg verdankte, und übernahm selbst das Staatsruder. Er verhandelte mit den ausländischen Staaten, schrieb den Ständeversammlungen die Gesetze vor und lenkte die öffentliche Meinung nach seinem Belieben. Als Chef der provisorischen Regierung kapitulierte er mit den alliierten Mächten, trat als Vermittler zwischen Frankreich und seinem König auf und war schließlich der berüchtigte Polizeiminister Napoleons geworden: Joseph Fouché, Herzog von Otranto.

Jeder hatte auf seine Art das Schicksal zu meistern verstanden, vier interessante Lebensschicksale.

Wissen Sie schon ...?

... daß die seltsamen Faultiere aus Südamerika im Pelze Algen wachsen haben, in denen wieder eine ganz bestimmte Mottenraupe lebt?

... daß auf Hasenjagden manchmal Dutzende von Hasenmännchen, aber kein Weibchen erlegt wurde, weil die Männchen früher hochspringen, während die Weibchen fest auf der Erde geduckt liegenbleiben?

... daß es in Afrika Schmetterlinge gibt, deren Raupen in Antilopengehörnen bohren und sich mit dieser Nahrung entwickeln?

... daß der Igel das älteste Säugetier der Erde ist, welches schon in der Eozänzeit auf Erden existierte?

... daß der größte Schmetterling der Welt etwa 30 Zentimeter Spannweite hat?

... daß der bunte Seidenschwanz, jener nordische Vogel, auf den Flügelfedern korallenrote Hornplättchen besitzt?

... daß man die Bedeutung der Geigenmusik der Grillen für das Finden der Geschlechter dadurch nachgewiesen hat, daß man die Tierchen durch ein kleines Telephon miteinander verband, in dem sie sich gegenseitig „geigenderweise" Antwort gaben, und daß hierdurch bewiesen wurde, daß der Geruchssinn beim Finden keine Rolle spielen kann?

... daß die auffällige Streifung des Zebras in der Nacht als Schutzfarbe dient, die das Tier sogar bei hellem Mondlicht schwer sichtbar macht?

... daß die Flöhe den Fliegen nahe verwandt sind und lediglich abgeänderte, flügellose Fliegen darstellen?

... daß das Bläßhuhn unserer Teiche eine weiße Hornplatte auf der Stirn hat, die in der Paarungszeit rosarot wird?

... daß die sog. siebzehnjährige Zikade aus Nordamerika zu ihrer Entwicklung 17 Jahre braucht, als fertiges Insekt aber nur einige Monate lebt?

... daß die Tausendfüßler einen ätzenden Saft besitzen, der Blausäure enthält?

... daß eine tropische Fangheuschrecke Orchideenblüten nachahmt, indem sie wie diese weiß und lila gefärbt ist, womit sie die Blütensaft suchenden Insekten überlistet und fängt?

... daß der Igel sehr wenig empfindlich gegen Gifte ist, indem er Schlangengift und sogar Zyankali in ziemlichen Mengen verträgt?

... daß der europäische und der nordamerikanische Biber denselben Fellparasiten, einen kleinen Käfer, besitzen?

... daß die Amsel schadlos die giftigen Früchte der Tollkirsche verträgt?

... daß der schön glänzende Goldlaufkäfer sogar kleine Eidechsen anfällt und zu überwältigen vermag?

... daß der Maulwurf in seinem Bau Vorräte an Regenwürmern speichert, die er durch Zerbeißen der Muskeln am Wegkriechen hindert?

... daß Marder Hühnereier wegzutragen verstehen, indem sie dieselben unter das Kinn klemmen?

... daß unter den deutschen Säugetieren Biber und Wisent mit etwa 50 Jahren die längste Lebensdauer erreichen?

Dr. Krumbiegel.

RÄTSEL

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Brotaufstrich
2—3 Inhaltlosigkeit
3—4 alte span. Münze
4—2 Baumgang
3—5 Ansprache
3—6 Naturerscheinung
4—6 Meerespflanzen
5—6 Waffe
6—3 Art
1—3—5 Geschwätz

Differenzrätsel

Den nachstehend angegebenen Wörtern sind die angeführten Buchstaben abzuziehen. Die verbleibenden Wortteile ergeben zusammenhängend gelesen einen Ausspruch des Reichsministers Heß.

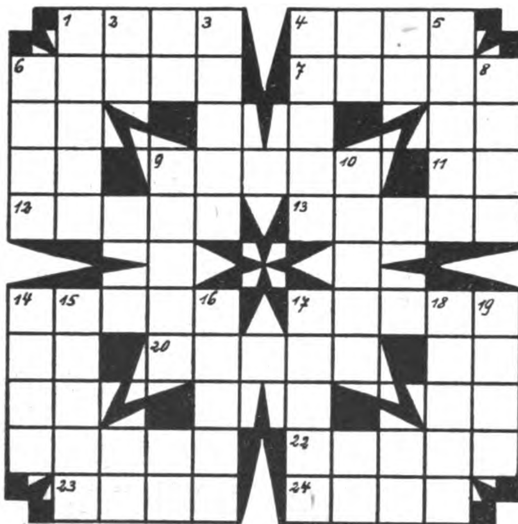
1. nordische Gottheit — a, 2. Stütze — al, 3. Papierformat — b, 4. Stadt in Thüringen — na 5. Lebenshauch — o, 6. Nibelungengestalt — er, 7 geschichtlich nicht verbürgte Überlieferungen — a, 8. Randbemerkungen — gl, 9 Schweizer Kanton — ich, 10. Zahlungshinausschiebung — un, 11. Mohammedaner — ar, 12. Turngerät — l, 13. Wortklasse — wort, 14. norwegische Schriftstellerin — bt, 15. Aufruhr — ete, 16. Wintersportgerät — si.

Pyramide

— Vokal
— — lateinisch: und
— — — Getränk
— — — — Schwimmvogel
— — — — — Ertrag
— — — — — — weiblicher Vorname
— — — — — — — tierische Trinkstätte
— — — — — — — — österreichisches Land
— — — — — — — — — preußisches Pferdegestüt

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Gemüsepflanze; 4. Tierhaut; 6. Schlange; 7. Edelstein; 9. Musikinstrument; 11. persönliches Fürwort; 12. Tonleiter; 13. Sprung; 14. Tennismeister; 17. deutscher Dichter † 1926; 20 Singvogel; 21. Hauptort von Französisch-Neukaledonien; 22. grasähnliche Pflanze; 23. Verwandter; 24. griech.



Göttin. Senkrecht: 1. Krankheit; 2. sibirischer Strom; 3. weiblicher Vorname; 4. Kalbsmilch; 5. Weste; 6. Heizmaterial; 8. römischer Kaiser; 9 griechisches Gebirge; 10. schwankend; 14 nordfranzösische Stadt; 15. Bilderrätsel; 16. Gabelweihe; 17. Meerestier; 18. plump, handgreiflich; 19. Planet.

Zahlenrätsel

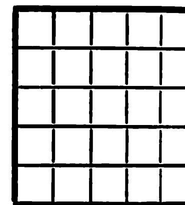
1 9 10 11 12 10 10 5 schottische Grafschaft
2 11 13 5 12 7 9 10 11 3 der Vater der Landsknechte
3 1 5 12 4 6 indischer Volksführer
4 1 7 8 6 5 3 7 englisches Seebad
1 1 14 4 10 5 Stadt in der Rheinprovinz
5 6 2 15 4 10 6 16 Nebelreich der nord. Sage
6 12 13 5 1 germanische Göttin
7 1 14 4 7 10 5 deutsches Land
8 1 16 9 13 11 6 5 Schellentrommel
1 9 15 10 3 10 11 Seitentrieb von Pflanzen
5 1 14 4 4 13 8 militärische Formation

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein Land in Asien.

Verschmelzungsrätsel

Roß — Kate = griech. Philosoph, Barke — Tat = Kleinkunstbühne, Ofer — Pisa = Frucht, Grad — Bani = Stoffart, Aden — Gin = Schweizer Hochtal, Gier — Rest = Verzeichnis, Ahle — Zuber = Märchengestalt, Nab — Darm = Schmuckstück, Terek — Milo = Wegmaß. Die Wortpaare sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Richtig gelöst ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen einer Seeschlacht

Magisches Quadrat



Die Buchstaben a a a e e e e e e e g g i l l l l l l l n n r r u sind so in die Felder einzutragen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. Nebenfluß der Weser, 2. Schlingpflanze, 3 Salzlösung, 4. himmlisches Wesen, 5. zuverlässig

Vorsetzrätsel

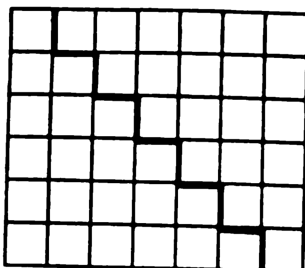
Zahl, Stadt, Rinde, Land, Kampf, Maschine, Erich, Orden, Wesir, Lack, Bein, Kohl, Hose, Hof, Oel, Schiff, Spitze, Tanz, Riß

Vorstehenden Wörtern ist jeweils eins der unten angeführten Wörter voranzusetzen, so daß ein neues

sinngemäßes Wort entsteht. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen deutschen Tondichter und seine Geburtsstadt. (ch = ein Buchstabe.)

Adler, Ammer, China, Dampf, Eis, Erb, Groß, Grund, Immen, Ins, Iris, Leder, Nagel, Panzer, Ring, Rosen, Rübe, Weg, Zug.

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) mittelalterlicher Stand, c) Inhaber der Bronzemedaille; 2 a) Präposition, b) italien. Dichter, c) Tonstück; 3 a) Wink, b) Gebäude c) Amtsgebäude; 4. a) Hebevorrichtung, b) Fürwort, c) Vogel; 5. a) Befestigungsmittel, b) persönl Fürwort c) österreichischer Dichter + 1868; 6 a) Rahmenteil, b) Konsonant, c) hölzerne Fußform

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — bach — berg — cham — dant — den — des — di — e — fa — ga — go — grim — ham — he — heim — i — i — i — in — is — je — la — lis — lüt — mar — mar — me — mo — mul — na — nau — ne — ni — non — on — pig — po — ra — ra — re — ru — sa — sa — se — si — sin — so — staf — sun — ten — tich — tom — un — wa — wal sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von W. v. Humboldt ergeben. (ch und st = 1 Buchstabe.)

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

1. Schweizer Kanton, 2. Mediziner, 3. Stadt im Irak, 4. norwegischer Dichter, 5. künstliche Flüssigkeit, 6. Strom in Hinterindien, 7. Stadt in Belgien, 8. Theaterleiter, 9. Badeort am Rhein, 10. Tochter des Ödipus, 11. deutscher Badeort, 12 englischer Flottenstützpunkt in Asien, 13. General Wallensteins, 14 Pilz, 15. Tierfabelname, 16. Hebrideninsel, 17. Stadt am Neckar, 18. Teil der Uhr, 19. mongolische Völkergruppe

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gesicht, Rauhbein, Bereiter, Tenne, Gefuehl, Gerda, Skorpion, Nummer, Rondell, Dasein, Zisterne, Derwisch, Apfelsine, Fanal, Lunte, Berserker, Westen, Kunst sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Blunk ergeben

Lösungen der Rätsel aus Folge 18:

Füllrätsel: 1. Beteigeuze, 2. Oberstdorf, 3. Nibelungen, 4. Zirbelholz, 5. Mirabellen, 6. Rumpfbeuge, 7. Schienbein, 8. Gelbfieber, 9. Bienenwabe. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Lederhose, 2. Wegweiser, 3. Azur, 4 Wahlverwandtschaften, 5. Poren, 6. Fuehler, 7. Ehrenpreis, 8. Rorschach, 9. Klafter, 10. Tornister, 11. Ginster, 12 Schweden, 13. Lehrer, 14. Spitzweg. „Der Weg zur wahren Fuehrerschaft ist ein schwerer Weg." ✶ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 5. Parze 7. Eider, 9. Iltis, 10. Gant, 12. Farm, 14 Mops, 16. Real, 17. Pan, 18. Axel, 21. Adam, 23. Elen, 25. Asen, 26. Jambe, 27. Worms, 28. Onkel — Senkrecht: 1. Largo, 2. Belt, 3. Reif, 4. Helma, 6. Zins, 8. Isar, 11. Apfel, 13. Reede, 15. Man, 19 Xenon, 20. Leim, 21. Asen, 22. Angel, 24. Nase, 25. Abos. ✶ **Mosaikrätsel:** Nicht die Rechte sind das Wesentliche am Amt, das Wesentliche sind die Pflichten. ✶ **Opernfüllrätsel:** Rienzi, Oberon, Stumme von Portici, Ernani, Nachtwandlerin, Königskinder, Arabella, Vestalin, Armide, Liebestrank, Idomeneo, Eugen Onegin, Romeo und Julia. „Rosenkavalier." ✶ **Rätselflies:** 1—10 Rendsburg, 2—6 Rhume, 3—7 Galan, 4—1 Kater, 4—8 Kalif, 5—2 Tenor, 5—9 Trent, 8—3 Flensburg, 9—6 Truhe, 10—7 Goten. ✶ **Wabenrätsel:** 1. Bann, 2 Star, 3. Nest, 4. Hase, 5. Adam, 6. Sand, 7. Saba, 8. Andö, 9. Neon, 10. Brie, 11. Ohio. ✶ **Kryptogramm:** „Unser Leben gehört dem Führer, denn Adolf Hitler ist Deutschland." ✶ **Bilderrätsel:** „Die Besten müssen verbrennen für viele."

Spiel mit dem Tode

Folgendes wahre Geschichtchen wird uns aus der Zeit der Befreiungskriege der Niederländer mit den Spaniern erzählt:

Es war den Holländern geglückt, 24 Spanier zu überraschen und gefangenzunehmen. Die Hälfte von ihnen wollten die siegreichen Holländer leben lassen. Man machte also 24 Lose, von denen 12 das Todeszeichen trugen. Ein zusammen mit den Spaniern gefangener Engländer hatte Glück, denn er zog den weißen Zettel. Kaltblütig und geschäftstüchtig aber verkaufte er diesen an einen der vor Todesangst zitternden Spanier für 100 Dukaten! Darauf griff er nochmals in die Todesurne und — tat einen neuen Glücksgriff!

Er hatte also damit nicht nur das Geld zum Leben gewonnen, sondern, was in diesem Falle wichtiger war: Das Leben zum Geld! F. B.

Sein Stern sinkt ...

Als Napoleon Bonaparte auf seinem gefahrvollen Rückzug merkte, wie leicht man gerade in Rußland durch einen entschlossenen Handstreich überfallen und gefangengenommen werden könnte, ließ er sich von seinem englischen Leibarzt Iwan ein kleines Beutelchen mit Opium und anderen rasch wirkenden Giften füllen. Er wollte im Fall einer überraschend schnellen Gefangennahme dann unbemerkt Selbstmord begehen.

Nach der Einnahme von Paris aber zur Entscheidung gedrängt, schüttete Napoleon den ganzen Inhalt des Beutelchens in ein Glas Wasser und legte sich schlafen. Zuerst zerrissen ihn furchtbare Schmerzen, dann endlich verfiel er in einen abgrundtiefen Schlaf . . .

Als der Kaiser endlich erwachte, wunderte er sich zunächst über die geringe Wirkung des Giftes, danach aber meinte er, resigniert den alten Ruf der Kreuzfahrer gebrauchend: „Gott will es!" Dann unterschrieb er und genehmigte schweigend den abgeschlossenen Vertrag! F. B.



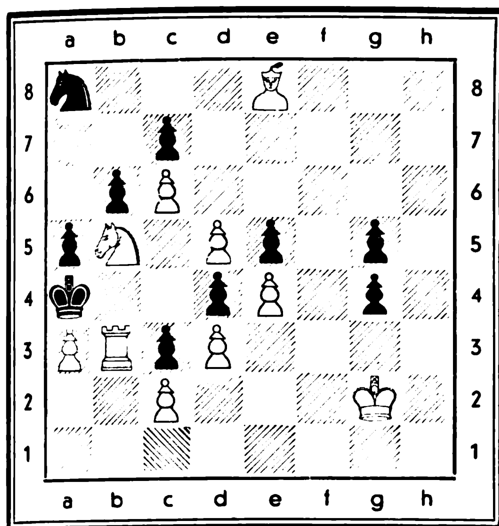
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Baverstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Fritz G i e g o l d, Leupoldsgrün b. Hof.

Schwarz: Ka4, Sa8, Ba5, b6, c3, c7, d4, e5, g4 g5 (10)



Weiß: Kg2, Tb3 Le8, Sb5, Ba3, c2, c6, d3, d5, e4 (10)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 15

Vierzüger v. Dr. Witte, Blankenburg a. H.

Weiß: Ka7, Te8, Lb4, Lb5, Sb3 (5)

Schwarz: Kc7, Tg6, Lf5, Sb7, Bd3, d6, e6, g4 (8)

1. Sb3—a5, Se5; 2. Sc4, Sb7; 3. Sd6, Sd8; 4. Te7‡.

1. . . . , Tg8; 2. S×b7, T×e8; 3. La5†, Kc8; 4. S×d6‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; Dr Starke, Bln.-Charlottenburg; J. Herwig, Gotha; L Hohensee, Berlin W; Eggebrecht, Norden; Ebeling, Potsdam; M. Loch, Berlin N; A. Seber, Trier; H. Müller, Hausbruch; W. Symanowski, Lyck; G. Peipers, Eckardtsheim; O Behncke, Cuxhaven; F. Ruckdeschel, Nürnberg; J. Diehl, Oberschmitten; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; Dr. O. Vopel, Beckhofen; M Templin, Friedensstadt; H. Schulz, Berlin-Neukölln; W Gebauer, Bürgel; W. Brunken, Oldenburg; W. Fenchel, Gau Odernheim; F Büttner, Fürth i. B.; A. Kreidt, Hohenkirchen; Pfr. Klein, Setzingen; M Burdack, Hormersdorf; F. Th. Diehl, Mülheim (Mosel); Ilse Lüdemann, Lübeck - Schlutup; L. Heim, Lauchheim; H. Dühmert, Berlin NO; A. Graichen, Hartha; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Sucker, ...inaschwitz; L. Ellner, Nürnberg; E. Daust, Haßfurt; Dr. J. Krug, Dresden A; C. Hülsenbeck, Düren; B. Bauer, Stuttgart; K. Schmidt, Detmold; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; A. Hinrichs, Naumburg (Saale); O. Hildebrandt, Hamburg; Ch Ellrich, Spangenberg; L. Schlobach, Rochlitz; K. Beilicke, Niederaula; J L Pollach, Nürnberg; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen (Saar)

Einige Löserurteile: „Eine wirklich fein durchdachte, recht kombinationsreiche Aufgabe" P. Sch., S.; „Viele meisterhafte Wendungen" Dr. St., B.; „Eine glänzende Springerarbeit! Hat mir viel Freude bereitet" E., N; „Für einen Vierzüger außerordentlich viele Mattbilder" O. B., C.; „Rückkehrthema mit munterem Wechselspiel der Springer (mehrfache Springerlenkung) in der Hauptvariante" F. R., N.; „Ein Vierer mit selten schönen Varianten" A. G., H.; „Ein schwieriges und reichhaltiges Problem mit dem Höhepunkt der indischen Variante" H. K., Berlin N. usw

Katastrophale Linienöffnungen

Nachfolgende Spanische Partie aus alter Zeit zeigt in mustergültiger Weise, wie man infolge schwerer Entwicklungssünden, unmotivierten Tausch, feindliche Linienöffnungen und wenig theoretischen Kenntnissen sich bald in Eröffnungsschwierigkeiten befindet, die zur Katastrophe führen.

Weiß: Maget Schwarz: Adolf Anderssen

1. e2—e4	e7—e5	6. 0—0	Lc8—g4	11. Dd1—g4[6]	Lc5×d4![7]
2. Sg1—f3	Sb8—c6	7 h2—h3	h7—h5!	12. Dg4×e4[8]	Ld4×f2†[9]
3. Lf1—b5	Lf8—c5[1]	8. h3×g4?[4]	h5×g4	13. Tf1×f2	Dd8—d1†
4. c2—c3[2]	Sg8—f6	9. Sf3×e5	g4—g3	14. Tf2—f1	Th8—h1†
5. Lb5×c6?[3]	d7×c6	10. d2—d4	Sf6×e4![5]	15. Kg1×h1	D×f1‡

[1] Ein heute nicht mehr üblicher Zug, der früher gerne von angriffslustigen Meistern gespielt wurde.

[2] Weiß will mit d2—d4 sich eine starke Mitte verschaffen. Verfehlt wäre 4. L×c6, d7×c6; 5. S×e5 wegen L×f2†!; 6. K×f2, Dd4† usw.

[3] Ohne zwingenden Grund tauscht Weiß seinen gutstehenden Läufer und öffnet damit dem Gegner die d-Linie und die Läuferschräge c8—h3.

[4] Dieses schwarze Opferangebot sollte Weiß nicht annehmen. Nun wird der schwarze Angriff auf dem Königsflügel übermächtig.

[5] Ebenso folgerichtig wie stark gespielt. Schwarz öffnet sich die Linie d8—h4!

[6] Natürlich nicht 11. d4×Lc5, wegen dem naheliegenden dreizügigen Matt: Th1†, 12. K×h1, Dh4† 13 Kg1, Dh2‡!

[7] Ein weiteres hübsches Überraschungsopfer!

[8] Auf 12. c3×d4 folgt g3×f2†; 13. T×f2, Th1†; 14. K×h1, S×f2†! nebst 15. . . . S×g4.

[9] Nun folgt zwingend die schreckliche Niederlage.

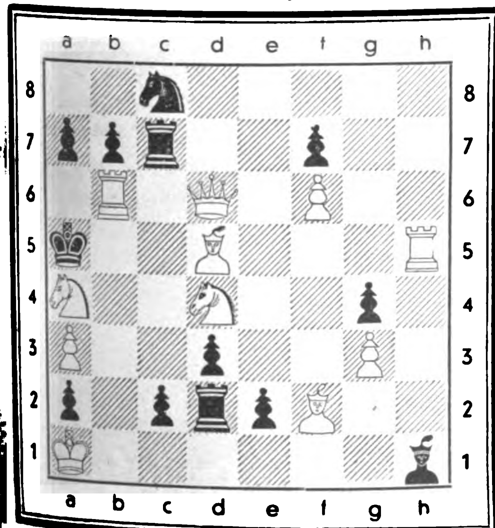
Und die Lehr' von der Partie?: „Öffne dem Feind die Linien nie!"

Selbstmatt!

(Urdruck)

Von Eberhardt Z i m m e r m a n n, Berlin-Zehlendorf/Klein-Machnow.

Schwarz: Ka5, Tc7, Td2, Lh1, Sc8, Ba2, a7, b7 c2, d3, e2, f7, g4 (13)



Weiß: Ka1, Dd6, Tb6, Th5, Ld5 Lf2, Sa4, Sd4 Ba3, f6, g3 (11)

Weiß erzwingt Selbstmatt in fünf Zügen!

*

Lösung:

1. Tb6—a6† b7×a6; 2. Ld5—c6† Lh1—d5; 3. Dd6×c7† Sc8—b6; 4. Lf2—e1, c2—c1S; 5. Sd4—b3†, Sc1×b3‡. Falls 4. . . . c2—c1L! so 5. Sa4—b2, Lc1×b2‡!

Kurt Günther v. Fischer:

Mordgeflüster

Schwere Erschütterungen des Nervensystems sind schon im allgemeinen keine erfreulichen Angelegenheiten, von verheerender Wirkung aber können sie sein, wenn sie mit der entfesselten Plötzlichkeit eines Blitzes auftreten, der aus heiterem Himmel in ein blühendes Obstbäumchen einschlägt, das sich allein auf blumiger Wiese wiegt, und es in Gedankenschnelle in Asche verwandelt.

In diesem konkreten Fall war der Rentier Tobias Gasse das Obstbäumchen, das Café Splendid die blumige Wiese, und der Blitz bestand aus dem einen, leise geflüsterten Wörtchen: „Mord!"

Die beiden Finger des Herrn Tobias Gasse, zwischen denen sich das dritte Stückchen Zucker befand, mit dem er wie allmorgendlich seinen Kaffee zu süßen pflegte, erstarrten wie die Greifzangen eines zu Tode getroffenen Hirschkäfers, seine Augen machten eine Wendung um hundertachtzig Grad, was allerdings nur dadurch ermöglicht wurde, daß der Kopf mittat, und blickten entsetzensstarr durch das morgenleere Lokal zu der Mattglaswand, von wo das fürchterliche Wort ertönt war, und nun neuerdings erklang: „Mord!"

Wäre Tobias Gasse der Terminologie moderner Kriminalautoren mächtig gewesen, er hätte die Stimme, die diese Schallschwingungen erzeugte, mit dem heiser krächzenden Kreischen eines einsam flatternden Turmraben verglichen, aber es blieb ihm keine Zeit dazu, denn — „Ich will ihn nicht umbringen!" ließ sich eine zweite Person vernehmen und sie sprach mit der für solche Sätze üblichen Fistelstimme.

Die Eigner dieser verabscheuungswürdigen Gesinnungen waren nur in Form von schwachen Schatten wahrnehmbar, die das Mattglas durchdrangen. Der eine von ihnen war lang, dürr und kantig, während der andere infolge des Gesetzes vom Ausgleich, das die Welt beherrscht, klein und stromlinienförmig abgerundet sich darbot.

„Wir müssen ihn töten!" krächzte die Rabenstimme wieder. „Es ist unser einziger Ausweg!"

Herr Tobias Gasse verspürte ein intensives Gruselgefühl und hatte das lebhafte Empfinden, als ob eine Tüte Gefrorenes seinen Nacken abwärts rutsche. Er befand sich in einem Zustand kataleptischer Erstarrung und lauschte, lauschte . . .

„Um den Familienschmuck, die kostbaren Brillanten, beiseite schaffen zu können, ist der alte Graf getötet worden. Der Chauffeur hat aber, in einem Laufteppich eingerollt, alles mitangesehen, und es ist wahrscheinlich, daß er früher oder später das Verbrechen der Polizei verrät. Wenn wir die Tat also verheimlichen wollen, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als diesen Zeugen ebenfalls beiseite zu schaffen!"

„Ich habe eine Idee!" Es war wieder die Fistelstimme.

„Ja?"

„Mit Gift!"

Der Rentier Tobias Gasse, dessen Herz einem leise zuckenden Ölflämmchen glich, wobei das Öl bedenklich schwand, war gänzlich erfüllt von panischer Angst, so daß es keinen Platz gab für ein Verwundern, das ihn bei Betrachtung seiner Hautoberfläche unweigerlich befallen hätte müssen. Sie glich einem Reibeisen. Er hatte plötzlich die wunderliche Idee, die Schale braunen Mokkas vor ihm müsse erstarren, infolge der Kälte, die seinem Körper entströmte.

„Gift?" sagte die Rabenstimme, und sie sprach mit teuflischer Offenheit. „Du vergißt, daß wir Gift bereits einmal angewandt haben. Der kleine Roderich ist durch eine Zyankali-Injektion aus der Welt geschafft worden. Ich weiß etwas Besseres. Ein wirbelndes Messer im monddunklen Gang des Schlosses . . ."

Mehr hörte Tobias Gasse nicht. Mit seiner letzten Kraft erhob er sich millimeterweise auf die Fußspitzen und schlich sich unendlich behutsam und mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder davon, (man weiß, wozu solche Individuen imstande sind, wenn sie sich verraten sehen) bis er in Reichweite eines Kellners kam. Da aber verlor er seine ganze, so unerhörte Selbstbeherrschung.

„Mörder! . . . Verhaften! . . ." gurgelte er und schnappte nach Luft, wie ein Goldfisch, der sich zwei Stunden auf dem Trockenen befindet. Und sein Zeigefinger wies zitternd die Richtung.

Der Kellner sah ihn seelenruhig an, blickte dann zum Zahlkellner hinüber und schüttelte den Kopf. „Wir werden etwas unternehmen müssen!" sagte er. „Sie sind heute bereits der Fünfte. Zwei haben das Überfallkommando und einer die Feuerwehr alarmiert. Was die Herren dort betrifft, so versichere ich Ihnen, die sind völlig harmlos. Es sind die Herren Schnelldampf und Hohl, die Leibautoren des Residenztheaters. Sie arbeiten hier jeden Vormittag an den Grundzügen zu ihrem neuen Detektivdrama: ‚Der ultraviolette Schrei!'"

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Vandalische Bernsteinlager.

Beim Bau einer Zufahrtstraße zur Reichsautobahn stieß man in Marklieb, einem Vorort von Breslau, auf zwei große Bernsteinfunde. Der Bernstein war in Form von vielen Hunderten von Stücken verschiedener Größe in zwei Gruben untergebracht und wiegt insgesamt 875 Kilogramm. Aus den Lagerungsverhältnissen geht hervor, daß der Bernstein von Menschenhand niedergelegt wurde und daß es sich, wie E. Petersen mitteilt, um Bernsteinniederlagen der Vandalen, die im ersten Jahrhundert v. Chr. in Schlesien ansässig waren, handelt. Die beiden Funde sind äußerst wichtig zur Aufklärung des Verlaufs der sog. „Bernsteinstraße" von den Mittelmeerländern zur Ostseeküste.

Zellgymnastik — eine neue Heilmethode.

Ebenso wie der Muskel durch abwechselnde An- und Entspannung gestärkt wird, will Pribram durch rhythmisch-gymnastische Übungen der Zellen eines erkrankten Organes dessen Gesundung und Stärkung herbeiführen. Gute Erfahrungen mit diesem Verfahren liegen bei Erkrankungen der Leber, wie Leberschrumpfung, mangelhafte Leberfunktion und katarrhalischer Gelbsucht, vor. Ausgehend vom Studium der Funktion der normalen Leberzelle erzwingt der Forscher durch abwechselnde Einspritzung von Insulin und Traubenzucker einerseits und Schilddrüsenhormon andrerseits eine der normalen rhythmischen Funktion (Spannung und Erschlaffung) entsprechende rhythmische Gymnastik der erkrankten Zelle, die zur Leistungssteigerung, Stärkung und Gesundung führt. Die Zellgymnastik dürfte auch bei Erkrankungen anderer Organe zum Erfolge führen.

Der Winterschlaf als Heilmittel.

F. Jahnel konnte die Beobachtung machen, daß mit gewissen Krankheitserregern angesteckte winterschlafende Tiere während des Winterschlafes gesundeten. Der Forscher glaubt die Ursache des Absterbens der Erreger im Absinken der Körpertemperatur der Schläfer bis wenige Zehntel-Grade über Null zu sehen. Sollte indes die vernichtende Wirkung nicht auf dem reduzierten Stoffwechsel bzw. der erniedrigten Körpertemperatur, vielmehr auf der Funktion der hormonalen Drüsen beruhen, so ließe sich möglicherweise eine Heilmethode bei gewissen Infektionskrankheiten des Menschen aufbauen.

Zähne und Menschenabstammung.

Die „Affenabstammung" des Menschen, die heute, wie M. Weinert sagt, nach bestem menschlichem Wissen einwandfrei begründet ist, will P. Adloff auf Grund seiner vergleichenden Betrachtungen der Zähne des fossilen Menschen verneinen. Der Forscher kommt zu der Ansicht, daß der Mensch im weitesten Sinne stets Mensch gewesen sei, daß es einen Affenmenschen nie gegeben hätte und daß die Zähne des fossilen Menschen nichts zeigen, was auf eine äffische Urform desselben schließen lassen könnte; die Zähne des vorzeitlichen Menschen seien nicht aus dem Gebiß der Affen ableitbar, da dieses viel zu spezialisiert sei. Dieser Ansicht stehen gegenüber die schwer ins Gewicht fallenden vergleichend anatomischen Untersuchungen, die, fundiert auf den großartigen Erkenntnissen der Vererbungswissenschaft, die „Affenabstammung" unumstößlich zu beweisen scheinen.

ANEKDOTEN

Schnelle Abhilfe.

König Friedrich Wilhelm I von Preußen war stets darum besorgt, daß die Angehörigen seiner Potsdamer Riesengarde sich mit Frauen von zureichender Größe verheirateten.

Eines Tages trat der König auf einem Überlandritt, vom Regen überrascht, in das Schloß des brandenburgischen Freiherrn S. ein. Der Hausherr stellte ihm auch seine drei Töchter vor, die von außergewöhnlicher Länge waren.

„Alle noch ledig?" fragte der König bedauernd.

„Ja", seufzte der Vater. „Sie sind so lang geraten, daß sie nur sehr schwer Männer finden."

„Dem können wir abhelfen", sagte der König. „Ich schicke Ihm morgen drei prächtige Offiziere von meinen ‚langen Kerls'. Glaube, die jungen Damen werden sie nicht ausschlagen."

Und so geschah's. Nach kurzer Zeit fand die gemeinsame Hochzeit statt, zu der Friedrich Wilhelm selbst erschien. H. N.

Die zweite Garnitur.

In der Wohnung Trübners hingen Gemälde von Trübners Eltern, Thoma, Leibl usw. Anläßlich eines gemütlichen Beisammenseins in Trübners Wohnung legte er — der von einem Siege Deutschlands überzeugt war — seine Gründe für diese Überzeugung dar. An den Wänden hingen aber nur noch Bilder, die er von seinen Schülern gekauft hatte. Als er hierauf aufmerksam gemacht wurde, sagte Trübner: „Ja, mer kann's net wisse! Falls die Franzose komme, hab' ich die Bilder wegschaffe lasse! Was Sie hier sehe, des isch die zweite Garnitur!" H. W. L.

Mißverständnis.

Kaiser Wilhelm I. kümmerte sich als oberster Kriegsherr bekanntlich auch recht eingehend um die Einzelheiten des militärischen Dienstes.

So wurden dem Kaiser probeweise ausgerüstete Leute wiederholt vorgestellt. Für die Kanoniere wurden dabei Bedenken gegen die neue Art der Tornisterbefestigung laut, da die Leute bei der Bedienung der Geschütze vollständig in der Bewegung der Arme frei sein müßten. Der Kaiser befahl deshalb, daß ihm ein Kanonier in der neuen Ausrüstung vorgestellt werden solle, ließ den Mann verschiedene Bewegungen und Griffe machen und kommandierte dann: „Arme in die Höh'!", um zu untersuchen, ob die Arme in den Schultergelenken frei seien. Darauf fragte er den Mann, da es schien, als ob demselben der Rock in den Achseln zu eng wäre: „Schneidt's dich?"

Der Kanonier, ein biederer Hinterpommer, starrte jedoch den Kaiser verwundert an, ohne zu antworten. Derselbe wurde bekanntlich etwas ungehalten, wenn er unverstanden blieb und seine Worte wiederholen mußte. In gereiztem Tone herrschte er deshalb den Kanonier nochmals an: „Schneidt's dich?"

Der arme Kerl schnitt ein ganz verzweifeltes Gesicht, packte dann aber kurz entschlossen seine Nase mit der ganzen Faust und stieß jenen schmetternden Trompetenstoß aus, welcher jedem von Jugend auf an Taschentuch gewöhnten Menschen Grauen einflößt.

Auch die Umgebung des Kaisers stand entsetzt. Als aber der Kaiser laut auflachen mußte, lachte alles von Herzen kräftig mit und selbst der arme Hinterpommer, der „schnäuz dich!" verstanden hatte verzog sein Gesicht, welches anfänglich dem Weinen näher gewesen war als dem Lachen, zu einem breiten Grinsen. F. E.

Thoma kennt sich aus!

Ludwig Thoma wurde einmal in lustiger Gesellschaft gefragt, wie er den Spruch „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang . . " auslegen würde

„Ja", sagte Thoma, „auf Gesang könnte ich verzichten zugunsten von Weib und Wein."

„Und wenn Sie die Wahl zwischen den beiden hätten?"

Lachend erwiderte Thoma: „Das kommt auf den Jahrgang an!" H. W. L.

HUMOR

Grünspecht sitzt mit Klapprot im Gasthaus.

Grünspecht gibt groß an.

Schließlich meint Klapprot:

„Sie haben mir jetzt so viel erzählt, was Sie können, jetzt erzählen Sie einmal, was Sie nicht können. Vielleicht kann ich das."

„Schön", lächelt da Grünspecht, „ich kann meine Zeche nicht bezahlen."

*

„Und jetzt will ich schließen. Trösten Sie sich. Die Ihrige kann ich nun einmal nicht werden! Ganz die Ihrige Lotte Müller!"

*

„Sagen Sie, lieber Freund, die ganze Woche sitzen Sie in der Kneipe, warum eigentlich Sonntags nicht?"

„Der Sonntag gehört meiner Familie, da lese ich Zeitung."

*

Trotzdem Fräulein Minna nur vierzehn Tage bei Frau Dünkel in Stellung war, wünscht sie ihr viel Glück bei der Geburt ihres Jungen.

„Nanu, Fräulein Minna, woher wollen Sie es jetzt schon wissen, daß es ein Knabe sein wird?"

Darauf diese leutselig antwortet:

„Na, ein Mädel hält es bei Ihnen doch keine neun Monate aus!"

*

Ein Rekrut fragt seinen Kameraden:

„Wie war's denn heute auf dem Übungsplatz, bist du wieder aufgefallen?"

„Aber nein. Dem Feldwebel hat meine Übung so gut gefallen, daß ich sie ihm heute nachmittag ganz alleine noch einmal zwei Stunden lang vorführen soll."

*

Frau Horchemal, wußten Sie es eigentlich schon, daß alle Briefe, die in unsere Stadt kommen, geöffnet werden?"

„Was Sie nicht sagen, warum denn?"

„Weil man sie doch sonst nicht lesen könnte!"



„Sie vergreifen sich aber oft, gnädiges Fräulein!"
„Das liegt nicht an mir — der Flügel ist eben nicht trennscharf."

Zeichnung: Bauer.

Mummers haben einen Gast eingeladen. Dieser Herr hat eine feuerrote Nase. Vorsichtshalber wird der kleine Hugo darauf aufmerksam gemacht: „Daß du nicht etwa lachst!"

Beteuert Hugo: „Nee, nee, aber anfassen darf ich sie doch mal?"

*

Professor Butterbluhm, der Historiker, verlangt am Telephon:

„Bitte, Fräulein, 1619."

„Welche Nummer bitte?" fragt das Fräulein zurück.

„1619."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Aber Fräulein", wird da der Professor ungehalten, „1619; Schlacht am Weißen Berg."

*

„Vater . . ."

„Störe mich jetzt nicht; ich habe dir eben gesagt, daß du nur sprechen sollst, wenn du gefragt wirst!"

„Dann frage mich mal, ob die Mutter die Treppe heruntergefallen ist!"

*

„Ich kann nur jedem raten, sich einen Hund anzuschaffen!"

„Sie sind wohl Hundeliebhaber, was?"

„Nein, aber Teppichfabrikant!"

Humor der anderen

Ein früher Besucher: „Schläft Ihr Mann noch?"

Frau Bauer: „Nein. Was wünschen Sie denn?"

Besucher: „Ich möchte ein paar Worte mit ihm sprechen."

Frau Bauer: „Oh, ich möchte mehr als ein paar Worte mit ihm sprechen! Er ist noch gar nicht nach Hause gekommen." (Philadelphia Press)

*

„Wollen Sie bitte diese Rechnung begleichen. Ich komme im Auftrage der Firma Schwipp & Co., die mich als Kassierer ausstehender Beträge engagiert hat."

„Meinen herzlichen Glückwunsch zu dieser Lebensstellung. Ich werde Sie immer gern begrüßen." (Tit Bits)

*

Besucher: „Ein wunderliches Volk, diese Japaner! Denken Sie, die Zahnärzte dort greifen einem in den Mund und holen die Zähne mit den Fingern heraus."

Fritzchen: „Tante Franziska braucht dazu gar keinen Zahnarzt." (Tit Bits)

RITTER

CIGARETTEN





enthält ausschließlich Orienttabake

4 ₰

Milana Jank:

Der Schlüssel an der Wand

Es ging gegen Pfingsten. Es war die Zeit, da im Hochgebirge Rhododendron, Enzian und Edelweiß blühten Ein furchtbares Hochgewitter war niedergegangen, und die Wildwasser hatten die Stege zum Tal hin zerstört. Ein riesiger Block, den die niederstürzenden Wasser umspülen, gab den beiden Bergsteigern den Blick auf die noch umdunkelte Wand frei. Die Wand der tausend Meter! Plattengepanzert, voll Ritzchen und Rippchen, voll von herrlichen Verschneidungen und verwegenen Kaminen und vor allem mit einem Gürtel von Plattenfluchten umpanzert, wie gemacht für die Kühnsten unter den Kühnen. Diese kennen alle die Wand, ihre Welt und Umwelt ... Wo sie wirklich liegt, tut nichts zur Sache Sie liegt im Sehnsuchtsland ...

Die beiden standen und starrten im Frühlicht, das eben erst der Nacht entbrochen war: eine kleine, dunkle Frau, schon den „Bergsenioren" zugehörig, und ein „Junior", ein dunkler, mächtig aufgeschossener Bursche, der sich an dieser Wand die Matura zur Aufnahme in die extremste Sektion des Alpenvereins — Bayernland — erklettern wollte, er hatte sein alpines Meisterstück zu liefern

Noch in der Nacht waren die beiden über die Waldpfade und feuchten Almwiesen gestiegen, dann durch die Latschenregion und standen jetzt vor dem felsernen Thema und Geheimnis, während die große Firnschulter, die den Fuß der Felswand vom rollenden Kar trennt, aufzuleuchten begann. Vom Fels trennte sie noch die Schneemauer, die erst mit Eisschuhen überwunden sein wollte.

Wo sie aufhört, ein Sprung über die finster gähnende Randschlucht, dann türmt sich die Wand auf Noch hängen Nebel wie silberige Mäntelchen um sie herum. Sie erlebt ihren eigenen Morgen und Tag Aus dem grauen, kalten Gestein kommt er erst dunkelviolett, dann in hellem Purpur hervor, das sich ins zarteste Morgenrot auflöst. Wie wenn die Wand nun zu atmen anfinge, krachen Steinsalven herab Der dünne Glockenton aus dem Tal zerbricht an dem häßlichen Geschrei der Dohlen. Ein paar Schmetterlinge, die sich verflogen haben, sind von der Kälte der Nacht und der Wand flügellahm. Sie stoßen gegen die Wand, wie von Blindheit geschlagen, fallen in die Tiefe oder werden von einem günstigen Anhauch der Morgenluft noch einmal hochgetragen.

Schon hängen die beiden, nach Überwindung des ersten und auch letzten Schauders, vor der kalten Unerbittlichkeit der Wand, im Gestein. Der Fels treibt nur kleine reliefartige Mosaiks aus sich heraus Sie geben die paar Zentimeter Boden her, auf den die Fußsohlen tastend treten können. Die Hände indessen führen den Hammer, der in die Ritzen und Fugen die Haken eintreibt, die Haken für das Seil Die Wand wehrt sich. Sie verdickt das Geräusch der Hämmer bis ins Unheimliche und läßt Steine herabsausen. Die Reliefs, an denen die beiden Stunde um Stunde sich in die Höhe ziehen, nehmen die seltsamsten Formen an Oft sehen sie wie fein hingemeißelte Totenköpfe aus, wie Spiegelungen des Schicksals, mit der die Wand die beiden tatsächlich tastenden, tappenden, senkrecht kriechenden Zwerge bedroht.

Die Hälfte der Wand führte die kleine Frau Sie gab Route und Art des Kletterns an Im dritten Viertel ließ sie den Jungen vor. Sie hörte ihn Haken um Haken in die Wand einschlagen. Es dröhnte ihr wie Höllenlärm in den Ohren Jetzt kam die Querung, der große Quergang, die berühmte und berüchtigte Traverse, der Schlüssel der Wand Die Haken zwangen sich unter dem Hammer in den Fels, die Karabiner schnappten in die Haken und durch die Karabiner lief das Traversinseil, während das Sicherungsseil in direkter Verbindung mit der Frau blieb. Das Geländerseil war dem Burschen die Verlängerung seines Arms Meter um Meter rang er der umkletterbaren Plattenflucht Raum mit dem Seilzug ab er baute das Geländerseil und sicherte dadurch selbst am besten. Dann stand er oben über der Wand, über dem Tod. Ein lustiger Jodler stieg zum Himmel empor, sein Gebet.

Jetzt kam der gleiche Weg für die Frau Das Abbauen der Traverse, das Einsammeln der Haken und Karabiner Ein Meter nach dem andern wurde mit Schweben, Stemmen, Pendeln, Hämmern genommen. Ihre Taschen füllten sich mit den eisernen Dingen, die die Wand ebenso ungern wieder losließ, wie sie sie hatte eintreiben lassen In der Mitte der Traverse waren zur Sicherung, zur besseren Sicherung Geländer- und Sicherungsseil durch den Karabiner gezogen, um bei einem Sturz die Wucht zu halten Aber die Seile liefen nicht parallel, sie waren ineinander verschlungen. „Hier hat der Junior einen Fehler gemacht, Gesell bleibt eben Gesell", rief sie zum Freund. Sie sah in sein kreidebleiches Gesicht am Ende des Querganges. Sie lächelte. Sie sah die Filigranarbeit der Erosion: einen Totenkopf, Putten Teufelsfratzen, an der Schlüsselstelle der Wand. Im rohen Kräftespiel der Muskeln hantierte sie herum, versuchte die verhängten Seile zu lösen. Umsonst. Sie lächelte wieder „Wozu ist man Meisterin?" dachte sie noch. Und noch einmal versuchte sie die Himmelsseile zu lösen. Jeder Versuch war umsonst. Sie mußte sich von beiden Seilen abseilen, um die Verwicklung zu lösen

In der freien Wand hängend, unter den Füßen die flimmernde Tiefe, dort oben riskierte sie den letzten Versuch: Mit der rechten Hand versuchte sie den Seilknoten am Leib zu lösen mit der linken Hand hielt sie sich am Karabiner fest. Ihre Augen streiften in der Tiefe die Felsgiganten im steinernen Kar, die stummen Zeugen alpiner Taten. Nur langsam ging die Arbeit vonstatten. Da fühlte sie plötzlich, wie die Kraft aus ihrem Arm herauswich gleich dem Blut aus einer geöffneten Ader. Die Finger, die den Karabiner umspannt hielten, begannen sich leise zu lösen, zu öffnen. Meisterin? Was nützt es beim Fall in die unendliche Tiefe? Dieses Fallen hat noch keiner und keine gelernt, noch keiner und keine überlebt! Noch einmal schoß ihr das Wort „Meisterin" durch den Kopf, dann schnappte sie mit den Zähnen, wie Hunde nach Fliegen schnappen, mit dem größten Lebenswillen nach dem Sicherungsseil. Im Hanfseil biß sie sich im Wahnsinn fest. Sie war dem Ersticken nahe, aber sie hing ... Sekunden, Sekunden, bis die Kraft langsam im Arm wieder kam. Dann machte die rechte Hand mit der letzten Kraft den Knoten um den Leib Und die Frau bezwang den Schlüssel der Wand. Besiegt gab ihr der Berg sein Herz. Sie überwand den Plattengürtel und kam zum kleinen, zum winzigen Felsbalkon. Dort standen sie Leib an Leib. Sie sah dem kreidebleichen Junior in die Augen, dessen Knie weich waren ... vom schlechten Gewissen.

Auf dem Schwebeweg sah sie plötzlich Blumen-Erosionen in der Wand, Filigranarbeit, wie eine Huldigung des endlich besiegten Felsungetüms. Die Wand lebte, blühte und sprach. Die Frau stand neben dem Jungen, sie gaben sich die Hände, sie lachten sich an Sie sahen hinab zum steinernen Ozean.

„Es fällt kein Meister vom Himmel", sprach die Frau.

„Und eine Meisterin fällt nicht in die Tiefe", antwortete der Junge.

Dann gingen sie wortlos weiter den Weg durch die ungeheure tausend Meter hohe Wand.

Kitty und die Künstler

Kitty war sehr für die Kunst Kitty hatte drei Freunde Nette, schlanke Freunde.

Der eine malte. Landschaften und Tiere. In rot und grün. Im Winter in weiß. Er brachte Kitty Blumen

Der nächste schrieb Geschichten und Romane. Mit Herzblut und mit Schreibmaschine Er brachte ihr Gedichte

Der dritte machte Musik. Er sang, als ob ein Engel sänge Dann spielte er auch noch Klavier. Kitty brachte er Lieder

Keiner hatte Geld, alle wollten heiraten Alle wollten Kitty heiraten

„Deine Figur begeistert mich zu unerhörter Tat", sagte der Maler „Die Sterne am Himmel pflücke ich zu einem Bukett für ein Lächeln von dir", dichtete der Dichter

Und der Musiker spielte alles in Moll, wenn sie kam

Kitty war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt

„Heirate", mahnte die Mutter, „heirate! Willst du alte Jungfer werden?"

„Das ist unmöglich", sagte Kitty, „du hast recht. doch wen?"

*

„Es geht nicht mehr so weiter" knurrten der Dichter, der Maler, der Musiker „Wir haben nichts, sie hat nichts Trennen wir uns auf ein Jahr von ihr, dann mag sie wählen Arbeiten wir. Verdienen wir Geld Doch sie soll schwören, daß sie inzwischen der Kunst treu bleiben wird."

Sie schwor es, und sie trennten sich Auf ein Jahr.

*

Als sie wiederkamen, nach Jahresfrist, besaßen sie Geld Alle drei. Der Dichter hatte Geld, der Musiker hatte Geld, und der Maler hatte sogar noch mehr Geld

„Wo ist sie", fragten sie die Mutter mit erregten Köpfen, „wir müssen sie sprechen."

„Zweimal um die Ecke, über den Kohlenplatz und dann links", sagte die alte Dame und schloß die Tür.

Sie trafen sie schon unterwegs

„Nun", riefen sie und schwenkten ihre Hüte, „Kitty, was macht die Kunst? Bliebst du ihr treu?"

„Das war doch selbstverständlich", sagte sie, „deshalb doch habe ich geheiratet Einen Kollegen von euch", fügte sie tröstend hinzu, als sie drei lange Gesichter sah

„Ein Trost noch, daß es ein Kollege ist", flüsterte der Dichter wehmütig

„Ein Schauspieler?" fragte der Maler traurig

„Ein Komponist von Opern?" ächzte der Musiker.

„Kunstschütze ist er", sagte Kitty stolz

E. C. Christophé.



„Saubere Betten" 15 bis 20 Cents.
Zimmer 40 bis 50 Cents.
Man kann also in diesem „Hotel" sozusagen in jeder Preislage schlafen.

Los Angeles...

Die Front eines Burlesken-Theaters,

in welchem zu 99% Frauen auftreten, die einen gleichprozentigen „neckischen Entkleidungsakt" vornehmen, um mit dem letzten Prozent ihrer Fähnchen dann hinter den Kulissen zu verschwinden. Dafür lassen sich die Zuschauer gern einen höheren Eintrittspreis aus der Tasche locken.

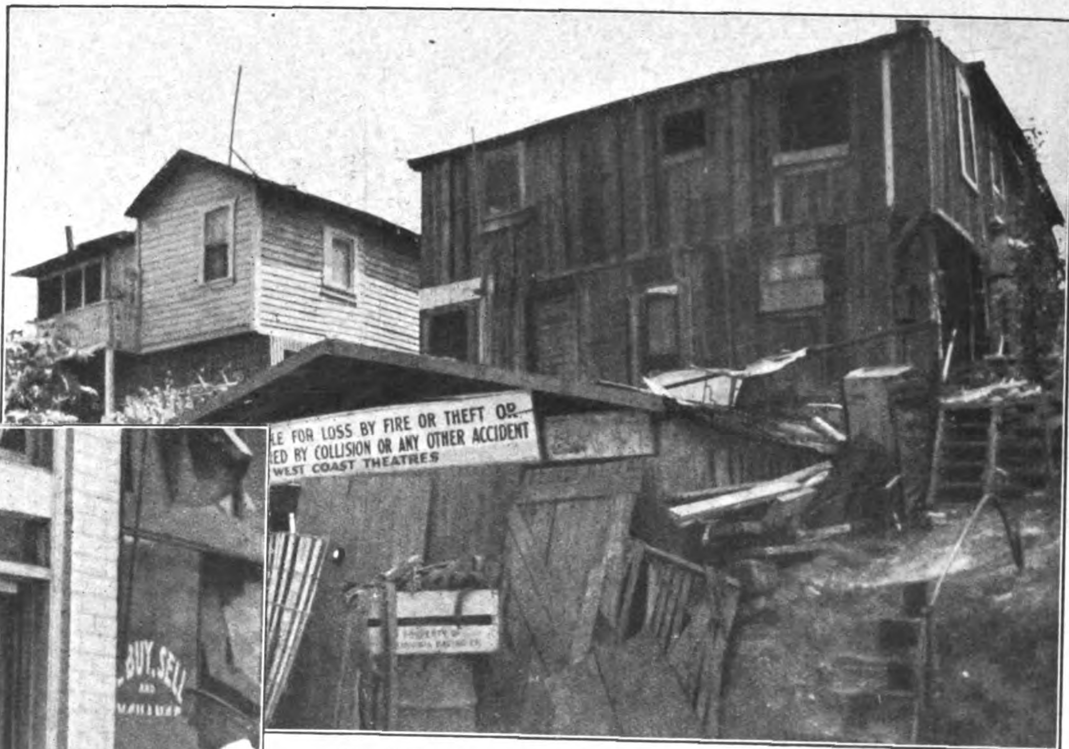
Wie London sein Whitechapel, so hat Los Angeles seine „East-Side". Hier sind die Brutstätten des Lasters, läuft die soziale Ordnung im Leerlauf. Aber in gewissem Sinne wird auf die „Wohlhabenheitsgrade", die auf ein Zehncentsstück abgewogen werden können, Rücksicht genommen. So kann man beispielsweise in den während der Nacht geöffneten Kinos bis 4 Uhr früh für 10 Cents schlafen, sofern man keine 20 Cents für ein „sauberes" Bett ausgeben mag. Der Rest des Schlafes kann tagsüber in der Sonne auf Bänken nachgeholt werden, und man kann dazu die Litanei der schwarzen Wanderprediger noch umsonst anhören. Wie es im Londoner Westend fast 60% Menschen gibt, die die Elendsquartiere der englischen Hauptstadt nie gesehen haben, so gibt es einen noch höheren Prozentsatz Menschen in den Luxusvierteln von Los Angeles, die niemals die East-Side ihrer Stadt betreten, es sei denn aus Sensationslust. Wie alles in Amerika, so sind auch die Gegensätze grotesk.



Rechts: Ein Typ aus Los Angeles (Ost-Seite), in dessen Gesicht sich unverkennbar die Rassenmischung ausprägt.

Eine alltägliche Straßenszene aus Los Angeles.
Ein schwarzer Religionsprediger ermahnt die Müßiggänger, an ihr Seelenheil zu denken; diese wollen aber weiter nichts als ihre Ruhe haben.

... „East Side"

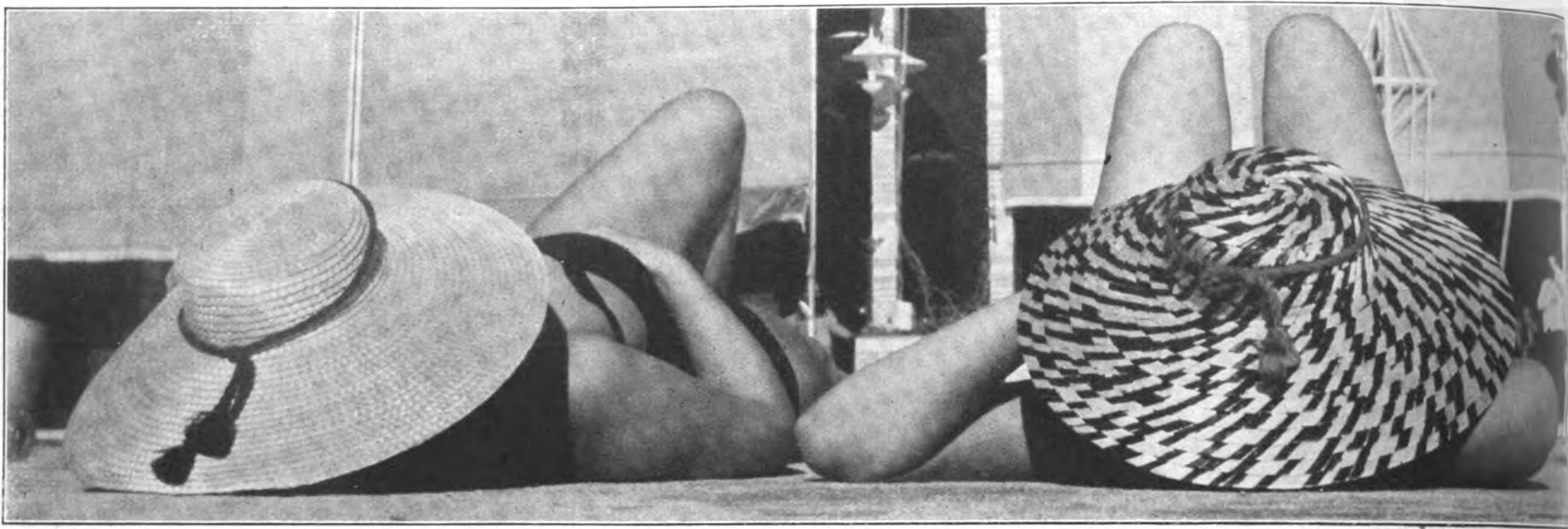


In diesen „Luxusbauten", die unter ständiger Einsturzgefahr stehen, wohnen tatsächlich Menschen. Einen Steinwurf von diesen Hütten des Elends entfernt, ragen die Palastbauten des Weltfilmkapitals. Zu diesen Gegensätzen kann man treffend sagen, daß in Los Angeles die eine Hälfte der Menschen nicht weiß, wie die andere lebt.



Links: Hier bekommt man für 10 Cents einen Kaffee und für denselben Preis kann man frühstücken; Ham and Eggs kosten 5 Cents mehr.

Aufnahmen: Associated-Preß



STRAND-GROTESKEN



Photographische — und andere Scherze

Aufnahmen: Relang (4) und Weltbild (1).







Das typisch französische Essen, ein wichtiger Punkt des Rentnerdaseins: Das lange Weißbrot, Fleisch, Salat und der unvermeidliche „Pinard“ (Rotwein).

Ein Millionentyp:
DER FRANZÖSISCHE KLEINRENTNER

Der Rentner bildet einen beträchtlichen Teil des französischen Volkes. Frankreich gehört bekanntlich zu den reichsten Völkern der Welt, doch beruht dieser Reichtum weniger auf Anhäufung von Großkapital, als vielmehr auf gesichertem Besitztum von Millionen des Mittelstandes; unter diesen ist der kleine Rentner am stärksten vertreten. Die Möglichkeit des Sparens beruht auf der Anspruchslosigkeit des Franzosen, der keinen großen Wert auf gute Kleidung, auf Lebens- oder Wohnungskomfort legt; ebensowenig liebt er Neuerungen. Zeitung, Tabak, Apéritif, und dazu ist man ein wenig Patriot.



Das „Boule-Spiel“, eine wichtige Beschäftigung des Rentners, der er sich mit großer Leidenschaft hingibt.

Aufnahmen: Relang (Wehr).



Rechts: Nach dem Mittagessen: Treffpunkt im Café. „Eh bien, mon vieux, comme ça on peut tenir, pas vrai?“

Amerikana

Aufnahmen: Weltbild.

Oben: Der „schwarze Messias“ war während der blutigen Ausschreitungen aus seinem Neuyorker „Himmelreich“ geflüchtet, konnte aber kurz darauf verhaftet und festgesetzt werden. Dieser „Messias“ (seine Anhänger nennen ihn „Göttlichen Vater“) hat es verstanden, sich durch seine pseudo-religiösen Predigten zahlreichen Anhang zu verschaffen. Seine fanatischen Anhänger, darunter viele Weiße, opferten diesem Apostel große Geldsummen und sichern ihm dadurch ein luxuriöses Leben, das durch seinen Aufenthalt hinter den „schwedischen Gardinen“ eine kurze Unterbrechung erlitt. Das obere Bild zeigt die „Gläubigen“ bei einer Kundgebung vor dem Polizeipräsidium. Auf der zweiten Aufnahme ist der „Messias“ wieder in seinem „Himmelreich“ Harlem; rechts ein schwarzer Detektiv, der ihm zum Schutze beigegeben wurde.

Rechts: Die Studentenschaft der USA. veranstaltete die 4. Anti-Kriegskundgebung, zu der man eine Million Studenten und Studentinnen erwartete. Hier singen sie mit verzückten Augen eine Friedenshymne, während gleichzeitig nach dem Muster der Oxfordstudenten die Kriegsdienstverweigerung beschlossen wurde. Hetzen Laguardia, Untermeyer und Dickstein auf ihre massivere Art, so werden durch diese „Friedenskundgebungen“ die gleichen Grundsätze auf andere Art zur Entfaltung gebracht

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutsch[illegible] durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beob[illegible] 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest [illegible] Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, [illegible] der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, W[illegible] Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich [illegible] München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerb[illegible] M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn [illegible] porto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit ein[illegible] werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3. Copyright 1937 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Printed in Ge[illegible]
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 20 / DONNERSTAG, 20. MAI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Tripolis 1937.

Balbo senkt die Fahne: 9 deutsche Rennwagen starten gegen schwerste internationale Konkurrenz — und 8 deutsche Wagen gehen später unter ungeheurem Jubel als 8 Sieger durchs Ziel.

Aufnahme für den „IB.“ von Herbert Römer.

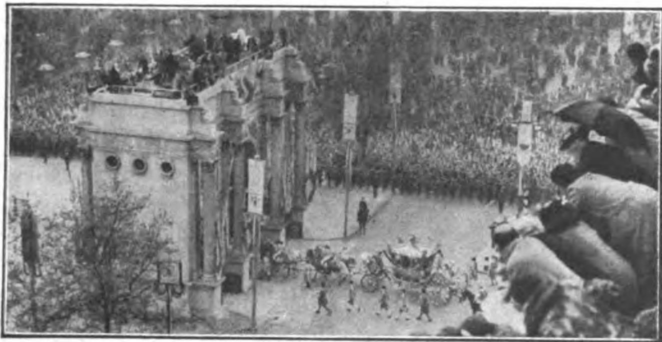






Die Neunmillionenstadt London beherbergte während der Festtage zwei Millionen Gäste. Hunderttausende von Menschen verbrachten die letzte Nacht vor dem Krönungstage im Freien.

London im Festrausch



Blick von den Dächern auf den Prunkwagen im Augenblick der Fahrt durch den Marmor-Bogen.



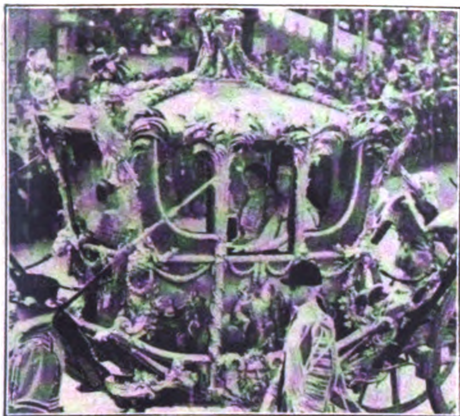
Ein Peer von England huldigt in der Abtei dem König unmittelbar nach der Krönungszeremonie.



Der große Augenblick für die Landesmutter: Der Erzbischof von Canterbury setzt der Königin die Krone aufs Haupt.



Der König und die Königin (im Krönungsornat) zeigen sich mit ihren Kindern und anderen Mitgliedern der Königsfamilie auf dem Balkon ihres Schlosses der begeisterten Volksmenge. In der Mitte die Königin-Mutter Mary.



Der goldene Krönungs-Prunkwagen in den Straßen Londons.

Aufnahmen: Weltbild.



Der König mit Krone, Reichsapfel und Zepter durchschreitet nach der Krönung die Westminster Abtei, von wo aus der eigentliche Umzug durch die Straßen Londons seinen Anfang nahm.



Links:
Die deutsche Abordnung begibt sich zu den Feierlichkeiten.
Von rechts nach links: General Stumpff, der Chef des Luftpersonalamts, Generalfeldmarschall von Blomberg und Admiral Schultze. Ganz links: Botschaftsrat Sir G. Ogilvie-Forbes von der englischen Botschaft in Berlin.

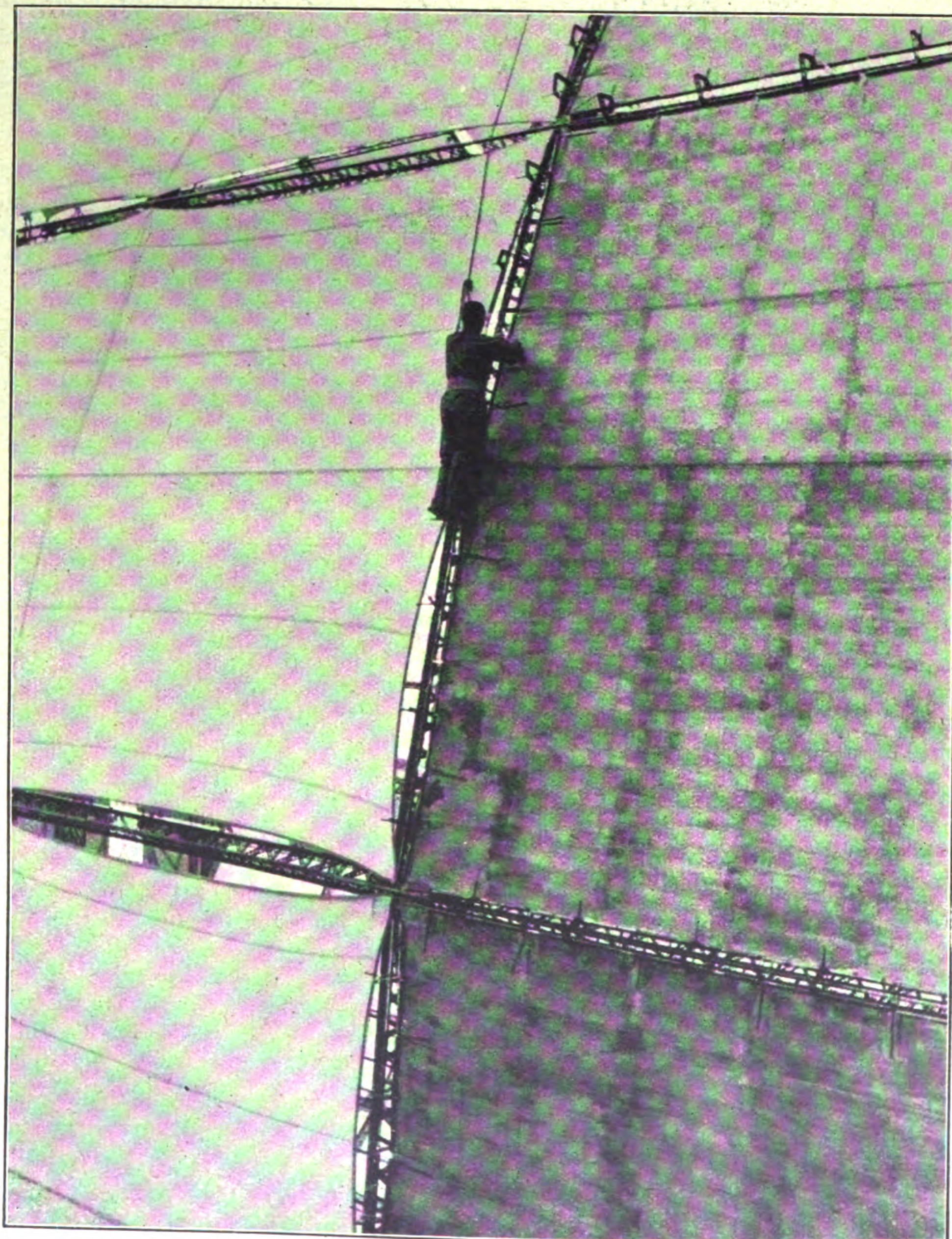


Rechts:
Botschafter von Ribbentrop und Frau begeben sich zu den Krönungsfeierlichkeiten.

Es wird weitergearbeitet!



Arbeiter auf dem Wege zur Zeppelinwerft in Friedrichshafen. Mit verstärkter Kraft geht der deutsche Zeppelinbau weiter.



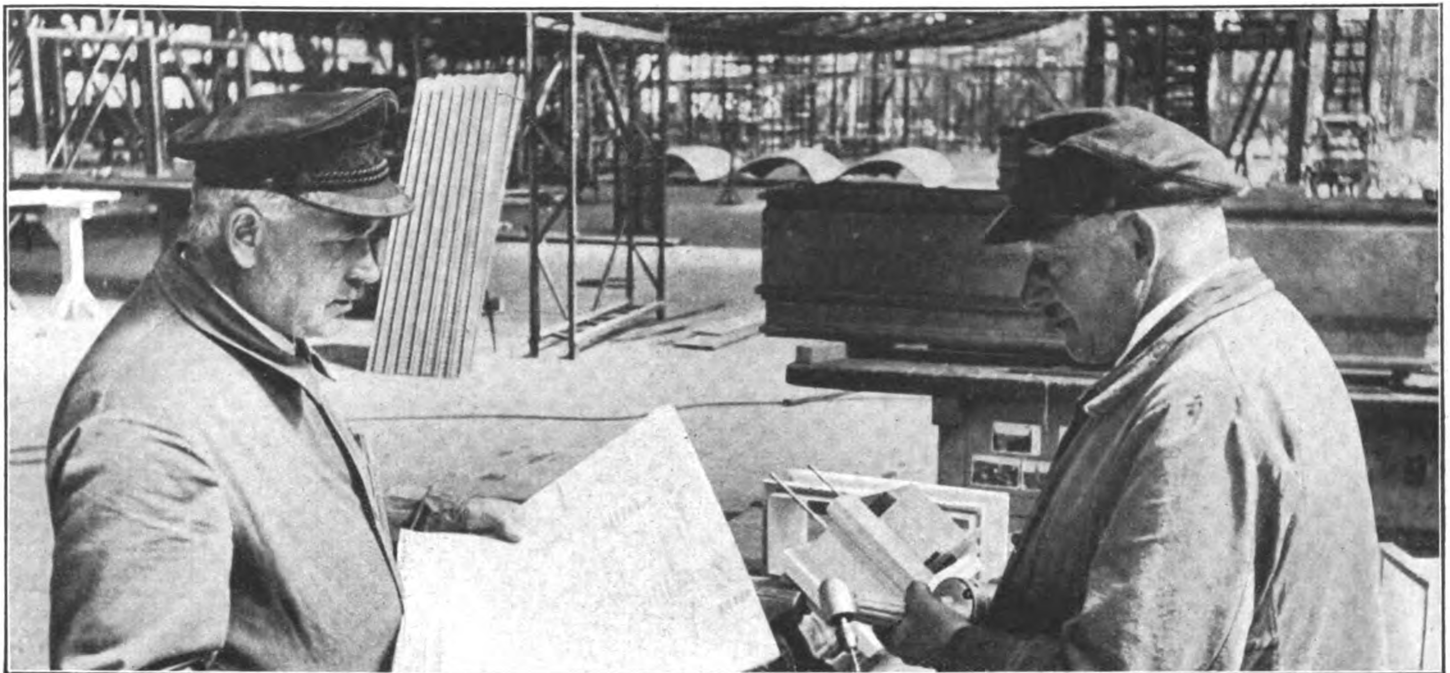
Links: Die Aufnahme zeigt das Zusammenziehen der Seidenhülle des neuen Zeppelinriesen.



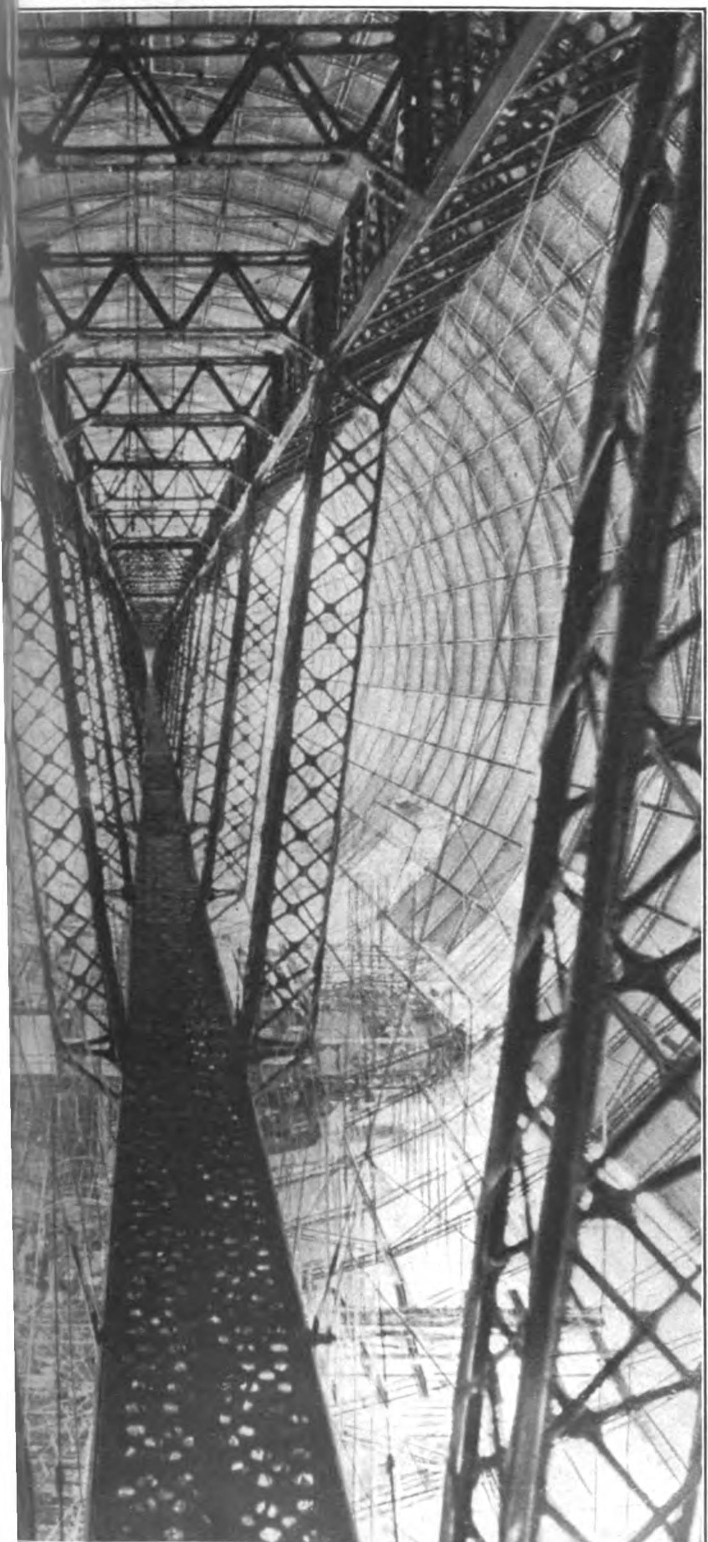
Mahnmal in einer Halle des Luftschiffbau Zeppelin.

Sämtliche Aufnahmen: Presse-Photo

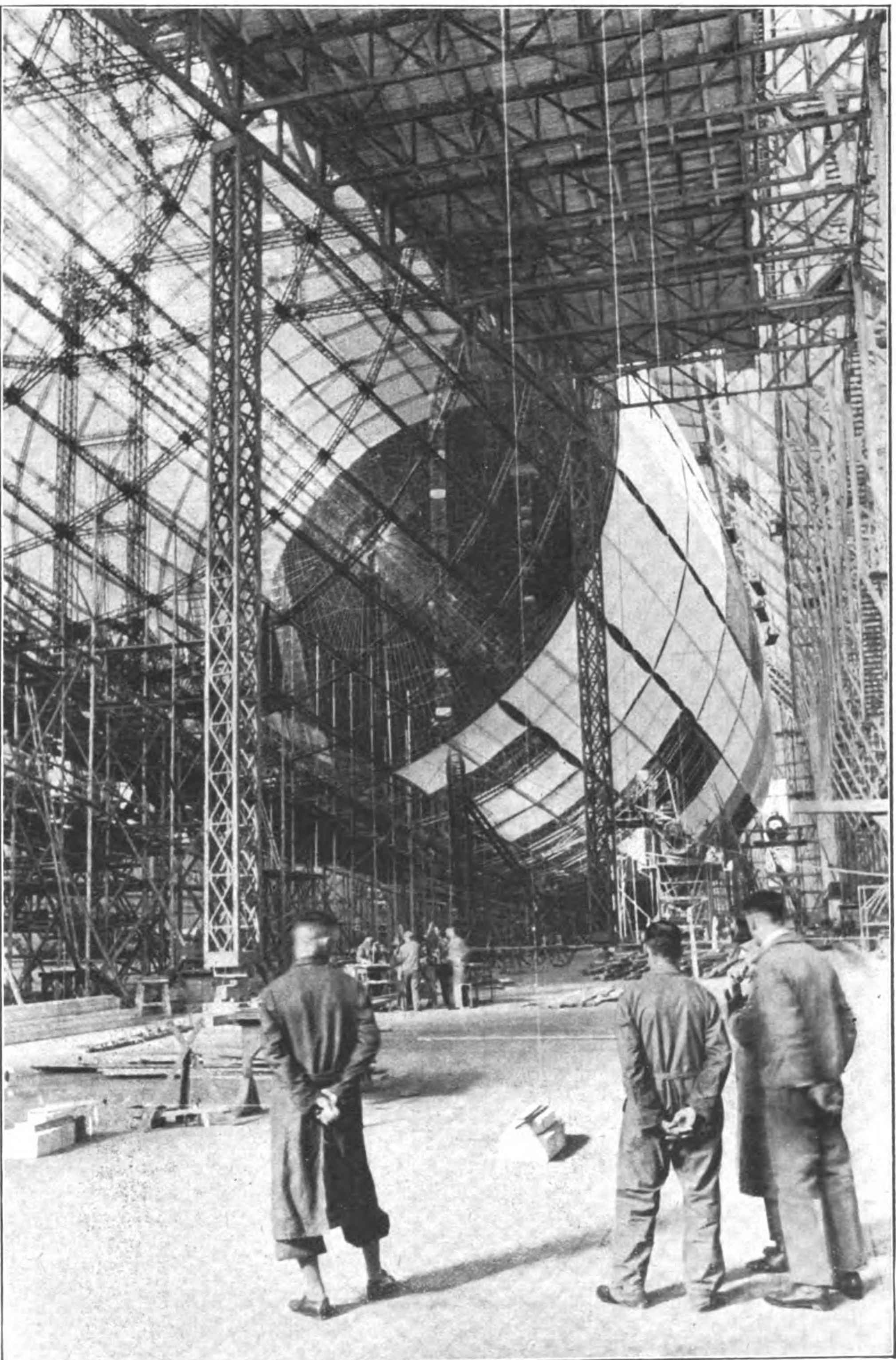
Ein schwerer Schicksalsschlag hat in diesen Tagen den deutschen Luftschiffverkehr getroffen; LZ „Hindenburg", der Inbegriff deutscher Leistung und Pionierarbeit auf dem Gebiete der Luftfahrt, ist einer Explosionskatastrophe zum Opfer gefallen. Mit unverminderter Kraft jedoch wird an dem Ausbau des Zeppelinbestandes weitergearbeitet; schon in diesem Herbst wird ein neuer Luftriese, der dem verunglückten Luftschiff gleicht, fertiggestellt sein.



Teilausschnitt einer Fabrikationshalle der Werft. Jede Arbeit wird nach festgelegten Plänen durchgeführt.



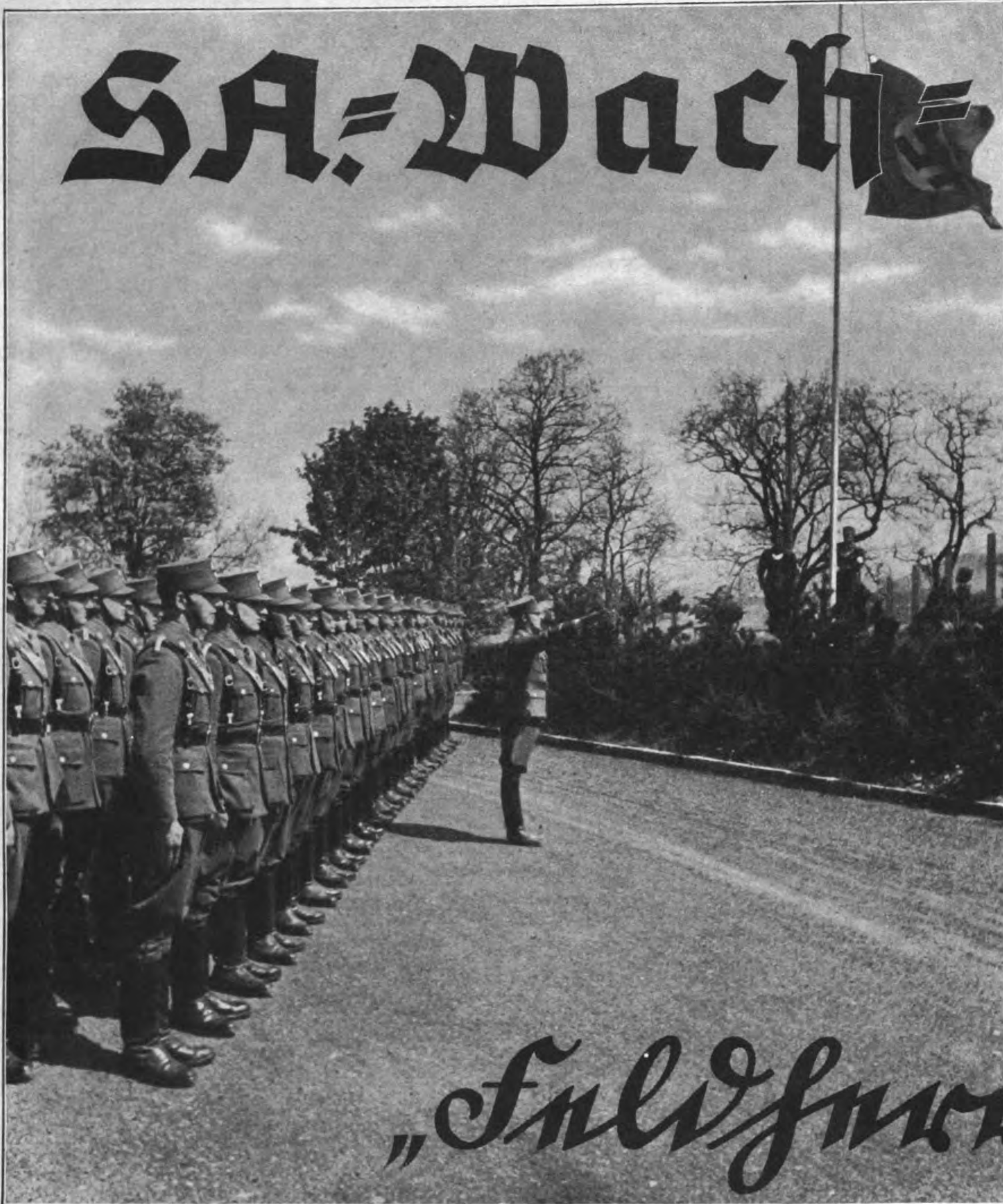
Der innere Laufgang, der über den Hauptträger des LZ 130 führt.



Das halbfertige Luftschiff LZ 130 in der Halle. Das Bild vermittelt einen anschaulichen Begriff von den riesigen Ausmaßen des neuen in Bau befindlichen Zeppelin.

SA.-Wach-Stan[dart]

„Feldherrnhalle"



Oben:

Flaggenparade.

Feierlicher Akt der Flaggenparade vor dem Dienstgebäude der SA.-Kaserne des Sturmbannes 6 der SA.-Wachstandarte „Feldherrnhalle" in Stuttgart.

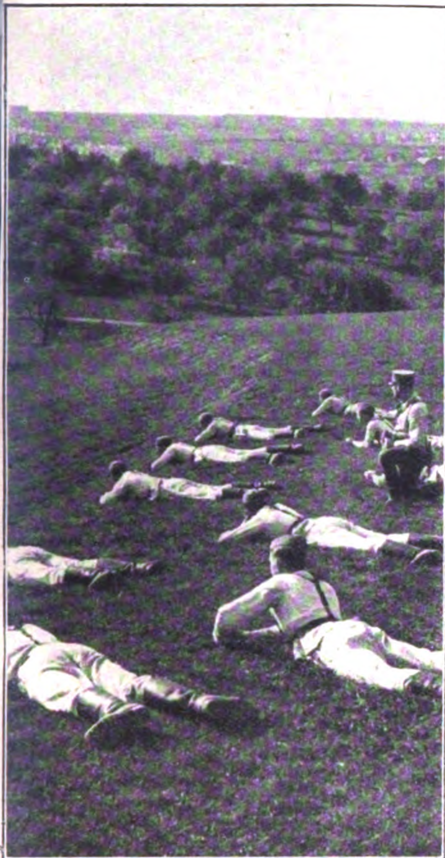


Das Gesicht des SA.-Mannes der Kerntruppe Standarte „Feldherrnhalle", zu deren Chef der Führer den SA.-Obergruppenführer Ministerpräsident Göring ernannt hat. Entschlossenheit, Mannestreue und eiserner Wille verkörpern auch in dieser Truppe die verpflichtende Tradition der SA.



Weltanschauliche Vorträge werden im Freien gehalten. Rassenpolitik und Geschichte stehen an erster Stelle.

...darte

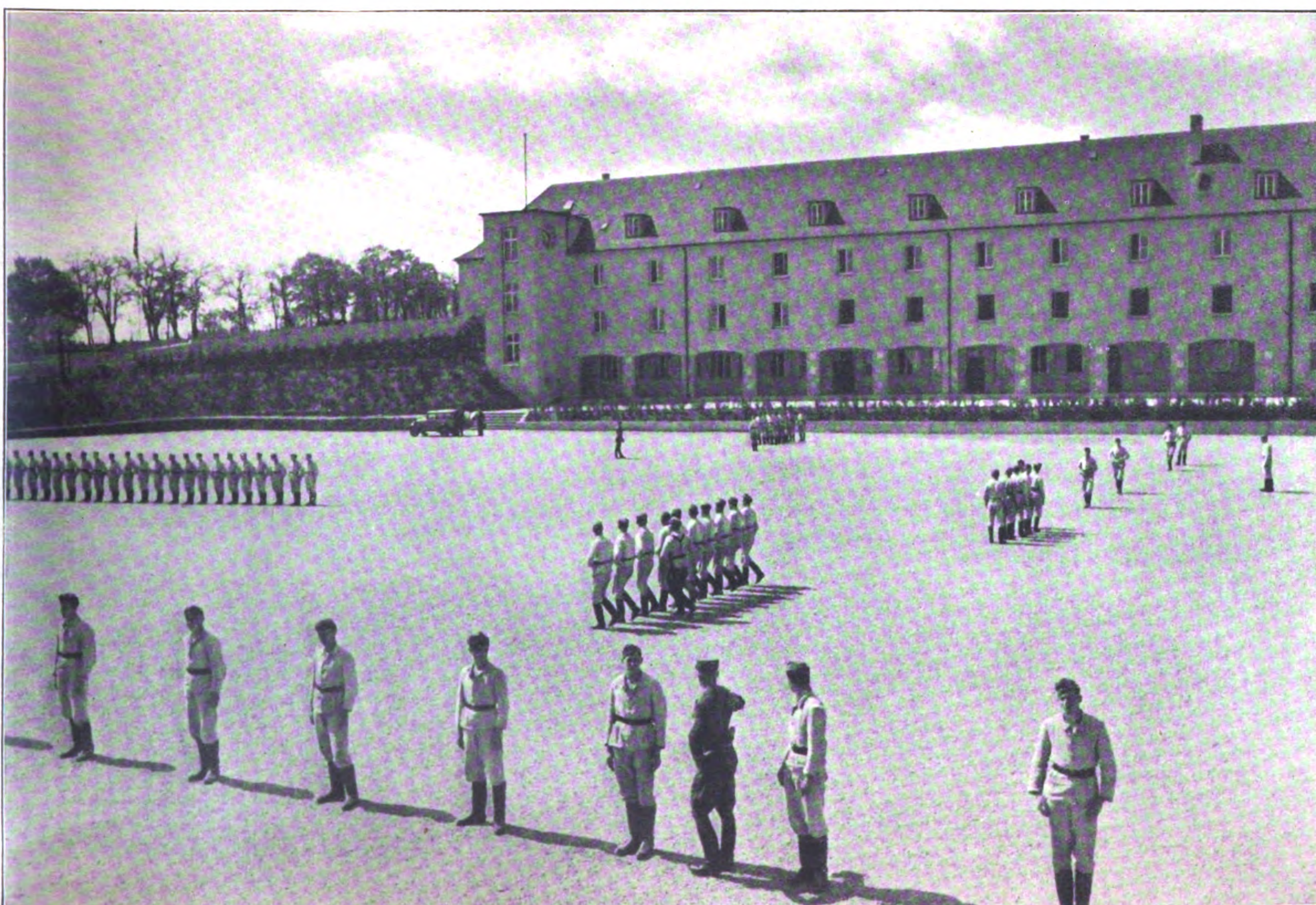


Mannigfaltig sind die Geländeübungen; hier wird Entfernungsschätzen im Gelände geübt.

Der SA.-Mann wird nicht nur zu einem vorbildlichen Nationalsozialisten erzogen, sondern er wird auch wehrsportlich geschult.

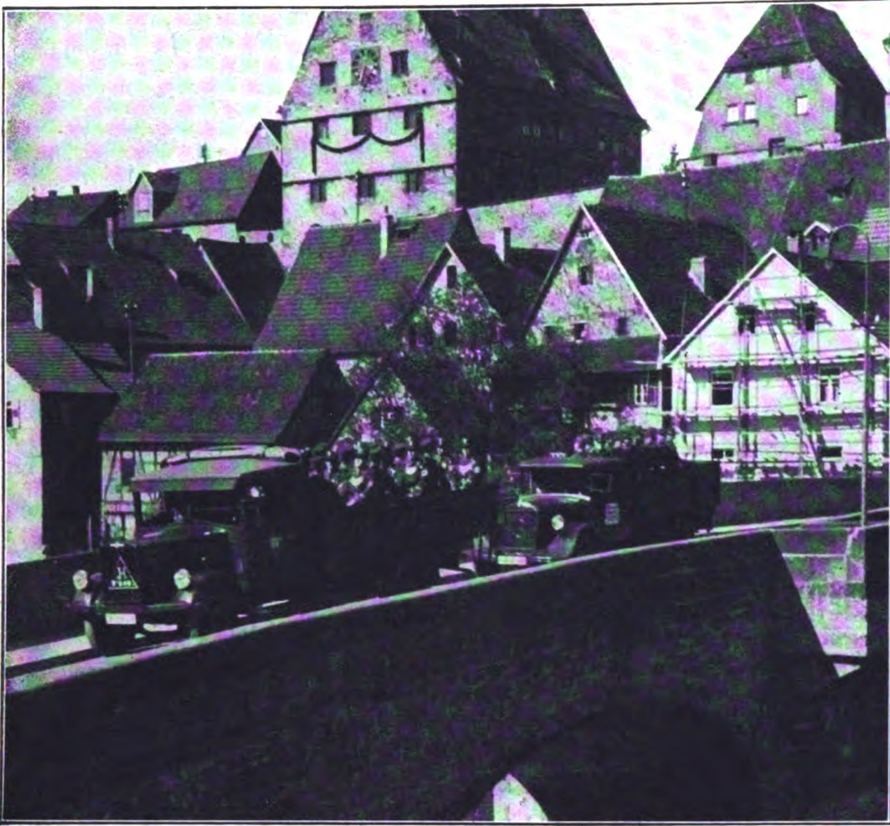


Oben: Ein Gleichtakt von Herz und Schritt. Vorbeimarsch einer Abteilung der Standarte „Feldherrnhalle".



Sämtl. Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer.

Links: Auf den Höhen, die Stuttgart säumen, ist in idyllischer Lage die neuzeitliche Kaserne der Wachstandarte „Feldherrnhalle" errichtet. Das Bild zeigt Exerzierübungen auf dem weiten Hof der Kaserne.



SA., die immer einsatzbereite Helferin.
Überall, wo Volksgenossen in Not sind, ist die SA. zur Stelle. Die Aufnahme zeigt Mannschaften der SA. auf Lastkraftwagen während der Fahrt.

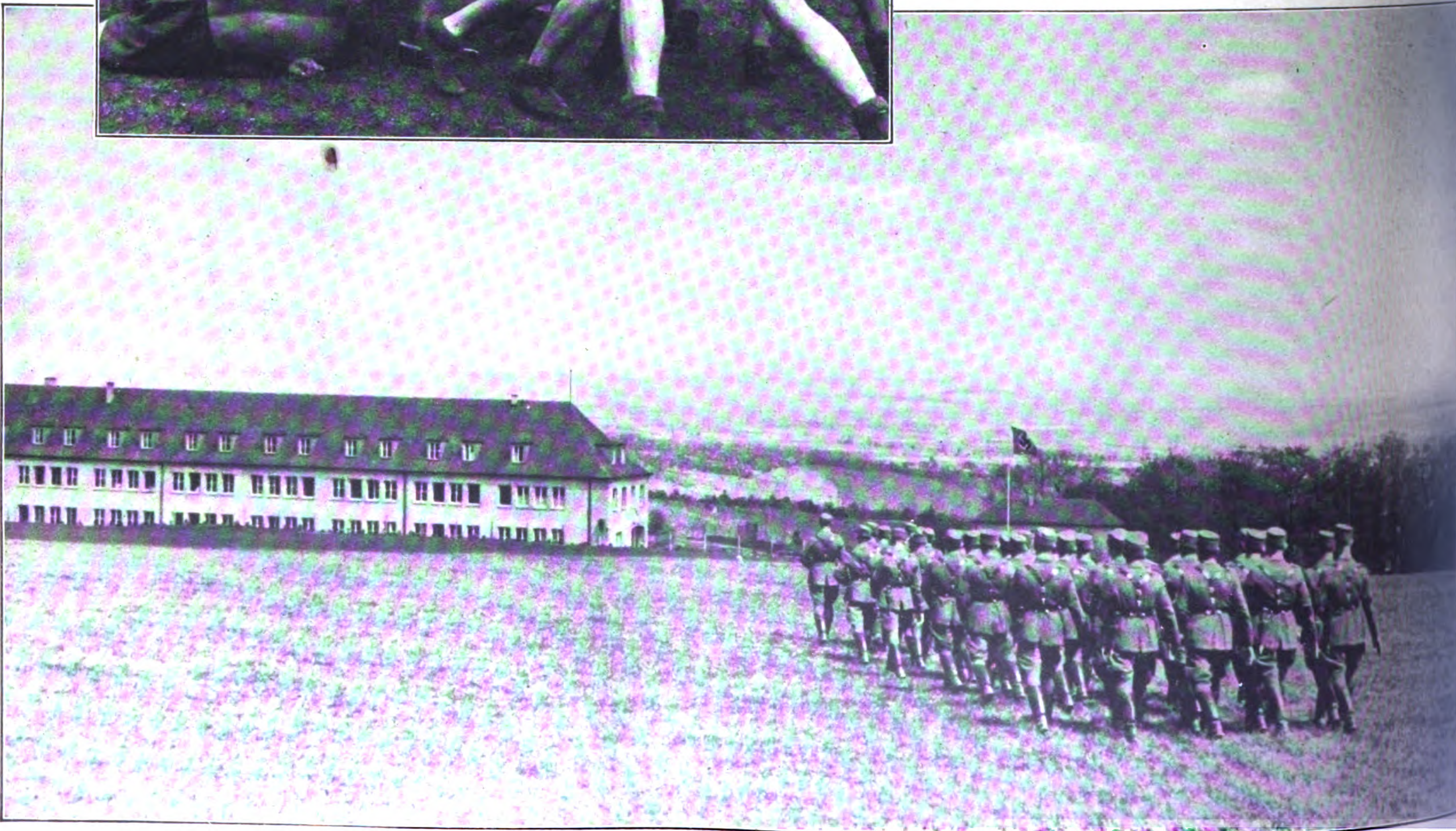


Oben: Rast während des Dienstes auf dem Kasernenhof.



Links: „Saalschlacht" heißt dieser lustige Sport. Wer als letzter in dem Viereck bleibt, ist Sieger

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer



Ein Sturm rückt in die Kaserne ein
Nebel haben sich schon auf die Landschaft gelegt. Ein Tag freiwilligen Schaffens im Dienst am Volk liegt hinter den SA.-Männern; bald wird der Ruf erschallen: „Essenholer — 'raus!"

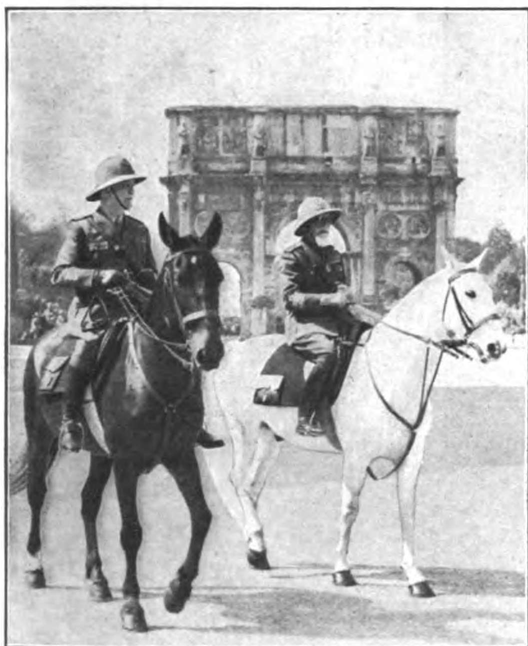


Der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach nimmt die persönlichen Glückwünsche zu seinem 30. Geburtstage entgegen.

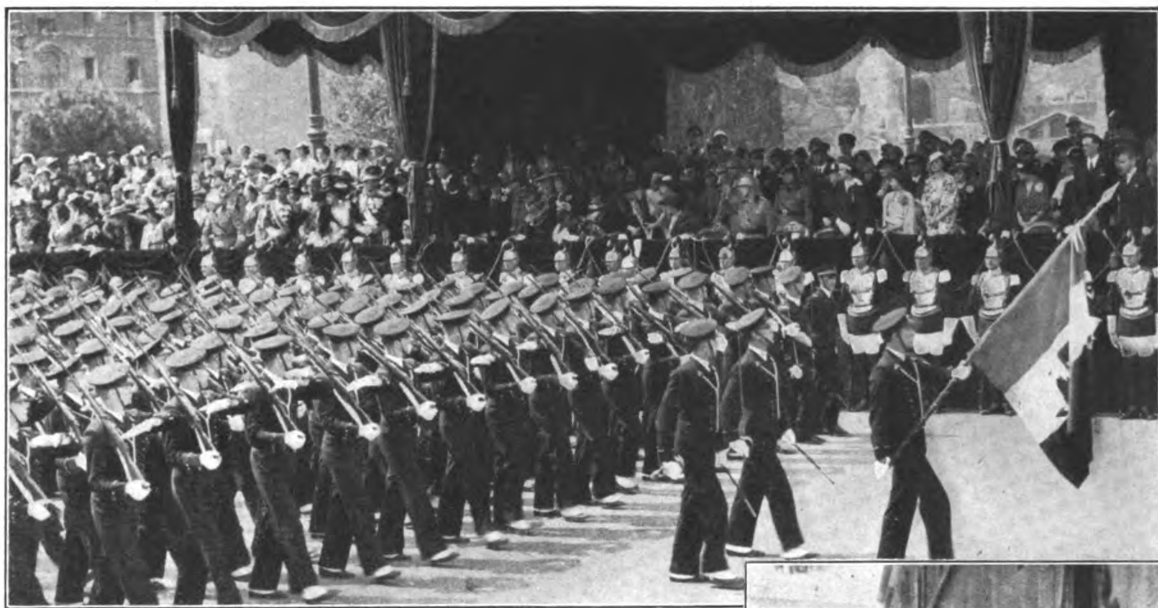


Der Reichsjugendführer am Tage seines Geburtstages mit Frau und Kindern im Garten seines Heims.

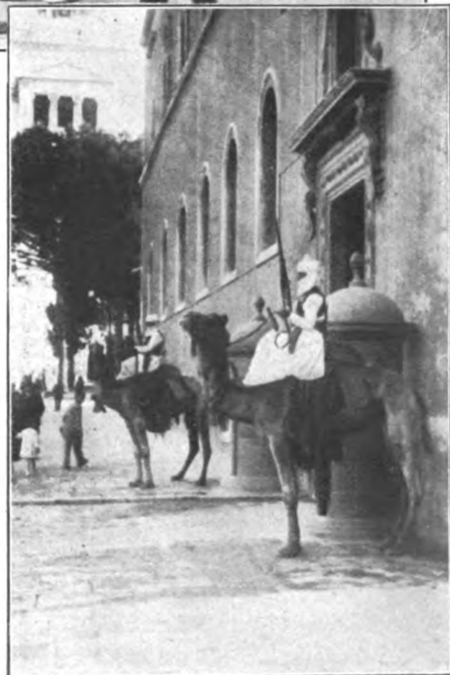
ROM IM ZEICHEN DER JAHRESFEIER DES RÖMISCHEN IMPERIUMS



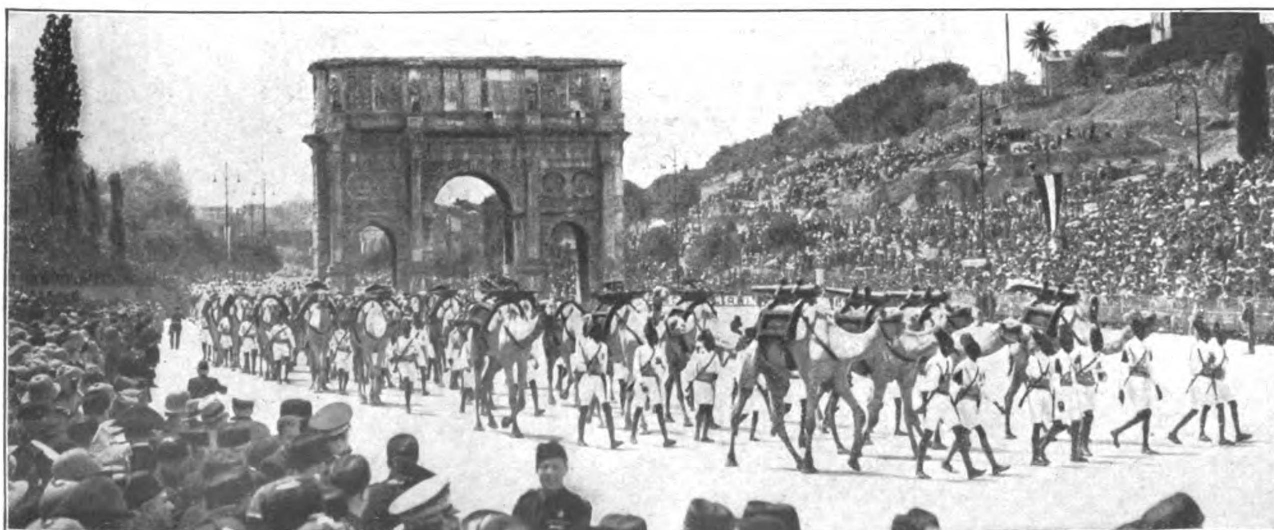
Die Marschälle Badoglio (links) und de Bono auf dem Wege zur Feier des ersten Jahrestages der Ausrufung des römischen Imperiums.



Italienische Marine defiliert vor der kaiserlichen Tribüne in Anwesenheit des italienischen Regierungschefs Mussolini.

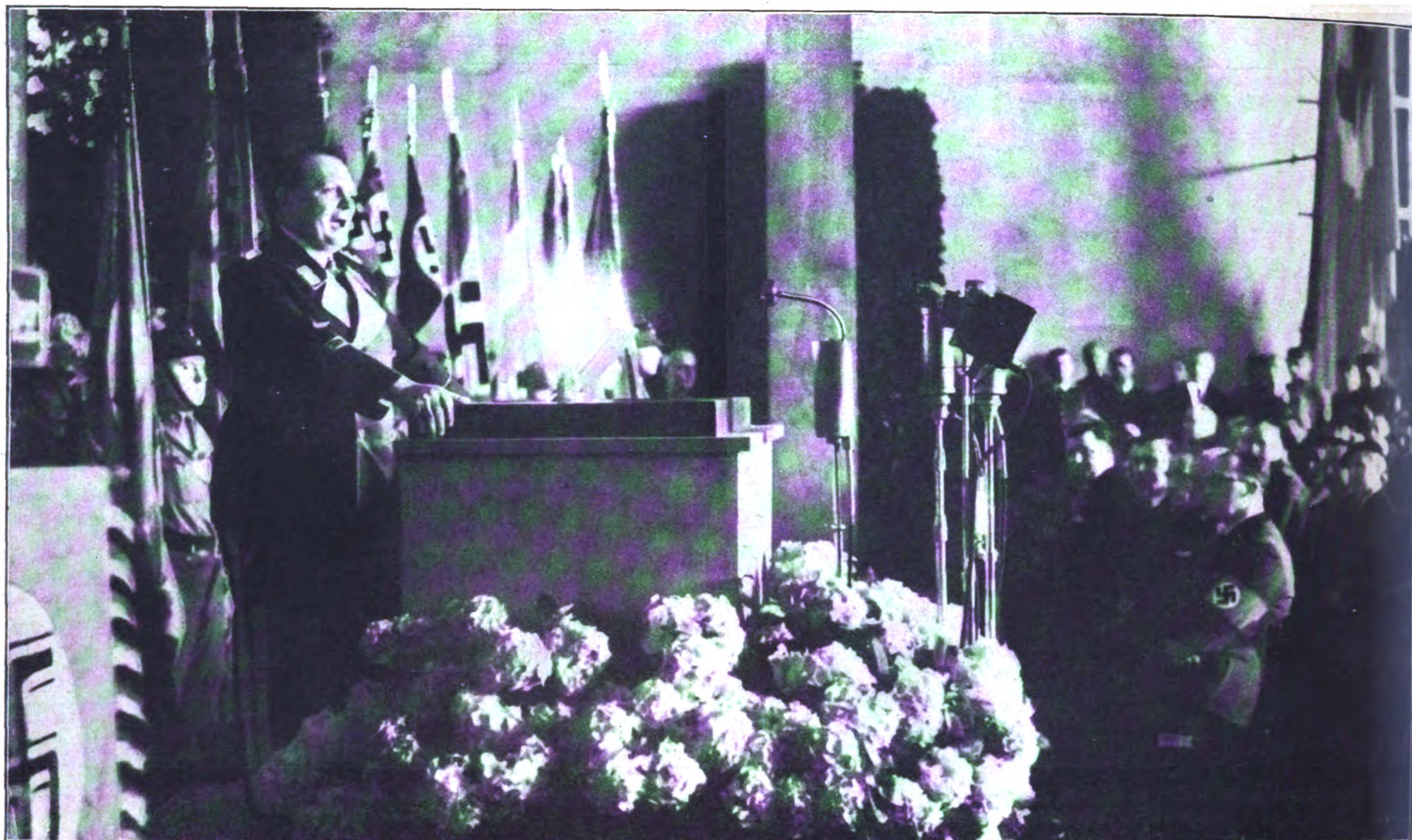


Vor dem Palazzo Venezia sind Kamelreiter auf Posten gezogen, ein ungewohntes Straßenbild.



Ein malerisches Bild der paradierenden Kamelreitertruppe.

Aufnahmen: Weltbild (5), Heinrich Hoffmann jr. (3).



Ministerpräsident Generaloberst Göring eröffnet in Düsseldorf die Ausstellung „Schaffendes Volk"
Die Ausstellung, der sich das Interesse der ganzen Welt zuwendet, gibt in einer alles umfassenden Schau Kenntnis davon, wie ein von starkem Lebenswillen beseeltes Volk durch fleißiges Schaffen seine Zukunft meistern wird.

Links: Stabschef Lutze macht während seiner Reise durch Oberschlesien den ersten Spatenstich zur Errichtung einer SA.-Siedlung, der ersten Oberschlesiens.

DIE DEUTSCHE ARBEITSFRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

VI. Das Propagandaamt

Unser Besuch bei dem Leiter des Propagandaamtes der Deutschen Arbeitsfront, Parteigenosse Geiger, begann gleich mit einer Belehrung über den Unterschied zwischen Reklame und Propaganda. Parteigenosse Geiger brachte zum Ausdruck, daß die beste Propaganda immer die Leistung sei. Mit diesem Kernsatz hatten wir auch schon das Fundament gefunden, auf dem sich die gesamte Arbeit des Propagandaamtes der Deutschen Arbeitsfront aufbaut.

Die Arbeit des Propagandaamtes der DAF. richtet sich nach den vielfältigen Aufgaben, die der Deutschen Arbeitsfront gestellt sind. Sie muß also sowohl sozialpolitisch als auch kulturpolitisch und wirtschaftspolitisch sein. Daß diese Aufgaben vom Propagandaamt der DAF. den Einsatz der vollkommensten technischen Mittel erfordern, ist selbstverständlich. Film, Rundfunk, Reichstheaterzüge, Tonfilmwagen, DAF.-Empfänger in allen größeren Betrieben, Fernsehapparaturen, Kameratrupps, Parks von Vorführapparaturen zur Verleihung an Betriebe usw. werden eingesetzt.

Bei unserem Gang durch das schön ausgestattete Haus des Propagandaamtes an der Berliner Gedächtniskirche lernen wir die einzelnen Hauptabteilungen des Amtes kennen. Da ist zuerst die Abteilung Allgemeine Propaganda, die verantwortlich ist für die künstlerische Gestaltung der Propaganda, wie Plakatentwürfe, graphische Gestaltung von Broschüren usw. Ein wichtiges Gebiet dieser Abteilung ist auch der Einsatz der Redner, vor allem des Redneraktionstrupps, die in allen Gauen Deutschlands zum Einsatz kommen.

Der Leiter der Abteilung Betriebspropaganda fährt mit uns, um uns einen Einblick in seine Arbeit zu vermitteln, einmal zu einer Werkpausengestaltung, und



Das Propagandaamt der DAF. bedient sich zur Lösung seiner Aufgaben der modernsten technischen Hilfsmittel

Reichsamtsleiter Parteigenosse Geiger, der Leiter des Propagandaamtes, und seine Mitarbeiter bei der Prüfung einer neuen Filmapparatur.



Der Rundfunk, als eines der wichtigsten Instrumente der Propaganda, ist weitgehendst in die Arbeit des Propagandaamtes eingeschaltet. In der Abhörzentrale werden alle DAF.-wichtigen Sendungen abgehört.



Der Vielfältigkeit der Aufgaben der DAF. entspricht die Arbeit des Propagandaamtes In der künstlerischen Abteilung gestalten erste Kräfte die Plakate und Broschüren der DAF.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



Musik, Freude, Lachen, Frohsinn in der Werkpause. Einer der 25 Tonfilmwagen des Propagandaamtes, der in allen größeren Betrieben in den Pausen lustige Weisen erklingen läßt, ist eingetroffen und hat Betriebsführer, Angestellte und Arbeiter zu frohen Minuten um sich vereint.

wir können dort in einem großen Betriebe erleben, wie in der Pause bei den fröhlichen Weisen eines der 25 Tonfilmwagen die gesamten Gefolgschaftsmitglieder mit ihren Werkmeistern und Betriebsführern sich neue Kraft für ihr Schaffen holen. Die Betriebspropaganda gliedert sich in Land- und Schiffsbetriebe. In diese Abteilung fällt sämtliche Propaganda, die in den Betrieben direkt erfolgt, also z. B. die DAF.-Sammlung für das WHW., die Hib-Aktion usw.

Die Abteilung Rundfunk, die unter dem Dach des Hauses ihr Domizil aufgeschlagen hat, gestaltet die DAF.-Sendungen, berät die Betriebe bei der Erstellung von Empfangsanlagen. Sie veranstaltet die Gemeinschaftssendungen und hat vor allem auch die Aufgabe, alle für die DAF. wichtigen Sendungen abzuhören.

In der Abteilung Film sind zwei Kameratrupps unterwegs, die bei allen für die DAF. wichtigen Veranstaltungen Aufnahmen machen und diese dann für DAF.-Filme verwerten. In Tausenden von Betrieben werden diese Filme dann bei DAF.-Veranstaltungen aufgeführt und geben einen lebendigen Einblick in das Schaffen und Wirken der Deutschen Arbeitsfront. Für diese Veranstaltungen steht im Propagandaamt ein großer Apparatepark von Vorführmaschinen, die sich die Betriebe ausleihen können, zur Verfügung. Ein umfangreiches Filmarchiv ergänzt diese wichtige Abteilung.

Zu einem immer wichtigeren Mittel in der Propaganda hat sich in den letzten Jahrzehnten das Ausstellungswesen entwickelt. Die Abteilung Ausstellung im Propagandaamt gestaltet selbst DAF.-Ausstellungen bzw. vertritt sie die DAF. auf allen größeren Ausstellungen, wie z. B. „Gebt mir vier Jahre Zeit", „Schaffendes Volk", „Rundfunkausstellung" usw.

Zum Schluß unseres Rundgangs führt uns Parteigenosse Geiger in ein kleines Filmtheater, das mit den modernsten Filmapparaturen ausgerüstet ist und dazu dienen soll, in- wie ausländischen Besuchern mit Hilfe des Wortes und des Bildes kurz und schlagkräftig einen Einblick in das Wesen und die Aufgaben der Deutschen Arbeitsfront zu geben.

„Wir sehen unsere Aufgaben als Propagandisten der DAF. in weiter nichts", so betont Reichsamtsleiter Parteigenosse Geiger beim Abschied, „als in der Bekanntgabe und in der Herausstellung der Leistungen der gewaltigen und in ihrer Art einzigartigen Organisation der Deutschen Arbeitsfront für den schaffenden deutschen Menschen." Werner Denkler.



In die entlegensten Ortschaften und Marktflecken, dorthin, wo es kein Theater, kein Kino gibt, fahren die Reichstheaterzüge des Propagandaamtes und lassen die fern der großen Straßen wohnenden Volksgenossen teilnehmen an den Gütern der deutschen Kultur.



Wenn der Reichstheaterzug kommt, ist der alte Dorfgasthof vollbesetzt. Vom Amtsvorsteher bis zum letzten Kuhjungen sind alle gekommen, um nach ihrem harten Tagewerk frohe Stunden zu verleben, von denen sie noch wochen- und vielleicht monatelang in ihrer Abgeschiedenheit zehren werden.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(1. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der schwedische Journalist Richard Hegel liefert der „Extrapost" in Kopenhagen die Detektivgeschichten. Bei einem Besuch in der Schriftleitung lernt er den Berufskameraden Bing, einen Mitarbeiter der gleichen Zeitung, kennen, den Mann der Kreuzworträtsel. Während der üblichen Fachgespräche weist Bing mehrere in- und ausländische Zeitungen vor, die einer in allen Sprachen wiederkehrenden Anzeige wegen seine Aufmerksamkeit erregt haben. Hegel und Bing suchen auf dem Nachhausewege ein Restaurant auf. Bei dieser Gelegenheit macht Bing seinen Kollegen auf eine andere Anzeige aufmerksam, die er auf sich bezieht: „Zitadell. Mitglieder obiger Familie in Skandinavien werden gebeten, an das Intern. Inst. for Genealog. unter Nr. 239 nach London zu schreiben." Bing erzählt, daß der Großvater seiner Großmutter Zitadell geheißen hat und nach Schweden eingewandert ist. Auch dieser Aufruf war in mehreren ausländischen Zeitungen erschienen. Bing hatte sich daraufhin gemeldet und folgendes Schreiben erhalten: „Wir sind im Besitz Ihres Schreibens, das uns interessiert. Füllen Sie bitte das beifolgende Formular zunächst einmal aus." Das Formular war eine Vollmacht, durch die das Institut in London sich beauftragen ließ, gewisse Nachforschungen durchzuführen, die in der Natur der Gesellschaft (Stammbaumforschung) lagen. Bing, der sich über die Aufdringlichkeit des Instituts geärgert hat, ist gegangen während Hegel nach London schreibt, er habe auch die Anzeige gelesen und bäte um nähere Auskunft. Am nächsten Morgen bringen die Zeitungen eine seltsame Notiz: Ein rätselhafter Gast, eine Dame, weile seit einigen Tagen in der Stadt. Man entsinne sich, daß vor einem Jahr in Paris ein bekannter Finanzmann, der am nächsten Tag Konferenzen abhalten wollte, in seinem Hotel mit den Anzeichen einer Bewußtseinsspaltung aufgefunden wurde. Keiner der Ärzte vermochte damals die Ursache zu ergründen, aber — so hieß es weiter — „vielleicht fragen Sie die geheimnisvolle Besucherin unserer Stadt danach, vielleicht klärt sie Sie dann auch über den Umstand auf, daß diese unbegreifliche Geisteskrankheit den Finanzmann unmittelbar nach einem Souper mit ihr befallen hat. Hegel trifft den Schriftleiter seiner Zeitung, der ihm erzählt, daß auf Grund dieses Artikels während des ganzen Vormittags angerufen worden sei. Außerdem zeigte er ihm ausländische Zeitungen, die wiederum eine Anzeige bezüglich des Professors Velotard enthielten. Diesmal heißt es: „Professor Velotard. Jedermann, der Informationen bezw. Adresse des Obenbenannten besitzt, wird gebeten, an Postfach 222, Barcelona, zu schreiben. Hohe Belohnung."

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert

Ich konnte mich nur schwer von dieser neuen Überraschung erholen. Als ich am Tage vorher die erste Anzeige sah, hatte ich sie eigentlich nicht ganz ernst genommen. Es gibt ja Leute, die dafür zahlen, sich gedruckt zu sehen — und sei es auch nur in einer anonymen Anzeige. Aber das war keine einzelne Annonce mehr. Das war eine Annoncen-Campagne. Vermutlich von einem der internationalen Büros inszeniert, die sich mit derartigen Dingen befassen. Wer es auch sein mochte, der den Professor treffen wollte, eines stand fest: er war ein methodischer Mann, der keine Mühe scheute, um sein Ziel zu erreichen. Noch etwas anderes stand fest: von heute an würde ich die Entwicklung dieser Campagne verfolgen, bis ich das Schlußresultat sah!

„Du kannst die Zeitungen von mir aus behalten" sagte Brasch. „Ich muß gehen. Zu einer nationalökonomischen Vorlesung!"

Ich sah ihn vorwurfsvoll an.

„Wenn du meine Gesellschaft satt hast, kannst du es mir ja geradeheraus sagen und brauchst nicht mit einer solchen Ausrede zu kommen wie einer nationalökonomischen Vorlesung. Findest du selbst, daß das fein ist?"

Er klemmte das Monokel ins Auge.

„Mein heiliger Ernst — muß eine außerordentlich interessante Vorlesung sein — komm mit, wenn du mir nicht glaubst!"

„In meiner Studentenzeit in Schweden habe ich alles an Nationalökonomie gelernt, was damals für nötig galt, nämlich daß die Namen auf einem Wechsel nicht weniger an der Zahl sein sollen als die Grazien und nicht mehr als die Musen. Damit bin ich bis jetzt ausgekommen, und ich hoffe, es wird auch für mein weiteres Leben reichen."

Er zeigte mir stumm eine Notiz in der heutigen „Extrapost", aus der hervorging, daß Professor Reginald Fortreß aus Edinburgh im Studentenverein in Kopenhagen drei Vorlesungen halten sollte. Es war dies derselbe Professor F., der kürzlich vor einem Kreis von Bankleuten in London einen Vortrag gehalten hatte, der diese in dem Grade erbitterte, daß sie ihn ausgepfiffen hatten. Ausgewählte Teile dieses Vortrags wurden in dem Blatte zitiert. Sie versetzten mich zwar nicht in solche Raserei wie die Bankleute, aber sie waren interessant genug, um eine nähere Bekanntschaft zu motivieren.

„Wenn mir jemand das gesagt hätte, daß ich in meinem Alter noch zu Vorlesungen rennen würde —"

„Plato starb schreibend", erinnerte mich Brasch.

Wir kamen in der letzten Minute. Der Hörsaal war so gesteckt voll, daß wir uns nur mit der größten Mühe auf Braschs Karte hineinzwängen konnten. Rings um uns strahlten frische, junge Gesichter, es wimmelte von Plus-fours und koketten Damenkleidern. Als ich Platz nahm, fiel mir unwillkürlich die Geschichte von Karl dem Großen ein, der sich in seines Alters Herbst auf die Schulbank setzte, um Latein zu lernen. Da kam auch schon der Professor.

Es war ein kleiner, grauhaariger, rundlicher Herr mit einem Antlitz, fast ebenso rosig wie die Gesichter im Auditorium. Mit ein paar Sätzen war er auf dem Katheder und stürzte sich kopfüber in die Vorlesung. Binnen fünf Minuten hatte er seine Zuhörer vollständig erobert.

„Meine Damen und Herren! Ich weiß nicht, ob sich unter Ihnen jemand befindet, der an der Börse spielt? (Heiterkeit.) Ich weiß jedenfalls eines: Sicherlich befindet sich unter Ihnen niemand, der nicht Lust hätte, an der Börse zu spielen, wenn er das Geld dazu hätte und sicher wäre, zu gewinnen! (Beifall, Heiterkeit.)

Ich höre, daß Sie mir zustimmen! Aber wenn dieser Spieler sicher sein wollte, zu gewinnen — an wen würde er sich dann wenden? Man sollte meinen, die Antwort ergäbe sich von selbst: An einen Professor der Nationalökonomie, da müßte er doch Rat und Aufschluß bekommen! (Stürmische Heiterkeit.) Sie lachen, und Ihr Lachen sagt mir, daß Sie derselben Auffassung sind wie ich: Die Professoren der Nationalökonomie der ganzen Welt haben seit nahezu zwanzig Jahren nichts anderes getan, als falsch prophezeit, wenn es sich darum handelte, die Zukunft vorauszusagen. Ebensogut, wie sein Börsenspiel nach ihren Prophezeihungen zu richten, könnte man seine Ausflüge nach den Prognosen der Meteorologischen Anstalt planen. (Erneute Heiterkeit.)

Oder, wie ich kürzlich die Ehre hatte, einem erheblich weniger sachverständigen Publikum als diesem (er verbeugte sich) zu sagen, nämlich der Vereinigung englischer Bankdirektoren: Ob Gold oder Kieselsteine in ihren Kellern liegen, ist gleichgültig — tauschen Sie sie gegeneinander aus, niemand wird den Unterschied merken. (Starker Beifall.)

Die Lenker der Welt stehen, was ökonomische Vernunft betrifft, genau auf demselben Niveau wie ein Negerhäuptling. Der Negerhäuptling — der klassische Negerhäuptling mit der Weckeruhr auf dem Bauch — opfert alles für das Symbol, das er am heißesten liebt, die Glasperle. Niemand wird bestreiten, daß Glasperlen sehr schöne und wertvolle Gegenstände sind — für einen Negerhäuptling. Auch das Gold ist schön. Überdies ist es gelb. Mit dem Aufgebot enormer Anstrengungen gräbt man Unmengen von gelbem Gold in Südafrika, Australien und anderen Ländern aus und transportiert es über die Meere. Warum? Angeblich geschieht es, um der Welt einen stabilen Wertmesser zu verschaffen. Aber aus diesem Gesichtspunkt könnte man sich ebensogut mit dem Symbol begnügen, das dem Negerhäuptling so teuer ist — mit Glasperlen!"

Während der Professor so sprach, musterte ich sein Auditorium, und plötzlich gab es mir einen Ruck, einen solchen Ruck, wie man ihn nur einige wenige Male im Leben verspürt. In einer Ecke des Hörsaals, auf einem Sessel ganz für sich, saß eine junge Dame, die faszinierendste Erscheinung, die ich seit Jahr und Tag gesehen hatte. Wenn ich sage faszinierend, so geschieht es mit Absicht. Sie war nicht das, was man im gewöhnlichen Leben schön nennt, dazu waren ihre Züge zu eigenartig und unregelmäßig; sie hatte lackschwarzes Haar und schmale Mandelaugen unter schrägen Augenbrauen. Ihre Nase war leicht gebogen und der Mund groß. Die Mundwinkel ließen mich an ein paar Zeilen des Lieblingsschriftstellers meiner Jugend denken, in denen von „der letzten verschwimmenden Linie der Lippen einer Frau die Rede ist, die verrät, daß sie für Küsse der irdischen, nicht der himmlischen Liebe geschaffen sind". Ohne Zweifel waren ihre Lippen für solche Küsse geschaffen. Was tat sie hier? Warum saß sie nicht in irgendeiner Arena in Spanien und sah sich eine Torida an? Warum saß sie nicht wenigstens in einem Zirkus und sah einem Boxkampf zu? Ich beugte mich zu Brasch vor, der sich Notizen machte:

„Hast du die junge Dame dort drüben gesehen? Und kannst du mir erklären, was sie hier tut? Das ist ja die Schutzpatronin der Autodafés in höchsteigener Person, die Funken der Ketzerscheiterhaufen glühen in ihren Pupillen. Inwieferne kann sie der Wohlstand der Nationen oder Adam Smiths Theorien interessieren?"

Brasch warf einen flüchtigen Blick durch sein Monokel.

„Weiß nicht — sieht wie eine sich sonnende Viper aus — gedenkt vielleicht an der Börse zu spielen, wie der Professor sagte."

„Kennst du sie?"

„Ohne sie zu kennen, kann ich sagen, daß das eine gefährliche Person ist."

„Ich gedenke sie kennenzulernen! Seit Jahren habe ich kein solches Gesicht gesehen!"

Er streifte mich mit einem mitleidigen Blick und wendete sich wieder seinen Notizen zu.

Der Professor sagte:

„Wir haben also gesehen, daß es vollkommen falsch ist, zu behaupten, daß das Gold als Wertmesser dient. Man gräbt es aus der Erde aus, um es wieder in die Erde zu vergraben, in ein paar Dutzend Bankgewölben in Europa und Amerika. Freilich behauptet man, daß es da liegt, um für die im Umlauf befindlichen Banknoten zu garantieren. Aber daß dies eine Unwahrheit ist, wird durch die Tatsache bewiesen, daß man, sowie der Banknotenwert zu sinken droht, den Export von Gold verbietet. Wir nähern uns mit raschen Schritten der Situation, die vorlag, als die Spanier Peru eroberten, wo die ungeheuren Goldvorräte nur zu Schmuckgegenständen verwendet wurden. Viele behaupten, daß die Wirtschaftskrise, die seit 1929 rast, nur auf die zunehmende Goldknappheit zurückzuführen sei. Das sind die Ausflüchte der Unbelehrbaren. Wer in diesem Augenblick die Banken von ihrem Goldvorrat befreien könnte, wäre ein Wohltäter der Menschheit!"

Eine atemlose Pause trat ein. Dann rief eine Stimme aus dem Auditorium:

„Die Banken von ihrem Goldvorrat befreien? Wie? Gleichviel, mit welchen Mitteln?"

Der Professor zögerte nicht mit der Antwort.

„Ja."

„Und wenn diese Mittel ungesetzlich wären?" fragte dieselbe Stimme.

Der Professor überlegte keinen Augenblick:

„Gleichviel, mit welchen Mitteln!" rief er zurück. „Der Mann, der das zustande bringt, würde ein Denkmal verdienen! Meinetwegen —" er machte eine Kunstpause — „aus Gold."

Ein frenetischer Beifallssturm brach los, während dessen ich mit dem Blick nach demjenigen suchte, der die letzten Fragen hinausgeschleudert hatte.

Es war ein gutgekleideter, nicht mehr ganz junger Herr von internationalem Typus. Er hatte kleine, kurze Backenbärtchen, Cotelettes, wie man sie oft in Österreich sieht, aber trug sechseckige Augengläser von amerikanischem Modell und hatte das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch. Welcher Nation er angehören mochte, war mir ein Rätsel.

Aber im nächsten Augenblick hatte ich ihn vergessen. Der Professor war zur Türe hinausgestürzt, und in dem Gedränge, das nun entstand, hatte ich meine schöne Unbekannte verloren! Es war, als hätte der Erdboden sie verschlungen. Dafür stießen Brasch und ich vor dem Eingang mit dem Kreuzworträtselmann und dem Musikreferenten der „Extrapost" zusammen, die sich erkundigten, wie die Vorlesung gewesen sei.

„Außerordentlich interessant", sagte ich. „Der Vortragende ist ein Schotte und will, daß die Banken ihr Gold durch Kieselsteine ersetzen, um es dann selbst zum Ausverkaufspreis zu übernehmen."

„Da spricht die verletzte Eigenliebe", sagte Brasch. „Hegel versuchte, im Hörsaal einen Augenflirt einzuleiten — aber die Angebetete entwich ohne Hinterlassung der Adresse. Muß in die Redaktion hinauf — adieu!"

Ich und die beiden anderen schlenderten der nächsten Bodega zu. Pernow — so heißt der Musikkritiker — ist ein kleiner Mann mit verschleiertem Blick. Das große Unglück seines Lebens wurde zugleich seine Rettung. Im Laufe von fünfzehn Jahren hatte er zweihunderttausend Ausschnitte für eine Abhandlung über die Geschichte der Kirchenmusik zusammengetragen. Als er gerade mit dem Sortieren fertig war, verschwand die Dame, die durch viele Jahre seine Schicksale geteilt hatte, mit einem anderen. Vorher jedoch warf sie alle Ausschnitte in einen Sack und schüttelte sie gut durch. Pernow, der Selbstmord begehen wollte, beschloß, zuerst noch die Ausschnitte im Interesse künftiger Forscher zu ordnen. Da dies nach menschlichem Ermessen zehn Jahre in Anspruch nehmen dürfte, besteht einige Hoffnung, daß er den Schlag überlebt.

Der Kreuzworträtselmann hatte mich die ganze Zeit mit triumphierend leuchtenden wasserblauen Augen betrachtet.

„Erinnern Sie sich an die Anzeige, die ich Ihnen gestern abend zeigte?"

„Ja. Sind noch weitere Briefe von der Londoner Firma gekommen?"

„Etwas Besseres ist gekommen! Eine Anzeige von einer anderen Firma!"

Ich traute kaum meinen Ohren. Doch er öffnete seine Brieftasche, zog einen Ausschnitt heraus und überreichte ihn mir. Er stammte aus der „Berlingske Tidende" von heute und lautete:

„Zitadell. Personen, die dieser Familie angehören, werden gebeten, unter der Adresse Hinschs Annoncenbüro, Postfach X 369, zu schreiben."

Ich räusperte mich.

„Nun ja, das ist ja nicht mißzuverstehen! Gedenken Sie zu antworten?"

„Und ob! Das habe ich schon heute in aller Frühe getan."

„Aber Sie haben doch Ihren eigenen Agenten angestellt, der Erhebungen für Sie vornimmt?"

Bisher hatte der Triumph allein auf seiner Stirn geherrscht. Nun trat noch ein Ausdruck äußerster Verschmitztheit hinzu.

„Man kann nie zuviel Karten in der Hand haben", bemerkte er.

„Doch", sagte ich, „das kann man schon! Beispielsweise wenn man sich verrechnet hat! Ich hoffe, daß Sie sich nicht verrechnen!"

„Sie kommen immer mit so viel Einwänden! Warum hätte ich nicht antworten sollen?"

„Hinschs Annoncenbüro!" sagte ich. „Kommt Ihnen das nicht sonderbar vor? Wenn jemand hier in der Stadt annonciert, warum gibt er dann nicht seine eigene Adresse an? Die englische Firma hat sowohl ihren Namen wie ihren Wohnort angegeben."

Er wollte etwas auf meine Einwände erwidern, aber ehe es noch dazu kam, war ich zur Türe hinausgestürzt, gefolgt von den erstaunten Blicken des Musikkritikers. Ich hatte meine Gründe. Die junge Dame aus dem Hörsaal war soeben am Fenster vorbeigegangen!

2.

Wenn ein Detektiv einem Manne nachgeht, macht er sich so unsichtbar als möglich. Aber wenn ein Mann einer jungen Dame nachgeht, in der Absicht, ihre Bekanntschaft zu machen, kann und will er sich nicht unsichtbar machen. Eine andere Sache ist es, bis zu welchem Grade er sich sichtbar machen soll. Soll er ganz frech das Seeräubersegel hissen, das seine Absichten deklariert, oder soll er der Küste entlang lavieren wie ein Blockadebrecher und sich vorsichtig in den Hafen schleichen? Das sind Fragen, die den alten Steigern der Boulevards nur ein Hohnlächeln entlocken würden, aber auf die die im Handwerk Unerfahrenen nur stammelnde Antworten haben.

Ich will meine Bewegungen nicht im einzelnen beschreiben. Ich folgte ihr in diskreter Entfernung über „Ströget" (der Korso Kopenhagens). Hie und da blieb sie vor einem Auslagefenster oder vor den ausgehängten Reklamebildern eines Kinos stehen. Warum eine solche Gelegenheit nicht zur Anknüpfung einer Bekanntschaft benützen? Eine Stimme in meinem Innern sagte mir, daß man mit solchen Methoden hier kein Glück haben würde. Sollte ich das Ganze aufgeben? Jedesmal, wenn ich so dachte, fing ich einen Schimmer des hochmütigen Profils und des schönen grausamen Mundes auf, und dann war ich wieder fest entschlossen, mein Brasch gegebenes Versprechen zu halten: Ich würde erfahren, wer sie war, und ich würde sie kennenlernen. Sie ging mit gleitenden Schritten und einem fast unmerklichen Wiegen der Hüften — sie verstand es zu gehen! Es gibt Füße, die beredter sind als alle Figuren der Rhetorik. Ihre waren es. Ich hätte ihrer Eloquenz weiß Gott wie lange lauschen können, ich wäre ihnen überallhin gefolgt, ja bis hinauf zum dänischen Reichstag in Christiansborg. Aber sie schlugen eine andere Route ein, sie bogen nach Kongens Nytorv ab und strebten dem Hotel d'Angleterre zu.

Als ich das Hotelvestibül betrat, saß die Besitzerin dieser Füße in einen Klubfauteuil geschmiegt, aus dessen Tiefe sie das Leben in der Halle beobachtete, wo viele Menschen kamen und gingen. Sie hatte sich eine Zigarette angezündet und ließ den feinen Rauch durch die Nasenlöcher entweichen. Ich kaufte mir im Kiosk der Halle eine Zeitung und ließ mich in einem anderen Sessel nieder. Im Schutz der Zeitung konnte ich den Rhythmus ihres Atems studieren, so wie er sich in ihrer Zigarette widerspiegelte. Bald glühte die Zigarettenspitze auf, bald erlosch sie halb, es war wie die schwachen Schläge eines Pulses. Ich ließ die Zeitung sinken und begegnete unvermutet ihrem Blick. Der Ruck, den dies mir gab, war beinahe schmerzhaft. Ein paar Sekunden starrte ich in die schmalen schwarzen Augen, dann hob ich langsam wieder die Zeitung. Besser fliehen als schlecht fechten. Der Rhythmus der Zigarettenspitze veränderte sich plötzlich. War er früher langsam und regelmäßig gewesen, so wurde er jetzt fieberhaft und unregelmäßig: blink, blink, blink, bli—i—ink, blink, glühte sie, pausierte und begann von neuem: blink, blink, blink, bli—i—ink, blink—blink, blink—blink, bli—i—ink, blink! Einmal ums andere in genau demselben Takt: drei kleine heftige Züge, ein langer, währenddessen sie Atem zu holen schien, und dann ein letzter kurzer Zug. Was in aller Welt hatte dieses exotische Geschöpf bei einer Vorlesung über Nationalökonomie zu suchen? Plötzlich warf sie die Zigarette weg, erhob sich und ging dem Ausgang zu. Ich war nicht faul, es ihr nachzutun, und kam gerade zurecht, um zu sehen, wie sie in ein Auto stieg, das einer der goldbetreßten Hotelportiers herbeigewinkt hatte. Ich zog eine der Münzen des Landes aus der Tasche, drückte sie dem Portier in die Hand und machte jener Bemerkung über das Wetter Luft, die ich mir von meiner geplanten Konversation mit ihr aufgespart hatte. Er nahm die Münze entgegen, ohne eine Miene zu verziehen, und sagte:

„Hauptbahnhof!"

Ich tat, als verstünde ich nicht.

„Wollte der Herr nicht wissen, wohin die junge Dame im Auto gefahren ist?"

„Welche junge Dame? Ich —"

„Ja, da muß der Herr schon entschuldigen! Alle anderen Herren, die aus der Halle zu mir kommen, wenn sie fortfährt, fragen immer, wohin sie gefahren ist!"

„Welche Einstimmigkeit! Sie wohnt also nicht im Hotel?"

„Nein."

„Und Sie wissen nicht, wer sie ist?"

„Nein, mein Herr."

„Oder welcher Nation sie angehört?"

„Nein."

„Und sie fährt also zu einem so prosaischen Bestimmungsort wie dem Zentralbahnhof?"

„Leider!"

„Und so oft, daß es bei den männlichen Gästen des Hotels schon zur Gewohnheit geworden ist, sich nach der Adresse zu erkundigen?"

Es zeigte sich, daß dem so war. Sie weilte erst ein paar Tage in der Stadt, aber jeden Nachmittag kam sie her, rauchte in der Halle eine Zigarette, ohne mit irgendeinem Menschen ein Wort zu reden, nahm ein Auto und fuhr zum Zentralbahnhof. Was sie dort machte? Vermutlich war sie obdachlos und wohnte in einem leeren Personenwagen auf einem Wechselgeleise —

Der ironische Ton des Portiers zeigte mir, daß er der Ansicht war, bereits genügend Valuta für die empfangene Summe geliefert zu haben, was ja stimmen konnte. Ich dankte ihm für seine Auskünfte und ging. Eines war sicher, ich würde mir kein Auto zum Zentralbahnhof nehmen. Es gibt doch gewisse Grenzen! Ich schlenderte den Korso hinunter, der eben erst unter der Berührung ihrer Füße erblüht war — jetzt war er wieder eine leere, steinerne Straße. Was sollte ich tun? Da mir nichts Besseres einfiel, begab ich mich in mein Stammcafé am Altmarkt. Das hält eine Unzahl ausländischer Zeitungen, auch solche, die in Braschs Redaktion nicht zu finden sind. Vielleicht stand in einer derselben etwas Neues über Professor Pelotard. Das war nicht der Fall. Hingegen waren die Spalten, ob sie nun in Basel, Prag oder Amsterdam gedruckt waren, vernebelt von Rauchwolken, die durch zwei feine Nasenlöcher entschwebten, und illustriert mit dem Bild von zwei Lippen, die für die Küsse der irdischen, nicht der himmlischen Liebe geschaffen waren ... Nein, so ging das nicht! Ich griff nach einer dänischen Morgenzeitung, um meine Gedanken in nüchterne Bahnen zu zwingen, und stieß auf folgende Notiz, die bewies, daß Schweden nicht das einzige Land ist, das jeden Fremden, der sich in den Norden hinausverirrt, mit Rührung verzeichnet!

(Dokument Nr. 17)

„Weitgereiste Gäste. Es kommt alle Tage vor, daß deutsche oder englische Jachten unsere Häfen anlaufen und daß deren Besitzer unserer schönen Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten längere oder kürzere Zeit widmen. Aber es muß als ein Beweis für die wachsende Popularität unseres Landes im Ausland gewertet werden, wenn eine Jacht aus den fernen Mittelmeerländern uns diese Ehre erweist. Das ist augenblicklich der Fall, da die Jacht Astarte aus dem entlegenen Mahon, Minorca, seit ein paar Tagen im Ausflugshafen verankert liegt. Wir heißen den Besitzer, einen minorcanischen Finanzmagnaten, herzlich willkommen und hoffen, daß er sich unter unseren nördlichen Breitegraden wohlfühlen wird."

Während ich las, begann wieder blauer Zigarettenrauch aus den Spalten zu quellen und die Worte zu verdunkeln. Nein, das ging wirklich nicht, das waren ja schon Zwangsvorstellungen! Was war zu tun? Mir fiel der Kreuzworträtselmann und der Musikkritiker und ihr so glücklich begonnener Tag ein. Und ich beschloß, die Bodega, wo ich sie verlassen hatte, anzuklingeln. Ich ging in die Telephonzelle des Cafés und rief sie an. Sie hatten nichts gegen einen Wechsel des Lokals.

„In zwanzig Minuten sind wir bei Ihnen, Herr Hegel! Ob es uns unangenehm ist, Ihnen Gesellschaft zu leisten? Aber was fällt Ihnen ein!"

Als ich aus der Telephonzelle trat, sah ich einen Herrn sich von meinem Tisch entfernen und fragte den Kellner Andersen, was er da zu tun gehabt habe. Andersen antwortete mit jener Gemütsruhe, die seine Kaste in Dänemark auszeichnet: „Der Herr wird sich vermutlich eine Ihrer Zeitungen genommen haben." Ich antwortete, daß ich nichts dagegen hätte, aber daß die einzige Zeitung, die fehlte, eine dänische war und er nicht gerade danach aussah, als ob er dänische Presseorgane lesen würde.

„Nein, da hat der Herr wahrhaftig recht", stimmte Andersen mit einem Blick auf den Fremden zu und verschwand zu einem Tisch, an dem man zahlen wollte.

Der Mann, von dem wir sprachen, gehörte jenem Typus an, den man gemeiniglich weißer Neger zu nennen pflegt. Er hatte den muskulösen Körper, die zurückweichende Stirn und den großen Mund der negroiden Rassen, aber dabei eine gelbliche Gesichtsfarbe und schwarzes, straffes, nicht krauses Haar. Ich trank einen Schluck meines Whisky und sah auf die Uhr. In zwanzig Minuten oder vielleicht sogar noch früher würden die anderen hier sein... Plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß dieser Satz gar nicht so einfach war, als man auf den ersten Blick glauben mochte. In zwanzig Minuten sind sie hier, was bedeutete das? Das bedeutete, daß zwei Personen, von denen jede sich als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtete, sich eine gewisse Strecke durch dieses Weltall bewegen würden, während gleichzeitig die Erde mit schwindelnder Schnelligkeit durch einen leeren Raum sauste, wo Milchstraßen und Milchstraßen von Milchstraßen sich übereinander türmten wie die Kaskaden eines betäubenden Feuerwerks... Während ich auf das Zifferblatt starrte und mechanisch wiederholte: in zwanzig Minuten sind sie hier, veränderte dieses langsam sein Aussehen, es wurde zu einem Gesicht, zusammengesetzt aus zahllosen kleinen Punkten wie die Reproduktionen in einer Tageszeitung, aber jeder Punkt war eine Sonne, um die kleine, winzig kleine Planeten kreisten, und auf jedem Planeten wimmelte es von diminutiven Wesen, die hin- und herschossen, getrieben von Begierden, deren Befriedigung sie Sinn und Zweck des Weltalls dünkte... Das Gesicht betrachtete mich und lächelte mit einem Ausdruck, der besagte: Wir zwei wissen, daß alles sinnlos ist, wir haben alle Illusionen durchschaut, du und ich! Ich? Ich? Wer war ich? Ich grübelte Millionen Jahre darüber nach, und während ich so grübelte, fühlte ich, wie mein Ich langsam sich entzweiteilte. Aus unendlicher Höhe blickte das eine, wirkliche Ich auf das Tun und Lassen des anderen, erdgebundenen Ichs herab. Schizophrenie — wurde ein solcher Zustand nicht Schizophrenie genannt? Ja, aber was kümmerten Worte und Namen den, dem es vergönnt war, hinter den Vorhang der Dinge zu blicken? Mein wirkliches Ich sah mein anderes Ich wie berauscht auf einem Sessel eines Kaffeehauses hin- und herschwanken, aber Hohn lächelte nur über seine Qualen, denn „ich" war himmelhoch über solche Dinge erhaben, in den Plan des Weltalls eingeweiht, allwissend, sublim. Durch Myriaden von Jahren schwebte ich über dem All, erfüllt von mir selbst, eins, unteilbar. Dann wandelten sich meine Gefühle, mein überwirkliches Ich sank hinab, wurde in die Welt des anderen Ichs gezogen wie in einen Strudel, war wieder in der Zeitlichkeit. Ein stechender Schmerz durchzuckte mich, ein Antlitz starrte in meines, ein Antlitz mit schmalen Mandelaugen unter schrägen Augenbrauen — nein, ein negroides Gesicht mit großem Mund und breiten Backenknochen, nein, ein Zifferblatt, über dessen Fläche Millionen Sonnen einen wahnwitzigen Cancan tanzten —

Eine Stimme ertönte aus unendlicher Ferne und sagte:

„Am hellichten Nachmittag — das sieht ihm gar nicht ähnlich!"

Eine andere Stimme sagte gleichfalls aus weiter Ferne:

„Außerdem war er, hol mich der Teufel, ganz nüchtern, als ich vor zwanzig Minuten mit ihm sprach!"

Zwanzig Minuten, zwanzig Minuten . Vor Äonen Jahren hatte ich über die Bedeutung dieser beiden Worte nachgegrübelt.

„Man sollte doch einen Arzt rufen", sagte eine neue Stimme.

Diese letzte Stimme erreichte mich weit draußen auf einem schwarzen Meer, auf dem ich mich soeben mit allen Symptomen, die eine Seereise zu begleiten pflegen, zu schaukeln begann. Die Stimme wirkte direkt wie eine Rettungsboje, denn sie gehörte dem Kellner Andersen. Mitten in einem Universum von explodierenden Milchstraßen und Persönlichkeiten, die sich in zwei Teile spalteten, gab es einen festen Punkt: Andersen! Andersen wußte, wer „ich" war und „ich" wußte, wer Andersen war. Andersen war eine Monade, „ich" war gleichfalls eine Monade. Es galt nur, diese zwei Monaden in Reichweite voneinander zu bringen, dann ging alles gut. Dieses Bestreben beschäftigte mich durch neue Myriaden von Jahren. Plötzlich gelang es. Ich schlug die Augen auf und begegnete nicht einem Zifferblatt voll wirbelnder Sonnen, sondern einem menschlichen Antlitz, Andersens Antlitz. Dahinter sah ich undeutlich zwei andere Gesichter, den Kreuzworträtselmann und den Musikkritiker. Andersen sagte:

„Ja, aber der Herr hat nichts anderes gehabt als einen kleinen Whisky mit Soda."

Einen kleinen Whisky mit Soda! Ich fühlte, wie „ich" in ein Auto getragen wurde. Die Häuserreihen des Ströget glitten an mir vorbei wie die Wandeldekorationen eines Traumspiels. Plötzlich befand ich mich in einer Umgebung, die ich wiedererkannte: in meinem Bett, in meiner Wohnung in der König-Hans-Allee.

Drittes Kapitel.

In dem ich einen alten Bekannten wiedersehe.

1.

Der Kreuzworträtselmann und der Musikkritiker waren so besorgt, daß sie einen Arzt kommen ließen. Sie teilten ihm mit, was sie über meinen eigentümlichen Kollaps wußten, und er nahm ihren Bericht mit jener gelinden Skepsis entgegen, die einem Arzt ansteht, wenn er sich die Schilderung der Symptome eines Kaffeehausgastes nach dem Genuß alkoholhaltiger Getränke anhört. Wenn er als Sachverständiger nach einem Autounfall gerufen worden wäre, hätte sein Gesicht keine blasiertere Lebensweisheit widerspiegeln können. Er ging, nachdem er Brom verschrieben hatte, und bald darauf entfernten sich die zwei barmherzigen Samariter, nachdem sie alles ausgetrunken hatten, was sich bei mir zu Hause vorfand.

Was hatte sich eigentlich in dem Café zugetragen?

Ohne vorherige Warnung war ich von einer Art Besessenheit befallen worden, hatte Visionen gehabt, hatte gefühlt, wie ich mich auflöste.. Von Natur aus neige ich keineswegs zu Halluzinationen, und daß sie von dem kleinen Whisky herkommen sollten, den Andersen mir kredenzt hatte, weigerte ich mich zu glauben. Aber welche andere Erklärung gab es? Keine, soweit ich sehen konnte. Die mittelalterlichen Mystiker hatten Visionen von ähnlicher Art wie meine gehabt, aber die unterwarfen sich Kasteiungen und Fasten, um diesen ekstatischen Zustand zu erreichen, und in dieser Beziehung hatte ich leider keinerlei Verdienste aufzuweisen. Also?

Ich gab es auf, darüber nachzugrübeln. Ich wollte schlafen. Aber es zeigte sich, daß dies leichter gesagt als getan war. Sowie ich die Augen schloß, begannen die Sonnensysteme sich wieder vor meinem inneren Auge zu drehen. Einmal ums andere fuhr ich mit schweißbedeckter Stirn aus dem Bette auf, und hatte das Gefühl, durch bodenlose Räume zu stürzen. Da gab es nur eines, zu lesen

Auf dem Schreibtisch lag ein Paket Bücher aus einem Antiquariat. Der Inhaber pflegte mir hie und da, wenn er etwas zu haben glaubte, das für mich paßte, eine Probekollektion zu schicken. Ich habe schon längst aufgehört, mich für Novellen und Romane zu interessieren. Meine Lektüre besteht mehr und mehr aus Geschichtswerken, Memoiren und naturwissenschaftlicher Literatur.

Es zeigte sich, daß das Paket des Antiquariats diesmal fast ausschließlich aus Büchern bestand, die sich mit der Zeit der Napoleonischen Kriege befaßten. Eines von ihnen handelte von der Restauration in Neapel, ein anderes von Österreich unter Metternich. Ein paar Bände schilderten den Aufstand des spanischen Südamerika gegen das Mutterland. Die zwei letzten fielen etwas aus dem Rahmen, sie behandelten den vergeblichen Kampf der Stuarts, Schottlands Krone wiederzuerobern.

„Der Freiheitskampf der neuen Welt" von Hippolyte Maistre war um 1820 herum in Paris gedruckt, zu jener Zeit, als die Ideen der Revolution neuerdings in den Köpfen des französischen Volkes zu gären begannen — der Zeit, als der „Washington Südamerikas", General Bolivar, eine solche Popularität in der Seinemetropole genoß, daß man sogar seinen breitkrempigen Hut nachäffte und eine solche Kopfbedeckung nach ihm benannte. Zu höheren Ehren kann man es bekanntlich in Paris nicht bringen... Das Milieu, das in dem Buche geschildert wurde, mit seinem Gemisch aus fanatischem Katholizismus, dem Heidentum der Azteken und Inkas, importierten französischen Revolutionsideen, ein Milieu, in dem es von schwarzen, weißen und roten Menschen wimmelt, von Kreolen, Mestizen, Mulatten und Zambos — war so bunt und eigenartig, daß der Erzähler auch die trockensten Tatsachen hätte berichten können, ohne befürchten zu müssen, langweilig zu werden. Aber wenn dazu noch ein Held wie Simon Bolivar kam, sein Kampf und die bunt zusammengewürfelten Scharen, deren er sich bedienen mußte, war die Gefahr noch geringer."

Ich begann aufs Geratewohl in dem Buche zu blättern.

„... Am St.-Michaelstage dieses Jahres trat zum erstenmal in der Stadt Trujillo in Peru ein Mann auf, der bestimmt war, eine gewisse, wenn auch geheimnisvolle Rolle in dem Drama zu spielen, das letzten Endes der spanischen Krone dieses ihr schönstes Juwel kostete. Für diejenigen unserer Leser, die Trujillo nicht kennen sollten, wollen wir erwähnen, daß es eine der wichtigsten Städte der Provinz, nunmehr Republik Peru ist, angelegt von den ersten Konquistadoren und lange Zeit der Einschiffungshafen für das Gold, das die Gallionen Seiner spanischen Majestät aus Amerika nach Europa herüberbrachten. Die Stadt wird von einer starken Festung beherrscht. Diese hat auch als Kerker gedient, und zahllos sind die Gefangenen, deren Seufzer von ihren düsteren Mauern erstickt wurden.

In diesem Jahre beherbergte sie in jenen Mauern einen Gefangenen, der dem Kommandanten der Festung die größte Verlegenheit bereitete. Er nannte sich Juan Felipe, Graf de Ciudadela und Valverde. Der Anlaß, weshalb er hier eingesperrt saß, war ein königliches Sendschreiben aus Spanien, in dem allen Befehlshabern Sr. spanischen Majestät in Südamerika eingeschärft wurde, sich seiner Person zu versichern, wo und wann immer er sich sehen ließ. Nähere Verhaltungsmaßregeln sollten mit einer späteren Post nachfolgen. Aber diese Post war ausgeblieben. Die von Tag zu Tag immer rührigeren Rebellen, die diese Gegenden bald von den schändlichen Übergriffen und Erpressungen einer veralteten Tyrannis befreien sollten, hatten zahlreiche Kaperschiffe ausgerüstet, die, wenn auch nur mangelhaft bemannt und bewaffnet, es doch verstanden, der Seefahrt empfindlichen Schaden zuzufügen. Sie hatten eine Gallione nach der anderen aufgebracht und zeigten ebensowenig Respekt vor der Post Seiner spanischen Majestät wie vor ihren Goldsendungen.

Der Gefangene, der keinen Augenblick vor dem Kommandanten klein beigegeben hatte, verlangte zu wiederholten Malen seine Freiheit von ihm, da kein wie immer gearteter triftiger Grund für seine Gefangennahme namhaft gemacht werden konnte, und der Kommandant, ein Mann von Ehre, fand es schwer, etwas auf seine Proteste zu entgegnen, denn bei sich selbst mußte er ja zugeben, daß ein Irrtum vorliegen konnte. Um Herrn de Ciudadela und Valverde die Gefangenschaft nach Tunlichkeit zu erleichtern, wies er ihm eine der besseren Zellen des Kastells an und gestattete ihm, sich nach Belieben selbst zu verköstigen. Der Gefangene nahm diese Erleichterungen mit der wiederholten Versicherung entgegen, daß er bei der ersten Gelegenheit, die die Vorsehung ihm schenkte, zu entfliehen gedachte und dann mit seinen Gefängniswärtern abrechnen würde. Der Kommandant hörte seine Beteuerungen ohne Unruhe an; im Laufe von zweihundertfünfzig Jahren hatte noch kein Gefangener das Kastell ohne die Erlaubnis Seiner spanischen Majestät verlassen, und die meisten hatten dies mit den Füßen voran getan. Wenn Herr de Ciudadela und Valverde sich schmeichelte, durchbrennen zu können, mußte er unter dem besonderen Schutz der Heiligen stehen, und dann war eben nichts zu machen.

Am 28. September, dem Sankt Michaelstag, war der Himmel, als die Stadt Trujillo erwachte, schwarz wie Ruß. Die Hähne krähten vergeblich in Erwartung der Sonne. Ein unheilverkündendes Schweigen lastete auf der Natur, eine dumpfe Beklemmung auf den Einwohnern.

Plötzlich begann die Erde zu schaukeln, es kamen drei kurze Stöße, die die Häuser schwanken ließen. Aber als die Sonne ein Weilchen später aus ihren Schattenhüllen trat, zeigte es sich, daß nur ein Gebäude ernstlich beschädigt war, nämlich das Kastell. Seine eine Mauer war eingestürzt. Und durch die Öffnung, die so von der Natur selbst geschaffen war, war ein Gefangener, den Lockungen der Freiheit gehorchend, mit Beschleunigung verschwunden. Brauchen wir seinen Namen zu nennen? Es war Herr de Ciudadela und Valverde.

(Fortsetzung folgt.)

WELTAUSSTELLUNG PARIS 1867

Eine weltgeschichtliche Episode

NACHERZÄHLT VON HANS JORDING

(2. Fortsetzung.)

Im Grunde nichts von Bedeutung. Weder hat Herr von Bismarck kategorische Noten nach Paris gerichtet, noch hat er seinen bisher eingenommenen Standpunkt in der Luxemburger Frage irgendwie geändert. Gewiß, er sieht deutlich, daß sich die kaiserliche Prestigepolitik in eine Sackgasse hineinmanövriert hat, aus der sie aus innerpolitischen Gründen nicht mehr herauskann, doch deswegen kann er schließlich nicht zugeben, daß die wildgewordenen Katastrophenpolitiker von Paris, auf dem verzweifelten Suchen nach einem Ausweg, in deutsche Häuser einbrechen. So gern er dem Kaiser, schon im Interesse der Stärkung des dynastischen Prinzips, die schwierige Lage erleichtern möchte, so gering muß er die Möglichkeiten hierfür veranschlagen. Das erkennt und anerkennt keiner klarer als Napoleon selbst, und so ergibt sich auf dem politischen Welttheater wieder einmal das groteske Schauspiel, daß zwei Akteure, trotz stärksten persönlichen Wohlwollens füreinander, durch die Verhältnisse zwangsläufig in einen Zweikampf auf Leben und Tod hineingetrieben werden.

Und der Vorabend des 6. April scheint auf diesem Schicksalswege eine neue Wendung herbeigeführt zu haben...

Der gewohnte Empfang bei Hofe ist für diesen Abend überraschenderweise im letzten Augenblick abgesagt worden, und so sitzen die wenigen Hofdamen vom Dienst mit einigen Kammerherren und Ordonnanzoffizieren gegen neun Uhr abends noch immer im großen Salon der Kaiserin zusammen und langweilen sich mit knurrenden Mägen zu Tode. Schon dreimal ist der Maître d'hôtel an der halboffenen Flügeltür erschienen, um dem Kammerherrn vom Dienst die Abendtafel anzumelden, doch dieser winkt immer wieder ab und zeigt achselzuckend auf die Tür zum kleinen Boudoir, wo der Kaiser seit über zwei Stunden bei der Kaiserin weilt. Ab und zu scheint es, als nehme das Gespräch zwischen den beiden da drinnen erregtere Formen an, und dann wieder ist es, als diktiere der Kaiser der Kaiserin etwas in die Feder. Merkwürdig, höchst merkwürdig...

Endlich, gegen halb zehn, erscheint der Kaiser in der Tür, verbeugt sich höflich gegen seine Gemahlin, ihr eine angenehme Nachtruhe wünschend, und wendet sich dann ebenso höflich an die Damen und Herren vom Dienst, um sich wegen des verspäteten Abendessens zu entschuldigen. „Die Kaiserin wünscht allein zur Nacht zu speisen; bitte, veranlassen Sie das Weitere", weist er eine der Hofdamen an, und einem der Ordonnanzoffiziere übergibt er einen Brief mit dem Befehl: „Sofort an den Kriegsminister! Noch heute zustellen und zur Kenntnis bringen, wo immer sich Marschall Niel auch aufhalten mag! — So, meine Herrschaften, und nun zu Tisch..."

Während der Mahlzeit ist der Kaiser außerordentlich nachdenklich und schweigsam, ißt so gut wie gar nichts, und zieht sich nach Aufhebung der Tafel sofort in sein Arbeitskabinett zurück, wo er gegen 11 Uhr den Staatsminister Rouher und den Minister des Auswärtigen, Marquis de Moustier, empfängt.

Doch damit nicht genug: kurz nach Mitternacht muß die Schloßwache noch einmal ins Gewehr treten, um vor den Marschällen Niel und Mac Mahon zu präsentieren.

„Das ist der Krieg!" sagt nachts um drei Uhr der Marquis de Caux, Schwager der berühmten Patti und Zeuge dieser abendlichen Vorgänge in den Tuilerien, zu seinem Logenbruder, dem greisen Bankier Millaud, im Petit Cercle. „Wenn ich Sie wäre, würde ich meine Dispositionen jetzt nach dieser Richtung hin treffen."

Moïse Millaud — neben seinen Rassegenossen Bischoffsheim und Rothschild einer der mächtigsten Pariser Bankiers und zugleich Besitzer des „Petit Journal" und des „Siècle" — wehrt milde lächelnd ab. „Was Sie mir da erzählt haben, klingt sehr spannend und dramatisch, lieber Bruder, aber auch die ‚Partei der Marschälle' ist nicht so stark wie das ‚zweite Staatsministerium', von dessen Entscheidung unser guter Badinguet doch letzten Endes alles abhängig machen wird..."

„Ah, Sie meinen die Kaiserin?!"

„So ist es. Und da ich positiv weiß, daß Eugenie in diesem Jahr gegen irgendwelche kriegerische Verrichtungen ist, so wird Badinguet sogar eine Backpfeife ohne Widerrede einstecken. Eugenie will in diesem Jahr vor einem Parkett von Königen als die Krone der Weltausstellung paradieren — also wird sie ihrem Gemahl klarzumachen wissen, daß die Goldmedaillen der Weltausstellung prestigemäßig schwerer wiegen als alle kriegerischen Lorbeeren oder diplomatischen Erfolge."



Georges Eugène Haußmann
Präfekt von Paris 1853—1870, führte die Modernisierung des Pariser Stadtbildes durch.
(Litho von Lafosse 1865.)

de Caux zuckt mit den Achseln. „Ich kann Sie nicht zwingen, meine Ansicht zu teilen. Doch Sie werden zugeben müssen, daß jedermann stündlich den Ausbruch des Krieges erwartet."

„Gewiß. Und deshalb kann man getrost auf Krieg spekulieren, auch wenn man selbst nicht an ihn glaubt."

„Wie — das?!"

„Höhere Börsenarithmetik, lieber Bruder — ein Rechenexempel, das mir gerade eingefallen ist...", entgegnet Millaud mit einem vielsagenden Lächeln und — schickt am Morgen seinen Freund Stroßmayer als Vortruppe aus, um dann, als sich das Vorgeplänkel so überraschend erfolgreich entwickelt, sofort die schwere Börsenartillerie folgen zu lassen. Im Kartätschenfeuer der jetzt planmäßig vollführten Millaudschen Operationen sinken die Kurse innerhalb weniger Stunden zu kläglichen Resten zusammen und verwandeln die erspielten, erarbeiteten oder ergaunerten Werte der „kleinen Spekulation" in Trümmerhaufen. Um die Mittagszeit sind die hohen Gitter des Börsengebäudes von einer wahnsinnig gewordenen, wild brodelnden Menschenmasse umlagert; und so oft Ausrufer den letzten Stand der Kurse bekanntgeben, steigen neue Schreckensrufe und Verwünschungen aus der dunkel gedrängten Menge empor. Noch lange nach Schluß der Börse harren die Massen hier aus, als wollten sie durch das Gewicht ihrer geballten Gegenwart dem Schicksal eine günstigere Wendung abtrotzen. Doch umsonst — die Wendung zum Besseren tritt erst zwei Tage später ein, als sich die allgemeine Panikstimmung ein wenig gelegt hat und die von den Behörden im Verein mit einigen Großbanken getroffenen Gegenmaßnahmen endlich wirksam werden können. Doch inzwischen hat Moïse Millaud längst seine Deckungskäufe getätigt und kann nun schmunzelnd das Wiederansteigen der Kurse verfolgen... Der Raubzug, aus einem nächtlichen Gespräch und einer Laune heraus geboren, hat sich gelohnt...

An einem der nächsten Vormittage wird Herrn Millaud ein Herr Meding aus Wien gemeldet.

„Ah, sieh da — ja, ich lasse bitten...!"

Der große, etwas überschlanke Herr in mittleren Jahren, der jetzt das mit orientalischer Prunksucht überladene Arbeitszimmer des Bankiers betritt, ist der Regierungsrat Oskar Meding, politischer Agent des ehemaligen Königs von Hannover, Georgs V.

Die Hoffnung auf einen nahe bevorstehenden Krieg zwischen Norddeutschland und Frankreich hat das welfische Hoflager in Hietzing bei Wien veranlaßt, Herrn Meding schleunigst nach Paris zu entsenden, um hier mit der französischen Regierung Verhandlungen aufzunehmen, die die Wiedergewinnung des hannoverschen Königsthrones zum Ziel haben. Die Tatsache ist Herrn Millaud bereits bekannt, ebenso ist er darüber im Bilde, daß das entthronte Welfenhaus eine Anleihe in Paris unterzubringen wünscht, die der Ausrüstung einer aus hannoverschen Emigranten bestehenden „Deutschen Legion" dienen soll. Drittens weiß Herr Millaud auch schon, daß in den nächsten Wochen in Paris eine neue Tageszeitung „La Situation" erscheinen wird, deren Finanzier König Georg V ist, und die als antipreußisches Organ in unauffälliger Weise Stimmung für die Welfensache machen soll. Der Mann, der den Plan zu dieser Zeitung bzw. zu ihrer Finanzierung ausgeheckt

hat, ist ein französischer Jude, Ernest Hollander — ein Logenbruder Millauds und einer seiner „jungen Leute" Deshalb wird das Blatt natürlich in einer der Millaudschen Druckereien gedruckt werden, ebenso wie die anderthalb Millionen Franken, die König Georg für die Zeitungsgründung bereitgestellt hat, bereits vom Bankhaus Millaud verwaltet werden...

Der Bankier begrüßt Herrn Meding mit einer auf väterliches Wohlwollen abgestimmten Freundlichkeit, die ihm gegenüber diesem biederen Norddeutschen das Gegebene zu sein scheint

„Nun, Herr Regierungsrat", erkundigte er sich dann, „darf man hören, wie weit Ihre Verhandlungen inzwischen mit Moustier gediehen sind?"

Die Antwort des Norddeutschen wird zu strahlend-optimistisch vorgetragen, um echt zu wirken: „O danke. Herr Millaud, die Sache marschiert! Selbstverständlich befleißigt sich das Außenministerium bei der derzeitig gespannten Lage zwischen Frankreich und Preußen einer gewissen offiziellen Zurückhaltung, doch inoffiziell tut man alles, was dem Fortgang der Verhandlungen dienlich ist. Graf Saint Vallier, der Kabinettschef des Marquis de Moustier, hat die Lage sehr treffend gekennzeichnet, indem er mir sagte: ‚Die Angelegenheit Hannover gehört im Augenblick noch in die Schreibtischschublade — aber der Augenblick ist nicht mehr fern, wo man sie herausnehmen und präsentieren wird . .'"

„Demnach glauben Sie also an Krieg?"

„Aber selbstverständlich!"

„Und wie wird sich in einem solchen Falle das hannoversche Volk verhalten?"

„Oh, es wird zur Fahne seines angestammten Königshauses stehen und das preußische Joch abzuschütteln trachten!"

„Dazu gehören allerdings Waffen..."

„Wir werden sie beschaffen. Wir werden eine ‚Deutsche Legion' aufstellen, die Seite an Seite mit Frankreich gegen Preußen zu Felde ziehen wird Eine Geheimorganisation, die über das ganze Land verbreitet ist, trifft jetzt schon die Vorbereitungen . . ."

„Haben Sie genügend Geld dafür?"

Das von Begeisterung gerötete Gesicht des Norddeutschen wird um einen Schein blasser: „Gewiß — das Vermögen des Königs . . . Jedoch beabsichtigen wir auch . . ."

Der Bankier nickt mit verständnisinnigem Wohlwollen: „Ich weiß: Sie beabsichtigen, eine Anleihe aufzunehmen . Und Sie, Herr Regierungsrat, strecken jetzt hier und da bereits Ihre Fühler aus. Doch es ist nicht gut, wenn allzu viele davon Kenntnis erhalten. Deshalb will ich Ihnen die Sache erleichtern: ich bin bereit, die Anleihe zu übernehmen, sofern man mir die Verwaltung des königlichen Vermögens überträgt, sowie die Lieferungen zur Ausrüstung der Legion..."

Meding starrt den Bankier sekundenlang aus großen Augen an, dann springt er auf und packt, über den Tisch hinweg, Millaud freudig erregt bei den Schultern. „Wirklich?! Herr Bankier, da können wir einig werden! Noch heute schreibe ich nach Hietzing, um die Bedingungen zu erfahren, unter denen ich abschließen darf!"

„Oh, die können wir auch hier festlegen", sagt Moise Millaud langsam und greift zur Feder...

*

Am Nachmittag bescheidet ein Bote Herrn Leon Cahen, Mitinhaber der Ausrüstungsfirma Cahen & Lyon, zu Herrn Millaud.

„Guten Tag, Moise, du wünschest?"

„Guten Tag, Leon. Ich wollte dich nur fragen, was euch in diesem Jahre der Ruhm Frankreichs kostet?"

„Ah, du meinst die schweren Lasten durch die Weltausstellung, die wir als Militärlieferanten aufgebürdet erhalten haben?! — Viel kostet mich dieser Ruhm. Moise, sehr viel!"

„Und was würdest du sagen, wenn du am ‚erträumten Ruhm' eines anderen Landes mindestens ebensoviel verdienen würdest?! Sagen wir: 15000 Chassepots mit entsprechender Munition und ebensoviel Uniformen..."

„Das wäre ein Geschäft, Moise, das auf die Weltausstellung gehörte! — Und mit wem willst du es tätigen?"

„Mit Leuten, die auch auf die Weltausstellung gehören — allerdings in die Raritätenschau ‚Narren und Phantasten'. Aber das Komische ist, die Leute haben sogar Geld – Geld, um es für einen heroischen Traum auszugeben .."

Leon Cahen schüttelt nur verständnislos den Kopf

*

Zu einer dauernden Geschäftsverbindung zwischen dem Welfenhaus und Millaud ist es allerdings nicht gekommen. Jedoch erhielten Cahen & Lyon den Auftrag auf Lieferung von 10000 Chassepotgewehren, während das Welfenblatt „La Situation" sogar vier Monate lang existierte. Lange genug, um in seinem Romanteil eines der schrecklichsten Machwerke des bereits vergreisten Dumas, des Vaters, der Nachwelt zu überliefern: „Der preußische Terror in Frankfurt."



Der Kaiserliche Pavillon
Zeitgenössischer Holzschnitt.

Als Moise Millaud im Januar 1871 auf dem Sterbebette lag, und die ersten schweren Granaten der preußischen Belagerungsartillerie in der Innenstadt explodierten, soll er gesagt haben:

„Der Krieg von 1867 war mir doch lieber..."

„Aber, Herr Millaud, da hat es doch gar keinen gegeben!"

„Eben darum — — und sogar Geld hat er gebracht! Man sollte nur solche Kriege führen . ."

V.

Friede, Frühling — Weltausstellung!

Die Gewitterwolken der hohen Politik, die länger als einen Monat verdunkelnd und gefahrdrohend über der Weltausstellung lagen, sind endlich gewichen. In wenigen Tagen wird in London eine Konferenz des „Europäischen Konzertes" zusammentreten, um nach einem bereits festgelegten Programm die Luxemburger Frage unter Garantie der Großmächte friedlich-schiedlich zu regeln.

Paris atmet auf. Kriegsgeschrei und nachfolgender Katzenjammer sind fürs erste vergessen. Man lebt wieder in einer fröhlichen, lenzheiteren Welt. Ah, und man lebt auch endlich wieder im Zeichen der Weltausstellung — der fertigen Weltausstellung!

Am strahlenden 5 Mai, dem ersten Sonntag im neuen Monat, ist ganz Paris in Bewegung Alles strebt und drängt heute zum Marsfeld: die Eisenbahnen, die alle Viertelstunde (Rekord' Rekord!) 2000 Personen befördern, die Dampfboote auf der Seine, die unaufhörlich zwischen dem Pont Neuf und der Jenabrücke hin- und herfahren, die Omnibusse, die Citadinen und Berlinen, die Fiaker und Droschken, die Ein- und Zweispänner und — inmitten dieser rollenden, jagenden, peitschenknallenden Unrast — die unabsehbare Prozession der Fußgänger.

Immer neue Menschenströme ergießen sich durch die zwölf Tore der Weltausstellung und lassen unaufhörlich die fünfzig Drehkreuze tanzen, was pro Nase einen Franken kostet. Bald ist in und vor den Restaurants und Kaffeehäusern kein Tisch und kein Stuhl mehr frei, und auch in den Galerien und Alleen der Ausstellung drängen sich die Massen in qualvoll fürchterlicher Enge Über dem Ganzen ein dumpfes, betäubendes Getöse — ununterbrochen und dumpf verhallend wie Meereswogen in der Brandung.

Zwischen dem Sonntagsstaat der biederen Bürger leuchten elegante Frühjahrstoiletten, Uniformen und Kostüme aller Herren Länder. Da sind ebenholzschwarze Nubier des Vizekönigs von Ägypten, schneeweiß gekleidet mit rotem Leibgurt; da sind Mexikaner mit bunten Halstüchern und riesigen Zehngallonen-Hüten, da sind braune Marokkaner, zweifelhafte Türken (manche vielleicht aus dem Faubourg Saint Antoine), vermummte Araber auf hohen Kamelen, Japaner, Chinesen mit langen Zöpfen, Schotten, Russen und Ungarn; steife englische Soldaten in hochroten Uniformen; dann wieder niedliche holländische Mädchen mit Hauben aus Goldblech, blonde Schwedinnen dunkle Italienerinnen mit südlichen Augen und — nicht zuletzt — entzückende Dirndl ohne Zahl in den bayerischen und österreichischen Gaststätten.

Und das alles quirlt bunt durcheinander, schiebt sich und drängt sich auf dem riesigen Geviert des Marsfeldes, in dessen Mittelteil sich das mächtige Oval des eigentlichen Ausstellungsgebäudes mit seinen sieben Ringen erhebt, während die vier Ecken von den — nur formell so bezeichneten — französischen, deutschen, englischen und belgischen Vierteln mit ihren Parks und Bauten gebildet werden. 180 Gebäude sind hier binnen kurzem für eine noch viel kürzere Lebensdauer entstanden

Da ist eine Kirche für die Ausstellung religiöser Kultgegenstände, da ist das internationale Theater mit seinen zwölfhundert Sitzplätzen, in dem Schauspiele in den vier Hauptsprachen aufgeführt werden, da ist der Pavillon des Photographen Pierre Petit, der das Privileg des allein autorisierten Ausstellungsphotographen mit 120000 Franken erkauft hat . . (während fünf Jahre früher seine niedliche geschäftstüchtige Frau noch auf den Boulevards „fischen" ging, d h. sich von diesem oder jenem Kavalier „gern" nach Haus begleiten ließ, um dann das überraschte Opfer ihrer weiblichen Listen dem teuren Gemahl mit dem Hinweis vorzustellen: „Ach, lieber Pierre, der Herr möchte sich gern von dir photographieren lassen ..") — — ja, und da ist auch der schon erwähnte Kaiserpavillon mit seinen schreienden Reklameschildern, auf denen sich die edlen Spender dieses schauerlich verkitschten Gebäudes verewigt haben, da ist ferner eine Porzellanfabrik und eine Töpferwerkstatt (beide im Betrieb), und da ist schließlich ein Muster-Einfamilienhaus, das der Kaiser höchstpersönlich für die „arbeitenden Klassen" entworfen hat, und für das ihm die Goldmedaille so sicher ist wie einem kleinen Kinde die Masern

Im „Quartier anglais" gibt es statt dessen einen riesigen Leuchtturm, ein Cottage, in dem der Prinz of Wales sehr bald Wohnung nehmen wird (während des Höhepunktes der Luxemburg-Krise hat ihn die kluge Mama nach London zurückzitiert), ferner ein Haus, das die englische Bibelgesellschaft bis zum Bersten mit Bibeln und frommen Traktätchen angefüllt hat, dann eine türkische Moschee, vor der ein Muezzin aus dem „schöne Böblinge" Wache hält, daneben erhebt sich ein ägyptischer Sphinxtempel, weiterhin ein Gebäude mit dem plastischen Gesamtpanorama des im Bau befindlichen Suezkanals, gegenüber eine Karawanserei mit echten Kamelen und unechten Arabern, dahinter ein mexikanischer Götzentempel, dessen Inneres den Vergleich mit jeder Panoptikums-Schreckenskammer aushält — — und schließlich und endlich gibt es hier noch eine ganze Reihe chinesischer, japanischer und siamesischer Baulichkeiten, deren Mittelpunkt ein Chinesen-

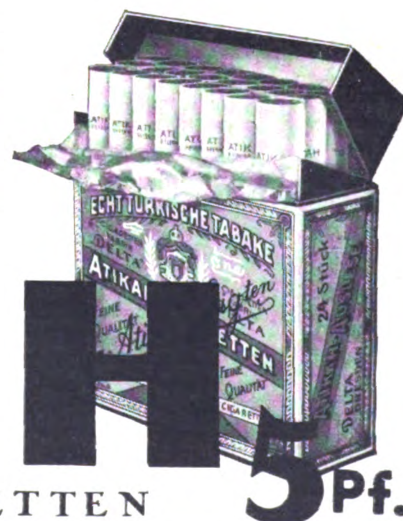
Heiligenstaedt

Cigaretten kaufen ist keine Preisfrage!

Um besser zu rauchen und mehr Genuß und Freude zu haben, ist es nicht nötig, im ganzen mehr für Cigaretten auszugeben, als Sie es ohnehin tun: Sie brauchen nur Atikah zu rauchen! Denn Atikah ist die Cigarette, die Sie Zug für Zug bedächtig genießen: ihr reiches, volles Aroma bietet Ihnen so viele Feinheiten, daß Sie keine davon durch hastiges, gedankenloses Rauchen verlieren wollen. Sie finden in jeder Atikah jene Intensität des Genusses, die Ihr Rauchbedürfnis nachhaltender befriedigt, als es eine weit größere Zahl von Cigaretten vermag, die Ihnen kaum mehr als leicht angewärmte Luft geben. Es ist immer wahr: weniger und dafür besser — Sie haben viel mehr davon!

Gerade Atikah bewirkt das, weil sie **voll***aromatisch ist: sie enthält nur ausgesucht würzige, vollwertige Orienttabake, die so fein aufeinander abgestimmt sind, daß sich die aromatischen und geschmacklichen Eigenheiten jeder Tabaksorte voll entfalten können. Im Zusammenklang ergeben sie jene einzigartig fein nüancierte Geschmackfülle, in der Sie immer wieder neue Abwechslung und Anregung finden.*

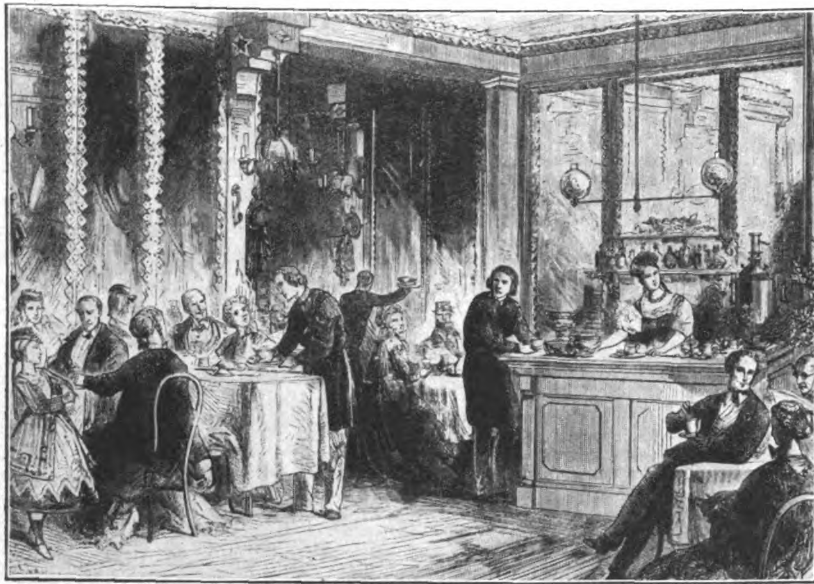
Rauchen Sie



ATIKAH 5 Pf.

VOLLAROMATISCHE AUSLESE-CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK



Das russische Café mit der schönen Büfettdame „Baba".
Zeichnung von Gerlier in der Pariser „Illustration".

theater bildet, wo eine Schauspielertruppe aus Peking auftritt.

Ähnlich international ist auch das Viertel, das von Rußland mit einem Musterbauernhof (in Rußland regiert Alexander II., der „Bauernbefreier"!), mit einem Stall voll edler Traber aus dem Gestüt des Zaren — wie könnte es anders sein —, mit einem Schlemmerlokal à la Eremitage eröffnet wird (Die entzückende „Baba", die hier goldbestickt und perlenbekränzt hinter dem Kredenztisch thront, ist eine der schlimmsten Kokotten der ganzen Ausstellung und von einer schier unglaublichen Vitalität. Sie dürfte mit einem kleinen Vermögen nach Rußland zurückkehren, wenn sie es nicht vorzieht, gleich in Paris zu bleiben ...)

Neben den Russen haben die Schweizer eine sehr anständige Kunstausstellung aufgebaut, die Österreicher ein ganzes Dorf „zum Essen und zum Trinken", die Preußen vornehmlich eine Maschinenhalle, die Bayern eine Kunsthalle mit reichen Schätzen, die Württemberger eine Papierfabrik — und die hellen Sachsen schließlich ein Musterschulhaus, in dem auch die Leipziger Verleger mit ihren letzten Neuerscheinungen vertreten sind.

Dabei mag auch gleich das Reiterstandbild Wilhelms I. an der Avenue d'Europe erwähnt werden, das während der Luxemburg-Krise den Anlaß zu einer wüsten Keilerei zwischen preußischen und französischen Arbeitern gebildet hat. Die Preußen hatten das Standbild mit einem Lorbeerkranz geschmückt, dessen Schleife die Aufschrift trug „Dem Sieger von Sadowa", was die Franzosen so verschnupfte, daß sie aus heiterem Himmel eine Schlägerei anfingen, aber — dabei den Kürzeren zogen ... (heute steht das Reiterstandbild auf der Hohenzollernbrücke in Köln).

Sehr würdig präsentiert sich Belgien — auf seinem „eigenen Grund und Boden" — mit einer Eisenbahnausstellung, einer Gemäldegalerie, der „größten Orgel der Welt", einer Maschinenhalle und — — nicht zuletzt mit einem klug rechnenden König, der während seines Besuches in Paris geradezu rücksichtslos Aufträge für seine heimische Industrie eintreibt. Der benachbarte holländische Teil zeigt u. a. eine Diamantenschleiferei von Coster aus Amsterdam und eine Galerie alter Meister, während sich auf der Ostseite des belgischen Viertels das Haus des Preisrichterkollegiums und der Ausstellungskommission erhebt, dessen unmögliche Architektur kaum etwas von seiner hohen Bestimmung verrät.

Der übrige Teil des „Quartier belge" wird von dem sogenannten „reservierten Garten" eingenommen, wo sich die etwas zu üppig wuchernde Phantasie des Herrn Alphand hemmungslos ausgetobt hat. In der Mitte ein gigantisches Palmenhaus, umgeben von Treibhäusern in Gestalt von Zelten, Pavillons, Kiosken, Tempeln und ähnlichen exotischen Gebäuden. Dazu Tropfsteingrotten mit langen labyrinthartigen Gängen, Aquarien, auf denen man Kahn fahren kann, große überdachte Seen mit künstlicher Mondscheinbeleuchtung, ein Pavillon für die Kaiserin, fast ganz aus Porzellan erbaut, beleuchtete Wasserfälle und Springbrunnen — — und das alles nur für einen halben Franken Extraeintritt! Bände müßte man füllen — wie der offizielle Ausstellungsführer, der tatsächlich aus mehreren Teilen besteht — um die „Sensationen" dieser Weltausstellung auch nur einigermaßen vollzählig aufzuführen .. Doch, wohin kämen wir? Und so müssen wir uns auch bei der Beschreibung der „Wunder" des eigentlichen Ausstellungspalastes nur auf ein paar Stichproben — und bei diesen Stichproben auf Deutschland — beschränken.

Da ist — neben vielen hundert anderen deutschen Ausstellern — die Firma Krupp mit einer Riesenkanone und einem Gußstahlblock von 800 Zentnern vertreten, der Chemnitzer Hartmann mit einer Reihe neuer Werkzeugmaschinen, Borsig aus Berlin mit schweren Lokomotiven, Siemens & Halske mit Telegraphenapparaten, Schwachstromgeräten und einer „sogenannten Dynamomaschine" (diese Maschine hat der Mitinhaber dieser Firma, Herr Werner Siemens, der nebenbei auch dem Preisrichterkollegium angehört, erst im vorigen Jahre erfunden), und da sind schließlich auch noch die Buchdruckpressen der Firma Bauer & König, sowie die Erzeugnisse der Kgl. Preußischen Eisengießerei und des Bochumer Vereins zu erwähnen In der Abteilung „Rohstoffe" erntet die Sammelausstellung der Vereinigten deutschen Bergwerksbesitzer uneingeschränkte Bewunderung, während in der „Galerie du Mobilier" die Erzeugnisse der Meißner und Berliner Porzellanmanufaktur die Sèvres-Porzellane diesmal weit in den Schatten stellen. Doch auch sonst ist alles vertreten, was in Nord- und Süddeutschland und darüber hinaus Ansehen und Namen hat: Die feindlichen Namensvetter Farina aus Köln mit ihren Kölnischen Wassern, Berliner Hofjuweliere, die Neuruppiner Bilderbogen, die Faberschen Bleistifte, die schlesischen Wollwebereien die sächsischen Tuchfabriken und die Berliner Wagenbauer.

Eng beieinander wohnen hier das Echte und das Talmi, das Wundervolle und das Groteske, das Phantastische und das Banale, das Marktschreierische und das in stiller Schönheit Leuchtende ..

So zeigen die Vereinigten Staaten Lokomotiven, deren Tender mit süßlichen Genrebildchen bemalt sind, England und Preußen nüchterne Werkzeugmaschinen mit stilisierten Löwenköpfen. Greifenklauen und korinthischen Säulen, Österreich eine Nähmaschine, die wie ein Garnkörbchen aussehen soll, und Frankreich ein Mundwasser, das mit folgenden Worten angepriesen wird: „Benutzen Sie Eau de Botot, das Wunderzahnwasser der Welt! Der Kaiser von China benutzt es so gut wie die Damen in Kapstadt, und in dem englischen Briefkasten in der Magalhaesstraße, in die die vorüberfahrenden Weltumsegler ihre Depeschen zur Weiterbeförderung werfen, lag kürzlich eine Bestellung aus Hinterindien auf vier Flaschen Eau de Botot!" —

Müde von dem Gesehenen und dem Gedränge, durstig von der bestehenden Schwüle und dem Staub in den Gängen und Sälen der Ausstellung, zieht man sich schließlich in eins der vielen Restaurants zurück, die die äußere Rundgalerie des Ausstellungspalastes nach Süden zu bilden. Man kann bei Herrn Becker preußisch-spartanisch essen und dazu helles norddeutsches Bier trinken, man kann bei Herrn Neeser ein köstliches „Spaten" und dazu bajuwarische Spezialitäten genießen, man kann in der Dreherschen Bierhalle ein echtes Pilsner und bei Herrn Eduard Sacher Paprika-Lämmernes, Topfen-Palat-Schinken, Kaiserfleisch mit Heiduckenkraut oder sonst etwas Wienerisches bekommen; und man kann schließlich englisch-australisch, italienisch, ungarisch, schwedisch, chinesisch oder noch exotischer trinken und speisen — just da, wonach der Gaumen gerade lüstern ist ...

Und während die internationalen Gäste und die Besucher von auswärts sich nach der anstrengenden Ausstellungswanderung so „chacum à son goût" laben und sättigen, pilgern die braven sparsamen Spießbürger von Paris wieder heim mit Weib und Kind, in dem beruhigenden Bewußtsein, sich nun selbst davon überzeugt zu haben, daß die Weltausstellung endlich fertig ist. Jetzt muß nun das große Geschäft beginnen, auf das alle so sehnsüchtig warten.

„Hast du gesehen, Gaston, die Robe aus weißem Atlas mit dem grünen Samtbesatz und der Schleppe aus echten Spitzen? Wer die wohl kaufen mag — was?!" — „Ich nicht", knurrt Gaston mürrisch und völlig uninteressiert, denn ihn beschäftigt im Augenblick viel stärker die Frage, ob das Tunnelprojekt Dover—Calais, das ebenfalls auf der Ausstellung gezeigt wird, wohl technisch durchführbar ist. Louis dagegen, der Sprößling, wird nicht müde, von den Kamelen und den schwarzen Männern zu schwärmen, während Lisette, seine Schwester, überhaupt nichts mehr denkt und sagt, sondern nur noch müde-mechanisch vorwärtsstolpert ... Ein großer Tag für Paris geht zu Ende ...

Dann rumpeln und rattern schließlich auch die letzten Omnibusse und Droschken zurück in die Stadt, und in geisterhafter Ruhe liegt nun das Ausstellungsgelände mit seinen Wegen, Alleen, Bauten und Palästen, nur matt erleuchtet von den weißen Kugeln der Gaslaternen. Hier und da macht ein Wächter seine Runde, ein verschlafener Kellner stolpert vorüber — sonst Stille ...

Um die gleiche Zeit grübelt in seinem Quartier in Querétaro, während draußen die glühende Sonne Mexikos noch immer erbarmungslos vom Himmel herniedersengt, ein einsamer Mann dumpf vor sich hin ... Wie lange noch? Um ihn herum nur Verrat und Gemeinheit, feige Verzweiflung ... Und von Frankreich und Napoleon schmählich in Stich gelassen ... ein Opfer bonapartistischer Prestigepolitik — das also ist das Ende des mexikanischen Kaiserreiches —!

Dann erhebt sich der Einsame, kniet nieder an dem kleinen Hausaltar und fleht seinen Schöpfer an, ihn stark zu machen für den bitteren Rest ...

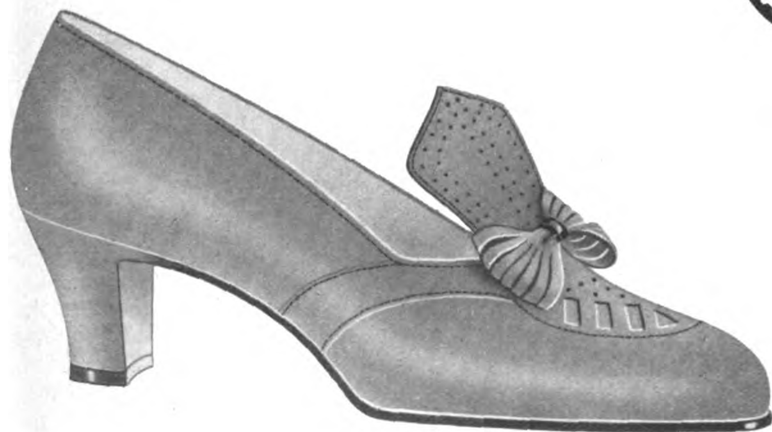
(Fortsetzung folgt.)



Die Kruppsc … ser Weltausstellung von 1867.
… Illustrierten".

NEUE SCHUHE *für Sommer und Reise*

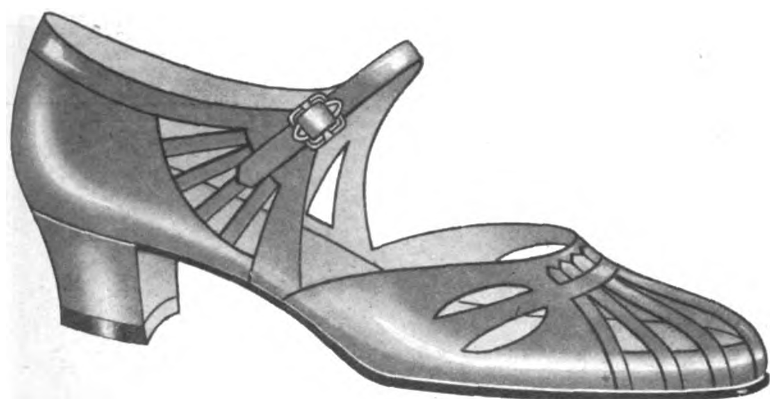




Beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



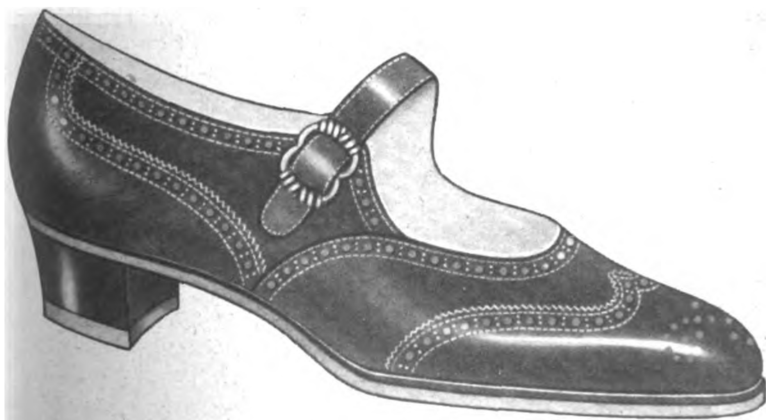
Beige Wildleder mit brauner Garnitur
MODELL SALAMANDER



Beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



Blau Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



Hellbraun Boxkalb mit Gummisohle
MODELL SALAMANDER



Weiß Chevreau mit schwarz Eidechs
MODELL SALAMANDER

DR. B. SOLONEWITSCH:

Die Folter

EIN TEILAUSSCHNITT AUS DEM WERK „Russische Jugend im Sturm"

In diesem Teilausschnitt erzählt der Verfasser seine Erlebnisse im berüchtigten GPU.-Gefängnis Lubjanka in Moskau und sagt dazu folgendes: „Alles, was ich in Lubjanka, Butyrki, in den Etappen und auf der Insel Solowki sah und erlebte, erklärte mir, wie die sensationellen Schauprozesse im Rätebund vorbereitet werden, wie man aus den Tausenden der Gefangenen einige Dutzend der geistig- und willensschwachen Menschen mit den gleichen Methoden heraussucht, bearbeitet und sie dann als „reumütige Zeugen" auftreten läßt."

Ein endloser, trauriger Abend. Noch ist es verboten zu schlafen, und so messe ich mit den Schritten unaufhörlich den Raum meines steinernen Käfigs von einer Ecke schräg zur anderen, beschäftige mich mit irgendeiner Denkarbeit. Die Vorschriften der GPU. verbieten ihren Gefangenen den Besitz von Büchern und Papier, Besuche oder Liebesgaben zu empfangen und sogar die Rundgänge im Gefängnishof. Zur Abkürzung der endlosen Stunden löse ich mathematische Aufgaben, übersetze im Geiste aus einer Sprache in die andere, denke über die gelesenen Werke nach. Die dichterische Phantasie großer Meister entführt meine Gedanken in eine andere, schönere Welt und hilft mir, den Alpdruck der Gegenwart zu vergessen . . .

Plötzlich schnalzt metallisch das Schloß . . . Die eiserne Tür öffnet sich langsam, und ein kleiner Mann schleicht sich furchterfüllt in meine Zelle. Er sieht sich hilflos, wie ein Mensch in ungewohnter Umgebung, nach allen Seiten um. Die Tür hat sich wieder geschlossen, und ich betrachte neugierig meinen neuen Kameraden im Unglück.

Er ist ein kleiner, dicker Mann in gepflegter Kleidung, dem es bisher anscheinend sehr gut gegangen ist. Aber Verzweiflung und Schrecken entstellen jetzt sein volles, rasiertes Gesicht.

„Wie kommt das? . . . Wo befinden wir uns? . . . Wo bin ich?" fragte er wirr durcheinander, weniger mich als sich selbst.

Sein Benehmen offenbart, daß er in „Gefängnisangelegenheiten ein Neuling" ist und ihn seine Verhaftung wie der Blitz aus dem heiteren Himmel überrascht hat.

Nach einer halben Stunde beruhigt er sich, ist imstande, seine Geschichte mehr oder weniger zusammenhängend zu erzählen. Er war ein Pressemitarbeiter von Format und verkehrte öfter im Kreise irgendwelcher Journalisten und Schriftsteller. In dieser Gesellschaft sah er zu tief ins Glas und pflegte dann den Gedankenaustausch über die politischen Tagesfragen. Er schwört mit hysterischen Gebärden, daß dieser Gedankenaustausch von keinen konterrevolutionären Ideen geleitet war. Auf der Jagd nach allen möglichen „oppositionellen" Elementen, hatte die GPU. auch diese ganze Gesellschaft gefaßt, wobei auch er in die gestellte Falle ging und jetzt seine Unvorsichtigkeit verwünscht.

„Warum bin ich nur hingegangen!" stöhnte er vor sich hin. „Ich habe nichts verbrochen . . ., ich bin unschuldig Meine arme Frau ist jetzt brotlos . . . Mein Gott! Mein Gott!"

Meine Worte beruhigen ihn etwas, und er läßt sich zu einem kleinen Schlaf überreden.

Es ist aber eine schwere Aufgabe für die erregten Nerven, in einem GPU.-Gefängnis etwas Ruhe zu finden. Die nächtliche Stille wird fortwährend durch Schreie, stöhnende Stimmen, das Lachen der Wahnsinnigen und irgendwelche undefinierbare Geräusche unterbrochen.

Dann hört man wieder einen dumpfen, unterdrückten Aufschrei aus unmittelbarer Nähe und nach einigen Augenblicken schwer trampelnde Schritte in den Gängen. — ein neues Opfer wird abgeführt oder fortgetragen . . .

Dieser grauenhafte Lärm unmittelbar an der Tür unserer Zelle wirkt auf meinen Kameraden wie ein Peitschenhieb. Er springt von der Schlafbank auf und fragt mit bebender Stimme:

„Was war das? Was war das? . . . Mordet man dort?"

„Aber nein!" beruhige ich ihn mit irgendeinem ersten besten Einwand, da seine wilden Blicke die äußerste Nervenspannung eines Menschens verraten, der einem hysterischen Anfall nahe ist. „Wahrscheinlich ist ein Betrunkener eingeliefert worden . . ."

Ich bringe es nicht über mich, ihm die Wahrheit zu offenbaren. Wer vermöchte auch einem Neuling zu sagen, daß man irgendeinen zur Erschießung abführt und daß dieser, erst eben schreiende Mensch, vielleicht jetzt schon im Keller unter uns, sich in den letzten Todeskrämpfen auf dem blutüberströmten Boden krümmt . . .

Aber meine beruhigenden Worte bleiben wirkungslos, der Neuling zuckt auf den Brettern seiner Schlafbank zusammen und verschlingt mit weit aufgerissenen Augen das Guckloch der Zellentür. Im Halbdunkel der Zelle erscheint dieses Guckloch wie das grausame Auge eines Raubtieres, das sein zu Tode gehetztes, vor Angst verkrampftes, wehrloses Opfer gierig betrachtet.

Plötzlich rascheln deutlich die Schlüssel. Die schwere Zellentür öffnet sich und zeigt die Gestalt eines Aufsehers.

„Wer heißt hier nach dem Anfangsbuchstaben „G"?"

„Was? Was?" stößt die erstickende Stimme des Neulings hervor, und ich merke, daß er die Frage des Aufsehers nicht versteht.

„Wie ist Ihr Familienname?"

„Mein? . . . Mein Name? Gawrilow . . Warum?"

„Kommen Sie ohne Ihre Sachen heraus", läßt der Aufseher gleichgültig fallen und drückt sich rückwärts in den Gang. Das Entsetzen packt meinen Kameraden. Wohin wird man wohl nachts abgeführt?

„Haben Sie keine Angst, Kamerad", sage ich und schiebe ihn zur Tür hinaus. „Man holt uns zur Vernehmung. Die Verhöre werden oft nachts durchgeführt. Nitschewo, bewahren Sie nur die Ruhe, und alles wird ein gutes Ende nehmen."

Das Klirren der Schlüssel weckt mich, und ich erblicke im Morgengrauen das leichenblasse, zuckende Gesicht des hereinwankenden Gawrilow. Er fällt entkräftet auf die Schlafbank und stammelt vor sich hin:

„Mein Gott . . . Ich weiß ja nichts. Sie schrien mich an . . . Bedrohten mich mit der Pistole . . . Aber woher soll ich alles wissen . . . Sie verlangten ein Geständnis von mir . . . Du wirst erschossen, sagten sie . . . Und ich, ich weiß, bei Gott, nichts! Wofür, mein Gott, wofür das alles?" . . .

Der Unglückliche rast durch die Zelle mit blassem, entstelltem Gesicht, und meine beruhigenden Worte erreichen anscheinend nicht seinen Verstand.

Erst nach vielen Stunden ist er fähig, zusammenhängend zu erzählen, wie man während des „Verhörs" Mitteilungen über die ihm unbekannten Leute von ihm verlangte, seinen Namenszug unter ein bereits niedergeschriebenes Geständnis zu setzen forderte, ihn anschrie, beschimpfte und wie ein „verreckendes Vieh" auf der Stelle niederzuknallen drohte.

Gegen Abend wird er wieder herausgerufen und kehrt fast lahm vor Angst zurück Auf meine Fragen stöhnt er nur leise:

„Heu . . . heute . . . nacht . . . werde ich . . . er . . . erschossen . . ."

Alle meine Versuche, ihn davon zu überzeugen, daß es nur Bestrebungen seien, ihn geistig zu terrorisieren, bleiben vergebliche Mühe. Seine angstgeweiteten Augen stieren irgendeine Stelle der verschimmelten Steinwand an, und er stammelt nur immer wieder:

„Wofür? Mein Gott, wofür? Ich weiß ja nichts."

Ermattet durch alle Aufregungen dieses Tages, schlummere ich schon, als mich ein ungewohnter Lärm der auf dem Holzboden laut schallenden Schritte plötzlich weckt. Fußmatten bedecken die Böden der inneren Gefängnisgänge, und die Aufseher in Filzschuhen schleichen sich unhörbar an die Gucklöcher der Zellentüren heran. Jetzt aber hört man im Gang deutlich schallende Schritte und klirrende Sporen.

Dieser ungewöhnliche Lärm kommt auch mir seltsam vor. Mein Kamerad erschrickt und erhebt sich zitternd von seiner Bank

Die Schritte erschallen immer näher und näher . . Schon sind sie an unserer Tür . . . und entfernen sich in einer anderen Richtung.

Gawrilow senkt mit erleichtertem Seufzer den Kopf auf den zusammengeballten Mantel, der ihm als Kissen dient

Nach einer halben Stunde Schweigens ähnliche langsame Schritte, wieder derselbe drohende Aufschlag der Absätze. Er ist demonstrativ langsamer und lauter als der übliche Lärm einer schreitenden Männergruppe und steigert die Nervenspannung bis zur Qual.

Die Schritte sind schon an der Zellentür und . . . halten plötzlich still. Und wieder einige dumpf schallende Worte, Schritte, — die Männer entfernen sich

Der unglückliche Journalist wischt von seinem Gesicht die Schweißtropfen ab und streckt sich erschöpft aus

Noch eine qualvolle Stunde des Schweigens, das von herzbeklemmendem Stöhnen, jammerndem Klagen und lautem Schluchzen eingeschlossener Opfer der GPU. dauernd unterbrochen wird. Unter den tausenden seelisch und physisch in dieser Hölle gefolterten Menschen haben nicht alle die Kraft, ihre Verzweiflung vor dem Grauen ihrer furchtbaren Gegenwart und Zukunft zu bezwingen.

Wieder nahende Schritte . . . Trotz meiner vielen Erlebnisse fühle selbst ich mein Herz stocken, einen atemraubenden Knäuel zum Halse heraufsteigen. Die Finger krampfen sich nervös in den übergezogenen Mantel. Meinen Kameraden schüttelt es, und seine gespannten Kräfte sind nur noch ganz Ohr — kommen sie jetzt ihn holen?

Die Schritte sind schon an der Zellentür. Sie bleiben wieder stehen wieder hört man ein dumpfes Stimmengewirr, und plötzlich, o Schreck, unsichtbare, eisige Arme streifen die Haut, umklammern den Körper . . . die Türklinke hat sich bewegt.

„Track, track", schallt langsam und beklemmend das Schloß. Die Tür bleibt noch zu.

„Track, track", klirrt und lacht höhnisch das Schloß Ein Gemurmel unverständlicher Worte, stoßweise rohes Lachen hinter der Tür, und die stampfenden Schritte entfernen sich aufs neue.

Mein Kamerad schluchzt und zuckt am ganzen Körper

Noch eine schlaflose, bleischwer drückende, zermürbende Stunde. Durch die Grabesstille der Gänge dröhnen ebenso unheilvoll und langsam dieselben Schritte immer näher . . . Jetzt erreichen sie unsere Zellentür. Das Stimmengemurmel eines langsamen Wortwechsels, das trocken klingende Klappern des Schlüssels am Schloß-

CAVALLA

DJUMAJA

XANTHI

NEVROKOP

SAMSUN

SINDIRGI

AKKISSAR

EUDEMICH

ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M

REEMTSMA SORTE »R6« o/M

H.F.&PH.F.REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

doppelt fermentiert

4 ₰

stahl, und Zoll für Zoll öffnet sich dieses Mal langsam die Tür. Drei Tschekisten in voller Uniform, mit Pistolen in den Händen stehen am Eingang . . .

Bald rast das wild hämmernde Herz, bald stockt es wie leblos in den wenigen Augenblicken des folgenden peinigenden Schweigens. Aber plötzlich beginnt die Zellentür sich ebenso langsam zu schließen, und abermals bedrückt uns die beklemmende Stille.

Noch ist die Folter nicht am Ende . . . Nach einer halben Stunde erschallen nochmals dieselben Schritte, die Tür öffnet sich, und drei Tschekisten, mit ausdruckslos steinernen Gesichtern und Pistolen in den Händen, betreten die Zelle. Der vorderste hat in seiner linken Hand einen Papierbogen.

Sie sehen an mir vorbei und gehen auf den erbleichenden Gawrilow zu, der sich halb erhebt, mit wilden Blicken in das undurchdringliche Gesicht des Tschekisten starrend.

Wieder eisiges Schweigen. Wieder spannen sich die Nerven wie Saiten von Stahl, und es scheint, daß im Herzen gleich etwas zerspringt, ein erlösender Schleier das Grauen dieses Augenblicks vernebelt.

Die Blicke treffen sich im kurzen Zweikampf. Der angsterfüllte, fast irrsinnige Blick des Gefangenen versinkt in den finsteren Abgründen der Henkersaugen.

Jetzt raschelt der Papierbogen in der Hand Der Tschekist läßt seinen Blick nach unten gleiten, erweckt, zum Schein, den Eindruck, auf dem Papierbogen etwas zu lesen und betrachtet dann wieder scharf sein Opfer.

„Sind Sie es, Bürger Gawrilow?" fragt tonlos die satanisch boshafte Stimme.

„Ich . . ich . . . Ja . . . Ich bin es . . .", preßt Gawrilow lispelnd heraus

Der Ausdruck in der verrohten Fratze des Tschekisten verändert sich nicht, und der grausame Blick seiner bestialischen Augen starrt in das Gesicht des Gefolterten. Er genießt seine Macht und ist offensichtlich bemüht, diese grauenhaften Augenblicke zu verlängern, weidet sich an den unmenschlichen Qualen seines Opfers.

Dann wendet er sich plötzlich um verläßt mit seinen Begleitern schweigend die Zelle, und der keuchende, von der Folter erdrückte, zurückgebliebene Gawrilow weiß noch immer nichts über sein Schicksal.

Während der Nacht läßt man uns in Ruhe, aber an Schlaf ist nicht zu denken.. Am Tage rennt Gawrilow verzweifelt in der Zelle umher, schlägt mit dem Kopf gegen die Wand und kommt dem Irrsinn nahe. Abends holt man ihn erneut heraus, und der hämisch lächelnde Untersuchungsrichter sagt ihm:

„Entschuldigen Sie, bitte, daß man Sie heute nacht vergeblich gestört hatte Wir haben die Hände voll zu tun —, Sie verstehen . . Die Mehrzahl Ihrer Kameraden mußten wir erschießen . . . Leider hatten wir keine Zeit mehr für Sie Aber heute nacht werden wir Sie bestimmt in den Keller geleiten . . . und dann auch weiter befördern . . ."

Gawrilow kehrt danach in einem nicht mehr ganz normalen Zustand in die Zelle zurück, sinkt zu Boden, wälzt sich hysterisch herum Ich versuche, einen Arzt kommen zu lassen, aber der Aufseher erwidert gleichgültig:

„Wegen solcher Kleinigkeiten wird der Arzt nicht gerufen."

Meinen Kameraden packt indessen der Weinkrampf, dann stürzt er sich auf mich kämpft mit mir, tobt, versucht immer wieder, seinen Kopf an der Wand zu zerschmettern, und schreit verzweifelt:

„Erschießt mich bald . . . Ich kann es weiter nicht ertragen . . . Erschießt mich! Foltert mich nicht . . ."

Ich lege ihn gewaltsam auf die Schlafbank und halte ihn so lange fest, bis er erschöpft niedersinkt und halb ohnmächtig, nur noch selten zitternd aufschluchzt

Spät in der Nacht klirren die Schlüssel, und an der Schwelle erscheinen die düsteren Gestalten derselben drei Tschekisten. Der Oberst ruft trocken:

„Kommen Sie heraus!"

„Wo . . wohin?" fragt kopfscheu und stumpf der erschöpfte Gawrilow. „Mit meinen Sachen?"

„Das ist uns einerlei. Wir kehren uns nicht an Ihren Sachen. Na, machen Sie voran!" schreit laut und brutal das Tschekistenmaul. Bleich mit blutleeren, zitternden Lippen wankt Gawrilow in den Gang, die Tür fällt hinter ihm ins Schloß und ich bin wieder einsam

Nach kaum einer Stunde kommt der Ärmste zurück, streckt sich entkräftet auf der Schlafbank aus und stammelt:

„Ich habe unterschrieben . . Alles unterschrieben, was sie befahlen . . . Es ist egal, ich hatte keine Kraft mehr . . ."

„Haben Sie denn wenigstens gelesen, was Sie alles unterschrieben?" fragte ich

„Ach wo . . . Der Keller war blutbespritzt, in der Ecke lag eine verstümmelte Leiche . . Ich hätte ja doch nichts mehr verstanden . . . Mir ist alles gleichgültig . . ."

Lärmend öffnet sich die Tür, und eine grobe Stimme ertönt in der Zelle:

„'raus mit den Sachen!"

„Wohin? Ich war erst eben . . ."

„Halt 's Maul! Sammle deine Sachen."

Zum letztenmal huscht an mir das qualvoll verzerrte Gesicht Gawrilows vorbei die Tür knallt und den Zellenraum füllt die gleiche Stille, als sei die sich erst eben im Rahmen der barbarischen GPU.-Untersuchung hier abgespielte menschliche Tragödie nur eine gespensterhafte Erscheinung der mittelalterlichen Inquisition gewesen . .

Aber nein! Legion ist der Name junger aufblühender Leben der russischen Jungen und Mädel, die von den verrohten Tschekisten durch seelische und andere Folter in den Tod gehetzt worden sind.

Am nächsten Tag betritt der Oberaufseher meine Zelle und fragt dienstlich:

„Brauchen Sie Papier für eine schriftliche Erklärung an den Untersuchungsrichter?"

Ich presse die Zähne aufeinander und erwidere scharf:

„Nein, nicht erforderlich . ."

OTTO VIOLAN:

Der Teufel weiß es!

Zugegeben: Sie haben beide einen Steinhäger mehr getrunken, als sie es sonst gewohnt waren, Klas und Pitter. Aber was will das besagen? Zunächst einmal: es ist Sonnabend, und es war eine harte Woche für sie gewesen; sie hatten fest zugegriffen und ein gutes Stück Arbeit geschafft. Da will einer doch auch wieder verschnaufen, und wenn er trinkt, zählt er die Gläser nicht wie ein Schulmeister. Und dann: dem einen legt sich ein Korn, und wenn's auch nur ein lächerlich kleiner Stumpen ist, schwer auf die Zunge, und dem andern macht ein Schluck über den quälenden Durst erst das Hirn so richtig frei und leicht. Nein, ihr dürft nicht immer gleich die Schultern verächtlich hochziehen, wenn ihr in der Kneipe einem begegnet, der ein bißchen laut lacht oder über Dinge redet, die euch sonderbar vorkommen.

Im übrigen hält Klas ja schon den Zehnmarkschein in der Hand, mit dem er die acht Glas Steinhäger für sich und seinen Freund Pitter bezahlen will. Bloß der Kellner, nach dem er schon einige Male gerufen hat, ist noch nicht da. Und so betrachtet Klas die Banknote noch eine Zeitlang mit trüben Blicken.

„Dat is Papier", meint er bekümmert, „und dat loopt doch dörch die Finger wie Water dörch'n löckerigen Bunker!"

Pitter nickt. So ist das mit dem Geld. Sie schweigen eine Weile, dann sagt Pitter: „Ja, so ein Zehnmarkschein ist was Komisches! Wenn du das Geld nimmst und trägst es zum Kaufmann, dann bekommst du dafür, wir wollen mal sagen: an die achtzig Eier . . ."

„Nö, Pitter, da krög ich mehr vor..."

„Also: hundert!"

„Und was mach' ich mit hundert Eiern?"

„Ist doch bloß ein Beispiel, Klas! Ich will sagen: da sind also zehn Mark als soviel wert wie hundert Eier oder wie ein Hut, nicht?"

Klas sieht Pitter eine Zeitlang in die wasserhellen Augen: „Tja, so ist dat ja woll..." gibt er ihm zur Antwort.

Pitter nimmt die Banknote, die Klas vor sich auf den Tisch gelegt hat, und dreht sie spielerisch zwischen den Fingern.

„Ja", erklärt er und kratzt sich hinterm Ohr, „ganz so ist das aber nun wieder nicht! Einen Hut, verstehst du, den trägst du jahraus, jahrein. Er ist gut gegen den Regen und gegen die Sonne. Und wenn er einmal alt ist, dann schenkst du ihn deinem Jürgen. Und von den Eiern... — Herrgott noch mal, von hundert Eiern kann einer, wenn's sein muß, schon eine Woche und mehr leben..."

„Ick nöch, Pitter. Mir verkleckert so Zeug den Magen!"

„Aber deine Frau!"

„Tja, die ist so. Die lebt als nur von Kaffee und so Snicksnack."

„Na, siehst du!" — Pitter hält Klas die Banknote unter die Nase. „Aber das da? Auf so'n Lappen kannst du nicht mal was Richtiges draufschreiben. Das trägst du bloß in der Tasche 'rum. Mit so 'n Stück Papier machst du keinen Ofen warm. Da kannst du nicht mal 'n Priem einschlagen, weil's zu steif ist. Nee, so ein bedrucktes Blättchen ist rein gar nichts wert gegen hundert Eier oder gegen eine Krawatte, mit der du dich mal schön machst. Hab ich recht, Klas?"

Die Sache kostet Klas einiges Kopfzerbrechen. Dann aber stimmt er seinem Freund zu: „Klar, Pitter — so ist dat!"

„Tja, aber ganz stimmt es doch wieder nicht", wendet der andere ein. „Wenn du das Geld auf die Bank trägst, dann kriegst du dafür Zinsen. Aus zehn Mark werden fünfzehn, und einmal sind es zwanzig. Und die Eier...? Nee, Klas, wenn du mit einem Korb Hühnereier kommst, dann schmeißen sie dich glatt 'raus. Und selbst wenn sie sie nehmen und auf Zinsen legen wollten, Mensch... das gäb' 'n schönen Gestank!"

Pitter lacht, daß ihm eine Träne — oder ist's ein Tropfen von dem fünften Korn, den ihm der Kellner unversehens auf den Tisch gestellt hat? — in den Bart läuft. Und auch Klas stimmt der Gedanke heiter. Hundert Hühnereier in einem Banksafe — ist ja auch eine tolle Vorstellung, nicht?

„Tja, da sind als wohl so zehn Mark doch besser wie so 'n oller Eierfladen, hö, hö, hö . . .!" grölt Klas.

Aber Pitter, den das Problem nun einmal im Genick gefaßt hat und dem das Ding jetzt keine Ruhe mehr läßt, ist schon wieder ernst, sehr ernst geworden.

„Das kannst du nicht sagen, Klas", entgegnet er. „Nimm mal an, du gibst die Eier einem Siedler, der eine Hühnerfarm hat, und der legt sie seinen Hennen unter. Dunnerslag, das werden Kücken! Hundert oder doch wenigstens achtzig, wenn schon ein paar taube Eier drunter sind. Achtzig Hühnchen und Hähnchen. Wenn du die später mal verkaufst, kriegst du gut ebensoviele Mark dafür. Das ist doch was anderes wie so lumpige Bankzinsen. Du kannst also nicht behaupten, daß sich Eier schlechter verzinsen als das dumme Geld!"

Das ist Klas zuviel.

Alles was recht ist, aber jetzt geht er nicht mehr mit Pitter mit. Mal sind es die zehn Mark, die allen Segen in sich tragen, und dann wieder kommt alles Gute von hundert Eiern. Er setzt sein Glas Steinhäger fest auf den Tisch und sieht Pitter drohend an.

„Düvel noch mal", sagt er, „du büst'n slechter Kerl! Wat gilt nun? Sind die zehn Mark besser oder die verdammten hundert Eier, die du mir aufschwatzen willst?"

Pitter senkt das Haupt gegen seinen Freund. Der fünfte Steinhäger hat die Helligkeit in seinem Hirn wieder verlöscht. Jetzt wallt Dunkel um ihn. Er kann das Problem, das er so leichtsinnig heraufbeschwor, nicht meistern. Den Kopf auf Klasens Schulter, murmelt er, dumpf und verzweifelt, vor sich hin:

„Dat weeß nur der Düvel, Klas, der das verdammte Geld erfunden hat!"

„Tja, da hast du woll recht. Und der Düvel weeß ock, warum wir hier nun schon über fünf Stunden sitzen und über so albernes Zeug snacken!"

DIE WELTREISE AUF DEM KANAPEE

Ein gemütliches Abenteuer von Ernst Hoferichter

Wir sitzen auf dem Seegraspolster in der Wohnküche. Die Sprungfedern schaukeln uns in einen Wellengang.

Am Gasherd kocht der abendliche Gesundheitstee ... Die Tapete schwitzt im Wasserdampf. Und eine Ahnung nach tropischen Zonen steigt auf . . .

Arm nach außen, reich nach innen — gehört uns die weite Erde. Wir schicken ganz einfach unsere Phantasie auf Weltreise. In den Regionen der Seele bleiben wir Deutsche immer Millionäre . . .! Und alles Große geschieht trotzdem —

Ohne Rohrplattenkoffer, Luxuskabinen und Scheckbücher verfrachtet uns die Sehnsucht weiter — als Geld und Gold auf diesem Globus reicht. Der höchste Berg, das tiefste Meer und die schönste Bucht liegt in uns — und wartet darauf, in wünschenden Träumen erlebt zu werden — — —

Jetzt brauchen wir nur die Augenlider wie Fensterläden zu schließen und mit dem Zeigefinger über die Landkarte fahren . . . Und schon schaukeln wir aus dem Hafen des Alltags ins blaue, azurblaue Meer . . .! Himmel und Wasser wölben sich ineinander . . . Um uns ist nichts als Weite, kosmische Unendlichkeit . . .! Wir atmen Lungenzüge und dehnen den Leib in die bildgewordene Ewigkeit hinein, daß die Knochen krachen . . .

Möwen umflattern das Schiff wie weiße Briefe, die uns die Heimat nachsendet. Die Nordsee ist heute keine Mordsee. Die Wellen sind sanfte Hände, die jede Erregung wieder zu spiegelnder Glätte streicheln. So biegen wir in den Kanal, schlüpfen in den Ärmel und zur Linken und zur Rechten rückt das Land an.

Im Südwesten steigt eine graue Wand aus der See. Die Biskaya zieht die Sturmfahne hoch. An den Tischen im Speisesaal werden die Schlingerleisten aufgeklappt. Passagiere erkundigen sich bei den Stewards nach erprobten Mitteln gegen Seekrankheit. Gut ist ein zweistöckiger Kognak, der enggeschnallte Leibriemen, das Kauen von Kaffeebohnen — besser ein Menü mit acht Gängen, Dauerläufe um Promenadendeck, Kartoffelstampf — unfehlbar aber Brotrinden, Schachspiel oder das gestörte Gleichgewicht in den Seegang hinströmen zu lassen . . .

Um sicher zu gehen, nehmen wir alle Mittel — und sind schon seetoll — ehe die Karussellfahrt beginnt.

Wind kommt auf. Die ersten Brecher fegen über die Decks . . . und die Schreibmaschine des Zahlmeisters schwemmt über Bord. Boden, Decke und Wände der Kabine tanzen. Gesichter werden apfelgrün . . . unser Magen fährt im Fahrstuhl auf und ab . . .

Keine Angst, wir lassen uns tausend Meilen zurück auf unser Kanapee in die Wohnküche schnellen — und liegen am Gasherd mit dem duftenden Gesundheitstee vor Anker . . .

Bald wieder zieht das Schiff durch gleißende Breiten. Delphine springen, fliegende Fische fliehen vor Haien in die Luft — und über die Decks wird das Sonnensegel gespannt. Weiß wie Engel im Vorhof der Seligkeiten erscheinen die Offiziere . . . Wir dampfen in tropischer Zone . . .!

Tag und Nacht brennen in den Kleiderschränken elektrische Birnen. Aber trotzdem schimmeln die Gummimäntel. Die Kofferschlösser rosten und die Lippenstifte der Engländerinnen schmelzen zu Vierfruchtmarmelade . .

Die Hitze steigt wie ein Fieber und auch die leisesten Luftzüge haben ihr Erscheinen eingestellt. Über Teller, Schreibzeug und Halbschlaf surren Ventilatoren, indessen in der Bratpfanne des Himmels weiterhin Blei gegossen wird . . .

Körper und Luft zeigen gleiche Temperaturen. Die Grenzen verwischen und das Blut scheint in das Geringel des Äthers überzufließen. Wir fahren auf den Spuren von Christoph Columbus. Farne treiben vom Westen her, und jetzt — jetzt sehen wir Land . . . Westindien naht . . .!

Um den Hafenplatz von Martinique rauschen die Kokospalmen. Bananen liegen im Rinnstein wie be

uns das dürre Laub. Papageifarbig schlägt eine brütende, schreiende und dampfende Tropenstadt die entzündeten Augen auf. Dort — der Markt ist eine Inflation von Fruchtbarkeit. Wir beißen in Mangos, daß der ölige Saft an den Mundwinkeln herabläuft. Kindskopfgroße Ananas kosten sieben Pfennig . . .

Nur mit Kupfergeld laden wir ein Auto voll mit Früchten und fahren ins Innere durch die orgiastischen Wälder über Lavaerde! Und jetzt erleben wir das kaum Geahnte: Telegraphenstangen treiben grüne Zweige aus dem geschälten Stamm . . .! Farnkräuter wachsen in Baumhöhe . . . In Urwaldtäler stürzen Wildbäche. Und drohend steigt der Mont Pelé in den Dunst des westindischen Himmels. Vor dreißig Jahren hat sein Gifthauch in zehn Minuten zwanzigtausend Menschen aus diesem ins jenseitige Paradies befördert. Rundum flutet das Karaibische Meer . . .

Unser Zeigefinger auf der Landkarte gleitet vom Glühen dieses Berges zur Abkühlung in das Wogen des Ozeans ab . . . Und schon steuern wir dem Panama zu . . .

Fahren mitten im Kanal. . .! Schwer und tief hängen die grauen Wolken über diesen Spatenstich, der einen Erdteil in zwei Teile schneidet. Hier liegen Tennisplätze mit kahlgeschorenem Rasen . . . Dort stehen Hütten mit der Aufschrift „Dynamit" . . . Der Kanal weitet sich zu Seen . . . Schwimmende Inseln treiben vorbei . . . Neben der Fahrrinne wuchert die zentralamerikanische Wildnis . . . Und täglich muß sich Menschenwerk gegen die Anstürme der Natur behaupten, die gegen alle Zivilisation — Amok läuft . . .

Aaah . . .! Aber das Dunkle der dicken Wälder schimmert der Große oder Stille Pazifik . . .! Das mörderische Glühen bleibt im Kanal zurück. Wie Freiballone füllen sich erlöst unsere Brustkörbe mit dem Atem des unendlichen Meeres — — —

Die Galapagosinseln lassen uns den Duft von Schildkrötensuppen in die Nase steigen. Dazu macht unser Finger . . . unser Dampfer einen Ruck: Wir fahren über die dicke Linie des Äquators und rutschen in die südliche Halbkugel der Erde hinab — —

Drei Wochen lang sehen wir weder Schiff noch Land. Und die Welt besteht nur mehr aus Wasser, Hitze und Schweiß . . .

Während wir auf dem Kanapee ein paar wiegende Bewegungen ausführten, die von den Sprungfedern sympathisch erwidert werden — bricht an Bord der Tropenkoller aus.

Die Sonne reizt durch den Kautschuk des Tropenhelms hindurch Großhirn und Seele Frauen werfen sich die Teller an den Kopf, Kinder durchschreien die Nächte, Männer bedrohen sich mit Vorleggabeln und Unterhaltungsspiele arten in Handgemenge aus . .

Da schenkt uns der frühe Morgen des zwanzigsten Tages — die schönste Insel der Welt . .!

Tahiti . . .! Das Paradies der Südsee grünt aus dem Lapislazuli der polynesischen Gewässer. Und was wir einst als Schatten auf der weißen Wand eines Vorstadtkinos flimmern sahen — liegt farbig, plastisch, mit allen Düften eines Gewürzladens überweht vor unserem Bullauge.

Kanus paddeln uns entgegen Am Strand kommen braune Leiber aus den Palmblatthütten. Langusten, so groß wie Dackel, laufen am Strand entlang, Nüsse fallen aus den Kronen und an den vulkanischen Hängen wächst Vanille.

Der Ballen unseres Zeigefingers überdeckt mit einem Druck eine Welt für sich, zwischen deren nadelkopfgroßen Punkten das Wort „Gesellschafts-Inseln" geschrieben steht. Und der gleiche Finger braucht sich jetzt nur nach dem Boden zu strecken — und schon stößt er auf Zaubermuscheln und lebende Korallen . . .

Das Auge darf sich nur von der Landkarte abwenden und sieht durch den Boden eines Glasbootes auf den Grund der Bucht von Papete. Oooh, wir sehen farbige Gebirge, zackige Dome . . . zwischen den Pfeilern schwimmen Papageien- und Schleierfische. Aber zehn Meter geht die Sicht in die Tiefe. Durch Kristallklarheit fällt das Sonnenlicht in die Schatten der Meerestäler ein . . . Und Mondlandschaften leuchten aus dem Urgrund alles Lebens . . .

Weiter . . .! Wir fahren auf der Karte einige Zentimeter nach links, erschauen die himmelsnahen Gestade von Samoa, hören Tänze und Lieder von den Fidschi-Inseln herüber und verweilen nicht zu lange auf der Hölle der Welt. Sie heißt „Neue Hebriden" — und weil wir gleichzeitig geborgen in der Wohnküche sitzen und greifbar nahe den Gesundheitstee haben, können wir es wagen, mit dem Fieber zu spielen

Das Hafenhotel ist nichts als eine Wellblechhütte . . Und während wir brühwarmes Eiswasser trinken, läßt sich von der Decke eine handtellergroße Giftspinne herab

Hinter den Hütten liegen Gräber, die Gebeine von aufgefressenen Missionaren bewahren. Und jede Nacht sehen wir den Wirt des „Hotels" betrunken auf diesen Friedhof wanken. Er schimpft und flucht aus Neid in die Gräber, weil die Toten jene Ruhe des Schlafes haben, die er seit Jahren sucht Zwischen Fieber und Fieber ist er zu schwach zum Leben und noch zu stark zu sterben . . .

Fort . . .! Wir fliehen über Neukaledonien in die Bucht der Weltstadt Sidney. Gemäßigtes Klima heimelt uns an. Das Wunder der Stadt ist die Harbourbridge. Viele Jahre Arbeit und noch viel mehr Millionen Pfund Sterling kostete ihr Bau Jetzt heißt sie im Volksmund „Selbstmörderbrücke" . . Und wenn das ihr einziger Sinn wäre, dann ließe sich Australien viel Geld für den Abbau der Lebensmüden kosten . . .

„Hurra, es lebe das Leben . . .!" wenden wir uns von dem Sturz in die Tiefe ab, sehen lieber in den fernen Dunst der Blauen Berge, streicheln Teddybären und Känguruhs, werfen Bumerangs in der Botanybai, ziehen nach Norden ab und passieren die Torresstraße . . .

Diese „Straße" zählt zu den gefürchtetsten Schiffswegen der Erde. Wracks zur Linken und zur Rechten . . .! Vorsichtig biegen wir den Zeigefinger zwischen der Donnerstaginsel und Neuguinea hindurch, landen mit der Nagelspitze auf Celebes, mitten in der Straße der Zahnärzte von Makassar. Die Goldplomben in den Auslagen sind in Blütenform gearbeitet. Und wer einem malaiischen Millionär in den Mund sieht, glaubt aus einem Zaubergarten das deutsche Studentenlied „Gold und Silber lieb' ich sehr . . ." zu hören.

In Daumenbreite liegt Java gegenüber. Mit der Trambahnlinie 4 rattern wir in Soerabaya in eine niederländische Kolonialstadt und erleben, daß in einem Malaientheater Tanzgruppen sich zu Flötentönen verneigen und gleichzeitig aus einem Tonkino der deutsche Film „Der Stolz der vierten Kompanie" spricht . . .

Müde vom Deuten rutscht unsere Hand nach China aus, verfängt sich in einer asiatischen Garküche, wo Kulis aus einem Korb lebendige Seespinnen und Tausendfüßler verzehren . . . Dazu dröhnt aus einem taotischen Tempel Weltuntergangsmusik . . . Um diese Gottesdienste lebt die Erde und sie will damit nur anzeigen, daß sie sich ewig wandelt . . .

Wo der Kautschuk zum Himmel stinkt, da liegt Singapore. Barken ziehen durch diese Geruchswolken den Fluß herab und dem freien Meere zu.

Nachts durchschallt die Plätze das Geschrei der Zeitungsvorleser, die verkünden, daß oben in Peking statt des Friedens wieder der Krieg ausgebrochen sei . . .

Da reißt es uns in den Gliedern westwärts. Und die Flucht in den Frieden führt uns über den schlafenden Buddha am Kelanifluß auf Ceylon, um das arabische Mokkaeck durch die Sandstürme des Roten Meeres, an Kairos Minaretts vorbei — pfeilgerade auf eine Kirchturmspitze unserer nordischen Heimat zu . . .

In ihrem Schatten hält die Freiwillige Feuerwehr ihre Übung ab, beim Fischbräu werden die Spezialitäten auf die schwarze Tafel geschrieben, eine Hochzeitskutsche poltert über das Katzenkopfpflaster des Marktplatzes. Und wir sitzen in der Küche auf dem Kanapee — und haben unser Träumen auf eine Reise rund um die Erde geschickt.

In der Geldbörse liegen noch — wie vor dem Antritt der Fahrt — eine Mark siebzehn Pfennig. Malariamücken, Tsetsefliegen, Hornisse und Sonnenstiche haben uns mit ihren Stacheln nicht getroffen . . . Inzwischen hat am Gasherd der Tee aufgekocht . . . Und wach und hell sehen wir die kleine Welt . . . Meere und Tropen sind versunken — um uns ist wieder die Heimat . . .!

Heitere Erinnerungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit

Eine bayerische Brigade war einige Monate lang im Stellungskampf vor Verdun eingesetzt. Die Regimenter lösten einander alle acht Tage ab. Das eine Regiment hatte in der Hauptsache Pfälzer, das andere altbayerischen Ersatz.

Der Brigade-Kommandeur besucht eines Tages die Stellung, Bataillons-Kommandeure und Kompanie-Chefs erwarten ihn in ihren Abschnitten. Der erste Chef erstattet Meldung.

„Da wird in letzter Zeit viel hergeschossen. Herr Hauptmann."

„Macht nichts, Herr General, wir haben jetzt einen neuen Unterstand." Sogleich wurde er besichtigt und für gut befunden. Über dem Einschlupf prangte die Inschrift:

Du bist erbaut in Eil und Not,
Aus lauter Angst vor'm Heldentod.

Im weiteren Verlauf der Begehung stellte der Brigade-Kommandeur fest, daß er nun schon seit Monaten aus den täglichen Meldungen der Regimenter ersehe, daß das eine Regiment immer das dreifache Granatfeuer bekomme als das andere. Wie das wohl komme.

Ein Bataillons-Kommandeur, der selbst 15 Jahre in einem Pfälzer Truppenteil stand, weiß die Erklärung: „Das sind eben Pfälzer, die haben eine andere Rechnung. Die zählen den Abschuß, den Einschlag und 's Echo."

*

Als das Regiment am 9. November 1918 aus den Kämpfen bei Verdun kommend, den Rückmarsch antrat, erfuhr es erst nach mehreren Tagen von den Vorgängen in der Heimat. Die Etappe, soweit sie nicht schon geflüchtet war, sorgte für eine entsprechende Verbreitung. Was diese an militärischen Werten im Stich gelassen hatte, wurde, soweit es ging, von der Truppe mitgenommen. So marschierten auch hinter jeder Kompanie zwei feiste Etappenochsen. Die Viehtreiber waren nicht immer die klügsten Leute der Kompanie. Als eines Morgens das Bataillon zum Abmarsch sammelte, kam ein Ochsentreiber stolz mit seinem Ochsen am Strick. An jedes Horn hatte er ihm eine knallrote Papierrose gebunden und wartete nun auf eine bewundernde Anerkennung.

Ein alter Schwabe knurrte im Vorübergehen: „Ja, ja, das paßt für so a Rindvieh."

*

Der Gefreite d. R. Isidor Cohn, im bürgerlichen Beruf Aufsichtsherr in einem Warenhaus, fand bei der Mobilmachung, weil mit eigenem Fahrrad ausgerüstet, leicht Unterschlupf im Bataillons-Unterstab. Nach einem verlustreichen, anstrengenden Gefecht hatte das Bataillon am Abend Vorposten zu beziehen.

Der Bataillonskommandeur befiehlt: „Gefreiter Cohn und zwei Mann des Bataillons-Unterstabes erkunden das vor uns liegende Waldstück und stellen die Rückzugsrichtung des Feindes fest"

Cohn, nicht zum Helden geboren und froh, den heutigen Gefechtstag glücklich überstanden zu haben, war durch diesen gefährlichen Auftrag schwer bedrückt. Der Bataillonskommandeur hörte ihn im Weggehen schmerzvoll stöhnen:

„Mir trachtet doch alles nach dem Leben. Ach, wenn ich schon a halbe Stund' tot wär'."

Wie oft haben wir uns gewundert, wenn wir unsere Soldaten in lebhaftester Unterhaltung mit der französischen Zivilbevölkerung sahen, wie sie sich anscheinend mühelos mit Worten, Zeichen und Mienenspiel verständigten, ohne daß der eine die Sprache des anderen verstand.. Viel schwieriger schien die Verständigung oft zu sein, wenn die Söhne verschiedener deutscher Stämme zusammentrafen.

Ein altbayerisches Infanterieregiment hatte während der Sommeschlacht rückwärts der vordersten Linie Schanzarbeiten zu verrichten. Es wurde abgelöst von einem preußischen Regiment von der Wasserkante. Als die Übergabe vollzogen war, entspann sich folgendes Gespräch:

Preuße: „Kamerad, laß mir bitte deine Schippe hier."

Altbayer: „Was moanst?"

Preuße: „Deine Schippe da (zeigend) laß mir bitte hier."

Altbayer: „Mei Schaufi willst, kannst scho ham. Aber wannst ferti bist, bringst's mit hintri."

Preuße: „Was hast du gesagt?"

Altbayer (lauter): „Wannst — ferti bist, bringst's — mit hintri."

Preuße: „Kann dich leider nicht verstehen, Kamerad."

Altbayer (noch lauter): „Wannst bist fini — dann retour."

Preuße: „Ach so, ja, selbstverständlich."

*

Es war im Winter des Kriegsjahres 1914/15. Der Bataillonskommandeur geht durch den vordersten Graben seiner im Vogesenwald gelegenen Stellung und überzeugt sich, ob alles in Ordnung ist. Ein Posten, befragt, ob er vom Feinde etwas bemerkt habe, meldet: „Drüben im feindlichen Graben habe ich längere Zeit einen französischen Posten beobachtet."

„Nun, haben Sie nicht geschossen?"

„Er hat mich gebauert, weil er so an argen Husten hat."

*

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges kamen für unsere deutschen Brüder am Rhein die schweren Jahre der Besetzung durch Truppen feindlicher Kontingente. Die bayerische Pfalz seufzte unter der Peitsche weißer und farbiger Franzosen. Geringe Verstöße brachten die Bevölkerung in Strafe oder gar vor das Kriegsgericht. So hatte sich ein waschechter Pfälzer vor dem Gericht zu verantworten, weil er bei der Begegnung mit einem französischen Offizier nicht vom Bürgersteig auf die Fahrstraße ging. Die Vernehmung leitete ein schwarzer Oberleutnant aus dem Senegal.

„Sie heißen?"

„Jakob Leibrock."

„Wie alt?"

„30 Jahre."

„Konfession?"

„Evangelisch."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Meine Mutter lebt noch, mein Vater ist tot."

„Wie lange schon?"

„Es möge jetzt 10 Jahr her sein, daß er als Missionar am Kongo war, da hat ihn Ihr Herr Papa aufgfressn."

G. L.

ANEKDOTEN

Eine Kriegslist.

1704 belagerte Peter der Große in seinem Krieg mit den Schweden die Stadt Dorpat. Da wurde ihm eines Tages ein aufgefangener Brief überbracht, aus dem zu ersehen war, daß die Belagerten alsbald Entsatz durch bestimmte Truppen erwarteten.

Darauf ließ Peter in aller Eile einigen seiner Regimenter schwedische Uniformen und Fahnen anfertigen. Dieses Korps griff dann zum Schein die Linien der Russen von hinten an. Die verteidigten sich eine Zeitlang, wichen aber dann dem Angriff.

Die Besatzung der Stadt, die die Vorgänge natürlich beobachtet hatte, machte einen Ausfall, um sich mit den nahenden Hilfstruppen zu vereinigen und sich mit ihnen auf die Feinde zu stürzen.

Da aber warfen sich die „Hilfstruppen" zusammen mit den anderen russischen Regimentern auf sie und schlugen sie. Die Stadt mußte sich binnen kurzem ergeben.

Dr. H. R.

„Moral" und Sittlichkeit

Der Herzog von Villequier bat Beaumarchais, den Verfasser des heiß umstrittenen „Figaro", ihm für ein paar Damen der Gesellschaft, die unbeobachtet das verpönte Stück sehen wollten, eine kleine versteckte Lage des Theaters zu überlassen. Ihm schrieb der Dichter:

„. . . Unmöglich kann ich Frauen, die der Aufführung eines Stückes beiwohnen wollen, das sie zwar für unanständig halten, aber heimlich sehen möchten, irgendwelche Achtung oder Rücksicht entgegenbringen. Ich gebe das Stück zur Erheiterung des Publikums und nicht, damit sich ein paar zimperliche Personen in versteckter Loge daran ergötzen, um hinterher in den sogenannten besseren Kreisen heuchlerisch Anstoß daran zu nehmen. Heimliche Freude an zweideutigen Dingen, außen mit Würde und Tugend scheinheilig überkleistert — das scheint mir einer der verwerflichsten Züge dieser Zeit. Mein Stück ist alles andere als zweideutig, man erkenne es an oder man meide es.

Ich empfehle mich Ihnen, Herr Herzog, und behalte meine Loge . . ."

F. F.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Hormone bei den Insekten.

Während man bis vor kurzem glaubte, daß die Steuerung der Lebensvorgänge und der Formbildung durch spurenhafte Mengen von Stoffen — den Hormonen — nur bei Wirbeltieren erfolge, konnte die Wirkung derselben in neuester Zeit u. a. auch bei Insekten gezeigt werden. Man konnte durch höchst interessante Versuche nachweisen, daß die Metamorphosevorgänge (Häutung und Verpuppung) durch ein „Metamorphosehormon" gesteuert werden. Dieses Hormon wird in einem dem Gehirn anliegenden Komplex von Drüsenzellen gebildet. Auch bestimmte Einzelmerkmale, durch die sich Rassen einer Art unterscheiden, können durch hormonartige Wirkstoffe bedingt sein.

Die radiumhaltigen Quellen im Kaiserstuhlgebiet.

E. Remy untersuchte verschiedene Quellen des Kaiserstuhlgebietes auf ihren Gehalt an Radiumemanation. Bei der Untersuchung von elf Quellen ergaben sich Emanationsgehalte von einigen Zehntel Macheeinheiten bis zu den rund 36 Macheeinheiten je Liter der Rebstockquelle in Oberschaffhausen.

Tiere erzählen von der Gestaltung der Erde.

Beim Studium der Verbreitungsgeschichte einer Tierart oder -rasse müssen auch die einschlägigen Erkenntnisse der Geologie, der früheren Erdgestaltung, der Versteinerungskunde und der Paläoklimatologie mit verwertet werden. Umgekehrt läßt sich aber auch — wie dies B. Rensch im Bereiche des Sundabogens getan hat — aus den Verbreitungsbefunden der Tiergruppen mit ihren besonderen Ansprüchen an die Umwelt auf die frühere Gestaltung und Veränderungen der Erdoberfläche rückschließen. Rensch konnte beispielsweise neben einer Reihe anderer Feststellungen beweisen, daß die großen Sundainseln Sumatra, Bali, Java und Borneo lange untereinander und mit Hinterindien in bewaldeter Landverbindung standen. Erst trennte sich Borneo, dann Java ab; beide traten später noch einmal mit Sumatra in Verbindung, während letztere Insel zuletzt vom Festlande getrennt wurde. Die kleinen Sundainseln müßten ehemals viel kleiner als heute gewesen sein.

Der Zahn in der Zeit.

Mit der Untersuchung der Veränderung des menschlichen Zahnsystems seit dem Ende der Steinzeit beschäftigte sich H. Euler. So konnte dieser Forscher beweisen daß die heutige Meinung von der zahlenmäßigen Verkleinerung des menschlichen Gebisses infolge einer Unterbeanspruchung nicht richtig ist. Weiter stellt Euler fest, daß die Verbreitung der Zahnfäule im Gebiete des heutigen Schlesiens am Ende der Steinzeit nur 1,76 vom Hundert betrug und jetzt über 80 v. H. beträgt. Die Kariesfrequenz betrug zu genannter Zeit an Milchzähnen nur 0,7 v. H., heute aber schon bei Kleinkindern 62, bei älteren sogar über 90 v. H. Wenn F. W. Hopstein uns mitteilt, daß heute 97 v. H. aller Menschen von Zahnfäule ergriffen sind, so sind dies erschreckende Tatsachen, auf die nicht oft genug hingewiesen werden kann. Es ist Zeit, daß wir diese Volksseuche durch geeignete Wahl und Zubereitung unserer Nahrung und natürliche Zahn- und Mundpflege von uns schütteln!

Die älteste Glasperle Europas.

Anläßlich von Erdaushebungen im Jahre 1936 stieß man in Leopoldsdorf bei Himberg südwestlich von Wien auf Skelettgräber mit Hockerbestattung, deren eines u. a. als Beigabe eine längliche gerippte undurchsichtige Perle aus hellblauem Glase enthielt. Die Perle von Leopoldsdorf entstammt der älteren Bronzezeit und dürfte das älteste Stück dieser Gattung sein, das bisher in Europa gefunden wurde. Der Fund beweist mit anderen, daß das Glas in Mitteleuropa viel früher auftrat, als man bisher anzunehmen geneigt war. Häufiger erscheint das Glas im Gebiete nördlich der Alpen allerdings erst in der Hallstattzeit. Die in den Gräbern der älteren Bronzezeit gefundenen Glasperlen stammen wahrscheinlich, jedoch nicht sicher, aus Ägypten.

Dr. Walter Orth

Schach Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Gerda Richter, Berlin

Schwarz: Kc5, Lb5, Sf8, Bb3, c4, d7 (6)

Weiß: Ke3, Dd2, Td6, Le8, Sa8, Ba5, b2, c2, f4(9)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt

Aufgabelösung aus Folge 16

Dreizüger

von Dr. J. Krug, Dresden

Weiß: Ka5, Sh3, Sh5, Bb3, c4, d5, f5 (7)

Schwarz: Kc5, Tg4, Lh6, Bc7, d4, d6, f4 (7)

1. Sh3—g5! T×g5; 2. Sh5×f4, Tg6; 3. Sd3‡
1. . . ., L×g5; 2. Sh5—g7 nebst 3. Se6‡ usw.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; W. Fenchel, Gau-Odernheim; Prof. Polster, Nossen; P. Schurig, Sebnitz; C. Bornefeld, Arnsberg; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; L. Hohensee, Berlin NW.; Dr. Starke, Bln.-Charlottenb.; M. Templin, Friedensstadt; P. Fröhlich, Schmirchau; A. Seber, Trier; W. Symanowski, Lyck; P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; Cl. Ebert, Hamburg; M. Loch, Berlin N.; O. Behncke, Cuxhaven; F. Ruckdeschel, Nürnberg; J. Herwig, Gotha; Dr. Mederle, Rockenhausen; Eggebrecht, Norden; Erika Schupp, Wiesbaden; H. Köstner, Jimbolea (Hatzfeld, Rumänien); J. Diehl, Oberschmitten; B. Dussling, Neckarsulm; H. Dühmert, Berlin NO.; H. J. Loester, Jüterbog; F. Büttner, Fürth i. B.; Ilse Lüdermann, Lübeck-Schlutup; O. Gothner, Goslar; F. Gaertner, Breslau; H. Rudloff, Güstrow; O. Popp, Burgkunstadt; G. Kreiß, Stollberg; A. Breidenich, Kesternich; L. Heim, Lauchheim; A. Graichen, Hartha; W. Sudrow, Istanbul-Galata (Türkei); E. Daust, Staßfurt; A. Brückner, Stollberg; Hilde Daust, Leopoldshall; K. Burmeister, Dresden; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; P Hagmeyer, Waldkirch i. Br.; L. Schlobach, Rochlitz; G. Lorson, Differten/Saar; F. Sucker, Gnaschwitz; L. Ellner, Nürnberg; C. Hülsenbeck, Düren; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; B. Bauer, Stuttgart; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; K. Beilicke, Niederaula; R. Zomtupp, Duisburg-Hamborn; M. Burdack, Hormersdorf; K. Schulz, Heide; G. Scheumann, Berlin SW; A. Grundmann, Halle-Saale; W. Lupprian, Magdeburg; Pfr. Klein, Setzingen; Schmelz, Heilbronn; W. Behchner, Heilbronn; W. Scheide, Halle-Saale; Dr. Nickel, Hofgeismar; Königkrämer, Suhlendorf; W. Brunken, Oldenburg; Heinzwurst, Rustorf; K. Werbold, Crailsheim; K. Schmidt, Detmold; G. Krüger, Berlin W; G. Peipers, Eckardtsheim; S. Hofmann, Münchberg; J. L. Pollach, Nürnberg; R. Schultz, Fritzons; K. Roß, Hamburg; A. Misch, Hamburg; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen (Saar); Ch. Ellrich, Spangenberg; R. Steffen, Bln.-Wannsee; O. Wilding, Tübingen; B. Stadtmann, Eisenach; W. Gebauer, Bürgel; A. Jeck, Niederhadamar; H. Schulz, Bln.-Neukölln; H. Bublitz, Treptow.

Einige Löserurteile: „Opfer ist Pflicht, wenn es den Sieg verbürgt", Pr. P., N.; „Ein Springer muß sich opfern, um dem anderen durch geistreiche Verstellung freie Bahn zu schaffen!", P. Sch., S.: „Turm und Läufer versperren sich gegenseitig den Verteidigungsweg. Sehr hübsch!", Dr. St., Bln.-Ch.; „Versperrung des Schnittpunktes!", O. B., C.; „Die Aufgabe enthält eine doppelwendige T-L-Nowotny-Verstellung mit weißem Opferstein", F. R., N.; „Prachtvolle Kameradschaft und Einsatzbereitschaft der Springer", Dr. M., R.; „Vorzüglich konstruiert", E. Sch., W.; „Interessant ist die Kraftlosigkeit der beiden ‚stärkeren' Figuren, besonders in Anbetracht des Opfers". K. R., H., usw.

Angriffstechnik vor 350 Jahren

Zweispringerspiel, gespielt in Rom um 1590

Weiß: Polerio Schwarz: Domenico

	Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6
3.	Lf1—c4	Sg8—f6
4.	Sf3—g5	d7—d5
5.	e4×d5	Sf6×d5[1]
6.	Sg5×f7	Ke8×f7
7.	Dd1—f3†	Kf7—e6
8.	Sb1—c3	Sc6—e7
9.	d2—d4	c7—c6
10	Lc1—g5	h7—h6[2]
11.	Lg5×e7	Lf8×e7
12	0—0—0	Th8—f8
13.	Df3—e4	Tf8×f2
14.	d4×e5	Le7—g5†
15.	Kc1—b1	Tf2—d2[3]
16.	h2—h4!	Td2×d1†
17.	Th1×d1	Lg5×h4
18.	Sc3×d5	c6×d5
19.	Td1×d5	Dd8—g5
20	Td5—d6†	Ke6—e7
21.	Td6—g6	Dg5—h5
22.	Lc4—e2	Aufg.[4]

[1] Heute ist 5. . . ., Sc6—a5 üblich.

[2] Etwas besser wäre den König nach d7 in Sicherheit zu bringen.

[3] Auch jetzt noch konnte der schwarze König nach e7 entfliehen und dann ev. Lf5 folgen lassen.

[4] Man merkt an dieser Partieführung, daß die Tech- des Angriffs weit früher entwickelt wurde als die der Verteidigung.

Niedliche Kombination

Gespielt in Hofheim i. Taunus

Schwarz: H. Betzel. Kh8, Da6, Tf8, Lc5, Sh5, Bc6, d5, g6, h7 (9)

Weiß: A. Dröser. Kg1, Df1, Ta1, La2, Sc3, Ba3, b2, c2, f2, g2, h2 (11)

*

Zu nebenstehender Kombination.

Schwarz ist am Zuge und spielt das naheliegende 1. Tf8×f2!, worauf Weiß die feindliche Dame 1. . . ., Df1×a6 schlug.

Wie setzt nun Schwarz den Angriff siegreich fort?

Lösung:

Durch 2. Tf2—f5†, Kg1 bis h1; 3. Sh5—g3†! (Ein hübsches Springeropfer, um die h-Linie freizulegen!). 3. . . ., h2×g3; 4. Tf5—h5‡!

RÄTSEL

Bilderrätsel

Bandrätsel

1—4 fruchtbarer Wüstenstrich, 1—7 Nassauisch-Niederländisches Fürstengeschlecht, 2—6 Berg der Ostalpen, 2—8 lyrisch-episches Gedicht, 3—5 Sumpfvogel, 3—7 europäisches Königreich, 4—6 Verbannungsinsel Napoleons, 5—8 Salzwasser.

Umstellungsrätsel

Edam, Heil, Adel, Laut, Asot, Lima, Pera, Saat, Seni, Achse, Lade, Lek, Iltis, Witz, Stola, Menge, Leib, Elis, Organ, Sand, Sold, Ecke, Sein, Dari, Kater, Liste, Saft, Garten, Iller, Tank, Eos, Rose, Pult, Erda, Raum, Kater, Leer, Teil, Sesam, Stein, Samen, Lage. Durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens sind Wörter anderer Bedeutung zu bilden. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben aneinandergereiht einen Ausspruch Bismarcks.

Magische Figur

Die Buchstaben: a a a a d d e e e e e e i i l l l l m m n n n n p p r r r r s s s sind so in die Figur einzutragen, daß waagrecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen 1. treuer, heldischer Gefolgschaftsmann, 2. berühmter deutscher Bildhauer, 3. gepflegte Wiesenfläche, 4. orientalischer Gruß, 5. Stadt in Südfrankreich.

Füllrätsel

i	n							
	i	n						
		i	n					
			i	n				
				i	n			
					i	n		
						i	n	
							i	n

Die Buchstaben: a a a a b b b b d d d e e e e e e e e e f g g g g g h h k l l m n n n n n n ö p p p r r s s s s t t t t u u u u sind so in die Figur einzusetzen, daß sich mit den gegebenen Buchstaben Wörter nachstehender Bedeutung ergeben. 1. Theaterleiter, 2. Teil des Auges, 3. Kinderspiel, 4. Anschauungsüberzeugung, 5. Stadt in Württemberg, 6. sagenhafter König, angeblich Erfinder des Bieres, 7. Südfrucht, 8 Schmuckmaterial.

Magischer Diamant

Die Buchstaben: a a a a a a b b d d d e e e e g g i i m m m m n n n n n o r r r r r s s s t t u u sind so in die Figur einzutragen, daß waagrecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Mitlaut, 2. Brennstoff, 3. Wagnerfigur, 4. Landpolizist, 5. Musikinstrument (Ziehharmonika), 6. kleine Fahne, 7. Volksstamm, 8. Nebenfluß der Drau, 9. Mitlaut.

Spiralrätsel

In die Spirale sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Sie beginnen bei den angegebenen Zahlen, während das Ende derselben zu erraten ist. Richtig gelöst ergeben die fünf senkrechten Reihen, nach Einsetzung der fehlenden Buchstaben, ein Zitat Schillers (st und ch = 1 Buchstabe.) 1 Fürwort, 2 Gelände, 3 Ackergrenze, 4. Faultier, 5. Roman von Zola, 6. akadem Beruf, 7 Fluß in England, 8. deutscher Badeort. 9 Fluß in Südspanien, 10. asiat. Gebirge, 11. Aufenthaltsnachweis, 12. Pelztier, 13. Schweizer Dorf, 14. Teil der Streichinstrumente, 15. Nebenfluß der Elbe, 16. alte Waffe, 17. Männername, 18. Verhältniswort, 19. Dienstkleidung, 20. frz. „man", 21. Auerochse, 22 Eile, 23. Pflanzenteil, 24. Märchenwesen, 25 Pelztier, 26 Gattin des Menelaos, 27. Strom in Sibirien, 28 Gewürz, 29. festlicher Kleidungsschmuck, 30. Seuche, 31 Abk. für „Anastasia", 32. Waschmittel, 33. deutscher Dichter

Rösselsprung

			sein	rauf			
	in	ver	ar	das	zu	da	
	ihm	lö	lich	un	mit	hat	
der	gäng	bei	die	rers	reich	und	stolz
der	sung	fuh	zu	sei	ben	ga	es
	ter	ge	der	be	fest	seid	
	herr	schmie	des	ge	auf	dass	
			gott	den			

Treppenrätsel

a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) das ganze Wort 1. a) Selbstlaut, b) Festakt aus „Fidelio", c) Frauenname; 2. a) Verhältniswort, b) logische Folgerungen, c) Herstellung von Verbindungen; 3. a) afrik. Strom, b) Zugtier, c) Säugetier; 4. a) Körperteil, b) Spielzeug, c) Sportgerät, 5. a) Einüben der Soldaten, b) persönliches Fürwort, c) Stoffart; 6. a) Männername, b) Verhältniswort, c) letzter Hohenstaufenkaiser; 7. a) griechische Hafenstadt, b) Selbstlaut, c) getrocknete Weinbeere (sch = 1 Buchstabe).

Zahlenrätsel

1. 1 7 2 8 7 9	wohlriechender Saft
2. 2 3 10 11 2 6 12 9	Bodenbelag
3. 3 10 4 7 13 8 3 7	eingelegte Arbeit
4. 4 13 7 1 6 13	Pferd
5. 5 6 3 14 15 10 12 10 16	Skizze
6. 4 7 4 5 6	Tierkörperteil
7. 6 3 14 15 6 2	Baumfrucht

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben eine schnelle Beförderungsart von Nachrichten.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Frauenname, 4. Futtermittel, 7. europ. Hauptstadt, 10. Südfrucht, 12 Fluß in Griechenland, 14. Strom in Sibirien, 16. Fluß in Ostpreußen, 17 ägypt. Sonnengott, 18 Spielkarte, 20. Getränk, 21. Zeichen für Barium, 22. afrikan. Titel, 24. Teil des Wagens, 25. Gesangsstück, 26. Rheinzufluß, 27. Huftier, 28. junges Rind, 29. Klang, 31. Windstoß, 32 Fluß in Rußland 34 Summierung, 35 Flächenraum, 37 Vorsilbe, 40 niederländ. Fürstengeschlecht 43 Stadt in der Pfalz, 44 Nebenfluß der Oder, 45 deutscher Strom, 46 inhaltlos — Senkrecht: 1. Stadt in Finnland 2. röm Kaiser, 3. englisch Bier, 4. Beleuchtungsmittel, 5 Stadt in Indien, 6 Gewässer, 8. Donauzufluß, 9 Metallbolzen, 10 kahles, unfruchtbares Land, 11 Straße (franz.) 13. Hafendamm, 15 ital Hafenstadt, 17 Stadt in Sachsen, 19 Kurzeit in Bädern, 21. Ort in Holstein 23. Gewässer (Mehrz.), 24 Donauzufluß, 30 warmer Wind, 32. Fluß in Kärnten, 33 Stadt in Labrador, 34 Versammlungsraum, 35 Papageienart, 36 Schiffsseite, 38. Schornstein, 39. german. Getränk 40. Gedichtart, 41. Strom in Afrika, 42 Fluß in Katalonien.

Lösungen der Rätsel aus Folge 19

Silbenkreuz: 1—2 Gelee, 2—3 Leere 3—4 Real 4—2 Allee, 3—5 Rede, 3—6 Regen, 4—6 Algen, 5—6 Degen 6—3 Genre, 1—3—5 Gerede ✱ **Differenzrätsel:** 1 (A)se, 2 H(al)t, 3 (T)in, 4 Je(na), 5. (O)dem 6. Volk(er), 7. S(a)gen, 8. (Gl)ossen, 9 Zuer(ich), 10 st(un)den, 11. Ar(a)be(r), 12 (L)eiter, 13. Für(wort), 14. Un(d)se(t), 15. R(e)vol(te) 16 (S)k(i) Seht in jedem Volksgenossen zuerst den Arbeiter für unser Volk. ✱ **Pyramide:** e, et, Tee Ente, Rente, Renate, Traenke, Kaernten Trakehnen ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Kohl, 4. Balg 6. Kobra 7 Rubin, 9 Orgel, 11. er 12. Skala, 13 Salto, 14. Cramm, 17. Rille, 20 Pirol, 21. Numea, 22 Binse 23. Sohn, 24 Eris. — Senkrecht: 1 Kolik, 2 Ob, 3 Laura, 4. Bries, 5. Gilet, 6. Koks, 8. Nerz, 9 Olymp, 10. labil, 14 Caen, 15. Rebus, 16 Milan, 17. Robbe, 18 kroß, 19. Erde. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Aberdeen, 2. Frundsberg 3 Gandhi 4 Hastings, 5 Aachen, 6. Rifliheim, 7. Iduna, 8. Sachsen 9. Tamburin, 10. Ableger, 11. Nachhut „Afghanistan" ✱ **Verschmelzungsrätsel:** Sokrates, Kabarett, Aprikose Gabardin, Engadin, Register Ruebezahl, Armband, Kilometer, Skagerrak ✱ **Magisches Quadrat:** 1 Adler, 2 Diane, 3 Lauge, 4. Engel, 5. reell. ✱ **Vorsetzrätsel:** Rübezahl Immenstadt, Chinarinde, Ammerland, Ringkampf, Dampfmaschine, Wegerich, Adlerorden, Großwesir, Nagellack, Eisbein, Rosenkohl, Lederhose, Erbhof Irisöl, Panzerschiff Zugspitze, Instanz, Grundriß. Richard Wagner, Leipzig ✱ **Treppenrätsel:** 1. a) d, b) Ritter, c) Dritter; 2. a) in b) Dante, c) Andante; 3 a) Rat, b) Haus, c) Rathaus; 4 a) Kran, b) ich c) Kranich; 5. a) Stift, b) er c) Stifter; 6 a) Leiste, b) n, c) Leisten. ✱ **Silbenrätsel:** 1 Wallis, 2. Anatom, 3. Samarra, 4. Hamsun, 5. Emulsion, 6. Irawadi, 7. Lüttich, 8. Intendant, 9. Godesberg, 10. Ismene 11 Nauheim 12 Singapore, 13. Isolani, 14. Champignon 15 Isegrim, 16 Staffa, 17. Marbach, 18. Unruhe, 19. Samojeden. „Was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen" W. v. Humboldt. ✱ **Kryptogramm:** Gesicht, Rauhbein, Bereiter Tenne, Gefuehl, Gerda, Skorpion, Nummer, Rondell Dasein, Zisterne, Derwisch, Apfelsine, Fanal, Lunte, Berserker, Westen, Kunst. „Sich bereiten fuer das Kommende das ist der Sinn all unseres Tuns."

Humor

„Soll ich Ihnen ein Vorbeugungsmittel gegen die sich schon geltend machende Seekrankheit geben?"

„I wo, i wo, Doktor! Wenn es so weit ist, beuge ich mich schon selber vor!"

*

Der Vater meinte zum Sohn: „Du bist jetzt achtzehn Jahre, Hans. Du mußt nun zusehen, daß du mich auch ein wenig unterstützt".

„Gern, Vater! Was soll ich tun?"

„Na, da bezahl' zunächst einmal die letzten vier Raten für deinen Kinderwagen."

*

Rudi und Bobby waren in den Bergen. „Du schickst deiner Frau eine leere Postkarte?" wundert sich Rudi.

„Ja", meint Bobby, „wir reden momentan nicht miteinander."

*

„Wo ist denn deine Mutter?"

„Sie parkt mit Frau Müller vor der Haustür!"

*

In ein Friseurgeschäft trat ein Herr, nahm auf dem Stuhl Platz und wollte rasiert werden. Der Friseur fragte: „Vielleicht zuvor Kopfwaschen? Mit einer kleinen Friktion? Vor dem Rasieren Einkremen und heiße Kompressen? Nach dem Rasieren eine Gesichtsmassage mit Sauerstoffpackung?"

Der Kunde nickte: „Machen Sie, was Sie wollen — aber mehr als vierzig Pfennige zahle ich nicht."

*

Der Kommerzialrat drückte gerührt dem ehrlichen Finder ein Geldstück in die Hand. „Wissen Sie", sagte er erklärend, „es war ja so hundekalt heute nacht, daß ich gar nicht gemerkt habe, wie mir das Gebiß herausfiel! Wann haben Sie's denn gefunden?"

„Unmittelbar nachher — die Zähne klapperten noch!"

*

Neuyork, Broadway. Trifft Yankee den Doodle. „Was macht Smith?"

„Der hat wieder einmal sein sprichwörtliches Glück gehabt."

„Wieso?"

„Wurde von Gangstern überfallen, hatte aber eine Stunde vorher sein ganzes Geld in die Bank gebracht."

„Da wird er vor Freude Luftsprünge machen."

„Kann er nicht, weil ihn die Gangster erschossen haben."

*

Ein junger Pianist bringt die Don-Juan-Phantasie. Nach dem bravourösen Schluß näherte sich der Herr des Hauses dem Künstler und spricht: „Ich muß gestehen — (Verbeugung des Pianisten) — ich habe Tausig gehört — (noch tiefere Verbeugung) — ich habe Liszt selber gehört — (allertiefste Verbeugung) — aber geschwitzt wie Sie hat keiner!"



„Sowas von Gastfreundschaft! Sie sagen, sie hätten mich schon zum Abendbrot erwartet."

Zeichnung: Kleppe

„Ich ärgere mich, daß ich Ihnen gefolgt bin und mir die Haare ganz kurz schneiden ließ, nun sehe ich aus wie ein Zuchthäusler!"

„Es kleidet Sie aber sehr gut!"

*

„Paul, wann hast du eigentlich Werner das letztemal gesehen?"

„Das ist schon über vier Wochen lang her!"

„Ich habe ihn schon mindestens ein halbes Jahr nicht gesehen. Wenn es der Zufall mal will, daß du ihn triffst, dann erinnere ihn doch bitte daran, daß er noch mit mir verlobt ist!"

*

A: Ich habe gehört, Ihre Frau hat einen Autounfall gehabt. Ist es schlimm geworden?

B: Nein, bei beiden hat nur die Farbe etwas gelitten.

*

Gucker ging zu einer Privatveranstaltung. Ein Hellseher trat auf. Gucker guckte verwundert und erstaunt. Dann erhob er sich und meinte zu dem Gastgeber: „Was der Mann aber alles weiß!"

„Wieso", meinte der Gastgeber freundlich, „möchten Sie vielleicht lieber wieder gehen?"

*

Sie: „Steht was Neues in der Zeitung?"

Er: „Ja, in Pleßzydöjerakareslau war ein heftiges Erdbeben!"

Sie: „Wie hieß die Stadt vor dem Erdbeben?"

*

„Da habe ich ein Pulver, das gegen Trunksucht gut sein soll, meinem Mann in den Kaffee getan!"

„Na, hat's geholfen?"

„Jawohl! Jetzt trinkt er keinen Kaffee mehr!"

*

Der Lehrer nimmt die Verneinungen durch. „Wer kann mir einen Satz bilden, in dem „nicht" und „nein" hintereinander vorkommen?"

Niemand kann es. „Na, also, dann will ich es euch sagen: Wenn Vater nach des Tages Arbeit ein Glas Bier trinken will, dann sagt Mutter nicht nein."

Da meldet sich der kleine Max. „Nun Max?"

„Ich hab' auch einen Satz: Wenn Vater spät nach Hause kommt, dann läßt ihn Mutter nicht 'nein."

*

„So nachdenklich? — — —"

„Tja — — ich weiß nicht recht. Hat mir mein Chef eben ein Kompliment gemacht — — oder war's eine Grobheit."

„Was hat er denn gesagt?"

„Ich verdiene mehr, als ich verdiene."



Die Rache des Verschmähten.

Zeichnung Fäcke

Humor der anderen

Richter: „Die Geschworenen haben Euch des Pferdediebstahls schuldig befunden, Bill. Habt Ihr irgend etwas anzuführen, was mich veranlassen könnte, die Euch zugedachte Strafe zu mildern?"

Pferdedieb: „Ja, Herr Richter. Bedenkt, daß es nicht Euer Pferd war, das ich gestohlen habe!"

(Cleveland Leader.)

*

Altmodische Dame: „Mein Fräulein, ich finde es recht unpassend, daß Sie mit Herren sprechen die Ihnen nicht vorgestellt wurden."

Moderne Dame: „Oh, dann würde ich brotlos werden."

Altmodische Dame: „Brotlos? Wieso?"

Moderne Dame: „Ich bin Telephonistin."

(Tit Bits.)

*

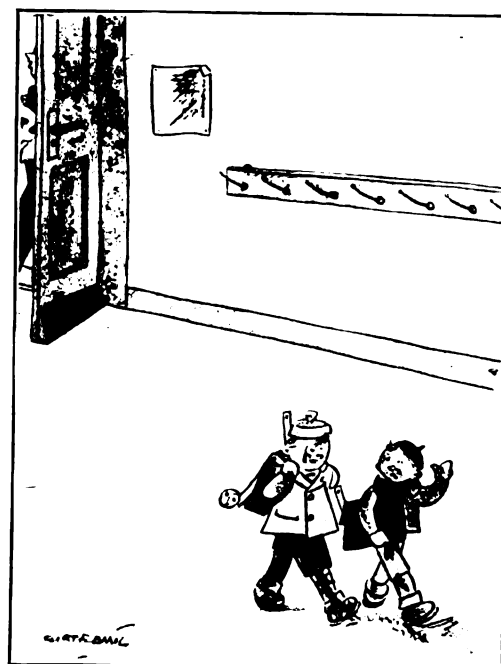
Verhafteter (höhnisch): „Es ist sehr verwunderlich, daß der Herr Polizist sich aller Einzelheiten meines Falles so genau erinnert! Warum aber wird denn nicht sein Kollege vernommen der dabei war?"

Amtsvorsteher: „Zufällig haben wir hier im Ort nur einen Polizisten."

Verhafteter: „Was? Ich habe deutlich zwei gesehen."

Amtsvorsteher: „Das glaube ich! Deshalb stehen Sie ja auch hier."

(Answers.)



„Du, Fritz, der neue Lehrer gefällt mir gar nicht, der kann so zuhauen."

„Keen Wunder, Mensch, wo der doch die Sportkurse von KdF mitmacht."

Zeichnung: Flemig



Unsere Boxer beim Morgenspaziergang in den Straßen Mailands.
V. l. n. r.: Nürnberg, Baumgarten, Murach und Wilke auf dem Corso Vittorio Emanuele. Durch tägliche Spaziergänge haben unsere Kämpfer außerhalb des Boxringes im Teatro Puccini auch etwas von der schönen Stadt Mailand sehen können.

Um

Vom 5 bis 9. Mai wurden im Mailänder Teatro Puccini die Europameisterschaften der Amateurboxer ausgetragen. Mit zäher Verbissenheit haben die Kämpfer die Farben ihrer Länder verteidigt. Wir wollen die technisch unvermeidlichen Fehlentscheidungen nicht dafür verantwortlich machen, daß Deutschlands Boxer den Europapokal nicht erringen konnten. Wir freuen uns vielmehr, daß der deutsche Boxsport seinen rasseeigenen Kampfstil wieder zur Geltung gebracht hat, dem wir nicht zuletzt die neuen Europameisterschaften im Leichtgewicht (Nürnberg) und Weltergewicht (Murach) verdanken.



Olympiasieger Runge freundet sich mit einem Mailänder Droschkengaul an, die in Mailand noch nicht vollständig von den Autos verdrängt worden sind.



Von großer Bedeutung war die Auslosung der Kämpfer, die am Eröffnungstage, um 11 Uhr, im „Hotel Tittanes Loretto" stattfand. Im Vordergrund links: der Präsident der Fiba, Söderlund, Schweden.



Die feierliche Eröffnung der Europameisterschaften am 5. Mai, um 21 Uhr, im Teatro Puccini durch den Präsidenten der Fiba.



Das berühmte Castello wurde mehr als einmal von unseren Aktiven eingehend besichtigt.

Sämtliche Aufnahmen: Edmund Schneider.

die Europa-Meisterschaft

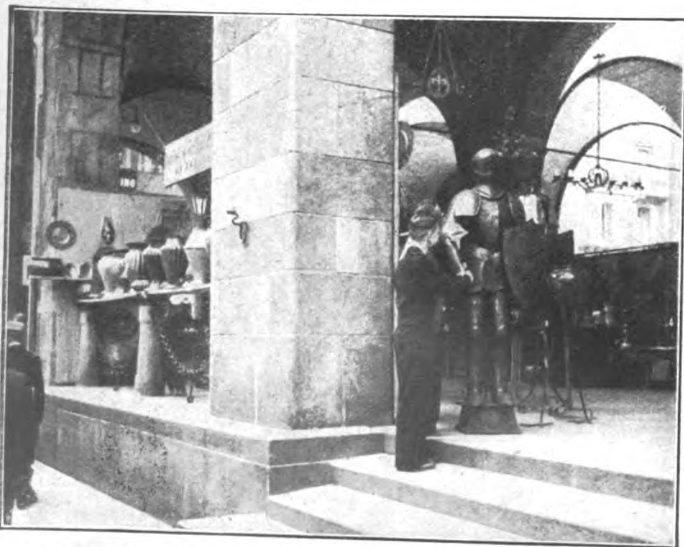
Unsere Boxer auf Mailänder Pflaster



Die Galleria (Glasgalerie), eine besonders bei schlechtem Wetter beliebte Promenade der Mailänder.



Seinen schwersten Kampf hatte Nürnberg in der Vorschlußrunde gegen den schlagstarken Schweden Agren zu bestehen. Rechts auf dem Bilde: Nürnberg, der sich den Europatitel im Leichtgewicht sicherte.



Olympiasieger Kaiser scheint Gefallen an einer Ritterrüstung gefunden zu haben.



Der neue Europameister Nürnberg nach seinem eindrucksvollen Sieg beim Abspielen des Horst-Wessel-Liedes.



Murach gewann die Europameisterschaft im Weltergewicht und grüßt hier die hochgehende Hakenkreuzflagge.

Ueberlegen wie noch nie

Deutscher Rennwagen-triumph in Tripolis



Zaungäste auch in
sich eine hohe Palm

Acht deutsche Wagen auf den ersten Plätzen

Tripolis, 9. Mai

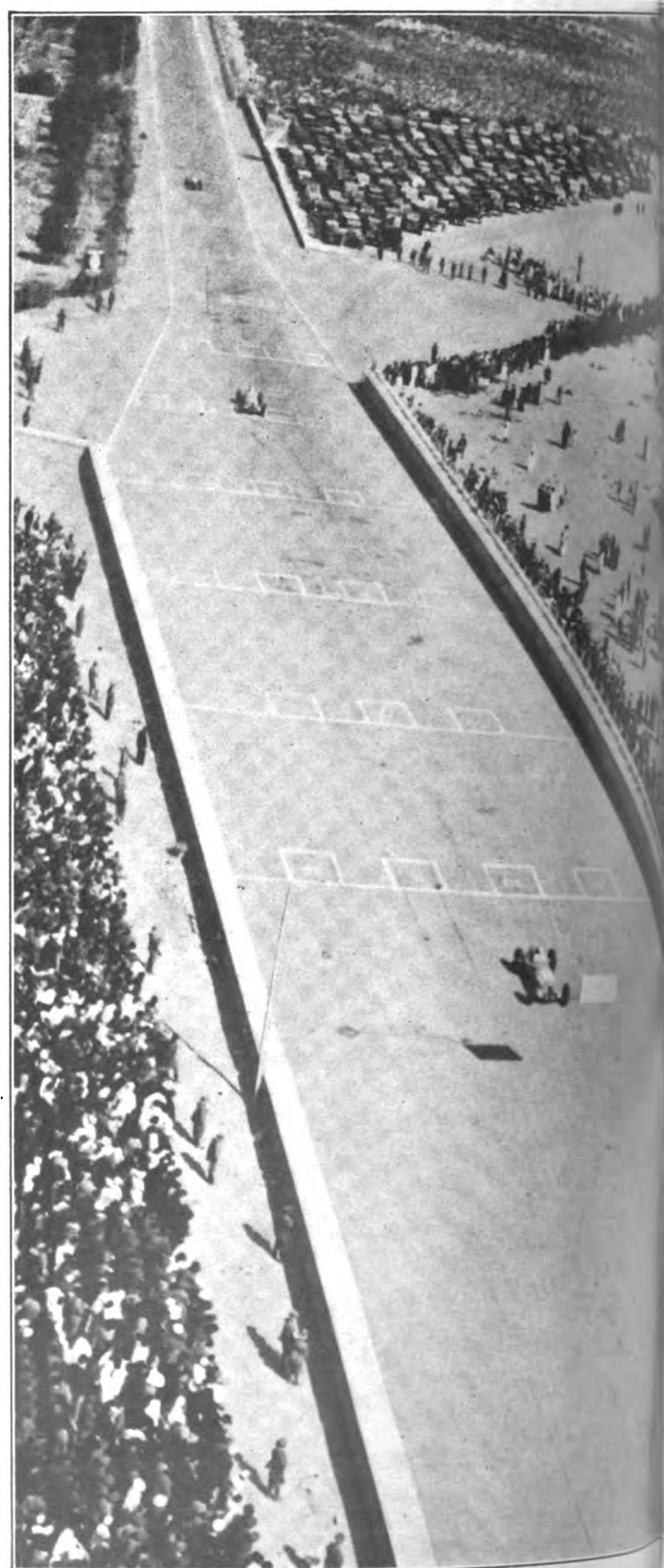
Zu einem mörderischen Kampf auf der berühmten Mellaha-Rundstrecke von Tripolis gestaltete sich das erste Rennen der neuen „Grand-Prix-Zeit", dem „Großen Preis von Tripolis". Insgesamt neun deutsche Wagen erscheinen am Start; acht belegten auch die ersten Plätze.



Der alte Kämpe Rudolf Caracciola während des mörderischen Rennens.



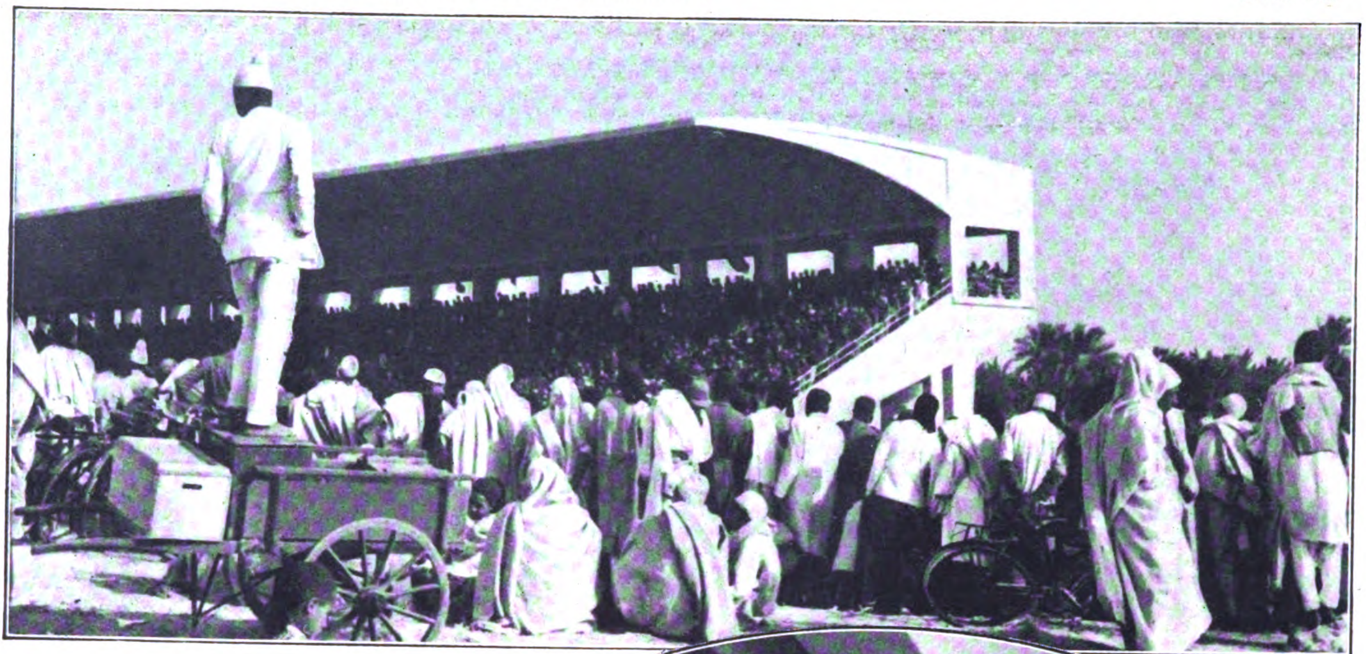
Kurze Augenblicke der Erholung: V. l. n. r.: Zehender, Kautz, v. Brauchitsch, Caracciola.



Rechts: Rennstrecke zwischen den beiden großen Tribünen.



…ndige Araberjungen haben …eobachtungsturm ausgesucht.



…ck auf die Tribüne vor dem Start; n… sind Spannung und Begeisterung nicht angefacht.

Sämtliche Aufnahmen: Herbert Römer.



Rund um das Rennen. Die Frauen der Rennfahrer Rosemeyer, Farina und Brivio in Unterhaltung mit Marschall Balbo.

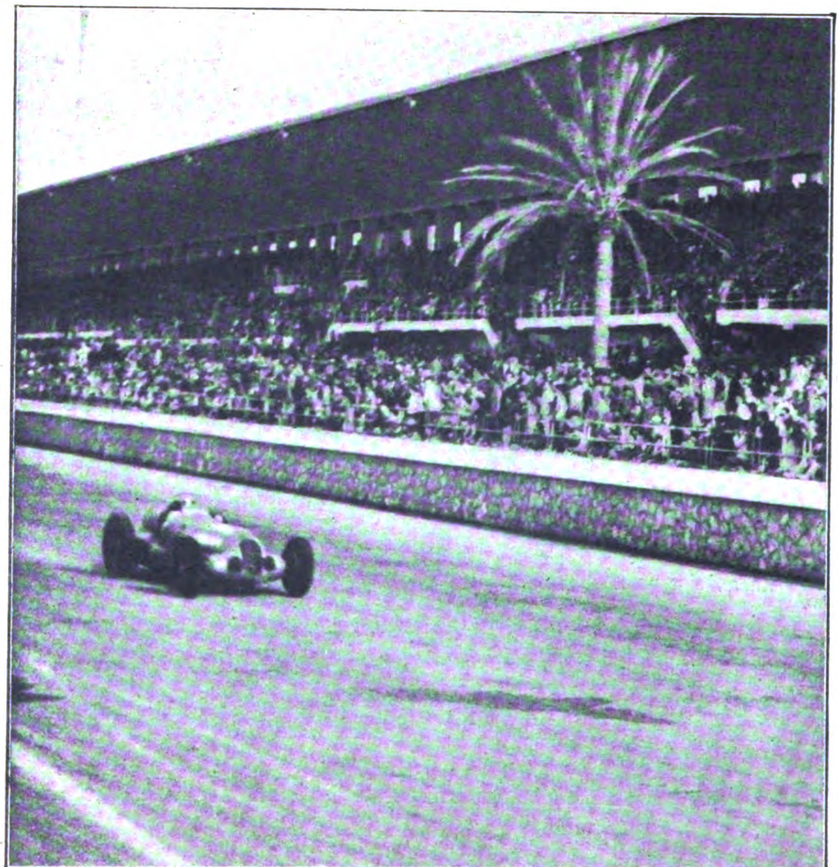
Noch niemals ist in der reichen Geschichte des Automobilsports die Überlegenheit einer Nation so unanfechtbar zum Ausdruck gekommen wie bei dem Rennen um den Großen Preis von Tripolis. Hermann Lang auf Mercedes-Benz holte auf der 524 km langen Rennstrecke ein Stundenmittel von 213,225 km heraus und stellte dadurch einen neuen Bahnrekord auf; in kurzen Abständen folgten sieben weitere deutsche Wagen vor dem Alfa-Romeo-Fahrer Farina, der nur den neunten Platz belegen konnte.



Marschall Balbo im Gespräch mit Caracciola. Ganz links: v. Brauchitsch.



Frau Rosemeyer (Elli Beinhorn) „betreut' ihren Gatten.



Wie Gespenster rasen die Wagen an den Tribünen vorbei. Unser Bildberichterstatter schreibt hierzu: „Sie müßten die Begeisterung miterlebt haben, wie der Sieg der deutschen Rennmannschaften die Italiener und Araber hinriß."

Ein „Brettl“ macht BETRIEBS-AUSFLUG

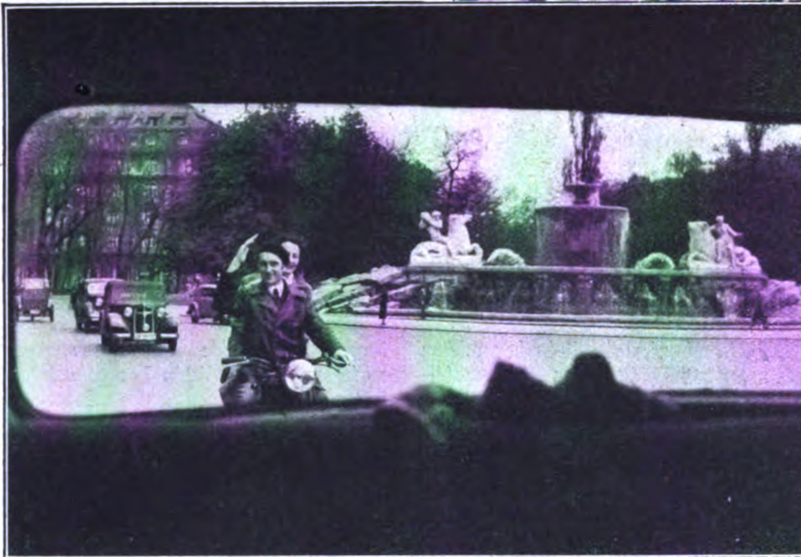
Der Münchner Simplwirt mit seinen Künstlern auf „Frühlingsfahrt“.



Zwei Künstlerinnen des „Simpl“ machen „Hopphopp hopphei“



Theo Prosel, der Direktor der Kleinkunstbühne, gewöhnlich Simplwirt genannt, denkt über einen neuen Sketch nach. Oder sollte er gerade die Zeche überschlagen?



Der Münchener „Simplizissimus“ pflegt als Überlieferung den Begriff, originell zu bleiben; so ist auch dieser Betriebsausflug der Künstler des „Simpl“ eine originelle Idee, weil der Humor selbst von der Bühne herunterspringt und sich unter das Publikum mischt



Fast zu viel Ehre für einen alten Topf, von vier Künstlerinnen so eingehend betrachtet zu werden



Nach dem Bummel das unvermeidliche Wurstessen.

Mit Autos und Motorrädern geht's hinaus zum kleinsten Volksfest. Wenn bei diesem Betriebsausflug nicht der richtige „Betrieb“ herrschen sollte, dann müßte man sich wirklich wundern.

Sämtliche Aufnahmen: Engel.



Rechts:
Auf einer Geige vom Trödlermarkt spielt Frau Roode-Hennlein ungarische Weisen, die Theo Prosel so reizend findet, daß er sammeln geht.



Durch das Gewicht wird festgestellt, wer die höchsten Gagen bekommt. Peukert, der auf der Waage steht, scheint die Chance zu haben.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.**, München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: **Eherverlag München. Bezugspreis** in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



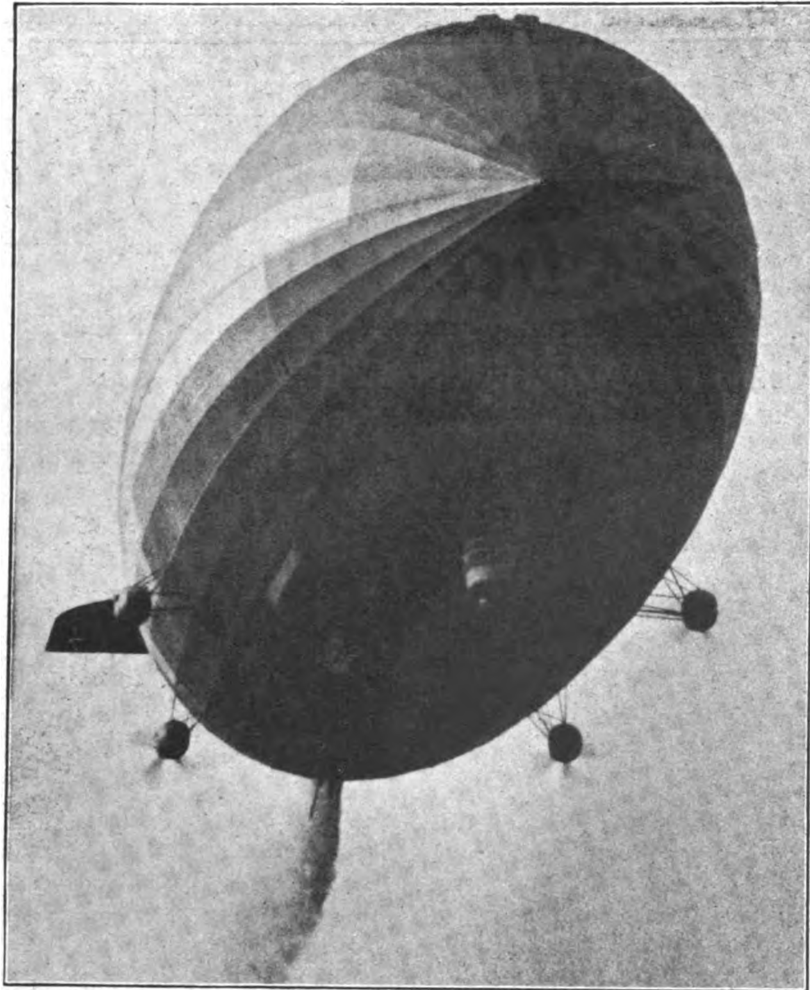
IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 21 / DONNERSTAG, 27. MAI 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Aufnahme: Rob. Röhr.

Reichsminister Reichsleiter R. Walther Darré
der Schöpfer des Reichsnährstandes, eröffnet als Reichsbauernführer am 30. Mai die Reichsnährstandsausstellung in München, die bisher größte landwirtschaftliche Ausstellung Europas.



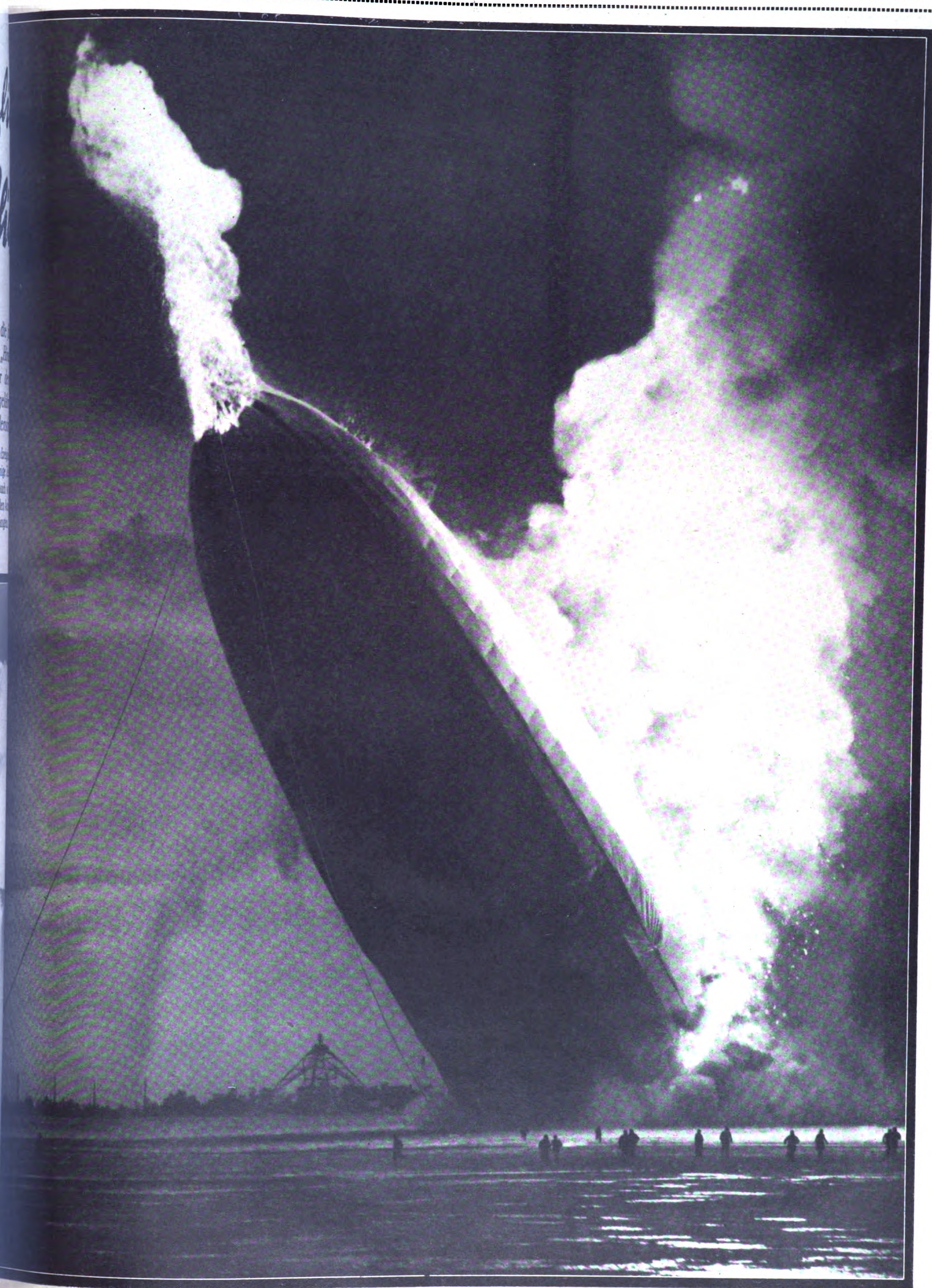
Links:
Diese Aufnahme zeigt die ersten Anzeichen der Katastrophe: aus dem Heck des Luftschiffes schlägt eine Rauchfahne heraus. Noch laufen die Motoren im ruhigen Gleichtakt, und in der Führergondel ahnt man nicht, daß die nächsten Augenblicke das stolze Schiff manövrierunfähig machen werden.

3 entsetzliche Augenblicke

So spielte sich die furchtbare Katastrophe des „Hindenburg" in Lakehurst vor den Augen der vor Grauen gelähmten Zuschauer in Sekundenschnelle ab.

Wie bei fast allen großen Ereignissen tauchen die besten Bilder erst einige Zeit nach dem Geschehen auf. Es war auch so mit diesen hier gezeigten erschütternden Aufnahmen, die erst jetzt nach Europa gelangten.

Während „Hindenburg" sich dem Ankermast langsam nähert, hüllt schon ein riesiges Flammenmeer das Luftschiff ein. Entsetzen lähmt auch den Photographen, der gekommen war, die Landung im Bilde festzuhalten.

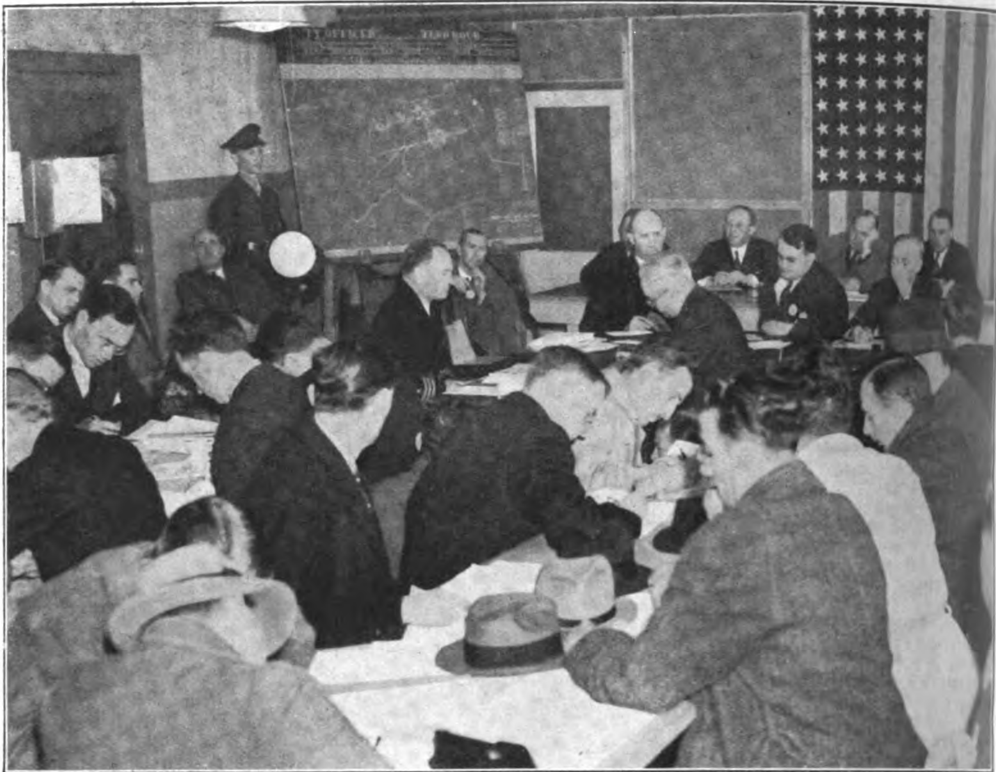


Wie eine gigantische Himmelsfackel ist das lichterloh brennende Luftschiff zu Boden gesunken; die Haltemannschaften und Zuschauer fliehen in der ersten Bestürzung den furchtbaren Ort des Grauens, während die Menschen in den Gondeln sich verzweifelt gegen den Plötzlichkeitstod wehren.

Sämtliche Aufnahmen: Associated-Press.



Kommandant Rosendahl (Mitte), E. T. Farley, der Präsident der amerikanischen Zeppelingesellschaft (rechts), und der Vizepräsident von Meister (links) beobachten auf dem Flugplatz Lakehurst das Landungsmanöver des „Hindenburg".



Unmittelbar nach der Katastrophe des „Hindenburg" wurden von der Handelskammer die ersten Ermittelungen über die Ursachen des Unglücks eingeleitet.

Trauerkundgebung auf dem Pier der Hamburg-Amerika-Linie in Neuyork während der Überführung der Opfer der Luftschiffkatastrophe. Eine große Trauergemeinde hatte sich eingefunden, um den Toten der Besatzungsmannschaft, darunter Kapitän Lehmann, das Geleit bis zum Dampfer „Hamburg" zu geben.


Letzte Grüße an die Toten vor ihrer Überführung in die Heimat. Mit erhobenem Arm schritt eine große Trauergemeinde die blumengeschmückten Särge ab.


Bildausschnitt während der Trauerkundgebungen auf dem Pier der Hamburg-Amerika-Linie; innige Anteilnahme malt sich auf allen Gesichtern aus.

TRAUERFEIER IN CUXHAVEN:


Kameraden des Flugkapitäns Lehmann grüßen den heimgekehrten Toten


Die Witwe des verstorbenen Flugkapitäns Lehmann begibt sich mit ihrem Sohn nach der Ankunft des Sonderflugzeuges mit den sterblichen Überresten Kapitän Lehmanns zur Trauerfeier.

Aufnahmen: Weltbild (6) Associated Press (2).

Es gibt eine technische Eigengesetzlichkeit: auf einer Häufung von Erfahrungen vorwärts und aufwärts zu schreiten. Hätte das Echterdinger Unglück den alten Grafen Zeppelin entmutigt, niemals hätte später ein Zeppelin die Welt umflogen. Auch die Katastrophe in Lakehurst, so machtvoll in ihrer Erschütterung sie nachklingt, wird wieder einen Markstein bilden in der Geschichte des modernsten Verkehrsmittels, der Zeppeline.

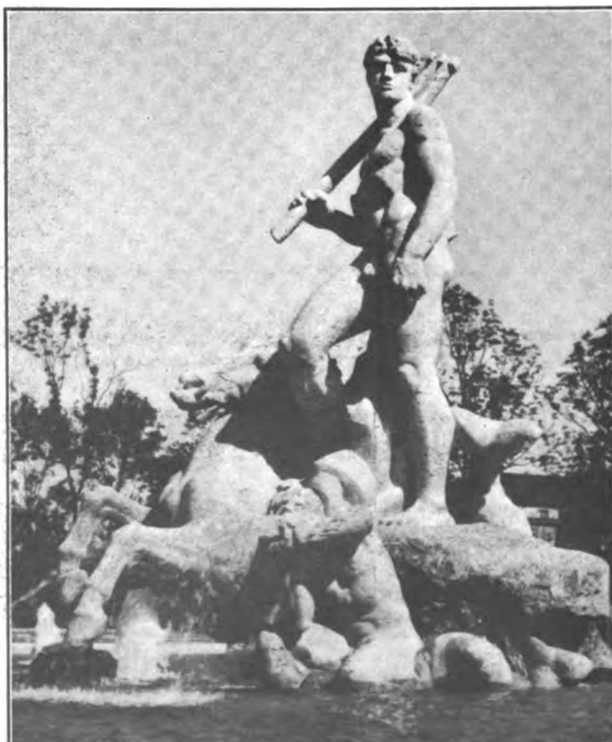

Eine ergreifende Totenehrung:
Während der würdevollen Trauerfeier vor den aufgebahrten Särgen der Zeppelin-Opfer in der Hapaghalle zu Cuxhaven. Staatssekretär Lammers (rechts) erweist als Vertreter des Führers, General der Flieger Milch als Beauftragter des am Erscheinen verhinderten Generaloberst Göring den Toten die letzte Ehre bei diesem Staatsakt.

Bildausschnitt von der größten Flottenschau der Welt.

Als Abschluß der Londoner Krönungsfeierlichkeiten fand vor dem englischen Königspaar und einer unzähligen Volksmenge auf der Reede von Portsmouth im Spithead die größte Flottenparade aller Zeiten statt. Im Hintergrund (Breitseite) der Panzerkreuzer „Admiral Graf Spee".

Aufnahme: Heinrich Hoffmann und Weltbild.





Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

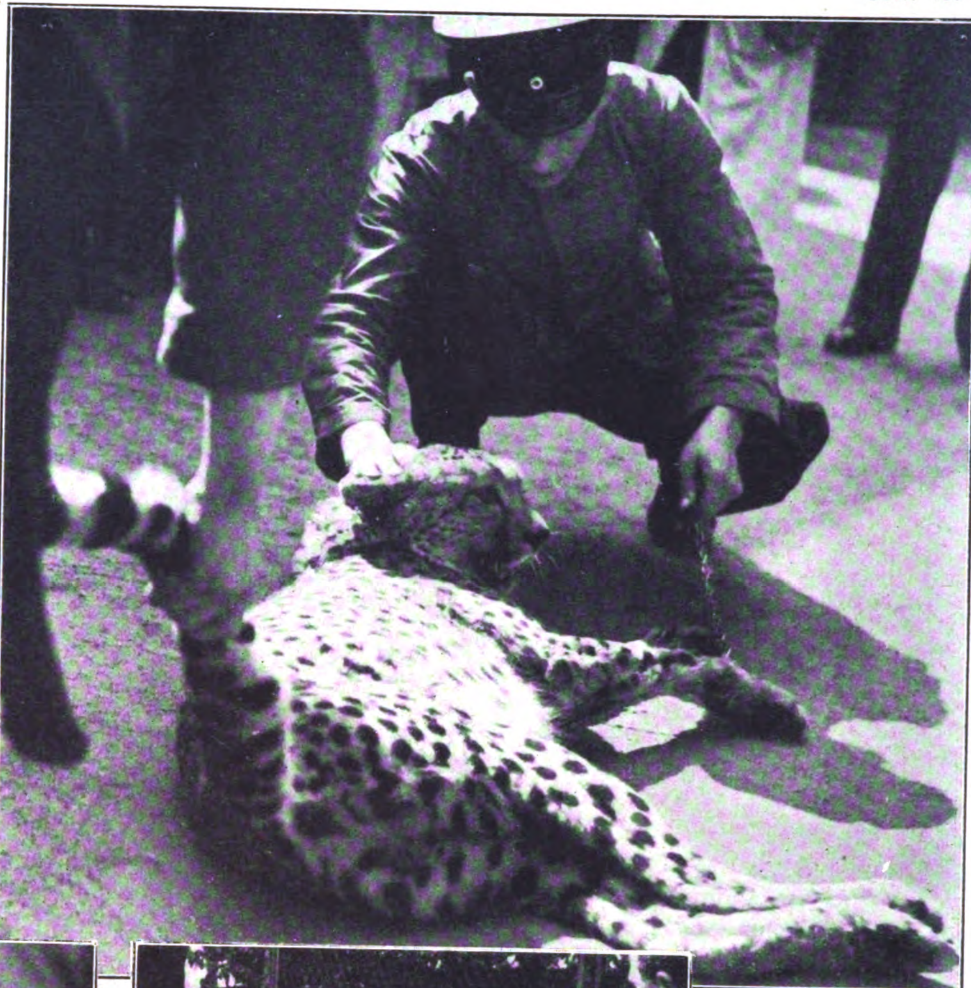
Links: Die Bilder zeigen zwei Aufnahmen des Neptunbrunnens im Gelände des alten Botanischen Gartens.

Das von Professor Josef Wackerle geschaffene markante Kunstwerk wird am 29. Mai eingeweiht und an traditionsgebundener Stätte mitzeugen von der Pflege der bildenden Kunst im Dritten Reich.

Zuwachs im Berliner Zoo:

Ein abessinischer Gepard wird eingeliefert





Oben: Dauerquartier für „Pardi". Ein Wagen rollt an; Richtung: das Löwenhaus. Der jüngste Zuwachs für den Zoo ist da: ein Gepard aus Abessinien. Zwei Wärter öffnen die Wagentür und ergreifen die Kette. „Pardi" ist mit einem Satz heraus; die Kamera ist bei dem Tempo nicht mitgekommen.



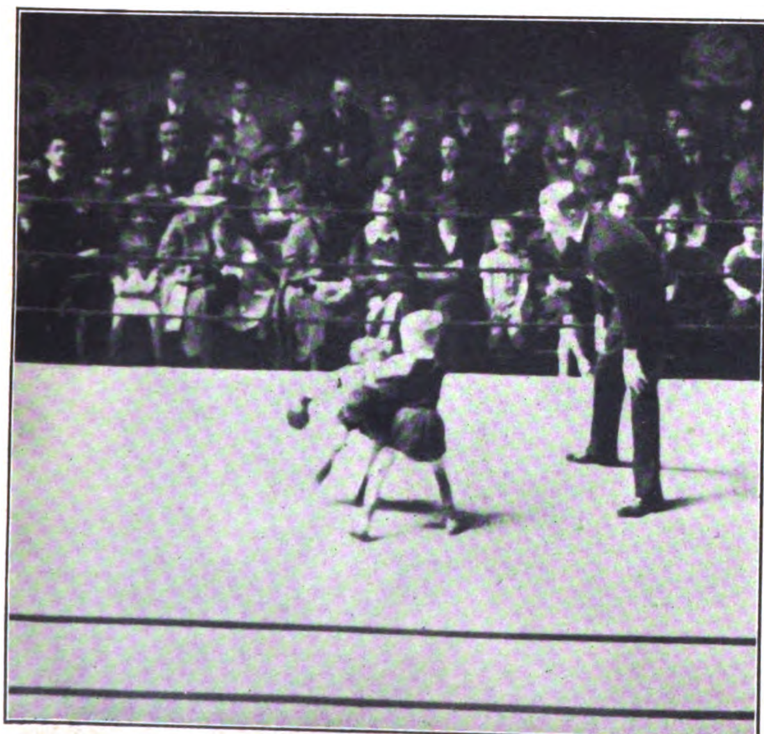
Rechts: „Pardi" gibt durch wütendes Fauchen zu verstehen, daß ihm der Aufenthalt hinter Gittern nicht paßt; mit der Kette kann er sich schon gar nicht anfreunden.



Oben: Die Wut des Tieres scheint sich gelegt zu haben; die Besucher, erst angstvoll zurückgeschreckt, kommen wieder näher.

Aufnahmen: v. d. Busche (4).

Links: Die Störrigkeit nützt nicht viel; ob er will oder nicht — der Gepard wird einfach in den Transportkäfig hineingezogen.



„Früh übt sich..." Die kleinen Jungen der amerikanischen Marineoffiziere sind Mitglieder richtiggehender Kindersportvereine und zeigen hier ihren Mut zwischen den Seilen...



... während die ernsten Väter von der USA.-Marine sich als Zuschauer die Sorgen weglachen. Selbstverständlich sehen sie in ihren Söhnen künftige Admirale.

Aufnahmen: Internat. Photokorrespondenz (2).





Oben: Drei Männer des Fortschrittsgedankens. V. l. n. r.: der bekannte deutsche Automobilkonstrukteur Dr. Porsche, der Leiter des Amtes für „Wandern und Reisen" in der DAF., Dr. Lafferenz, Direktor Werlin von der Daimler-Benz-AG.

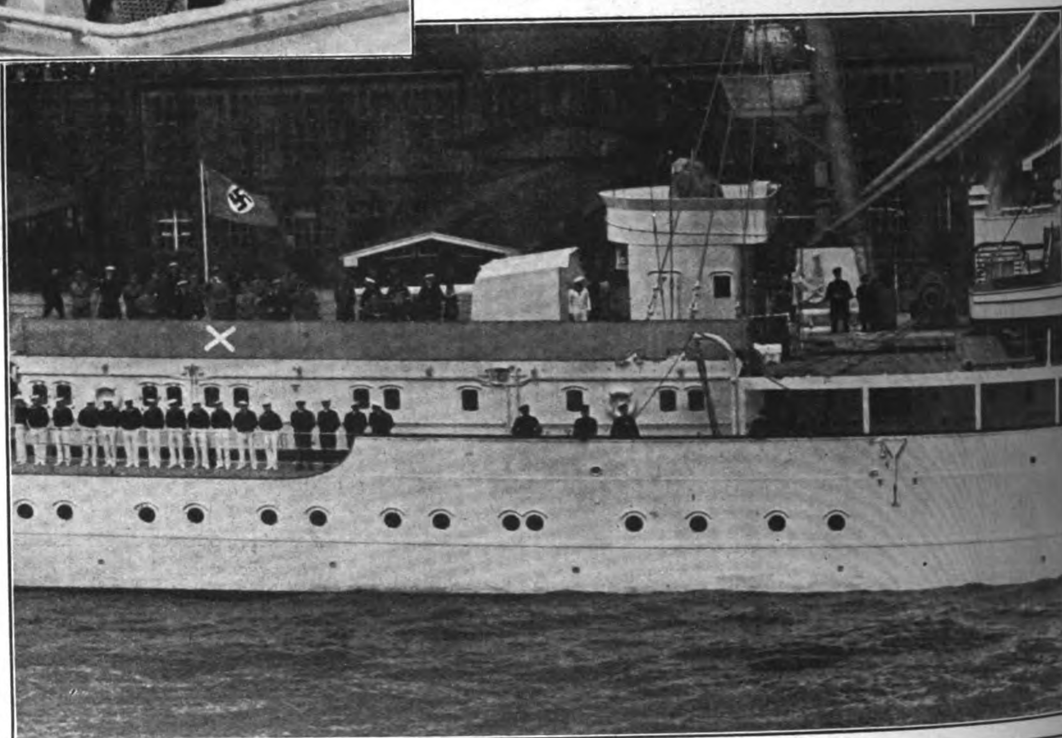


Rechts: Tausende von Briefschaften müssen im Zahlmeisterbüro täglich abgefertigt werden.

Oben: Kameradschaft und Freude, wie man sie hier sieht; unter diesem Leitsatz stehen die Erholungsreisen auf den Dampfern der KdF.-Flotte.



Volksgenossen aus Nord und Süd; auf allen Gesichtern leuchtet helle Freude.



Rechts: Eine freudige Überraschung für die KdF.-Reisenden: Am Ausgang des Hafens hat der Aviso „Grille" mit dem Führer (×) an Bord Anker geworfen. Der Führer grüßt die vorbeifahrende KdF.-Flotte.

„Sierra Cordoba"

auf großer KdF.-Fahrt

Aufnahmen: Valérien.

Am Tage des Stapellaufes des KdF.-Dampfers „Wilhelm Gustloff" liefen 6 Schiffe der KdF.-Flotte nach Norwegen aus, darunter der 11 000-t-Dampfer „Sierra-Cordoba", der als KdF.-Dampfer durch seine Fahrt bis Drontheim in der Erreichung des bisher nördlichsten Zieles einen Rekord aufstellte.



Rechts: Im Augenblick, als die Küstenbatterien von Cuxhaven die Standarte des Führers auf der „Grille" mit Salutschüssen begrüßen, schließt sich der von hoher See kommende Panzerkreuzer „Graf Spee" mit feurigem Blitz und Donner dem Salut an.



Der Leiter des Presseamtes der DAF., Parteigenosse Biallas, bei einer Arbeitsbesprechung mit seinen Abteilungsleitern.
Das Presseamt hat neben der Überwachung des umfangreichen Presseapparates der DAF. die Aufgabe, die gesamte Presse in Wort und Bild über das Wesen, die Ziele und Tätigkeit der DAF. zu unterrichten.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

VII. Das Presseamt

Neben der im Parteiverlage erscheinenden Tageszeitung der DAF., „Der Angriff", hat die DAF. einen umfangreichen Presseapparat aufzuweisen. Die politische Führung dieses Apparates liegt beim Presseamt der DAF. und stellt hier einen wichtigen Teil der Gesamtarbeit dieses Amtes dar.

Bei einer Darstellung der Aufgaben des Presseamtes der DAF lassen sich zwei große Gebiete unterscheiden.

1. Die Unterrichtung der Presse in Wort und Bild über Wesen, Ziele und Tätigkeit der DAF. Hierzu gehört auch die Übermittlung von wichtigen Pressestimmen über die DAF. — besonders des Auslandes — an alle Arbeitsfront-Dienststellen.

2. Die Führung der DAF.-eigenen Presse. Bei Darlegung des ersten Teils der Aufgaben des Presseamtes muß vorausgeschickt werden, daß die Vielfalt der Aufgaben der gesamten Deutschen Arbeitsfront natürlich auch einen entsprechend ausgebauten Apparat bedingt. Daß dieser trotzdem verhältnismäßig gering ist, ist daraus erklärlich, daß die Mitarbeit von sogenannten freien Mitarbeitern im weitesten Maße herangezogen wird.

Die wichtigste Abteilung ist hier der „Sonderdienst". In ihm ist ein Stab junger Schriftleiter vereinigt, die als Reporter sämtliche Dienststellen der DAF. betreuen, alles Wissenswerte erkunden, was dann gesammelt, gesichtet und an die Zeitungskorrespondenten bzw. direkt an die Tagespresse mehrmals täglich herausgegeben wird. Pressebesprechungen, Pressefahrten und Einladungen an die Presse zu Veranstaltungen sind ein weiteres wichtiges Mittel zur Unterrichtung der Presse. Dieser Aufgabe dient auch die vom Presseamt herausgegebene „Deutsche Arbeits-Korrespondenz" (DAK.), die als Sonderdienst der „Nationalsozialistischen Partei-Korrespondenz" (NSK.) die Zeitungen in Berlin und im Reich mit Artikeln über die Arbeit der DAF. versorgt. Dem Bilderdienst des Presseamtes obliegt es, Bildmaterial aus der Tätigkeit der DAF. der deutschen Presse — in erster Linie den illustrierten Zeitschriften — zu übermitteln.



Dem Presseamt der DAF. ist ein umfangreiches Bildarchiv angegliedert. Die gesamte Presse kann hier Bildmaterial über alle aktuellen Geschehnisse in der DAF. erhalten.

Der Betreuung der Auslandspresse dient die Abteilung Auslandspresse im Presseamt, die engstens mit dem Auslandsreferat der DAF. zusammenarbeitet. In wöchentlichen Berichten werden die DAF.-Dienststellen über die Stimmen des Auslandes zur DAF unterrichtet.

Der zweite Teil der Aufgaben des Presseamtes der DAF. erstreckt sich auf die Führung der DAF.-eigenen Presse. Die DAF.-Presse stellt sich als eine Leistung der Deutschen Arbeitsfront dar. Hier stehen im Vordergrund die 86 verschiedenen fachlichen Schulungsblätter, die sich jedes DAF.-Mitglied kostenlos nach freier Wahl bestellen kann, und die durch die Post jedem Besteller direkt übermittelt werden. Hierzu gehören auch die Mitteilungsblätter der Reichsbetriebsgemeinschaften, die 14tägig erscheinen und den Dienststellen der DAF. bis zu den Betriebswaltern und Vertrauensratsmitgliedern ebenfalls kostenlos zugestellt werden.

Als größte zentrale Zeitschriften der DAF., die im Presseamt redigiert werden, sind das „Arbeitertum", „Der Aufbau" und „Schönheit der Arbeit" zu nennen.

Dann sind als wichtige Bestandteile der DAF.-Presse noch die in zahlreichen Betrieben erscheinenden und vom Betriebsführer herausgegebenen Werkzeitungen zu nennen, deren Betreuung bei der Abteilung „Werkzeitungen" des Presseamtes liegt.

Die Abteilung „Außendienst" hat die Aufgabe, die einheitliche Ausrichtung aller Schriftleiter und Pressewalter der DAF. bei den Reichsbetriebsgemeinschaften und in den Gauen und Kreisen durchzuführen. Hierzu dienen in erster Linie die von dieser Abteilung wöchentlich durchgeführten Besprechungen mit den in Berlin ansässigen Pressewaltern.

Schließlich sei noch erwähnt, daß ein gut geleitetes Pressearchiv die Arbeit aller Abteilungen unterstützt, ebenso wie die Abteilung „Geschäftsführung" für eine reibungslose Abwicklung des Dienstbetriebes sorgt.

Richtlinie für die Arbeit dieses Amtes in der Deutschen Arbeitsfront ist und bleibt der Befehl des Führers an die Deutsche Arbeitsfront, der allein für diese bestimmend und maßgeblich ist: „Erhaltung und Förderung der nationalsozialistischen Betriebsgemeinschaft!"

Hans Biallas.

VIII. Das Arbeitswissenschaftliche Institut



500 000 Bücher sind in der Zentralbücherei des Arbeitswissenschaftlichen Instituts vorhanden. Über alle Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik sind hier die wichtigsten Werke zu finden.

Es gibt Menschen, auf die die Wörter: Archiv, Bibliothek oder gar wissenschaftliches Institut wie ein rotes Tuch wirken Einfach aus dem Grunde, weil sich für sie in diesen Worten alles ausdrückt, was sich fern von den Erfordernissen des täglichen praktischen Lebens im luftleeren Raum befindet.

Diese Voreingenommenheit, die auch wir zu einem gewissen Teil aufwiesen, wurde uns bei unserem Besuch im Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront gründlich ausgetrieben, denn wohl nirgends konnten wir eine bessere Ergänzung von Theorie und Praxis feststellen, als in diesem Institut. Man kann ruhig sagen, daß im Arbeitswissenschaftlichen Institut der DAF. das Handwerkszeug für die praktische politische Arbeit der DAF.-Dienststellen geschmiedet wird. Denn das wirtschaftliche und soziale Leben einer Nation besteht aus so vielen verwickelten Wechselbeziehungen, daß eine in die Zukunft arbeitende Sozialpolitik nur auf Erkenntnis dieser Wechselbeziehungen und der Möglichkeit ihrer Veränderung aufbauen kann.

Alle Unterlagen, die für die genaue Kenntnis der Probleme, ob sie nun arbeitsrechtlicher, sozialversicherungsrechtlicher oder wirtschaftspolitischer Natur sind, notwendig sind, kann eine jede Dienststelle der DAF. vom Arbeitswissenschaftlichen Institut erhalten und so ihre praktische Arbeit auf genauen wissenschaftlichen Untersuchungen aufbauen.

Der erste Eindruck beim Besuch der Berliner Diensträume des Arbeitswissenschaftlichen Institutes sind Bücher, Stahlkästen, und nochmals Bücher und Stahlkästen in endlosen Reihen und Batterien. 500 000 Bände umfaßt die Zentralbücherei Millionen von Ausschnitten ruhen in den Sachakten der Stahlbatterien des Zentralarchivs. Bei unserem Gang durch die Abteilungen finden wir gerade die Lektoren bei der Arbeit, die laufend zur Ergänzung des Archivs über hundert Tageszeitungen und 1500 Zeitschriften durcharbeiten. Auch die Zentralbücherei wird durch Neuerwerbungen stets auf dem neuesten Stand gehalten.

Für die Arbeit der DAF.-Dienststellen ist es wichtig, daß das Arbeitswissenschaftliche Institut sich nicht darauf beschränkt, das anfallende Material lediglich zusammenzutragen und für eine spätere Verwendung aufzubewahren, sondern daß es in Form von internen Veröffentlichungen, wie Wirtschaftsberichten, Sozialpolitischen Rundschauen, Vortragsdiensten und Zeitschriftenschauen, den Dienststellen sofort zugänglich gemacht wird. Einen großen Raum nimmt auch der Hinweisdienst, der die Reichsbetriebsgemeinschaften mit Material aus berufsfremden Fachzeitungen, Gauzeitungen beliefert, ein. Im Jahre 1936 betrug die Zahl der Hinweise allein 15 000.



Rechts: Um Archiv und Bibliothek des Arbeitswissenschaftlichen Instituts stets auf dem neuesten Stand zu halten, müssen in laufender Folge die wichtigsten Neuerscheinungen des Bücher- und Zeitschriftenmarktes erworben werden. Der stellv. Leiter des Arbeitswissenschaftlichen Instituts, Parteigenosse Budell, bei der Prüfung von Neuerscheinungen für die Bibliothek.

Den Kern des Institutes bilden die Forschungsabteilungen, die nicht Tagesaufgaben, sondern grundsätzliche Fragen in der Sozialpolitik zu klären haben. Um diesen Kern gruppieren sich das Zentralarchiv, die Zentralbücherei und die Statistische Zentralstelle. Die Statistische Zentralstelle hat neben der Beratung die statistischen Arbeiten der DAF. zu planen und durchzuführen.

Die Schwierigkeiten und Probleme der laufenden Arbeit sind, wie der stellvertretende Leiter des Institutes, Parteigenosse Budell, auf unsere Frage nach der Aufgabenstellung der Forschungsabteilung antwortet, der Ausgangspunkt aller Untersuchungen Eine wissenschaftliche Arbeit, die einen praktischen Nutzen haben soll, kann sich nicht auf theoretische Zukunftskonstruktionen beschränken, mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger ist es, festzustellen, welche Ungerechtigkeiten und Spannungen im Augenblick vorhanden sind und welche Wege es gibt, um den unbefriedigenden Zustand der Gegenwart in den besseren der Zukunft überzuleiten.

Das Bestreben des Arbeitswissenschaftlichen Institutes ist es, genau wie das aller anderen Ämter der DAF., auf seine Weise, d. h. durch Schaffung der wissenschaftlichen Unterlagen, mitzuhelfen, ein sozialistisches Deutschland zu schaffen.

Werner Denkler.



Über 100 Tageszeitungen und 1500 Zeitschriften des In- und Auslandes werden laufend von geschulten Lektoren durchgearbeitet. Die Ergebnisse der Durchsicht finden in den Sachakten des Archivs sowie im Hinweisdienst und den verschiedenen Sondermitteilungen für die Dienststellen der DAF. ihren Niederschlag.

Aufnahmen: Fritz Boegner.

Korpsführer Hühnleins Reise nach Italien und Libyen

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Oben: Korpsführer Hühnlein (ganz rechts) und Marschall Balbo mit NSKK.-Scharführer Hermann Lang, dem Sieger des Rennens um den Preis von Tripolis.



Links: Vorbeimarsch der Sportstudenten am Korpsführer Hühnlein im Forum Mussolini.

Nach dem Motorwagenrennen um den Großen Preis von Tripolis konnte Korpsführer Hühnlein von Ort und Stelle aus dem Führer das freudige Ergebnis des beispiellosen deutschen Rennsieges telegraphisch melden. Korpsführer Hühnlein hat seinen Besuch in Libyen und Italien dazu benützt, um unter anderem auch die Einrichtungen der faschistischen Straßenmiliz kennenzulernen.

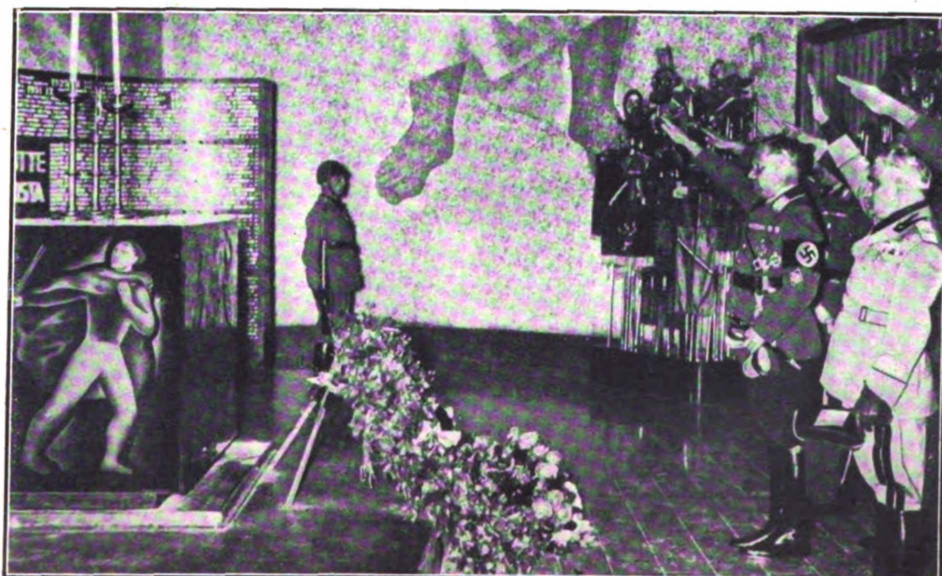


Links: Motorisierte italienische Polizei in Paradeaufstellung vor Korpsführer Hühnlein.



Links: Korpsführer Hühnlein (rechts) mit dem italienischen Jugendführer, Staatssekretär Ricci, nach Besichtigung der italienischen studentischen Organisationen in Rom.

Rechts: Korpsführer Hühnlein ehrt die gefallenen Helden der faschistischen Bewegung.





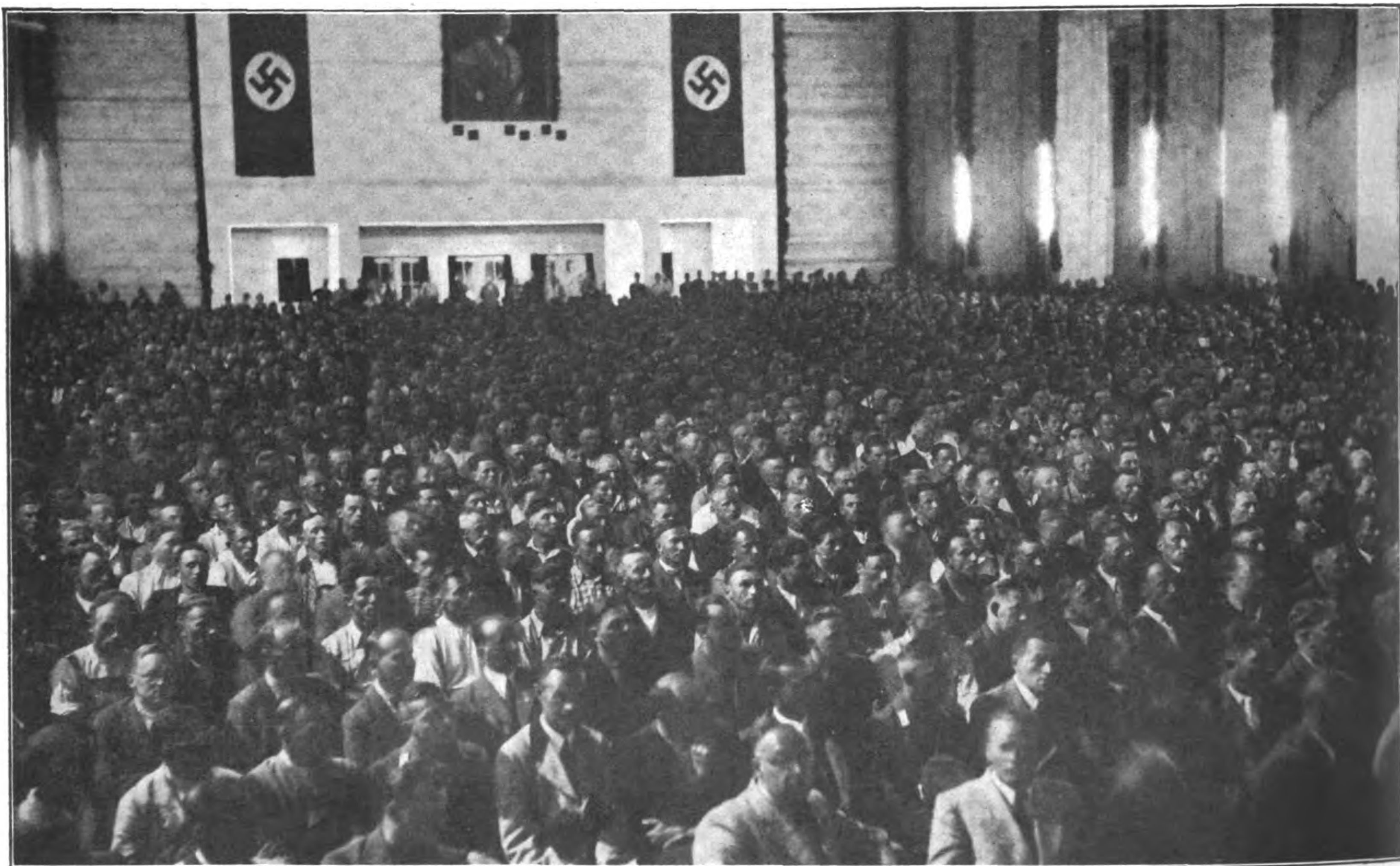
Ein Vertreter der Arbeiterschaft brachte in schlichten Worten dem Führer den Dank der Arbeiter am Obersalzberg zum Ausdruck.
Von links nach rechts: Dr. Brand, Reichsleiter Martin Bormann, Adolf Hitler, Reichspressechef Dr. Dietrich.

In einer großen

Holzhalle

die den Arbeitern auf dem Obersalzberg zur Stätte der Unterhaltung und Erholung dienen soll, sprach der

FÜHRER



Die Gemeinschaftshalle, in der auch Lichtspiele und Theateraufführungen stattfinden sollen, wurde auf Anordnung des Führers hin errichtet.
Eine freudig bewegte Menge füllte den stattlichen Raum, dessen Eröffnung durch die Rede des Führers eine besondere Weihe erhielt.



Die freudig bewegten Mienen der Zuhörerschaft beweisen, daß mit der Schaffung dieser Gemeinschaftshalle ein vorbildliches Kameradschaftswerk verwirklicht wurde.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Ein Blick auf die Bühne während der zweistündigen Ausführungen Adolf Hitlers, die auch dem letzten Arbeiter das Wesen der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik nahe brachten.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(2. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der schwedische Journalist Richard Hegel liefert der „Extrapost" in Kopenhagen die Detektivgeschichten. Bei einem Besuch in der Schriftleitung lernt er den Berufskameraden Bing, einen Mitarbeiter der gleichen Zeitung, kennen, den Mann der Kreuzworträtsel. Während der üblichen Fachgespräche weist Bing mehrere in- und ausländische Zeitungen vor, die einer in allen Sprachen wiederkehrenden Anzeige wegen seine Aufmerksamkeit erregt haben. Hegel und Bing suchen auf dem Nachhausewege ein Restaurant auf. Bei dieser Gelegenheit macht Bing seinen Kollegen auf eine andere Anzeige aufmerksam, die er auf sich bezieht: „Zitadell. Mitglieder obiger Familie in Skandinavien werden gebeten, an das Intern. Inst. for Genealog. unter Nr. 239 nach London zu schreiben." Bing erzählt, daß der Großvater seiner Großmutter Zitadell geheißen hat und nach Schweden eingewandert ist. Auch dieser Aufruf war in mehreren ausländischen Zeitungen erschienen. Bing hatte sich daraufhin gemeldet und folgendes Schreiben erhalten: „Wir sind im Besitz Ihres Schreibens, das uns interessiert. Füllen Sie bitte das beifolgende Formular zunächst einmal aus." Das Formular war eine Vollmacht, durch die das Institut in London sich beauftragen ließ, gewisse Nachforschungen durchzuführen, die in der Natur der Gesellschaft (Stammbaumforschung) lagen. Bing, der sich über die Aufdringlichkeit des Instituts geärgert hat, ist gegangen, während Hegel nach London schreibt, er habe auch die Anzeige gelesen und bäte um nähere Auskunft. Am nächsten Morgen bringen die Zeitungen eine seltsame Notiz: Ein rätselhafter Gast, eine Dame, weile seit einigen Tagen in der Stadt. Man entsinne sich, daß vor einem Jahr in Paris ein bekannter Finanzmann, der am nächsten Tag Konferenzen abhalten wollte, in seinem Hotel mit den Anzeichen einer Bewußtseinsspaltung aufgefunden wurde. Keiner der Ärzte vermochte damals die Ursache zu ergründen, aber — so hieß es weiter — vielleicht fragen Sie die geheimnisvolle Besucherin unserer Stadt danach, vielleicht klärt sie Sie dann auch über den Umstand auf, daß diese unbegreifliche Geisteskrankheit den Finanzmann unmittelbar nach einem Souper mit ihr befallen hat. Hegel trifft den Schriftleiter seiner Zeitung, der ihm erzählt, daß auf Grund dieses Artikels während des ganzen Vormittags angerufen worden sei. Außerdem zeigte er ihm ausländische Zeitungen, die wiederum eine Anzeige bezüglich des Professors Velotard enthielten. Diesmal heißt es: „Professor Velotard. Jedermann, der Informationen bzw. Adresse des Obenbenannten besitzt, wird gebeten, an Postfach 222, Barcelona zu schreiben. Hohe Belohnung." Hegel ist überzeugt davon, daß es sich um eine Pressekampagne handelt und beschließt, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Brasch (der Schriftleiter der „Extrapost") fordert ihn auf, mit zum Vortrag eines Professors Fortreß zu kommen, der über Nationalökonomie spricht. Im Hörsaal sieht Hegel eine faszinierende Ausländerin, die mit besonderer Spannung dem Vortrag folgt. Nach dem Vortrag sieht Hegel zufällig die exotische Dame auf der Straße und erfährt durch einen Hotelportier, daß die Dame in keinem Hotel Kopenhagens wohne, aber jeden Tag um eine bestimmte Zeit zum Bahnhof gehe. In diesen Tagen berichten die Zeitungen von einer im Hafen eingetroffenen Yacht „Astarte", die einem Finanzmagnaten aus Minorca gehöre. Hegel liest diese Mitteilung in einem Hotelrestaurant. Aus unerklärlichen Gefühlen heraus fühlt er sich allein unbehaglich und klingelt den Kreuzworträtselkollegen an, ihm Gesellschaft zu leisten. Während er aus der Telephonzelle tritt, entfernt sich von seinem Tisch ein unbekannter Herr mit negroidem Aussehen, der sich dort zu schaffen gemacht haben mußte. Hegel trinkt den Rest seines Whiskys aus, scheint sich dann aber plötzlich in einer anderen Welt zu befinden. Jedenfalls stellt sein Kollege, der inzwischen eingetroffen ist, fest, daß Hegel total von Sinnen ist. Nach dem kleinen Whiskysoda ganz merkwürdig. Als Hegel erwacht, liegt er zu Hause im Bett und wird ärztlich betreut. In seinem Kopf ist es immer noch unklar. Um seine Gedanken zu konzentrieren, greift er nach einem Buch, in dem die abenteuerliche Geschichte eines Grafen de Ciudadella beschrieben wird.

Er hatte das eine Versprechen gehalten, das er dem Kommandanten gegeben hatte, er war durchgebrannt. Sein zweites Versprechen, mit jenen abzurechnen, die ihm einen unfreiwilligen Aufenthalt innerhalb von vier Mauern auferlegt hatten, löste er einen Monat später ein, als er an der Spitze von Bolivars aufrührerischen Truppen das Kastell in Trujillo erstürmte und mit eigener Hand den Kommandanten gefangennahm.

Wir wollen noch hinzufügen, daß kein neues Erdbeben diesen aus seinem unfreiwilligen Aufenthalt innerhalb von vier Mauern befreite! Er saß hinter diesen, bis die Friedensverhandlungen zwischen Spanien und seinen Kolonien in der Neuen Welt zu einem glücklichen Abschluß gediehen waren. Was Herrn de Ciudadela und Valverde betrifft, so werden wir in einem späteren Kapitel Anlaß haben, auf ihn zurückzukommen."

Ich ließ das Buch sinken.

Ein alter Spruch sagt, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Ein Sensationsschriftsteller möchte sich ja gerne von Berufs wegen das Gegenteil einreden. Aber der Bericht, den ich eben gelesen hatte, schien ganz danach angetan, meinen Glauben ernstlich zu erschüttern. Tags vorher hatte Brasch mir ein Telegramm gezeigt — ein Telegramm eben aus Peru! — das von einem oder mehreren Gefangenen berichtete, die durch ein Erdbeben aus der Gefangenschaft befreit worden waren. „Kommt nicht einmal bei Dumas vor!" hatte er gesagt. Und nun fand ich in einer hundert Jahre alten Scharteke eine direkte historische Parallele zu dieser wunderbaren Befreiung! Ich wollte gerade die bitteren Konsequenzen für meine eigene Rechnung daraus ziehen, als ich plötzlich infolge gewisser innerer Symptome zusammenzuckte, die vermutlich schon lange versucht hatten, sich bemerkbar zu machen, wenn ich sie auch mißverstanden hatte. Ich war hungrig wie ein Wolf! Seit dem Lunch vor zwölf Stunden hatte ich nichts zu mir genommen. Die unbehaglichen Symptome, die ich noch immer spürte, würden zweifellos von selbst verschwinden, wenn ich nur etwas zu essen bekam!

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war halb zwei nachts. Alle Restaurants waren unerbittlich geschlossen. Aber es gab doch noch die Würstelstände!

Ihr Menü war zwar nicht reichhaltig, aber dafür gediegen. Nicht weit von meiner Behausung lag ein imitiertes Montmartrerestaurant, genannt „Die fröhliche Elster". Vor seinem Eingang befand sich ein Würstelstand, wo die Chauffeure, die auf die Klientel des Lokals warteten, ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten . . . Obwohl meine Glieder noch etwas zitterten, war ich doch im Handumdrehen in den Kleidern. Zehn Minuten später befand ich mich vor dem Würstelstand. Der Besitzer grüßte mich mit einem wiedererkennenden Lächeln, und ich streckte stumm vier Finger in die Höhe. Zur Antwort ließ er zwei Paar Würstel in dem dampfenden Wasser verschwinden und nahm Semmeln aus einem Korb.

„Volles Haus dort drinnen, heute abend", vertraute er mir mit einem Seitenblick auf die „Fröhliche Elster" an, deren Fenster so giftig rot leuchteten, wie es das Laster von Montmartre im Ausland zu sein pflegt.

„Die brauchen wenigstens nicht zu verdursten", bemerkte ich bitter.

Er sah sich um. Kein Polizist war in Sicht.

„Aber der Herr muß sich beeilen!" bat er flehentlich, indem er eine Bierflasche aus seiner Brusttasche fischte. Die Mahnung war unnötig, ich trank sie auf einen einzigen Zug aus. Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Nachtcafés, und vier Personen erschienen auf der Schwelle. Zwei von ihnen, die die Livree des Cafés trugen, lotsten die beiden anderen hinaus. Namentlich der eine dieser letzteren zeigte sehr wenig Verständnis für ihre Absichten. Er wollte nicht gehen, nein, absolut nicht! Solche Symptome sind bei Nachtcafégästen nichts Seltenes, und die Uniformierten schenkten seinen Protesten keinerlei Beachtung. Die Tür zur „Elster" fiel mit einem Krach zu. Der renitente Gast riß sich von seinem Freunde los, der auf die wartenden Autos zusteuerte, und stürzte zum Würstelstand. Je näher er kam, desto größer war mein Befremden: Wen sah ich da, wenn nicht den schottischen Professor! Studierte er praktische Nationalökonomie? Wollte er einen Privatindex über die Lebenskosten nach zwölf Uhr nachts aufstellen? Keine schlechte Idee, denn etwas Wirklichkeitsfremderes als die sogenannten Indexzahlen, die das statistische Zentralbüro veröffentlicht, läßt sich schwer denken. Sie befassen sich mit einer Welt, ebenso fern von der des Durchschnittsbürgers wie der vierdimensionale Raum der Physiker von der Welt, in der wir alle leben. Ich beschloß, ihm diese Gedanken nicht vorzuenthalten.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor", sagte ich „Ich weiß, daß Sie ein Feind des Goldes als Wertmesser sind und es durch Kieselsteine ersetzen wollen Aber gibt es nicht näherliegende Aufgaben? Was würden Sie dazu sagen, einen Index auszuarbeiten, der den Preis der Nachtwürstel umfaßt?"

Er starrte mich aus den sonderbarsten Augen an, die ich je gesehen habe. Ich kann nur einen Begriff davon geben, wenn ich sage, daß es den Eindruck machte, als versuchte er, wie durch ein Hindernis durch mich hindurchzusehen. Aber wenn ich das sage, rufe ich die Vorstellung hervor, daß sein Blick verschleiert war. Das war er aber durchaus nicht, eher war er unnatürlich strahlend. Dabei war seine Oberlippe emporgezogen und die Zähne entblößt wie zu einem Lachen. Aber dieses Lachen kam nicht. Eine belegte Stimme sagte:

„Gold — Kiesel — Quatsch! Vorlesungen — Quatsch! Alles miteinander Quatsch!"

Das ließ an Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Aus der Ferne sah ich seinen Begleiter, der offenbar eine Vereinbarung mit einem Chauffeur traf

Plötzlich begann der Professor zu tanzen. Einen sonderbaren Bockstanz, der sowohl den Chauffeuren wie dem Besitzer des Würstelstandes ein herzliches, schallendes Gelächter entlockte. Nun kam sein Begleiter zu uns hin. Er war sichtlich unangenehm berührt von

dem Aufsehen, das sie erregten, denn er hatte den Hut tief in die Stirn gezogen und den Rockkragen aufgestellt. Er packte seinen Freund beim Arm und suchte ihn zu dem wartenden Auto zu ziehen. Doch der Professor sträubte sich auf das heftigste gegen die Zumutung, sich seine Handlungen von einem anderen diktieren zu lassen. Aber der Freund, der ein sehr starker Mann zu sein schien, schleppte ihn unerbittlich näher und näher zu dem Auto hin. Plötzlich blieb der Professor stehen und stieß einen Schrei aus, der wie ein Röcheln klang.

„Sterne! Myriaden von Sternen! Großer Gott — ich sehe das Innere des Sternensystems!"

Hierauf wurde er unter allgemeinem Jubel in das Auto geworfen. Diese Heiterkeit nahm jedoch ein jähes Ende, als die Silhouette eines Mannes in Helm und Uniform aus dem Nachtdunkel auftauchte. Der Schutzmann war von jener Fragelust erfüllt, die sein ganzes Geschlecht beseelt und vermutlich das einzige ist, was es mit Sokrates gemein hat.

„Was ist hier los?" fragte er barsch.

Da niemand antwortete, übernahm ich es, ihm die Situation auseinanderzusetzen. Einer der Gäste der Stadt, ein sehr berühmter Gelehrter aus Schottland, habe in der „Fröhlichen Elster" ein Gläschen über den Durst getrunken, werde aber jetzt von seinem Freunde wieder in die stille Welt der Bücher heimgebracht.

Der Schutzmann nahm diese Erklärung für voll. Ich hätte es selbst auch gerne getan, aber da war etwas, das mich daran hinderte, nämlich die letzten Worte des Professors:

„Ich sehe Myriaden von Sternen! Ich sehe das Innere des Sternensystems!"

Wenn ein Herr in seinem Zustand von Sternen redet, liegt es ja nahe, an jene Himmelskörper zu denken, die auf den Etiketten der Kognakfabrikanten figurieren. Aber seine Worte hatten in mir eine Erinnerung wachgerufen — die Erinnerung an die Vision, die ich im Café gehabt hatte, als alle Sterne des Firmaments sich plötzlich um mich zu drehen begannen. Wer war der Freund des Professors? Ich wußte jedenfalls, wem er ähnlich sah.

Er sah dem exotischen Gast im Café ähnlich, wo ich meinen Anfall bekam, dem Mann mit dem gelblichweißen Gesicht und dem Negerprofil. Er hatte denselben muskulösen Oberkörper, dieselben schmalen Hüften, und im Schatten seiner in die Stirn gezogenen Hutkrempe hatte ich einen großen Mund und zwei breite Backenknochen zu sehen geglaubt. Eine eigentümliche Gesellschaft für einen Mann der Wissenschaft — selbst um zwei Uhr nachts!

Der Schutzmann hatte sich entfernt. Der Würstelverkäufer, dessen Gewissen ihn wegen der Bierflasche anklagte, stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und flüsterte mit jener Vertraulichkeit, die die Frucht gemeinsamer krimineller Geheimnisse ist:

„Was, der Herr ist Professor! Das sieht man ihm aber nicht an! Aber daß er Schotte ist, das konnte man meiner Seel sehen, wie er getanzt hat!"

Ich hatte selbst schottische Tänze im Varieté gesehen, aber konnte dem ehrenwerten Würstelhändler absolut nicht beipflichten. Der Tanz des Professors erinnerte nicht an einen Jig. Hingegen gemahnte er lebhaft an die Tempeltänze gewisser erotischer Länder, wie ich sie in Büchern abgebildet gesehen hatte.

Aber dies war ein allzu exzentrisches Thema, als daß man es um 2.30 Uhr nachts mit einem Würstelverkäufer diskutieren konnte. Ich sagte gute Nacht und ging nach Hause, und dieses Mal gelang es mir, einzuschlafen.

2.

Am nächsten Morgen bekam ich einen Krankenbesuch. Brasch hatte von dem Musikkritiker beunruhigende Gerüchte über meinen Gesundheitszustand gehört und kam nun, um nach mir zu sehen.

„Von Pernow? Ja richtig, er half mich ja nach Hause verfrachten. Danke, mir geht es gut! Aber sage mir eines: Hält der schottische Professor heute seine Vorlesung, wie es im Programm angekündigt war?"

Brasch schnellte hastig das Monokel ins Auge. Er schien dieses Hilfsmittel zu benötigen, um den Ausdruck seines Blickes zu verschleiern.

„Warum fragst du?"

„Antworte! Hält er die Vorlesung?"

„Nein — sie ist bis auf weiteres abgeblasen! Vorübergehende Indisposition. — Aber —"

„Sprich frei von der Leber weg, wenn du dieselbe Sprache hören willst!"

„Na schön — der Professor wurde heute gegen drei Uhr nachts auf einer Bank im Faelledpark aufgefunden. Man brachte ihn zur nächsten Polizeistube wo es eine Weile dauerte, bis man darauf kam, wer er ist. Hoffnungslos jenseits von Gut und Böse — du verstehst mich! Konnte weder reden noch denken. Eine der jüngeren Kräfte der Redaktion bekam Wind von der Sache, setzte sich hin und schrieb eine Plauderei voll von Insinuationen. Wollte auch den alten Witz von dem Schotten anbringen, der nach London kam und sich einmal richtig austoben wollte, und — bang went sixpence! Gottlob konnte ich das noch stoppen — aber der gute Professor muß bis morgen warten, um wieder über den Fluch des Goldes zu predigen!"

„So?" sagte ich. „Ich habe ihm übrigens ein besseres Thema vorgeschlagen, nämlich die Inderzahl für Nachtwürstel!"

Das Monokel schnellte wieder empor.

„Was sagst du — Inder — Nachtwürstel?"

„Ich traf ihn um zwei Uhr nachts beim Würstelstand neben der „Fröhlichen Elster". Da ergab sich das Thema von selbst — aber das ist ja egal. Du glaubst mir ja doch nicht! Reden wir von etwas anderem! Erinnerst du dich noch an das Telegramm, das du mir vorgestern zeigtest — aus Peru, von irgendwelchen Leuten, die durch ein Erdbeben aus dem Gefängnis befreit wurden?"

„Ja."

„Du meintest, ich sollte das in einer Erzählung verwenden. So etwas käme nicht einmal bei Dumas vor: willst du einen Blick in dieses Buch werfen?"

Ich reichte ihm den „Freiheitskampf der Neuen Welt". Er überflog die Seiten, die ich ihm bezeichnete.

„Hm", war sein ganzer Kommentar. „Tja — wenn du historische Belege für deine eigenen Geschichten hättest, würde man dir vielleicht eher glauben. — Ich muß mich verziehen! Adieu!"

Dieser Tag sollte mir drei Erlebnisse bringen.

Das erste war mein Interview mit Professor Reginald Fortreß. Die Idee dazu ergab sich ganz natürlich aus Braschs Mitteilungen über seine weiteren Schicksale. Sowie ich geluncht hatte, begab ich mich in das Palacehotel, wo er wohnte. Der Portier schüttelte nur den Kopf. Der Professor sei indisponiert und empfange niemanden.

„Ich weiß, daß er nicht empfängt. Ich weiß sogar, warum er nicht empfängt, und ich bin vermutlich der einzige Mensch in Kopenhagen, der das weiß! Wenn Sie diese Karte hinaufschicken wollen, werden wir ja sehen, ob der Professor nicht für mich eine Ausnahme macht!"

Ich reichte ihm eine Visitkarte, auf die ich ein paar Zeilen gekritzelt hatte. Fünf Minuten später kam der telephonische Bescheid, daß der Professor mir eine Unterredung von zwei Minuten bewillige. Ich wurde von einer Krankenschwester empfangen, die den Finger an die Lippen legte, um anzudeuten, wie vorsichtig ich im Umgang mit dem Kranken zu sein habe. Ihre Geste stand in eigentümlichem Kontrast zu dem Betragen des Patienten selbst.

Der saß kerzengerade im Bett, sein graues Haar sträubte sich nach allen Windrichtungen.

„Wer zum Kuckuck sind Sie?" rief er ohne jede Einleitung. „Und was zum Teufel sind das für Dummheiten, die Sie mir da schreiben? Bisher hatte ich mir immer eingebildet, daß die Zeitungskulis in Amerika die ärgsten auf der ganzen Welt sind Aber ich fange an zu glauben, daß das ein Irrtum war! In Amerika kann man doch wenigstens einen Whisky mit Soda trinken, ohne am nächsten Tag interviewt zu werden, wie man sich danach fühlt, aber hierzulande ist das offenbar nicht möglich! Es war heute noch nicht sieben Uhr morgens, als bereits der erste Zeitungskuli hier erschien, und seitdem habe ich schon vierzehn Stück hinausschmeißen lassen. Sie sind der fünfzehnte, und wenn ich Sie empfange, so geschieht es nur, um ein Exempel zu statuieren. Wer zum Henker sind Sie? Und was zu allen Teufeln meinen Sie damit, daß Sie der einzige sind, der etwas über meinen ‚Anfall' weiß?"

Seine Backenknochen glühten um die Wette mit seinen Pupillen. Die Krankenschwester rang die Hände und wollte telephonische Assistenz herbeirufen, um mich hinauswerfen zu lassen, aber er hielt sie durch eine Geste davon ab.

„Herr Professor", sagte ich, „ich bin kein Zeitungskuli, ich bin ein Leidensgefährte! Gestern nachmittag wurde ich plötzlich in einem Café von denselben Symptomen befallen wie Sie heute nacht."

„Symptome? Was meinen Sie!"

Seine Stimme mußte im ganzen Stockwerk hörbar sein.

„Heute nacht", sagte ich, so ruhig es mir möglich war, „trafen wir uns vor der ‚Fröhlichen Elster'. Erinnern Sie sich nicht, Herr Professor? Sie hatten das Lokal in Gesellschaft eines anderen Herrn besucht, und die —"

„Das ist nicht wahr! Alles, was ich zu mir genommen habe, war ein Whisky mit Soda."

„Herr Professor", sagte ich so ernst als möglich, „was meinten Sie mit den Worten, die Sie vor dem Café riefen: ‚Ich sehe das Sternensystem von innen!'"

Ich bekam keine Antwort. Die Glut seiner Pupillen wurde plötzlich brütend und in sich gekehrt, als spürte er einer entfliehenden Erinnerung nach. Ich suchte, meinen augenblicklichen Vorteil auszunützen.

„Und wer war der Mann, den Sie mit hatten? Er sah aus wie ein weißer Neger und war nicht gerade die Art Mensch, die man in Ihrer Gesellschaft zu finden erwartet —"

Ich bereute diese Worte in demselben Augenblick, in dem sie mir entschlüpft waren. Aber es war zu spät. Sie hatten bereits ihre Wirkung getan. Der Professor ersuchte mich stammelnd, ihm zu sagen, mit welchem Recht ich mich zum Zensor über seinen Verkehr aufwerfe und welcher Unterschied zwischen einem weißen Neger und einem Zeitungsneger sei, und er gelobte sich selbst, gleichviel wie viele Exemplare er von der einen oder anderen Sorte traf, mich keinesfalls keinesfalls zu vergessen . . .

Die Krankenschwester, die einen Schlaganfall befürchtete, sorgte dafür, daß ich nicht mehr zu hören bekam.

Nach dieser Bravourleistung begab ich mich in die Bodega, wo ich den Musikkritiker Pernow traf, der sehr erstaunt darüber war, daß Bing von einer verabredeten Zusammenkunft ausgeblieben war In aller Frühe hatte der Kreuzworträtselkonstrukteur von Hinschs Annoncenbüro eine Antwort bekommen, über die er sehr geheimnisvoll tat. Aber sie hatten verabredet, sich um vier Uhr in der Bodega zu treffen, und er war nicht gekommen, auch in der Redaktion hatte er sich nicht gezeigt, was um so verwunderlicher war, als er vor drei Uhr ein paar Rätsel abzuliefern gehabt hätte. Wir warteten eine halbe Stunde, aber Bing ließ noch immer nichts von sich hören.

„Kein Zweifel", sagte ich. „Er hat seine Erbschaft einkassiert und bringt sie jetzt in aller Stille durch"

„Wir nehmen ein Auto und fahren zu ihm", sagte der Musikkritiker entschlossen.

Wir nahmen ein Auto und fuhren in eine Straße ganz weit draußen in der Amagergegend.

Es zeigte sich, daß der Kreuzworträtselmann bei einer Witwe im zweiten Stock in Kost und Quartier war. Mehr warfen die Götter Ra, Ea und Osiris offenbar nicht ab. Kein Wunder, daß die Aussicht auf eine Erbschaft einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, und daß er sich bis zum letzten Blutstropfen gegen die Zumutung wehrte, ein Drittel davon fremden Leuten abzugeben!

Die Witwe Hansen war eine Dame mit lebh. schwarzen Augen, Habichtsnase und einer Suada, die für einen Verfasser von Kreuzworträtseln eine unversiegliche Inspirationsquelle sein mußte. Aber der Empfang, den sie uns bereitete, konnte kaum schmeichelhaft für den Mieter genannt werden.

„So, Sie kommen, um sich nach ihm zu erkundigen? Ja, es ist auch schon höchste Zeit, daß jemand sich um ihn kümmert. Mein Gott, was der aufführt! Es ist noch ein wahres Glück, daß die Polizei mich kennt sonst säße er ohnehin schon in Verwahrungshaft. Wir kennen Sie, Frau Hansen, hat der Herr Wachinspektor gesagt, und wenn Sie versichern, daß er sich noch nie so benommen hat —"

„Ja, was ist denn geschehen?" gelang es mir einzuwerfen.

Es stellte sich heraus, daß sich folgendes begeben hatte: Vor einer halben Stunde war Frau Hansen durch einen Lärm auf der Straße, wie sie nie Ähnliches gehört hatte, aufgeschreckt und zum Fenster geeilt. Und was sah sie, wenn nicht ihren bisher geschätzten Mieter, den Journalisten Bing, von brüllenden, johlenden Gassenjungen umringt, vor deren Augen er tanzte —

„Wie tanzte er?" fragte ich hastig. „So — mit gesenkter Stirn und gekrümmtem Rücken?"

Ja, der Tanz war ganz so gewesen, wie ich ihn schilderte, aber Frau Hansen hoffte, ihn nie mehr im Leben sehen oder die Schreie hören zu müssen, die er dabei ausstieß! Die Gassenbuben waren ganz außer Rand und Band vor Entzücken, nicht so die Polizei und wenn die Sache nicht die gewesen wäre, daß die Polizei sie, Frau Hansen, kannte —

„Können wir ihn sehen?" bat ich und drängte mich zu einer Türe hinein



RENNEN
ZU
BADEN-BADEN
1937
INTERNATION
Die Finanzierung der Rennen ist durch
der Bäder- und Kurverwaltung Baden-Bade
B.A.D.E.N CLUB
4. Tag
DIE
BATSCHARI
KRONE
A BATSCHARI CIGARETTEN
ABC
BADEN-BADEN
24 CIGARETTEN ★ OHNE MUNDSTÜCK
5 Pf.
5 Pf.
Die Batschari Krone



Vor dem Wochenendzelt.
Aufnahme: Rondophot.

Der Journalist Bing lag ausgestreckt auf seinem Bett, mit einem Gesichtsausdruck, den ich mühelos wiedererkannte. Hatte ich ihn doch erst vor zwölf Stunden bei dem Professor aus Schottland gesehen! Seine Augen waren unnatürlich klar, aber trotzdem war es, als müßte er sich anstrengen, um etwas zu sehen. Witwe Hansen machte aus ihrem Herzen keine Mördergrube:

„Nein, so etwas, mitten am hellichten Tage in einem solchen Zustand nach Hause zu kommen! Wer hätte das von ihm gedacht — ein so netter, feiner, junger Mensch! Aber es ist eben so, wie ich immer zu meinem seligen Mann sagte: Hansen, sagte ich, man kann es den Leuten von auswendig nicht ansehen, wie sie von inwendig ausschauen!"

Es gelang mir, sie hinauszulotsen, und nun versuchte ich den Kreuzworträtselkonstrukteur darüber zu interviewen, was sich ereignet hatte, seit er an diesem Morgen das Haus verließ. Vergeblich. Seine Seele wanderte über Pfade, auf denen ich ihm nicht folgen konnte. Aber abgerissene Worte gaben mir einen schwachen Begriff von ihrer Marschroute. Er verfaßte oder löste Kreuzworträtsel, und seine Konversation hörte sich so an:

„Unterschreiben, neun Buchstaben: signieren — nein. Ich unterschreibe nicht, nein, sage ich! — ‚Leuchtenden Stern'. Fünf Buchstaben: Orion — ob, was für Sterne ich sehe! Und wie sie tanzen! Hier werden Geschäfte gemacht, fünf Buchstaben: Laden. Mit mir werden Sie kein Geschäft machen! Versuchen Sie es nur, aber ich unterschreibe nicht, hören Sie, nie und nimmer!"

Plötzlich setzte er sich kerzengerade im Bett auf, und mit weitaufgerissenen Augen, die nichts sahen, brüllte er: „Stellt dieses Grammophon ab, stellt es ab, sage ich, sonst werde ich noch wahnsinnig! Abstellen — abstellen!"

Ich fühlte, wie mir förmlich der kalte Schweiß auf die Stirn trat, ein solches Entsetzen sprach aus seiner Stimme. Ich sagte mir, daß ich nichts erfahren konnte, solange er in diesem Zustand war — und vielleicht auch später nicht. Was er brauchte, war offenbar ein Arzt — wenn ich auch befürchtete, daß selbst ein Arzt hier recht ratlos sein würde. Der Musikkritiker und ich suchten einen Doktor auf und gaben ihm seine Adresse. Als wir uns bald darauf trennten, war der Kritiker sehr nachdenklich. Es sah aus, als schwebte ihm der Gedanke an einen Abstinenzverein vor.

Was mich betrifft, so wußte ich genau, was ich tun wollte. Ich gedachte meine gestrigen Forschungen auf dem Punkte wieder aufzunehmen, auf dem ich sie abgebrochen hatte, ich gedachte herauszubringen, wer sie war! Eine Frau wie sie ging nicht zu nationalökonomischen Vorlesungen, um sich mit Adam Smiths Theorien oder Paretos' Gesetz vertraut zu machen. Seit ich sie in der Vorlesung sah, hatten sowohl der Vortragende wie einer der Zuhörer und noch eine dritte Person genau das gleiche eigentümliche Erlebnis gehabt. Es war mir unmöglich, irgendeinen Zusammenhang zwischen den drei Fällen herauszustellen, richtiger gesagt, die bloße Idee eines solchen Zusammenhangs war grotesk. — Aber — ich wollte wissen, wer sie war. Um diese Zeit saß sie im d'Angleterre. Von dort fuhr sie, wie der Portier behauptete, im Auto zum Zentralbahnhof. Was machte sie dort? Und wohin fuhr sie von dort aus? Das mußte man auskundschaften können. Ich nahm ein Taxi direkt zum Bahnhof. Da herrschte dasselbe wirre Leben und Treiben wie auf allen großen Bahnhöfen der Welt, doch gemildert von der besonderen Psyche des Landes. Starke Männer beförderten Gepäck zu den abgehenden Zügen, ihr Wesen trug den Stempel erhabener Ruhe, und über ihre Lippen strömte das Losungswort der antiken Chöre: Besonnenheit — Besonnenheit! Sie kommen noch immer zurecht! Schöne platinblonde junge Damen sahen sich mit suchenden Blicken nach Anschluß um, und beleibte Herren mit der Zigarre im Mund betrachteten grüblerisch das Zifferblatt der Uhr in der Halle, um zu sehen, ob sie noch Zeit für einen „Gegenstand" hätten, womit die dänische Sprache nicht etwa das Ding an sich meint, sondern einen stärkenden Tropfen im Restaurant.

Plötzlich zuckte ich zusammen. Wer stand dort drüben, hinter einem der Kioske verborgen, wenn nicht sie! Einer jener enganliegenden Hüte, die gerade modern waren, umschloß ihren Kopf wie ein Helm. Sie glich einer exotischen Walküre. Aber alle Bilder und Gleichnisse konnten die Frage nicht verdrängen: was machte sie hier?

Nun entstand eine Unruhe, die von den Ankunftsbahnsteigen ausging. Wie ein Blutstrom, der sich durch einen schlecht angelegten Verband preßt, zwängte das Reisepublikum sich durch die Schar der wartenden Hotelleute. Einige wurden von den Portiers aufgesogen, wie fremde Gäste im Organismus von den weißen Blutkörperchen aufgesogen werden. Plötzlich riß ich die Augen auf. Unter den Gästen, die den wachsamen Leucocyten zum Opfer fielen, erkannte ich einen alten Bekannten.

Jawohl, einen Bekannten! Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen, aber nichts konnte mich diese Züge vergessen lassen, nichts konnte diese Erscheinung unkenntlich machen. Zwei enorme Schultern, eine Gestalt, die mit toter Gewißheit jede normale Wagschale bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit hinunterdrücken mußte zwei blaue Augen, die rund wie Murmeln waren: dieses Signalement paßte auf Mr. Henry Graham und keinen anderen Sterblichen auf diesem Planeten. Und wer war Mr. Graham? Diese Frage hatten sich sicherlich schon viele Leute gestellt, offizielle wie private Persönlichkeiten. Ich konnte sie nicht beantworten. Alles was ich wußte, war, daß er die zweite — oder war es die dritte? — Geige im Konzert meines geheimnisvollen Landsmannes Professor Pelotard spielte! Ja, der Mann dort drüben war Mr. Graham und kein anderer, und er glich sich auf das I-Tüpfelchen. Er war nicht um ein Haar grauer, nicht um ein Kilo schwerer geworden — aber keinesfalls leichter. Er musterte das Publikum in der Halle mit aufeinandergepreßten Lippen und einer Miene, die besagte: Hier komme ich, hier kommt England, romanus sum! Sein Blick glitt ohne das mindeste Zeichen des Wiedererkennens über mich hin. Hatte er mich vergessen? Höchstwahrscheinlich. Leute wie er, Monsieur Lavertisse und der Professor sehen in einem Jahr mehr Menschentypen als ein gewöhnlicher Sterblicher im Verlauf seines ganzen Lebens. Aber es gab noch eine andere Erklärung. Wenn Mr. Graham in „Geschäften" unterwegs war, haßte er nichts so sehr, als gestört zu werden! Und seine Miene deutete an, daß es sich sogar um große Geschäfte handeln mußte.

Ich stand wie Buridans Esel zwischen zwei Heubündeln. Einerseits konnte ich dableiben und ihr nachspionieren — andererseits konnte ich dem Engländer folgen. Ihr nachzugehen, war verlockend, ihm jedoch nicht minder. Was bedeutete die Annoncenjagd nach dem Professor? Das war ein Problem, das mich fast ebenso interessierte wie die Frage, warum sie nationalökonomische Vorlesungen besuchte. Nun steuerte der Engländer dem Ausgang zu. Sie hatte ihr Gesicht hinter einer Zeitung verborgen, die sie langsam hin und her bewegte wie einen Fächer. Die Anmut ihrer angespannten Haltung war unbeschreiblich. Nun passierte Mr. Graham den Ausgang.

Ein blitzschneller Impuls bestimmte meinen Entschluß. Bevor der Engländer noch ein Auto besteigen hatte, war ich hinter ihm her und kam gerade noch zurecht, um das nächste Auto zu erwischen, das vorfuhr. Wenn er vor seinem Hotel ausstieg, würde ich auf ihn zugehen, ihn an unsere Bekanntschaft erinnern und ihm meine Dienste zur Verfügung stellen. Vielleicht war er dankbar für ein wenig Anschluß in einem Lande, dessen Sprache er nicht beherrschte.

Mr. Graham befreite mich jedoch durch die Richtung, die sein Auto nahm, von allen weiteren theoretischen Erwägungen. Es fuhr nämlich in kein Hotel. Es fuhr zu der absolut letzten Adresse, die ich vermutet hätte — zur Polizeidirektion.

Meine Gefühle, als wir vor diesem Gebäude hielten, lassen sich nur schwer beschreiben. Ich wußte, daß er und seine Freunde die Behörden nur äußerst ungern in ihre Unternehmungen hineinzogen. Sie arbeiteten auf eigene Faust und mit größtmöglicher Diskretion. Wenn sich jemand unfreundliche Handlungen gegen sie zuschulden kommen ließ, so erstatteten sie deshalb keine Anzeige, sondern verschafften sich selbst Revanche. Aber der umfangreiche Engländer hatte kaum den Fuß auf dänische Erde gesetzt, als er auch schon der Kopenhagener Polizei einen Besuch abstattete. Eine solche Frontveränderung machte mich sprachlos . . Die Verhandlungen dort drinnen — um was sie sich nun drehen mochten — zogen sich jedenfalls in die Länge. Nun weilte Mr. Graham schon etwa zwanzig Minuten bei der Kopenhagener Polizei.

Plötzlich kam ein neuer Schock.

Zugleich mit mir war ein anderes Mietauto vor der Polizeidirektion vorgefahren. Ich hatte es bemerkt, doch ohne es recht zu sehen. Als ich nun zufällig einen Blick durch die Fensterscheibe warf, leuchtete mir aus dem Halbdunkel des Wagens ein Gesicht entgegen, ein erotisches Gesicht mit schrägen Augenbrauen und leichtgebogener Nase. Zwei schwarze Augen fixierten mich. Sie! Was in aller Welt machte sie hier? Barocker Gedanke — hielt sie nach Mr. Graham Ausschau? Oder — doch barockerer Gedanke — nach mir?

Die Gedanken wirbelten in meinem Kopf herum. Ich konnte glauben, was ich wollte — aber von einem Faktum kam ich nicht los, nämlich, daß sie nun schon ebensolange in ihrem Auto saß, als ich vor dem Polizeigebäude auf- und abpatrouilliert war, und der Engländer dort drinnen verweilt hatte. Und das war im Augenblick mehr als eine halbe Stunde, beinahe vierzig Minuten. Aber es wurden nicht volle vierzig Minuten. Denn gerade in diesem Moment trat Mr. Graham mit hochgetragener Stirn aus dem Portal des Gebäudes. Seine Miene sagte: hier komme ich. Ich habe eine unangenehme Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllt. Ich habe ein tadellos reines Gewissen, romanus sum, es ist Zeit, zu Mittag zu essen! Bevor ich mich's versah, war er in sein Auto verschwunden. Und ehe ich mein Taxi gefunden hatte, war er schon weit voraus. Erst als wir beide ein gutes Stück über den Korso gefahren waren, konstatierte ich eines: ich hatte vergessen, nachzusehen, was aus ihr geworden war. Hatte sie auf Mr. Graham gewartet? Oder auf jemand anderen? Vergebliche Fragen — ebenso vergeblich wie meine Jagd nach Mr. Graham, wie es sich zeigen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

WELTAUSSTELLUNG PARIS 1867

Eine weltgeschichtliche Episode

NACHERZÄHLT VON HANS JORDING

(3. Fortsetzung.)

VI.

Höfische Zwischenspiele.

Als der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck am Vormittag des 4. Juni bei seinem königlichen Herrn zum Vortrag erscheint, trifft er im Vorzimmer den Oberst Freiherrn von Loë. Loë ist bis vor wenigen Tagen Militärattaché an der preußischen Botschaft in Paris gewesen und meldet sich jetzt bei seinem Obersten Kriegsherrn als neuernannter Kommandeur der Bonner Königshusaren. Immer wieder hat Loë während der Luxemburg-Krise in seinen Berichten betont, daß die französische Armee trotz ihrer fieberhaften Vorbereitungen nicht imstande sei, einen erfolgreichen Krieg gegen Preußen zu führen, und hat deshalb zur Unnachgiebigkeit gegenüber den französischen Ansprüchen geraten.

Freundlich lächelnd tritt Bismarck auf den Obersten zu und schüttelt ihm herzhaft die Hand: „Herr Oberst, ich beglückwünsche Sie zur Übernahme Ihres schönen Regiments. Ich habe Ihre Berichte aus Paris — und besonders die während der Krise — mit größter Aufmerksamkeit gelesen."

Als Loë sich nur schweigend verbeugt, fährt Bismarck, immer noch lächelnd, fort: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen! Sie denken, der Ministerpräsident ist 1866 nicht kriegsscheu gewesen; warum war er es denn jetzt, wo er den Sieg sicher hatte? Das ist richtig. Kriegsscheu bin ich nie, wenn ich für mein Vaterland die Notwendigkeit erkenne, Krieg zu führen. Diese Notwendigkeit lag 1866 vor. Eine andere Möglichkeit, die jahrhundertealten Konflikte mit Österreich zu lösen, gab es nicht. Nachdem dies aber geschehen, wurde der Frieden ein ebenso unbedingtes Erfordernis. Denn ich kann nicht, nur weil Frankreich schwach ist, zu einem Kriege raten. Niemals werde ich zum Kriege herausfordern, weil wir die Stärkeren sind, und um die Gelegenheit zu benutzen, einen späteren Krieg vielleicht zu vermeiden. Ich trage dem Könige, dem Vaterland und Gott gegenüber die Verantwortung für die schweren Opfer, die jeder Krieg dem Lande auferlegt . . ."

In diesem Augenblick unterbricht der diensttuende Flügeladjutant: „Exzellenz, Seine Majestät lassen bitten!"

Mit einem nochmaligen Händedruck verabschiedet sich der Ministerpräsident von Herrn von Loë, ihm alles Gute für den neuen Posten wünschend.

In der nun folgenden Unterredung zwischen Wilhelm I. und Bismarck werden noch einmal alle Programmpunkte für die bevorstehende Reise nach Paris durchgesprochen und in diesem Zusammenhang auch die Möglichkeit von Attentaten erörtert.

„Mich werden sie ja in Ruh' lassen", meint der König mit einem halben Lächeln, „dafür bin ich ihnen wohl zu unbedeutend — aber ob Sie vor diesen politischen Desperados sicher sind, wage ich nach den letzten Berichten unserer Geheimpolizei doch zu bezweifeln. Darum, lieber Graf: exponieren Sie sich nicht zu sehr und seien Sie vorsichtig!"

In Bismarcks Augen blitzt sekundenlang der alte Schelmenglanz des „tollen Junkers" auf, als er sich ehrfurchtsvoll vor seinem Könige verneigt und leise sagt: „Majestät, sofern mir diese Herren Emigranten nicht gerade eine faule französische Staatsrente oder eine mexikanische Obligation in die Suppe schnitzeln, hoffe ich, Berlin gesund an Leib und Leben wiederzusehen. Denn Kugeln — das wissen Eure Majestät seit dem Blindschen Attentat — rutschen an meinem dicken Fell vorbei."

Leise auflachend entläßt der König seinen Ministerpräsidenten mit einer grüßenden Handbewegung.

Am Nachmittag dieses Tages, gegen 3 Uhr, dampft der königliche Salonzug aus der Halle des Potsdamer Bahnhofs mit dem Ziel „Paris". In Begleitung des Königs befinden sich, neben einem kleinen Stab, der Ministerpräsident Graf Bismarck und der General von Moltke, Chef des Generalstabes der Armee. Nach 53 Jahren wird Wilhelm I., der 1814 im Heere der Verbündeten als junger Prinz Paris zum erstenmal betreten hat, die französische Hauptstadt wiedersehen. Und in weniger als einem Zehntel dieser Zeit wird er 1871, diesmal als siegreicher Feldherr des geeinten Deutschlands, zum dritten- und letztenmal in seinem Leben in dieser Stadt weilen, die nach ihm kein regierender Hohenzoller je wieder betreten wird. Doch davon ahnt er in diesem Augenblick noch nichts; aufgeschlossen für alles Neue und Interessante, ist in ihm nur eine große Freude und eine erwartungsvolle Spannung wach . . .

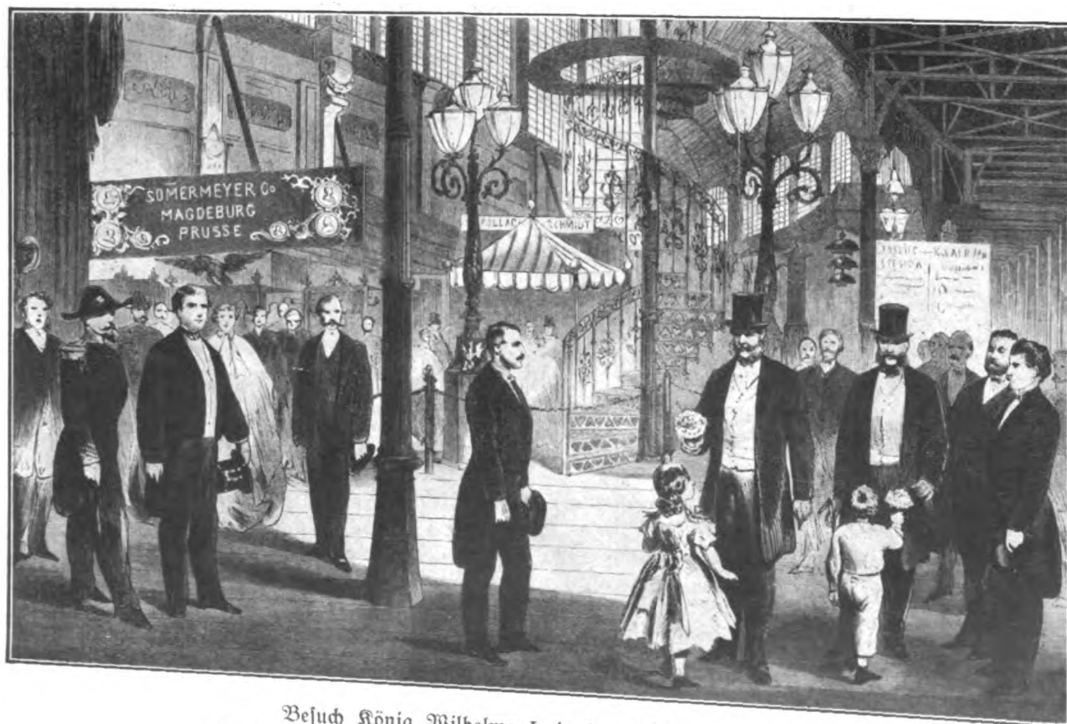
*

Paris lebt in diesen Wochen in einem Taumel des Entzückens: die frohen und festlichen Ereignisse überstürzen sich geradezu.

Am 11. Mai trifft der Prinz von Wales wieder in Paris ein, diesmal offiziell, nachdem die Londoner Konferenz den Luxemburger Konflikt aus der Welt geschafft hat; drei Tage später können die Pariser die belgischen Majestäten begrüßen und anstaunen, dann folgt am 1. Juni der Zar und — nun am 5. der König von Preußen mit dem „Kürassier à la Halberstadt".

Wieder einmal ist Paris ein einziges Flaggenmeer, in dem jetzt, neben den französischen Farben, die russischen und preußischen Fahnen vorherrschen. Von den Tuilerien durch die Rue de Rivoli, Rue de la Paix und über die Boulevards zieht sich bis zum Nordbahnhof ein Wald von Fahnenmasten, Ehrenpforten und Girlanden.

Mit besonderem Zeremoniell wird vor allem der Herrscher aller Reußen — „der schönste Mann seines Reiches", wie die offiziellen Blätter schreiben — empfangen. Der Generaladjutant Leboeuf ist dem Zaren bis zur Grenzstation entgegengefahren, um ihm hier im Namen seines Herrscherpaares und Frankreichs den ersten Willkommensgruß zu entbieten, während Napoleon selbst seinen „teuren Cousin" — die unter Monarchen sonst übliche Anrede „Bruder" vermeidet der Zar gegenüber dem „Parvenü Bonaparte" — mit allen nur erdenklichen Ehren auf dem Nordbahnhof empfängt.



Besuch König Wilhelms I. in der Weltausstellung.
Rundgang durch die Preußische Abteilung in der „Rue de Prusse".
Holzschnitt der „Leipziger Illustrierten Zeitung".
Sämtliche Aufnahmen: Sammlung Handke.


doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 32 BIS 34 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6
REEMTSMA
SORTE
»R 6« O/M
H.F. & PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

Die prächtigen Hundertgarden zu Pferde stellen die Ehreneskorte und setzen sich mit dem kaiserlichen Wagenzug in Bewegung: in der ersten vierspännigen, offenen Kalesche der Kaiser mit dem Zaren, in der zweiten Staatsminister Rouher mit dem Fürsten Gortschakoff, dahinter die übrigen Halbgötter.

Vor den Kaffeehäusern der Boulevards ist man auf die Stühle und Tische gestiegen, um über die Köpfe der Vordermänner hinweg das festliche Schauspiel zu genießen. Man verrenkt sich die Hälse, hängt halbleibs aus den Fenstern, tritt Damenschleppen ab, drückt Hüte und Fensterscheiben ein, gebärdet sich wie toll, starrt und gafft — und trotzdem fällt die Begrüßung des Zaren mehr als kühl aus Nur vereinzelt wird neben einem schwachen „Vive l'empereur" ein noch schwächeres „Vive Alexandre" hörbar — das ist alles.

Im Hofe der Tuilerien dagegen, wo einige Garderegimenter Aufstellung genommen haben, werden die Monarchen mit um so kräftigeren Hochrufen begrüßt, so daß in dieser Ovation „von Amts wegen" die russische Nationalhymne rettungslos ertrinkt.

Nachdem der Zar der Kaiserin seine Aufwartung gemacht und ihr seine Söhne, den Thronfolger Alex und den Großfürsten Wladimir vorgestellt hat, fährt er in einer einfachen, unauffälligen Hofkutsche weiter nach dem Elysee, wo er mit seinem Gefolge die gleichen Gemächer bezieht, die Napoleon während seiner Prinz-Präsidentenzeit als Wohnung gedient haben.

Unter ähnlichen Umständen vollzieht sich auch der Empfang Wilhelms I. und seiner beiden Paladine, Bismarck und Moltke. Da man besonders gegen Bismarck heftige Ausbrüche der Pariser Volksseele befürchten zu müssen glaubt, hat man ihm als Begleiter einen der liebenswürdigsten Männer des Hofes zugesellt, den Admiral Jurien de la Gradière, der durch seine anregende Unterhaltung den preußischen Premier über etwaige peinliche Kundgebungen hinwegtäuschen soll.

Als dann tatsächlich auf der Fahrt vom Bahnhof zu den Tuilerien die ersten Pfiffe und unfreundlichen Zurufe gegen den „Halberstädter Kürassier" laut werden und der Admiral, eingedenk seiner Aufgabe, mit Stentorstimme das Blaue vom Himmel herunter zu erzählen beginnt, legt ihm Bismarck leise die Hand auf den Arm und sagt mit einem feinen Lächeln: „Herr Admiral, bitte, echauffieren Sie sich nicht so. Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre liebenswürdigen Bemühungen, mich über diesen unliebenswürdigen Empfang der Straße hinwegzutäuschen — doch ich bin durchaus nicht überrascht, sondern habe ihn erwartet. Außerdem sind derartige Ereignisse nichts Neues für mich: In Berlin hat man sogar noch vor 1866, wenn ich über die Straße ging, Knallerbsen geworfen und auf Hausschlüsseln gepfiffen. Für Paris habe ich mich demgemäß auf Bomben eingerichtet . . ."

„Exzellenz, um Himmels willen — —!" entsetzt sich der Admiral ob dieser schrecklichen Vermutung.

„Nein, nein", begütigt Bismarck seinen Begleiter abermals, „ich meine das selbstverständlich nur bildlich. Schon in Ihrem Interesse, Herr Admiral, möchte ich es nicht wünschen . . . Und im übrigen: Wir Männer der Politik können es selten allen recht machen, deshalb sind wir so oft genötigt, Partei für uns selbst zu nehmen . . ."

*

Um die preußischen Gäste besonders zu ehren, hat man ihnen den berühmten Pavillon de Marsan in den Tuilerien eingeräumt, vor dem nun eine Kompanie der kaiserlichen Garde Wache bezieht, während zahlreiche Kammerherren und Ordonnanzoffiziere den Ehrendienst übernehmen.

Bereits am Abend des 5. Juni findet das erste große Galadiner zu Ehren des preußischen Königs in Anwesenheit aller in Paris weilenden Fürstlichkeiten mit ihrem engsten Gefolge statt. Ein „kleiner Hofball", zu dem „nur" rund fünfhundert Personen zugelassen sind, schließt sich an . . .

Gegen 7 Uhr abends versammeln sich die zum Diner geladenen Gäste im Apollosaal der Tuilerien, um hier die Majestäten zu erwarten. Um alle Regelverstöße gegen die verschiedenen Hofetiketten zu vermeiden, vollzieht sich der Eintritt der gekrönten Häupter an diesem Abend ohne besonderes Zeremoniell, das erst in Kraft tritt, als der Palastpräfekt den Majestäten die angerichtete Tafel meldet Als Senior des gekrönten Triumvirats führt der König von Preußen die Kaiserin Eugenie zu Tisch, der Zar die Prinzessin Mathilde, Napoleon die Gemahlin seines Vetters „Plon-Plon", der seinerseits mit dem kaiserlichen Prinzen und den beiden Söhnen des Zaren folgt, während sich die übrigen Gäste regellos anschließen

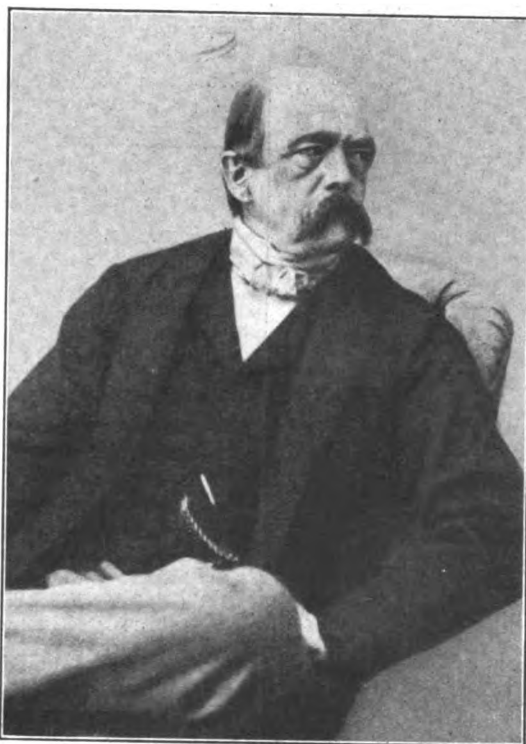
Allen voran schreitet gravitätisch der Palastpräfekt mit einem langen silbernen Stabe und einer noch längeren, vielfach gewundenen Kette um den Hals. Wie durch Zaubermacht öffnen sich vor ihm die gewaltigen Flügeltüren der Dianagalerie, des Verbindungsweges zum Salon Louis XIV., wo das Essen stattfindet. In der Galerie selbst, rechts und links, Dutzende von Lakaien, goldbetreßt, kerzengerade und unbeweglich, die sich beim Vorbeischreiten der Majestäten plötzlich ruckartig verbeugen, als wollten sie mit ihren Nasen in den Erdboden schießen. Am anderen Ende der Galerie eine weitere Schar von Huissiers mit riesigen Federbüschen auf den Zweimastern, dazu kaiserliche Kammerherren in hellblauen, silberbestickten Fracks mit seidenen Kniehosen und koketten Lackhalbschuhen. Wieder gehen die Flügeltüren auseinander, wieder Lakaien, wieder Huissiers, wieder Kammerherren — zum drittenmal öffnen sich Türen, der Oberzeremonienmeister erscheint, bebändert und besternt wie ein Karnevalsprinz, verbeugt sich tief, tiefer, am tiefsten — die Hundertgarden an den Wänden salutieren mit gezogenem Säbel — aus dem hellerleuchteten Speisesaal klingt gedämpft Musik — das Ziel der Wanderung, der Salon Louis' XIV., ist erreicht — die Tafelei kann beginnen . . .

Das Diner vollzieht sich steif und stumm wie eine Gespensterversammlung. Jeder bemüht sich, die Bestecke so leise und behutsam wie nur möglich zu handhaben und die Damen, die fast gar nichts essen, ziehen sogar nicht einmal ihre Jouvin-Handschuhe aus. Auch die Herren in ihren engschließenden Galauniformen schauen äußerst trübsinnig und verzweifelt drein, die tötenden Verlegenheitsminuten ab und zu im Glase ertränkend Manchmal wagt einer eine halblaute Bemerkung zu seinem Nachbarn oder zu seiner Tischdame, um aber entsetzt sofort wieder zu verstummen wenn eine der Majestäten ihrerseits etwas zu bemerken geruht. Als der König von Preußen sein Glas gegen die Kaiserin erhebt, um ihr zuzutrinken, senden die Halb- und Viertelgötter respektvoll die Nasen auf die Teller, denn hiervon Kenntnis zu nehmen oder gar mitzutoasten käme einer Majestätsbeleidigung gleich Der preußische Premier, der in Berlin längst seine Befreiung von derartigen offiziellen Hoffestlichkeiten durchgesetzt hat, bekommt vor lauter feierlicher Anstrengung und innerer Wut Kopfschmerzen, während der große Schweiger Moltke diese Komödie mit dem Gleichmut des geborenen Philosophen hinnimmt. Jedenfalls — es ist ein Galadiner in höchster Vollendung.

Während sich die zum Hofball geladenen Gäste bereits in der Friedensgalerie versammeln, findet nach Aufhebung der Tafel noch ein kurzer diplomatischer Cercle statt, bei dem die Majestäten sich gegenseitig ihre Würdenträger und Missionschefs vorstellen. Dann begibt man sich, wieder unter Vortritt des Palastpräfekten und einiger Kammerherren, gefolgt von dem gesamten Hofstaat, in den Ballsaal, bei dessen Betreten die Namen der Monarchen laut ausgerufen werden. Nachdem die Majestäten auf der Estrade Platz genommen haben, gibt der Oberhofmeister das Zeichen zum Beginn des Balles, der mit einer offiziellen Quadrille eröffnet wird.

Ein prächtiges, farbenleuchtendes Bild entwickelt sich nun unter der kuppelartig gewölbten Decke des Saales, der mit Waffentrophäen und den Bildern von Marschällen des ersten Kaiserreiches überreich geschmückt ist. Goldbestickte Senatoren, silberbestickte Staatsräte, Kammerherren und Ordonnanzoffiziere in Blau, Rot und Violett mit schweren Fangschnüren, dazwischen die Damen in duftigen weißen, hellroten und lichtblauen Toiletten, preußische, französische und russische Gardeoffiziere in ihren Galauniformen, Mitglieder der Akademie in grünen Palmenfräcken neben abenteuerlichen Exoten, Marschälle und Admiräle, Magistratspersonen und Präfekten in hermelinbesetzten Roben — eine einzige Symphonie von Farben, in der die paar schlichten bürgerlichen Fräcke einiger gewöhnlicher Sterblicher rettungslos untergehen. Auch eine priesterliche Soutane ist vertreten — der Abbé Bauer, dieser ewig nach Opopanax duftende Modegeistliche des kaiserlichen Hofes, der überall dabei sein und sich wichtig machen muß. („Am liebsten", so spöttelt man, „würde er sehen, wenn jetzt einer von uns sterben würde, damit er vor versammelter Öffentlichkeit Absolution und letzte Ölung erteilen könnte.")

Graf Bismarck hat sich gerade mit dem Herzog von Persigny und dem Marquis de Moustier in eine stille Fensternische zu einem politischen Gespräch zurückgezogen, als eine junge, anmutige Dame auf ihn zutritt und ihm mit einem Knicks ihren Rosenstrauß überreicht — als Aufforderung zu einer Walzertour. Einen Augenblick lang stutzt der Ministerpräsident, begreift dann aber sofort den Wunsch der jungen Schönen und bietet ihr galant den Arm: „Madame, darf ich bitten — —?" Und sich zu seinen Gesprächspartnern zurückwendend, entschuldigt er sich: „Sie begreifen, meine Herren: wenn die Sonne lacht, soll man nicht übers


Graf Bismarck im Jahre 1867 als Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes.

Wetter reden." Wenige Sekunden später schwebt er mit seiner Tänzerin schon inmitten des allgemeinen Wirbels durch den Saal.

Moustier, der den Tanz der beiden aufmerksam verfolgt hat, wendet sich an Persigny und bemerkt mit einem mokanten Lachen: „Besonders tanzt er nicht — der Kürassier von Halberstadt."

Persigny sieht seinen Nebenmann nur mit einem verächtlichen Seitenblick an und, während er wie zufällig ein Stäubchen von seinem Ärmel schnipst, gibt er trocken zurück: „Doch dafür ist er ein um so besserer Tanzmeister, und ich glaube Leute zu kennen, die bei seinen schweren Touren stets wieder das Stolpern bekommen werden!" Damit läßt er den völlig verblüfften Außenminister stehen und geht langsam weiter. Lächerlich, dieser Moustier! — ein kläffendes Hündchen, das den Mond anbellt! Weibergeschichten und Börsengeschäfte — das ist seine Politik. Und ein solcher Mann lenkt die außenpolitischen Geschicke Frankreichs zu einer Zeit, wo in Preußen eine Persönlichkeit wie Bismarck am Ruder ist. — Armes Frankreich, armes Vaterland — armer, verblendeter Kaiser!

Inzwischen haben Bismarck und seine Tänzerin ihren Walzer beendet, und nachdem der Ministerpräsident seine Partnerin an ihren Platz zurückgeführt hat, löst er von seiner Frackklappe eine Rose und überreicht sie der Dame mit folgenden Worten: „Madame, haben Sie die Gnade, diese Rose als Dank für den letzten Walzer meines Lebens anzunehmen Er wird mir unvergeßlich bleiben."

„Mir auch", flüstert das junge Mädchen mit einem verwirrten Augenaufschlag, und wie um Entschuldigung für ihre Keckheit bittend, fügte sie noch leiser hinzu: „Ich bin die Vorleserin Ihrer Majestät der Kaiserin ..."

„Dann haben Sie ein reizendes Kapitel gewählt, Madame", lächelt Bismarck und küßt ihr galant die Hand.

Als er kurz darauf wieder den Saal durchquert, um nach Persigny und Moustier Ausschau zu halten, begegnet er der Fürstin Metternich.

„Oh, Exzellenz, ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen — Preußens Premier als Walzertänzer — —!"

„Es war der letzte meines Lebens, Fürstin!"

„Um Himmelswillen, beabsichtigen Sie zu sterben?"

„Das nicht, aber nie wieder Walzer zu tanzen — aus Mitleid mit meinen Tänzerinnen ..."

„Auch mit mir nicht?"

„Mit Ihnen erst recht nicht, Fürstin. Ich habe an einem Krieg mit Österreich genug, und ich möchte nicht einen zweiten führen müssen, nur weil ich die „Unverletzlichkeit" von Diplomatenfrauen und ihren Atlasschuhen nicht genügend respektiert habe. Wenn ich statt dessen den Vorzug haben dürfte, Sie zum Büfett zu führen ?"

„Mit Vergnügen, Exzellenz."

Während Bismarck von einem Diener zwei Champagnerkelche füllen läßt, erkundigt er sich: „Darf man fragen, Fürstin, wie es sich unter dem neuen Chef leben läßt?"

„Ah, Sie meinen Herrn von Beust? — O danke, Exzellenz. Wir kennen ja Herrn von Beust schon von Dresden her, der ersten diplomatischen Station meines Gatten."

„Ah ja, in der Tat — jetzt erinnere ich mich! — Ihr Wohl, Fürstin!"

„Danke, Exzellenz."

Nachdem die Gläser geleert sind, wendet sich Pauline Metternich mit einem schelmischen Lächeln an den Ministerpräsidenten, leise seinen Arm berührend: „Da Sie gerade von Herrn von Beust sprechen — darf ich auf Ihre Diskretion rechnen, Exzellenz?"

„Voll und ganz, Fürstin!"

„Dann möchte ich Ihnen rasch eine kleine Anekdote vom guten Beust erzählen, die soeben frisch aus Wien eingetroffen ist. Hören Sie zu: Daß der gute Beust immer noch galante Abenteuer liebt — sehr zum Mißvergnügen seiner Gemahlin — ist ja kein Staatsgeheimnis. Neulich sitzt man nun in größerer Gesellschaft bei Tisch und es wird gerade eine süße Nachspeise serviert, als Frau von Beust sich sehr laut, daß alle es hören müssen, an ihren Gemahl wendet: ‚Ach bitte, mein Lieber, sage mir doch: weshalb nennt man diese Speise eigentlich ‚Pudding à la Nesselrode?' — Beust denkt einen Augenblick nach und erwidert dann sehr verbindlich: ‚Zweifellos deshalb, meine Teure, weil der Küchenchef des Grafen Nesselrode diese Speise erfunden hat.' ‚Ah, sehr interessant', nickt Frau von Beust, ‚dann wäre es eigentlich an der Zeit, daß unser Küchenchef bald einmal ein Gericht komponieren würde — ‚Schweinebraten à la Beust' — ‚findest du nicht, mein Lieber?' — Tableau — die Wirkung auf die anwesenden Gäste können Sie sich vorstellen!"

„Ausgezeichnet, Fürstin!"

„Aber — gell', Exzellenz — Diskretion!"

„Mein Wort, Fürstin!"

Ein Versprechen, das Bismarck treu gehalten hat, denn erst Pauline Metternich selbst hat dann später dieses Geschichtchen in einem ihrer Memoirenbücher ausgeplaudert.

VII.

Zwei Schüsse im Bois de Boulogne

Am nächsten Morgen ziehen 60 000 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie durch die Elysäischen Felder nach Longchamps. Die Hörner schmettern, Trommelwirbel erfüllen weithin die Luft, entfaltet flattern die Fahnen vor den einzelnen Truppenverbänden, hell leuchten die kaiserlichen Adler in der Morgensonne und mit den marschierenden Bataillonen zieht halb Paris mit hinaus zu der großen Truppenrevue, die heute zu Ehren der fremden Monarchen in der Ebene von Longchamps stattfindet.

An der Rotonde im Bois de Boulogne hält Marschall Canrobert mit seinem Stabe und mustert mit kritischen Augen die vorbeiziehenden Truppen.

„Adjutant!"

„Zu Ihrer Verfügung, mein Marschall!"

„Reiten Sie den Gardejägern nach und sagen Sie dem Oberst in meinem Namen, sein Regiment mache einen hundemäßigen Eindruck. Das sei ein Haufe Irregulärer, aber keine Gardetruppe! Wenn sein Regiment bei der Revue versagt, kann sich der Oberst morgen einen Zylinderhut besorgen. Sagen Sie ihm das!"

„Zu Befehl, mein Marschall!"

„Oberst Durand! Reiten Sie voraus und entwickeln Sie den Obersten der Artillerie noch einmal die Gesichtspunkte der artilleristischen Evolutionen! — Und nun en avant, Messieurs, wechseln wir den Standplatz — ich möchte noch die anderen Truppenverbände sehen!" — —

(Schluß folgt)



Fürstin Pauline Metternich spielte als Gattin des österreichischen Botschafters am Hofe Napoleons III. gesellschaftlich eine bedeutende Rolle.

HEINRICH SAUERBORN:

Der braune Hut

Den ganzen Abend hatten sie sich Geschichten erzählt, Ernstes und Heiteres, Wahres und Erfundenes. „Ja", sagte Corner und zündete sich seine kurze Pfeife an, „ja . . . da redet man viel von der großen Wirkung kleiner Ursachen, vom Spiel des Zufalls — andere nennen es Schicksal —, und dabei sind die wenigsten Menschen diesen Dingen jemals nahe gekommen, so nahe, daß sie sie am eigenen Leibe gespürt hätten." Er nickte nachdenklich vor sich hin, fuhr sich mit der Hand über die breite rote Narbe auf seiner linken Gesichtshälfte, nahm einen Schluck aus seinem Whiskyglas und fuhr dann fort:

„Ich darf wohl behaupten, daß ich sie gespürt habe. Und nun wollt ihr das natürlich hören? Also paßt auf!

Das war 1925. Ich war in einer unaufschiebbaren geschäftlichen Angelegenheit nach Paris beordert worden, und da meine Firma in einem Mindestmaß an Zeit einen genauen Bericht über gewisse Vorgänge in unserer dortigen Zentrale wünschte, blieb mir nicht sehr viel Zeit zu Privatstudien über das Leben in der Seinestadt; mein ganzer Aufenthalt dort war für knapp drei Tage berechnet.

Es war Ende April und tagsüber recht warm; der Cafébetrieb spielte sich schon auf den Bürgersteigen der Boulevards ab. Am ersten Abend — es war ein prachtvoller Frühlingstag gewesen — führte mich reine Neugier in eine jener romantischen alten Kneipen auf der Rue Gaston, die nicht nur amerikanische Cookreisende so überaus anziehend finden. Ich hängte meinen Hut an einen Ständer, wo noch ein halbes Dutzend anderer Hüte hing, und bestellte ein Getränk; doch kaum hatten sich meine Augen an die elende Beleuchtung in dem Schankraum gewöhnt, da bereute ich schon, hierhergekommen zu sein. Ich hatte mich geirrt. Dieses Lokal hier war eine Spelunke, schmutzig und voller Lärm, mit verdächtigen Gestalten, die mich mißtrauisch anstarrten. Romantik, so schien mir, war auch in Paris eine wohlfeile Sache geworden. Ich zahlte also, griff nach meinem Hut und ging, ohne mein Getränk zu berühren. Obschon es noch recht früh war und kaum dunkelte, lagen die engen Vorstadtgassen wie ausgestorben da. Nach wenigen Schritten wurde ich durch einen alten Bettler angehalten, der sich mit flehend gefalteten Händen vor mich hinpflanzte. Mechanisch griff ich in meine Manteltasche, in der ein paar kleine Geldstücke klimperten, und in der nächsten Sekunde zog ich voll Erstaunen die Hand zurück. Ich spürte, wie es mich kalt überlief. Ihr glaubt nun wohl, daß ich die paar Kröten in meiner Tasche vermißte; doch nein, sie befanden sich noch darin, jedoch in Gesellschaft eines ansehnlichen Päckchens knisternder Banknoten, deren Besitzer ich auf Ehre vordem niemals gewesen war. Ich trat beiseite an den Straßenrand, und im Licht eines trüb erleuchteten Geschäftsladens zählte ich sie unauffäliig: es war ein Päckchen mit 40 nagelneuen Noten zu je 500 Francs; im ganzen also 20 000 Francs!

Die Kälte an meinem Körper war jäh verflogen. Mir wurde siedendheiß, Schweiß trat auf meine Stirn. Durch welchen Zufall war dieses Geld in meine Tasche gelangt? Außer dem Bettler an der Straßenecke war ich keiner Person auf Handbreite nahe gekommen, und als ich die Kneipe in der Rue Gaston verließ, war es noch nicht drin, soviel war gewiß. Ich drehte die Noten hin und her, ich hielt jede einzelne prüfend gegen das Licht, das aus dem Laden drang; sie waren echt. Und so komisch es auch klingen mag, ich wußte mir im Augenblick keine andere Erklärung, als daß irgendein Taschendieb, durch meine Ähnlichkeit mit seinem Komplicen genarrt, das Geld in meine statt in die Tasche seines Helfershelfers gesteckt hatte. Ich entsann mich, daß ich einmal von einer vorzüglich organisierten Diebesbande gelesen hatte, die sich dieser Methode bediente, um ihren Raub gleich nach der Tat in Sicherheit zu bringen.

Mit dieser simplen Erkenntnis hatte ich mich halbwegs abgefunden, als ich andern Morgens in der Rue Saint-Michel den Autobus bestieg, um ins Büro zu fahren. Was meine geschäftliche Aufgabe betraf, so hatte ich herausgefunden, daß die Vermutung meiner Firma durchaus unbegründet, in der Filiale vielmehr alles in Ordnung und meine weitere Anwesenheit in Paris ziemlich überflüssig war. Ich beschloß daher, noch heute meinen Bericht zu verfassen und den morgigen Tag, den dritten und letzten, meinem persönlichen Vergnügen zu widmen. Mit diesem Gedanken sprang ich vom Autobus und mischte mich unter die dichte Menge auf der Straße, da fühlte ich das leichte Anstreifen einer Hand. Ich drehte mich um — die Hand war verschwunden. Wiederum spürte ich jenes kalte Gefühl im Nacken. Ich wagte nicht, in die Tasche zu greifen, denn entweder war mir daraus etwas gestohlen oder etwas war hineingesteckt worden. Doch diese letztere Befürchtung überwog, und tatsächlich stellte ich mit Entrüstung und Erschrecken fest, daß in meiner vorhin noch leeren Seitentasche etwas knisterte. Aber es war diesmal kein Geldbündel, das ein Unbekannter hineingeschmuggelt hatte, es war ein Brief; der billige graue Umschlag war ohne Aufschrift, indes war ich nicht eine Sekunde im Zweifel, daß sein Inhalt für mich bestimmt war. Hastig brach ich ihn auf. Wenn sich plötzlich eine kalte Hand um meinen Hals gelegt hätte, könnte ich nicht erschrockener gewesen sein. „Bleiben Sie nicht eine Stunde länger in Paris!" stand auf dem Papier. Sonst nichts. Keine Silbe mehr. Und keine Unterschrift

Nun war es mir allerdings klar, daß es sich auf keinen Fall um eine Diebesbande handelte: Sowohl das Geld als auch der Brief waren mit Absicht in meine Tasche gesteckt worden mit der wohlüberlegten Absicht, mich um jeden Preis aus



Paris zu vertreiben. Jemand in dieser Stadt hatte ein brennendes Interesse daran, mich loszuwerden. Doch wer steckte dahinter, und wem nützte mein Verschwinden? Ich konnte mir keine Antwort auf diese Frage geben; nur das eine war mir klar, daß ich mich in einer großen Gefahr befand. Mochte diesen Zettel geschrieben haben, wer wollte — es war eine Warnung, und Paris war für mich ein unheimlicher Ort. In meinem ersten Impuls wollte ich zur Polizei gehen, schon um mich des Geldes, das mir noch immer in der Tasche brannte, zu entledigen; doch ein mir unerklärliches Gefühl von Entschlußlosigkeit hielt mich davon ab. Schließlich verschob ich es auf den nächsten Tag.

Mein Bericht war abgeschlossen, alles war aufs beste geregelt, und als ich mich am dritten Morgen recht früh aus den Federn erhob, hatte ich die Sache beinahe vergessen. Draußen war prachtvolles Frühlingswetter, ein lachender blauer Himmel lockte mich ins Freie. Ich mietete für den Tag über ein Taxi und verlebte ein paar Stunden ungestört in einer ruhigen Gegend fern von Paris. Ein tiefer Frieden lag über der Natur, in einem ländlichen Gasthof aß ich zu Mittag. Danach machte ich einen weiten Spaziergang in die Umgebung. Viel zu schnell verrannen die Stunden. Plötzlich fiel mir die unangenehme Geschichte wieder ein, und ich ging zum Gasthof zurück, wo das Taxi auf mich wartete. Auf der anderen Straßenseite stand ein zweites Auto, ein schwarzer Koloß von einer Limousine. Am Steuerrad saß ein dunkelhaariger Mann; wie eine zufriedene Katze surrte der Motor.

Wir fuhren kurze Zeit in gemäßigtem Tempo, als ich plötzlich gespannt nach hinten lauschte. Ich lehnte mich weit zurück und sah in einiger Entfernung auf der schnurgeraden Straße einen mächtigen Wagen aufkommen; es war die schwarze Limousine von vorhin. Sie kam bis auf 100 Meter heran, dann mäßigte sie ihre Geschwindigkeit und hielt immer den gleichen Abstand. Mir wurde es unbehaglich, sogleich fiel mir die rätselhafte Warnung ein; ich hatte so manches über amerikanische Gangstermethoden gehört. Indessen versuchte ich, mir einzureden, daß es vielleicht ein ganz harmloser Wagen war, und der Fahrer wartete wohl nur darauf, daß er Platz fand, uns zu überholen. Ich wollte das auf der Stelle herausbekommen.

Ich redete auf meinen Fahrer ein, und augenblicklich lenkte der den Wagen soweit als möglich an den Straßenrand heran und winkte dem Führer der Limousine zu. Aber der dachte gar nicht daran, uns zu überholen; seelenruhig hielt er die abgemessene Distanz. Mir klopfte das Blut in den Schläfen. Jetzt war ich meiner Sache ganz sicher: sie waren hinter mir her! Wir hatten jetzt schon drei unsinnige Ecken genommen, und der Wagen war immer hinter uns geblieben.

Die Straße verbreiterte sich jetzt um das Doppelte, und plötzlich schoß die schwarze Limousine vor, bis sie mühelos auf gleicher Höhe mit uns lief. Das Herz klopfte mir bis zum Halse. Mein Fahrer hatte scheinbar noch nichts bemerkt Wohl hatte auch er soeben einen raschen Blick zur Seite geworfen, aber da er glaubte, die Limousine hätte sich endlich zum Überholen bequemt, richtete er seine Augen wieder starr auf das graue Band der Straße. Doch er hatte sich getäuscht, der schwarze Wagen blieb dicht neben uns, der Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen betrug nur wenige Zentimeter. So rasten wir auf gleicher Höhe vorwärts. Meine Augen tränten vom starren Zur-Seite-Blicken, meine Muskeln zuckten vor Anspannung. Bei der kleinsten Schwankung der Räder krampfte sich mein Herz zusammen. Ich wußte, nur wenige Sekunden durfte das dauern, sonst ...

In dieser Sekunde war ich entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen, und eben wollte ich meinem Fahrer den Befehl zum Halten geben, aber die Worte blieben mir im Halse stecken. Einen Augenblick setzte mein Herzschlag aus. Was ich befürchtet hatte, traf ein, und es geschah schneller, als ich es erzählen kann. Mit einer plötzlichen Wendung war der riesige Wagen herumgeschwenkt und raste uns krachend in die Flanke. Ich hörte einen schauderhaften Fluch meines Lenkers, ein Klirren und Splittern von Glas, dann spürte ich einen reißenden Schmerz im Gesicht, ich sank vornüber und verlor das Bewußtsein.

In irgendeinem Pariser Hospital kam ich zu mir. Ich hatte einen mordsmäßigen Hunger. Schmerzen spürte ich so gut wie keine. Außer dem Riß in meinem Gesicht, der übrigens bereits vernäht war, war ich bei dem Anprall wie durch ein Wunder heil geblieben, so daß ich nach einer kräftigen Mahlzeit noch am selben Abend das Hospital verlassen konnte. In meiner Wohnung packte ich sofort Koffer und Papiere. Ich war fertig mit Paris. Mein Entschluß war gefaßt: ich würde auf der Stelle abreisen, vorher wollte ich lediglich noch die Geschichte mit den 20 000 Francs in Ordnung bringen. Ich würde sie bei der Polizei als Fundsache abgeben, das schien mir das Einfachste.

In Grübeln versunken, fand ich mich auf dem Weg zum Bahnhof plötzlich vor jener kleinen schmutzigen Kneipe wieder, aus der ich mich zwei Abende vorher so ostentativ geflüchtet hatte. War es Zufall oder ein Fingerzeig des Schicksals? Ich trat ein. Was ich dort wollte, war mir nicht klar, etwas seltsam Unwiderstehliches zog mich gleichsam hinein. Außer dem Besitzer, einem kleinen, dunklen Kerl mit quittengelben Gesicht, war keine lebende Seele im Lokal. Und nun geschah etwas Merkwürdiges: Kaum hatte der Wirt mich erblickt, da glitt ein strahlendes Grinsen über sein gelbes Gesicht; er mußte mich trotz der Mullbinde über meiner einen Gesichtshälfte sogleich erkannt haben. Seine Tätigkeit augenblicklich im Stiche lassend, schoß er wie eine Rakete auf mich zu.

„Ah, endlich sind Sie gekommen", sprudelte er hervor und klammerte sich an meinen Rockaufschlag, als wollte er ihn nie wieder loslassen. „Sie sind doch der Monsieur, der am Dienstagabend beim Fortgehen versehentlich den falschen Hut erwischt hat?"

Ich starrte ihn an. Mit einem Ruck riß ich mich los. „Einen falschen Hut? Ich?"

„Sicher, Monsieur", erklärte der Wirt mit steigender Erregung. „Dieser braune Hut, den Sie jetzt tragen, ist nicht Ihr Hut, obschon er sein Zwilling sein könnte. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Der Hut auf Ihrem Kopf gehört einem meiner Stammgäste, Monsieur Warasoff; er vermißte ihn an jenem Abend, gleich nachdem Sie mein Lokal verließen. Am liebsten hätte er geweint, so untröstlich war er darüber. Dort drüben, Monsieur, hängt der Ihre!" Damit rannte er wieselschnell zu einem Hutständer hinter dem Schanktisch. Eine Sekunde darauf brachte er einen zweiten braunen Hut herbei und legte ihn zur Ansicht vor mich hin. In der Tat, es war genau der nämliche Hut wie der, den ich auf dem Kopfe trug, und auf den ersten Blick sah ich, daß es der meine war. Allerdings ließ sich bei einem nochmaligen Vergleich unschwer feststellen, daß das Band um den andern Hut, um den Hut, der angeblich jenem Warasoff gehörte, eine sichtbar dunklere Färbung aufwies. Aber wer betrachtet so genau seinen eigenen Hut?

Ich trank noch einen Whisky, zahlte, dann verließ ich die Kneipe. Auf der nächsten Polizeiwache lieferte ich das Geldpaket ab; ich gab kurzerhand an, es in einem Autobus gefunden zu haben. Der pedantische Beamte sah mich über seinen Zwicker hinweg

mißtrauisch an, ich merkte, daß er nur sehr ungern auf ein umständliches Protokoll verzichtete. Schließlich, nachdem er meine Personalien und die Anschrift der Pariser Filiale notiert hatte, ließ er mich kopfschüttelnd gehen. Dann stand ich auf der Straße, ich atmete erleichtert auf. Ein unwirkliches Erlebnis lag hinter mir, es hatte nichts mehr zu bedeuten. Eine Stunde später saß ich im Zug. Und ich kann wohl sagen, daß mir niemals ein Abschied weniger schwer gefallen ist, als der von Paris. Bloß die endgültige Lösung des Rätsels wußte ich noch immer nicht.

Drei Tage später erfuhr ich sie aus der Pariser Meldung einer Zeitung. Sie bestand aus einer nüchternen Pressenotiz: Beim Überholen auf der Chaussee Paris—Robigny war in zweifellos verbrecherischer Absicht ein Taxameterauto von einer großen, schwarzen Limousine gerammt worden. Das Taxi wurde beiseitegeschleudert, fuhr gegen einen Baum und wurde vollständig zertrümmert. Der Fahrgast war auf der Stelle tot, der Lenker blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Der Tote, ein Mann mit grauem Ulster und braunem Hut, war ein in russischen Emigrantenkreisen bekannter politischer Agent namens Warasoff. Es bestand Grund zu der Annahme, daß er dem Attentat einer gegnerischen politischen Bande zum Opfer gefallen war. — —

Das war alles. Nachträglich überlief mich ein kaltes Grausen. Seitdem kann ich braune Hüte nicht mehr leiden.

GERHARD PASENOW:

Ein Mann, der keinen Dollar hatte

Ein Mann, der keinen Dollar hatte, und ein Mann, der keine Sorgen hatte, bestiegen ein Taxi und ließen sich zur Filmgesellschaft Mercur-Company fahren.

Dort angelangt, zahlte der Mann ohne Sorgen das Taxi, packte den Mann ohne Dollar beim Arm und schob ihn in den Lift. Im fünfunddreißigsten Stockwerk stiegen sie aus und betraten ein Vorzimmer, in das zwei Türen mündeten. Auf der einen Tür hing eine Tafel mit der Aufschrift „Direktion", auf der anderen stand „Büro".

Außerdem befand sich in dem Vorzimmer auch ein rosa bespannter Sessel. Der Mann ohne Sorgen wies den Mann ohne Dollar an, in diesem Sessel Platz zu nehmen. Dann fragte er ihn: „Wie heißen Sie übrigens?"

„Balver", antwortete der Mann ohne Dollar, „Jimmi Balver."

Jimmi Balver dehnte sich wohlig in dem rosa Seidensessel, und der Mann, der keine Sorgen hatte, überschritt die Schwelle der Direktion. Dort saß vor seinem Schreibtisch in einem kolossalen Sessel ernst und gewichtig Tobby Mercur in Person, der berühmte Filmmagnat.

„Nun, Wolms?" fragte Mr. Mercur.

„Nun, Mr. Mercur", sagte Mr. Wolms und strahlte über das ganze Gesicht. „Ich habe endlich den Mann gefunden, den wir brauchen. Ich habe überall gesucht."

„Dafür habe ich Sie bezahlt", unterbrach Mr. Mercur, „und haben Sie dem Mann erklärt, um was es sich handelt?"

„Ich habe ihm alles erklärt. Ich fand ihn . . ."

„Dafür habe ich Sie bezahlt", unterbrach Mr. Mercur von neuem, „und wo ist er?"

„Im Vorzimmer."

„Er soll hereinkommen."

Wolms öffnete die Tür und winkte Jimmi Balver. Unruhig blickte der Mann ohne Dollar sich um.

„Setzen Sie sich", sagte Mr. Mercur.

Dann begann er: „Hat Mr. Wolms Ihnen beschrieben, was wir von Ihnen wünschen?"

„Ja, Herr."

„Wir drehen einen Film — Großstadtlichter! Im Verlauf der Handlung wird der Held von einem Betrüger und Erpresser in eine Falle gelockt, das heißt, er wird von ihm auf der obersten Plattform des Funkturms gefangengehalten. Der Held hat nur noch einen einzigen Ausweg — Flucht! Er stürzt sich von der Spitze des Turms in die Tiefe!"

„Ich verstehe", nickte Jimmi Balver.

„Den Helden spielt Mr. Sceale, unser berühmter junger Darsteller. Wir brauchen ein Double für ihn, und wir haben Sie gewählt, um Mr. Sceale bei dem Sprung zu ersetzen. Sie laufen keinerlei Gefahr. Ein Netz wird, in entsprechender Höhe aufgespannt, für ihre unbedingte Sicherheit sorgen. Es liegt außerhalb des Gesichtsfeldes des Aufnahmeapparates. Sie werden von dem Netz aufgefangen werden. Haben Sie verstanden?"

„Vollkommen."

„Wir bezahlen dafür hundert Dollar, einverstanden?"

„Einverstanden."

„Schön", sagte Mr. Mercur und erhob sich, „Sie werden morgen um acht Uhr früh wieder hier sein."

„Ich habe keinen einzigen Cent in der Tasche", sagte Jimmi Balver, „und ich weiß nicht, wo ich heute schlafen soll. Drei Nächte habe ich schon in den Anlagen eines Parks auf einer Bank verbracht. Seit einer Woche habe ich keine richtige Mahlzeit mehr gehabt, und — in den letzten zwei Tagen habe ich überhaupt keinen Bissen zu mir genommen. Wenn . . .?"

Mr. Mercur blickte Mr. Wolms an, dieser bejahte mit den Augen.

„Sie haben sehr traurige Tage hinter sich", sagte Mr. Mercur, „hier haben Sie fünfzig Dollar Vorschuß."

„Ich danke Ihnen", sagte Jimmi Balver und ging.

Am nächsten Morgen erschien die Welt Jimmi Balver wie verwandelt. Er hatte noch fünfundzwanzig Dollar in der Tasche und nahm ein riesiges Frühstück zu sich. Dann kaufte er sich verschiedene Kleinigkeiten, auf die er seit Wochen hatte verzichten müssen. Seit langem war ihm die Welt nicht mehr so herrlich erschienen, die Menschen hatten alle ein freundliches Gesicht. Er beschleunigte seine Schritte und betrat das Gebäude der Mercur-Company.

Mr. Mercur, Mr. Wolms und ein paar Kino-Operateure warteten bereits auf ihn.

Sie bestiegen ein Auto und hielten schließlich beim Funkturm, der sich aus der Landschaft wie ein emporgestreckter Finger erhob. Jimmi Balver betrachtete den schlanken Turm und seine schwindelnde Höhe, und ein Schauer lief ihm über den Rücken. „Mein Gott", murmelte er vor sich hin, „ich glaube . . ."

Sie stiegen endlose Stufen hinan und landeten endlich auf der kleinen Plattform in schwindelnder Höhe.

„Das Netz ist ausgespannt und alles bereit", sagte Mr. Mercur, wenn ich: los! rufe. springen Sie. Sie springen direkt ins Netz. Machen Sie die Augen zu und schauen Sie sich überhaupt nicht um. Alles ist in einer Minute vorüber. Fertig?" rief er hinunter.

Jimmi Balver kletterte totenblaß über die Einfassung der Plattform und klammerte sich an dem Drahtgitter fest. Weiter unten sah er das ausgespannte Sicherheitsnetz, den Aufnahmeapparat, der hin und her gerückt wurde, und das entblößte Objektiv, das sich wie die Mündung eines Revolvers auf ihn richtete. Und hinter allem gähnte die Tiefe — diese Tiefe, die wie der Rachen eines ungeheuren Tieres weit geöffnet auf ihn, die Beute lauerte.

Mr. Mercur blickte den Kino-Operateur an seiner Seite an, dieser nickte bejahend: „Los!"

Jimmi Balver zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, griff sich an die Stirn, schloß die Augen, schwankte wie ein Rohr im Winde, öffnete die Augen wieder, blickte mit Entsetzen um sich und — kletterte über das Gitter der Plattform zurück.

„Es tut mir leid", sagte er mit leiser Stimme, „aber ich kann nicht hinunterspringen."

„Was heißt das?"

„Es tut mir schrecklich leid, es schmerzt mich direkt", murmelte er vor sich hin, „aber ich kann nicht. Ich glaube, es kommt daher, daß ich gegessen habe und wieder wie ein anständiger Mensch umherlaufe. Ich habe leider den größten Teil der Summe, die Sie mir gegeben haben, bereits verbraucht. Aber lassen Sie mir ein, zwei Tage Zeit, ich werde Ihnen das Geld zurückzahlen. Gestern war ich zu weit davon entfernt zu glauben, daß ich wieder in meinem Leben Arbeit finden würde. Aber jetzt fühle ich mich wieder als Mensch und weiß, daß ich jede Schwierigkeit überwinden werde. Aber, da — herunterspringen, nein! —"

Mit gesenkten Lidern drehte er sich um, ließ seine Begleiter stehen und ging zur Treppe. —

Als der Wutanfall des berühmten Filmdirektors sich gelegt hatte, verlangte er brüllend Aufklärung.

„Ich hätte nie gedacht, daß ein bißchen Essen einen Menschen so verändern kann!" rief Mr. Wolms fassungslos außer sich.

„Aber wo zum Teufel haben Sie denn diesen Feigling aufgegabelt?" fragte Mr. Mercur hochrot vor Zorn.

„Wo ich ihn aufgegabelt habe? Na, hier — hier oben auf dieser obersten Plattform des Funkturms. Hier — hier, außerhalb des Gitters! Er hatte seit einer Woche nichts gegessen und wollte sich eben — — hinunterstürzen!!!!"

Er hat etwas auf dem Kerbholz

Die alte Redensart „etwas auf dem Kerbholz haben" ist auch heute noch im Volksmund allgemein üblich. Man meint damit einen Menschen, der etwas ausgefressen hat und mit dem noch entsprechend abgerechnet werden muß. Aber woher stammt eigentlich diese Redewendung?

Sie ist weit zurückzuführen bis ins frühe Mittelalter, wo der Gebrauch des Kerbholzes als Maßstab allgemein üblich war. Auf einem mit dem Namen der betreffenden Person bezeichneten Holz schnitt zum Beispiel der Materialienhändler die Schulden seiner Kunden und der Wirt die Anzahl der verabreichten Gläser Bier oder Wein ein. In „Wallensteins Lager" sagt die Marketenderin, als der Wachtmeister ein Glas auf Piccolominis Wohl leeren will: „Das kommt nicht aufs Kerbholz. Ich geb' es gern."

Gewöhnlich hatten der Kaufmann und sein Abnehmer je ein Kerbholz, die beide bei der Abrechnung genau übereinstimmen mußten. Zumeist waren sie aus dem gleichen Stück geschnitten, so daß die Jahresringe des Holzes die Sicherheit noch erhöhten. Im 15 und 16. Jahrhundert diente das Kerbholz auch zur Berechnung und Kontrolle im Steuerwesen, und in der Ulmer Gerichtsordnung vom Jahre 1612 wird den Kerbhölzern sogar gerichtliche Beweiskraft zuerkannt In Amaranths „Frauenzimmerlexikon" vom Jahre 1715 ist die Rede von einem „langen, schmalen Hölzlein, gedoppelt ineinandergelegt, darauf das Gesind, so das Tischbier außer dem Hause zu holen pflegt, kannenweise einkerben oder anschneiden läßt." War ein Kerbholz voll, so schnitt man gewöhnlich die angekerbte Holzschicht los, um es dann wieder neu zu benutzen.

Auch der Code civil in Frankreich kannte die Kerbhölzer als Urkunde sogar bis in unsere Neuzeit an, und im Maderanertal in der Schweiz wurde bis vor wenigen Jahren die gelieferte Milch auf Holzstäben eingekerbt. Man nannte diese Hölzer „Milchbeile". Auch für die Brotlieferungen verwandte man sogenannte „Brotbeile", wo ebenfalls die entsprechenden Einkerbungen vorgenommen wurden. Diese Beilenrechnung führten in der Schweiz bis in unsere Zeit noch die Bäcker, Metzger und Milchbauern sowie der Senn auf der Alp mit seinem Meister oder mit den Viehbesitzern.

Auch bei den bayerischen Holzfällern war diese einfache Buchführung seit Urväter Zeiten im Gebrauch, zumal die Taglöhner früher nur wenig Bargeld in die Hand bekamen, für den Arbeitstag oft nur einige Groschen. Man bediente sich daher zweier Holzspäne für den Arbeitgeber und den Holzhauer, wo jeder Arbeitstag genau mit einem Kerb eingeschnitten wurde. Am Monatsende verglich man dann miteinander und rechnete in bar ab.

Erst die letzten Jahre ließen mit ihren vielfachen umwälzenden Neuerungen diese Rechnungsweise langsam in Vergessenheit geraten, aber die alten Bauern können sich ihrer noch genau erinnern.

C. P. Heinsick.

Dr. WALTER ORTH:

Geschichten um Zähne

Das war wohl die packendste und gewaltigste Geschichte, die uns jene morschen, dem Zerfalle nahen urzeitlichen menschlichen Knochenreste im Verein mit den Erkenntnissen der Vererbungslehre und der vergleichenden anatomischen Forschung erzählten. Eine Geschichte vom Werden der Menschheit. Eine ganze Prozession von klappernden Knochengestalten zieht an unserem geistigen Auge vorüber, angefangen vom Menschen aus dem Neandertal bis zum neuesten Fund des Forschers Broom bei Sterkfontein in Transvaal, über den sich die Wissenschaft noch nicht ganz einig ist. In der Form freilich, wie wir menschliche Skelette in anatomischen Ausstellungen zu betrachten pflegen — blendend weiß und vollständig —, hatte die Natur die Überreste des Neandertalers, eines Cro-Magnon- oder Aurignac-Menschen nicht erhalten. Kräftig nagte und vernichtete die Verwitterung durch Jahrtausende, und was wir von den Urmenschen heute finden, sind nur Bruchstücke. Teile von Schädeln, Kieferknochen, gebrochene Arm- oder Beinknochen, ein paar Zähne, dann und wann einen mehr oder weniger gut erhaltenen Schädel, das ist alles. Und es ist wirklich nicht viel! Indes ist der Anthropologe nicht anspruchsvoll, er findet sich mit der Unvollständigkeit seiner Funde ab wie der Richter mit den Schwächen der Menschen. Unter seiner sachkundigen Hand vereinigen sich auch ein paar scheinbar wertlose Dokumente aus frühester Menschheitsgeschichte zu einem geschlossenen Bild. Seine Rekonstruktionsmethoden, die Lage des Fundortes und schließlich das Alter der die Überreste bergenden Schichten treiben ihn zur Entscheidung. Seit dem Jahre 1856, dem Entdeckungsjahr des Neandertal-Menschen, vergrößerte sich die Gruppe all der stummen Zeugen aus den Kindheitstagen der Menschheit mehr und mehr. In allen Teilen Europas und auch in außereuropäischen Ländern stieß der Spaten auf die Überreste einstiger Menschen und ihre Werkzeuge. Der Fund im Neandertal bei Köln, bei Spy, Krapina, Le Moustier, La Chapelle-aux-Saints, Heidelberg, Combe-Capelle, Cro-Magnon, Mentone, auf Java, bei Peking, Steinheim, im Njarasagraben im nördlichen Deutsch-Ostafrika — das sind im wesentlichen die Stationen des Forschungsweges, den die Anthropologen begingen. Kleine Mosaiksteinchen zum großen Bild der Menschwerdung, das sich unter dem Drucke der Wissenschaft vom Blute, der vergleichend anatomischen Forschung, der Keimesgeschichte und der Vererbungswissenschaft mehr und mehr aufhellte, das den Menschen, dem man eine Sonderstellung unter den Geschöpfen dieser Erde eingeräumt hatte, hineinstieß in die allgemeine Entwicklungsreihe der Lebewesen, das jede andere Theorie von der Menschwerdung bis heute als gekünstelt erscheinen läßt, und das endlich gewisse Kreise darauf aufmerksam macht, daß sie um ihrer Weltanschauung willen absichtlich oder unabsichtlich die Ergebnisse härtester, jahrzehntelanger Forschungsarbeit glatt übersehen.

Wie hart und beschwerlich der Forschungsweg war, möge uns eine Geschichte von der Entdeckung des Neandertalers zeigen. Als man im Jahre 1856 in einer Höhle des Neandertales bei Köln die Überreste des berühmtesten Urmenschen freilegte, entspann sich sofort ein Kampf um das Alter dieses Fundes. Virchow, einer unserer berühmtesten Ärzte, erklärte, daß es sich keinesfalls um die Überreste eines ersten Menschen handeln könne, vielmehr um die eines gichtkranken Idioten. Ein anderes Beispiel: Das paläontologische Glücksjahr 1908 bescherte uns u. a. auch einen Skelettrest aus Urzeittagen — einen Unterkiefer, den Otto Schoetensack aus der sogenannten „Sanden" des Dorfes Mauer bei Heidelberg barg. Der Kiefer hatte beileibe keine Ähnlichkeit mit allen bisher gefundenen. Sowohl in seiner Form als auch in seinen Ausmaßen unterschied er sich nicht nur von einem Kiefer des Heutemenschen, sein einstiger Besitzer — der „Homo heidelbergensis" — mußte auch vom Neandertaler sehr verschieden gewesen sein und nach den mit dem Kiefer gleichzeitig geborgenen Tierresten schon vor dem Neandertaler gelebt haben. Beinahe wäre dieses berühmte und wichtige Dokument, das man nur zögernd für einen Urmenschenrest, vielmehr für einen bedeutungslosen Affenkiefer hielt, in Vergessenheit geraten, wenn nicht die vollständig erhaltenen Zähne etwas verraten hätten. „Der absolut sichere Beweis dafür, daß wir es mit einem menschlichen Teile zu tun haben, liegt lediglich in der Beschaffenheit des Gebisses", berichtet der Entdecker. „Die Eckzähne zeigen keine Spur einer stärkeren Ausprägung den anderen Zahngruppen gegenüber, diesen ist insgesamt die gemäßigte und harmonische Ausbildung eigen, wie sie die gegenwärtige Menschheit besitzt."

Die Zähne des berühmten Kiefers hatten uns erzählt, daß sie einstmals einem Menschen angehörten. Damit sind die seltsamen Geschichten noch nicht zu Ende. Dem aufmerksamen Betrachter dieses ältesten auf europäischem Boden entdeckten Fundstückes sowie anderer zahnbesetzter urmenschlicher Kiefer muß etwas auffallen, was wir heute in einem Zeitalter der Zivilisation als ein Wunder empfinden: Die gesunden Zähne. Die Zahnfäule oder Zahnkaries, eine Krankheit, die heute in entsetzlichem Maße wütet, eine Geißel der Kulturvölker, die zufolge ihrer scheinbaren Ungefährlichkeit wenig Beachtung und Bekämpfung findet, kannten die Urmenschen nicht. Die traurigen Feststellungen über den katastrophalen Zerfall der menschlichen Gebisse aller Altersklassen — beim Kleinkinde angefangen — entfallen bei der Untersuchung der urmenschlichen Gebisse. Die vollständig erhaltenen Zähne des Heidelberger Kiefers sind frei von Zahnfäule, die Zähne des im Jahre 1887 am Eingang einer belgischen Kalkhöhle bei Spy bloßgelegten Vorzeitmenschenskeletts sind frei von Zahnfäule; eine bedeutende Anzahl von Zähnen, die in einer Grotte bei Krapina neben Skeletteilen aufgefunden wurden und von mindestens zehn Personen zwischen sechs und dreizehn bzw. zwanzig und dreißig Jahren herstammen, sind frei von Karies.

Es ist immer wieder dieselbe Feststellung: Die Zahnfäule ist von Natur aus dem Menschen nicht mitgegeben — zu einer Zeit, in der wir den Spuren der ersten Menschen begegnen, finden wir in keinem Falle diese Krankheit!

Die Dinge interessieren uns. Wir glauben nicht, daß die Zähne als härteste Bestandteile des Körpers von Natur aus so widerstandslose Gebilde sind, um in einem kurzen Menschenleben im Munde zu zerfallen, während sie andererseits unzählige Jahrtausende im Erdboden zu liegen vermögen! Die Zerfallsursachen müssen schwerwiegende sein. Wir gehen aus jenen grauen Tagen der älteren Steinzeit in die jüngere Steinzeit. In der Übergangsperiode zwischen diesen Epochen — im Mesolithikum — beginnt sich ein Wandel in den Lebensgrundlagen des Menschen zu vollziehen. Der Mensch wird seßhaft, Pfahlbauten wachsen aus den Seen der Alpenvorländer, man beginnt, das Vieh zu züchten und Ackerbau zu treiben. Die Erzeugnisse des letzteren werden verarbeitet. Das Getreide knirscht unter den Mahlsteinen, das Brot bäckt in den Backtöpfen. Hier im Mesolithikum kommen wir der Zahnkaries auf die Spur, und zu dieser Zeit beginnt ihr vernichtender Zug um die Erde.* Zur Zeit der Völkerwanderung nagt sie beispielsweise schon heftig an den Gebissen der Alemannen Süddeutschlands, die, wie uns E. Günther in der „Umschau" mitteilt, infolge der angenommenen verfeinerten römischen Lebensweise bereits zu 67 vom Hundert an Karies erkrankt waren. Wir wollen beim Gebrauche von Zahlen vorsichtig sein, an einer Tatsache läßt sich indes nicht rütteln: Heute sind, wie der Leiter der Städtischen Schulzahnklinik zu Leipzig Medizinalrat Dr. F. W. Hopstein berichtet, 97 vom Hundert aller Menschen von dieser schleichenden Seuche ergriffen. Diese Zahl gibt zu denken. Unter hundert Menschen besitzen nur drei ein einwandfreies Gebiß, eine erschütternde Feststellung, die jeder Schul-, Militär- oder Privatarzt täglich machen muß. Der schönste Schmuck des Menschen, sein wichtiges Werkzeug geht dem Untergang zu. Vermorschte und verfaulte Zahnruinen starren uns aus den Mündern entgegen Zum Tummelplatz gefährlicher Bakterien, zur Ursache schwerster Krankheiten, wie Krebs, Zuckerkrankheit, Rheumatismus und lebensgefährlicher Eiterungen, sind die hohlen Zähne geworden. Die Mikroben finden ungehinderten Einlaß in den Organismus. Es steht kein Wächter mehr an der Pforte!

An allen heute üblichen Vorkehrungen ist die Zahnfäule unbekümmert vorübergegangen. Was ist das? Wo ist die Ursache dieser „Errungenschaft"? Sehen wir uns einmal bei den heutigen Völkern um und begeben uns zunächst auf ein kleines Eiland im südatlantischen Ozean — auf die Insel Tristan de Cunha. Wir haben großes Glück, wenn wir sie erreichen, denn nur äußerst selten läuft dort ein Schiff an. Neunzig Männer und dreiundsiebzig Frauen bevölkern diese Einsamkeit, und das auffallendste Ergebnis, das eine englische Gesundheitskommission feststellen konnte, war der auffallend gute Zustand der Gebisse. Nur ein kleiner Prozentsatz dieser Leutchen war von der Zahnfäule ergriffen. Ihre Nahrung setzt sich aus Fischen und Kartoffeln, Eiern und Milch zusammen. Fleisch wird nur wenig gegessen, Mehl, Brot, Zucker, Salz und Gewürze fehlen. Die Ureinwohner Australiens, die heute noch in urmenschlichem Zustande verharren, ihre Nahrung demnach unzubereitet so einnehmen, wie sie ihnen die Natur schenkt, zeigen keine Spur von Zahnfäule. Wo aber die Zivilisation mit ihrer gekünstelten Nahrung Einzug hielt, da hat sich gleichzeitig auch die verhängnisvolle Zahnkaries eingeschlichen.

E. Günther unterzieht in seiner Arbeit auch die Bevölkerung Afrikas einer Untersuchung. Dort läßt sich eine genaue stufenweise Zunahme der Zahnfäule mit dem Zivilisationsgrade ermitteln. Die unzivilisierten Eingeborenen sind zu 34, die halbzivilisierten zu 41 und die zivilisierten zu 60 vom Hundert an Karies erkrankt. Die Nomaden zeigen bessere Zähne als die seßhaften Hackbauern und diese wieder bessere als die Stadtbewohner. Besonders interessant und überzeugend sind die Verhältnisse in China, wo beispielsweise unter der chinesischen, japanischen und malaiischen Bevölkerung desselben Ortes entsprechend den verschiedenen Zivilisationsstufen verschiedene Grade von Kariesergriffenheit zu beobachten sind. Oder bei den Indianern des Amazonas und Eskimos, wo sich in jedem Falle mit zunehmender Entfernung von zivilisationsbeleckten Hafen- und Handelsplätzen auch die Zahnverhältnisse bessern.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Stets zeigt sich klar und deutlich, daß die Zahnfäule mit der Zivilisation einhergeht. Wieder einmal haben ihre „Errungenschaften" Verrat am menschlichen Körper geübt. Die Entfernung des Menschen von der Natur hat nicht nur die natürliche Auslese nahezu aufgehoben, hat nicht nur den menschlichen Körper verweichlicht und ihm eine erhöhte Krankheitsbereitschaft zugedacht, sie hat gleichermaßen auch das menschliche Gebiß seinem Untergang entgegengeführt. Gleich einem durch Untätigkeit erschlafften und funktionsuntüchtig gewordenen Muskel mußten auch die menschlichen Kauwerkzeuge unter dem Einfluß einer zivilisierten, also einer verfeinerten, vielfach weichen und breiigen Nahrungsbereitung leiden. Die menschlichen Kauwerkzeuge sind von Natur aus zu gewaltigen Leistungen gebaut. Man bedenke, daß die menschlichen Kaumuskeln einen Druck von 50 Kilogramm auf den Quadratzentimeter auszuüben vermögen! Unsere Nahrung bietet dem Muskel nur selten Gelegenheit zu solchen Kraftleistungen, was zuletzt nicht nur den Muskel schwächt, sondern ebenso eine ausreichende, auf die Zähne günstig wirkende Speichelsekretion und schließlich eine Selbstreinigung des Gebisses unterbindet.

Die Zahnkaries ist also eine Erscheinung der Zivilisation, in erster Linie ein Nahrungsproblem oder besser ein „Nahrungszubereitungsproblem"! Behauptungen

* Wie uns H. Euler mitteilt, betrug die Karieshäufigkeit im Gebiete des heutigen Schlesiens am Ende der Steinzeit bei bleibenden Zähnen jedoch erst 1,76 vom Hundert, die der Milchzähne der Steinzeit nur 0,7 vom Hundert, heute aber schon bei Kleinkindern etwa 62, bei älteren sogar über 90 vom Hundert!

bedürfen eines Beweises und dieser wird vielfältig erbracht. Wir bewundern beispielsweise die herrlichen Zähne der Schweizer Bergbauern, etwa der Walliser, die nach altem Brauche nur etwa achtmal im Jahre ihr besonders geartetes Brot im häuslichen Backofen bereiten, die das wochenalte, steinharte Brot mit Vergnügen verzehren. Welch krasser Unterschied zum zivilisierten Tiefland, wo die Bäckereien mit ihrem Weißbrot der alten Hausbrotbäckerei den Garaus machten, wo die reichen Bauern die zivilisierte Nahrungsbereitung übernahmen. Dort finden sich auch die beinahe sprichwörtlich schlechten Zähne, die kariösen, übelriechenden Zahnruinen. Hören wir, was Günther über die Zahnverhältnisse der Schweiz in der „Umschau“ berichtet: „Im Gegensatz zum Gebirge treffen wir nun im Tiefland überall nur Weißbrot und dafür, wie gesagt, auch überaus schlechte Zähne: 100 Prozent aller Menschen sind von Karies befallen, oft tragen schon Kinder ‚Gebisse‘ und in Appenzell ist es gar schon zur Mode geworden, der Braut ein künstliches Gebiß zur Aussteuer mitzugeben! Jetzt versteht man, wenn in der Schweiz schon von einer Volksseuche gesprochen wird.“

Oft genug hat F. W. Hopstein — neuerdings wieder in seinem Buche „Wächter an der Pforte“ — auf die erschreckende Verbreitung der Zahnfäule und ihre Bekämpfungsmethoden hingewiesen. Sein Ruf ist bis heute noch nicht genügend gehört worden. Ein Meer von Forschern führt heute einen erbitterten, aber bisher vergeblichen Kampf gegen die Krebskrankheit. Die todbringende Waffe für diese Menschheitsgeißel ist noch nicht gefunden. Im Falle der Zahnfäule haben wir die vernichtende Waffe in der Hand: Anregung der Kaumuskulatur und der Speichelsekretion durch geeignete Wahl und Zubereitung unserer Nahrung, insbesondere des Brotes. Ein derbes, hartrindiges Roggen- oder Vollkornbrot, das auch den Kauwerkzeugen ordentlich zu schaffen macht; eine zweckmäßige, ungekünstelte und sekretionsfördernde Zahnpflege, die Zähne und Mundhöhle reinigt, entkeimt, nicht aber schädigt; nicht zuletzt eine Überwachung und Ausbesserung der menschlichen Gebisse auf breitester sozialer Basis! Das sind die Waffen, mit denen wir die Zahnfäule besiegen werden!

Die Leipziger Schulzahnklinik, einzig in ihrer Art, hat im Rahmen eines erfolgsicheren Aufbauplanes heute schon über 90 vom Hundert der heranwachsenden Großstadtjugend zahngesund gemacht. Der Bekämpfung der Kaufaulheit durch gymnastische Übungen, der Anregung der Speichelsekretion durch sachlich richtige Mundspülung und der natürlichen Zahnreinigung durch eine ausgiebige Massage des Zahnhalteapparates wird die erste Rolle eingeräumt. Hopstein erzählt dem Verfasser: „Die organisatorischen Voraussetzungen sind durch die im letzten Jahre erfolgten Rücklagen aus der Krankenversicherung zur Erfüllung der Gemeinschaftsaufgaben, wie Seuchenbekämpfung, vorbeugender Gesundheitsschutz usw., in einem Betrage von 140 Millionen Reichsmark sichergestellt. Die erfolgreiche Beseitigung von Anfangsschäden an den Zähnen der Jugendlichen würde nur einen Bruchteil dieser Summe, und zwar zwei Reichsmark pro Kind und Jahr — das wären ungefähr 12 Millionen von dieser Summe — bei richtiger Verwaltung beanspruchen. Neben der mit Sicherheit nachzuweisenden Entlastung der Sozialversicherungsträger könnte eine restlose Unterbringung der augenblicklich nicht zugelassenen Jungzahnärzte erfolgen, die in einer kurzen Vorbereitungszeit ihre Eignung für die Behandlung von Kindern und im Dienstverkehr mit den Gesundheitsämtern nachgewiesen haben.“

Im übrigen wollen wir das Übel an der Wurzel fassen. Es beginnt ein Kampf gegen eine Geißel der Kulturvölker. Es geht um eine Volkszahnpflege, die die Volksgesundheit fördert und Volksvermögen spart!

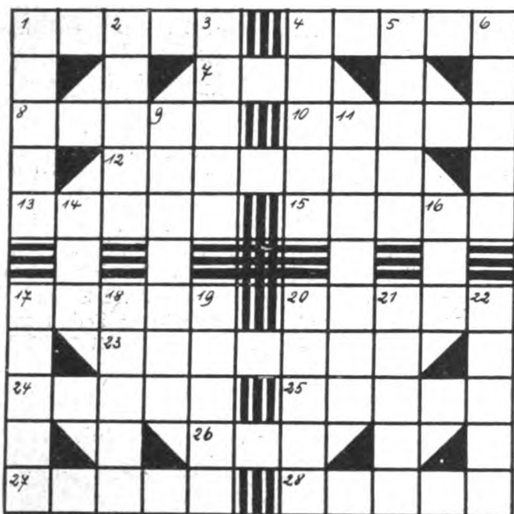
Geistesgegenwart

Als Shakespeare in einem seiner Dramen den König spielte, stand er einmal ganz in der Nähe der Loge der Königin Elisabeth, die zu der damaligen Zeit seitlich auf der Bühne angebracht war. Elisabeth ergriff plötzlich das Verlangen, die Probe zu machen, ob der große Dichter und Schauspieler durch einen unerwarteten Zwischenfall aus der Rolle fallen würde, und sie ließ ihr Taschentuch auf die Bretter hinabfallen. Der Theaterkönig hatte gerade einem Diener einen Befehl gegeben; als er nun das Tuch dort liegen sah, fügte er, ohne die Fassung zu verlieren, hinzu: „Doch ehe dies geschieht, hebt zuerst das Taschentuch unserer Schwester auf!“ Die Königin brach darüber in helles Lachen aus und klatschte Beifall. J. D. W.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Hanswurst, 4. russ. Reitersoldat, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Unwahrheit, 10. Sonderform, 12. Stadtteil von Paris, 13. Schmetterling, 15. engl. Stadt in York, 17. Metallerzeugnis, 20. Stadt in Italien, 23. deutsche Stadt, 24. Ablaufstelle, 25. griech. Zykladeninsel, 26. Schweizer Kanton, 27. kleinasiat. Insel, 28. deutsches Hochland. — Senkrecht: 1. Hafenstadt in Panama, 2. geograph. Begriff, 3. Fehllos, 4. Tierkörperteil, 5. Riß, 6. Baumwolle, 9. Burgunderkönig, 11. Doppelehe, 14. Sinnesorgan, 16. Brennstoff, 17. Arzneigabe, 18. Aufruf, 19. röm. Kaiser, 20. türk. Name von Smyrna, 21. Nebenfluß des Po, 22. chem. Element.



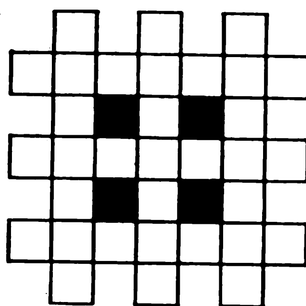
Silbenrätsel

Aus den Silben: al — ce — co — de — der — des — di — di — dru — e — e — eu — fi — gau — hen — i — ka — ka — kau — ke — le — len — ler — mo — mo — mus — na — ne — nitz — nop — o — öls — pel — re — ri — ros — ry — sel — sus — sus — te — tel — thel — tier — tier — toe — tram — vil — wa — wie — ze werden 17 Wörter gebildet, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Adolf Hölzel ergeben. 1. süße Weinsorte, 2. Staat der USA., 3. Gipfel der Glarner Alpen, 4. Gestalt aus Shakespeares Othello, 5. Elch, 6. Rundtempel, 7. Nadelbaum, 8. kleines Raubtier, 9. Gattin des Orpheus, 10. Stadt im USA.-Staat Wyoming, 11. Gebirge in Rußland, 12. belgische Landschaft, 13. Stadt im Erzgebirge, 14. Maler des 19. Jahrhunderts, 15. Kamel, 16. röm. Volkstribun, 17. ital. Dramatiker.

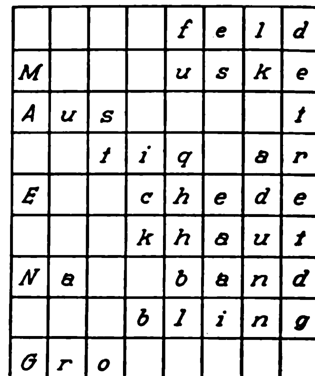
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Gitterrätsel

Die Buchstaben: a a a a d d d d e e e e e g g h h i i i i m m n n n n n o r r u u sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Monat, 2. Seuche in begrenztem Bezirk, 3 Staat der USA.

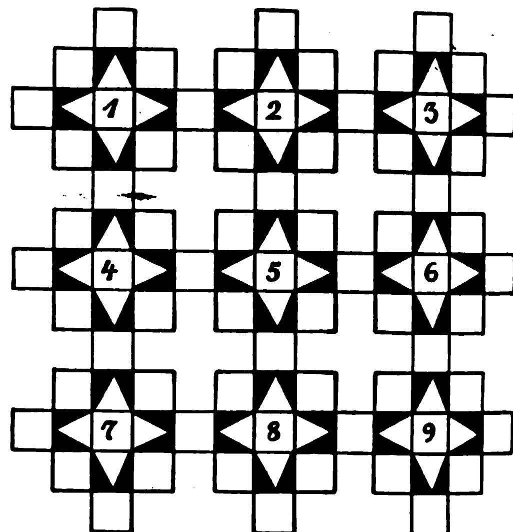


Füllrätsel



Man trage in die Figur die fehlenden Buchstaben ein, welche richtig eingetragen und nacheinander gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben: 1. Stadt in der Provinz Sachsen, 2. Weichtier, 3. Rundblick, 4. Altertumskenner, 5. Stadt in den Niederlanden, 6. Faltenhaut, 7. Gewebestreifen, 8. Blätterpilz, 9. österreichische Münze (ä = ein Buchstabe).

Sternenrätsel



Es sind achtbuchstabige Wörter zu bilden Sie beginnen in dem Feld über der Zahl und drehen in Uhrzeigerrichtung. 1. deutscher Freiheitsheld, 2. spartanischer König, 3. altgriechische Stadt, 4. Frauenname, 5. Urbevölkerung Amerikas, 6. Erkennungszeichen, 7. rheinhessischer Weinort, 8. kriegerischer Frauenstaat, 9 Lehranstalt (sch und st sind 1 Buchstabe)

Wechsel-Rätsel

	Eisen
	Biss
	Spee
	Egern
	Olaf
	Geld
	Elsa
	Starter
	Rast
	Eiger
	Pike
	Assel

Bei jedem dieser Worte ist der letzte Buchstabe zu streichen und ein neuer Anfangsbuchstabe voranzusetzen. Die neuen Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Oper und ihren Komponisten.

Verwandlungs-Rätsel

TURF

LAND — LORD — MURG

HANF

Durch stufenweises Ändern von je 1 Buchstaben sind aus dem Mittelwort die 4 Worte an den Kreuzenden zu finden.

Füllrätsel

D	E								
	D	E							
		D	E						
			D	E					
				D	E				
					D	E			
						D	E		
							D	E	
								D	E

Die Buchstaben: a a a a a a a a a a b b b c d d e e e e e e f g h i i i l l l l l l m m m n n n n n n o o o o p r r r r r r s s s s s t t t t t t t t t u u u z sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. italien. Novellensammlung, 2. Nämlichkeit, 3. Ruine in Thüringen, 4. Wasserfahrzeug, 5. Behörde, 6. italien. Wurstsorte, 7. Abkömmling, 8. volkswirtschaftlicher Begriff, 9. Brüstung.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Kolibri, Monika, Stengel, Behoerde, Herero, Innung, Vorzug, Gemeinde, Gemme, Kutter, Berlin, Verstand, Hindu, Hemd, Grasnelke, Patina, Monat, Felge, Fuehrer, Wahlspruch, Staerke, Berserker, Paris, Stallung, Flußdelta, Kurpark, Garten, Zeiger, Frist sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Bismarck ergeben.

Rösselsprung

	trägt	traut	
der	schei	ge	den
ne	flor	tor	ne
dem	und	trägt	nau
der	ei	er	blick
ser	die	er	dre
der	an	tie	trau

Zahlenrätsel

1 8 6 7 3 9 8 4	griech. Sagengestalt
2 10 8 5 11 10 8	Frühlingsblume
3 9 6 12 13 1	männl. Vorname
4 2 5 9 2 10 14	ostpr. Landschaft
5 8 9 2 10 13 1 11 9 12 8	Schwermut
2 10 14 2 9 3 4 12 8 10	span. Landschaft
6 8 13 1 8 10	Gartengerät
7 11 10 14 12 15 12 11 10	Bedingung
8 7 6 2 4 12 15	Sprengstoff

Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter von oben nach unten gelesen ergeben ein altes Eigentumszeichen in Runenform.

Lösungen der Rätsel aus Folge 20

Bilderrätsel: „Ehre kommt von Treue allein." (Sachsenspiegel.) ✱ **Bandrätsel:** 1—4 Oase, 1—7 Oranien, 2—6 Bernina, 2—8 Ballade, 3—5 Ibis, 3—7 Italien, 4—6 Elba, 5—8 Sole. ✱ **Umstellungsrätsel:** Eidam, Chile, Halde, Salut, Toast, Email, Lepra, Atlas, Eisen, Sachse, Tadel, Ekel, Tilsit, Zwist, Soldat, Manege, Silbe, Vlies, Angora, Stand, Delos, Rede, Linse, Adria, Nektar, Distel, Faust, Renegat, Brille, Kante, Rose, Morse, Tulpe, Irade, Namur, Rakete, Perle, Elite, Ramses, Tessin, Osmane, Nagel. Ich stelle stets das Vaterland ueber meine Person. ✱ **Magischer Diamant:** 1. b, 2. Gas, 3. Senta, 4. Gendarm, 5. Bandonium, 6. Stander, 7. Arier, 8. Mur, 9. m. ✱ **Füllrätsel:** 1. Intendant, 2. Bindehaut, 3. Blindeklub, 4. Gesinnung, 5. Göppingen, 6. Gambrinus, 7. Apfelsine, 8. Bernstein. ✱ **Magische Figur:** 1. Paladin, 2. Lederer, 3. Rasen, 4. Salem, 5. Nimes. ✱ **Spiralrätsel:** 1. es, 2. Terrain, 3. Rain, 4. Ai, 5. Kana, 6. Arzt, 7. Themse, 8. Ems, 9. Segura, 10. Ural, 11. Alibi, 12. Bisam, 13. Amsteg, 14. Steg, 15. Eger, 16. Ger, 17. Erwin, 18. in, 19. Montur, 20. on, 21. Ur, 22. Haft, 23. Stiel, 24. Elfe, 25. Feh, 26. Helena, 27. Lena, 28. Anis, 29. Schärpe, 30. Pest, 31. Stasi, 32. Sil, 33. Löns. „Es wächst der Mensch mit seinen höhren Zielen." ✱ **Rösselsprung.** Seid stolz darauf Mitarbeiter des Führers zu sein in der Lösung der Aufgabe, die ihm der Herrgott gegeben hat: Das Reich zu schmieden, daß es fest und unvergänglich sei. (Rudolf Heß bei seiner Rede in Hamburg.) ✱ **Treppenrätsel:** 1. a) e, b) Leonore, c) Eleonore; 2. a) an, b) Schlüsse, c) Anschlüsse; 3. a) Nil, b) Pferd, c) Nilpferd; 4. a) Fuß, b) Ball, c) Fußball; 5. a) Drill, b) ich, c) Drillich; 6. a) Konrad, b) in, c) Konradin; 7. a) Korinth, b) e, c) Korinthe. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Balsam, 2. Linoleum, 3. Intarsia, 4. Traber, 5. Zeichnung, 6. Taxe, 7. Eichel. „Blitztelegramm." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Anna, 4. Gras, 7. Berlin, 10. Orange, 12. Enipeus, 14. Ob 16. Neide, 17. Ra, 18. As, 20. Tee, 21. Ba, 22. Ras, 24. Rad, 25. Lied, 26. Aare, 27. Esel, 28. Kalb, 29. Ton, 31. Boe, 32. Don, 34. Sa., 35. Areal, 37. ge, 40. Oranien, 43. Landau, 44. Neisse, 45. Elbe, 46. leer. — Senkrecht: 1. Abo, 2. Nero, 3. Ale, 4. Gas, 5. Agra, 6. See, 8. Inn, 9. Niet, 10. Oede, 11. rue, 13. Pier, 15. Barletta, 17. Radeberg, 19. Saison, 21. Barlob, 23. Seen, 24. Raab, 30. Foen, 32. Drau, 33. Nain, 34. Saal, 35. Ara, 36. Lee, 38. Esse, 39. Ale, 40. Ode, 41. Nil, 42. Ter.

ANEKDOTEN

Von König Philipp II. von Spanien erzählt man sich, daß er als Kind sehr eigenwillig, ja oft hochgradig ungezogen gewesen sei. Unter anderem hatte er die Unart, den Hofkavalieren und Paladinen die kostbaren Stickereien, die deren Gewänder zierten, in Stücke zu reißen. Alle Erziehung half nichts, ja, die höchstgestellten Herren mußten sich die Unarten des jungen Prinzen mit guter Miene zum bösen Spiel gefallen lassen.

Ein Graf aus Sevilla besaß den Mut, dieser Sache endlich einmal ein Ende machen zu wollen. Als er wieder zu Hofe befohlen wurde, erschien er angetan mit einem Gewand voller wunderbarer Spitzen und Stickereien. Wie üblich, riß ihm der Prinz mit einem Ruck den kostbaren Spitzenbesatz vom Ärmel.

Mit ruhigem Blick schaute der Graf zu, dann packte er die Spitzen des anderen Ärmels, riß sie krachend herunter und sagte lächelnd: „Ich könnte nicht behaupten, daß mir dies soeben irgendwelches Vergnügen bereitet hätte!"

Der Prinz wurde von einem brennenden Rot übergossen, sagte kein Wort — und war von seiner Unart geheilt. W. G.

*

Friedrich Wilhelm I. von Preußen war bekanntlich ein sehr haushälterischer Herr, und daher lud er sich auch selbst gern bei seinen Ministern und Generälen zu Gast. Ein als knauserig bekannter General entschuldigte sich bei solcher Gelegenheit einst damit, daß er keine eigene Wirtschaft führe. Der König verwies ihn an den Gasthof „Zum König von Portugal" und erschien mit großem Gefolge. Es wurde vortrefflich gespeist und getrunken. Zuletzt rief der General den Wirt und fragte, was das Gedeck koste. „Ohne den Wein einen Gulden die Person", war die Antwort. — „Nun wohl", sagte der General, „hier ist ein Gulden für mich und einer für Se. Majestät; die andern Herren, die ich nicht gebeten habe, bezahlen für sich."

Der König stutzte erst, machte aber gute Miene und lachte: „Das ist fein; ich glaubte den Herrn zu prellen, und er prellt mich."

Darauf bezahlte er die ganze Rechnung. B. W.

*

Von den Wissenschaften hielt der König nicht viel und machte sich darum gern über die Gelehrten lustig. So gab er einmal der Akademie der Wissenschaften auf, die Ursache des Brausens des Champagners zu erklären. Die Herren wußten aber den ihnen zugedachten Hieb heiter zu parieren, indem sie sich 50 Flaschen Champagner für die nötigen Versuche erbaten. Die blieben zwar aus, aber die wissenschaftliche Arbeit war damit erledigt. B.W.

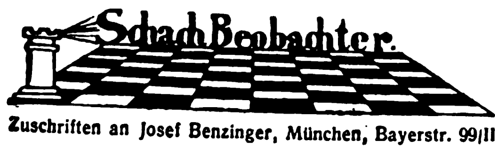
*

Aus Sultan Abdul Hamids Zeit

Eines Tages hatte das Brigantenunwesen in der Umgebung Smyrnas wieder mal recht überhand genommen. Man bewaffnete also die Bürger und schickte sie zu Streifjagden ab. Unter anderem war eine Schar von etwa 300 Juden zusammengebracht worden, die man ordentlich mit Gewehren bewaffnete, und nachdem sie ihre Instruktionen erhalten hatten, sollten sie sich auf den Weg machen. Aber die Juden gingen nicht. Man konnte sich den Grund nicht erklären. Sie hatten alles, was sie zu so einer Streife brauchten. Man gab ihnen nochmals Instruktionen, aber sie gingen nicht. „Zum Teufel! Warum macht ihr euch nicht endlich auf den Weg? Was wollt ihr noch?" „Oh, liebe Herren, wie könnt ihr uns bei der Gefährlichkeit der Gegend so fortschicken! Gebt uns doch wenigstens einen Gendarmen mit, der uns schützen kann." M. P.

*

Eines Tages hatte Abdul Hamid den Einfall, aus den in Konstantinopel ansässigen Nationalitäten seines großen Reiches je einen der stärksten und mutigsten Vertreter auswählen und ins Palais bringen zu lassen. Er wollte ihren Mut auf die Probe stellen und der Tapferste sollte eine Belohnung erhalten. Es versammeln sich also eines Tages in einem Salon mit vielen Türen die Ausgewählten, ein Türke, ein Kurde, ein Grieche, ein Armenier, ein Jude, ein Tatar, ein Tscherkesse usw. Sie warteten bereits eine halbe Stunde. Plötzlich tritt, fast unbemerkt, durch eine der vielen Türen Abdul Hamid, ausstaffiert als Räuberhauptmann, den Gürtel mit Waffen gespickt, in jeder Hand einen Revolver, und beginnt wild im Zimmer umherzuschießen. Da die Wartenden unbewaffnet sind, beginnt eine wilde Flucht durch Türen und Fenster. Bald sind alle verschwunden. Nur einer ist geblieben und steht wie angewurzelt. Das ist der Jude. Der Sultan ist höchst erstaunt, geht auf den Juden zu und fragt: „Sage mir, was machst du noch hier, tapfrer Held? Alle sind sie geflohen, nur du nicht. Verlange, was du willst, ich gebe es dir!" Da bricht der Jude, der am ganzen Leibe zittert, in die Worte aus: „Oh, Herr, so gib mir zuerst eine neue Hose." M. P.

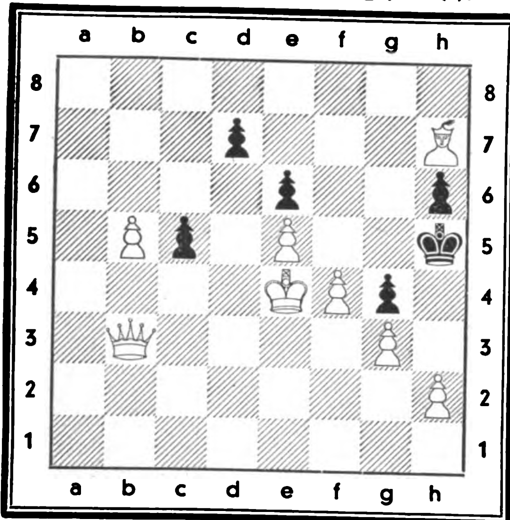


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Dr. H. Schelcher, Dresden.

Schwarz: Kh5, Bc5, d7, e6, g4, h6 (6).



Weiß: Ke4, Db3, Lh7, Bb5, e5, f4, g3, h2 (8).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 17

Dreizüger von Willi Krakau, Berlin-Friedrichsfelde.

Weiß: Kh2, Da1, Ta7, Tg1, Lf4, Bb6, d7, e6, h2 (9)
Schwarz: Kd8, Ta3, Lg2, Ba2, b4, c3, d6, e7, h3 (9)
1. Lf4—e5. c3—c2; 2 Da1—f1, Ta3—f3; 3. Ta7—a8‡
1. . . ., T×a7; 2 Da1—f1, Lg2×f1; 3. Tg1—g8‡ usw.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; Dr. Münch, Bocholt; H. Rudloff, Güstrow i. M.; Dr. F. Röhrs, Bln.-Friedenau; A. Seber, Trier; M. Loch, Berlin N; Dr. Starke, Bln.-Charlottenburg; Pfr. Klein, Setzingen; M. Stamnitz Bremerhaven; W. Brunken, Oldenburg; J. Herwig, Gotha; Eggebrecht, Norden; L. Heim, Lauchheim; G. Peipers, Eckardtsheim; H. Köstner, Jimbolen (Hatzfeld Rumänien); P. Knörrchen, Bln.-Steglitz; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; P. Fröhlich, Schmirchau; J. Diehl, Oberschmitten; A. Grundmann, Halle a. S.; O Behncke, Cuxhaven; M. Templin, Friedensstadt; A. Köglmayr, Marnbach; W. Sudrow, Istanbul-Galata (Türkei); R. Steffen, Bln.-Wannsee; O. Wilding, Tübingen; M. Burdack, Hormersdorf; W. Fenchel, Gau-Odernheim; E. Daust, Staßfurt; Dr. Nickel, Hofgeismar-Kassel; W. Gebauer, Bürgel; A. Jeck, Niederhadamar; Herb. Schulz, Bln.-Neukölln; L. Hohensee, Berlin W; K Schulz, Heide (Holst.); F. Ruckdeschel, Nürnberg; F. Büttner, Fürth i. B.; Ilse Lüdemann, Lübeck-Schlutup; H. Bublitz, Treptow; F. Sucker, Gnaschwitz; A Graichen, Hartha; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Ch. Ellrich, Spangenberg; Frau M. Weber, Hamburg; K. Schmidt, Detmold; K. Roß, Hamburg; K. Merbold, Crailsheim; C. Löschner, Langewiesen/Th.; L. Ellner, Nürnberg; B Dußling, Neckarsulm; B. Stadtmann, Eisenach; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; F. Gärtner, Breslau

Einige Löserurteile: „Ein ansprechendes Problem", Dr. M., B.; „Hübsche Varianten und starke Verführung", H. R., G.; „Ein Damenopfer, das sich lohnt", Dr. F. R., B.-F.; „Sehr schöner L-zug, der den K. schützt und zugleich die f-Linie frei macht", Dr. St., B.-Ch.; „Eine wundervolle Dichtung", M. B., D.-H.; „Ein stiller Zug mit versteckter Begründung", O. B., C.; „Besonders schön und geistreich sind Blockung und Selbstblockung im Hauptspiel mit Tf3 gestaltet" F. R., N.; „Öffnend und schließend, opfernd entfaltend ein farbiges Spiel", H. K., B.-N.; „Die Wegfreigabe verbunden mit Wegsperre ist sehr fein", K. R., H. usw.

Wagemutiges Spiel!

Halbindische Verteidigung im Damengambit, gespielt im Meisterturnier zu Margate 1937.

Weiß: Keres (Estland)

Schwarz: Alexander (England)

1.	d2—d4	Sg8—f6	11.	Dd1—a4[4]	Lb7—c6
2.	c2—c4	e7—e6	12.	Sf3×d4	Lc6×g2[5]
3.	Sb1—c3	Lf8—b4	13.	Da4×a6[6]	Lg2×f1
4.	Sg1—f3[1]	b7—b6[2]	14.	Ta1×f1[7]	Dc4×d4[8]
5.	g2—g3	Lc8—b7	15.	Sb5×d4	Lb4×d6
6.	Lf1—g2	Dd8—c8	16.	Sd4—b5	Ke8—e7
7.	0—0	c7—c5[3]	17.	Tf1—d1	Ld6—c5
8.	Sc3—b5!	c5×d4	18.	a2—a3	Sf6—e4[9]
9.	Lc1—f4	Sb8—a6	19.	Td1×d7†	Ke7—f6[10]
10.	Lf4—d6!	Dc8×c4	20.	Da6—b7	Aufg.[11]

[1] Im Weidenauer Turnier spielte Lange (Braunschweig) 4. Dd1—c2, worauf Rogmann (Bochum) mit d7—d5 Ausgleich erstrebte und später auch erzielte.

[2] Von seiten des Schwarzen ist hier schon öfters die „kleine" Qualität preisgegeben worden z. B.: 4. . . ., L×c3†; 5. b2×c3 mit der Folge 5. . . ., b7—b6.

[3] Dieser Vorstoß ist jetzt verfrüht. Es sollte 7. . . ., L×c3; oder 7. . . ., 0—0 geschehen. Nun folgen hübsche Wendungen.

[4] Weiß droht mit dem nächsten Zuge a2—a3 Figurengewinn.

[5] Auf andere Züge folgt Figurenverlust.

[6] Schon wieder eine mächtige Drohung mit Sc7†!

[7] Auf sofortiges 14. Sc7† hätte Schwarz mittels 14. . . ., D×c7 nebst 15 . . ., Lh3 noch hartnäckigen Widerstand leisten können.

[8] Schwarz steht total auf Verlust. Er entschließt sich zu einem Damenopfer, um endlich den Druck der feindlichen leichten Figuren abzuschütteln, denn 14. . . ., Dc8 scheitert an 15. L×b4, D×a6; 16. Sc7†, Kd8; 17. S×a6!

[9] Auf diesen Zug folgt eine elegante Schlußwendung.

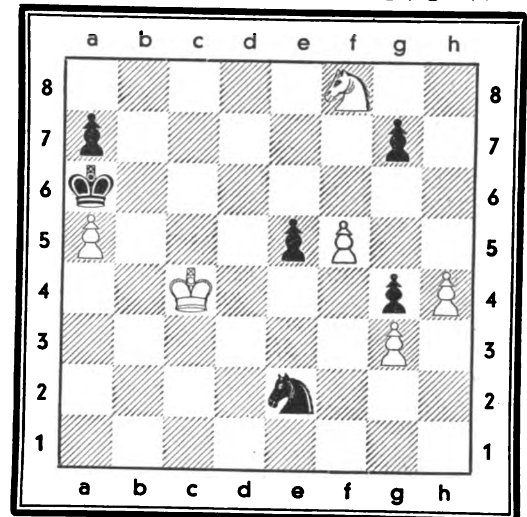
[10] Falls Schwarz das Turmopfer angenommen hätte mit 19. . . ., K×d7, so käme 20. Db7† nebst D×a8 und D×h8!

[11] Schwarz gab hier mit Recht auf, denn er verliert entweder den Springer oder er gerät in ein Mattnetz. Eine Partie voll von Drohungen.

Effektvolles Springerendspiel

Von H. Rinck (Spanien)

Schwarz: Ka6, Se2, Ba7, e5, g4, g7 (6).



Weiß: Kc4, Sf8, Ba5, f5, g3, h4 (6).

Weiß zieht und gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. f5—f6, g7×f6; 2. h4—h5, Se2×g3; 3. h5—h6, Sg3—f5; 4. h6—h7, Sf5—d6†; 5. Kc4—b4, Sd6—f7; 6. Sf8—e6 (droht Sc5† matt!), Ka6—b7; 7. Se6—d8† und Weiß gewinnt!



SPÄTLESE O/M

enthält ausschließlich Orienttabake









HUMOR



Erklärliche Verwechslung . . .
Auf der grünen Wiese . . .
Zeichnung: Flemig.

Der Pastor hatte Frau Mac Shoddie zu sich gebeten und nahm die Gelegenheit wahr, ihr seine Verwunderung auszusprechen, daß ihr Gatte am letzten Sonntag mitten in der Predigt plötzlich die Kirche verlassen habe.

„Ich will hoffen, daß kein ernstlicher Anlaß zu seinem plötzlichen Aufbruch vorlag", bemerkte er teilnehmend.

„Gewiß nicht", war die beruhigende Antwort, „es war gar nichts Ernstliches. Nur hat mein Mann leider die unangenehme Gewohnheit, im Schlaf zu wandeln."

*

Der amerikanische Millionär zu seinem Privatsekretär: „Denken Sie sich, mein Sohn ist nicht davon abzubringen, die Choristin zu heiraten. Aber ich werde ihn enterben, wenn er es tut. Bitte, teilen Sie ihm das mit!" „Ich weiß etwas viel Besseres", sagt der Sekretär. „Ich werde es der Choristin mitteilen!"

*

„Ich habe ihr Briefe geschickt und kleine Päckchen mit Geschenken. Alles kam ungeöffnet zurück. Glauben Sie, ich könnte trotzdem noch hoffen?"

„Ausgeschlossen; die Abneigung dieser Frau ist so groß, daß sie selbst ihre Neugierde übertrifft."

*

„Sagen Sie einmal, Steward", fragt die alte Dame in Erwartung der Seekrankheit, „was raten Sie mir zu trinken?" — „Gnädigste Frau", erwidert dieser, „in diesem einen Fall ist das Billigste das Beste!"

Ein Herr stieg in ein Eisenbahnabteil, in dem schon eine Dame mit ihrem Töchterlein Platz genommen hatte, die gern allein geblieben wären.

„Ich glaube, Sie werden mir dankbar sein, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß mein Töchterlein Scharlach hat!" bemerkte die Dame.

„Oh, das macht mir gar nichts aus", sagte der Herr, „ich begehe sowieso im ersten Tunnel Selbstmord."

*

Ingelein hat eine ältere Schwester, für die man sich um einen Mann bemüht.

Herr Reifgerste war schon öfters eingeladen, aber er hat sich noch nicht erklärt.

Auch heute hat er sich wieder einmal gehörig satt gegessen. Und nun, beim Abschied, küßt er der jungen Dame die Hand.

Ingelein, die diesen Vorgang noch nicht so richtig versteht, packt aufgeregt den Arm ihrer Mutter und flüstert:

„Schau, Mutti, schau, jetzt beißt er an."

*

Bilzig steht in der überfüllten Straßenbahn. Neben ihm ein junges Mädchen. Bilzig grübelt, dann faßt er sich ein Herz: „Haben Sie noch weit, Fräulein?"

Schnippisch antwortete das Mädchen: „Was geht denn Sie das an?"

„Oh", sagte Bilzig entschuldigend, „es ist ja nur, weil meine Hühneraugen ihren Fuß nicht mehr lange vertragen können!"

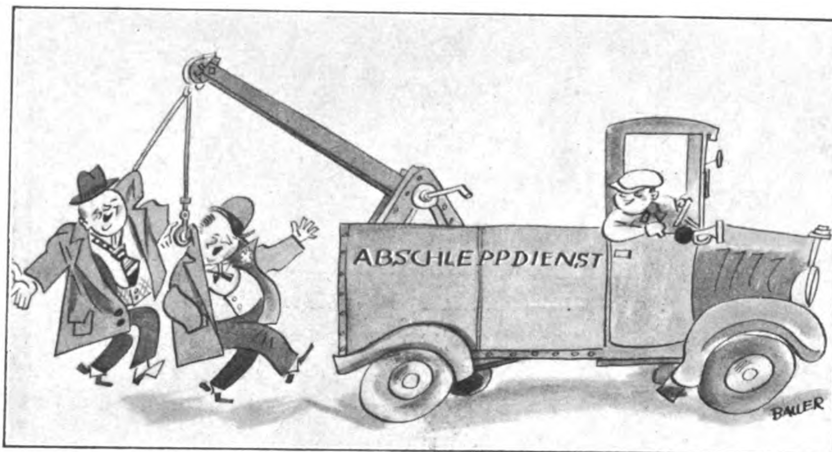
*

„Angeklagter, Sie haben Ihr Opfer auf dem einsamen Waldwege überfallen und vollständig ausgeraubt bis auf eine goldene Uhr, die Sie wahrscheinlich nicht bemerkten. — Was haben Sie dagegen zu sagen?"

„Herr Jerichtshof, ick muß im Momente der Tat unzurechnungsfähig jewesen sein."

„Wieso? — Woraus schließen Sie das?"

„Na, sonst wär' mir die joldene Uhr doch nicht entjangen!"



„Willi, nu können wir nich mehr fallen!"
Zeichnung: Bauer.



„Nun, haben Sie die Pillen jeden Morgen auf den leeren Magen genommen?"

„Aber Herr Doktor, die kollerten doch immer wieder vom Bauch runter!"

Zeichnung: Beyer.

„Adolf, weißt du was, ich werde meiner Tochter eine Waschmaschine zum Geburtstag schenken."

„Wirklich, das wird eine schöne Überraschung für sie sein."

„Das kann ich mir vorstellen, sie erwartet nämlich ein neues Auto."

*

„Nanu, Erwin, du trägst ja den Arm in der Binde? — Was ist denn geschehen?"

„Gar nichts? — Ich bin nur beim Radfahren zuerst mit den Händen und dann mit den Füßen abgestiegen."

*

„Ich kann nur einen Laufburschen brauchen", sagte der Kaufmann, „der seine Augen offen hat und auch ohne viel Reden errät, was zu tun ist. Hast du mich verstanden?"

„Jawohl, Herr Chef. Ich werde jetzt gleich in den Laden drüben laufen und Ihnen einen sauberen Kragen holen . . ."

*

„Ich bin sprachlos, daß der Oberpichler eine Anstellung beim Finanzamt erhalten hat"

„Wieso? Er ist doch ein befähigter Kopf!"

„Das mag schon sein; aber ist Ihnen nicht bekannt, daß er alle Leute zu gering schätzt?"

Humor der anderen

Patient (dem bei einem Autounfall eine Hand verletzt wurde): „Werde ich, wenn die Hand wieder hergestellt ist, Klavierspielen können, Herr Doktor?"

Arzt: „Sicher! Verlassen Sie sich darauf!"

Patient: „Oh, Sie sind wirklich ein Wunderdoktor!"

Arzt (geschmeichelt): „Na, na, halb so wild!"

Patient: „Doch! Früher konnte ich gar nicht Klavierspielen."

(Answers.)

*

Verteidiger: „Wie ich hörte, haben Sie den Kläger aufgesucht. Stimmt das?"

Zeuge: „Jawohl!"

Verteidiger: „Und was sagte der Kläger?"

Gegnerischer Anwalt (aufspringend): „Ich erhebe Einspruch dagegen, daß diese Unterhaltung als Beweismittel benutzt wird!"

Eine halbe Stunde hitziges Wortgefecht zwischen den beiden Anwälten. — Endlich zieht sich der Gerichtshof zu einer Beratung zurück. — Nach zwei Stunden kommt er wieder in den Saal und verkündigt seinen Beschluß. — Er lautet: Der Verteidiger darf diese Frage an den Zeugen stellen.

Verteidiger (triumphierend): „Nun, Herr Zeuge, was sagte also der Kläger?"

Zeuge: „Nichts. Er war nicht zu Hause."

(Answers.)

*

Dame: „Aber Egon, was fällt dir ein? Bist du verrückt geworden? Warum applaudierst du auf einmal wie besessen?"

Ihr Gatte: „Verzeih! Ich war eingeschlafen. Mich muß eben jemand auf den Fuß getreten haben. Ich glaubte, wir säßen im Konzert und du wärst es gewesen."

(Stray Stories.)

*

„Schöne große Büroräume haben Sie. Wieviel Angestellte arbeiten bei Ihnen?"

„Oh, ich denke doch wohl mehr als die Hälfte."

(Answers.)

*

Die alte Dame an Bord: „Oh, wie schrecklich, Herr Kapitän! Wie können Sie so entsetzlich fluchen! Wo haben Sie das nur gelernt?"

Der alte Kapitän: „So was kann man nicht lernen, das ist eine Gabe!"

(The Argonaut.)

Schwarze Künstler

Ein Expeditionsbericht aus Afrika

von Dr. Hugo Adolf Bernatzik



Aus freier Hand ritzt ein schwarzer Künstler verschiedene Darstellungen in eine Kürbisflasche



Ritzzeichnung auf einer Kürbisschale.
Darstellung eines Mädchens mit einer Kürbisschale in der rechten und einem Feuerfächer in der linken Hand.



Mädchen mit „Dauerwellen" und dem charakteristischen Fransenschurz.

Als die Völker Europas noch in der Steinzeit lebten, stellten afrikanische Völker bereits reichgeschnitzte Schnitztrommeln her und verstanden es, aus Pflanzenfasern Körbe zu flechten, die sie mit kunstvoll gefärbten Mustern schmückten. Aber erst Ruinen, die man aufdeckte, Felsbilder und Waffen, die gefunden wurden, ließen aufblicken. Überall, im Norden, Süden, Westen und Osten Afrikas, fand man diese beredten Zeugen längst verschollener Kulturen der früheren Bewohner des Schwarzen Erdteils. In ihrem Wesen sind uns diese Kulturen noch ein dunkles Geheimnis. Die allgemeine Meinung, daß die Neger nur rohe Wilde seien, wurde endlich aufgegeben, als Ende vergangenen Jahrhunderts Forscher in das Innere Afrikas eindrangen und jene alten Länder wieder entdeckten, aus denen einst die Phönizier Gold geholt hatten. Die Entdeckungen haben sich gemehrt und nachdem man Holzarbeiten, geschnitzte Elfenbeinzähne, Bronzeplastiken als Darstellung von Tieren, Kriegsszenen usw. fand, hat sich die Meinung über die Schöpfungen der sogenannten „Wilden" geändert. Heute sind viele Negerstämme soweit zivilisiert, daß sie es aufgegeben haben, ihre Kunsthandwerke weiter auszuüben. Zum Teil haben sie die Errungenschaften der Technik übernommen und dadurch längst die Fähigkeit eingebüßt, einem Stück Holz, einer



Links: Trommler mit der eigenartigen langen Felltrommel begleiten einen Tänzer während seiner Tanzvorführungen und …



(rechts): … so hat der Künstler diese Szene auf einer Kürbisschale eingeritzt.

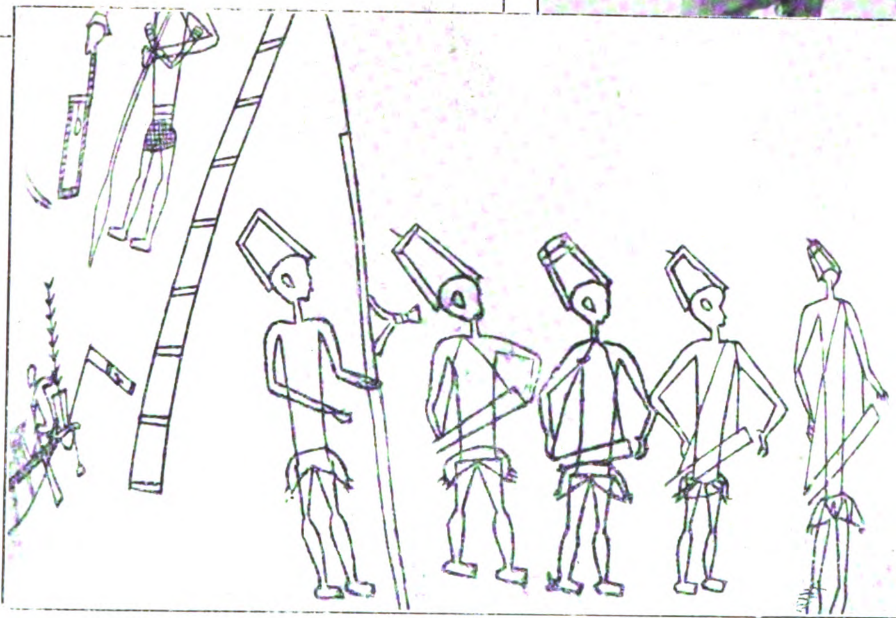




Oben: Zeichnung auf einer Kürbisschale
Das Bild stellt einen Tänzer mit Schellenstab und hölzernen Hörnern dar.

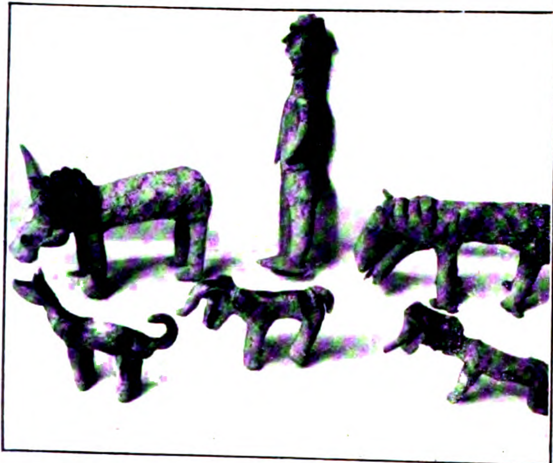
Oben: Die nebenstehende Zeichnung (links) bezieht sich auf diesen noch nicht in den Stamm aufgenommenen jungen Mann, dem festtägig geschmückten Anführer der übrigen Stammesanwärter. Er trägt einen Schellenstab in der Rechten; an seinem Kopf sind Hörner aus Holz befestigt.

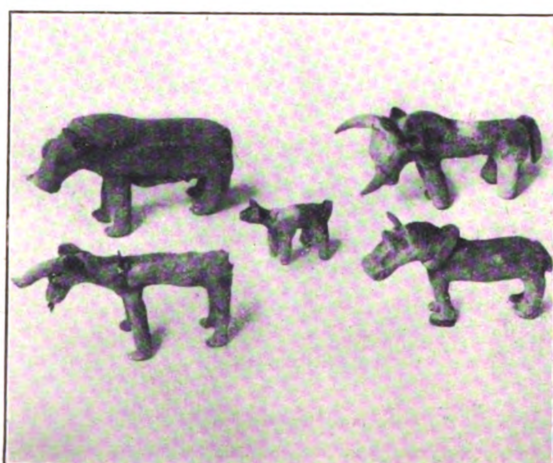
Sämtliche Aufnahmen: Dr. Hugo A. Bernatzik.



Rechts: Darstellung von Trommlern bei einem Fest
Auffallend ist die Sicherheit der Linienführung

Klumpen Erz die bildreichen Formen zu geben, wie ihre Vorfahren dies noch vermochten. Nur in wenigen Gegenden des afrikanischen Kontinents, beispielsweise in Portugiesisch-Guinea, leben auch heute noch Eingeborene unberührt von europäischer Zivilisation, die imstande sind, Kunstgegenstände herzustellen, die den Erzeugnissen der besten afrikanischen Volkskulturen kaum nachstehen. Aus diesen Landstrichen brachte Dr. Bernatzik das Ergebnis seiner Forschungen nach Europa







Lehmfiguren, die ein achtjähriger Eingeborenenknabe herstellte. Einzelne Darstellungen wie Flußpferd, Rind und Hund sind überraschend gut gelungen, während der Elefant, den man in dieser Gegend seit Jahrhunderten nur aus überlieferten Erzählungen kennt, ein reines Phantasieprodukt darstellt.

Holzgeschnitzte Kunstgegenstände der Bidyoge die durchschnittlich aus einem Stück hergestellt sind.



Das neue

Die

Links: Abzweigung an der Alpenstraße Berchtesgaden – Reichenhall. Im Hintergrund das gewaltige Bergmassiv des Berchtesgadener Landes.

Die Leistungen des Dritten Reiches auf dem Gebiete des Straßenbaues sind zwar nur Teilausschnitte aus dem gewaltigen Programm nationalsozialistischen Schaffens, aber sie bekunden am sinnfälligsten den Bewegungswillen unseres Volkes. Die in Bau befindliche Alpenstraße wird quer durch die bayerischen Alpen von Berchtesgaden nach Lindau im Bodensee führen; fertiggestellte Teilstrecken lassen heute schon erkennen, daß Technik und Schönheit sich bei dieser Alpenstraße besonders glücklich mit den Reizen der Landschaft vermählen. Die Verwirklichung kühnster Pläne wetteifert mit der geistigen Beschwingtheit, die keine Hindernisse kennt und für die Jahrhunderte denkt.

Reise- und Ausflugs-Erlebnis: Alpenstraße





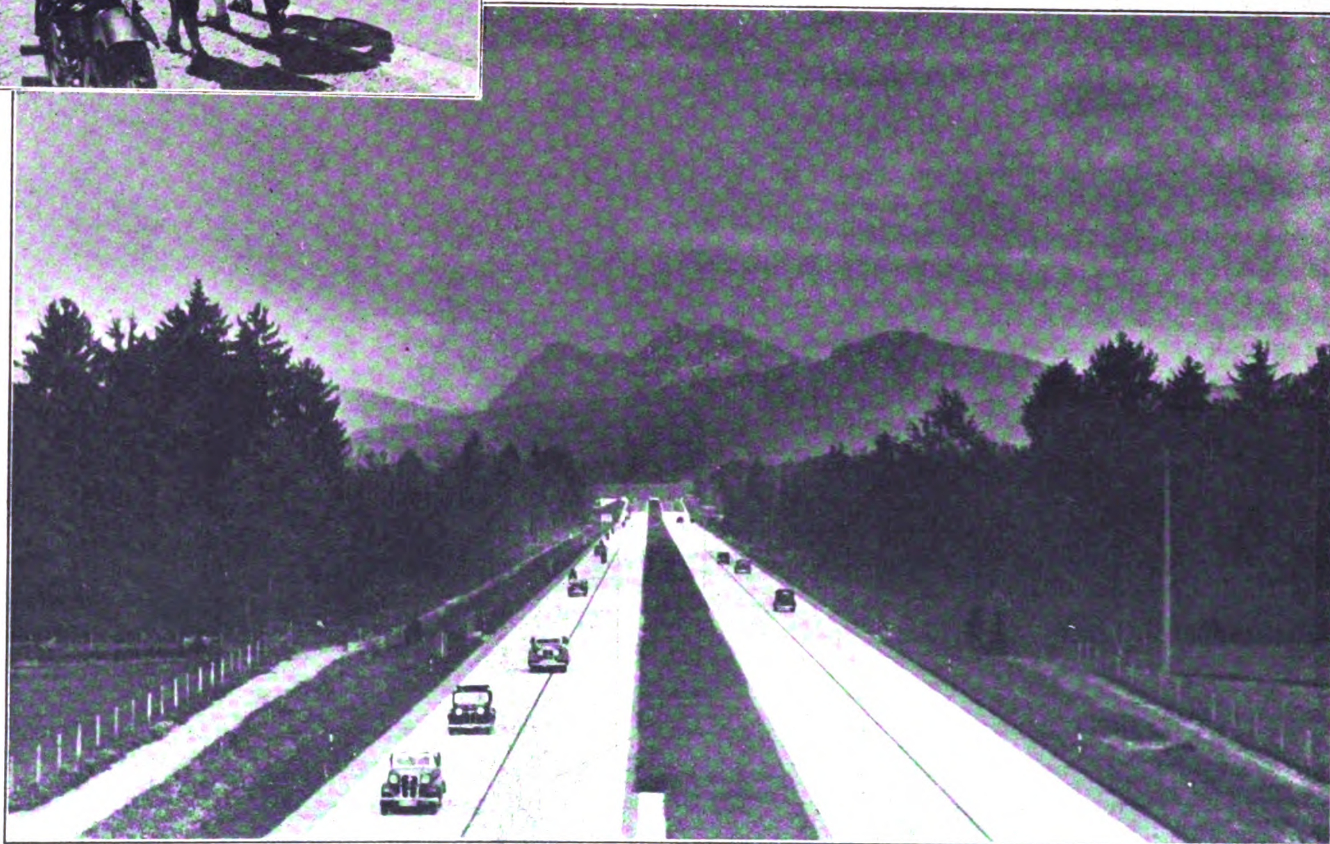
Kein Vorrecht des Autos; auch Radfahrer und Fußgänger kommen auf ihre Kosten.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer.



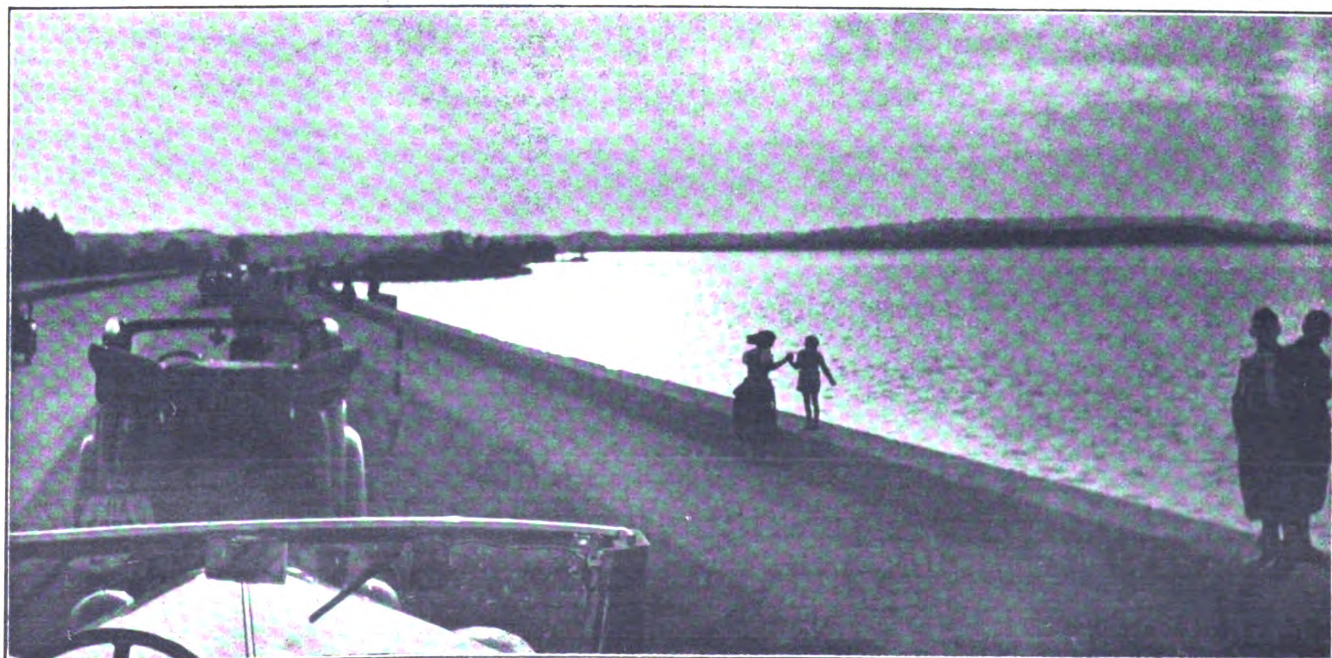
Am früheren Wegzoll bietet das Alpen-Mauthäusel vergnügliche Rast.

Oben: Sonntägliches Leben und Treiben auf der neuen Straße, deren bauliche Großzügigkeit jeden Beschauer gefangennimmt.



Rechts: Unmittelbar angeschlossen an die Alpenstraße ist die Reichsautobahn, die hier eine besonders reizvolle Gegend durchschneidet.

Links: Der Inzeller Gletschergarten. Das Bild vermittelt einen Gesamteindruck von der Großartigkeit der Naturkräfte, die dieses Denkmal schufen, das auf Veranlassung des Führers freigelegt wurde.



Rechts: Auf der Heimfahrt wird am schönen Chiemsee haltgemacht, um noch einmal die Schönheiten der Alpenwelt auf sich einwirken zu lassen.

Erziehung zum Blindenführer

Der glückliche Gedanke, Hunde als Blindenführer zu verwenden, ließ in Deutschland die Führerhundeschulen entstehen, wo die Hunde (fast nur Schäferhunde) durch eine sinnvolle, der Praxis entsprechende Schulung auf ihr zukünftiges Aufgabengebiet vorbereitet werden.



Führer und Hund im besten Einvernehmen.
Diesem klugen Schäferhund sieht man an, daß er durch gründliche Schulung auf sein Aufgabengebiet als Blindenführer gut vorbereitet worden ist.



In Begleitung und unter Aufsicht der sehenden Abrichter verläßt der Blinde mit dem neuen Hund die Schule zum ersten Übungsgang. Das Tier scheint seine hohe Verantwortung zu kennen.

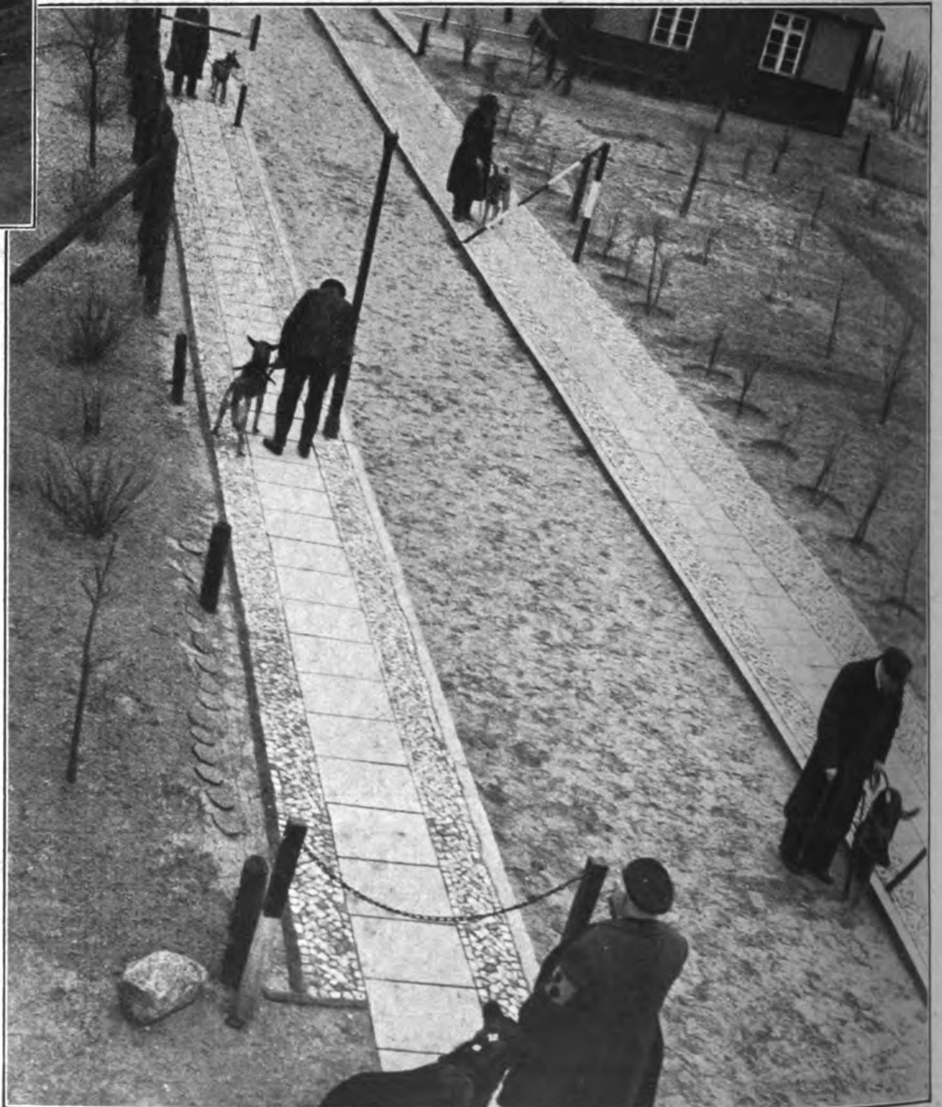


So erlernt der Hund in der Blindenführhundeschule das Erkennen und Anzeigen aufrechtstehender Hindernisse.

Sämtliche Aufnahmen: Mauritius-Verlag.



Hier bringt der Abrichter dem Hund bei, daß Straßenabsperrungen, die von dem Tier selbst bequem durchlaufen werden können, für den Menschen ein Hindernis sind



Auf einer kunstvoll angelegten Übungsstraße werden dem Blinden und seinem Hund die ersten Anleitungen gegeben.
Die Hunde zeigen gern, was sie in der Schule gelernt haben, denn sobald der Abrichter den Zwinger betritt und ein Führgeschirr greift, geben alle Hunde durch freudiges Gebell kund, daß sie mit heraus möchten.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 22 / DONNERSTAG, 3. JUNI 1937

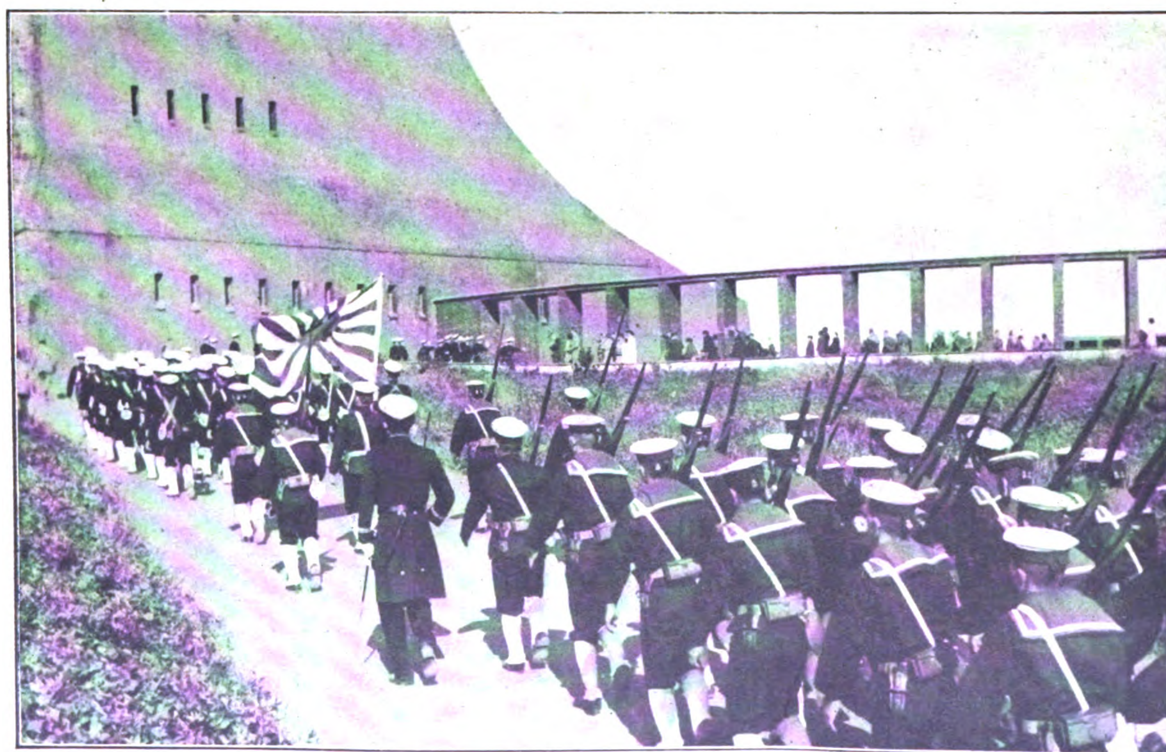
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Zur Eröffnung des ersten Lehrgangs für die Lehrkräfte der Ordensburgen:
Reichsleiter Rosenberg begrüßt in der Schule des Außenpolitischen Amtes die Lehrkräfte durch Handschlag.
Aufnahme W. Wiesebach



Vom Besuch des japanischen Kreuzers „Ashigara" in Kiel.
Kameradschaft unter den Blaujacken ist schnell geschlossen, auch wenn man sich nicht verständigen kann.

JAPANS KREUZER „ASHIGARA" IN KIEL



Japanische Matrosen auf dem Weg zur Weihehalle des Marineehrenmals in Laboe.
Zu Ehren der 35 000 deutschen im Weltkriege gefallenen Seehelden fand eine stille Gedenkfeier statt; der japanische Konteradmiral Kobayashi legte bei dieser Gelegenheit einen Kranz am Ehrenmal nieder.



Aufnahmen: Weltbild
Associated Press

…er Chef des 4 japanischen Kreuzer-…eschwaders, Konteradmiral Kobayashi, …reitet mit dem deutschen Flottenchef, …izeadmiral Carls, an Bord des schwe-…n Kreuzers „Ashigara“ die Front der Ehrenformation ab.

Dr. Goebbels rechnet mit dem katholischen Klerus ab.



Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda während seiner großen, immer wieder von stürmischen Zurufen unterbrochenen Rede an das ganze deutsche Volk, die eine letzte Warnung an den katholischen Klerus darstellt.



Links: General der Flieger und Kommandeur des Luftkreises IV, Keller, schreitet mit Stabschef Lutze im Fliegerhorst Werl die Front der Mannschaft ab.

Das Geschwader „Horst Wessel“ von der Luftwaffe übernommen



Aufmerksam verfolgt der Stabschef die Vorführungen der Staffeln, die durch Lautsprecher ausführlich erläutert werden.

Aufnahmen: Hoffmann (2), Weltbild (1).



Eröffnung des Reichsforschungsrats im Festsaal des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung. Reichsminister Rust spricht.

In der vorderen Reihe: der Führer; daneben: Generaloberst Göring; der Präsident des Reichsforschungsrates, General der Artillerie Prof. Dr. Becker, Staatssekretär Zschintzsch und General der Flieger, Milch.



Blick auf einen Teil des Ausstellungsgeländes mit dem Deutschen Haus (links) und dem Eiffelturm im Hintergrund.

Deutschland
auf der
Pariser Weltausstellung

Aufnahmen: Associated Press.



Dr. Schacht bei der Eröffnungsansprache vor geladenen Gästen.
An der Wand befindet sich ein Gobelin nach dem Entwurf von Professor Ziegler.



Der Strom der Besucher im Mittelsaal des Deutschen Hauses nach der Eröffnung der Ausstellung.

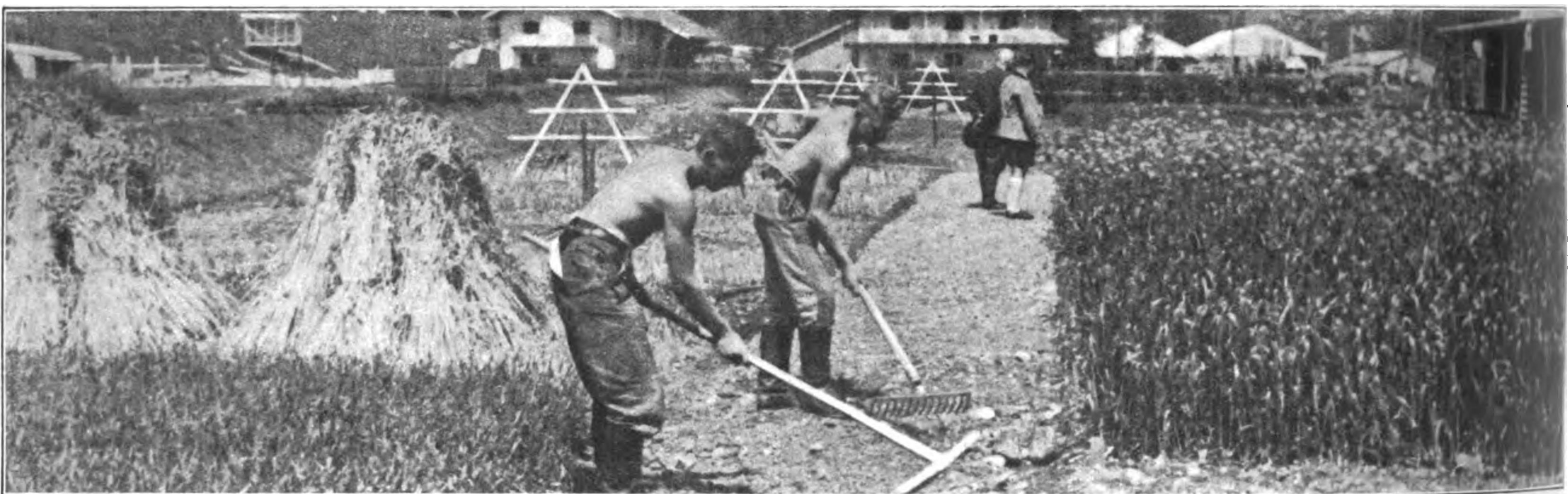


Das Deutsche Haus mit seinem wuchtigen Turmbau, von dessen Spitze der Adler, das Hoheitszeichen des Dritten Reiches, grüßt.

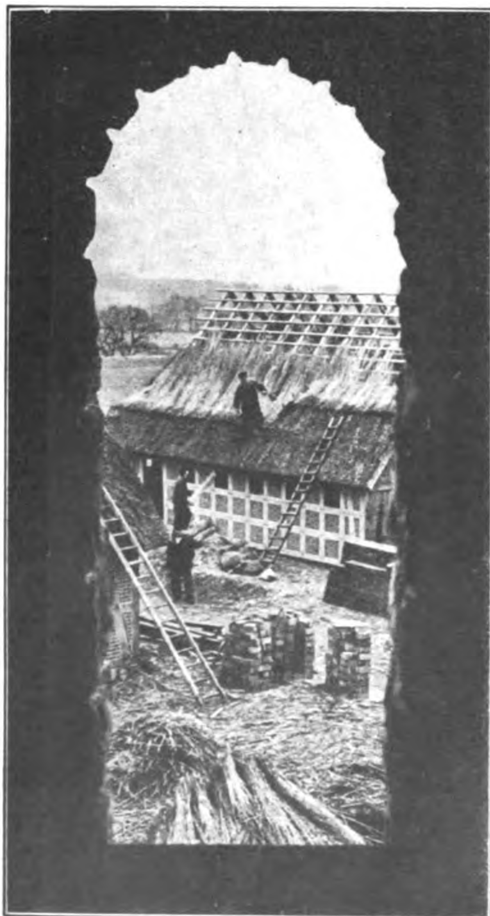


Eine Musterschau im „Haus der deutschen Pflanze".
Dem Bauern werden hier wertvolle Anregungen für den Getreide- und Pflanzenbau gegeben.

Die größte landwirtschaftliche Schau der Welt wird eröffnet

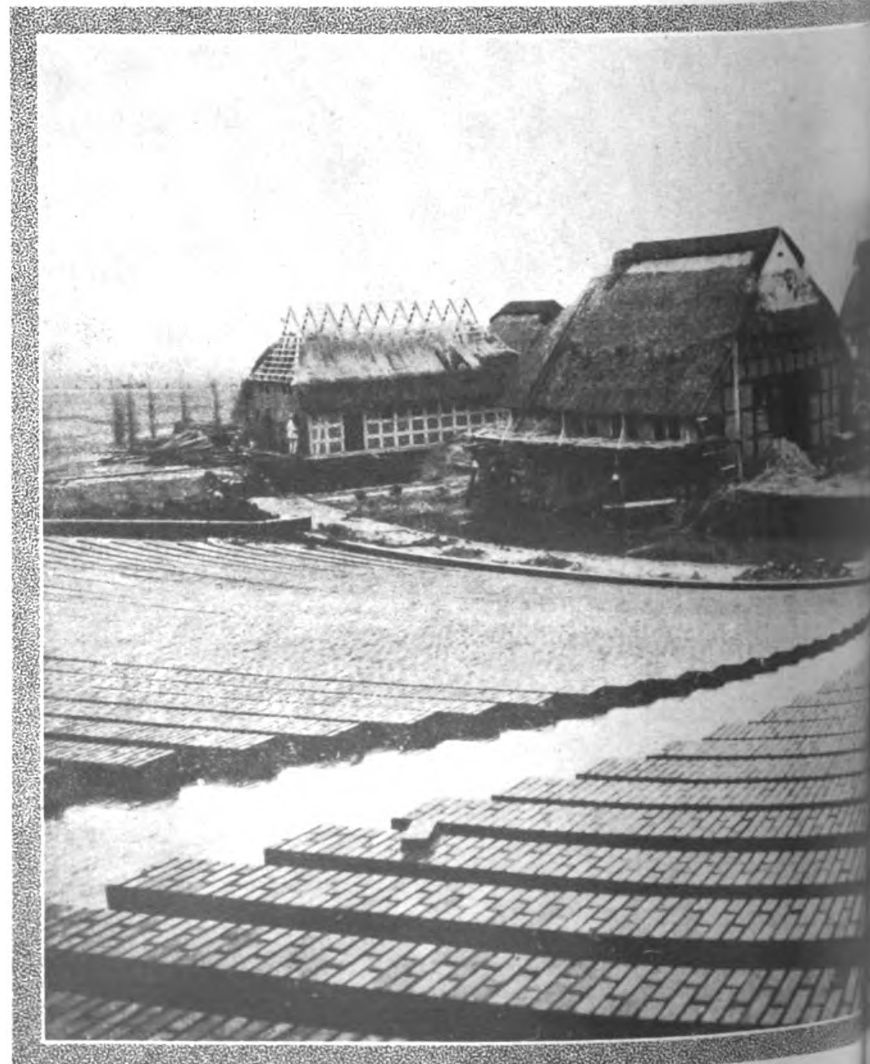


Dem Besucher wird ein nach den neuesten Errungenschaften eingerichteter Musterbetrieb vorgeführt.
Auf einem großen Platz sind bebaute Felder entstanden.



Die im Bau befindliche niederdeutsche Gedenkstätte Stedingsehre auf dem Bookholzberg in Oldenburg.

Vom Bau der niederdeutschen Gedenkstätte Stedingsehre auf dem Bookholzberg in Oldenburg



Das Spieldorf Altenesch vom Zuschauerraum aus gesehen
Eindringlich zeigt sich die Wucht dieser gewaltigen Anlage

Reichsminister Reichsleiter R. Walther Darré (Mitte) auf dem Wege zum Gelände der Reichsnährstandsausstellung in München, die durch den Reichsbauernführer am 30. Mai eröffnet wurde

Aufnahmen: Georg Schmidt (2), Heinz W. Valérien (2), Henkel (1).

Schneethron unter Palmen.

Für eine Filmaufnahme in Los Angeles wurde dieser Schneethron einer Wintersportkönigin errichtet. Badenixen vom nahen Strand benutzten diese Gelegenheit zu einem Angriff auf die Königin, um „Ihre Majestät" mit Schneebällen vom Throne zu verjagen.



John D. Rockefeller, kurz vor seinem Tod...
Am 7. Juli wäre Rockefeller 98 Jahre alt geworden. Er kannte in seinen letzten Jahren nur noch ein Ziel: 100 Jahre alt zu werden. Nun ist John D. im Wettlauf mit dem Tode unterlegen geblieben.



Links:

Jung-China übt sich eine Rasse von Sportsmännern und -frauen zu werden

In Nanking fand kürzlich ein Treffen der kleinen Jungen und Mädel statt, die in ihren weißen Marineuniformen ein schmukkes Bild abgaben Unter 100 Schulkindern besuchen 70 die Regierungsschulen, in denen besonders die körperliche Erziehung gepflegt wird.



Ein Bild aus Auburn (USA.).

Staatspolizei führt unter Gewaltanwendung eine widerspenstige Frau ab Die Auswüchse des Streiks veranlaßten den Gouverneur, Truppen nach Auburn und Lewiston anzufordern

Aufnahmen Presse-Photo (2), Weltbild, Seiling.

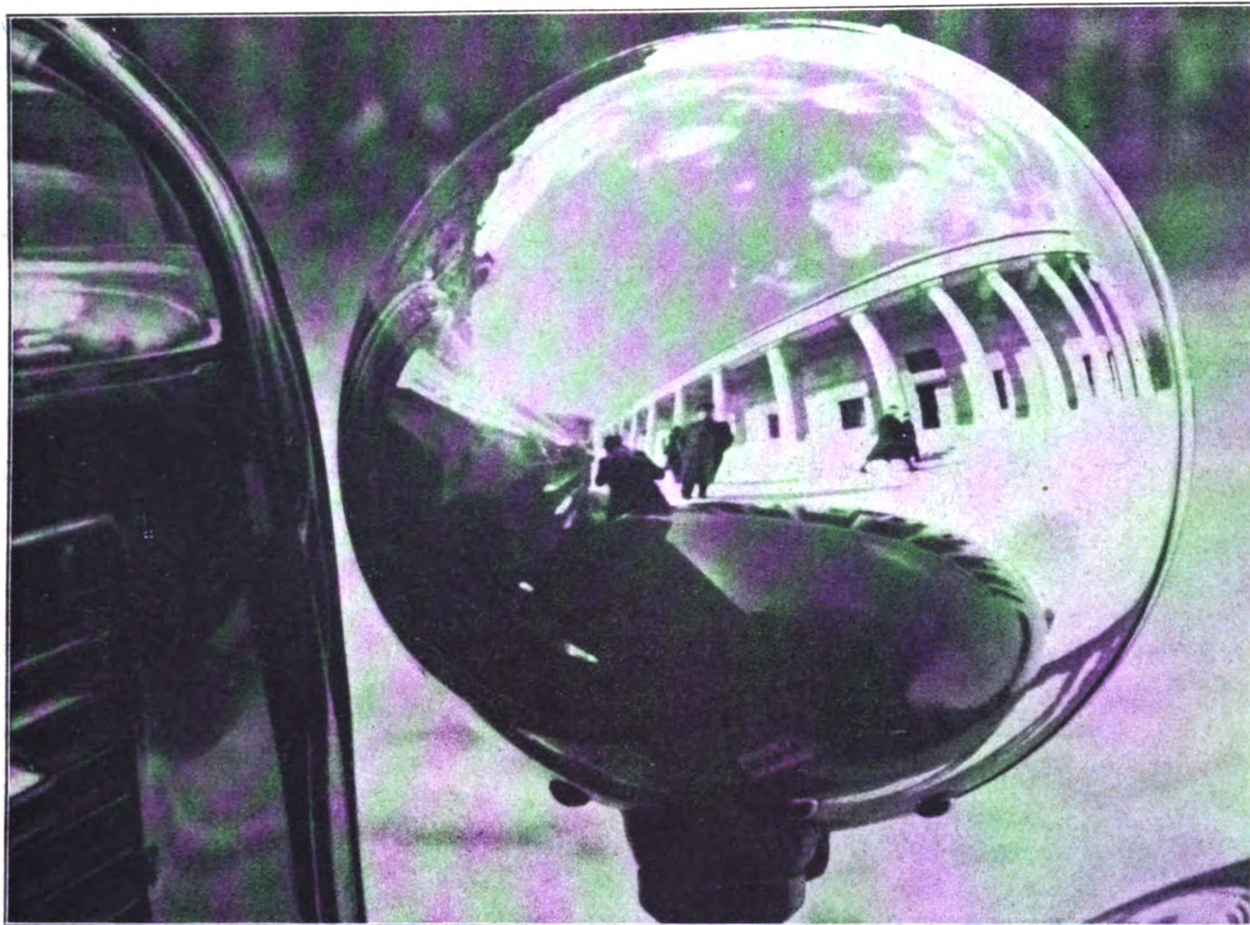


Blick auf die Via dell' Impero, Roms Prachtstraße.

Im Vordergrund Ruinen der alten Kaiserfora; ganz hinten der gewaltige Bau des Kolosseums. Der machtvolle Gestaltungswille des faschistischen Italiens, das den Lorbeer geschichtlichen Ruhms in Afrika erneuerte, zeigt sich nicht zuletzt im Bau seiner Straßen.

Aufnahme: Weltbild.

Die Kamera sieht einmal anders



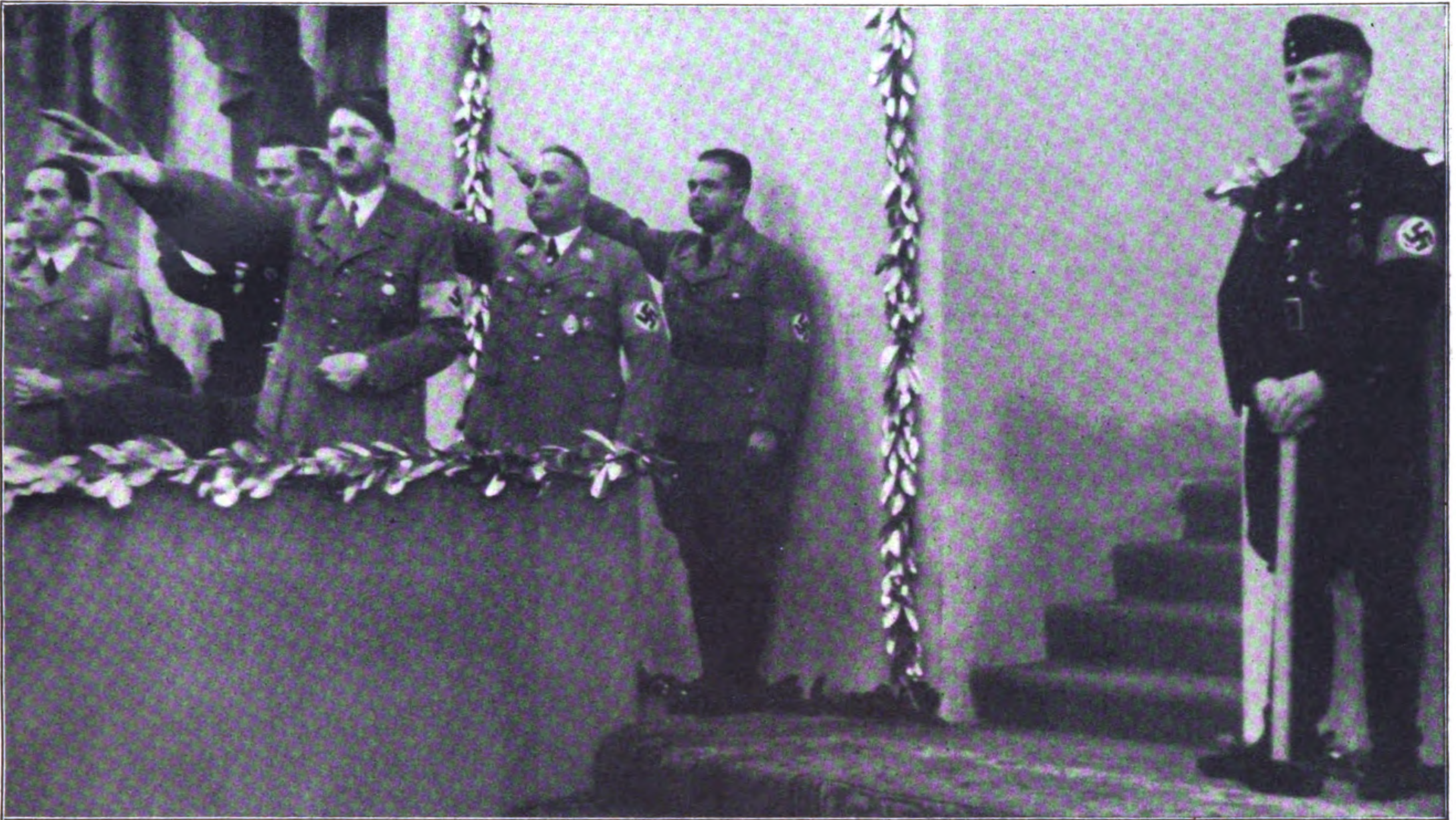
Das Haus der Deutschen Kunst als Rundbau.
Bei diesem photographischen Scherz biegen sich sogar die Säulen am Hause der Deutschen Kunst — weil der Kameramann auf den Gedanken kam, das Bild festzuhalten, wie es sich im Spiegel eines Auto-Scheinwerfers zeigt.



Auf dem Leuchtturm von Genua wurde diese photographische Scherzaufnahme gemacht. Die 1500 Watt starke Lichtquelle sendet das Licht durch diese Linse 80 Kilometer auf das Meer hinaus.

Aufnahmen: Mahl. Engel. Kester

Kein Landschaftsgemälde, das mit einer Lore transportiert wird, sondern ein Durchblick auf das bisher so stille Dörfchen Piding, das zum Mittelpunkt einer regen Bautätigkeit geworden ist, denn hier entsteht die Anschlußstelle der Reichsautobahn nach Bad Reichenhall.



Während einer Sitzung der Reichsarbeitskammer: Bekanntgabe der Musterbetriebe.
Von links nach rechts: Dr. Goebbels, Schaub, rechts vom Führer: Dr. Ley und Dr. Hupfauer.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

IX. Das Amt für Soziale Selbstverantwortung

Aus der Erkenntnis der Untrennbarkeit von Wirtschafts- und Sozialpolitik entstanden die Organe der Sozialen Selbstverantwortung. Sie wurden ins Leben gerufen durch die sogenannte Leipziger Vereinbarung, die zwischen dem Leiter der DAF., dem Reichswirtschaftsminister und dem Reichsarbeitsminister geschlossen wurde.

Die Organe der Sozialen Selbstverantwortung bauen auf dem Vertrauensrat und den Arbeitsausschüssen, die für alle Fachzweige bestehen, auf, um über Gauarbeitskammer in der Reichsarbeitskammer ihre Spitze zu finden.

Der Gedanke der Sozialen Selbstverantwortung ist ein Beispiel echter Demokratie, durch ihn haben die Schaffenden, Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder in praktischster Weise Gelegenheit, ihre Geschicke selbst zu gestalten. Die Arbeitsausschüsse sind, wie einmal ausländische Sozialpolitiker zum Ausdruck brachten, das bedeutendste und fortschrittlichste Instrument, das es je in der Arbeitspolitik gegeben hat.

In knapp zwei Jahren sind bereits über 3000 Arbeitsausschüsse mit zirka 30 000 Mitgliedern ins Leben gerufen worden. In allen wichtigen Fragen werden heute schon die Arbeitsausschüsse befragt. Wie geht nun die Arbeit in den Arbeitsausschüssen vor sich? Der Leiter des Amtes „Soziale Selbstverantwortung", Parteigenosse Dr. Hupfauer, den wir in seinem Amt aufsuchten, hatte uns geraten, selbst an einer Sitzung teilzunehmen, um so einen lebendigen Eindruck von der praktischen Arbeit zu erhalten.

In einer DAF.-Dienststelle des Berliner Osten saßen Männer des Akkumulator- und Batterie-Gewerbes, Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder in gleicher Anzahl zusammen — den Vorsitz, der von Sitzung zu Sitzung wechselt, führte gerade ein Batteriearbeiter — und berieten über die Möglichkeit einer Urlaubsverlängerung für die mit besonders gesundheitsschädlichen Arbeiten beschäftigten Säurearbeiter. Ein Mitglied des Büros der Arbeitsausschüsse, das sich nicht an der Verhandlung beteiligt, führt stets das Protokoll. Klar

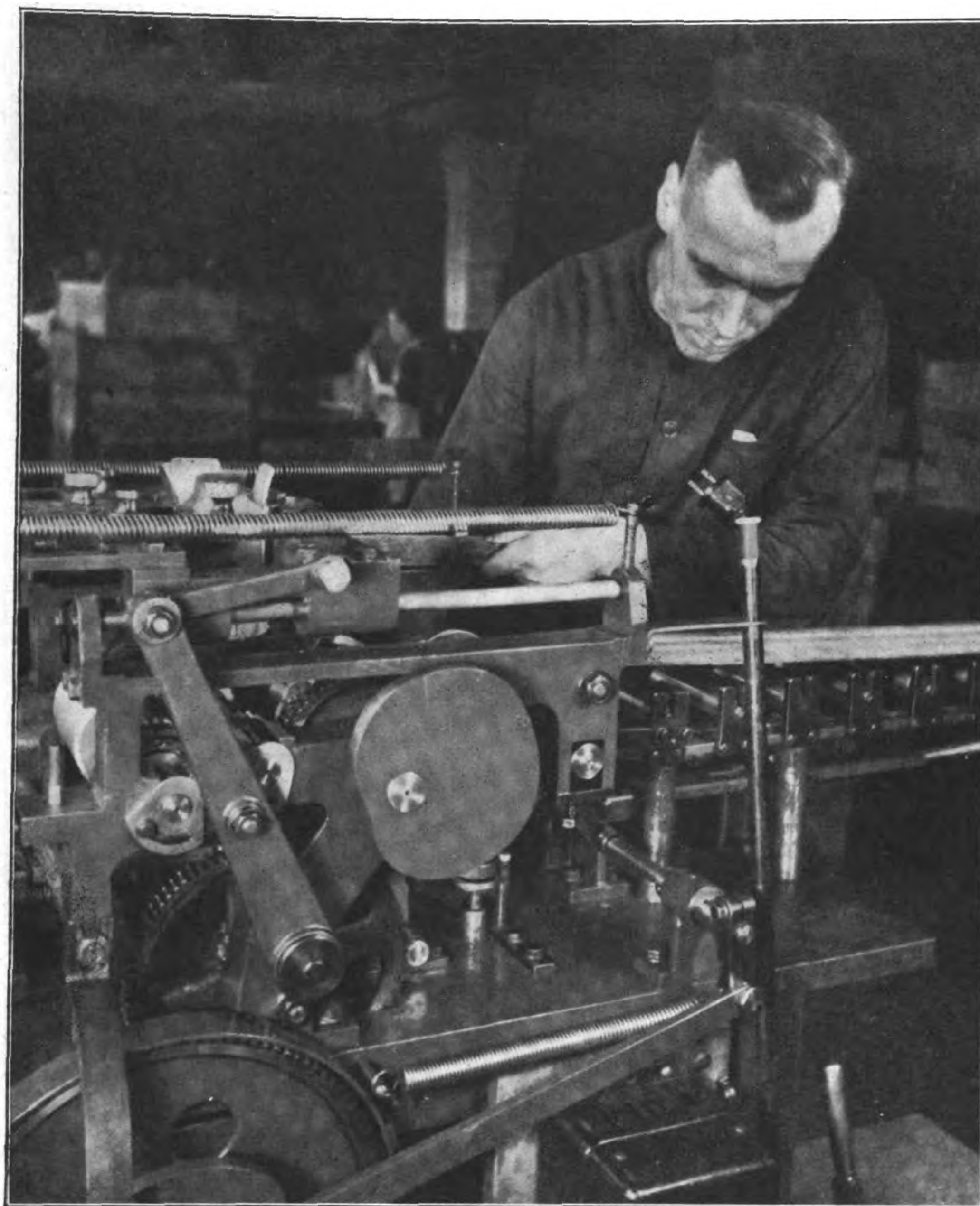


Die Arbeitsausschüsse der Sozialen Selbstverantwortung, in denen Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder zu gleichen Teilen zusammengefaßt sind, sind das modernste Instrument der Arbeitspolitik. Alle wichtigen Probleme der Berufszweige werden in ihnen beraten und den Amts- und Staatsstellen zugeleitet, so daß sich diese ein genaues Bild über die Notwendigkeiten des Gewerbes in wirtschafts- wie sozialpolitischer Hinsicht machen können.

sagt hier ein jeder dieser Männer der Praxis seine Meinung. Die Betriebsführer erkennen die Forderung nach erhöhtem Urlaub absolut an, zeigen aber die Grenzen ihrer Kalkulationsgrundlagen. Keinen Kuhhandel gibt es hier. Trotz der nicht gerade glänzenden Kalkulationsbasis entschied die Zahl der erkrankten und erholungsbedürftigen Arbeiter, entschied der Mensch. Der Treuhänder wurde gebeten, eine Heraufsetzung des Urlaubs vorzunehmen, bzw. die Betriebsführer, in ihren Betriebsordnungen eine entsprechende Klausel einzusetzen.

So wie in diesem Arbeitsausschuß wird in den übrigen 3000 anderen auch gearbeitet. Fragen aller Art, mögen sie Verstärkung der Frauenarbeit, Möglichkeiten der Einstellung älterer Angestellter, verstärkter Jugendberufsschutz oder dgl. heißen, werden behandelt und soweit als möglich einer Lösung entgegengebracht. Alle Protokolle und Entschließungen bzw. Vorschläge der Arbeitsausschüsse werden gesammelt und sofern sie Reichswichtigkeit haben, zur Auswertung an das Amt geleitet. Durch diese Arbeitsausschüsse wird es der Staatsführung ermöglicht, lebensnahe Entscheidungen zu treffen, die in ihrer Gesamtheit den Notwendigkeiten der Praxis entsprechen und so einen wichtigen Faktor für die Befriedung des Wirtschafts- und Arbeitslebens der Nation darstellen.

Werner Denkler



Tag für Tag geht er durch den Betrieb, überprüft und schmiert den ihm anvertrauten Maschinenpark. Mit offenen Augen hat er die Entwicklung seines Betriebes und Gewerbes, der Arbeitsmethoden und Arbeitsbedingungen verfolgt. Im Arbeitsausschuß wird sein Wissen und seine Erfahrung für das Gesamtgewerbe nutzbar gemacht, er ist mitverantwortlich für die weitere Entwicklung.



Betriebsführer und Gefolgsmann, früher „naturgegebene" Gegensätze, sitzen heute in den Organen der Sozialen Selbstverantwortung zusammen, um in eigener Verantwortlichkeit die Geschicke ihres Gewerbes zu gestalten. Mag es in den Ausschußsitzungen auch ruhig manchmal heiß hergehen, schließlich raufen sie sich ja doch zusammen und nicht auseinander.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.



Die Mitglieder der Arbeitsausschüsse — Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder — werden vor Beginn ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit durch Handschlag verpflichtet.

Die SB. — Soziale Betriebsarbeiterin — ist die mütterliche Hand des Betriebes. Ihre Aufgabe besteht darin, als Ausführungsorgan des Frauenamtes der DAF. die Arbeitsbedingungen und Arbeitsmethoden so auszurichten, daß sie in einem harmonischen Verhältnis zu den organischen Kräften der schaffenden Frau stehen.

X.
Das Frauenamt

Von der weiblichen Bevölkerung Deutschlands sind zirka 11½ Millionen erwerbstätig. Ihre Betreuung ist dem Frauenamt der DAF. übertragen, das aber keine besondere Frauenorganisation darstellt, sondern nur eine Dienststelle.

Im schönen, geschmackvoll eingerichteten Haus der Reichsfrauenführung im Berliner Westen gibt uns bei einem Rundgang die Reichsfrauenführerin Parteigenossin Scholtz-Klink und ihre Stellvertreterin für das Frauenamt der DAF., Parteigenossin Hanne, einen Einblick in die Arbeit des Amtes für die schaffende Frau.

Die Frau ist heute aus wirtschaftlichen wie aus erwerbsmäßigen Gründen nicht mehr aus dem Berufsleben fortzudenken. Aufgabe des Frauenamtes der DAF. ist es nun, dafür zu sorgen, daß die von der Frau geforderte Arbeitsleistung in einem harmonischen Verhältnis zu ihren organischen Kräften steht. Die Kraft der werktätigen Frau muß erhalten bleiben, denn durch ihren Schutz erhalten wir dem Volke die Mütter der Nation

Vom Frauenamt der DAF., das seit dem Sommer 1934 besteht, sind vier wesentliche Maßnahmen eingeleitet worden, die die Betreuungsarbeiten bestimmen: Arbeitsplatzaustausch, Ablösung von der Schwerarbeit, Schutz der schwangeren Frau im Betriebe, zusätzliche Studentinnenablösungen Durch den Arbeitsplatzaustausch werden Frauen an leichtere, Männer an schwerere Arbeit oder Frauen durch Männer gänzlich abgelöst, wenn ihre Existenz anderweitig gesichert werden konnte.

Wichtige Arbeit wurde bereits geleistet In der Metallindustrie sind bereits in weit über 20 v. H. aller Betriebe die Frauen gänzlich aus der Schwerarbeit genommen. Das Kohlensputen für Frauen wurde verboten. In der Ziegel-Industrie dürfen nur noch Frauen beschäftigt werden, die seit langem an die Schwerarbeit gewöhnt sind. Ein weiblicher Nachwuchs wird nicht mehr zugelassen

An der Neugestaltung des Mütterschutzgesetzes wird gearbeitet Bis zu der Neugestaltung ist vom Frauenamt ein Aushilfsabkommen mit der NSV. geschlossen worden. Nach diesem Abkommen können Frauen, die 4—6 Wochen vor der Niederkunft ihre Arbeit niederlegen eine zusätzliche Hilfe erhalten.

Als Exekutivorgane besitzt das Frauenamt in den Betrieben die Sozialen Betriebsarbeiterinnen, die Vertrauensfrauen und die Werkfrauengruppen. Die Soziale Betriebsarbeiterin soll die mütterliche Hand des Betriebes sein. Mit einer genauen Kenntnis der Betriebsarbeit ausgestattet, wird sie dann für Abhilfe der Mißstände im Betriebe sorgen und den werktätigen Frauen in allen Fragen beratend zur Seite stehen

Die Frauen im Vertrauensrat, in den Arbeitsausschüssen, den Arbeitskammern und den Sachverständigenausschüssen bei den Treuhändern gestalten die lebenswichtigen Fragen der Frauenerwerbstätigkeit

In den Werkfrauengruppen haben die berufstätigen Frauen die Möglichkeit, ihre eigenen schöpferischen Kräfte für die Feiergestaltung des Betriebes einzusetzen



Links: Leiterin des Frauenamtes der DAF. ist die Reichsfrauenführerin Parteigenossin Scholtz-Klink. Für die einzelnen Sachgebiete der Reichsfrauenführerin sind beste Sach- und Fachkennerinnen eingesetzt

Aufn.: Boegner.





Nur noch die Unterschrift, und der Grund so vieler Sorgen und Nöte ist beseitigt. In allen Kreisen der DAF. sind vom Frauenamt Beratungsstellen eingerichtet worden, in denen der Frau in all ihren Sorgen und Nöten freudig geholfen wird.

Nachdem wir in einigen Betrieben die soziale Betriebsarbeit des Frauenamtes in ihrer letzten Auswirkung gesehen haben, besuchen wir zum Schluß unserer Erkundungsfahrt die Frauenberatungsstellen, die in allen Kreisen der DAF. errichtet sind und die Betriebskoch- und Nähkurse des Frauenamtes. Diese Kurse sollen mit dazu beitragen, Frauen zu erziehen, die einmal in der Lage sind, nach allen finanziellen und volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten ihren Haushalt zu führen.

Unsere Arbeit ist, so betont die Reichsfrauenführerin beim Abschied, Politik an den Quellen deutschen Lebens. Mögen alle Betriebe, die werktätige Frauen beschäftigen, dies einsehen.

Studentin löst eine Arbeiterin von ihrem Arbeitsplatz ab.

Eine wahrhaft sozialistische Aktion des Frauenamtes und der Studentenführung ist die Ablösung von Arbeiterinnen durch Studentinnen. Junge Studentinnen nehmen während ihrer Semesterferien für 3 Wochen den Platz von Arbeiterinnen ein, um diesen einen verlängerten bezahlten Urlaub zu verschaffen. Über 20 000 zusätzliche Urlaubstage wurden auf diesem Wege für erholungsbedürftige Arbeiterinnen geschaffen.



Mit Freude und viel Sorgfalt wird nach Feierabend der Tisch gedeckt, weil es im zukünftigen eigenen Haushalt nicht allein etwas Gutes für den Magen geben, sondern auch Gemütlichkeit herrschen soll.

Aufnahmen: Boegner.



Links: Stellvertreterin für das Frauenamt der DAF. ist Parteigenossin Hanne. Die Zahl von 11,5 Millionen erwerbstätiger Frauen, deren Betreuung dem Frauenamt der DAF. obliegt, zeigt den Umfang der zu bewältigenden Aufgaben. Durch Betriebsbesichtigungen, Prüfung von Arbeitsmethoden, Arbeitsplätzen, hygienischen Verhältnissen überzeugt sich Parteigenossin Hanne von dem Fortschritt der Arbeiten für die schaffende Frau.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(3. Fortsetzung.)

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Der schwedische Journalist Richard Hegel liefert der „Extrapost" in Kopenhagen die Detektivgeschichten. Bei einem Besuch in der Schriftleitung lernt er den Berufskameraden Bing, einen Mitarbeiter der gleichen Zeitung, kennen, den Mann der Kreuzworträtsel. Während der üblichen Fachgespräche weist Bing mehrere in- und ausländische Zeitungen vor, die einer in allen Sprachen wiederkehrenden Anzeige wegen seine Aufmerksamkeit erregt haben. Hegel und Bing suchen auf dem Nachhausewege ein Restaurant auf. Bei dieser Gelegenheit macht Bing seinen Kollegen auf eine andere Anzeige aufmerksam, die er auf sich bezieht: „Zitadell. Mitglieder obiger Familie in Skandinavien werden gebeten, an das Intern. Inst. for Genealog. unter Nr. 239 nach London zu schreiben." Bing erzählt, daß der Großvater seiner Großmutter Zitadell geheißen hat und nach Schweden eingewandert ist. Auch dieser Aufruf war in mehreren ausländischen Zeitungen erschienen. Bing hatte sich daraufhin gemeldet und folgendes Schreiben erhalten: „Wir sind im Besitz Ihres Schreibens, das uns interessiert. Füllen Sie bitte das beifolgende Formular zunächst einmal aus." Das Formular war eine Vollmacht, durch die das Institut in London sich beauftragen ließ, gewisse Nachforschungen durchzuführen, die in der Natur der Gesellschaft (Stammbaumforschung) lagen. Bing, der sich über die Aufdringlichkeit des Instituts geärgert hat, ist gegangen, während Hegel nach London schreibt, er habe auch die Anzeige gelesen und bäte um nähere Auskunft. Am nächsten Morgen bringen die Zeitungen eine seltsame Notiz: Ein rätselhafter Gast, eine Dame, weile seit einigen Tagen in der Stadt. Man entsinne sich, daß vor einem Jahr in Paris ein bekannter Finanzmann, der am nächsten Tag Konferenzen abhalten wollte, in seinem Hotel mit den Anzeichen einer Bewußtseinsspaltung aufgefunden wurde. Keiner der Ärzte vermochte damals die Ursache zu ergründen, aber – so hieß es weiter – vielleicht fragen Sie die geheimnisvolle Besucherin unserer Stadt danach, vielleicht klärt sie Sie dann auch über den Umstand auf, daß diese unbegreifliche Geisteskrankheit den Finanzmann unmittelbar nach einem Souper mit ihr befallen hat. Hegel trifft den Schriftleiter seiner Zeitung, der ihm erzählt, daß auf Grund dieses Artikels während des ganzen Vormittags angerufen worden sei. Außerdem zeigte er ihm ausländische Zeitungen, die wiederum eine Anzeige bezüglich des Professors Pelotard enthielten. Diesmal heißt es: „Professor Pelotard. Jedermann, der Informationen bzw. Adresse des Obenbenannten besitzt, wird gebeten, an Postfach 222, Barcelona zu schreiben. Hohe Belohnung." Hegel ist überzeugt davon, daß es sich um eine Pressekampagne handelt und beschließt, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Brasch (der Schriftleiter der „Extrapost") fordert ihn auf, mit zum Vortrag eines Professors Fortreß zu kommen, der über Nationalökonomie spricht. Im Hörsaal sieht Hegel eine faszinierende Ausländerin, die mit besonderer Spannung dem Vortrag folgt. Nach dem Vortrag sieht Hegel zufällig die exotische Dame auf der Straße und erfährt durch einen Hotelportier, daß die Dame in keinem Hotel Kopenhagens wohne, aber jeden Tag um eine bestimmte Zeit zum Bahnhof gehe. In diesen Tagen berichten die Zeitungen von einer im Hafen eingetroffenen Jacht „Astarte", die einem Finanzmagnaten aus Minorca gehöre. Hegel liest diese Mitteilung in einem Hotelrestaurant. Aus unerklärlichen Gefühlen heraus fühlt er sich allein unbehaglich und klingelt den Kreuzworträtselkollegen an, ihm Gesellschaft zu leisten. Während er aus der Telephonzelle tritt, entfernt sich von seinem Tisch ein unbekannter Herr mit negroidem Aussehen, der sich dort zu schaffen gemacht haben mußte. Hegel trinkt den Rest seines Whiskys aus, scheint sich dann aber plötzlich in einer anderen Welt zu befinden. Jedenfalls stellt sein Kollege, der inzwischen eingetroffen ist, fest, daß Hegel total von Sinnen ist. Nach dem kleinen Whiskysoda ganz merkwürdig. Als Hegel erwacht, liegt er zu Hause im Bett und wird ärztlich betreut. Um seine Gedanken zu konzentrieren, greift er nach einem Buch, in dem die abenteuerliche Geschichte eines Grafen de Cituadella beschrieben wird. Nach Mitternacht, von Hunger und Durst gequält, geht Hegel auf die Straße, um einen Würstelstand aufzusuchen. Plötzlich sieht er, wie aus einem gegenüberliegenden Lokal, offenbar total betrunken, der schottische Professor herausgeschafft wird, in dessen Begleitung sich jener Fremde befindet, der kürzlich in dem Hotelfoyer sich an Hegels Tisch zu schaffen gemacht hatte. Der wirr redende Professor wird von dem Fremden in ein Auto bugsiert, kann am nächsten Tag einen angesagten Vortrag nicht halten und ist augenscheinlich von derselben merkwürdigen, an Gedächtnisspaltung erinnernden Krankheit befallen, die Hegel gerade überwunden hat. Dieselbe Geschichte ist auch dem Kreuzworträtselmann zugestoßen, der zu Hause liegt und allerlei wirres Zeug redet. Irgendwie bringt Hegel diese Merkwürdigkeiten mit der exotischen Dame in Zusammenhang und beschließt, sie am Bahnhof zu beobachten. In einem Neuankömmling erkennt er einen Mr. Graham, der, wie Hegel überraschend feststellt, früher immer in Gesellschaft des geheimnisvollen Professors Pelotard zu finden war. Graham nimmt ein Auto und fährt von der Bahn direkt zum Polizeipräsidium. Hegel ihm nach. Als Graham das Gebäude verläßt, sieht Hegel plötzlich in einem anderen Wagen die geheimnisvolle Ausländerin, die dem Wagen Grahams nachfährt, bevor es dem Journalisten gelingt, selbst ein Auto zu chartern.

Zwei Minuten später sah sich mein Auto an einer Straßenkreuzung durch den Umstand aufgehalten, daß ein grünes Signal gelb und dann rot wurde. Jenseits des gelben Lichts fuhr das Auto des Engländers weiter, unbekannten Schicksalen entgegen. Wütend über mein Pech, warf ich dem Chauffeur den Fahrlohn hin. Mir blieb nichts anderes übrig, als heimzugehen, mich niederzulegen und sowohl Mr. Graham wie alle anderen Probleme zu vergessen.

Und das tat ich auch. Aber als ich am nächsten Morgen eben die letzte Hand an meine Toilette legte, klingelte es kräftig und anhaltend an meiner Wohnungstüre, und als ich sie öffnete, stand der gewaltige Engländer vor mir.

Viertes Kapitel.

Das zeigt, wie es einem schlechten Spiegelfechter ergeht.

1.

Ich konnte kaum dem Zeugnis meiner Sinne trauen, aber es ließ sich nicht widerlegen. Es war Mr. Graham und kein anderer, der mir die Ehre erwies. Diese kugelrunden Augen konnten möglicherweise lügen, aber sie konnten keinem anderen angehören als ihm. Diese Oberarme mochten vielleicht Herkules gehört haben, aber nunmehr gehörten sie Mr. Graham.

„Sie!" sagte ich und führte ihn hinein. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich habe einen Whisky, der angeblich trinkbar ist —"

„Thank you!" sagte Mr. Graham kalt. „Ich bin gekommen, um über Geschäfte zu sprechen, und ich bin nicht gewohnt, vor zwölf Uhr mittag etwas zu trinken. Ich bin ein gesetzestreuer Bürger."

Eine vorlaute Antwort brannte mir auf der Zunge, aber ich unterdrückte sie.

„Geschäfte?" sagte ich. „Ich glaubte, Sie kämen, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Wir kennen uns doch, Mr. Graham!"

Er unterzog mich einer eingehenden Besichtigung. Aber obwohl meine Eitelkeit sich weigerte, es zu glauben, war es doch unverkennbar, daß ich keinerlei Spuren in seiner Erinnerung hinterlassen hatte.

„Wo ist der Professor?"

Diese Frage beeindruckte ihn sichtlich.

„Das weiß ich nicht", sagte er kalt. „Ich bin gekommen, um über Geschäfte zu sprechen, nicht um andere Dinge zu erörtern. Sie sind Herr Richard Hegel?"

„Ich habe mir nie Pseudonyme beigelegt", bemerkte ich.

Seine Augenbrauen zogen sich drängend zusammen.

„Was wollen Sie damit andeuten?"

„Nichts."

Er schwieg einen Augenblick.

„Was haben Sie mir über Ihre Familienverhältnisse zu erzählen? Es würde die Arbeit erleichtern, wenn Sie selbst Tatsachen und Daten beistellen könnten."

Was meinte er? War er im Vollbesitz seiner Geisteskräfte? Oder begann er den Weg allen Fleisches zu gehen? Nichts in seinem Aussehen deutete darauf hin. Seine Augen waren klar, sein Bizeps schwoll dem Betrachter warnend entgegen. Aber es ließ sich ja denken, daß er demselben Los verfallen war wie so viele andere englische Nationalmonumente — das Parlament und die Flotte —, sich langsam von innen heraus aufzulösen.

„Inwieferne können meine Familienverhältnisse Sie interessieren?"

Statt jeder Antwort zog er einen Brief aus der Tasche.

„Ist das Ihre Unterschrift oder nicht?"

Er reichte mir das Dokument. Ich nahm es und ließ es wieder sinken.

„Das ist meine Unterschrift. Aber —"

„Aber was?"

„Aber — aber —"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Meine Zunge war gelähmt. Der Brief, der mir ins Antlitz starrte, war derselbe, den ich vor drei Tagen nach meiner Unterhaltung mit dem Kreuzworträtselmann abgesandt hatte. Ich hatte, veranlaßt durch eine gewisse Annonce in der „Berlingske Tidende", an ein genealogisches Institut in London geschrieben. Ich hatte es in einem Anfall von Leichtsinn getan und hatte mir absolut nicht denken können, daß der Brief andere Folgen haben würde als eine mehr oder weniger hinterhältige Antwort der Firma. Aber —

„Sie sind also das Internationale Genealogische Institut 239 Strand, London?" murmelte ich.

Er korrigierte mich mit einem Blick, härter als gehärteter Stahl:

„Ich bin das Internationale Genealogische Institut, Abteilung G. B. Großbritannien. Mein Freund Lavertisse ist dasselbe Institut, Abteilung F, Ausland. Aber

ich habe es übernommen, eine Sache durchzuführen, die eigentlich in seine Abteilung fällt. Darum bin ich hier in Kopenhagen. Darum bin ich hier bei Ihnen."

„Sehr erfreut!" murmelte ich.

Verworrene Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. Mein Freund, der Kreuzworträtselmann, hatte auf eine Anzeige des Internationalen Instituts geantwortet. Das Institut hatte gewisse Forderungen gestellt, er hatte sich geweigert, darauf einzugehen. Dann hatte er ein Erlebnis gehabt, dessen nähere Aufklärung man noch abwarten mußte, aber das jedenfalls sehr mysteriös war. Bestand irgendein Zusammenhang zwischen diesen beiden Dingen? Dummheiten — Mr. Graham war ja erst gestern nachmittag hier angekommen — oder — einen Augenblick — war er vielleicht schon längere Zeit in der Stadt, als er sich den Anschein geben wollte?

„Da Sie in dieser Angelegenheit in Kopenhagen sind", sagte ich so ruhig wie möglich, gedenken Sie wohl auch Herrn Justus Bing einen Besuch abzustatten? Oder haben Sie das vielleicht schon getan?"

Mr. Graham war nicht der Mann, der seine Gefühle unnötigerweise verriet. Aber bei diesen meinen Worten richtete er sich kerzengerade im Sessel auf und kreuzte die Arme über der Brust.

„Kennen Sie den Herrn, von dem Sie sprechen?"

„Ja. Unsere Bekanntschaft begann damit, daß er mir eine Anzeige Ihrer Gesellschaft zeigte und sagte, daß er sie beantwortet habe. Ferner zeigte er mir einen Vertragsentwurf, den Sie ihm geschickt hatten und auf den er nicht eingehen wollte."

„Das ist richtig", murmelte Mr. Graham. „Er weigerte sich, darauf einzugehen."

„Als ich ihn das nächste Mal sah", fuhr ich fort, „war ihm ein eigentümlicher Unfall zugestoßen. Man weiß nicht, was ihm eigentlich passiert ist, aber es besteht kein Zweifel, daß er vergiftet wurde."

„Was meinen Sie?"

„Genau, was ich sage: Vergiftet! Und man vergiftet Menschen nicht ohne Grund, am allerwenigsten einen schlichten Kreuzworträtselredakteur bei einer Tageszeitung!"

„Ein Kreuzworträtsel —"

„Jawohl. Das ist Herrn Justus Bings bürgerlicher Beruf. Damit wird er sich, solange er lebt, sein Brot verdienen, wenn ihm nicht zufälligerweise eine Erbschaft in den Schoß fällt — beispielsweise durch Ihre Vermittlung. Aber um dazu zu kommen, müßte er auf die Bedingungen des Instituts eingehen. Er weigerte sich, dies zu tun, und jetzt liegt er an einer Vergiftung krank darnieder. Wann sind Sie in die Stadt gekommen, Mr. Graham?"

Es dauerte eine Weile, bis der voluminöse Engländer die Bedeutung meiner Worte erfaßte. Als sie ihm endlich aufging, sah es aus, als wollte er mich mit einem Schlag seines gewaltigen Armes zerschmettern.

„Vergiftet!" rief er. „Lächerlich! In einem Land wie diesem hier wird man nicht vergiftet! Und wollen Sie vielleicht andeuten, daß ich mich mit so etwas abgebe? Wer sind Sie eigentlich?"

„Richard Hegel, Ihnen zu dienen."

„Ja richtig, Richard Hegel. Und in welcher Weise sind Sie mit der Familie Zitadell verwandt?"

„Das herauszufinden ist Ihre Aufgabe! Sie sind ja Genealoge!"

Sein Blick wurde schwarz und dräuend wie eine Gewitterwolke.

„Haben Sie irgendwelchen Anlaß zu glauben, daß Sie mit der Familie verwandt sind?"

„Nein, keinen!"

Er sank in den Sessel zurück. Dieser protestierte stöhnend.

„Sie haben keinen Anlaß, zu — das ist ja unerhört! Das ist ja unglaublich! Sie sind ein ganz gemeiner Bluffer, und Sie schämen sich nicht, das einzugestehen!"

„Ich bin etwas noch Ärgeres, Mr. Graham, ich bin Detektivschriftsteller. Ich schrieb an das Institut — damals wußte ich noch nicht, daß es das Ihre ist — in der Hoffnung, eine Idee zu einer Novelle zu bekommen."

Er richtete sich plötzlich wieder auf. Der Sessel protestierte neuerlich.

„Die Idee zu einer — well, I'm damned!"

„Erzählen Sie mir doch ein wenig über Ihre Anzeige, Mr. Graham! Handelt es sich um eine Erbschaft?"

„Sie stehlen anderen Menschen die Zeit, um eine Idee zu einer Novelle zu finden — well, I'm damned!"

„Nehmen Sie es doch nicht so schwer! Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie eigens meinetwegen über die Nordsee gefahren sind? Ist es eine große Erbschaft?"

„Die Idee zu einer — I will be —"

„Mir fällt etwas ein: haben Sie am Ende auch die andere Anzeige hineingegeben, die mit der Antwort an Hinschs Annoncenbüro, Postfach X 369?"

Der voluminöse Engländer hatte bereits den Mund in der Absicht geöffnet, sich zum dritten Male die Verdammnis zu wünschen. Aber dieser Wunsch wurde nicht laut. Sein Mund blieb offen stehen, aber stumm. Ich beeilte mich, ihm die „Berlingske Tidende" mit der erwähnten Annonce zu reichen. Er starrte sie an, ohne ein Wort zu sagen. Er glich einem Mann in Trance.

„Weil wir gerade von Anzeigen reden", sagte ich, „ist Ihnen nicht aufgefallen, daß man in allen Zeitungen der Welt nach Ihrem Freunde, dem Professor, annonciert und ihn bittet, an Postfach 222 Barcelona, zu schreiben?"

Damit überreichte ich ihm die Zeitungen, die ich von Brasch bekommen hatte. Er las sie und blieb lange stumm sitzen. Plötzlich sprang er vom Sessel auf, der einen letzten dumpfen Schmerzenslaut von sich gab, raffte seine Papiere und meine Zeitungen zusammen, steckte das Ganze zu sich und stürzte ohne ein Wort oder einen Gruß zur Türe hinaus.

Wenn ich bis dahin keinen besonderen Erfolg in meiner Rolle als Privatdetektiv zu verzeichnen gehabt hatte, sah es jetzt doch so aus, als hätte ich in dem Spiel gegen Mr. Graham die erste Partie gewonnen.

2.

Als der dicke Engländer gegangen war, versank ich in Gedanken über den Anlaß seines Besuches in der Stadt. Er hatte sich wohl gehütet, ihn mir zu verraten. Aber gab es irgendeine Möglichkeit für mich, ihn dennoch zu eruieren? Ja! Mit ein wenig List könnte ich auch die zweite Partie gegen ihn gewinnen! Ich nahm meine Füllfeder und schrieb:

„X 369, Hinschs Annoncenbüro!

Bemerke erst jetzt Ihre Annonce Zitadell! Interessiere mich sehr dafür. Bitte um nähere Auskünfte, Adresse R. H. Atelierwohnung, König-Hans-Allee 5."

Ich gab dieses Billett selbst im Annoncenbüro ab. War es ein Irrtum? Oder sah mich nicht die junge Dame, die es entgegennahm, sehr forschend an?

Auf dem Korso traf ich Brasch, der mir erzählte, daß der Kreuzworträtselmann auf Veranlassung des Arztes in ein Krankenhaus gebracht worden war und sein Geisteszustand Anlaß zur Besorgnis gab. Die Halluzinationen dauerten trotz der Beruhigungsmittel, die man ihm gegeben hatte, noch immer an.

„Eigentümlicher Fall — Pfeill, du weißt, der vom Gemeindespital, sagte, er habe die größte Ähnlichkeit damit, was sie Persönlichkeitsspaltung nennen. Aber die tritt ja nicht so mir nichts, dir nichts bei Personen auf, die keine äußere oder innere Veranlagung dazu haben. Eine Vergiftung liegt näher — aber kein bekanntes Gift ruft diese Wirkungen hervor!"

„Nun, und der Professor aus Schottland? Wie geht es ihm?"

„Munterer Greis — trägt heute nachmittag um fünf Uhr vor! Habe keine Zeit hinzugehen — schicke Fräulein Gundelach!"

„Ich gehe auch hin," sagte ich. „Nichts auf der Welt kann mich davon abhalten!"

Nach dem Lunch begab ich mich nach Hause. Novelle Nummer vier meiner Serie sollte in ein paar Tagen fertig sein, und Novellen haben die schlechte Gewohnheit, sich nicht selbst zu schreiben. Ich setzte mich an den Schreibtisch und versuchte zu arbeiten. Unmöglich. Die imaginären Helden und Heldinnen entwichen und machten den Personen aus Fleisch und Blut Platz, mit denen mich die letzten Tage zusammengeführt hatten. Anstatt der asketischen Züge des Detektivs sah ich überall Mr. Grahams Vollmondgesicht, anstatt meiner errötenden Heldinnen eine prachtvolle Wildkatze mit schrägen Augenbrauen und leicht gebogener Nase. Und statt meiner eigenen Intrige beschäftigte mich das Geheimnis der zwei Annoncenfeldzüge. Ich wendete alle erprobten Mittel an, um die Gedanken abzukoppeln, ich legte Patience, ich löste ein Kreuzworträtsel, ich las. Nichts half. Ich war gerade im Begriff, das Ganze aufzugeben — da hörte ich plötzlich ein Geräusch.

Meine Wohnungsglocke hatte geläutet.

Ich habe ganz vergessen, meine Wohnung zu beschreiben. Sie liegt ganz hoch oben in einem fünfstöckigen Hause, ist als Maleratelier gedacht und vollständig isoliert. Das ist für einen Junggesellen mit unregelmäßigen Gewohnheiten sehr angenehm, aber m[illegible]mal fiel mir doch ein, daß das auch gewisse [illegible] haben kann — beispielsweise wenn m[illegible] Stunde den Besuch eines ungebeten[illegible] sollte! Doch hat mir dieser Gedank[illegible] fürchtungen eingeflößt. Wie soll ich nun das Gefühl erklären, das mich plötzlich befiel, als ich da in meiner Wohnung saß und das schrille Läuten der Wohnungsglocke hörte? Es war halb vier Uhr nachmittags, ein schöner Septembertag mit ziehenden Wolken an einem hellblauen Himmel, die Sonne schien, und aus der Ferne hörte man das leise Brausen Kopenhagens. Und trotzdem konnte ich mich nicht über das Gefühl täuschen, das mich durchzuckt hatte. Es war Schrecken, nichts anderes.

Dummheiten! Wahnwitz! Warum sollte es mich auch nur nervös machen, daß irgend jemand an meiner Wohnungstür geläutet hatte? Allerdings bekam ich äußerst selten Besuch, ich pflege die wenigen Bekannten, die ich habe, in der Stadt zu treffen. Wer konnte dort draußen stehen?

Wieder klingelte es, ein kurzes, gedämpftes Signal. Meine Gedanken drehten sich wie hypnotisiert im Kreise.

Es klingelte noch einmal, womöglich noch gedämpfter und geheimnisvoller.

Mit einem Gefühl der Beschämung sprang ich von meinem Stuhl auf. Hier saß ich wie ein auf frischer Tat ertappter Missetäter, hier saß ich und steigerte mich selbst in Angstgefühle hinein, weil jemand an meiner Türe geklingelt hatte! Man muß sich vor Hypertrophie der Phantasie hüten, das ist eine Berufskrankheit, geradeso wie die Schoppleber der Straßburger Gänse. Ich stand auf und ging mit festen Schritten auf die Türe zu. Mit einem raschen Griff riß ich sie sperrangelweit auf.

Draußen stand ein gutgekleideter Herr mit breiten Schultern, schmalen Hüften und negroiden Zügen. Als ich die Türe öffnete, ließ er hastig einen Gegenstand in seine Tasche verschwinden. Sah ich recht? War es nicht irgendeine Art Schlüssel? Bevor ich ihn noch begrüßen konnte, war er mit einem höflichen Lächeln eingetreten und hatte die Türe hinter sich zugezogen.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Richard Hegel zu sprechen?" fragte er mit leicht gutturaler Stimme auf Französisch.

3.

Aus der Nähe gesehen, war er das seltsamste Gemisch aus Morgen- und Abendland, das man sich nur denken konnte. Das Haar war kohlschwarz und straff, die Augen bernsteingelb mit bläulichen Augenbällen, und die Gesichtsfarbe weißlichgelb wie die Unterseite einer Anakondaschlange. Ohne Zweifel waren seine Vorväter sowohl unter der weißen wie der schwarzen und gelben Rasse zu suchen. So sah der korrekt gekleidete Herr aus, der mir mit verbindlichem Lächeln eine Visitenkarte überreichte, auf der zu lesen stand.

Monsieur A. Fraternité
Advokat bei den Pariser Gerichten
Paris.

Ich stand stumm da. Es war mir unmöglich, das Adjektiv zu finden, das sich mit meinen Gefühlen deckte. Dieses Halbblut oder dieser Quarterone war Advokat bei den Pariser Gerichten! Nun ja, ich hatte selbst das Palais de Justice besucht und die farbigen Advokaten gesehen, von denen es dort wimmelt. Aber er hieß A. Fraternité! Wie kann man so heißen, selbst wenn man ein farbiger Advokat ist? Und endlich war er der Mann, den ich in Gesellschaft des Professors vor dem Nachtwürstelstand gesehen zu haben meinte, und den ich damals aus meinem Stammcafe zu kennen glaubte.

„Nicht wahr, ich habe doch die Ehre, mit Herrn Richard Hegel zu sprechen?" wiederholte mein Besucher mit einem noch verbindlicheren Lächeln

Ich neigte stumm den Kopf. Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte.

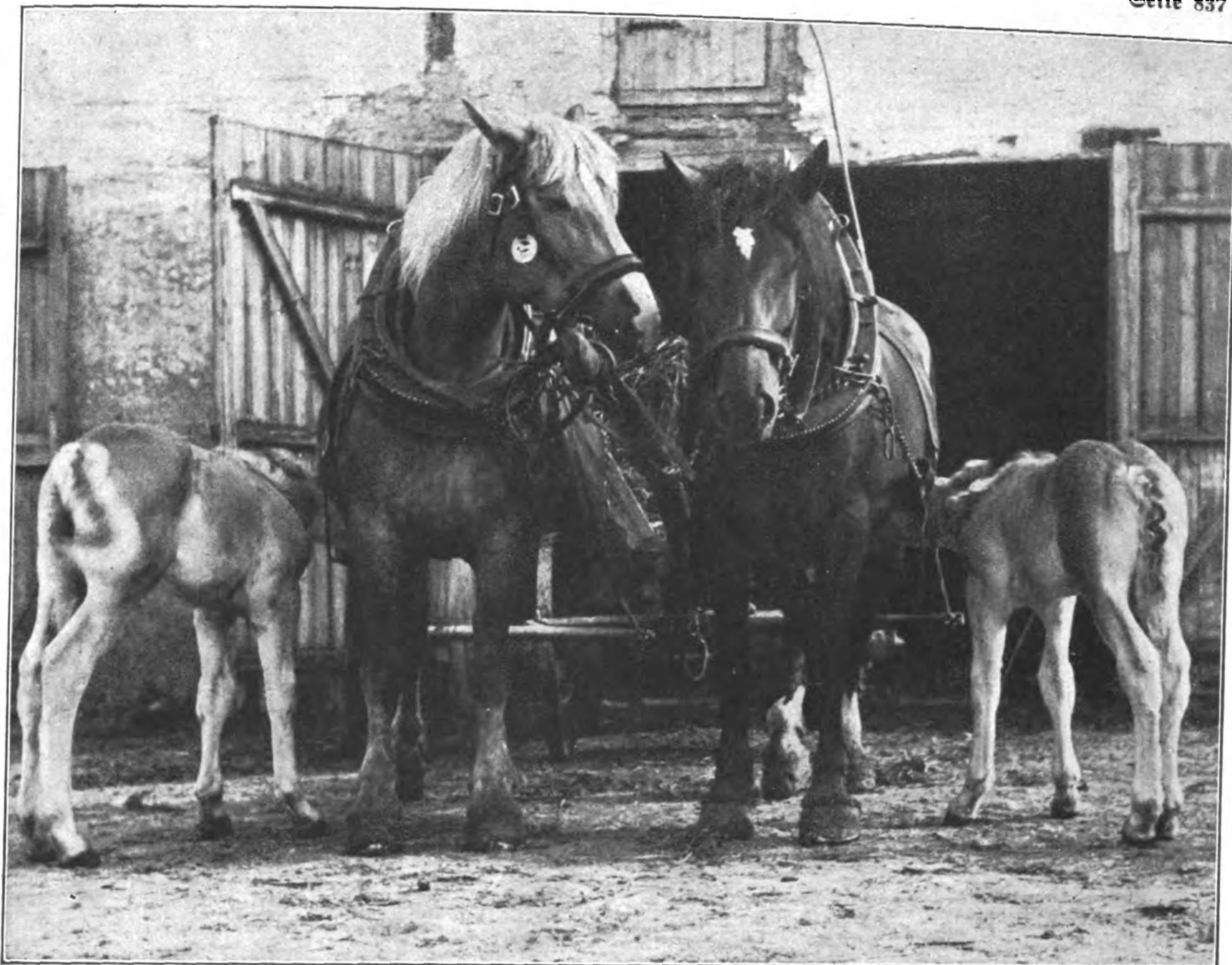
„Ah", sagte mein Gast mit einem Seufzer der Erleichterung, Sie sind also Herr Richard Hegel? Ich kann nur sagen: tant mieux, tant mieux! In einer Sache wie dieser kann man im Prinzip noch so objektiv sein — das Gefühl, das rein menschliche Gefühl pocht auf sein Recht, und darum sage ich: Wenn Sie Richard Hegel sind, um so besser, um so besser!"

Wie gesagt, auf der Durchreise durch Paris habe ich recht oft den altertümlichen Justizpalast an der Seine besucht und mich damit amüsiert, das Leben dort zu studieren. Ich habe mir die leidenschaftlichen Angriffe der Advokaten auf die Klienten des Gegners angehört und die pathetische Verteidigung ihrer eigenen, und habe das immer überaus unterhaltend gefunden. In der Stimme meines Besuchers hörte ich sofort das getreue Echo der Intonationen des Justizpalastes heraus. [illegible]ein Zweifel, er war wirklich das, wofür er sich ausgab, ein französischer Advokat. Aber was wollte er [illegible] mir? Mit einer Geste enthob er mich sofort aller

weiteren Grübeleien. Aus der einen Tasche zog er eine Nummer der „Berlingske Tidende" und aus der anderen ein Billett. Und das Billett war dasselbe, das ich am selben Vormittag in Hinschs Anzeigenbüro abgegeben hatte! Ich sank stumm in einen Fauteuil, und mein Gast zögerte nicht, meinem Beispiel zu folgen.

„Ich las in Ihrem Gesicht, daß Sie sich nicht recht erklären konnten, wo ich hinaus will", sagte er lächelnd. „Aber jetzt ist es Ihnen klar, nicht wahr? Ich habe eine gewisse Anzeige in einer Kopenhagener Zeitung erscheinen lassen, und Sie haben darauf geantwortet. Also kann es uns nicht schwer fallen, uns miteinander zu verständigen, nicht wahr?"

Ich durchlief eine Reihe der verschiedensten Empfindungen. Die erste war glatte, reine Bestürzung über den Ursprung der Anzeige. Also dieses erotische Produkt aus zwei oder drei Rassen hatte sie erscheinen lassen. Dann versank ich in Grübeleien über die Bedeutung der Anzeige. Wer war diese Familie Zitabell, die zwei so verschiedene Persönlichkeiten wie Mr. Henry Graham, die Blüte der englischen Respectability, und Herrn A. Fraternité mit dem gemischten Ursprung in gleich hohem Grade interessierte? Eines stand fest: der Advokat durfte nicht ahnen, daß ich nichts wußte! Gegen Mr. Graham hatte ich die Partie durch rücksichtslose Aufrichtigkeit gewonnen. Diese Methode war hier nicht am Platze. Bluff mußte meine Losung sein, Diplomatie, wenn ich Mr. Graham in die Karten sehen wollte. Und zu diesem Behufe hatte ich ja auf die Annonce Nummer zwei geantwortet.



Mutterglück auf dem Erbhof.
Aufnahme: J. Bergold.

„Sie antworten nicht auf meine Frage", wiederholte mein Gast mit seiner einschmeichelndsten Stimme. „Ich habe eine Anzeige hineingegeben, und Sie haben darauf geantwortet."

„Ja", sagte ich, „ich habe darauf geantwortet."

„Aber der Name Hegel erinnert nicht in besonders hohem Grade an den Namen Zitabell, oder wie?"

„Nicht in besonders hohem Grade", räumte ich ein. „Aber das hat ja strenggenommen in einem Fall wie diesem nichts zu bedeuten!"

So viel glaubte ich sagen zu können, ohne mich zu sehr zu exponieren. Aber die Wirkung meiner Worte überraschte mich. Er blinzelte und musterte mich aufmerksam.

„Ah!" sagte er. „Sie scheinen ja unterrichtet zu sein, um was es sich handelt!"

„Daß es sich um eine Erbschaftssache handelt, konnte man ja verstehen, ohne besonders scharfsinnig zu sein", sagte ich achselzuckend. „Und nichts ist also natürlicher, als daß ich gewisse Nachforschungen angestellt habe."

Daß ich dies durch Mr. Graham getan hatte und daß sie mich der Lösung des Rätsels nicht um einen Zollbreit näher gebracht hatten, konnte er ja nicht wissen. Er betrachtete mich eine Weile, ohne zu antworten. Offensichtlich fragte er sich, wieviel oder wie wenig ich wüßte. Plötzlich machte er einen jener Ausfälle, die den guten Fechter kennzeichnen und sowohl eine Finte sein können, um seine Kräfte zu prüfen, wie auch die Einleitung zu einem Ausfall.

„Sie wissen vielleicht, daß das salische Gesetz in diesem besonderen Falle aufgehoben ist?" sagte er und durchbohrte mich mit dem Blick seiner bernsteingelben Augen.

„Natürlich weiß ich das", erwiderte ich, ohne mit der Wimper zu zucken.

Was um Himmelswillen war das, das salische Gesetz? Und was wurde darin verordnet? Mir schwebte dunkel vor, daß ich einmal von einem Gesetz dieses Namens etwas läuten gehört hatte, aber wenn, so war es mir jedenfalls schon längst entfallen. Ich gelobte mir, bei nächster Gelegenheit diese Lücke auszufüllen.

„Und da dieses Gesetz bereits 1773 außer Kraft gesetzt wurde", fuhr mein Gast mit demselben lauernden Tonfall fort, „ist ja jede Debatte über diesen Punkt völlig ausgeschlossen!"

„Das ist ja sehr erfreulich", sagte ich lahm.

Wie lange würde ich dieses Gespräch noch in Gang halten können, ohne mich zu verraten? Nicht allzuviele Minuten. Und wenn Herr Fraternité merkte, daß ich versucht hatte, mit ihm Komödie zu spielen, konnte er gefährlich werden — so viel stand fest. Doch die Rettung war näher, als ich geglaubt hatte.

Mein Gast hatte die ganze Zeit über mich selbst und mein Zimmer mit raschen Blicken gemustert. Die Bücher auf meinen Bücherregalen schienen ihn besonders zu interessieren. Ebenso unvermutet, wie er das salische Gesetz aufs Tapet gebracht hatte, warf er seine nächste Frage hin:

„Sie studieren Nationalökonomie, Herr Hegel?"

War bei dem Manne dort eine Schraube los, wie man so sagt? Wenn auf meinen Regalen ein oder zwei Bücher standen, die Nationalökonomie behandelten, so gingen sie doch in der Unmenge anderer Literatur völlig unter. Wie konnte es ihm einfallen, eine solche Frage zu stellen? Ich begriff es nicht, aber in einem Augenblick der Eingebung sah ich, welche Chance sie einer Antwort er mir gegeben hatte — und auch dazu, von anderen heikleren Themen abzukommen.

„Ich bin Detektivschriftsteller", sagte ich langsam. „Ich interessiere mich nur äußerst mäßig für Nationalökonomie. Aber das ist offenbar eine Wissenschaft, die Sie interessiert, Herr Rechtsanwalt?"

„Mich? Was veranlaßt Sie zu dieser Vermutung?"

All die dumme Angst, die ich bei seinem Kommen verspürt hatte, war nun im Begriff sich zu verflüchtigen. Er war zweifellos gefährlich, aber ich war fest entschlossen, die Partie gegen ihn geradeso zu gewinnen wie gegen Mr. Graham!

„Und Würstel, Herr Rechtsanwalt", sagte ich, „was halten Sie von Würsteln? Unsere Nachtcafés sind ja nur eine bescheidene Nachahmung dessen, was Sie in Paris haben. Aber eine Sache haben wir doch, die es bei Ihnen in Paris nicht gibt — Stände, wo man müden Wanderern mitten in der Nacht heiße Würstel mit Senf verkauft!"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er mit einem Staunen, das nicht gespielt war.

„Nur das, daß ich Sie vorgestern Nacht bei dem Würstelstand vor dem Nachtcafé „Die Fröhliche Elster" gesehen habe! Sie waren nicht allein Sie waren in Gesellschaft eines anderen Herrn, eines sehr berühmten Professors der Nationalökonomie! Ist das nicht ein sonderbares Zusammentreffen?"

Sein Gesicht verriet in keiner Weise, daß er sich getroffen fühlte.

„Es wäre vielleicht sonderbar, wenn es stimmen würde", sagte er. „Aber da ich vorgestern die ganze Nacht in meinem Bett lag, müssen Sie sich geirrt haben, das ist alles, was ich sagen kann. Kennen Sie den Professor, von dem Sie sprechen?"

„Ich hatte am selben Tag eine Vorlesung von ihm besucht."

„Ich glaubte doch, der Gegenstand interessiere Sie nicht?"

„Der Vortragende interessierte mich mehr als der Gegenstand. Aber wir kommen auf Abwege! Sie hatten mich doch wegen dieser Anzeigenantwort aufgesucht?"

„Ganz richtig! Wegen Ihrer Antwort auf meine Anzeige in dieser Zeitung! Sie richtete sich an Mitglieder einer gewissen Familie. Sie gehören also dieser Familie an? Und Sie haben Beweisstücke dafür?"

Meine Stunde war gekommen.

„Bevor ich Ihnen darauf antworte", sagte ich, „würde es mich interessieren, zu erfahren, wieviel Prozente Sie verlangen?"

Diese Kugel verfehlte ihr Ziel nicht. Sein Gesicht war der Schauplatz der widerstreitendsten Gemütsbewegungen, Geldgier, Mißtrauen, List, Erbitterung. Jetzt hoffte ich nicht nur, die Partie gegen ihn zu gewinnen, ich war dessen sicher. Ein süßes, ein sehr süßes Triumphgefühl durchrieselte mich. Ich beschloß meine Oberhand in ihrem ganzen Umfang auszunützen — unbarmherzig!

„Hier in der Stadt", sagte ich, „haben wir Institute in Masse, die es übernehmen, eine Sache wie diese bis zu den äußersten Konsequenzen durchzuführen. Aber natürlich bin ich mir klar darüber, daß es gewisse Vorteile hat, einen Mann sozusagen an Ort und Stelle zu haben. Wenn Sie mir also Ihre Bedingungen sagen wollen, ist es nicht ausgeschlossen, daß wir zu einer Vereinbarung kommen können!"

Er atmete tief.

„Wollen Sie mich nicht zuerst hören lassen, was Sie für ein angemessenes Honorar halten?"

„Hier in der Stadt", sagte ich langsam, „pflegen die Honorare zwischen fünfundzwanzig Kronen und einigen hundert zu schwanken — natürlich ausschließlich der Kosten, aber —"

Ich kam nicht weiter. Er sprang von seinem Sitz auf, vor Zorn an allen Gliedern bebend. In einem Wortstrom, von dem ich nur die Hälfte verstand, fragte er sich, wie ich es wagen könne, in seiner Gegenwart von solchen Beträgen zu sprechen, wie ich mir denken könne, daß er es sich auch nur im Traum einfallen lassen würde, darauf einzugehen, wie —

Er hielt inne. Der Wutanfall wurde langsam von einem Hohngrinsen abgelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Ziersch:

Arnold Winkelried

der Held von Sempach

Die Schweiz wurde ursprünglich von Helvetiern und Rätiern bewohnt und kam nach deren Unterwerfung zum Römischen Reich. Durch die Romanisierung wurde eine fremde Kultur in die stillen Täler hineingetragen, und eine Reihe befestigter Niederlassungen brachte, mit der Sicherung der römischen Herrschaft, die Anfänge von Handel und Verkehr m das Land.

Das romanische Wesen wurde mit dem Einbruch der Völkerwanderung wesentlich geändert, besonders in der Nordschweiz schwand römische Art und machte germanischen Einflüssen Platz. Die Alemannen, einer der wehrhaftesten und kräftigsten deutschen Stämme, ließen sich im Norden nieder, und deutsche Sprache und deutsches Wesen breiteten sich aus. In den Urkantonen Schwyz, Uri und Unterwalden gewann und behielt deutsches Wesen die Oberhand, und es war deutsches Blut, das diese kräftigen, auf Viehzucht gestellten Kantone einer einfachen und gesunden Entwicklung zuführten. Mit Hinzutreten des Kantons Luzern bildeten die vier Waldstätte den Ewigen Bund, wodurch die Grundlage zur freien Schweiz gelegt wurde. Es war auch deutsches Blut, womit die opfermütige Heldentat Arnold Winkelrieds in die Schweizer Geschichte eingezeichnet wurde, es waren deutsche Tapferkeit und Vaterlandsliebe, die den ersten entscheidenden Sieg im Kampfe um die Freiheit gegen das Haus Habsburg gewannen.

Die Winkelriede von Stans.

Die Vorfahren Arnold Winkelrieds sind nach Urkunden und Überlieferungen im Kanton Unterwalden, in der nordöstlichen Hälfte, Nidwalden, nachweisbar, und zwar in dem Hauptort Stans. Noch heute wird dem Fremden am östlichen Ende des offenen Städtchens Winkelrieds Hofstatt gezeigt. Woher der Name stammt, ist unbekannt, wahrscheinlich ist er von einem Besitztum der Familie, also örtlich abgeleitet.

Die Geschichte dieses Ritterhauses beginnt in der Mitte des 13. Jahrhunderts, und die Familie nahm damals schon innerhalb der schmucken Bevölkerung, deren Leben auf guten Sitten, auf Arbeitsamkeit und Wehrhaftigkeit beruhte, eine angesehene Stellung ein. Die Männer von Unterwalden waren nicht nur Hirten, sie waren gleichzeitig ruhmreiche Krieger, die dem Freistaat der Eidgenossen viel genützt und mit ihrer Tatkraft seine Entwicklung gefördert haben.

Rudolf von Winkelried tritt als erster im Jahre 1248 hervor. Er war ritterbürtig und lehentragend, ein Edelknecht der Zeit. Um Heinrich von Winkelried, genannt Schrutan, rankte sich um 1300 die Sage von der Bekämpfung eines Lindwurms, der die Gegend um Stans unsicher machte. Der Ritter lebte wegen eines Totschlags in der Verbannung und erfuhr von dem Drachen, der bei Ödwil viel Schaden tat, Menschen und Vieh überfiel und verschlang. Dem Untier wurden unheimliche Kräfte nachgesagt. Es hieß, daß der Drache steil hinauf und steil hinunter in schnellster Gangart sich bewegen könne, und daß auf ebener Erde der schnellste Renner von ihm eingeholt werde. Das ganze Land weitum lebte in Entsetzen und Graus. Ritter Schrutan von Winkelried zog aus gegen den wilden Wurm unter der Bedingung, daß zur Belohnung seine Verbannung aufgehoben würde, wenn es ihm gelänge, das Tier zu erlegen. Das wurde ihm zugesagt.

Der Ritter bereitete sich sorgfältig auf den Kampf vor. Er befestigte an der Spitze seines langen Speeres Gewinde von scharfen Dornranken mit Schnüren und vertraute im übrigen auf seinen Mut und seine Kraft. Nicht lange streifte er durch die Gegend, als plötzlich das mächtige Tier — im Volksmunde „der Track“ genannt — mit weit geöffnetem Rachen auf ihn losstürzte. Ein höllisch stinkender Brodem quoll wie Dampf aus dem gewaltigen, mit scharfen Zähnen bewehrten Maul des Drachens, so daß Schrutan mit Mühe bei Besinnung blieb. Er empfahl seine Seele Gott und stieß mit voller Kraft dem wild um sich schlagenden Tiere seine Lanze in den Schlund. Vergeblich suchte sich der Drache des Speeres zu entledigen, die Dornen hielten fest und gruben sich tief und tiefer in Zunge und Rachen ein. Ehe das Tier dazu kam, sich mit den fürchterlichen Klauen und dem riesigen Schuppenschwanz gegen seinen Feind zu wenden und ihn zu zerschmettern, zog Schrutan sein scharfes, starkes Schwert und tötete den Drachen mit gewaltigen Streichen. Fast ohnmächtig von dem entsetzlichen Gestank des toten Ungetüms, fiel Schrutan auf die Knie und dankte mit hocherhobenem Schwerte Gott für seine Rettung aus höchster Gefahr und für seinen Sieg über den Lindwurm. Der Ritter achtete nicht darauf, daß das Drachenblut an dem Schwert hinunterrann, sich seinen Händen und Armen mitteilte und sich in die Haut einfraß. Das Drachengift wirkte unmittelbar, und Ritter Schrutan von Winkelried sank bald darauf entseelt zu Boden.

Es ist von Geschichtsschreibern bemängelt worden, daß diese Drachensage in dem wohlbebauten und behüteten Lande schwer zu erklären sei und als eine Phantasie, als phantastisches Jägerlatein zu deuten wäre, aber darauf kommt es hier nicht an. Die Tatsache, daß gerade einem Mitgliede der Familie Winkelried die Heldentat, einen vorher als unbesiegbar erklärten, riesigen Drachen getötet zu haben, zugeschoben wurde, beweist, daß der Familie besonderer Ruhm zugesprochen wurde und ihre Mitglieder als besonders stark, mutig und wehrhaft galten.

Auch sonst werden Winkelriede in Stans im 14. Jahrhundert nicht selten genannt. Im Kloster Engelberg bei Stans wird der Name Winkelried öfters in den Verzeichnissen gefunden. Es war ein bekanntes Geschlecht, das in vortrefflichem Rufe stand. —

Je weiter das 14. Jahrhundert fortschritt, um so mehr legten die ritterbürtigen Familien der Urkantone die Titel, Vorrechte und Auszeichnungen ab und wollten nichts anderes sein als Landleute unter Landleuten. So war auch der Held von Sempach, in seinem Lande Erni Winkelried genannt, nicht Ritter mehr und besaß kein Lehen. Er war ein einfacher Landmann, dessen Einsicht und Kenntnisse im Kriegswesen wahrscheinlich im Söldnerdienst im Ausland erworben waren und dessen Geistesgegenwart und Tapferkeit sich vereinten mit tiefgegründeter Vaterlandsliebe und Begeisterung für seine Heimat.

Das Haus Habsburg als Erbfeind der Eidgenossen.

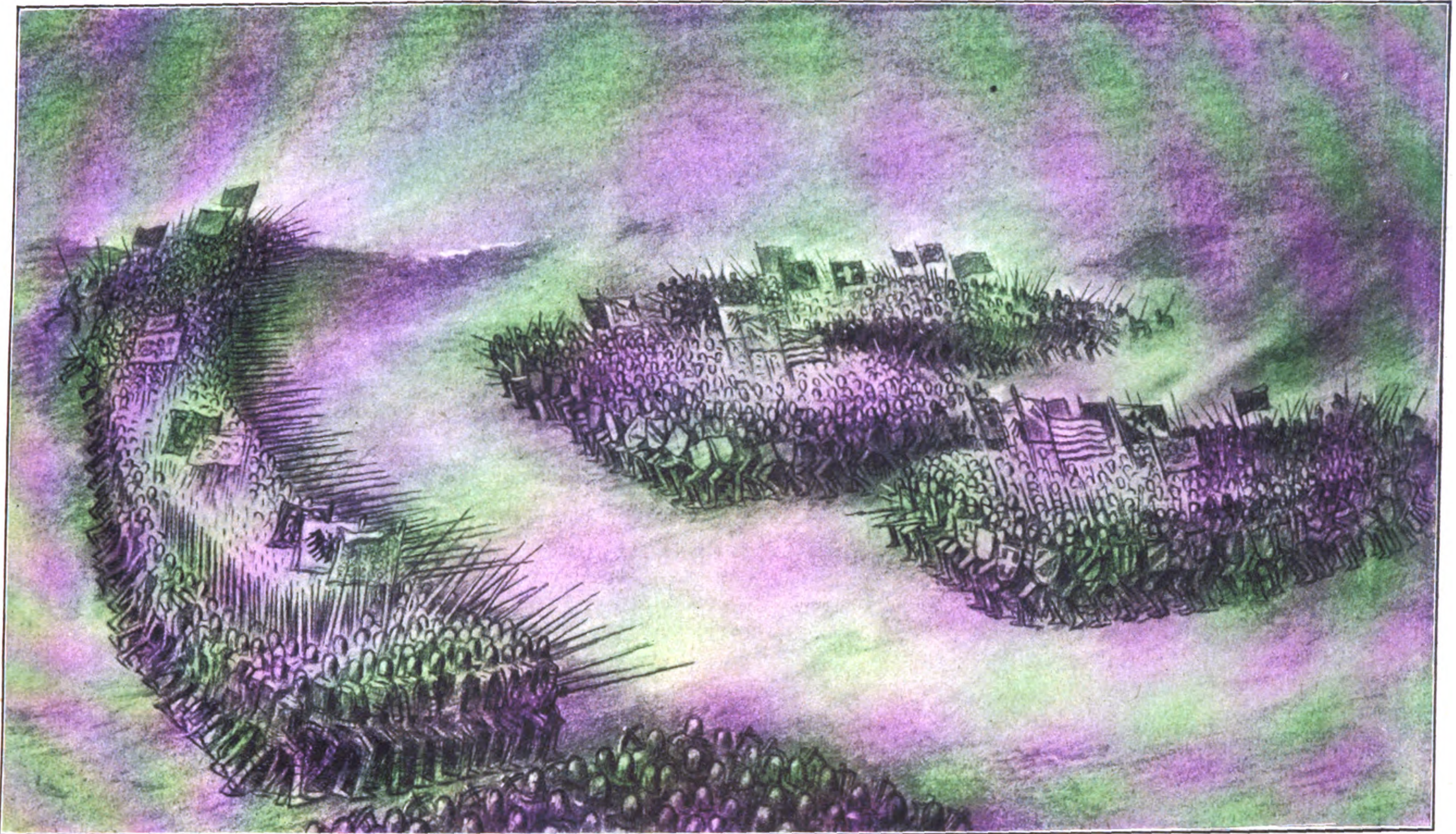
Die Zeit schritt nicht weit fort, als die freundlichen fruchtbaren Täler der Waldstätte vom Lärm und dem Getöse des Krieges überwälzt wurden. Der Ewige Bund der drei Urkantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, und dazu Luzern, sollte bald Gelegenheit haben, die feierlich beschworene, treue Gemeinschaft im blutigen Streit, im Kampf um Sein oder Nichtsein als fest und stark zu beweisen. Der Bund der Eidgenossen stellt sich dar als ein Machtgebot gegen die Gelüste Herzog Leopolds III. von Österreich, der die Schweiz in seine Länder einbeziehen wollte. Das war den Eidgenossen durchaus bewußt, und sie waren bereit, die schwere Fehde gegen das Ritterheer des Herzogs zu bestehen. Nach dem Spruch: „Die beste Deckung ist der Hieb“, tat Luzern am 28. Christmonat 1385 den ersten Schlag und trieb damit die schon sehr gespannten Beziehungen zu Österreich zum offenen Bruch. Es war ein mit List vorbereiteter Überfall, den die kampffrohe Jugend Luzerns an dem Kindleintag gegen die österreichische Burg Rotenburg unternahm. Die Besatzung der Feste und des anliegenden Städtchens Rüdegeringen war beim Gottesdienst, da brachen die Luzerner in die Burg ein und nahmen sie in Besitz. Mit dieser Tat fielen die Würfel über die Freiheit der Schweiz...

Der Krieg zwischen Österreich und den Eidgenossen fing an mit Rauben und Brennen, mit Fangen und Erstechen, „sowie jeder Mann den anderen in Schaden brachte“, wie es in alten Überlieferungen heißt. Die Burgen der österreichischen Gefolgsleute Wolhausen, Baldegg, Liel, Rinach und a. m. wurden berannt und gebrochen. Inzwischen war auch Zürich dem Bunde beigetreten, und die Leidenschaften gingen auf beiden Seiten hoch. Es kamen viele Absagen von Gefolgsleuten des Herzogs an die Eidgenossen. Und diese fanden Erweiterung ihres Gebietes und ihrer Macht dadurch, daß noch die Kantone Zug und Glarus dem Herzog absagten. Das Haus Habsburg-Österreich hatte sich zum Erbfeind der Eidgenossen ausgewachsen. Allerdings fiel es Herzog Leopold nicht leicht, seine Streitmacht auf eine gewisse Höhe zu bringen. Die Zeit, als in der Blüte des Adels ein Herr dem Vasallen nur zu winken brauchte, war vorbei, und Herzog Leopold, zu damaliger Zeit „Lüpold“ genannt, hatte Mühe, seine Gefolgsleute aus Tirol, Etschland, Schwaben, Elsaß, Breisgau und Bistum Basel zusammen unter die Fahnen zu bringen. Er ließ es sich nicht nehmen, einige Städte zu verpfänden, um mit schwerem Geld Söldlinge für sein Heer anzuwerben. So erschien er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht am Eingang der großen Täler der Eidgenossen.

In den vier Waldstätten war es ruchbar geworden, daß der Feind zuerst Sempach, dann Luzern in seine Gewalt bringen wollte, und man beschloß, sich danach zu richten. Die Eidgenossen zogen mit 1300 Mann „gestrax Wegs dem Herzogen entgegen“ und lagerten sich in den Wald, „somans nempt des Mayers Holltz“. Gemäß ihren Gewohnheiten machten sie an gefährdeten Stellen Verhaue (Letzi) gegen Überfälle. Des Herzogs Heer war bedeutend stärker, aber im Nachteil, da die lebenden dichten Weidhecken um die Felder für seine schwere Reiterei ungünstig waren. Im ganzen war das Gelände nicht gut für berittene Truppen, es waren zum Teil kleine Flächen mit Abhängen, ungünstig zum Attackieren. Trotzdem beschloß der Herzog Lüpold den Angriff zu wagen. Er war ein mannhafter Streiter, und vor der aus Landleuten bestehenden Streitmacht der Eidgenossen zurückzuweichen, das ging gegen seinen Stolz und sein Machtbewußtsein. Allein seine 700 schwergepanzerten Ritter waren den Eidgenossen, die ohne Schutzwaffen zu Fuß fochten, weit überlegen.

Die Schlacht bei Sempach

Der Beginn der Schlacht ist in den Überlieferungen verschieden dargestellt worden. Die Weisungen des Herzogs an seine Hauptleute sind vielfach geprüft und auf ihre Zweckmäßigkeit untersucht worden. Besonders sein Befehl an die geharnischten Ritter, die mit 4 Meter langen, starken Lanzen und Langschwertern bewaffnet waren, abzusitzen und zu Fuß zu fechten, hat mehrfache Erklärungen gefunden. Ausschlaggebend war wohl die geringe Möglichkeit, die berittenen Streiter bei dem un-



Österreichische Ritter. Österr. Armbrustschützen. Eidgenossen.

Die Aufstellung der Heere zur Schlacht bei Sempach.

Für den „JB." gezeichnet von J. Lazarus

günstigen Gelände auszunützen. Und trotzdem war es ein verhängnisvoller Befehl, denn in ihren schweren Rüstungen mit den schweren, langen Lanzen waren die Ritter zu Fuß wenig beweglich und litten sehr stark unter der Hitze des Tages. Es war der 19. Juli 1386, der wärmste Tag des Jahres.

Die Eidgenossen befanden sich in ihrem Lager östlich vom Feinde und mußten, um vorteilhaft angreifen zu können, die rechte Flanke gewinnen, „die Oberschacht" geheißen.

Um gegen eine Umfassung im Rücken gesichert zu sein, wurde von der Nachhut der Schweizer eine Reserve gebildet, die an den Letzis einen sehr starken Rückhalt fand.

Es ist viel über die Schlacht bei Sempach geschrieben und die Überlieferungen sind verschieden verwendet worden, je nachdem es sich um die eine oder die andere Partei handelte.

Ich habe älteste Überlieferungen benutzt, dort heißt es: so zog Luzern samt ihren Eidgenossen von Uri, Schwyz und Unterwalden in ihrer Ordnung aus dem Wald dem Feinde entgegen, sie knieten nieder und beteten mit aufgereckten Händen zu Gott, daß er ihnen beistehen wolle, „zur Ehren seines heiligen Leidens in ziemlicher Not auf diesen Tag. Stunden auf, und mit Begier lüfen sie das große Her an in weitem Feld".

Die Ritter des Herzogs waren sehr kampflustig und stritten sich, wer an erster Stelle kämpfen dürfe. Eine alte Weise, die sich aus der Staufenzeit erhalten hat, besagt:

„Swaben und Etscher hetten stoz
Daz was umb das vorfechten."

Die taktische Form der Schweizer war der Keil (lateinisch: cuneus), aber ihre Sturmkolonne kam mit den Spitzen in harte Bedrängnis, da die abgesessenen Ritter mit ihrer vierfach gestaffelten Phalanx sie zu umschließen drohten. Die Luzerner, die tapfer angegriffen hatten, gerieten gleich anfangs in große Verluste, standen aber unter ihrem Hauptmann Peter von Gundenlingen wie die Felsen. Der Hauptmann war tödlich verwundet und starb drei Tage darauf. Es heißt im Lied:

„Mordart, Schwert und auch die Spieß
Waren nicht zu vermeiden,
Wenn man den Feinden gegenüberstritt
Konnte das Leben wohl scheiden.
Das sie lagen in ihrem Blut
Tot mit tiefen Wunden."

Den schwergepanzerten Rittern mit ihren langen Lanzen und langen Schwertern gegenüber waren die Schweizer im Frontalangriff (das heißt: von vorne) mit ihren kürzeren „Helleparten" und den kurzen, zweischneidigen Schwertern — ihrer Nationalbewaffnung — im Nachteil. Ein Eidgenosse rief: „Schlagt auf die Spieße, sie sind hohl!"

Allein das war ein Irrtum, nur Turnierlanzen waren hohl. Überdies wurden Lanzen, die wirklich zerschlagen waren, durch die vorstoßenden Ritter des 2. und 3. Gliedes ersetzt. Dadurch blieb ihre Schlachtordnung geschlossen. An den Flügeln des Ritterheeres waren die Schützen aufgestellt. Die Verluste der Eidgenossen wurden immer größer, und die Umflügelung drohte ihnen auf beiden Seiten. Der Hauptmann von Luzern, der wohl gleichzeitig der oberste Hauptmann aller Eidgenossen war, hatte sich in das Meyerholz tragen lassen und leitete trotz seiner schweren Verletzungen die Schlacht weiter. Er hatte lange das Banner von Luzern hochgehalten und das Hauptstück der Seide, als es in Gefahr kam, abgerissen und in seinem Mund geborgen. Je länger der Anfangskampf dauerte, um so schlechter wurde es für die Eidgenossen. Die Schlacht wäre verloren gewesen, wenn Arnold Winkelried sich nicht eingesetzt hätte. Als erfahrener Kriegsmann erkannte er die seinen Landsleuten drohende Niederlage, und das griff ihm ans Herz. Er wußte auch, was für sein Land und sein Volk auf dem Spiel stand, wenn die Seinen besiegt würden: Mord, Brand und Plünderung würden über seine schöne Heimat hereinbrechen. Das durfte nicht sein, er beschloß das Äußerste zu wagen, um die Niederlage abzuwenden. —

In einem Handschriftenfragment wird überliefert, wie Arnold Winkelried in die Schlacht eingriff: „Da half uns ein getreuer Mann unter den Eidgenossen. Als er sah, daß es so übel ging und die Ritter mit ihren langen Spießen aller Wegen die vordersten Krieger niederstachen, beschloß er Rettung zu bringen. Es war Arnold Winkel Ried, von Unterwalden gebürtig, der sprach: Erhaltet mir Weib und Kind, und ich will euch eine Gasse machen. Er warf sich in die Spieße der Ritter und suchte so viele zu erfassen, wie ihm möglich war, drückte sie nieder, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, daß viele Spieße in seinen Leib eindrangen. So entstand eine Gasse. Da die vordringenden Gefährten Winkelrieds dieses sahen, warfen sie sich mit allen Kräften, hochbegeistert von der Heldentat ihres Landsmannes auf die Ritter, zerschlugen die niedergedrückten Lanzen, die Winkelried mit seinem Leibe aufgefangen hatte, und drangen in die Schlachtordnung der Ritter auf beiden Seiten ein.

Der Sieg wendete sich den Eidgenossen zu. Es war eine Tat, von der geschrieben steht: „Mit Winkelrieds Gemüt und mit solchem Fußvolke wurden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen. Alle Waffen, welcher Form sie auch sein mögen, überwindet ein heller Verstand unbezwinglicher Seelen." Es war eine Tat, wie sie im Heldenzeitalter der Germanen wohl getan wurde, eine Heldentat, die sich in Tapferkeit und Opfermut auf die Enkel vererbte. Winkelrieds Opfertod, die reinste Selbstaufopferung für das Vaterland, ragt „wie das Alpenglühen eines Gletschers herrlich und hehr über alle Täler empor". Ein einfacher Landmann deutschen Blutes, aus Stans in Unterwalden, rettete sein Vaterland in höchster Not.

Plötzlich wurde der Ruf laut: „Retta Österreich, retta!" Dadurch wurde die Panik unter den Rittern, die mit ihren langen Lanzen keinen Raum mehr zum Kampfe hatten, schnell vergrößert, und die Niederlage Herzog Lüpolds war bald besiegelt. Die Knappen, die hinter der Front die Pferde der Abgesessenen hielten, wurden von Angst und Schrecken erfaßt, schwangen sich auf die Tiere und flohen so schnell sie konnten. Die Ritter, die nicht abgesessen waren und sich noch nicht am Kampf beteiligt hatten, wurden mitgerissen. Die Ordnung des Ritterheeres war zerstört. Und da den Waldstätten auch noch zugute kam, daß „aus Anschikkung Gottes" ihr Gewalthaufen und 300 Mann Reserve in die Feinde einbrachen, so war der Tag für die Österreicher nicht mehr zu retten, und trotz tapferer Gegenwehr war ihr Vernichtung unaufhaltsam. Man bestürmte Herzog Lüpold, sich in Sicherheit zu bringen, aber er lehnte ab: „Wenn ich nicht in Ehre leben kann, so will ich lieber untergehen", rief er aus und stürzte sich in das Kampfgewühl, wo er mit seinen Getreuen erschlagen wurde. Nicht nur die Eidgenossen, auch ihre Gegner fochten mit größter Tapferkeit. Das Jahrzeitbuch von Bremgarten meldet von einem Ritter von Schenk, daß er mit einigen schwäbischen Bürgern so „mannlich" für seinen Herzog gestritten habe, daß die Ärmel ihrer Kleider rot von Blut gewesen wären und das Banner, bis in die neunte Hand gekommen, ritterlich errettet worden sei. Die rote Farbe — in Gestalt roter Ärmel an weißen Mänteln — wurde der Stadt Bremgarten vom Hause Österreich als Ehrenfarbe verliehen. —

(Schluß folgt.)



Wenn aromatische Genussmittel ohne ausreichenden Verschluss verwahrt werden, also der Verdunstung ausgesetzt sind, geht ihr Duft zuerst verloren. Ein besonders flüchtiges Aroma, wie es guten Zigaretten eigen ist, muss deshalb auch besonders geschützt werden. Bei den

Tropen-Packungen
von
Haus Neuerburg

sind sogar die Fugen der Metallschachtel abgedichtet; bei ihnen kann infolgedessen die Aussenluft nicht hinein und das Aroma nicht mehr heraus.

GÜLDENRING 4 PFG

Mit Goldmundstück

OVERSTOLZ 4⅙ PFG

Ohne Mundstück

Ausserdem: RAVENKLAU 5 PFG *Mit Gold* ★ AUSLESE 6 PFG *Ohne Mundstück*

WELTAUSSTELLUNG PARIS 1867

Eine weltgeschichtliche Episode

NACHERZÄHLT VON HANS JORDING

(4. Fortsetzung und Schluß.)

An der Spitze einer glänzenden Generalität, geleitet von Gardekürassieren und Hundertgarden, reiten die drei Monarchen in das riesige Karree der in Präsentierstellung erstarrenden Fronten ein. Marschall Canrobert erstattet seine Meldung, die Majestäten salutieren — und aus der Tiefe der vielfach gestaffelten Reihen, umbrandet noch von dem Stimmorkan der Menge, rollt ihnen donnernd ein dreifaches „Vive l'empereur!" entgegen.

Dann steigt ein greller Hornruf empor — zehn, zwanzig, hundert fallen ein, in die militärischen Massen kommt Bewegung... Degen fliegen aus den Scheiden — Kavallerie trabt an, bricht vor — Artilleriesalven rollen echoweckend über das Feld — — das große militärische Schauspiel hat begonnen!

Über zwei Stunden lang wechseln nun Gefechtsübungen mit parademäßigen Aufzügen, Scheinattacken mit Kampfbildern, die dem Ernstfall angeähnelt sind. Ein Vorbeimarsch des gesamten Truppenkontingents an den Tribünen beendet schließlich gegen 3 Uhr nachmittags die große Revue.

Etwas lahm und taumelnd schwingen sich die Monarchen aus den Sätteln und begrüßen die Kaiserin, die leuchtend in schneeigem Weiß, ihre Loge verlassen hat und nun mit den drei Herren lachend und plaudernd vor den Tribünen auf und ab schreitet, bis die zur Rückfahrt bestimmten Wagen vorgefahren sind. Dann besteigt der Kaiser mit dem Zaren und dessen Söhnen die erste Kalesche, während in der zweiten die Kaiserin mit dem König von Preußen Platz nimmt, ihnen gegenüber auf den Rücksitzen Graf Bismarck und General von Moltke. In sechs weiteren Wagen folgt die engere Begleitung der drei Majestäten.

Eingekeilt zwischen den jetzt rücksichtslos heimwärts drängenden Massen, können die Wagen nur schrittweise vorwärtsgelangen und werden an der großen Kaskade im Bois de Boulogne schließlich ganz zum Halten gezwungen. Während der neben dem Wagenschlag der ersten Kalesche reitende Stallmeister Raimbeaux sich vergeblich bemüht, die Menge zum Ausweichen zu bewegen, bemerkt er plötzlich links vor sich einen jungen Menschen, der sich wie wild durch die Menschenmassen arbeitet, und dessen verzerrte Gesichtszüge nichts Gutes verheißen. Im gleichen Augenblick hebt der Bursche auch schon den rechten Arm, der Stallmeister sieht den Lauf eines Revolvers blitzen, haut seinem Pferd die Sporen in die Flanken — ein Schuß kracht — und eine warme Blutwelle spritzt über die beiden Monarchen in den Wagen.

Mit einem wilden Schrei ist der Zar aufgesprungen und wirft sich über seine beiden Söhne, als wolle er sie mit seinem Leibe decken, während Napoleon den wie gelähmt dasitzenden Kutschern zuruft: „Vorwärts! Vorwärts! Rasch! Rasch! So schnell ihr könnt ins Elysee!"

Schon kracht ein zweiter Schuß — in panischem Schrecken stiebt die Menge auseinander, der Weg wird frei — und im wilden Galopp, gedeckt von dem Stallmeister, jagt der Wagen davon.

Der Massen, die im ersten Schrecken kopflos geworden sind, bemächtigt sich eine ungeheure Erregung, aber zugleich dämmert in den Köpfen einiger Besonnenen auch schon eine klarere Beurteilung des ganzen Vorganges. Kein Zweifel, ein Attentat! Wer hat geschossen? Wie? Wer?! Der da — der blasse Blonde?! Ah, man packt ihn schon! Nieder mit ihm! Nieder!! Wie rasend drängt die Menge jetzt auf den Burschen ein, der mit schmerzverzerrten Zügen seine blutende Rechte gegen den Mund gepreßt hält und leise in sich hinein wimmert. Beim zweiten Schuß ist der Revolver geplatzt und hat dem Attentäter die Hand aufgerissen ... Man überwältigt ihn, Sonnenschirme und Spazierstöcke prasseln auf ihn nieder, doch schon haben sich ein paar handfeste Stadtsergeanten durch die Menge hindurchgearbeitet und schützen ihn vor der sich sinnlos austobenden Volkswut.

In rasender Fahrt ist der Wagen mit den beiden Monarchen inzwischen am Elysee angelangt, eine breite Blutbahn hinter sich herziehend. Als die Kutscher das Gefährt schließlich wildzügelnd am Portal des Innenhofes zum Stehen bringen, bricht das Pferd des Stallmeisters mit einem klagenden Wiehern in die Knie — knapp noch, daß sich Raimbeaux von den Bügeln befreien und aus dem Sattel springen kann — dann sackt es langsam zur Seite und verendet. Die Kugel, die für den Zaren bestimmt war, hat dem Tiere den Hals durchschlagen und die Adern zerrissen ...

Totenbleich steigt der Zar aus dem Wagen und geht langsam auf den Stallmeister zu: „Sie und Ihr Pferd, vor allem aber Ihre Geistesgegenwart, haben mir das Leben gerettet, nehmen Sie das als erstes Zeichen meiner Dankbarkeit." Damit löst er von seiner Uniform den Alexander-Newsky-Orden und heftet ihn dem vor Freude errötenden Raimbeaux an die Brust. Auch Napoleon hat mittlerweile den Wagen verlassen und nähert sich, noch immer fassungslos, den beiden. Wendet sich an seinen Stallmeister: „Sagen Sie, Raimbeaux, wie hat sich das eigentlich alles zugetragen?"

„Sire, ich sah den Attentäter wenige Schritte vom Wagen entfernt, und als er den Revolver gegen Seine Majestät den Zaren hob, gab ich meinem Pferde die Sporen, so daß wir beide in die Richtung des Schusses kamen und den Wagen decken konnten. Die Kugel ist dem Pferde durch den Hals gefahren ..."

Unwillkürlich richten sich die Blicke der drei einen Augenblick lang auf den noch zuckenden Leichnam des Pferdes, dann fragt Napoleon von neuem: „Und der zweite Schuß?"

„Muß in die Luft gegangen sein, Sire."

Der Kaiser empfindet die Verpflichtung, jetzt irgendein ermunterndes und entschuldigendes Wort an den Zaren zu richten, und so sagt er, indem er Alexander die Hand hinstreckt, mit einem mißglückten Lächeln:



Attentat auf Zar Alexander II. beim Besuch der Weltausstellung in Paris 1867.
(Zeichnung von Elliot.)

„Wir sind Verbündete geworden, Sire, wir haben zusammen im Feuer gestanden."

Doch der andere blickt nur starr vor sich hin und murmelt, ohne die dargebotene Hand zu beachten: „Die Zarin hat es geahnt. Noch kurz vor meiner Abreise hat sie mich angefleht, nicht nach hier zu fahren. Sie hat recht behalten." Dann faßt er seine beiden Söhne um die Schultern und steigt, ohne ein weiteres Wort an den Kaiser zu richten, mit ihnen die Stufen zum Palast empor.

Napoleon sieht seinen Stallmeister, den Zeugen dieses peinlichen Vorganges, mit einem langen rätselvollen Blick an, bis der sich schließlich seinerseits zu einem Trostwort verpflichtet fühlt: „Sire, es ist der Schreck und vor allem die Angst um seine Söhne, die Seine Majestät im Augenblick etwas verwirrt haben."

„So wird es sein, Raimbeaux . . ."

*

Drei Wochen später — der Zar und der König von Preußen sind inzwischen wieder in ihre Staaten zurückgekehrt — findet der Prozeß gegen den Attentäter von Longchamps, den Polen Anton Berezewski, statt. Längst ist die Stimmung der Pariser Bevölkerung zugunsten des Täters umgeschlagen, nachdem bekannt geworden ist, daß Berezewski sein geknechtetes Vaterland und unbillig behandelte Verwandte durch „eine mannhafte Tat" an dem Zaren rächen wollte. Allein sechsunddreißig Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft, sämtlich Advokaten, haben sich zur Verteidigung des „polnischen Heros" angeboten, unter denen sich Berezewski schließlich Emanuel Arago als Verteidiger erwählt

Aragos Rede vor dem Seine-Tribunal ist, nach den Berichten der Pariser Oppositionspresse, eine einzige Anklage gegen das zaristische System, so daß das Gericht schließlich, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, nicht wagt, die Verurteilung Berezewskis zum Tode auszusprechen. Mit der Bitte an den Kaiser, die verhängte Strafe zu mildern, verurteilt man den Attentäter zu lebenslänglicher Deportation — ein Urteil, das in Petersburg mit Empörung aufgenommen wird. Als Antwort beschenkt der Zar seinen Lebensretter Raimbeaux mit einer Villa an der Newa. — Schon drei Jahre später, nach dem Sturz des zweiten Kaiserreiches, befreit die allgemeine Amnestie für politische Verbrecher auch Berezewski aus der Strafkolonie Oran. Er begibt sich bald darauf nach den Vereinigten Staaten, wo sich seine Spuren rasch verlieren . .

An dem gleichen Tage, an dem in Paris die Verhandlung gegen den polnischen Attentäter stattfindet, schreibt der preußische Ministerpräsident und nunmehrige Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, aus der Stille seines Gutes Varzin in einem Brief an seine Schwester „ . Ich reite und gehe von früh bis die Sonne untergeht in Wald, Heide und Feld umher . . . Das Tintenfaß meide ich sorgfältig, amtliche Schreiben erhalte ich nicht, ich habe nicht einmal Papier, schnitt dies von einem Brief ab, und die Stahlfeder ist mir bei dicker Tinte doppelt unbequem " Und in einem anderen Brief an seine Gattin bittet er: „Kommt bald . . erst aber schicke Möbel und 50 Fl. roten Wein und ebensoviel Bier laß hergehen Jetzt fahre ich in den Wald, Rehe und Sonnenschein zu sehen . ."

Vergessen ist der Zauber von Paris, vergessen sind die Prestigepolitiker des kaiserlichen Frankreichs — ihn hat der Scheinglanz nicht blenden können Selten genug hat man ihn auf der Weltausstellung gesehen — ganz im Gegensatz zu seinem königlichen Herrn, der zur Genugtuung der Pariser keinen Tag verstreichen ließ, ohne diese oder jene Abteilung der Ausstellung mit seinem Besuch zu beehren Noch auf der Rückreise ist der „alte Herr" nicht müde geworden seiner Begleitung von den Wundern dieser Ausstellung zu berichten, um dann -- wenn Bismarck gestehen mußte, auch dies und jenes nicht gesehen zu haben — mit dem müden Vorwurf zu schließen: „Nun ja, Sie sind ja auch politischen Geschäften nachgegangen!"

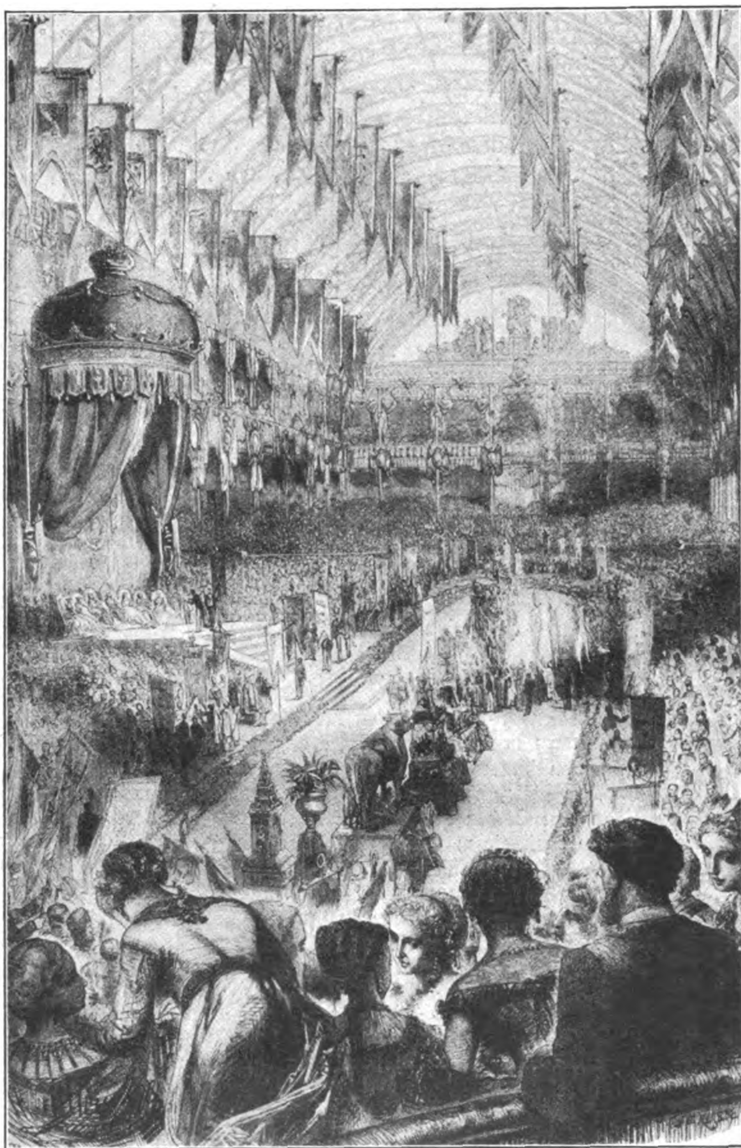
Mein guter, alter Herr — den Vorwurf stecke ich gern ein. Was ich in Paris hören und sehen wollte, habe ich erfahren: eine französisch-russische Kombination droht nicht — — und eine österreichisch-französische Allianz? — Warten wir ab, was die nächsten Nachrichten aus Mexiko besagen — —.

VIII.

Das Friedensfest am 1. Juli 1867.

„Der Großsultan für fünf Centimes! Einen einzigen Sous, meine Damen und Herren! Für fünf Centimes den Herrscher des Osmanenreiches in voller männlicher Schönheit! Nie wiederkehrende Gelegenheit, ein Andenken für Ihre Kinder und Enkel! In farbiger Wiedergabe den Großsultan für fünf Centimes!" brüllen die Straßenverkäufer auf den Boulevards und finden für ihre Karten reißenden Absatz.

Paris hat seine neueste Ausstellungssensation: der türkische Sultan Abdul Asis ist mit seinen beiden Neffen und einem glänzenden Gefolge zum Besuch der Weltausstellung und des kaiserlichen Hofes an der Seine eingetroffen. Zum erstenmal in der Geschichte hat ein Osmanenherrscher im Frieden die Grenzen seines Reiches verlassen, um einen fremden Souverän einen Besuch abzustatten



Das Fest der feierlichen Preisverteilung im Industriepalast.

(Zeichnung von Gerlier. In der Pariser Illustration.)

Der Weltausstellungsrummel ist auf seinem Höhepunkte angelangt.

Meldet die eine Zeitung, daß der Sultan in aller Heimlichkeit auch einen Teil seines Harems mitgebracht habe, so weiß die zweite schon zu berichten, daß der Padischah in seinen Stiefeln und Schuhen Doppelsohlen mit einer feinen Schicht türkischer Erde trage, damit die Vorschrift, daß der Sultan stets den Boden der Heimat unter den Füßen haben müsse, nicht verletzt werde. Was daran falsch oder richtig ist, vermag keiner zu entscheiden, und so tischt man dem gierig lauschenden Publikum am nächsten Tage noch tollere Geschichten und Nachrichten auf. Fest steht nur das eine, daß diese Reise des Sultans durch einen gewaltigen Abstrich an den Gehältern aller türkischen Beamten und Offiziere sowie durch eine Erhöhung des Zehnten von zehn auf fünfzehn Prozent für den Zeitraum von fünf Jahren finanziert worden ist. Und an den so erpreßten Millionen mästen sich nun Gelegenheitsmacher aller Art: die Journaille, die Halbwelt, Glücksritter und Projektemacher — und nicht zuletzt die Amüsierbetriebe, in denen sich das Gefolge des Padischah bald ganz zu Hause fühlt.

Die goldenen Wochen, in denen der erst vor wenigen Tagen abgereiste ägyptische Khedive Ismail Pascha die Pariser Zeitungswelt und ihren Anhang mit Brillantringen, Orden, Tabatièren und Perlenketten überschüttet hat, um sich für seine nächste Anleihe eine gute Presse zu sichern, sind noch einmal zurückgekehrt. Wer damals leer ausgegangen ist, drängt jetzt um so heftiger an die goldene Krippe, um wenigstens einen Orden, ein Schmuckstück oder gar eine Konzession zu ergattern.

Wie die Kleinen im kleinen, so sorgen die Großen im großen dafür, daß die „nie wiederkehrende Gelegenheit" nicht ungenutzt vorübergeht. Eisenbahnspekulanten Börsendynasten und Industrieritter aller Art wetteifern mit ihren Einladungen an die türkischen Würdenträger, veranstalten Bälle und intime Soireen, auf denen die Sterne der Pariser Halbwelt in phantastischen Odaliskenkostümen erscheinen und Damen der niederen Demimonde lebende Bilder in Art der unbekleideten Maja oder in noch kühneren Stellungen zeigen.

Aus Versailles hat man die alten, schwerfälligen, über und über vergoldeten Hofkarossen aus der Zeit Ludwigs XIV nach Paris geschafft, in denen man nun den Sultan und seine Neffen wie seltene Tiere durch die Straßen kutschiert.

Und der Großherr läßt das alles — Bälle, Truppenrevuen, Ausstellungsbesuche, Besichtigungen und Theatervorstellungen — mit einem müden, gelangweilten Gesicht über sich ergehen. Was verstehen diese Christenhunde schon von Glanz und Reichtum! — Wenn sie Millionen ausgeben, zittern sie innerlich schon darum, wie sie die Ausgaben wieder decken können, während er Hunderte von Millionen für einen Einfall, eine Laune opfern kann, ohne einem einzigen dafür Rechenschaft schuldig zu sein! Bei Allah, eine armselige, elende Gesellschaft — diese Abendländer! — —

Dann kommt der große Tag der Preisverteilung, der 1. Juli 1867, der als Friedensfest für die ganze Welt das Ausstellungsjahr krönen soll. Maestro Rossini hat, auf Wunsch des Kaisers, für diesen Tag eine besondere Festkantate komponiert, deren Text man im Rahmen eines Preisausschreibens aus über dreitausend Einsendungen ausgewählt hat.

In monatelanger Arbeit ist der alte Industriepalast, der Schauplatz der ersten Pariser Weltausstellung im Jahre 1858, zu einer Art Kathedrale der Arbeit umgewandelt worden, in deren Mittelschiff zehn riesige Pyramiden aus Rohstoffen, Maschinen, kleinen Lokomotiven und Agrikulturerzeugnissen die zehn Ausstellungsgruppen versinnbildlichen. Ringsum, bis an die offenen Galerien laufen amphitheatralisch angelegte Sitzreihen, die fast zwanzigtausend Personen Platz bieten, während die zweihundert Arkaden der oberen Etage in Logen verwandelt sind, die als Schmuck die Wappen und Nationalfarben der ausstellenden Nationen tragen. Das gewölbte Glasdach ist mit weißen und lichtgrünen Stoffen überspannt, aus denen breite, buntfarbige Oriflammen in die Tiefe wallen. Die ganze übrige Ausstattung ist in Rot und Gold gehalten, ebenso der pompöse Thron, dessen Baldachin bis an die Decke reicht und hier eine gewaltige goldene Kuppel bildet.

Gegen 1 Uhr mittags beginnt das riesige Oval sich langsam zu füllen. In der Tiefe sieht man Ausstellungskommissäre damit beschäftigt, die Ehrenkreuze und Medaillen auf großen Tischen zu ordnen und zur Verteilung bereitzulegen. Herr Le Play, jetzt über und über mit Orden besät — jeder Stern, jedes Band die Erinnerung an einen Monarchenbesuch in Paris —, läuft geschäftig umher, begrüßt hier ein paar ungarische Magnaten, dort ein paar Exoten unbestimmter Herkunft, winkt lächelnd ein paar Damen der Gesellschaft zu, macht Shakehands mit den Lordmayors von London, Edinburgh und Dublin, beugt das Knie vor dem Erzbischof von Paris, der auf einem Miniaturthron Platz genommen hat, verneigt sich tief vor den Kronprinzen von Preußen, England, Italien, Sachsen und der Türkei, verteilt Malzbonbons an die Schulkinder, die neben den sechshundert Berufssängern und achthundert Musikern bei der Kantate mitwirken, und — ist restlos glücklich, denn das Offizierskreuz der Ehrenlegion ist ihm heute gewiß.

Mit den ersten aufbrausenden Akkorden eines Orgelvortrages erscheinen die Majestäten mit ihrem Ge-

folge: die Kaiserin im weißen Schleppkleide am Arme des Sultans, hinter ihnen der Kaiser mit dem kaiserlichen Prinzen, der unbefangen neben seinem Vater einhertrippelt, und wie ein kleiner Theaterheld nach rechts und links Kußhändchen wirft. Nachdem die hohen Herrschaften ihre Plätze eingenommen haben, verklingt langsam das Orgelspiel, Staatsminister Rouher erhebt sich, tritt an die Stufen des Thrones und verliest seine Rede, die eine einzige Lobpreisung der Weltausstellung und ihres kaiserlichen Schirmherrn „als Hüter des Weltfriedens“ ist. „Die Vorsehung segnet stets diejenigen, die das Gute wollen . .“ Tusch, Hochrufe auf den Kaiser und nicht enden wollendes Händeklatschen...

Dann beginnt die Verteilung der Orden und Medaillen — unter ihnen die 64 Großen Preise und die Ehrenlegionskreuze — eine riesige Namensliste, mit der der „Moniteur“ am nächsten Tage allein acht Spalten füllt.

Die deutschen Maler Kaulbach und Knaus erhalten jeder den Großen Preis (Adolf Menzel für seinen „Überfall bei Hochkirch“ nur die silberne Medaille), Herr Alfred Krupp aus Essen wird zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und erhält für seinen Gußstahlblock den „Großen Preis für Erzeugnisse der Metallurgie“; Schöller in Düren, Gisecke & Devrient in Leipzig, Perthes in Gotha werden mit goldenen Medaillen ausgezeichnet, während die Herren Silka und Siemens aus Berlin, als Mitglieder der Jury, sich mit der kargen Feststellung begnügen müssen, daß ihre Erzeugnisse „außerhalb des Wettbewerbs“ erklärt worden seien. Nachdem alle Namen verlesen und die Preise verteilt sind, erhebt sich Rouher noch einmal und verkündet der gespannt aufhorchenden Versammlung, daß das Preisrichter-Kollegium Seiner Majestät Napoleon, dem Kaiser der Franzosen, einstimmig den Großen Preis für die von Allerhöchstdemselben entworfenen und ausgestellten Arbeiterwohnungen zuerkannt habe . . . Abermals eine Serie von Tuschen, Hochrufe aus zwanzigtausend Kehlen und ein Theaterapplaus, der dieser Belobigungskomödie würdig ist.

Dann beginnen die Musiker ihre Instrumente zu stimmen, und während sich über das riesige Rund langsam eine feierliche Stille breitet, erheben sich aus einem zarten Pianissimo des Orchesters strahlend die Stimmen der tausend Sänger und Sängerinnen zur Rossinischen Hymne an den Frieden. Die Orgel fällt ein, Glocken beginnen zu läuten, von fernher dröhnen Kanonenschüsse, und während der Strom der Töne jetzt stärker und stärker anschwillt, geht es plötzlich wie Flügelrauschen durch den Raum — von der Decke entrollen sich langsam die Fahnen aller Nationen . . .

Noch jubeln die Glocken des Friedens über der Stadt, noch lobpreisen im Industriepalast die Sänger die Segnungen friedlicher Arbeit, da drängen sich aus den Druckereien der Tageszeitungen in wilden Rudeln Scharen von Zeitungsverkäufern, druckfeuchte Extrablätter unter dem Arm:

„Spezial! Spezial! Der Kaiser von Mexiko standrechtlich erschossen! Kaiser Maximilian erschossen! Spezial! Spezial! Kaiser Maximilian erschossen!“ — —

Als die Majestäten in die Tuilerien zurückfahren, begleitet eisiges, tötliches Schweigen ihren Weg. Nicht Trauer oder Mitleid spricht aus den Mienen der Menge — nur stummer Vorwurf und Anklage — auch ein Opfer deiner gewissenlosen Politik! Der Kaiser erschossen, die Kaiserin Charlotte wahnsinnig, Tausende von französischen Soldaten sinnlos geopfert und Millionen und aber Millionen von Francs verloren — Badinguet, dein Schuldkonto ist bald voll!

Bleich und fröstelnd lehnt sich der Kaiser zurück in die Wagenpolster und schließt die Augen. Abermals ein Spiel verloren, abermals ein Spielball in den Abgrund gerollt . . .

IX.

Abgesang.

Längst haben die letzten Weltausstellungsgäste Paris verlassen. Leer und verödet liegen die Hallen und Galerien, aus Schutthaufen ragen noch ein paar klägliche Ruinen in den grauen, winterlichen Himmel, und eine kleine, asthmatisch keuchende Feldbeisenbahn schleppt zusammen, was übrigblieb vom Glanze Frankreichs und von den Schaustücken des Orients und des Okzidents.

In der offenen Rundgalerie, wo noch vor Monatsfrist in den Kaffeehäusern, Gaststätten und Vergnügungshallen ein wenig Leben und Trubel herrschten, sieht es aus, als hätten Barbarenhorden sinnlos gewütet. Die hohen Spiegel, die blitzenden Kronleuchter, die Gemälde und Bilder sind verschwunden, Scherbenberge bedecken den Boden und die Tapeten hängen in Fetzen von den Wänden.

Bei Sacher flattert, wie eine Ironie auf diese Öde und Verlassenheit, eine vergilbte, vom Regen verwaschene Speisekarte an der Tür und verheißt für ein längst verflossenes Morgen eine lange Reihe Wiener Spezialitäten. Nur bei Herrn Neeser, dem Spatenbräuwirt, scheint noch ein wenig Betrieb zu herrschen, doch auch diese Annahme erweist sich rasch als Täuschung, denn nur ein Pariser Kantinenwirt verabreicht hier den letzten Kommissaren und Aufsehern der Ausstellung ein lieblos zusammengekochtes Einheitsgericht.

Wohin das Auge auch blickt, überall nur Abbruch und Zerstörung.

Und dann — als ginge es der Natur nicht schnell genug mit dem Vernichtungswerk — erhebt sich in der Nacht zum 2. Dezember noch ein entsetzlicher Orkan, der die herrlichen Bäume des „Jardin reserve“ entwurzelt, das große Palmenhaus zu einem Gewirr verbogener Eisenpfeiler und Scherbenbergen zusammenfegt und von dem chinesischen Theater kaum einen Fetzen übrig läßt.

Als die Aufsichtsbeamten am nächsten Morgen zum Dienst antreten, lächeln sie sich nur trübsinnig an, und einer faßt die Gedanken aller in die Worte zusammen: „Na ja, der 2. Dezember — der kann nicht viel Gescheites bringen . . .“ Es ist ein bitterer Witz, der in diesen Worten liegt, denn der 2. Dezember ist der Tag des Staatsstreiches, an dem Napoleon III seine Monarchenlaufbahn begann . . .

Die Pariser Weltausstellung 1867 ist tot und unter Schuttbergen begraben, und der Kehrreim ihres Grabgesanges heißt: 23 Millionen Goldfranc Defizit!

RALPH URBAN:

Einheirat in Chicago

Andrew“, sagte Mr. Walker zu dem jungen Mann, „hier sind hundert Dollar, die bezahlen Sie am Montag früh, bevor Sie ins Büro kommen, bei Fisher & Co. ein, denn heute wird es schon zu spät sein.“

Der junge Mann zählte die Geldscheine, verneigte sich und ging.

„Werde ich ihn wiedersehen?“ murmelte Mr. Walker vor sich hin, während er seinem neuen Angestellten traurig nachblickte. Mr. Walker pflegte nämlich nicht nach Referenzen zu fragen, da er darauf pfiff und bei seinem Geschäft ähnliche Nachfragen selbst nicht liebte. Er hatte auch sein eigenes System, seine Leute auf die Probe zu stellen. Sie mußten ihm gegenüber von einer rührenden Ehrlichkeit sein.

„Andrew“, sprach am Montag der Chef zum jungen Mann, als ihm dieser die Quittung auf den Schreibtisch legte, „Andrew, ich will es also mit Ihnen versuchen und Sie fest anstellen. Sie bekommen vorläufig vierzig Dollars die Woche. Wo tragen Sie bloß Ihr Schießeisen?“

„Hier!“ sagte der junge Mann schlicht, zauberte blitzschnell unter den Achseln zwei Pistolen hervor und hielt sie dem Chef unter die Nase.

„Nicht schlecht, nicht schlecht“, nickte Mr. Walker, „fahren Sie nur so fort, Andrew. Und jetzt reihen Sie die Post vom Sonnabend ein!“

Andrew diente treu, redlich und fleißig. Mr. Walker genügte dies nicht allein, solange er nicht über alle in seinen Angestellten schlummernden Fähigkeiten unterrichtet war.

„Andrew“, sprach er daher eines Tages, „nehmen Sie die Aktentasche hier und tragen Sie diese fünftausend Dollar auf die Bank!“

Der junge Mann zählte die gebündelten Geldscheine durch und steckte sie der Reihe nach in die Aktentasche, die am Schreibtisch lag.

„Wie gefällt Ihnen übrigens jenes Bild dort?“ meinte der Chef, als Andrew mit seiner Kasse in Ordnung war.

„Ich bewundere es schon lange“, sagte der junge Mann „Das Mädchen ist sehr hübsch!“

„Meine Tochter!“

„Eine Chance?“ erkundigte sich Andrew, während er sich wieder dem Chef zuwandte.

„Hm“, grunzte Mr. Walker, „wenn Sie keine Dummheiten machen und sich weiter verwendbar zeigen.“ Diesmal blickte er seinem Angestellten nur mit einem Auge nach; das andere hatte er zugekniffen.

Nach zwei Stunden betrat Andrew das Privatkontor seines Chefs. „Infolge eines Verkehrsunglücks kam ich leider zu spät in die Bank“, entschuldigte er sich. „Die Schalter waren bereits geschlossen.“

„Und das Geld?“

„Ist natürlich hier!“ Damit öffnete der junge Mann die Aktentasche und zählte daraus fünftausend Dollar auf den Tisch.

„Na, schön“, meinte der Chef und nahm das Geld in Empfang, „dann eben morgen. Und übrigens, am Sonnabend gebe ich in meiner Villa ein kleines Essen Meine Tochter wird sich sicher freuen, in Ihnen einen netten Tischherrn zu finden.“

Andrew verneigte sich dankend Nachdem er gegangen war, rieb sich Mr. Walker nachdenklich das Kinn „Rätselhaft“, murmelte er vor sich hin, „vollkommen rätselhaft. Ich möchte nur wissen, wo der Junge das Geld hergenommen hat. Jedenfalls aber ist er richtig.“ Damit holte er unterm Schreibtisch die Aktentasche mit den fünftausend Dollar hervor, die genau so aussah wie die andere und die er in dem Augenblick ausgetauscht hatte, da der junge Mann mit der Betrachtung des Mädchenbildnisses an der Wand beschäftigt gewesen war. Mit dem Unterschied, daß die andere Aktentasche kein Geld, sondern nur ein paar alte Bücher enthalten hatte. Zufrieden legte Mr. Walker also zehntausend anstatt fünftausend Dollar in seinen Geldschrank zurück.

Schon ein paar Wochen später wurde die Hochzeit von Andrew und der Tochter seines Chefs gefeiert.

„Sage mir einmal, du alter Sand- und Wüstenstrolch“, wandte sich Mr. Walker, dem der Sekt schon bei den Augen herausrauchte, an seinen Schwiegersohn, „sage mir einmal, wie hast du das Kunststück zusammengebracht, die fünftausend Dollar die gar nicht in der Tasche waren, herbeizuzaubern?“

„Wie ich am Bankschalter die Tasche öffnete“, erklärte gelassen der junge Mann, „und nur ein paar Bücher drinnen fand, da wußte ich natürlich gleich, daß ich von dir altem Gauner hineingelegt worden war. Glücklicherweise stand aber gerade ein Kassenbote am Schalter, dem der Beamte achttausend Dollar auf das Pult zählte. Also folgte ich dem Boten, und als er endlich einen Hausflur betrat, nahm ich ihm das Geld weg Es blieben für mich immerhin noch dreitausend“

„Ha, ha, du bist eine gute Nummer“, gröhlte fröhlich der Schwiegerpapa. „Wenn du aber nicht gerade den Kassenboten erwischt hättest, wo wären wir heute, junger Löwe?“

„Ich in Mexiko“, meinte Andrew und klopfte auf die Gegend, wo er eine seiner Pistolen zu tragen pflegte, „und du im Himmel!“

„Ich werde dir demnächst das Geschäft übergeben“, sagte Mr. Walker seufzend, „die Zukunft gehört der Jugend!“

dorland bayer

Jedem seine eigene Zahnbürste!

seine eigene, darauf kommt es an. Es ist gefährlich, sich mit der sogenannten „Familienzahnbürste" die Zähne zu putzen. Denn durch nichts werden Ansteckungen schneller übertragen als durch eine gemeinsam benutzte Zahnbürste.
Also: mit der *eigenen* Zahnbürste, die kein anderer mitbenutzt
täglich zweimal: morgens und vor allem abends
richtig: kreisend rauf und runter — mit dem Bestreben: vom Zahnfleisch fort! — damit auch die Zahnzwischenräume gesäubert werden und das Zahnfleisch nicht zurückgeschoben wird. Auch die Innenseiten und Kauflächen der Zähne *mit* **Chlorodont** *pflegen,* das garantiert schöne, starke, gesunde Zähne bis ins hohe Alter!





darum morgens und ***erst recht*** abends



№ **10** der Chlorodont-Serie 1937

BORRI

Novelle von Quirin Engasser

Francesco Borri neigte sich über das Bett und betrachtete lange, als halte er eine edle, schöngeformte Kostbarkeit, die wachsbleiche Hand, die, leblos scheinend, auf seiner Handfläche lag. Dann hob er sie, sich noch tiefer beugend, langsam an die Lippen

„Verzeihet, Graf", sagte er, indem er die Hand auf die Damastdecke zurücklegte, „Eure Gemahlin hat eine edle Hand, und es hätte meiner Liebe zu allem Schönen sehr wehe getan, wenn aus diesem herrlichen Gebilde der Natur das Leben entwichen wäre!"

Aus dem Dunkel, das am Fußende des Bettes zu einem schwarzen Vorhange verdichtet war — denn das kleine Nachtlicht reichte nicht dorthin —, trat mit raschem Schritte Graf Scotti auf den Arzt zu und suchte dessen Rechte unter dem weiten, faltenreichen Überwurf.

„Borri!" flüsterte der Graf, den Drang der Stimme kaum bändigend, „ist sie gerettet?"

Der Arzt mahnte zur Stille.

Er nahm die Nachtlampe, die neben dem Bette stand, und hob sie, so daß ihr Licht wie ein kleiner, silbriger Wassersturz auf den Damast fiel, der, wie hingehaucht, den schmalen Körper der Kranken bedeckte.

„Denkt daran, Graf Scotti", sagte mit dunkel flüsternder Stimme der Arzt, „daß dieses Geschenk der Natur auch mein Geschenk an Euch ist! Nehmet es als mein Gastgeschenk!"

Da beugte der Graf das Knie und legte die Stirne auf die Polster des Bettes, indes der Arzt die kleine Ölflamme zwischen den Fingern zerrieb.

„Kommt, Graf!" sagte Borri.

Die beiden Männer gingen auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer, und kaum hatte Borri die Türe hinter sich geschlossen, da warf sich ihm der Graf an die Brust. „Zehn Ärzte aus Wien hatten sie aufgegeben, Borri! Euch hat mir Gott geschickt!"

Er mußte diese Worte seiner Stimme, die in Tränen des Dankes und der Freude erstickte, mühsam abringen.

Dann trat er zurück und blickte dem Arzt ins Gesicht, dessen wehmütigen und leidzerstörten Ausdruck er jetzt, zum ersten Male in diesen fünf Tagen, die der Arzt auf der Burg weilte, mit Schrecken gewahrte.

„Ich weiß, Borri, Ihr habt Feinde, mächtige Feinde! Nehmt aber mein Versprechen, daß ich alle meine Beziehungen zum kaiserlichen Hofe in Bewegung setzen werde, um Euch vor denen zu retten, die Euch nachstellen!"

„Meine Feinde", erwiderte Borri gedehnt, „sind auch dem Kaiser zu mächtig. Ich war auf der Flucht vor ihnen, als ich bei Euch für eine Nacht Unterkunft erbat, und hätte ich mich nicht länger als die eine Nacht aufgehalten, so würden die Späher meine Spur nicht gefunden haben. Doch nun werde ich wohl nicht als freier Mann Eure Burg verlassen können. Aber sorget nicht, Graf, daß ich es bereuen könnte. Ich bin ein Anbeter der Schönheit. Und wo man betet, muß man auch opfern. Die Schönheit, die ich in diesen Tagen dem Grabe entriß, ist des Opfers dieses alten Körpers wert!"

Er zeigte an seiner gebeugten Gestalt hinunter.

„Ihr könntet Euch doch retten, Borri!" begehrte, fast wütend, der Graf auf. „Warum schwört Ihr nicht —" Er stockte. „Warum schwört Ihr nicht den Zweifeln ab, die man Euch zum Vorwurf macht?"

„Ihr wolltet Ketzerei sagen!" entgegnete Borri. „Sagt nur Ketzerei! Ihr haltet ja auch meine Gedanken dafür!"

Zornig stieß der Graf mit dem Fuße auf.

„Ihr seid ein Tor, Borri! Ja, ein Tor, trotz Eurer Weisheit, in der niemand Euch gleichkommt! Worte sind doch leerer Klang! Sagt und schwört der Inquisition, was sie von Euch hören will. Und Euer Wissen behaltet für Euch!"

„Wenn dies mein Grundsatz wäre, Graf, würde Eure Gemahlin unter der Erde sein!" entgegnete, streng und abweisend, der Arzt. „Man kann die Schönheit des menschlichen Körpers nicht trennen von der Schönheit des Lebens. Nur in diesem einen habt Ihr recht, Graf Scotti, daß Worte leerer Klang sind!"

„Ihr werdet also nicht abschwören?"

„Nein!" sagte Borri.

Da ging der Graf auf einen Tisch zu und zog die Schublade. „Seid versichert, daß ich Euch dennoch nicht im Stich lassen werde! Der Befehl, Euch nach Wien abführen zu lassen, liegt seit zwei Tagen in dieser Schublade. Vor den Soldaten, die meine Burg bewachen, kann ich Euch zwar nicht retten; ich werde Euch aber nach Wien begleiten!"

Mit diesen Worten reichte Graf Scotti dem Arzt den schriftlichen Befehl hin.

Borri griff nicht danach. Er sagte nur: „Die Gräfin bedarf meiner Hilfe nicht mehr. Wir können uns morgen auf die Reise begeben!"

Zwanzig kaiserliche Husaren eskortierten am nächsten Tage die Reisekutsche des Grafen Scotti nach Wien, wo Francesco Borri an der Torwache in Verhaft genommen wurde. Der Graf war in der Kutsche geblieben, und nachdem Borri, von Wachsoldaten in die Mitte genommen, abgeführt worden war, rief der Graf dem Kutscher zu: „In die Hofburg!"

Es war noch am selben Tage.

Borri hatte bis zum Dunkelwerden in seiner Zelle an einem Brief geschrieben. Er kam zu dem Satze: „Ich sehe es als Fügung und Vorbedeutung an, Gräfin, daß ich, weil ich Euch nicht dem Tode konnte verfallen lassen, meinen Verfolgern in die Hände geriet. Einmal wäre es ja doch geschehen. Und daß es auf diese Art geschah, verklärt mein Ende, Gräfin!"

Da mußte er den Federkiel aus der Hand legen. Die Dunkelheit ballte sich vor seinen Augen zusammen.

Nur noch die weiße Fläche des Papieres auf dem Tische schimmerte verschwommen. Reglos starrte Borri auf dasselbe herab, bis endlich seine Hand, die das Haupt gestützt hatte, sich langsam senkte, nach dem Papier tastete und es zwischen krallenden Fingern zerknüllte.

„Ich will keinen Schatten auf ihren Weg werfen!" sagte er leise vor sich hin.

Die Türe ging auf.

Ein Lichtschein sprang in die Zelle. Und Graf Scotti eilte auf den Arzt zu. „Borri!" rief er in freudiger und sicherer Zuversicht, „der Kaiser will Euch sofort empfangen! Ich habe ihm Eure ärztliche Kunst gerühmt." Neben Borri stehend, neigte er sich zu dessen Ohr und fuhr flüsternd fort: „Der Kaiser ist sehr leidend! Seine Leibärzte sind ratlos. Könntet Ihr ihn heilen, so bräuchte Euch nicht mehr zu bangen vor der Inquisition!"

Ohne den Blick zu heben, sagte Borri: „Vor den Inquisitoren beugt sich auch der Kaiser! Aber ich bin bereit, ihm zu helfen, wenn ich es vermag."

Eine Kutsche, deren Wagenschlag mit dem kaiserlichen Wappen geziert war, wartete vor dem Tore des Gefängnisses. Leichte Reiter, von denen einige lohende Fackeln trugen, umgaben sie.

Ein Kammerherr nahm den Arzt und den Grafen am Tore der Hofburg in Empfang und führte sie durch lange Wandelgänge und grell erleuchtete Säle und Gemächer. Vor einer mit schweren, roten Portieren behangenen Türe blieb er endlich stehen und sagte, seine Stimme feierlich hebend: „Seine Majestät!"

Die Portieren teilten sich. Leise wurde die Türe geöffnet.

Da Borri den ersten Schritt in das Gemach tat, hielt er, plötzlich befangen, im Schreiten inne und sog tief die Luft ein. Dann blickte er, als suche er etwas, im Gemache umher, das von zwei großen Armleuchtern, die auf einem Tische standen, beleuchtet war.

„Seine Majestät!" wies ihn der Kammerherr mit scharfem Tone zurecht.

Jetzt erst schritt Borri weiter und gewahrte den Kaiser.

Dieser saß in einem tiefen Lehnstuhl. Decken waren ihm über die Knie gebreitet. Eine schwarze Allongeperücke, die bis zu den Achseln reichte, umrahmte sein unwahrscheinlich bleiches Antlitz.

Borri näherte sich dem Kaiser mit tiefer Verbeugung.

„Ihr seid Francesco Borri?" fragte der Kaiser mit kraftloser Stimme.

„Zu dienen, Euer Majestät!"

„Aus Mailand?"

„Zu dienen, Euer Majestät!"

Ein schmerzliches Zucken bewegte jetzt die weiße Larve. Die Lippen stülpten sich auf.

„Man hat mir Eure ärztliche Kunst gerühmt!" zitterte dann wieder die stoßende Stimme des Kaisers, „aber nicht ebenfalls mit Lob von Euren theologischen Ansichten gesprochen. Wenn Ihr doch Arzt seid, weshalb befaßt Ihr Euch mit religiösen Dingen? Überlasset diese der Geistlichkeit!"

„Ich kann den Geist nicht vom Körper trennen, Euer Majestät!" entgegnete Borri. „Viele Krankheiten des Körpers kommen vom Geiste, wie auch umgekehrt die Krankheiten des Geistes im Körperlichen ihren Ursprung haben!"

Der Kaiser richtete den Oberkörper in die Höhe und blickte aus lichternden Augen auf Borri. „Müßt Ihr Euch von mir sagen lassen, daß Ihr das Halsgericht zu gewärtigen habt, wenn Ihr in die Gewalt der Inquisition geratet?"

„Ich **bin** in der Gewalt der Inquisition, sonst würde ich nicht als Gefangener vor Eurer Majestät stehen!" sagte Borri.

Der Kaiser lehnte sich nach vorne.

Sein Körper bebte

„Fürchtet Ihr denn nicht den Tod?"

Da bohrte Borri einen durchdringenden Blick in die krankhaft weiten Augen des Kaisers und sagte: „Es gibt viele Menschen, die in dieser Stunde dem Tode näher sind als ich, die Ungewißheit aber mehr fürchten als ich die Gewißheit!"

Mit leisem Stöhnen fiel der Kaiser an die hohe Lehne des Sessels zurück. „Ich werde Euch retten, Borri. Vor mir steht Ihr nicht als Gefangener. Mein kaiserliches Wort!"

„Majestät!" — scharf setzte Borri die Worte nebeneinander — „Es ist Euch geboten, Euch mit dem päpstlichen Stuhle nicht zu überwerfen. Ich habe Dankesworte und Dankesversprechungen in einem langen und entbehrungsreichen Leben zu wägen gelernt!"

Der Kaiser wand sich wie ein Getroffener im Lehnstuhle.

Das flackernde Licht seiner Augen wich tief zurück. Seine Hände fingerten um die Löwenköpfe der Armlehnen.

Plötzlich krümmte er sich in die Höhe. „Borri!" stieß er hervor, „wollt Ihr mich sterben lassen?"

Der Arzt schwieg und blickte im Gemache umher, indem er wieder tief die Luft einsog.

„Sagt doch!" schrie der Kaiser mit spitzer Stimme.

Da Borri abermals schwieg, fiel der Kaiser entkräftet wieder in die Polster des Stuhles zurück. Seine stierenden Blicke hefteten sich an den Arzt, folgten jeder seiner Bewegungen, folgten ihm, wie er, immer tief einatmend, mehrmals das ganze Gemach abschritt und endlich einen der Armleuchter nahm, die auf dem Tische standen, und ihn, so nahe als möglich, vor das Gesicht hielt, den Dunst der Kerzen durch die Nase einsaugend.

Fast kreischend gellte die Stimme des Kranken aus der Ecke des Gemaches: „Borri! Borri! Welchen Verdacht habt Ihr?"

Der Arzt stellte den Armleuchter auf den Tisch zurück und näherte sich wieder dem Kaiser.





doppelt fermentiert

4 ₰

Die Augen Scottis und der beiden Kammerherren, die hinter dem Kaiser standen, brannten ihm entgegen, als er ganz nahe vor den Kaiser hintrat.

„Ich rate Eurer Majestät, diesen Raum sofort zu verlassen, die ganze Nacht die Fenster Eures Schlafgemaches offenzuhalten und keine der Kerzen aus den Vorräten der Hofburg zu benützen, sondern andere holen zu lassen. Meinen Verdacht will ich nicht äußern, bevor ich ihn nicht begründet gefunden Ich bitte, mir diese Nacht die Hofapotheke zur Verfügung zu stellen!"

Entsetzt starrte der Kaiser den Arzt an. Seine Lippen zuckten. Aber jeder Laut erstarb auf ihnen zu einem leisen Stöhnen.

Auf den Befehl Borris, den der Kaiser mit einer schwachen Handbewegung guthieß, wurde der nun ganz Entkräftete hinausgetragen.

Am folgenden Morgen konnte Francesco Borri, der die ganze Nacht in der Hofapotheke gearbeitet hatte, dem Kaiser, der ihn sichtbar freudig mit der Mitteilung empfing, daß er gut geschlafen, als Ergebnis der Untersuchung eröffnen, daß die Kerzen, die in den kaiserlichen Gemächern verwendet würden, mit Gift getränkt seien.

Da bedeckte der Kaiser sein Antlitz mit den Händen und schluchzte.

Borri neigte sich über ihn.

„Majestät! Ihr werdet genesen, wenn Ihr Vertrauen zu mir habt! Ich habe ein Gegenmittel bereitet, das ich Euch sofort einzunehmen bitte!"

Der Kaiser nahm die Hände vom Gesicht. Hilflos blickte er zu dem Arzt auf, dessen düsteres Antlitz er ganz nahe vor sich sah.

„Ich vertraue Euch!", stöhnte der Kaiser.

Wochen verstrichen.

Borri, in der Hofburg in fürstlicher Haft gehalten, hörte die Feste rauschen, zu denen die Genesung des Kaisers Anlaß gab. Aber der Entdeckung des Anschlages auf das Leben des Kaisers folgte keine Anklage. Es wurden nur einige Hofbeamte entlassen. Auch dies geschah unter der Verschleierung irgendwelcher Vorwände. Und Graf Scotti wurde zu hohen Ehren gebracht, an denen die Gräfin, die unter die Hofdamen aufgenommen worden war, schon teilhaben konnte.

In den Wandelgängen der Burg, in denen Borri freie Bewegung gestattet war, begegnete er oft der Gräfin. Die ersten Male war sie stehengeblieben und hatte, ihm die Hand reichend, mit dem träumerischen Klang ihrer weichen, fremdartigen Stimme zu ihm gesagt „Mein Lebensretter! Ich werde Euch ewig danken!"

Dann hatte sie ihre weiten, in seidigem Glanze schimmernden Roben gerafft und war enteilt, rauschend und duftumwölkt.

Aber eines Tages schritten feierlich, die Arme verschränkt, päpstliche Legaten über die Spiegelflächen der Gänge und Säle. Und an diesem Tage schmolz die Zahl derer, die es bisher gewagt hatten, an Borri das Wort zu richten. Und bald darauf ging auch die Gräfin Scotti, nur das errötende Gesicht zu einem heimlichen Gruße senkend, an ihm vorüber.

Ein bitteres, wissendes Lächeln stahl sich in Borris Augen. Er schloß sie und berührte mit den Spitzen zweier Finger die deckenden Lider

„Schönheit! Schönheit des Lebens!" hauchte er

Als er die Arme fallen ließ, sah er den Grafen Scotti vor sich stehen, der, mit den Blicken ihm verlegen ausweichend, zu ihm sagte: „Borri! Seine Majestät erwartet Euch. Kommet sofort!"

Der Kaiser stand in einem großen Saale. Hofbeamte und Offiziere umstanden ihn, und als Borri, sich leicht verbeugend. den Saal betrat, ging ihm der Kaiser durch die Gasse der prunkenden Uniformen einige Schritte entgegen.

„Mein guter Borri!" sprach der Kaiser ihn an, „ich bin Euch dankbar als dem Retter meines Lebens, und es schmerzt mich sehr, daß ich Euch nicht die Erkenntlichkeit zeigen kann, die ich Euch schuldig bin. Allein, Eure Umstände sind zu verworren. Und ich kann der Gewalt der Kirche in diesen Stücken nicht Einhalt gebieten. Was ich als Souverän für Euch tun kann, ist geschehen. Der päpstliche Nuntius hat mir einen Revers unterschreiben müssen, daß Euch, auch wenn Ihr strafbar befunden werdet, weder am Leben noch am Leibe nur das geringste Leid zugefügt werde. Und zeit Eures Lebens werdet Ihr von mir oder meinem Erben eine jährliche Pension von zweihundert Dukaten beziehen!"

„Euer Majestät!" entgegnete Borri, „mit der gebotenen Dankbarkeit nehme ich die Gnade an Aber ich glaube nicht, daß ich mich der Sicherheit meines Lebensunterhaltes lange werde erfreuen können."

Kaum merklich neigte er das Haupt und verließ, während den Hofkavalieren und auch dem Kaiser der Atem zu erstarren schien, den Saal.

Der Kaiser trat an ein Fenster, das in den Einfahrtshof der Hofburg hinabblickte, und schob den schweren Vorhang zurück. Er stand wartend so lange, daß sein Arm ermüdete. Als er ihn sinken ließ, eilte Graf Scotti herbei und hielt die schwere Portiere.

Unten im Burghofe stand eine schwarzgestrichene Kutsche. Sie war ohne Zierat. Und auch der Wagenschlag war ohne den Schmuck des kaiserlichen Wappens.

Borri kam.

Er stieg in die Kutsche ein, die sofort von einer Eskorte umringt wurde.

Da riß der Kaiser mit hartem Griff den Arm des Grafen von der Portiere hinweg, so daß diese sich rauschend schloß und die goldenen Borten und Quasten mit leisem Geräusch aneinander schlugen.

„Glaubt Ihr,' daß die Kommission sich an den Revers gebunden betrachten wird?"

Die Augen des Kaisers flackerten gequält den Grafen an, als möchten sie von diesem die Antwort erflehen, erzwingen: „Ja, ich glaube es . . ."

Aber der Graf biß die Lippen zusammen, so daß sein sonst sinnlich geschwungener Mund zu einer scharfen Kerbe wurde, und hob zur Antwort nur die Schultern.

Flugzeuge melden: Achtung! Pribyloffherde im Anschwimmen!

Viermächtepakt um eine Millionenherde - Internationale Geburtenkontrolle - Die Heimat des Sealpelzes

Es ist ein internationaler Begriff, der sich mit der einsam, weltfern und kahl, zwischen Alaska und Asien, inmitten der Beringsee liegenden kleinen Gruppe der Pribyloffinseln verbindet. Ein Begriff, der die Küsten des Großen Ozeans umspannt von Alaska und Sibirien bis hinunter nach Japan und wieder hinüber nach Mexiko, den Vereinigten Staaten und Kanada, und den man an einer Graben weiterführen kann über St. Louis (USA.), bis herüber nach Leipzig. Länderpakte, Flugzeuge und Wachtschiffe spielen dabei eine Rolle, und in Washington, Ottawa, Tokio und Moskau befinden sich gewichtige Aktenstücke mit der Aufschrift Pribyloffinseln. Dabei handelt es sich ausnahmsweise aber nicht um Bomben, Lufttorpedos oder Flugzeugstützpunkte, sondern es geht um weiter nichts als um ein Tier. Es geht, um es endlich zu sagen, um den — Seal.

Jedoch nicht um den Seal, den Seehund schlechthin, sondern es handelt sich um die berühmte, auf etwa einundeinhalb Millionen Köpfe geschätzte Pribyloff-Bärenrobbenherde, die 80 Prozent des Weltbedarfs an Sealpelzen deckt. Da die Pribyloffinseln zu Alaska gehören, dieses wieder zu den Vereinigten Staaten, sind diese also damit auch die Besitzer der Millionenherde. Aber dieser Besitz ist ein recht bedingter, ein jahreszeitlich sehr begrenzter, und wenn auch das Beharrungsvermögen der Robben ein vielleicht recht ausgeprägtes ist, würde doch ein geringer Kurswechsel genügen, um diesen ganzen schönen Herdenbesitz Uncle Sams im Dunst des Ozeans verschwinden zu lassen.

Es ist eines von den vielen noch ungeklärten Geheimnissen der Tierwanderungen, das auch diese Sealherde umgibt. Kein Mensch kann erklären, warum die Seehunde ausgerechnet diese gottverlassenen, kahlen, nebelumwogten Felsen, an denen, gleich ob ruhig oder stürmisch, in ewiger Unruhe die kurzen Brandungswellen der Beringsee waschen, zum Geburts- und Rastplatz im regelmäßigen jahreszeitlichen Kreislauf ihrer Ozeanwanderungen ausgesucht haben und was sie immer wieder dahin zurückführt.

Jahr für Jahr wiederholt sich dasselbe Schauspiel Während über den Pribyloffinseln noch die letzten eisigen Winterstürme im Kampfe liegen mit dem andrängenden wärmeren Wetter, kommen vom Süden herauf, von den mexikanischen Gewässern her, bereits die alarmierenden Nachrichten der Flugzeuge und Wachtschiffe: Achtung! Achtung! Die Pribyloffherde ist im Anschwimmen!

Und dann, eines trüben Nebeltages, wälzen sich die ersten Vorposten, alte, erfahrene Bullen, die manche Meile Ozeanreise im jährlichen Kehrwieder hinter sich haben, auf die Klippen als Quartiermacher für die nachfolgende Herde. Damit ist die jährliche Rundreise der Herde beendet. Im Herbst geht sie von hier aus, führt zuerst hinüber an die sibirischen und japanischen Küsten. Von dort geht es dann gen Osten über den Großen Ozean, auf einem Wege, den man trotz aller Beobachtungen bis heute noch nicht hat festlegen können, zur mexikanischen Küste, und wieder nordwärts entlang den Vereinigten Staaten und Kanada, bis hinauf zu ihren Geburtsplätzen auf den Pribyloffinseln, womit der Kreis geschlossen wird.

Über einundeinhalbe Million Seehunde! Es ist ein urgewaltiger Vorgang. Die Tiefen des Ozeans selber scheinen sich zu öffnen, höher noch die Brandungswellen zu tosen, wenn in immer neuem Anschwellen die Massen der See entschnellen, sich auf die Felsen wälzen und mit ihrem Lärm die uralte und ewig neue Melodie vom Auf und Ab der Wogen übertönen.

Erbitterte Kämpfe um die Wohnplätze werden ausgefochten, blutige Eifersuchtstragödien ausgetragen zwischen den sieben- und achtjährigen Bullen, die bis zu fünf Zentner schwer werden und bis zu vierzig weibliche Tiere in ihrem Harem vereinen, und der ebenfalls ihre Naturrechte geltend machenden jüngeren Bullengeneration. Das um die Wanderungen dieser Bärenrobben liegende Geheimnis wird noch unerklärlicher, wenn man hört, daß bereits zwei Tage nach dem Eintreffen der Herde die Kleinen geboren werden, allerdings je Seehundmutter nur eines. Während des ersten Monats muß das Muttertier das Kleine betreuen, da dies anfänglich sehr wasserscheu ist und erst im Alter von vier bis sechs Wochen zu schwimmen beginnt, dann jedoch auch um so gewandter. Stundenlang, ohne sich zu regen, liegen die Tiere oft an der Oberfläche des Wassers, lassen sich von den Wellen tragen und halten dabei ihren Ruheschlaf

Da die Gefahr bestand, daß durch rücksichtslosen Fang auch diese Robbenherde sehr bald völlig vernichtet werden würde, trafen die an der Pribyloffherde interessierten Mächte weitgehende Schutzmaßnahmen. Bereits 1911 schlossen die Vereinigten Staaten — denen die Sealpelze den Kaufpreis für ganz Alaska schon mindestens zehnfach wieder eingebracht haben! —, England (für Kanada), Japan und Rußland ein heute noch innegehaltenes Übereinkommen, in dem die Länder eine regelmäßige Überwachung der Robbenherde vereinbarten. Wie Goldtransporte werden heute, soweit die Küstengewässer der Länder in Frage kommen, die Seehundherden von Hand zu Hand weitergegeben, sorgfältig bewacht von Wachtschiffen und seit einigen Jahren auch schon von Flugzeugen. Systematisch werden die Länderwachen abgelöst und übernommen, Aufzeichnungen über die Reisewege, Geburtenstand und Gesundheitsbefunde, Aufnahmen der Rastplätze von den Regierungen ausgetauscht, besonders aber das wilde Abtöten unterbunden und die Jagd den Erfordernissen des Pelzmarktes entsprechend geregelt.

Die größte Gefahr drohte von jeher durch wilde Fangschiffe, die früher oft zu Dutzenden nach den Pribyloffinseln vorstießen und wahllos Bullen und Muttertiere abschlachteten. Heute darf der Abschuß nur noch durch eigens beauftragte Fachleute vorgenommen werden. Sehr beschränkende Jagdbestimmungen hat auch die kanadische Regierung erlassen dadurch, daß sie die Jagd auf die Herde in den kanadischen Gewässern nur den an der Küste ansässigen Indianern erlaubt. Und zwar dürfen diese dafür ausschließlich ihre alten Waffen benutzen, wie Pfeil und Bogen oder Speere bzw. ihre selbstgefertigten primitiven Harpunen. Ebenso dürfen keinerlei Motorboote usw. verwendet werden, sondern lediglich handgeruderte Kanus, deren Besatzung aus nicht mehr denn fünf Indianern bestehen darf. Doch selbst unter diesen erschwerenden Umständen gelingt es den kanadischen Küstenindianern, jährlich etwa zweitausend männliche Robben, das heißt zwei- bis dreijährige Bullen, zu erlegen. Insgesamt wurden im letzten Jahre etwa 57 000 Tiere der Herde erlegt und dem Pelzhandel zugeführt.

Kurz nur ist hier oben an den Küsten Kanadas und Alaskas der Übergang vom Winter zum Frühjahr, das dann auch gleich den ebenso kurzen Sommer mitbringt. Kein Tag darf versäumt werden, und emsig sind denn auch bereits die Küstenindianer mit den Vorbereitungen für die Sealjagd beschäftigt, warten ungeduldig auf den Augenblick, da aus dem Äther die Meldung der Wachtschiffe und Begleitflugzeuge kommt: Achtung! Achtung! Die Pribyloffherde ist im Anschwimmen!

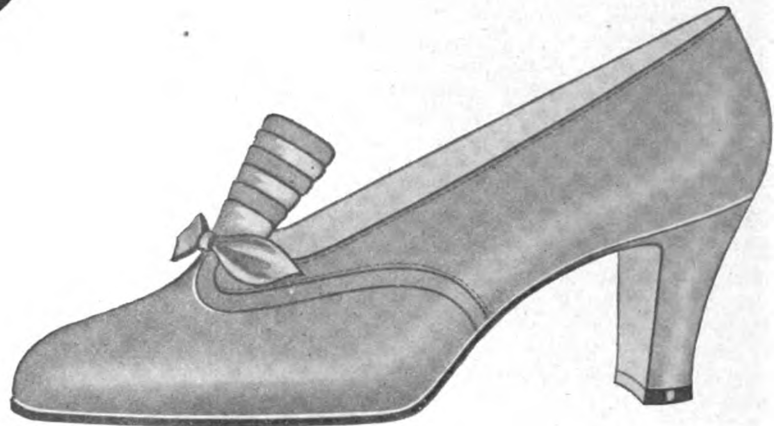
Fr Meyer-Rodon.

Für den Sommer

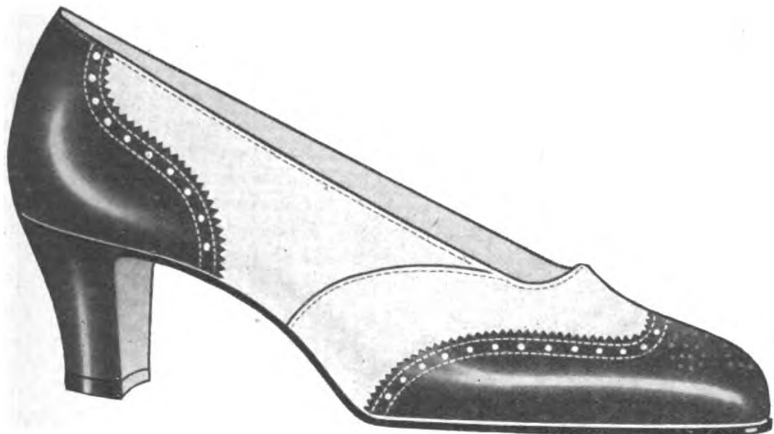




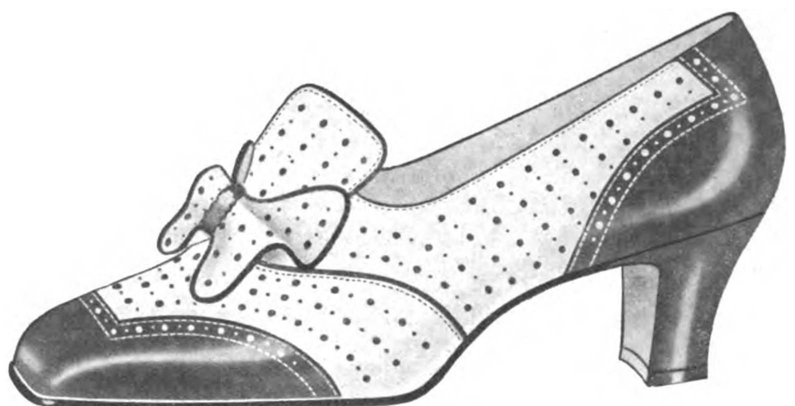
Beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



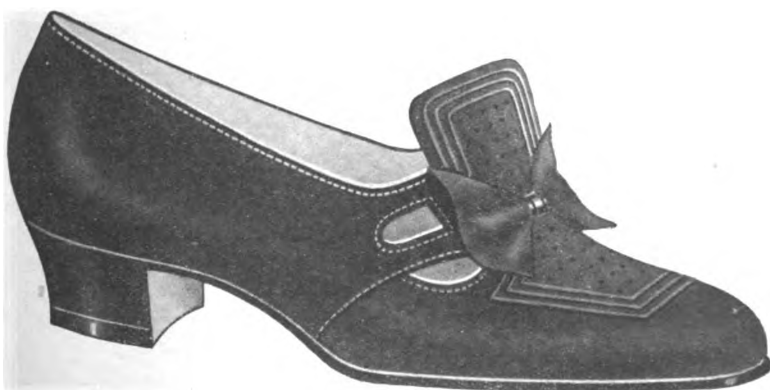
Graubeige Chevreau
MODELL SALAMANDER



Weiß Wildleder mit schwarz Kalbleder
MODELL SALAMANDER



Blau Kalbleder mit weiß Wildleder
MODELL SALAMANDER



Blau Wildleder
MODELL SALAMANDER



Mittelbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER

Schach dem Schah!

Kaum eine Geschichte ist kriegerischer und blutiger als die der Osmanen, und kein Osmanenherrscher war grausamer als Murad IV., von dem man weiß, daß er allein in den letzten sieben Jahren seines Regiments über 50 000 Menschen vom Leben zum Tod hat bringen lassen.

Untersetzt und stämmig, verfügte er über ungewöhnliche Körperkräfte; mit dem Speer, den er an die 100 Schritt weit zu werfen pflegte, durchbohrte er vierzöllige Holzplatten, einen mit Nilpferdhaut überzogenen indischen Schild — die Morgengabe des persischen Gesandten — durchhieb er mit einem gewaltigen Schwertstreich. Stechend und durchdringend war sein Blick unter tiefschwarzen, zusammengewachsenen Brauen. Lautes Wesen war ihm verhaßt, seine Umgebung mußte sich durch Zeichen verständigen, durch Zwinkern, Lippenbewegungen, Blecken der Zähne; Weiber, die auf einer Wiese tanzten, ließ er ertränken, weil ihm ihre Fröhlichkeit mißfiel, ein Boot mit singenden Frauen, das den Gartenmauern des Serails zu nahe kam, wurde auf offener See versenkt.

In stets wechselnder Verkleidung durchzog der Sultan bald tags, bald nachts die Residenz, ein Heer von Zuträgern beschäftigend. Murads Rachsucht war unstillbar, wie alle seine Leidenschaften; was er tat, tat er in Exzessen, er liebte, soff und jagte in gewaltigen Ausmaßen, 400 Rennpferde hielt er an silbernen Krippen, auf 800 Kamelen lasteten sein Gold und seine Juwelen, wenn er auf Reisen war.

So hemmungslos Murad in seinen persönlichen Wünschen und Neigungen war, so streng hielt er auf Tugend bei anderen. Verhaßt vor allem waren ihm drei Dinge: das Opiumessen, die Knabenliebe und das Tabakrauchen, das mit Bauchaufschlitzen bestraft wurde.

*

Murads Günstling war der Oberstkämmerer, der seine überaus gefährliche Stellung während der ganzen Regierungszeit des Sultans unangefochten halten konnte. Der Kämmerer aber war ein erbitterter Feind des Leibarztes geworden, weil dieser einen von ihm Empfohlenen nicht als Arzt angestellt hatte. Durch Bestechung eines Dieners hatte nun der Kämmerer erfahren, daß der Leibarzt jedesmal, wenn er vorgab, sich zu den gesetzmäßigen Waschungen zu begeben, heimlich Opium aß, was der Kämmerer alsbald dem Sultan anzuzeigen sich beeilte. Eines Tages, als der Arzt sich wiederum entfernte, hieß ihn Murad, mißtrauisch geworden, eine im Gürtel schlecht verborgene Dose hervorziehen und fragte nach deren Inhalt.

Der Arzt erbleichte. Und während sein Blick unruhig durch das prunkvolle Gemach streifend endlich kurz auf der undurchdringlichen Miene des Sultans haften blieb, um sogleich sich wieder dem Boden zuzuwenden, bot seine Hand das verlangte Behältnis dar. „Es enthält nichts, mein Padischah, nichts als Opiumpillen, harmlos und unschädlich für den Organismus." „So iß davon!" verlangte Murad lakonisch. Der Arzt tat es. Nachdem er aber drei, vier Pillen verschluckt hatte, bat er den Sultan, es nun genug sein zu lassen, denn in größeren Mengen genossen, seien selbst diese Opiumpillen Gift. „Sieh' da, mein Freund, sieh' da, in größeren Mengen! Ich will aber, daß du alles ißt, hörst du, mein Lämmchen, alles!" Murad lächelte böse. „Wir werden jetzt Schach spielen, weiß ist das Zeug da, deine Pillen, dieses Gift der Hölle, weiß beginnt, Zug um Pille, verstehst du, Zug um Pille, fang an!"

Und das grauenhafte Spiel begann sofort. Der Arzt, der ein ausgezeichneter Schachspieler war, erkannte die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten in einer Eröffnung, die nach wenigen Zügen die Entscheidung herbeiführte. Wie er aber auch zog, der Padischah hinderte die Entwicklung von weiß mit teuflischem Geschick, ja, er schlug nicht, wo er schlagen konnte. Mit äußerster Spannung sah er auf jede Bewegung seines Opfers und weidete sich an seinen Qualen in Henkerslust. Totenstille herrschte im Raum. Fürchterlicher war der Sultan den erstarrten Höflingen nie erschienen.

Und der Arzt spielte, Zug um Zug. Nicht ein Wort, kein stöhnender Laut kam über seine Lippen. Der Sultan betrachtete aufmerksam das schweißüberströmte Antlitz seines Partners. Welch herrliches Spiel, dachte er, wie zwingt es diesen Sterbenden in seinen Bann, wie triumphiert es über dieses schnöde Gift, den kranken Körper. Aber was für ein Geist auch, was für ein tapferer und kluger Mensch ist das! Und wie in plötzlicher Erkenntnis einer furchtbaren Tat sprang der Sultan auf, schleuderte den Spieltisch mit einem gewaltigen Fußtritt beiseite und schrie: „Schach dem Schah! Er hat gewonnen!"

Der Arzt indessen hörte es nicht mehr, obzwar gewonnen, war des Lebens Spiel für ihn vorbei.

B. M.

Geistesgegenwart

Bei den Massenhinrichtungen in den Bauernkriegen war immer großes Gedränge um das — und zuweilen auch auf dem — Schafott.

Als der Truchseß von Waldberg in Bamberg einzog, begann gar bald das Enthaupten. Die Verurteilten standen übrigens, da der Platz durch die Truppen hinreichend gesichert schien, frei und ungebunden auf dem Richtplatz.

Nachdem bereits eine Anzahl hingerichtet worden war, sagte einer der Delinquenten, der sich ausrechnete, daß er nun bald drankommen würde, ruhig: „Nun, ich habe mir das Ding hier schon bald übergesehen. Will mal jetzt lieber nach Hause gehen."

Mit diesen Worten schlüpfte er in die Reihen der Zuschauer und entkam, da die Henker in ihrer Verblüffung nicht schnell genug zufaßten, vielleicht auch nicht wußten, ob es nicht tatsächlich ein zu weit nach vorn geratener Zuschauer gewesen.

Dr H. R.

Die Entstehung von Land und Meer

Der wasserreichste Planet - Ozean und Kontinente wechseln - Wegeners Theorie der schwimmenden Festländer - Wasser von 374 Grad - Länder heben und senken sich - Lag der Südpol einst in Afrika

Unsere alte Erde bildet nicht nur durch das einzige nachweisbare Vorkommen des homo sapiens eine Ausnahmeerscheinung unter den Himmelskörpern unserer Nachbarschaft, sondern sie ist auch der wasserreichste Planet. 71 Prozent der Erdoberfläche werden vom Wasser der Ozeane und Flüsse überspült, und der Inhalt der Weltmeere ist so reichlich bemessen, daß die Wasserschicht 2600 Meter hoch die Erdoberfläche bedecken würde, wenn es der Natur gefallen hätte, ihr eine völlig glatte Oberfläche anstatt des gerunzelten Antlitzes zu geben, das wir heute kennen. — Mit einem Blick auf Jahrmillionen hin muß man allerdings feststellen, daß der jetzige Wasserreichtum nur ein vorübergehender Zustand ist, der nicht immer war und nicht immer sein wird.

Das Problem beginnt schon mit der Frage, wie eigentlich das Wasser auf die Erde gekommen ist. Die modernen spektralanalytischen Untersuchungen haben gezeigt, daß alle Himmelskörper aus denselben Grundstoffen aufgebaut sind. Alle Elemente sind deshalb überall vorhanden, nur in verschiedenen Zuständen. Der Anfang der Erde wie eines jeden Sterns war ein Gasnebel, in dem sich alljährlich im Laufe von Jahrmillionen durch Kondensierung infolge der großen Kälte des Weltenraumes ein Kern bildete, der schließlich glutflüssig wurde und nach weiterer Abkühlung eine harte äußere Kruste bekam. In dem damaligen Zustand gab es natürlich noch kein Wasser auf der Erde, sondern zunächst nur gasförmigen Sauerstoff und Wasserstoff, aus denen sich durch Vereinigung zuerst Wasserdampf und dann Wasser bildete. Die Gashülle drückte damals mit einem Druck von nicht einer, sondern 100 Atmosphären auf die Oberfläche unseres Planeten, so daß der Wasserdampf schon bei einer Temperatur von 374 Grad zu Wasser verdichtet wurde. Das erste Wasser auf der Erde war also nach unseren Begriffen ziemlich heiß.

Wie sah nun die erste Erstarrungskruste der Erde aus? Waren damals die Ozeanbecken schon vorhanden, in die später das Wasser einströmte? Zweifellos herrschte in dieser Jugendzeit des Erdballes eine sehr starke vulkanische Tätigkeit. Wir können noch heute feststellen, daß mehrfach ein Wechsel von Land und Meer dadurch stattgefunden hat, daß die Erdkruste gesenkt und gehoben wurde — so hebt sich noch jetzt die Festlandscholle Skandinavien im Jahrhundert um 1 Meter, während die Nordseeküste Deutschlands sich alljährlich senkt. Noch niemals ist aber ein wirklicher Tiefseeboden Land geworden und umgekehrt. Die Ozeanbecken müssen sich also gebildet haben, ehe das Wasser in flüssiger Form in sie einströmte. Noch heute kann man an den sogenannten Strandterrassen deutlich erkennen, wie die Meeresküsten sich verändert haben. Strandterrassen sind Markierungen an der Küste, die durch das ständige Wühlen der Brandung entstanden sind. Am Nordkap findet man solche in 160 Meter Höhe; um soviel hat sich dieses also im Laufe der Zeit gehoben

Augenblicklich nimmt der Wasserreichtum der Erde noch zu, ständig werden Wasserdämpfe, die aus dem Magma stammen, bei Vulkanausbrüchen in heißen Quellen, Geisers usw. frei. Auch bei der Verwitterung gewisser Gesteine, besonders der quarzhaltigen, wird Wasser frei, das dort bei der Bildung aus flüssigem Magma gewissermaßen eingefroren wurde Im Kubikmeter Granit finden sich z. B. 8 Liter Wasser. Aber es wird natürlich auch Wasser verbraucht. So entziehen die Eismassen am Nord- und Südpol den Weltmeeren große Wassermengen. Man hat berechnet, daß in der Diluvialzeit, als fast ganz Nordamerika und Europa mit einer Rieseneiskappe bedeckt waren, der Meeresspiegel um 60 bis 100 Meter tiefer gelegen haben muß als heute. Auch durch Verwitterungsvorgänge wird Wasser verbraucht, das immer in tiefere Schichten versickert, um dann allerdings durch den Bodendruck und die Bodenhitze der Tiefe wieder abgepreßt und dem Kreislauf zugeführt zu werden. Aus dem wasserreichen Ton der Oberfläche wird so durch Überlagerung immer neuer Schichten der wasserarme harte Schieferton. Wenn aber einmal die Abkühlung vollständig sein wird, dann hört dieser Kreislauf auf, und nach Jahrmillionen wird die Erde auch ihre Gashülle aufgebraucht haben und ein erkalteter toter Körper sein wie heute schon der Mond.

Eine der schwierigsten Fragen ist die, ob die Festländer und die Meere immer ihre jetzige Lage gehabt haben; es gibt viele Gründe, die dagegen sprechen. So finden sich in Südafrika und Südamerika gewisse Tier-

gattungen, die nur dort vorkommen. Da es sich um Landtiere handelt, können diese unmöglich über das Meer gewandert sein. Ferner zeigen sich in Südamerika, Südafrika, Australien und Vorderindien Spuren einer riesigen Vergletscherung. Es ist also anzunehmen, daß einmal die ganze südliche Erdhälfte bis fast zum Äquator hinauf von einer solchen Eiskappe bedeckt war, wenn nicht die Pole damals eine ganz andere Lage gehabt haben. Diese und andere Schwierigkeiten vermeidet die Wegenersche Theorie von der „Verschiebung der Kontinente", die heute als die interessanteste und umstrittenste geophysikalische Hypothese gilt. Nach einer Theorie von Airy schwimmt die feste Erdkruste sozusagen auf einer zähflüssigen Unterlage. Unter den Ozeanen ist der Boden nur sehr dünn, während die Kontinente starke Verdickungen, sozusagen Schollen darstellen. Alfred Wegener hat nun aus gewissen geologischen Ähnlichkeiten, z. B. der Ostküste Südamerikas und der Westküste Südafrikas, und aus anderen Anzeichen geschlossen, daß ursprünglich nur eine einzige riesige Festlandscholle vorhanden war, die etwa im Zeitalter der Tertiärs zerrissen ist, und deren einzelne Teile in unendlich langer Zeit auseinander geschwommen sind, die heutigen Kontinente bildend. Der Südpol muß damals etwa in Südafrika gelegen haben, woraus sich wiederum ganz leicht die damalige Vergletscherung von Afrika, Südamerika, Australien und Indien erklärt.

Gegen Wegener sprechen allerdings auch einige Tatsachen. So fehlt z. B. ein 5000 Kilometer langes Verbindungsstück zwischen Südafrika und Südindien. Wegener nahm an, daß dieses Verbindungsstück durch ungeheuren Druck zu einem Gebirge zusammengefaltet ist und heute den Himalaja bilde. Es gibt heute noch ein einziges Beispiel von dem Schwimmen einer Festlandscholle, das ist die Westwärtsbewegung von Grönland. Schon ältere Messungen haben ergeben, daß sich diese Insel mit einer Geschwindigkeit von 18 Meter in jedem Jahrhundert von Europa fortbewegt.

Dr. A. Schreiber.

Goetz Otto Stoffregen:

Erinnerungen an einen kleinen Hund

Du kleiner Hund, ich will dir eine Leichenrede halten, um deren innere Wahrhaftigkeit dich mancher Mensch beneiden kann, der sozusagen Anspruch darauf hat, daß an seinem Grabe ein Geheimrat oder der zweite Vorsitzende des Verbandes der Rübenhändler Deutschlands tiefempfundene Worte spricht, wenn es soweit ist.

Als du vor noch nicht einem halben Jahre geboren wurdest, da waren Frauchen und Herrchen gerade von einer jener Veranstaltungen heimgekommen, die auch ein Vorrecht der Menschen sind: von einem Ball.

Du, kleiner Hund, hast diese Stimmung nie gekannt, die Menschen haben, welche abgespannt, unaufnahmefähig und festmüde vom Auto durch den grauenden Wintermorgen geschüttelt werden.

Man möchte dann eine Zigarette rauchen, eine noch nach den ungezählten, die man in der Ballnacht achtlos verqualmte oder, eben angeraucht, in die Aschenschale warf, weil der Primgeiger den Bogen hob, und weil es sich nun mal nicht schickt, Pflichttänze mit dem Glimmstengel im Munde zu absolvieren. Hunde haben es besser. Sie brauchen weder Zigaretten, noch sind sie genötigt, sich um erotischer Eroberungen willen zu zweit durch einen schlecht entlüfteten Saal zu bewegen, der von irrsinnig gewordenen Synkopen und irrsinnig gewordenen Wesen erfüllt ist, die man mit „Gnädige Frau" anreden muß und von denen man „Herr Doktor" oder „Herr Direktor" oder „Herr Meyer" angeredet wird. Hunde haben es besser.

Ich sprach von der Zigarette, die man jetzt ums Verrecken gern rauchen möchte. Jetzt, jetzt! Aber die zarte Frau, die neben einem sitzt, diese Frau, die einem gehört und der man gehört, würde husten müssen in diesem engen, stoßenden Marterkasten von Auto, das im Nu verqualmt wäre, wie eine Kutscherkneipe um Mitternacht. Und aus dem vom Hundertsten ins Tausendste springenden Geplauder dieser jungen, feinnervigen Frau ... hören Sie doch:

„Herr Krause hat sich wirklich rührend um mich bekümmert, weißt du ... Aber mit Frau Beyerlein hättest du bestimmt tanzen müssen, hoffentlich ist sie nicht eingeschnappt ... Übrigens, das Benehmen von Schilling war unerhört; fandest du nicht? Schließlich waren die Leute doch Gäste an unserem Tisch, aber sie taten so, als ob er ihnen allein gehörte ... Na, das ist ja immer so ..."

... aus diesem Geplauder der jungen kleinen Frau, deren Temperament, aller Müdigkeit ungeachtet, die Eindrücke der verflossenen Nacht heraussprudeln muß wie ein Vesuv, würde ein unwilliges Gekrächze werden, das die zarten Brüste unter der weinroten Seide des Abendkleides spannt.

Nein, mit der Zigarette ist es nichts. Später, bald, gleich ... wenn wir zu Hause sind, ja; aber dann schmeckt sie längst nicht mehr so gut. Wieviel Uhr ist's eigentlich? Acht Uhr früh! Es wird gerade Zeit, daß man heimkommt. So sinnlos können nur Menschen mit ihrer Gesundheit umspringen. Tiere nie. Mir scheint, schon dieses Faktum ist eine ausreichende Rechtfertigung, dir eine Leichenrede zu halten, kleiner Hund. Eine Leichenrede, die mit der Schilderung jenes Wintermorgens beginnt, da dich deine rotbraune, langhaarige Teckelmutter Hexe unter Schmerzen gebar. Oder vielmehr, als sie dich warf! Denn das Recht, geboren zu werden, haben Hunde nicht, mußt du wissen. Geborenwerden ist wiederum ein Vorrecht der Menschen, die mir diesen Nachruf auf dich vielleicht als Lästerung auslegen. Als Verhöhnung der höchsten Güter jener Sorte von Lebewesen, die bei jeder Gelegenheit mit dem Worte „Menschheit" um sich wirft, weil sie nicht ahnt, daß das ein fiktiver Begriff ist. Das Leben, das du nicht mehr hast, kleiner Hund, ist eine ebenso komische Einrichtung wie jenes Lastauto, das dich zerquetschte. Es ist nicht zuletzt deswegen komisch, weil es viele Menschen gibt, die über ein zerstörtes Auto weinen und über einen totgefahrenen Hund die Achsel zucken.

Der Wagen hält, die entsetzliche Schaukelei hat aufgehört. Taxichauffeur spielen ist bestimmt kein ungetrübter Genuß. Zwei Mark vierzig fordert er Ich werde mich mit ihm auf einen Taler einigen, denn diese um die Ohren geschlagene Nacht hat soviel gekostet, daß es auf ein paar Groschen mehr oder weniger nicht mehr ankommt.

„Danke", sagt er, und mit strahlendem Gesicht fügt er hinzu: „Es ist ein Hundeleben, Herr."

Hundeleben? Kleiner Hund, dein Leben war das Leben eines Hundes; aber ein Hundeleben hast du nicht geführt. Damit ist diese Wortzusammensetzung als eine dumme Phrase entlarvt.

Treppe . . . Korridortüre . . . Wo sind die Schlüssel? Die Tür wird von innen geöffnet.

„Mein Gott, Anna, was ist denn los?"

Das Mädel sieht übernächtig aus, verängstigt, ratlos

„Gnädige Frau, die Hexe ist so sonderbar; sie wimmert und schreit manchmal, sie will auch nicht allein bleiben."

Ja, kleiner Hund, deine rotbraune Hexenmutter, die mit Bewilligung von Herrchen und Frauchen standesgemäß und stammbaumgemäß verheiratet worden war, hatte sich souverän über die tierärztlich vorgeschriebene Tragzeit von neun Wochen hinweggesetzt und bereitete sich auf eine Frühgeburt vor.

Nur Herrchen saß bei deiner Teckelmutter. Er hatte Frauchen und Anna trotz ihrer Proteste ins Bett geschickt und sich die Kognakflasche geholt Er rauchte seine langentbehrte Zigarette ohne Genuß, sein Herz war unruhig und er mußte deine winselnde und wimmernde arme Mutter trösten. Das mußte er oft, ehe das erste kleine Wesen neben ihr lag.

Ich weiß nicht, ob du es warst, mein Hund, dies erste. Das ist ja wohl auch gleichgültig. Ich sah nur mit Ehrfurcht das Wunder, wie die langhaarige Hexe, die nie von einer Mutter aufgeklärt und beraten worden ist, plötzlich nicht nur Gebärerin war, sondern zugleich auch Arzt, Hebamme und Mutter.

Fünf waren es schließlich, drei Hunde und zwei Hündinnen, du und dein Schwesterchen, kleiner Hund! Ihr sahet erst aus, wie kleine blinde Ratten. Ihr pieptet, wenn die rotbraune und seltsam schlank gewordene Hexe euch einmal auf Minuten verließ.

Nach 10 Tagen tatet ihr die Augen auf. Wenn ihr wachtet, dann erfülltet ihr die Luft mit eurem Gequäke, und wenn ihr schliefet, dann waret ihr ein wildes Knäuel von über- und durcheinanderliegenden Teddybären mit dicken Falten auf der Stirn Man hätte glauben können, es seien Sorgenfalten. Aber wenn man euch besser kannte, dann spürte man, daß sich hier kein psychischer Zustand offenbarte, sondern daß diese Falten ganz simplen physischen Ursprungs waren: die Haut war euch noch zu weit. Ihr solltet erst in das Fell hineinwachsen! Deshalb sahen eure Falten auch so komisch aus, daß Herrchen und Frauchen, unverständig wie Menschen sind, sich oft köstlich darüber amüsiert haben wenn sie ihre eigenen Sorgenfalten einmal vergaßen

Woher hättest du auch Sorgen haben sollen, kleiner Hund, du und deine vier Geschwister? Eure Hexenmutter tränkte euch, wusch euch mit der Zunge, gab euch ihre Wärme und war so zärtlich, wie nur eine Mutter sein kann. Wenn man eines von euch auf den Arm nahm, dann stand sie auf den Hinterläufen und tatschte mit den beiden Vorderpfoten so lange, bis man ihr das Kleine zurückgab. Und wenn sie es wieder hatte, dann beroch sie es und leckte es sorgfältig ab So ist deine rothaarige Teckelmutter, die nicht weiß wo du geblieben bist und wohl auch nicht weiß — aber wer kann das mit absoluter Bestimmtheit sagen —, daß du tot bist, kleiner Hund

Ein paar Wochen später kanntest du Herrchen ganz genau. Und wenn Frauchen, gut gelaunt dich morgens früh in Herrchens Bett setzte, dann warst du ganz außer Atem vor Wonne und fuhrest mit deiner kleinen nassen Nase Herrchen ins Gesicht, so daß er plötzlich hell wach war.

Hörst du den empörten Aufschrei, kleiner toter Hund, mit dem die Hygieniker diese Beichte begleiten? Hörst du die schüchternen Proteste schamhafter Hundebesitzer? Ich aber sage dir: wer behauptet, er hätte noch nie, niemals seinem zärtlich geliebten Hunde erlaubt, ins Bett zu kommen, der tut es heute noch!

Wenn du noch lebtest, kleiner Hund, dann würdest du jetzt den dir als rückwärtige Verlängerung mitgegebenen Vergnügungsanzeiger in Tätigkeit setzen und Herrchen anlächeln Du würdest sogar lachen Vielleicht am meisten darüber, daß es Menschen gibt, die sich allen Ernstes einbilden, Hunde könnten nicht lachen.

Sieh, mein Tier, so dumm sind diese zweibeinigen Lebewesen, die sich wunder was auf ihre Klugheit einbilden! Daß ein Hund weinen kann, wissen sie zwar; aber sie machen so wenig Gebrauch von dieser Wissenschaft, daß sie voll mitleidiger Verwunderung den Kopf schütteln, wenn man ihnen sagt, Hunde könnten lachen Weinen ja — aber lachen! Als ob es auf Gottes weiter Welt auch nur ein einziges Geschöpf gäbe, das so einseitig wäre!

Eines Tages aber, der für Herrchen und Frauchen die dich nicht gern hergaben, sehr unschön war, mußtest du fort. Du wurdest verschenkt. Und weil gerade Ostern war, setzte dich Frauchen schweren Herzens in ein grün ausgeschlagenes Körbchen und brachte dich als lebenden Osterhasen zu Edith, die nun dein Frauchen wurde.

Und weil du tatsächlich wie ein Hase aussahst, weil noch dazu Ostern war, und weil Edith, die Schauspielerin ist, Extravaganzen liebt, nannte sie dich Häschen.

Natürlich ist Häschen kein Name für einen Hund. Aber was nützt alles Stirnrunzeln kynologischer Kapazitäten: Edith ist eine Schauspielerin, und Häschen ist tot. Es wird sich, steht zu befürchten, gegen beides, und damit auch gegen das Wesentliche, nämlich den Namen, nichts mehr tun lassen. Außerdem hättest du, mein kleiner Hund, ja auch noch einen vornehmen Zwingernamen erhalten, wenn du nicht unter das verfluchte Lastauto gelaufen wärest; denn deine Mutter heißt Hexe vom Samlandweg. Dein Vater aber genießt unter dem Namen Meyer von Leuchtenburg den besten Ruf und steht bei allen Langhaarteckelhündinnen in hoher Gunst.

Sieh, mein kleiner Hund, noch nach deinem Tode muß ich dich in Schutz nehmen. Es nützt mir nicht das geringste, daß du mit Freuden auf den Namen Häschen hörtest. Der kynologische Ehrenkodex verlangt gebieterisch diese Entschuldigung. Du, den diese Auseinandersetzung am meisten angegangen wäre, wenn du noch lebtest, würdest dich über den sonderbaren Eifer wundern, den dein Herrchen in diesem Zusammenhange entwickelt. Ich sehe deine buschige Rute in lebhafter Bewegung

Du warst bei Edith, aber wir sahen dich oft Und ob du es gleich gut hattest — deine Anhänglichkeit an Herrchen und Frauchen blieb unverändert Du jaultest vor

Freude bei jedem Wiedersehen. Das war schön. Am schönsten aber war es als du mit deinem Freudenausbruch um ein Haar einen Theaterskandal verursacht hättest.

Du hast nie gewußt, mein kleiner Hund, was ein Spielleiter ist, obgleich dein neues Frauchen Schauspielerin war. Manche Spielleiter sind Leute, die ihren Mangel an Können und Kultur durch Einfälle zu verdecken suchen, die ihnen originell erscheinen Auch du, mein kleiner Hund, warst ein solcher Regieeinfall, und Edith war schwach genug, ja zu sagen.

Man spielte „Androklus und der Löwe“ von Herrn Shaw. Du wurdest Androklus in den Arm gelegt und von ihm hinausgetragen ins grelle Licht der Spielflächenbeleuchtung. Warum? Wieso? Ich weiß es nicht. Es ist ein ewiges Geheimnis jenes Spielleiters. Ob er sich einbildete, du wärest eine Art Miniaturlöwe?

Das Theaterpublikum fand dich unterschiedslos goldig und süß, zumal du dich ganz manierlich benahmst. Herrchen aber ärgerte sich über Herrn Shaw, über den Spielleiter, über den affektierten römischen Centurio . . .

Ja, und als dieser Centurio, als dieser unerträglich eingebildete Laffe zu sprechen begann, da entdecktest du, daß Herrchen und Frauchen da vorn saßen. Was wußte dein kleines Hundeherz davon, daß jedes Wort solch eines Literaten eine unerhörte Kostbarkeit ist! Es wußte nur: Da ist Herrchen und Frauchen Was Wunder, daß du dein Triumphgejaule anstimmtest und den vor Wut erblaßten Centurio mühelos übertöntest! Du zappeltest und wärst dem überraschten Androklus beinahe entwichen. Wenn man dich nicht schleunigst hinausgereicht hätte, dann würdest du die ganze Aufführung geschmissen haben.

Es war wundervoll, mein kleiner Hund! Großartig hast du das gemacht!

Dann kam jener Morgen, an dem der Fernsprecher so gellend schrillte und aus der Hörmuschel wildes Schluchzen einer Frauenstimme an Herrchens entsetztes Ohr schlug. Schluchzen und mühseliges Gestammel, aus dem Herrchen eine ganze Weile nicht klug werden konnte, bis er sich aus den Worten „Häschen“ und „tot“ einen Vers machte.

Edith war es, dein neues Frauchen. Sie weinte um dich, wie nur eine zutiefst traurige Frau weinen kann, mein kleiner Hund. Und es dauerte lang, bis ich klar sah

Aus der Haustür warst du gefegt, wie ein kleiner Teufel, eine Unart, die dir deine Hexenmutter vererbt hat. Blind unter das Rad eines Lastautos. Als es über dich hinweggerollt war mit jenem Rumpler, den das Herz deines Frauchens mitmachte, da lagest du tot auf dem Asphalt der großen Stadt. Ein wenig Blut lief dir aus der spitzen Schnauze, mein kleiner Hund . . .

Hundeblut . . . Hundeblut . . . mußt du wissen, ist nicht nur eine von jedem Gerichtschemiker mühelos zu analysierende Flüssigkeit. Es ist mehr: es ist dein Lebenssaft, Tierlein, in dem sich dunkle Wünsche und alle tiefen Geheimnisse regen Vielleicht ist es der Sitz deiner Seele, der ja bei dir anatomisch ebensowenig feststeht wie bei den Menschen; deiner Seele, die ganz gewiß nicht das war, was die Zweibeiner unter Hundeseele zu verstehen pflegen, weil die meisten weder von ihrer eigenen Seele noch von den Geheimnissen ihres eigenen Blutes etwas wissen Wie sollten sie etwas von dir wissen, Tierlein?

Kleiner Hund, ich habe dich lieb gehabt. Du hast es gefühlt und du hast an mir gehangen. Du warst treu.

Ich habe dich lieb gehabt, und es hat mir weh getan, als mir die weinende Frau am Telephon sagte, du seiest tot.

Ich habe dich lieb gehabt, das bekenne ich dir, kleiner Hund, auf die Gefahr hin, daß man mich albern nennt. Oder sentimental. Oder blödsinnig.

Ich habe dich lieb gehabt, und meine Hand, die den Hörer auf die Gabel zurücklegte, meine Hand, die dich, als du noch lebtest, so oft streichelte, hat ein wenig gezittert.

Sieh, kleiner Hund, das ist meine Leichenrede auf dich. Man hat dich in irgendeinem Garten begraben; ein zierliches Geschöpf, mit rotem weichem Fell, mit vier Beinen und einem schmalen, spitzen Kopf, an dessen Schnauze verkrustetes Blut klebte. Lohnt es sich, darüber zu reden?

Vielleicht haben die Leute recht, die sagen, Hunde hätten in der Stadt nichts zu suchen; denn die Straße gehöre bekanntlich dem Verkehr. Ich weiß es nicht, kleiner Hund. Ich weiß nur, daß Asphalt eine zivilisatorische Errungenschaft ist, auf die man stolz zu sein hat. Andernfalls ist man ein Idiot oder doch mindestens rückständig

Und noch eines weiß ich, kleiner Hund: daß man von Lebewesen, die so denken, nicht als von Menschen, sondern als von Leuten sprechen muß. Den Verkehr mit Leuten meine ich. Ich halte mich lieber an Menschen und Tiere. Auch du gingest nur zu Menschen; Leute knurrtest du an.

Kleiner Hund, kleiner Hund! Ich werde dich nicht vergessen!

Zu unserem Tatsachenbericht „Die große Gaukelei“

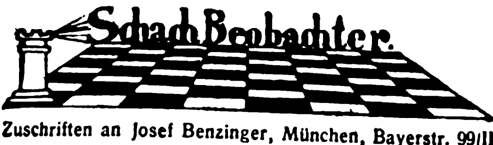
Der Tatsachenbericht „Die große Gaukelei“ hat außerordentliches Interesse in unserem Leserkreise gefunden, das sich vielfach in Zuschriften an die Schriftleitung und den Verfasser des Berichtes, Heinrich Seiler, kundgab. Hauptsächlich drehte es sich um die geheimnisvolle Kugel, über die wir in Folge 14/1937 auf Seite 498 ff berichtet haben. Wir sehen uns daher veranlaßt, folgendes bekanntzugeben: Das Geheimnis der aufwärts rollenden Kugel ist mit dem Artisten, der mit dem Trick weltberühmt wurde und dann als alter Mann auf der Seereise von Australien nach Europa in den Ozean sprang, zugrunde gegangen. Die Lösung des Rätsels ist bis heute unbekannt geblieben und wird vermutlich auch weiter unbekannt bleiben

Die Schriftleitung

Berichtigung

In Folge 14/1937 haben wir auf Seite 521 erwähnt, daß Generalintendant Schlenck im Oldenburger Theater die ersten weltanschaulichen Schulungskurse für deutsche Theater eingeführt habe. Hierzu teilt uns der Generalintendant des Stadttheaters Dortmund, Hoenselaars, berichtigend mit, daß er diese Schulungskurse schon seit über zwei Jahren in den in seinem Landesteil befindlichen Theatern durchführt, somit als erster Generalintendant diese Neuerung eingeführt hat.

Die Schriftleitung

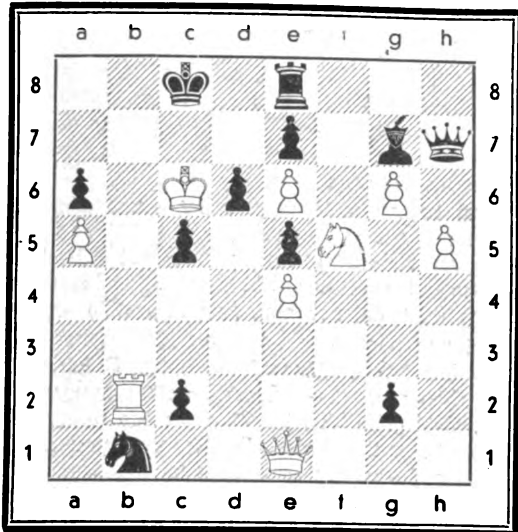


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von A Helmes Büdlich (Mosel)

Schwarz: Kc8, Dh7, Te8, Lg7, Sb1, Ba6, c2, c5, d6, e5, e7, g2 (12)



Weiß: Kc6, De1, Tb2, Sf5, Ba5, e4, e6, g6, h5 (9)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Die Aufgabe in Folge 18 zieht der Komponist wegen Nebenlösungen zurück.

An viele Löser: Lösungen, die erst nach 14 Tagen eingesandt werden, können aus technischen Gründen nicht mehr berücksichtigt werden. Bei Anfragen bitte Rückporto beilegen

Kurzpartie im Wildweststil!

Königsgambit in Falkbeer-Verteidigung, gewonnen von Benzinger, München

1. e2—e4	e7—e5	8. De2 b5†	Ke8—f7!
2. f2—f4	d7—d5	9. Db5×b4	Dd8 h4†
3. e4×d5	e5 e4	10. g2—g3	Se4×g3
4. Dd1 -e2[1]	f7—f5	11. Sg1—f3	Th8- e8†
5. d2—d3	Sg8 -f6	12. Ke1—d1	Sg3×h1!
6. Sb1—d2	Lf8—b4	13. Sf3×h4?	Sh1—f2†
7. d3×e4	Sf6×e4[2]		

[1] Üblich ist hier 4. d2—d3, oder noch besser 4. d2—d4

[2] Eine Falle! Schwarz gibt den Läufer preis

Wie spielt man in Italien?

Reti-System, gespielt im Italienischen Meisterschaftsturnier 1936/37

Weiß: Castaldi			Schwarz: Norcia
1. Sg1—f3	d7—d5	14. Sf3—g5†	Kf7—e7
2. c2—c4	d5×c4[1]	15. Sg5×e6	Dc7—b8[6]
3. Sb1—a3	Lc8—g4[2]	16. Se6×g7	Sd7—b6
4. Sa3×c4	Sg8—f6	17. e3—e4	Ld6×h2†
5. Dd1—b3	Lg4—c8[3]	18. Kg1—h1	Lh2—f4
6. Sc4—e5	Dd8—d5[4]	19. Ld2—b4†	Lf4—d6
7. Db3—c2	c7—c6	20. Lb4×d6	Db8×d6
8. e2—e3	e7—e6	21. e4—e5	Dd6×d4
9. Lf1—c4	Dd8—a5	22. e5×f6†[7]	Dd4×f6[8]
10. 0—0	Lf8—d6	23. Tf1—e1†	Ke7—d8
11. d2—d4	Sb8—d7	24. Dc2—d3†	Lc8—d7[9]
12. Lc1—d2	Da5—c7	25. Sg7—e6†	Kd8—c8
13. Se5×f7![5]	Ke8×f7	26. Dd3—d6	Aufg.[10]

[1] Eine solidere Aufstellung wäre 2. ..., c7—c6 nebst Sf6 usw.

[2] Schwarz sollte sofort mit 3. ..., e7—e5 Gegengambit spielen mit dem Plan 4. Sf3×e5, Lf8×a3!; 4. Dd1—a4†, b7—b5!; 6. D×a3, Dd6! usw.

[3] Zu dieser „Rückwärtsentwicklung" bestand keine Veranlassung. Es sollte 5. ..., Dd5 geschehen. Auch 5. ..., Dc8 war gut.

[4] Natürlich nicht 6. ..., e7—e6, wegen 7. Sf3—g5!

[5] Ein hübsches und korrektes Figurenopfer!

[6] Falls 15. ..., L×h2; so folgt 16. Kh1, Dd6; 17. e3—e4!

[7] Weiß hat bei besserer Stellung die Figur wieder zurückgewonnen.

[8] Eine Kleinigkeit besser wäre 22. ..., K×f6 gewesen.

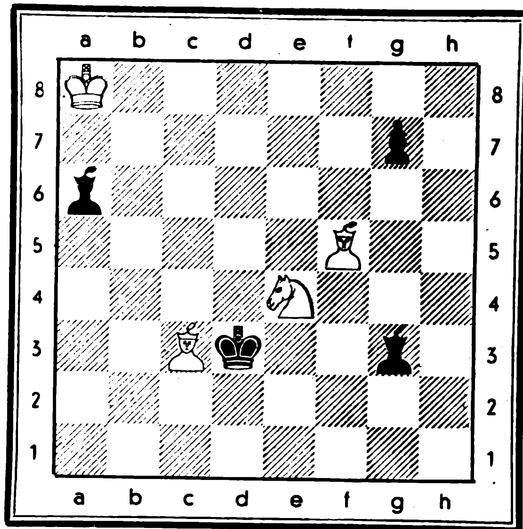
[9] Auf 24. ..., Kc7 folgt 25. Dg3† nebst 26. Ta1—d1†. Auch 24. ..., Sd5 ist nicht besser, es würde 25. L×d5 folgen.

[10] Der Drohungen sind zu viele, weshalb Schwarz mit Recht aufgab. Eine gute Leistung des jungen, neuen Italienmeisters.

Feinheiten im Endspiel!

Endspielstudie von V Gandolfi, Mailand

Schwarz: Kd3, La6, Lg3, Bg7 (4)



Weiß: Ka8, Lc3, Lf5, Se4 (4)

Weiß am Zuge gewinnt!

Der italienische Meister zeigt uns mit dieser Studie einen ebenso hübschen wie lehrreichen „Kleinfigurenkampf". Der naheliegende Zug 1. L×g7 scheitert an 1. ..., Ke3!; 2. S×g3, Kf4!

Wodurch gewinnt Weiß?

Lösung:

Durch 1. Lc3—a5, Lg3—h4 (oder ähnliche Läuferzüge); 2. Se4—c5†, Kd3—c4; 3. Sc5×a6, Kc4—b5; 4. La5—c7! Wenn nun 4. ..., K×a6; so setzt 5. Ld3† matt, sonst würde Weiß mit drei Figuren gegen eine ohne besondere Schwierigkeiten gewinnen.

Kurt Günther von Fischer:

Themistokles und die Kreuzworträtsel

Eine Geschichte, die eigentlich nur Männer lesen sollten

Es war ein wundervoller, lauer Maientag, ein leises Ahnen von Sommer umwehte das junge Grün, der Himmel schwebte wie ein azurner Baldachin über der lachenden Welt, und selbst die starrenden Häuserwände hatten ihr schmutziges Grau abgelegt und blinzelten freundlich auf die buntgekleidete Menschenmenge zu ihren Füßen. Kurz, es war ein Tag, an dem der Polizeibericht keine Selbstmorde meldete, an dem die holde Weiblichkeit doppelt so viel Zeit als sonst zum Ankleiden benötigte, und die Männlichkeit von 16 bis 60 (einschließlich, bitte) doppelt unternehmungslustig aussah.

Auch Mister Themistokles B. Ligg, aus Denver, USA., der seit einer Woche als Gast hier weilte, machte davon keine Ausnahme. Er saß heute wie täglich in dem eleganten Café am Schillerplatz und sog an einem Strohhalm

Er war nicht gerade das Urbild eines Draufgängers, seine Männlichkeit schien sogar etwas verkümmert, aber es lag etwas in der Luft . . . so etwas herrlich Ungewisses, das selbst in der Brust einer Mumie aus dem mittleren Reiche Gefühle erweckt hätte.

Es wird also niemand wundernehmen, wenn Mr. Themistokles B. Ligg durch einen tiefen Sauerstoff-Atemzug seinen Brustkorb beinahe bis zum Umfang Schmelings ausdehnte — und von neuem begann, die Knöpfe zu zählen

Natürlich nicht seine eigenen! Sondern die Knöpfe an seinem Nebentisch! Diese Knöpfe liefen in einer schnurgeraden Reihe abwärts und hielten ein entzückendes Kleidchen zusammen. Darin steckte ES. Hätte Themistokles B. Ligg besser Deutsch können, er hätte ES als einen „netten Käfer" bezeichnet, da er aber in die Geheimnisse der Sprache Goethes erst sehr notdürftig eingedrungen war, murmelte er bloß:

„Very nice, indeed, a marvellous girl!"

Hier muß bemerkt werden, daß Mr. Ligg die Tiefen (und Untiefen) des weiblichen Wesens noch nicht genau durchforscht hatte. Einmal allerdings hatte er sich schon die Finger verbrannt.

An etwas Blondem.

Jedoch dazwischen lagen zwei Jahre und achttausend Kilometer.

Sie, am Nebentisch, war auch blond! Strahlend! Entzückend! I say: zum Anbeißen! Mr. Themistokles B. Ligg stand auf und ging zum Nebentisch.

„Beg you pardon . . . sind die Zunndholzer frei?"

„Oh, Sie sind Engländer?" sagte das Fräulein. Sie war wirklich reizend! — „Amerikaner!" entgegnete Mr Ligg. „Wohl geschäftlich hier?" zirpte das Geschöpfchen und lächelte berückend, so daß Mr. Ligg zwei wirklich sehr schöne Zahnreihen bewundern konnte

„No", war die Antwort. „Ich studiere hier die Kultur, die Land . . and das . . . people". Und er

verbreitete sich in einem schauderhaften Kauderwelsch des längeren über seine künstlerischen Absichten und Ziele. Das Fräulein hörte unter Aufbietung ihrer ganzen (ach, wie schwachen!) Englischkenntnisse zu und lächelte aufmunternd. Sie schien nicht abgeneigt, mehr von Mr. Ligg zu hören, auch Themistokles schien nicht abgeneigt . . . sozusagen . . . kurz und gut, Mr. Ligg stellte sich vor und gestattete sich, am selben Tisch Platz zu nehmen

Auch das Fräulein stellte sich mit strahlendem, himmelblauem Augenaufschlag vor. Sie hieß Ly! (Laut Taufschein: Elisabeth, später: Lilly, endlich: Ly.)

„Oh, was Sie für einen eigenartigen Vornamen haben!" sagte sie. „Themistokles ist gewiß original amerikanisch, nicht wahr? Aber, wissen Sie, ich finde ihn sehr interessant, wirklich reizend, einmal etwas anderes als dieses ewige Fritz, Hans, Karl!"

Themistokles bestätigte den original amerikanischen Ursprung seines Namens und fand seinerseits „Ly" entzückend! Infact — entzückend! Dann bestellte er etwas Alkoholisches, Eisgekühltes . . . zweimal natürlich. Fräulein Ly wurde immer heiterer, strahlender.

„Haben Sie Kreuzworträtsel gern?" fragte sie plötzlich. Mr. Ligg hatte nicht ganz verstanden, sagte auf alle Fälle „yes" und rückte näher. „Ich löse sie für mein Leben gern!" jauchzte Ly. „Und das ist auch der Grund, warum ich heute so glücklich bin."

Mr Ligg blickte fragend

„Ich habe nämlich bei dem großen Preisrätsel-Wettbewerb der ‚Wochenpost' den dritten Preis gemacht!" frohlockte Ly. Dann schob sie sich an ihn heran und begann reizend und wie ein mittleres Wasserfällchen zu plaudern:

„Zwanzig große, schwere Kreuzworträtsel hab' ich lösen müssen, jeden Sonntag eines, mit lauter so verzwickten, langen Worten. Bis spät in die Nacht bin ich gesessen und hab' gegrübelt. Ja, und einmal hab' ich sogar mitten in der Nacht Licht gemacht und die ganze Familie aufgeweckt, weil mir das Urwaldtier mit elf Buchstaben eingefallen ist. Auch mit meinem Chef hab' ich Krach gehabt, mit diesem Ekel, weil er mich abends immer so lang zurückbehalten hat, daß mir gar keine Zeit für die Kreuzworträtsel übriggeblieben ist . . . aber ich hab' ihm meine Meinung gesagt! Muß man sich da nicht aufregen?"

„Natuhrlich muß mon sich aufregen!" bekräftigte Themistokles

„Und einmal, da bin ich sehr im Zweifel gewesen, das war gerade beim letzten Rätsel, beim zwanzigsten, das war auch das schwerste. Da hab' ich wegen diesem Urgemisch mit vier Buchstaben die ganze Familie und alle Bekannten gefragt. Und mein Bruder, der ist Lehrling in einer Gemischtwarenhandlung, hat gesagt, ein Urgemisch, das kann nur eine sehr alte Mischung sein und es muß mit Kaffee zu tun haben, und der Vater hat gemeint, es ist das, was wir alle Tag zum Nachtmahl kriegen, meine Tante aber hat gar nichts gesagt, weil sie geglaubt hat, es ist etwas Unfeines Erst mein Großvater mütterlicherseits hat ‚Chaos' erraten. Dabei war ‚Ch' ein Buchstabe, was ich vorher gar nicht bemerkt habe. Und daß ein Meerpolyp eine Pulpe, ein türkischer Statthalter ein Mudir, und etwas, das nicht weit vom Stamme fällt, ein Apfel ist, wären Sie da drauf gekommen, Mr. Ligg?"

Mr. Themistokles B. Ligg wäre nicht daraufgekommen.

„Aber jetzt habe ich es geschafft!" und sie zog triumphierend die Zeitung hervor und zeigte auf die erste Seite. Dort stand ganz fett:

„3 Preis: Waren nach Wunsch im Wert von 500 RM.
aus dem Damenmodenpalast Schick & Co."

und daneben groß ihr Name als Gewinnerin

Themistokles rückte noch ein Stückchen heran, hielt seinen Kopf ganz nahe neben den süßen, blonden und starrte etwas länger als nötig in die Zeitung.

„Aoh, das sein wonderful!" sagte er, und es ist zweifelhaft, ob er die Zeitung meinte „Sie können uuirklich bekommen, uuas Sie uuollen?"

„Natürlich!" sagte Ly. „Die herrlichsten Kleider die schönsten Sachen, was ich will, und alles ist bezahlt. Und heute ist der große Tag, heute gehe ich hin!"

Mr. Ligg bestellte noch etwas Eisgekühltes, denn er brannte lichterloh vor Begeisterung.

Eine Stunde später sagte Ly nur mehr „Herr Themistokles". Nach einer weiteren ließ sie auch das „Herr" weg. Selbst Mr. Ligg, obwohl von seiner Heimat her an Großartiges gewöhnt, erstaunte über dieses Tempo. Aber es war, wie gesagt, ein Maientag.

Die Mittagsstunde sah die beiden in einem erstklassigen Restaurant, wo Ly bei den hors d'oeuvre noch immer von den Tücken der Kreuzworträtsel erzählte, während sie beim Obst schon seinen Rat in einer schwierigen Modefrage haben wollte, ob sie nämlich heute nachmittags ein langes, graues Lamétanzkleid wählen sollte, oder das herrliche moosgrüne, das seit vorgestern in der 23 Auslage von Schick & Co hing . . .

Ein Taxi brachte die Sache dann endgültig zum Klappen. Mr. Themistokles B Ligg konnte den vollen, kußecht roten Lippen nicht widerstehen .

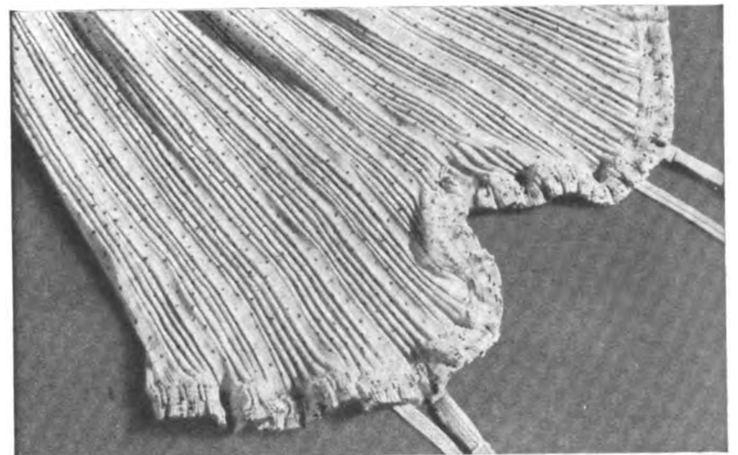
„Du, Misty!" sagte Ly (. . . es waren genau drei Stunden und zweiundvierzig Minuten verflossen, seit Themistokles Knöpfe gezählt hatte, und sie nannte ihn jetzt abwechselnd „Themerl" und „Misty"), „du, Misty, du mußt mit mir ins Modenhaus kommen! Schau, allein kann man das nicht so beurteilen, ob einem die Sachen stehen, und wenn ich mich schon so mit den Kreuzworträtseln geplagt hab', so möchte ich mir natürlich nur das Eleganteste aussuchen Du hast doch einen sooo guten Geschmack!"

Misty hatte einen guten Geschmack, also befahl er dem Fahrer Kurs zum Modenhaus.

„Sei schick durch Schick!" grüßte schon von weitem die riesige Lichtreklame; und diese Devise des berühmten Modenhauses Schick & Co. begleitete sie durch alle 16 Abteilungen. Von der feinen und feinsten Damenwäsche angefangen, häuften sich Berge von Waren, Stoffen, Kleidern vor ihnen. Ly wählte, probierte, fragte, stellte die raffiniertesten Farbschattierungen zusammen, begeisterte sich an diesem, schob jenes mißbilligend beiseite und beschäftigte alle Angestellten, von dem Laufmädchen bis zur Direktrice. Ganze Gebirge von Schachteln ergossen ihren kostbaren Inhalt, zehn Mädchen waren allein damit beschäftigt, das bereits Gesehene wegzuräumen. Und das ging so durch alle Abteilungen: Wäsche, Schuhe, Kleider, Hüte, Kosmetik, Pelze, Lederwaren . . um halb drei hatten sie das Modenhaus betreten — um sieben Uhr waren endlich alle Wünsche und Sehnsüchte Frl Lys endgültig und restlos befriedigt. Schick & Co. hatten gezeigt, was sie konnten!

Wändrich-Meißen





Mr. Themistokles B. Ligg saß etwas ermüdet von soviel Farben, Licht und Prunk in der letzten Abteilung. Lo hatte hinter der Mattglastafel eine kurze Unterredung mit der Direktrice. Dann kam sie herausgerauscht. Sie sah schlechthin feenhaft aus!

„Misty, Liebling!" lächelte sie, „warte hier auf mich, ich erledige jetzt bloß das Geschäftliche in der Direktion und bin gleich wieder da!" Und mit einem verliebten Augenzwinkern schwebte sie von hinnen . . .

Mr. Ligg wartete geduldig.

Zwei Minuten.

Fünf Minuten.

Zehn Minuten.

Dann stand er auf. In diesem Augenblick schoß die Direktrice auf ihn zu. „Wollen Sie bitte die Güte haben, die Rechnung zu begleichen, mein Herr! Die Frau Gemahlin läßt sagen, sie warte im Café gegenüber!"

— — — — — — — —

Die folgenden zehn Minuten bewiesen, daß das korrekte Benehmen des Zivilisationsmenschen doch nur eine oberflächliche, schlecht haftende Tünche ist. Bei der erregten Auseinandersetzung mit Tobsuchtsanfällen auf beiden Seiten hätte ein Sprachforscher die einmalige Gelegenheit gehabt, eine Anzahl noch unbekannter Flüche der deutschen und englischen Sprache zu entdecken.

Nicht viel später verließ ein etwas geknickter Themistokles das prunkvolle Marmorportal von Schick & Co. In seiner Tasche befand sich eine Rechnung über achthundertfünfzig Mark 36 Pfennig, mit dem Aufdruck: bezahlt.

Er glich wenig seinem glücklichen Namensvetter aus der griechischen Geschichte.

Und gegen Kreuzworträtsel hatte er seither einen unüberwindlichen Widerwillen.

Wer's glaubt

Als Lenbach geadelt worden war, fragte ihn ein Bekannter, wie er sich als frischgebackener Adliger fühle.

„Danke", antwortete Lenbach, „ich fühle mich sehr wohl. Aber die letzte bürgerliche Nacht war einfach grauenhaft!" H. L.

ANEKDOTEN

Fontane bekam öfters Einladungen von einer Gräfin W., „um fünf Uhr den Tee bei ihr zu nehmen“. Ein paarmal ging er hin und traf dann stets eine größere Gesellschaft an, die vorher gut gegessen hatte und nun durch seinen Witz angenehm unterhalten zu sein wünschte.

Natürlich verletzte es den Dichter, daß ihm nicht ebenfalls die Ehre einer Einladung zum Diner um drei Uhr zuteil ward, und schließlich lehnte er weitere Einladungen zum Tee dankend ab. Trotzdem blieben sie nicht aus, so daß Fontane eines Tages eine solche Karte an die Gräfin zurückgehen ließ, mit dem Zusatz:

„. . . Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich der empfangenen freundlichen Einladung leider nicht Folge leisten kann, da ich grundsätzlich meinen Tee stets da zu nehmen pflege, wo ich speise . . .“ F. F.

*

Rossini hatte eine Einladung zum Essen angenommen, von einer Dame, bei deren Diners es überaus knapp herzugehen pflegte. Die Mahlzeit, an der Rossini teilnahm, machte denn auch keine Ausnahme von dieser Regel: Hungrig und unbefriedigt stand man vom Tische auf.

„Hoffentlich werden Sie uns recht bald wieder mal die Ehre schenken, bei uns zu speisen“, sagte die Herrin des Hauses beim Abschied zu dem berühmten Gast.

„Gleich nochmal, wenn's Ihnen recht ist!“ erwiderte Rossini harmlos lächelnd . . . F. F.

Alles für Volk und Vaterland!

Sein alles setzte Friedrich der Große für sein Vaterland und Volk dran, getreu den Grundsätzen, die er sich zur heiligen Verpflichtung als Lenker des Staates machte.

Oft hat er diese Grundsätze betont, wie mit den Worten: „Zwei Triebfedern sind es, die mein Handeln bestimmen. Die eine Triebfeder ist das Ehrgefühl und die andere das Wohl des Staates, den der Himmel mir zum Regieren gegeben hat. Diese schreiben mir zwei Gebote vor, einmal: nie etwas zu tun, worüber ich zu erröten hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte. Sodann: für meines Vaterlandes Heil und Ruhm den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben. Mit solchen Grundsätzen weicht man seinen Feinden nie.“ —

„Ein Fürst verhält sich zu seinem Volke wie das Herz zu dem Bau unseres Körpers. Dieses bekommt das Blut aus allen Gliedern und treibt es wieder bis zu den äußersten Teilen hin. Jener erhält von seinen Untertanen Treue und Gehorsam und gibt ihnen dafür Überfluß, Glückseligkeit, Ruhe und alles, was zum Wohle und zur Förderung der Gesellschaft beitragen kann.“ —

„Menschenliebe ist nach meiner Ansicht die einzige Tugend und muß besonders denen eigentümlich sein, die durch ihre Stellung in der Welt ausgezeichnet sind. Ein Landesherr muß als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elend abzuhelfen, soviel nur in seinen Kräften steht Er gleicht einem Arzt, der heilt: zwar nicht die Krankheiten des Körpers, wohl aber die Not seiner Untertanen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden und die Hilferufe der Unterdrückten müssen bis zu ihm gelangen.“ M. R.

Grund zur Ablehnung.

Im Jahre 1303 wurde Konrad, ein Sohn des Herzogs Konrad von Glogau und Sagan, zum Erzbischof von Salzburg gewählt. Er zog festlich in Salzburg ein, mußte aber bald die Feststellung machen, daß weder in der Stadt noch in der Umgegend Steinauer Bier zu bekommen war. Da Konrad aber ein großer Liebhaber dieser Marke war, kehrte er bald wieder nach Schlesien zurück und leistete lieber auf das Erzbistum Verzicht als auf sein geliebtes Steinauer Bier R. H.

Abgefertigt.

Der Münchener Anatom Nikolaus Rüdinger († 1896) war anfänglich Barbier gewesen. Zufolge einer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in mehreren deutschen Staaten bestehenden Einrichtung hatte er in Heidelberg einige Vorlesungen gehört, um dann die Laufbahn der niederen Chirurgie zu ergreifen. Erst später wurde er durch eine kleine Erbschaft in den Stand gesetzt, regelrecht Medizin zu studieren; ein Bildungsgang, auf welchen Rüdinger mit Recht ein wenig stolz war.

Als er nun eines Tages in einem Sektionskurse einen Studenten deswegen tadelte, weil dessen Messer viel zu stumpf seien, suchte sich dieser zu entschuldigen, indem er meinte, er verstehe sich auf das Schleifen

nicht, wo solle er das wohl gelernt haben? Er sei doch nicht — Barbier gewesen . . .

„Nein", entgegnete in aller Gemütsruhe Professor Rüdinger, „wenn Sie es gewesen wären, Sie wären's auch geblieben."

P. S.

Zusammengeschmolzene Staatseinnahmen.

Um die preußischen Staatseinnahmen zu erhöhen, erstrebte König Friedrich auch eine Art Kaffeemonopol und hatte darum „Staatskaffeebrennereien" einrichten lassen. Da der Gewinn jedoch bei weitem nicht den Erwartungen entsprach, trotzdem recht viel Kaffee in Preußen getrunken wurde, fragte er eines Abends im grünen Speisesaal von Sanssouci die um ihn versammelten Freunde und Hofleute, wie sie sich das erklären könnten.

Einige der Anwesenden brachten mit viel Wortschwall umständliche Deutungen vor, bis der alte Husarengeneral Ziethen plötzlich trocken meinte: „Wenn Majestät gestatten, will ich es deutlich zeigen, warum so wenig durch die Steuern einkommt!" Friedrich darauf: „Leg Er los, Ziethen!"

Sogleich griff nun der General in den neben ihm stehenden Weinkühler, holte ein großes Stück Eis heraus, hob es hoch, so daß es jeder sehen konnte, und übergab es dann seinem Tischnachbar mit der Bitte, es von Hand zu Hand gehen zu lassen.

Als es dann beim König angelangt war, hatte das Eisstück nur noch den Umfang einer kleinen Bohne.

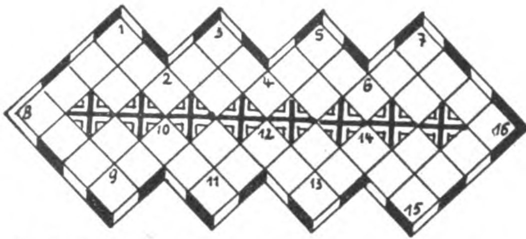
Erwartungsvoll schaute der König auf Ziethen, der ihn jetzt mit zwinkernden Augen ansah und fragte: „Wissen Eure Majestät nun, warum die Steuern so kläglich sind, wenn sie in den Staatskassen anlangen?"

Friedrich hatte seinen erfahrenen, lebensklugen alten General sofort verstanden!

M. R.

RÄTSEL

Wortkette



1—9 Paradies, 1—2 Erfrischung, 2—3 Fluß in Spanien, 3—11 Laube, 3—4 Teil des Auges, 4—5 Musiknote, 5—13 Familienmitglied, 5—6 Weichselzufluß, 6—7 Verneinung, 7—15 orientalischer Titel, 7—16 altes Maß, 8—1 Behälter, 8—9 Rheinzufluß, 9—10 ungebraucht, 10—11 Nibelungengestalt, 11—12 juristisches Beweismittel, 12—13 Fluß in Rußland, 13—14 Elend, 14—15 Fluß in Katalonien, 15—16 Teil des Segelschiffes.

Rätselgleichung

(A — el — e + r) + B + C + (D — d) + (E — a) = X.

A) Frauenname, B) persönliches Fürwort, C) Verhältniswort, D) Schutzwaffe, E) Shakespeare-Gestalt, X) deutscher Dichter.

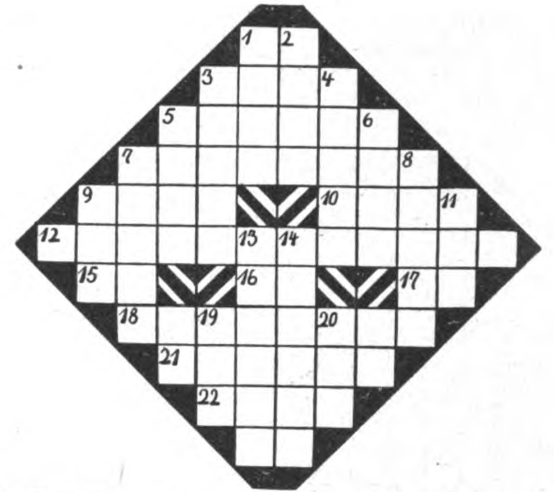
Umstellrätsel

Achsel, Plauen, Ramsch, Fiaker, Maul, Dürer, Salbe, Anker, Feile, Glut, Last, Ruhe, Gilde, Kadi, Gaul, Lamm, Palast, Flaum, Eimer, Laune, Gurke, Lager, Fort, Schere, Eider, Leere, Dotter, Schute, Rost, Marke, Eimer, Saturn, Tiber, Lauge, Engel. Durch Umstellung der Buchstaben und Wegnahme eines derselben sind Wörter anderer Bedeutung zu suchen. Die weggenommenen Buchstaben ergeben ein Wort Nietzsches.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 3. Zehrwurz, 5. Himmelskörper, 7. deutscher Dichter, 9. Schillersche Dramengestalt, 10. griechische Landschaft, 12. nationalsozialistische Einrichtung, 15. frz.: Gold, 16. Abkürzung für „Rhenium", 17. griechische Vorsilbe, 18. schaffender Mensch, 21. Stadt in Nordamerika, 22. nordisches Göttergeschlecht

Senkrecht: 1 Hauptstadt der Steiermark, 2 Erdstrich, 3 Gebirge in Asien, 4 Niederschlag, 5 gezwungene Haltung, 6. Stadt in Rußland, 7. Schlange, 8. Berg in der Schweiz, 9. lateinisch: für, 11. japanische Münze, 13. Borte, 14. Begrenzung einer Fläche (Mehrzahl), 19. Riesenschlange, 20. Laut.



Geographisches Winkelrätsel

(Wer kennt Europa?)

1—2 See bei Berlin, 2—3 Grenzgebirge zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei, 4—5 Deutschlands höchster Berg, 5—6 Stadt an der Wupper, 7—8 belgische Industriestadt, 8—9 europäisches Königreich, 10—11 griechische Insel, 11—12 deutscher Freistaat, 13—14 rechter Rheinzufluß 14—15 Stadt in Hannover, 16—17 Stadt in Italien, 17—18 Nebenfluß der Donau, 19—20 Teil der nördlichen Eifel, 20—21 Fluß in Rußland, 22—23 Ort in Holland, 23—24 Gebirgszug in Braunschweig, 25—26 Fluß in Italien, 26—27 Strom in Sibirien, 28 Mitlaut Bei richtiger Lösung nennt die Diagonale von rechts oben nach links unten den Namen eines deutschen Sees.

Silbenrätsel

Aus den Silben: an — chel — chur — daim — ei — er — fir — gold — hä — her — hung — im — la — ler — lie — mar — me — mie — ne — ran — rein — rhein — se — ste — sten — te — te — thek — ton — tri — ve sind 12 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, erstere von oben nach unten, letztere in umgekehrter Richtung gelesen, einen Ausspruch aus Wagners Meistersingern ergeben. (ch und st gleich ein Buchstabe.) — Die Wörter bedeuten: 1. ehemaliger Kriegsteilnehmer, 2 Vogel, 3. Minnesänger, 4 Frauenname. 5. Bergkette der Ostschweiz, 6. Frauengestalt aus „Wallenstein", 7. Erwerbung, 8. griechischer Meergott, 9. Wohnungsgeld, 10. Biene, 11. Wagneroper, 12 deutscher Autoingenieur.

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Magische Figur

Die Buchstaben: a b b e e e e e g g i i i i k k l l l l l l m m n n p p t t u v v sind so in die Figur einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. 1. Zierpflanze, 2. Stadt in Italien, 3. Märchenland aus Gullivers Reisen.

Silbentauschrätsel

Die Bedeutung der Wörter der zweiten Reihe unterscheidet sich nur in der ersten Silbe (z. B. Ambra-Zebra). Die Anfangsbuchstaben der zweiten Reihe ergeben den Namen eines deutschen Dampfers.

Schönheitsmittel	=	Tierkreiszeichen
Organ	=	Frauenname
Brettspiel	=	Hauptstadt Perus
Schwimmvögel	=	Humanist des 16. Jahrh
Schutzinstrument	=	Märchenwesen
Schauspiel von Goethe	=	Fanggerät
Stadt in England	=	Stoffart
Huldigungsruf	=	Stadt in Thüringen
Handwerker	=	Kleidungsstück
Eßgerät	=	deutscher Dichter
Schaufahrt	=	Bruchstücke einer Plastik
Hautöffnungen	=	römische Hausgötter
Säugetiere	=	Heizkörper
nordisches Göttergeschlecht	=	germanischer Volksstamm
Verwandte	=	deutscher Philosoph

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a b b e e e f i k l l o o r r s s s s s t t u sind so einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen 1. primitives Wasserfahrzeug, 2. Aufstellung, 3. Männername 4 Landstraßenplage, 5. Osteuropäer

Lösungen der Rätsel aus Folge 21

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Clown, 4. Kosak, 7 Ill, 8. Luege, 10 Abart, 12. Auteuil, 13. Nonne, 15. Egion, 17. Draht, 20. Imola, 23. Leipzig, 24 Start, 25. Melos, 26. Uri, 27. Samos, 28. Rhoen. — **Senkrecht:** 1. Colon, 2. Ozean, 3. Niete, 4. Klaue, 5 Spalt, 6. Kolon, 9. Gunther, 11. Bigamie, 14. Ohr, 16. Oel, 17. Dosis, 18. Alarm, 19. Titus, 20. Izmir, 21 Oglio, 22 Arsen. ★ **Silbenrätsel:** 1. Muskateller, 2. Jowa, 3. Toedt, 4. Desdemona, 5 Element, 6. Monopteros, 7. Zeder, 8. Wiesel, 9. Eurydice, 10. Coleville, 11. Kaukasus, 12. Hennegau, 13. Ölsnitz, 14. Reibel, 15. Trampeltier, 16. Drusus, 17. Alfieri. „Mit dem Zweck hört das Wesen der Kunst auf." ★ **Gitterrätsel:** 1. Hornung, 2. Endemie, 3. Indiana. ★ **Füllrätsel:** 1. Mansfeld, 2 Molluske, 3. Aussicht, 4. Antiquar, 5. Enschede, 6. Rielhaut, 7. Nahtband, 8 Täubling, 9 Groschen. Man soll sich an uns nicht täuschen. ★ **Sternenrätsel:** 1. Schlageter, 2. Leonidas, 3. Pergamon, 4. Eleonore, 5. Indianer, 6 Armbinde, 7 Nierstein, 8. Amazonen, 9. Internat. ★ **Wechselrätsel:** Reise, Ibis, Espe, Neger, Zola, Igel, Wels, Astarte, Gras, Neige, Epik, Rasse. „Rienzi — Wagner." ★ **Verwandlungsrätsel** Senkrecht. Turf, Torf, Dorf, Bora, Bord, Lord, Mord, Mond, Mund, Hund, Hand, Hanf — **Waagrecht** Land, Band, Bund, Fund, Fond, Ford, Lord, Lore, Lire, Sire, Sure, Mure, Murg. ★ **Füllrätsel:** 1. Decamerone, 2. Identität, 3. Rudelsburg, 4. Paddelboot, 5. Standesamt, 6. Mortadella, 7. Deszendent, 8. Freihandel, 9. Balustrade. ★ **Kryptogramm:** Kolibri, Monika, Stengel, Behoerde, Herero, Innung, Vorzug, Gemeinde, Gemme, Kutter, Berlin, Verstand, Hindu, Hemd, Grasnelke, Patina, Monat, Felge, Fuehrer, Wahlspruch, Staerke, Berserker, Paris, Stallung, Flussdelta, Kurpark, Garten, Zeiger, Frist. „Kolonien gehoeren nur zu einem Mutterland, in dem das Nationalgefuehl staerker ist als der Parteigeist." ★ **Zahlenrätsel:** 1. Herkules, 2. Anemone, 3. Ulrich, 4. Samland, 5. Melancholie, 6. Andalusien, 7. Rechnen, 8. Kondition, 9. Ekrasit. „Hausmarke." ★ **Rösselsprung:** Dem Scheine traut der Tor, Blick tiefer und genauer: Der eine trägt den Flor, Der andre trägt die Trauer.

HUMOR

Hühnerkelle ist seit einiger Zeit verheiratet.

Die Ausgaben seines jungen Haushaltes übersteigen bei weitem die Einnahmen.

Deshalb meint Hühnerkelle zu seiner Frau:

„Wir brauchen zu viel, Liebling, wir müssen uns von jetzt ab einschränken."

„Na schön", meint da Frau Hühnerkelle, „du rasierst dich dann eben selbst und ich werde dir das Rauchen abgewöhnen."

*

„Gnädiges Fräulein, wären Sie damit einverstanden, daß Ihre Frau Mutter meine Schwiegermutter würde?"

„O ja, mein Herr, aber leider habe ich keine Schwester!"

*

„Willst du nicht aufstehen, Kleiner?"

„Nee! Dann setzen Sie sich auf meinen Platz!"

*

„Nun, gute Frau, werden Ihre Obstbäume gut tragen dieses Jahr?", erkundigt sich der Pfarrer.

„Je nun, wie Gott will, Herr Pfarrer geblüht ham se nich."



Der zerstreute Taschendieb!
Zeichnung: Beyer.

Rechtsanwalt am Schlusse seines Plädoyers:

„— — und deshalb beantrage ich die völlige Freisprechung des Angeklagten!"

Drauf der Angeklagte zu ihm leise:

„Aber, Herr Rechtsanwalt, gar so unverschämt dürfen wir doch nicht gleich sein!"

*

„Höre, Gerda, wenn wir uns auch noch so lieben, so darf uns doch diese Liebe nicht blind machen. Wir müssen bestrebt sein, immer gegenseitig unsere Fehler zu erkennen."

„Laß nur, Edgar, das werden schon unsere gemeinschaftlichen Freunde besorgen, sobald erst unsere Verlobung bekannt wird!"

*

„Ein Sachverständiger hat mir versichert, daß ein Autogramm von Henry Ford nur den zehnten Teil von dem eines bekannten Lyrikers wert sei."

„Naja — in einem Album vielleicht. Aber in einem Scheckbuch?"

*

„Die meisten Jockeys tragen stets Stoppuhren bei sich, um ihre Zeiten selbst überprüfen zu können."

„So? Ich habe aber beim letzten Rennen ein paar gesehen, denen zweifellos besser mit einem Kalender gedient wäre!"



„Sagen Sie, liebe Herren, Bergführerinnen gibt's wohl nich, wie?"
Zeichnung: Bauer.

Stilblüten aus Aufsatzheften:

Die Leber liegt südlich vom Magen.

Der Horizont ist eine Linie, wo Himmel und Erde sich treffen, aber die verschwindet, wenn man hinkommt.

Der Unterschied zwischen Luft und Wasser besteht darin, daß man Luft feuchter machen kann, Wasser aber nicht

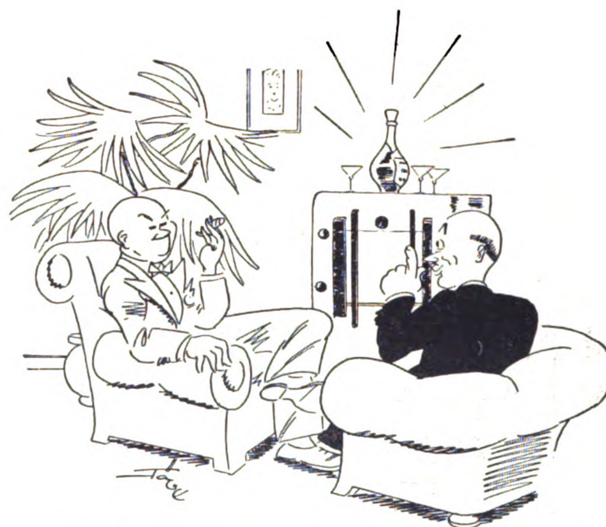
Ein Pessimist ist ein Mann, der nur glücklich ist, wenn ihm elend zumute ist. Selbst dann fühlt er sich nicht wohl.

*

„Hundertundfünfzig Wirtshäuser haben wir in unserer Stadt, Herr Schulze. Aber ich war noch nie in einem davon! Können Sie sich das vorstellen?"

„Oh — warum nicht, Herr Süffel? Welches ist es denn?"

*



„Ich sehe, Ihr Fernsehempfänger hat heut etwas ganz Besonderes zu bieten!"
Zeichnung: Fäcke.

„Obwohl deine Braut sehr reich ist, würde ich dir den guten Rat geben, sie nicht zu heiraten. Denn das steht schon fest, Rauchen und Trinken wirst du aufgeben müssen."

„Das schadet weiter nichts, denn wenn ich sie nicht heirate, werde ich aller Wahrscheinlichkeit außerdem das Essen aufgeben müssen."

Eine Schotte will auf längere Zeit verreisen und verabschiedet sich von seiner Frau:

„Ach, meine Teure, der Augenblick ist gekommen, da wir scheiden müssen!"

„Ich begleite dich bis an den Zug!"

„Wozu die Qual verlängern, Schatz, .. und dann müßte ich dir ja auch noch eine Bahnsteigkarte kaufen!"

„Fritzchen", fragt der Lehrer in der Religionsstunde, „kannst du mir den Namen jenes Wesens nennen, das alles sieht, was wir tun, und alles hört, was wir sagen?"

Fritzchen denkt einen Augenblick nach.

„Jawohl", nickt er dann, „das ist unsere Anna."

HUMOR DER ANDEREN

Dame (zu einem Jungen, der ein Paket trägt): „Was hast du denn da?"

Junge: „Da ist Mutters Pantoffel drin. Ich sah, daß ein Nagel aus der Sohle rausguckt, und da soll der Schuster ihn hineinschlagen, ehe Mutter nach Hause kommt."

Dame: „Das ist aber nett von dir, so für deine Mutter zu sorgen. Sie hätte sich sonst den Fuß verletzt."

Junge: „Das weiß ich nicht. Aber es ist der Pantoffel, mit dem sie mich immer verprügelt."

(Washington Herald.)

Sie hatten sich gestern heftig gezankt, und er wollte es, weil er sich schuldig fühlte, wieder gut machen Beim Nachhausekommen ein kleines Paket hochhaltend, fragte er schelmisch: „Nun, Kitty, was meinst du wohl, was darin ist?" — „Das interessiert mich gar nicht", antwortete sie, ohne aufzusehen „Wirklich nicht? Es ist etwas für die Person, die ich auf der Welt am meisten liebe!" — „Nun, dann ist es sicher die Meerschaumspitze, die du dir schon lange kaufen wolltest", sagte sie eisig.

(Washington Herald.)

„Einen fabelhaften Dusel hat dieser Greenway mal wieder gehabt!"

„Erzählen Sie!"

„Der Mann verschluckte neulich mit einer Auster eine Perle und mußte operiert werden. Die Perle wurde gefunden und war so wertvoll, daß die teure Operation davon bezahlt werden konnte."

„So ein Glückspilz!"

„Nicht wahr! Und denken Sie, der Erlös aus der Perle langte auch noch für sein Begräbnis."

(Tit Bits.)

Neue Wege zur OPERETTE

Neu-Inszenierung alter Operetten im Nürnberger Opernhaus



„Liebe in der Lerchengasse", Operette von Arno Vetterling.
Szene aus dem 4. Bild mit Karl Schulz und Lola Grahl. Diese im Altmünchener Milieu spielende neuere Operette war besonders erfolgreich.

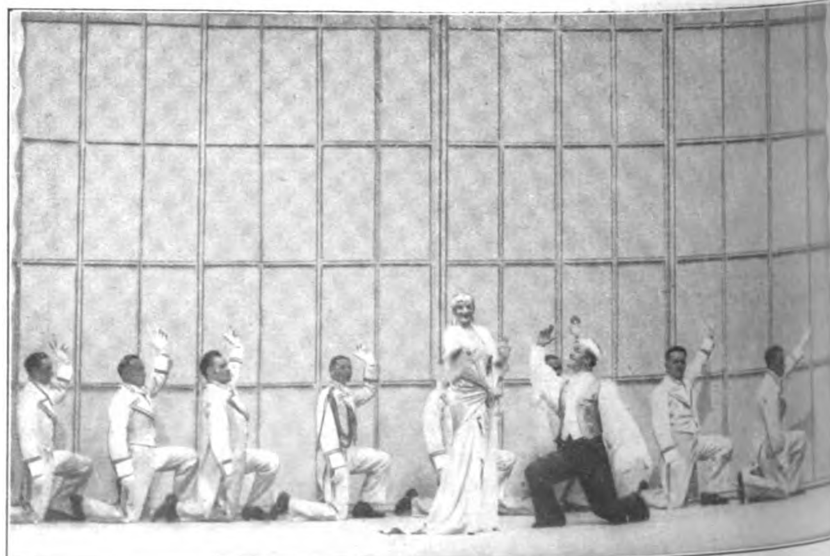


Der Führer besuchte am 5. März die KdF.-Vorstellung „Liebe in der Lerchengasse".
Das Bild ist während der Pause in der Wandelhalle aufgenommen.

Im Nürnberger Opernhaus, das auf Wunsch des Führers im Jahre 1935 neu gestaltet und damit zum Festspieltheater der Reichsparteitage erhoben wurde, wurden im Laufe der gegenwärtigen Spielzeit eine Reihe interessanter Neuinszenierungen guter alter deutscher Operetten gezeigt, die bei den Theaterbesuchern außerordentlichen Anklang fanden Neben den Neuinszenierungen des „Zigeunerbaron" und „Bettelstudent". die Oberspielleiter Sigurd Baller vom Stadttheater Leipzig besorgt hatte, erregte die Aufführung der „Fledermaus". die damit wieder ihre alte



Links: Lola Grahl und Karl Mikorey in der neuen Darstellung der Operette von Millöcker „Der Bettelstudent".



Szene aus dem 2. Akt der Johann-Strauß-Operette „Die Fledermaus" mit Lola Grahl und Karl Mikorey

Neuinszenierung der Operette „Der Zigeunerbaron“ von Johann Strauß.
Die Aufnahme zeigt eine Szene aus dem 1. Akt.

Zugkraft bewies, besonderes Aufsehen. Für die Neuinszenierung dieser Operette war Oberspielleiter Rudolf Hartmann von der Münchener Staatsoper gewonnen worden, der in den Jahren 1928 bis 1934 als Oberspielleiter in Nürnberg wirkte und von dort nach Berlin berufen worden war. Die Fledermausaufführung fand auch den Beifall des Führers, der in den letzten Monaten wiederholt das Nürnberger Opernhaus durch seinen Besuch auszeichnete.

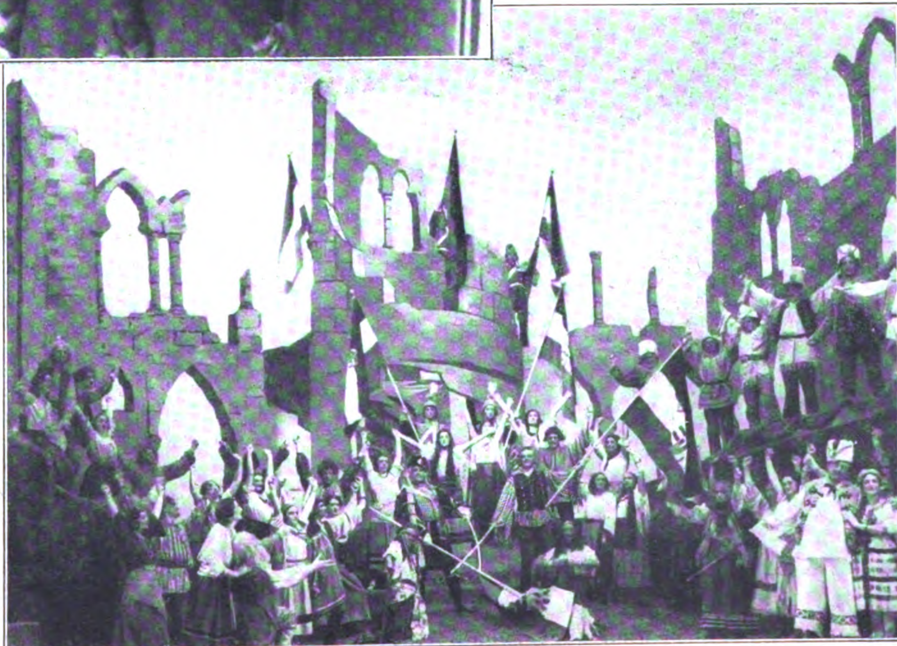


Ballett-Szene aus „Die Fledermaus“ 2. Akt.
Wieder einmal ein Ballett, das die hohe Darstellungskunst des Rhythmus und der Linie zeigt.



Auftritt aus dem 1. Bild „Liebe in der Lerchengasse“.

Sämtliche Aufnahmen: Photo-Harren.



Rechts: Imposantes Schlußbild aus dem 2. Akt des „Zigeunerbaron“.

Die kleine Stadt: „Wir sind Garnison!"

Sämtliche Aufnahmen: Alice Heß.



„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren . . .";
ein immer wieder reizvoller Anlaß, Fenster und Türen zu öffnen.

Der Führer hat den Soldatendienst wieder zum Ehrendienst am ganzen deutschen Volke gemacht. Bewußt ist der Soldat und die soldatische Arbeit im nationalsozialistischen Staat wieder in den Brennpunkt des Gemeinschaftslebens gerückt worden. Dies prägt sich am sinnfälligsten in den kleinen Garnisonsstädten aus. Hier gibt der Soldat dem Handel und Wandel die Note, trägt eine ungeheure Bewegung in die Städte hinein und bezeugt praktisch, daß Staatsidee und Wehrgedanke in Deutschland nicht voneinander zu trennen sind. Soldatisches Volk — Völkische Soldaten.



Am Zeitungsstand.
Selbstverständlich interessiert auch das, was in der Welt vor sich geht . . .



. . . und beim Friseur,
dessen Geschäft sehr lebhaft geworden ist, kann man die Lektüre in Ruhe nachholen



Wird dem Soldaten die Kleinstadt zu eng, dann läßt er sich vom Film in die „Große Welt" tragen.



Der Lichtbildner bekommt Arbeit,
denn welcher Soldat möchte wohl auf eine Erinnerung aus seiner Dienstzeit verzichten?

Tief rauschen die Wasser, hoch raget die Burg
und diese hier im Bilde festgehaltene Poesie wird im Soldatenleben immer der angenehmste „Dienst“ bis zum Zapfenstreich bleiben.



Der Exerzierstaub muß heruntergespült werden; in den Gaststätten herrscht die graue Uniform vor; die Bedienung weiß genau, daß hier „die Borte“ von Fachleuten beurteilt wird.



Rechts: Dieser Rhythmus verscheucht den Mißmut.



Rechts: Süßigkeiten — auch vor dem Laden stark gefragt. Wer mag wohl die meiste Aussicht haben?

Tiere spielen mit...

Ein Besuch im Filmzoo der Ufa



Eine Taube auf die Hand zu locken, ist kein besonderes Kunststück, sie darauf festzuhalten aber entschieden schwieriger, weil eine plötzliche Bewegung das Tierchen sofort verscheucht. Tauben so abzurichten, daß ein Schauspieler mit ihnen spielen kann, ist Sache des „Tierregisseurs".

Aufnahmen: S. Balkin.



Zwei Stars mit ganz verschiedenem Einkommen.
Man könnte meinen, daß Lilian der launenhaftere sei; doch fragen Sie bitte einen Fachmann, er wird das Gegenteil bestätigen.



Maskierte Kameramänner.
Bienenstiche sind peinlich, aber da diese nützlichen Tiere einen sehr interessanten Stoff für Kulturfilme bieten und auch in Spielfilmen mitwirken, müssen sie gedreht werden. Regisseur und Kameramann verwandeln sich dann zweckmäßigerweise in maskengeschützte Imker.



Die vierbeinigen Komparsen.
Nur wenige Minuten, oft sogar nur Sekunden, erscheinen sie auf der Leinwand. Wir bemerken sie kaum, so verflochten sind sie mit der Handlung. Der Laie glaubt, daß es sich um dressierte Tiere handle, die auf einen Pfiff parieren. Die Tiere sind zwar zahm, aber sie für jede Spielszene besonders zu dressieren ist deshalb so schwierig, weil Tiere unberechenbar sind und ihre Rolle oft früher ausspielen, als dem Regisseur lieb ist.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest [illegible]; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 23 / DONNERSTAG, 10. JUNI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Adolf Hitler und Hermann Göring auf der Terrasse des Berghofes am Obersalzberg.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Im Inneren des Heftes: Die Bilder der Toten von Ibiza und der Trauerfeierlichkeiten in Gibraltar.

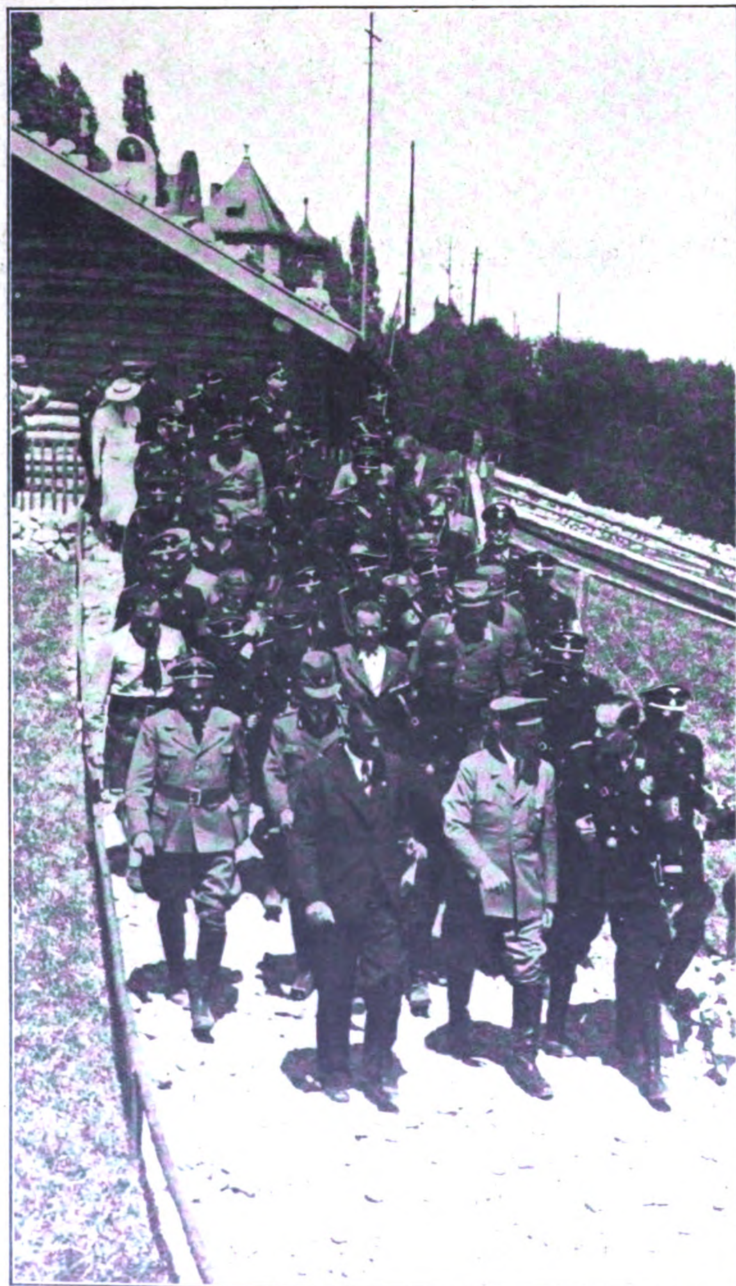
DER FÜHRER
bei der Eröffnung der Reichsnährstandschau in der Hauptstadt der Bewegung



Der Führer auf der Leistungsschau des deutschen Landvolkes. Rechts vom Führer: Oberbürgermeister Reichsleiter Fiehler; ganz links: Reichsbauernführer Reichsminister R. Walther Darré; daneben: Reichsstatthalter General Ritter von Epp.



Während der Einweihungsfeierlichkeiten wurde der Führer durch die Trauerkunde von dem verbrecherischen Überfall auf das Panzerschiff „Deutschland" überrascht. Der Adjutant des Führers, NSKK.-Oberführer Hauptmann Wiedemann, überbringt dem Führer die erschütternde Nachricht.



Links: Der Führer ist da! Unter immer wieder aufbrausendem Jubel besichtigt der Führer mit dem Reichsbauernführer (rechts) und seiner übrigen Begleitung die Reichsnährstandsausstellung.

Sämtliche Aufnahmen: Valérien.

Gefallen für Deutschland



Oberheizer Bismark



Obermatrose Bochem



Stabsmatrose Busche



Obermatrose Jos. Denno



Obermatrose Felix Faltin



Matrose Werner Fischer



Obermatrose Gallus



Obermatrose
Friedrich Gerhardt



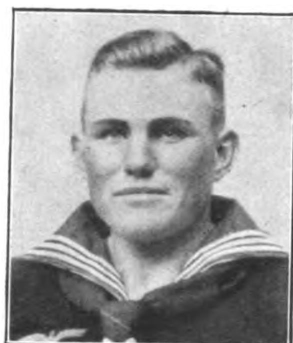
Obermatrose
Rudolf Inglen



Stabsmatrose
Walter Lobitz



Oberheizer Manja



Stabsmatrose
Otto Martens



Obermatrose
Heinz Männing



Stabsmatrose Martin



Obermatrose
Josef Mies



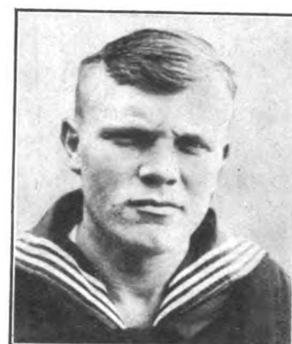
Obermatrose
Alfred Oellrich



Oberheizer
Heinrich Röbers



Stabsmatrose
Wilhelm Schmitz



Oberheizer Schöllkopf



Obermatrose
Johann Schubert



Stabsmatrose
Oswald Sehm

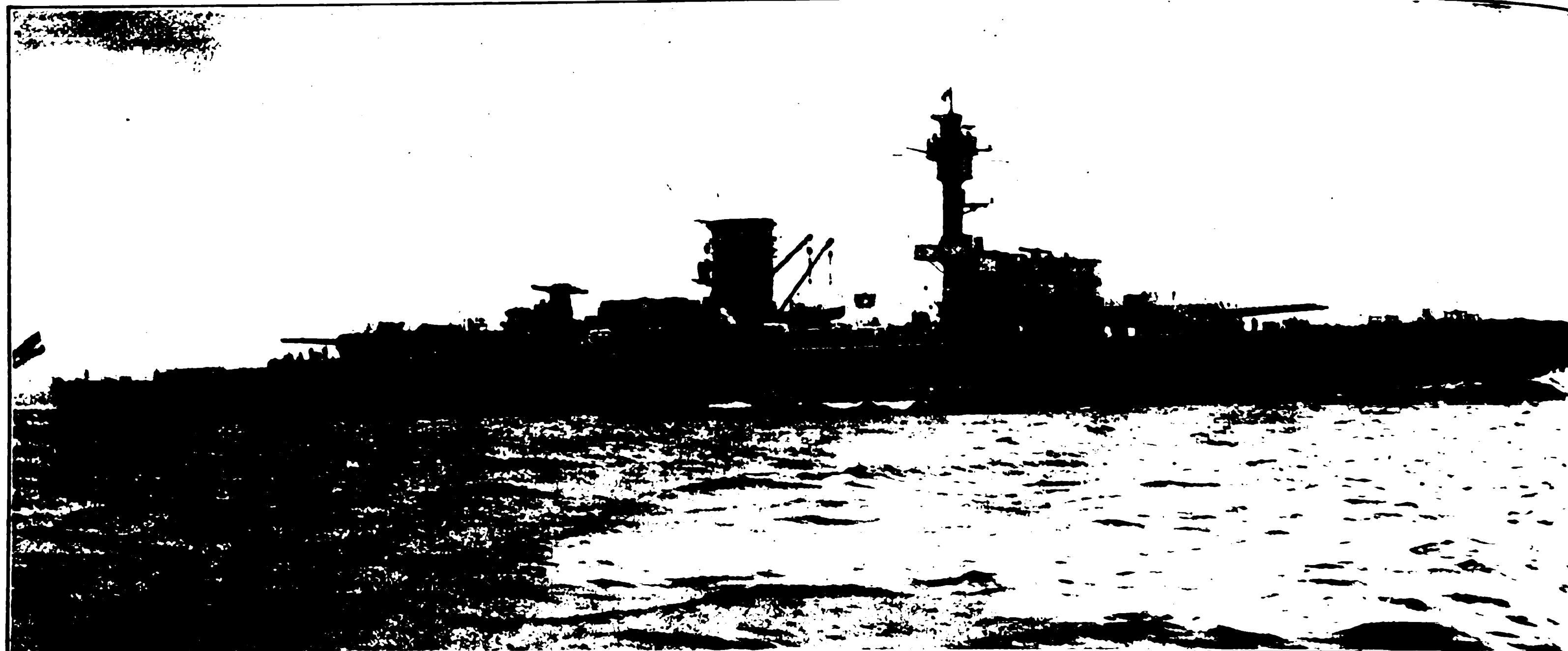


Oberhoboistengast
Georg Wollweber



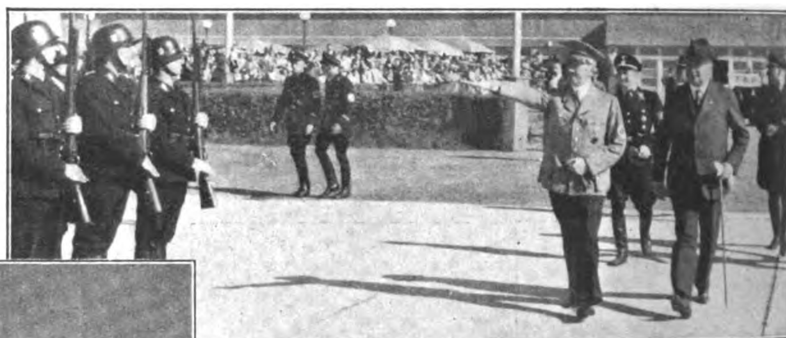
Stabsmatrose
Reinhold Zimmermann

DIE TOTEN DES PANZERSCHIFFS „DEUTSCHLAND“ VOR IBIZA



Das Panzerschiff „Deutschland", das auf der Reede von Ibiza von den Bombenabwürfen der in rotspanischen Diensten stehenden Moskauer Banditenflieger getroffen wu... Die Einschlagstelle der Bombe befindet sich ungefähr vor den Geschützrohren des vorderen Turmes.

PANZERSCHIFF »DEUTSCHLAND«



Adolf Hitler und Reichsaußenminister Frhr. v. Neurath vor dem Start auf dem Münchener Flugplatz.

Während der Eröffnung der Reichsnährstandsausstellung erhielt der Führer die Nachricht von dem feigen Rotmordüberfall. Kurze Zeit danach begab er sich nach Berlin.

Aufnahmen: Associated Press (4), Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1), Ferd. Urbahns (1).

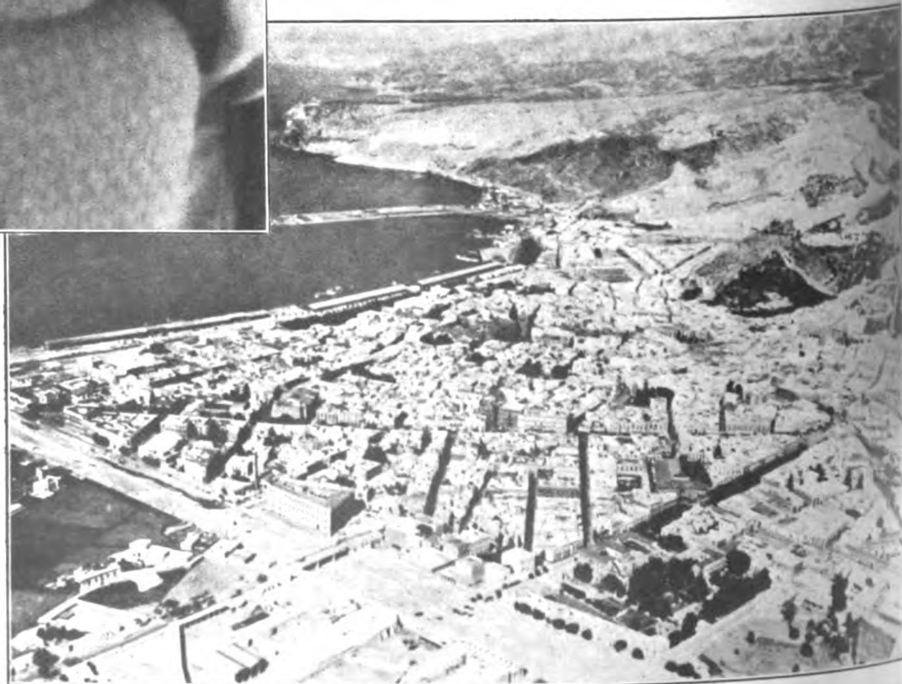
DER FÜHRER UNTERWEGS NACH BERLIN



Der Führer in seiner Sondermaschine während des Fluges in die Reichshauptstadt.

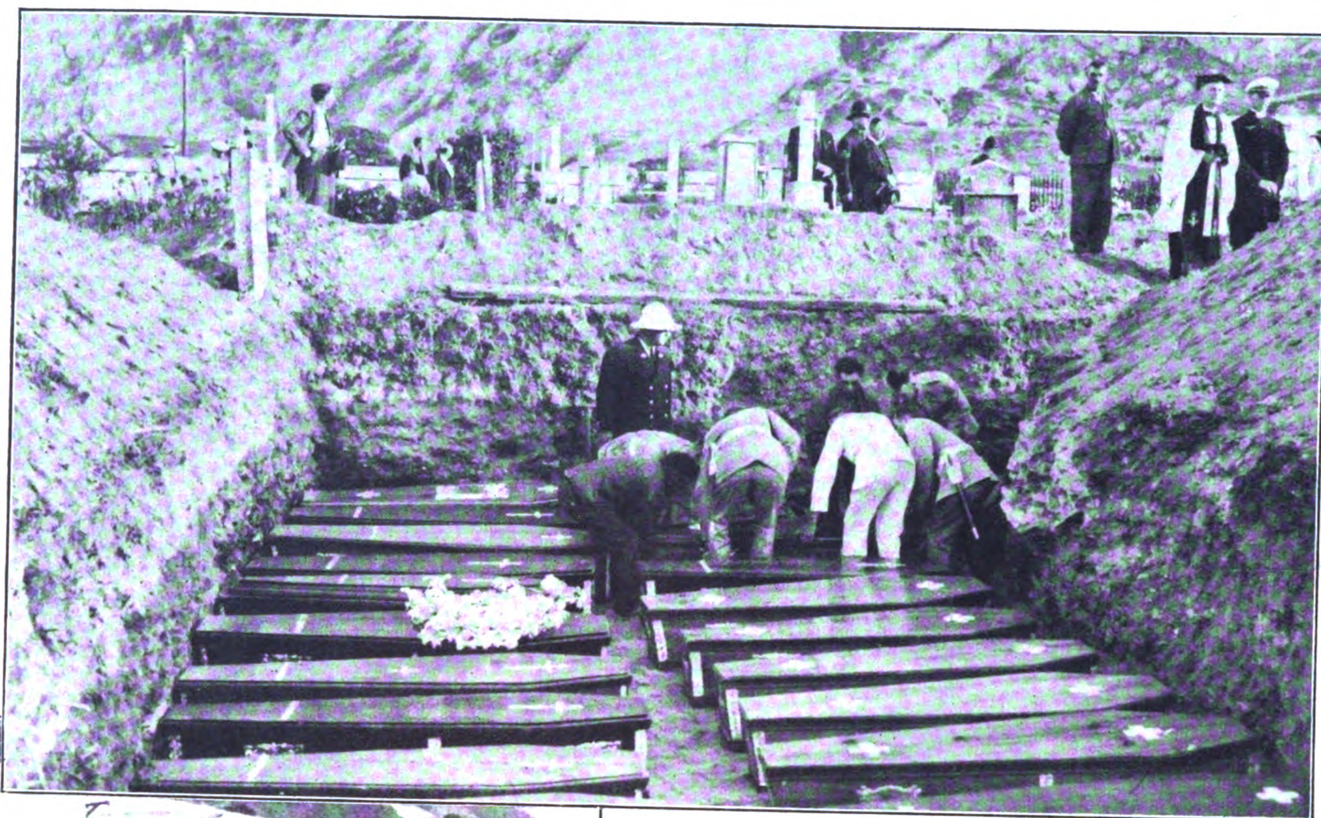
In Berlin angekommen, gab der Führer noch am selben Abend die bekannte Anweisung zu den Vergeltungsmaßnahmen, die der gesamten kultivierten Welt und den bolschewistischen Horden bewiesen haben, daß sich das Deutschland Adolf Hitlers gegen verbrecherische Anschläge zu wehren weiß.

DIE VERGELTUNG FÜR DEN BOMBENÜBERFALL VON IBIZA: ALMERIA



Rechts:
Der Hafen von Almeria.
Die Küstenbefestigungen von Almeria (vorerst noch im Besitz der Bolschewisten) wurden von den im Mittelmeer stationierten deutschen Kriegsschiffen als Vergeltung für den Mordüberfall von Ibiza zusammengeschossen.

DIE BEISETZUNG DER TOTEN



Die Särge der gefallenen deutschen Matrosen auf dem Friedhof von Gibraltar.
Die Toten von Ibiza wurden dort vorläufig beigesetzt. Später werden sie, auf Befehl Adolf Hitlers, in deutsche Erde überführt.

IN GIBRALTAR



Der Zug der Leidtragenden in Gibraltar. An der Spitze der deutsche Konsul von Gibraltar und der Schiffsgeistliche der „Deutschland".

Der Gouverneur von Gibraltar und der englische Admiral Evans (mit Tropenhelm) beteiligten sich an den Trauerfeierlichkeiten für die gefallenen deutschen Matrosen.



Rechts: Ehrensalven über den Gräbern der gefallenen deutschen Helden.
Matrosen der englischen Kreuzer „Arethusa" und „Despatch" ehren ihre toten deutschen Kameraden.

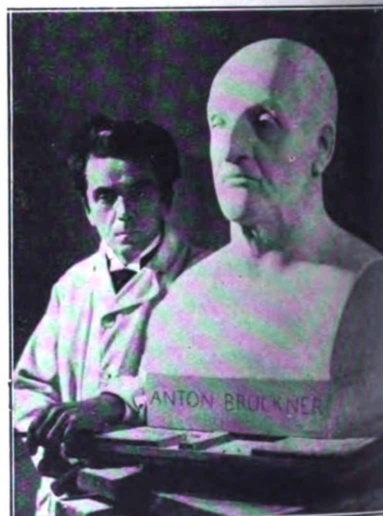
Der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg in Rom





Nach der Ankunft auf dem Flughafen Littorio. Links vom Generalfeldmarschall: Mussolini, hinter v. Blomberg schreitend: der italienische Außenminister Graf Ciano, rechts von diesem: der deutsche Botschafter v. Hassel.

Links: Der Generalfeldmarschall huldigt den gefallenen Faschisten; rechts: der deutsche Botschafter in Rom, von Hassel.



Die Anton-Bruckner-Büste, eine Schöpfung des Münchener Bildhauers Rotenburger, wurde am 6. Juni in die Walhalla zu Regensburg überführt

VOM TAGE





Zu Ehren des englischen Botschafters Sir Neville Henderson veranstaltete die Deutsch-Englische Gesellschaft im Kaiserhof in Berlin einen Empfang. Der Botschafter (Mitte) im Gespräch mit Reichsführer SS Himmler (links) und Reichsleiter Alfred Rosenberg (rechts). Hinter Sir Henderson: Reichsminister Frank, diesem gegenüber: der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, Präsident der Deutsch-Englischen Gesellschaft.

Links: Reichsorganisationsleiter Dr. Ley als Ehrengast des deutschen Handwerks während der Großkundgebung in Frankfurt am Main

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (1) Weltbild (3), Associated Press (1)

Immer im Dienst

Ein Arbeitstag des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring, Beauftragten für den Vierjahresplan

Sämtl. Aufnahmen: Fritz Boegner.



Generaloberst Göring spricht zum Geschwader „General Wever“: „Ich bin stolz, euch in die Augen zu sehen, so wie ihr stolz seid, die Waffenträger Adolf Hitlers, unseres geliebten Führers, zu sein!“



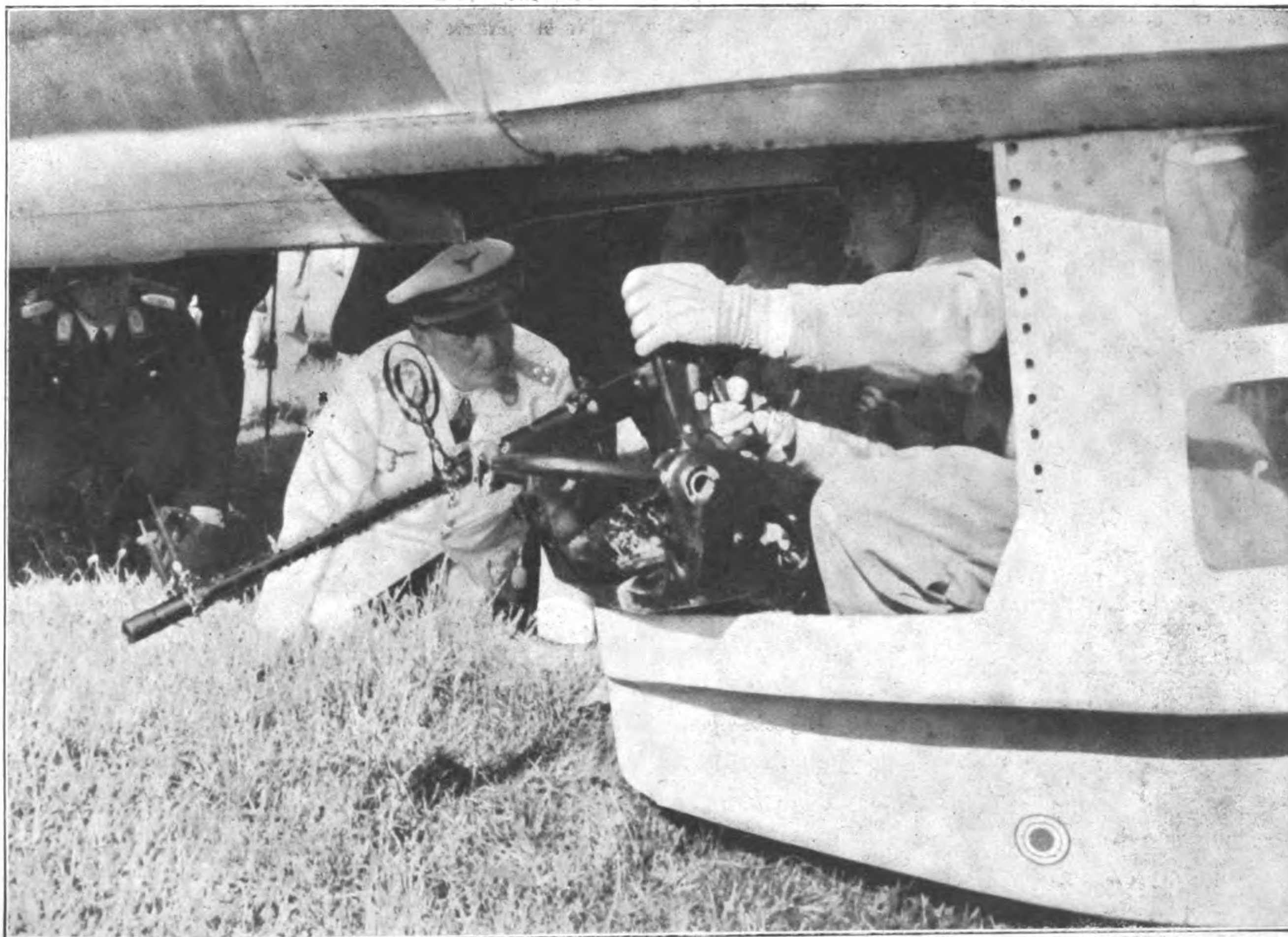
Keine Befangenheit, nur freudige Zuversicht unter den Männern des Geschwaders, wenn der Oberbefehlshaber der Luftwaffe zu ihnen spricht.



Die Unterkünfte der Mannschaften liegen dem Generaloberst besonders am Herzen; er zieht die Soldaten in ein zwangloses Gespräch und überzeugt sich persönlich von ihrem Wohlergehen.

Dienstreisen sind keine Erholungsreisen. Die Tagesarbeit läuft weiter und deshalb muß im Flugzeug oder im Zuge auch auf Reisen das Notwendigste erledigt werden. Nach Rückkehr liegt sowieso der Schreibtisch dann wieder vollgepackt. — Das aber wäre das wenigste. Die Vielseitigkeit der Aufgabengebiete Hermann Görings bringt ganz selbstverständlich auch auf Reisen eine Vielheit von Verpflichtungen mit sich. Diesmal geht es nach Weimar — in die alte traditionsgebundene Stadt der Kunst, der Dichter und Denker. Wer würde es dem Ministerpräsidenten wohl nicht gönnen, hier einmal wirklich 24 Stunden ruhig, abseits von der Last der Verantwortung, ausruhen zu dürfen? Aber das bleiben fromme Wünsche. Im Hotel in Weimar liegt schon ein Dutzend Telegramme, Bitten und Wünsche an den Ministerpräsidenten, da und dort hinzukommen. Jedoch das Programm der Reise ist schon fest, und es ist reichhaltig genug.

Als Oberbefehlshaber der Luftwaffe verbindet er die Reise mit der Besichtigung der in Thüringen liegenden Truppenteile der Luftwaffe. Die Parteidienststellen haben Weisung, von



Hermann Göring läßt sich den Maschinengewehrstand eines Kampfflugzeuges vorführen.
Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe ist der alte Kampfflieger, den jede Einzelheit seiner geliebten Waffengattung interessiert.



Der Ministerpräsident spricht zu den Führern der deutschen Jugend; rechts neben ihm der Reichsjugendführer v. Schirach
Ganz rechts: Gauleiter Fritz Sauckel. Im Hintergrund die Ehrentafel mit den Namen der Gefallenen der HJ.



Hermann Göring schreitet mit Baldur von Schirach die Front der 1300 angetretenen Jungen des Reichsführerlagers der HJ. in Weimar ab.

seiner Anwesenheit keine Notiz zu nehmen. Trotzdem ist alles da. Einer hat nicht dicht gehalten, und schon wissen es alle anderen. Eine jubelnde Menschenmenge begrüßt den Paladin des Führers, und auf der Fahrt zum Flughafen leuchten ihm die Augen von jung und alt entgegen.

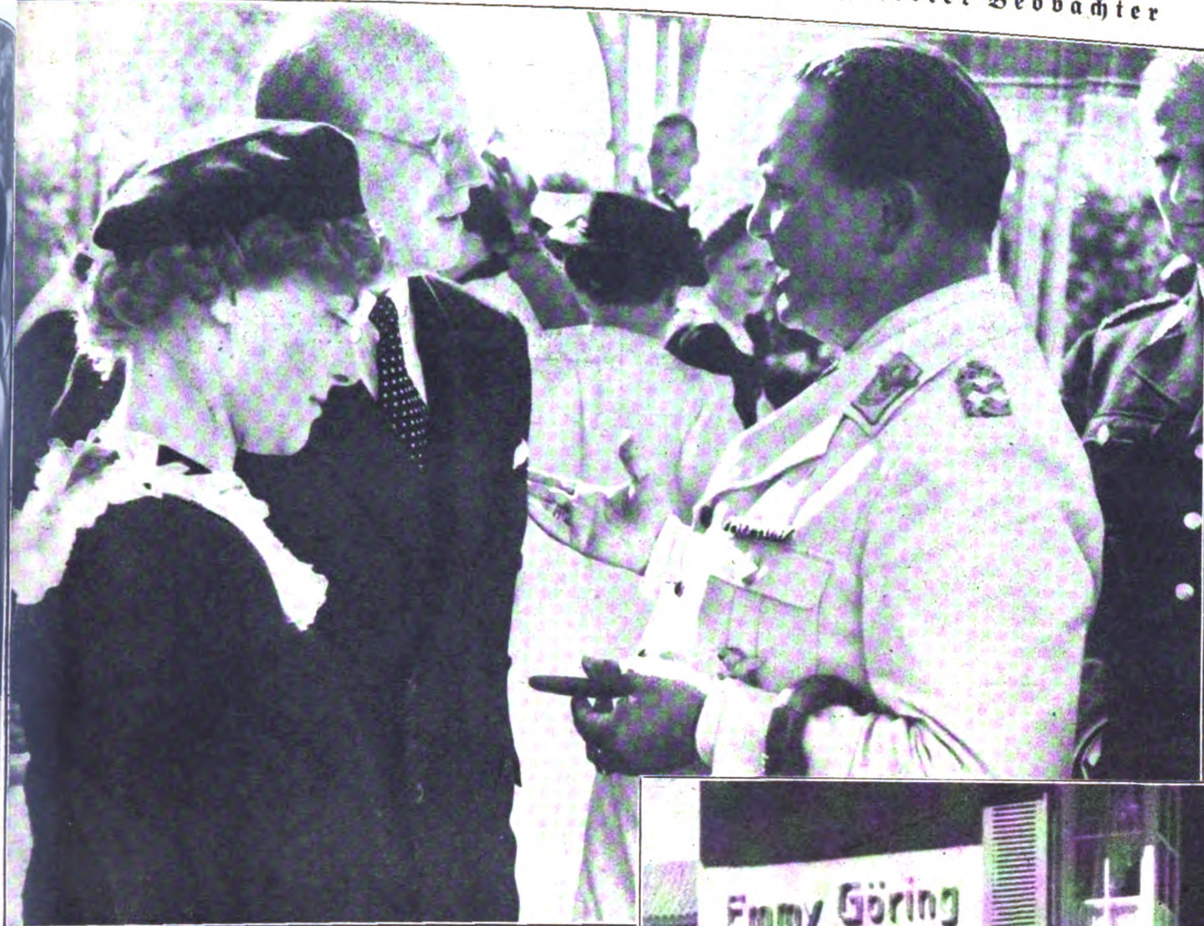
In Gotha ist das Kampfgeschwader General Wever zum Appell angetreten. Hell klingt die Ansprache des Oberbefehlshabers an seine Offiziere und Jungens der Luftwaffe. „Ich bin stolz, Euch in die Augen zu sehen, so wie Ihr stolz seid, die Waffenträger Adolf Hitlers, unseres geliebten Führers, zu sein . . . Bleibt stahlhart im Charakter, zeigt Euch in jeder Handlung als Kameraden, aber seid auch offene Menschen, freudige Bekenner des Lebens! Ich will keine Duckmäuser, sondern harte Kerle, die das Leben zu meistern wissen . . .“ Dann folgt im einzelnen die Besichtigung: Ungezwungene Gespräche mit den Piloten, den Beobachtern, den Mechanikern und den Funkern, wie sie der alte Soldat vielleicht nicht gewohnt ist, die aber in der Art und in der Auffassung des Generalobersten liegen. Jede Einheit interessiert den Oberbefehlshaber der Luftwaffe. In den Unterkünften überzeugt er sich persönlich von der Unterbringung und dem Leben des einzelnen. Manches Scherzwort wird gewechselt. Aber es sind alles Fragen, aus denen die Fürsorge für die Truppe herausklingt. Und genau so ist es beim nächsten und beim dritten und beim vierten Truppenteil, und ebenso dann auch bei der



Bei hereingebrochener Dämmerung (20.10) marschieren die jungen Rekruten im strammen Paradeschritt an ihrem Oberbefehlshaber vorbei.



Die Flakbatterie ist abgeprotzt; schußfertig richten sich die stählernen Rohre gegen den Himmel.



Nicht allein Soldat — auch Förderer der Kunst.

Der Ministerpräsident im Gespräch mit Staatsrat Intendant Gustaf Gründgens und Frau Marianne Hoppe, gelegentlich der Einweihung des „Emmy-Göring-Stiftes".

Flak-Artillerie, die ihrem Oberbefehlshaber von ihrem Können ein stolzes Zeugnis gibt. In wenigen Minuten ist die Batterie abgeprotzt, und im Augenblick, da der markierte Feind am Horizont erscheint, richten sich die Stahlrohre, die Deutschlands Schutz garantieren, gegen den Himmel.

Es liegt Göring nicht, viel zu loben. Es liegt in seiner ganzen soldatischen Auffassung und Haltung, daß seine Erwartungen erfüllt werden. Aber aus dem Aufleuchten seiner Augen wissen Offiziere und Mannschaften, daß ihr Oberbefehlshaber zufrieden ist. Das sagt ihnen auch sein kurzer Dank. Schon dämmert der Abend herein und noch einmal läßt Göring einer Fliegerersatz-Abteilung seine Ankunft melden. Zwanzig Kilometer Autofahrt sind's bis zum Standort. Das langt für den Aufbau der Truppe, und bei sinkendem Abend ziehen die jungen Rekruten im strammen Parademarsch an ihrem Oberbefehlshaber vorbei.

Und ebenso ausgefüllt von Pflichten ist auch der zweite Tag. Weimar ist in ein Meer von Flaggen und Wimpeln gehüllt. Im Emmy-Göring-Stift werden die letzten Vorbereitungen zu der schlichten Einweihungsfeier getroffen. Doch vorher erwarten den Ministerpräsidenten noch 1300 Hitler-Jugend-Führer im Reichsführerlager der HJ. Vor ihnen, die den deutschen Pimpf und Jungen formen und in die Gedankenwelt Adolf Hitlers einführen sollen, spricht er in flammenden Worten über Autorität, Disziplin, Gehorsam und Kameradschaft. „Seid eingedenk der großen Verantwortung, die auf Euch liegt. Noch niemals hat ein Künstler so edles Material in der Hand gehabt, wie Ihr es formen sollt." Und in einem stummen Gelöbnis dankt ihm die Führerschaft der HJ. für dieses Wort.



Hermann Göring übergibt das „Emmy-Göring-Stift" seiner Bestimmung.

Das Heim schafft den Künstlerinnen und Künstlern einen sorgenfreien Lebensabend.



Oben: Der Betreuer des Stiftes, Staatsschauspieler Holtz, führt die Schirmherrin, Frau Göring, durch die Anlagen und Einrichtungen des Heims.

Auf dem Bild von rechts nach links: Die Schwägerin des Ministerpräsidenten, Frau Martin, Frau Göring, Staatsschauspieler Holtz, Frau Hanna Clement.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.



Rechts: Arbeiter und Arbeiterinnen der Thüringer Zellstoff-AG. Schwarza, grüßen als Mitarbeiter am Vierjahresplan den Beauftragten des Führers für die Durchführung dieser alle Kräfte einspannenden Wirtschaftsleistung.

Dann folgt eine Besichtigung der bereits begonnenen großartigen Parteibauten in Weimar, die ihm Reichsstatthalter Gauleiter Sauckel mit berechtigtem Stolze zeigt.

Eine Stunde später übergibt der Kurator des Emmy-Göring-Stiftes, der Staatsschauspieler Holtz, Frau Göring den Schlüssel zu dem Heim, in dem in Zukunft verdiente Künstler eine wahre Heimat finden sollen. Eine soziale Tat ist vollendet. Bewegt dankt Ministerpräsident Generaloberst Göring dem Reichsstatthalter und

(Schluß auf Seite 886)



Gauleiter Sauckel zeigt dem Ministerpräsidenten die im Entstehen begriffenen Parteibauten der Stadt Weimar.



Eingehend besichtigt Hermann Göring die Werksanlagen der Zellwolle-AG. in Schwarza (Thüringen).
Neben dem Ministerpräsidenten: Reichsführer SS Himmler; der Vertreter Görings, Staatssekretär Körner; Gauleiter Sauckel.



Mit besonderem Interesse verfolgt der Beauftragte des Führers für den Vierjahresplan das Werden der Zellwollfaser, jenes hochwichtigen Erzeugnisses, das den deutschen Textilmarkt von internationalen Preisspekulationen unabhängig macht.



Ruhepause bei thüringischen Bratwürsten auf Burg Greifenstein
Die Inspektion dieser thüringischen „Kleinwirtschaft" fällt offensichtlich günstig aus.
Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.



Auf einer Großkundgebung des Gaues Thüringen in der Weimarhalle spricht Hermann Göring zu Männern der Partei, des Staates, der Wehrmacht und Wirtschaft.



Gefolgsmann X wurde wegen Arbeitsversäumnis entlassen.
Vor Anstrengung einer Klage beim Arbeitsgericht setzt er sich mit seiner Rechtsberatungsstelle in Verbindung, die eine Güteverhandlung anberaumt. In der Güteverhandlung, bei der Betriebsführer und Gefolgsmann je einen Rechtsberater zur Seite haben, wird unter genauer Erwägung der Rechtslage eine Klärung des Streitfalles herbeigeführt. Durch diese Beratung bedürfen nur noch 10 v. H. aller anfallenden Streitfälle einer arbeitsgerichtlichen Entscheidung.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN



Hat eine Hausangestellte bei Krankheit Anspruch auf Weiterzahlung ihres Lohnes?
Fragen aller Art, die sich aus der Beschäftigung im Betriebe ergeben, werden an die in Berufskammern gegliederten Rechtsberatungsstellen der DAF. herangetragen.

XI. Das Amt für Rechtsberatungsstellen

Eine der wichtigsten Leistungen der DAF für ihre Mitglieder ist die Gewährung eines umfassenden Rechtsschutzes für alle Fragen, die aus der Beschäftigung im Betriebe entstehen.

Die Rechtsschutzgewährung der DAF. geht, wie uns der Leiter des Amtes für Rechtsberatungsstellen der DAF. in Berlin, Parteigenosse Dr Hellwig, erklärt, von ganz besonderen Gesichtspunkten, die schon im Aufbau der einzelnen örtlichen bzw. Gaurechtsberatungsstellen ihren Niederschlag finden, aus Auf jeder Rechtsberatungsstelle der DAF gibt es besondere Rechtsberater für Betriebsführer und für Gefolgschaftsmitglieder. Wird nun von einem Gefolgschaftsmitglied bei der Rechtsberatungsstelle eine Klage beantragt, so wird nicht gleich ein Prozeß angestrengt, sondern erst einmal eine Vergleichsverhandlung auf der Rechtsberatungsstelle anberaumt. An dieser Vergleichsverhandlung nimmt neben Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglied je ein Rechtsberater für die beiden Parteien teil. In dieser Verhandlung wird unter genauer Erwägung der Rechtslage versucht, eine Einigung zwischen den beiden Parteien herzustellen bzw. den schuldigen Teil zur Erfüllung seiner Pflicht ohne Inanspruchnahme gerichtlicher Stellen zu veranlassen Schlägt die Verhandlung fehl, so wird, sofern die Schuldfrage nicht klar ist, Gefolgschaftsmitglied sowie Betriebsführer vor Gericht von einem Rechtsberater vertreten. Der Rechtsschutz wird bei einwandfreiem schuldigem Verhalten abgelehnt.

Durch dieses Verfahren ist es gelungen, daß nur noch zirka 10 bis 20 v. H. aller anfallenden Streitfälle einer gerichtlichen Klärung bedürfen. Neben der Beratung in arbeitsrechtlichen Fragen und Streitfällen steht die Beratung und Vertretung auf dem Gebiet der Sozialversicherung und nicht zuletzt die Steuerberatung.

An einer Deutschlandkarte, die mit farbigen Nadeln wie ein Kriegsschauplatz bedeckt ist, gibt uns dann noch der stellvertretende Amtsleiter Dr. Bulla einen Einblick in die Organisation der Rechtsberatungsstellen. Die Frontarbeit wird von den örtlichen Rechtsberatungsstellen, die in einer Zahl von 375 vorhanden sind, geleistet. Dann folgen 32 Gau- und eine Rechtsstelle. Interessant ist, daß der Einsatz der Rechtsberatungsstellen nicht feststeht, sondern sich stets nach den zeitlichen Erfordernissen richtet. Zur Erntezeit z. B. werden im Osten, wo die großen Güter liegen, in verstärktem Maße Rechtsberatungsstellen in Betrieb genommen. Genau so ist es an der Küste zur Zeit der Fischfangsaison oder in den Weinbaugebieten zur Zeit der Weinlese. Die Gaurechtsberatungsstellen haben unter Leitung des Reichsamtes Überwachungs- und Verwaltungsbefugnisse. Im Amt selbst zentralisieren sich alle Fragen der Personaleinstellung und der Nachwuchsbeschaffung.

Durch eine genaue Überwachung, Schulung und Nachwuchsförderung sorgt das Amt dafür, daß den Arbeitskameraden ehrlich und richtig geholfen wird.

Werner Denkler.



Der Leiter des Amtes für Rechtsberatungsstellen, Parteigenosse Dr. Hellwig, prüft mit seinem Stellvertreter, Parteigenosse Dr. Bulla, die an das Reichsarbeitsgericht und Reichsversicherungsgericht gehenden Streitfälle.

XII. Die Werkscharen

Die Werkscharen, die aktivistische Mannschaft der Deutschen Arbeitsfront, stehen immer wieder im Brennpunkt der Öffentlichkeit des In- und Auslandes. Viel Wahres und Unwahres wird von ihnen geschrieben und behauptet. Was sind nun eigentlich die Werkscharen? Welche Aufgaben haben sie? Was wollen sie? Was treiben sie?

Oberstwerkscharführer Schneider, der im Auftrag des Reichsorganisationsleiters und Reichswerkscharführers Dr. Ley die Werkscharen führt, gab uns in seinem Berliner Amt Auskunft. In der Werkschar werden, aufbauend auf zwei alten kampferprobten Gliederungen der Partei, der NSBO. und der SA., die aktivistischsten Kräfte des Betriebes von 18 Jahren an aufwärts zusammengefaßt. Die Zugehörigkeit zur Werkschar beruht auf freiwilliger Grundlage und setzt die Bereitschaft voraus, sich als aktiver Kämpfer für die nationalsozialistische Auffassung von der Arbeit und für ein neues deutsches Arbeitertum einzusetzen. Die Aufgabe der Werkschar ist kurz: Stoßtrupp des deutschen Sozialismus, Stoßtrupp der Betriebsgemeinschaft zu sein. Ihre praktische Arbeit besteht darin, als junge aktivistische Truppe im Betriebe die Aufgaben und Anforderungen, die von den Ämtern der DAF. an die Betriebe herangetragen werden, im kämpferischen Einsatz einer Lösung entgegenzuführen. Weiter werden sie für die politischen Ziele und besonderen Aufgaben der NSDAP. im Betriebe zum Einsatz gebracht.

Die Werkschar als Stoßtrupp der Betriebsgemeinschaft kennt über den eigenen Betrieb hinaus keine Zusammenfassung zu größeren Einheiten. An Werkschardienststellen sind vorhanden: im Zentralbüro die Reichswerkscharführung, bei jeder Gauwaltung eine Gauwerkscharführung, in den Kreiswaltungen, in deren Gebiet eine Aufstellung von 5 Werkscharen möglich ist, eine Kreiswerkscharführung, und bei den Ortswaltungen mit mindestens zwei Werkscharen die Ortswerkscharführung.

Die Arbeit der Werkschar im Betrieb ist eine umfassende; die Feierabendgestaltung liegt genau so in ihren Händen wie der Katastrophen- und Gesundheitsschutz. Überall, wo im Betriebe Männer gebraucht werden, die bereit sind, sich in selbstloser Hingabe für die Gemeinschaft einzusetzen, da steht die Werkschar. Nur ein Beispiel: In einem Betrieb, in dem besonders schmutzige Arbeit zu leisten ist, soll ein Schwimmbad mit Brauseanlagen für die Gefolgschaft gebaut werden. Der Betriebsführer stellt Platz und Baumaterialien zur Verfügung, doch für den Arbeitslohn reicht es beim besten Willen nicht mehr. Was tut die Werkschar? Nach Feierabend krempelt sie die Ärmel hoch — und in einem halben Jahr kann die Gefolgschaft kostenlos brausen und baden.



„. . . und so kommt ihr alle zu mir!"
Ein Jungarbeiter berichtet dem Führer von seinem Weg zur Werkschar, die ihm heute Lebensinhalt bedeutet.



Ein Werkscharmann erklärt dem Oberstwerkscharführer das von seiner Werkschar gefertigte Stück.
In einer Aktion „Deutsche Werkmannsarbeit", in der jede Werkschar ein Werkstück aus ihrem täglichen Arbeitsgang anzufertigen hatte, zeigten die Werkscharmänner ihr Können.

Von dem Geist, der in den Männern der Werkscharen lebt, können wir uns in einem Ausstellungsraum des Amtes überzeugen, wo gemeinsame Freizeitarbeiten der Werkscharen, die unter dem Leitwort „Deutsche Werkmannsarbeit" entstanden, aufgestellt sind. Mit größter Genauigkeit und ausgezeichnetster Sauberkeit wurde von jeder Werkschar ein Erzeugnis ihrer täglichen Arbeit gefertigt. Zum Schluß unseres Besuches können wir noch Zeuge sein, wie eine Abordnung der Werkschar eines Betriebes dem Oberstwerkscharführer ein solches Werkstück überreicht und wie stolz sie sind, als er ihnen die Hände schüttelt und ihnen anerkennende Worte für das gut gelungene Stück ausspricht.



Einsatz der Werkscharen beim Katastrophenschutz.
Überall, wo im Betriebe tatkräftige Männer gebraucht werden, die gewillt sind, sich in selbstloser Hingabe für die Gemeinschaft einzusetzen, stehen die Männer der Werkscharen.

Sämtliche Aufnahmen: Presseamt DAF

Diese Männer, gefestigt in der nationalsozialistischen Weltanschauung, erfüllt von einer großen Liebe zu ihrer Volksgemeinschaft, diszipliniert, und vom Helfenwollen besessen, sind ein echter Stoßtrupp und werden das ihre dazu beitragen, den deutschen Sozialismus zu verwirklichen.

Werner Denkler.



Die Werkscharen — Stoßtrupp der Betriebsgemeinschaft — sind in zwei Jahren aus kleinsten Anfängen gewachsen; sie haben die Aufgaben, die von den Ämtern der DAF. an sie herangetragen werden, zu verwirklichen.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(4. Fortsetzung.)

„Ich verstehe", sagte er zwischen den Zähnen, „Bluff, nichts als Bluff! Entweder haben Sie mich die ganze Zeit geblufft und sind überhaupt nicht mit der Familie verwandt! Oder auch Sie suchen sich auf meine Kosten billige Bedingungen zu verschaffen! Aber Sie werden schon sehen, daß —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Sein Blick war noch einmal über meine Einrichtung und meine Bücher geglitten. Diesmal war er an den Büchern aus dem Antiquariat hängen geblieben, die ich schon erwähnt habe. Sie lagen auf meinem Schreibtisch, und eines von ihnen, die Geschichte der Neuen Welt, war noch so aufgeschlagen, wie ich sie damals Brasch gezeigt hatte. Eine gute Minute lang starrte er diese Bücher an. Als er dann wieder den Blick mir zuwandte, war ein neuer Ausdruck darin. In diesem Augenblick sah Herr A. Fraternité, Advokat bei den Pariser Gerichten, weder wie das Halbblut aus, das er war, noch wie der Advokat, der er sein sollte, er sah aus wie ein Alligator, der nach längerem Fasten sein lebendes Frühstück in Reichweite sieht.

„Leben Sie wohl, mein Herr", sagte er, indem er seine Handschuhe und seinen Hut nahm. „Ich glaubte einen Augenblick, daß Sie bluffen. Ich scheine mich geirrt zu haben. Sie studieren nicht ausschließlich Nationalökonomie! Vielleicht treffen wir uns ein andermal — bei unseren diversen Studien!"

Er war fort. Ich suchte mir einzureden, daß ich die Partie gegen ihn gerade wie die gegen Mr. Graham gewonnen hatte, aber es wollte mir nicht recht gelingen.

Was hatte er damit, was er von dem falschen Gesetz sagte, gemeint? Und was hatte zum Schluß diesen jähen Umschwung bewirkt? Ich fand weder auf die eine noch auf die andere Frage eine Antwort.

Aber ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß es schon fast fünf war. Höchste Zeit, zur Vorlesung des Professors zu gehen. Vielleicht war sie dort!

4.

Diesmal war die Vorlesung womöglich noch stärker besucht als das letztemal. Das jugendliche Element überwog, aber es waren auch ältere Personen da. Nicht weit von mir saß jemand, den ich von der früheren Vorlesung her kannte, ein Herr in mittleren Jahren, mit dem Bändchen der französischen Ehrenlegion im Knopfloch, aber mit sechseckigen amerikanischen Hornbrillen und jenem kurzen Backenbärtchen, Koteletten genannt, die man in Österreich und Spanien so häufig sieht. Es war also nicht ganz leicht, seine Nationalität zu erraten. Ich hatte ihn mir nicht nur seines Äußeren wegen gemerkt, sondern auch deshalb, weil er das vorigemal das Wort ergriffen hatte. Als der Professor erklärte, wer die Banken von ihren Goldbeständen befreien könnte, wäre ein Wohltäter der Menschheit, hatte er gerufen: „Gleichviel mit welchen Mitteln? Auch mit ungesetzlichen?" Und darauf hatte Professor Fortreß ohne Bedenken mit Ja geantwortet.

Der Mann mit dem roten Bändchen musterte das Auditorium mit derselben Neugierde wie ich selbst, und ein paarmal begegneten sich unsere Blicke. In einer Ecke des Saales sah ich das kokette Fräulein Gundelach, die Reporterin der „Extrapost", gepflegter denn je. Als sie mich erblickte, hob sie ihren Notizblock, auf den sie mit ein paar raschen Strichen die Konturen des berühmten Babys gezeichnet hatte, das in der ganzen Welt für Mellins Food Reklame macht. Ihre Gedanken schienen um ihr Lieblingsthema zu kreisen, daß meine Aura lichtrosa sei wie besagtes Baby.

Sie war nirgends zu sehen.

Ein Räuspern ließ mich zusammenzucken. Der Professor war in den Hörsaal gestürmt, er stand schon auf dem Katheder und stürzte sich sofort in medias res.

„Meine Damen und Herren! Ich schloß meine letzte Vorlesung mit der Feststellung, daß das Gold, das in den Kellergewölben unserer Banken ruht, ebenso wertvoll ist wie Kieselsteine. Und daß derjenige, der sie davon befreien könnte, ihnen eine wahre Wohltat erweisen würde! Ich fahre fort, wo ich aufgehört habe.

Wir haben nun im größten Teil der sogenannten zivilisierten Welt jenes Stadium der wirtschaftlichen Entwicklung erreicht, das die Peruaner und Mexikaner bereits vor vierhundert Jahren erreicht hatten. Das Gold hat aufgehört, Wertmesser zu sein, es wird nur aus der Erde ausgegraben, um wieder in die Erde versenkt zu werden in die Kellergewölbe der Banken. Wenn wir es ab und zu einmal zu Gesicht bekommen, dann nur als Schmuckmetall. Genau so verhielt es sich in Mexiko und Peru vor Cortez und Pizarro.

Aber die hohe nationalökonomische Kultur, die man vor mindestens sechs-, siebenhundert Jahren in Süd- und Mittelamerika erreicht hat, wurde dadurch untergraben und zerstört, daß ein genuesischer Abenteurer, der vielleicht nicht einmal Genueser war, drei Tagesreisen weiter nach Westen fuhr, als seine Besatzung eigentlich wollte. Denn dadurch erlegte er nicht nur Amerika unfaßbare Leiden auf, sondern er zerrüttete die Weltwirtschaft dermaßen, daß wir noch heute unter seiner sogenannten Großtat — der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus — zu leiden haben!"

So weit war der Professor gekommen, als er sich plötzlich in seinem Vortrag unterbrach. Bisher hatte er sich unempfindlich gegen die neugierigen Blicke gezeigt, mit denen man ihn beehrt hatte. Aber ich hatte den Eindruck gehabt, daß seine Überlegenheit mehr gespielt als wirklich war. Und gerade jetzt erhielt ich den unerwünschten Beweis dafür.

Ohne jeden Anlaß hielt er plötzlich in seinem Vortrag inne, fixierte mich und sagte:

„Eine Vorlesung ist öffentlich. Die gesunde Wißbegier soll Zutritt dazu haben, nicht aber die zudringliche Neugierde!"

Das ganze Auditorium reckte den Hals, um besser zu sehen. Flüsternde Stimmen fragten, wer ich sei. Ich fühlte mich mit einem Schlag um dreißig Jahre jünger. Ich saß in kurzen Hosen auf einer Holzbank, die dieser glich, und ich war die Zielscheibe der Ironie meines Klassenvorstands. Das Blut schoß mir in die Wangen. Wenn ich irgendwie in den Erdboden hätte verschwinden können, hätte ich es getan. Dann wurde alles still. Keine geflüsterten Bemerkungen, keine Blicke mehr. Man hatte sowohl mich wie den Professor vergessen. Was war geschehen?

Nur das eine, daß sie auf der Schwelle stand. Sie trug ein glänzendes schwarzes Seidenkleid und eine enganliegende schwarze Seidentoque, die ihre feine Kopfform und die leicht gebogene Nase hervorhob. Mit emporgezogenen Brauen sah sie sich im Saal um. Sie suchte einen Sitzplatz. Plötzlich steuerte sie auf mich zu. Zwischen mir und meinem Nachbarn fand sich tatsächlich eine Andeutung von freiem Raum. Genügte das? Oder sollte ich aufstehen und ihr meinen Platz anbieten? Das war doch das mindeste, was ich tun konnte. Aber der brüske Überfall des Professors hatte mich vom Scheitel bis zur Sohle gelähmt. Bevor ich noch den Gedanken zu Ende denken konnte, hatte sie schon auf dem winzigen Raum zwischen mir und meinem Nachbarn Platz genommen.

Als ich in meiner Jugend Psychologie studierte, gab es ein Gesetz, das besagte, daß jedes der Nervenenden der Haut nur auf eine gewisse Art von Einwirkung reagiert. Einige empfinden Wärme, andere Kälte, andere Schmerz, andere Wollust und wieder andere Elektrizität. Wenn ich mich nicht irre, nannte man dies das Weber-Fechnersche Gesetz. Wie dem auch sein mag, es ist jedenfalls irrig. Das stellte ich im selben Augenblick fest, in dem sie sich neben mich setzte. Sämtliche Nervenenden meiner Haut registrierten gleichzeitig Eindrücke der Wärme, der Kälte, des Schmerzes, der Wollust und der Elektrizität! Eine klarere, deutlichere Widerlegung des Weber-Fechnerschen Gesetzes — das möglicherweise auch nach irgendeinem anderen benannt ist — läßt sich kaum denken. Und während ich auf der harten Hörsaalbank saß, starr von Kälte, verzehrt von Hitze, schwindlig von Seligkeit und gelähmt von elektrischen Phänomenen, hörte ich Professor Reginald Fortreß die Vollkommenheiten des Inkareiches schildern, das von Pizarro zerschmettert wurde.

„Und so, meine Damen und Herren, wurde die erste und bis jetzt letzte ideale Wirtschaftsstruktur unserer Erde zerstört! Das Inkareich war ein Reich ohne Kapitalismus. Der Aufbau der ganzen Gesellschaft ruhte auf dem Dorfe. Der einzelne war ein Teil des Dorfes, und das Dorf war für den einzelnen verantwortlich. Alle hatten die Arbeitspflicht, alle die Altersversorgung. Der industrielle Betrieb lag in den Händen des Staates, der in seinen Magazinen die Vorräte aufspeicherte, die für Kriegs- und Friedenszeiten erforderlich waren, und der Hilfe leistete, wenn Hilfe vonnöten war. Das Gold als Wertmesser war unbekannt. Darum bekamen die Spanier auch anfangs von dem gelben Metall so viel sie nur wollten. Die Eingeborenen beeilten sich, es nicht nur jenen Straßenräubern zu opfern, die sie für übernatürliche Wesen ansahen, sondern auch ihren Pferden, deren Wiehern sie für menschliche Sprache hielten und die sie von demselben unstillbaren Golddurst besessen glaubten wie deren Herren."

Er fuhr fort, die unübertreffliche Wirtschaftsstruktur des Inkareiches zu schildern — ich hörte ihm nicht mehr

zu. Meine Seele wandelte ihre eigenen Wege. Ich sah wie in einer Vision Peru, das Land unter dem schwindelnd hohen blauen Himmel der Anden, bewohnt von seltsamen braunen Menschen, die sich Kinder der Sonne nannten, die den Wert des Goldes nicht kannten, wohl aber den des Lamas als Haustier, und die einander Briefe mit Hilfe von Strickknoten schrieben . . . Eigentümlicherweise hatten alle Menschen meiner Vision dieselben Züge, ihre Nasen waren leicht gebogen, ihre Augen schwarz und mandelförmig und ihre Brauen ein wenig schräg . . . Sie bewegten sich mit der Anmut von Wildkatzen, und ein berauschender Duft nach wilden Kräutern ging von ihnen aus . . . Ja, was denn? War die Vorlesung schon aus?

Sie war es. Die Hörerschaft hatte sich erhoben und applaudierte dem Professor, der mit einer kurzen Kopfneigung auf die Türe zuschoß. Vorher fand er noch Gelegenheit, mir einen letzten vernichtenden Blick zuzuwerfen. Ich kassierte ihn ein, wie ein schon knockout geschlagener Boxer einen letzten Kinnhaken entgegennimmt. Dann machte ich eine Entdeckung, die mich in die Wirklichkeit zurückversetzte. Sie war fort!

Ja, fort, in dem Gewühl verschwunden. Aber auf ihrem Platz lag ein kleines schwarzes Notizbuch. Aus dem Augenwinkel hatte ich gesehen, wie sie sich Notizen machte, emsige, wissenschaftliche Notizen. Hier lag das Büchlein, in das sie sie geschrieben hatte. Es gehörte ihr. Man mußte es ihr zurückerstatten. Aber wie?

Es gab ein einfaches Auskunftsmittel: durch einen Saaldiener. Ich verwarf es sofort. Ein Gegenstand wie dieser mußte persönlich überbracht werden. Ich nahm das Büchlein und musterte es.

Es war aus schwarzem Marocain und trug in der einen Ecke eine kleine vergoldete Namenschiffre, ein mit einem V verflochtenes J unter einer koketten Krone. Eine Adresse war hingegen nicht zu entdecken. Sollte sie aus adeliger Familie sein? Das Leder strömte ihr Parfüm aus. Ich sog es in einem langen Atemzug ein.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß jemand mich betrachtete. Als ich aufsah, fand ich, daß dem so war. Der Mann mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion war auf der Schwelle des Hörsaales stehen geblieben und beobachtete mich von dort mit nachdenklicher Miene. Fräulein Betty Gundelach, die Berichterstatterin der „Extrapost", schritt gerade auf den Ausgang zu. Ihre spöttischen blauen Augen sahen von dem Notizbuch zu mir auf, mit einem Blick, der keiner siebzig Ausleger bedurfte, um verstanden zu werden.

„Tantalus: in der Hauptrolle Herr Richard Hegel", flüsterte sie im Vorüberrauschen. „Vergessen Sie nicht, daß Ihre Aura hellrosa ist — wie das Baby mit Mellins Food!"

Sie war verschwunden, bevor ich die rechte, vernichtende Antwort gefunden hatte. Ich schlug das Notizbuch auf uns las, auf der ersten Seite stand in englischer Sprache mit hastiger, aber ganz leserlicher Schrift:

„Heute abend sieben Uhr vor dem Promenadencafé."

Das war kein Brief mit Strickknoten, das war gerade zur Sache und unmöglich mißzuverstehen . . . Es gab nur einen Haken: an wen war er gerichtet?

An mich? Meine männliche Eitelkeit konnte sich anfangs nur schwer etwas anderes denken. Dann stellte sich jedoch der Zweifel ein. An mich? Aber sie konnte ja nicht im Vorhinein wissen, daß ich bei der Vorlesung sein würde. Antwort: sie hatte es natürlich bei der Vorlesung geschrieben, während sie so tat, als machte sie sich Notizen. Aber vor ein paar Tagen hatte sie sich ungefähr ebenso zugänglich gezeigt wie eine Eisjungfrau. Antwort: im Laufe von ein paar Tagen kann sich so manches ereignen. Dann sollte sie also das Buch mit Absicht vergessen haben? Antwort: Natürlich! Ist es nicht eine uralte weibliche List, namentlich in den südlichen Ländern, einen Handschuh, ein Taschentuch oder sonst irgendeinen Gegenstand fallen zu lassen, um dem Anbeter Gelegenheit zu geben, sich zu nähern!

Was enthielt das Büchlein? Gab es irgendeinen Aufschluß, wer und was sie war oder wo sie wohnte?

Keinen. Es enthielt Notizen, aber wovon sie handelten, ließ sich nicht entnehmen, denn es waren Stenogramme oder Chiffren oder vielleicht beides. Mir fiel etwas ein: es war immerhin denkbar, daß die mit gewöhnlicher Schrift hingeworfenen Zeilen sich an einen anderen als mich richteten — aber in diesem Falle hatte ich die beste Gelegenheit zu sehen, für wen sie bestimmt waren, wenn ich mich vor dem Promenadencafé einfand! Endergebnis: Ich würde um sieben Uhr vor dem genannten Café sein.

5.

Ich war schon erheblich früher dort. Und ich hatte reichlich Gelegenheit, mich in der schweren Kunst der Geduld zu üben.

Für den, der es nicht weiß, will ich erwähnen, daß das Promenadencafé ein Lokal zu Anfang der Langelinje, Kopenhagens berühmtester Strandpromenade am Oeresund, ist. Es ist kein besonders feines Etablissement, aber auch nicht das Gegenteil. Die Mehrzahl der Gäste gehört dem typischen dänischen Mittelstand an, aber manchmal verirrt sich auch ein Ausländer hin, und zuweilen kommt es sogar vor, daß das Café von Seeleuten auf Urlaub geradezu gestürmt wird

Ich machte eine Runde durch das Innere des Cafés und vergewisserte mich, daß niemand da war, den ich kannte. Dann faßte ich in einer Seitenallee Posten, von wo aus ich alle, die kamen oder gingen, kontrollieren konnte.

Der Abend war kühl, die Sterne standen hoch am Himmel. Die Bogenlampen hatten grüne Glorienscheine aus frischem Laub, denn der Herbst war in diesem Jahr ungewöhnlich schön. Es wurde sieben Uhr, fünf Minuten nach sieben, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Noch immer zeigte sich keine junge Dame mit peruanischer Silhouette. Es war bereits halb acht Uhr geworden, und ich war gerade im Begriff, meinen Wachtdienst aufzugeben, als endlich ein Auto heranrollte und eine Gestalt in enganliegendem Mantel ihm entstieg.

Sie war allein. Sie entlohnte den Chauffeur, machte ein paar Schritte über den Gehsteig und nahm dann in einer der lauschigen Lauben vor dem Café Platz. Die Aufzeichnung in dem Büchlein hatte also nicht gelogen, sie war gekommen, sie saß nur wenige Schritte entfernt leibhaftig da. Offenbar wartete sie auf jemanden. Auf wen? Auf mich? Ich preßte ihr schwarzes Büchlein zwischen den Fingern wie einen Talisman und suchte den Mut aufzubringen, auf sie zuzugehen und zu sagen:

„Mein Fräulein, hier bin ich!"

Das ging nicht. Allzuviel Umgang mit den Heldinnen der Phantasie hat mich den Frauen der Wirklichkeit gegenüber schüchtern gemacht. Gegen die ersteren kann man sich alle nur denkbaren Freimütigkeiten erlauben. Denn man hat immer Zeit, sich Erwiderungen auf ihre schnippischen oder herausfordernden Worte auszudenken. Diesen Vorteil entbehrt man gegenüber den Frauen des wirklichen Lebens, denn die reden zumeist eine andere Sprache als jene, die man selbst beherrscht. Andererseits — wozu stand ich hier, wenn nicht, um ihre Bekanntschaft zu machen? Ich drehte das Notizbuch in meiner Tasche hin und her, in der Hoffnung, daß es mir das bringen würde, was die Spiritisten einen „psychischen Impuls" nennen. Die Situation ließ sich nicht länger ausdehnen, ohne lächerlich zu werden. Ich zog meine Krawatte zurecht und machte ein paar Schritte auf das Café zu, als eine Unterbrechung eintrat.

Ein neues Auto kam über die Fahrbahn herangerollt. Als es gerade vor dem Café war, wurde eine der Türen aufgegriffen, und ein beleibter Herr taumelte heraus. Es sah beinahe aus, als hätte er in voller Fahrt abspringen wollen. Drei andere Herren folgten ihm auf dem Fuß. Der dicke Mann machte ein paar unsichere Schritte über den Asphalt und sank dann auf einen Stuhl in einer der Lauben. Seine Begleiter beeilten sich, neben ihm Platz zu nehmen. Der Kellner tauchte aus dem Schatten auf, nahm eine Bestellung entgegen und kehrte mit einer Flasche und vier Gläsern zurück, die er vollfüllte.

Während dieser ganzen Zeit hatte der umfangreiche Mann, in einem Zustand von anscheinender Apathie auf seinem Stuhl zurückgesunken, dagesessen. Jetzt richtete er sich mit einem Ruck auf, starrte seine Umgebung verständnislos an und murmelte etwas, das man damit beantwortete, eines der vollen Gläser vor ihn hinzustellen. Die Szene war so banal und widerlich wie alle derartigen Szenen. Ich ertappte mich selbst darauf zu sagen, es sei doch ein Skandal, daß solchen Menschen serviert würde, man sollte doch bedenken, daß eine Dame in der Nähe saß Nun erhob der dicke Mann sein Glas und trank es mit einer Geste aus, die großes Training verriet. Und als er dabei den Kopf zurückbog, entdeckte ich zu meiner namenlosen Verblüffung, daß ich ihn kannte.

Er war kein anderer als mein Freund Mr. Henry Graham!

Ich griff mir an die Stirn, ich weigerte mich zu glauben, daß ich recht gesehen hatte, aber die Tatsache ließ sich nicht wegleugnen: es war Mr Graham, der dort drüben saß, er und kein anderer. Ich hatte ihn schon viele Gläser aus vielen Flaschen mit verschiedenem Inhalt leeren sehen, aber nie hatte ich ihn davon auch nur leicht angesäuselt gesehen. Und doch stand eines fest: dieser mächtige Sohn Albions saß da und war sternhagelvoll besoffen!

Plötzlich erhob sich Mr. Graham und begann vor sich hinzustarren, mit einem Ausdruck, als sähe er Gespenster. Dabei stieß er den Tisch mit seiner Last von Gläsern und Flaschen um. Der Kellner eilte herbei, der Wirt folgte ihm auf dem Fuße. Mr. Grahams Begleiter hängten sich in ihn ein, aber er schüttelte sie ab wie eine Koppel Hunde. Der Kellner schrie, der Wirt gleichfalls. Ohne daß ich eigentlich wußte, wie es zugegangen war, befand ich mich bei ihr. Sie hatte sich so tief in ihre Laube zurückgezogen, daß sie kaum zu sehen war.

„Haben Sie keine Angst!" sagte ich.

Sie antwortete nicht. Ihre Augen verschlangen den Auftritt. Mr. Henry Graham begann groteske Schritte zu machen, die an einen dressierten Bären denken ließen. Sein Kopf schwankte langsam hin und her wie gewisse wandernde Felsblöcke in den Alpen.

Seine Begleiter machten einen neuerlichen Versuch, sich in ihn einzuhängen. Mit demselben Ergebnis wie früher. Drei oder vier Personen blieben auf der im übrigen verlassenen Langelinje stehen und beobachteten erstaunt den Auftritt. In einiger Entfernung tauchte eine Pickelhaube auf, die eine gigantische Silhouette krönte — ein dänischer Polizist war im Anmarsch!

„Sie haben dies hier vergessen", sagte ich und reichte ihr das schwarze Notizbuch. „Ich wußte Ihren Namen und Ihre Adresse nicht. Darum —"

Mr. Grahams Fuß war auf eine umgestülpte Sodawasserflasche getreten und hatte sie mit einem Tritt in die Ferne befördert, wo sie gegen einen Laternenpfahl explodierte. Noch einige Personen blieben auf der Langelinje stehen. Der Polizist steigerte seine Geschwindigkeit auf drei Stundenkilometer. Was sie betrifft, so schien sie taub und blind für meine Existenz. Ihre Augen hingen wie gebannt an dem voluminösen Engländer und seinen Begleitern. Zusammen bildeten diese eine Gruppe, des Schöpfers der Laokoonstatue würdig.

„Es war bei der Vorlesung des schottischen Professors", fuhr ich fort. „Sie saßen neben mir. Ich —"

Sie erhob sich von ihrem Sitz. Plötzlich schienen den Engländer die Kräfte verlassen zu haben. Seine Freunde hatten ihn in das Auto bugsiert. Einer von ihnen sprach mit dem Cafétier und reichte ihm einige Noten. Auf einmal fiel mir ein, daß diese Szene auch eine andere Bedeutung haben konnte.

„Mr. Graham!" rief ich ganz laut auf englisch. „Was ist denn los? Soll ich Hilfe holen?"

Sie drehte sich blitzschnell um und legte mir die Hand auf den Arm. Die elektrischen Phänomene, die ich bei der Vorlesung an mir beobachtet hatte, waren ein Nichts gegen das, was ich jetzt bei dem Druck ihrer Finger empfand.

„Sie kennen ihn?" flüsterte sie, ebenfalls auf englisch. „Kommen Sie, wir wollen —"

Ohne den Satz zu Ende zu sprechen, schoß sie auf das wartende Auto zu. Ich folgte nach. Die Leute, die sich auf der Langelinje angesammelt hatten, machten uns bereitwillig Platz. Der Polizist war nunmehr höchstens eine halbe Minute entfernt. Die Männer bei dem Auto sahen uns mit sichtlichem Erstaunen herankommen, machten aber keine Miene, zu entfliehen. Und das führte mich eben irre.

„Mr. Graham!" rief ich zum zweitenmal, doch weit weniger energisch. „Was ist denn los? Hier sind wir!"

„Hier sind Ihre Freunde, Mr. Graham" wiederholten die Männer, die das Auto umstanden, mit lauter Stimme, doch ohne eine Antwort zu bekommen

Noch immer ahnte ich keine Tücke. Der Polizist war nun so nahe, daß man das Licht der Bogenlampe in seinen Augengläsern gespiegelt sehen konnte — er gehörte jenem älteren Typus der dänischen Polizisten an, die Augengläser tragen, ohne sie blau zu färben und dadurch undurchsichtig zu machen. Er keuchte schwer von dem ungewohnten Schnellauf

„Mr. Graham", begann ich zum dritten Male, aber weiter kam ich nicht In diesem Augenblick erschien der dritte von Mr. Grahams Freunden, der nun seine Verhandlungen mit dem Cafétier zum Abschluß gebracht hatte. Zugleich wurden sie und ich von vier starken Armen in das Auto gezerrt. Man behauptet, daß Kaiserin Eugenie von Frankreich bei ihrem ersten Besuch bei Königin Victoria sofort verriet, daß sie nicht von vornehmer Abkunft war, weil sie sich bevor sie Platz nahm, erst umsah, ob auch ein Stuhl hinter ihr stand. Eine solche „Gaffe" begeht keine Fürstlichkeit, die von Kindheit auf gewohnt ist, einen Würdenträger hinter sich stehen zu haben Nach allem zu schließen, hätte ich beim englischen Hof eine bessere Figur gemacht als sie, denn ich setzte mich sofort und ohne das geringste Zögern auf einen Klappstuhl, dessen Existenz ich nur erraten konnte. Aber ich hatte auch einen Würdenträger hinter mir, der einen scharfen

Gegenstand in meinen Rücken preßte, während er mir gleichzeitig ins Ohr flüsterte:

„Ein Wort, und — Sie verstehen."

Ich verstand. Aus dem Augenwinkel sah ich, daß der Polizist nunmehr bei dem Café angelangt war, wo er dem Wirt einige Fragen stellte. Offenbar wurden sie zu seiner Befriedigung beantwortet, denn unser Auto konnte völlig unbehelligt davonrollen. Der scharfe Gegenstand kitzelte mich in zum Lachen reizender Weise am Rücken. In Amerika nennt man diese Form des Transports joy-riding Da wir gerade von diesem großen, vielverleumdeten Kontinent sprechen, so war Mr. Grahams Schnarchen auf dem Sitz hinter mir nur mit einem vergleichbar, nämlich mit dem Donnern des Niagara.

Von ihr sah ich nur ein schattenhaftes Profil.

Nach kaum zehn Minuten hielten wir auf dem Kai des Ausflugshafens. Dort verankert lag eine weiße Lustjacht. Die dänische Flagge flatterte von ihrem Bug, als Zeichen guter Gesittung, aber vom Heck wehte eine Flagge, derengleichen ich nie gesehen hatte: ein schwarzgelbes Tuch, auf dessen oberer Ecke zwei vergoldete Löwen eine schwarze Hellebarde zwischen ihren Pranken hielten. Der Name, der mir vom Heck entgegenleuchtete, gab mir die Lösung:

Da stand:

Astarte, Mahon, Minorca.

Einige wenige Minuten später war ich ein einer sehr bequemen Kajüte einquartiert, die nur den einen Nachteil hatte, daß man die Türe von außen versperrte, als man mich verließ.

Fünftes Kapitel.

Maritime Gespräche.

1.

Die Kajüte, in der man mich untergebracht hatte, war recht geräumig. Sie hatte ein Bett, ein Waschgestell, eine Garderobe, ein kleines Tischchen und ein Bücherbrett mit Reiselektüre aufzuweisen. An ein paar Stellen befanden sich an der Wand kleine, mit feinem Messingdraht übersponnene Öffnungen. Waren das Ventilationsschächte? Ich glaubte es anfangs, aber noch vor Schluß der Reise sollte ich mir über ihre wahre Bestimmung klar werden.

Was bedeutete diese Entführung von drei so gegensätzlichen Personen, wie Mr. Graham, sie und ich?

Je mehr ich über dieses Problem nachgrübelte, desto unlösbarer erschien es mir. Bestand irgendein Zusammenhang zwischen uns? Ich konnte keinen finden. Der einzige Zusammenhang zwischen dem dicken Engländer und mir war, daß ich seinem genealogischen Institut einen mutwilligen Brief geschickt, daß er mich aus diesem Anlaß aufgesucht und sich entschieden geweigert hatte, das Humoristische meines Einfalls einzusehen. Wir waren, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, als nicht übertrieben gute Freunde geschieden

Und welche Verbindung existierte zwischen ihr und mir? Keine, wollte ich sagen, als mir plötzlich etwas einfiel. Warum hatte ich mich denn, als das Attentat stattfand, vor dem Promenadecafé befunden?

Weil ich nach der Vorlesung des schottischen Professors ein schwarzes Notizbuch an einem bestimmten Platz gefunden hatte. Aber wie kam es, daß es dort lag? Das war der Knoten, wie Prinz Hamlet sagt. Hatte sie es dort vergessen, oder hatte sie es als Köder dort zurückgelassen? Mit anderen Worten: war sie selbst ein Opfer desselben Schicksals wie ich, oder steckte sie hinter dem Ganzen? Ich wußte nicht, was ich glauben sollte. Vieles an ihr war verdächtig. Aber welchen Zweck konnte sie damit verfolgen, einen schlichten Schriftsteller rauben zu lassen, den sie dreimal im Laufe von ebenso vielen Tagen gesehen hatte? Das ging völlig über meinen Horizont — noch mehr als die Frage, welche Gründe sie etwa gehabt haben konnte, auf Mr. Graham Beschlag zu legen. Keiner von uns war schön genug, um ein Kidnapping zu rechtfertigen. Und auch keiner von uns war so reich, daß der Grund der Entführung da zu suchen sein konnte

Aus der Kajüte nebenan hörte man ein Schnarchen, so betäubend, daß es nur einen Ursprung haben konnte: Mr. Graham und ich waren also Nachbarn. Ich klopfte ein paarmal an die Wand, um eine Unterhaltung anzubahnen, wie sie zwischen Gefangenen in einer Strafanstalt geführt zu werden pflegt, aber ich erhielt keine Antwort. Die Seele des Engländers weilte in fernen Regionen! Plötzlich griff ich mir an die Stirn: was war ich doch für ein blinder Maulwurf gewesen!

Ich hatte geglaubt, daß Mr. Graham in berauschtem Zustand an Bord gebracht worden war. Aber tatsächlich war er natürlich ein Opfer jener seltsamen Psychose, die ich schon an drei anderen Personen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte — dem Professor, dem Kreuzworträtselmann und mir selbst.

Ja, daran war nicht zu zweifeln. Der starrende Blick, die Geistesabwesenheit, die Ansätze zu einer Art rhythmischer Bewegungen, die an feierliche Tänze erinnerten — nichts hatte gefehlt. Aber dann — aber dann —

Ich war versunken in Grübeleien über die Perspektiven, die dies erschloß, dagesessen, als ein rhythmisches Rasseln vom Heck des Schiffes mich zusammenzucken ließ. Wir lichteten die Anker! Wer uns entführt hatte, gab sich nicht mit halbgetaner Arbeit zufrieden. Solange die Gefangenen an einem Kai in Kopenhagen verankert lagen, hatten sie noch die Möglichkeit auszureißen, aber von einem Schiff auf hoher See brennt man nicht so leicht durch! Das Rasseln hörte auf, und anstatt dessen begann der Schiffsrumpf leicht zu vibrieren. Die Gegenstände auf meinem Waschtisch gaben einen feinen Glaston von sich.

Wir hatten die Anker gelichtet, und nun segelten wir. Wohin? Eine unbeantwortbarere Frage ließ sich kaum denken — wenn wir in Charons Nachen an Bord gestiegen wären, unser Bestimmungsort wäre nicht unmöglicher zu erraten gewesen.

Wir waren eine knappe halbe Stunde gesegelt, als ein Schlüssel im Schloß meiner Türe rasselte. Zwei Männer, die ich vom Auto her kannte, zeigten sich auf der Schwelle. Der eine von ihnen balancierte ein Tablett, das er auf mein winziges Tischchen abstellte.

„Ihr Dinner ist serviert, Sir!"

Abermals knirschte der Schlüssel im Schloß. Ich war allein hinter der versperrten Türe.

2.

Die Mahlzeit bestand aus einer Schale Tomatensuppe, einem Kotelett und einem Stück Käse. Die bereits erwähnte Flasche enthielt einen roten Tischwein Ich setzte mich zu Tisch und führte mit einem Seufzer der Befriedigung einen Löffel Suppe zum Mund. Aber kaum hatte ich ihn geschluckt, als meine Hand wie gelähmt auf das Tischtuch niedersank.

Mr. Graham war in einem Zustand der Vergiftung, der mir bekannt war, an Bord gebracht worden. Wer konnte sagen, ob das Essen, das man mir hereingestellt hatte, nicht auch vergiftet war?

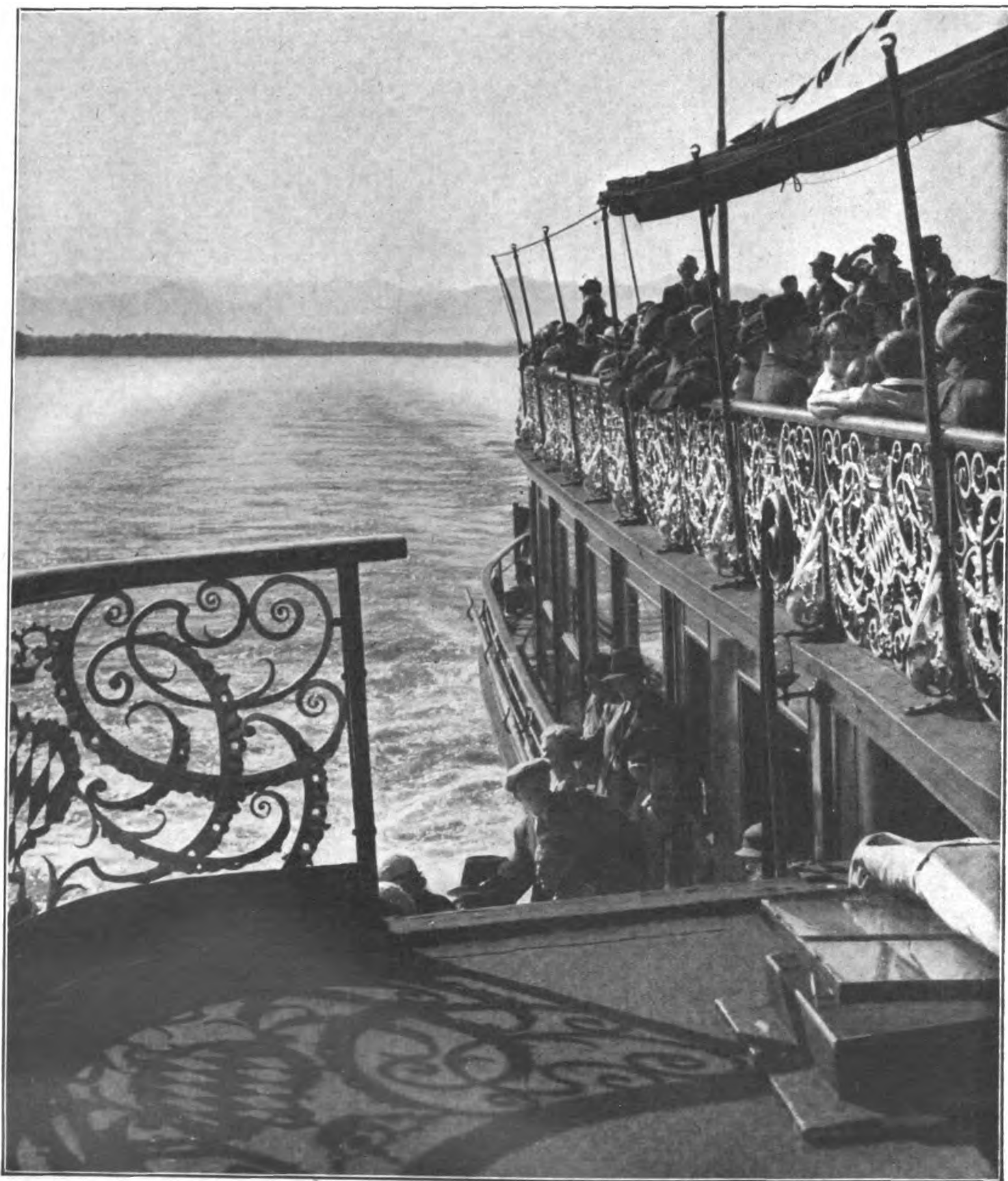
Merkte ich nach meinem ersten Löffel Suppe irgendwelche Symptome?

Nein. Nur die ausgesprochene Sehnsucht nach mehr und außerdem nach Wein — der Hals brannte mir förmlich vor Durst . . ich schenkte ein Glas ein und prüfte es gegen das Licht. Gegen die Farbe war nichts einzuwenden . . . andererseits ist es wohl schwer, schleichende Gifte an der Farbe zu erkennen. Warum war kein Tier in der Nähe, mit dem man ein Experiment machen konnte? In Kapitän Marryats Büchern war immer etwas zur Hand, das die Schiffskatze hieß. Dieses schöne, nützliche Tier hätte im Augenblick eine wirkliche Aufgabe zu erfüllen gehabt

Beinahe ohne daß es mir bewußt war, hatte ich einen Schluck Wein getrunken. Keine wie immer gearteten Symptome stellten sich ein Ich warf meine Bedenken über Bord. Entweder wollte der Besitzer des Bootes mich ums Leben bringen — und dann hieß es ihm ja in die Hände arbeiten, wenn ich mich aushungerte, oder auch er wollte dies nicht, und in diesem Falle war ja kein Grund, sich zu bedenken! Etwas später war ich sowohl mit der Mahlzeit wie mit dem Wein fertig geworden. Kurz darauf öffnete sich die Türe, und der Kellner zeigte sich. Diesmal war er allein. Da wir jetzt schon auf hoher See sein mußten, glaubte man offenbar, die Schutztruppen einziehen zu können. Ich konnte nicht darauf schwören, aber ich hatte den Eindruck, daß die Jacht Astarte mit einer sehr kleinen Besatzung segelte. Da brauchte man vermutlich alle Mann an Bord.

Eine andere Sache, auf die ich hingegen nicht schwören konnte, war, daß die Besatzungsleute, die ich bis jetzt gesehen hatte, den Eindruck machten, Landratten zu sein. Sie bewegten sich nicht mit jenem „rollenden Gang, der den Seeleuten eigen ist" und in so vielen Büchern von Kapitän Marryats Nachfolgern geschildert wird. Sie traten vorsichtig auf den Schiffsbohlen auf.

(Fortsetzung folgt.)



Fahrt über den Starnberger See.

Aufnahme: Hans Schürer.

HEINZ LEMKE:

Das Lichtbild

Eine Erzählung von der Macht der Erinnerung

Aus der schwarzen Wand des Waldes löste sich mit schwerfälligem Sprung ein Mann. Der nasse Lehm des Feldweges spritzte unter seinen Stiefeln auf, und der Mann stampfte nach kurzem Verschnaufen mit vorgeschobenen Schultern und gesenktem Kopf müde und verdrossen durch Lehmmatsch und Wasserlöcher vorwärts. Über ihm wölbte sich der schwarze Mantel der Novembernacht, und der Herbstwind peitschte den kalten Regen auf die Landschaft. Der Mann ächzte und fluchte bisweilen, er sprach laut mit sich selbst, wie sehr einsame Menschen es zu tun pflegen. Er sagte: „Verdammter Dreck, verfluchtes Wetter. Na — hoffentlich finde ich wenigstens ein Dach über dem Kopf."

Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Vielleicht war der Mann schon über tausendmal tausend Straßen gewandert, aber dieser Marsch war ein zäher Kampf gegen Schlamm, Nässe, Kälte und Nacht. Verbissen griff der Wanderer den ewig weichenden Raum an, aber der Raum lächelte wohl nur darüber. Doch schließlich hing weit in der Ferne ein Lichtgespinst wie eine zarte Blütendolde unter dem Himmel. Dort war ein Dorf.

Kurz vor dem Dorf blinzelte aus einem Gehöft mattes Licht. Der Mann erkannte ein Haus, eine Scheune und den Zaun eines Gartens. Er öffnete die Pforte und ging spähend zum Fenster. Durch die Scheiben sah er in eine Bauernküche. Eine Frau hantierte am Herd, ging zum Schrank, ging zum Tisch und wieder zum Herd. Sie war wohl schon sechzig, aber noch füllig und kräftig. Im Sessel am Kachelofen hockte ein derbknochiger hoher Alter. Er rauchte die Pfeife und las eine Zeitung. Es war friedlich und still und schien dem Manne so vertraut, als kenne er es schon seit immerdar. Er klopfte ans Fenster.

Die Alten horchten auf, der Bauer erhob sich schwerfällig und öffnete das Fenster spaltbreit. Er sah den Fremden und fragte: „Was seid Ihr für einer und was wollt Ihr?"

Ja, er sei aus Westbevern, sagte der Mann. Er habe Holz aus dem Wildwald holen wollen, aber nun habe er sich verlaufen und sein Handwagen stecke irgendwo tief im Dreck. Er sei naß bis auf die Haut und wolle sich gerne bei Christenmenschen aufwärmen.

„Mutter, er ist aus Westbevern", sagte der Bauer.

„Dann soll er man hereinkommen", sagte die Frau.

Als der Fremde in die Helle der Wohnküche trat, zeigte es sich, daß ihn das Leben nicht geschont hatte. Er war nicht alt, vielleicht 45. Aber sein Gesicht war hager, tiefgefurcht und verhärmt. Unter den trüben Augen hingen schwarze Schatten und das unrasierte Kinn war rauh wie ein Stoppelfeld. Die breiten Schultern senkten sich tief und sein Rücken war gebeugt.

Er setzte sich auf die Ofenbank und das Wasser tropfte aus seiner Flauschjoppe und der zerbeulten Manchesterhose, rann über die ausgelatschten und verkrusteten Kommißstiefel und sammelte sich in kleinen Lachen auf den Eichendielen. Er war blau vor Kälte, atmete schwer und rieb sich die merkwürdig weichen Hände.

„So, Ihr seid also aus Westbevern?" fragte die Frau.

Ja, er sei Karl Osthoff aus Westbevern. Ob sie die Fleischerei Osthoff nicht kenne? Ja, aber nur vom Hörensagen. Westbevern sei ja so weit, ganze 12 Kilometer von hier. — „So, und da habt Ihr Euch also im Wildwald verlaufen?"

„Ja, leider," sagte Karl Osthoff „Es ist ein Kreuz mit diesem nebligen Wetter."

Na, sagte der Bauer, das verstehe er nicht, wie sich ein Einheimischer im Wald verlaufen könne.

„Ach, laß man, Vater", sagte die Frau. „Das kann jedem passieren."

„Mir nicht", sagte der Bauer.

Aber die Frau wollte wohl keine Mißstimmung aufkommen lassen. Sie war freundlich und gut und mildtätig.

„Ihr müßt nachher mit uns essen", sagte sie. „Und bei dem Wetter dürft Ihr heute nacht nicht mehr nach Haus laufen. Wenn es Euch gut genug ist, könnt Ihr im Heu in der Scheune schlafen"

Oh, es war dem Fremden gut genug und er bedankte sich sehr. Er holte eine abgewetzte Mutzpfeife aus der Tasche und der Bauer gab ihm seinen Tabaksbeutel. Dann saßen sie still und rauchten. Der Mann war wohl müde und maulfaul. Er lehnte den Kopf an den Kachelofen und schloß die Augen.

Der Bauer ging in die Scheune, um das Vieh zu füttern, und auch die Frau sagte, sie müsse noch schnell ins Dorf zum Krämer, um Kaffee zu holen. Aber sie sei gleich wieder da. Sie nahm aus dem Glasschrank eine Tasse und aus der Tasse Geld. Der Fremde blieb still sitzen, ohne den Kopf zu regen. Aber sein Gesicht spannte sich.

Als die Frau gegangen war, stand er schnell auf, horchte angestrengt und ging zum Fenster. Tief hinten in der Scheune schwenkte der Bauer seine Laterne. Er trat hastig zurück und an den Schrank, nahm die Tasse und schüttete das Geld in seine Hand. Als er sie an ihren Platz zurückstellte, fiel sein Blick auf ein verblaßtes Lichtbild in einem schmalen Rahmen an der Wand.

Es war eines jener Bilder, die man in ungezählten deutschen Häusern findet. Um ein Bierfaß standen und saßen Soldaten, die offensichtlich bemüht waren, der Aufforderung „Bitte recht freundlich" in feierlich-festlicher Weise nachzukommen. Sie trugen ihre Krätzchen verwegen im Nacken und hielten kokette, bändergeschmückte Stöckchen in ihren breiten Pranken. Unter dem Photo stand in vergilbter Goldschrift: „Reserve hat Ruh."

Karl Osthoff betrachtete das Bild eine Weile selbstvergessen, blickte auf den silbernen Schatz in seiner Hand, blickte auf die Photographie, ließ das Geld behutsam in die Tasse gleiten und stellte sie an ihren alten Platz. Dann setzte er sich wieder an den Ofen.

Der Bauer kam, die Bäuerin kam und sie setzten sich zu Tisch Es war ein mächtiger, weißgescheuerter Eßtisch und die Suppe dampfte in den Tellern. Eine einsame Fliege umsummte die Hängelampe. Die Stubenluft war behaglich warm. Hier war Geborgenheit und Friede.

Ob es erlaubt sei zu fragen, wie sie hießen, fragte Karl Osthoff.

„Grotejahn, genannt Kuhlmann", sagte der Bauer.

Ob sie dann nicht einen Sohn gehabt hätten, der bei den 13ern stand?

„Freilich haben wir einen Sohn gehabt. Er hieß Hermann und hat bei den 13ern gedient Kanntet Ihr ihn?" sagte die Frau.

„Ja, wir haben bei derselben Kompanie gedient und waren zusammen im Felde."

„So", sagte der Bauer und ließ den Löffel fallen, „Dann könnt Ihr vielleicht etwas von ihm erzählen?"

Jawohl, Karl Osthoff konnte von ihm erzählen. Er sprach von der Dienstzeit, von Feldwebeln, von der Stube, dem Hauptmann und vom Exerzieren. Er sprach von der Senne, die Gott im Zorn erschuf, von Wurstpaketen, Stiefelappellen und dem Kaisermanöver. Er begann stockend und schwer; er hatte wohl lange Zeit wenig gesprochen. Aber dann entzündete er sich. Der Rausch des Erlebens und der Sprache packte ihn, und er zeigte sich als ein großer Erzähler. Aus der Tiefe

In der nächsten Folge des „IB."
beginnen wir mit der Veröffentlichung des Tatsachenberichts

Der Aufstand von Sian

auf Grund der Aufzeichnungen des Marschalls Tschiang-Kai-schek in seinem Tagebuch und eines Berichts seiner Frau Mayling-Sung-Tschiang.

Die deutsche Öffentlichkeit wird zweifellos mit größtem Interesse die spannenden Schilderungen jenes politischen Ereignisses lesen, das die Welt im Dezember 1936 in Atem hielt. Der chinesische Marschall vermittelt durch die sachliche und schlichte Schilderung seiner Erlebnisse in der Gefangenschaft der Meuterer nicht minder als seine Gattin durch ihren eigenhändigen Bericht über ihr tatkräftiges Eingreifen in den Gang der Ereignisse dem deutschen Leser einen tiefen Einblick in die Geisteshaltung moderner Chinesen. Erst durch diese persönlichen Dokumente werden der deutschen Öffentlichkeit die letzten Rätsel gelöst, die über dem hochverräterischen Unternehmen des jungen Marschalls Tschang-Hsueh-liang mit seinem überraschenden Ausklang lagen. Das Streben der national empfindenden Chinesen nach einer völkischen Überwindung der Wirrnisse in diesem Riesenreich und einer rassischen Wiedergeburt findet im deutschen Volke lebhaften Widerhall; um so mehr ist es zu begrüßen, wenn zwei so hervorragende Angehörige des chinesischen Volkes wie Tschiang-Kai-schek und seine Frau uns durch ihre eigenhändigen Berichte einen Weg durch das uns doch vielfach fernliegende chinesische Gefühlsleben zeigen. *Die Schriftleitung*





doppelt fermentiert

4 ₰

seines Gedächtnisses holte er Erinnerungen, die er seit vielen Jahren vergessen hatte, und reihte sie aneinander wie Perlen auf eine Schnur. Eine von der Gloriole des Gedenkens umstrahlte Kraft ging von ihm aus. Er bannte Bauer und Bäuerin und entzündete das Leuchten des Miterlebens in ihren alten, harten Augen. Jawohl, der Gast war ein merkwürdiger Mensch, ein seltsamer Mann.

Und er sprach vom großen Krieg. Von den Wäldern Rußlands und den Gräben Frankreichs, von Tankschlachten und Vormärschen, von der Hölle von Verdun und Weihnachtslichtern in dunklen Unterständen. Und schließlich sprach er vom Tod.

„Am 18. April 1917 ist Hermann gefallen. Das heißt, er fiel nicht eigentlich. Er starb erst viele Stunden nach seiner Verwundung. Tommy hatte uns abgeriegelt. Wir lagen drei Tage und Nächte in seinem Trommelfeuer, ehe er angriff. Wir wehrten uns, bis wir von 120 Mann noch sieben waren. Hermann schlug so ein verdammter Granatsplitter hinter das linke Ohr. Aber er meinte, daß sei nur eine Schramme, nicht der Rede wert. Wir sieben — ja also, wir taten, was wir konnten. Wir klammerten uns an die geschundene Erde und wichen keinen Schritt. Wir waren ausgehungert, verdreckt und verlaust und fast alle verwundet. Aber Tommy mußte warten, bis unsere letzte Patrone aus dem Lauf war, ehe er uns kriegte. Erst sammelten die Brüder „Andenken“ von uns; meine Uhr vom Vater selig war auch dabei. Dann brachten sie uns nach hinten. Es war ein Marsch durch die Hölle. Wir krochen durch das Streufeuer deutscher MG.s und sprangen durch das Sperrfeuer der Artillerie. Wir liefen und liefen, wir stolperten, fielen, standen auf und liefen weiter, bis unsere Haut stach, die Augen brannten und die Lungen keuchten. Und schließlich konnten wir nicht mehr Wir waren zum Umfallen erschöpft und warfen uns in einen Straßengraben oder was von ihm übriggeblieben war. Da lag nun Hermann neben mir. Er atmete schwer. Aus der Ohrwunde rieselte ein feiner Blutstreifen über seinen Nacken. Und plötzlich sank er ohne einen Laut zusammen Es mußte ein Bluterguß ins Hirn eingetreten sein. Eigentlich war die Verwundung ja eine Schramme. Aber dieser wüste Lauf, die rüde Aufregung und alles miteinander — ja. Wir trugen ihn mit uns, obwohl die Wachen fluchten. Unter einer Birkengruppe haben wir ihn zur letzten Ruhe gebettet. Er war mein bester Freund.“

Schweigen und Sinnen und Gedenken. Dann sagte die Frau und weinte still:

„Ich habe immer gewünscht zu hören, wie es geschehen ist. Es ist gut, daß ich es jetzt weiß.“

Sie erhob sich und räumte den Tisch ab. Aber dann ging sie zum Schrank und brachte ein schönes, weißes Tischtuch, das alte Geschirr mit den goldenen Rändern und silberne Bestecke. Sie deckte den Tisch feierlich, buk Eierkuchen und holte Schinken und Wurst und sogar den Kuchen, der für Sonntag bestimmt war, aus der Speisekammer. Und der Bauer stieg steif und staksig in den Keller. Als er zurückkam, trug er zwei spinnwebbezogene Flaschen unter dem Arm und einen großen Tonkrug in den Händen.

„Den Wein hat unser Sohn noch vom Kommiß mitgebracht. Ich meine, heut wär der rechte Tag, ihn zu trinken“, sagte er und entstäubte die Flaschen

Schweigen.

„Ja, und den Honigtopf sollt Ihr morgen mitnehmen. Zum Andenken, weil er doch Euer Freund war.“

„Ja, das soll er“, sagte die Frau. „Und was das Schlafen betrifft, so sollt Ihr nicht im Heu schlafen. Ich mache Euch das Bett in Hermanns Kammer.“

Dann saßen sie und aßen und tranken und schwiegen, wie Bauern essen und trinken und schweigen, wenn sie beim Totenmahle sitzen.

„Ich muß Euch etwas sagen“, begann Karl Osthoff plötzlich und hielt sich an einem Punkt in der Luft fest, der gar nicht da war Er suchte wohl eine Stütze, einen Halt; es war sicher sehr schwer zu sagen, was er jetzt sagen wollte. „Ich habe Euch sozusagen ein Geständnis zu machen Ich heiße gar nicht Karl Osthoff. Den Namen habe ich nur in Westbevern an der Metzgerei gelesen, als ich da durchkam Ich heiße Thomas Lodde und bin ein Landstreicher geworden, weil ich arbeitslos bin. Aber das Betteln fällt mir schwer, wo ich doch von ordentlichen Leuten herkomme. Und darum habe ich Euch das mit Osthoff vorgelogen.“

Der Bauer schwieg, sein Gesicht schloß sich zu. Aber die Frau sagte:

„Nun, seid bloß still und laßt es Euch schmecken.“

„Ja“, sagte Thomas Lodde oder wie er nun heißen mochte, „wenn das alles wäre Aber es ist leider noch nicht alles. Seht mal — ja.“ Er klammerte sich verzweifelt an den festen Punkt in der Luft, der nicht da war, und nahm einen entschlossenen Anlauf: „Ja, was ich sagen wollte: Ihr seid ja nun die Eltern und habt ihn aufwachsen sehen und einen ordentlichen Menschen aus ihm gemacht. Und ich bin mit ihm im Felde gewesen und habe ihn zur letzten Ruh gebracht. Und jetzt habt Ihr mich aufgenommen und waret gut zu mir und habt sogar einen Sonntagstisch gedeckt mit Wein und Kuchen, und ich soll in seinem Bett schlafen dürfen. Da kann ich Euch doch nicht belügen und gemein sein. Ja, also . . .“

Er verstummte und sah ängstlich in das verschlossene, harte Gesicht des Bauern. Aber dann begann er wieder:

„Es nutzt alles nichts, es muß heraus. Also — ich habe Euch bestehlen wollen, und nur die Photographie ist schuld, daß ich es nicht getan habe. Ich erkannte Hermann und mich und legte das Geld wieder in die Tasse. Seht, ich bin ein Landstreicher und hungerte. Ich dachte, daß ich nichts zu essen habe und daß ich von diesem Geld einige Tage leben könnte. Ich dachte, daß Ihr ein Haus und einen Hof hättet und auch ohne dieses Geld satt werden könntet. Da nahm ich es also. Aber ich legte es wieder zurück.“

Schweigen. Der Bauer und seine Frau starrten auf ihre Teller. Sie schämten sich. „Ja“, sagte Thomas Lodde und griff nach seiner Mütze „Weiter ist da wohl nichts mehr zu sagen.“

„Nein“, sagte Grotejahn, genannt Kuhlmann „Da ist weiter nichts mehr zu reden.“

Lodde stand linkisch auf und ging. Aber an der Tür sagte er: „Ihr sollt auch bedankt sein für alles.“

„Halt“, sagte die Frau, „vergeßt den Topf nicht.“

„Nein, das kann ich jetzt nicht mehr annehmen.“

„Was ich geschenkt habe, habe ich geschenkt“, sagte der Bauer. „Nehmt den Honig mit!“

Da ging er. Sie hörten seine Schritte auf dem Hof und den Schlag der Pforte. Sie schwiegen beide und die Frau räumte den Tisch ab. Sie war bekümmert und unglücklich, und der Bauer machte ein finsteres Gesicht. Da begann sie:

„Wenn er ein schlechter Mensch wäre, hätte er es nicht gesagt. Und keiner hätte etwas gewußt, wenn er es nicht selbst gesagt hätte.“

Der Bauer schwieg.

„Er sagte, er wäre arbeitslos“, sagte die Frau. „Eigentlich könnten wir gut einen Knecht brauchen. Er war doch der Freund von unserem Sohn. Wir hätten dann sozusagen ein lebendiges Andenken an Hermann. Und er könnte uns immer von ihm erzählen.“

Der Bauer schwieg

Aber die Frau bohrte jetzt, sie gab es nicht auf.

„Nein, ich sage, schlecht ist er nicht. Er hatte Hunger, und nur darum wollte er es tun. Und er war so dankbar und wollte den Honig nicht mal nehmen.“

Aber der Bauer schwieg.

Da ging die Frau aus der Küche. Der Bauer hörte ihren langsamen Schritt auf dem Hof und wußte genau, was sie jetzt tat. Sie stand jetzt auf dem Weg und bückte sich, um zu sehen, wohin Lodde gegangen war.

Als sie zurückkam, sah sie entschlossen aus. Sie strich das Haar aus der Stirn, glättete die Schürze und sagte:

„Er ist nicht ins Dorf gegangen; er ist den Weg zum Wald zurück. Wenn du ihm jetzt sofort nachgehst, holst du ihn noch ein.“

Aber der Bauer schwieg.

Die Frau war eine brave Frau Sie hatte ihrem Mann zeitlebens gehorcht und war meistens seiner Meinung gewesen. Aber jetzt wurde sie rebellisch und gefährlich. Sie wußte genau, was sie wollte.

„Wenn du ihn nicht holst, dann hole ich ihn. Er war doch der Freund von unserem Sohn und hat ihn zur letzten Ruhe gebettet. Und du willst ihm nicht mal ein Bett geben?“

Der Bauer Kuhlmann war ein richtiger Bauer. Hier saß er nun und hatte ein Schwergewicht, das seinem Leben Halt und Ballast gab. Er hatte sein Lebtag nie gelogen oder betrogen oder gestohlen und verachtete die Habenichtse und Bettler. Jawohl, das Eigentum war ihm heilig. Niemand und keiner besaß ein Recht, sich am Besitz anderer zu vergreifen. Auch der Hunger nicht.

Der Bauer Kuhlmann schwieg also.

Aber da langte die Frau nach ihrem Schultertuch und sagte:

„Dann geh also ich. Und unser Herrgott soll dir in der Sterbestunde verzeihen. Sind wir denn nicht alle Sünder?“

Da stand Grotejahn, genannt Kuhlmann, auf und drückte seine Frau auf einen Stuhl.

„Ich gehe“, sagte er.

Aber als er die Klinke in der Hand hielt, zeigte er der Frau sein Gesicht. Und die Frau hatte noch nie ein solches Gesicht bei ihm gesehen Er sagte: „Ich wär auch so gegangen, Mutter.“

Die Frau ging in die Schlafkammer ihres Sohnes, bezog das Bett und richtete alles, wie es sich für einen Gast und Hausgenossen gehört.

Als sie fertig war, vernahm sie die Schritte zweier Männer, die in das Haus traten.

Immer im Dienst

(Schluß zu Seite 878)

dem Oberbürgermeister, dem Präsidenten der Reichstheaterkammer und den Künstlern für ihre Worte. Ihm selbst ist ein großer Wunsch nunmehr erfüllt: Den Menschen, die uns durch ihre Kunst Schönes, Erhebendes und Heiliges vermittelt haben, einen sorglosen Lebensabend zu sichern. Es ist auch ein Geschenk für seine Frau, wie sie kein besseres und herrlicheres als Künstlerin von ihrem Gatten empfangen konnte: Künstler und Menschen, mit denen sie sich durch gemeinsames Schaffen, Geben und Spenden immer verbunden fühlt, in sorgloser Ruhe zu wissen. Es ist Hoffnung und Glaube wieder entstanden und groß geworden für die, denen sich nun als Stiftsdamen und Stiftsherren eine neue Heimat erschließt. Aus Hoffnung ist Freude geworden, und ganz Weimar nimmt mit den Ehrengästen Anteil an dieser sozialen Leistung, die vorbildlich ist wie selten eine.

Aus froher Festesstimmung geht es weiter Während Frau Göring, die neue Ehrenbürgerin Weimars, ihren Hausfrauenpflichten in der ihr so eigenen Liebenswürdigkeit nachkommt, warten Arbeiter, Mithelfer des Ministerpräsidenten an der Durchführung des Vierjahresplanes, im neuen Rohstoffwerk in Schwarza auf sein Kommen. Eingehend überzeugt sich der Ministerpräsident von dem Fortschritt der Zellwollproduktion. Und länger als geplant weilt er an der Stätte der Arbeit, in der eine arbeitsame und verantwortungsfreudige Gefolgschaft in einheitlichem Willen und Wollen gemeinsamer Arbeit mit der Betriebsführung mithilft am großen Werke des Vierjahresplanes Wer am Erfolge je gezweifelt hat, braucht nur in das Gesicht dieses deutschen Arbeiters zu schauen. Aus ihm spricht der Geist, der das Werk belebt, und die Tatkraft, die den Erfolg verbürgt.

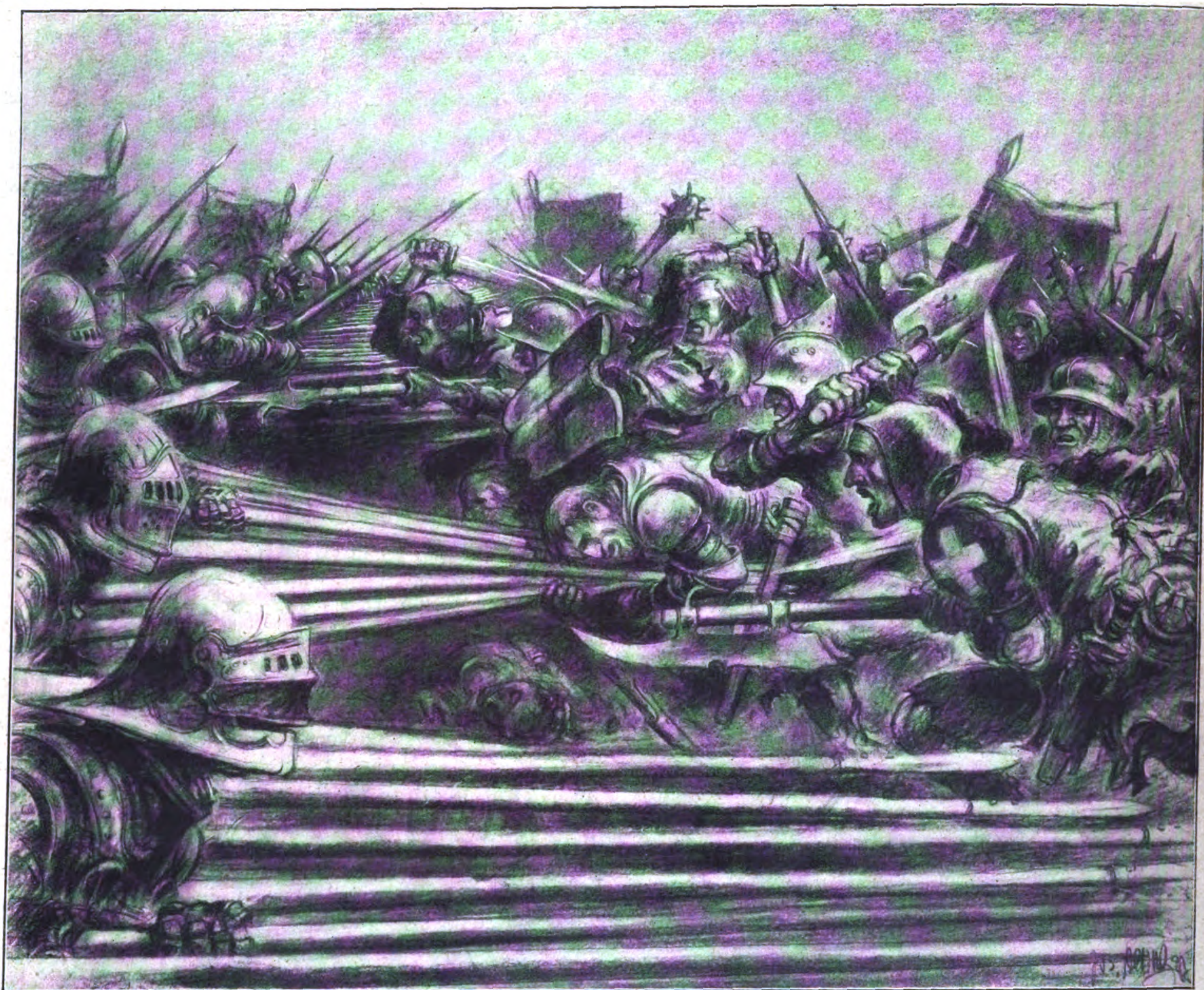
Auf dem Rückwege kurze Ruhepause bei Thüringer Bratwürsten. Lachend sagt der Ministerpräsident seiner Begleitung, daß ihn auch diese „Kleinwirtschaft“ stark interessiert. Alle hauen freudig rein. Nur dem zuständigen Landrat bleibt der Genuß versagt, weil er dem Ministerpräsidenten über die kürzliche große Wetterkatastrophe und die Behebung ihrer Folgen Vortrag halten muß.

Den Abschluß der Reise bildet die Großkundgebung des Gaues Thüringen in der Weimarhalle. Es ist die achte Rede des Ministerpräsidenten in 36 Stunden. Diesmal spricht der Beauftragte für den Vierjahresplan zu den Männern von Partei und Staat, der Wehrmacht und Wirtschaft Thüringens. Hermann Göring zeigt den Männern in den Betrieben, die in täglicher Arbeit die Träger des Werkes sind, die großen Aufgaben auf und ruft seine Mitarbeiter am Vierjahresplan zu neuer Leistung auf. Begeistert werden seine Worte aufgenommen, und unter dem Eindruck des Gehörten gehen die Männer hinaus an ihre Arbeitsplätze, gestärkt in der Arbeitsfreude und in dem Bewußtsein der großen Verantwortung, mitzuarbeiten an dem Werke des Führers.

Der Abschluß der Reise sollte der verdienten Ausspannung dienen. Gauleiter Sauckel hatte Ministerpräsident Göring und Frau Göring eingeladen, den Nachmittag in der schönen thüringischen Landschaft zu verbringen. Ein Telegramm des Führers ruft Hermann Göring nach Berlin. Am Sonntagabend teilt der deutsche Rundfunk mit:

„Generaloberst Göring traf in einem Sonderflugzeug, von Weimar kommend, um 20.00 Uhr in Berlin ein und begab sich sofort zum Führer in die Reichskanzlei.“

Dr. Erich Gritzbach.



Arnold Winkelried wirft sich in die Spieße der Ritter und bricht die entscheidende Bresche in den Lanzenwall.
Für den „J.B." gezeichnet von J. Lazarus

Walter Ziersch:

Arnold Winkelried

der Held von Sempach

(Schluß)

Die Verluste auf beiden Seiten waren außerordentlich groß. Herzog Lüpold mit seinen Räten und Edlen lagen tot auf der Walstatt. Außer ihm selbst wurden auch andere hochgestellte Persönlichkeiten erschlagen, Markgrafen, Grafen, Domherren und Freiherren mit großen Namen. Unter den Rittern, aber auch unter städtischen Ratsherren und Bürgern hielt der Tod reiche Ernte. Im Liede heißt es, daß man von den Schuhen der gefallenen Herren, die nach der Mode der Zeit lang geschnäbelt getragen wurden, die Spitzen abgeschlagen und zwei Wagen damit gefüllt habe. Noch heute heißt ein Hügel auf dem Schlachtfeld: „Das Schnabelfeld."

In einem alten Lied auf die Sempacher Schlacht, in altdeutscher Sprache, ist Winkelrieds Heldentat in kräftigen Reimen dargestellt worden. Dabei wird ausdrücklich festgestellt, daß Winkelried mit freiem Willen sein Leben hingegeben habe, um die drohende Niederlage der Eidgenossen aufzuhalten und in einen Sieg zu verwandeln. Er sagt: „Treue, liebe Eidgenossen, mein Leben verliere ich mit! Die Ordnung der Feinde will ich brechen und einen Einbruch machen, das sollt ihr meinem Geschlecht nie vergessen." Weiter heißt es, wie Winkelried mit Löwenmut sich in die Spieße der Feinde geworfen habe und so die Ordnung der Ritter wirklich durchbrochen wurde. „Durch diese Tat rettete er vielen Eidgenossen das Leben, das sie sonst in einer Niederlage verloren hätten."

Die Schlacht von Sempach war im ganzen ein erbitterter Nahkampf, Mann gegen Mann. Nirgendwo ist die Wirkung von Schützen erwähnt. Gefangene wurden nicht gemacht. Aber oft wird gesprochen von der Ausdauer, womit auf beiden Seiten gekämpft wurde. Die jungen Ritter Herzog Lüpolds stürzten sich frohen Mutes auf den Feind, ja mehr, in ihrem Übermut dachten sie gar nicht daran, daß sie die Schlacht verlieren könnten, und riefen aus: „Wir wollen sie alle töten, das alte und junge Blut." Dieser Übermut rächte sich furchtbar, als der Gewalthaufen der Eidgenossen in den lanzengespickten „Igel" eingedrungen war. Die Schweizer Kämpfer zu Fuß, damals schon als Söldner berühmt in der ganzen Welt, hieben mit Hellebarden, Streitäxten, Morgensternen und den kurzen, zweischneidigen Schwertern auf die gepanzerten Streiter des Herzogs ein und machten sie reihenweise nieder. Eine große Schlacht war von dem Völklein der Eidgenossen gegen das weit größere Ritterheer Herzog Lüpolds gewonnen worden. Der Jubel der Sieger wurde gedämpft durch ihre Verluste, von den Eidgenossen war jeder achte bis zehnte Mann gefallen. Die Beute war groß. Viele Banner waren genommen worden, alles wurde zwischen den Eidgenossen aufgeteilt. Kostbare Rüstungen und Waffen, prächtige Kleider und schöner Schmuck, kurz, Werte aller Art, fielen den Siegern in die Hände. Nach alter Tradition blieben sie drei Tage auf dem Schlachtfeld, ehe sie in die Heimat abrückten. Der Leichnam Herzog Lüpolds von Österreich wurde in eine Kiste verpackt und ausgeliefert. Die gefallenen Gegner, soweit die Leichen nicht von den Angehörigen abgeholt worden waren, wurden in großen Gruben beigesetzt. Die

eigenen Gefallenen wurden von den Eidgenossen in heimischer Erde beigesetzt.

Der Krieg zwischen dem Hause Österreich und den Eidgenossen war mit der Schlacht bei Sempach noch nicht zu Ende, aber der Ruhm des Sieges drang in alle Welt und gab auf die Dauer den Schweizer Freiheitskämpfern ein Übergewicht, das mit einem Endsieg schloß und den verbündeten Kantonen die Freiheit sicherte.

Über die Tat Arnold Winkelrieds ist gestritten worden, und besonders von gegnerischer Seite ist sein Verdienst an dem Sieg immer wieder herabgesetzt worden. Für uns sind diese historischen Untersuchungen ohne Bedeutung. Die Tat Winkelrieds ruht so fest in den Herzen des Schweizer Volkes und wird durch Überlieferungen so stark gestützt, daß Zweifel abzulehnen sind. Die Bedeutung der Tat, als vaterländisch gerichtete, opfermutige Hingabe des eigenen Lebens zum Wohle des Ganzen steht so schön und ausdrucksvoll im Buch der Geschichte, daß manche Unstimmigkeiten in Formung und Fassung darüber beiseitegeschoben werden können. Was ist Sage daran, was Geschichte? Das spielt keine Rolle bei Betrachtung und Beurteilung dieser Heldentat, die als nachahmenswertes Beispiel sich leuchtend und erhaben den Nachfahren aller Zeiten darstellt.

Stans, die Heimat Arnold Winkelrieds und der Sitz des ganzen Geschlechtes der Winkelriede ist das Herz von Nidwalden und liegt, ganz in Haine und Gärten von Obstbäumen eingebettet, inmitten der herrlichen, gewaltigen Schweizer Bergwelt. Geht man durch die Straßen des freundlichen Städtchens auf den Hauptplatz, so befindet man sich auf der einen Seite dem alten Johannesbrunnen gegenüber, und auf der anderen Seite, rechts, steht die schöne, in den Jahren 1641 bis 1647 gebaute Barockkirche. In einem Halbrund steht auch hier das Denkmal, das Arnold Winkelried, dem Helden von Sempach, von seinem dankbaren Vaterlande errichtet wurde: eine schöne, weiße Marmorgruppe von Ferdinand Schlöth geschaffen.

Ein Wahrzeichen für den Sieg ist auch die auf dem Schlachtfelde 1387 erbaute Kapelle, die nachträglich mit Wandgemälden aus der Schlacht geschmückt wurde. Auf der Nordwand zeigt ein Bild Arnold Winkelried, tot und durchbohrt von mehreren Lanzen.

Die Kapelle wurde an der Stelle erbaut, wo die Leiche von Herzog Lüpold nach der Schlacht gefunden wurde. Auch der Platz, wo der zerfleischte Körper Winkelrieds entdeckt wurde, ist kenntlich gemacht worden Noch vor nicht allzu langer Zeit befanden sich an einem alten Baume zwei Täfelchen, deren eines den Heiland am Kreuz zeigte, während das andere auf einer Holzplatte eine Inschrift trug: dies sei die Stelle, wo Arnold Winkelried den Opfertod für das Vaterland erlitten habe. Darüber ließ der Leutpriester Bölster 1861 eine Urkunde aufnehmen.

Zu Stans wurde auch das mehrfach durchstoßene Panzerhemd Winkelrieds aufbewahrt und heilig gehalten. In dem historischen Museum dort werden noch andere Andenken an die Sempacher Schlacht gezeigt. Im Herzen des Volkes aber steht unverrückbar das An-



denken an die hochherzige Tat von Winkelried und hat auch anderen Gliedern seines Geschlechtes die Unsterblichkeit gegeben. So blühten die Winkelriede noch viele Jahre nach dem Sieg von Sempach als angesehene Familie und standen stets bei Kämpfen des Tales zu Stans ihren Mann.

Der letzte Winkelried, der auch durch Waffentaten geglänzt hat, war Arnold Winkelried, der Urenkel des Helden von Sempach. Der junge Arnold war „Benner" (oder „Fenner" geschrieben), das ist ein Offiziergrad in der Geltung und mit dem Sold eines Leutnants. 1513 war derselbe Arnold Winkelried Hauptmann der Garde in Mailand als Dienstmann von Herzog Maximilian Sforza und erntete Ruhm in der Schlacht bei Marignano. Er endete sein Kriegerleben angesichts seines alten lieben Waffengefährten, des Landsknechtvaters Georg von Frunsberg. Es war bei der Belagerung von Bicocca, das vom Herzog von Mailand berannt und von Truppen unter Frunsberg verteidigt wurde. Als Arnold Winkelried den ehemaligen Waffengefährten beim Sturm auf die Mauer erblickte, ließ er sich nicht halten und wollte trotz des mörderischen Feuers der Belagerten mit einer Leiter zu Frunsberg hinauf, um mit ihm zu kämpfen:

„Du alter Gesell", rief Winkelried", find' ich dich hier, du mußt jetzt von meiner Hand sterben!"

Aber der alte Frunsberg ließ sich nicht einschüchtern und antwortet, indem er sich zum Zweikampf bereitete: „Komm nur herauf, es soll dir widerfahren, Gott will's!"

Es kam nicht zu dem Zweikampf der beiden, da das Feuer von der Mauer so stark auf die Stürmenden herunterprasselte, daß viele von ihnen, darunter auch der Winkelried, getötet wurden.

Die letzten Winkelriede werden 1534 in Stans genannt, dann starb das Geschlecht aus, das seinen höchsten Glanz von der herrlichen Waffentat Arnold Winkelrieds bei Sempach empfangen hat. Ein Heldentod, der in seiner vaterländischen Auswertung auch für unsere Tage als vorbildlich zu gelten hat! Die Selbstaufopferung eines Kämpfers, der sich freiwillig in die Spieße der Feinde stürzte, um seinen Streitgenossen eine Gasse zum Sturm zu öffnen und die drohende Niederlage der Seinigen in einen Sieg zu verwandeln. Die Hochtat eines Helden von deutschem Blute. — —

Bismarck und der Fischer

Von Müller-Rüdersdorf.

Am Südende des Stranddörfleins Neukamp auf der wunderreichen Ostseeinsel Rügen steht ein Denkmal des Großen Kurfürsten. Zur Erinnerung an die Landung der Brandenburger auf Rügen, am 13. September 1678, und damit an den Sieg des Großen Kurfürsten über die Schweden ward es errichtet.

Bismarck wollte es sich ansehen. Darum ließ er sich eines Tages von der pommerschen Küste nach Rügen übersetzen.

Ein rüstiger Fußgänger, erschien er allein und unerkannt bei dem Fischer, der die Überfahrt besorgen sollte. Da er ihn am Strande nirgends entdecken konnte, ging er kurz entschlossen in sein Gehöft. Da aber kläffte ihn der Hofhund wütend an und hätte bös zugepackt, wenn er nicht an der Kette gewesen wäre. „Verflucht nochmal! Wie können Sie hier einen so bissigen Köter halten?" wetterte er den Fischer durchs Fenster an.

„Was haben Sie hier auf dem Hof zu suchen?" entgegnete brummend der Fischer, indem er heraustrat. „Warten Sie nächstes Mal gefälligst auf der Straße, bis ich komme!"

„Wie kann man gleich so knurrig sein!" beruhigte ihn Bismarck. „Holen Sie lieber schnell Ihr Boot heraus, und setzen Sie mich über!"

Schweigend kam der Fischer nun dem Wunsche des in seiner Körperlichkeit eindrucksvollen Fahrgastes nach und ruderte mit ihm nach Rügen hinüber. Auch während der Fahrt und auf dem Wege zum Denkmal und wieder zurück zum Boot verlor er kein Wort. Bismarck schien das recht zu sein; denn auch er richtete keine Frage an seinen brummigen Fährmann. Doch als man auf der Rückfahrt war, brach der Fischer das eisige Schweigen und fragte halb spöttisch: „Sie sind wohl auch so ein Berliner?"

„Richtig geraten: ich bin nun auch mal so ein Berliner!" erwiderte Bismarck schmunzelnd.

Jetzt war die Neugier in dem Fischer erwacht. Und er forschte weiter: „Haben Sie denn da in Berlin auch den König schon gesehen?"

„Ja, den habe ich schon gesehen!"

„Und auch Bismarck?"

„Na, was ist an dem schon zu sehen?" entgegnete mit scheinbarer Geringschätzung der Kanzler.

Ei, da hättet ihr den biederen Fischersmann sehen sollen! Mit wildem Aufbrausen bekannte er sich als glühenden Bismarckverehrer, indem er seinen Fahrgast andonnerte: „Herr, was sagen Sie da? An Bismarck sei nichts zu sehen? Allerhand ist an dem zu sehen! Ja, allerhand, Herr! Und behalten Sie andermal Ihren Quatsch für sich! Denn Bismarck ist der beste Mann, den wir haben!"

Das freute den unerkannten Kanzler nicht wenig. Und er besänftigte seinen derbtrutzigen Verehrer: „Warum brüllen Sie mich so an? Ich habe ja gar nichts Übles gegen Bismarck gesagt!"

Als man ausstieg, entlohnte der Kanzler seinen Fährmann mit einem Taler. Doch solch reiche Gabe konnte diesen nicht aussöhnen. „Ich bekomme nur fünf Groschen! Geschenkt will ich von Ihnen nichts haben!" knurrte er den Fahrgast an.

Jetzt konnte der Eiserne Kanzler sich nicht mehr länger verleugnen. Lachend meinte er: „Nun, da Sie ein so wahrer Freund Bismarcks sind, nehmen Sie den Taler eben zum Andenken an ihn!"

Jetzt ging dem Fischer ein Licht auf. Prüfend blickte er seinen Fahrgast an und stotterte erschrocken: „Ach, da sind Sie wohl selbst unser Reichskanzler? Entschuldigen Sie . . .!"

Doch Bismarck war längst mit ihm ausgesöhnt. Freundlich klopfte er ihm auf die Schulter und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedruck von ihm.

KURT KRISPIEN:

Anruf in der Nacht

Kalt, fast feindlich schien die große, fremde Stadt Hutter wußte nicht, woran das lag Vielleicht war nur der Regen daran schuld, der wie dünner Nebel unaufhörlich aus tiefziehenden, grauen Wolken fiel, Menschen und Dinge in gespenstische Schleier hüllend. Hutter beeilte sich, seine Geschäfte zu Ende zu bringen, um nicht noch einen zweiten Tag in einer Stadt bleiben zu müssen, die ihm so wenig gefiel.

Es war spät am Abend, als er müde und überarbeitet sein Hotel aufsuchte, nur noch mit dem einen Gedanken, sich ins Bett zu legen und möglichst schnell zu schlafen Aber die überreizten Nerven konnten nicht gleich zur Ruhe kommen. Noch lange Zeit lag Hutter wach und starrte in die Dunkelheit hinein. Er lauschte auf das Rieseln des Regens an den Fensterscheiben, er hörte den Fahrstuhl summen, wenn späte Gäste nach Hause kamen, und er vernahm mit unnatürlicher Deutlichkeit das Türenklappen und die vielerlei Geräusche des großen Hauses, die auch längst nach Mitternacht nicht ganz verstummten Seine schmerzhaft angespannten Sinne übermittelten ihm Botschaften, die recht ungewöhnlich waren. Er glaubte teilzunehmen an dem Leben der Hunderte von Menschen neben, unter und über sich, eingeschachtelt in Zimmerkästen gleich dem seinen, er glaubte zu wissen, wer sie waren, wie sie atmeten und was sie träumten. Es war ein unbehaglicher, lästiger Zustand. „Ich sollte mich nicht so überanstrengen", dachte Hutter ärgerlich, „ich bin ja schließlich keine zwanzig Jahre mehr, leider auch keine dreißig ..."

Da schlief er schon — unruhig. Dann erklang das wiederholte Schnarren des Zimmertelephons

Hutter machte Licht und sah verwundert auf die Uhr: halb drei vorüber! Wer in aller Welt konnte ihn um diese Zeit verlangen —?! Er nahm den Hörer ab und erschrak, denn sofort drang ohne jeden Übergang eine verzweifelte Frauenstimme auf ihn ein: „Helfen Sie mir! Kommen Sie schnell! Zimmer 118! Helfen Sie mir, helfen Sie ...!"

Die Stimme brach ab. Blaß, mit Händen, die vor Erregung zitterten, arbeitete Hutter an dem Apparat herum, aber es war nichts mehr zu hören „Wer ist denn dort —? Hallo! Hallo!" rief er wiederholt. Endlich meldete sich eine schläfrige Mädchenstimme: „Zentrale! Welchen Anschluß wünschen Sie —?"

„Hören Sie, Fräulein", sagte Hutter hastig, „ich will wissen, wer mich eben angerufen hat. Rasch! Beeilen Sie sich, es ist sehr wichtig!"

„Aber Sie sind gar nicht angerufen worden! Sie müssen sich irren, mein Herr Es ist seit mehr als einer Stunde keine Verbindung mehr verlangt und hergestellt worden."

Hutter wurde ungeduldig. „Wenn Sie geschlafen haben, Fräulein, dann sagen Sie es lieber gleich."

„Wie können Sie das behaupten —?!" Die Stimme des Fräuleins klang beleidigt

„Gut, gut Dann sagen Sie mir wenigstens, wer auf Zimmer 118 wohnt", verlangte Hutter, dem jetzt erst einfiel, daß er auf diese Weise ebenso zum Ziel gelangen mußte. „Von dort kam der Anruf, den ich meine."

Nach kurzer Pause kam die Stimme des Fräuleins aus der Zentrale wieder, diesmal ganz kalter Triumph: „Also, bitte, da sehen Sie ja selbst, daß Sie sich geirrt haben müssen! Das Zimmer 118 ist seit Tagen unbewohnt!"

„Unbewohnt?" wiederholte Hutter. „unbewohnt?!" Ratlos sah er auf das kleine weiße Telephon, das ihm mitten in der Nacht so schwere Rätsel aufgab. „Sind Sie auch ganz sicher?"

„Sie können sofort selbst mit dem Nachtportier sprechen, wenn Sie es wünschen mein Herr"

Aber Hutter dankte Er hing ab Hutter lag da und sann und kam nach langem Überlegen zu dem Schluß, daß sich irgendeine spaßhaft aufgelegte Dame einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt habe Eine sehr dürftige Erklärung, aber die einzige

Spät und mit dumpf schmerzendem Kopf erwachte Hutter Dunkel war seine Erinnerung Er war nun geneigt, in dem ganzen Vorfall einen schweren Traum zu sehen. Er stand auf, nahm ein kaltes Bad und ließ sich von dem Stubenmädchen starken schwarzen Kaffee bringen.

Als sie gehen wollte, hielt er sie noch zurück: „Sagen Sie, in welchem Stock liegt denn Nummer 118?"

Das Mädchen sah ihn eigenartig forschend an „Gerade über Ihnen, mein Herr, im fünften Stock"

„Kann man das Zimmer einmal sehen? Ich hörte es ist gerade unbewohnt"

Hutter hatte nur aus einer augenblicklichen Laune heraus gefragt und war erstaunt, als er das Mädchen sichtbar zusammenzucken sah Sofort war das rätselhafte nächtliche Erlebnis wieder in ihm wach, und er drang allen Ernstes auf sie ein, ihm doch zu sagen, ob mit dem Zimmer 118 etwas nicht in Ordnung sei

Nur zögernd redete das Mädchen: „Eigentlich darf ich Ihnen ja nichts davon sagen. Der Chef würde furchtbar schimpfen, wenn er davon wüßte, aber mir ist das egal. Ich bin gekündigt, ich geh' am Ersten."

„Na, und —? Was ist nun mit dem Zimmer —?" drängte Hutter ungeduldig. „Bleiben Sie doch bei der Sache!"

Das Mädchen trat so dicht und wichtigtuerisch auf ihn zu, daß Hutter erst nur widerwillig auf ihr Geflüster lauschte, aber dann verließ das Blut jäh seinen Kopf, und er mußte sich am Tisch festhalten.

„Da hat ein Artist mit seiner Partnerin gewohnt", sagte das Mädchen leise. „Tänzer aus Südamerika. Jeden Tag gab's Zank bei denen, und endlich hat er sie des Nachts erwürgt, mit einem Seidenschal. Aus Eifersucht. Aber das haben Sie doch sicher selbst gelesen. Alle Zeitungen waren voll davon!"

Hutter schüttelte den Kopf. „Ich las wohl davon. Aber ich weiß nichts Genaues mehr", sagte er benommen. „Ich war im Ausland. Wann, sagen Sie, wann ist denn das gewesen?"

„Vor drei, vier Wochen. Seitdem steht das Zimmer leer..."

Gedankensplitter

Jede Persönlichkeit, die sich ihrer bewußt ist, kann die allgemeine Anerkennung entbehren.

„Seiner Überzeugung treu bleiben", heißt sehr oft „sich jeder besseren Einsicht verschließen."

Heißes Blut treibt in den Kampf; kaltes Blut führt zum Sieg.

Ebenso wie einem Gegenstände persönlich werden können, können einem Personen gegenständlich werden.

Es ist der Fluch des Lügners, daß ihm das Empfinden dafür fehlt, wo ihm die Wahrheit nützen könnte.

Im Leben wie in der Kunst darf nur der die Form vernachlässigen, der sie beherrscht.

Manches Leben wäre ganz leer, hätte es nicht eine Trauer um etwas.

Gerade wenn man am längsten schwankt, welchen von zwei Wegen man gehen soll, ist es meist ganz gleichgültig, weil beide falsch sind.

Wer große Geselligkeit liebt, will meist Leute um sich haben, nicht Menschen.

Viele denken vorurteilslos; wenige handeln vorurteilslos.

Viele Menschen machen nie einen Formfehler und vergehen sich beständig gegen den Takt; andere sind stets taktvoll, ohne Form zu haben.

Den meisten Menschen, welche sagen, es ginge ihnen schlecht, geht es nur schlechter als es ihnen früher ging.

Der Mensch hat soviel Unnatur in sich aufgenommen, daß er sie nicht selten für seine wahre Natur hält.

Mancher gewöhnt sich seine Fehler nur deshalb nicht ab, weil er darauf aufmerksam gemacht wurde.

Die schöne Frau will stets gefeiert, die häßliche stets ernst genommen werden.

Wenn die Menge jemanden zu feiern glaubt, belästigt sie ihn meistens nur.

Dem letzten Sinn der Natur vermag nur das Gefühl nahe zu kommen, nicht der Verstand.

Viele haben der Befriedigung ihres Ehrgeizes ihr Ehrgefühl geopfert.

J. D. Warnken.





ALWIN DRESSLER:

Ein stürzender Stern

Er nähert sich mit 110 Kilometer Sekundenschnelle

Im Jahre 1916 wurde in Amerika von dem Astronomen Barnard auf photographischem Wege ein Stern entdeckt, der mit fabelhafter Geschwindigkeit auf uns zugestürzt kommt. Begreiflicherweise hat dieser Stern die Aufmerksamkeit aller Astronomen auf sich gelenkt, denn man vermutet, daß er ein Irrläufer im Weltraum ist, der sich aus einem benachbarten Sternhaufen verloren hat und in unser lokales Sternsystem eindrang.

Dieser Stern, der mit einem kleinen Fernrohr im Sternbilde des „Schlangenträgers" (Ophiuchus) aufzufinden ist und dem mit freiem Auge sichtbaren Stern 66 in etwas nördlicher Richtung vorausgeht, nähert sich uns in der Blickrichtung mit 110 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde. Er ist also fünfmal schneller als unsere Sonne, und man hat ihm daher den Namen „Barnardscher Schnelläufer" oder „Pfeilstern" gegeben. Die Strecke, die er in einem Jahre zurücklegt, ist rund 3 500 000 000 Kilometer und kommt fast dem Halbmesser unseres ganzen Sonnensystems, bis zum Neptun gerechnet, gleich.

Seit seiner Entdeckung ist der Pfeilstern ein interessantes Beobachtungsobjekt der Astronomen, denn die erste Aufgabe war zunächst, seine augenblickliche Entfernung festzustellen, um ausrechnen zu können, wann er in kritischer Nähe zur Sonne gelangt. Das Resultat dieser Berechnungen führt uns ein äußerst interessantes Bild vor Augen, das uns beweist, daß eine kritische Begegnung zweier Sterne im Weltraum — wenn auch äußerst selten — so doch immerhin möglich ist.

Nach eingehenden Ermittlungen beträgt die derzeitige Entfernung des Pfeilsternes noch 56 Billionen Kilometer oder 5,9 Lichtjahre. Diese Entfernung verringert sich nun jährlich um 3500 Millionen Kilometer, und es werden daher noch Jahrtausende darüber vergehen, bis er sich in nächster Nähe unserer Sonne befindet.

Die weiteren Ermittlungen ergaben, daß seine Bewegungsrichtung keine absolut geradlinige zur Sonne ist, sondern sie schließt mit der Geraden von ihm zur Sonne einen Winkel von etwa 40 Bogengraden ein. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß es zu einer Katastrophe nicht kommen kann; denn unter Zugrundelegung dieser Abweichung hat man berechnet, daß der Pfeilstern, sofern er sich in größter Sonnennähe befindet, schon im Sternbild des „Drachen" zu stehen kommt. Und das dürfte erst in etwa 10 000 Jahren der Fall sein. Sein kürzester Abstand von der Sonne wird dann immerhin noch vier Lichtjahre betragen: eine Entfernung, die so groß ist, daß man ihn mit freiem Auge kaum wahrnehmen wird, weil er ein Zwergstern von rotem Typus ist, dessen Oberflächentemperatur nur etwa 3500 Grad beträgt.

Obwohl der stürzende Stern keine direkte Gefahr für uns bildet, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß er irgendwann und irgendwo eine Himmelskatastrophe verschulden kann; denn bei seinem Sturzflug durch den Weltraum kann es leicht passieren, daß er mit einem anderen Stern zusammenstößt, wenn er die kritische Distanz erreicht und die gegenseitigen Anziehungskräfte zu wirken beginnen. Zwar sind die Sterne im Weltraum ungeheuer weitläufig verteilt, aber das schließt nicht aus, daß Zusammenstöße sich häufiger ereignen können, als man theoretisch annimmt. Es wandern nämlich noch viele dunkle (erloschene) Weltkörper durch den Raum, die eine stete Gefahr für Zusammenstöße bilden.

Die kritische Distanz richtet sich nun ganz nach der Masse der sich begegnenden Sterne. So beträgt z. B. die kritische Distanz, in der uns ein Fixstern mittlerer Maße gefährlich werden könnte, etwa 15 000 Millionen Kilometer. Der Pfeilstern würde uns also erst dann gefährden können, wenn er bis an diese Entfernung herankäme. Wie aber die Berechnung ergibt, wird er bei seinem kürzesten Abstand zur Sonne noch zweitausendmal weiter als die kritische Distanz entfernt sein.

Wir können daher mit Ruhe dem Verlauf seines Gastspiels als fremder Eindringling auf unserer Weltbühne entgegensehen.







Kurzberichte aus der Wissenschaft

Eine neue Funktion der menschlichen Haut

Bis heute hat man die Bedeutung der Haut für den gesamten Wasserstoffwechsel des menschlichen Körpers vernachlässigt. J. Mavi konnte beobachten, daß die Flüssigkeitsausscheidung bei Hauterkrankungen gegenüber der Ausscheidung der gesunden Haut wesentlich gesteigert ist. Der Hautkranke scheidet im Tag und bei extremen Fällen durch die Haut bis zu zwei Liter Wasser ab gegenüber acht Zehnteliter beim Gesunden. Die Untersuchungen des Forschers zeigen, daß die erkrankte Haut je nach dem Grade und dem Ausmaße der Entzündung den Wasserstoffwechsel des Körpers beeinflußt.

Die Hühner sollen fleißiger werden

In den letzten Jahren wurde mehrfach versucht, die Legetätigkeit von Hühnern durch Gaben von Hormonen zu steigern. Die Ergebnisse sind sehr widersprechend. Nach einem Bericht von W. Koch erhielten von 110 Hühnern der weißen Leghornrasse 57 Tiere eine einmalige Gabe an Prolan, einem Wirkstoff, der im Hirnanhang vorkommt. Diese behandelten Tiere legten in 34 Tagen 1073, die 53 unbehandelten dagegen nur 857 Eier. Die Legetätigkeit der behandelten Tiere setzte rascher wieder ein.

Adrenalin gegen Malaria

Ein neues Heilmittel der Malaria, die bisher nur mit Chinin behandelt wurde, ist von M. Ascoli gefunden worden. Mit dem Wirkstoff des Nebennierenmarks — dem Hormon Adrenalin — hatte der Forscher ausgezeichnete Erfolge zu verzeichnen. Bei kombinierter Anwendung von Adrenalin und Chinin scheint die Wirkung des letzteren außerordentlich verstärkt zu werden, so daß man auf diese Weise mit kleinsten Chininmengen auskommt. Selbst Fälle, die auf Chinin nur wenig ansprechen, werden bei gleichzeitiger Anwendung des Hormons normal behandelbar.

Die Jugend wächst schneller

Koch u. a. konnten feststellen, daß unsere Kinder und Jugendlichen den Gleichaltrigen der Vorkriegszeit an Größe und Gewicht weit voraus sind. Diese merkwürdige Tatsache ergibt sich aus einer großen Anzahl von statistischen Erhebungen. Als Ursache wird die Wirkung der Sonne angegeben, der sich unsere Jugend gegenüber früher mehr aussetzt. Über diese Wachstumsbeschleunigung im 20. Jahrhundert berichtete der „IB." schon. Neuestens konnte nun R. Prigge feststellen, daß auch die Durchbruchszeiten der Zähne von dieser Beschleunigung beeinflußt worden sind, und zwar sind auch diese gegenüber früher um mindestens 5 bis 6 Monate vorverlegt.

Das Rätsel des Föhns

Storm van Leeuven und Booij haben sich kürzlich wieder mit der Föhnfrage beschäftigt. Föhnkranke Personen wurden in einer Kammer zuerst mit natürlicher und dann mit ausgewaschener Föhnluft versorgt. Gleich nach Beginn der Atmung von gewaschener Luft trat eine Besserung der Krankheitserscheinungen ein und nach etwa einer Stunde war die Föhnkrankheit verschwunden. Mit diesen Versuchen gewinnt die Ansicht wieder an Bedeutung, daß die Föhnkrankheit durch irgendwelche Stoffe in der Föhnluft hervorgerufen wird.

(Schluß auf Seite 896.)



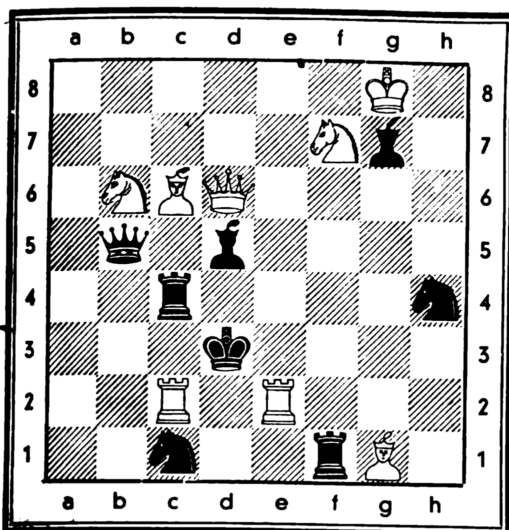
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Wilhelm Haake, Wunstorf

Schwarz: Kd3. Db5. Tc4. Tf1. Ld5. Lg7. Sc1. Sh4 (8)



Weiß: Kg8. Dd6. Tc2. Te2. Lc6. Lg1 Sb6. Sf7 (8)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 19

Vierzüger von Fritz Giegold. Leupoldsgrün.

Weiß: Kg2. Tb3. Le8. Sb5. Ba3. c2. c6. d3. d5. e4 (10). Schwarz: Ka4. Sa8. Ba5. b6. c3. c7. d4. e5. g4. g5 (10).

1. Le8—h5. g4—g3: 2. Ld1. g4; 3. Tb2. c×b2; 4. c2—c4‡.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; P. Schulze. Erfurt; Dr. Münch. Bocholt: F. Büttner, Fürth i. B.; M. Templin. Friedensstadt; G. Peipers, Eckardtsheim; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Brand, Plettenberg; A. Hinrichs. Naumburg/Saale; J. Herwig, Gotha; L. Schlobach. Rochlitz; P. Knörrchen. Berlin-Steglitz; O Behncke. Cuxhaven; Ebeling. Potsdam; H. Kolwitz. Bln.-Neukölln; B. Petzold. Cunersdorf; Dr. J. Krug. Dresden; H. Dühmert. Berlin; F. Gaertner, Breslau. Dr. Starke. Berlin-Charl.; P. Fröhlich. Schmirchau; M. Burdack, Hormersdorf; M. Stamnitz, Bremerhaven; J. Diehl, Oberschmitten; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; K. Schmidt, Detmold; K. Hartnagel, St. Ingbert; O. Wilding, Tübingen; W. Gebauer. Bürgel; L. Gerhard. Differten-Saar; A. Misch, Hamburg; Mia Salzgeber, Differten-Saar; W Fenchel, Gau-Odernheim; A. Graichen, Hartha; Pfarrer Klein, Setzingen; H. Jühe. Mühlberg; A. Grundmann. Halle-Saale.

Einige Löserurteile: „Ein hübsches Zugzwangproblem“. P. Sch., S.: „Eine selten schöne Aufgabe; ein Genuß und Leckerbissen für den Schachfreund“. P. K., B.-St.; „Originell und verblüffend: hat die Wirkung, in der Schwere sie zu lösen, nicht verfehlt“, O. B., C.; „Ein ‚hinterhältiger Winkelzug‘ voll Taktik und Genie, ein Opfer, Abzug, en passant, erhellt die Strategie“. H. K., B.-N.; „Ein feiner Läuferzug“. H. D., B.; „Hervorragend“. Dr. St., B.; „Gut in Verführung und Ausführung machte mir viel Freude“. K. H., St.-J., usw.

Läufer- und Turmopfer!

Damengambit in Nimzo-Indischer Verteidigung, gespielt im 2. Vorturnier um die Deutsche Meisterschaft 1937 in Altona-Bahrenfeld

Weiß: L. Herrmann (Bochum) Schwarz: Kranki (Hamburg)

1. d2—d4	Sg8—f6	15. Lc4—d3	Lc8—e6	29. De4—f5†	Ke6—e7
2. c2—c4	e7—e6	16. f3—f4	e5×d4	30. Lc1—g5†	Sd7—f6
3. Sb1—c3	Lf8—b4	17. e4—e5	Sf6—d7	31. e5×f6†	Ke7—d6
4. a2—a3[1]	Lb4×c3†	18. c3×d4	c6—c5	32. f6—f7	Te8—f8
5. b2×c3	0—0	19. Dd1—e2	g7—g6	33. Ta1—d1	Kd6—c7
6. e2—e3	d7—d6	20. f4—f5[4]	Le6—d5	34. Td1×d5	b7—b6
7. Lf1—d3	Sb8—d7	21. f5×g6	h7×g6	35. Lg5—f4†	Kc7—b7
8. f2—f3	e6—e5	22. Ld3×g6[5]	Dc7—c6	36. Td5—d7†	Kb7—a6
9. e3—e4	c7—c6[2]	23. Lg6×f7†	Ld5×f7	37. Lf4—d6	Tf8—h8
10. Sg1—e2	Dd8—c7	24. Tf1×f7[6]	Kg8×f7	38. Sg3—e4	Dc6—b5
11. 0—0	Tf8—e8	25. Dc2—h7†	Kf7—e6	39. h2—h3	Th8—h4
12. Se2—g3	d6—d5	26. Dh7—f5†	Ke6—d5	40. Se4—c3	Db5—c4
13. Kg1—h1	d5×c4[3]	27. Df5—e4†	Kd5—e6	41. Ld6—e5	Ta8—f8
14. Ld3×c4	Sd7—b6	28. d4—d5†[7]	Sb6×d5	42. Df5—f3	Aufg.[8]

[1] Dieser Zug stammt von Sämisch. Keres (Estland) bevorzugt Figurenentwicklung 4. Sf3, was besser und natürlicher erscheint, wie seine Partie gegen Alexander (Margate 1937) beweist.

[2] Dient zur Stärkung und Besetzung der Mitte, wo bald der Kampf entbrennt.

[3] Schwarz sollte lieber danach trachten, den Läufer c8 ins Spiel zu bringen, als so frühzeitig die Spannung in der Mitte zu lösen.

[4] Dadurch wird die feindliche Königsstellung unterminiert und sturmreif gemacht

[5] Ein korrektes Figurenopfer, das Schwarz nicht annehmen darf. Es folgen hübsche Wendungen.

[6] Die feindliche Königsstellung wird durch ein prächtiges Turmopfer weiter bloßgelegt.

[7] Ein weiteres hübsches Bauernopfer zur Verblokkung des Feldes d5

[8] Die Drohung 43. Db7† ist zu stark, weshalb Schwarz aufgab

Ein tapferer Bauer!

Endspielstudie von H. Wiekowiak, Warschau

Schwarz: Ka2, Th3, Bb7, e6, e7, f6, h7 (7).

Weiß: Kf3. Tc5. Bf2. g3. g5 (5).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung der nebenstehenden Studie:

Durch 1. Kf3—g2, Th3—h5: 2. Tc5—a5+, Ka2—b3; 3. Ta5—b5+, Kb3—c4; 4. g5×f6, Th5×b5; 5. f6×e7 und gewinnt. (Es scheitert 1. Ta5? Kb3; 2. Kg2 an Kb4!

(Schluß von Seite 894.)

Das „chemische Training"

Bei schwerer körperlicher Arbeit entstehen im menschlichen Organismus größere Mengen von Säuren, deren Vorhandensein nach den heutigen Ansichten die Ermüdung und Erschöpfung bedingt. Im Experimente konnte H. Dennig feststellen, daß ein Mensch, der Säuren einnimmt, durch körperliche Arbeit viel schneller ermüdet als unter normalen Bedingungen. Umgekehrt soll es nach den vorläufigen Mitteilungen des Forschers möglich sein, die Leistungsfähigkeit durch Einnahme von alkalisierenden Stoffen bedeutend zu steigern (beispielsweise durch Einnahme von einem Gemisch von doppeltkohlensaurem Natrium und Kalium sowie zitronensaurem Natrium). Diese Beobachtungen sind durch zahlreiche Versuche gestützt, in denen sich Steigerungen der Leistungsfähigkeit von 30 bis 100 vom Hundert zeigten. Es ist also möglich, mittels der „künstlichen Alkalose" bei wenig oder gar nicht trainierten Personen den Zustand von Höchsttrainierten nachzuahmen.

Meerwasser zu Trinkkuren

In den letzten Jahren geht man mehr und mehr dazu über, Meerwasser für Trinkkuren zu verwenden. Derartige Kuren sind ein ausgezeichnetes natürliches Heilmittel, und es wird vielfach von ausgezeichneten Erfolgen berichtet. Das Meerwasser enthält alle zum Leben notwendigen Salze in Gewichtsverhältnissen, wie sie im Blutserum und in den Gewebesäften vorherrschen. Meerwassertrinkkuren werden nicht nur bei Aufenthalt an der See, sondern auch im Binnenlande empfohlen.

Tiere mit künstlicher Nahrungserzeugung

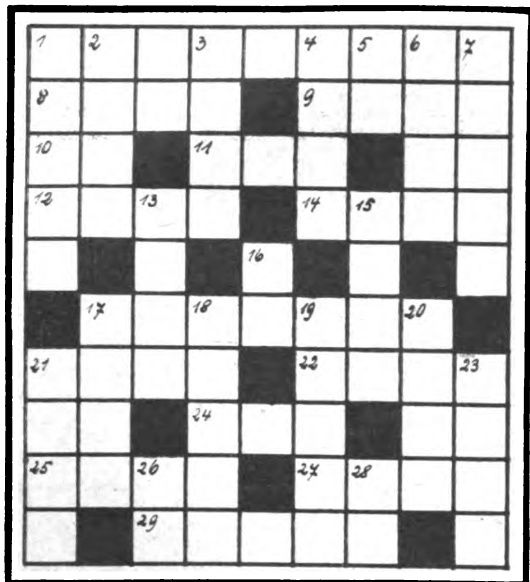
Umfangreiche Kenntnisse über die Blattschneiderameise Atta sexdens L. der brasilianischen Länder verdanken wir H. Eidmann. Diese Tiere setzen die von den Bäumen abgeschnittenen und feinst zerkleinerten Blätter zu sog. „Pilzgärten" zusammen, in denen Scharen kleinster Arbeiter mit der Züchtung eines ganz bestimmten, in seiner Art bisher noch unerforschten Pilzes beschäftigt sind. Fremde Pilze werden unbarmherzig ausgejätet. Durch besondere Behandlungsweise wird der Pilz an seiner Fruchtkörperbildung verhindert, es entstehen dadurch sog. „Ambrosiakörperchen", die die eigentliche Nahrung der Ameisen darstellen. In den Pilzgärten konnte eine auffallend gleichmäßige Temperatur von 25 Grad Wärme und eine Luftfeuchtigkeit von 56 v. H. gemessen werden, die beide die günstigsten Bedingungen für das Gedeihen des Pilzes zu sein scheinen und durch ein sinnvoll angelegtes Ventilationssystem aufrechterhalten werden. Diese Art künstlicher Nahrungserzeugung wird nur von wenigen Tieren und vom Menschen geübt.

Plastisches Eisen

Hans Vogt ist es gelungen, Eisen herzustellen, das in gewissen Grenzen eine gewisse mechanische Formbarkeit ähnlich dem Blei zeigt. Damit ist ein Material gefunden, das beispielsweise als Dichtungsmittel u. ä. einen vollwertigen Ersatzstoff für Blei darstellt und somit das letztere Metall einsparen hilft.

Dr. Walter Orth.

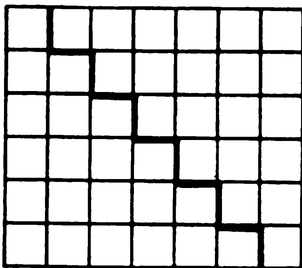
RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gegenstand aus der deutschen Sage, 8. Teil des Weinstocks, 9. engl. Titel, 10. Auerochs, 11. Kielwasser, 12. große Eile, 14. landwirtschaftliches Gerät, 17. Weingeist, 21. Raubtier, 22. Berg bei Innsbruck, 24. Gebirgsschlucht, 25. Aschensalz, 27. großer Raum, 29. Verfaultes. — Senkrecht: 1. Kasten, 2. Zeitraum, 3. Tierwohnung, 4. Wasserpflanze, 5. italien. Fluß, 6. europ. Hauptstadt, 7. Adelsbezeichnung, 13. Fisch, 15. Mengenbezeichnung, 16. japanisches Brettspiel, 17. Fahrzeug, 18. Getränk, 19. Hülsenfrucht, 20. Geliebte des Zeus, 21. Verkehrsanstalt, 23. Farbe, 26. Längenmaß, 28. Flächenmaß.

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) der achte Teil, c) Hühnervogel; 2. a) Verhältniswort, b) ungezwungen, c) Pflanzentrieb; 3. a) geograph. Begriff, b) Blume, c) Blume; 4. a) Spielzeug, b) Teil des Baumes, c) tote Last; 5. a) römischer Gesandter, b) Flächenmaß, c) Vermächtnisnehmer; 6. a) europäische Hauptstadt, b) Vokal, c) nach 6a benannter viersitziger Reisewagen.

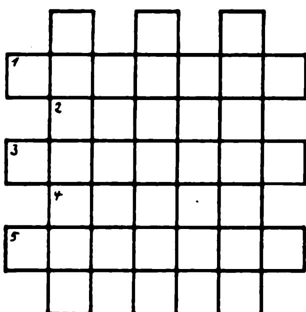
Rösselsprung

		stei	wahr		
wie	gen	lü	man	gen	die
re	cher	heit	ne	gen	de
sa	schwer	wä	wur	ber	tra
		lie	so		

Kapselrätsel

Primadonna, Reichssender, Erasmus, Erato Kulmbach, Gefreiter, Befruchtung, Comenius, Guillotine, Hungertod, Kantonsystem, Bekleidungsindustrie, Kniescheibe, Lumineszenz, Lametta, Nadelgeld, Paneuropa, Schneidermeister, Schwalbenschwanz, Granadille, Reisender, Erdrauch, Zeidlerei, Versteinerung, Verantwortung, Traktat, Sigismund, Segelboot, sinieren, Madura, Pferderennen, Salamander, Agentur, Bakterien, Fesselballon, Apollo, Magnesia, Monotheismus, Anilin; aus vorstehenden Wörtern ist je ein Wort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a a b b e e e e f f g g i i k k l n n n n n n o r r s s t t t sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen. 1. Gewand der russischen Bäuerin. 2. Fischeier, 3. russische Peitsche, 4. Werkzeug, 5. Festmahl.

Buchstaben-Austauschrätsel

Bein, Amme, Meise, Damm, Oder, Land, Ulm, Lot, Bank, Aller, Kuß, Horn, Ader, Eos, Haar, Welle, Maus, Adel, Rolle, Egel, Raum, Rotte, Elan, Leine, Ort, Nase, Ter, Sichel, Mast, Ober, Wandel, Rute, Rat, Ar, Hase, Torf, Jahre, Onkel, Dampf, Ost, Bier, Rost, San, Leier, Mal; bei vorstehenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe durch einen andern zu ersetzen, so daß Wörter mit anderer Bedeutung entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch unseres Führers Adolf Hitler ergeben.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Meerespflanzen, 1—3 weibl. Vorname, 3—2 Körperorgan, 3—4 Insektenlarve, 3—5 Geliebte des Zeus, 3—6 lateinisch: Hand, 4—2 Stichwaffe, 5—2 erlegen von Wild, 5—4 Mineral, 5—6 römischer Gott der Zeit.

Silbenband

Die Silben: ba — be — do — ge — go — ka — ke — la — lin — lit — mo — ne — ni — ra — re — sam — si — si — te — tiv werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen 2 immer die gleiche

1	3	5	7	9	11	13	15
2	4	6	8	10	12	14	16

Mittelsilbe haben. Ist die Lösung richtig, ergeben die Mittelsilben von links gelesen den Namen einer Sterngruppe. Die Wörter bedeuten: 1—2 Wandteppich, 3—4 Fluß in Südafrika, 5—6 Nebelhorn, 7—8 Stadt an der spanischen Nordküste, 9—10 grammatischer Begriff, 11—12 weiblicher Vorname, 13—14 Kunstharz, 15—16 Feuerwerkskörper

Verwandlungsrätsel

Wein

Bank — Horn — West

Haut

Durch stufenweises Ändern von je 1 Buchstaben sind aus dem Mittelwort die 4 Worte an den Kreuzenden zu finden.

Lösungen der Rätsel aus Folge 21

Wortkette: 1—9 Eden, 1—2 Eis, 2—3 Sil, 3—11 Loge, 3—4 Lid, 4—5 dis, 5—13 Sohn, 5—6 San, 6—7 nie, 7—15 Emir, 7—16 Elle, 8—1 Lade, 8—9 Lahn, 9—10 neu, 10—11 Ute, 11—12 Eid, 12—13 Don, 13—14 Not, 14—15 Ter, 15—16 Rabe. ✱ **Rätselgleichung:** (El)fried(e), r, ich, von Schil(d), Le(a)r. — Friedrich von Schiller. ✱ **Umstellrätsel:** Lachs (e), Alpen (u), Scham (r), Fakir (e), Ulm (a), Rüde (r), Elsa (b), Kran (e), Elfe (i), Lug (t), Tal (s), Uhr (e), Geld (i), Ida (k), Lug (a), Alm (m), Salat (p), Maul (f), Reim (e), Lena (u), Krug (e), Alge (r), Tor (f), Esche (r), Erde (i), Erle (e), Rotte (d), Tusch (e), Tor (s), Kram (e), Meer (i), Natur (s), Bert (i), Gaul (e), Lene (g). — Eure Arbeit sei Kampf; euer Friede sei Sieg. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 3. Aron, 5. Planet, 7. Kotzebue, 9. Posa, 10. Eils, 12. Arbeitslager, 15. or, 16. Re, 17. en, 18. Arbeiter, 21. Boston, 22. Asen. — Senkrecht: 1. Graz, 2. Zone, 3. Altai, 4. Nebel, 5. Pose, 6. Tula, 7. Kobra, 8. Eiger, 9. pro, 11. Sen, 13. Tresse, 14. Seiten, 19. Boa, 20. Ton. ✱ **Geographisches Winkelrätsel** (Wer kennt Europa?): 1—2 Müggelsee, 2—3 Erzgebirge, 4—5 Zugspitze, 5—6 Elberfeld, 7—8 Verviers, 8—9 Schweden, 10—11 Salamis, 11—12 Sachsen, 13—14 Kinzig, 14—15 Goslar, 16—17 Forli, 17—18 Iller, 19—20 Benn, 20—21 Newa, 22—23 Ebe, 23—24 Elm, 25—26 Po, 26—27 Ob, 28. K. — Koenigssee. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Veteran, 2. Eichelhäher, 3. Reinmar, 4. Anneliese, 5. Churfirsten, 6. Thekla, 7. Erstehung, 8. Triton, 8. Miete, 10. Imme, 11. Rheingold, 12. Daimler. — Verachtet mir die Meister nicht. ✱ **Magische Figur:** 1. Kamelie, 2. Venedig, 3. Liliput. ✱ **Silbentauschrätsel:** Puder—Widder, Auge—Inge, Halma—Lima, Enten—Hutten, Waffe—Elfe, Tasso—Lasso, Eton—Molton, Hurra—Gera, Schuster—Ulster, Teller—Schiller, Korso—Torso, Poren—Laren, Affen—Ofen, Asen—Friesen, Richte—Fichte. — Wilhelm Gustloff. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Floß, 2. Liste, 3. Oskar, 4. Staub, 5. Serbe.

Humor

„Kürzlich hat man in London anläßlich einer besonderen Verkehrskontrolle hundertzwanzig Motorsportler in sogenannten Polizeifallen gefangen."

„Um Gottes Willen! Dabei werden doch hoffentlich nicht etwa Fußgänger als Köder benutzt?!"

*

„Kannst du mir einen Satz sagen, wo Eskimo, Eisleben und Leipzig vorkommen?"

„So'n Quatsch gibt's ja gar nicht!"

„Ein Eskimo kann jahrelang im Eis leben, ohne den Leib sich zu erkälten!"

*

„Siehst du, Agathe: obwohl er dich jetzt schon zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte, hat mein Freund Meier dich gestern sofort wiedererkannt!"

„Na ja, Eduard! Mich selbst vielleicht weniger, aber dafür sicher meinen Mantel und meinen Hut!"

*

„Hier wird in einer medizinischen Fachschaft angeregt, daß die Ärzte ebenso wie die Künstler ihre Arbeit zeichnen sollten. Wie findest du das?"

„Ganz gut — solange sie nicht RIP. auf uns schreiben!"

*

Der Lehrer fragt in der Schule: „Wie nennt man ein Mädchen mit blonden Haaren?"

Franz: „Eine Blondine."

Lehrer: „Richtig! Und ein Mädchen mit rotem Haar?"

Franz: „Eine Rotunde!"

*

„Denk' mal, Hänschen, die armen Kinder im Hinterhaus haben keinen Vater und keine Mutter und keine Tante Marie — möchtest du ihnen nicht etwas schenken?"

„Mutti, wir wollen ihnen Tante Marie schenken"

*

„Fabelhaft hast du deinen Schlips gebunden! Sieht aus wie fertig gekauft!"

„Ist er ja auch!"

„Fabelhaft! Wie selbstgebunden!"

*

Vater: „Ich gebe Ihnen die Hand meiner zweitältesten Tochter, aber empfehlen Sie bitte meine übrigen Töchter in Ihrem Bekanntenkreise!"

*

„Warum flucht denn Max so laut?"

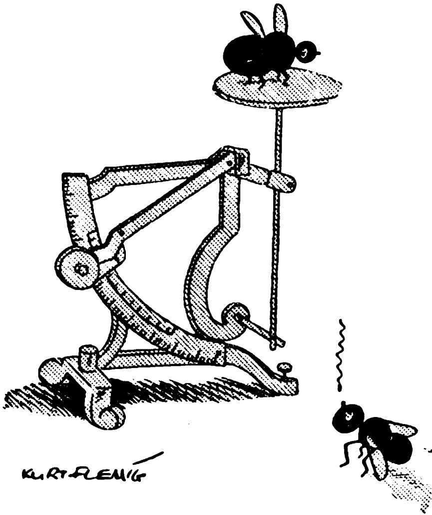
„Ach, er ist über den persischen Gebetteppich gestolpert."




„Mit Wasser wirkt die Wanne natürlich noch ganz anders, gnädige Frau."
Zeichnung: Bauer.

Die Wahrsagerin: „Sie sind verheiratet, Sie lieben Ihren Mann, aber — ich sehe hier eine dunkelblonde Dame, die Ihrem Mann auf Schritt und Tritt folgt!"

„Das gönn' ich der Person — mein Mann ist nämlich Briefträger!"



Unter Fliegen . . .
„Siehst du Frau, du nimmst jeden Tag mehr zu!" . . .
Zeichnung: Kurt Flemig.

„Was sind Sie eigentlich?"

„Pathologe!"

„Ah! Da sind wir ja Leidensgefährten. Dasselbe hat mir der Arzt ins Attest geschrieben!"

*

Bei der Kartenlegerin: „Bis zu Ihrem 40. Jahr werden Sie sehr unter Armut zu leiden haben."

„Und dann?"

„Dann haben Sie sich daran gewöhnt"

*

Die elegante Dame wühlte lange Zeit in den im Laden ausgestellten Sachen herum, ohne sich zu einem Kauf zu entschließen. Endlich sagte der Inhaber: „Wünschen Sie etwas zu kaufen?" Die Dame sah erstaunt auf: „Was sollte ich sonst wollen?"

„Ich dachte, Sie nehmen Inventur auf, gnädige Frau!"

*

Der Papa kommt abends nach Hause und wird von seinem Töchterchen begrüßt; während Fritzchen sein Sohn, ihn gar nicht beachtet:

„Sieh' nur Fritzchen, wie nett und zärtlich dein Schwesterchen zu mir ist, während du, böser Junge, nicht mal guten Abend sagst!"

„Ich hab' aber auch das Tintenfaß nicht über deine Bücher gegossen!"

*

Filmregisseur: „Also, Sie laufen zur Brücke, klettern aufs Geländer und springen ins Wasser"

„Aber — ich kann nicht schwimmen"

„Das macht nichts, das Wasser wird nicht mit aufgenommen!"

*

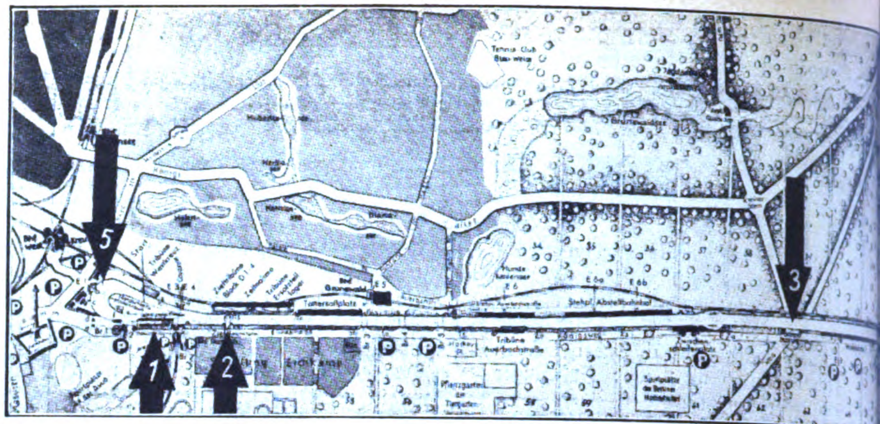
Anzeige. „Elfriede, kehre zurück! Die Meyer war hier, um Dir etwas über die Lehmann mitzuteilen. Dein Oskar."



„. . . ja, dieser Lang geht mit Vollgas in die Kurve, wird hochgetragen, jetzt . . . er balanciert sich aus, eine fabelhafte Leistung von diesem Draufgänger . . . jetzt, die Kurve ist bewältigt . . .



Der Sprecher an der Haupttribüne, Fred Kröger, hat die Aufgabe, das gesellschaftliche Bild der Tribünen und den Start zu schildern. Seine Berichte vermitteln das Gewoge der fast 400 000 begeisterten Zuschauer, wobei er natürlich nicht vergißt, auch den Kampf der Motoren wirklichkeitsnahe einzuflechten.



Eine Übersicht der fast 20 Kilometer langen Avusbahn. Die Pfeile ze

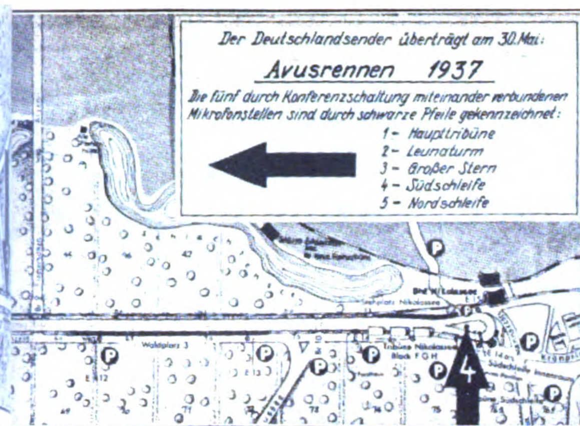
Der Deutschlan
AVUS-RENN

Rundfunkberichterstatter sehen und sc
das schnellste Rennen der Welt



. . . mit 300 Sachen braust er aus der Kurve an der Haupttribüne vorbei in die Gerade . . ." So sagt Dr. Laven, für den es gut war, daß er sich durch ein Seil vor seinem eigenen Temperament gesichert hatte.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

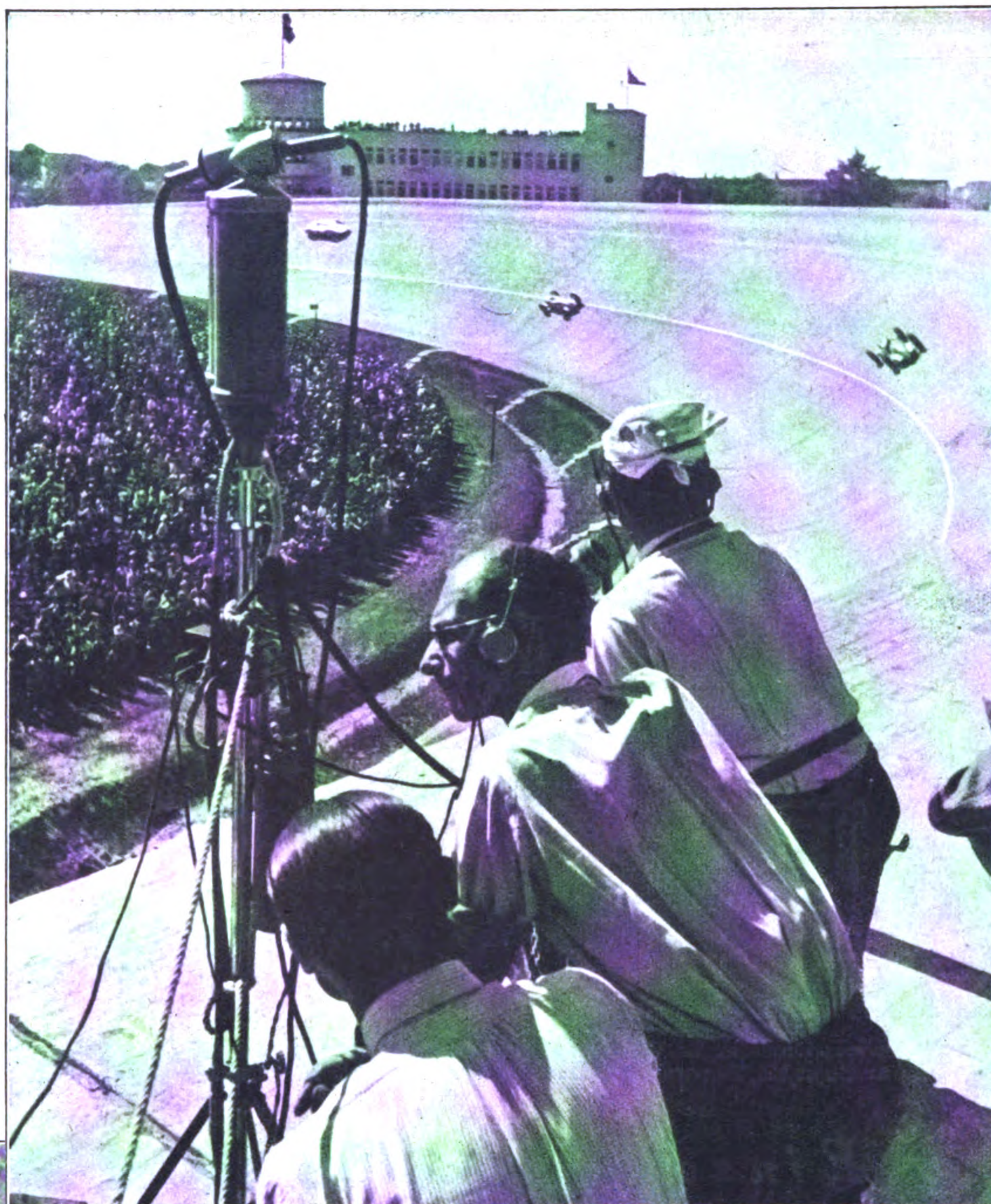


Einsatzpunkte der Rundfunksprecher.

...ender beim ...



Der Sprecher der Südschleife, Roderich Dietze, muß schon sein Glas nehmen, um die Reihenfolge der anbrausenden Fahrer durchgeben zu können, denn kaum sind sie in sehbarer Nähe aufgetaucht, schmeißen sie ihre Wagen durch die Südschleife, und schon brausen sie wieder mit Vollgas der Nordkurve zu.



Der Rundfunksprecher Dr. Laven hat sich mit seinen technischen Männern ganz oben auf der Nordkurve aufgebaut. Ein besonderes, geräuscharmes Mikrophon ermöglicht es ihm, in dem ohrenbetäubenden Motorenlärm seine prickelnden Schilderungen von dem Kampfverlauf in der Nordkurve der sportbegeisterten Welt zu vermitteln.



Dr. Storz vom „V. B." hat keinen angenehmen Platz, denn 6 Stunden in brütender Hitze auf dem Turm am Großen Stern zu liegen, wo man kilometerweit den Gesamtverlauf des mörderischen Rennens übersieht, das kann nur für einen begeisterten Sportsmann ein Vergnügen sein. Seine Ansagen lassen das rasende Tempo von fast 400 Kilometern miterleben.



„Hier spricht Leunaturm! — Lang liegt vorn, es ist ihm nicht mehr zu nehmen . . . ein neuer Sieg nach Tripolis scheint diesem jungen, kühnen Fahrer gewiß zu sein!" — Rolf Wernicke muß es wissen, er steht am Ziel und war übrigens auch in Tripolis dabei. Neben ihm Günter Marek, der als Leiter der Regiezentrale das Gesamtbild der Funkreportage formt.

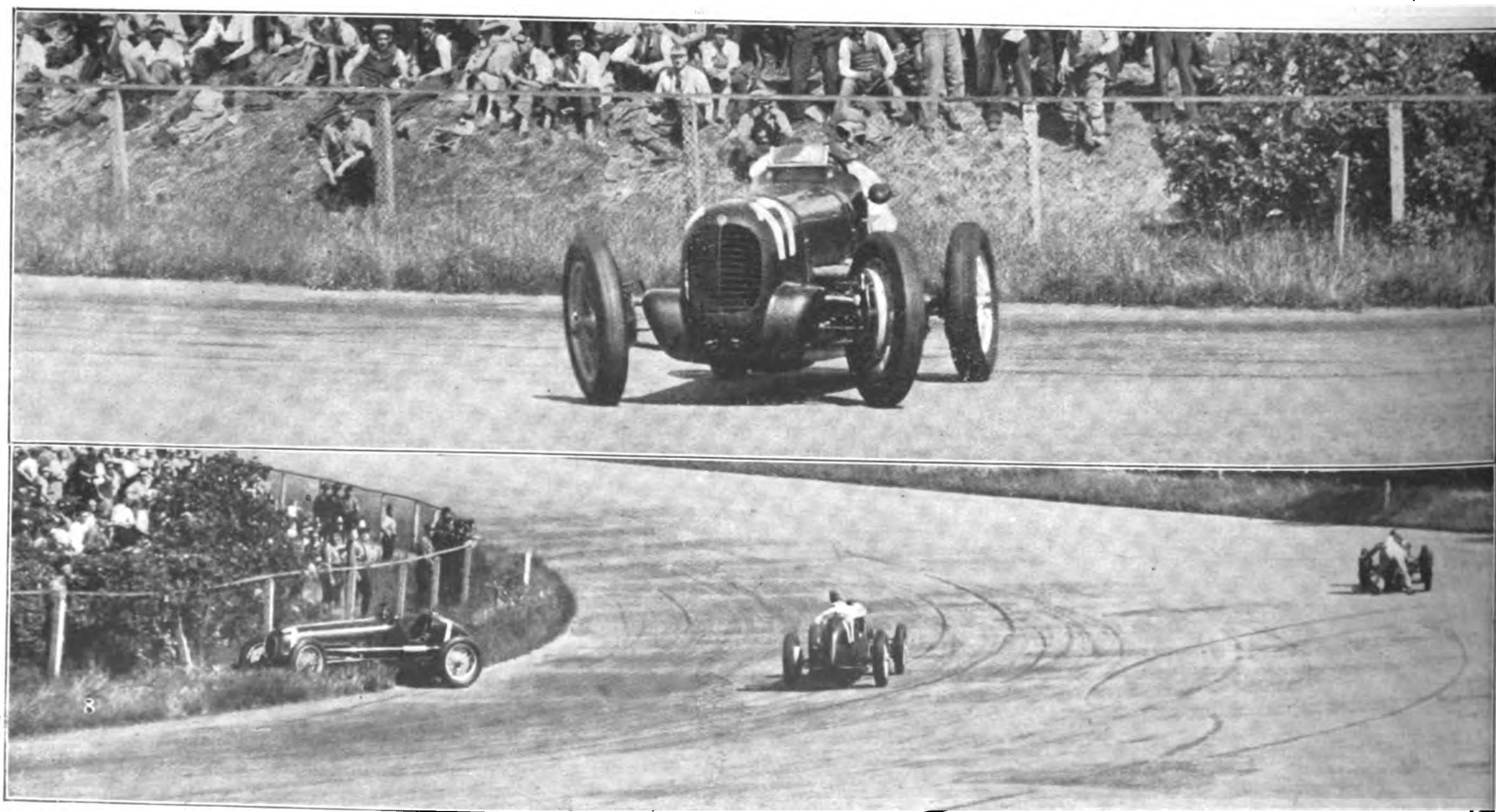


Reichspropagandaminister Dr. Goebbels und Frau Goebbels (rechts) im Gespräch mit dem Sieger des Avusrennens, Hermann Lang. Links: Korpsführer Hühnlein.

Einzelbilder vom AVUS-RENNEN



Rechts: Oberstdivisionär Bandy (Schweiz) im Gespräch mit dem General der Flieger Milch, (Mitte) und Stabschef Lutze (ohne Kopfbedeckung) während des Avusrennens.



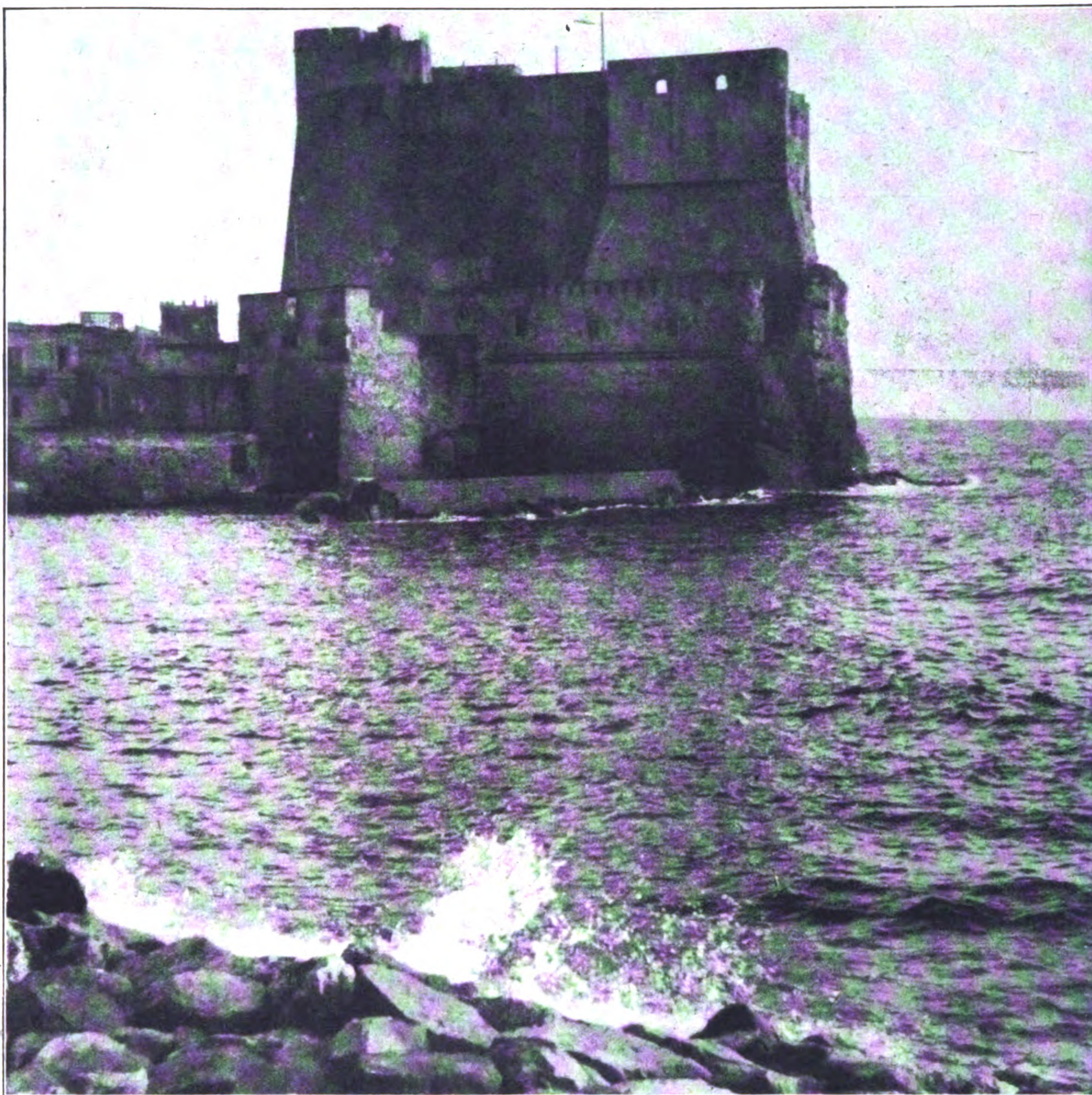
Die Bilder zeigen den Unfall des Italieners Teagno auf Maserati. Beim Rennen der kleinen Wagen kam der Italiener ins Schleudern und stand im selben Augenblick entgegengesetzt zur Fahrtrichtung, als sein Landsmann Uboldi die Südschleife passierte; Teagno wurde trotzdem noch Dritter.

Aufnahmen Weltbild (2), Heinrich Hoffmann (2)

TRIPOLIS VON HEUTE



Aufnahmen: Walther Wülfing.

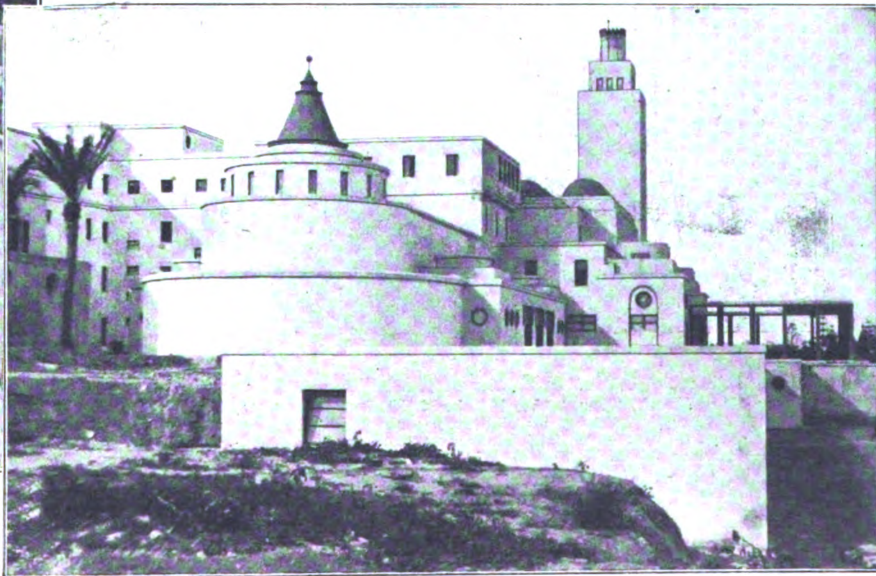


Ein Blick vom Meer aus auf das wieder instandgesetzte Kastell.





Ganz wie in der Heimat: Die Balilla in Tripolis hat zum Empfang des Duce Aufstellung genommen.

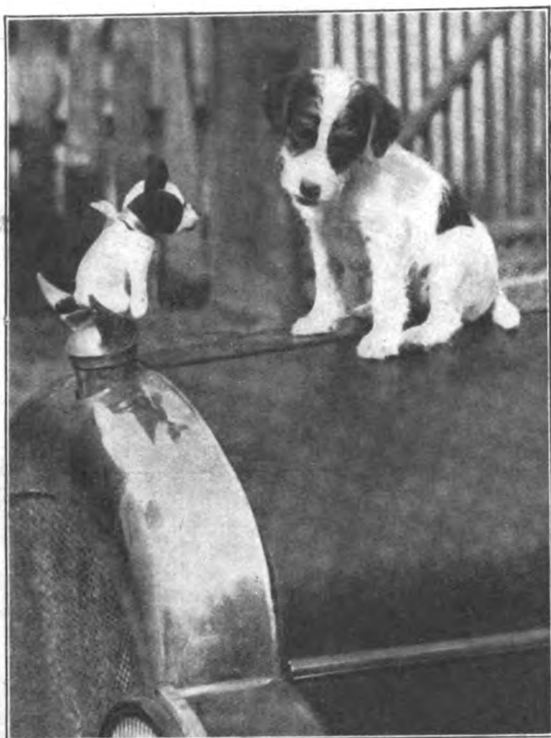


Von dem herrlichen Amtssitz aus, zu dem diese Terrasse führt, leitet Marschall Balbo die Regierungsgeschäfte.

Rechts: Das neueste Luxushotel in Tripolis.

Kleines Hunde-Erlebnis auf einer Motorhaube

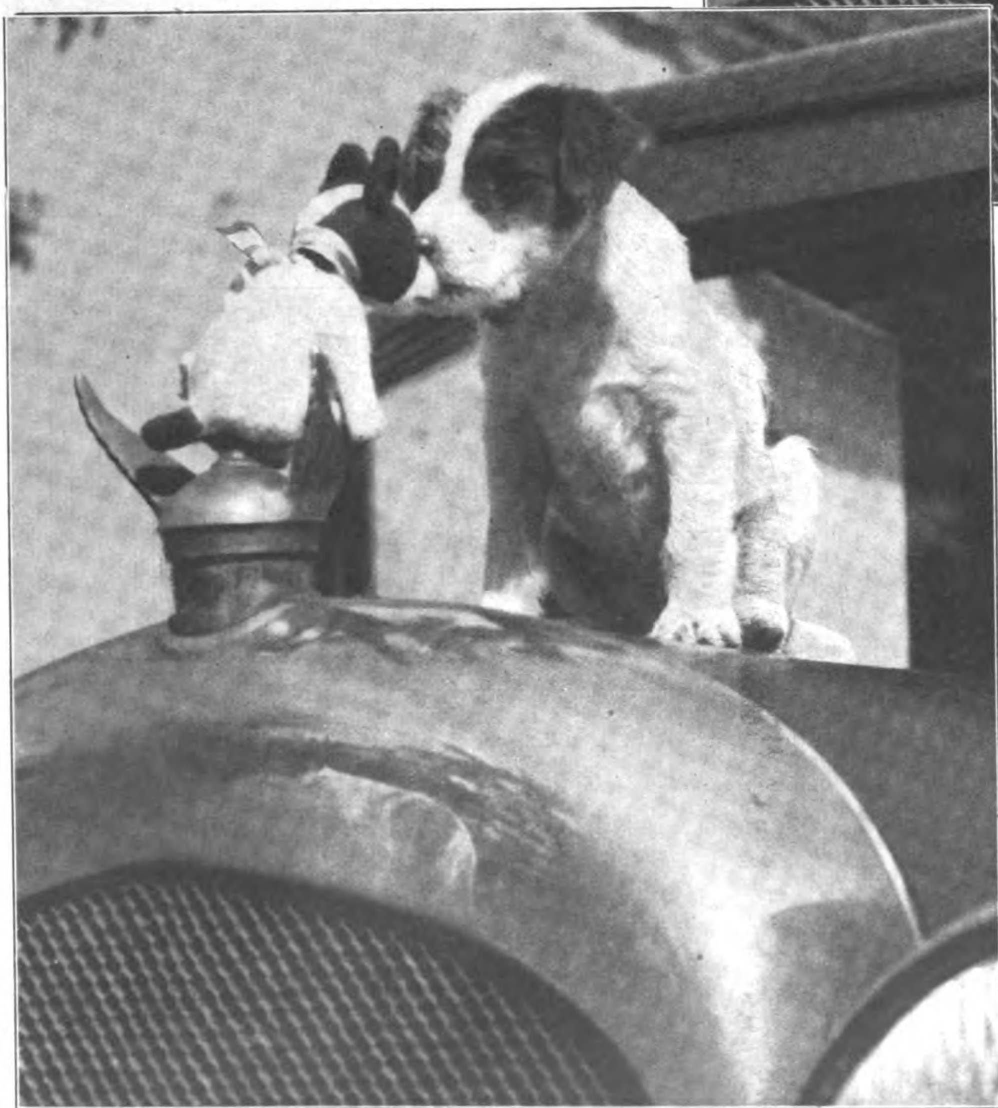
Aufnahmen: Landwirtschaftliches Pressebüro



Sein erstes Gefühl ist nur Mitleid mit sich selbst, sein erster Eindruck nur Unglück über den unsicheren Platz.



Aber jetzt erwachen die Lebensgeister: Ein merkwürdiger Nachbar wird entdeckt.





Jedoch das Beschnuppern (links) erweckt weder Klarheit noch Sympathie, und so wird (oben) endgültig zum etwas schwierigen Generalangriff vorgegangen.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 2198, Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49. Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

[A B C D E F]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



IB Illustrierter Beobachter

12. JAHRGANG / FOLGE 24 / DONNERSTAG, 17. JUNI 1937

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

In diesem Heft:
Im Namen des Volkes
Bildbericht über die Klosterprozesse in Koblenz

Die Hochsommerhitze im Juni
hat alle Bäder an Meeren, Seen und Flüssen rasch gefüllt

Aufnahme. Mauritius

Gefallen für Deutschland



Obermatrose
Albert Steiger
gest. 31. Mai



Oberheizer
Albert Eckart
gest. 1. Juni



Oberheizer
Helmut Schubert
gest. 3. Juni



Oberheizer
Heinz Holzwarth
gest. 3. Juni



Oberheizer
Alfred Meyer
gest. 4. Juni



Oberheizer
Helmut Dürr
gest. 5. Juni



Obermatrose
Hermann Brückner
gest. 7. Juni

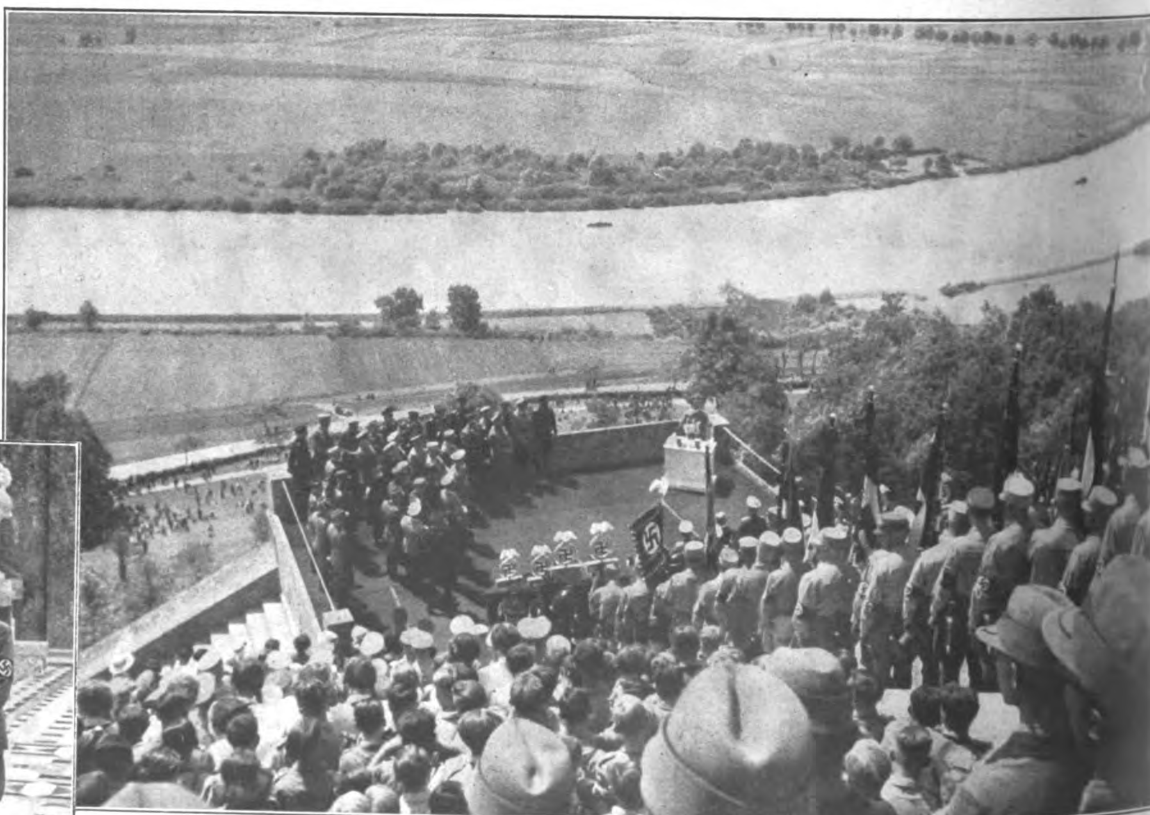
Die Kameraden des Panzerschiffes „Deutschland", die nach dem Rotmordüberfall vor Ibiza ihren schweren Verletzungen in Gibraltar erlegen sind.

Der Staatsakt von Regensburg

Bruckner-Büste in der Walhalla



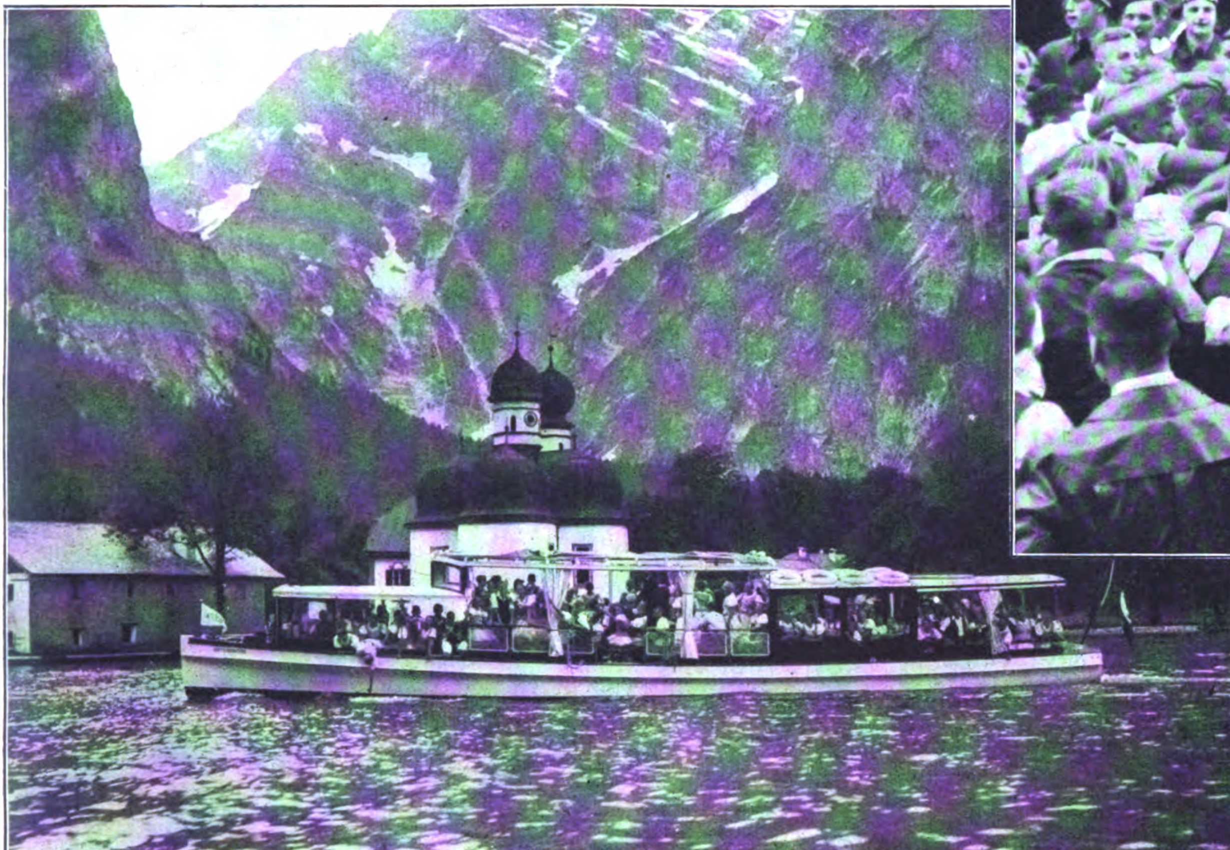
Der Führer erhält vom Oberbürgermeister der Stadt Regensburg, Schottenheim, ein wertvolles geschichtliches Buch über Regensburg.



Oben: Festtage in Regensburg. Reichspropagandaminister Dr. Goebbels spricht bei dem Festakt in der Walhalla.



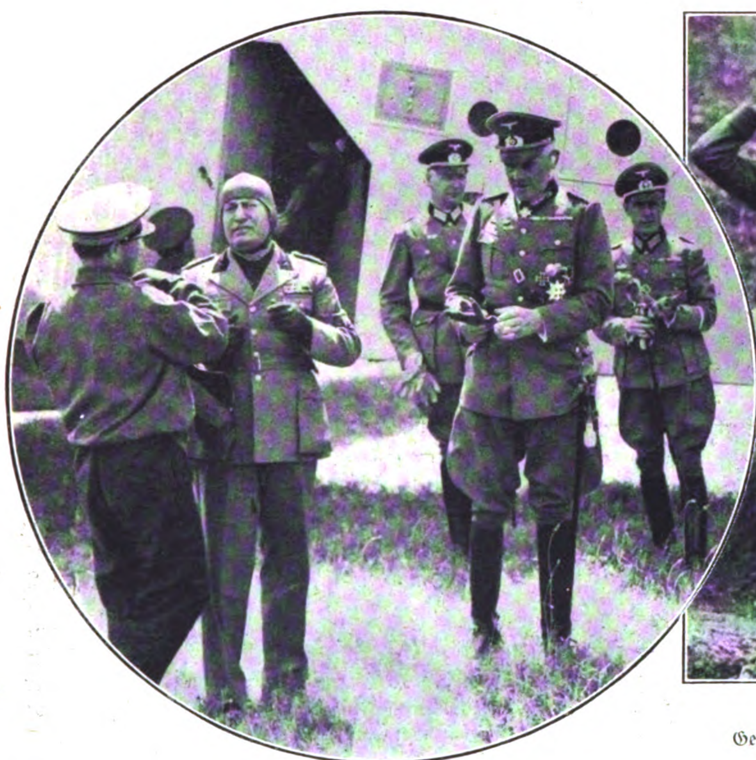
Links: Im Rahmen eines feierlichen Staatsaktes in der Walhalla wurde am 6. Juni die Büste des großen deutschen Komponisten Bruckner enthüllt. Das Bild zeigt den Führer vor der Brucknerbüste.





Eine unerwartet freudige Begegnung mit dem Führer. Schüler und Schülerinnen der Reichsschule für Leibesübungen des Reichsnährstandes begegneten auf der Rückfahrt nach München zwischen Berchtesgaden und Bad Reichenhall dem Führer, der anhielt und sich mit den Jungen und Mädel unterhielt

Links: Jungen und Mädel von der Reichsschule für Leibesübungen des Reichsnährstandes während einer Motorbootsfahrt auf dem Königssee bei Bartholomä.



Mussolini verläßt sein selbst gesteuertes Flugzeug, um dem Generalfeldmarschall v. Blomberg den Agro Pontino zu zeigen.



Generalfeldmarschall v. Blomberg im Gespräch mit dem italienischen Marschall Badoglio.

Aufnahmen: Weltbild (4), Presse Photo (4), Heinrich Hoffmann (2), Leo Bauer (1).



Der deutsche Botschafter nach seinem Eintreffen in Burgos zur Trauerkundgebung für den tödlich abgestürzten General Mola.



Generaloberst Göring spricht beim Appell des Reichsluftschutzbundes in der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne des Reichssportfeldes.



Reichsaußenminister Frhr. v Neurath wurde bei seiner Ankunft auf dem jugoslawischen Flughafen bei Semlin von Kindern der deutschen Kolonie begrüßt.



Der chinesische Finanzminister Dr. Kung, ein Schwager Tschiangkaischeks, besuchte Berlin. Neben ihm: der chinesische Botschafter.

DAS GERICHT und die Auslandspresse



Die 3. Große Strafkammer des Landgerichts Koblenz tagt. Vor diesem deutschen Gerichtshof wickelten sich bisher die meisten Sittlichkeitsprozesse gegen Geistliche und Ordensangehörige der römisch-kathol. Kirche ab. Rechts: Der Vorsitzende des Gerichts, Landgerichtsdirektor Dr. van Kollwijk. Links stehend: Oberstaatsanwalt Hattingen während einer Anklagerede. Im Vordergrund: Die Vertreter der Auslandspresse.

Vor der Großen Strafkammer in Koblenz und vor anderen deutschen Gerichten stehen seit einiger Zeit fortlaufend Fälle klösterlicher Unzucht zur Verhandlung. Unser Sonderberichterstatter wohnte einigen dieser Prozesse, wie sie sich fast wöchentlich dort abwickeln, bei. Es handelt sich bei den hier wiedergegebenen Fällen nicht etwa um besonders ausgesuchte schwere Verbrechen, die aus dem Rahmen der übrigen Prozesse herausfallen, sondern um Anklagen, wie sie in der gleichen und auch noch schwereren Form zu unzähligen Malen gegen klösterliche Sittenlosigkeit und Verwahrlosung erhoben werden. Es geht hier um mehr als nur um die verkommenen Ordensbrüder selbst, denn von ihnen aus wurde über die ihnen anvertraute deutsche Jugend hinaus, die den Verführungen in einem frühen Alter als willenloses Werkzeug verfiel, die Seuche ins Volk getragen. Der Staat handelt hier in

DIE ZUHÖRER



Rechts: Die Menge der Zuhörer.

Die Verhandlungen finden in der Öffentlichkeit statt. Rechts in der 1. Reihe der Zuhörer sitzend (mit Brille und Schreibmaterial): Der Beauftragte des Bischofs von Trier.

Im N

Deutsche Geric

Bilder aus einigen der zahlreic



Karl Günther (ehemal. Zisterzienserpater Martin). Im Bild rechts ... Verteidiger, Rechtsanwalt und Notar Teves, ein ehemaliger ... führer aus dem Rheinland. Der Angeklagte verging sich an ihm ... trauten Zöglingen. Sein Abt, der davon Kenntnis hatte, ... nur in ein anderes Kloster.

der Abwehr gegen ein System von aufeinander verschworenen ... brechern, dem nachgewiesenermaßen selbst der hohe Klerus ... gegenübersteht. Wiederholt erweist es sich, daß hohe Kleriker ... sen Vorgängen schon vor vielen Jahren unterrichtet waren, ohne ... sie wirksame Maßnahmen dagegen ergriffen. Die gründliche ... rung, die nun erfolgt, ist ein eisernes Gebot der Zeit. Daß die ... handlungen öffentlich geführt werden und auch die Auslandspresse ... ihnen beiwohnen kann, ist, entgegen allen hetzerischen Verleumdungen ... seitens der interessierten Dunkelmännerkreise, ein deutlicher ... für die peinlich einwandfreie und gerechte Durchführung der ... Die ursprünglich sich stets erweisende und von Kirchenoberen ... stützte Verstocktheit der Angeklagten weicht in den meisten Fällen ... offenen, freiwilligen Geständnis, und zwar angesichts des erdrückenden Beweismaterials. Der nun im Gang befindliche Reinigungsprozeß ...

amen des Volkes

n Kampf für Sitte und Sauberkeit gegen widernatürliche Laster.
'rozesse, die gegenwärtig in Koblenz gegen verbrecherische Ordensangehörige geführt werden.

DIE ANGEKLAGTEN

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Josef Fottner (Barmherz. Bruder Kilian), aus dem bekannten Kloster Montabaur, wurde durch einen Zeugen schwer belastet. Das Gericht fällte Freispruch mangels Beweises.



Johann Lang (Franziskanerbruder Friedrich) mißbrauchte ihm anvertraute schwachsinnige Pfleglinge. Verhaftung erfolgte vor seiner geplanten Flucht ins Ausland.



August Lauer (Barmherz. Bruder Januarius) verging sich in seiner Eigenschaft als Leiter der Landwirtschaft des Klosters nachgewiesen an zehn körperlich behinderten jungen Menschen.



Otto Münz (Franziskanerbruder Elektus), aus dem Kloster Waldbreitbach, verführte junge Handwerksburschen, die im Kloster um ein Almosen baten. Den Opfern wurden Schweigegelder bezahlt.



Emil Rock (Barmherz. Bruder Ephraim), aus dem Kloster Montabaur, verging sich als stellvertretender Novizenmeister und als Krankenpfleger an Zöglingen des Klosters.

DIE OPFER



Ein schwachsinniger Klosterzögling, taubstumm, Vollwaise, versucht dem Gerichtsvorsitzenden seine grausamen Erlebnisse im Kloster verständlich zu machen.



Ein körperbehinderter Pflegling des „Herz-Jesu-Heimes" in Fulda macht vor Gericht seine Aussagen.



Ein Schwachsinniger schwersten Grades, ehemal. Klosterpflegling, vor dem Richtertisch.



Ein körperbehinderter Klosterpflegling. Durch Hunger mürbe gemacht und mit Alkohol verführt.



Ein weiterer Klosterpflegling, dessen körperliches Gebrechen die Angeklagten vor ihrer Tat nicht abschreckte.



Der Leidensweg dieses Jungen, der vor Gericht mit seinem Vater erschien, zeigt die ganze sittliche Verkommenheit seiner Verführer im geistlichen Gewand.

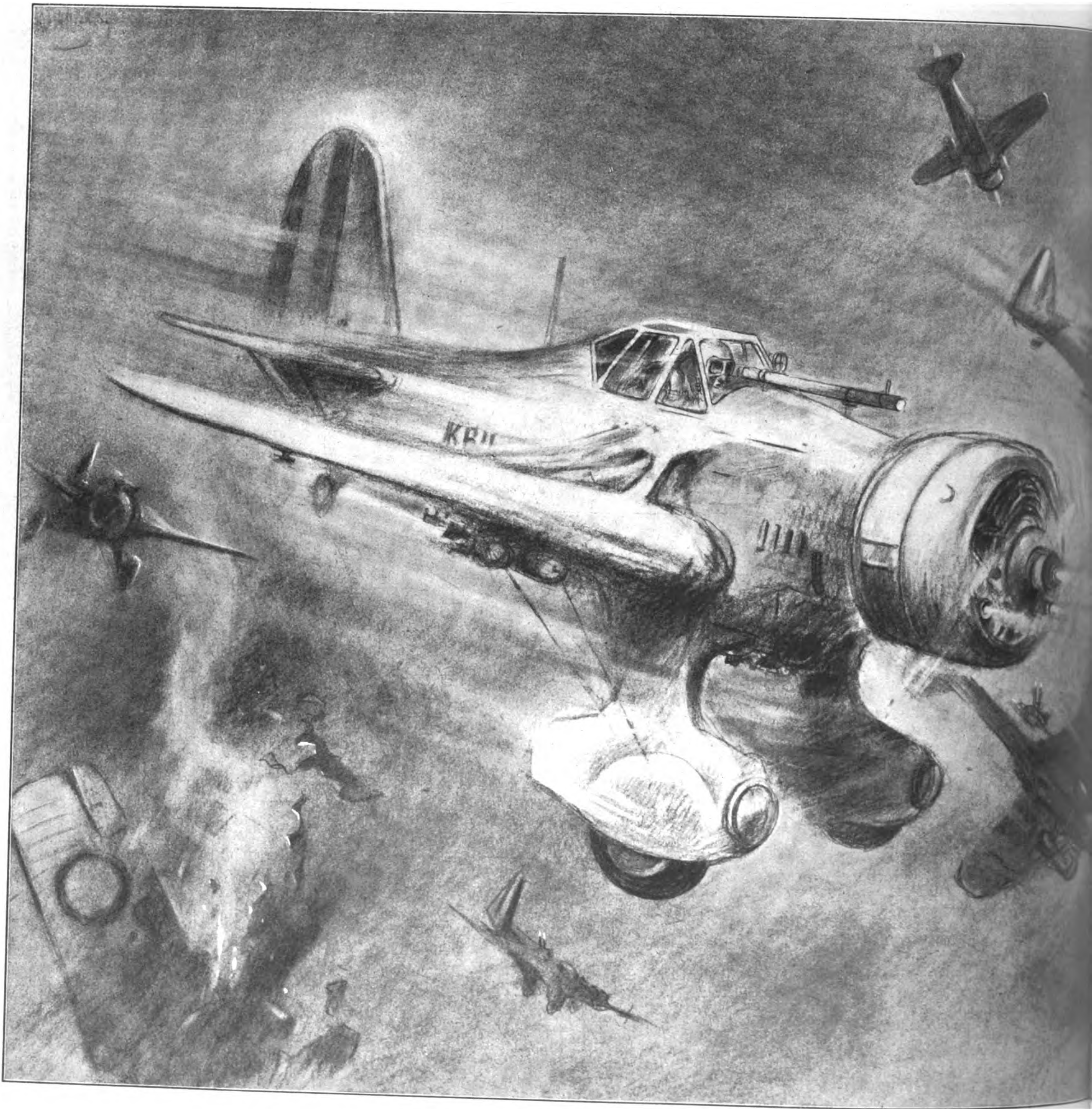


Ein Ordensbruder als Zeuge, von einem älteren Ordensbruder zu den Verbrechen verführt. Er ist in einem der folgenden Prozesse selbst als Angeklagter verurteilt worden.

iit Religion nichts anderes zu tun, als daß sich die ungeeueren Anklagen gegen Träger des geistlichen Gewandes ichten, deren Aufgabe es sein soll. Seelsorge zu betreiben nd nicht Sittlichkeitsverbrechen zu begehen. Der Staat hützt das Gewand des Geistlichen auf Grund des Konkorats genau so wie das Ehrenkleid des Soldaten. Diese Tatiche tritt bei den Prozessen sinnfällig dadurch in Erscheiung, daß es den Angeklagten erlaubt ist, in Zivilkleidung or Gericht zu erscheinen. Für die Richter ist es sicherlich ine angenehme Aufgabe, zur Findung des Rechts diesen naussprechlichen moralischen Sumpf aufwühlen zu müssen.)as deutsche Volk ringt unter der Führung Adolf Hitlers um ine Existenz, und es ist bestimmt die Meinung eines jeden nständigen deutschen Volksgenossen und aller anständigen Ausnder, daß es für den hohen Klerus besser gewesen wäre, wenn : sich durch rechtzeitiges Eingreifen diese Blöße erspart hätte.

Kampfflugzeu

In Frankreich fordert man neuerdings für die Marine eine starke Ausrüstung mit Sturzbombern, während man in England besonderen Wert auf Torpedobomber legt. Für jede Art von Bombenabwurf sind die technisch-optischen Hilfsmittel gewaltig verbessert worden. Unser Zeichner hat einige der modernsten ausländischen Flugzeugtypen auf dem Papier festgehalten.



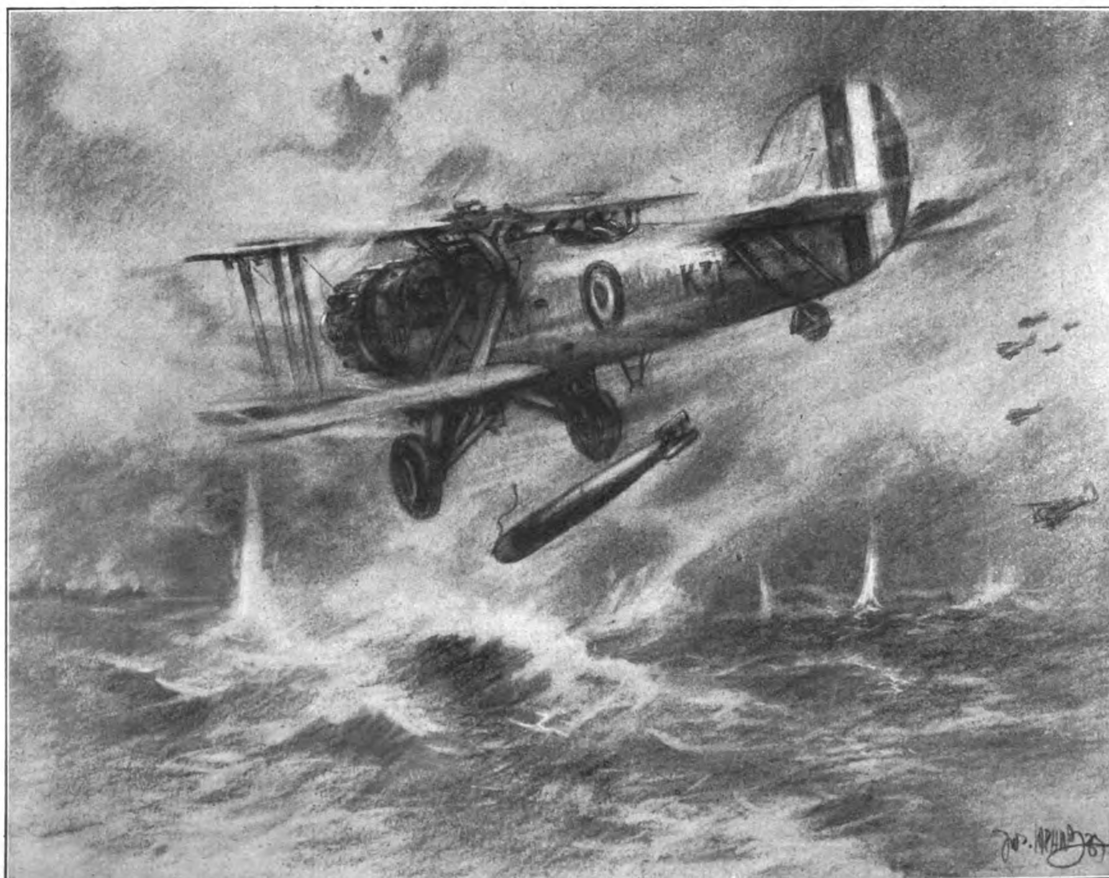
Der Jagdeinsitzer.

Die Fortschritte bei dieser Waffe liegen weniger in der Leistungssteigerung als vielmehr in einer Verstärkung der Bewaffnung. Außer der Ma-schinengewehrbestückung werden heute fast durchweg Flugzeugkanonen eingebaut. Diese Kanonen sind Maschinenwaffen, die in der Minute 250 bis 500 Sprenggeschosse von 2 cm Kaliber verfeuern. Die Zeichnung stellt einen Jagdeinsitzer dar, worin eine Flugzeugkanone derart eingebaut ist, daß sie durch die hohle Luftschraubennabe feuern kann; außerdem gehören zur Bewaffnung zwei Maschinengewehre, die ihre Geschosse durch den Luft-schraubenkreis streuen. Während die Geschosse der Maschinengewehre einem feindlichen Flugzeug selbst wenig anhaben können, vermögen die Treffer der Sprenggeschosse das Flugzeug so zu beschädigen, daß, wenn es nicht abstürzt, zum mindesten seine Manövrierfähigkeit unmöglich gemacht wird.

Für den „JB." gezeichnet von Josef Lazarus.

Der Sturzbomber.

Beim Sturzbombenangriff stoßen die Flugzeuge einzeln aus ihrem hochfliegenden Verband (5000 Meter) fast senkrecht auf das Ziel herunter, wobei das Ziel mit dem ganzen Flugzeug angenommen wird. Erst in einer Höhe von 300—100 m über dem Ziel löst der Flugzeugführer die Bomben aus und reißt sofort nach dem Abwurf das Flugzeug wieder hoch, das durch den Geschwindigkeitszuwachs beim Sturzflug (fast 600 st/km) besonders steigfähig geworden ist. Die Bomben sind so an den Unterflügeln angebracht, daß sie beim Abwurf am Luftschraubenkreis vorbeifliegen. Der Sturzflug setzt ein Höchstmaß fliegerischen Könnens sowie besonders stabil gebaute Flugzeuge voraus, da der senkrechte Absturz und das Abfangen der Maschine vor dem Ziel an Mensch und Maschine höchste Anforderungen stellen. A zeigt den Anflug, B = Sturzflug, C = Abwurfhöhe und Abfangen des Flugzeuges.



Links: Durch Flugzeugträger in den Kampfbereich geschafft, fliegt das Flugzeug niedrig herab und wirft aus 10—5 m Höhe den Torpedo ab, da ein Abwurf aus größerer Höhe zu einer Beschädigung des Torpedos führt.

Die Torpedos haben ein Gewicht von 780 kg und entwickeln bei einer Entfernung von 1800 m zum Ziel eine Geschwindigkeit von 75 st/km.



Die Aufnahme zeigt den Beginn des Streiks in der Stahlindustrie
Die traurige Bilanz der Demonstranten, die sich auf dem Marsch zur republikanischen Stahlgesellschaft befanden, schloß ab mit vier Toten und vielen Verletzten. Über 125 Polizisten mußten mit Gewehren und Tränengas gegen etwa 2000 Demonstranten vorgehen

Blutige Streikkämpfe in U.S.A.

Im Süden Chikagos vor dem Stahlwerk der Republic-Steel-Corporation, kam es zu schweren, blutigen Straßenkämpfen, weil die Gesellschaft trotz wiederholter Versuche der Lewisgewerkschaft, einen Streik anzuzetteln, den Betrieb nicht stillgelegt hatte. Die Gewerkschaft hatte nach bekanntem Muster etwa 2000 Menschen, darunter auch Frauen, soweit aufgeputscht, daß sie schließlich gegen das Stahlwerk marschierten, um die Gebäude zu stürmen. Am Haupteingang zu den Werken stellte sich den mit Stahlhämmern und sonstigen Werkzeugen bewaffneten Aufrührern Polizei entgegen, wodurch sofort schwere Kämpfe ausgelöst wurden. Die willigen Arbeiter, die nicht mehr Objekt internationaler Hetzer sein wollen, **haben sich inzwischen organisiert, um notfalls ihr Recht und ihren Willen zur Arbeit selbst durchzusetzen**



John Llewellyn Lewis, Erfinder des Sitzstreiks und Gewerkschaftsführer in USA.,
der für die riesigen Streiks verantwortlich ist, die der amerikanischen Wirtschaft ungezählte Millionen Dollars kosten



Ein weiteres Bild von dem Ergebnis der wüsten Hetze der Lewisgewerkschaft.
Zahlreiche Demonstranten werden in den Krankenhäusern an den Folgen der Verletzungen durch Geschosse, Tränengas und Gummiknüppel behandelt; aber auch viele Schutzleute sind zum Teil schwer verletzt worden

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XIII. Das Jugendamt

Nur das Volk kann in die Zukunft bauen, das eine gesunde, kräftige und leistungsfähige Jugend besitzt. Die Deutsche Arbeitsfront hat es sich in Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend zum Ziel gesetzt, diese Jugend zu erziehen und zu formen.

Verantwortlich für die Jugendarbeit innerhalb der Deutschen Arbeitsfront ist das Jugendamt der DAF. Bannführer Kurth, der Leiter des Jugendamtes, ein Mann der Zwischengeneration, der Krieg, Freikorps, Nachkriegswirren und den folgenden Neuaufbau an der Front mitmachte, gibt uns bei Besichtigungen, Rundgängen in der Praxis und Theorie einen tiefen Einblick in die verantwortungsvolle Arbeit des Jugendamtes der DAF.

Das sozialpolitische Erbe, das der Nationalsozialismus auf dem Gebiete des Jugendschutzes und der Jugendpflege antreten mußte, war geradezu als katastrophal zu bezeichnen. Kein ausreichender Urlaub, keine ausreichenden Pausen, keine vernünftige Freizeitgestaltung und Berufsausbildung. In den meisten Fällen wurde der Lehrling in den ersten Jahren seiner Ausbildung als billige Arbeitskraft angesehen und danach ausgenutzt. Die Zahl der ungelernten Arbeiter stieg in einem beängstigenden Umfang. Die Gesundheit der Jugendlichen wurde durch falsche Arbeitsmethoden und Ausnutzung untergraben.

In Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend hat die Deutsche Arbeitsfront all die Fehlerquellen untersucht, die die Leistungsfähigkeit und Gesundheit der deutschen Jugend untergraben können.



Nicht Streber, leistungsfähige Kerle sollen durch den Reichsberufswettkampf erzogen werden. Nur die Harmonie zwischen gesundem Geist und gesundem Körper ergibt einen ganzen Kerl. Der Sportlehrer feuert den Jüngsten und Schwächsten zur höchsten Kraftentfaltung an.



Bannführer Kurth, der Leiter des Jugendamtes der Deutschen Arbeitsfront, bei einer sportlichen Prüfung zum Reichsberufswettkampf. Nicht vom grünen Tisch, sondern ausgehend von den Erfahrungen der Front wird die Arbeit an der schaffenden deutschen Jugend geleistet.

und ist in langsamer Aufklärungsarbeit daran gegangen, für Abhilfe zu sorgen. Viele Erfolge sind schon der gemeinsamen Arbeit beschieden gewesen. Es sei nur an die Urlaubsaktionen gedacht, die es erreichten, daß eine ganz wesentliche Heraufsetzung des Urlaubs erfolgte. Damit die Jugendlichen ihren Urlaub auch sinngemäß verbringen können, wurden die Zeltlager der Hitler-Jugend geschaffen. Der Jugendschutz wurde ausgedehnt, die Berufsausbildung nicht nur außerhalb des Betriebes, sondern gerade in diesem verbessert. Wo es möglich war, wurden Lehrwerkstätten, in denen die Jugendlichen nach einem genauen Plan eine ausgezeichnete Berufsausbildung erhalten, geschaffen. Betriebssport für Jugendliche wurde eingeführt. Aber die Arbeit galt nicht nur den Großbetrieben, weil die Erfolge verhältnismäßig leichter waren, sondern in gleichem, wenn nicht verstärktem Maße den vielen Hunderttausenden von Kleinbetrieben. Gerade hier war es notwendig einzugreifen. Denn in diesen Betrieben fand eine besonders große Ausnutzung der jugendlichen Arbeitskraft statt. In Zusammenarbeit mit den zuständigen Wirtschaftsorganisationen und Staatsstellen konnte auch hier für eine Abstellung



Selbständige Entscheidungen zu fällen ist doch nicht gar so leicht. Zwei Lehrlinge in einer Übungsfirma unterhalten sich über eine Bestellung bei einer anderen Scheinfirma. Durch die Übungsfirmen lernt der Lehrling schon frühzeitig selbständig und verantwortungsbewußt zu denken und handeln.



In der Berufsausbildung der Jugendlichen nehmen die Übungsfirmen der Deutschen Arbeitsfront einen großen Raum ein

In den Übungsfirmen erfüllt jeder Lehrling unter Oberleitung eines erfahrenen Praktikers eine Stellung im Betriebe als Prokurist, Lagerist, Werkführer oder dergleichen zum Scheine aus.

der Übelstände Sorge getragen werden. Überall wurde die Idee, daß der jugendliche Lehrling nicht eine billige Arbeitskraft, sondern Arbeitsschüler sei, propagiert.

Grundlage der Erziehungsarbeit an der Jugend selbst bildet stets die Herausstellung der Eigenverantwortlichkeit der Jugend. Von früh auf sollen die Jugendlichen zu eigener Verantwortlichkeit erzogen werden. Der Reichsberufswettkampf der deutschen Jugend, an dem sich im letzten Jahre über 1,8 Millionen Jugendlicher von insgesamt 2,2 Millionen schaffenden Jugendlichen beteiligten, ist ein typisches Beispiel, wie die Jugend antwortet, wenn der Ruf der Verantwortung an sie ergeht. Ebenso ist es mit der Einrichtung der Betriebsjugendwalter und Jugendbetriebsappellen. Der Betriebsjugendwalter, der zur Unterstützung des Betriebswalters der DAF. arbeitet, ist verantwortlich für alle Jugendlichen des Betriebes. Er hat in allen Fragen, die die Arbeit der Jugendlichen im Betriebe betreffen, den Betriebswalter der DAF. sowie den Betriebsführer zu unterrichten und mit dafür zu sorgen, daß Mißstände abgestellt werden.

Ebenso geht die deutsche Übungswirtschaft von dem Gesichtspunkt der Eigenverantwortlichkeit aus. In einigen Übungsfirmen haben wir Gelegenheit, die jungen Lehrlinge zu besuchen, wie ein jeder von ihnen innerhalb einer Scheinfirma einen verantwortungsvollen Posten auszufüllen hat. Es überrascht geradezu, mit welchem Ernst und Verantwortungsbewußtsein die Jungen ihre Scheinstellen als Buchhalter, Kontorist, Lagerist usw. ausfüllen. Die Übungswirtschaft der DAF. stellt eine kleine Scheinvolkswirtschaft dar. Eigene Finanzämter, Handelsregister, Notare, Gerichtsvollzieher sind vorhanden. Bis nach Übersee geht die Post. Bestellungen gehen hin und her. So lernen die Jungen schon frühzeitig verantwortungsvoll zu kalkulieren und zu wirtschaften.



Mädel und Jungen kämpfen im Reichsberufswettkampf um die Palme des Sieges.

Die Aufnahme zeigt eine junge Buchbinderin in der praktischen Prüfung. In dem freiwilligen Leistungswettbewerb werden hohe Anforderungen an das theoretische und praktische Können eines jeden Teilnehmers gestellt.

Bannführer Fasold, der Leiter der Übungswirtschaft in der DAF., ist dabei, dieses einzigartige Erziehungsinstrument immer mehr noch auszubauen. Zum Schluß besuchen wir in Begleitung des Leiters des Jugendamtes noch einige Lehrgänge der fördernden Berufserziehung, sehen wie die Jungen auf einer wirtschaftskundlichen Fahrt den Horizont ihres Berufskönnens erweitern und die großen Zusammenhänge kennenlernen, hören fachberufliche Vorträge und nehmen an einigen Arbeitsgemeinschaften und Elementarlehrgängen, die der Berufsschulung dienen, teil.

Durch Erziehung der Jugendlichen, durch Erweiterung des Jugendarbeitsschutzes, Verbesserung der sozialpolitischen Verhältnisse, Ausgestaltung der Freizeit und eine umfassende Berufserziehung sorgt das Jugendamt der DAF. dafür, daß der schaffende deutsche Mensch von morgen ein gesunder und ganzer Kerl ist, der all die Eigenschaften besitzt, die notwendig sind, Deutschlands Stellung in der Welt zu befestigen.

Werner Denkler.



Wer hat die beste Arbeit geliefert?

Eine Prüfungskommission besichtigt und überprüft genau die abgelieferten Arbeiten. Zehntausende von freiwilligen Helfern sorgen für reibungslose Durchführung des gewaltigen freiwilligen Leistungskampfes der deutschen Jugend.

XIV. Das Amt für Betriebsführung und Berufserziehung

Deutschland verdankt seinen Ruf in der Welt neben Dichtern, Philosophen und anderen nicht zuletzt noch seinen Facharbeitern. Der deutsche Facharbeiter ist weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus bekannt. „Made in Germany" — daß diese Bezeichnung, die Deutschland von den Weltmärkten entfernen sollte, zu einem Zeichen höchster Qualität wurde, war das Verdienst des deutschen Facharbeiters.

Das Schicksal schenkt einem Volk nie etwas unverdient, auch nicht zu Höchstleistungen befähigte Facharbeiter. Sorgfältige Schulung und Erziehung ist notwendig. Innerhalb der Deutschen Arbeitsfront hat das Amt für Betriebsführung und Berufserziehung die Aufgabe erhalten, den deutschen Menschen an die vom Nationalsozialismus geprägte Auffassung von Beruf und Arbeit heranzubringen und zu höchsten Leistungen im Betriebe zu befähigen. Mit der Leitung des Amtes wurde Parteigenosse Prof. Dr. Arnold beauftragt. In seinem Amte, das in einem Berliner Vorort, fernab von dem Gerassel der großen Straßen, untergebracht ist, erzählt uns Parteigenosse Dr. Arnold über die Aufgaben seines Amtes.

Der gesamte Aufgabenkreis des Amtes teilt sich in zwei wesentliche Arbeitsgebiete: einmal ist die berufserzieherische Formung und Prägung des Arbeitsmenschen zu leisten und zum anderen sind die Arbeitsstätten und Betriebe in sinnvoller Weise zu ordnen, aufzubauen und zu leiten. Alle Berufserziehungsarbeit, so führt Parteigenosse Dr Arnold aus, beginnt mit der Überlegung, daß nur derjenige zu einer wirklichen Befriedigung und Leistung in seinem Beruf gelangt, der **am richtigen Arbeitsplatz steht und dort seine vollen schöpferischen Kräfte zum Einsatz bringen kann. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, daß das Amt mit seiner Arbeit bereits bei dem** Einsatz des jungen ins Berufsleben tretenden Menschen insofern Einfluß nimmt, daß er nur dem Beruf zugeführt wird, der seinen Anlagen und Fähigkeiten entspricht und der für Nachwuchsaufnahme fähig ist. Die vom Amt ausgearbeiteten Prüfungs- **und Erziehungsmethoden haben sich hier bestens bewährt.**

Wie kann nun das Amt feststellen, welche Berufe für Nachwuchsauf-



Professor Parteigenosse Dr. Arnold,
der Leiter des Amtes für Berufserziehung und Betriebsführung in der DAF. prüft in einer Lehrwerkstatt zusammen mit den Eltern das Werkstück eines Lehrlings. Das Amt strebt eine enge Zusammenarbeit zwischen Betrieb und Elternhaus an. Das vom Amt herausgegebene Werkstattheft soll wöchentlich vom Ausbildungsleiter und den Eltern abgezeichnet werden.



Ob er Kraft genug hat?
Ein Mensch wird erst dann zur Höchstleistung befähigt sein, wenn er an einem Arbeitsplatz steht, den er auf Grund seiner geistigen und körperlichen Kräfte auch ausfüllen kann.



In der Lehrmittelzentrale des Amtes
holen sich Kursus- und Ausbildungsleiter praktische Unterlagen für ihre Arbeit. In dieser Lehrmittelzentrale sind alle wichtigen Lehrstoffe für sämtliche Berufe vorhanden. Tausende von Filmen, Lichtbildbändern, Vortragstexten usw. werden monatlich ausgeliehen.

zu. Meine Seele wandelte ihre eigenen Wege. Ich sah wie in einer Vision Peru, das Land unter dem schwindelnd hohen blauen Himmel der Anden, bewohnt von seltsamen braunen Menschen, die sich Kinder der Sonne nannten, die den Wert des Goldes nicht kannten, wohl aber den des Lamas als Haustier, und die einander Briefe mit Hilfe von Strickknoten schrieben . . . Eigentümlicherweise hatten alle Menschen meiner Vision dieselben Züge, ihre Nasen waren leicht gebogen, ihre Augen schwarz und mandelförmig und ihre Brauen ein wenig schräg . . . Sie bewegten sich mit der Anmut von Wildkatzen, und ein berauschender Duft nach wilden Kräutern ging von ihnen aus . . . Ja, was denn? War die Vorlesung schon aus?

Sie war es. Die Hörerschaft hatte sich erhoben und applaudierte dem Professor, der mit einer kurzen Kopfneigung auf die Türe zuschoß Vorher fand er noch Gelegenheit, mir einen letzten vernichtenden Blick zuzuwerfen. Ich kassierte ihn ein, wie ein schon knockout geschlagener Boxer einen letzten Kinnhaken entgegennimmt. Dann machte ich eine Entdeckung, die mich in die Wirklichkeit zurückversetzte. Sie war fort!

Ja, fort, in dem Gewühl verschwunden. Aber auf ihrem Platz lag ein kleines schwarzes Notizbuch. Aus dem Augenwinkel hatte ich gesehen, wie sie sich Notizen machte, emsige, wissenschaftliche Notizen. Hier lag das Büchlein, in das sie sie geschrieben hatte. Es gehörte ihr. Man mußte es ihr zurückerstatten. Aber wie?

Es gab ein einfaches Auskunftsmittel: durch einen Saaldiener. Ich verwarf es sofort. Ein Gegenstand wie dieser mußte persönlich überbracht werden. Ich nahm das Büchlein und musterte es.

Es war aus schwarzem Marocain und trug in der einen Ecke eine kleine vergoldete Namenschiffre, ein mit einem V verflochtenes J unter einer koketten Krone. Eine Adresse war hingegen nicht zu entdecken. Sollte sie aus adeliger Familie sein? Das Leder strömte ihr Parfüm aus Ich sog es in einem langen Atemzug ein.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß jemand mich betrachtete. Als ich aufsah, fand ich, daß dem so war. Der Mann mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion war auf der Schwelle des Hörsaales stehen geblieben und beobachtete mich von dort mit nachdenklicher Miene. Fräulein Betty Gundelach, die Berichterstatterin der „Extrapost", schritt gerade auf den Ausgang zu Ihre spöttischen blauen Augen sahen von dem Notizbuch zu mir auf, mit einem Blick, der keiner siebzig Ausleger bedurfte, um verstanden zu werden.

„Tantalus: in der Hauptrolle Herr Richard Hegel", flüsterte sie im Vorüberrauschen. „Vergessen Sie nicht, daß Ihre Aura hellrosa ist — wie das Baby mit Mellins Food!"

Sie war verschwunden, bevor ich die rechte, vernichtende Antwort gefunden hatte. Ich schlug das Notizbuch auf uns las, auf der ersten Seite stand in englischer Sprache mit hastiger, aber ganz leserlicher Schrift:

„Heute abend sieben Uhr vor dem Promenadencafé."

Das war kein Brief mit Strickknoten, das war gerade zur Sache und unmöglich mißzuverstehen . . . Es gab nur einen Haken: an wen war er gerichtet?

An mich? Meine männliche Eitelkeit konnte sich anfangs nur schwer etwas anderes denken. Dann stellte sich jedoch der Zweifel ein. An mich? Aber sie konnte ja nicht im Vorhinein wissen, daß ich bei der Vorlesung sein würde. Antwort: sie hatte es natürlich bei der Vorlesung geschrieben, während sie so tat, als machte sie sich Notizen. Aber vor ein paar Tagen hatte sie sich ungefähr ebenso zugänglich gezeigt wie eine Eisjungfrau. Antwort: im Laufe von ein paar Tagen kann sich so manches ereignen. Dann sollte sie also das Buch mit Absicht vergessen haben? Antwort: Natürlich! Ist es nicht eine uralte weibliche List, namentlich in den südlichen Ländern, einen Handschuh, ein Taschentuch oder sonst irgendeinen Gegenstand fallen zu lassen, um dem Anbeter Gelegenheit zu geben, sich zu nähern!

Was enthielt das Büchlein? Gab es irgendeinen Aufschluß, wer und was sie war oder wo sie wohnte?

Keinen. Es enthielt Notizen, aber wovon sie handelten, ließ sich nicht entnehmen, denn es waren Stenogramme oder Chiffren oder vielleicht beides. Mir fiel etwas ein: es war immerhin denkbar, daß die mit gewöhnlicher Schrift hingeworfenen Zeilen sich an einen anderen als mich richteten — aber in diesem Falle hatte ich die beste Gelegenheit zu sehen, für wen sie bestimmt waren, wenn ich mich vor dem Promenadencafé einfand! Endergebnis: Ich würde um sieben Uhr vor dem genannten Café sein.

5.

Ich war schon erheblich früher dort. Und ich hatte reichlich Gelegenheit, mich in der schweren Kunst der Geduld zu üben.

Für den, der es nicht weiß, will ich erwähnen, daß das Promenadecafé ein Lokal zu Anfang der Langelinje, Kopenhagens berühmtester Strandpromenade am Oeresund, ist. Es ist kein besonders feines Etablissement, aber auch nicht das Gegenteil. Die Mehrzahl der Gäste gehört dem typischen dänischen Mittelstand an, aber manchmal verirrt sich auch ein Ausländer hin, und zuweilen kommt es sogar vor, daß das Café von Seeleuten auf Urlaub geradezu gestürmt wird

Ich machte eine Runde durch das Innere des Cafés und vergewisserte mich, daß niemand da war, den ich kannte. Dann faßte ich in einer Seitenallee Posten, von wo aus ich alle, die kamen oder gingen, kontrollieren konnte.

Der Abend war kühl, die Sterne standen hoch am Himmel. Die Bogenlampen hatten grüne Glorienscheine aus frischem Laub, denn der Herbst war in diesem Jahr ungewöhnlich schön. Es wurde sieben Uhr, fünf Minuten nach sieben, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Noch immer zeigte sich keine junge Dame mit peruanischer Silhouette. Es war bereits halb acht Uhr geworden, und ich war gerade im Begriff, meinen Wachtdienst aufzugeben, als endlich ein Auto heranrollte und eine Gestalt in enganliegendem Mantel ihm entstieg.

Sie war allein. Sie entlohnte den Chauffeur, machte ein paar Schritte über den Gehsteig und nahm dann in einer der lauschigen Lauben vor dem Café Platz. Die Aufzeichnung in dem Büchlein hatte also nicht gelogen, sie war gekommen, sie saß nur wenige Schritte entfernt leibhaftig da. Offenbar wartete sie auf jemanden. Auf wen? Auf mich? Ich preßte ihr schwarzes Büchlein zwischen den Fingern wie einen Talisman und suchte den Mut aufzubringen, auf sie zuzugehen und zu sagen:

„Mein Fräulein, hier bin ich!"

Das ging nicht. Allzuviel Umgang mit den Heldinnen der Phantasie hat mich den Frauen der Wirklichkeit gegenüber schüchtern gemacht. Gegen die ersteren kann man sich alle nur denkbaren Freimütigkeiten erlauben. Denn man hat immer Zeit, sich Erwiderungen auf ihre schnippischen oder herausfordernden Worte auszudenken. Diesen Vorteil entbehrt man gegenüber den Frauen des wirklichen Lebens, denn die reden zumeist eine andere Sprache als jene, die man selbst beherrscht. Andererseits — wozu stand ich hier, wenn nicht, um ihre Bekanntschaft zu machen? Ich drehte das Notizbuch in meiner Tasche hin und her, in der Hoffnung, daß es mir das bringen würde, was die Spiritisten einen „psychischen Impuls" nennen. Die Situation ließ sich nicht länger ausdehnen, ohne lächerlich zu werden. Ich zog meine Krawatte zurecht und machte ein paar Schritte auf das Café zu, als eine Unterbrechung eintrat.

Ein neues Auto kam über die Fahrbahn herangerollt. Als es gerade vor dem Café war, wurde eine der Türen aufgegriffen, und ein beleibter Herr taumelte heraus. Es sah beinahe aus, als hätte er in voller Fahrt abspringen wollen. Drei andere Herren folgten ihm auf dem Fuß. Der dicke Mann machte ein paar unsichere Schritte über den Asphalt und sank dann auf einen Stuhl in einer der Lauben. Seine Begleiter beeilten sich, neben ihm Platz zu nehmen. Der Kellner tauchte aus dem Schatten auf, nahm eine Bestellung entgegen und kehrte mit einer Flasche und vier Gläsern zurück, die er vollfüllte.

Während dieser ganzen Zeit hatte der umfangreiche Mann, in einem Zustand von anscheinender Apathie auf seinem Stuhl zurückgesunken, dagesessen. Jetzt richtete er sich mit einem Ruck auf, starrte seine Umgebung verständnislos an und murmelte etwas, das man damit beantwortete, eines der vollen Gläser vor ihn hinzustellen. Die Szene war so banal und widerlich wie alle derartigen Szenen. Ich ertappte mich selbst darauf zu sagen, es sei doch ein Skandal, daß solchen Menschen serviert würde, man sollte doch bedenken, daß eine Dame in der Nähe saß. Nun erhob der dicke Mann sein Glas und trank es mit einer Geste aus, die großes Training verriet. Und als er dabei den Kopf zurückbog, entdeckte ich zu meiner namenlosen Verblüffung, daß ich ihn kannte

Er war kein anderer als mein Freund Mr. Henry Graham!

Ich griff mir an die Stirn, ich weigerte mich zu glauben, daß ich recht gesehen hatte, aber die Tatsache ließ sich nicht wegleugnen: es war Mr Graham, der dort drüben saß, er und kein anderer. Ich hatte ihn schon viele Gläser aus vielen Flaschen mit verschiedenem Inhalt leeren sehen, aber nie hatte ich ihn davon auch nur leicht angesäuselt gesehen. Und doch stand eines fest: dieser mächtige Sohn Albions saß da und war sternhagelvoll besoffen!

Plötzlich erhob sich Mr. Graham und begann vor sich hinzustarren, mit einem Ausdruck, als sähe er Gespenster. Dabei stieß er den Tisch mit seiner Last von Gläsern und Flaschen um. Der Kellner eilte herbei, der Wirt folgte ihm auf dem Fuße. Mr. Grahams Begleiter hängten sich in ihn ein, aber er schüttelte sie ab wie eine Koppel Hunde. Der Kellner schrie, der Wirt gleichfalls. Ohne daß ich eigentlich wußte, wie es zugegangen war, befand ich mich bei ihr. Sie hatte sich so tief in ihre Laube zurückgezogen, daß sie kaum zu sehen war.

„Haben Sie keine Angst!" sagte ich.

Sie antwortete nicht. Ihre Augen verschlangen den Auftritt. Mr. Henry Graham begann groteske Schritte zu machen, die an einen dressierten Bären denken ließen. Sein Kopf schwankte langsam hin und her wie gewisse wandernde Felsblöcke in den Alpen.

Seine Begleiter machten einen neuerlichen Versuch, sich in ihn einzuhängen. Mit demselben Ergebnis wie früher. Drei oder vier Personen blieben auf der übrigen verlassenen Langelinje stehen und beobachteten erstaunt den Auftritt. In einiger Entfernung tauchte eine Pickelhaube auf, die eine gigantische Silhouette krönte — ein dänischer Polizist war im Anmarsch!

„Sie haben dies hier vergessen", sagte ich und reichte ihr das schwarze Notizbuch. „Ich wußte Ihren Namen und Ihre Adresse nicht. Darum —"

Mr. Grahams Fuß war auf eine umgestülpte Sodawasserflasche getreten und hatte sie mit einem Tritt in die Ferne befördert, wo sie gegen einen Laternenpfahl explodierte. Noch einige Personen blieben auf der Langelinje stehen. Der Polizist steigerte seine Geschwindigkeit auf drei Stundenkilometer. Was sie betrifft, so schien sie taub und blind für meine Existenz. Ihre Augen hingen wie gebannt an dem voluminösen Engländer und seinen Begleitern. Zusammen bildeten diese eine Gruppe, des Schöpfers der Laokoonstatue würdig.

„Es war bei der Vorlesung des schottischen Professors", fuhr ich fort. „Sie saßen neben mir. Ich —"

Sie erhob sich von ihrem Sitz. Plötzlich schienen den Engländer die Kräfte verlassen zu haben. Seine Freunde hatten ihn in das Auto bugsiert. Einer von ihnen sprach mit dem Cafétier und reichte ihm einige Noten. Auf einmal fiel mir ein, daß diese Szene auch eine andere Bedeutung haben konnte.

„Mr. Graham!" rief ich ganz laut auf englisch. „Was ist denn los? Soll ich Hilfe holen?"

Sie drehte sich blitzschnell um und legte mir die Hand auf den Arm. Die elektrischen Phänomene, die ich bei der Vorlesung an mir beobachtet hatte, waren ein Nichts gegen das, was ich jetzt bei dem Druck ihrer Finger empfand.

„Sie kennen ihn?" flüsterte sie, ebenfalls auf englisch. „Kommen Sie, wir wollen —"

Ohne den Satz zu Ende zu sprechen, schoß sie auf das wartende Auto zu. Ich folgte nach. Die Leute, die sich auf der Langelinje angesammelt hatten, machten uns bereitwillig Platz. Der Polizist war nunmehr höchstens eine halbe Minute entfernt. Die Männer bei dem Auto sahen uns mit sichtlichem Erstaunen herankommen, machten aber keine Miene, zu entfliehen. Und das führte mich eben irre.

„Mr. Graham!" rief ich zum zweitenmal, doch weit weniger energisch. „Was ist denn los? Hier sind wir!"

„Hier sind Ihre Freunde, Mr. Graham" wiederholten die Männer, die das Auto umstanden, mit lauter Stimme, doch ohne eine Antwort zu bekommen

Noch immer ahnte ich keine Tücke. Der Polizist war nun so nahe, daß man das Licht der Bogenlampe in seinen Augengläsern gespiegelt sehen konnte — er gehörte jenem älteren Typus der dänischen Polizisten an, die Augengläser tragen, ohne sie blau zu färben und dadurch undurchsichtig zu machen. Er keuchte schwer von dem ungewohnten Schnellauf

„Mr. Graham", begann ich zum dritten Male, aber weiter kam ich nicht In diesem Augenblick erschien der dritte von Mr. Grahams Freunden, der nun seine Verhandlungen mit dem Cafétier zum Abschluß gebracht hatte. Zugleich wurden sie und ich von vier starken Armen in das Auto gezerrt. Man behauptet, daß Kaiserin Eugenie von Frankreich bei ihrem ersten Besuch bei Königin Victoria sofort verriet, daß sie nicht von vornehmer Abkunft war, weil sie sich bevor sie Platz nahm, erst umsah, ob auch ein Stuhl hinter ihr stand. Eine solche „Gaffe" begeht keine Fürstlichkeit, die von Kindheit auf gewohnt ist, einen Würdenträger hinter sich stehen zu haben Nach allem zu schließen, hätte ich beim englischen Hof eine bessere Figur gemacht als sie, denn ich setzte mich sofort und ohne das geringste Zögern auf einen Klappstuhl, dessen Existenz ich nur erraten konnte Aber ich hatte auch einen Würdenträger hinter mir, der einen scharfen

Gegenstand in meinen Rücken preßte, während er mir gleichzeitig ins Ohr flüsterte:

„Ein Wort, und — Sie verstehen."

Ich verstand. Aus dem Augenwinkel sah ich, daß der Polizist nunmehr bei dem Café angelangt war, wo er dem Wirt einige Fragen stellte. Offenbar wurden sie zu seiner Befriedigung beantwortet, denn unser Auto konnte völlig unbehelligt davonrollen. Der scharfe Gegenstand kitzelte mich in zum Lachen reizender Weise am Rücken. In Amerika nennt man diese Form des Transports joy-riding Da wir gerade von diesem großen, vielverleumdeten Kontinent sprechen, so war Mr. Grahams Schnarchen auf dem Sitz hinter mir nur mit einem vergleichbar, nämlich mit dem Donnern des Niagara.

Von ihr sah ich nur ein schattenhaftes Profil.

Nach kaum zehn Minuten hielten wir auf dem Kai des Ausflugshafens. Dort verankert lag eine weiße Lustjacht. Die dänische Flagge flatterte von ihrem Bug, als Zeichen guter Gesittung, aber vom Heck wehte eine Flagge, derengleichen ich nie gesehen hatte: ein schwarzgelbes Tuch, auf dessen oberer Ecke zwei vergelbete Löwen eine schwarze Hellebarde zwischen ihren Pranken hielten. Der Name, der mir vom Heck entgegenleuchtete, gab mir die Lösung:

Da stand:

Astarte, Mahon, Minorca.

Einige wenige Minuten später war ich ein einer sehr bequemen Kajüte einquartiert, die nur den einen Nachteil hatte, daß man die Türe von außen versperrte, als man mich verließ.

Fünftes Kapitel.

Maritime Gespräche.

1.

Die Kajüte, in der man mich untergebracht hatte, war recht geräumig. Sie hatte ein Bett, ein Waschgestell, eine Garderobe, ein kleines Tischchen und ein Bücherbrett mit Reiselektüre aufzuweisen. An ein paar Stellen befanden sich an der Wand kleine, mit feinem Messingdraht übersponnene Öffnungen. Waren das Ventilationsschächte? Ich glaubte es anfangs, aber noch vor Schluß der Reise sollte ich mir über ihre wahre Bestimmung klar werden.

Was bedeutete diese Entführung von drei so gegensätzlichen Personen, wie Mr. Graham, sie und ich?

Je mehr ich über dieses Problem nachgrübelte, desto unlösbarer erschien es mir. Bestand irgendein Zusammenhang zwischen uns? Ich konnte keinen finden. Der einzige Zusammenhang zwischen dem dicken Engländer und mir war, daß ich seinem genealogischen Institut einen mutwilligen Brief geschickt, daß er mich aus diesem Anlaß aufgesucht und sich entschieden geweigert hatte, das Humoristische meines Einfalls einzusehen. Wir waren, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, als nicht übertrieben gute Freunde geschieden

Und welche Verbindung existierte zwischen ihr und mir? Keine, wollte ich sagen, als mir plötzlich etwas einfiel. Warum hatte ich mich denn, als das Attentat stattfand, vor dem Promenadecafé befunden?

Weil ich nach der Vorlesung des schottischen Professors ein schwarzes Notizbuch an einem bestimmten Platz gefunden hatte. Aber wie kam es, daß es dort lag? Das war der Knoten, wie Prinz Hamlet sagt. Hatte sie es dort vergessen, oder hatte sie es als Köder dort zurückgelassen? Mit anderen Worten: war sie selbst ein Opfer desselben Schicksals wie ich, oder steckte sie hinter dem Ganzen? Ich wußte nicht, was ich glauben sollte. Vieles an ihr war verdächtig. Aber welchen Zweck konnte sie damit verfolgen, einen schlichten Schriftsteller rauben zu lassen, den sie dreimal im Laufe von ebenso vielen Tagen gesehen hatte? Das ging völlig über meinen Horizont — noch mehr als die Frage, welche Gründe sie etwa gehabt haben konnte, auf Mr. Graham Beschlag zu legen. Keiner von uns war schön genug, um ein Kidnapping zu rechtfertigen. Und auch keiner von uns war so reich, daß der Grund der Entführung da zu suchen sein konnte

Aus der Kajüte nebenan hörte man ein Schnarchen, so betäubend, daß es nur einen Ursprung haben konnte: Mr. Graham und ich waren also Nachbarn. Ich klopfte ein paarmal an die Wand, um eine Unterhaltung anzubahnen, wie sie zwischen Gefangenen in einer Strafanstalt geführt zu werden pflegt, aber ich erhielt keine Antwort. Die Seele des Engländers weilte in fernen Regionen! Plötzlich griff ich mir an die Stirn: was war ich doch für ein blinder Maulwurf gewesen!

Ich hatte geglaubt, daß Mr. Graham in berauschtem Zustand an Bord gebracht worden war. Aber tatsächlich war er natürlich ein Opfer jener seltsamen Psychose, die ich schon an drei anderen Personen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte — dem Professor, dem Kreuzworträtselmann und mir selbst.

Ja, daran war nicht zu zweifeln. Der starrende Blick, die Geistesabwesenheit, die Ansätze zu einer Art rhythmischer Bewegungen, die an feierliche Tänze erinnerten — nichts hatte gefehlt. Aber dann — aber dann —

Ich war versunken in Grübeleien über die Perspektiven, die dies erschloß, dagesessen, als ein rhythmisches Rasseln vom Heck des Schiffes mich zusammenzucken ließ. Wir lichteten die Anker! Wer uns entführt hatte, gab sich nicht mit halbgetaner Arbeit zufrieden. Solange die Gefangenen an einem Kai in Kopenhagen verankert lagen, hatten sie noch die Möglichkeit auszureißen, aber von einem Schiff auf hoher See brennt man nicht so leicht durch! Das Rasseln hörte auf, und anstatt dessen begann der Schiffsrumpf leicht zu vibrieren. Die Gegenstände auf meinem Waschtisch gaben einen feinen Glaston von sich.

Wir hatten die Anker gelichtet, und nun segelten wir. Wohin? Eine unbeantwortbarere Frage ließ sich kaum denken — wenn wir in Charons Nachen an Bord gestiegen wären, unser Bestimmungsort wäre nicht unmöglicher zu erraten gewesen.

Wir waren eine knappe halbe Stunde gesegelt, als ein Schlüssel im Schloß meiner Türe rasselte. Zwei Männer, die ich vom Auto her kannte, zeigten sich auf der Schwelle. Der eine von ihnen balancierte ein Tablett, das er auf mein winziges Tischchen abstellte.

„Ihr Dinner ist serviert, Sir!"

Abermals knirschte der Schlüssel im Schloß. Ich war allein hinter der versperrten Türe.

2.

Die Mahlzeit bestand aus einer Schale Tomatensuppe, einem Kotelett und einem Stück Käse. Die bereits erwähnte Flasche enthielt einen roten Tischwein Ich setzte mich zu Tisch und führte mit einem Seufzer der Befriedigung einen Löffel Suppe zum Mund. Aber kaum hatte ich ihn geschluckt, als meine Hand wie gelähmt auf das Tischtuch niedersank.

Mr. Graham war in einem Zustand der Vergiftung, der mir bekannt war, an Bord gebracht worden. Wer konnte sagen, ob das Essen, das man mir hereingestellt hatte, nicht auch vergiftet war?

Merkte ich nach meinem ersten Löffel Suppe irgendwelche Symptome?

Nein. Nur die ausgesprochene Sehnsucht nach mehr und außerdem nach Wein — der Hals brannte mir förmlich vor Durst . . ich schenkte ein Glas ein und prüfte es gegen das Licht. Gegen die Farbe war nichts einzuwenden . . . andererseits ist es wohl schwer, schleichende Gifte an der Farbe zu erkennen. Warum war kein Tier in der Nähe, mit dem man ein Experiment machen konnte? In Kapitän Marryats Büchern war immer etwas zur Hand, das die Schiffskatze hieß. Dieses schöne, nützliche Tier hätte im Augenblick eine wirkliche Aufgabe zu erfüllen gehabt

Beinahe ohne daß es mir bewußt war, hatte ich einen Schluck Wein getrunken. Keine wie immer gearteten Symptome stellten sich ein Ich warf meine Bedenken über Bord. Entweder wollte der Besitzer des Bootes mich ums Leben bringen — und dann hieß es ihm ja in die Hände arbeiten, wenn ich mich aushungerte, oder auch er wollte dies nicht, und in diesem Falle war ja kein Grund, sich zu bedenken! Etwas später war ich sowohl mit der Mahlzeit wie mit dem Wein fertig geworden. Kurz darauf öffnete sich die Türe, und der Kellner zeigte sich. Diesmal war er allein. Da wir jetzt schon auf hoher See sein mußten, glaubte man offenbar, die Schutztruppen einziehen zu können. Ich konnte nicht darauf schwören, aber ich hatte den Eindruck, daß die Jacht Astarte mit einer sehr kleinen Besatzung segelte. Da brauchte man vermutlich alle Mann an Bord.

Eine andere Sache, auf die ich hingegen nicht schwören konnte, war, daß die Besatzungsleute, die ich bis jetzt gesehen hatte, den Eindruck machten, Landratten zu sein. Sie bewegten sich nicht mit jenem „rollenden Gang, der den Seeleuten eigen ist" und in so vielen Büchern von Kapitän Marryats Nachfolgern geschildert wird. Sie traten vorsichtig auf den Schiffsbohlen auf.

(Fortsetzung folgt.)



Fahrt über den Starnberger See.

Aufnahme: Hans Schürer.

HEINZ LEMKE:

Das Lichtbild

Eine Erzählung von der Macht der Erinnerung

Aus der schwarzen Wand des Waldes löste sich mit schwerfälligem Sprung ein Mann. Der nasse Lehm des Feldweges spritzte unter seinen Stiefeln auf, und der Mann stampfte nach kurzem Verschnaufen mit vorgeschobenen Schultern und gesenktem Kopf müde und verdrossen durch Lehmmatsch und Wasserlöcher vorwärts. Über ihm wölbte sich der schwarze Mantel der Novembernacht, und der Herbstwind peitschte den kalten Regen auf die Landschaft. Der Mann ächzte und fluchte bisweilen, er sprach laut mit sich selbst, wie sehr einsame Menschen es zu tun pflegen. Er sagte: „Verdammter Dreck, verfluchtes Wetter. Na — hoffentlich finde ich wenigstens ein Dach über dem Kopf."

Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Vielleicht war der Mann schon über tausendmal tausend Straßen gewandert, aber dieser Marsch war ein zäher Kampf gegen Schlamm, Nässe, Kälte und Nacht. Verbissen griff der Wanderer den ewig weichenden Raum an, aber der Raum lächelte wohl nur darüber. Doch schließlich hing weit in der Ferne ein Lichtgespinst wie eine zarte Blütendolde unter dem Himmel. Dort war ein Dorf.

Kurz vor dem Dorf blinzelte aus einem Gehöft mattes Licht. Der Mann erkannte ein Haus, eine Scheune und den Zaun eines Gartens. Er öffnete die Pforte und ging spähend zum Fenster. Durch die Scheiben sah er in eine Bauernküche. Eine Frau hantierte am Herd, ging zum Schrank, ging zum Tisch und wieder zum Herd. Sie war wohl schon sechzig, aber noch füllig und kräftig. Im Sessel am Kachelofen hockte ein derbknochiger hoher Alter. Er rauchte die Pfeife und las eine Zeitung. Es war friedlich und still und schien dem Manne so vertraut, als kenne er es schon seit immerdar. Er klopfte ans Fenster.

Die Alten horchten auf, der Bauer erhob sich schwerfällig und öffnete das Fenster spaltbreit. Er sah den Fremden und fragte: „Was seid Ihr für einer und was wollt Ihr?"

Ja, er sei aus Westbevern, sagte der Mann. Er habe Holz aus dem Wildwald holen wollen, aber nun habe er sich verlaufen und sein Handwagen stecke irgendwo tief im Dreck. Er sei naß bis auf die Haut und wolle sich gerne bei Christenmenschen aufwärmen.

„Mutter, er ist aus Westbevern", sagte der Bauer.

„Dann soll er man hereinkommen", sagte die Frau.

Als der Fremde in die Helle der Wohnküche trat, zeigte es sich, daß ihn das Leben nicht geschont hatte. Er war nicht alt, vielleicht 45. Aber sein Gesicht war hager, tiefgefurcht und verhärmt. Unter den trüben Augen hingen schwarze Schatten und das unrasierte Kinn war rauh wie ein Stoppelfeld. Die breiten Schultern senkten sich tief und sein Rücken war gebeugt.

Er setzte sich auf die Ofenbank und das Wasser tropfte aus seiner Flauschjoppe und der zerbeulten Manchesterhose, rann über die ausgelatschten und verkrusteten Kommißstiefel und sammelte sich in kleinen Lachen auf den Eichendielen. Er war blau vor Kälte, atmete schwer und rieb sich die merkwürdig weichen Hände.

„So, Ihr seid also aus Westbevern?" fragte die Frau.

Ja, er sei Karl Osthoff aus Westbevern. Ob sie die Fleischerei Osthoff nicht kenne? Ja, aber nur vom Hörensagen. Westbevern sei ja so weit, ganze 12 Kilometer von hier. — „So, und da habt Ihr Euch also im Wildwald verlaufen?"

„Ja, leider." sagte Karl Osthoff „Es ist ein Kreuz mit diesem nebligen Wetter."

Na, sagte der Bauer, das verstehe er nicht, wie sich ein Einheimischer im Wald verlaufen könne.

„Ach, laß man, Vater", sagte die Frau. „Das kann jedem passieren."

„Mir nicht", sagte der Bauer.

Aber die Frau wollte wohl keine Mißstimmung aufkommen lassen. Sie war freundlich und gut und mildtätig.

„Ihr müßt nachher mit uns essen", sagte sie. „Und bei dem Wetter dürft Ihr heute nacht nicht mehr nach Haus laufen. Wenn es Euch gut genug ist, könnt Ihr im Heu in der Scheune schlafen"

Oh, es war dem Fremden gut genug und er bedankte sich sehr. Er holte eine abgewetzte Mutzpfeife aus der Tasche und der Bauer gab ihm seinen Tabaksbeutel. Dann saßen sie still und rauchten. Der Mann war wohl müde und maulfaul. Er lehnte den Kopf an den Kachelofen und schloß die Augen.

Der Bauer ging in die Scheune, um das Vieh zu füttern, und auch die Frau sagte, sie müsse noch schnell ins Dorf zum Krämer, um Kaffee zu holen. Aber sie sei gleich wieder da. Sie nahm aus dem Glasschrank eine Tasse und aus der Tasse Geld. Der Fremde blieb still sitzen, ohne den Kopf zu regen. Aber sein Gesicht spannte sich.

Als die Frau gegangen war, stand er schnell auf, horchte angestrengt und ging zum Fenster. Tief hinten in der Scheune schwenkte der Bauer seine Laterne. Er trat hastig zurück und an den Schrank, nahm die Tasse und schüttete das Geld in seine Hand. Als er sie an ihren Platz zurückstellte, fiel sein Blick auf ein verblaßtes Lichtbild in einem schmalen Rahmen an der Wand.

Es war eines jener Bilder, die man in ungezählten deutschen Häusern findet. Um ein Bierfaß standen und saßen Soldaten, die offensichtlich bemüht waren, der Aufforderung „Bitte recht freundlich" in feierlich-festlicher Weise nachzukommen. Sie trugen ihre Krätzchen verwegen im Nacken und hielten kokette, bändergeschmückte Stöckchen in ihren breiten Pranken. Unter dem Photo stand in vergilbter Goldschrift: „Reserve hat Ruh."

Karl Osthoff betrachtete das Bild eine Weile selbstvergessen, blickte auf den silbernen Schatz in seiner Hand, blickte auf die Photographie, ließ das Geld behutsam in die Tasse gleiten und stellte sie an ihren alten Platz. Dann setzte er sich wieder an den Ofen.

Der Bauer kam, die Bäuerin kam und sie setzten sich zu Tisch Es war ein mächtiger, weißgescheuerter Eßtisch und die Suppe dampfte in den Tellern. Eine einsame Fliege umsummte die Hängelampe. Die Stubenluft war behaglich warm. Hier war Geborgenheit und Friede.

Ob es erlaubt sei zu fragen, wie sie hießen, fragte Karl Osthoff.

„Grotejahn, genannt Kuhlmann", sagte der Bauer.

Ob sie dann nicht einen Sohn gehabt hätten, der bei den 13ern stand?

„Freilich haben wir einen Sohn gehabt. Er hieß Hermann und hat bei den 13ern gedient Kanntet Ihr ihn?" sagte die Frau.

„Ja, wir haben bei derselben Kompanie gedient und waren zusammen im Felde."

„So", sagte der Bauer und ließ den Löffel fallen, „Dann könnt Ihr vielleicht etwas von ihm erzählen?"

Jawohl, Karl Osthoff konnte von ihm erzählen. Er sprach von der Dienstzeit, von Feldwebeln, von der Stube, dem Hauptmann und vom Exerzieren. Er sprach von der Senne, die Gott im Zorn erschuf, von Wurstpaketen, Stiefelappellen und dem Kaisermanöver. Er begann stockend und schwer; er hatte wohl lange Zeit wenig gesprochen. Aber dann entzündete er sich. Der Rausch des Erlebens und der Sprache packte ihn, und er zeigte sich als ein großer Erzähler Aus der Tiefe





doppelt fermentiert

4 ₰

seines Gedächtnisses holte er Erinnerungen, die er seit vielen Jahren vergessen hatte, und reihte sie aneinander wie Perlen auf eine Schnur. Eine von der Glorìole des Gedenkens umstrahlte Kraft ging von ihm aus. Er bannte Bauer und Bäuerin und entzündete das Leuchten des Miterlebens in ihren alten, harten Augen. Jawohl, der Gast war ein merkwürdiger Mensch, ein seltsamer Mann.

Und er sprach vom großen Krieg. Von den Wäldern Rußlands und den Gräben Frankreichs, von Tankschlachten und Vormärschen, von der Hölle von Verdun und Weihnachtslichtern in dunklen Unterständen. Und schließlich sprach er vom Tod.

„Am 18. April 1917 ist Hermann gefallen. Das heißt, er fiel nicht eigentlich. Er starb erst viele Stunden nach seiner Verwundung. Tommy hatte uns abgeriegelt. Wir lagen drei Tage und Nächte in seinem Trommelfeuer, ehe er angriff. Wir wehrten uns, bis wir von 120 Mann noch sieben waren. Hermann schlug so ein verdammter Granatsplitter hinter das linke Ohr. Aber er meinte, das sei nur eine Schramme, nicht der Rede wert. Wir sieben — ja also, wir taten, was wir konnten. Wir klammerten uns an die geschundene Erde und wichen keinen Schritt. Wir waren ausgehungert, verdreckt und verlaust und fast alle verwundet. Aber Tommy mußte warten, bis unsere letzte Patrone aus dem Lauf war, ehe er uns kriegte. Erst sammelten die Brüder „Andenken“ von uns; meine Uhr vom Vater selig war auch dabei. Dann brachten sie uns nach hinten. Es war ein Marsch durch die Hölle. Wir krochen durch das Streufeuer deutscher MG.s und sprangen durch das Sperrfeuer der Artillerie. Wir liefen und liefen, wir stolperten, fielen, standen auf und liefen weiter, bis unsere Haut stach, die Augen brannten und die Lungen keuchten. Und schließlich konnten wir nicht mehr. Wir waren zum Umfallen erschöpft und warfen uns in einen Straßengraben oder was von ihm übriggeblieben war. Da lag nun Hermann neben mir. Er atmete schwer. Aus der Ohrwunde rieselte ein feiner Blutstreifen über seinen Nacken. Und plötzlich sank er ohne einen Laut zusammen. Es mußte ein Bluterguß ins Hirn eingetreten sein. Eigentlich war die Verwundung ja eine Schramme. Aber dieser wüste Lauf, die rüde Aufregung und alles miteinander — ja. Wir trugen ihn mit uns, obwohl die Wachen fluchten. Unter einer Birkengruppe haben wir ihn zur letzten Ruhe gebettet. Er war mein bester Freund.“

Schweigen und Sinnen und Gedenken. Dann sagte die Frau und weinte still:

„Ich habe immer gewünscht zu hören, wie es geschehen ist. Es ist gut, daß ich es jetzt weiß.“

Sie erhob sich und räumte den Tisch ab. Aber dann ging sie zum Schrank und brachte ein schönes, weißes Tischtuch, das alte Geschirr mit den goldenen Rändern und silberne Bestecke. Sie deckte den Tisch feierlich, buk Eierkuchen und holte Schinken und Wurst und sogar den Kuchen, der für Sonntag bestimmt war, aus der Speisekammer. Und der Bauer stieg steif und stakig in den Keller. Als er zurückkam, trug er zwei spinnwebbezogene Flaschen unter dem Arm und einen großen Tonkrug in den Händen.

„Den Wein hat unser Sohn noch vom Kommiß mitgebracht. Ich meine, heut wär der rechte Tag, ihn zu trinken“, sagte er und entstäubte die Flaschen

Schweigen.

„Ja, und den Honigtopf sollt Ihr morgen mitnehmen. Zum Andenken, weil er doch Euer Freund war.“

„Ja, das soll er“, sagte die Frau. „Und was das Schlafen betrifft, so sollt Ihr nicht im Heu schlafen. Ich mache Euch das Bett in Hermanns Kammer.“

Dann saßen sie und aßen und tranken und schwiegen, wie Bauern essen und trinken und schweigen, wenn sie beim Totenmahle sitzen.

„Ich muß Euch etwas sagen“, begann Karl Osthoff plötzlich und hielt sich an einem Punkt in der Luft fest, der gar nicht da war. Er suchte wohl eine Stütze, einen Halt; es war sicher sehr schwer zu sagen, was er jetzt sagen wollte. „Ich habe Euch sozusagen ein Geständnis zu machen. Ich heiße gar nicht Karl Osthoff. Den Namen habe ich nur in Westbevern an der Metzgerei gelesen, als ich da durchkam. Ich heiße Thomas Lodde und bin ein Landstreicher geworden, weil ich arbeitslos bin. Aber das Betteln fällt mir schwer, wo ich doch von ordentlichen Leuten herkomme. Und darum habe ich Euch das mit Osthoff vorgelogen.“

Der Bauer schwieg, sein Gesicht schloß sich zu. Aber die Frau sagte:

„Nun, seid bloß still und laßt es Euch schmecken.“

„Ja“, sagte Thomas Lodde oder wie er nun heißen mochte, „wenn das alles wäre. Aber es ist leider noch nicht alles. Seht mal — ja.“ Er klammerte sich verzweifelt an den festen Punkt in der Luft, der nicht da war, und nahm einen entschlossenen Anlauf: „Ja, was ich sagen wollte: Ihr seid ja nun die Eltern und habt ihn aufwachsen sehen und einen ordentlichen Menschen aus ihm gemacht. Und ich bin mit ihm im Felde gewesen und habe ihn zur letzten Ruh gebracht. Und jetzt habt Ihr mich aufgenommen und waret gut zu mir und habt sogar einen Sonntagstisch gedeckt mit Wein und Kuchen, und ich soll in seinem Bett schlafen dürfen. Da kann ich Euch doch nicht belügen und gemein sein. Ja, also . . .“

Er verstummte und sah ängstlich in das verschlossene, harte Gesicht des Bauern. Aber dann begann er wieder:

„Es nutzt alles nichts, es muß heraus. Also — ich habe Euch bestehlen wollen, und nur die Photographie ist schuld, daß ich es nicht getan habe. Ich erkannte Hermann und mich und legte das Geld wieder in die Tasse. Seht, ich bin ein Landstreicher und hungerte. Ich dachte, daß ich nichts zu essen habe und daß ich von diesem Geld einige Tage leben könnte. Ich dachte, daß Ihr ein Haus und einen Hof hättet und auch ohne dieses Geld satt werden könntet. Da nahm ich es also. Aber ich legte es wieder zurück.“

Schweigen. Der Bauer und seine Frau starrten auf ihre Teller. Sie schämten sich. „Ja“, sagte Thomas Lodde und griff nach seiner Mütze „Weiter ist da wohl nichts mehr zu sagen.“

„Nein“, sagte Grotejahn, genannt Kuhlmann „Da ist weiter nichts mehr zu reden.“

Lodde stand linkisch auf und ging. Aber an der Tür sagte er: „Ihr sollt auch bedankt sein für alles.“

„Halt“, sagte die Frau, „vergeßt den Topf nicht.“

„Nein, das kann ich jetzt nicht mehr annehmen.“

„Was ich geschenkt habe, habe ich geschenkt“, sagte der Bauer. „Nehmt den Honig mit!“

Da ging er. Sie hörten seine Schritte auf dem Hof und den Schlag der Pforte. Sie schwiegen beide und die Frau räumte den Tisch ab. Sie war bekümmert und unglücklich, und der Bauer machte ein finsteres Gesicht. Da begann sie:

„Wenn er ein schlechter Mensch wäre, hätte er es nicht gesagt. Und keiner hätte etwas gewußt, wenn er es nicht selbst gesagt hätte.“

Der Bauer schwieg.

„Er sagte, er wäre arbeitslos“, sagte die Frau. „Eigentlich könnten wir gut einen Knecht brauchen. Er war doch der Freund von unserem Sohn. Wir hätten dann sozusagen ein lebendiges Andenken an Hermann. Und er könnte uns immer von ihm erzählen.“

Der Bauer schwieg

Aber die Frau bohrte jetzt, sie gab es nicht auf.

„Nein, ich sage, schlecht ist er nicht. Er hatte Hunger, und nur darum wollte er es tun. Und er war so dankbar und wollte den Honig nicht mal nehmen.“

Aber der Bauer schwieg.

Da ging die Frau aus der Küche. Der Bauer hörte ihren langsamen Schritt auf dem Hof und wußte genau, was sie jetzt tat. Sie stand jetzt auf dem Weg und bückte sich, um zu sehen, wohin Lodde gegangen war.

Als sie zurückkam, sah sie entschlossen aus. Sie strich das Haar aus der Stirn, glättete die Schürze und sagte:

„Er ist nicht ins Dorf gegangen; er ist den Weg zum Wald zurück. Wenn du ihm jetzt sofort nachgehst, holst du ihn noch ein.“

Aber der Bauer schwieg.

Die Frau war eine brave Frau. Sie hatte ihrem Mann zeitlebens gehorcht und war meistens seiner Meinung gewesen. Aber jetzt wurde sie rebellisch und gefährlich. Sie wußte genau, was sie wollte.

„Wenn du ihn nicht holst, dann hole ich ihn. Er war doch der Freund von unserem Sohn und hat ihn zur letzten Ruhe gebettet. Und du willst ihm nicht mal ein Bett geben?“

Der Bauer Kuhlmann war ein richtiger Bauer. Hier saß er nun und hatte ein Schwergewicht, das seinem Leben Halt und Ballast gab. Er hatte sein Lebtag nie gelogen oder betrogen oder gestohlen und verachtete die Habenichtse und Bettler. Jawohl, das Eigentum war ihm heilig. Niemand und keiner besaß ein Recht, sich am Besitz anderer zu vergreifen. Auch der Hunger nicht.

Der Bauer Kuhlmann schwieg also.

Aber da langte die Frau nach ihrem Schultertuch und sagte:

„Dann geh also ich. Und unser Herrgott soll dir in der Sterbestunde verzeihen. Sind wir denn nicht alle Sünder?“

Da stand Grotejahn, genannt Kuhlmann, auf und drückte seine Frau auf einen Stuhl.

„Ich gehe“, sagte er.

Aber als er die Klinke in der Hand hielt, zeigte er der Frau sein Gesicht. Und die Frau hatte noch nie ein solches Gesicht bei ihm gesehen. Er sagte: „Ich wär auch so gegangen, Mutter.“

Die Frau ging in die Schlafkammer ihres Sohnes, bezog das Bett und richtete alles, wie es sich für einen Gast und Hausgenossen gehört.

Als sie fertig war, vernahm sie die Schritte zweier Männer, die in das Haus traten.

Immer im Dienst

(Schluß zu Seite 878)

dem Oberbürgermeister, dem Präsidenten der Reichstheaterkammer und den Künstlern für ihre Worte. Ihm selbst ist ein großer Wunsch nunmehr erfüllt: Den Menschen, die uns durch ihre Kunst Schönes, Erhebendes und Heiliges vermittelt haben, einen sorglosen Lebensabend zu sichern. Es ist auch ein Geschenk für seine Frau, wie sie kein besseres und herrlicheres als Künstlerin von ihrem Gatten empfangen konnte: Künstler und Menschen, mit denen sie sich durch gemeinsames Schaffen, Geben und Spenden immer verbunden fühlt, in sorgloser Ruhe zu wissen. Es ist Hoffnung und Glaube wieder entstanden und groß geworden für die, denen sich nun als Stiftsdamen und Stiftsherren eine neue Heimat erschließt. Aus Hoffnung ist Freude geworden, und ganz Weimar nimmt mit den Ehrengästen Anteil an dieser sozialen Leistung, die vorbildlich ist wie selten eine.

Aus froher Festesstimmung geht es weiter. Während Frau Göring, die neue Ehrenbürgerin Weimars, ihren Hausfrauenpflichten in der ihr so eigenen Liebenswürdigkeit nachkommt, warten Arbeiter, Mithelfer des Ministerpräsidenten an der Durchführung des Vierjahresplanes, im neuen Rohstoffwerk in Schwarza auf sein Kommen. Eingehend überzeugt sich der Ministerpräsident von dem Fortschritt der Zellwollproduktion. Und länger als geplant weilt er an der Stätte der Arbeit, in der eine arbeitsame und verantwortungsfreudige Gefolgschaft in einheitlichem Willen und Wollen gemeinsamer Arbeit mit der Betriebsführung mithilft am großen Werke des Vierjahresplanes. Wer am Erfolge je gezweifelt hat, braucht nur in das Gesicht dieses deutschen Arbeiters zu schauen. Aus ihm spricht der Geist, der das Werk belebt, und die Tatkraft, die den Erfolg verbürgt.

Auf dem Rückwege kurze Ruhepause bei Thüringer Bratwürsten. Lachend sagt der Ministerpräsident seiner Begleitung, daß ihn auch diese „Kleinwirtschaft“ stark interessiert. Alle hauen freudig rein. Nur dem zuständigen Landrat bleibt der Genuß versagt, weil er dem Ministerpräsidenten über die kürzliche große Wetterkatastrophe und die Behebung ihrer Folgen Vortrag halten muß.

Den Abschluß der Reise bildet die Großkundgebung des Gaues Thüringen in der Weimarhalle. Es ist die achte Rede des Ministerpräsidenten in 36 Stunden. Diesmal spricht der Beauftragte für den Vierjahresplan zu den Männern von Partei und Staat, der Wehrmacht und Wirtschaft Thüringens. Hermann Göring zeigt den Männern in den Betrieben, die in täglicher Arbeit die Träger des Werkes sind, die großen Aufgaben auf und ruft seine Mitarbeiter am Vierjahresplan zu neuer Leistung auf. Begeistert werden seine Worte aufgenommen, und unter dem Eindruck des Gehörten gehen die Männer hinaus an ihre Arbeitsplätze, gestärkt in der Arbeitsfreude und in dem Bewußtsein der großen Verantwortung, mitzuarbeiten an dem Werke des Führers.

Der Abschluß der Reise sollte der verdienten Ausspannung dienen. Gauleiter Sauckel hatte Ministerpräsident Göring und Frau Göring eingeladen, den Nachmittag in der schönen thüringischen Landschaft zu verbringen. Ein Telegramm des Führers ruft Hermann Göring nach Berlin. Am Sonntagabend teilt der deutsche Rundfunk mit:

„Generaloberst Göring traf in einem Sonderflugzeug, von Weimar kommend, um 20.00 Uhr in Berlin ein und begab sich sofort zum Führer in die Reichskanzlei.“

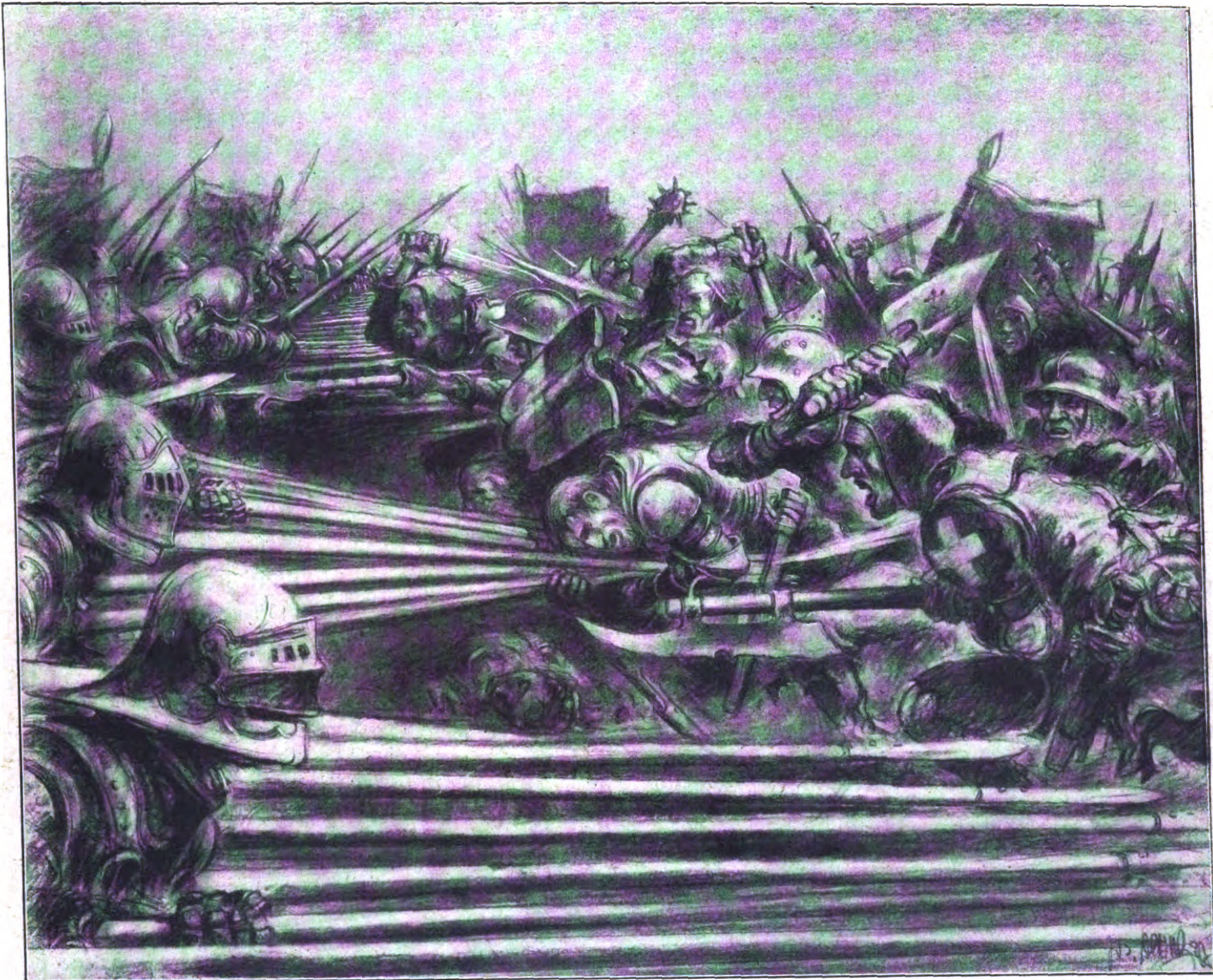
Dr. Erich Gritzbach.

Bräune richtig mit NIVEA

Nase, Schulter, Nacken, Oberarme und Schenkel sind beim Sonnenbaden besonders gefährdet. Darum niemals lange in der gleichen Stellung verharren! Vor allem aber gerade diese Körperteile immer sehr gründlich, und nach Bedarf wiederholt, mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl einreiben. Sie mindern so die Gefahr des Sonnenbrandes und werden schön „natürlich" gebräunt.







Arnold Winkelried wirft sich in die Spieße der Ritter und bricht die entscheidende Bresche in den Lanzenwall.
Für den „J.B." gezeichnet von J. Lazarus

Walter Ziersch:

Arnold Winkelried

der Held von Sempach

(Schluß)

Die Verluste auf beiden Seiten waren außerordentlich groß. Herzog Lüpold mit seinen Räten und Edlen lagen tot auf der Walstatt. Außer ihm selbst wurden auch andere hochgestellte Persönlichkeiten erschlagen, Markgrafen, Grafen, Domherren und Freiherren mit großen Namen. Unter den Rittern, aber auch unter städtischen Ratsherren und Bürgern hielt der Tod reiche Ernte. Im Liede heißt es, daß man von den Schuhen der gefallenen Herren, die nach der Mode der Zeit lang geschnäbelt getragen wurden, die Spitzen abgeschlagen und zwei Wagen damit gefüllt habe. Noch heute heißt ein Hügel auf dem Schlachtfeld: „Das Schnabelfeld."

In einem alten Lied auf die Sempacher Schlacht, in altdeutscher Sprache, ist Winkelrieds Heldentat in kräftigen Reimen dargestellt worden. Dabei wird ausdrücklich festgestellt, daß Winkelried mit freiem Willen sein Leben hingegeben habe, um die drohende Niederlage der Eidgenossen aufzuhalten und in einen Sieg zu verwandeln. Er sagt: „Treue, liebe Eidgenossen, mein Leben verliere ich mit! Die Ordnung der Feinde will ich brechen und einen Einbruch machen, das sollt ihr meinem Geschlecht nie vergessen." Weiter heißt es, wie Winkelried mit Löwenmut sich in die Spieße der Feinde geworfen habe und so die Ordnung der Ritter wirklich durchbrochen wurde. „Durch diese Tat rettete er vielen Eidgenossen das Leben, das sie sonst in einer Niederlage verloren hätten."

Die Schlacht von Sempach war im ganzen ein erbitterter Nahkampf, Mann gegen Mann. Nirgendwo ist die Wirkung von Schützen erwähnt. Gefangene wurden nicht gemacht. Aber oft wird gesprochen von der Ausdauer, womit auf beiden Seiten gekämpft wurde. Die jungen Ritter Herzog Lüpolds stürzten sich frohen Mutes auf den Feind, ja mehr, in ihrem Übermut dachten sie gar nicht daran, daß sie die Schlacht verlieren könnten, und riefen aus: „Wir wollen sie alle töten, das alte und junge Blut." Dieser Übermut rächte sich furchtbar, als der Gewalthaufen der Eidgenossen in den lanzengespickten „Igel" eingedrungen war. Die Schweizer Kämpfer zu Fuß, damals schon als Söldner berühmt in der ganzen Welt, hieben mit Hellebarden, Streitäxten, Morgensternen und den kurzen, zweischneidigen Schwertern auf die gepanzerten Streiter des Herzogs ein und machten sie reihenweise nieder. Eine große Schlacht war von dem Völklein der Eidgenossen gegen das weit größere Ritterheer Herzog Lüpolds gewonnen worden. Der Jubel der Sieger wurde gedämpft durch ihre Verluste, von den Eidgenossen war jeder achte bis zehnte Mann gefallen. Die Beute war groß. Viele Banner waren genommen worden, alles wurde zwischen den Eidgenossen aufgeteilt. Kostbare Rüstungen und Waffen, prächtige Kleider und schöner Schmuck, kurz, Werte aller Art, fielen den Siegern in die Hände. Nach alter Tradition blieben sie drei Tage auf dem Schlachtfeld, ehe sie in die Heimat abrückten. Der Leichnam Herzog Lüpolds von Österreich wurde in eine Kiste verpackt und ausgeliefert. Die gefallenen Gegner, soweit die Leichen nicht von den Angehörigen abgeholt worden waren, wurden in großen Gruben beigesetzt. Die

eigenen Gefallenen wurden von den Eidgenossen in heimischer Erde beigesetzt.

Der Krieg zwischen dem Hause Österreich und den Eidgenossen war mit der Schlacht bei Sempach noch nicht zu Ende, aber der Ruhm des Sieges drang in alle Welt und gab auf die Dauer den Schweizer Freiheitskämpfern ein Übergewicht, das mit einem Endsieg schloß und den verbündeten Kantonen die Freiheit sicherte.

Über die Tat Arnold Winkelrieds ist gestritten worden, und besonders von gegnerischer Seite ist sein Verdienst an dem Sieg immer wieder herabgesetzt worden. Für uns sind diese historischen Untersuchungen ohne Bedeutung. Die Tat Winkelrieds ruht so fest in den Herzen des Schweizer Volkes und wird durch Überlieferungen so stark gestützt, daß Zweifel abzulehnen sind. Die Bedeutung der Tat, als vaterländisch gerichtete, opfermutige Hingabe des eigenen Lebens zum Wohle des Ganzen steht so schön und ausdrucksvoll im Buch der Geschichte, daß manche Unstimmigkeiten in Formung und Fassung darüber beiseitegeschoben werden können. Was ist Sage daran, was Geschichte? Das spielt keine Rolle bei Betrachtung und Beurteilung dieser Heldentat, die als nachahmenswertes Beispiel sich leuchtend und erhaben den Nachfahren aller Zeiten darstellt.

Stans, die Heimat Arnold Winkelrieds und der Sitz des ganzen Geschlechtes der Winkelriede ist das Herz von Nidwalden und liegt, ganz in Haine und Gärten von Obstbäumen eingebettet, inmitten der herrlichen, gewaltigen Schweizer Bergwelt. Geht man durch die Straßen des freundlichen Städtchens auf den Hauptplatz, so befindet man sich auf der einen Seite dem alten Johannesbrunnen gegenüber, und auf der anderen Seite, rechts, steht die schöne, in den Jahren 1641 bis 1647 gebaute Barockkirche. In einem Halbrund steht auch hier das Denkmal, das Arnold Winkelried, dem Helden von Sempach, von seinem dankbaren Vaterlande errichtet wurde: eine schöne, weiße Marmorgruppe von Ferdinand Schlöth geschaffen.

Ein Wahrzeichen für den Sieg ist auch die auf dem Schlachtfelde 1387 erbaute Kapelle, die nachträglich mit Wandgemälden aus der Schlacht geschmückt wurde. Auf der Nordwand zeigt ein Bild Arnold Winkelried, tot und durchbohrt von mehreren Lanzen.

Die Kapelle wurde an der Stelle erbaut, wo die Leiche von Herzog Lüpold nach der Schlacht gefunden wurde. Auch der Platz, wo der zerfleischte Körper Winkelrieds entdeckt wurde, ist kenntlich gemacht worden. Noch vor nicht allzu langer Zeit befanden sich an einem alten Baume zwei Täfelchen, deren eines den Heiland am Kreuz zeigte, während das andere auf einer Holzplatte eine Inschrift trug: dies sei die Stelle, wo Arnold Winkelried den Opfertod für das Vaterland erlitten habe. Darüber ließ der Leutpriester Bölster 1861 eine Urkunde aufnehmen.

Zu Stans wurde auch das mehrfach durchstoßene Panzerhemd Winkelrieds aufbewahrt und heilig gehalten. In dem historischen Museum dort werden noch andere Andenken an die Sempacher Schlacht gezeigt. Im Herzen des Volkes aber steht unverrückbar das An-

denken an die hochherzige Tat von Winkelried und hat auch anderen Gliedern seines Geschlechtes die Unsterblichkeit gegeben. So blühten die Winkelriede noch viele Jahre nach dem Sieg von Sempach als angesehene Familie und standen stets bei Kämpfen des Tales zu Stans ihren Mann.

Der letzte Winkelried, der auch durch Waffentaten geglänzt hat, war Arnold Winkelried, der Urenkel des Helden von Sempach. Der junge Arnold war „Venner" (oder „Fenner" geschrieben), das ist ein Offiziergrad in der Geltung und mit dem Sold eines Leutnants. 1513 war derselbe Arnold Winkelried Hauptmann der Garde in Mailand als Dienstmann von Herzog Maximilian Sforza und erntete Ruhm in der Schlacht bei Marignano. Er endete sein Kriegerleben angesichts seines alten lieben Waffengefährten, des Landsknechtvaters Georg von Frunsberg. Es war bei der Belagerung von Bicocca, das vom Herzog von Mailand berannt und von Truppen unter Frunsberg verteidigt wurde. Als Arnold Winkelried den ehemaligen Waffengefährten beim Sturm auf die Mauer erblickte, ließ er sich nicht halten und wollte trotz des mörderischen Feuers der Belagerten mit einer Leiter zu Frunsberg hinauf, um mit ihm zu kämpfen:

„Du alter Gesell", rief Winkelried", find' ich dich hier, du mußt jetzt von meiner Hand sterben!"

Aber der alte Frunsberg ließ sich nicht einschüchtern und antwortet, indem er sich zum Zweikampf bereitete: „Komm nur herauf, es soll dir widerfahren, Gott will's!"

Es kam nicht zu dem Zweikampf der beiden, da das Feuer von der Mauer so stark auf die Stürmenden herunterprasselte, daß viele von ihnen, darunter auch der Winkelried, getötet wurden.

Die letzten Winkelriede werden 1534 in Stans genannt, dann starb das Geschlecht aus, das seinen höchsten Glanz von der herrlichen Waffentat Arnold Winkelrieds bei Sempach empfangen hat. Ein Heldentod, der in seiner vaterländischen Auswertung auch für unsere Tage als vorbildlich zu gelten hat! Die Selbstaufopferung eines Kämpfers, der sich freiwillig in die Spieße der Feinde stürzte, um seinen Streitgenossen eine Gasse zum Sturm zu öffnen und die drohende Niederlage der Seinigen in einen Sieg zu verwandeln. Die Hochtat eines Helden von deutschem Blute. — —

Bismarck und der Fischer

Von Müller-Rüdersdorf.

Am Südende des Stranddörfleins Neukamp auf der wunderreichen Ostseeinsel Rügen steht ein Denkmal des Großen Kurfürsten. Zur Erinnerung an die Landung der Brandenburger auf Rügen, am 13. September 1678, und damit an den Sieg des Großen Kurfürsten über die Schweden ward es errichtet.

Bismarck wollte es sich ansehen. Darum ließ er sich eines Tages von der pommerschen Küste nach Rügen übersetzen.

Ein rüstiger Fußgänger, erschien er allein und unerkannt bei dem Fischer, der die Überfahrt besorgen sollte. Da er ihn am Strande nirgends entdecken konnte, ging er kurz entschlossen in sein Gehöft. Da aber kläffte ihn der Hofhund wütend an und hätte bös zugepackt, wenn er nicht an der Kette gewesen wäre. „Verflucht nochmal! Wie können Sie hier einen so bissigen Köter halten?" wetterte er den Fischer durchs Fenster an.

„Was haben Sie hier auf dem Hof zu suchen?" entgegnete brummend der Fischer, indem er heraustrat. „Warten Sie nächstes Mal gefälligst auf der Straße, bis ich komme!"

„Wie kann man gleich so knurrig sein!" beruhigte ihn Bismarck. „Holen Sie lieber schnell Ihr Boot heraus, und setzen Sie mich über!"

Schweigend kam der Fischer nun dem Wunsche des in seiner Körperlichkeit eindrucksvollen Fahrgastes nach und ruderte mit ihm nach Rügen hinüber. Auch während der Fahrt und auf dem Wege zum Denkmal und wieder zurück zum Boot verlor er kein Wort. Bismarck schien das recht zu sein; denn auch er richtete keine Frage an seinen brummigen Fährmann. Doch als man auf der Rückfahrt war, brach der Fischer das eisige Schweigen und fragte halb spöttisch: „Sie sind wohl auch so ein Berliner?"

„Richtig geraten: ich bin nun auch mal so ein Berliner!" erwiderte Bismarck schmunzelnd.

Jetzt war die Neugier in dem Fischer erwacht. Und er forschte weiter: „Haben Sie denn da in Berlin auch den König schon gesehen?"

„Ja, den habe ich schon gesehen!"

„Und auch Bismarck?"

„Na, was ist an dem schon zu sehen?" entgegnete mit scheinbarer Geringschätzung der Kanzler.

Ei, da hättet ihr den biederen Fischersmann sehen sollen! Mit wildem Aufbrausen bekannte er sich als glühenden Bismarckverehrer, indem er seinen Fahrgast andonnerte: „Herr, was sagen Sie da? An Bismarck sei nichts zu sehen? Allerhand ist an dem zu sehen! Ja, allerhand, Herr! Und behalten Sie andermal Ihren Quatsch für sich! Denn Bismarck ist der beste Mann, den wir haben!"

Das freute den unerkannten Kanzler nicht wenig. Und er besänftigte seinen derbtrutzigen Verehrer: „Warum brüllen Sie mich so an? Ich habe ja gar nichts Übles gegen Bismarck gesagt!"

Als man ausstieg, entlohnte der Kanzler seinen Fährmann mit einem Taler. Doch solch reiche Gabe konnte diesen nicht aussöhnen. „Ich bekomme nur fünf Groschen! Geschenkt will ich von Ihnen nichts haben!" knurrte er den Fahrgast an.

Jetzt konnte der Eiserne Kanzler sich nicht mehr länger verleugnen. Lachend meinte er: „Nun, da Sie ein so wahrer Freund Bismarcks sind, nehmen Sie den Taler eben zum Andenken an ihn!"

Jetzt ging dem Fischer ein Licht auf. Prüfend blickte er seinen Fahrgast an und stotterte erschrocken: „Ach, da sind Sie wohl selbst unser Reichskanzler? Entschuldigen Sie . . .!"

Doch Bismarck war längst mit ihm ausgesöhnt. Freundlich klopfte er ihm auf die Schulter und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedruck von ihm.

KURT KRISPIEN:

Anruf in der Nacht

Kalt, fast feindlich schien die große, fremde Stadt Hutter wußte nicht, woran das lag Vielleicht war nur der Regen daran schuld, der wie dünner Nebel unaufhörlich aus tiefziehenden, grauen Wolken fiel, Menschen und Dinge in gespenstische Schleier hüllend. Hutter beeilte sich, seine Geschäfte zu Ende zu bringen, um nicht noch einen zweiten Tag in einer Stadt bleiben zu müssen, die ihm so wenig gefiel.

Es war spät am Abend, als er müde und überarbeitet sein Hotel aufsuchte, nur noch mit dem einen Gedanken, sich ins Bett zu legen und möglichst schnell zu schlafen Aber die überreizten Nerven konnten nicht gleich zur Ruhe kommen. Noch lange Zeit lag Hutter wach und starrte in die Dunkelheit hinein. Er lauschte auf das Rieseln des Regens an den Fensterscheiben, er hörte den Fahrstuhl summen, wenn späte Gäste nach Hause kamen, und er vernahm mit unnatürlicher Deutlichkeit das Türenklappen und die vielerlei Geräusche des großen Hauses, die auch längst nach Mitternacht nicht ganz verstummten Seine schmerzhaft angespannten Sinne übermittelten ihm Botschaften, die recht ungewöhnlich waren. Er glaubte teilzunehmen an dem Leben der Hunderte von Menschen neben, unter und über sich, eingeschachtelt in Zimmerkästen gleich dem seinen, er glaubte zu wissen, wer sie waren, wie sie atmeten und was sie träumten. Es war ein unbehaglicher, lästiger Zustand. „Ich sollte mich nicht so überanstrengen", dachte Hutter ärgerlich, „ich bin ja schließlich keine zwanzig Jahre mehr, leider auch keine dreißig ..."

Da schlief er schon — unruhig. Dann erklang das wiederholte Schnarren des Zimmertelephons

Hutter machte Licht und sah verwundert auf die Uhr: halb drei vorüber! Wer in aller Welt konnte ihn um diese Zeit verlangen —?! Er nahm den Hörer ab und erschrak, denn sofort drang ohne jeden Übergang eine verzweifelte Frauenstimme auf ihn ein: „Helfen Sie mir! Kommen Sie schnell! Zimmer 118! Helfen Sie mir, helfen Sie ...!"

Die Stimme brach ab. Blaß, mit Händen, die vor Erregung zitterten, arbeitete Hutter an dem Apparat herum, aber es war nichts mehr zu hören. „Wer ist denn dort —? Hallo! Hallo!" rief er wiederholt. Endlich meldete sich eine schläfrige Mädchenstimme: „Zentrale! Welchen Anschluß wünschen Sie —?"

„Hören Sie, Fräulein", sagte Hutter hastig, „ich will wissen, wer mich eben angerufen hat. Rasch! Beeilen Sie sich, es ist sehr wichtig!"

„Aber Sie sind gar nicht angerufen worden! Sie müssen sich irren, mein Herr. Es ist seit mehr als einer Stunde keine Verbindung mehr verlangt und hergestellt worden."

Hutter wurde ungeduldig. „Wenn Sie geschlafen haben, Fräulein, dann sagen Sie es lieber gleich."

„Wie können Sie das behaupten —?!" Die Stimme des Fräuleins klang beleidigt

„Gut, gut Dann sagen Sie mir wenigstens, wer auf Zimmer 118 wohnt", verlangte Hutter, dem jetzt erst einfiel, daß er auf diese Weise ebenso zum Ziel gelangen mußte. „Von dort kam der Anruf, den ich meine."

Nach kurzer Pause kam die Stimme des Fräuleins aus der Zentrale wieder, diesmal ganz kalter Triumph: „Also, bitte, da sehen Sie ja selbst, daß Sie sich geirrt haben müssen! Das Zimmer 118 ist seit Tagen unbewohnt!"

„Unbewohnt?" wiederholte Hutter. „unbewohnt?!" Ratlos sah er auf das kleine weiße Telephon, das ihm mitten in der Nacht so schwere Rätsel aufgab. „Sind Sie auch ganz sicher?"

„Sie können sofort selbst mit dem Nachtportier sprechen, wenn Sie es wünschen mein Herr"

Aber Hutter dankte Er hing ab Hutter lag da und sann und kam nach langem Überlegen zu dem Schluß, daß sich irgendeine spaßhaft aufgelegte Dame einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt habe Eine sehr dürftige Erklärung, aber die einzige

Spät und mit dumpf schmerzendem Kopf erwachte Hutter Dunkel war seine Erinnerung Er war nun geneigt, in dem ganzen Vorfall einen schweren Traum zu sehen. Er stand auf, nahm ein kaltes Bad und ließ sich von dem Stubenmädchen starken schwarzen Kaffee bringen.

Als sie gehen wollte, hielt er sie noch zurück: „Sagen Sie, in welchem Stock liegt denn Nummer 118?"

Das Mädchen sah ihn eigenartig forschend an „Gerade über Ihnen, mein Herr, im fünften Stock"

„Kann man das Zimmer einmal sehen? Ich hörte es ist gerade unbewohnt"

Hutter hatte nur aus einer augenblicklichen Laune heraus gefragt und war erstaunt, als er das Mädchen sichtbar zusammenzucken sah. Sofort war das rätselhafte nächtliche Erlebnis wieder in ihm wach, und er drang allen Ernstes auf sie ein, ihm doch zu sagen, ob mit dem Zimmer 118 etwas nicht in Ordnung sei

Nur zögernd redete das Mädchen: „Eigentlich darf ich Ihnen ja nichts davon sagen. Der Chef würde furchtbar schimpfen, wenn er davon wüßte, aber mir ist das egal. Ich bin gekündigt, ich geh' am Ersten."

„Na, und —? Was ist nun mit dem Zimmer —?" drängte Hutter ungeduldig. „Bleiben Sie doch bei der Sache!"

Das Mädchen trat so dicht und wichtigtuerisch auf ihn zu, daß Hutter erst nur widerwillig auf ihr Geflüster lauschte, aber dann verließ das Blut jäh seinen Kopf, und er mußte sich am Tisch festhalten.

„Da hat ein Artist mit seiner Partnerin gewohnt", sagte das Mädchen leise. „Tänzer aus Südamerika. Jeden Tag gab's Zank bei denen, und endlich hat er sie des Nachts erwürgt, mit einem Seidenschal. Aus Eifersucht. Aber das haben Sie doch sicher selbst gelesen. Alle Zeitungen waren voll davon!"

Hutter schüttelte den Kopf. „Ich las wohl davon. Aber ich weiß nichts Genaues mehr", sagte er benommen. „Ich war im Ausland. Wann, sagen Sie, wann ist denn das gewesen?"

„Vor drei, vier Wochen. Seitdem steht das Zimmer leer ..."

Gedankensplitter

Jede Persönlichkeit, die sich ihrer bewußt ist, kann die allgemeine Anerkennung entbehren.

„Seiner Überzeugung treu bleiben", heißt sehr oft „sich jeder besseren Einsicht verschließen."

Heißes Blut treibt in den Kampf; kaltes Blut führt zum Sieg.

Ebenso wie einem Gegenstände persönlich werden können, können einem Personen gegenständlich werden.

Es ist der Fluch des Lügners, daß ihm das Empfinden dafür fehlt, wo ihm die Wahrheit nützen könnte.

Im Leben wie in der Kunst darf nur der die Form vernachlässigen, der sie beherrscht.

Manches Leben wäre ganz leer, hätte es nicht eine Trauer um etwas.

Gerade wenn man am längsten schwankt, welchen von zwei Wegen man gehen soll, ist es meist ganz gleichgültig, weil beide falsch sind.

Wer große Geselligkeit liebt, will meist Leute um sich haben, nicht Menschen.

Viele denken vorurteilslos; wenige handeln vorurteilslos.

Viele Menschen machen nie einen Formfehler und vergehen sich beständig gegen den Takt; andere sind stets taktvoll, ohne Form zu haben.

Den meisten Menschen, welche sagen, es ginge ihnen schlecht, geht es nur schlechter als es ihnen früher ging.

Der Mensch hat soviel Unnatur in sich aufgenommen, daß er sie nicht selten für seine wahre Natur hält.

Mancher gewöhnt sich seine Fehler nur deshalb nicht ab, weil er darauf aufmerksam gemacht wurde.

Die schöne Frau will stets gefeiert, die häßliche stets ernst genommen werden.

Wenn die Menge jemanden zu feiern glaubt, belästigt sie ihn meistens nur.

Dem letzten Sinn der Natur vermag nur das Gefühl nahe zu kommen, nicht der Verstand.

Viele haben der Befriedigung ihres Ehrgeizes ihr Ehrgefühl geopfert.

J. D. Warnken.

ALWIN DRESSLER:

Ein stürzender Stern

Er nähert sich mit 110 Kilometer Sekundenschnelle

Im Jahre 1916 wurde in Amerika von dem Astronomen Barnard auf photographischem Wege ein Stern entdeckt, der mit fabelhafter Geschwindigkeit auf uns zugestürzt kommt. Begreiflicherweise hat dieser Stern die Aufmerksamkeit aller Astronomen auf sich gelenkt, denn man vermutet, daß er ein Irrläufer im Weltraum ist, der sich aus einem benachbarten Sternhaufen verloren hat und in unser lokales Sternsystem eindrang.

Dieser Stern, der mit einem kleinen Fernrohr im Sternbilde des „Schlangenträgers“ (Ophiuchus) aufzufinden ist und dem mit freiem Auge sichtbaren Stern 66 in etwas nördlicher Richtung vorausgeht, nähert sich uns in der Blickrichtung mit 110 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde. Er ist also fünfmal schneller als unsere Sonne, und man hat ihm daher den Namen „Barnardscher Schnelläufer“ oder „Pfeilstern“ gegeben. Die Strecke, die er in einem Jahre zurücklegt, ist rund 3 500 000 000 Kilometer und kommt fast dem Halbmesser unseres ganzen Sonnensystems, bis zum Neptun gerechnet, gleich.

Seit seiner Entdeckung ist der Pfeilstern ein interessantes Beobachtungsobjekt der Astronomen, denn die erste Aufgabe war zunächst, seine augenblickliche Entfernung festzustellen, um ausrechnen zu können, wann er in kritischer Nähe zur Sonne gelangt. Das Resultat dieser Berechnungen führt uns ein äußerst interessantes Bild vor Augen, das uns beweist, daß eine kritische Begegnung zweier Sterne im Weltraum — wenn auch äußerst selten — so doch immerhin möglich ist.

Nach eingehenden Ermittlungen beträgt die derzeitige Entfernung des Pfeilsternes noch 56 Billionen Kilometer oder 5,9 Lichtjahre. Diese Entfernung verringert sich nun jährlich um 3500 Millionen Kilometer, und es werden daher noch Jahrtausende darüber vergehen, bis er sich in nächster Nähe unserer Sonne befindet.

Die weiteren Ermittlungen ergaben, daß seine Bewegungsrichtung keine absolut geradlinige zur Sonne ist, sondern sie schließt mit der Geraden von ihm zur Sonne einen Winkel von etwa 40 Bogengraden ein. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß es zu einer Katastrophe nicht kommen kann; denn unter Zugrundelegung dieser Abweichung hat man berechnet, daß der Pfeilstern, sofern er sich in größter Sonnennähe befindet, schon im Sternbild des „Drachen“ zu stehen kommt. Und das dürfte erst in etwa 10 000 Jahren der Fall sein. Sein kürzester Abstand von der Sonne wird dann immerhin noch vier Lichtjahre betragen: eine Entfernung, die so groß ist, daß man ihn mit freiem Auge kaum wahrnehmen wird, weil er ein Zwergstern von rotem Typus ist, dessen Oberflächentemperatur nur etwa 3500 Grad beträgt.

Obwohl der stürzende Stern keine direkte Gefahr für uns bildet, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß er irgendwann und irgendwo eine Himmelskatastrophe verschulden kann; denn bei seinem Sturzflug durch den Weltraum kann es leicht passieren, daß er mit einem anderen Stern zusammenstößt, wenn er die kritische Distanz erreicht und die gegenseitigen Anziehungskräfte zu wirken beginnen. Zwar sind die Sterne im Weltraum ungeheuer weitläufig verteilt, aber das schließt nicht aus, daß Zusammenstöße sich häufiger ereignen können, als man theoretisch annimmt. Es wandern nämlich noch viele dunkle (erloschene) Weltkörper durch den Raum, die eine stete Gefahr für Zusammenstöße bilden.

Die kritische Distanz richtet sich nun ganz nach der Masse der sich begegnenden Sterne. So beträgt z. B. die kritische Distanz, in der uns ein Fixstern mittlerer Maße gefährlich werden könnte, etwa 15 000 Millionen Kilometer. Der Pfeilstern würde uns also erst dann gefährden können, wenn er bis an diese Entfernung herankäme. Wie aber die Berechnung ergibt, wird er bei seinem kürzesten Abstand zur Sonne noch zweitausendmal weiter als die kritische Distanz entfernt sein.

Wir können daher mit Ruhe dem Verlauf seines Gastspiels als fremder Eindringling auf unserer Weltbühne entgegensehen.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Eine neue Funktion der menschlichen Haut

Bis heute hat man die Bedeutung der Haut für den gesamten Wasserstoffwechsel des menschlichen Körpers vernachlässigt. J. Mavi konnte beobachten, daß die Flüssigkeitsausscheidung bei Hauterkrankungen gegenüber der Ausscheidung der gesunden Haut wesentlich gesteigert ist. Der Hautkranke scheidet im Tag und bei extremen Fällen durch die Haut bis zu zwei Liter Wasser ab gegenüber acht Zehntelliter beim Gesunden. Die Untersuchungen des Forschers zeigen, daß die erkrankte Haut je nach dem Grade und dem Ausmaße der Entzündung den Wasserstoffwechsel des Körpers beeinflußt.

Die Hühner sollen fleißiger werden

In den letzten Jahren wurde mehrfach versucht, die Legetätigkeit von Hühnern durch Gaben von Hormonen zu steigern. Die Ergebnisse sind sehr widersprechend. Nach einem Bericht von W. Koch erhielten von 110 Hühnern der weißen Leghornrasse 57 Tiere eine einmalige Gabe an Prolan, einem Wirkstoff, der im Hirnanhang vorkommt. Diese behandelten Tiere legten in 34 Tagen 1073, die 53 unbehandelten dagegen nur 857 Eier. Die Legetätigkeit der behandelten Tiere setzte rascher wieder ein.

Adrenalin gegen Malaria

Ein neues Heilmittel der Malaria, die bisher nur mit Chinin behandelt wurde, ist von M. Ascoli gefunden worden. Mit dem Wirkstoff des Nebennierenmarks — dem Hormon Adrenalin — hatte der Forscher ausgezeichnete Erfolge zu verzeichnen. Bei kombinierter Anwendung von Adrenalin und Chinin scheint die Wirkung des letzteren außerordentlich verstärkt zu werden, so daß man auf diese Weise mit kleinsten Chininmengen auskommt. Selbst Fälle, die auf Chinin nur wenig ansprechen, werden bei gleichzeitiger Anwendung des Hormons normal behandelbar.

Die Jugend wächst schneller

Koch u. a. konnten feststellen, daß unsere Kinder und Jugendlichen den Gleichaltrigen der Vorkriegszeit an Größe und Gewicht weit voraus sind. Diese merkwürdige Tatsache ergibt sich aus einer großen Anzahl von statistischen Erhebungen. Als Ursache wird die Wirkung der Sonne angegeben, der sich unsere Jugend gegenüber früher mehr aussetzt. Über diese Wachstumsbeschleunigung im 20. Jahrhundert berichtete der „IB.“ schon. Neuestens konnte nun R. Prigge feststellen, daß auch die Durchbruchszeiten der Zähne von dieser Beschleunigung beeinflußt worden sind, und zwar sind auch diese gegenüber früher um mindestens 5 bis 6 Monate vorverlegt.

Das Rätsel des Föhns

Storm van Leeuven und Booij haben sich kürzlich wieder mit der Föhnfrage beschäftigt. Föhnkranke Personen wurden in einer Kammer zuerst mit natürlicher und dann mit ausgewaschener Föhnluft versorgt. Gleich nach Beginn der Atmung von gewaschener Luft trat eine Besserung der Krankheitserscheinungen ein und nach etwa einer Stunde war die Föhnkrankheit verschwunden. Mit diesen Versuchen gewinnt die Ansicht wieder an Bedeutung, daß die Föhnkrankheit durch irgendwelche Stoffe in der Föhnluft hervorgerufen wird.

(Schluß auf Seite 896.)



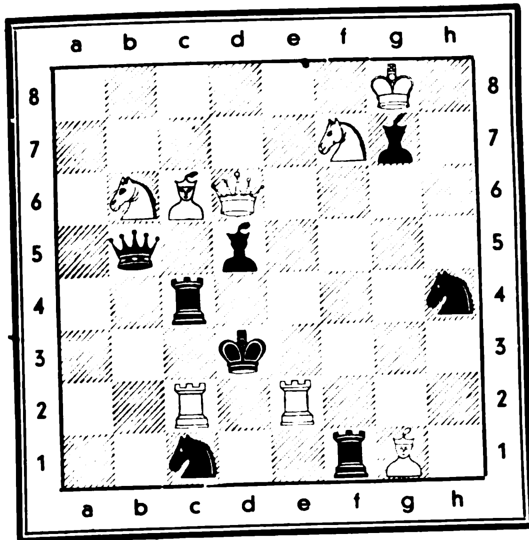
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Wilhelm Haake, Wunstorf

Schwarz: Kd3. Db5. Tc4. Tf1. Ld5. Lg7. Sc1. Sh4 (8)



Weiß: Kg8. Dd6. Tc2. Te2. Lc6. Lg1 Sb6. Sf7 (8)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 19

Vierzüger von Fritz Giegold, Leupoldsgrün.

Weiß: Kg2. Tb3. Le8, Sb5, Ba3, c2, c6, d3, d5, e4 (10). Schwarz: Ka4, Sa8, Ba5, b6, c3, c7, d4, e5, g4, g5 (10). 1. Le8—h5, g4—g3; 2. Ld1, g4; 3. Tb2, c×b2; 4. c2—c4‡.

Richtig gelöst: P. Schurig, Sebnitz; P. Schulze, Erfurt; Dr. Münch, Bocholt; F. Büttner, Fürth i. B.; M. Templin, Friedensstadt; G. Peipers, Eckardtsheim; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Brand, Plettenberg; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; J. Herwig, Gotha; L. Schlobach, Rochlitz; P. Knörrchen, Berlin-Steglitz; O. Behncke, Cuxhaven; Ebeling, Potsdam; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; B. Petzold, Cunersdorf; Dr. J. Krug, Dresden; H. Dühmert, Berlin; F. Gaertner, Breslau, Dr. Starke, Berlin-Charl.; P. Fröhlich, Schmirchau; M. Burdack, Hormersdorf; M. Stamnitz, Bremerhaven; J. Diehl, Oberschmitten; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; K. Schmidt, Detmold; K. Hartnagel, St. Ingbert; O. Wilding, Tübingen; W. Gebauer, Bürgel; L. Gerhard, Differten-Saar; A. Misch, Hamburg; Mia Salzgeber, Differten-Saar; W. Fenchel, Gau-Odernheim; A. Graichen, Hartha; Pfarrer Klein, Setzingen; H. Jühe, Mühlberg; A. Grundmann, Halle-Saale.

Einige Löserurteile: „Ein hübsches Zugzwangproblem", P. Sch., S.; „Eine selten schöne Aufgabe; ein Genuß und Leckerbissen für den Schachfreund", P. K., B.-St.; „Originell und verblüffend; hat die Wirkung, in der Schwere sie zu lösen, nicht verfehlt", O. B., C.; „Ein ‚hinterhältiger Winkelzug' voll Taktik und Genie, ein Opfer, Abzug, en passant, erhellt die Strategie", H. K., B.-N.; „Ein feiner Läuferzug", H. D., B.; „Hervorragend", Dr. St., B.; „Gut in Verführung und Ausführung, machte mir viel Freude", K. H., St.-J., usw.

Läufer- und Turmopfer!

Damengambit in Nimzo-Indischer Verteidigung, gespielt im 2. Vorturnier um die Deutsche Meisterschaft 1937 in Altona-Bahrenfeld

Weiß: L. Herrmann (Bochum) Schwarz: Kranki (Hamburg)

1. d2—d4	Sg8—f6	15. Lc4—d3	Lc8—e6	29. De4—f5†	Ke6—e7
2. c2—c4	e7—e6	16. f3—f4	e5×d4	30. Lc1—g5†	Sd7—f6
3. Sb1—c3	Lf8—b4	17. e4—e5	Sf6—d7	31. e5×f6†	Ke7—d6
4. a2—a3[1]	Lb4×c3†	18. c3×d4	c6—c5	32. f6—f7	Te8—f8
5. b2×c3	0—0	19. Dd1—c2	g7—g6	33. Ta1—d1	Kd6—c7
6. e2—e3	d7—d6	20. f4—f5[4]	Le6—d5	34. Td1×d5	b7—b6
7. Lf1—d3	Sb8—d7	21. f5×g6	h7×g6	35. Lg5—f4†	Kc7—b7
8. f2—f3	e6—e5	22. Ld3×g6[5]	Dc7—c6	36. Td5—d7†	Kb7—a6
9. e3—e4	c7—c6[2]	23. Lg6×f7†	Ld5×f7	37. Lf4—d6	Tf8—h8
10. Sg1—e2	Dd8—c7	24. Tf1×f7[6]	Kg8×f7	38. Sg3—e4	Dc6—b5
11. 0—0	Tf8—e8	25. Dc2—h7†	Kf7—e6	39. h2—h3	Th8—h4
12. Se2—g3	d6—d5	26. Dh7—f5†	Ke6—d5	40. Se4—c3	Db5—c4
13. Kg1—h1	d5×c4[3],	27. Df5—e4†	Kd5—e6	41. Ld6—e5	Ta8—f8
14. Ld3×c4	Sd7—b6	28. d4—d5†[7]	Sb6×d5	42. Df5—f3	Aufg.[8]

[1] Dieser Zug stammt von Sämisch. Keres (Estland) bevorzugt Figurenentwicklung 4. Sf3, was besser und natürlicher erscheint, wie seine Partie gegen Alexander (Margate 1937) beweist.

[2] Dient zur Stärkung und Besetzung der Mitte, wo bald der Kampf entbrennt.

[3] Schwarz sollte lieber danach trachten, den Läufer c8 ins Spiel zu bringen, als so frühzeitig die Spannung in der Mitte zu lösen.

[4] Dadurch wird die feindliche Königsstellung unterminiert und sturmreif gemacht

[5] Ein korrektes Figurenopfer, das Schwarz nicht annehmen darf. Es folgen hübsche Wendungen.

[6] Die feindliche Königsstellung wird durch ein prächtiges Turmopfer weiter bloßgelegt.

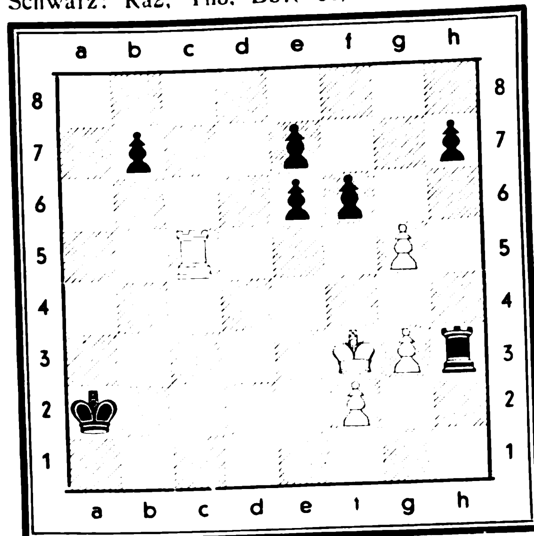
[7] Ein weiteres hübsches Bauernopfer zur Verblokkung des Feldes d5

[8] Die Drohung 43. Db7† ist zu stark, weshalb Schwarz aufgab

Ein tapferer Bauer!

Endspielstudie von H. Wiekowiak, Warschau

Schwarz: Ka2, Th3, Bb7, e6, e7, f6, h7 (7).



Weiß: Kf3, Tc5, Bf2, g3, g5 (5).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung der nebenstehenden Studie:

Durch 1. Kf3—g2, Th3—h5: 2. Tc5—a5+, Ka2—b3: 3. Ta5—b5+, Kb3—c4: 4. g5×f6, Th5×b5: 5. f6×e7 und gewinnt. (Es scheitert 1. Ta5? Kb3: 2. Kg2 an Kb4!

(Schluß von Seite 894.)

Das „chemische Training"

Bei schwerer körperlicher Arbeit entstehen im menschlichen Organismus größere Mengen von Säuren, deren Vorhandensein nach den heutigen Ansichten die Ermüdung und Erschöpfung bedingt. Im Experimente konnte H. Dennig feststellen, daß ein Mensch, der Säuren einnimmt, durch körperliche Arbeit viel schneller ermüdet als unter normalen Bedingungen. Umgekehrt soll es nach den vorläufigen Mitteilungen des Forschers möglich sein, die Leistungsfähigkeit durch Einnahme von alkalisierenden Stoffen bedeutend zu steigern (beispielsweise durch Einnahme von einem Gemisch von doppeltkohlensaurem Natrium und Kalium sowie zitronensaurem Natrium). Diese Beobachtungen sind durch zahlreiche Versuche gestützt, in denen sich Steigerungen der Leistungsfähigkeit von 30 bis 100 vom Hundert zeigten. Es ist also möglich, mittels der „künstlichen Alkalose" bei wenig oder gar nicht trainierten Personen den Zustand von Höchsttrainierten nachzuahmen.

Meerwasser zu Trinkkuren

In den letzten Jahren geht man mehr und mehr dazu über, Meerwasser für Trinkkuren zu verwenden. Derartige Kuren sind ein ausgezeichnetes natürliches Heilmittel, und es wird vielfach von ausgezeichneten Erfolgen berichtet. Das Meerwasser enthält alle zum Leben notwendigen Salze in Gewichtsverhältnissen, wie sie im Blutserum und in den Gewebesäften vorherrschen. Meerwassertrinkkuren werden nicht nur bei Aufenthalt an der See, sondern auch im Binnenlande empfohlen.

Tiere mit künstlicher Nahrungserzeugung

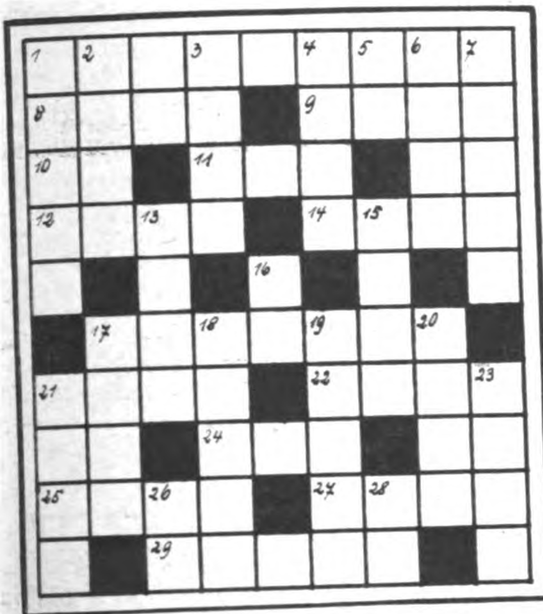
Umfangreiche Kenntnisse über die Blattschneiderameise Atta sexdens L. der brasilianischen Länder verdanken wir H. Eidmann. Diese Tiere setzen die von den Bäumen abgeschnittenen und feinst zerkleinerten Blätter zu sog. „Pilzgärten" zusammen, in denen Scharen kleinster Arbeiter mit der Züchtung eines ganz bestimmten, in seiner Art bisher noch unerforschten Pilzes beschäftigt sind. Fremde Pilze werden unbarmherzig ausgejätet. Durch besondere Behandlungsweise wird der Pilz an seiner Fruchtkörperbildung verhindert, es entstehen dadurch sog. „Ambrosiakörperchen", die die eigentliche Nahrung der Ameisen darstellen. In den Pilzgärten konnte eine auffallend gleichmäßige Temperatur von 25 Grad Wärme und eine Luftfeuchtigkeit von 56 v. H. gemessen werden, die beide die günstigsten Bedingungen für das Gedeihen des Pilzes zu sein scheinen und durch ein sinnvoll angelegtes Ventilationssystem aufrechterhalten werden. Diese Art künstlicher Nahrungserzeugung wird nur von wenigen Tieren und vom Menschen geübt.

Plastisches Eisen

Hans Vogt ist es gelungen, Eisen herzustellen, das in gewissen Grenzen eine gewisse mechanische Formbarkeit ähnlich dem Blei zeigt. Damit ist ein Material gefunden, das beispielsweise als Dichtungsmittel u. ä. einen vollwertigen Ersatzstoff für Blei darstellt und somit das letztere Metall einsparen hilft.

Dr. Walter Orth.

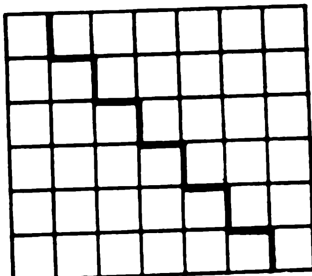
RÄTSEL



Kreuzworträtsel

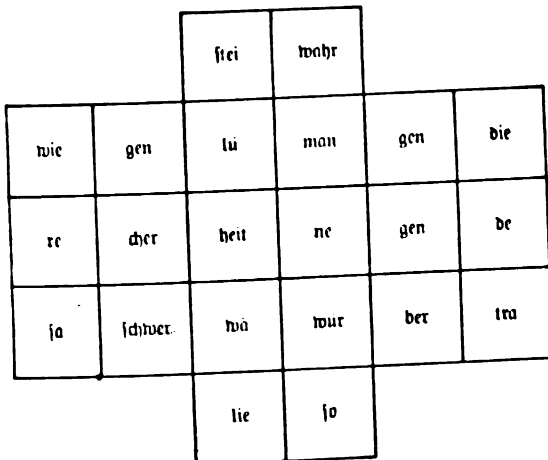
Waagerecht: 1. Gegenstand aus der deutschen Sage, 8. Teil des Weinstocks, 9. engl. Titel, 10. Auerochs, 11. Kielwasser, 12. große Eile, 14. landwirtschaftliches Gerät, 17. Weingeist, 21. Raubtier, 22. Berg bei Innsbruck, 24. Gebirgsschlucht, 25. Aschensalz, 27. großer Raum, 29. Verfaultes. — Senkrecht: 1. Kasten, 2. Zeitraum, 3. Tierwohnung, 4. Wasserpflanze, 5. italien. Fluß, 6. europ. Hauptstadt, 7. Adelsbezeichnung, 13. Fisch, 15. Mengenbezeichnung, 16. japanisches Brettspiel, 17. Fahrzeug, 18. Getränk, 19. Hülsenfrucht, 20. Geliebte des Zeus, 21. Verkehrsanstalt, 23. Farbe, 26. Längenmaß, 28. Flächenmaß.

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) der achte Teil, c) Hühnervogel; 2. a) Verhältniswort, b) ungezwungen, c) Pflanzentrieb; 3. a) geograph. Begriff, b) Blume, c) Blume; 4. a) Spielzeug, b) Teil des Baumes, c) tote Last; 5. a) römischer Gesandter, b) Flächenmaß, c) Vermächtnisnehmer; 6. a) europäische Hauptstadt, b) Vokal, c) nach 6a benannter viersitziger Reisewagen.

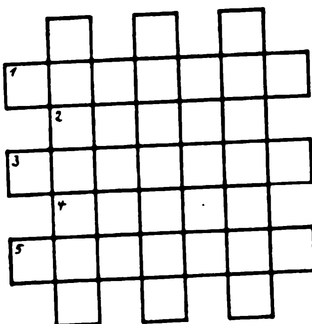
Rösselsprung



Kapselrätsel

Primadonna, Reichssender, Erasmus, Erato, Kulmbach, Gefreiter, Befruchtung, Comenius, Guillotine, Hungertod, Kantonsystem, Bekleidungsindustrie, Kniescheibe, Lumineszenz, Lametta, Nadelgeld, Paneuropa, Schneidermeister, Schwalbenschwanz, Granadille, Reisender, Erdrauch, Zeidlerei, Versteinerung, Verantwortung, Traktat, Sigismund, Segelboot, sinieren, Madura, Pferderennen, Salamander, Agentur, Bakterien, Fesselballon, Apollo, Magnesia, Monotheismus, Anilin; aus vorstehenden Wörtern ist je ein Wort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a a b b e e e e s s g g i i k k l n n n n n n o r r s s t t t sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen. 1. Gewand der russischen Bäuerin, 2. Fischeier, 3. russische Peitsche, 4. Werkzeug, 5. Festmahl.

Buchstaben-Austauschrätsel

Bein, Amme, Meise, Damm, Ober, Land, Ulm, Lot, Bank, Aller, Kuß, Horn, Ader, Eos, Rotte, Elan, Leine, Ort, Nase, Haar, Welle, Maus, Adel, Rolle, Egel, Raum, Hase, Torf, Jahre, Onkel, Ter, Eichel, Mast, Ober, Wandel, Rute, Rat, Ar, Dampf, Ost, Bier, Rost, San, Leier, Mal; bei vorstehenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe durch einen andern zu ersetzen, so daß Wörter mit anderer Bedeutung entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch unseres Führers Adolf Hitler ergeben.

1	2
3	4
5	6

Silbenkreuz

1—2 Meerespflanzen, 1—3 weibl. Vorname, 3—2 Körperorgan, 3—4 Insektenlarve, 3—5 Geliebte des Zeus, 3—6 lateinisch: Hand, 4—2 Stichwaffe, 5—2 erlegen von Wild, 5—4 Mineral, 5—6 römischer Gott der Zeit.

Silbenband

Die Silben: ba — be — do — ge — go — ka — ke — la — lin — lit — mo — ne — ni — ra — re — sam — si — si — te — tiv werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen 2 immer die gleiche

1	3	5	7	9	11	13	15
2	4	6	8	10	12	14	16

Mittelsilbe haben Ist die Lösung richtig ergeben die Mittelsilben von links gelesen den Namen einer Sterngruppe. Die Wörter bedeuten: 1—2 Wandteppich, 3—4 Fluß in Südafrika, 5—6 Nebelhorn, 7—8 Stadt an der spanischen Nordküste, 9—10 grammatischer Begriff, 11—12 weiblicher Vorname, 13—14 Kunstharz, 15—16 Feuerwerkskörper

Verwandlungsrätsel

Wein

Bank — Horn — West

Haut

Durch stufenweises Ändern von je 1 Buchstaben sind aus dem Mittelwort die 4 Worte an den Kreuzenden zu finden

Lösungen der Rätsel aus Folge 21

Wortkette 1—9 Eden, 1—2 Eis, 2—3 Sil, 3—11 Loge, 3—4 Lid, 4—5 dis, 5—13 Sohn, 5—6 San, 6—7 nie, 7—15 Emir, 7—16 Elle, 8—1 Lade, 8—9 Lahn, 9—10 neu, 10—11 Ute, 11—12 Eid, 12—13 Don, 13—14 Rot, 14—15 Ter, 15—16 Rabe. ✱ **Rätselgleichung:** (El)fried(e), r, ich, von Schil(d), Le(a)r. — Friedrich von Schiller. ✱ **Umstellrätsel:** Lachs (e), Alpen (u), Scham (r), Fakir (e), Ulm (a), Rüde (r), Elsa (b), Kran (e), Elfe (i), Lug (t), Tal (s), Uhr (e), Geld (i), Ida (k), Lug (a), Alm (m), Salat (p), Maul (f), Reim (e), Lena (u) Krug (e), Alge (r), Tor (f), Esche (r), Erde (i), Erle (e), Rotte (d), Tusch (e), Tor (s), Kram (e), Meer (i), Natur (s), Bert (i), Gaul (e), Lene (g). — Eure Arbeit sei Kampf; euer Friede sei Sieg. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 3. Aron, 5. Planet, 7. Kotzebue, 9. Posa, 10. Eils, 12. Arbeitslager, 15. or, 16. Re, 17. en, 18. Arbeiter, 21. Boston, 22. Asen. — Senkrecht: 1. Graz, 2. Zone, 3. Altai, 4. Nebel, 5. Pose, 6. Tula, 7 Kobra, 8. Eiger, 9 pro, 11 Sen, 13. Tresse, 14. Seiten, 19. Boa 20. Ton. ✱ **Geographisches Winkelrätsel** (Wer kennt Europa?): 1—2 Müggelsee, 2—3 Erzgebirge, 4—5 Zugspitze, 5—6 Elberfeld, 7—8 Verviers, 8—9 Schweden, 10—11 Salamis, 11—12 Sachsen, 13—14 Kinzig, 14—15 Goslar, 16—17 Forli, 17—18 Iller, 19—20 Benn, 20—21 Newa, 22—23 Ede, 23—24 Elm, 25—26 Po, 26—27 Ob, 28. K. — Koenigssee. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Veteran, 2. Eichelhäher, 3. Reinmar, 4. Anneliese, 5. Churfirsten, 6. Thekla, 7. Erstehung, 8. Triton, 8. Miete, 10. Imme, 11. Rheingold, 12. Daimler. — Verachtet mir die Meister nicht. ✱ **Magische Figur:** 1. Kamelie, 2. Venedig, 3 Liliput. ✱ **Silbentauschrätsel:** Puder—Widder, Auge—Inge, Halma—Lima, Enten—Hutten, Waffe—Elfe, Tasso—Lasso, Eton—Molton, Hurra—Gera, Schuster—Ulster, Teller—Schiller, Korso—Torso, Poren—Laren, Affen—Ofen, Asen—Friesen, Nichte—Fichte. — Wilhelm Gustloff. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Floß, 2. Liste, 3. Oskar, 4. Staub, 5. Serbe.

Humor

„Kürzlich hat man in London anläßlich einer besonderen Verkehrskontrolle hundertzwanzig Motorsportler in sogenannten Polizeifallen gefangen."
„Um Gottes Willen! Dabei werden doch hoffentlich nicht etwa Fußgänger als Köder benutzt?!"

*

„Kannst du mir einen Satz sagen, wo Eskimo, Eisleben und Leipzig vorkommen?"
„So'n Quatsch gibt's ja gar nicht!"
„Ein Eskimo kann jahrelang im Eis leben, ohne den Leib sich zu erkälten!"

*

„Siehst du, Agathe: obwohl er dich jetzt schon zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte, hat mein Freund Meier dich gestern sofort wiedererkannt!"
„Na ja, Eduard! Mich selbst vielleicht weniger, aber dafür sicher meinen Mantel und meinen Hut!"

*

„Hier wird in einer medizinischen Fachschaft angeregt, daß die Ärzte ebenso wie die Künstler ihre Arbeit zeichnen sollten. Wie findest du das?"
„Ganz gut — solange sie nicht RIP. auf uns schreiben!"

*

Der Lehrer fragt in der Schule: „Wie nennt man ein Mädchen mit blonden Haaren?"
Franz: „Eine Blondine."
Lehrer: „Richtig! Und ein Mädchen mit rotem Haar?"
Franz: „Eine Rotunde!"

*

„Denk' mal, Hänschen, die armen Kinder im Hinterhaus haben keinen Vater und keine Mutter und keine Tante Marie — möchtest du ihnen nicht etwas schenken?"
„Mutti, wir wollen ihnen Tante Marie schenken."

*

„Fabelhaft hast du deinen Schlips gebunden! Sieht aus wie fertig gekauft!"
„Ist er ja auch!"
„Fabelhaft! Wie selbstgebunden!"

*

Vater: „Ich gebe Ihnen die Hand meiner zweitältesten Tochter, aber empfehlen Sie bitte meine übrigen Töchter in Ihrem Bekanntenkreise!"

*

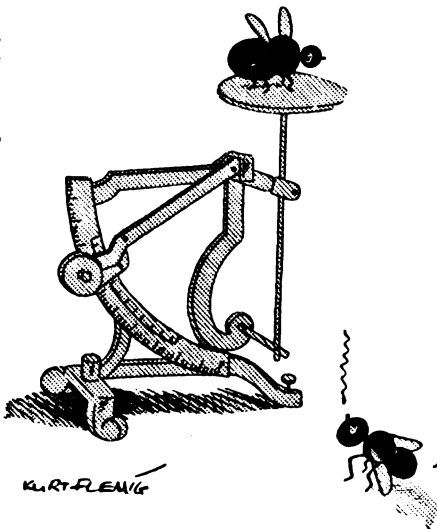
„Warum flucht denn Max so laut?"
„Ach, er ist über den persischen Gebetteppich gestolpert."





„Mit Wasser wirkt die Wanne natürlich noch ganz anders, gnädige Frau."
Zeichnung: Bauer.

Die Wahrsagerin: „Sie sind verheiratet, Sie lieben Ihren Mann, aber — ich sehe hier eine dunkelblonde Dame, die Ihrem Mann auf Schritt und Tritt folgt!"
„Das gönn' ich der Person — mein Mann ist nämlich Briefträger!"



Unter Fliegen . . .
„Siehst du Frau, du nimmst jeden Tag mehr zu!" . . .
Zeichnung: Kurt Flemig.

„Was sind Sie eigentlich?"
„Pathologe!"
„Ah! Da sind wir ja Leidensgefährten. Dasselbe hat mir der Arzt ins Attest geschrieben!"

*

Bei der Kartenlegerin: „Bis zu Ihrem 40. Jahr werden Sie sehr unter Armut zu leiden haben."
„Und dann?"
„Dann haben Sie sich daran gewöhnt."

*

Die elegante Dame wühlte lange Zeit in den im Laden ausgestellten Sachen herum, ohne sich zu einem Kauf zu entschließen. Endlich sagte der Inhaber: „Wünschen Sie etwas zu kaufen?" Die Dame sah erstaunt auf: „Was sollte ich sonst wollen?"
„Ich dachte, Sie nehmen Inventur auf, gnädige Frau!"

*

Der Papa kommt abends nach Hause und wird von seinem Töchterchen begrüßt; während Fritzchen sein Sohn, ihn gar nicht beachtet:
„Sieh' nur Fritzchen, wie nett und zärtlich dein Schwesterchen zu mir ist, während du, böser Junge, nicht mal guten Abend sagst!"
„Ich hab' aber auch das Tintenfaß nicht über deine Bücher gegossen!"

*

Filmregisseur: „Also, Sie laufen zur Brücke, klettern aufs Geländer und springen ins Wasser."
„Aber — ich kann nicht schwimmen."
„Das macht nichts, das Wasser wird nicht mit aufgenommen!"

*

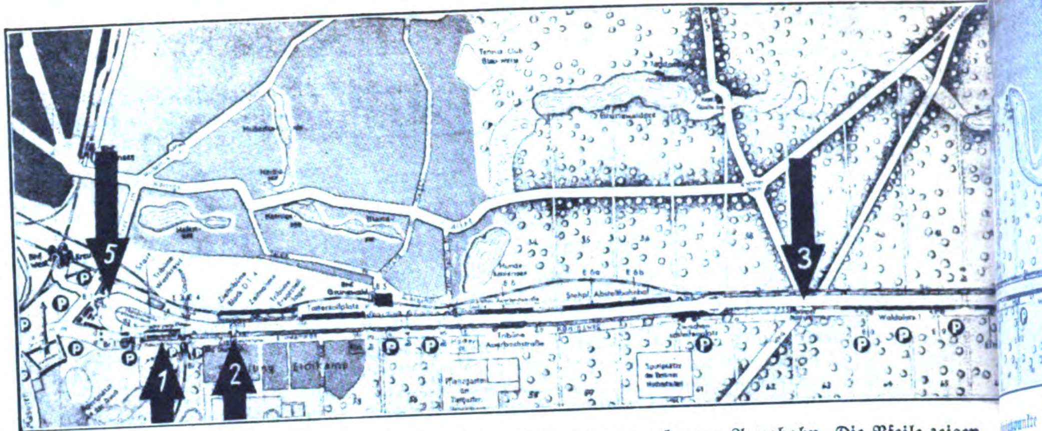
Anzeige. „Elfriede, kehre zurück! Die Meyer war hier, um Dir etwas über die Lehmann mitzuteilen. Dein Oskar."



„. . . ja, dieser Lang geht mit Vollgas in die Kurve, wird hochgetragen, jetzt . . . er balanciert sich aus, eine fabelhafte Leistung von diesem Draufgänger . . . jetzt, die Kurve ist bewältigt . . .



Der Sprecher an der Haupttribüne, Fred Kröger, hat die Aufgabe, das gesellschaftliche Bild der Tribünen und den Start zu schildern. Seine Berichte vermitteln das Gewoge der fast 400 000 begeisterten Zuschauer, wobei er natürlich nicht vergißt, auch den Kampf der Motoren wirklichkeitsnahe einzuflechten.



Eine Übersicht der fast 20 Kilometer langen Avusbahn. Die Pfeile zeigen

Der Deutschland

AVUS-RENNE

Rundfunkberichterstatter sehen und schil
das schnellste Rennen der Welt



. . . mit 300 Sachen braust er aus der Kurve an der Haupttribüne vorbei in die Gerade . . ." So sagt Dr. Laven, für den es gut war, daß er sich durch ein Seil vor seinem eigenen Temperament gesichert hatte.

Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer



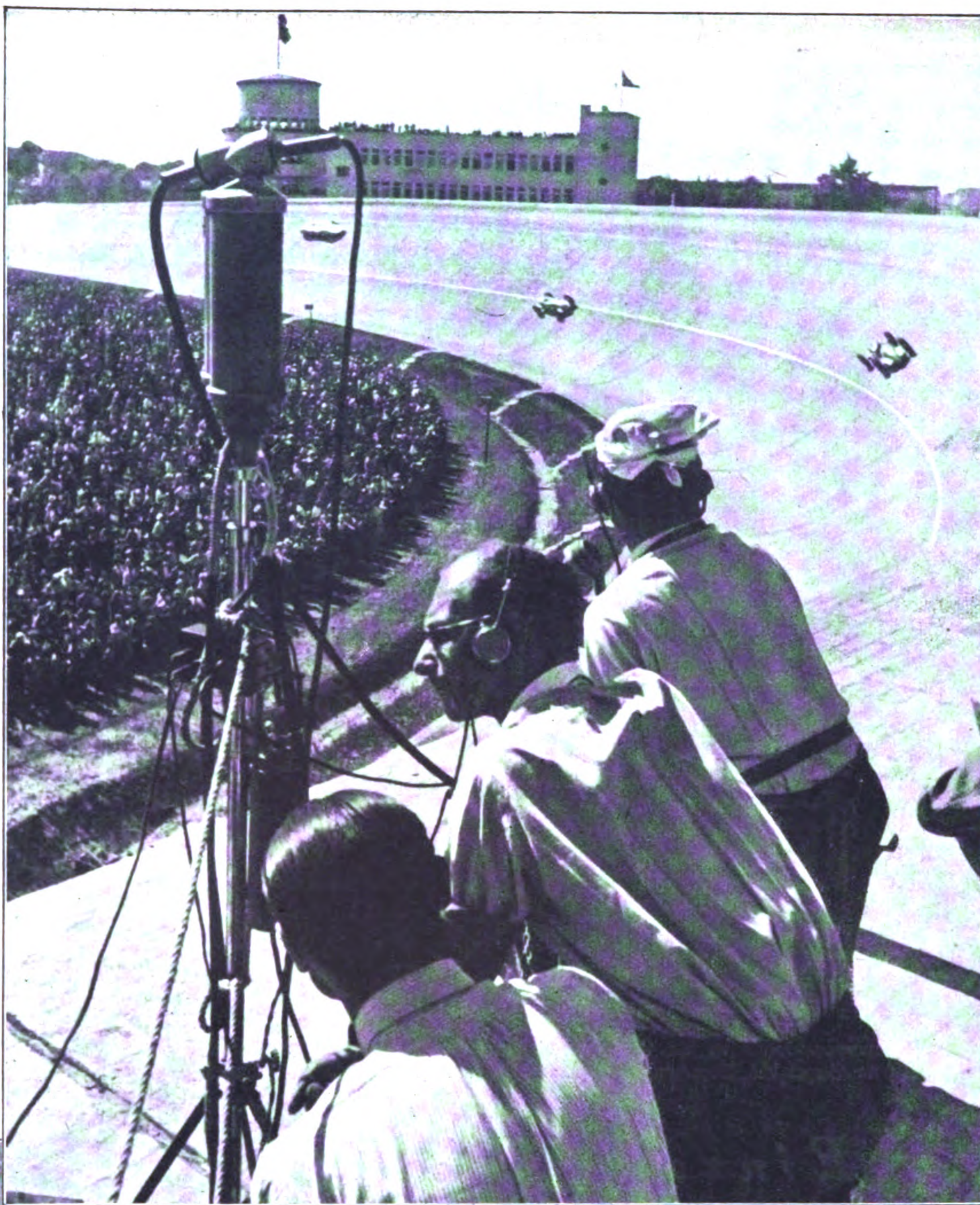
...gen die Einsatzpunkte der Rundfunksprecher.

...sender beim ...EN

...schilern



Der Sprecher der Südschleife, Roderich Dietze, muß schon sein Glas nehmen, um die Reihenfolge der anbrausenden Fahrer durchgeben zu können, denn kaum sind sie in sehbarer Nähe aufgetaucht, schmeißen sie ihre Wagen durch die Südschleife, und schon brausen sie wieder mit Vollgas der Nordkurve zu.



Der Rundfunksprecher Dr. Laven hat sich mit seinen technischen Männern ganz oben auf der Nordkurve aufgebaut. Ein besonderes, geräuscharmes Mikrophon ermöglicht es ihm, in dem ohrenbetäubenden Motorenlärm seine prickelnden Schilderungen von dem Kampfverlauf in der Nordkurve der sportbegeisterten Welt zu vermitteln.



Dr. Storz vom „V. B." hat keinen angenehmen Platz, denn 6 Stunden in brütender Hitze auf dem Turm am Großen Stern zu liegen, wo man kilometerweit den Gesamtverlauf des mörderischen Rennens übersieht, das kann nur für einen begeisterten Sportsmann ein Vergnügen sein. Seine Ansagen lassen das rasende Tempo von fast 400 Kilometern miterleben.



„Hier spricht Leunaturm! — Lang liegt vorn, es ist ihm nicht mehr zu nehmen . . . ein neuer Sieg nach Tripolis scheint diesem jungen, kühnen Fahrer gewiß zu sein!" — Rolf Wernicke muß es wissen, er steht am Ziel und war übrigens auch in Tripolis dabei. Neben ihm Günter Marek, der als Leiter der Regiezentrale das Gesamtbild der Funkreportage formt.

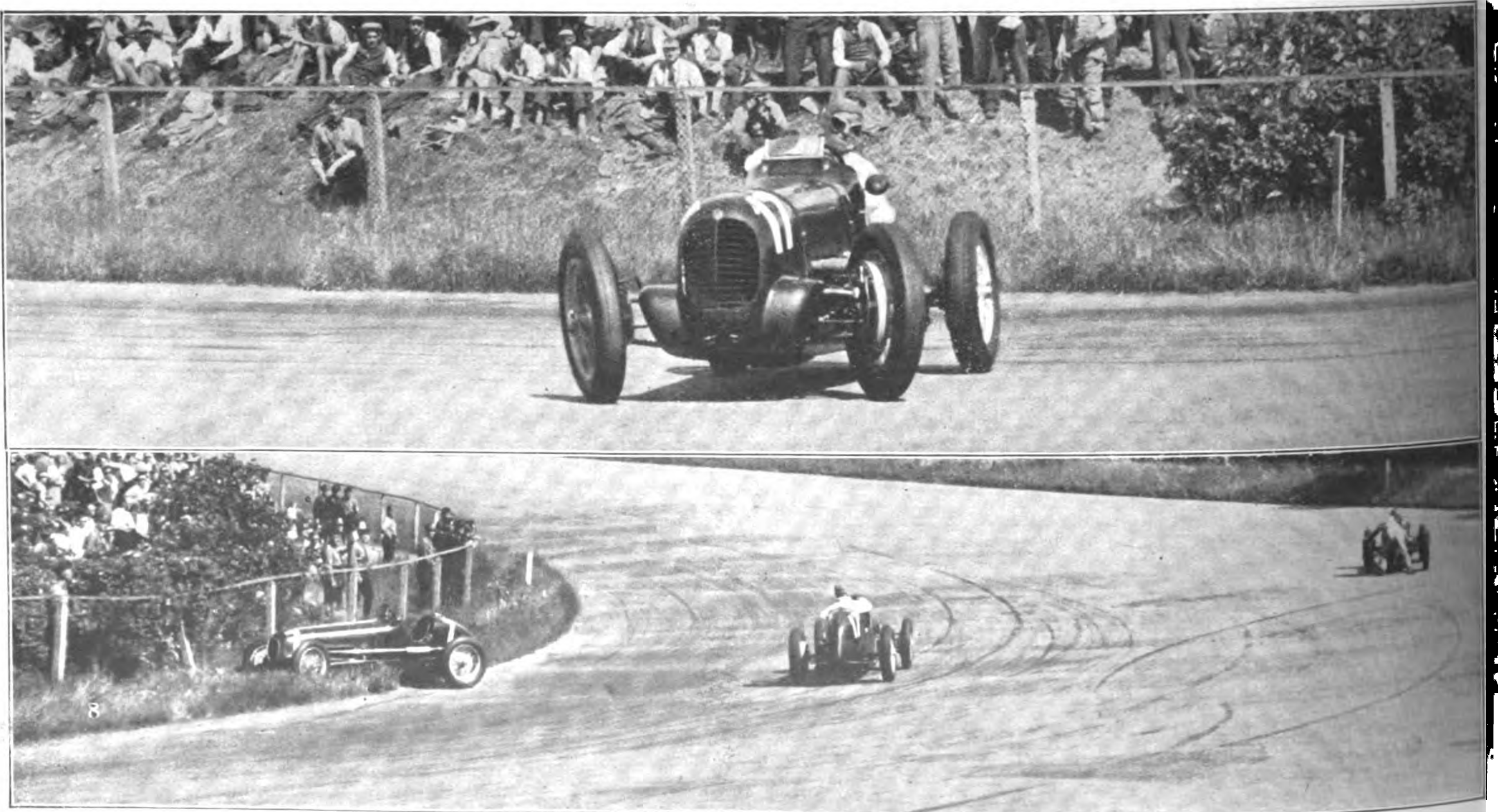


Reichspropagandaminister Dr. Goebbels und Frau Goebbels (rechts) im Gespräch mit dem Sieger des Avusrennens, Hermann Lang. Links: Korpsführer Hühnlein.



Einzelbilder vom AVUS-RENNEN

Rechts: Oberstdivisionär Bandy (Schweiz) im Gespräch mit dem General der Flieger Milch, (Mitte) und Stabschef Lutze (ohne Kopfbedeckung) während des Avusrennens.



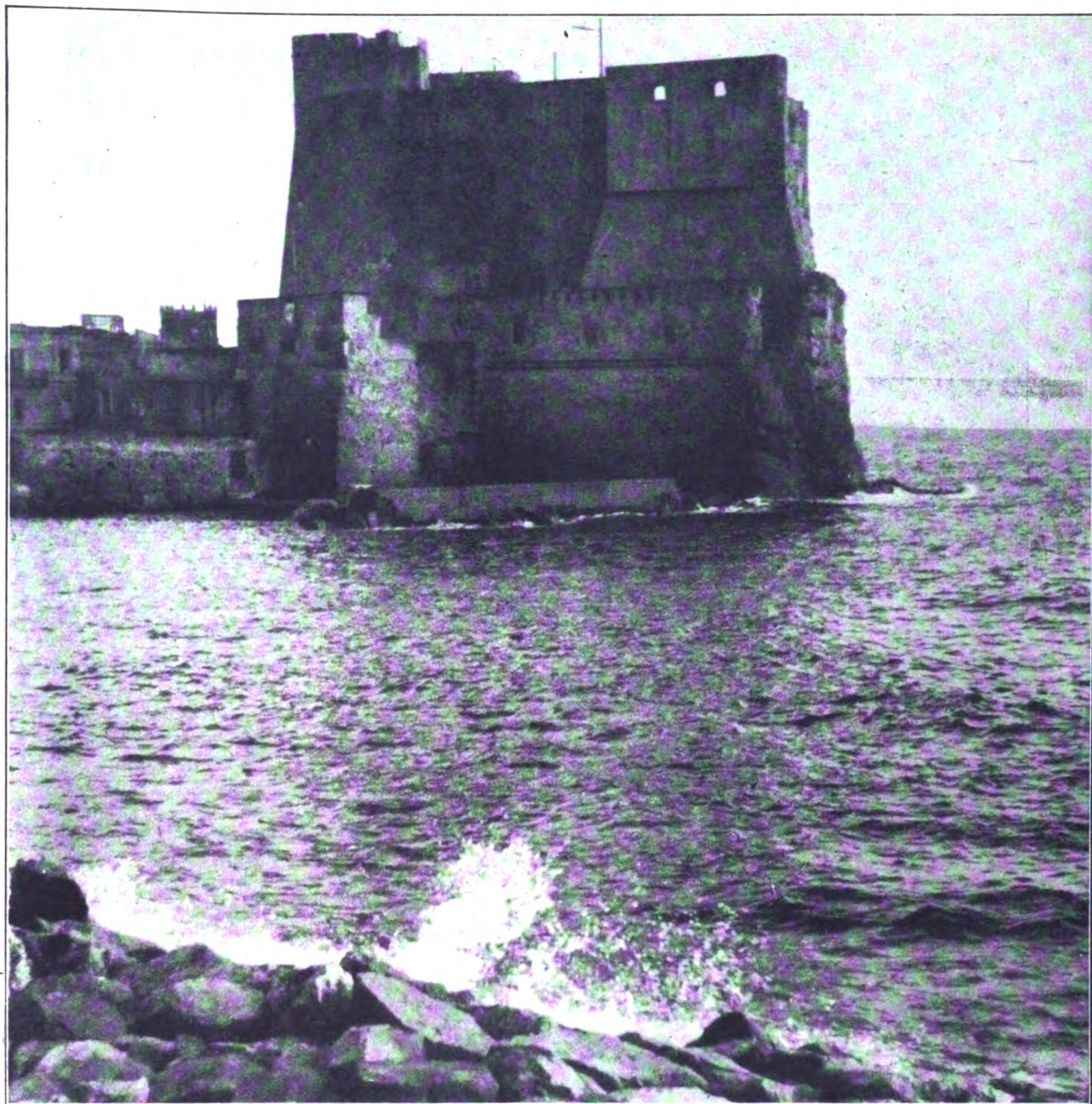
Die Bilder zeigen den Unfall des Italieners Teagno auf Maserati. Beim Rennen der kleinen Wagen kam der Italiener ins Schleudern und stand im selben Augenblick entgegengesetzt zur Fahrtrichtung, als sein Landsmann Uboldi die Südschleife passierte; Teagno wurde trotzdem noch Dritter.

Aufnahmen: [illegible] Heinrich H[illegible]

TRIPOLIS VON HEUTE



Aufnahmen: Walther Wülfing.

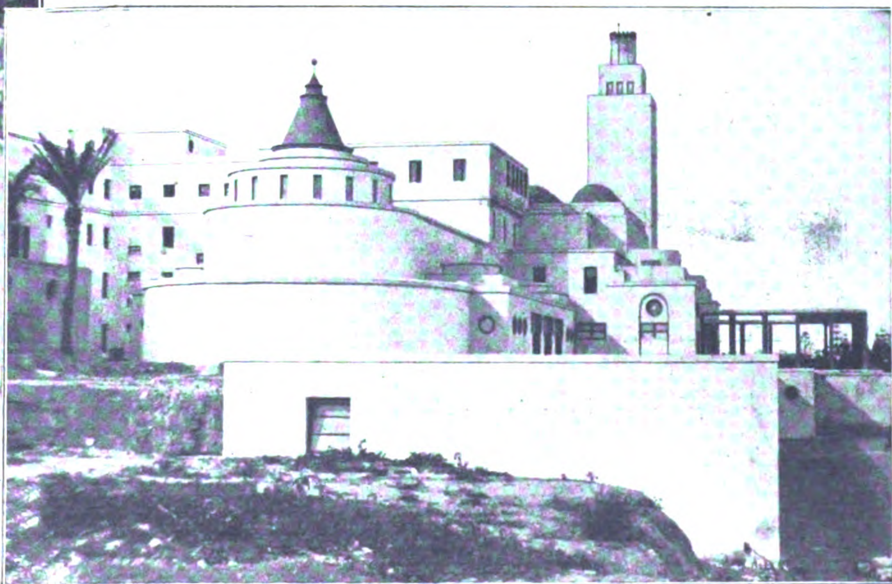


Ein Blick vom Meer aus auf das wieder instandgesetzte Kastell.



Ganz wie in der Heimat: Die Balilla in Tripolis hat zum Empfang des Duce Aufstellung genommen.



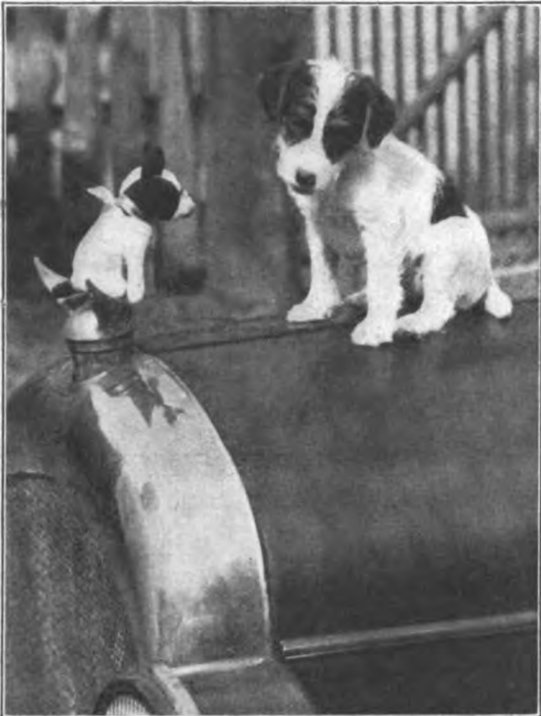


Von dem herrlichen Amtssitz aus, zu dem diese Terrasse führt, leitet Marschall Balbo die Regierungsgeschäfte.

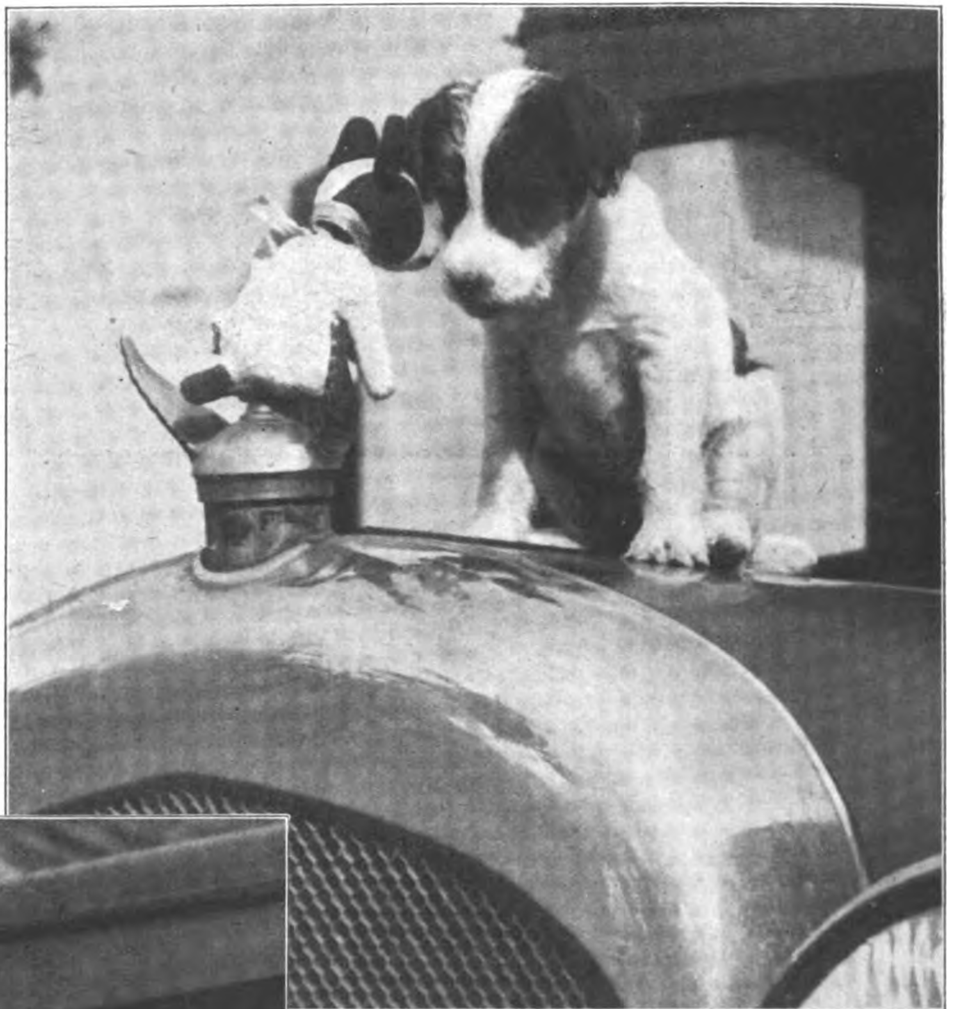
Rechts: Das neueste Luxushotel in Tripolis.

Kleines Hunde-Erlebnis auf einer Motorhaube

Aufnahmen: Landwirtschaftliches Pressebüro



Sein erstes Gefühl ist nur Mitleid mit sich selbst, sein erster Eindruck nur Unglück über den unsicheren Platz.



Aber jetzt erwachen die Lebensgeister: Ein merkwürdiger Nachbar wird entdeckt.





Jedoch das Beschnuppern (links) erweckt weder Klarheit noch Sympathie, und so wird (oben) endgültig zum etwas schwierigen Generalangriff vorgegangen.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig, bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77903; Bern III 7266; Warschau 194121; Budapest 15532; Belgrad 68237, Bukarest 21968, Den Haag 21186, Paris 19006; Brüssel 50797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S W 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München, Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

[ABCDLI]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 24 / DONNERSTAG, 17. JUNI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

In diesem Heft:
Im Namen des Volkes
Bildbericht über die Klosterprozesse in Koblenz

Die Hochsommerhitze im Juni
hat alle Bäder an Meeren, Seen und Flüssen rasch gefüllt
Aufnahme: Mauritius

Gefallen für Deutschland



Obermatrose
Albert Steiger
gest. 31. Mai



Oberheizer
Albert Eckart
gest. 1. Juni



Oberheizer
Helmut Schubert
gest. 3. Juni



Oberheizer
Heinz Holzwarth
gest. 3. Juni



Oberheizer
Alfred Meyer
gest. 4. Juni



Oberheizer
Helmut Dürr
gest. 5. Juni



Obermatrose
Hermann Brückner
gest. 7. Juni

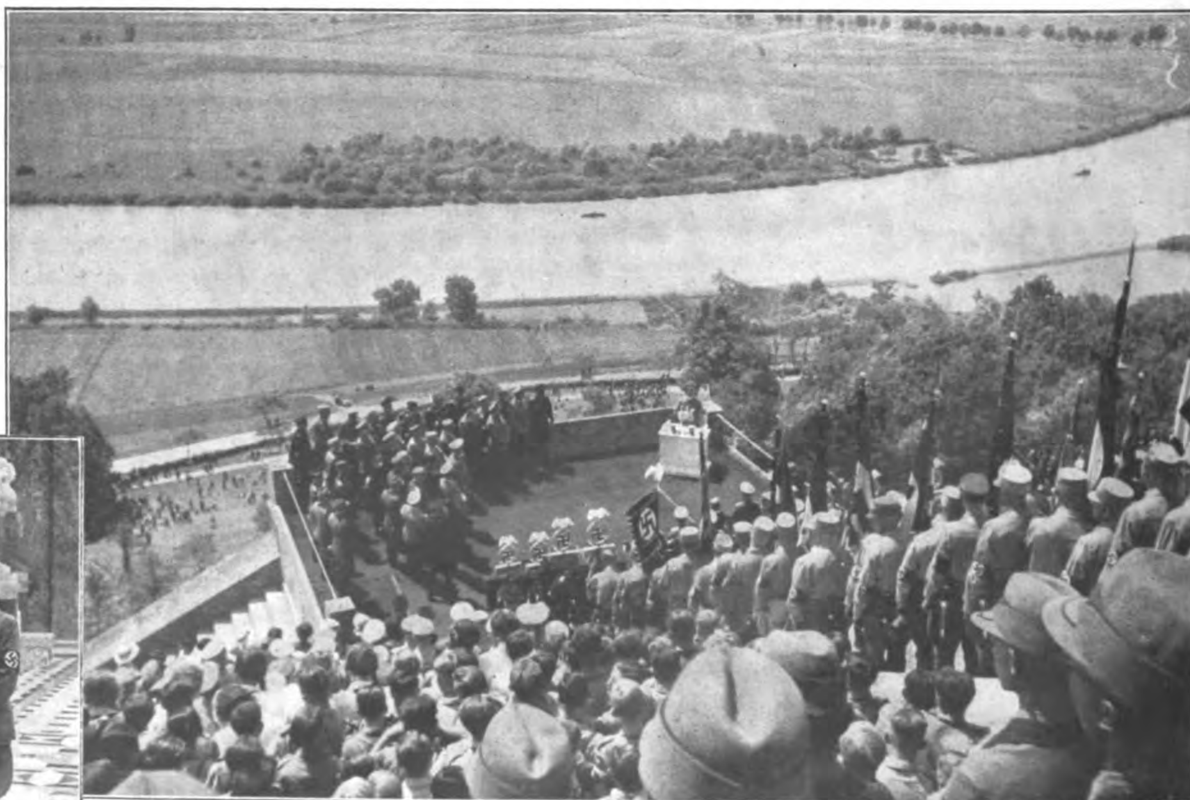
Die Kameraden des Panzerschiffes „Deutschland", die nach dem Rotmordüberfall vor Ibiza ihren schweren Verletzungen in Gibraltar erlegen sind.

Der Staatsakt von Regensburg

Bruckner-Büste in der Walhalla



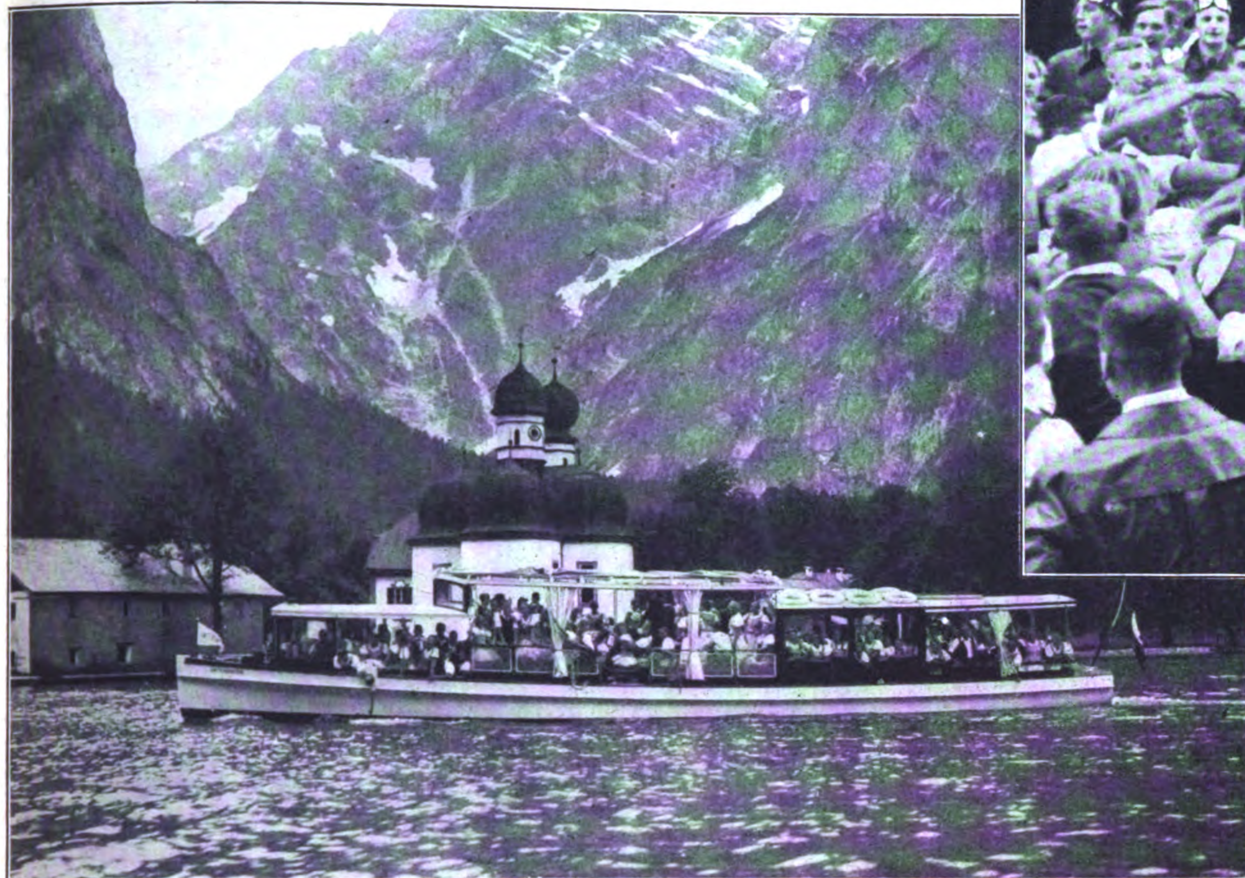
Der Führer erhält vom Oberbürgermeister der Stadt Regensburg, Schottenheim, ein wertvolles geschichtliches Buch über Regensburg.



Oben: Festtage in Regensburg. Reichspropagandaminister Dr. Goebbels spricht bei dem Festakt in der Walhalla.



Links: Im Rahmen eines feierlichen Staatsaktes in der Walhalla wurde am 6. Juni die Büste des großen deutschen Komponisten Bruckner enthüllt. Das Bild zeigt den Führer vor der Brucknerbüste.





Eine unerwartet freudige Begegnung mit dem Führer. Schüler und Schülerinnen der Reichsschule für Leibesübungen des Reichsnährstandes begegneten auf der Rückfahrt nach München zwischen Berchtesgaden und Bad Reichenhall dem Führer, der anhielt und sich mit den Jungen und Mädel unterhielt

Links: Jungen und Mädel von der Reichsschule für Leibesübungen des Reichsnährstandes während einer Motorbootsfahrt auf dem Königssee bei Bartholomä.



Mussolini verläßt sein selbst gesteuertes Flugzeug, um dem Generalfeldmarschall v. Blomberg den Agro Pontino zu zeigen.



Generalfeldmarschall v. Blomberg im Gespräch mit dem italienischen Marschall Badoglio.

Aufnahmen: Weltbild (4), Presse Photo (4), Heinrich Hoffmann (2), Leo Bauer (1).



Der deutsche Botschafter nach seinem Eintreffen in Burgos zur Trauerkundgebung für den tödlich abgestürzten General Mola.



Generaloberst Göring spricht beim Appell des Reichsluftschutzbundes in der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne des Reichssportfeldes.



Reichsaußenminister Frhr. v Neurath wurde bei seiner Ankunft auf dem jugoslawischen Flughafen bei Semlin von Kindern der deutschen Kolonie begrüßt.



Der chinesische Finanzminister Dr. Kung, ein Schwager Tschiangkaischeks, besuchte Berlin. Neben ihm: der chinesische Botschafter.

DAS GERICHT und die Auslandspresse



Die 3. Große Strafkammer des Landgerichts Koblenz tagt. Vor diesem deutschen Gerichtshof wickelten sich bisher die meisten Sittlichkeitsprozesse gegen Geistliche und Ordensangehörige der römisch-kathol. Kirche ab. Rechts: Der Vorsitzende des Gerichts, Landgerichtsdirektor Dr. van Kollwijk. Links stehend: Oberstaatsanwalt Hattingen während einer Anklagerede. Im Vordergrund: Die Vertreter der Auslandspresse.

Vor der Großen Strafkammer in Koblenz und vor anderen deutschen Gerichten stehen seit einiger Zeit fortlaufend Fälle klösterlicher Unzucht zur Verhandlung. Unser Sonderberichterstatter wohnte einigen dieser Prozesse, wie sie sich fast wöchentlich dort abwickeln, bei. Es handelt sich bei den hier wiedergegebenen Fällen nicht etwa um besonders ausgesuchte schwere Verbrechen, die aus dem Rahmen der übrigen Prozesse herausfallen, sondern um Anklagen, wie sie in der gleichen und auch noch schwereren Form zu unzähligen Malen gegen klösterliche Sittenlosigkeit und Verwahrlosung erhoben werden. Es geht hier um mehr als nur um die verkommenen Ordensbrüder selbst, denn von ihnen aus wurde über die ihnen anvertraute deutsche Jugend hinaus, die den Verführungen in einem frühen Alter als willenloses Werkzeug verfiel, die Seuche ins Volk getragen Der Staat handelt hier in der Abwehr gegen ein System von aufeinander verschworenen Verbrechern, dem nachgewiesenermaßen selbst der hohe Klerus machtlos gegenübersteht. Wiederholt erweist es sich, daß hohe Kleriker von diesen Vorgängen schon vor vielen Jahren unterrichtet waren, ohne daß sie wirksame Maßnahmen dagegen ergriffen. Die gründliche Säuberung, die nun erfolgt, ist ein eisernes Gebot der Zeit. Daß die Verhandlungen öffentlich geführt werden und auch die Auslandspresse ihnen beiwohnen kann, ist, entgegen allen hetzerischen Verleumdungen seitens der interessierten Dunkelmännerkreise, ein deutlicher Beweis für die peinlich einwandfreie und gerechte Durchführung der Prozesse. Die ursprünglich sich stets erweisende und von Kirchenoberen unterstützte Verstocktheit der Angeklagten weicht in den meisten Fällen einem offenen, freiwilligen Geständnis, und zwar angesichts des erdrückenden Beweismaterials. Der nun im Gang befindliche Reinigungsprozeß hat

DIE ZUHÖRER



Rechts: Die Menge der Zuhörer.

Die Verhandlungen finden in der Öffentlichkeit statt. Rechts in der 1. Reihe der Zuhörer sitzend (mit Brille und Schreibmaterial): Der Beauftragte des Bischofs von Trier.

Im N

Deutsche Gerichte

Bilder aus einigen der zahlreichen



Karl Günther (ehemal. Zisterzienserpater Martin). Im Bild rechts: Sein Verteidiger, Rechtsanwalt und Notar Teves, ein ehemaliger Zentrumsführer aus dem Rheinland. Der Angeklagte verging sich an ihm anvertrauten Zöglingen. Sein Abt, der davon Kenntnis hatte, versetzte ihn nur in ein anderes Kloster.

amen des Volkes

im Kampf für Sitte und Sauberkeit gegen widernatürliche Laster. Prozesse, die gegenwärtig in Koblenz gegen verbrecherische Ordensangehörige geführt werden.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

DIE ANGEKLAGTEN



Josef Fottner (Barmherz. Bruder Kilian), aus dem bekannten Kloster Montabaur, wurde durch einen Zeugen schwer belastet. Das Gericht fällte Freispruch mangels Beweises.



Johann Lang (Franziskanerbruder Friedrich) mißbrauchte ihm anvertraute schwachsinnige Pfleglinge. Verhaftung erfolgte vor seiner geplanten Flucht ins Ausland.



August Lauer (Barmherz. Bruder Januarius) verging sich in seiner Eigenschaft als Leiter der Landwirtschaft des Klosters nachgewiesen an zehn körperlich behinderten jungen Menschen.



Otto Münz (Franziskanerbruder Elektus), aus dem Kloster Waldbreitbach, verführte junge Handwerksburschen, die im Kloster um ein Almosen baten. Den Opfern wurden Schweigegelder bezahlt.



Emil Rock (Barmherz. Bruder Ephraim), aus dem Kloster Montabaur, verging sich als stellvertretender Novizenmeister und als Krankenpfleger an Zöglingen des Klosters.

DIE OPFER



Ein schwachsinniger Klosterzögling, taubstumm, Vollwaise, versucht dem Gerichtsvorsitzenden seine grausamen Erlebnisse im Kloster verständlich zu machen.

mit Religion nichts anderes zu tun, als daß sich die ungeheuren Anklagen gegen Träger des geistlichen Gewandes richten, deren Aufgabe es sein soll, Seelsorge zu betreiben und nicht Sittlichkeitsverbrechen zu begehen. Der Staat schützt das Gewand des Geistlichen auf Grund des Konkordats genau so wie das Ehrenkleid des Soldaten. Diese Tatsache tritt bei den Prozessen sinnfällig dadurch in Erscheinung, daß es den Angeklagten erlaubt ist, in Zivilkleidung vor Gericht zu erscheinen. Für die Richter ist es sicherlich keine angenehme Aufgabe, zur Findung des Rechts diesen unaussprechlichen moralischen Sumpf aufwühlen zu müssen. Das deutsche Volk ringt unter der Führung Adolf Hitlers um seine Existenz, und es ist bestimmt die Meinung eines jeden anständigen deutschen Volksgenossen und aller anständigen Ausländer, daß es für den hohen Klerus besser gewesen wäre, wenn er sich durch rechtzeitiges Eingreifen diese Blöße erspart hätte.



Ein körperbehinderter Pflegling des „Herz-Jesu-Heimes" in Fulda macht vor Gericht seine Aussagen.



Ein Schwachsinniger schwersten Grades, ehemal. Klosterpflegling, vor dem Richtertisch.



Ein körperbehinderter Klosterpflegling. Durch Hunger mürbe gemacht und mit Alkohol verführt.



Ein weiterer Klosterpflegling, dessen körperliches Gebrechen die Angeklagten vor ihrer Tat nicht abschreckte.



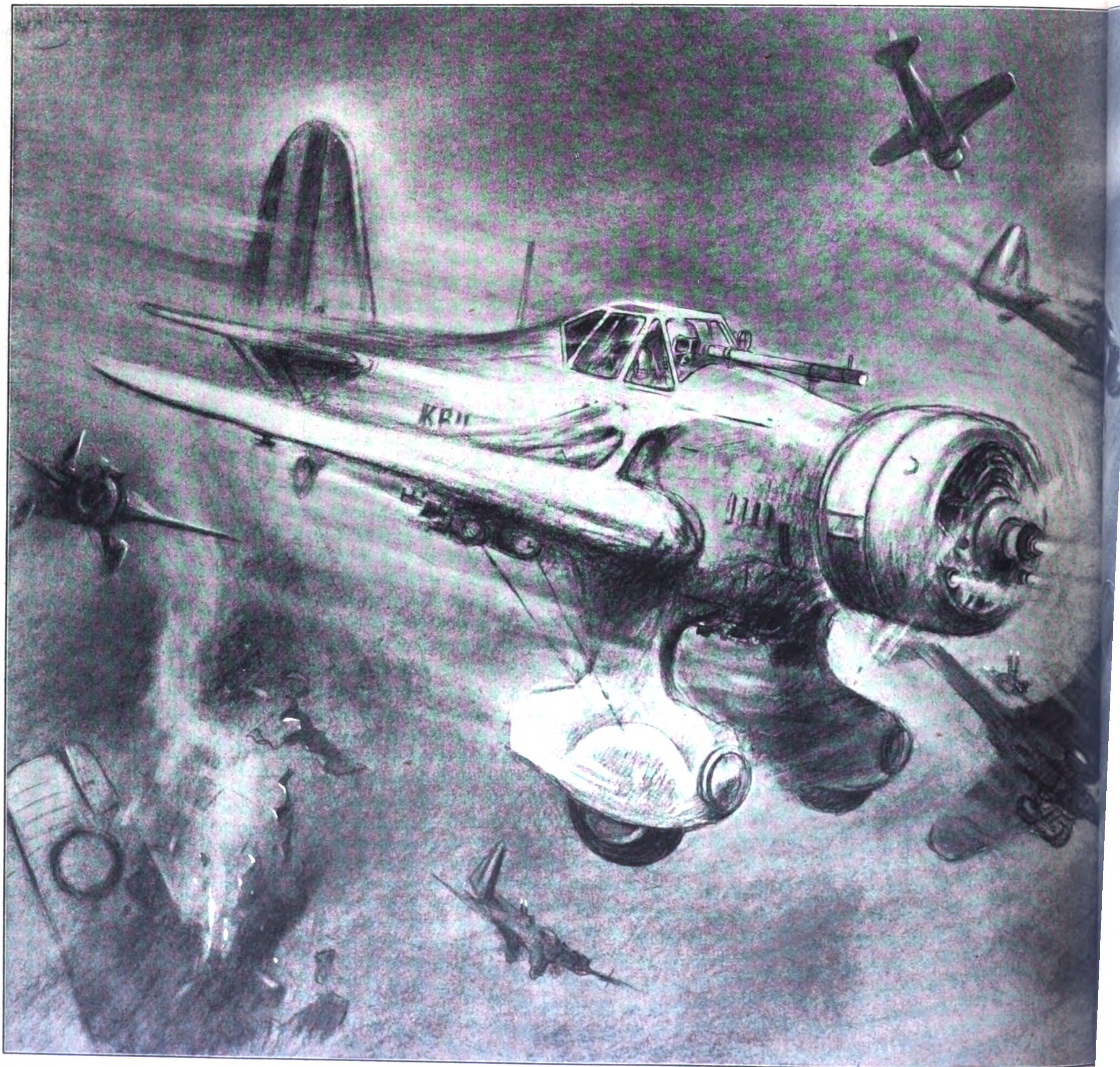
Der Leidensweg dieses Jungen, der vor Gericht mit seinem Vater erschien, zeigt die ganze sittliche Verkommenheit seiner Verführer im geistlichen Gewand.



Ein Ordensbruder als Zeuge, von einem älteren Ordensbruder zu den Verbrechen verführt. Er ist in einem der folgenden Prozesse selbst als Angeklagter verurteilt worden.

Kampfflugzeu

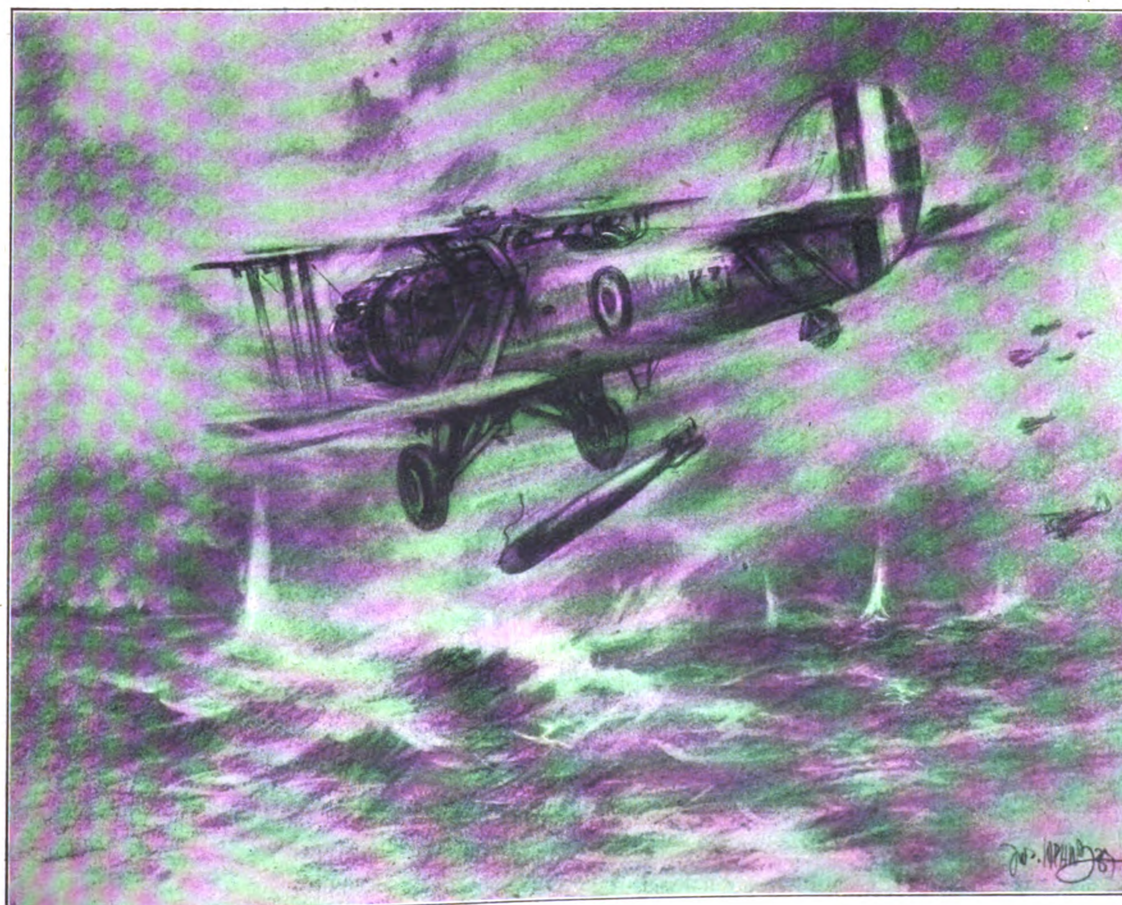
In Frankreich fordert man neuerdings für die Marine eine starke Ausrüstung mit Sturzbombern, während man in England besonderen Wert auf Torpedobomber legt. Für jede Art von Bombenabwurf sind die technisch-optischen Hilfsmittel gewaltig verbessert worden. Unser Zeichner hat einige der modernsten ausländischen Flugzeugtypen auf dem Papier festgehalten.



Der Jagdeinsitzer.

Die Fortschritte bei dieser Waffe liegen weniger in der Leistungssteigerung als vielmehr in einer Verstärkung der Bewaffnung. Außer der Maschinengewehrbestückung werden heute fast durchweg Flugzeugkanonen eingebaut. Diese Kanonen sind Maschinenwaffen, die in der Minute 250 bis 500 Sprenggeschosse von 2 cm Kaliber verfeuern. Die Zeichnung stellt einen Jagdeinsitzer dar, worin eine Flugzeugkanone derart eingebaut ist, daß sie durch die hohle Luftschraubennabe feuern kann; außerdem gehören zur Bewaffnung zwei Maschinengewehre, die ihre Geschosse durch den Luftschraubenkreis streuen. Während die Geschosse der Maschinengewehre einem feindlichen Flugzeug selbst wenig anhaben können, vermögen die Treffer der Sprenggeschosse das Flugzeug so zu beschädigen, daß, wenn es nicht abstürzt, zum mindesten seine Manövrierfähigkeit unmöglich gemacht wird.

r den „JB." gezeichnet
von Josef Lazarus.



Der Sturzbomber.

Beim Sturzbombenangriff stoßen die Flugzeuge einzeln aus ihrem hochfliegenden Verband (5000 Meter) fast senkrecht auf das Ziel herunter, wobei das Ziel mit dem ganzen Flugzeug angenommen wird. Erst in einer Höhe von 300—100 m über dem Ziel löst der Flugzeugführer die Bomben aus und reißt sofort nach dem Abwurf das Flugzeug wieder hoch, das durch den Geschwindigkeitszuwachs beim Sturzflug (fast 600 st/km) besonders steigfähig geworden ist. Die Bomben sind so an den Unterflügeln angebracht, daß sie beim Abwurf am Luftschraubenkreis vorbeifliegen. Der Sturzflug setzt ein Höchstmaß fliegerischen Könnens sowie besonders stabil gebaute Flugzeuge voraus, da der senkrechte Absturz und das Abfangen der Maschine vor dem Ziel an Mensch und Maschine höchste Anforderungen stellen. A zeigt den Anflug, B = Sturzflug, C = Abwurfhöhe und Abfangen des Flugzeuges.

Links: Durch Flugzeugträger in den Kampfbereich geschafft, fliegt das Flugzeug niedrig herab und wirft aus 10—5 m Höhe den Torpedo ab, da ein Abwurf aus größerer Höhe zu einer Beschädigung des Torpedos führt.

Die Torpedos haben ein Gewicht von 780 kg und entwickeln bei einer Entfernung von 1800 m zum Ziel eine Geschwindigkeit von 75 st/km.

Blutige Streik-Kämpfe in U.S.A.



Die Aufnahme zeigt den Beginn des Streiks in der Stahlindustrie
Die traurige Bilanz der Demonstranten, die sich auf dem Marsch zur republikanischen Stahlgesellschaft befanden, schloß ab mit vier Toten und vielen Verletzten. Über 125 Polizisten mußten mit Gewehren und Tränengas gegen etwa 2000 Demonstranten vorgehen

Im Süden Chikagos vor dem Stahlwerk der Republic - Steel - Corporation, kam es zu schweren, blutigen Straßenkämpfen, weil die Gesellschaft trotz wiederholter Versuche der Lewisgewerkschaft, einen Streik anzuzetteln, den Betrieb nicht stillgelegt hatte. Die Gewerkschaft hatte nach bekanntem Muster etwa 2000 Menschen, darunter auch Frauen, soweit aufgeputscht, daß sie schließlich gegen das Stahlwerk marschierten, um die Gebäude zu stürmen. Am Haupteingang zu den Werken stellte sich den mit Stahlhämmern und sonstigen Werkzeugen bewaffneten Aufrührern Polizei entgegen, wodurch sofort schwere Kämpfe ausgelöst wurden. Die willigen Arbeiter, die nicht mehr Objekt internationaler Hetzer sein wollen, haben sich inzwischen **organisiert, um notfalls ihr Recht und ihren Willen zur Arbeit selbst durchzusetzen**



John Llewellyn Lewis, Erfinder des Sitzstreiks
und Gewerkschaftsführer in USA,
der für die riesigen Streiks verantwortlich ist, die der amerikanischen Wirtschaft ungezählte Millionen Dollars kosten



Ein weiteres Bild von dem Ergebnis der wüsten Hetze der Lewisgewerkschaft.
Zahlreiche Demonstranten werden in den Krankenhäusern an den Fo[illegible]er Verletzungen durch Geschosse, Tränengas und Gummiknüppel behandelt; aber auch viele S[illegible]um Teil schwer verletzt worden

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

XIII. Das Jugendamt

Nur das Volk kann in die Zukunft bauen, das eine gesunde, kräftige und leistungsfähige Jugend besitzt. Die Deutsche Arbeitsfront hat es sich in Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend zum Ziel gesetzt, diese Jugend zu erziehen und zu formen.

Verantwortlich für die Jugendarbeit innerhalb der Deutschen Arbeitsfront ist das Jugendamt der DAF. Bannführer Kurth, der Leiter des Jugendamtes, ein Mann der Zwischengeneration, der Krieg, Freikorps, Nachkriegswirren und den folgenden Neuaufbau an der Front mitmachte, gibt uns bei Besichtigungen, Rundgängen in der Praxis und Theorie einen tiefen Einblick in die verantwortungsvolle Arbeit des Jugendamtes der DAF.

Das sozialpolitische Erbe, das der Nationalsozialismus auf dem Gebiete des Jugendschutzes und der Jugendpflege antreten mußte, war geradezu als katastrophal zu bezeichnen. Kein ausreichender Urlaub, keine ausreichenden Pausen, keine vernünftige Freizeitgestaltung und Berufsausbildung. In den meisten Fällen wurde der Lehrling in den ersten Jahren seiner Ausbildung als billige Arbeitskraft angesehen und danach ausgenutzt. Die Zahl der ungelernten Arbeiter stieg in einem beängstigenden Umfang. Die Gesundheit der Jugendlichen wurde durch falsche Arbeitsmethoden und Ausnutzung untergraben.

In Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend hat die Deutsche Arbeitsfront all die Fehlerquellen untersucht, die die Leistungsfähigkeit und Gesundheit der deutschen Jugend untergraben können,



Nicht Streber, leistungsfähige Kerle sollen durch den Reichsberufswettkampf erzogen werden. Nur die Harmonie zwischen gesundem Geist und gesundem Körper ergibt einen ganzen Kerl. Der Sportlehrer feuert den Jüngsten und Schwächsten zur höchsten Kraftentfaltung an.



Bannführer Kurth, der Leiter des Jugendamtes der Deutschen Arbeitsfront, bei einer sportlichen Prüfung zum Reichsberufswettkampf. Nicht vom grünen Tisch, sondern ausgehend von den Erfahrungen der Front wird die Arbeit an der schaffenden deutschen Jugend geleistet.

und ist in langsamer Aufklärungsarbeit daran gegangen, für Abhilfe zu sorgen. Viele Erfolge sind schon der gemeinsamen Arbeit beschieden gewesen. Es sei nur an die Urlaubsaktionen gedacht, die es erreichten, daß eine ganz wesentliche Heraufsetzung des Urlaubs erfolgte. Damit die Jugendlichen ihren Urlaub auch sinngemäß verbringen können, wurden die Zeltlager der Hitler-Jugend geschaffen. Der Jugendschutz wurde ausgedehnt, die Berufsausbildung nicht nur außerhalb des Betriebes, sondern gerade in diesem verbessert. Wo es möglich war, wurden Lehrwerkstätten, in denen die Jugendlichen nach einem genauen Plan eine ausgezeichnete Berufsausbildung erhalten, geschaffen. Betriebssport für Jugendliche wurde eingeführt. Aber die Arbeit galt nicht nur den Großbetrieben, weil die Erfolge verhältnismäßig leichter waren, sondern in gleichem, wenn nicht verstärktem Maße den vielen Hunderttausenden von Kleinbetrieben. Gerade hier war es notwendig einzugreifen. Denn in diesen Betrieben fand eine besonders große Ausnutzung der jugendlichen Arbeitskraft statt. In Zusammenarbeit mit den zuständigen Wirtschaftsorganisationen und Staatsstellen konnte auch hier für eine Abstellung



Selbständige Entscheidungen zu fällen ist doch nicht gar so leicht. Zwei Lehrlinge in einer Übungsfirma unterhalten sich über eine Bestellung bei einer anderen Scheinfirma. Durch die Übungsfirmen lernt der Lehrling schon frühzeitig selbständig und verantwortungsbewußt zu denken und handeln.



In der Berufsausbildung der Jugendlichen nehmen die Übungsfirmen der Deutschen Arbeitsfront einen großen Raum ein

In den Übungsfirmen erfüllt jeder Lehrling unter Oberleitung eines erfahrenen Praktikers eine Stellung im Betriebe als Prokurist, Lagerist, Werkführer oder dergleichen zum Scheine aus.

der Übelstände Sorge getragen werden. Überall wurde die Idee, daß der jugendliche Lehrling nicht eine billige Arbeitskraft, sondern Arbeitsschüler sei, propagiert.

Grundlage der Erziehungsarbeit an der Jugend selbst bildet stets die Herausstellung der Eigenverantwortlichkeit der Jugend. Von früh auf sollen die Jugendlichen zu eigener Verantwortlichkeit erzogen werden. Der Reichsberufswettkampf der deutschen Jugend, an dem sich im letzten Jahre über 1,8 Millionen Jugendlicher von insgesamt 2,2 Millionen schaffenden Jugendlichen beteiligten, ist ein typisches Beispiel, wie die Jugend antwortet, wenn der Ruf der Verantwortung an sie ergeht. Ebenso ist es mit der Einrichtung der Betriebsjugendwalter und Jugendbetriebsappellen. Der Betriebsjugendwalter, der zur Unterstützung des Betriebswalters der DAF. arbeitet, ist verantwortlich für alle Jugendlichen des Betriebes. Er hat in allen Fragen, die die Arbeit der Jugendlichen im Betriebe betreffen, den Betriebswalter der DAF. sowie den Betriebsführer zu unterrichten und mit dafür zu sorgen, daß Mißstände abgestellt werden.

Ebenso geht die deutsche Übungswirtschaft von dem Gesichtspunkt der Eigenverantwortlichkeit aus. In einigen Übungsfirmen haben wir Gelegenheit, die jungen Lehrlinge zu besuchen, wie ein jeder von ihnen innerhalb einer Scheinfirma einen verantwortungsvollen Posten auszufüllen hat. Es überrascht geradezu, mit welchem Ernst und Verantwortungsbewußtsein die Jungen ihre Scheinstellen als Buchhalter, Kontorist, Lagerist usw. ausfüllen. Die Übungswirtschaft der DAF. stellt eine kleine Scheinvolkswirtschaft dar. Eigene Finanzämter, Handelsregister, Notare, Gerichtsvollzieher sind vorhanden. Bis



Mädel und Jungen kämpfen im Reichsberufswettkampf um die Palme des Sieges.

Die Aufnahme zeigt eine junge Buchbinderin in der praktischen Prüfung. In dem freiwilligen Leistungswettbewerb werden hohe Anforderungen an das theoretische und praktische Können eines jeden Teilnehmers gestellt.



Wer hat die beste Arbeit geliefert?

Eine Prüfungskommission besichtigt und überprüft genau die abgelieferten Arbeiten. Zehntausende von freiwilligen Helfern sorgen für reibungslose Durchführung des gewaltigen freiwilligen Leistungskampfes der deutschen Jugend.

nach Übersee geht die Post. Bestellungen gehen hin und her. So lernen die Jungen schon frühzeitig verantwortungsvoll zu kalkulieren und zu wirtschaften.

Bannführer Fasold, der Leiter der Übungswirtschaft in der DAF., ist dabei, dieses einzigartige Erziehungsinstrument immer mehr noch auszubauen. Zum Schluß besuchen wir in Begleitung des Leiters des Jugendamtes noch einige Lehrgänge der fördernden Berufserziehung, sehen wie die Jungen auf einer wirtschaftskundlichen Fahrt den Horizont ihres Berufskönnens erweitern und die großen Zusammenhänge kennenlernen, hören fachberufliche Vorträge und nehmen an einigen Arbeitsgemeinschaften und Elementarlehrgängen, die der Berufsschulung dienen, teil.

Durch Erziehung der Jugendlichen, durch Erweiterung des Jugendarbeitsschutzes, Verbesserung der sozialpolitischen Verhältnisse, Ausgestaltung der Freizeit und eine umfassende Berufserziehung sorgt das Jugendamt der DAF. dafür, daß der schaffende deutsche **Mensch von morgen ein gesunder und ganzer Kerl ist, der all die Eigenschaften besitzt, die notwendig sind, Deutschlands Stellung in der Welt zu befestigen.**

Werner Denkler.

XIV. Das Amt für Betriebsführung und Berufserziehung

Deutschland verdankt seinen Ruf in der Welt neben Dichtern, Philosophen und anderen nicht zuletzt noch seinen Facharbeitern. Der deutsche Facharbeiter ist weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus bekannt. „Made in Germany" — daß diese Bezeichnung, die Deutschland von den Weltmärkten entfernen sollte, zu einem Zeichen höchster Qualität wurde, war das Verdienst des deutschen Facharbeiters.

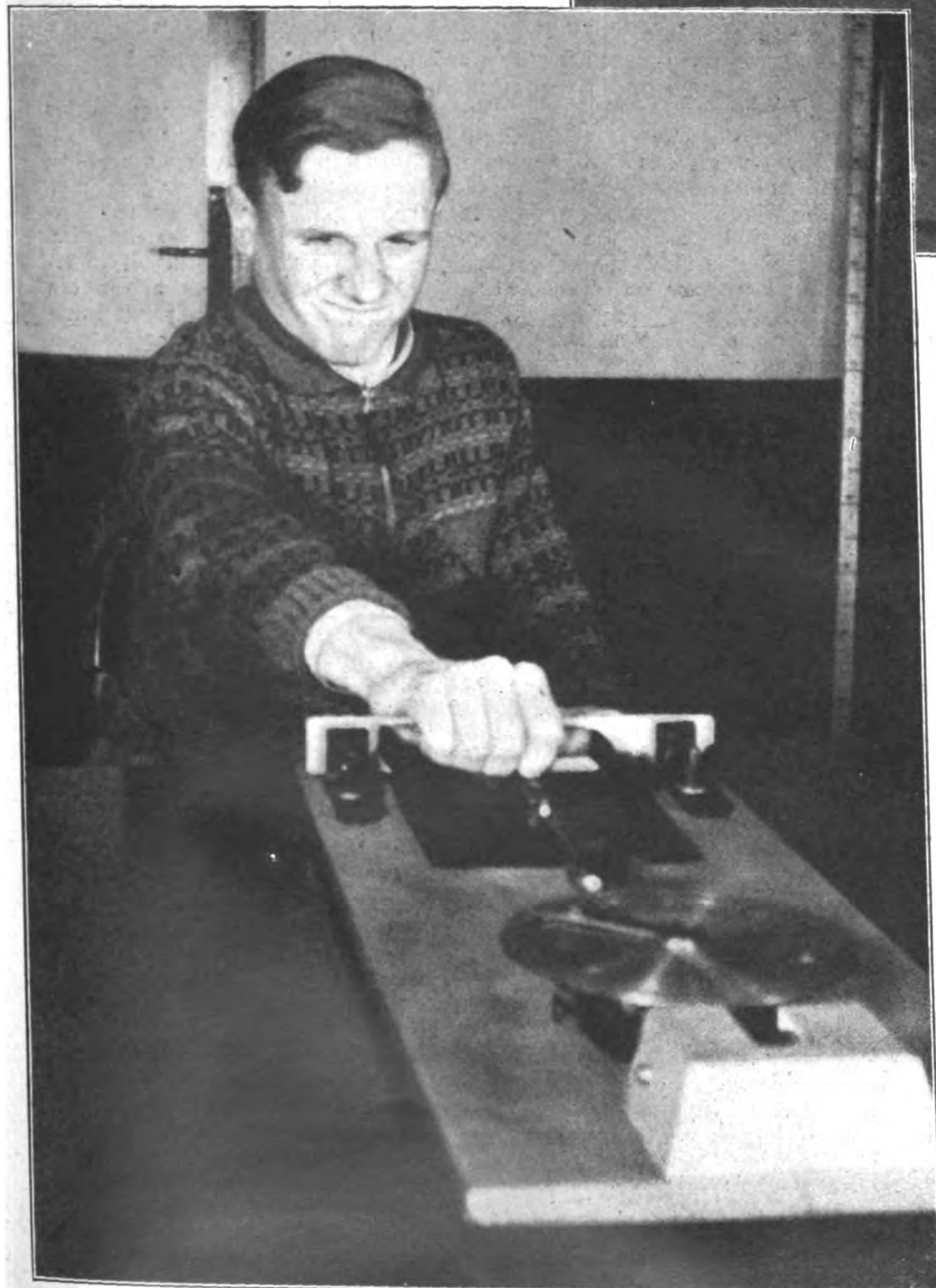
Das Schicksal schenkt einem Volk nie etwas unverdient, auch nicht zu Höchstleistungen befähigte Facharbeiter. Sorgfältige Schulung und Erziehung ist notwendig. Innerhalb der Deutschen Arbeitsfront hat das Amt für Betriebsführung und Berufserziehung die Aufgabe erhalten, den deutschen Menschen an die vom Nationalsozialismus geprägte Auffassung von Beruf und Arbeit heranzubringen und zu höchsten Leistungen im Betriebe zu befähigen. Mit der Leitung des Amtes wurde Parteigenosse Prof. Dr. Arnold beauftragt. In seinem Amte, das in einem Berliner Vorort, fernab von dem Geraffel der großen Straßen, untergebracht ist, erzählt uns Parteigenosse Dr. Arnold über die Aufgaben seines Amtes.

Der gesamte Aufgabenkreis des Amtes teilt sich in zwei wesentliche Arbeitsgebiete: einmal ist die berufserzieherische Formung und Prägung des Arbeitsmenschen zu leisten und zum anderen sind die Arbeitsstätten und Betriebe in sinnvoller Weise zu ordnen, aufzubauen und zu leiten. Alle Berufserziehungsarbeit, so führt Parteigenosse Dr Arnold aus, beginnt mit der Überlegung, daß nur derjenige zu einer wirklichen Befriedigung und Leistung in seinem Beruf gelangt, der **am richtigen Arbeitsplatz steht und dort seine vollen schöpferischen Kräfte zum Einsatz bringen kann. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, daß das** Amt mit seiner Arbeit bereits bei dem Einsatz des jungen ins Berufsleben tretenden Menschen insofern Einfluß nimmt, daß er nur dem Beruf zugeführt wird, der seinen Anlagen und Fähigkeiten entspricht und der für Nachwuchsaufnahme fähig ist. **Die vom Amt ausgearbeiteten Prüfungs- und Erziehungsmethoden haben sich hier bestens bewährt.**

Wie kann nun das Amt feststellen, welche Berufe für Nachwuchsauf-



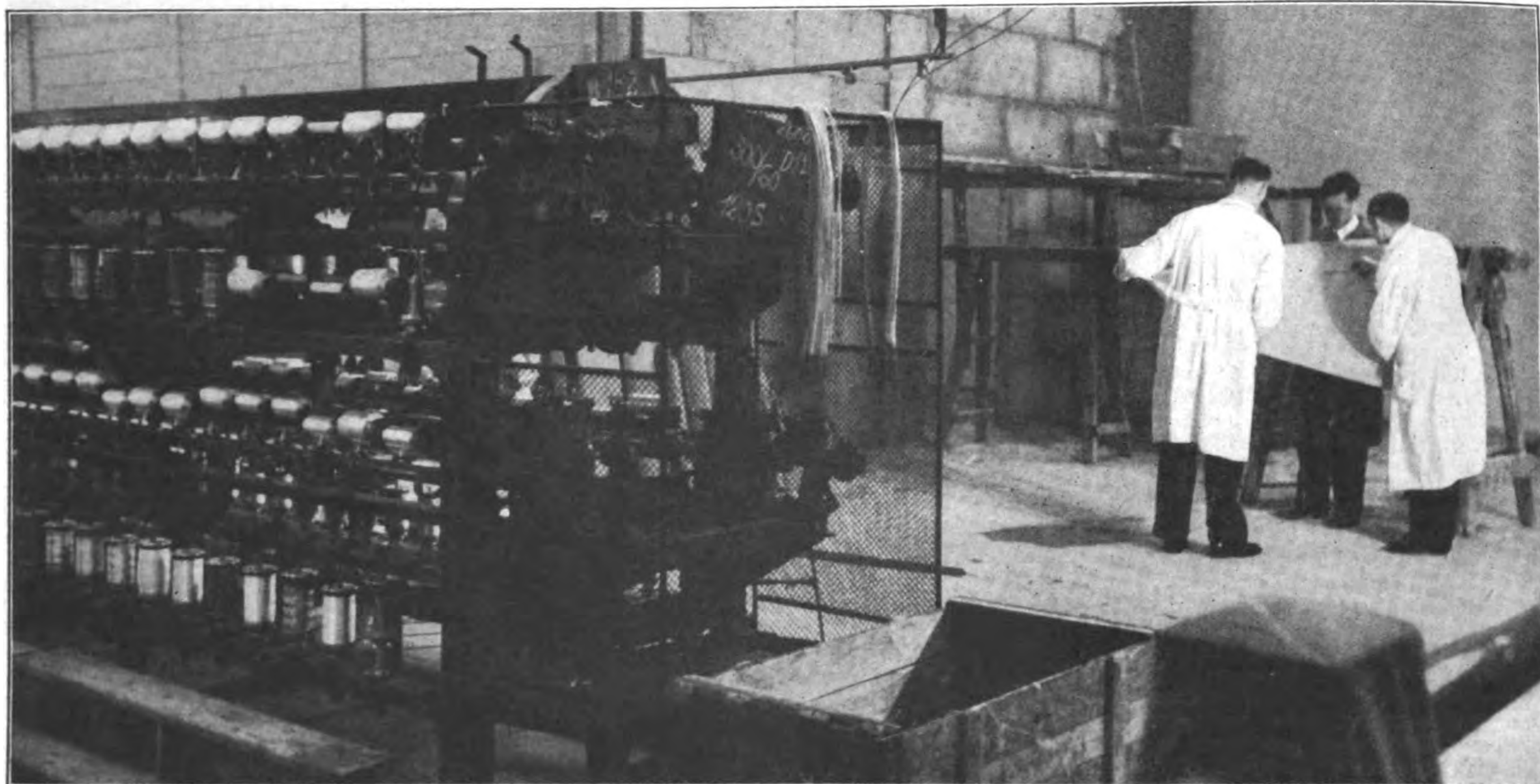
Professor Parteigenosse Dr. Arnold,
der Leiter des Amtes für Berufserziehung und Betriebsführung in der DAF. prüft in einer Lehrwerkstatt zusammen mit den Eltern das Werkstück eines Lehrlings. Das Amt strebt eine enge Zusammenarbeit zwischen Betrieb und Elternhaus an. Das vom Amt herausgegebene Werkstattheft soll wöchentlich vom Ausbildungsleiter und den Eltern abgezeichnet werden.



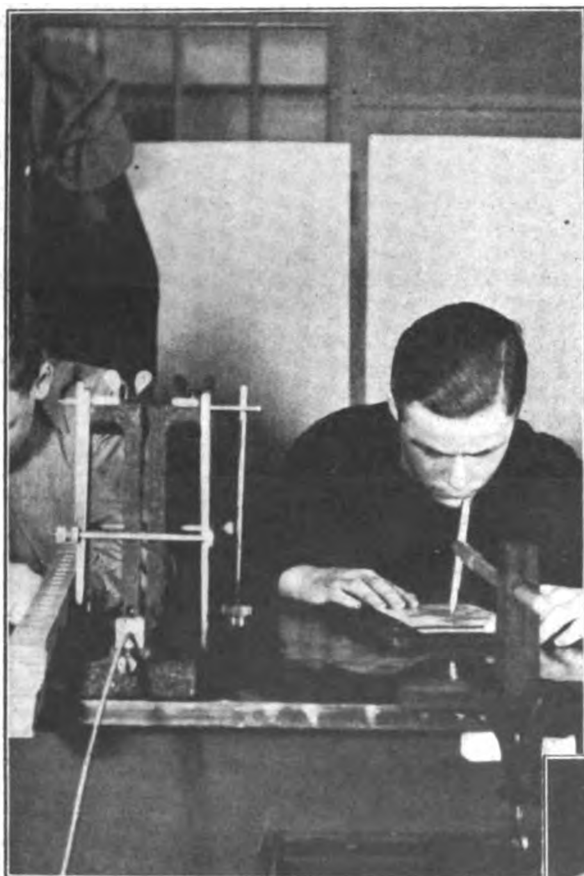
Ob er Kraft genug hat?
Ein Mensch wird erst dann zur Höchstleistung befähigt sein, wenn er an einem Arbeitsplatz steht, den er auf Grund seiner geistigen und körperlichen Kräfte auch ausfüllen kann.



In der Lehrmittelzentrale des Amtes
holen sich Kursus- und Ausbildungsleiter praktische Unterlagen für ihre Arbeit. In dieser Lehrmittelzentrale sind alle wichtigen Lehrstoffe für sämtliche Berufe vorhanden. Tausende von Filmen, Lichtbildbändern, Vortragstexten usw. werden monatlich ausgeliehen.



Der Betrieb ist unrentabel! Woran liegt das? Sind falsche Fabrikationsmethoden in Anwendung oder was stimmt sonst nicht?
Vom Treuhänder oder vom Betriebsführer gerufen, prüft der Untersuchungstrupp des Amtes den ganzen Betrieb, um die Fehlerquellen zu finden. Durch die Arbeit des Untersuchungstrupps wurde schon Tausenden von Gefolgschaftsmitgliedern ihr Arbeitsplatz erhalten.



Mit Eifer bei der Sache.
Ein Ausschnitt aus dem Prüfungsraum. Wozu werden sie sich eignen? Eigentlich wollen sie alle Autoschlosser werden. Die Prüfung mit besonders konstruierten Apparaten soll ihnen jetzt zeigen, ob sie die notwendigen Eigenschaften für diesen Beruf besitzen.

nahme fähig sind? Denn ein Beruf, der heute Facharbeitermangel hat, kann morgen überbesetzt sein. Um das festzustellen, so beantwortet Parteigenosse Dr. Arnold unsere Frage, werden laufend vom Amte umfassende Untersuchungen, statistisch-wissenschaftliche Arbeiten, Feststellungen über die bevölkerungspolitische Entwicklung, Ermittlungen über konjunkturelle und strukturelle Wandlungen in der Wirtschaft angestellt.

Aufgabe des Amtes muß es sein, alle im deutschen Volke vorhandenen Arbeitsenergien und Fertigkeiten planvoll und vernünftig zu wecken und zu mehren, denn die Welt von morgen bestimmt nicht die Maschine, sondern der Mensch und seine Fertigkeiten. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn die berufliche Lehre nach neuen Grundsätzen gestaltet und vor allem in diesem Ablauf bestimmt wird. Die vom Amt ausgearbeiteten und in der Praxis vielfach eingeführten Berufsstammrollen und Werkstatthefte haben hier schon wertvolle Dienste geleistet. Ebenso nehmen in diesem Bestreben die Lehrwerkstätten, die vom Amt besonders gefördert werden, einen großen Raum ein.

Nach Abschluß der Lehre setzen die Maßnahmen der fördernden Berufserziehung ein. Arbeitsschulen, Arbeitsgemeinschaften und Arbeitskameradschaften arbeiten in ganz Deutschland an der Steigerung der Leistungsfähigkeit des deutschen Arbeiters. Wirtschaftskundliche Studienfahrten dienen dazu, den Blick des Arbeiters zu weiten und ihm die Möglichkeit zu geben, größere Einblicke in eigene und fremde Volkswirtschaften zu nehmen. Eine wichtige Aufgabe innerhalb des Amtes hat die Lehrmittelzentrale zu besorgen, die alle die vielen Arbeitsgemeinschaften und Arbeitskameradschaften, Lehrwerkstätten usw. mit Ausbildungsmaterial versorgen. Alle Anstrengungen in der Berufserziehung, so betont Parteigenosse Dr. Arnold zum Schluß unserer Unterredung, sind aber umsonst, wenn der arbeitende Mensch in einem unzulänglich oder unvernünftig geleiteten Betriebe seine Arbeitskraft einsetzt.

Hier ist das zweite große Aufgabengebiet des Amtes, das Gebiet der Betriebsführung, zu finden. Das Amt macht mit seiner Arbeit nicht halt vor den Toren der Betriebe, sondern geht daran, wo es notwendig ist, die Ordnung und Leistungsfähigkeit im Betriebe wiederherzustellen. Monat für Monat sind jetzt schon die Untersuchungstrupps des Amtes, gerufen von den Treuhändern oder den Betriebsführern, unterwegs und durchleuchten die Werke auf ihre innere Verfassung, geben Gutachten ab und helfen praktisch an der Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Betriebe. In vielen Fällen ist es ihrer Arbeit zu verdanken, daß Tausenden von Arbeitern der Arbeitsplatz erhalten werden konnte. In der Reichsschule für Ingenieure und in den Landesschulen des Amtes werden seit Jahren Betriebsführer, Ausbildungsleiter und Ingenieure zu Kursen zusammengefaßt und für ihre erzieherische Arbeit in den Betrieben ausgerichtet.

Werner Denkler.



So geht es bedeutend leichter — und dabei sogar noch schneller.
Kein Meister ist vom Himmel gefallen. Auch der scheinbar einfachste Handgriff muß erlernt sein. Der Untersuchungstrupp verbessert die Arbeitsleistung durch Schulung.

Sämtliche Aufnahmen: Presseamt DAF.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(6. Fortsetzung.)

Ich studierte den Kellner, während er abräumte und eine Tasse Kaffee vor mich hinstellte. Es war einer jener Typen, die man in allen Mittelmeerhäfen sieht — brauner Teint, schwarze Augen, öliges Haar. Kurz, was die Amerikaner einen Dago nennen, jene Mischung aus allen Rassen, von Cro-Magnon, Phönizien und Rom bis zu den barbaresken Staaten, die die Hafenstädte zwischen Port-Said und Gibraltar bevölkern

Ich wollte ihn aushorchen, mit Hilfe listiger Fragen mußte ich etwas über das Boot und seinen Besitzer erfahren. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Ich versuchte es mit allen Sprachen, die ich nur einigermaßen beherrsche, er antwortete bereitwillig in einer Art Pidginenglisch.

„Hören Sie, lieber Freund! Das war ein gutes Mittagessen!"

„Mich freuen, Sir."

„Und bis jetzt habe ich keine Vergiftungserscheinungen bemerkt."

„Nicht verstehen."

„Wirklich? Hören Sie sich den Mann in der Kajüte daneben an! Haben Sie je einen Menschen so schnarchen gehört?"

„Ja, ja!"

„Wissen Sie, wer er ist?"

Ich ließ die Worte wie eine Gewehrsalve knattern. Das Gesicht des Kellners blieb ganz unbewegt, als er sagte:

„Ja, ja!"

„Und wer ist er?"

„Gute Freund."

„Schön! Ein guter Freund hat natürlich nichts dagegen wie ein Mehlsack an Bord geschleppt zu werden! Nun, und die junge Dame, die zugleich an Bord kam! Wer ist sie?"

„Gute Freund."

„Und ich selbst?" brüllte ich, denn die Konversation begann mir auf die Nerven zu gehen. „Bin ich auch ein guter Freund?"

„Ja, ja!"

„Und wer ist der Besitzer des Schiffs? Wollen Sie mir das sagen?"

„Gute Mann!"

Er war draußen, bevor ich einen Gegenstand gefunden hatte, den ich ihm nachwerfen konnte. Als ich die Klinke niederdrückte, fand ich die Türe natürlich von außen verschlossen.

Ich warf mich auf das Bett. Eine kleine Weile später hatte ein unparteiischer Zuhörer vermutlich nur sehr wenig Unterschied zwischen den Schallwellen gefunden, die aus meiner Kajüte, und jenen, die aus der Mr. Grahams drangen.

3.

Ich erwachte mit einem Ruck. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß jemand soeben die Türe zu meiner Kajüte hinter sich geschlossen hatte.

Mit schlaftrunkenen Augen starrte ich um mich. Nichts Verdächtiges war zu sehen. Ich fluchte über meine Dummheit, ohne Vorsichtsmaßregeln zu Bett zu gehen. Das sollte nicht wieder vorkommen! Wohl war ich unbewaffnet, aber ich hatte auf alle Fälle ein Mittel, zu verhindern, daß man mich im Schlafe überrumpelte! Ich hatte es eigenhändig für eine meiner Detektivnovellen ausgeheckt.

Wieviel Uhr war es?

Drei Uhr nachts. Wir segelten noch immer. Das Pochen der Maschine drang zu mir, regelmäßig wie die Schläge eines gesunden Pulses. Wenn ich zum Kajütenfenster hinaussah, begegnete mein Blick nur schwarzer Nacht und zischendem Schaum. Aus der Ferne glaubte ich aber doch aufschimmernde Lichter auf festem Land zu gewahren. Bei der Geschwindigkeit, die wir hatten, mußten wir schon längst den Öresund hinter uns gelassen haben. Vielleicht waren es die Lichter irgendeiner holländischen Küstenstadt, die mich erreichten — ein letzter Gruß der Heimat für einen in mehr als einem Sinn verlorenen Sohn!

In der benachbarten Kajüte hatte das Schnarchen aufgehört. Ich klopfte an die Wand, zuerst leise, dann fester. Keine Antwort. Bedeutete das, daß der Engländer die Wirkungen der Narkose überwunden hatte und in gesundem Schlafe lag? Oder gab es eine andere, unerquicklichere Erklärung?

Man durfte nicht vergessen, daß Mr. Graham und ich uns an Bord eines Fahrzeugs befanden, dessen Besitzer in der gleichen Weise über uns verfügen konnte wie der Physiologe in seinem Laboratorium über seine Meerschweinchen und Kaninchen verfügt. Ohne Verantwortung, ohne andere Verpflichtung, als uns zu füttern, solange es in sein Experiment hineinpaßte. Und daß er das eine oder andere Experiment mit uns vorhatte, war sicher, so unsicher alles andere dieser verrückten Angelegenheit sein mochte. Denn kein Mensch gewährt Personen, an denen er keinerlei Interesse hat, freiwillig Kost, Quartier und stärkende Seeluft . . .

Ich merkte, daß meine Gedanken in Bahnen zu gleiten begannen, auf denen sie sich bis in alle Ewigkeit im Kreise drehen konnten, ohne irgendwie weiterzukommen. Da ich ja doch nicht schlafen konnte, schien es mir das Beste, zu lesen. Der Besitzer der Jacht hatte mich ja mit Reiselektüre versorgt! Ich beugte mich über das kleine Bücherbrett und studierte dessen Inhalt. Man konnte ihn ohne Übertreibung eigentümlich nennen

Der erste Band handelte von der Geschichte des Großherzogtums Minorca. Der zweite gleichfalls. Der dritte ebenso. Der vierte, fünfte und sechste behandelte dasselbe Thema wie die drei vorhergehenden, der siebente, achte und neunte unterschied sich, was den Gegenstand betrifft, nicht von seinen Vorgängern.

Man konnte von dem Besitzer der Jacht sagen, was man wollte, aber einen schlechten Patrioten konnte man ihn jedenfalls nicht nennen. Wenn er Gäste an Bord nahm, sorgte er dafür, daß sie sich mit der Geschichte seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart vertraut machten. Das war ein schöner Zug von einem Manne, der zu so eigentümlichen Methoden griff, um sich Passagiere zu verschaffen. Aber war dies eine gute Methode, Propaganda zu machen? Das gestattete ich mir zu bezweifeln. Ein Gegenstand mag noch so fesselnd sein — und ich hatte keinen Anlaß, von der Geschichte des Großherzogtums Minorca das Gegenteil anzunehmen — aber neun ganze Bände über ein und dieselbe Sache ist doch etwas viel für einen gehetzten modernen Leser . . .

Ich griff aufs Geratewohl einen der Bände heraus. Ich bezweifelte nicht, daß er sehr bald als Schlafpulver wirken würde. Aber eines wünschte ich nicht, nämlich Überraschungen im Schlafe. Um dem vorzubeugen, hatte ich ein von mir selbst erfundenes Mittel, das ich schon in einer Detektivnovelle verwendet hatte: über den ganzen Boden zerknülltes Papier auszustreuen. Raschelndes Papier hat eine unglaubliche Fähigkeit, den Schlafenden zu wecken. Ich riß ein paar Blätter aus meinem literarischen Notizbuch, zerknüllte sie zu Papillotten und streute sie über den Boden aus, mit einer Geste, würdig der Dame, die auf dem Postwertzeichen der französischen Republik zu finden ist. Dann legte ich mich auf das Bett und begann zu lesen:

„Wir gehen nun daran, jene Epoche der Geschichte Minorcas zu schildern, die mit dem hergebrachten Namen seine Glanzzeit genannt zu werden pflegt (1740 bis 1789). In dieser Periode erreichte unser uraltes Land sowohl in geistiger wie in materieller Hinsicht seinen Gipfelpunkt. Seine auswärtige Politik wurde von einer Reihe einzig dastehender Erfolge gekrönt, Handel und Wandel blühten, Künste und Wissenschaften schwangen sich zu einer bisher ungeahnten Höhe auf.

Einer unserer Chronisten hat den Ausspruch getan, daß die Geschichte des Großherzogtums Minorca stets die seiner Großherzöge gewesen ist. Dies war auch jetzt der Fall. Sicherlich beruhte das beispiellose Aufblühen des Reiches auf den Bemühungen des ganzen Volkes, aber in erster Linie muß es doch dem Regenten Don Jeronimo I., genannt der Glückliche, zugeschrieben werden, der im Jahre 1740 seinem Vater, Don Ramon XVII auf dem Throne folgte . . ."

Kurz darauf muß das Buch meiner Hand entfallen sein. Denn das Nächste, dessen ich mir bewußt wurde, war eine Schiffsglocke, die irgendwo in weiter Ferne läutete. Ein grauweißes Licht sickerte durch das Kajütenfenster herein. Der Boden war mit meinen Papillotten bedeckt Sie sahen bei Tageslicht so grotesk aus, daß ich aus dem Bette sprang und mich beeilte, sie aufzulesen. Es war höchste Zeit Denn wenige Minuten später erschien der Kellner mit meinem ersten Frühstück.

Er zeigte sich womöglich noch weniger mitteilsam als am Tage vorher. Überhaupt war dieser Vormittag von verzweiflungsvoller Eintönigkeit. Ich versuchte zu lesen, aber ich konnte nicht. Vor dem Kajütenfenster rollten die Wellen in endlosen Reihen vorbei. Ich folgte ihnen mit dem Blick, bis ich fühlte, wie eine leichte Hypnose über mich kam Aus dieser wurde ich in der unerwartetsten Weise gerissen Ich hörte einen Schlüs-

sel im Schlosse rasseln. Als ich mich umdrehte, stand der Steward in der Türe. Diesmal war sein Gesicht von einem breiten Grinsen gespalten. Und was er sagte, war dies:

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, Sir!"

Dabei drehte er sich um und schob jemanden in die Kajüte hinein.

„Sie haben Glück, Madame! Der Herr empfängt!"

Mit einem neuerlichen Grinsen, das diesmal von Ohr zu Ohr zu gehen schien, verschwand er und riegelte die Türe hinter sich zu.

4.

Sie war es.

Sie blieb unmittelbar an der Türe stehen und sah mich unschlüssig an. Sie trug keinen Hut. Ihr glattes schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und lag dicht am Kopfe an. Sie war sehr blaß.

„Sie fragen sich natürlich, was der Zweck meines Besuches ist", murmelte sie. „Und Sie haben recht!"

„Madame", sagte ich, „ich frage mich, was der Zweck dieser ganzen Reise ist. Tue ich nicht auch daran recht?"

Sie sah mich erstaunt an.

„Zweck der Reise? Das klingt so, als könnte ich Ihnen darüber Auskunft geben! Bin ich nicht zugleich mit Ihnen entführt worden? Und in ganz derselben Weise? Was meinen Sie?"

Ich beschloß, allen Gedanken Luft zu machen, die mir im Laufe dieser Nacht durch den Kopf gegangen waren.

„Man hat uns gleichzeitig entführt, das ist richtig. Aber wenn nicht ein gewisses Notizbuch gewesen wäre, hätte ich mich nie vor dem Promenadecafé befunden. Und wenn ich nicht zu der Zeit, die in dem Notizbuch angegeben stand, dort gewesen wäre, läge ich jetzt in meinem Bette, anstatt mich irgendwo auf der Nordsee zu befinden. Habe ich nicht recht?"

Sie sah mich vollkommen verständnislos an.

„Und was habe ich mit dieser ganzen Sache zu tun?"

„Nur das eine, daß ich dorthin kam, um Ihnen Ihr Notizbuch zurückzugeben! Wenn nicht Sie es liegen gelassen hätten, wäre ich kaum so galant gewesen."

„Aber ich war es ja gar nicht! Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden!"

Ich vollführte ein Achselzucken, in das ich so viel weltmännische Ironie legte, als ich konnte.

„Sehr wohl, Madame! Das Ganze war offenbar ein Mißverständnis. Reden wir von etwas anderem! Gestatten Sie mir, Ihnen dazu zu gratulieren, auf wie gutem Fuß Sie mit dem Besitzer der Jacht stehen!"

„Was meinen Sie? Ich sollte mit dem Besitzer der Jacht auf gutem Fuß stehen? Ich habe nicht einmal eine Ahnung, wer er ist!"

„In diesem Falle sind wir Leidensgefährten, Madame. Ich habe ebenfalls keine Ahnung. Man gibt mir Logis, man gibt mir Essen, das nicht einmal vergiftet ist, aber man stellt sich nicht vor! Wenn ich vermutete, daß Sie in dieser Hinsicht besser gestellt sind als ich, so war das nur ganz natürlich. Sie dürfen sich ja frei an Bord bewegen! Sie dürfen sogar Besuche machen! Übrigens, ich habe ja ganz vergessen, Sie zu bitten, Platz zu nehmen. Können Sie mir verzeihen? Bitte, setzen Sie sich doch!"

Sie sank auf einen Stuhl. Offenbar verwirrte sie mein Ton.

„Ich sollte mich frei bewegen dürfen?" sagte sie. „Ich darf es ebenso wenig wie Sie! Aber als ich meinen — meine Wächter fragte, ob ich mit Ihnen sprechen dürfe, lachten sie und sagten, bitte sehr!"

„Das zeigt, was für eine hohe Meinung sie von mir haben", sagte ich. „Sie fürchten nicht, daß ich einen Plan aushecken könnte, der uns beide rettet. Da haben sie auch recht! Wenn man weder ahnt, wer einen entführt hat, noch was der Anlaß eines so sinnlosen Vorgehens sein kann, ist es nicht ganz leicht, Pläne zu schmieden."

Sie fixierte mich unverwandt.

„Ist das wahr? Sie haben nicht die leiseste Ahnung, warum man Sie entführt hat?"

„Und Sie selbst? Ahnen Sie, warum Sie gekidnapped wurden?"

Sie zuckte die schönen Schultern.

„Welches Motiv könnte da vorliegen außer Gelderpressung?"

„Sie sind zu bescheiden, Madame! Ich kann mir stehenden Fußes zum mindesten einen anderen Grund denken, Sie zu rauben! Ein Kollege von mir, namens Homer schrieb ein langes Heldengedicht über eine Dame, die aus diesem Anlaß verschwand."

„Ein Kollege — Sie sind also Dichter?"

„Halunkendichter, Madame, Detektivschriftsteller. Welche Gründe man auch gehabt hat, mich zu dieser Seereise einzuladen, Gelderpressung kann es nicht gewesen sein, das werden Sie jetzt verstehen."

Sie saß einen Augenblick stumm da. Die feinen Nasenflügel bebten, als sie atmete.

„Aber ein Motiv muß man ja gehabt haben! Und wenn Sie nachdenken, müssen Sie es doch erraten!"

„Ich bedaure, Madame, aber es ist mir total unmöglich. Ich habe nachgedacht, bis mir der Kopf brummte. Aber die einzige Möglichkeit, die ich ausspintisieren konnte, ist so barock, daß es gar nicht lohnt, darüber zu sprechen."

„Sprechen Sie doch", bat sie eindringlich. „Alles ist besser, als so im Dunkeln zu tappen. Vielleicht ist Ihre Idee richtig, wenn sie Ihnen auch barock vorkommt!"

Ihre Stimme war so einschmeichelnd, daß sie selbst den heiligen Antonius hätte verlocken können, sich zu verplappern. Und ich stehe, was Zurückhaltung betrifft, sehr tief unter dem heiligen Antonius!

„Nun wohl", sagte ich. „Sie erinnern sich vielleicht an den Herrn, der zugleich mit uns an Bord kam?"

„Ich erinnere mich", antwortete sie, ohne zu zögern „Nannten Sie ihn nicht Mr. Graham?"

Ihre Frage rief plötzlich eine Erinnerung in mir wach.

„Ja", sagte ich langsam. „Ja, er heißt Graham. Haben Sie ihn gestern Abend zum erstenmal gesehen?"

„Natürlich! Was meinen Sie?"

„Nur daß ich den Eindruck hatte, daß Sie ihm vor einigen Tagen vor der Polizeidirektion in Kopenhagen nachspioniert haben!"

Sie erhob sich halb von ihrem Sitz.

„Ich sollte — was in aller Welt meinen Sie eigentlich?"

„Ich bitte um Entschuldigung — ein Irrtum wie die Episode mit dem Notizbuch! Ich scheine dazu prädestiniert zu sein, Sie mißzuverstehen, Madame. Sie haben offenbar eine Doppelgängerin, die in letzter Zeit hier in Kopenhagen operiert hat. Mr. Graham hat ein genealogisches Institut in London."

Sie sank wieder im Sessel zurück.

„Wirklich?" murmelte sie. „Sie glauben nicht, wie mich das interessiert! Ein genealogisches Institut in London? Und das sollte der Grund sein, weshalb wir uns hier befinden?"

Es hatte mich schon gereut. Warum sollte ich aufrichtig sein und ihr etwas erzählen, wo sie doch mit größter Bestimmtheit nichts anderes tat, als mich anlügen. Ich hatte wirklich die barocke Idee gehabt, daß Mr. Grahams Beruf und sein Besuch bei mir der Anlaß sein konnte, daß wir entführt worden waren.

„Der Grund, weshalb wir uns hier befinden? So weit möchte ich nicht gehen, Madame. Aber es kann vielleicht in gewisser Weise erklären, warum er hier ist."

Sie ließ sich nicht irreführen. Ihre Stimme war weich wie das Schnurren einer Katze, als sie murmelte:

„Der Engländer interessiert mich nicht — Sie interessieren mich! Er hat ein genealogisches Institut, sagen Sie? Haben Sie sich in irgendeiner Angelegenheit an ihn gewendet? Kennen Sie ihn daher?"

Man kann sein Herz noch so sehr verhärten, man kann noch so skeptisch sein, man kann sogar noch so überzeugt sein, daß alles, was man hört, Lüge ist — es ist doch ganz unmöglich, kalt zu bleiben, wenn eine schöne, wenn eine mehr als schöne Frau mit ihren eigenen roten Lippen versichert, daß man sie interessiert. Sie setzt dadurch Saiten in Vibration, die sich nicht so leicht wieder beruhigen . . . Ich riß mit Gewalt den Blick von ihr los und sah zum Kajütenfenster hinaus. Noch immer jagten die Wellen einander in grauen Brigaden. Ein einsamer Vogel tauchte auf und verschwand.

„Was war das für eine Angelegenheit, in der Sie Mr. Graham konsultiert haben? Erzählen Sie doch! Vielleicht liegt die Lösung da — ich bin ganz sicher, daß sie da liegt! Sie haben irgendeine Erbschaft zu erwarten, und darum hat man Sie entführt!"

Ich antwortete nicht. Wenn ich versucht hätte, ihr die Wahrheit über meine Korrespondenz mit Mr. Graham zu erzählen, sie würde geglaubt haben, ich hielte sie zum Besten.

„Warum antworten Sie nicht? Warum sind Sie so unfreundlich? Sind wir nicht Leidensgenossen?"

Sie war aufgestanden und einen Schritt näher an mich herangekommen. Ich hatte das Gefühl, daß hier etwas geschehen mußte.

„Madame", sagte ich „es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen. Aber Sie befinden sich nicht in Gesellschaft des unbekannten Erben eines Millionenvermögens, wie er in Detektivromanen zu florieren pflegt. Das einzige Geld, das ich zu erwarten habe, ist das Honorar für einen solchen Roman, den ich jetzt gerade für ein paar skandinavische Zeitungen schreibe, und lassen Sie es mich offen sagen, es schreibt sich weder mit fünf, ja auch nur mit vier Nullen. Etwas anderes ist es, daß ich mich um eine Millionenerbschaft, selbst wenn ich Aussicht hätte, eine solche zu machen, gar nicht so sehr reißen würde."

„Sie würden sich nicht darum reißen —"

„Nein. Ich hätte nichts gegen eine Rente von zehntausend, aber was darüber hinausgeht, ist von Übel!"

Nun stand sie dicht neben mir. Ihr Parfum umschwebte mich wie die Duftwellen eines exotischen Treibhauses. Ihr Blick schien in die letzten Tiefen meines Wesens tauchen zu wollen. Ich mußte mich gegen die Betörung wehren, die von ihr ausging.

„Ja, Madame — eine Rente von zehntausend, aber nicht einen Pfennig darüber! Hat man mehr, dann geht es einem wie König Salomo. Man verliert den Lebensappetit und beginnt Aphorismen über die Eitelkeit aller Dinge zu schreiben. Hätte Salomo sich mit zehntausend jährlich begnügt, dann hätte er sich nicht siebenhundert Frauen halten können, aber er würde erkannt haben, daß das Leben ein Abenteuer und nicht eine Last ist!"

Sie starrte mich noch immer an. Meine Worte schienen sie zu verwirren. Plötzlich drehte sie sich auf dem Absatz herum und begann in dem winzigen Raum auf- und abzugehen. Ein berühmter englischer Kollege von mir hat gesagt, es gebe nichts Unangenehmeres als im selben Raum mit einem zerstreuten Tiger eingesperrt zu sein. Ich hatte den lebhaften Eindruck, mit einer solchen Tigerin eingesperrt zu sein, die nicht recht wußte, sollte sie mich auffressen oder nicht. Plötzlich trat sie dicht an mich heran — so dicht, daß ihr Atemhauch meine Wange streifte. Die Augen unter den schrägen Brauen brannten. Sie war berückend schön.

„Ist das, was Sie sagten, Ihr Ernst?" flüsterte sie heiser.

„Was, Madame?"

„Daß Sie sich gar nicht um eine Erbschaft reißen würden!"

„Gewiß ist es mein Ernst. Aber ich begreife nicht, wieso Sie das in solchen Affekt versetzen kann?"

Ihr Gesicht kam mir näher und näher. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Schläfen stieg. Wer weiß, ob die Leiden der alten Märtyrer nicht stark überschätzt werden? Es muß seine Reize haben, von einer schönen Tigerin zerrissen zu werden!

„Ich glaube Ihnen nicht!" murmelte sie. „Da wären Sie eine Ausnahme von allen anderen Menschen. Geben Sie zu, daß Sie —"

Ihr Mund war jetzt nicht mehr als eine Handbreit entfernt.

„Daß was, Madame? —"

„Daß Sie mit diesem Engländer in Korrespondenz standen!"

Ich wußte nicht, was ich glauben, noch weniger, was ich sagen sollte. Inwiefern konnte es sie interessieren, ob ich mit Mr. Henry Graham in Korrespondenz gestanden hatte? Plötzlich geschah es. Eine Hand legte sich auf meine Schulter, ein glühend heißer, wahnsinnig weicher Mund suchte den meinen. Eine Stimme flüsterte:

„Sagen Sie die Wahrheit — erzählen Sie!"

„Madame, ich habe nichts zu erzählen!"

Bevor ich mich versah, geschah etwas anderes: Eine Ohrfeige klatschte auf meiner Wange. Ein stechender Schmerz löste die Liebkosung der weichen Lippen ab. Ein schmetterndes Ra—ta—ta wurde gegen die Kajütentüre getrommelt. Das war sie, die jemandem draußen signalisierte. Eine schöne Furie warf mir von der Schwelle aus einen vernichtenden Blick zu. Dann war ich wieder allein.

„Für die Küsse der irdischen, nicht der himmlischen Liebe geschaffen" — ja, zweifellos! Warum war ich nicht so gewandt in der Erzählungskunst wie Scheherezade? Dann hätte ich die Geschichte meiner Korrespondenz mit Mr. Graham lange genug ausspinnen können, um noch mehrere der erwähnten Küsse zu empfangen ... Anstatt dessen saß ich hier allein mit der Geschichte des Großherzogtums Minerca in neun Bänden. Ein zweifelhafter Ersatz.

Ich sollte jedoch nicht allzulange allein sitzen. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Türe, und mein Kellner zeigte sich. Ich glaubte den Abglanz eines ve-

ständnislosen Grinsens um seinen Mund zu sehen. Aber vielleicht war das nur mein schlechtes Gewissen.

„Man wünscht Sie zu sehen, Sir!" eröffnete er mir.

Ich richtete mich auf. Offenbar war nun der Augenblick gekommen, wo ich dem geheimnisvollen Besitzer des Bootes vorgeführt werden sollte. Wie würde diese Begegnung ablaufen? Sicherlich in weniger attraktiver Art als die, die ich soeben gehabt hatte.

Aber jeder Gedanke daran, nein zu sagen, war ja von vornherein ausgeschlossen.

Ich machte einige Schritte über den teppichbelegten Korridor. Der Steward öffnete eine Türe und schob mich durch diese hinein. Aber wenn der Herr, der mich dort erwartete, der Besitzer der Jacht war, dann war das Mysterium tiefer denn je.

Denn der größte Teil des knappen Raums der Kajüte wurde von einer einzigen Person ausgefüllt. Und diese Person war niemand anderer als mein Freund, Mr. Henry Graham!

5.

Der Orient hat gewisse Gottheiten, die über dem Menschlichen stehen, aber deren äußerer Habitus sich in seltsamer Weise dem Animalischen nähert. Mr. Graham, auf dem Sofa der Kajüte ruhend, erinnerte am ehesten an gewisse Fruchtbarkeitsgötter von den Gestaden des Ganges, deren Namen mir im Augenblick nicht einfielen, aber deren Formen illusorisch an den Flußschlamm erinnern, aus dem sie hervorgegangen sind.

Er lag auf der rechten Seite, das Gesicht der Türe zugekehrt. Seine Hände und Füße waren gebunden. Sein Gesicht starr wie eine Maske. Ein kaum merkliches Zucken huschte darüber hin als ich den Raum betrat.

„Sie, Mr. Graham!" rief ich. „Sie wollten mich sehen?"

Mr Graham antwortete nicht.

„Ich glaubte, der Besitzer des Schiffes wünsche mich zu sprechen. Ich stellte mir vor, daß ich endlich den Zweck dieser Übung erfahren würde!"

Mr Graham schwieg.

„Wie fühlen Sie sich heute?" fragte ich. „Vermutlich nicht übertrieben wohl, aber doch jedenfalls besser als gestern Abend! An Bord dieses Fahrzeugs muß man noch dankbar sein, solange man nicht zu allen Mahlzeiten vergiftete Speisen bekommt!"

Mr. Graham antwortete nicht.

„Was ist denn los? Grollen Sie mir noch immer, weil ich auf Ihre Anzeige nach der Familie Zitadell geantwortet habe? Das meinen Sie doch nicht im Ernst? Das kann ich nicht glauben!"

Mr. Graham schwieg.

„Wenn Sie mir wirklich aus diesem Grunde böse sind, dann haben Sie sich gegen früher sehr verändert, das muß ich schon sagen! Ja richtig, Sie tun ja, als wenn wir uns gar nicht von früher her kennen würden! Sind Sie hochmütig geworden, lieber Mr Graham?"

Mr. Graham antwortete nicht.

„Offenbar ist das der Fall! Vielleicht wird es Sie aber interessieren, zu hören, daß ich nach Ihrem Besuche die Annonce Ihres Konkurrenten beantwortet habe – Sie wissen, die des Mannes, der in der „Berlingske Tidende" nach der Familie Zitadell inserierte. Ich wollte wissen, wie die Sache sich eigentlich verhält, und da Sie mich nicht darüber aufklären wollten, bin ich eben zur Konkurrenz gegangen. Anstatt einer Antwort bekam ich den Besuch eines Herrn, der sich für einen Advokaten bei den Pariser Gerichten ausgab. Interessiert Sie das?"

Mr. Graham schwieg noch immer, aber ich glaubte einen gewissen Unterschied zwischen diesem Schweigen und dem früheren zu bemerken.

„Es war ein Herr von, man kann wohl sagen, frappantem Aussehen", fuhr ich fort. „Seine Stammväter sind unter mindestens drei Rassen zu suchen. Kennen Sie ihn?"

Mr. Grahams Schweigen war ebenso undurchdringlich, aber es schien mir doch, als hätte es noch einmal den Charakter geändert. Jetzt wirkte es beinahe unheilverkündend.

„Was er mir in erster Linie mitzuteilen hatte", sagte ich, „war, daß das salische Gesetz in diesem speziellen Fall aufgehoben ist. Das ist unleugbar interessant, oder was meinen Sie? Haben Sie auch die Tragweite dieser Tatsache erwogen?"

Die Ironie, die ich in meinen Ton legte, schien an Mr. Graham total verschwendet. Hingegen konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß er nun endlich interessiert war. Seine porzellanblauen Augen weiteten sich, bis sie kugelrund waren. Seine Lippen verschmälerten sich zu einem eisenharten Strich. Ich machte unwillkürlich einen Schritt auf die Türe zu. Die Boten des Altertums pflegten oft die unerfreulichen Nachrichten, die sie zu überbringen hatten, mit dem Tode zu büßen. Ich beschloß, die Wirkung meiner Worte, von denen ich übrigens selbst kein Jota verstand, zu verwischen:

„Wer uns eigentlich in seiner Gewalt hat", sagte ich, „ahne ich nicht. Aber ich müßte mich doch sehr irren, wenn nicht eine gewisse Dame ihre Finger im Spiele hätte. Vielleicht kennen Sie sie? Sie ist mehr als schön — sie ist faszinierend. Sie hat eine leicht gebogene Nase und schräge Augenbrauen. Sie —"

Ich kam nicht weiter. Die Türe wurde aufgerissen, und zwei Männer der Besatzung zeigten sich auf der Schwelle. Mit einer kurzen Handbewegung deuteten sie an, daß die Unterredung zu Ende sei und ich zu verschwinden habe. Als ich zögerte, machten sie kurzen Prozeß und packten mich jeder an einem Arm. Mr Graham hatte sich aus seiner liegenden Stellung halb aufgerichtet. Während ich hinausgeschleppt wurde, steuerte er seinen ersten und einzigen Beitrag zur Konversation bei:

„Novellenidee!" knurrte er mit einer Stimme, die vor Empörung und Hohn zitterte. „God damn me, eine Novellenidee wollten Sie haben! Ich hoffe, Sie haben jetzt für eine Zeitlang genug, mein junger Freund!"

Eine halbe Minute später war ich ohne allzu große Zeremonien in meine Kajüte befördert, wo die Geschichte des Großherzogtums Minorca getreulich meiner harrte.

6.

Ob ich nun wollte oder nicht, die Einsamkeit zwang mich, diese Geschichte zu studieren. Ich hatte das Gefühl, daß es mir sonst so ergehen könnte wie den Gefangenen in der Bastille, die ihre ganze Zeit damit verbrachten, über die Ursache nachzugrübeln, weshalb sie eingesperrt waren, und nur allzubald darüber wahnsinnig wurden. Aber nachdem ich eine Weile gelesen hatte, entdeckte ich zu meinem Staunen, daß die Lektüre mir Spaß machte. Die hochtrabende Schilderung der Glanzzeit des Großherzogtums Minorca enthielt Züge von befreiendem Realismus. Diese ganze glorreiche Epoche, in der der Fürst, Don Jeronimo I., genannt der Glückliche, ein Hofleben führte, das sich mit dem Ludwigs XV. von Frankreich messen konnte, war letzten Endes auf Seeräuberei aufgebaut, weder mehr noch weniger. Bei dem nächtlichen Konvent in Ciudadela, der unmittelbar nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1740 abgehalten wurde, erklärte der Fürst, der seit der Zeit der Kreuzzüge erblicher Beschützer des Heiligen Grabes war, nun sei der Moment gekommen, dieses Grab den Ungläubigen zu entreißen.

(Fortsetzung folgt.)



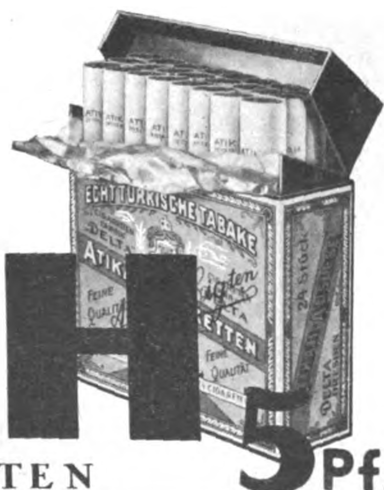
Lustige Wasserspiele in heißer Junisonne
Aufnahme aus dem Mädel-Lager „Hochland" in Königsdorf bei Bad Tölz
Aufnahme: Alice Heß.

Heiligenstaedt

Wenn Sie Abwechslung lieben . . .

dann finden Sie in der Atikah die Cigarette, die Ihnen immer von neuem Abwechslung bietet, ohne daß Sie auf der Suche danach Enttäuschungen erleben. Atikah ist nämlich eine besonders vielseitige, *voll*aromatische Cigarette: ihre Mischung besteht aus 23 verschiedenen, ausgesucht würzigen, vollwertigen Orienttabaken, die so genau aufeinander abgestimmt sind, daß sich die geschmacklichen und aromatischen Eigenheiten jeder Tabaksorte voll entfalten. Im Zusammenklang ergeben sie jene einzigartig fein nüancierte Geschmackfülle, die nie ermüdend oder langweilig wirkt, weil Sie aus ihr immer wieder neue Feinheiten herausschmecken. Außerdem gibt Ihnen das volle, reiche Aroma der Atikah so intensiven Genuß und soviel Anregung und Erfrischung, daß Ihr Rauchbedürfnis nachhaltender befriedigt wird als von gehaltlosen Mischungen, die Ihnen kaum mehr als leicht angewärmte Luft geben. Es kostet also nicht mehr, Atikah zu rauchen – und dabei haben Sie weit mehr davon. Deshalb werden Sie überall erfahren: wer einmal Atikah geraucht hat, raucht sie immer wieder!

Rauchen Sie



ATIKAH

5 Pf.

VOLLAROMATISCHE AUSLESE-CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE MUNDSTÜCK

KARL BAUDER:

Das einzige Kind

Eine Gefahr für Volk und Familie

Die Liebe zum einzigen Kinde überschreitet nicht selten die Grenze des Normalen. Das ist verständlich; wer um das täglich sich erneuernde Glücksgefühl junger Eltern weiß, wird nicht allzu hart urteilen. Aber dem Kinde erscheint seine Umgebung als Norm. Wenn es in übertriebener Verzärtelung aufwächst, so erwartet es überall dasselbe Entgegenkommen wie im Elternhaus. Die Außenwelt, deren Verhalten von keinerlei Vaterstolz oder Mutterliebe beeinflußt wird, erscheint ihm kalt und lieblos. Die dadurch entstehenden Hemmungen machen dem Kinde so zu schaffen, daß seine angeborenen Fähigkeiten sich nicht zu voller Kraft entfalten.

Das allzuviele Mittelpunktsein verursacht in der Seele des einzigen Kindes schwere Schäden. Sein Geltungsbedürfnis bildet sich stärker aus, der Trieb der Auflehnung, der an sich allen Müttern Sorge macht, wird unerträglich. Während bei größerer Kinderzahl die natürliche Selbstsucht sich weniger hervorwagt, ist das Einzelkind oft völlig hemmungslos. Es kennt nur sich und seine Wünsche! Das ständige Liebesbezeigen der Eltern, deren Fürsorge durch keinerlei Rücksichten auf andere Kinder gehemmt ist, erzeugt in ihm die unbewußte Vorstellung: Ihr seid nur für mich da! — Denselben Maßstab legt es später an seine Mitmenschen. So wird es groß in der trügerischen Meinung, die Welt schulde ihm Rücksichten, deren Erwarten es von einer Enttäuschung in die andere stürzt. Das Leben aber schreitet über solche Eigenbrötler hinweg. Es anerkennt nicht Ansprüche, sondern Leistungen!

Während die große Familie aus sich selbst heraus den Ausgleich schafft zwischen Elternliebe und Lebenstatsachen, wird das verhätschelte Einzelkind vom Daseinskampf mit ganzer Schwere getroffen. Bald zeigt es einen Widerwillen gegen alles, was den persönlichen Einsatz fordert: Schule und Lehrstelle sind ihm verhaßt, es leidet außerhalb des Heims und fühlt sich gottverlassen in der Fremde!

Die heilige Kraft der Mutterliebe ist am segensreichsten, wenn sie sich auf mehrere Kinder verteilt. Konzentriert sie sich auf das einzige, so wird sie unmerklich zur „Affenliebe". Oft bekommt das einzige Kind alles im Überfluß: Zuviel Spielzeug, zuviel Naschwerk, zuviel Pflege, zuviel Liebe! — Zu Hause wird es vergöttert und auf der Straße dient es als Paradepuppe. Das sind Wirklichkeiten, die jedermann täglich beobachten kann. Ist es ein Wunder, wenn so ein „Liebling" verwöhnt, reizbar und wählerisch wird?

Es ist das erste und selbstverständlichste Recht des Kindes, ein Kind zu sein, und zwar unter seinesgleichen. — Vom Kinde begehrt ist die Welt des Kindes, nicht die der Erwachsenen. Wenn es nur die Eltern um sich sieht, verkümmern die nach Entfaltung drängenden kindlichen Urtriebe. Anstatt unbefangen und zwanglos, wie es seinem Wesen entspricht, mit Geschwistern zu spielen, belauscht es die Gespräche und Daseinsformen Erwachsener. Sie beschäftigen sein Innenleben und so kommt es zu jenen erstaunlichen Äußerungen, die das Kind zum „enfant terrible" stempeln. In der ihm eigenen Sprache sagt es Dinge, die es gesehen oder „aufgeschnappt" hat. Gewiß ist diese Art Kindermund zuweilen erheiternd, aber die Eltern vergessen, daß hier oft recht scharfe Beobachtungen zum Ausdruck kommen. — Ist es die Aufgabe eines Kindes, Erwachsene zu beobachten? — Nein, es soll spielen, herumtollen, ja es darf sogar Vasen zerbrechen, aber es soll vor allem kindlich sein!

Da ist z. B. der Nachahmungstrieb. Beim einzigen Kinde ist er gezwungen, sich an das Vorbild der Eltern zu halten. Aber ein Kind, das Erwachsene nachahmt, ist ebenso unnatürlich wie ein „kindischer" Mensch, so drollig der kleine Mann mit Vaters Hut und Stock auch aussehen mag. Ein solcher Junge wird langsam altklug, sein Betragen unecht, auf den Eindruck berechnet. Mit anderen Worten: Das Kind verliert den köstlichen Reiz der Ursprünglichkeit. Es ist weder krank noch „nervös", sondern ihm fehlt das belebende, seiner Kindlichkeit entgegenkommende Spiel mit erbgesunden Geschwistern!

Vielgestaltig und in unerschöpflicher Fülle strömen Spiel und Anregung von Kind zu Kind. — Täglich, stündlich, bindet die jungen Geschwister ein Gemeinschaftsgefühl, das der Kindergarten in dieser beglückenden Form nicht geben kann. Im Kreis der Familie erblüht ein herzerhebendes Kinderglück, das auch durch die gelegentlichen Händel der Buben keine Einbuße erleidet. Bei Spiel und Ringelreihe, im fröhlichen Miteinander, erleben die Geschwister das Märchenland der Kindheit, jene einzig schönen Jahre, die ein Menschenleben entscheidend beeinflussen!

Alles das muß das Einzelkind entbehren! Die Folgen sind oft recht ernster Natur. Schon im Alter von drei bis vier Jahren verliert es jene knospende Frische und Unbefangenheit, die an Kindern so herrlich ist. — Wie ein dunkles Ahnen drückt die Einsamkeit auf die Seele des einzigen Kindes. An solchen Tagen kommt es zu Ausbrüchen des Jähzorns, der die Eltern tief erschreckt. Oft irrt es ruhelos von Zimmer zu Zimmer, aber nichts vermag es dauernd zu fesseln. Weder prächtige Spielzeuge noch ein Kindermädchen können ihm das sprühende Leben ersetzen, das ihm aus der Anwesenheit von Geschwistern unaufhörlich entgegenströmt!

Das Vorhandensein mehrerer Kinder befreit die Mutter auch von der ständigen Aufsicht. Zwanglos und selbstverständlich nimmt das Älteste die Jüngeren in Obhut. — Aber das einzige Kind hängt dauernd an Mutters Schürze! Oft ist sie in der Arbeit behindert und schickt den kleinen Plagegeist auf die Straße. Doch unsichtbar geht das sorgende Mutterherz mit. Sie weiß, dort lauern Gefahren, nicht nur durch Autos und Verkehr. Fremde Kinder sind keine Geschwister, man weiß nicht wie sie erzogen und ob sie gesund sind. Auch lehrt die Erfahrung, daß Kinder auf der Straße häßliche Ausdrücke und unerwünschte Manieren annehmen. Jede Mutter weiß, was hier gemeint ist. — Ganz abgesehen davon, kann man ein Kind nicht bei jedem Wetter auf die Straße schicken, und nicht immer sind Spielgefährten da. Aber der Spielbetrieb und das Bewegungsbedürfnis fordern täglich ihre Rechte. Da sind nun Geschwister dankbare Objekte. Sie teilen die Wohnung und stehen auch bei Kälte und Regenwetter zur Verfügung. Keines ist den Gefahren der Straße ausgesetzt. Zuhause, beim gemeinsamen Spiel, regen sich Brüderlein und Schwester-

lein an, sie unterhalten sich und treten in Wettbewerb Dabei muß betont werden, daß die beliebten Bewegungsspiele, ja selbst die häufigen Balgereien. auch körperliche Entwicklung fördern

Überhaupt lernen Kinder aus zahlreicher Familie beizeiten einen Puff vertragen, während das einzige nicht selten ein „Muttersöhnchen" wird, das beim ersten rauhen Griff des Lebens versagt!

Auch von anderen Gesichtspunkten muß das Problem des einzigen Kindes betrachtet werden Eltern, denen der Erbe stirbt, fühlen ihr Lebenswert zerbrochen. Ferner ist ein Unterschied, ob eine Mutter beim Tode ihres Einzigen grüblerischem Weltschmerz anheimfällt oder ob sie sich mit doppelter Hingabe den andern Kindern widmet. Außerdem schützt eine stattliche, gut erzogene Nachkommenschaft im Alter vor Not und Vereinsamung.

Das einzige Kind hat im späteren Leben keine Blutsverwandten! Das Wort von den Brüdern, die „einträchtig beieinander wohnen", hat seine tiefe Bedeutung. Die große Familie gibt sich gegenseitig einen Halt, auch wenn ihre Glieder im Lande zerstreut sind Ein natürliches Gemeinschaftsgefühl kettet Brüder und Schwestern unlösbar zusammen. Ein Leben lang.

Davon weiß das einzige Kind nichts Wenn seine Eltern sterben, steht es einsam und verlassen auf der Welt!

Macht der Schauspielkunst

Der bekannte englische Maler Hogarth war ein guter Freund des Dichters Fielding, und beide waren sich sehr zugetan

Als Fielding starb, war Hogarth sehr traurig darüber, daß er kein Porträt von ihm hatte, und mochte kaum noch arbeiten.

Als er nun eines Morgens in seiner Werkstatt saß, hörte er plötzlich aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die er sofort als die Fieldings erkannte. „Hogarth", sagte die Stimme, „male mich!"

Der Maler war zunächst so erschrocken, daß er sich nicht rührte. Da sprach es wieder: „Fürchte dich nicht! Male mich schnell! Ich darf nicht lange bleiben"

Hogarth riß die halb offene Tür vollends auf und erblickte Fielding unbeweglich in einer Ecke des andern Zimmers stehen. Ohne weiteres Besinnen ergriff er Pinsel und Palette und begann rasch und sicher zu malen

Nach einer Weile klingelte es. Das Gespenst verschwand. Keiner der ankommenden Bekannten des Künstlers hatte etwas davon gesehen Das Bild aber wies eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Dichter auf.

Das hinter dem Vorkommnis verborgene Geheimnis jedoch quälte den Maler so, daß er von neuem in Trübsinn verfiel.

Da kam endlich eines Tages zu ihm sein Freund Garrick, der große Schauspieler und Mimiker, und gestand, daß er den Geist gespielt habe, um ihn von seiner Trübsal zu erlösen.

Hogarth wollte es nicht glauben Aber Garrick überzeugte ihn, indem er am nächsten Morgen die ganze Szene in gleicher Weise wiederholte. Ein von ihm ins Vertrauen gezogener Diener hatte ihm durch einen Nebeneingang Zutritt in das Zimmer verschafft. H. R

DR. W. SCHMANDT:

Über Kunstseide und Zellwolle

I.

Als der französische Graf Chardonnet eines Tages eine Zellstoffabrik besichtigte, fiel ihm auf, daß der aus den Kochern kommende Zellstoff einen seidenähnlichen Glanz besaß. Diese einfache Beobachtung hat ihn nach seinen eigenen Angaben auf den Gedanken einer Nachahmung der Seide durch Zellulose gebracht und damit den Anstoß zur Entstehung einer für die ganze Welt bedeutungsvollen Industrie von gewaltigen Ausmaßen gegeben. Denn wenn auch schon früher vereinzelt Versuche zur Herstellung künstlicher Fäden gemacht worden waren, so hatten diese doch in keinem Falle zu einem größeren Betrieb geführt. Deshalb gebührt Chardonnet unbedingt das Verdienst, den ersten künstlichen Textilrohstoff — die Kunstseide — großtechnisch hergestellt zu haben. Aus der Kunstseide ist dann schließlich im Laufe der Entwicklung die heutige Kunstspinnfaser, die sogenannte Zellwolle hervorgegangen. Ihr kommt im Rahmen des Vierjahresplanes eine ganz wesentliche Bedeutung zu. Scheint sie doch berufen, die Grundlagen unserer Bekleidung völlig neu zu gestalten.

Wir kennen alle die Wolle und die Baumwolle, die zusammen mit der Seide lange Zeit fast allein die Rohstoffe für die menschliche Bekleidung bildeten und auch zur Bedarfsdeckung ausreichten. Mit der Verfeinerung der Lebensweise stieg jedoch namentlich die Nachfrage nach Seide, die besonders wegen ihres eigenartigen Glanzes — es sei hier nur an die seidenen Kleider erinnert — sehr beliebt war. Dadurch war der Anreiz zur Herstellung einer künstlichen Faser von seidenähnlicher Beschaffenheit gegeben.

Diese ersten, im Großen künstlich hergestellten Fäden bezeichnete man als Kunstseide. Der Name war sachlich nicht ganz richtig gewählt. Denn es handelte sich dabei um eine nur äußerliche Nachahmung der echten Seide. Während diese nämlich eine Eiweißverbindung darstellt, ging Chardonnet von der Baumwolle aus, die genau wie das Holz unserer Bäume im wesentlichen aus Zellulose besteht. Diese Baumwoll-Zellulose führte er zunächst in die Nitrozellulose über, aus der auch das Zelluloid, der Kinofilm und das rauchlose Pulver hergestellt werden. Die Nitrozellulose schließlich wurde durch Behandeln mit geeigneten Lösungsmitteln in eine sehr zähe Flüssigkeit verwandelt und in dieser Form aus sehr feinen Öffnungen ausgepreßt. Durch das dabei eintretende rasche Verdunsten des Lösungsmittels erstarrten die entstandenen feinen Flüssigkeitsstrahlen zu festen Fäden.

Das Verfahren ist als unwirtschaftlich heute nahezu verlassen. Es hat aber für die ganze weitere Entwicklung der Kunstseidenindustrie wertvolle Pionierarbeit geleistet. Der dabei leitende Grundgedanke, von der Zellulose auszugehen, sie in irgendeiner Weise in Lösung zu bringen und daraus wieder durch Auspressen aus sehr feinen Öffnungen (Düsen) in Form von Fäden abzuscheiden, wurde bis heute unverändert beibehalten. Die ursprünglich verwendete Baumwollzellulose ist heute überwiegend durch die aus Holz gewonnene Zellulose, kurz Zellstoff genannt, ersetzt worden.

Bei diesem ältesten Verfahren brachte man die Zellulose auf dem Umweg über die Nitrozellulose in Lösung. Bald wies Pauly (1891) den Weg, der eine direkte Auflösung des Ausgangsmaterials ermöglichte. Es handelte sich um die sogenannte Kupferseide. Der Name rührt daher, daß dabei die Zellulose in einer aus Kupfer und Ammoniak (sehr starkem Salmiakgeist) hergestellten, tiefblauen Flüssigkeit, dem sogenannten Kupferoxyd-Ammoniak oder Schweizers Reagens, zu einer dicken, zähen Masse aufgelöst wird. Daraus lassen sich in der bereits beschriebenen Weise ebenfalls Fäden formen, deren Erstarren zu festen Gebilden durch eine geeignete Behandlung in sogenannten Fällbädern erreicht wird

Das Verfahren wird heute noch angewandt, wenn auch in veränderter Form. Das dabei gewonnene Material, die sogenannte Kupferstreckseide, hat sich trotz einer etwas kostspieligen Arbeitsweise wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften bis zur Gegenwart behaupten können. Leider ist man bei der Kupferstreckseide auf die

ausländische Baumwolle angewiesen. Es bedeutete daher einen ganz erheblichen Fortschritt, als man einen Weg fand, der die Verarbeitung von Holz-Zellstoff ermöglichte und dabei die bisherigen Methoden an Wirtschaftlichkeit weit übertraf: das sogenannte Viskose-Verfahren. Es ist das zur Zeit wichtigste und am meisten verbreitetste. 90 v. H. aller Kunstseide und nahezu sämtliche Zellwolle werden nach diesem Verfahren hergestellt

Ganz kurz sei noch eine vierte Art von Kunstseide erwähnt, die sogenannte Azetatseide. Als Ausgangsstoff dafür dient Azetylzellulose, eine der Nitrozellulose verwandte Verbindung, die jedoch im Gegensatz zu dieser nicht feuergefährlich ist. Die schon lange bekannte Azetylzellulose wurde früher vornehmlich zur Herstellung von unentflammbarem Zelluloid und von Lacken, besonders Flugzeuglacken, verwendet. In ganz erheblichem Maße war dies während des Weltkrieges der Fall. Im Ausland entstanden ungeheuere Werke zur Herstellung von Azetylzellulose, riesige Vorräte davon häuften sich bei Kriegsende an. Um diese Werte nicht zu verlieren, suchte man nach neuen Absatzgebieten. Nach vielen Mißerfolgen gelang es, die Azetylzellulose zu einer den anderen Kunstseiden ebenbürtigen Ware zu verarbeiten. Die Azetatseide besitzt außerordentlich wertvolle Eigenschaften, sie ist nicht nur sehr elastisch, sondern auch weitgehend unempfindlich gegen Feuchtigkeit. Leider stellt sich aber diese Kunstseide infolge der hohen Kosten des Ausgangsstoffes ziemlich teuer, so daß ihre Verwendung bisher eine beschränkte geblieben ist.

II.

Beim Ausbruch des Weltkrieges stand die deutsche Kunstseidenindustrie schon auf beachtenswerter Höhe. Der Gedanke, an Stelle der in der Heimat bald knapp werdenden Faserstoffe — Wolle und Baumwolle — einfach Kunstseide zu verwenden, wäre schon infolge der Eigenart ihres Fadens nicht durchführbar gewesen. Denn während Kunstseide aus endlosen und vor allem völlig glatten Fäden besteht, hat man es bei der Wolle und Baumwolle mit einer Unzahl von kurzen Fäserchen zu tun, die erst durch den Spinnprozeß zu einem Faden, einem Garn sich gestalten. Deshalb besitzen Woll- und Baumwollgarne, die also aus vielen Einzelfädchen von wenigen Zentimetern Länge zusammengesponnen werden, auch ganz andere, und zwar in vieler Hinsicht wertvollere Eigenschaften wie die nur aus glatten, dünnen und endlosen Fäden bestehende Kunstseide. Im Gegensatz zu dieser sind die Woll- und Baumwollgarne viel rauher und voluminöser, die daraus hergestellten Gewebe dicker und wärmeschützender infolge des vorhandenen stärkeren Luftpolsters. Wegen dieser grundlegenden Unterschiede im Faden kann die Kunstseide niemals an die Stelle von Wolle oder Baumwolle treten.

Eine künstliche Faser, welche der Eigenart von Wolle und Baumwolle möglichst nahekommen wollte, mußte also genau wie diese beiden Faserstoffe aus vielen feinen und kurzen Fädchen bestehen, die ebenfalls erst durch einen Spinnprozeß in einen Faden, ein Garn umgewandelt werden. Von dieser Überlegung ausgehend, stellte man während des Krieges durch Zerschneiden von Kunstseidenfäden in kurze Stücke einen Spinnstoff von der Länge der Baumwollfaser her. Da die Länge einer Faser allgemein als „Stapel" bezeichnet wird, so gab man dem neuen Erzeugnis den Namen Stapelfaser. Sie wurde genau wie andere Textilstoffe durch Spinnen zu einem Garn verarbeitet. Diese erste Kunstfaser, die in der Not der Kriegszeit und in großer Eile herausgebracht werden mußte, war natürlich noch sehr unvollkommen und konnte nur als behelfsmäßiger Ersatz bewertet werden. In dem Maße, wie die natürlichen Faserstoffe bald nach Kriegsende wieder in ausreichenden Mengen und zu günstigen Preisen auf dem Markt erschienen, erlahmte auch das Interesse an der Stapelfaser, die zunächst wieder stark in den Hintergrund rückte. Trotzdem wurde der Gedanke, auf chemischem Weg einen der Woll- und Baumwollfaser ebenbürtigen, künstlichen Faserstoff zu schaffen, nicht aufgegeben und der einmal beschrittene Weg weiter verfolgt. Schon nach wenigen Jahren konnte die deutsche Industrie in der Vistra-Faser ein ganz erheblich vervollkommnetes Erzeugnis vorlegen, das mit der alten Stapelfaser nichts mehr zu tun hatte. Dieser planmäßig weitergeführten Forschungsarbeit war es schließlich zu verdanken, daß in dem Augenblick, in welchem im Vierjahresplan ein großzügiges Programm für unsere Eigenversorgung mit Textilstoffen vorlag, die feste Grundlage geschaffen war, um im allergrößten Maßstab die Herstellung einer hochwertigen künstlichen Spinnfaser in Angriff zu nehmen.

Für diese Faser ist seit 1935 der allgemein gültige Ausdruck Zellwolle geprägt worden. Dieser Name soll zum Ausdruck bringen, daß das neue Erzeugnis aus Zellstoff hergestellt wird und zugleich eine der Wolle ähnliche äußere Beschaffenheit aufweist. Im Jahre 1935 wurden in Deutschland bereits 30 000 000 kg dieser Zellwolle hergestellt, inzwischen ist die Erzeugung noch erheblich gesteigert worden. Man rechnet damit, im laufenden Jahr schon mehr als doppelt soviel wie 1935, nämlich 70 000 000 kg Zellwolle, herstellen zu können.

Um derartig gewaltige Mengen von Textilien auf den Markt zu bringen, mußten die vorhandenen Werke teilweise erheblich vergrößert, andere ganz neu geschaffen werden. Das größte dieser Zellwoll-Werke bei Kassel soll allein täglich 50 000 kg Zellwolle, also etwa 50 Güterwagen, und jährlich 17 000 000 kg davon herstellen. Um sich eine ungefähre Vorstellung von den Ausmaßen eines derartigen Riesenbetriebes machen zu können, seien einige Zahlen genannt: der tägliche Verbrauch dieses Werkes an Rohstoffen einschließlich Kohle beträgt 70 Güterwagen, der Wasserverbrauch einer Stunde (3 000 000 Liter) reicht zur Füllung von 6 Schwimmbecken und der Stromverbrauch einer Stunde (4500 Kilowatt) würde genügen, um einen mittleren Haushalt etwa 20 Jahre zu versorgen. Die auf die Zellwolle gesetzten Erwartungen und das Vertrauen zu ihrer weiteren Entwicklung sind so groß, daß nicht allein in Deutschland große Anlagen für die Zellwollherstellung entstanden sind, sondern daß auch Länder, die keinerlei Schwierigkeiten in der Beschaffung natürlicher Textilstoffe kennen, wie England, Italien, Frankreich, Polen, Japan u. a., begonnen haben, die Zellwollerzeugung in großem Umfang aufzunehmen.

Bei der Erzeugung der Zellwolle geht man von der Viskoseseide aus. Beide Stoffe, die Zellwolle wie die Viskoseseide, bestehen also aus demselben Rohmaterial. Auch der Herstellungsvorgang ist in beiden Fällen zunächst der gleiche bis zum Durchlaufen der Spinndüsen. Hier beginnt eine etwas andersartige, und zwar vereinfachte Arbeitsweise: Durch entsprechende Vermehrung der Lochzahl in den Düsen wird ein besonders dicker, bandartiger Rundseidefaden gesponnen. Dieser sogenannte Fadenzopf durchläuft die verschiedenen Bäder genau wie ein Kunstseidefaden und gelangt schließlich in eine Schneidemaschine, die nach Art der Häckselmaschinen arbeitet. Hier wird der Zopf in zahllose, kurze Fäserchen zerschnitten, die als wirres Gemisch in den Trockenschrank wandern. Bei dessen Verlassen haben sie den größten Teil ihrer Feuchtigkeit verloren und können nunmehr in den Spinnereien





zu Garn verarbeitet werden. Diese Vorgänge verlaufen meist mit einer Geschwindigkeit von etwa 80 Meter in der Minute, das heißt mit der Marschgeschwindigkeit eines guten Fußgängers. Werden also in einer Minute 80 Meter Faden gesponnen, so verläßt auch die fertige Ware mit derselben Geschwindigkeit den Trockenschrank. Diese ziemlich schnelle und im Gegensatz zur Kunstseide vereinfachte Arbeitsweise bei der Zellwolle hat es ermöglicht, ihren Gestehungspreis niedrig zu halten und sie damit gegenüber der Wolle und besonders der Baumwolle wettbewerbsfähig zu machen.

Weil die Zellwolle etwas Neues ist, begegnet man ihr vielfach noch mit gewissem Mißtrauen. Es kann daher nicht eindringlich genug auf ihre hochwertigen Eigenschaften hingewiesen werden. So ist die Feinheit der Zellwollfaser allmählich derart herabgesetzt worden, daß sie darin die feinste Naturfaser übertrifft. Auch was Reinheit und Gleichmäßigkeit anlangt, ist sie den Naturerzeugnissen erheblich überlegen. Ihre Festigkeit in trockenem Zustand liegt über der Festigkeit von guter Wolle und hat die der Baumwolle nahezu erreicht. Auch mit der den Wollfasern eigentümlichen Kräuselung hat man die Zellwolle ausgestattet. Sie wird dadurch rauher, wollähnlicher, und gewährt einen besseren Wärmeschutz. An und für sich ist Zellwolle in jeder beliebigen Länge lieferbar. Aus praktischen Gründen paßt man ihre Länge derjenigen der Wolle oder Baumwolle an. Daß sich die Zellwolle färben, chemisch reinigen und gut waschen läßt, sei ausdrücklich betont. In Glanz und Griff sind weitgehende Abstufungen möglich. Dabei ist die Zellwolle von immer gleichbleibender Güte, so daß die daraus hergestellten Garne stets völlig gleichmäßig ausfallen. Die geschilderten, erheblichen Fortschritte lassen natürlich die Forschungsarbeit nicht ruhen, vielmehr ist man bestrebt, die Zellwolle zu einem immer hochwertigeren Erzeugnis zu gestalten. Gleichzeitig sucht man ihren Preis, der heute schon weit unter dem Preis guter Wolle liegt, durch Verbesserung und Vereinfachung der Herstellung noch weiter zu senken und dem Baumwollpreis anzugleichen.

Diese verschiedenen, wertvollen Eigenschaften haben der Zellwolle heute schon die mannigfachsten Verwendungsmöglichkeiten gesichert. Angesichts ihrer besonderen Eignung für Unterkleidung war schon vor etwa einem Jahr bei baumwollhaltiger Unterwäsche sowie bei Strümpfen und Socken eine Beimischung von 8 v. H. Zellwolle allgemein eingeführt worden. Dieser Anteil ist wegen der gemachten guten Erfahrungen seit Jahresbeginn auf 16 v. H. erhöht worden. Daneben wird Zellwolle auf fast allen Textilgebieten mitverarbeitet, und zwar rein oder mit Wolle, Baumwolle oder Kunstseide vermischt. Genannt sei ihre Verwendung bei Damen- und Herrenkleiderstoffen, Futterstoffen, Krawattenstoffen, weiterhin bei Oberhemden, bei Tisch- und Bettwäsche, bei Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, bei Uniformtuchen der verschiedensten Art, endlich bei Teppichen, Möbel- und Gardinenstoffen.

Bei alledem steht die Zellwolle erst am Anfang ihrer Entwicklung, die im Laufe des zweiten Vierjahresplanes noch ganz ungewöhnliche Möglichkeiten erschließen dürfte. Eines aber ist gewiß: Genau wie wir seinerzeit uns von dem für unsere Landwirtschaft und Industrie als unentbehrlich geltenden Chilesalpeter unabhängig machten, indem wir ein Verfahren zur Herstellung von künstlichem Stickstoff auf fanden und dieses in gewaltigen Werken zur Durchführung brachten, so werden wir jetzt durch Selbsterzeugung der erforderlichen Textilstoffe die Grundlagen unserer Bekleidung sichern. Dieses Ziel wird erreicht werden, das unterliegt keinem Zweifel.

„Wann's pumpern muß, das weiß ich schon ..."

Im Marktflecken Rohrau in Niederösterreich lebte die Wagnerfamilie Haydn. Sie hatten Kinder wie die Orgelpfeifen, eins immer kleiner wie das andere. Mit der Zeit wurde es ein Dutzend. Das älteste der Kinder war der Seppel.

Abends, wenn die schwere Tagesarbeit vorüber war, setzte sich Vater Haydn auf die Ofenbank, erzählte den Kindern schöne Geschichten und sang mit ihnen allerlei Lieder. Und der Seppel, so klein er noch war, sang am schönsten.

Eines Abends war auch der Lehrer Frank aus dem Nachbarstädtchen da und hörte dem Gesange zu. Da merkte er zu seinem Erstaunen, wie der kleine Seppel den Takt und den Ton traf.

„Hört, Vater Haydn", sagte er, „gebt mir den Seppel mit! Ich will ihn, so gut ich's kann, in Gesang und Musik ausbilden. Ihr habt ja noch genug Kinder daheim."

„Wenn Ihr den Seppel auch zugleich zu einem braven Menschen erziehen wollt, so mag's schon sein!" erwiderte der Vater.

Der Lehrer versprach's, und der Seppel ging fröhlich mit. An der Musik hatte er ja große Freude.

Und der Seppel konnte, als er erst sechs Jahre alt war, schon ein paar Stücke auf Klavier und Violine spielen und auch drei lateinische Messen singen. Trotzdem ging es ihm nicht gerade gut. Das Essen, das er bekam, war sehr spärlich, desto reichlicher aber die Prügel.

Und dann kam eines Tages der Lehrer und sagte: „Seppel, ich muß einen Paukenschläger haben für die Musik, die bei der Prozession spielt. Wirst du das können?"

„Ich kann's, wenn ich's gezeigt krieg'. Wann's pumpern muß, das weiß ich schon."

Der Lehrer hatte gleich einen Paukenschlägel mitgebracht und zeigte dem Seppel, wie man ihn gebrauchen muß. Dann ging er fort. Der Seppel aber nahm heimlich einen Backkorb von der Lehrersfrau, der noch recht voller Mehl hing, spannte ein Tuch darüber und stellte ihn auf den schönsten roten Polstersessel, der in der Wohnung war. Und nun wurde gepaukt nach allen Noten.

Daß das Mehl flog und der schöne Sessel verdorben wurde, das merkte der Seppel nicht in seinem Eifer. Aber die Lehrersfrau hat's nachher gemerkt und den Seppel arg verpaukt.

Bei der Prozession am Sonntag mußte ein kleiner buckliger Junge die Pauke auf den Rücken nehmen und der Seppel paukte nach allen Regeln der Kunst drauf los. Die Leute fanden es sehr spaßhaft; allein der kleine Künstler hielt wacker stand und bearbeitete meisterhaft die Pauke auf dem Rücken seines Vorgängers ...

Aus dem kleinen Pauker ist später der berühmte große Komponist und Musiker Joseph Haydn geworden.

Ferdinand Eilbereisen.

E. C. CHRISTOPHÉ:

Konkurrenz

Durch die Drehtür der Chikagoer „Courier Times" schritt ein Mann. Ein Mann, dem man schon von weitem ansah, daß er wußte, was er wollte. Zwei Herzschläge lang blickte der Mann in das Gelärm und das hastende Getriebe der Redaktion, dann klopfte er an die Tür des Raumes, an der „Chefkontor" stand

„Mister Busmaker", sagte der Mann zu dem Verleger, der sich erstaunt umdrehte. „ich bringe Ihnen die Sensation der Saison."

„Kein Interesse", knurrte der Verleger, „was ist es, Pferdedieb, Judentrick oder . . ."

„Nichts von dreien", lächelte der Mann, „Sie fahren auf den Mond"

„Vielleicht geht es Ihnen morgen besser", zischte der Verleger, „gute Reise" Dann drehte er sich wieder an seine Arbeit.

„Ausgezeichnet", sagte der Mann ernst und wandte sich wieder nach der Tür, „also wirklich kein Interesse. Hätte es mir denken können. Kleines, scheußliches Blatt Ihr ‚Courier Times', Herr. Ich gehe zum ‚Weekend-Expreß'."

Doch bevor er die Klinke herunterdrücken konnte, entgegnete der Verleger: „Wann ist es?"

„Übermorgen abend", erklärte der Besucher und zog einen Stuhl an den Schreibtisch. „Meine Rakete ist fix und fertig."

„Wo ist die Rakete?" fragte der Verleger.

„Auf einem Bauplatz in der siebenundvierzigsten Straße."

Mister Busmaker drückte auf einen Knopf. Eine Lampe leuchtete auf. Eine Stimme erscholl

„Stellen Sie fest", sagte Mr Busmaker, „ob die Sache mit der Rakete in der 17. ihre Richtigkeit hat."

„Inzwischen erzählen Sie Näheres", lächelte der Verleger den Fremden an.

„Meine Rakete besteht aus einer stabilen Außenhaut und einer kompletten Inneneinrichtung. Sie ist für zwei Personen eingerichtet."

„Die zweite Person übernehmen wir", warf Mr. Busmaker ein.

Eine Lampe leuchtete auf, ein kleiner Schalter schnurrte, eine Stimme sagte: „Mister Busmaker, in der 47. steht ein Instrument, von dem gesagt werden kann, daß es wie eine kleine Gasanstalt aussieht . . ."

„Danke", sagte der Verleger, „also wann?"

„Übermorgen um neun", wiederholte der Mann und ging.

Es war so weit. Die Schlagzeilen waren unter das Publikum geknallt:

„Rakete von der Erde zum Mond. Der moderne Jules Verne oder die Redaktion des ‚Courier Times'. Der Mann der Erde besucht den Mann im Mond."

Die Rakete stand im Stadion. Alle Plätze waren ausverkauft. Blitzlichter zischten. Droben leuchteten die hellen Sterne. Es war eine kalte, klare Nacht

Die Scheinwerfer beleuchteten den Mann, dem die Rakete gehörte, den Reporter, der die Fahrt mitzumachen beabsichtigte und Mister Busmaker, der, leicht erregt, von einem Bein aufs andere sprang. Gruppen von Wissenschaftlern standen um das unförmige runde Ding und diskutierten.

„Phantastisch", sagten die einen, „phänomenal", die anderen.

Ab und zu jagte eine Beifallssalve klatschend aus den Reihen des gedrängt sitzenden Publikums

Jetzt kam der entscheidende Moment. Der Reporter küßte zwei Freundinnen mit Rosensträußen Er hüllte sich in dicke Bärenfelle. Auch er atmete erregt. Jetzt stieg er in die Rakete. Schloß die Fenster Abermals brandete der Beifall auf. Die milden Sterne lächelten am Firmament. Der Mann, dem die Rakete gehörte, stand immer noch draußen und unterhielt sich angeregt

„Kommen Sie", tutete der Reporter aus dem Raketeninneren, „kommen Sie doch, es wird Zeit"

„Jawohl, mein Herr", flüsterte der Verleger, „steigen Sie ein, die Zeit drängt"

Aber der Mann, dem die Rakete gehörte, winkte ab. „Ich?" sagte er und zog erstaunt die Augenbrauen hoch, „Wieso ich?"

„Sind Sie wahnsinnig", zischte Mister Busmaker, „Sie sollen das Ding doch steuern."

„Wer redet von mir", sagte der Mann, „das Ding steuern? Dann wäre ich wirklich komplett verrückt"

Dem Verleger sträubten sich die Haare. „Nun", sagte er, „Sie Feigling, dann werde ich selbst mit Ihrer Rakete ins All hinauszischen." Betrat den Innenraum verschloß die Klappe — hunderttausend Menschen waren so still wie eine einzige tote Maus

Langsam und feierlich drückte der Verleger auf den Hebel und, deutlich vernehmbar bis zum billigsten Stehplatz zu zehn Cents, erscholl ein Schnarren und Rasseln, dann ein Gleiten und endlich eine sonore Stimme Eine Stimme auf einer Schallplatte:

„Meine Damen und Herren", schnarrte die Stimme, „wie Sie hier mit eigenen Augen sehen, beabsichtigt die Redaktion des ‚Courier Times' in dieser überaus blödsinnigen Röhre auf den Mond zu fahren Wir auf der Erde Zurückbleibenden trösten uns mit einem Sofortabonnement des Chikagoer ‚Weekend-Expreß' mit Familienfürsorge" —

Der Mann mit der Rakete erhielt vom „Weekend-Expreß" eine Prämie von tausend Dollar und eine lebenslange Anstellung als Trompeter

Die Rakete allerdings war zum Teufel Mister Busmaker hat sie noch am gleichen Abend mit seinem Reporter eigenhändig zerhackt

Jos. Cl. Lohr:

Der Hiasl kommt zu den Fliegern ...

Der Hiasl vom Heizackerbauern steht mitten im Hof. Bei ihm der Gemeindebiener vom Dorf, der ihm ein Schreiben zur Unterschrift hinhält.

„Hab'n s' dich dennerst erwischt!" lacht er trocken und greift mit zwei Fingern nachlässig an den Rand seiner Mütze, wie er es von der Militärzeit her in der Gewohnheit hat.

„Sakra, sakra, die vergess'n aber aa koan . . ." flucht der Hias und kratzt sich hinten am Haarschopf, der blond und kraus, wie Kraut und Rüben, wächst und gedeiht.

„Was werd d' Muatter bloß sag'n . . . wie bring ich ihr des jetzt bloß bei . . ." überlegt der Hiasl, der keine rechte Freud hat am Denken.

Ja, die Mutter von den Heizackerbuben, niemand nennt sie anders im Dorf, hat den Teufel im Leib. Bloß bei einem einzigen nicht, und das ist der Hiasl. An dem hat sie ihren Narren gefressen, der sitzt mitten drin im Schmalzhaferl. Er ist der letzte von acht strammen Burschen, die andern, na ja, die kommen und gehen, wie's halt so geht, wachsen und schaffen, schlafen und essen. Drei davon sind schon verheiratet, gut verheiratet sogar, wie sich das für die Buben von den Heizackerhöfen gehört, und die andern schaffen von der Früh bis auf d' Nacht. Bis auf den Hias, den Herzbuben. Er macht den Gockel und steht auf dem Mist. Der Heizackerhof kann sich das leisten, gehört er doch zu den größten im niederbayerischen Gäu, in dem die Silberthalerbauern daheim sind.

„Hiasl magst des, Hiasl magst sell", geht es den ganzen Tag, „guate Schmalznudeln hab i g'macht, ein magers Bröckerl Schweiners hab i dir aufg'hob'n . . .", alles ist da für den Hiasl.

Der Hias kann die Thaler verlangen, wie er sie braucht, kein Mucker kommt von der Mutter, während die andern das Maul sauber behalten. „Schaffts nur, dann kriegts auch a Geld . . ." müssen sie hören, aber Taler sehen sie keine.

Natürlich kennen sie die schwache Seite der Mutter, was sie aber nicht hindert, voll Zorn nach dem Jüngsten zu schielen, der drei Jahre auf der Lateinschule gefaulenzt und jetzt zu schad ist zum Mistfahren.

Pfarrer hätt er halt werden sollen, d' Mutter hat ihn schon seit Jahr und Tag im schwarzen Talar gesehen, manche Kerze gestiftet um eine Fürsprach, manchen Taler in den Klingelbeutel geworfen . . . aber war es der Hias oder die Stadt, es hat nicht gelangt mit dem Lernen.

Jetzt hockt er herum mit seinen drei lateinischen Brocken und hat den Geschmack an der Bauernarbeit verloren.

„Da, Muatter, les, was s' mir g'schrieb'n hab'n . . ." meint kleinlaut der Hiasl und hält ihr den Wisch hin.

D' Mutter liest mit der Brille, buchstabiert in dem Schreibets herum und hat bald heraus, worum es sich handelt.

„Jesses, Bua, einrück'n sollst, gell, zum Militari, des halt'st du ja gar net aus, gell Bua, Mar und Josef, wenn dir was passiert, des leid i net, gar net aa . . . es san doch andere gnua da, laufa soviel verhungerte Luada umanand, warum denn grad du . . . alle unsere Buab'n san guat wegkomma, grad di' woll'n s' hab'n .. frag'n oan gar net, i laß di einfach net furt und dadamit basta . . ."

„Aber geh, Muatter, sie werd'n mi schon net fress'n beim Militär, da konnst gar nixn mach'n, außerdem freut's mi direkt . . ."

„Was, freu'n aa noch, wenn dei Muatter dahoam sitzt und vor lauter Ängst'n koan Schlaf findt!"

„'s werd mir schon nixn passiern, Muatter, vom Gaul werd i net fall'n, und verhungert is aa noch koaner . . ."

„Na, Bua, des hätt i net denkt von dir, daß du anders red'st als dei Muatter . . . i geh gleich jetzt zum Pfarrer, der muaß mir a Schreibets geb'n für dich . . ."

Flink wie ein Wiesel, mit wehenden Röcken, stürmt sie den Hang hinunter ins Pfarrhaus. Der Herr Pfar-

rer unterbricht sein Brevier und hört der Heizackerbäuerin zu:

„Herr Hochwürd'n, es kommt mir auf etliche Kerz'n net an, daß i mich net lump'n laß, des werd'n s' wiss'n, und a Ganſl krieg'n s, aa z' Weihnachten, des ist g'wiß, aber Sie müss'n mir helf'n, daß der Hiasl net einrück'n muaß..."

„Heizackerbäuerin, was willst denn, der Hias ist doch ein g'sunder Bua, der nix tuat als die besten Bröckerln ess'n, es schad't eahm bestimmt nixn, wenn er a Zeitlang von daheim wegkommt und sich bei den Soldaten nützlich macht."

Kreidebleich ist die Heizackerbäuerin, ja, das ist ihr doch noch nicht passiert, daß der Herr Pfarrer anders red't als sie es gern hört, das mit der Gans will sie sich doch noch reiflich überlegen, und ehe sichs der Pfarrer versieht, kann er gerade noch den Rockzipfel der Bäuerin im Türspalt erhaschen.

Sie rennt direkt zum Bader, dem seine Mutter so allerhand Fax'n und Sprücherln kennt. Der Bader, der bei ihr mit den Hypothekzinsen seit etlichen Jahren in der Kreide steht, redet ihr gewaltig aufs Maul, erzählt ein langes und breites aus seiner Kommißzeit, malt in krassesten Farben, was dem Hiasl bevorsteht, überm Kopf schlägt die Heizackerbäuerin die Hände zusammen, „Jesses, Jesses na, mei armer Bua", entringt es sich ihrem Herzen, aber geholfen hat ihr der ganze Dischkurs so gut wie gar nix.

Nix, aber auch gar nix hat's ihr g'nutzt, näher und näher rückt der Tag, an dem der Hiasl zur Musterung in die Kleinstadt fährt. Mit etlichen blanken Talern im Sack, mit Schinken und Würsten für die ewige Wegzehrung versehen, Tränen und heißen Ermahnungen seiner Mutter, der Schadenfreude der Brüder, sitzt der Hiasl im Zug.

Viele Burschen stehen in den Gängen herum, lärmen im Überschwang ihrer Freude, bereden die Chancen, der eine will zu der Flak, der andere zum MG., und mitten drin im Haufen der Hias. Zuerst etwas bedeppert, bald aber mitgerissen und eifrig.

Der Hiasl ist dran, steht nach der ärztlichen Untersuchung vor der Kommission, der ein Major vorsitzt.

„Na, mein Sohn, zu welcher Waffe willst du denn", ermuntert ihn der Major. Der Hias druckst hin und her, denkt an die Worte der Mutter, endlich kommt es heraus:

„Mei Muatter hat halt g'moant..."

„Wirst du Soldat oder deine Mutter!" kommt es böse vom Major her. Dem Hiasl fällt das Herz in die Hosen.

„Ja, des scho, des woaß i schon, aber mei Muatter hat g'moant, i sollt Ihna ausricht'n, ob i net z'ruckg'stellt werd'n könnt!"

„So, so", meint milder der Major, „und was meinst du..."

„Jch, ja ich, i möcht freili gern Soldat werd'n..."

„Na, also, das wußten wir ja, und was hast du dir denn gedacht?"

„J...", dabei geht ein Leuchten über sein Gesicht, „i gang halt gern zu de Flieger..."

„So..." lachten die Herren der Kommission, „du willst also deiner Mutter davonfliegen... wir wollen sehen, ob du ein tüchtiger Flieger werden kannst..." Damit war der Hiasl entlassen.

Es dauert geraume Zeit. Der Hiasl wartet mit Bangen darauf. Die Mutter in Ängsten Dann kommt eines Tages der Gestellungsbefehl. Der Hiasl kommt zu den Fliegern!

Mit großen Augen liest es die Mutter. Jetzt ist es ganz aus.

„Ja, was war' denn jetzt net bös, zu de Flieger a no, de den ganzen Tag in der Luft umanandsaus'n, wo man se net festhalt'n kann...

Hast eahna denn net g'sagt, daß mir sechs Gäul im Stall steh hab'n, daß d' mit de Pferd umgeh'n kannst...

Umanandflieg'n, Bua, i trau mi ja gar nimmer nauf-z'schaug'n in Himmel, zu dene Brems'n, weil i dann moana kunnt, du tat'st da drin sitz'n... des ist mei Tod, Bua...

Hab' i destweg'n aufpaßt auf di, daß d' jetzt in so oana Blechkist'n, de wo koan Bod'n hat, unsern Herrgott versuachst..."

Und der Hias rückt ein, trotz aller Lamentationen, findet sich rasch zurecht in der neuen Gemeinschaft, lernt, und exerziert, montiert und wird ein Soldat.

Lernt und exerziert, kapituliert und fliegt und wird ein tüchtiger Flieger. Die vielen Pakete, Butter und Speck, Eier und Schmalz, verteilt Hias in der Gemeinschaft, die harten Taler aus Mutters heimlichem Strumpf wandern in die Kantine

Schon im zweiten Jahr trägt der Hias die Winkel am Arm und fährt eines Tages in Urlaub

Fährt heim in das niederbayerische Dorf und tritt vor die Mutter, die vor lauter Mundsperre erst kein Wort mehr herausbringt.

„Bua, Hias, ja Bua, wia schaug'st denn aus!" Dabei tastet sie ihn ab mit den Händen, fühlt, ob seine Knochen noch heil.

„Ja, Bua, wer hätt denn des denkt, guat schaug'st aus und so g'sund und so schö ist bei Uniform.

Sieg'st, Bua, allaweil schon hab i dich in so ei'm G'wandl g'sehn, wenn i auch g'moant hab, es müaßt a schwarz's sei, wia unser Pfarrer oans anhat, aber des, Bua, na, des ist no viel schöner!

Na, wiaſt bei Mütz'n aufhast und des Kravatt'l. Jesses, na, so schö hab i mir des g'wiß net vorg'stellt bei de Flieger, geh, setz di her, iß von dem Ganſl, 's beste Stückl hab i dir aufg'hob'n, und dann gehst mit mir ins Dorf, gell, beim Pfarrer vorbei. Ganz neidisch muaß er werd'n...

Es freut mi ja a so, daß i schon allaweil recht g'habt hab, daß mei Hiasl doch no mei größter Stolz werd!"

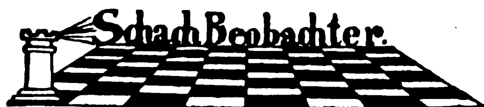
„Freili, Muatter, freili, geh, i hab Durst, schenk mir an Taler!"

Kant und Frauen

Bei einem Gespräch über die Frauen meinte der Philosoph einmal: „Frauen müssen sein wie eine Turmuhr, um pünktlich ihre Obliegenheiten zu vollenden — und wieder nicht wie eine Turmuhr, denn sie müssen nicht alle Geheimnisse laut werden lassen!" —

Ein andermal meinte Kant: „Manche gelehrte Frauen tragen ihr Wissen gleichsam öffentlich wie eine Uhr, nur damit man sieht, daß sie es haben! Dabei stehen ihre Uhren oft, oder sind nicht richtig eingestellt!"

F. B.



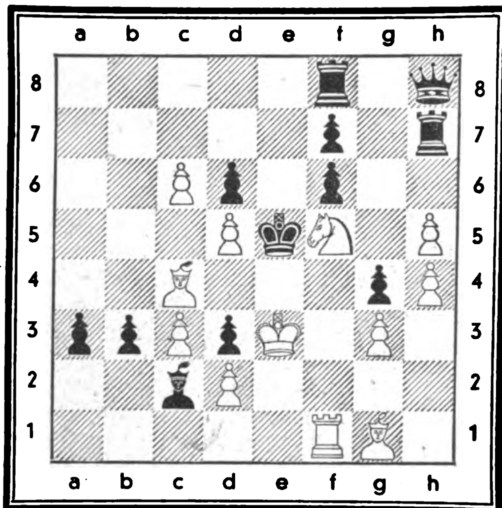
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Heinrich G u e, Magdeburg.

Schwarz: Ke5, Dh8, Tf8, Th7, Lc2, Ba3, b3, d3, d6, f6, f7, g4 (12)



Weiß: Ke3, Tf1, Lc4, Lg1, Sf5, Bc3, c6, d2, d5, g3, h4, h5 (12)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 20

Dreizüger von Gerda R i c h t e r, Berlin.

Weiß: Ke3, Dd2, Td6, Le8, Sa8, Ba5, b2, c2, f4 (9)
Schwarz: Kc5, Lb5, Sf8, Bb3, c4, d7 (6)
1. a5—a6, b3×c2; 2. b2—b4†, c×b e. p.; 3. Dd4‡
1. . . ., Lc6; 2. Da5†, K×d6; 3. De5‡ usw.
Viele Löser fanden folgende Nebenlösung:
1. Db5†! Kb4; 2. Tb6 nebst 3. D×b5‡!

Paul Morphy zum Gedächtnis

Morphy, der genialste Schachmeister aller Zeiten, erblickte vor 100 Jahren, am 22. Juni 1837 in Neuorleans das Licht der Welt. Er wurde besonders berühmt durch seine unerreichten Opferkombinationen, die häufig die Folge plötzlicher Eingebung waren, die eben nur Genies eigen sind.

Turm- und Springervorgabe!

Königsgambit, gespielt in Neuorlans 1856.

Weiß: Paul Morphy (ohne Ta1 und Sb1!)

Schwarz: Knight (Neuorleans)

1. e2—e4	e7—e5	10. h2—h4	g5×h4
2. f2—f4	e5×f4	11. 0—0	Lf8—h6
3. Sg1—f3	g7—g5	12. b2—b3	Sb8—d7
4. Lf1—c4	Dd8—e7	13. Lc1—a3†	c6—c5
5. d2—d4	d7—d5	14. Tf1—d1!	Sd7×e5
6. Lc4×d5	c7—c6	15. La3×c5†	Ke7—e6
7. Ld5×f7†	De7×f7	16. Dh5—e8†	Sg8—e7
8. Sf3—e5	Df7—f6	17. d4—d5‡.	
9. Dd1—h5†	Ke8—e7		

Das wahre Genie bedarf keines Kommentares und gibt, gleichwie jeder Stern, die Beleuchtung mit seinem eigenen Lichte.

Läufergambit

Gespielt in Paris 1859

Weiß: Budzinsky — Schwarz: P. Morphy

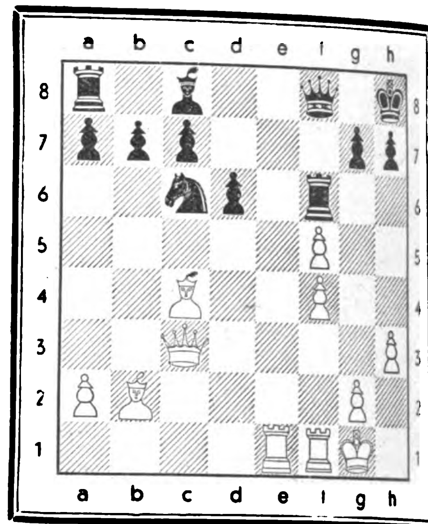
1. e2—e4	e7—e5	7. e4×d5	0—0
2. f2—f4	e5×f4	8. Dd1—f3	Tf8—e8†
3. Lf1—c4	d7—d5	9. Sg1—e2	Lb4×c3†
4. Lc4×d5	Sg8—f6	10. b2×c3	Dd8—h4†
5. Sb1—c3	Lf8—b4	11. g2—g3	Lc8—g4
6. d2—d4	Sf6×d5	und Schwarz gewinnt.	

Weiß kann weder bei 12. g3×h4, L×f3; 13. 0—0, L×e2; 14. Te1, f3; noch bei 12. Df2, De7 Verlust abwehren.

Turm- und Damenopfer!

Folgende herrliche Mattführung mag als eine Probe der zahlreichen glänzenden Schlußwendungen dienen, zu welchen eine große Anzahl Partien von Morphy Gelegenheit bieten.

Schwarz: Kh8, Df8, Ta8, Tf6, Lc8, Sc6, Ba7, b7, c7, d6, g7, h7 (12)



Weiß: Kg1, Dc3, Te1, Tf1, Lb2, Lc4, Ba2, f4, f5, g2, h3 (11)

1. Te1—e8![1]	Df8×e8	7. e5—e6†	Kh8—h7
2. Dc3×f6!	De8—e7	8. Lc4—d3†	Kh7—h6
3. Df6×g7†!	De7×g7	9. Tf1—f6†	Kh6—g5[2]
4. f5—f6!	Dg7—f8	10. Tf6—g6†	Kg5—f4[3]
5. f6—f7†	Sc6—e5	11. Kg1—f2!	h5—h4
6. f4×e5	h7—h5!	12. Tg6—g4†.	

[1] Ein Weglenkungsopfer!
[2] Falls 9. . . ., Kg7, so 10. Tg6†, Kh7; 11. Tg8†, Kh6; 12. Lc1‡!
[3] Auf 10. . . ., Kh4 folgt 11. g3† nebst Lf1‡.

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

HUMOR

Neulich sprach ich eine Amerikanerin, die eben mit ihrem Vater von einer Italienreise kam. Sie schwärmte von Venedig. Ich frage: „Und Ihr Vater ist wohl auch von der Lagunenstadt entzückt?“ — „O no!“ antwortete sie, „er ist sehr enttäuscht. Er hat sich so gefreut, im Hotel sitzen und durchs Fenster auf der Straße angeln zu können. Und das durfte er nicht.“

*

„Ach, Frau Krause, haben Sie nicht meinen Mann gesehen? Ich wüßte gern, ob er zur Arbeit gegangen ist.“

„Ich bin ihm eben auf der Straße begegnet, Frau Schulze. Aber zur Arbeit ist er nicht gegangen!“

„Wieso wissen Sie denn das?“

„Er ging nämlich sehr rasch!“

*

„Mein Freund in Hinterwiesenberg hat vorige Woche einen Brief erhalten, der im Jahre 1907 aufgeliefert und abgestempelt wurde! Ist das nicht erstaunlich?“

„Ich weiß nicht... Ich wundere mich eigentlich mehr darüber, daß er ihn nicht schon früher bekommen hat!“

*

Kürzlich bemerkte eine amerikanische Filmdiva, als man sie mit einem Manager bekannt machte, daß sie ihm schon einmal begegnet sein müßte. Sie erinnerte sich dann nach angestrengtem Nachdenken, daß sie zwei Jahre früher vorübergehend mit ihm verheiratet gewesen war.

*

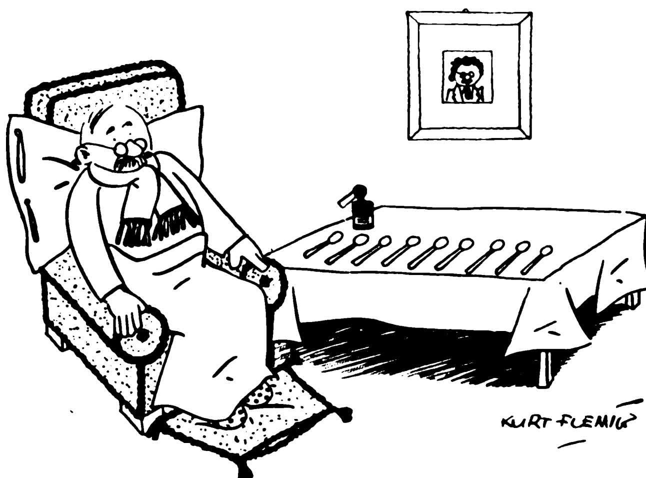
A: „Kannst du mir nicht sagen, wie spät es eigentlich ist?“

B: „Bedaure, meine Uhr ist doch schon lange Waise!“

A: „Wieso Waise?“

B: „Na, eine Waise wird doch auch immer von fremden Menschen aufgezogen.“

Ein Obsthändler ärgerte sich über die Angewohnheit der Käufer, die einzelnen Früchte in die Hand zu nehmen, prüfend daraufzudrücken und wieder zurückzulegen. Schließlich befestigte er ein Plakat über dem Stand, wo das Obst ausgelegt war: „Geehrte Damen! Wenn Sie schon das Obst drücken müssen, bitte die Kokosnüsse zu drücken!“



„Der Doktor hat verordnet: Jede Stunde einen Kaffeelöffel“ ....

Zeichnung: Kurt Flemig

Nachdem der Staatsanwalt den Strafantrag gestellt hat, darf der Angeklagte noch einmal zu Worte kommen. Der fängt an zu sprechen, bleibt aber dabei sitzen. — Darauf der Vorsitzende:

„Angeklagter, stehen Sie auf beim Sprechen!“ — „Das Sitzen kommt später noch!“

„Meyer“, sagte der Chef, „im Hauptkontor wird demnächst eine gute Stelle frei. Die soll mit Ihrem Zwillingsbruder besetzt werden, den ich neulich auf der Rennbahn traf, als Sie zum Begräbnis Ihrer Tante waren. Laufen Sie und holen Sie mir den jungen Mann und kommen Sie nicht eher wieder, als bis Sie ihn gefunden haben!“

*

Er: „Mit dem Zahnarzt, zu dem du mich geschickt hast, kannst du mir gestohlen werden! Er hat so lange an dem Zahn gezogen, daß ich fast verrückt wurde.“

Sie: „Oh, ich hatte ganz vergessen, daß er in mich verliebt war, ehe ich dich heiratete.“

*

Der Moosbauer und die Bäuerin gehen in der Stadt ins Theater, in „Pygmalion“ von Shaw. Gleich am Anfang das Gewitter auf der Bühne fesselt die Bäuerin ungemein. Sie verwechselt Schein mit Wirklichkeit. „Schau nur, wie das tut da drunten!“ flüstert sie entsetzt dem Bauer zu. Doch dieser antwortet überlegen: „Sell han i schon seit e paar Täg in de Knochen gespürt, des Sauwetter.“

*

In der Schule wurde vom Wunder gesprochen. Die Lehrerin hat alles genau erklärt und möchte nun feststellen, ob die Kinder begriffen haben.

„Kann mir jemand ein Beispiel nennen?“ fragt sie. Meldet sich die kleine Lore:

„Meine Mutter sagt immer, es wäre ein Wunder, wenn Sie nicht den neuen Gemeindesekretär heiraten.“

*

„Die schönste Erinnerung aus der Zeit meines Aufenthaltes in England ist eine Feier, bei der nach alter Sitte dem Meer geopfert wurde.“

„So was hab' ich auf meiner Überfahrt von Calais nach Dover auch erlebt. Aber ich denke nicht sehr gern daran zurück!“

Humor der anderen

„Das muß man sagen, dieser Hamilton ist ein Finanzgenie!“

„So? Hat er den großen Coup gemacht?“

„Und ob! Goß der Kerl doch neulich im Hotel seinem Gegenüber den Kaffee über die helle Hose und . . .“

„. . . drückte sich — wie ich ihn kenne — vor der Bezahlung, was?“

„Gefehlt! Er redete solange auf den Mann ein, bis er ihn von seiner Verpflichtung überzeugt hatte, den verschütteten Kaffee bezahlen zu müssen!“

(Tit Bits.)

„Hast du gelesen, eine Gruppe im Parlament hat ein Gesetz beantragt, daß es als strafbar angesehen werden soll, wenn man jemanden unangenehme Briefe schickt. Wie findest du den Einfall?“

„Blendend! Sobald der Antrag durch ist, werde ich meinen Schneider verhaften lassen.“

(Washington Herald.)

*

„Welches war der größte Bankskandal, den Sie erlebt haben?“

Bankier: „Das war, als der Schaffner unter der Bank einer Straßenbahn einen Schilling entdeckte und fünf weibliche Fahrgäste Anspruch darauf erhoben.“

(Washington Herald.)

„Woraus schließt du eigentlich, daß Madge glaubt, sie wäre von uns allen die Schönste?“

„Das ist doch ganz klar! Ist dir nicht aufgefallen, wie oft sie schon vorgeschlagen hat, wir sollten uns alle auf einem Gruppenbilde photographieren lassen?“

(Puck.)

*

Gast: „Kellner, sehen Sie sich die Butter hier mal an! Es läßt sich wohl kaum abstreiten, daß ein Haar darin ist?!“

Kellner: „Ganz recht! Ein Kuhhaar, mein Herr. Wir servieren die Butter stets so, damit der Gast eine gewisse Garantie hat, daß wir ihm keine Margarine vorsetzen.“

(Tit Bits.)

ANEKDOTEN

Als der Marschall von Villars, ein berühmter alter Zecher, Anno 1734 vom König von Sardinien empfangen wurde, war er so betrunken, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und umfiel. Aber auch in dieser heiklen Situation verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht.

„Da sehen mich Eure Majestät", polterte er los, „auf die natürlichste Art von der Welt zu Höchstdero Füßen!..." F. F.

Der reimende Soldat.

„Schlechter Soldat, aber guter Versmacher", hieß es mit Bezug auf einen Leutnant Fiedeborn in einem der jährlichen Militärberichte, die König Friedrich II. von Preußen vorgelegt wurden. Den großen König interessierte dieser Hinweis, und bei der nächsten Parade fragte er nach dem Leutnant, ritt an ihn heran und forderte ihn auf, sogleich einen Vers zu machen. Der schon etwas bejahrte Offizier, der sich nicht verblüffen ließ, kam in seiner Pfiffigkeit dem Befehl mit folgendem Vierzeiler nach:

„Es sprach der Herr im Zorn:
‚Der Leutnant Fiedeborn
soll als Soldat auf Erden
nie mehr als Leutnant werden!'"

Der König darauf: „Laß Er den Herrgott aus dem Spiel bei solchen irdischen Dingen! Abgesehen davon, gefällt mir der Reim. Hiermit ernenne ich Ihn zum Hauptmann! Sofort mach' Er mir aber noch einen Vers!" Ohne langes Besinnen reimte der neue Hauptmann in Dankbarkeit für die Beförderung, doch in Sorge darüber, wie er sich aus seinen kargen Mitteln die bei einem Hauptmann übliche Equipage anschaffen solle:

„Der Zorn hat sich gewandt:
Hauptmann bin ich genannt.
Doch hätt' ich Equipage,
Hätt' ich auch mehr Courage."

Und der König darauf: „Damit es Ihm auch fernerhin an der nötigen Soldatencourage nicht mangelt, soll Er auch die Equipage haben! Mach' er mir aber nun keinen Vers mehr! Sonst kriege ich gar noch zu hören, daß Er König werden möchte!" M. R.

Ein luftscheuer Staatsmann

Die Welt weiß von vielen Kuriositäten der Vergangenheit und Gegenwart zu erzählen. Viele davon sind lediglich Modelaunen oder Augenblicksscherze eines lustigen Einfalls. Wenn aber die Historie unter anderem auch von einem der bedeutendsten Staatsmänner berichtet, der geradezu ängstlich luftscheu war, so mutet das heute geradezu grotesk an. Und dennoch handelt es sich in diesem Fall um keinen Geringeren als den berühmten Minister der großen Kaiserin Maria Theresia Fürst Kaunitz. Seine außerordentliche Scheu vor jedem frischen Luftzug, ja vor freier Luft überhaupt, rührte schon aus seiner frühesten Jugend her. Die Mutter hatte mit ihren Kindern viel Unglück gehabt und fürchtete daher auch für das Leben des schwächlichen Knaben. Anstatt ihn nach und nach abzuhärten, wurde er mit übertriebener Sorge vor jedem Lüftchen behütet. Nur so ist die Abneigung des großen Staatsmannes gegen die frische Luft zu erklären. In dem Raum, in dem er sich gerade befand, durfte kein Fenster geöffnet sein. Sogar bei Hofe mußte man peinlichst darauf achten. Sobald es hieß: „Fürst Kaunitz kommt!" wurden sofort alle Fenster geschlossen. Die kurze Strecke von seiner Wohnung zur Hofburg ging der Staatsmann nur ganz selten zu Fuß, es sei denn, daß es gerade ein drückend heißer Tag war, wobei er aber ängstlich sein seidenes Taschentuch an den Mund preßte. Lediglich im schwülen Hochsommer wagte er es hin und wieder, für einen kurzen Augenblick im Lehnsessel auf der Bastei seines kleinen Gartens zu sitzen oder gar einen kleinen Spazierritt ins Freie zu riskieren. Dafür war aber auch sein Garten in Mariahilf ringsum mit hohen Boskette eingezäunt, um jeden zudringlichen Luftzug möglichst fernzuhalten. Sonst verschaffte er sich die tägliche Bewegung dadurch, daß er allmorgentlich eine Stunde in der Reitschule verbrachte, wobei er aber jede Viertelstunde ein neues Pferd nahm. Natürlich war Fürst Kaunitz auch in der Kleidung außerordentlich wählerisch. Ob Winter oder Sommer, stets trug er mehrere Bekleidungen — zumeist sechs und nur aus Wolle — übereinander, um sich nur nicht zu erkälten. C. P. H.

RÄTSEL

Zahlenrätsel

1 7 8 4 9 2 10 10 4	italien Opernkomponist
2 5 11 3 12 6 5 3 10	Suppenkonserve
3 13 14 13 5 5 13	Ruinenstadt am Tigris
4 8 15 6 11 6 3	Alp
1 6 5 13 9 9 7	albanischer Hafenort
2 16 4 1 2 14 4 2	Seuche
5 13 16 4 2 5	Fechtdegen
4 12 13 8	russischer Männername
6 8 1 3 2 10	norwegische Dichterin
3 13 2 15 6 17 6 14	Jahrhundert

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Namen des letzten Langobardenkönigs.

Silbenkreuz

1—2 schöpferischer Mensch, 2—8 Fehllos, 3—4 Stadt in Finnland, 3—7—2 Todeskampf, 3—8 griechische Schuldgöttin, 4—3 Schlange, 4—8 Zubringer, 5—6 Hafenstadt in Marokko, 5—7 Tanz, 5—8 Verwandte, 6—8 Rutenstock, 7—3 portugiesische Besitzung in Vorderindien, 7—8 Altgermane

Rätselgleichung

$$([A+m] - B) + ([C+D] - E) + (F - G) + ([H+I] - K) = X$$

A) Teil des Klavieres, B) Lebenshauch, C) Säugetier, D) Schwur, E) Gesangsstück, F) deutscher Freistaat, G) Artikel, H Einfassungsrand, I) englisches Bier, K) Fluß in Deutschland, X) genealogische Urkundensammlung.

Mosaikrätsel

NAC	STR	NNE	HORD
HSE	ENI	EBT	GUN
INE	LEB	ERE	MSI
STG	EME	NAC	SETZ
IND	NUN	DLE	DGE

Die Steinchen richtig geordnet ergeben einen Ausspruch Goethes

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Lotterieschein, 4. Frauenname, 8. Gedichtart, 10. Spielkartenfarbe, 11. deutscher Philosoph, 13. Tonstufe, 14. Abkürzung für Nummer, 15. bestimmte Menge, 17. lateinisch: Vater, 19 Kettengesang, 20. Fluß in Italien, 21. Gutschein, 22. Gemüsepflanze, 24. Gefäß, 25. ehemalige deutsche Kolonie, 26. Gesteinsart, 27. alte Wurfwaffe. Senkrecht: 1. Teil des Stuhles, 2. musikal. Werk, 3. Kielwasser, 5. astronom. Begriff, 6. griechische Göttin, 7. Hilferuf, 9. Schlachtort in Frankreich, 12. erotische Blume, 16 altes Kollegium, 17. Fahrtstörung, 18. Kraftereuger, 19. Feldfrucht, 20. Edelknabe, 21. Schiffsteil, 23. Fahrtmesser

Kryptogramm

Hofgarten, Kaufmann, Rennverein, Thronfolger, Qualle, Eberstein, Lebertran, Abendrot, Glasbach, Beuthen, Taschentuch, Niederlande, Mondlicht, Leder. Jedem der vorstehenden Wörter sind drei, dem letzten zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht den Namen eines deutschen Dichters und sein bekanntestes Werk ergeben.

Silbenkreuz

1—2 Hohlmaß, 1—5 Frauenname, 1—8—5—4 Getränk, 2—6 Grenzstein, 3—6 nordamerikanische Stadt, 4—1 portugiesische Hauptstadt auf Timor, 4—3 altertümliches Fürwort (in der Kanzleisprache gebräuchlich), 5—6 Benennung, 5—7 japanische Hafenstadt, 6—2 Längenmaß, 7—1 kleine Sundainsel, 7—3—6—2 Luftdruckmesser, 8—4 Zeitgeschmack, 8—5 westindische Insel

Umkehrrätsel

(Nachdruck verboten)

Es sind Wörter nachstehender Bedeutung in die linke Seite des Rätsels einzutragen: 1. Niederschlag, 2. Berg in Palästina, 3. Stadt in Lippe, 4. Weinstock, 5. kleiner Raubfisch, 6. französischer Titel, 7. Fluß in Spanien, 8. Täuschung, 9. Vortrag, 10. Stadt in Jugoslawien. Die gleichen Wörter werden in umgekehrter Buchstabenfolge auf die rechte Seite übertragen, so daß Wörter anderer Bedeutung entstehen: 1. Angehöriger einer minderrassigen Völkergruppe, 2. Gegenteil von unten, 3. gleichförmig, 4. männliches Haustier, 5. Umhang, 6 griechische Göttin, 7. Fluß in der Schweiz, 8. Tragriemen, 9. Nebenfluß der Fulda, 11. Frauenname. (ch = 1 Buchstabe.) Richtig gelöst ergeben die beiden starkumrandeten Senkrechten ein berühmtes Bauwerk Roms.

Rösselsprung

			das	mer	für	wir			
			hier	und	hess	im			
	in	brin	wie	deut	ken	er	ge	ru	
	der	sche	nern	es	tat	dolf	für	folg	
	gen	im	er	na	des	reich	rer	wirkt	
den	volk	für	chri	der	wie	ti	sei	frie	füh
durch	sten	den	deh	ken	ter	weis	zwi	o	hat
wird	frie	wir	tums	be	schen	nen	un	nem	den

Lösungen der Rätsel aus Folge 23

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Tarnkappe, 8. Rebe, 9. Lord, 10. Ur, 11. Sog, 12. Hast, 14. Egge, 17. Alkohol, 21. Puma, 22. Isel, 24. Kar, 25. Soda, 27. Saal, 29. Moder. — Senkrecht: 1. Trube, 2. Aera, 3. Rest, 4. Alge, 5. Po, 6. Prag, 7 Edler, 13. Salm, 15. Gros, 16. Go, 17. Auto, 18. Kakao, 19. Hirse, 20. Leda, 21. Post, 23. lila, 26. dm, 28. Ar. ✱ **Treppenrätsel:** 1. W, Achtel, Wachtel; 2. ab, leger, Ableger; 3. See, Rose, Seerose; 4. Ball, Ast, Ballast; 5. Legat, Ar, Legatar; 6. Berlin, e, Berline. ✱ **Rösselsprung:** Wäre Lügen so schwer wie Steine tragen, Würde mancher lieber die Wahrheit sagen. ✱ **Kapselrätsel:** Don, Ende, Ras Rat, Ulm, frei, Frucht, Omen, Lot, Ger, Ton, Dung, Esche, Mine, Met, Adel, neu, Neid, Wal, Ill, Eisen, Drau, Eid, Run, Wort, Alt, gis, Egel, Niere, Dur, Erde, Man, Gent, Erie, Selb, Pol, Agnes, Rot, Nil. Der Ruf folgt dem Mann, wie der Wagen dem Gespann. ✱ **Magische Figur:** 1. Sarafan, 2. Rogen, 3. Nagaika, 4. Feile, 5. Bankett. ✱ **Buchstaben-Austauschrätsel:** Wein, Imme, Reise, Hamm, Ader, Band, Elm, Rot, Dank, Eller, Nuß, Born, Oder, Los, Saar, Celle, Haus, Edel, Wolle, Igel, Saum, Motte, Ulan, Seine, Art, Base, Ger, Eichel, Last, Eber, Handel, Rute, Tat, Ur, Nase, Dorf, Bahre, Enkel, Kampf, Ast, Eier, Most, Pan, Feier, Tal. Wir haben den Bolschewismus abgelehnt und bekaempft. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Algen, 1—3 Alma, 3—2 Magen, 3—4 Made, 3—5 Maja, 3—6 Manus, 4—2 Degen, 5—2 jagen, 5—4 Jade, 5—6 Janus. ✱ **Silbenband:** Berenike. 1—2 Gobelin, 3—4 Sambesi, 5—6 Sirene, 7—8 Laredo, 9—10 Genitiv, 11—12 Monika, 13—14 Bakelit, 15—16 Rakete. ✱ **Verwandlungsrätsel:** Senkrecht: Wein, Pein, Bein, Bern, Kern, Korn, Horn, Hort, hart, Hast, Last, Laut, Haut. — Waagrecht: Zank, Wank, Bank, Bann, Bonn, Born, Horn, Hirn, Hirt, Wirt, Wort, Wert, West.

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

Nanking, 13. Dezember 1936

Die Nanking-Regierung hat den jungen General Tschanghsueliang, den Sohn des früheren Oberkommandierenden der Mandschurei, seiner Ämter enthoben, da er in einem Rundtelegramm alle chinesischen Behörden zum Aufstand gegen den Marschall Tschiangkaischek, den Präsidenten des Reichsvollzugsamtes und Oberkommandierenden der Nanking-Truppen, aufgefordert hat.

Tschanghsueliang, der die chinesischen Truppen in der Provinz Schensi befehligt, hat den Marschall Tschiangkaischek, der sich in der Hauptstadt der Provinz Schensi, Sian, aufhielt, sowie eine Anzahl hoher chinesischer Persönlichkeiten, darunter den Innenminister, die Wehrkreiskommandeure der Provinz Fukien und des Gebietes von Honan, Hupei und Schensi, gefangengesetzt.

(Meldung aus dem „VB.")

In den Händen der Rebellen

Vierzehn Tage Gefangener von Tschanghsueliang

Aus meinem Tagebuch.

Die Sian-Rebellion vom 12. Dezember 1936 traf die chinesische Zentralregierung wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wenn ich auch schon vorher davon gehört hatte, daß umstürzlerische Ideen Eingang in die Nordosttruppen gefunden und einige Truppenteile sogar Anschluß an die Banditen gesucht und gefunden hatten. Aber ich war vollkommen überzeugt, daß sich die Nordosttruppen lediglich durch unsere nationale Krisis hatten verwirren lassen und daß ein paar ernste Worte genügten, ihnen die Bedeutung unserer nationalen Interessen klar zu machen, um sie geschlossen wieder unter die nationale Autorität zu stellen. Als ihr Oberstkommandierender war ich für ihre Disziplin verantwortlich.

Meine Treue zur Partei und zum Land gingen selbstverständlich über meine persönliche Sicherheit. Ich reiste daher am 4. Dezember aus Loyang nach Tungkwan. Hierher ließ ich die Kommandanten der Truppen kommen, die in den Provinzen Shensi und Kansu für die Unterdrückung der Banditen verantwortlich waren. Ich ließ mir über die Lage Bericht erstatten und erteilte den Kommandanten meine Befehle. Vor allem machte ich sie darauf aufmerksam, daß wir in unserem Kampf gegen die Banditen „fünf Minuten vor dem Ziel" stünden und erinnerte sie an ihre Pflicht.

Ich hatte durchaus den Eindruck, daß die Kommandanten der Nordosttruppen (es handelt sich um die Truppen Tschanghsueliangs, die früher in den Nordostprovinzen garnisoniert waren, also in der Mandschurei und später nach Nordchina abkommandiert wurden, etwa ein Jahr vor dem berühmten Mukdenzwischenfall, der zu der Besetzung der Mandschurei durch die Japaner führte. D. Schriftl.) absolut zuverlässig waren; an einen Verrat dachte ich nicht einmal im Traum. Gänzlich unerwartet für mich und sozusagen direkt vor meiner Nase brach eine Meuterei aus. Ich hatte fälschlich Vertrauen gehabt und daher nicht die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen getroffen; dafür bin ich zu tadeln und niemand sonst.

Nach meiner Rückkehr nach Nanking haben Chinesen und Ausländer mich immer wieder nach meinen Erlebnissen und Erfahrungen in Sian gefragt. Als verantwortliches Mitglied der Partei und der Regierung hätte ich mich nicht in der Mausefalle von Sian fangen lassen dürfen. Es ist peinlich für mich, daß es doch passierte, und ich habe nicht den Wunsch, mich reinzuwaschen. Wenn mich die Rebellen von Sian auch nicht gerade als ihren Oberbefehlshaber behandelt haben, kann ich doch nicht leugnen, daß sie meine Untergebenen sind und daß ich daher auch für die Übertretungen verantwortlich bin, die sie sich haben zuschulden kommen lassen. Wenn ich jetzt die Geschichte meiner Gefangennahme erzähle, so mag sich der Leser klar sein, daß für alles, was passiert ist, ich allein zu tadeln bin. Die folgenden Auszüge aus meinem Tagebuch werden fürchte ich, nicht gerade die besten Schlüsse auf meine Fähigkeiten als Staatsmann und Feldherrn zulassen.

Nanking, im 26. Jahr der Republik

Tschiangkaischek.



Als die Freundschaft noch ungetrübt war.
Tschanghsueliang (links in chinesischer Kleidung) wird von seinem Gastgeber Tschiangkaischek (rechts) zum Kraftwagen geleitet.
Sämtliche Aufnahmen: Presse-Photo.

11. Dezember

Als ich am frühen Morgen vor meinem Hauptquartier in Lintung spazieren ging, bemerkte ich auf dem Lishan-Berg zwei Männer, die etwa zehn Minuten lang nichts anderes taten, als mich zu beobachten. Eine sonderbare Beschäftigung, dachte ich. Auf dem Rückweg in mein Quartier fielen mir zahlreiche Militärwagen auf, die auf der Straße Sian—Lintung eben nach Osten fuhren. Ich achtete nicht weiter darauf, da es Zeit war, mich in mein Büro zu begeben. Ziemlich unerwartet besuchte mich Litientsai, der Leiter des Nachrichtendienstes unter Tschanghsueliang; er bat mich um eine Unterredung. Da er sich nicht hatte anmelden lassen, war ich einigermaßen überrascht. Während der Un-

terredung drückte Li seinen Zweifel daran aus, daß die Politik gegenüber den Banditen richtig sei. Schon Hantchen Tschanghsueliang hatte mir am Tag vorher eine ähnliche Ansicht angedeutet. Ich nahm mir Li sehr ernsthaft vor, da mir seine Meinung mehr als bedenklich schien.

Abends lud ich unter anderen Tschanghsueliang, Yanghutschen und Yuhsuetschung in mein Quartier zum Abendessen ein; ich wollte mit ihnen den Operationsplan für den Feldzug gegen die Banditen besprechen. Yang und Yu erschienen nicht. Auf meine Frage erklärte Hantschen, daß er einer der Gastgeber eines Banketts sei, das an diesem Abend zu Ehren der hohen Beamten und Offiziere der Zentralregierung, die Sian besuchten, gegeben werde, und daß Yang und Yu in Sian wären, um die Gäste zu unterhalten; nach dem Essen wolle er ebenfalls nach Sian fahren. Ich war etwas überrascht von dieser unerwarteten Mitteilung und vor allem von Hantschens offensichtlicher Zerstreutheit, die ich jedoch auf meine Vorwürfe gegen Li zurückführte. Immerhin konnte ich mir die Geschichte nicht ganz erklären, als ich sie mir beim Zubettgehen noch einmal überlegte.



Marschall Tschiangkaischek
mit seinem Sekretär J. L. Huang (links) und W. H. Donald, seinem australischen Freund.

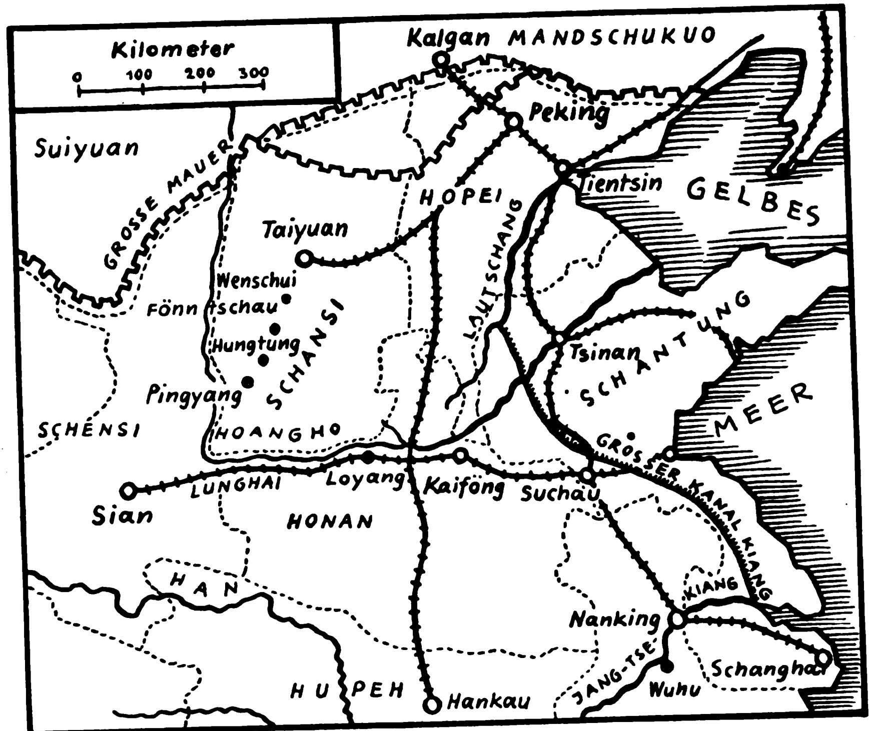
12. Dezember.

Als ich mich um fünf Uhr 30 nach meiner Morgengymnastik angekleidet, hörte ich vor dem Tor meines Hauptquartiers einen Schuß. Ich schickte einen Mann meiner Leibgarde nach draußen. Als er nicht zurückkehrte, sandte ich ihm zwei Soldaten nach. Wieder hörte ich von draußen Gewehrfeuer. Blitzartig wurde mir klar, daß die Nordosttruppen gemeutert hatten. Ich hatte auf meiner Reise nach Shensi nur meine persönliche Leibwache und zwanzig uniformierte Soldaten bei mir. Die Soldaten, die vor meinem Hauptquartier auf Posten standen, gehörten zur Leibwache Tschangs.

Ein paar Augenblicke später schickte mir Leutnant Mac einen Boten mit der Mitteilung, daß eine Meuterei ausgebrochen sei und daß die Meuterer bereits das zweite Tor erreicht hätten; er, der Leutnant, habe jedoch telephonisch von den hinter dem Berg liegenden Baracken gehört, daß dort alles ruhig sei. Er ließe mich also bitten, mein Hauptquartier zunächst zu verlassen und mich auf den hinter dem Quartier liegenden Berg zu begeben. Auf meine Frage, was für Truppen eigentlich meuterten, hörte ich, daß sie Pelzkappen trügen und zur Nordost-Armee gehörten.

Von Tsopeitschi, einem Offizier meiner Leibwache, und Tschianghsiaotschung, einem Adjutanten, begleitet, verließ ich mein Quartier durch den Hinterausgang. Wir schritten über die Fei-Hung-Brücke zum Osttor und machten hier die Entdeckung, daß das Tor verschlossen war. Nirgends konnte der Schlüssel gefunden werden. Wir kletterten nun auf die Mauer, die nur gute drei Meter hoch und leicht zu besteigen war. Hinter der Mauer befand sich aber leider ein Graben, dessen Bett etwa zehn Meter unter dem Mauerrand lag. Da es noch dunkel war, konnte ich die Situation nicht gleich erfassen und fiel in den Graben. Ich fühlte einen scharfen Schmerz und war zunächst unfähig, aufzustehen. Erst drei Minuten später kam ich mit Mühe auf die Beine und konnte weiterhumpeln. Nach einigen zehn Schritten gelangten wir zu einem kleinen Tempel, vor dem einige meiner Leute auf Posten standen. Sie halfen mir beim Marsch auf den Berg.

Ich hatte um diese Zeit den Eindruck, daß es sich um eine örtliche Meuterei handelte, und daß nur ein kleiner Teil der Truppen in Lintung gemeutert hatte, vielleicht verführt von den kommunistischen Banditen. Ich war überzeugt, daß von einer lange vorbereiteten Verschwörung Hantschens keine Rede sein konnte. Es war mir aber klar, daß, wenn die ganze Nordostarmee sich im Aufstand befinden sollte, mein Hauptquartier völlig umzingelt sein müßte. Das Fehlen aufständischer Soldaten jenseits der Mauer trug weiter dazu bei, mich zu beruhigen. Noch war ich der Meinung, daß alles vorüber sein würde, wenn wir den Hügel hinter uns hätten und der Tag angebrochen sei. Auf der Ostseite des Hügels gab es keinen Weg, doch hielten wir sie für sicherer als die Westseite, auf der wir aller Voraussicht nach auf meuternde Truppen stoßen würden. Wir wandten uns also nach Osten. Der Berg war hier ziemlich steil, und es dauerte eine halbe Stunde, bis wir den Gipfel erreichten, wo wir uns hinsetzten, um uns auszuruhen.



Der Schauplatz der Krise in China.

Ich sandte einen Mann von der Leibwache zum Rekognoszieren aus. Er stieg auf einen Felsen, und sofort hörten wir von allen Seiten Gewehrfeuer. Die Kugeln flogen uns dicht um die Ohren. Einige Soldaten der Wache wurden getroffen und stürzten tot zu Boden. Ich war also umzingelt; die Meuterei war keine lokale Aktion; die ganze Nordostarmee befand sich im Aufstand.

Darauf beschloß ich, statt irgendwo Schutz zu suchen, in mein Hauptquartier zurückzukehren und nach dem Rechten zu sehen. So schnell ich konnte, kletterte ich den Berg wieder hinab. Etwa auf der Hälfte des Weges stürzte ich in ein Loch, das mit Dornbüschen bewachsen war und gerade Raum für mich allein bot. Ich war völlig erschöpft. Zweimal versuchte ich, auf die Beine zu kommen, aber immer wieder fiel ich zurück. Ich war gezwungen, zunächst liegen zu bleiben, um mich zu erholen und die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Als der Tag graute, konnte ich von dem Loch aus beobachten, daß der Lischan-Berg von einer großen Zahl von Soldaten umzingelt war. Aus der Nähe meines Hauptquartiers hörte ich die Detonationen von Handgranaten und Maschinengewehren. Ich wußte, daß meine treue Leibwache Widerstand leistete, und daß die Meuterer sie mit schweren Waffen angriffen. Von neun Uhr ab hörte das Feuer auf. Die Rebellen suchten nach mir. Zweimal kamen sie an dem Loch vorbei, in dem ich steckte, ohne mich zu entdecken.

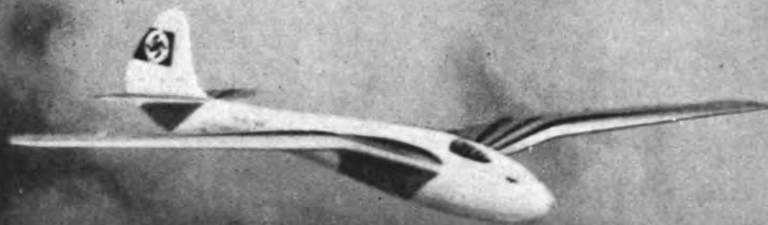
In zwanzig Schritt Entfernung redete jemand lebhaft auf die Rebellen ein. Es war Tschianghsiaotschung, ein Adjutant. Wieder machten sich die Meuterer auf die Suche. Dicht über meinem Loch hörte ich plötzlich einen Soldaten rufen: „Ha! Hier steckt ein Mann in Zivil! Vielleicht ist er der Generalissimus!" Ein anderer erwiderte: „Warte! Wir wollen erst schießen!" Ich hielt es für angebracht, mich zu melden: „Jawohl, ich bin der Generalissimus. Wenn ihr mich als euren Gefangenen betrachtet, so tötet mich! Aber eine würdelose Behandlung lasse ich mir von euch nicht gefallen!" — „Wir werden uns hüten!" sagte einer der Aufständischen. Dann feuerte er drei Schüsse ab und rief laut: „Hier ist der Generalissimus!"

(Fortsetzung folgt.)



In den Kämpfen um Sian verwundete Soldaten der Nankingregierung.

Ein Leben für de



Die sachkundige Hand am Steuerknüppel läßt den silbernen Vogel zielsicher durch die Wolkenwände stoßen.



Links: Hanna Reitsch begibt sich zum Start an ihre Maschine; der Fallschirm ist umgehängt. Im Hintergrund des Bildes: das Deutsche Forschungsinstitut für Segelflug, die Arbeitsstätte des Flugkapitäns Hanna Reitsch.



Fertig zum Start.

Sonderaufnahmen für den Illustrierten Beobachter von Arno Peters

Segelflug!

Reichsluftfahrtminister Generaloberst Göring hat Hanna Reitsch zum Flugkapitän ernannt

Unser Sonderberichterstatter Arno Peters besuchte Hanna Reitsch an der Stätte ihrer Tätigkeit, dem Deutschen Forschungsinstitut für Segelflug in Darmstadt. Er berichtet uns:

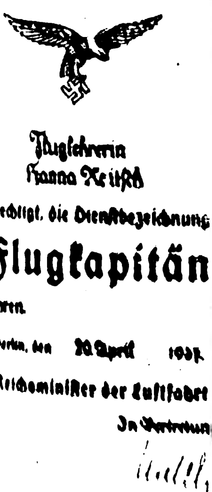


Rechts: Der Konstrukteur Jacobs baute für Hanna Reitsch den „Sperber-Junior“; diese Maschine ist sozusagen „nach Maß“ gemacht, nur der Höhenmesser hatte keinen Platz mehr. Aber — wie die Aufnahme zeigt — weiß man sich gut zu helfen

Wer ist Hanna Reitsch, und weshalb erhielt gerade sie die höchste Auszeichnung, die je einer Frau zuteil wurde? Hanna Reitsch erzählt, wie sie schon von klein auf den Wunsch hatte, zu fliegen. Ihr Vater war Augenarzt in Hirschberg; etwas schwer mußte sie sich durchsetzen. Vor vier Jahren, Ende Mai 1933, — Hanna war damals zwanzig — machte sie mit dem Segelflugzeug „Onkel Otto“ in der Segelflugschule Grunau ihren ersten großen Flug. Von Wolf Hirth hochgeschleppt, landete sie mit ihrer „Kiste“ einige Meter von der tschechischen Grenze entfernt. Ein paar Tage darauf schaffte sie mit „Alexander“ durch einen motorlosen Flug über zehn Stunden einen Weltrekord für Frauen. Seitdem jagte ein Weltrekord den anderen und der Name Hanna Reitsch ist aus der Liste der Weltbestleistungen in den letzten Jahren nicht mehr wegzudenken. Zwischendurch hat Hanna Reitsch die deutschen Farben häufig erfolgreich im Ausland vertreten. Im Deutschen Forschungsinstitut für Segelflug ist Hanna Reitsch in der Hauptsache als Versuchsfliegerin tätig. Neue Flugzeugkonstruktionen werden von ihr auf die Flugeigenschaften hin geprüft; andererseits werden ihre reichen Flugerfahrungen bei der Ausarbeitung neuer Maschinenkonstruktionen berücksichtigt. Wenn Hanna Reitsch auch hier und da einmal eine Motormaschine fliegen muß, so ist sie doch im Grunde ihres Herzens Segelfliegerin geblieben. Eine Frau ohne Neigung zu Sensationen, eine Frau, die nicht aus Beruf, sondern aus Berufung Segelfliegerin ist

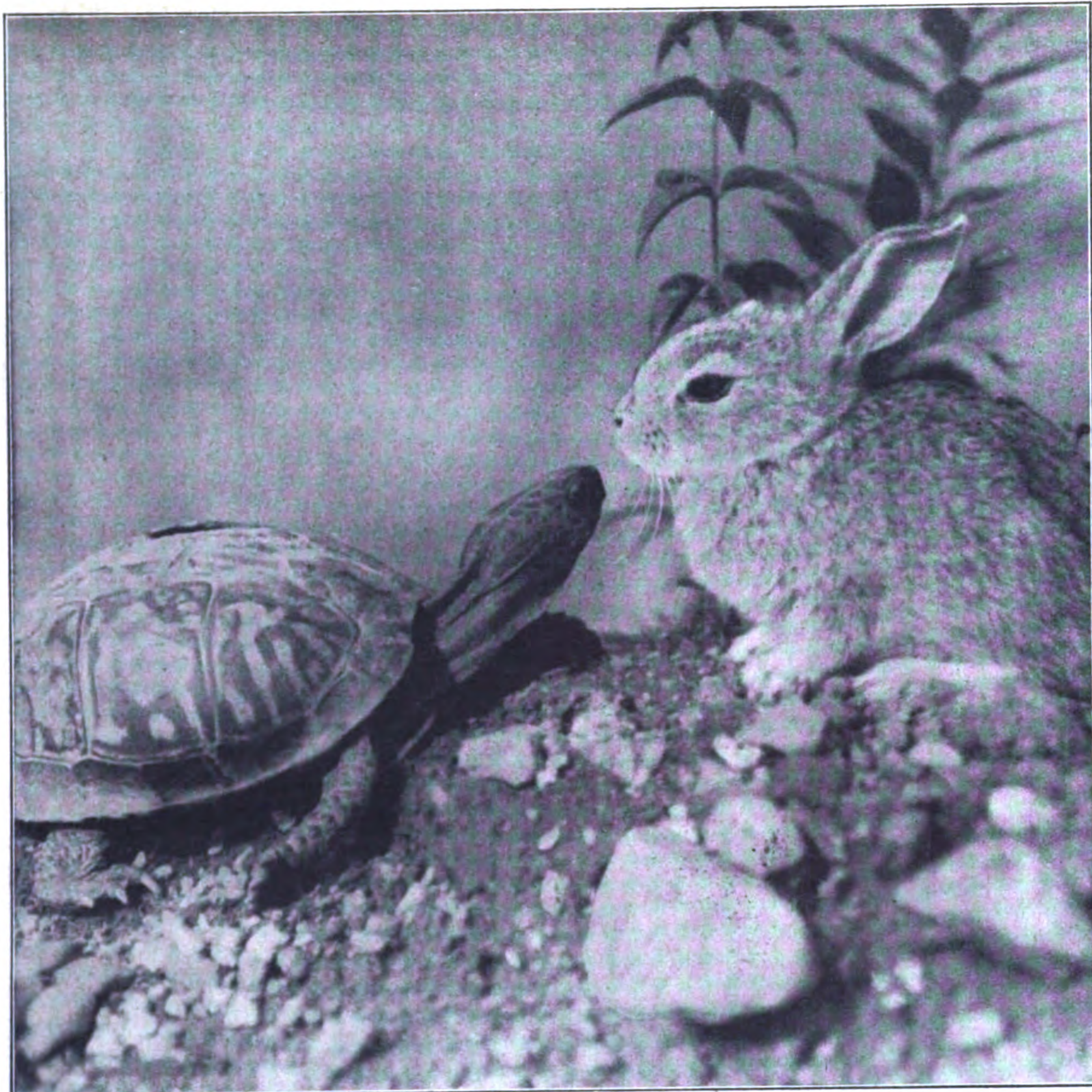


Rechts: Hanna Reitsch in ihrem kleinen Wagen, an dem sie sich in ihrer Freizeit als „Konstrukteur“ versucht



Fluglehrerin
Hanna Reitsch
...echtigt, die Dienstbezeichnung
Flugkapitän
...ren.
...rlin, den 20. April 1937.
Reichsminister der Luftfahrt
In Vertretung

...n seltener „Luftpaß“.



Zwei ganz ungleiche Vertreter der Fortbewegungstheorie.
Bei der Schildkröte ist die Neugierde offenbar größer als bei dem Häslein, das sehr gelassen dem seltsamen Besuch entgegensieht.



Gleichgewichtsübung eines Falters auf dem glitschigen Froschrücken;
jedenfalls ein Hochgefühl für den Frosch, einer bunten Blume vorgezogen zu werden.

Seltsame Begegnungen in der Tierwelt

Aufnahmen: Mauritius.



Eine Feldmaus stellt fest, ob der Salamander lebt;
sie muß sich aber schon klar darüber geworden sein, daß ihr keine Gefahr droht.



Links:
„Wer kommt denn da?"
denkt die schwarze Krähe, scheint aber mit dem Besuch dieses neugierigen Kletterers nicht ganz einverstanden zu sein.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12—2 Uhr 22134. **Drahtanschrift:** Eherverlag München. **Bezugspreis in Deutschland** durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. **Bank:** Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg. Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Danzig 30 Guldenpfennig



12. JAHRGANG / FOLGE 25 / DONNERSTAG, 24. JUNI 1937

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Der letzte Gruß an die vor Ibiza Gefallenen der „Deutschland".
Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht beim Staatsakt der feierlichen Beisetzung auf dem Heldenfriedhof in Wilhelmshaven.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann

DIE T…
DER „DEUT…
KEH…





Links: Das 31. Opfer des Rotmordüberfalls: Obermatrose Georg Wille erlag am 11. Juni 1937 in Gibraltar seinen schweren Verletzungen.

IM… HA… LE… HE…

Oben: Adolf Hitler ehrt die Toten von Ibiza auf dem Marine-Ehrenfriedhof in Wilhelmshaven.

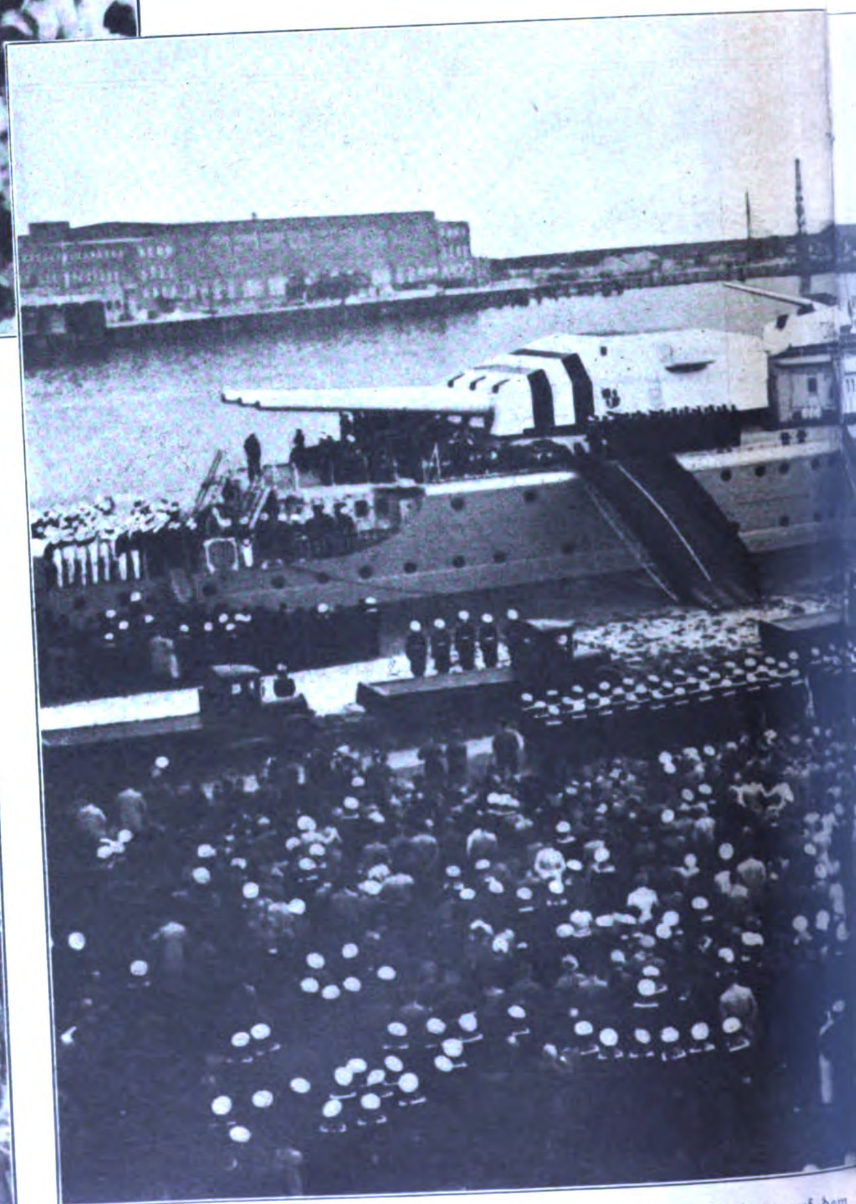
Aufnahmen: Weltbild (2), Heinrich Hoffmann (2), Presse-Bild-Zentrale (1).



Links: Der Führer spricht den Angehörigen der Gefallenen persönlich seine Anteilnahme aus.



Rechts: Während des Staatsaktes. Hinter dem Führer: der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder; hinter diesem: Reichsführer SS Himmler; neben Raeder: Generalfeldmarschall von Blomberg, ganz links: der Kommandierende Admiral der Marinestation der Nordsee, Admiral Schultze.



Das Panzerschiff „Deutschland", auf dem unter den Geschützrohren auf dem … ist vor Anker gegangen. Eine aus drei Kompanien bestehende Trauerparade … fürchtigem Schweigen nimmt die Wilhelmshavener …

TOTEN
SCHLAND"
REN HEIM

BEISEIN ADOLF HITLERS, DES OBERSTEN BEFEHLS-
BERS DER WEHRMACHT, WURDEN DIE 31 GEFAL-
IEN DES PANZERSCHIFFS „DEUTSCHLAND" IN
MATLICHER ERDE ZUR LETZTEN RUHE BESTATTET



ed die Särge der gefallenen deutschen Seeleute aufgebahrt sind,
treten, um den Toten die militärischen Ehren zu erweisen; in ehr-
rung an den Geschehnissen Anteil.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg,
nimmt Abschied von den Toten; links neben ihm: der Oberbefehlshaber der
Kriegsmarine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder.

BILDER VOM TAGE

Unter Führung von Staatssekretär Ricci besuchten 1300 italienische Jugendführer und Führerinnen auf ihrer Deutschlandreise die Reichshauptstadt, wo sie vor dem Führer und Reichskanzler paradierten. Tausende von Berlinern hatten sich eingefunden, um dem Aufmarsch der italienischen Jugend in ihren schmukken dunkelblauen Uniformen mit dem weißen Koppelzeug und aufgepflanzten Seitengewehren beizuwohnen. Der Führer ehrte die Besucher der befreundeten Nation durch eine Ansprache, in der er unter anderem ausführte, daß Italien und Deutschland unter ähnlichen Voraussetzungen einen Weg zu finden gesucht und auch gefunden haben: einen Weg, der aus nationaler Schwäche zu nationaler Kraft, Stärke und damit zum nationalen Recht führt. Unter den italienischen Besuchern wurden besonders zwei Jungen bewundert, die sich als blinde Passagiere nach Abessinien geschmuggelt hatten und den Feldzug mitgemacht haben. Beide wurden wegen ihres besonderen Mutes mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Einer von ihnen — er war damals 14 Jahre alt — (s. nebenstehendes Bild) hat als Letzter ein Maschinengewehr so lange bedient, bis Entsatz kam.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (3). Weltbild (1).
Radermacher (1).



Der Führer der italienischen Jugend, Staatssekretär Ricci, stellt Adolf Hitler einen italienischen Jungen vor, der den Feldzug in Abessinien mitgemacht hat. (Siehe hierzu den Text.)



Der Führer, Baldur von Schirach und Staatssekretär Ricci nehmen den Vorbeimarsch der Balilla-Formationen ab. Hinter v. Schirach: Obergruppenführer Brückner.



Adolf Hitler im Gespräch mit Staatssekretär Ricci; neben dem Führer: Baldur von Schirach.



Festliche Eröffnung der Reichstheaterwoche in Köln
Reichspropagandaminister Dr. Goebbels im Gespräch mit dem Präsidenten der Reichstheaterkammer, Reichsdramaturg Ministerialrat Dr Rainer Schlösser. Rechts neben Dr. Goebbels: Gauleiter Staatsrat Grohé.

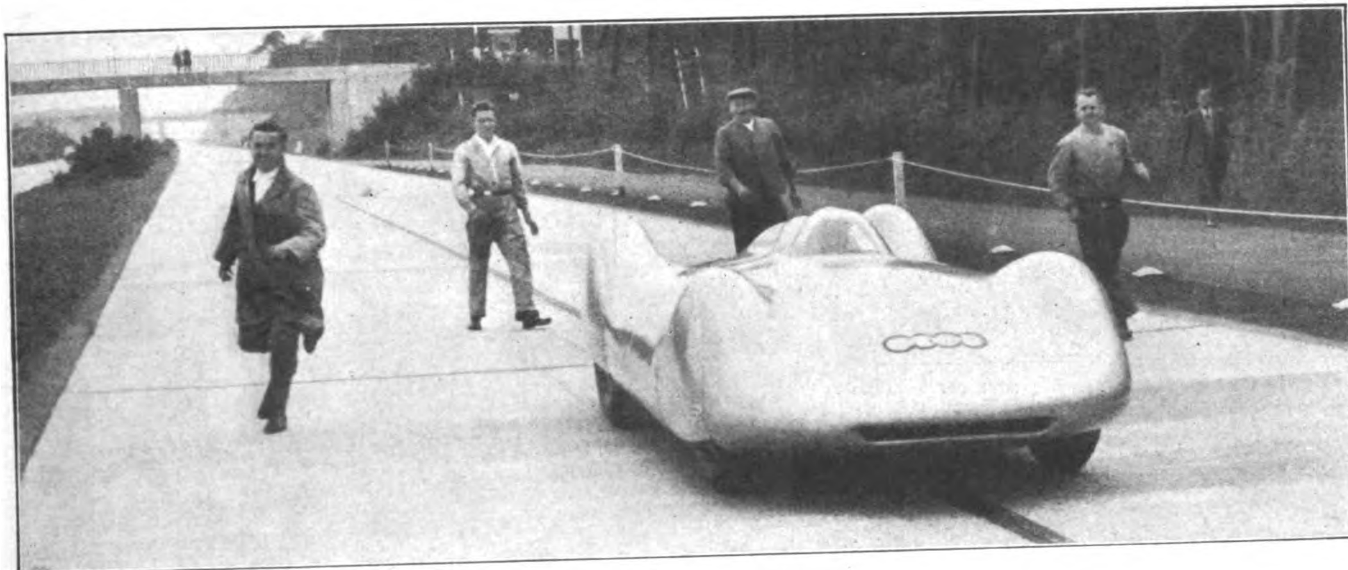


Auf der Reichstheaterwoche in Düsseldorf
wurde Dr. Goebbels in der Tonhalle stürmisch begrüßt. Neben dem Reichspropagandaminister: Gauleiter Florian; hinter diesem: Staatssekretär Funk, der sich mit dem Reichsdramaturgen Dr. Schlösser unterhält.

BERND ROSEMEYER fährt neue Weltrekorde



Start zur Rekordfahrt auf der Autobahn bei Frankfurt am Main. Der 16-Zylinder-Rennwagen der Autounion mit Bernd Rosemeyer am Steuer wird zum Angriff auf die von Caracciola auf der gleichen Strecke erzielten Klassenrekorde angeschoben.



*

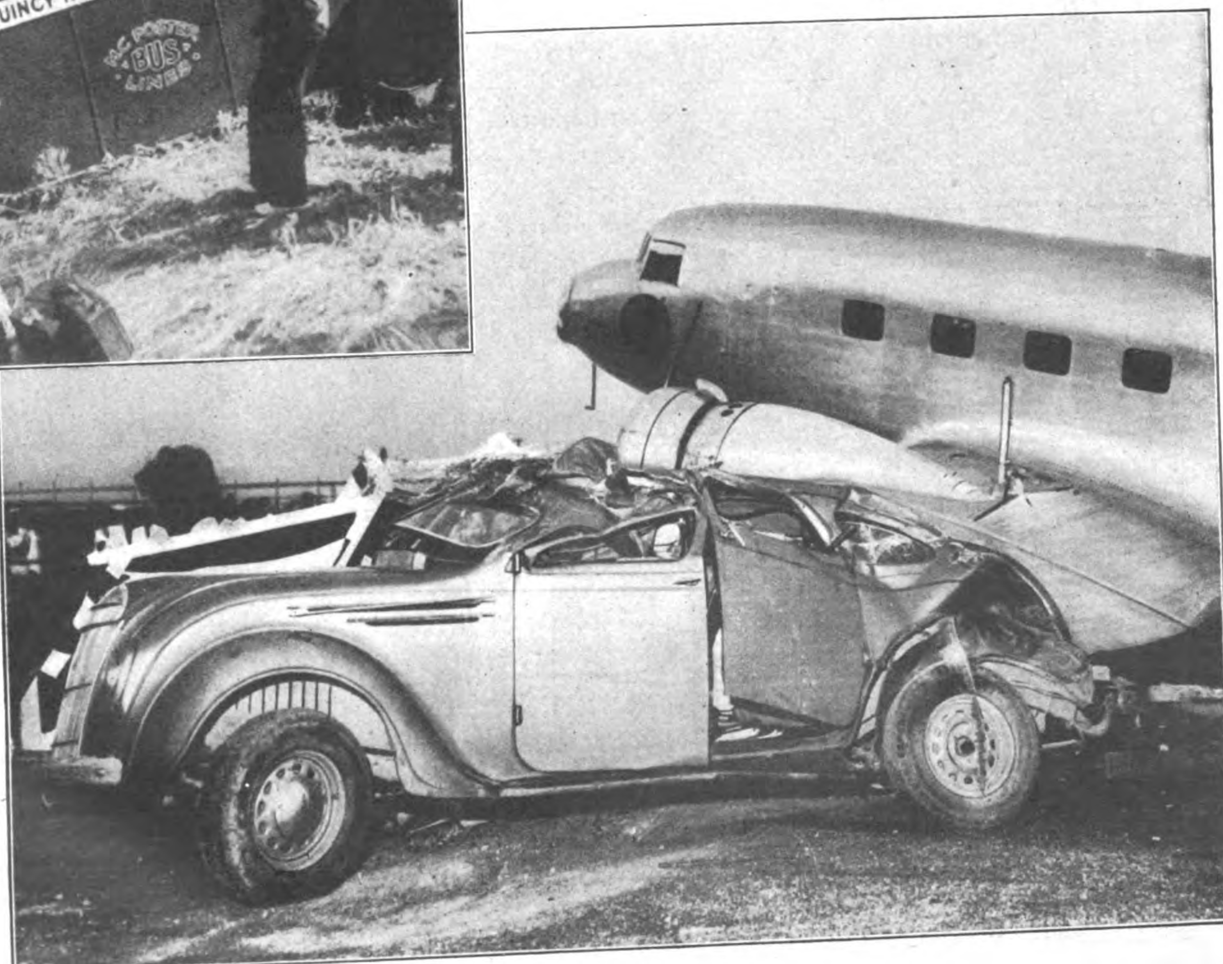
Rosemeyer braust ab, fährt Weltrekord und stellt fünf neue internationale Klassenrekorde auf. Mit 389,611 km std kam Rosemeyer hart an die 400-km/std-Grenze heran.

Seltsame Autounfälle



Drei Tote und zehn Verwundete verursachte dieser Zusammenstoß eines Autobusses mit einem Lastwagen bei Burlington in den USA.

Aufnahmen: Weltbild (2), Artur Winkelser (2)



Rechts: In Pittsburgh (USA.) wurde ein auf dem Flughafen parkendes Auto von einem heranrollenden Flugzeug mit voller Wucht gerammt.



Vor dem Propagandaministerium am Wilhelmsplatz halten die Autobusse der Berliner Verkehrsgesellschaft, um die Beamten, Angestellten und Arbeiter des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda zu einem Betriebsausflug abzuholen, zu dem Reichsminister Dr. Goebbels eingeladen hat

Ausflug mit Dr. Goebbels

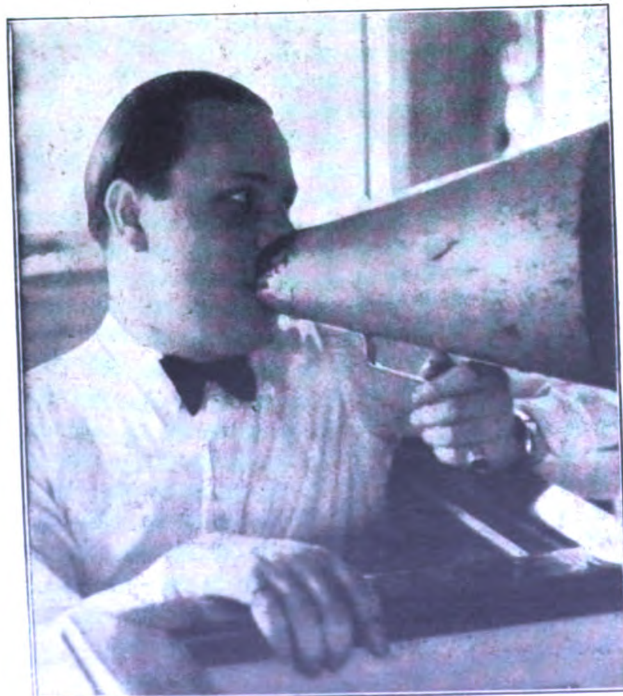
Die Beamten, Angestellten und Arbeiter des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda waren kürzlich im Rahmen eines Betriebsausfluges Gäste des Reichsministers Dr. Goebbels. Das Ministerium, sonst eine Stätte ernster Arbeit für das Volksganze, war an diesem Tage verwaist. 750 Männer und Frauen des Ministeriums hatten sich zu einem Dampferausflug auf der Havel vereinigt und mit den wimpelgeschmückten Motorschiffen „Kurmark" und „Zehlendorf" ging es hinaus. Nach einem Abstecher zum Luftschiffhafen Potsdam folgte wieder eine fröhliche Wasserfahrt auf den Seen und Kanälen rings um Potsdam, die sich bei Tanz, Musik und Gesang bis nach Werder erstreckte.



Reichsdramaturg Ministerialrat Dr. Rainer Schlösser (auf dem Bilde rechts) hat seinen Arbeitsplatz im Ministerium mit einem Sitzplatz im „Bus" vertauscht.



„Dideldei dideldum" während der fröhlichen Wasserfahrt.





Während die anderen in einer Gaststätte am Luftschiffhafen in Potsdam den Kaffee einnehmen, vergnügt sich Helga Goebbels damit, dem unfolgsamen Dackel „à la longe" Gesittung beizubringen.

Links: Oskar Joost, der Musikmeister der Bordkapelle



Reichspropagandaminister Dr. Goebbels (ganz rechts vorn sitzend) während der Fahrt auf den schönen Seen rings um Potsdam.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Tanz an Bord. Ganz rechts: Ministerialrat Dr. Ott, Leiter der Abteilung I A (Haushalt) im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda



Angestellte des Propagandaministeriums dreschen während der Dampferfahrt einen Skat



Dr Goebbels läßt sich
inisterialrat Alfred Inge-
ßerndt (ganz rechts) er-
wie der Soldatendienst
bekommt.

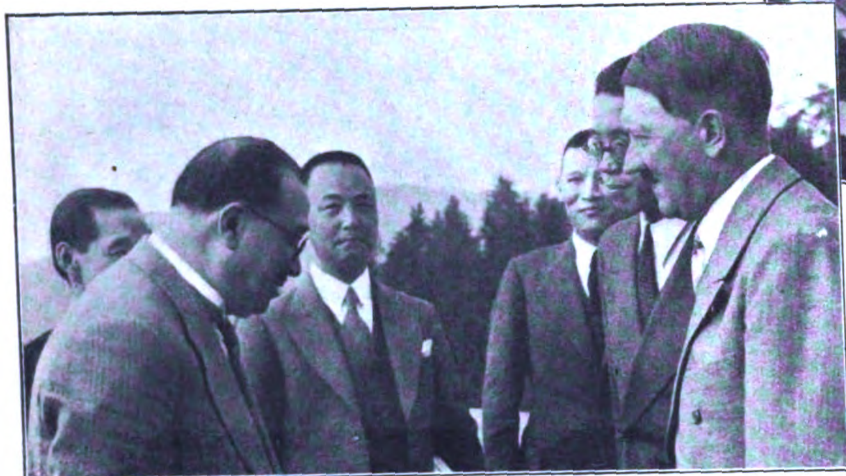


Rechts: Frau Magda Goebbels stellt einem kleinen Hosenmatz ihre Töchter Helga und Hilde vor; der selbstbewußte kleine Herr nimmt die Huldigung sehr gnädig entgegen. Rechts: Dr. Goebbels

BESUCH auf dem OBERSALZBERG



In der großen Halle auf dem Berghof in Obersalzberg. · Der Führer im Gespräch mit dem chinesischen Finanzminister Dr. H. H. Kung. Ganz links: der Dolmetscher Robert Chi Chum. Dr. Kung spielt in dem Tatsachenbericht des „IB." „Der Aufstand in Sian" eine hervorragende Rolle als Vizekanzler und Vertrauter Tschiangkaischeks.



Links: Der Führer begrüßt die chinesischen Gäste. V. l. n. r.: Staatssekretär Dr. W. H. Wong, Finanzminister Dr. Kung, Marineminister Admiral S. E. Chen, Generalleutnant J. C. Kwei, Dolmetscher Chi Chum, Adolf Hitler.



Abfahrt der Gäste vom Berghof
Im Hintergrund grüßend: der Führer, vor der Treppe: Obergruppenführer Brückner.



Links: Generalfeldmarschall v. Blomberg besuchte nach seiner Italienreise den Führer auf dem Berghof. In der Mitte: Obergruppenführer Brückner.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

DIE DEUTSCHE ARBEITS-FRONT

IHRE ÄMTER UND LEISTUNGEN

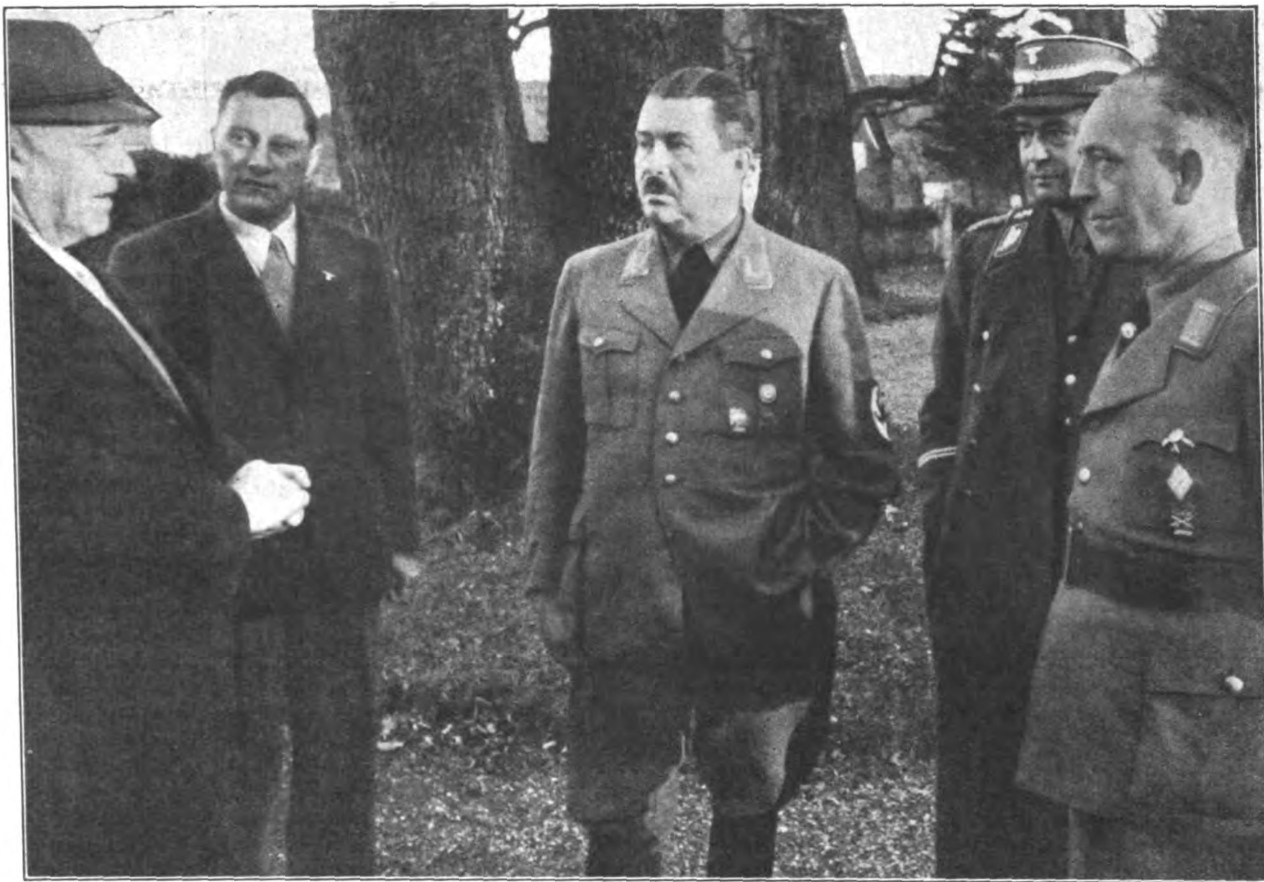
XV. Das Amt für Volksgesundheit

Nur das Volk wird seinen Namen in der Weltgeschichte verewigen können und ewig leben, das sich stark und gesund erhält. Aufgabe des Haupt- und DAF.-Amtes für Volksgesundheit, in Personalunion geführt von Hauptdienstleiter Dr. Gerhard Wagner, hat als Ziel seiner Arbeit: Jeden deutschen Menschen zu der auf Grund seines Erb- und Rassegutes überhaupt erreichbaren höchsten Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu führen und Gesundheit und Leistung bis ins höchste Alter zu erhalten.

Parteigenosse Dr. Bartels, der Stellvertreter Dr. Wagners in der Leitung des Amtes für Volksgesundheit, der auf langjährige Erfahrungen in der Gesundheitsführung am schaffenden Volksgenossen zurückblicken kann, zeigt uns an Hand von Ermittelungen des Amtes, daß zu einem relativ frühen Zeitpunkt, etwa um das 40. oder 45. Lebensjahr herum, bei der Frau sogar schon etwa 10 Jahre früher, die Arbeitskraft des schaffenden Deutschen nicht unerheblich nachzulassen beginnt, zum Teil sogar bereits zur Aufgabe der erlernten Arbeit zwingt. Er zeigt uns, daß das deutsche Volk stärker als durch Infektionen und Erkrankungen aller Art durch Abbauvorgänge auf großen funktionellen Leistungsgebieten, insbesondere des nervösen Apparates, des Herzkreislaufsystems und anderen bedroht ist. Wir sehen, daß der Tod gerade an diesen Funktionsstörungen schon in relativ frühem Alter weit vor anderen Erkrankungen seine Opfer fordert. Gerade bei diesen Funktionstoten geht aber diesem letzten Ausgang eine meist langjährige Vorentwicklung, verbunden mit Leistungsabsacken usw., voraus

Das DAF.-Amt für Volksgesundheit hat an Millionen von Untersuchungen dieses Problem aufzurollen sich bemüht. Seine Ärzte sind in die Betriebe gegangen, haben die Betriebsgestaltungen studiert, haben beraten, wie die einzelnen Arbeitsbedingungen zu verbessern seien, um möglichst gesundheitliche Gefahren durch die Betriebsarbeit immer mehr auszuschließen. Sie haben sich dafür zu sorgen bemüht, daß in allen jenen Fällen, in denen bei gesundheitlichen Störungen, die aber nach den geltenden gesetzlichen Vorschriften noch nicht oder nicht mehr auf Kosten des Versicherungsträgers einer Behandlung zugeführt werden sollen, die Einrichtungen der Deutschen Arbeitsfront — Kraft durch Freude, Sportamt, Heime, Bäder — und die der NSV. zur Wiedergewinnung höchster Leistungsfähigkeit und Gesundheit angesetzt werden.

Auf einer Rundfahrt durch eine Reihe von Betrieben gibt uns Parteigenosse Dr. Bartels Einblick in diese praktische Arbeit Eine Reihe von Betrieben hat bereits eigene Betriebsärzte, die im engsten Einvernehmen mit dem DAF.-Amt für Volksgesundheit arbeiten, eingestellt, und in diesen Betrieben ist man zum Teil auch schon dazu übergegangen, mit betriebseigenen Einrichtungen die Behandlung von gewissen Gesundheitsstörungen in der Arbeitszeit selbst oder unmittelbar im Anschluß an die Arbeitszeit vorzunehmen. Der Betriebsarzt in diesen Betrieben behandelt aber nie selbst, sondern er behandelt nach den Anweisungen des behandelnden Hausarztes, übernimmt gewissermaßen in dessen Auftrag die Durchführung von Maßnahmen, die dem schaffenden deutschen Menschen seine volle Gesundheit wieder vermitteln können unter weitestgehender Berücksichtigung seiner Arbeitsaufgaben.



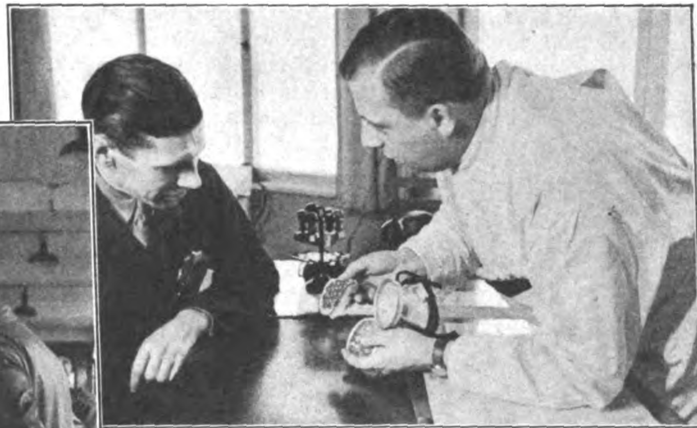
Hauptdienstleiter Dr. Wagner (Mitte) bei Besichtigung des Geländes am Starnberger See, wo nach dem Willen Dr. Wagners ein neues biologisches Krankenhaus mit Ärzte- und NS.-Oberinnenschule erstehen wird. Rechts von Dr. Wagner: Reichsamtsleiter Dr. Blome und Reichsamtsleiter Dr. Bartels; links: Hauptstellenleiter Prof. Wirz und Landesökonomierat Lauz



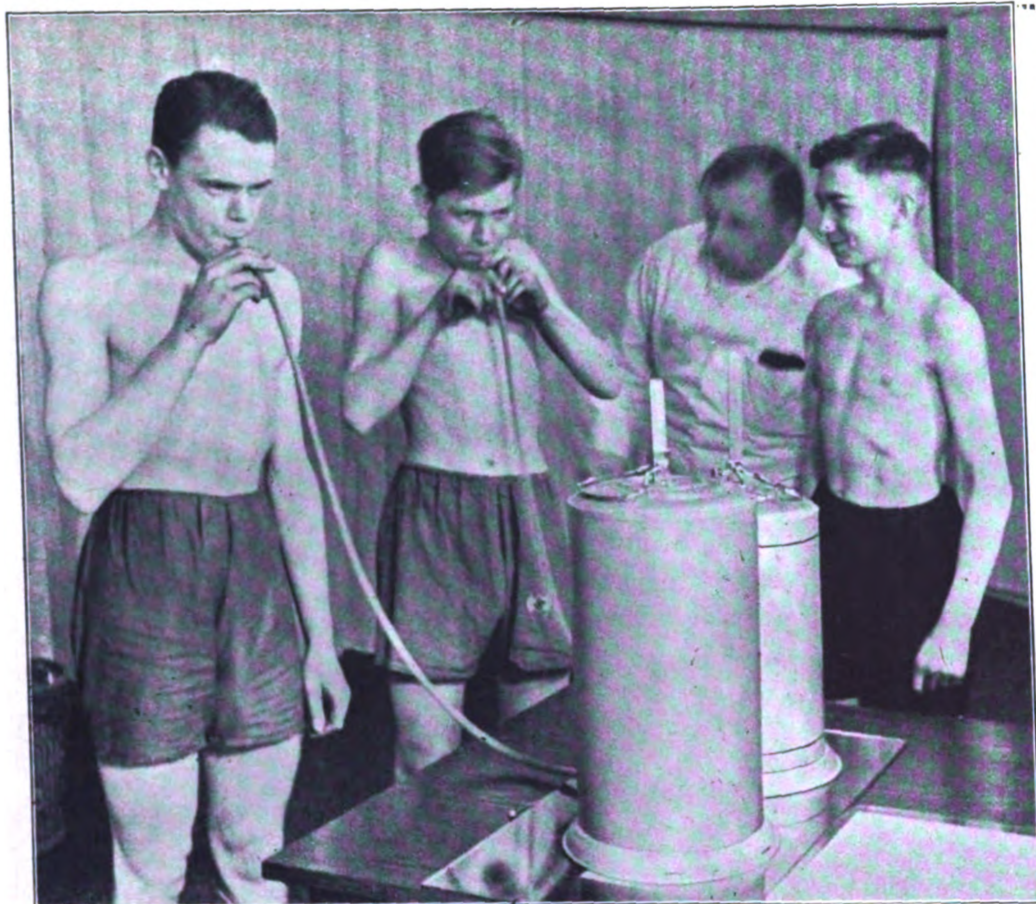
Diese starke Beugung des Rückens beim Arbeiten läßt sich sehr gut vermeiden . . .



. . . indem man mit kleinen Mitteln den Arbeitsplatz richtig gestaltet. Ohne die Unterlage würde die Arbeit des etwas kleinen Lehrlings zu unvermeidbaren Haltungsfehlern führen.



Das Gefolgschaftsmitglied wollte nicht glauben, welchen Schmutz seine Arbeit einatmen läßt, darum versucht er immer wieder, um die Schutzmaske herumzukommen. Hier zeigt ihm der Arzt in der Versuchsmaske, die er selbst trug, welchen Schmutz er einatmet und weist auf die Gefahren hin. Der Gefolgsmann trägt künftig die Maske seiner selbst wegen.



Der Grad der Atmungstiefe gibt wichtige Aufschlüsse über diese lebenswichtige Funktion. Dauernde Kontrolle durch den Spirometer, die jeder selbst vornehmen kann, vermeidet Überraschungen, die zu nachhaltigen Störungen führen können.

Absicht dieser betriebseigenen Behandlungseinrichtungen ist es, soweit möglich, auch dem schaffenden Volksgenossen Verlust von Arbeit und damit Einkommen möglichst zu ersparen. Als Treuhänder des behandelnden Arztes hat hier der Betriebsarzt eine ganz besondere Aufgabe übernommen. Anderen Ärzten ist die Behandlung im Betriebe mit Ausnahme von jenen Maßnahmen der Ersten Hilfe nicht gestattet.

In gemeinsamer Arbeit mit den Trägern der Sozialversicherung und allen an dieser Arbeit interessierten Stellen (Reichsarbeitsministerium, Wehrmacht mit ihren zuständigen Stellen der Sanitätsinspektion, der Waffenämter usw., Dienststelle für den Vierjahresplan, Treuhänder der Arbeit, Reichsgruppe Industrie, Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, DAF. mit allen ihren Einrichtungen und andere zuständige Dienststellen der Partei und der betreuten Organisationen) sollen im Rahmen des Vierjahresplanes sämtliche schaffenden Volksgenossen einer Untersuchung auf Leistungsfähigkeit und Gesundheit unterzogen werden. Auf Anordnung des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley sind diese Untersuchungen in vier Gaue — Bayerische Ostmark, Köln-Aachen, Kurhessen, Hamburg — bereits im Gange. Diese Untersuchungen werden im Rahmen des Vierjahresplanes erstmalig beendet sein. Hier soll in den Betrieben jedem deutschen schaffenden Menschen der Weg zur Gesundheit und Stärke gewiesen werden. Aus diesen Arbeiten werden nicht nur die schaffenden Volksgenossen Vorteile haben, da in jedem Falle dafür gesorgt ist, daß irgendwelche Gesundheits- oder Leistungsstörungen — sei es durch den Versicherungsträger oder durch die Einrichtungen der DAF. oder NSV. — behoben werden, sondern es werden hier auch die Ärzte, die sich für diese Arbeit seit Jahren zur Verfügung gestellt haben, immer wieder neu lernen, um ihre Arbeit am deutschen Menschen immer segensreicher werden zu lassen. Aus diesen am deutschen Volke in der Gesundheitsführung, in seinem schaffenden Leben, in der Betreuung in kranken Tagen dauernd tätigen und immer wieder geschulten Ärzten werden dann jene Ärzte für die großen Aufgaben der Versorgung einzelner größerer Betriebe und der Versorgung kleinerer und mittlerer Betriebe in Gemeinschaftsform zur Verfügung gestellt werden.

In einem großen Werke sehen wir an einer Wand des Arztraumes eine Tafel, die mit Nadeln abgesteckt und verschiedenen Farbtönungen bedruckt ist. Es ist, wie uns der Betriebsarzt mitteilt, die Erkrankungstafel. Auf ihr werden genau die Erkrankungen in den einzelnen Betriebsabteilungen verfolgt und registriert. Durch sie war es dem Betriebsarzt schon möglich, den Quellen von Berufs- und Infektionskrankheiten, die sonst niemals entdeckt worden wären, auf die Spur zu kommen und die Erreger zu beseitigen, also sozusagen die Abteilungen zu entseuchen. Aufgabe des Betriebsarztes und der die Gefolgschaften betreuenden Ärzte des DAF.-Amtes für Volksgesundheit ist auch, die Schaffenden am Arbeitsplatz zu beobachten, z. B. korrigierend einzugreifen, wenn ein Lehrling nicht an den Schraubstock heranreicht oder er sich bei der Arbeit am Schraubstock stets bücken muß. Ebenso ist es bei den Arbeitsbedingungen sämtlicher Gefolgschaftsmitglieder. Durch Umstellung in den Arbeitsmethoden oder durch kleine Änderungen von Maschinenteilen können hier viele Mißstände beseitigt werden. Besonderes Augenmerk richtet das Amt, wie Parteigenosse Dr. Bartels betont, vor allem auch auf sportliche Ausgleichsübungen in Verbindung mit dem Betrieb. Für die Ermittelung des jeweils Notwendigen ist der Reichstrainer Parteigenosse Waitzer in das Amt für Volksgesundheit mit eingebaut worden. Alles, was dem deutschen Menschen helfen kann, wird hier übungs- und auch anlagemäßig, seien es Spielwiesen, seien es Hallen usw., geplant.

Engste Zusammenarbeit besteht mit dem Reichsbund für Leibesübungen, da gerade dieser als Groß-Organisation mit eigensten Aufgaben auf den Arbeiten des Ausgleichssports in den Betrieben, die ihm ihre ausgeglichenen, in sich nicht mehr leistungsgestörten und leistungsgeminderten Menschen für seine körperlichen Erziehungs- und Leistungsaufgaben zur Verfügung stellen wird, fußt.

Zum Abschluß unseres Besuches können wir noch einige Worte mit den einzelnen Referenten des Amtes wechseln. Berufskrankheiten, Ernährung des Schaffenden, Kantinenbewirtschaftung, Jugendernährung, Fragen des Jugendschutzes, des Frauen- und Schwangerenschutzes, werden bearbeitet. Darf ein Jugendlicher in Akkord arbeiten? Oder schadet dies seiner Entwicklung? Wann muß eine schwangere Frau die Arbeit niederlegen? Wann darf sie sie wieder aufnehmen? Verantwortungsvolle Fragen sind es, die in laufender Folge an das Amt herangetragen werden. Jede Entscheidung bedarf genauester Untersuchungen, von jeder Entscheidung hängt es ab, wie das deutsche Volk sich weiterentwickelt und ob es stark genug sein wird, die zukünftigen Aufgaben zu lösen.

Werner Denkler.



Der Betriebsarzt steht mitten in der Arbeit, kann sie beurteilen und danach seine Ratschläge erteilen.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner



Links: Der Betriebsarzt ist Freund und Helfer seiner Gefolgschaft. Gegenseitiges Vertrauen und Offenheit verbürgen nicht zuletzt den Erfolg der Arbeit.

Die nachgelassenen Finanzen des Grossherzogs

ROMAN VON FRANK HELLER

(6 Fortsetzung.)

Zu diesem Zwecke rüstete er eine Anzahl Kaperfahrzeuge aus, denen er „Lettres de marque", Freibriefe mit seiner Unterschrift gab, die sie berechtigten, die Fahrzeuge der Ungläubigen aufzubringen, wo immer sie zu vermuten waren Und da hierbei wenig Rücksicht auf die Flaggen genommen wurde, die die Fahrzeuge etwa führten, ging das Geschäft glänzend. Wenn Don Jeronimo I. einen weniger verschwenderischen Hofstaat unterhalten und etwas weniger Lustschlösser gebaut hätte, wäre es leicht möglich, daß er als vermögender Mann gestorben wäre. So aber hinterließ er nichts als zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere der Söhne war selbstverständlich Thronfolger, aber da dessen Ehe bis auf weiteres kinderlos geblieben war, hatte es lange den Anschein, als sollte die Krone dem Jüngeren, der die Titel Graf von Ciudadela und Valverde führte, zufallen. Dazu kam es jedoch nicht, und das Buch schilderte in pathethischen Redewendungen die näheren Umstände:

„In seiner frühen Jugend wurde Juan Felipe, Graf von Ciudadela und Valverde, von seinem hohen Vater nach Versailles geschickt, um sich dort die verfeinerten Sitten des französischen Hofes und ein galantes Wesen anzueignen. Leider zeigte es sich, daß er weit weniger Interesse dafür aufbrachte als für die gefährlichen Lehren, die gerade damals von gewissen französischen Philosophen verkündet wurden, deren Namen die Welt nach Verdienst schätzen lernte, als ihre Aussaat so allmählich Früchte zu tragen begann — ein Voltaire, ein Rousseau, ein Helvetius. Dadurch, daß Juan Felipe diese Lehren einsog, wurde er von tiefer Verachtung für sein Vaterland ergriffen, dessen Verhältnisse ihm veraltet vorkamen, und er hielt sich immer weniger gerne dort auf. Sein hoher Vater suchte solange als möglich Nachsicht mit ihm zu haben — „er ist ja doch Jaimes X. Sproß" — soll er ein ums anderemal ausgerufen haben. Aber da nichts verfing, weder Bitten noch Vorstellungen, zauderte er nicht, seine Pflicht zu erfüllen. Am 2. Dezember 1773 erklärte er im Staatsrat, daß die Erbfolge in seinem Hause fortab geradeso für die weibliche wie für die männliche Linie gelten solle. Was dieser Entschluß ihn gekostet hatte, können wir kaum ermessen. „Du hast es selbst gewollt, mein Sohn", waren seine letzten Worte an den Grafen von Ciudadela und Valverde, als dieser sich kurz darauf im Hafen von Mahon nach Neapel, der Hauptstadt beider Sizilien, einschiffte. Über Graf Juan Felipes spätere Schicksale ist wenig oder nichts bekannt. Sein Vaterland sah er nie mehr wieder."

Ich ließ das Buch sinken. Seltsam, aber wahr, hier war ich dem offiziellen Geschichtsschreiber des Großherzogtums Minorca über, ich wußte mehr als er! Wie hieß doch der Held im südamerikanischen Freiheitskrieg, der durch ein Erdbeben aus seinem Kerker in der einen oder anderen peruanischen Stadt befreit worden war, wenn nicht Graf von Ciudadela und Valverde! Ich hatte ja erst vor ein paar Tagen im Freiheitskampf der Neuen Welt von seiner wunderbaren Befreiung gelesen und sogar Brasch die Geschichte gezeigt. Und hier hatte ich es schwarz auf weiß, daß der Graf wahr gesprochen hatte, als er behauptete, er sei nicht irgendein Irbeliebiger! Als jüngerer Sohn des Großherzogs von Minorca ist man kein Irbeliebiger, auch wenn man von den Lehren Rousseaus und Voltaires angesteckt wurde, die die Welt nach Verdienst einschätzen lernte, als ihre Aussaat Früchte zu tragen begann.

Hier muß ich wohl eingeschlafen sein. (Ich hatte die Lektüre der Geschichte des Großherzogtums nach der Abendmahlzeit begonnen.) Ich erwachte mit einem Ruck. Eine Stimme hatte an mein Ohr geschlagen, eine harte, metallische Stimme, die mich aus dem Bette auffahren ließ, als hätte mich ein Peitschenhieb getroffen. Es war zwei Uhr nachts Ich sah mich mit schlaftrunkenen Augen um. Diesen Abend hatte ich vergessen, die Papillotten auszustreuen, mit denen ich mich am Abend vorher gegen Überraschungen zu salvieren gesucht hatte. Aber die Kajüte war leer. Und doch hatte ich dicht an meinem Ohr eine Stimme gehört .. da war sie wieder!

Diesmal gab es nicht den leisesten Zweifel über ihren Ursprung. Sie kam aus einer der metallumsponnenen Öffnungen der Kajütenwand, die mir schon am ersten Abend aufgefallen waren und die ich für Luftschachtventile gehalten hatte. Nun zeigte es sich, was ihre wirkliche Bestimmung war. Sie waren Mündungen von Schallkanälen innerhalb des Schiffes. Woher der Laut kam, war eine andere Frage.

Anfangs dachte ich an einen Radioapparat. Ich weiß, daß viele moderne Menschen, die etwas auf sich halten, immer ein Radio in erreichbarer Nähe haben müssen, gleichviel wo sie sich befinden, in einem Auto, auf einem Schiff, im Schwimmbad. Aber wenn dies eine Radiosendung war, dann jedenfalls die eigentümlichste, die ich je vernommen hatte.

Die harte, metallische Stimme, die ich soeben gehört hatte, sagte:

„Name und Beruf kennen wir. Was haben Sie vorzubringen?"

Es kam keine Antwort, nur ein Surren Die erste Stimme fuhr fort:

„Sie schweigen! Wir haben aber alle Mittel, Sie zum Reden zu bringen — alle! Sie verstehen? Wir können dieses Verhör eine Stunde ausdehnen, zwei Stunden, drei Stunden — einen Tag! Wir haben Mittel, Sie am Schlafen zu hindern -- alle Mittel! Haben Sie verstanden?"

Keine Antwort. Die Stimme fuhr fort:

„Sie sind starrköpfig? Wenn Sie glauben, daß wir uns damit abzufinden gedenken, daß Sie andauernd schweigen wie heute Nachmittag, sind Sie auf dem Holzweg. Bei dieser Gelegenheit haben wir übrigens Einiges erfahren — ungeachtet Ihres Schweigens! Der Herr, dessen Besuch Sie hatten, verriet in der Einfalt seines Herzens einen großen Teil dessen, was wir wissen wollten! Hahaha! Er ahnte nicht, wie nützlich ein Mikrophon und eine Schallübertragung sein kann, wenn sie an der richtigen Stelle angebracht ist! Und vor fünf Minuten hatte er noch vor einer der Unseren den Undurchdringlichen gespielt: Wirklich komisch!"

Noch immer kam keine Antwort von Mr. Graham — aus der Konversation entnahm ich ja, daß zwei Partner da sein mußten und einer davon Mr. Graham war. So viel begriff ich, aber im übrigen war mein Inneres ein Chaos von widerstreitenden Gedanken. Vor allem dies: sie gehörte also der Bande an, die uns entführt hatte! Ich hatte es geargwöhnt, aber es doch nicht recht glauben wollen. Man weigert sich ja so lange als möglich zu glauben, daß eine häßliche Seele in einer so schönen Hülle wohnen kann. Sie hatte mich besucht, um mir Aufschlüsse zu entlocken, und da das nicht gelang, ließ man mich zu dem Engländer hinein, wo ich in „meiner Herzenseinfalt" ausplauderte, was man wissen wollte, oder doch wenigstens einen großen Teil davon. Ich hätte mir doch denken können, daß man mich nicht ohne Grund mit einem anderen Opfer des Attentats zusammenbrachte! Ich elender Dummkopf! So rief die Stimme des Gewissens in meinem Innern, aber sie wurde von einer anderen Stimme übertönt, die fragte: Wenn man dich heute nachmittag durch ein Mikrophon belauscht hat, warum läßt man dich dann selbst durch ein anderes lauschen? Darauf fand ich keine Antwort.

Die Stimme fuhr fort:

„Wir haben allerlei erfahren, aber nicht genug! Mit wem haben Sie in Kopenhagen verhandelt?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Mann, der Sie heute Nachmittag besuchte?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit irgendeinem anderen?"

Keine Antwort.

„Zum letztenmal, antworten Sie! Sonst müssen Sie sich die Folgen selbst zuschreiben!"

Ich fühlte, wie eine leichte Feuchtigkeit aus meiner Stirne sickerte. Was waren das für Folgen, von denen die Stimme sprach?

„Wie Sie wollen! Alles, was Sie nicht sagen, wird gegen Sie sprechen! Hahaha! Ist das nicht die Umkehrung dessen, was man zu einem Verhafteten in England sagt? Juan — den ersten Grad!"

Pause. Die Feuchtigkeit an meinem Haaransatz verdichtete sich zu einem Tropfen, der die Wange hinabrollte. Ich glaubte ein leises Stöhnen durch mein Schallrohr zu hören.

„Mit wem haben Sie verhandelt?"

Keine Antwort

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Manne von heute nachmittag?"

Keine Antwort.

„Oder mit irgendeinem anderen?"

Keine Antwort.

Das Blut hämmerte in meinen Schläfen. Ein Gedanke jagte den anderen. Die Szene, der ich in einer Form, wie sie sich nicht einmal die alten Inquisitoren träumen ließen, beiwohnte, war ein Verhör mit Tortur, nicht mehr und nicht weniger. Bisher hatte Mr. Graham standgehalten — aber was hoffte er damit zu erreichen? Wir waren ja dem Manne, dem das Schiff gehörte, rettungslos ausgeliefert.

„Juan — den zweiten Grad! Langsam anfangen! So — ja, so!"

Pause. Diesmal war das Stöhnen unverkennbar. Die Feuchtigkeit auf meiner Stirn bestand jetzt nicht mehr bloß aus einem einzigen Tropfen. Wieder ertönte die Stimme:

„Mit wem haben Sie verhandelt?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Mann, der Sie heute nachmittag besuchte?"

Keine Antwort.

„Oder mit irgendeinem anderen?"

Schwere Atemzüge, wie von einem gehetzten, erschöpften Tier, waren ganz deutlich hörbar. Immer wieder wurden die Fragen mit einer unerbittlichen Beharrlichkeit wiederholt, die schon allein genug gewesen wäre, mich zum Bekenntnis zu treiben — oder zum Wahnsinn.

„Juan — den dritten Grad! Langsam anfangen — so, ja, so!"

Pause. Man hörte ein Knirschen durch das Schallrohr — einen schneidenden Ton wie von einem Meißel gegen Glas. Der Schweiß floß mir bereits in Strömen über das Gesicht.

„Mit wem haben Sie verhandelt?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Mann, der Sie heute nachmittag besuchte?"

Keine Antwort.

„Sie verstehen doch, diese Sache können wir im Handumdrehen herausbringen! Er wird nicht so schwer unterzukriegen sein wie Sie — hahahaha!"

Ich hörte kaum mehr zu. „Diese Sache können wir im Handumdrehen herausbringen!" Was bedeutete das? Daß, wenn das Verhör mit Mr. Graham zu Ende war, ich an die Reihe kam! Daß man mich dem ersten Verhör in einer ganz bestimmten Absicht hatte beiwohnen lassen — um mich „mürbe" zu machen, um meine Nerven einer solchen Probe auszusetzen, daß sie keine weitere Belastung ertrugen!

Was das betrifft, so war ich schon jetzt so mürbe, daß meine Nerven kaum mehr vertragen konnten. Und doch sollten sie sofort auf eine neue Probe gestellt werden.

Bis jetzt hatte dieselbe harte, ein wenig metallische Stimme das Verhör geführt. Nun verstummte sie, eine Minute Pause trat ein. Als die Übertragung wieder begann, sprach eine ganz neue Stimme, eine seidenweiche, gurrende Frauenstimme, die ich ohne jede Mühe erkannte — ihre Stimme. Sie redete zu Mr. Graham, ganz wie sie zu mir geredet hatte, als sie am Nachmittag versuchte, mir irgendein Geheimnis, dessen Charakter ich nicht ahnte, zu entlocken. Ihre Fragen an Dr. Graham waren gemeinverständlicher, sie waren ausschließlich nationalökonomischer Natur.

„Wissen Sie, wieviel die Zinsen von fünf Millionen Pfund betragen?"

Keine Antwort.

„Der Zinsfuß ist heutzutage nicht mehr das, was er einmal war", sagte die Stimme mit einem Anflug von Melancholie. „Aber noch in diesem Jahre, 1931, kann man tatsächlich für die feinen, goldgeränderten Staatspapiere in England 5 Prozent Zinsen bekommen!"

War sie es, die diese geschäftliche Unterredung führte? Kamen aus ihrem roten Munde diese Ziffern? Ich mußte es glauben, obwohl ich es nicht recht glauben konnte, denn die Stimme, diese sanfte, gurrende Stimme mit dem leichten ausländischen Akzent, konnte niemand verkennen, der sie einmal gehört hatte. Ich griff mir an die Stirn. Ihr Interesse für die nationalökonomischen Vorlesungen des Professors war also nicht geheuchelt gewesen! Aber was waren das für Ziffern, die sie da nannte?

„Wissen Sie, was fünf Prozent Zinsen von fünf Millionen ausmachen? Sie wissen es nicht? Dann will ich es Ihnen sagen: das macht 250 000 Pfund aus! Im Jahre, wohlgemerkt, im Jahre! Wissen Sie, was das, in eine weniger prätentiöse Valuta umgerechnet, beispielsweise in französischen Franken, bedeutet? Das bedeutet bei einem Kurs von 125 Franken per Pfund über 30 Millionen Franken. Im Jahre, wohlgemerkt, im Jahre! Das bedeutet, daß derjenige, der über dieses Einkommen verfügt, beinahe drei Millionen Franken im Monat ausgeben kann, hunderttausend im Tage, viertausend in der Stunde, ohne daß er auch nur um einen Centime ärmer wird. Er kann sich jeden Tag ein paar neue Autos kaufen und trotzdem noch Geld übrig haben. Er kann für einige Dutzend Freunde täglich freie Tafel halten und wird darum nicht ärmer. Er kann sich alle Genüsse der Welt bis zu seinem Tode leisten und dennoch ebensoviel Geld hinterlassen, als er ursprünglich hatte! All das liegt in den einfachen Worten fünf Prozent Zinsen eingeschlossen. Geben Sie zu, daß das ein Wunder ist!" bat die sanfte Stimme. „Geben Sie es zu!"

Keine Antwort.

„Es ist ein Wunder — es ist das größte Wunder der modernen Welt! Und Sie wollen behaupten, daß Sie dem nie einen Gedanken geschenkt haben! Sehr sonderbar — äußerst sonderbar! Sie, der —"

Plötzlich büßte die Stimme alle Sanftmut ein.

„Mit wem haben Sie verhandelt?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit dem Manne, der Sie heute nachmittag besucht hat?"

Keine Antwort.

„Haben Sie einen Kontrakt mit irgendeinem anderen?"

Keine Antwort.

„Juan — wir müssen zu erprobteren Mitteln greifen, ja — die Tätowiernadel! Zuerst ganz vorsichtig! So, so, ja!"

Auf einmal, ohne jede Warnung kam ein Gebrüll aus dem Schallrohr, ein Gebrüll, das mehr der Explosion eines Kraters als einem Laut aus einer menschlichen Kehle glich. Es dauerte nur einige, wenige Sekunden, dann wurde es abgeschnitten, plötzlich, so wie wenn man ein Grammophon abstellt — oder einen Menschen erwürgt.

Ich horchte und horchte, aber es kam keine Fortsetzung. Alles blieb stumm. Ich sank mit schweißbedeckter Stirn auf dem Bett zusammen. Ich wagte nicht daran zu denken, was man jetzt mit dem Engländer vornahm, und doch konnte ich an nichts anderes denken. Ich wagte nicht zu denken, wie lange es noch dauern würde, bis die Reihe an mich kam, und doch konnte ich an nichts anderes denken.

Daß ich wieder zum Bewußtsein der Außenwelt erwachte, vollzog sich auf unerwartete Art. Die Jacht Astarte war bisher tadelloser gesegelt als die meisten Schiffe, auf denen ich an Bord war. Nun erwachte ich plötzlich mit dem Gefühl, daß irgend etwas los sein mußte. Ohne die leiseste Warnung bohrte die Astarte den Kiel in die Nordsee, bis alles in meiner Kajüte auf dem Kopfe stand. Sie richtete sich auf, stand einen Augenblick still wie ein Betrunkener, der sich einreden will, daß er eigentlich nüchtern ist, und begann dann mit wahnwitziger Geschwindigkeit durch das Wasser zu schießen. Ein neuer Riesenstoß aus der Höhe kam, die Astarte legte sich nach Backbord um, tauchte wieder den Kiel ein, bis man das Gefühl hatte, wir müßten mit Mann und Maus in der Tiefe verschwinden, richtete sich dann langsam auf und setzte ihren wahnsinnigen Lauf durch die Nacht fort. Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, was sich ereignet hatte. Wir waren plötzlich von einem Sturm überfallen worden — einem jener Herbststürme, die die Nordsee zu einem so gefürchteten Gewässer machen. Ich hatte reichlich Gelegenheit, die Heftigkeit des Windes zu erproben, denn meine Kajüte lag nach Steuerbord, und bei jedem neuen Windstoß legte sich die Astarte so stark nach Backbord, daß ich durch das schaumverhüllte Fenster sehen konnte, wie ein großer Teil des nördlichen Sternenhimmels schwankende Evolutionen ausführte. Platsch — jetzt legten wir uns nach Backbord hinüber — platsch — jetzt hoben wir uns langsam nach Steuerbord, und das Sternenheer verschwand — platsch — platsch . . . Der Rhythmus festigte sich und begann regelmäßig zu werden. Wenn man keine Anlage zur Seekrankheit hat, gibt es nichts so Einschläferndes wie die Bewegungen eines Fahrzeugs bei Sturm. Sie sind für den Erwachsenen das, was die Wiege für das Kind ist. Meine Gedanken wurden unklar, ich vergaß die Ereignisse der Nacht, Mr. Graham, das Schicksal, das mich erwartete — ich schlief ein!

Als ich wieder erwachte, war die Kajüte noch immer halb dunkel. Aber ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß die Mittagsstunde sich näherte. Also hätte die Besatzung und die Passagiere — wenn man die Gäste der Jacht Astarte mit diesem Namen nennen konnte — schon längst aufgestanden und damit beschäftigt sein sollen, ihre mehr oder weniger eigentümlichen Obliegenheiten zu verrichten. Aber nichts war von ihnen zu hören oder zu sehen. Die Astarte schoß noch immer mit derselben Neigung wie nachts, das heißt 45 Grad nach Backbord, durch die Nordsee, und beschrieb noch immer dieselben an einen Achter erinnernden Evolutionen. Unsere Geschwindigkeit übertraf diejenige, die die Maschinen leisten konnten, ganz erheblich. Über unseren Kurs konnte kein Zweifel bestehen, er war ausgesprochen südwestlich. Wir waren auf dem Wege nach England, und wenn wir dieses Tempo weiter hielten, konnte es nicht lange dauern, bis wir am Ziele waren.

Die Minuten vergingen und wurden zu halben Stunden, zu ganzen Stunden; abgesehen von dem Heulen des Sturmes und dem leisen Pochen der Maschinen herrschte dieselbe Stille an Bord. Das heißt — ein paarmal meinte ich aus der Ferne leises Jammern zu vernehmen. Das erstemal fuhr ich ganz entsetzt auf, denn ich glaubte Mr. Graham zu vernehmen. Dann beruhigte ich mich bei einer anderen Annahme: es war wohl eher die sogenannte Besatzung, die der Seekrankheit zum Opfer gefallen war! Ich hatte ja schon von Anfang an konstatiert, daß sie eher in dem Hintergäßchen einer Großstadt als an Bord eines Schiffes daheim zu sein schien.

Ich war hungrig, und ich hätte viel für etwas Eßbares und Kaffee gegeben, aber um nicht den in so seltsamem Schlummer lie[illegible]n Bären zu wecken, bezwang ich meinen Hun[illegible] [illegible]chicksale meiner harrten, wenn der Stu[illegible] und die Besatzung ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte, daran wollte ich [illegible] nicht denken.

Es mochte gegen fünf Uhr nachmittag sein, als ich meine große Entdeckung machte. Auf dem Boden lag [illegible] schwarzes Handtäschchen.

Es war nicht viel größer als eines jener schwarzen Psalmbücher mit Goldspange, die die Damen meiner Heimatstadt, wenn sie Sonntags zur Kirche gingen, in der Hand zu tragen pflegten, und was das Äußere anlangt, erinnerte es auch nicht wenig an ein solches Buch. Aber damit hatte die Übereinstimmung auch ein Ende, das konstatierte ich sofort, nachdem ich es vom Boden aufgehoben hatte.

Der Inhalt war folgender: ein Taschentuch im Format sechs zu acht Zentimeter, eine kleine emaillierte Dose, ein Schönheitsrüstzeug in Gold und Achat und ein blanker Schlüssel mit ziemlich langem Bart. Ich öffnete den Deckel des Döschens und fand darin eine kleine Quantität weißen Puders. Keine Frau pudert sich heutzutage weiß, also war es kein Schönheitspuder, sondern etwas anderes . . . Meine Kenntnis der künstlichen Paradiese ist so begrenzt, daß ich davon absehen mußte, es genauer zu klassifizieren, und so ließ ich es als Kokain passieren.

Wem das Täschchen gehörte, war nicht schwer zu bestimmen. Meine schöne Besucherin von gestern hatte es offenbar liegenlassen. Ich hatte sie mit einer zerstreuten Tigerin verglichen, und das Bild schien treffender zu sein, als ich gewußt hatte. Übrigens braucht eine Frau nicht besonders zerstreut zu sein, um ihr Handtäschchen zu vergessen, selbst wenn es ein Perlenkollier enthält, das ein Vermögen wert ist — pang!

Ein neuer Riesenstoß aus der Höhe hatte die Astarte getroffen und sie nach Backbord hinübergewälzt, so daß sie beinahe parallel mit dem Wasserspiegel lag. Dabei hatte sich irgendein schwerer Gegenstand losgelöst und war mit einem Gepolter an die Schiffswand angeprallt, das in der ganzen Jacht widerhallte. Nun richtete sie sich langsam auf, drehte sich hin und her, als wollte sie nachprüfen, ob sie beschädigt war, und nahm dann ihre tolle Jagd durch die Wellen wieder auf. Als ich den elektrischen Kontakt andrehte, um Licht zu machen, kam kein Licht.

Was bedeutete das? Hatten die Apparate oder die Leitung Schaden genommen? Oder — oder hatte man nur den Strom zu meiner Kajüte abgestellt, um in der Dunkelheit hereinzukommen und mich zu überrumpeln?

Ich saß auf meinem Bett, eine hilflose Beute meiner Gedanken. Ich weiß nicht, wie es kam, daß sich plötzlich ein Bild herauskristallisierte: das Bild ihres Täschchens.

Es hatte einen Schlüssel von eigentümlicher Form enthalten. Ich habe einmal eine Szene in einem Hotel im Ausland erlebt: da hatte ich meinen Schlüssel beim Portier vergessen und wollte gerade den Lift nehmen, um ihn zu holen, als einer dieser dicken Etagenkellner, die auf dem Kontinent gedeihen, mir zu Hilfe eilte. Aus seiner Tasche fischte er einen Schlüssel mit langem Bart, dessen Zähne in scheinbar planloser Weise angebracht waren. „Bitte!" sagte er lächelnd und öffnete meine Türe, „ich habe ja meinen Generalschlüssel!"

War es möglich, daß der Schlüssel in ihrem Täschchen —

Ich wagte den Gedanken kaum zu Ende zu denken. Angenommen, daß der Schlüssel in ihrem Täschchen ein solcher Generalschlüssel war, den sie bei sich trug, um auf dem Schiff beliebig aus- und eingehen zu können, angenommen, daß er die Türe zu meiner Kajüte öffnete und daß ich glücklich hinauskam — was hatte ich damit erreicht? Befand ich mich nicht auch weiter an Bord dieses Schiffs, ohne einen Freund, der mir helfen konnte, ohne eine Möglichkeit zu entkommen, ohne andere Chancen, als über Bord zu springen und zu ertrinken?

Gewiß — und dennoch pochte mein Herz wie ein Motor bei dem Gedanken, daß der Schlüssel passen, daß ich hinauskommen könnte . . .

Ich zog den Schlüssel hervor und tappte über den schwankenden Boden zur Türe hin. Ich fand das Schlüsselloch.

Der Schlüssel paßte nicht.

Mein Herz stockte wie ein Motor, der kein Benzin mehr bekommt. Der Schlüssel paßte nicht! Ich war verdammt, in der Finsternis zu warten, bis sie kamen, um mich zu holen.

Nach dem Schock der Nacht hatten sie mich den ganzen Tag ohne Speise und Trank, zum Schluß auch noch ohne Licht sitzen lassen, um den Augenblick abzuwarten, wo ich soweit sein würde, alles zu gestehen, was ich wußte, alles was sie wollten. Der Schlüssel hatte in mir eine flüchtige Hoffnung wachgerufen. Aber der Schlüssel paßte nicht . . .

Er paßte!

Wie ich so hin- und herprobierte, waren die Zähne auf die Kombination getroffen, für die sie bestimmt waren, und der Schlüssel hatte gegriffen.

Die Türe war zu öffnen. Sollte ich sie öffnen?

Die Frage mag wahnwitzig erscheinen. Und doch legte ich sie mir vor. Was erwartete mich jenseits dieser Türe? Aber mein Zaudern ging ebenso rasch vorüber, als es gekommen war. Ich öffnete

Der Korridor lag finster da. Keine Menschenseele war zu sehen. Ich schlich mich auf den Zehen nach dem Heck, von wo, wie ich wußte, eine Treppe auf das Verdeck führte. Der Boden bäumte sich und sank, bald stand ich still, bald wurde ich förmlich vorwärtsgeschleudert. Endlich erreichte ich die Treppe und kam auf das Verdeck. Noch immer war niemand und nichts zu sehen. Dann gewahrte ich einen Schatten hinter dem Glase der Steuermannskajüte und begriff, daß das Schiff trotz alledem einen vernünftigen Kurs verfolgte.

Was sollte ich tun? In meine Kajüte zurückkehren oder mich in die Nordsee stürzen? Das Schicksal, das mich in dem einen Fall erwartete, war sicher genug, was meiner im anderen Fall harrte, nicht minder. Ich schwankte noch in der Wahl, als ich etwas sah, das meinen Entschluß bestimmte.

In der Ferne blitzten Lichter auf! Lichter, die nicht auf- und niedertanzten, die sich nicht an Bord einer verrückten Jacht mit einer Ladung von tollen Passagieren befanden, sondern auf festem Land. Matte Lichter, aber unverkennbare Lichter! Wir hatten die Nordsee gekreuzt, wir näherten uns der englischen Küste! Vielleicht waren wir noch viele Seemeilen davon entfernt. Das war mir gleichgültig. Alles war dem Schicksal vorzuziehen, das mich hier erwartete.

Aber es war unmöglich, ohne Boot die Küste zu erreichen. Jedes Schiff soll ja Rettungsboote an Bord haben. Aber wie ich auf dem Deck der Astarte umherspähte, ich sah keine solchen. Dann fiel mein Blick zufällig auf das Meer, und da fand ich, was ich suchte.

Etwa zehn Meter entfernt tanzte ein Boot im Kielwasser der Astarte. Es war kein Rettungsboot, es war nur eine Jolle. Konnte ich damit das Land erreichen? Das schien unwahrscheinlich, ja so aussichtslos wie nur möglich. Und doch begann ich mechanisch den Strick einzuziehen, der die Jolle mit der Jacht verband. Sie kam näher und näher. Jetzt war sie gerade unter mir. Ich sah, daß sie viel Wasser eingenommen hatte, aber auch, daß sie mit Rudern und einer Rettungsboje versehen war. Sollte ich den Sprung ins Unbekannte wagen? Ich sprang. Dann zwei Schnitte mit meinem Taschenmesser, und der Strick war durchtrennt. Im nächsten Augenblick trieb ich einsam zwischen Himmel und Meer. Die Jacht schoß ihren Weg dahin, ich den meinen.

Ich will meine weiteren Erlebnisse an diesem Abend nicht eingehend beschreiben. Jeder Segler, der einen Sturm mitgemacht hat, und viele, die keinen mitgemacht haben, wissen wunderbarere zu erzählen. Hatte die Jacht so geschleudert und geschlingert, daß ihre Besatzung mit Ausnahme des Steuermannes seekrank dalag, so hüpfte die Jolle wie ein Kork im Meer. Alle meine Anstrengungen waren darauf gerichtet, sie vor dem Kentern zu bewahren. Die Richtung mußten die Wellen selbst bestimmen.

Wie lange ich auf diese Weise hin- und hergeschleudert und getrieben wurde, weiß ich nicht, aber plötzlich trat eine Pause ein, überraschend wie eine Begnadigung im letzten Augenblick. Die Wogen sänftigten sich und wurden zu Dünungen. Ich hatte offenbar irgendeine Landspitze umschifft. Ich ruderte und ruderte, um nicht wieder in dasselbe Chaos von Wasser und Wind zu geraten. Die Jolle war leicht und brauchte kein tiefes Wasser. Aber trotzdem war es mir eine Überraschung, als ich plötzlich dicht vor mir einen niedrigen Sandstreifen gewahrte und begriff, daß ich mich allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen zum Trotz unmittelbar vor der englischen Küste befand!

Ich ruderte vorsichtiger und vorsichtiger. Das Wasser war sehr seicht. Vermutlich lag die Küste zur Ebbezeit trocken da. Nun stieß ich mit dem Kiel an etwas an. Strandgrasbewachsene Hügel hoben sich über mir. Mit Preisgabe der Sauberkeit meiner Schuhe stand ich drei Minuten später auf britischem Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in SIAN

PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE KRITISCHEN DEZEMBERTAGE DES JAHRES 1936

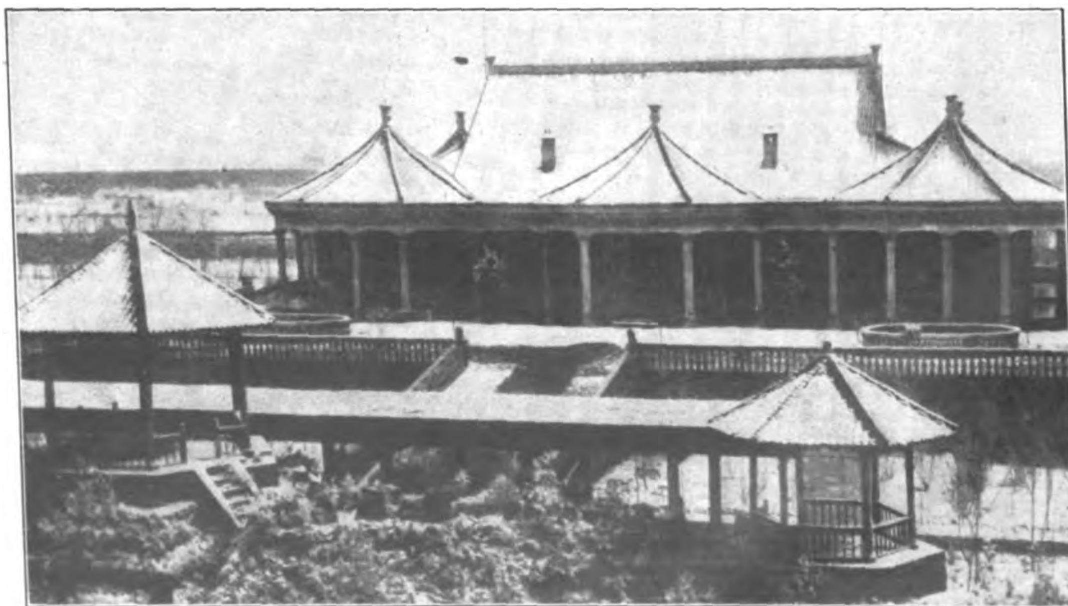
VON MARSCHALL TSCHIANGKAISCHEK UND FRAU MEILING SUNG TSCHIANG

(1. Fortsetzung)

Sunmingtschiu, ein Bataillonskommandeur, kam heran. Mit Tränen in den Augen kniete er vor mir nieder und bat mich, mit ihm mitzukommen. Ich wußte nun, daß die Soldaten, die das Hauptquartier angegriffen hatten, zum zweiten Bataillon von Tschangs Leibwache gehörten. Sun begleitete mich den Berg hinab. Als wir das Hauptquartier erreichten, sah ich vom Tor aus, daß dort eine unglaubliche Unordnung herrschte; der Boden war mit Leichen bedeckt. Sun bat mich, mit ihm im Auto nach Sian zu fahren. Er hätte von seinen Vorgesetzten den Befehl erhalten, mich zu begleiten. Ich begnügte mich jedoch damit, Sun zu dem Bezirkskommandanten, Tschanghsueliang, zu schicken, der mich angeblich in Sian erwartete. „Wir haben nicht die Absicht", versuchte Sun mir die Lage zu erklären, „gegen unsere Vorgesetzten zu rebellieren. Wir wollen Euer Exzellenz nur unsere persönliche Ansicht über die nationalen Sorgen vortragen. Ich hoffe, Eure Exzellenz werden geruhen, uns anzuhören." Mir stieg der Zorn in den Kopf, und ich fuhr ihn an: „Halten Sie den Mund! Sie sind ein Meuterer! Wenn Sie mich töten wollen, dann tun Sie das bitte auf der Stelle!"

Sun und der Kommandeur der zweiten Brigade der 105. Division präsentierten stumm und baten mich dann nochmals, in den Wagen zu steigen und nach der Stadt zu fahren. Da ich unbedingt Tschanghsueliang sprechen und erfahren mußte, was dies alles zu bedeuten hatte, stieg ich ein.

Sun und der Brigadekommandeur halfen mir in den Wagen. Tanhai, Tschanghsueliangs erster Adjutant, setzte sich neben den Chauffeur. Der Wagen fuhr geradewegs nach Sian. Als wir uns Tungkwan, dem östlichen Stadttor, näherten, sah ich plötzlich Tschangs eigenen Wagen, und der Brigadekommandeur teilte mir mit, daß der Bezirkskommandeur sogleich erscheinen werde. Tschang war aber nicht in dem Wagen, sondern ein Offizier, der in seinem Auftrage mitteilte, wohin ich gefahren werden sollte, nämlich in das neue Rathaus, das Hauptquartier der Befriedungskommission in Sian, das von Yanghutscheng besetzt war. Mir kamen Bedenken. Wenn es die Nordostarmee sein sollte, die meuterte und mein Hauptquartier belagert hatte, warum sollte ich



Das neue Rathaus in Sian, in dem Tschiangkaischek von den Meuterern gefangen gehalten wurde.



Die Meuterer führen die Leibwache Tschiangkaischeks nach geglücktem Überfall ab.

dann in Yangs Quartier gebracht werden? Der Wagen hatte inzwischen das Osttor erreicht. Mit Befremden bemerkte ich, daß die Posten Armbinden der 17. Armee (der Armee Yangs) trugen. Jetzt fiel mir auch Yangs Abwesenheit von meinem gestrigen Abendessen ein; Yang mußte von Tschang festgehalten worden sein. Ich glaubte nun auch, daß die hohen Beamten der Zentralregierung in Sian von dem gleichen Schicksal ereilt worden waren, und hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die Soldaten Yangs von Tschangs Leuten entwaffnet worden waren, daß man ihnen die Armbinden abgenommen, und daß man sie Tschangs Soldaten gegeben hatte, um deren Identität zu verheimlichen. Yang ist ein altes Mitglied unserer Partei und stets mit der nationalen revolutionären Bewegung verbunden gewesen. Ich war völlig davon überzeugt, daß er mit der Revolte nichts zu tun haben konnte. Um zehn Uhr langten wir vor dem neuen Rathaus an.

Im Gebäude sah ich nichts von Yang. Nach einiger Zeit erschien in meinem Zimmer Sungwenmei, der Kommandeur des Spezialbataillons, das dem Hauptquartier der Befriedungskommission zur Verfügung stand. Sunmingtschiu übergab ihm die Wache. Sung teilte mir mit, daß Tschanghsueliang mir erst Zeit lassen wolle, mich auszuruhen, und daß er mir dann seinen Besuch machen werde. Ich schickte ihn sofort zu Tschang, der nach einer halben Stunde erschien. Er war außerordentlich respektvoll, während ich weit entfernt davon war, seine Höflichkeiten zu erwidern. Ich fragte ihn:

„Haben Sie schon vorher etwas von der heutigen Revolte gewußt?"

Er verneinte.

„Wenn Sie keine Kenntnis davon hatten, sorgen Sie gefälligst dafür, daß ich sofort nach Nanking oder Loyang zurückkehren kann. Dann werde ich die Sache vielleicht wieder in Ordnung bringen können."

Tschang antwortete:

„Ich habe nichts von der Entwicklung gewußt, die die Dinge genommen haben, aber ich bitte, Eurer Exzellenz als dem Generalissimus meine Ansichten mitteilen zu dürfen."

„Sie nennen mich noch Generalissimus? Wenn Sie mich noch als Ihren Vorgesetzten anerkennen, haben Sie mich nach Loyang abreisen zu lassen. Andernfalls sind Sie ein Meuterer. Da ich mich in den Händen eines Meuterers befinde, lassen Sie mich gefälligst erschießen! Etwas anderes habe ich nicht zu sagen."

„Wenn Eure Exzellenz meine Vorschläge annehmen, werde ich Ihren Befehlen sofort gehorchen."

„Was fällt Ihnen ein? Sind Sie mein Untergebener oder mein Feind? Entweder gehorchen Sie mir, oder Sie können mich auf der Stelle töten lassen. Wählen Sie, aber schweigen Sie! Ich werde Sie nicht anhören!"

Tschang ließ sich nicht abhalten, zu erklären, daß seine Motive die eines Revolutionärs, aber nicht die eines Meuterers seien.

Ich war empört.

„Und trotzdem haben Sie geleugnet, daß Sie von dem Aufstand vorher etwas gewußt haben?"

„Selbst wenn wir Feinde sind, Exzellenz, so hindert das doch nicht, daß wir in Verhandlungen eintreten."

„So? Kann es Kompromisse zwischen Feinden geben? Wofür halten Sie mich eigentlich? Glauben Sie, daß Rebellen mich mit Gewalt zum Nachgeben zwingen können?"

Tschang wurde etwas zurückhaltender. Er erklärte:

„Ich bin für die Angelegenheit nicht allein verantwortlich. Es steht noch eine ganze Reihe anderer Männer hinter der Sache, die dem Volk zur Entscheidung vorgelegt werden sollte. Entscheidet sich das Volk für uns, so beweist das, daß ich nur den Willen des Volkes vertrete, und Eure Exzellenz wird zugeben müssen, daß meine Aktion kein Unrecht ist. Eure Exzellenz wird sich dann vom Amt zurückziehen und mir Platz machen müssen. Steht das Volk aber nicht hinter uns, werde ich zugeben, daß ich im Unrecht war, und Sie mögen Ihr Werk vollenden. Ich bin der Ansicht, daß das im Sinne Ihrer Lehren liegt, und bitte Sie, meinen Vorschlag in Ruhe zu überlegen."

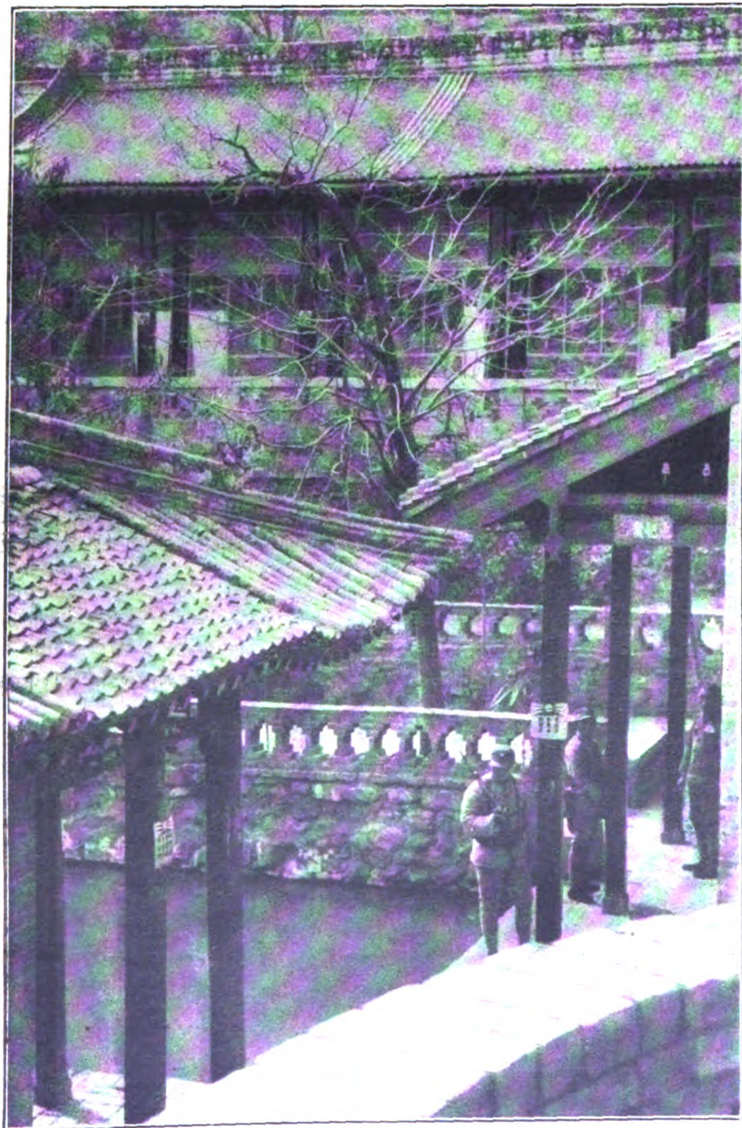
Als ich die Worte „Entscheidung des Volkes" hörte, wurde mir klar, daß es sich um eine Verschwörung gegen mein Leben handelte und daß man die Absicht hatte, nachher den Mob als Entschuldigung zu gebrauchen. Ich brauste auf:

„Sie sind vollkommen verrückt geworden! Glauben Sie im Ernst, daß das Volk Ihre Meuterei billigt? Selbst die sogenannte Volksfront wird es ablehnen, Sie zu unterstützen. Sie behaupten, daß Ihre Motive ‚revolutionär' sind. Kann man eine Meuterei eine Revolution nennen? Auch Tschentschiungming (Gouverneur von Kanton und Oberstkommandierender der revolutionären Armee meuterte 1922 in Kanton gegen Sunyatsen. D. Schriftl.) beanspruchte ein Revolutionär zu sein, aber in der ganzen Welt hat ihm das niemand geglaubt. Gehorchen Ihnen, einem Rebellen, auch nur die Leute, die dieses Haus umzingelt haben? Wissen Sie nicht, daß sie morgen mit Ihnen machen werden, was Sie heute mit mir machen? Haben Sie vergessen, daß das Volk vor vier Jahren Ihre Bestrafung gefordert hat und daß ich mich wer weiß wie oft vor Sie gestellt habe? Nur weil ich Sie geschützt habe, konnten Sie damals ins Ausland gehen. Aber von heute ab werden Sie auf der ganzen Welt keinen Fußbreit Boden mehr finden, auf dem Sie ruhen können. Sie scheinen Ihre Lage noch nicht erkannt zu haben; aber ich kenne sie, und ich fürchte, es wird schlecht um Sie stehen!"



Marschall Tschanghsueliang, der durch seinen Gewaltstreich die chinesische Politik in andere Bahnen lenken wollte.

Sämtliche Aufnahmen: Pressephoto



In diesem idyllischen Gebäudekomplex in Huatsingtschi bei Sian wollte Tschiangkaischek mit seinem engeren Mitarbeiterstabe einige Zeit ungestört arbeiten.

Tschang wechselte die Farbe:

„Warum sind Sie so hartnäckig?"

„Was meinen Sie damit?! Ich bin Ihr Vorgesetzter, und Sie sind ein Meuterer. Nach den Gesetzen dieses Landes verdienen Sie bestraft zu werden. Sie mögen mir den Kopf abschlagen und mich vierteilen lassen – ich werde die Ehre der chinesischen Rasse nicht beflecken und Recht und Ordnung nicht verraten. Wenn ich vierhundert Millionen Menschen degradiere, indem ich Ihre Forderungen annehme, um mein Leben zu retten, dann ist es um unsere nationale Existenz geschehen. Heute haben Sie Waffen in der Hand. Ich bin unbewaffnet. Aber Recht und Rechtschaffenheit stehen auf meiner Seite. Sie sind meine Waffen. Mit ihnen muß ich die Ehre des Volkes verteidigen und auch das Andenken an unseren großen Führer Sunyatsen. Ich werde keine Schande auf die Gräber der Märtyrer der Revolution bringen! Glauben Sie, junger Mann, Sie können mich mit Gewalt zur Übergabe zwingen? Wenn Sie Mut haben, lassen Sie mich töten; wenn nicht, bitten Sie um Verzeihung und lassen Sie mich gehen. Tun Sie keines von beiden, so begeben Sie sich in große Gefahren. Warum lassen Sie mich nicht töten?"

Tschang schwieg. Nach einer Pause sagte er:

„Warum wollen Sie sich nicht einmal überlegen, was ich gesagt habe? Ich gehe."

Ich machte eine Handbewegung:

„Hinaus!"

Er verbeugte sich und fragte noch, ob ich wünschte, in sein Haus gebracht zu werden. Ich lehnte ab:

„Sie werden mich niemals im Lager eines Feindes sehen."

„Aber bei mir werden Sie sicher sein."

„Ich brauche Ihren Schutz nicht."

Er zögerte und wartete offensichtlich darauf, daß ich meine Haltung änderte. Aber ich schwieg und schloß die Augen. Eine ganze halbe Stunde lang wiederholte er immer wieder, daß er jetzt gehen werde. Schließlich setzte er sich wieder und befahl dem Diener, Essen zu bringen.

Ich weigerte mich, zu essen. Noch lange blieb Tschang vor mir stehen. Ich fragte ihn, wo Schaolitsu sei, der Leiter der Provinzialregierung von Shensi.

Er erklärte, daß Schao sich ebenfalls im Hauptquartier der Befriedungskommission befindet. Die hohen Offiziere der Zentralregierung, fügte er hinzu, befänden sich alle in Sicherheit, mit Ausnahme von Tschiantatschun, der durch einen Schuß verwundet worden sei; die Wunde sei aber nicht gefährlich.

Ich befahl ihm, Schao holen zu lassen Er schickte einen Posten fort, blieb selbst aber bei mir.

Ein paar Minuten später erschien Schaolitsu und erkundigte sich nach meinem Befinden

Tschang zog sich zurück.

Ich fragte Schao:

„Kommen Sie aus dem Büro der Provinzialregierung?"

„Nein, ich komme vom Kommandeur der Leibwache des Befriedungskommissars. General Tschien war auch dort. Er ist verwundet; man hat ihn jetzt fortgebracht, damit er behandelt werden kann."

Zwar hatte Tschang mein Zimmer verlassen, aber immer noch wartete der Bataillonskommandeur an der Tür. Zweimal befahl ich ihm, zu gehen und die Tür zu schließen. Er erklärte jedoch, daß er den Befehl habe, bei mir zu wachen, und daß er es für sicherer halte, wenn die Tür offen sei. Natürlich war er mein Gefangenenwärter, aber ich tat, als ob ich es nicht bemerkte.

Ich erklärte Schao kurz, was ich Tschang erklärt hatte, und setzte dann ein Telegramm an meine Frau auf. Das Telegramm übergab ich Sung, der es an Tschang zur Beförderung weitergeben sollte.

Ich wußte, daß ich zum Märtyrer der Revolution geworden war.

Auch Schao fühlte, daß ich bereit war, mein Leben zu opfern. Er war tief bewegt:

„Ich halte es für unmöglich, daß Sie nach Loyang zurückkehren können. Aber ich glaube nicht, daß Tschang Ihnen ein Leid antun wird. Ich fürchte nur, wenn die Sache sich länger hinzieht, werden weitere Komplikationen eintreten. Da die persönliche Sicherheit Eurer Exzellenz eng mit der Sicherheit der Nation verbunden ist, bitte ich Sie, unter allen Umständen acht zu geben. Ich erinnere mich, daß Sie 1927 und 1931 zweimal um Ihren Abschied gebeten hatten, daß Sie aber nach kurzer Zeit jedesmal wieder in die politische Arena zurückkehren mußten, weil Partei und Regierung Sie dringend brauchten. Wie konnte es unter diesen Umständen nur zu den heutigen Ereignissen kommen?"

Ich erklärte ihm, daß ich anderen zu sehr vertraut und deshalb die nötigen Sicherheitsmaßnahmen vernachlässigt hätte.

„Daher", fuhr ich fort, „werde ich, wenn ich nach Nanking zurückkehren sollte, die Zentralregierung um meinen Abschied und meine Bestrafung bitten. Aber hier, unter dem Druck meiner Untergebenen, werde ich niemals von meinem Posten zurücktreten Selbst wenn man mir ein Kompromiß anbietet, will ich lieber sterben als mich darauf einlassen."

Schao schwieg.

Da ich nur wenige Kleidung bei mir hatte, bot er mir seine Hilfe an. Ich lehnte ab. Die Diener brachten Frühstück, aber ich befahl ihnen, die Speisen wieder fortzuräumen. Erschöpft lehnte ich mich zurück. Schao verabschiedete sich. Dann aber meldete sich der Bataillonskommandeur Sung wieder und fragte mich, ob ich ihn nicht kenne. Ich antwortete, nein, ich könnte mich an ihn nicht erinnern.

Darauf erzählte er mir, daß er einst Kadett der Whampoa Militärakademie gewesen sei (Tschiangkaischek war früher Präsident der Akademie. D. Schriftl.) Ich sei einmal sein Lehrer gewesen

„Dann werden Sie sich erinnern", antwortete ich, „was ich Sie in der Akademie gelehrt habe. Ein Revolutionär muß ein Mann von absoluter Rechtschaffenheit sein. Von dieser Rechtschaffenheit darf ich jetzt nicht das Geringste opfern, um mein Leben zu retten. Wie könnte ich andere lehren, wenn ich nicht selbst nach meiner Lehre lebte?"

Sung zog sich zurück.

Den ganzen Tag nahm ich keine Speisen zu mir. Erst um ein Uhr nachts ließ er sich wieder sehen.

13. Dezember.

Um acht Uhr stand ich auf. Die Diener sagten mir, daß Tschang schon um sechs Uhr bei mir gewesen sei. Da ich noch geschlafen hätte, habe er mich nicht stören wollen.

Bald darauf trat Tschang ein. Er war sehr ehrerbietig und bat mich, noch einmal mit mir sprechen zu dürfen. Ich erklärte, noch zu müde zu sein. Ohne ein Wort zog er sich zurück.

Bataillonskommandeur Sung und die Diener des Hauptquartiers brachten ein Frühstück. Sie erklärten, daß sie das Essen aus ihrer eigenen Tasche gekauft hätten, weil ich es abgelehnt hatte, von den Aufständischen Speisen anzunehmen.

„Da Eure Exzellenz“, fügten sie hinzu, „gestern den ganzen Tag nichts zu sich genommen haben, bitten wir Sie, wenigstens unsertwegen etwas zu essen. Das Interesse der Nation erfordert, daß Sie ein wenig für sich sorgen.“

Ich antwortete:

„Habt vielen Dank, aber ich habe keinen Hunger. Wenn ich Appetit habe, werde ich mir etwas kommen lassen.“

Um elf Uhr besuchte mich Schao. Ich fühlte Schmerzen in meinen Lenden und Beinen und konnte kaum sitzen.

Schao setzte sich auf den Bettrand, während Sung wie am Tag vorher an der Tür stehenblieb. Als ich ihn bat, sich zurückzuziehen, berief er sich auf einen Befehl des Bezirkskommandeurs Tschang und blieb.

Schao erzählte:

„Tschang ist eben bei mir gewesen. Er meinte, es sei für den Generalissimus doch recht unbequem, im Hauptquartier des Befriedungskommissars zu bleiben. Er hat daher ein Haus für den Generalissimus bereitstellen lassen, und zwar die Residenz von Kaopai, dem Kommandeur der 5. Division. Gegenüber dem Haus ist ein Rasen, die Zimmer sind sauber und haben Heizung. Für die Gesundheit des Generalissimus ist das Haus sicher gut. Wenn der Generalissimus in das Haus einzieht, wird Tschang die Möglichkeit haben, Sie jeden Morgen und Abend besuchen zu können. Da er Ihren Zorn noch nicht für überwunden hält, hat er nicht gewagt, Ihnen diesen Vorschlag selbst zu unterbreiten, sondern mich damit beauftragt.“

Ich erklärte Schao, daß ich nicht die Absicht hätte, irgendwohin zu ziehen. Jetzt war ich im Hauptquartier der Befriedungskommission, also einer Organisation, die der Exekutive von Yuan unterstand. Da ich der oberste Chef dieser Exekutive war, war es für mich weit zweckmäßiger, zu bleiben, wo ich war. Ich fügte hinzu, daß ich, wenn Tschang mich nicht abreisen lassen konnte, hier sterben wolle, und bat Schao, diese Worte an Tschang zu berichten.

Weiter erfuhr ich von Schao, Tschang hätte ihm mitgeteilt, daß ich ihm, so oft ich ihn sehe, stets die schwersten Vorwürfe machte, und daß er daher nicht in der Lage sei, seine Vorschläge zu wiederholen. Schao meinte, ich sollte, wenn Tschang mich das nächste Mal besuchte, glimpflicher mit ihm umgehen.

„Ich hatte einmal sehr große Hoffnungen auf Tschang gesetzt“, antwortete ich. „Früher pflegte er mich auch zu behandeln, als ob ich sein Vater wäre. Ich konnte sogar scharfe Worte gegen ihn gebrauchen, ohne ihn damit zu verletzen. Unter gewöhnlichen Umständen könnte Tschang mir alles erzählen, was er auf dem Herzen hat. Aber heute bin ich nicht imstande, ihn anzuhören, selbst wenn er mir keine Bitten und Bedingungen vorzulegen hat. Versuchen Sie, Tschang davon zu überzeugen, daß er mich zum willenlosen Werkzeug von anderen gemacht hat. Er sollte aus seinem Traum von einer chinesisch-russischen Allianz erwachen. Er sollte sich vor allem nicht der Täuschung hingeben, daß er, wenn ihm dieser Streich mißlingt, ins Ausland gehen und sich dort amüsieren kann. Er sollte sich darüber klar sein, daß kein Land in dieser Welt ihn als Freund betrachten wird; er wird die Achtung der Welt verloren haben.

Tschang hat angeblich Achtung und Vertrauen zu mir; aber wenn er wirklich Achtung vor seinem Führer hat, sollte er alles tun, um ihn zu verteidigen, wenn sein Führer von anderen zu Unrecht angegriffen wird. Bleibt er unter solchen Umständen untätig und stumm, dann sind seine Achtung und sein Vertrauen nicht echt. Schließlich wird er sogar die Waffen gegen seinen Führer erheben, und seine Insubordination wird letztlich zu seinem eigenen Ende führen. Vor kurzem erst hat Tschang mir erzählt, er habe den demonstrierenden Studenten von Pachiao mitgeteilt, er könne als ihr Wortführer auftreten und mir übermitteln, was sie mir zu sagen hätten; er meinte, er könne gleichzeitig mein Repräsentant sein und die aufsässigen Studenten vertreten. Offensichtlich ist er sich dabei sehr gescheit vorgekommen. Ich korrigierte damals seinen Fehler sofort, indem ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er unmöglich beide Seiten vertreten könne. Entspricht eine solche Haltung etwa der Achtung, die er seinem Vorgesetzten schuldet?

Wenn Sie Tschang sehen, erzählen Sie ihm bitte die Einzelheiten von dem Ernst meiner Beziehungen zu Tschentschiungming. Lange, bevor es irgend jemand merkte, war mir die Untreue Tschens gegen Dr. Sun klar. Sie wissen wahrscheinlich, daß Dr. Sun mich damals in das Hauptuartier von Tschen schickte. Zuerst hatte Tschen großes Vertrauen zu mir, allmählich aber änderte er seine Haltung, und bald bereitete er mir eine Unannehmlichkeit nach der anderen. Geduldig ließ ich mir seine unfreundliche Behandlung gefallen. Eines Tages richtete in der Offiziersmesse Yetschu verleumderische Angriffe gegen Dr. Sun, den er ironisch ‚Sun, die große Kanone‘, nannte. Tschen ließ sich durch die Bemerkungen nicht stören, aber ich war empört. Ich legte meine Eßstäbchen hin, verließ den Messetisch und bat Tschen in ein anderes Zimmer. Dort fragte ich ihn, ob er Yes Bemerkungen gehört hätte, und wenn ja, warum er sich nicht die Angriffe auf Dr. Sun verbeten hätte. Tschen versuchte, mich mit zweideutigen Erklärungen zu beruhigen und einer klaren Antwort auszuweichen. Da ich wußte, daß er sich früher oder später gegen Dr. Sun wenden würde, packte ich meine Koffer und kehrte in meine Heimat zurück. Als Tschen offen gegen Sun meuterte und ihn in eine sehr unangenehme Lage brachte, begab ich mich unter abenteuerlichen Umständen nach Whampoa, um den Parteiführer auf dem Kreuzer ‚Yungfong‘ zu besuchen. Von nun an führten wir einen erbitterten Krieg gegen Tschen und gelobten uns, nicht mit jenem unter gleichem Himmel zusammenzuleben.

Die von Tschang begangene Meuterei muß irgendeinen tieferen Grund haben. Wenn er trotz allem immer noch erklärt, daß er sich als meinen Untergebenen betrachtet, dann weiß er nichts von der revolutionären Doktrin. Seine unverantwortliche Haltung ist bedauerlich, ganz zu schweigen von seinem Mangel an Aufrichtigkeit und Scharfsinn.“

Ich fragte Schao dann, ob er nicht Yangbutschen gesehen habe, dessen Abwesenheit mich beunruhigt. Ich bat Schao ferner, ins Hauptquartier zu ziehen und bei mir zu bleiben. Er war sofort bereit, bezweifelte aber, daß Tschang damit einverstanden sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vermächtnis der Königstigerin

EINE WAHRE TIERGESCHICHTE VON HERBERT A. LÖHLEIN

Die eisernen Schutzgitter standen längst rund um die Manege, bereit zur Sensationsnummer der Königstigergruppe — als man aus der Richtung, in der die Raubtierkäfige lagen, ein durchdringendes Brüllen hören konnte, wie ein Tier nur in höchster Todesnot aufschreit. Augenblicklich fiel das Orchester ein, und Harry Rickmers der Dompteur, der bereits mit Peitsche und Haken bereitstand, rannte wie gehetzt aus dem schmalen Seitenausgang zu den Raubtierwagen hinüber. Drinnen in der Manege sprang „Nero", ein prachtvoller Königstiger, mit einem einzigen Satz auf seinen gewohnten Hocker und starrte aus schrägen, im Scheinwerfer grünschillernden Lichtern in den Laufgang zurück, der draußen in die Käfige einmündete

Eine seltsam gespannte Atmosphäre lag über dem ganzen Raum. Die übrigen sechs Raubkatzen, sonst angriffslustig und widerspenstig, strichen scheu um ihre Plätze und hoben lauschend den Kopf, wenn von draußen wieder das schreckliche Brüllen einsetzte.

Kein Mensch im weiten, vollbesetzten Rund ahnte um diese Stunde, was sich draußen in einem der großen Separatkäfige für eine Tragödie abspielte „Aida", die schönste Königstigerin und der Liebling des Dompteurs sah ihrer schweren Stunde entgegen. Der Direktor, zwei Tierärzte, erfahrene Helfer und Stallpersonal standen um den Käfig. Mit einem Satz war Rickmers vor dem Gitter Eine fliegende Röte brannte auf seinen Wangen: „Sagen Sie, Doktor — es ist höchste Zeit, — das Publikum drinnen wartet schon — kann es noch lange dauern?" . . . — Der Arzt zuckte mit den Achseln: „Es kann in der nächsten halben Stunde sein, kann aber auch Mitternacht werden — immerhin, wir hoffen sie durchzubringen!" .

Rickmers hatte die Tigerin vom ersten Tage an, als sie noch blind und tapsig herumkollerte, aufgezogen und oftmals bei ihr nachts im Käfig geschlafen, um das Tier ganz an sich zu gewöhnen. Diese treue Fürsorge hatte sich reichlich gelohnt, denn „Aida" führte die schwierigsten Dressurnummern mit einer wahren Präzision aus und arbeitete wie ein Artist. In gefährlichen Augenblicken konnte sich der Dompteur restlos auf „Aida" verlassen Sie hätte ihre eigenen Artgenossen angefallen, wenn es jemals einer der Tiger gewagt hätte, Rickmers nahezukommen

So stöhnte sie schmerzlich fauchend auf, als ihr jetzt der treue Freund ein paar beruhigende Worte wie zu einem kranken Menschen in den Käfig sprach. Einen Augenblick rang der Dompteur noch mit sich selbst, die Pflicht ging vor. Drinnen in der Manege mußte sich Rickmers mit aller Kraft zusammenreißen, um die Hauptnummer des Programms mit jener Konzentration und Vorsicht durchzuführen, die bei den außerordentlich unruhigen Tieren diesmal nötig war. Jedes Brüllen, das von draußen kam, schnitt ihm ins Herz. Als er die Tigergruppe zur abschließenden Pyramide anzutreten zwang, kam der letzte, markerschütternde Schrei, den auch das Orchester nicht zu übertönen vermochte.

Einer vom Stallpersonal rannte an das Manegegitter und zückte mit strahlendem Gesicht zwei Finger Rickmers atmete auf und konnte zwanzig Minuten später die zwei Jungen in Augenschein nehmen, die mit geschlossenen Augen blind im Heu lagen

Trotzdem „Aida" todmüde war, hob sie ruckartig den Kopf. Ihr Atem ging keuchend und stoßweise, und ihre Flanken bebten unaufhörlich. Man hatte ihr eine Spritze gegeben, um ihr die ärgsten Schmerzen zu ersparen. Die Ärzte wischten sich den Schweiß von der Stirn. „Nero", der den Separatwagen der Tigerin nicht mehr sehen konnte, sprang in endlos fruchtlosem Mühen gegen die Bohlenwände. Der Dompteur beobachtete gespannt das absonderliche Benehmen des langjährigen Käfiggefährten „Aidas". Ob er wohl ahnte, daß sie im Sterben lag?

Es ging bereits auf Mitternacht zu. Noch durfte keiner die Tigerbabies berühren, geschweige denn wegnehmen, um dem kranken Tier jegliche Aufregung zu ersparen. Man bestellte eine Stallwache für die Nacht. Der Dompteur schob den Mann weg: „Ich schlafe bei ihr im Käfig!" — Der Arzt machte ihm klar, daß die Tigerin bei einem Anfall von Todeskrämpfen keinesfalls mehr ihren Dompteur erkennen würde und sich vielleicht aus Schmerzen über ihn stürzen könnte

Harry Ridmers lächelte nur, nahm unbeirrt einen Strohhaufen und warf ihn in das Nebenabteil des Separatwagens. Er hörte noch, wie einer der Assistenten vorsichtshalber die trennende Falltüre zum Abteil der Tigerin herunterließ. Ridmers wartete, bis alles ruhig war, stand dann wieder auf und zog die Falltür neuerdings hoch. Im ungewissen Dämmerlicht konnte er deutlich wahrnehmen, wie die Königstigerin langsam den Kopf hob und nach ihm wandte. Leise und ohne jede Hast ließ sich Ridmers angezogen auf seinem Strohlager nieder und nahm sich immerhin ernstlich vor, mit aller Kraft wach zu bleiben und keine Minute ein Auge zu schließen, um für alle möglichen Fälle gerüstet zu sein. Die Leitung der Alarmklingel legte er neben sich ins Stroh.

Zwei gute Stunden lang gelang dieser zermürbende Kampf mit der Schläfrigkeit und der tropischen Hitze, die durch die Fieberausdünstung der Tigerin noch gesteigert wurde. Rhythmisch waren die schweren, keuchenden Atemzüge der Raubkatze zu hören.

Dann fiel der Dompteur in einen bleiernen Schlaf, aus dem er urplötzlich durch ein heiseres Röcheln dicht an seinen Ohren aufgestört wurde. Mit einem Schlag war Ridmers hellwach und konnte sich des lähmenden Entsetzens nicht erwehren, als er in zwei grünfunkelnde Raubtierlichter blickte Alles kam darauf an, ob die Tigerin ihn noch erkannte. Dennoch behielt Ridmers die Nerven und verhielt sich absolut ruhig, wenn er es auch nicht verhindern konnte. daß seine Pulse jagten. Jeder einzelne Sinn war aufs Äußerste gesteigert. Der Arzt mochte Recht haben — vielleicht würde das Tier tobsüchtig, wenn das Ende herannahte. Mehrmals spürte er den dampfenden Atem dicht über seinem Kopf. wagte aber nicht. der Tigerin leise einen Kosenamen zuzuflüstern.

Endlos lange Sekunden vergingen, bis sich die Tigerin wieder entfernte. Ridmers atmete auf und verspürte im gleichen Augenblick auf seiner Brust etwas seltsam Weiches und Warmes, das sich bewegte. Als er aufs höchste verwundert zugriff, fühlte er eines der Tigerbabies auf seiner Brust. Er hatte gerade noch Zeit die Hand unterm Stroh zu verstecken, als „Aida“ schon mit dem zweiten Jungen im Maul daherkam und dasselbe mit unendlicher Vorsicht neben das erste auf die Brust des Dompteurs bettete. Dann wandte sie sich keuchend um und kroch todmatt auf ihren Platz im Heu zurück. Von da ab wurde das stoßweise Atmen immer leiser.

Gegen fünf Uhr morgens konnte Ridmers endlich im Dämmerlicht durch die Verbindungstür hindurchsehen, wie „Aida“ mit gestreckten Pranken und verglasten Lichtern tot auf ihrem Platze lag.

Mit zitternden Fingern drückte er die beiden Jungen an sich. Sie waren das letzte Vermächtnis der Königstigerin an den einzigen Menschen, dem sie restlos vertraut hatte. — —

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Sporttraining bei Hunden.

Interessante Untersuchungen stellte W. Thörner an Hunden an, die mehrere Monate als 100-Meter-Läufer und als Dauerläufer trainiert wurden. Es zeigte sich bei den tierischen Sportlern eine Pulsverlangsamung. eine Zunahme der mit jedem Herzschlag geförderten Blutmenge, eine gesteigerte Tätigkeit der Milz, stärkere Füllung der Leber mit tierischer Stärke und der Muskeln mit Betriebssubstanzen sowie Stoffwechselveränderungen im Muskel Ferner wurde eine allgemeine Wachstumsanregung, Anregung der Blutbildungsstätten, des arbeitenden Zellgewebes, der Muskeln, Knochen, Lungen und Nieren festgestellt. Zusammenfassend bedeuten diese Veränderungen eine Verbesserung der Konstitution und Bereitschaft zu gesteigerter Leistung.

Zucker in der menschlichen Haut.

Urbach und seine Mitarbeiter fanden, daß die menschliche Haut normalerweise 0,06 v. H. an Zucker enthält. Beim Zuckerkranken mit Hauterkrankungen ist dieser Gehalt auf durchschnittlich 0,08 v. H. erhöht. Merkwürdigerweise findet sich ein ähnlicher Wert bei manchen Hautkrankheiten die scheinbar nichts mit der Zuckerkrankheit zu tun haben, wie beispielsweise Ekzem und Furunkulose. Es hat sich gezeigt, daß diese Hautstörungen durch geeignete Ernährungsweise und Insulingaben, wie sie beim Zuckerkranken durchgeführt werden, auch in hartnäckigen Fällen gebessert werden können. Dies spräche für eine „Zuckerkrankheit der Haut“ als eine Erscheinungsform mangelhafter Insulinwirkung

Zahlen der Großstadt.

Nach einem jüngst von Davies gehaltenen Vortrag versorgen die Londoner Wasserwerke 7,5 Millionen Köpfe, wobei auf jeden etwa 170 Liter täglich fallen Das Rohrleitungsnetz, das sich in nord-südlicher Richtung über 67. in ost-westlicher Richtung über 54 Kilometer erstreckt, bedeckt 1400 Quadratkilometer. Die Länge des Rohrleitungsnetzes beträgt 12 000 Kilometer.

6127 Erdbeben in zwölf Jahren!

Im Verlaufe der Untersuchung von Zusammenhängen der Auslösung von Erdbeben mit Schwankungen der Rotationsachse der Erde teilt R Spitaler über die Anzahl der Erdbeben in den Jahren 1918 bis 1930 mit. Danach haben in zwölf Jahren 6127 Erdbeben an 2180 Herden stattgefunden. Die Bebenherde sind auf der Erde sehr ungleichmäßig verteilt; so hat man auf der nördlichen Halbkugel 1578, auf der südlichen nur 602 zu verzeichnen.

100 Millionen Geschoße durchdringen uns!

Wir haben von den „Höhenstrahlen“ wie sie allseitig aus dem Kosmos mit furchtbarer Energie auf den Erdball einprasseln, im „I B“ schon des öfteren gelesen. Nach einer Schätzung Kohlhörsters, des Entdeckers der Höhenstrahlen, durchschießen den erwachsenen Menschen täglich etwa 100 Millionen der Höhenstrahlenteilchen. Möglicherweise begrenzen diese Strahlen das Leben dadurch daß sie die Zellen zerstören oder die Bildung sogen. „Todeshormone“ veranlassen

Dr. Walter Orth.

Dr. E. QUENTIN:

Rechtschreibung Note 4!

Daran, daß es in Rechtschreibung eine glatte 4 gibt, ist Konrad Duden schuld! Ehe er die orthographische Einigung Deutschlands vollzog, gab es verschiedene Rechtschreibungen, und wenn früher jemand aus Anhalt-Köthen war, schrieb er eben die herzoglich Anhalt-Köthensche Rechtschreibung! Dieses Anhalt-Köthen war überhaupt ein Mordsländchen! Der dasige Herzog August Christian Friedrich, ein Verehrer Napoleons I., teilte sein Ländchen in zwei Departements ein. Später weigerte sich dies Ländchen, dem preußischen Zollverein beizutreten, weil seine Bewohnerschaft durch den Schmuggel auf der Elbe viel verdiente Da stopfte Preußen die Elbe oberhalb und unterhalb des Ländchens zu Doch es kam noch schöner Als 1851 die Strecke Leipzig—Berlin gebaut worden war, hatte man wegen des Fahrplanes nicht auch den Herzog von Anhalt-Köthen befragt, durch dessen Ländchen die Bahn ein kurzes Stück fuhr Die Rache war furchtbar!

Dem in Köthen stationierten Abteilungsingenieur wurde bei 50 Taler Strafe verboten, einen Zug aus Köthen abzulassen Es bedurfte langer Diplomatenverhandlungen, bis man von Leipzig über das renitente Ländchen Köthen nach Berlin fahren konnte! Kein Zweifel: die herzogliche Kanzlei von Köthen wird auch ihre eigne Rechtschreibung gehabt haben, und vielleicht schrieb man dort noch „tump" statt „dumm"! Ein Köthener oder ein Dessauer oder ein Bernburger oder ein Zerbster konnte sich also hinter die einzelnen Landesgrenzen des 1863 geeinten Groß-Anhalt verschanzen und sagen: Unser Herzog befehlen die Rechtschreibung von Zerbst! Unser Herzog befehlen die Rechtschreibung von Bärenburg! usw. „Bernburg" sagt nämlich niemand So etwas gibt es jetzt nicht mehr! Ob ein Schuljunge aus Skrebudicken oder aus Jucknischken in Ostpreußen Grieß mit Schluß-s schreibt oder ob den Fehler ein Junge aus Pasing oder aus Tutzing macht — Grieß wird laut Duden allüberall in deutschen Landen mit ß geschrieben und damit basta!

Wer wagt also zu sagen, daß unser Hans Sachs vor 400 Jahren „unorthographisch" schrieb? Zu seinem prachtvollen, saftigen, ehrlichen Deutsch paßt seine Rechtschreibung ganz vorzüglich Wie drollig ist seine Klage über den „Kremer", der „grose peschepßerei" getrieben hat, indem er „mewsdreck" untern Pfeffer tat! Hans Sachs hielt es stets mit dem Satz: „Ein ider fogel sing all frist, wie im sein schnabel gwachsen ist!" Wie köstlich behandelt er unsere Sprache! Wenn er eine Silbe mehr braucht, macht er aus Zorn zoren, aus Milch millich Wenn er eine Silbe weniger braucht, sagt er vom „Kremer": „Er pscheist und stilt" Ts oder ds macht Hans Sachs kurzerhand zu z: „Er hat golz (Goldes) genug!" Statt u schreibt er w. pewtel, pewrin! Einmal sagt ein „pawer": „Darmit ich euch all paid erner", Womit ich euch beide ernähre. Kurios liest sich die Stelle: „Ein alte Kw darzw!" Aus dem Teufel wird ein dewffl, aus Birnen werden piren. Die peren aber prumen. Oft sind ganze Stellen geradezu unverständlich. Was heißt: „Kain plabe pruech"? Nun. Keine blaue Hose (breeches!)!

Gehen wir 100 Jahre weiter. Wir kommen da in die Zeit des Barock, und wir wollen sehen, ob in dieser Zeit der Übersteigerung auf allen Gebieten auch die Rechtschreibung diesen Stempel trägt Und wie bezeichnend ist da im Buch von der Poeterei, das Opitz schrieb, die Übersteigerung in den Aufzählungen! Über das Wesen der Tragödie schreibt Opitz: „Weil sie nur von Königlichem willen, Todtschlägen, verzweiffelungen, Kinder- und Vätermördern, brande, blutschanden, Kriege und auffruhr, heulen, seuffzen und dergleichen handelt." Viel besser aber lernt man jenen Lebensstil bei Zesen kennen, aus dessen „Adriatischer Rosemund" wir einiges zitieren. Wir sagen zur Erklärung, daß Zesen sich bemühte, eine einheitliche Schreibung für Deutschland zu erfinden, die phonetisch sein sollte, das heißt klanggemäß Wenn er von „libes-anlokkenden blikken" spricht, sollen die Doppelbuchstaben die Kürze andeuten. Wie gemacht und geziert ist dieser barocke Geist bei aller deutschen Kernhaftigkeit gerade des trefflichen Zesen! Bei Hans Sachs ist die Schreibung naiv, bei Zesen ist sie zimtig und zimperlich. Man möchte ihm immer zurufen: Schreib doch nur wie Hans Sachs, also wie ein normal gewachsener Schnabel! Wie foin das klingt, wenn er von „verzeuhung" und von „abänd-dömmerung" spricht! Man sieht ihn förmlich den Mund spitzen. Von einem schweren Traum schreibt er: „Er sah wie das hämde so pfüzzen-trühffend nes ist. Höhr-aus kan er leichtlich schlühssen, in was sohr angst ich gewäsen bin, ehe ich bin wakker worden." Er sieht eine Dame „einen lust-wandel verrüchten", und als die Dame, die ein „härz-brächchendes" Leid durch den „anglümmenden zunder einer Libe" hat, „nahch verrüchtetem abänd-gebäht" verschwindet, da will ein „Dribs-trüllischer Freiher die uhrsache ihres geschwünden abtrits erforschen", denn er glaubte, „daß die Gräfin einen stachchel ihrer libes-reizerischen pfeile, welche so lähbhaft aus ihren augen här-ausschühssen, in sein Härz ein-gesänket habe." Er lebte deshalb in „verzükk.- und vergeisterung" und „flöhete si mit bewähglichen worten an." Freilich schrieben um 1650 nicht alle die Rechtschreibung des orthographischen Theoretikers Zesen!

Wir kommen nun hundert Jahre später auf die Zeit um 1750 Da sieht die Rechtschreibung schon viel menschlicher aus. Wenn die Karschin an Gleim schreibt: „Mein Empfindbarer Freund! Lassen Sie mir die Wollust daß ich Ihnen lieb habe!" so stört uns zwar der erotische Dativ, doch soll er in Berlin noch heute vorkommen Um 1750 hat sich unsere Rechtschreibung soweit fixiert, daß man der Frau Rat Goethe leider eine knappe 3 in Orthographie zuerkennen muß, während für den alten Blücher fast eine gute 4 herauskommt. Jeder Versuch, in die krause, lautnachahmende „Rechtschreibung" der Frau Rat Goethe ein System zu bringen, muß scheitern! Zunächst die reizende Deutschschreibung von Fremdwörtern: Schäße, Profeßer, Schemisett, Paraplü, Jungfrau von Orleang, Beaumarschais, Singnahl' Aus dem Clavigo ihres Sohnes wird ein Calvigo, aus dem Tancred ein Cancret







Mozart heißt bei ihr Morzard. Auch redet sie von der „Schöpfung" von „Heiden". „Horatz" und „Lifius" sind klassische „Schrieftsteller". Das „betriefst villeicht" Horaz und Livius. Die Göchhausen hat einen „Schwannen Hals". und Herkules „misttete" den Stall aus. Bekanntlich kann kein Deutscher aussprechen: du „röntgst" und du „seufzst". Bei ähnlichen Konsonantenhäufungen verliert Frau Rat Goethe, die sonst so Geruhsame, die Ruhe. So schreibt sie: „verknüptf" statt verknüpft oder „geprost voll" statt gepfropft voll. Solche Vereinfachungen haben die Engländer von jeher geliebt: aus dem unàussprechlichen Magalhäes machten sie einfach Magellan, so wie unser Feldwebel aus einem Kameraden Lotichius einfach einen Lottius machte. Doch zurück zur Frau Rat Goethe. Frankfurt wurde „Neuterahl erklährt". und es war von keinem „Bompatement" die Rede Gewiß: die Frau Rat war „binten scheu". und einmal bekennt sie: „Daß das Bustawieren nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müß: Ihr verzeihen — der Fehler lage am Schulmeister!", doch ist der Bericht: „Ich und Liesse Eßen daß uns die Baden weh thun" wohl mehr auf ihre „Dintenscheu" als auf den Schulmeister zurückzuführen. Da war die Prinzessin Luise schon ehrlicher, als sie 1793 an ihren Bräutigam Friedr. Wilhelm III. schrieb: „Großmutter wollte, daß ich ein Konzept für den Brief an Sie mache, weil ich nicht richtig orthographisch schreibe." Sie fügt aufklärend hinzu, daß sie als Kind sagen wir: unaufmerksam war.

Der letzte klassische Unorthograph war Blücher. Und doch sind seine Briefe voll politischer Wahrheiten und voll rührender Menschlichkeit Man muß auf seine Briefe hinhören, nicht hinsehen. Wir möchten aus dem köstlichen Schatz seiner Briefe einige Stellen anführen: In Paris wie in gantz Frankreich gefellt es mich nicht — Hertzens liebe Frau! Der frühe neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig, da ich den stoltzen Rein Passirte. — O ihr Politiger, ihr seid schlechte Menschenkenner, der guhte wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vih hintreibt; wihr haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schebigen ocksen eingetauscht! — Mich geht es guht, liber Bonin; heußlig bin ich unbeschreiblich glücklig durch mein weib. — Aber, meine gute Male, Du bist verstimmt; das macht mich Kummer! — In Schottland hat man mich zu Edenburg zum Ehren mit glib der gelehrten gesellschaft Creirt. — Aber waß hellfen mich alle orden; hetten wir einen guhten vor uns vortheillhafften Friben, der wehre mich liber'

Mit Blücher war die Zeit der orthographischen Originale vorbei, und wenn wir von 1550 über 1650 und 1750 auf 1850 kommen, stellen wir fest, daß es nur noch Spielarten gab, die durch die Länderzerrissenheit Deutschlands sozusagen behördlich festgelegt waren. Aus jener Zeit um 1850 wissen wir nur einen orthographischen Scherz. Der ist allerdings gut. Sollte er schon einmal erzählt worden sein, so bitten wir um Nachsicht. Einst kam Friedrich Wilhelm IV. auf einer Dienstreise von Vorderpommern nach Hinterpommern. An der Grenze zwischen den beiden Teilen von Pommern hing in einem Dorfe quer über die Straße das folgende Transparent:

Nachdem im Vordern man dich herzlich aufgenommen,
tönt aus dem Hintern dir ein donnerndes Willkommen!

Kleiner unterhaltsamer Filmstreifen

In Paris ist die Polizei jetzt dazu übergegangen, alle Betrunkenen zu filmen, um ihnen — wenn sie wieder nüchtern sind — den Bildstreifen als abschreckendes Beispiel vor Augen zu führen. So wurde dieser Tage auch eine kleine schwedische Studentin in einem recht alkoholisierten Zustand von einem Polizisten im Bild festgehalten. Als sie am nächsten Morgen sah, wie beschämend sie sich aufgeführt hatte, bat sie reuig und zerknirscht um den Film, den sie als bleibende Mahnung stets bei sich behalten wollte. Großzügig wie die Pariser Polizei ist, händigte man ihr auch den Bildstreifen aus. Aber wer beschreibt das Erstaunen des verantwortlichen Beamten, als er einige Wochen später jene Studentin auf der Leinwand eines Kinos wieder erblickt? Das findige junge Mädchen war nämlich umgehend mit dem Film zu einem bekannten Regisseur gegangen, bei dem es sich bereits seit längerer Zeit — aber immer vergeblich — bemüht hatte, und erreichte es, daß der hohe Herr sich den Bildstreifen ansah. Der Filmgewaltige war begeistert von den natürlichen und lebensechten Aufnahmen und engagierte das Mädchen sofort für ihre erste Rolle!

Vor einiger Zeit lief in Neuyork ein lustiger Film mit Wallace Beery an. Der Besitzer eines großen Kinos in Brooklyn ließ daraufhin eine mit Hosen- und Westenknöpfen gefüllte Schale sowie folgendes Plakat im Vorraum anbringen: ‚Diese Knöpfe sind den Besuchern unseres neuen Films gestern vor lauter Lachen abgesprungen!"

In weiten Gebieten Australiens ist der Film bis heute noch so gut wie unbekannt. Da die Viehtreiber auf den großen Farmen im Innern des Landes selten in die Küstenorte kommen, ist es zu verstehen, daß es eine Riesensensation bedeutete, als sich Anfang dieses Jahres ein Wanderkino nach dorthin verirrte. Aus der ganzen Umgebung erschienen die Viehhirten, um sich einen Wild-Westfilm anzusehen. Dieser hatte unter der denkbar größten Spannung der sachverständigen Zuschauer seinen Höhepunkt erreicht — der „Schurke" des Stückes war gerade dabei, ein unschuldiges Mädchen zu entführen und wollte sich aus dem Staube machen — da zogen plötzlich wie auf Kommando sämtliche anwesenden Viehhirten ihre Revolver und brachten den gemeinen Entführer kunstgerecht zur Strecke. Ein wild fluchender Filmunternehmer, eine vollkommen zerschossene Leinwand und eine verlegen dreinschauende Gruppe von Viehhirten waren das Ergebnis dieser ersten Filmvorführung in der australischen Grassteppe!

Einer unserer bedeutendsten Filmschauspieler begann seine Laufbahn in einem kleinen süddeutschen Theater. Als er von dort fortzog, blieb er dem Friseur die Rechnung für einige Male Rasieren in Höhe von 90 Pfennig schuldig. Zehn Jahre sind seitdem vergangen: jetzt erhält der Prominente von dem Friseur eine Rechnung über jenen Betrag. Der Schauspieler schickt dem Barbier sein Bild mit eigenhändiger Widmung. Wenige Tage später bekommt er folgenden Brief: „Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihr Bild mit Autogramm für zwanzig Mark weiterverkauft habe. 19.10 Mark beträgt also der Restbetrag, den Sie jetzt bei mir zugute haben. Ich sende Ihnen anbei zur gefälligen Bedienung und Einlösung Rasierabonnements in Höhe von 19.10 Mark."

Max Weinheber.

KURT GÜNTHER v. FISCHER:

Mord nach dem Minutenzeiger

Die samtdunklen Schleier einer warmen Oktobernacht senkten sich über die Stadt Genf. Die Wasser des Sees, die der Abendwind wild aufgewühlt hatte, beruhigten sich allmählich, und die dünne, silberne Mondsichel, die ab und zu durch die Wolkenwand drang, verlieh alsbald der unbewegten Seefläche den Glanz eines blinden Metallspiegels. Ganz weit draußen, dort, wo die Villenvorstädte ihre letzten Ausläufer zwischen Hügelkette und Seeufer entsandten, stand einsam und dunkel ein Haus. Wie ein böser, alter Einzelgänger hielt es sich weit entfernt von der Hauptmasse der Gebäude, hockte still zwischen schwarzen Baumschatten und sah auf den See hinaus. Wenn hin und wieder einige blasse Strahlen herniederfielen, dann blinkte das messingne Namensschild an der Gartentür mit dem Seespiegel um die Wette.

Edouard Bouville
Kaufmann

stand auf der Tafel. Nur manchmal plätscherte das Wasser leise am Strande, sonst war es völlig still, und ein Beobachter hätte den Eindruck gehabt, das Haus sei leer oder seine Bewohner lägen bereits in tiefem Schlafe.

Der einzige lebendige Mensch in diesen Wänden und ihr Besitzer gleichzeitig saß schon seit Stunden mumienhaft unbeweglich und starrte vor sich hin. Hätte der Mann in dem tiefen Ledersessel nicht manchmal die Lider weit geöffnet und die bleichen Kringel der Mondstrahlen auf dem Fußboden angesehen, man hätte ihn für schlafend halten können. Edouard Bouville war ein rüstiger Fünfziger von mittelgroßer, untersetzter Gestalt. Er hob jetzt schwer die Hand und fuhr sich durchs leicht angegraute Haar. In ihm war alles tot und leer und nur ein ganz leises Verwundern über sich selbst. Fühlt so ein Mensch, der seine Frau ermordet hat? dachte er und eine fiebrige Unrast wollte ihn ergreifen, aber gleich darauf war sein Gemüt wieder unbewegt und er fühlte sich nur als der mechanische Vollstrecker eines lang vorbereiteten Ereignisses, als der seelenlose Vollbringer eines bis in die kleinsten Einzelheiten vorherbestimmten Planes.

Der Gartenkies knirschte unter schweren Männertritten, ein Schlüssel stocherte im Schloß, und dann knarrten die Treppenstufen. Die Zimmertür wurde aufgerissen, und eine Männerstimme rief suchend und zärtlich: „Isabel?" Eine tappende Hand berührte den Lichtknopf, die Deckenbeleuchtung flammte auf. In der Tür stand ein Mann im Reisemantel und blickte fragend umher. Dann sah er die zweite Gestalt, die reglos dasaß und ihn glühend anstarrte, und das Blut gerann in seinen Adern. Eine fast greifbare Stille senkte sich in den Raum. Dann klang es plötzlich tief und drohend: „Jean Perat, was suchst du zu dieser Stunde in den Zimmern meiner Frau??"

Der andere versuchte ein verzerrtes Lächeln „Ich vermutete dich hier, Edouard!" sagte er. „Ich habe unsere Geschäftsangelegenheiten in Lyon geordnet und kam eben von der Reise zurück.. ich wollte deine Dokumente... es wäre besser ... ich weiß nicht..." Das Lächeln erfror auf seinen Lippen und seine Zunge versagte; er wich langsam zurück und begann zu zittern Der Mann im Sessel, hinter dessen statuenhafter Maske Flammen der Leidenschaft loderten, sprang jetzt auf und rief im schrillen Diskant: „Jean Perat, du warst der Geliebte meiner Frau!!"

Einige Sekunden lang war es unheimlich ruhig „Warst...?" kam es von Perats Lippen; das Wort sank herab wie eine kalte Nebelwolke. Dann brüllte Perat auf wie ein zu Tode getroffenes Tier. „Was hast du mit ihr gemacht, du Unmensch?" Er saugte sich an den Blicken des anderen fest und folgte ihnen zur offenen Tür des anstoßenden Raumes. Sein Atem stieß pfeifend aus den Lungen, er wankte die wenigen Schritte nach vorne und sah den toten Körper am Boden liegen Mit einem irren Schrei warf er sich über sie.

Aber dieser Augenblick sollte sein Verhängnis werden Edouard war mit einem katzenhaften Sprung hinter ihm, warf die Türe zu und versperrte sie. Dann drehte er den Hahn auf, und mit lautem Zischen konnte man das Gas im Innern des Raumes entweichen hören Ein unmenschlicher Schrei ertönte, und sein Opfer versuchte mit den Kräften der Verzweiflung die Tür zu zertrümmern, aber sie war aus festem Eichenholz gefügt, und ein anderes Entrinnen gab es aus dem fensterlosen Raume nicht

Edouard befiel plötzlich die Angst, daß man den Lärm draußen hören könnte, und er setzte den Rundfunkempfänger mit größter Lautstärke in Tätigkeit, so daß sich die grellen Jazzsynkopen mit den allmählich leiser werdenden Schreien des Erstickenden zu einer greulichen Kakophonie mengten. Edouards Finger zitterten im nervösen Krampf. Er war keine brutale Natur, und nur das Bewußtsein der vermeintlichen Rechtlichkeit seiner Handlung und die Tatsache, daß er diese Szene in seiner planenden Phantasie schon hunderte Male durchlebt hatte, bewahrten ihn vor einer Ohnmacht. Er hatte sich zu dieser Todesart entschlossen, weil er körperlich schwächlich war und keinen Tropfen Blut sehen konnte..

Mit dem Eintreten einer geisterhaften Ruhe gewann Edouard auch seine eisige Entschlossenheit wieder. Er ließ das Gas entweichen, zog seinem Opfer den Reisemantel aus, öffnete dann wieder den Gashahn, um einen Selbstmord vorzutäuschen, und verließ eine Zeitlang später, in denselben Mantel gekleidet, im Schutze der Dunkelheit das Haus

Es war ungefähr 11 Uhr nachts, und Edouard Bouville hatte fünf Stunden Zeit, um die fünfzehn Kilometer außerhalb Genfs liegende Bahnstation zu erreichen, in der der Schnellzug aus Lyon hielt Es war alles genau nach seinem vorherbestimmten Plan gegangen, und niemand konnte sein Alibi in Zweifel ziehen Während er auf verlassenen, finsteren Feldwegen seinem Ziel entgegenschritt, überdachte er nochmals die Vorgeschichte der Katastrophe. Lange Jahre hatte er in dieser Stadt das Leben eines geachteten und gutsituierten Kaufmannes geführt, und sein Name wurde auf der Seidenbörse mit einem fast ehrwürdigen Klange genannt. Durch zwei Dezennien war er mit Jean Perat geschäftlich verbunden gewesen, und obgleich sich die beiden Männer vom ersten Augenblick an innerlich feindselig gegenübergestanden waren, so hatte ihr finanzielles Zusammenwirken doch schöne Erfolge gezeitigt. Fünf Jahre war es nun her, daß er, bisher unverheiratet, die Einsamkeit zu fühlen begann Er lernte die bildhübsche Isabel kennen und verliebte sich in sie mit der leidenschaftlichen Liebe des alternden Mannes, der viel versäumt und nicht mehr viel Zeit zum Nachholen hat. Und obwohl Isabel ziemlich niederen Kreisen entstammte, machte er sie zu seiner Frau. Es folgte die glücklichste Zeit seines Lebens.

Aber Isabel hinterging ihn schmählich. Sie schröpfte ihn materiell und warf sich heimlich in die Arme seines Kompagnons. Perat war wohl um einige Jahre jünger, sah ihm aber sonst ziemlich gleich. Die beiden waren von einer großen, äußerlichen Ähnlichkeit, wie sie gleiche Geburt, gleiche körperliche und geistige Umwelt und ein langes, gemeinschaftliches Leben hervorbringen. Wie gewöhnlich war der Ehemann der letzte, der von der Untreue seiner Frau erfuhr Erst die höhnischen Worte eines Freundes: Die Ähnlichkeit zwischen ihnen müsse sehr groß sein, da sogar seine Frau sie meistens verwechsle, rissen ihn aus seiner Ahnungslosigkeit. Seit dieser Stunde verwandelte sich seine Liebe in tiefen Haß.

Und während er weiter den Unwissenden spielte und sich beinahe offen betrügen ließ, fieberte sein Herz nach Rache und sein Hirn brütete Vergeltungspläne aus. Er entwickelte mit großem Scharfsinn einen Plan und harrte geduldig auf einen Zeitpunkt zu dessen Verwirklichung

Endlich, nach monatelangem Warten, hielt er den Augenblick für gekommen Am 10. Oktober verlangten Geschäftsfreunde aus Lyon dringend seine persönliche Anwesenheit. Edouard erklärte plötzlich zu Hause, anderweitig verreisen zu müssen und machte seinem Partner den Vorschlag, um das Geschäft in Lyon nicht verfallen zu lassen, mit seinen Papieren nach dieser Stadt zu fahren und die Sache unter falschem Namen abzuwickeln Perat ging in die Falle. Und während das Dienstpersonal und die Nachbarschaft den Kaufmann Edouard Bouville nach Lyon abreisen sah, befand sich in Wirklichkeit sein Partner in dieser Stadt, und Edouard schlich sich nach wenigen Stunden heimlich zurück.

Um sein Alibi unumstößlich zu machen, hatte er Perat eingeschärft, um Schlag sechs Uhr nachmittags den Erfolg seiner Reise telephonisch nach Genf zu melden. Es spielte sich alles programmgemäß, wie in einem wohlgeprobten Theaterstück ab Seine Frau, die ihn erst in zwei Tagen zurückerwartete, hatte, wie schon früher immer, das Dienstpersonal für diese Zeit beurlaubt, um in ihrem Liebesidyll nicht gestört zu sein Edouard hatte — die Augen auf dem Minutenzeiger — die sechste Stunde abgewartet, um das Herzstück seines Planes — den Anruf aus Lyon — vorübergehen zu lassen, war dann unbemerkt in das Haus eingedrungen und hatte in dem kleinen Raum, den er gewöhnlich als Dunkelkammer benützte, die Tat an seiner Frau begangen.

Vier Stunden später war Jean Perat mit dem Flugzeug eingetroffen. Erwartungsgemäß befand sich in seiner Tasche eine gestempelte Eisenbahnfahrkarte für den Zug, der erst morgen ankam, als Alibi für den argwöhnenden Ehemann... Er war dem Rächer direkt in die Arme gelaufen.

Nach der fürchterlichen Tat hatte Bouville den Taschen des Toten die wichtigsten Dokumente entnommen Seinen eigenen Reisepaß, Hin- und Rückfahrschein und — von größter Bedeutung — eine Bestätigung des Fernsprechamtes in Lyon über die Bezahlung einer Summe von Fr. 40.— durch Herrn Edouard Bouville für ein Ferngespräch, das derselbe am 11 Oktober von 18 Uhr bis 18.05 Uhr ebendort geführt hatte

Und in dieser dunklen Nacht befand sich nun der Mörder auf dem Wege zum Bahnhof, um in den Lyoner Schnellzug einzusteigen und morgen früh als ahnungsloser Ehemann in Genf anzukommen Er konnte für jede Minute des verflossenen Tages seine Abwesenheit nachweisen.

*

Fünf Uhr nachmittags des darauffolgenden Tages Bouville war im weißen Staubmantel fahrplanmäßig in Genf angelangt und bei Erhalt der schrecklichen Nachricht ohnmächtig zusammengebrochen. Er befand sich nun auf der Polizeistation, wo seine zu Protokoll genommenen Aussagen überprüft wurden

„Der Herr Kommissär läßt bitten!" Bouville erhob sich vollkommen ruhig. Es war nach menschlichem Ermessen unmöglich, sein Alibi anzuzweifeln. Der untersuchende Beamte begann sehr liebenswürdig:

„Wir haben Sie photographiert und Ihr Bild nach Lyon gesandt. Alle Ihre Angaben haben sich bewahrheitet. Ihre Geschäftsfreunde erkannten sogar Ihre Kleidungsstücke wieder. Die Eisenbahnfahrkarten erwiesen sich als vollkommen in Ordnung. Es steht für uns fest, daß der Mord genau um ein Viertel nach sechs geschah; das beweist die zertrümmerte Armbanduhr, und die Ärzte bestätigen es. Die Bescheinigung des Telephonamtes aber beweist uns, daß Sie noch kurz vorher von Lyon aus telephoniert haben, sich also unmöglich zur kritischen Zeit am Tatort befunden haben können. Jede Verdächtigung müßte also in sich zusammenfallen. Es ist übrigens nicht üblich, sich Bestätigungen über Ferngespräche geben zu lassen, wie erklären Sie das?"

Bouville zog die Brauen in die Höhe. „Mein Partner war sehr genau!" sagte er. „Es war zwischen uns üblich, auch über die kleinsten Ausgaben auf unseren Geschäftsreisen Rechenschaft abzulegen!" — Der Kommissär nickte befriedigt. „Also wie gesagt", begann er wieder, „haben sich Ihre Aussagen vollkommen bestätigt. Entschuldigen Sie, wenn wir Sie vielleicht einen Augenblick verdächtigt haben. Sie sind frei!"

Bouville erhob sich; er fühlte nicht einmal Erleichterung. Diesen Schluß hatte er vorausberechnet wie eine mathematische Formel. Mit einer steifen Verbeugung wandte er sich zur Tür. Schon wollte er sie öffnen, als plötzlich ein Herr auf ihn zutrat.

„Inspektor Vernier", stellte er sich vor. „Verzeihen Sie vielmals, lieber Herr Bouville, aber ich möchte Sie um Beantwortung einer ganz kleinen Frage bitten!"

Bouville stutzte. Was war das wieder für eine Verzögerung? „Ja?" sagte er.

„Sie haben laut genauer Zeitangabe des Amtes um 18 Uhr von Lyon aus telephoniert?" Ein Nicken war die Antwort.

„Mit wem haben Sie da gesprochen?"

„Mit meiner Frau! Ich meldete ihr den glücklichen Abschluß des Geschäftes!" sagte Bouville ziemlich unfreundlich, legte die Hand auf die Klinke und wollte sich entfernen, aber da spürte er mit einem Male einen schweren Druck auf seiner Schulter, und eine rauhe Stimme sagte:

„Edouard Bouville, ich verhafte Sie wegen doppelten Mordes!"

*

Späterhin erzählte Inspektor Vernier den Fall des öfteren jungen Kollegen als Beispiel, daß auch der gerissenste Verbrecher Fehler begeht.

„Das Alibi des Mörders Edouard Bouville war damals zweifelsfrei völlig lückenlos ...", pflegte er zu sagen ..., „wenn er nicht eine Kleinigkeit aus der Geographie übersehen hätte! So aber konnte ich sein Lügennetz mit einem einzigen Hieb durchhauen, denn die Uhrzeit in Lyon richtet sich nach der westeuropäischen Zeit, während Genf noch mitteleuropäische hat, die bekanntlich um eine Stunde nachgeht.

Er behauptete nun, um sechs Uhr aus Lyon mit seiner Frau gesprochen zu haben. Hätte er beispielsweise Lausanne gewählt, so wäre es unmöglich gewesen, ihn zu überführen. Wenn es jedoch in Lyon sechs Uhr ist, dann ist es in Genf bereits sieben, und um diese Zeit war seine Frau schon eine Dreiviertelstunde tot!"

Indische Gauklerkunst

Über indische Wunder und Geheimnisse sind früher die unglaublichsten Märchen erzählt worden, und erst die letzten Jahre haben gezeigt — oft unter Zuhilfenahme der Wissenschaft — daß auch dort alles auf natürlichem Wege vor sich geht. Dennoch muß anerkannt werden, daß indische Gaukler oftmals artistische Kunststücke zu vollbringen vermögen, wie kein Angehöriger anderer Völker. In diesem Zusammenhang verlohnt es sich, an eine Begebenheit zu erinnern, die um so interessanter ist, da sie bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts spielte.

Nach den Schlachten am Sutledsch in Indien — im Jahre 1844 — wurde das englische Lager von einem indischen Gaukler besucht, dessen Vorstellungen auch der General Napier mit seiner Familie und seinem Stab beiwohnte. Als Glanzleistung seiner Darbietungen schnitt der Inder auf der flachen Hand seines Gehilfen eine Zitrone mit einem einzigen Hieb seines krummen Säbels mitten durch. Obgleich der General früher in dem bekannten Roman von Walter Scott „Der Talisman" von einem ähnlichen Kunststück gelesen hatte, hielt er so etwas doch nicht für möglich. Um sich daher einmal selbst von der Wahrheit zu überzeugen, forderte er den Indier auf, dasselbe Kunststück sofort noch einmal bei ihm selbst auszuführen. Dazu hielt er gleichzeitig seine rechte Hand hin.

Der Gaukler betrachtete aufmerksam die Innenfläche, lehnte aber dann das Anerbieten ab.

„Na also", lachte der General belustigt, „ich ahnte doch den Schwindel!"

„Sir irren", entschuldigte sich der Inder. „Lassen Sie mich bitte Ihre linke Hand sehen."

Napier war sofort einverstanden. Der Gaukler beschaute sich dieselbe genau, dann erklärte er sich bereit, auch bei ihm das Kunststück auszuführen, er müsse aber die Hand vollkommen ruhig halten.

„Warum diese Hand und nicht die rechte?" fragte der General

„Die rechte Hand ist in der Mitte hohl", erwiderte der Jongleur, „die linke dagegen flach und die Gefahr nicht so groß!"

Napier schaute überrascht auf. „Jetzt war ich überzeugt", erzählte er später seinen Freunden, „daß es sich wirklich um eine Probe außerordentlicher Geschicklichkeit handelte. Hätte ich den Mann nicht einen Schwindler genannt und ihn aufgefordert, dasselbe Experiment auch bei mir zu wiederholen, ich hätte gern darauf verzichtet. Nun mußte ich wohl oder übel die Probe über mich ergehen lassen. So ließ ich mir denn die Zitrone auf die linke Hand legen und harrte der Dinge, die nun kommen sollten. Der Inder balancierte einen Augenblick, dann holte er aus und hieb zu. — Die Zitrone fiel — mitten durchgeschnitten — in zwei Hälften zur Erde. Aber, das muß ich gestehen, angenehm war mir nicht zu Mute. Ich fühlte die Schärfe des Säbels, als wenn ein kalter Faden über die Hand gezogen würde."

C. P. Heinsick.

HUMOR DER ANDEREN

Jüngling: „Sie haben ja Erfahrung! Sagen Sie mir doch, was das Leben kostet, wenn man verheiratet ist."

Ehemann: „Ja, mein Lieber, das hängt ganz davon ab, wie lange man lebt" (Philadelphia Record.)

*

Lehrerin: „Vorigen Sonntag sagte ich euch, ihr solltet euch bemühen, im Laufe der Woche irgend jemand glücklich zu machen. Hast du das getan, Roger?"

Roger: „Ja, Fräulein, meine Großmutter Ich habe sie Donnerstag besucht"

Lehrerin: „Und dadurch hast du sie glücklich gemacht?"

Roger: „Nein, dadurch, daß ich einen so großen Appetit hatte." (The Argonaut.)

*

Er: „Es ist ein Unglück, daß dieser Griswold zuviel redet"

Sie: „Der? Ich bin doch so oft mit ihm zusammen und finde, daß er kaum den Mund auftut!"

Er: „Er ist natürlich zu gut erzogen, um dich zu unterbrechen." (Puck)

*

„Du, Mabel Kelland behauptet, tausend Körbe ausgeteilt zu haben. Stimmt das?"

„Ja, dem einzigen, der um sie anhielt, antwortete sie: Nein, tausendmal nein!" (Boston Transcript.)



„Fräulein Perkins, was haben Sie denn solange gemacht?"

„Den diktierten Brief geschrieben!"

„Ich dachte schon, Sie hätten ihn ausgestickt und dann eingerahmt!" (London Opinion.)

Hausfrau. „Aber, Mann, warum bringst du die Sachen deines Freundes mit ins Eßzimmer?"

Hausherr: „Oh, Duncan ist so an Restaurants gewöhnt, daß es ihm bei uns nicht schmecken wird, wenn er nicht auf seinen Überzieher und seinen Hut achten kann." (Answers.)

*

Der kleine Lehrling: „Ich möchte um eine Gehaltszulage bitten"

Der Chef: „Gehaltszulage? Was bekommen Sie denn jetzt?"

Der Lehrling: „Sechs Schillinge die Woche."

Der Chef: „Und wieviel möchten Sie haben?"

Der kleine Lehrling: „Acht Schillinge, bitte."

Der Chef: „Ist das nicht reichlich viel für einen Knirps wie Sie?"

Der kleine Lehrling: „Ich habe, seit ich hier im Büro bin, so stramm arbeiten müssen, daß ich keine Zeit zum Wachsen hatte." (Harpers Weekly.)

*

Vater: „Hat Mutter dich gestern bestraft, Nick, wie ich gesagt hatte?"

Nick: „Ja, Papa."

Vater: „Wie denn?"

Nick: „Ich mußte im Zimmer bleiben, als sie Gesangstunde hatte." (Yonkers Statesman)

Humor

Erfinder: „Nun, sind Sie zufrieden mit meiner neuen Mausefalle?“

„Aber sehr! Heute morgen lagen zwei Mäuse davor, die sich über Ihr System totgelacht hatten.“

*

„Ein Laienorchester in Savoyen ist dreitausend Meter hoch auf einen Berg gestiegen, um auf dem Gipfel ein Konzert zu geben.“

„So rücksichtsvoll sind wenige.“

*

„Vater, wovon leben eigentlich die Frösch?“

„Von dem, was sie finden.“

„Und wenn sie nichts finden?“

„Dann fressen sie eben was anderes.“

*

„So eine Unehrlichkeit! Da kaufen Sie mir einen alten Mantel ab für drei Mark, finden ein Fünfmarkstück in der Tasche und geben es mir nicht mehr zurück!“

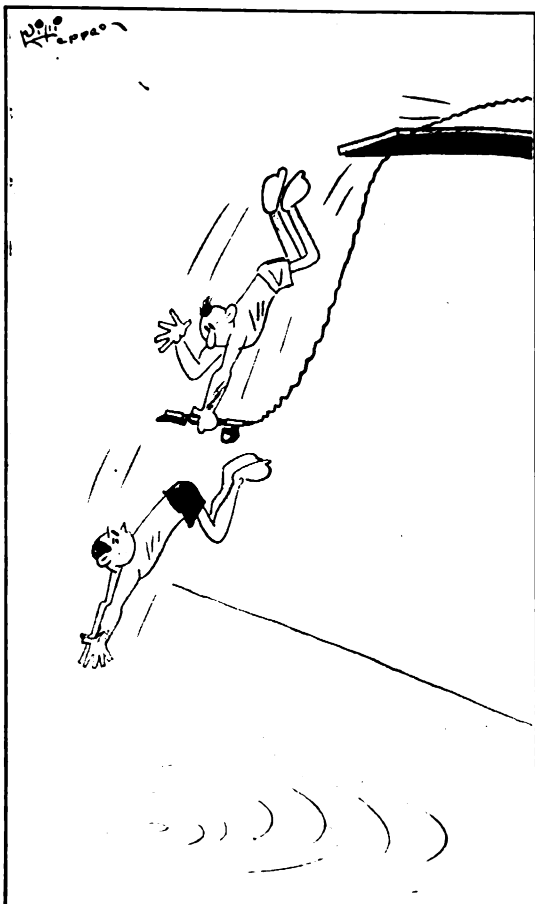
„Entschuldigen Sie, mein Herr! Ich dachte, das gehört dazu!“

*

Vater: „Mein Junge, wenn ich dir einen guten Rat geben darf, heirate nicht in diese Familie hinein!“

Sohn: „Warum denn nicht, es ist doch eine ganz anständige Familie!“

Vater: „Das schon, soweit ich sie alle kenne. ist die Mutter ein Besen, die Großmutter ein Reibeisen und die Tochter eine Kratzbürste denen fehlt nur noch der Waschlappen!“



„Hier, Herr Schmitts, ein eiliges Telephongespräch!“
Zeichnung: Kleppe

*

„Wenn eine weitverbreitete geologische Theorie richtig ist“, so erklärte der Professor in seinem Vortrag „dann liegt Amerika gar nicht da, wo es eigentlich liegen sollte.“

„Um Gottes willen!“ rief ein Zuhörer entsetzt. „Aber Sie lassen es doch hoffentlich trotzdem, wo es ist?“

*

„Oskar!“ ruft der Schmied dem Lehrling in der Werkstatt zu, „warum machst du denn kein Feuer an?“

„Weil wir keine Kohlen haben, Meister!“

„Zum Donnerwetter! Warum hast du das nicht gestern gesagt?!“

„Gestern hatten wir doch welche!“

*

„Herr, Sie benehmen sich unerhört, ich möchte Ihnen mal das Buch „Der gute Ton“ leihen!“

„Gern, wenn Sie es nur entbehren können?!“

„Hier lese ich eben, daß ein Mann neunundzwanzig Jahre in einer Londoner Gaststätte zugebracht hat.“

„Na, das ist aber stark übertrieben! Meistens wird man doch etwas schneller bedient!“

*

Der Anwalt in seiner Verteidigungsrede:

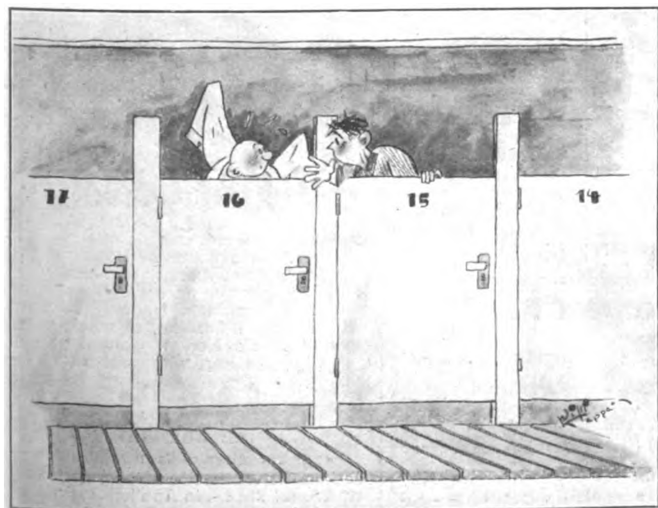
„— — Sie dürfen meinem Klienten aufs Wort glauben, wenn er sagt, er hätte vor dem Untersuchungsrichter die Unwahrheit gesagt, denn mein Klient ist ein durchaus wahrheitsliebender Mann!“

*

Grünkern will sein Motorrad verkaufen

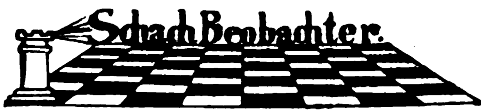
„Was willst du denn dafür haben?“ fragt ihn Rübsam.

„Wert ist die Maschine zweihundert Mark. Ich verlange deshalb dreihundert. Bietet mir aber einer hundert, so gebe ich sie für hundertfünfzig ab.“



Zeichnung: Kleppe.

„Ach, würden Sie mir Ihren Kamm für'n Moment leihen?“

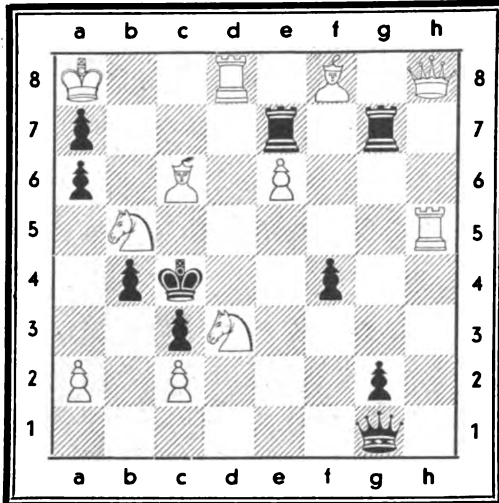


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Hans Hülsmann, Bochum

Schwarz: Kc4, Dg1, Te7, Tg7, Ba6, a7, b4, c3, f4, g2 (10)



Weiß: Ka8, Dh8, Td8, Th5, Lc6, Lf8, Sb5, Sd3, Ba2, c2, e6 (11)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 21

Dreizüger von Dr. H. Schelcher, Dresden.

Weiß: Ke4, Db3, Lh7, Bb5, e5, f4, g3, h2 (8).
Schwarz: Kh5, Bc5, d7, e6, g4, h6 (6).
1. Db3—c4, d7—d5†; 2. e×d i. V., e6—e5; 3. Df7‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; P. Schurig, Sebnitz; M. Stamnitz, Bremerhaven; A. Seber, Trier; Dr. Starke, Berlin-Charlottenburg; L. Hohensee, Berlin W; F. Lucher, Gnaschwitz: A. Brückner, Stollberg; M. Templin, Friedensstadt; P. Schulze, Erfurt; Ebeling, Potsdam; J. Herwig, Gotha; J. L. Pollach, Nürnberg: Eggebrecht, Norden; W. Scheide, Halle a. d. S.; W. Pfeiffer, Be lin N; Dr W. Krause, Hannover; G. Peipers, Eckardtsheim; K. Schmidt, Detmold; Wally Müller, Ahlsdorf; C. Hülsenbeck, Düren; F. Ruckdeschel, Nürnberg; E. Brand, Plettenberg; W. Gebauer, Bürgel; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; H. Jühe, Mühlberg; A. Grundmann, Halle a. d. S.; L. Heim, Lauchheim; O. Behncke jr., Cuxhaven; J. Diehl, Oberschmitten; R. Wöhrlin, Flörsheim; K. Friedrich, Berlin N; H. Rudloff, Güstrow; O. Klunk, Isny; Dr. Mahling, Jahmen; M. Burdack, Hormersdorf; Dr. K. Schmidt sen., Neunkirchen a. d. Saar; Erika Schupp, Wiesbaden; K. H. Horn, Hannover; A Misch, Hamburg; H. Schmidt, Feldafing; R. Kossahl, Köslin; W. Steinbrück, Helbra; K. Roß, Hamburg: Ch. Ginader, Endorf; J. Maendl, Grebenstein; Dr. Lenz, Obermockstadt; Pfr. Klein, Setzingen; H. Faigle, Heidenheim; W. Gunther, Zschorlau; F. Lichtenberg, Köln-Mülheim; A. Jak, Niederhadamar; W. Fenchel, Gau-Odernheim; L. Ellner, Nürnberg; Dr. J. Krug, Dresden; F. Büttner, Fürth i. B.

Einige Löserurteile: „Ein fein durchdachtes Zugzwangproblem", A. B., St.; „Hübsche Zwangslinienöffnung", E B., P.; „Öffnung der Mattlinie durch verbundene Wirkungen von Blockung, Zugzwang, Kreuzschlag in vorbildicher Darstellung". H. K., B.-N; „Hübscher Durchbruch durch die Bauernsperre", H. R., G.; usw.

Das Genie „Morphy"

Wie ein leuchtendes Meteor erschien am Schachhimmel Paul Charles Morphy, geboren am 22. Juni 1837 in New-Orleans, rasch verschwindend, aber ein ewiges Gedächtnis hinterlassend. Er ist mit niemand zu vergleichen. Er war der einzige, der Eigenartige, der „Auserwählte" der Auserwählten, unerreicht in seinen tiefen geistreichen Einfällen und Opferkombinationen, wie nachfolgende Kurzpartien beweisen.

Vierspringerspiel

gespielt in Neuyork 1857

Weiß: Luis Paulsen — Schwarz: P. Morphy

1. e2—e4	e7—e5	4. Lf1—b5	Lf8—c5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	5. 0—0	0—0
3. Sb1—c3	Sg8—f6	6. Sf3×e5	Tf8—e8
7. Se5×c6[1]	d7×c6	11. Tf1×f2	Dd8—d4
8. Lb5—c4	b7—b5[2]	12. Dd1—f1	Dd4×f2†
9. Lc4—e2[3]	Sf6×e4	13. Df1×f2	Te8—e1‡
10. Le2—f3?[4]	Se4×f2!		

[1] Auch durch Sd3, Lb6 usw. kann der Bauer nicht behauptet werden.

[2] Nicht gut wäre sofort 8. . . ., S×e4, wegen 9. S×e4, T×e4; 10. L×f7†, K×f7; 11. Df3! usw.

[3] Besser als 9. Lb3, worauf 9. . . ., Lg4; 10. Del, b4 usw. folgen könnte.

[4] Etwas besser erscheint 10. Sc3×e4, aber auch da kam in einer später gespielten Partie Schwarz in Vorteil. Auf den Textzug folgt ein hübscher Reinfall.

Kurz und bündig

Evansgambit, gespielt in Paris 1859

Weiß: P. Morphy — Schwarz: Laroche

1. e2—e4	e7—e5	8. Lc1—g5	f7—f6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	9. e5×f6	Sg4×f6
3. Lf1—c4	Lf8—c5	10. e4—e5	h7—h6
4. b2—b4	Lc5×b4	11. e5×f6	h6×g5
5. c2—c3	Lb4—a5	12. f6×g7	Dd8—e7†
6. d2—d4	Sg8—f6[1]	13. Dd1—e2	Schwarz gibt auf.
7. d4×e5	Sf6—g4		

[1] Dieser Zug erweist sich nicht als ratsam. Besser wäre 6. . . .. e5×d4

Turmvorgabe

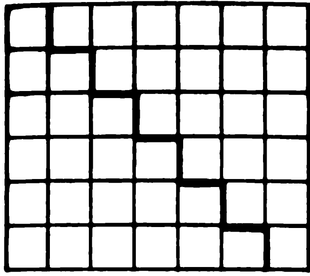
Königsgambit, gespielt in Neuyork 1859

Weiß: Morphy — Schwarz: Coronel

1. e2—e4	e7—e5	7. 0—0	Sg8—e7
2. f2—f4	e5×f4	8. Lc1×f4	Lh6×f4
3. Sg1—f3	g7—g5	9. Lc4×f7†	Ke8×f7
4. Lf1—c4	g5—g4	10. Df3×f4†	Kf7—g7[1]
5. d2—d4	g4×f3	11. Df4—f6†	Kg7—g8
6. Dd1×f3	Lf8—h6	12. Df6—f7 matt.	

[1] Auch andere Züge würden die schwarze Partei nicht mehr retten. Auf Kf7—g6 kann Weiß das Matt in 4 Zügen erzwingen durch 11. Df6 nebst 12. g4 und 13. Tf4 usw. Weiß gab den Tal vor.

RÄTSEL



Treppenrätsel

Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen. 1. a) Konsonant, b) weiblicher Name, c) japanischer Zierstrauch; 2. a) Abkürzung für Gulden, b) Feuerrest, c) Gefäß; 3. a) Zahlwort, b) Pflanze, c) Boot; 4. a) italienische Insel, b) Nebenfluß der Weichsel, c) Stadt in Albanien; 5. a) schweizerischer Psychiater, b) franz. Artikel, c) Fisch; 6. a) erdbeerfarben, b) Konsonant, c) Krämpfe.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — an — ar — be — ber — burg — da — de — del — di — do — do — dom — dri — du — du — el — es — esch — ganz — gar — got — grin — hen — i — i — in — ka — kel — kles — kö — ler — lo — mez — mi — mus — na — na — na — nas — new — nig — nun — on — on — pel — port — ra — ra — ras — ras — rel — rin — ris — ro — ro — sack — se — sen — sen — ses — sex — si — sto — stock — te — ten — ter — tes — the — ti — ti — to — tu — u — ver — we — wei — wla — wo — zaun — zo werden 26 Wörter gebildet, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Wilhelm Weber ergeben;

1 .... 10 .... 19 ....
2 .... 11 .... 20 ....
3 .... 12 .... 21 ....
4 .... 13 .... 22 ....
5 .... 14 .... 23 ....
6 .... 15 .... 24 ....
7 .... 16 .... 25 ....
8 .... 17 .... 26 ....
9 .... 18 ....

ch = 1 Buchstabe 1. deutscher Komponist, 2. Lilie, 3. dänischer Grönlandforscher, 4. Explosion, 5 Sackpfeife, 6. germanische Göttin, 7. Hahnenfußgewächs, 8. Schwefelbad in Westfalen, 9. Stadt nördlich von Aachen, 10. Oper von Strauß, 11. Stadt auf der Insel Wight, 12. athen. Staatsmann, 13. Anmaßung, 14 Raubheuschrecke, 15. paradiesisches Land, 16. russ. Hafenstadt, 17. englische Grafschaft, 18. grobe Feile, 19. Aas, 20. kleiner Singvogel, 21. pommersche Insel, 22. Gebirgszug der Dolomiten, 23. Oper von Wagner, 24. Südfrucht, 25. Sitzung, 26. Gralsritter.

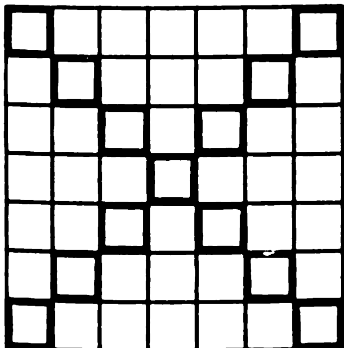
Zahlenrätsel

1 6 9 2 10	Erzählung
2 10 2 11 6 10 12 2	Riesenschlange
3 13 9 14	Laubbaum
4 2 12 1 2 9 2 3 8	Küstenlandschaft in Südarabien
5 14 3 14 1 13 15 13 15 14	Blume
1 6 7 9 2 1 15 10	wohlriechender Strauch
6 1 11 2 10	Sturm
7 2 5 5 15 2 10	Lebersorte
8 14 4 14 1 2 10	asiatische Hauptstadt

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten ergeben eine Naturerscheinung

Zergliederung

Rostock, Ersatz, Teile, Lenne, Robe, Weise, Ner, Gier, Asgard. Aus vorstehenden Wörtern sind fortlaufend und ohne Änderung der Buchstaben Hauptwörter anderer Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen eines Reichsleiters.



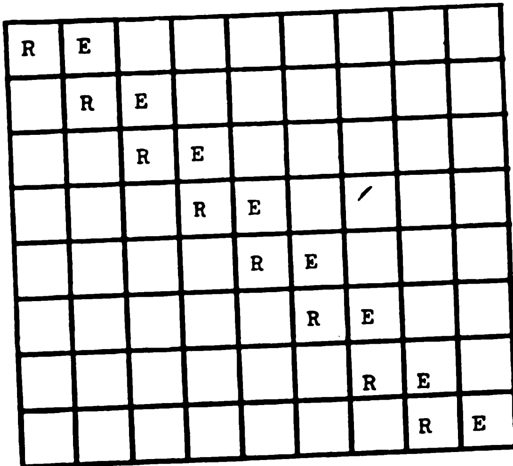
Diagonalrätsel

Die Buchstaben: a a a a a a b c e e e e e e e e f g g h h i i i i k k l l l m n n n p p r r r r r s s s s t t u sind so in die Figur einzusetzen, daß die waagrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Raubtier, 2. Meerestier, 3. Geschützweite, 4. Stadt in Persien, 5. Wandmalereien, 6. geistiger Diebstahl, 7. ehemalige deutsche Kolonie. Die Diagonalen von links nach rechts gelesen ergeben einen Schwimmvogel und eine Spechtmeise.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gewissen, Lagune, Verdun, Revers, Gaense, England, Gewicht, Gesinde, Addition, Petrarca, Feuer, Flunder, Tondern, Aglaja, Tube, Gesandter, Frasdorf, Meute, Fischer, Revolution, Ulf sind je 3, beim letzten Wort nur 2 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Reichsjugendführers ergeben.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a b b c d d e e e e e e e e e e f h i i i i k k k l m n n n n n n o p p r r r r r r s s t t t t t t t u v v y werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. berühmter Holländer Maler, 2. Raubtier, 3. europ. Grenzgebirge, 4. Verbesserung, 5. kaufmänn. Beruf, 6. Begriff der Sternkunde, 7. Textilfabrik, 8. Name von Luftschlössern.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Getreide, 1—5 Schienenteil, 2—4 Zeugnis, 3—4 blaue Farbe, 3—5 Pfütze, 3—6 ethischer Begriff, 5—6 Stadt in Nordamerika.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Normandie, Muskel, Hausdach, Lebenswandel, Fuhre, Schimmer, Werwolf, Flieder, Gerhard, Polenta, Rennwette, Eiland, Buchdrucker, Hering, Irrtum, Humus, Unsinn, Kaschemme, Erwin, Leder, Fahrgeld, Presse, Indigo, Festwiese, Pferd sind je 3, im letzten Wort nur 2 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch = 1 Buchstabe.

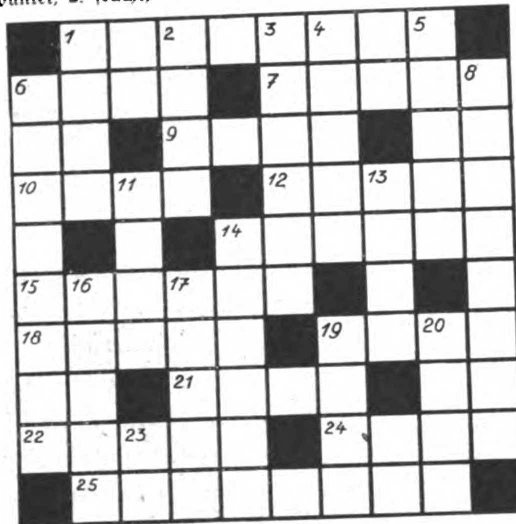
Kapselrätsel

Fremdenverkehr, Engelbert, Zenturie Storm, Artischocke, Gesundung, Breisgau, Kleingeld, Manila, Schanghai, Lavendel, Karolinger, Ostern, Transporteur, Instanzen, Eskarpins, Generalappell, Galilei, Ukraine, Ochsenfurt, Grasegger, Schiller, Menagerie.

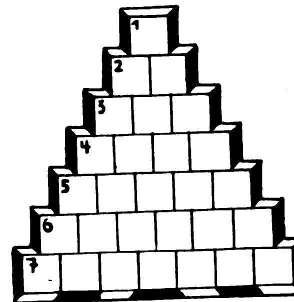
In jedem der vorstehenden Wörter ist ein selbständiges Hauptwort eingekapselt. Die Anfangsbuchstaben der eingekapselten Wörter ergeben einen Ausspruch des Führers. (sch gleich ein Buchstabe.)

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. belgische Landschaft, 6. griech. Göttin, 7. Kapitalertrag, 9 starker Strick, 10. Trinkgefäß, 12. Naturerscheinung, 14. Handbuch, 15. Volk in Syrien, 18. Sinnesorgane, 19 europ. Hauptstadt, 21. Abgott, 22. Fehllos, 24 Vorfahre, 25. Industriestadt an der Weser. — Senkrecht: 1. Gegensatz zu dunkel, 2. feucht, 3. Stadt in Armenien, 4 Tyrann von Syrakus, 5. phönizische Stadt bei Karthago 6. Heckenstrauch, 8. altgermanische Adelige, 11. asiat. Grenzstrom, 13. optisches Instrument, 14 Industriestadt an der Ruhr, 16 deutscher Strom, 17 Teil des Buches, 19 Farbe, 20. Schmuckstück, 23 Tierprodukt.



Pyramidenrätsel



In jede waagrechte Reihe trage man ein Wort nachfolgender Bedeutung ein, das aus den Buchstaben des vorhergehenden Wortes und einem neu hinzuzufügenden zu bilden ist. 1. Zeichen für Sauerstoff, 2 Strom in Sibirien, 3. Stadt in Finnland, 4. Geschlechtsname der Gattin Luthers, 5 Salz der Borsäure, 6 golddurchwebte Seide, 7 Turnkünstler

Lösungen der Rätsel aus Folge 24

Zahlenrätsel: 1. Donizetti, 2 Erbswurst, 3 Samarra, 4. Inkubus, 5. Durazzo, 6 Epidemie, 7. Rapier, 8. Iwan, 9. Undset, 10. Saeculum. „Desiderius." ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Genie, 2—8 Niele, 3—4 Abo, 3—7—2 Agonie, 3—8 Ale, 4—3 Boa, 4—8 Bote 5—6 Tanger, 5—7 Tango, 5—8 Tante, 6—8 Gerte, 7—3 Goa, 7—8 Gote. ✱ **Rätselgleichung:** A) Taste + m, B) Atem, C) Lamm, D) Eid, E) Lied, F) Baden, G) den, H) Saum, I) Ale, K) Saale, X Stammbaum ✱ **Mosaikrätsel:** Nach seinem Sinne leben, ist gemein, der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Los, 4 Agnes, 8 Epos, 10. Karo, 11. Hegel, 13. dis, 14. Nr., 15. Dosis, 17. Vater, 19. Kanon, 20. Bo, 21. Bon, 22. Salat, 24. Urne, 25. Togo, 26. Gneis, 27. Ger. — Senkrecht: 1. Lehne, 2. Oper, 3. Sog, 5. Nadir, 6. Eris, 7. SOS, 9. Sedan, 12. Lotos, 16. Senat, 17. Panne, 18. Motor, 19 Korn, 20. Page, 21. Bug, 23. Log. ✱ **Kryptogramm:** Hoffmann von Fallersleben. Das Deutschlandlied. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Liter, 1—5 Lina, 1—8—5—4 Limonade, 2—6 Terme, 3—6 Rome, 4—1 Deli, 4—3 dero, 5—6 Name, 5—7 Naba, 6—2 Meter, 7—1 Ball, 7—3—6—2 Barometer, 8—4 Mode, 8—5 Monat. ✱ **Umkehrrätsel:** Links: 1. Regen, 2. Nebo, 3. Lage, 4. Rebe, 5. Lachs, 6 Eire, 7. Ebro, 8. Trug, 9. Rede, 10. Agram. — Rechts: 1. Neger, 2. oben, 3. egal, 4. Eber, 5. Schal, 6. Eris, 7. Orbe, 8. Gurt, 9. Eder, 10. Marga Engelsburg. ✱ **Rösselsprung:** Das deutsche Volk wird den Beweis des Christentums der Tat immer wieder erbringen durch Wirken für Frieden im Innern und Wirken für Frieden zwischen den Nationen, wie es hierfür erfolgreich gewirkt hat unter seinem Führer. Rudolf Heß

ANEKDOTEN

Der 1760 verstorbene König Georg II. von England, der gleichzeitig Kurfürst von Hannover war, lag mit hannoverschen Pächtern ununterbrochen in Streitigkeiten, die gerichtlich fast immer zu seinen Ungunsten entschieden wurden. Ärgerlich darüber und im Bewußtsein seiner königlichen Macht wollte er einmal bei einem Besuch in Hannover den damaligen Gerichtspräsidenten v. Wrisberg deshalb zur Rede stellen und ihm klarmachen, wie die Rechte eines Königs zu behandeln seien. Gelegentlich eines Festmahls, das ihm zu Ehren gegeben wurde, wandte er sich plötzlich mitten in einer Unterhaltungspause an Wrisberg.

„Sagen Sie mir bitte, Herr Präsident", fragte er in ziemlich scharfem Ton, „wie kommt es, daß ich alle meine Prozesse an Ihrem Appellationsgericht verliere?"

Worauf Wrisberg, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, lakonisch antwortete: „Weil Majestät allemal Unrecht haben!" C. H.

*

Honoré de Balzac hatte eines Tages zwei junge Hunde geschenkt bekommen, die sich beide glichen wie ein Ei dem andern und die niemand auseinanderhalten konnte, am wenigsten er selbst. Er taufte sie Danton und Robespierre.

„Woran erkennst du eigentlich Danton und woran Robespierre?", fragte ihn einmal einer seiner Freunde.

„Das ist ganz einfach", erwiderte Balzac. „Wenn ich Danton meinen Finger ins Maul stecke und er beißt zu, dann ist es Robespierre." C. H.

*

Der Naturforscher Georges Cuvier (1769—1832) liebte ebenso wie ein ihm befreundeter Abbé de Spargel leidenschaftlich; jedoch mit dem Unterschiede, daß Cuvier ihn in Essig und Öl aß, der Abbé aber in Butter.

Einst lud Cuvier den Freund zum Spargelessen ein und ordnete in der Küche an, daß eine bestimmte Menge — es war ziemlich viel — Spargel zubereitet werden solle, und zwar die Hälfte in Öl, die andere Hälfte in Butter

Der Abbé traf ein. Der Spargel war aber noch nicht fertig, und die Herren mußten daher warten.

Während sie miteinander plauderten, wurde der Abbé plötzlich von einem Schlagflusse befallen und verschied in wenigen Minuten.

Cuvier überzeugte sich, daß keine Hilfe mehr möglich und der Freund tot war.

Darauf lief er schnell in die Küche und rief:

„Allen Spargel in Öl!" P. S.

*

Zu Bismarcks Zeiten war eine Erhöhung der Tabaksteuer vorgeschlagen. Ein besorgter Mann bedeutete dem Kanzler, da würden sich nun wohl viele Bürger das Rauchen völlig abgewöhnen, und das wiederum würde die Industrie schädigen.

„Diese Befürchtung teile ich nicht", antwortete der Kanzler. „Mir ist ein einziger Fall bekannt, daß sich einer das Rauchen wirklich abgewöhnt hat. Das war im Kriege 1866. Da hat nämlich einer in Gedanken seine Pfeife an einem Pulverkasten ausgeklopft und hat dann allerdings nie wieder geraucht." A. R.







4 ₰

SPÄTLESE O/M

enthält ausschließlich Orienttabake



Abt Schachleiters Staatsbegräbnis.

Unter starker Beteiligung der Münchener Bevölkerung und der Gliederungen der Partei wurde am 22. Juni Abt Albanus Schachleiter, ein alter Kämpfer für Deutschland und treuer Gefolgsmann des Führers, zu Grabe getragen. Der Trauerzug auf dem Wege zum Waldfriedhof bewegt sich über den Marienplatz.



Vor dem offenen Grabe: In der Mitte des Bildes: der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, links von ihm: Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner, dahinter: der italienische Jugendführer, Staatssekretär Ricci, und Baldur von Schirach. Rechts von Rudolf Heß: Ministerpräsident Ludwig Siebert, dahinter: Reichsleiter Oberbürgermeister Fiehler.

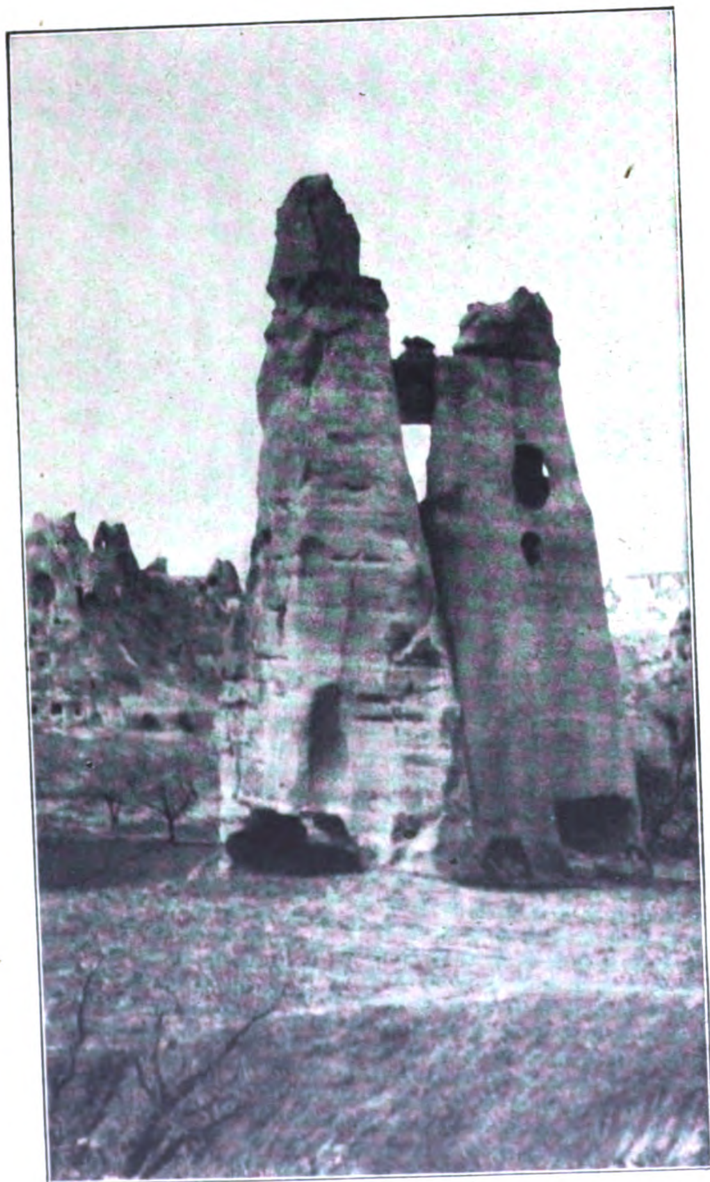


Die Volksgenossen aus Feilnbach, wo Abt Schachleiter sein arbeitsreiches Priesterleben beschloß, warfen als letzten Liebesgruß Almenrausch und Edelweiß in das Grab des aufrechten deutschen Mannes und wahren Seelsorgers.

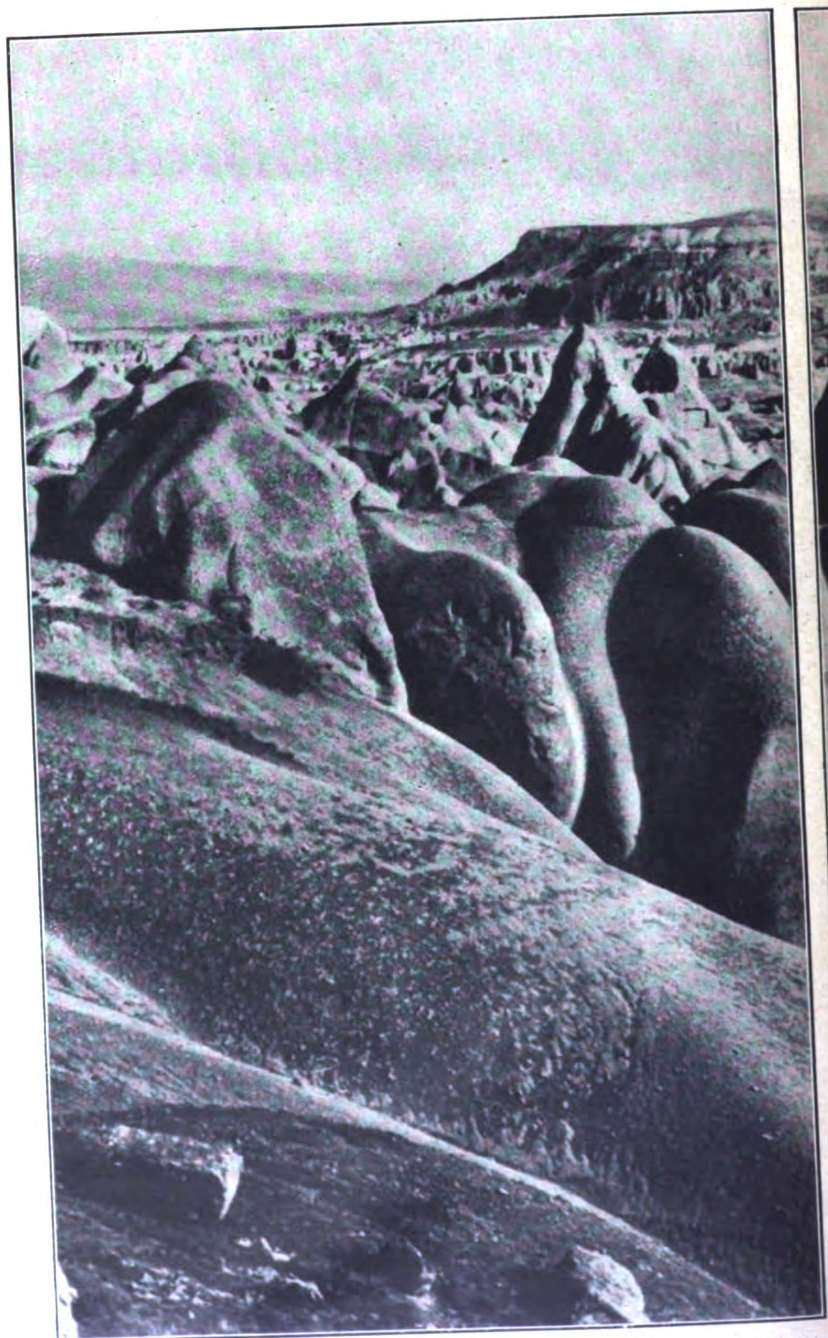
Sämtliche Aufnahmen: Bayer. Bildbericht Fischer.



Das Tuffstein-Dorf Avucilar köy (im Vordergrund des Bildes) und Utschhisar (weiter zurückliegend) mit den zahllosen Tuffgranaten. Hier hat früher ein Mönchstaat ein abgeschlossenes kultreligiöses Leben geführt. Aber auch der heutige türkische Bewohner hat sich dieser Landschaft trefflich anzupassen gewußt. Neben Ackerbau wird besonders der Obstbau betrieben, denn der vulkanische Tuff ist ein sehr geeigneter Boden für Reben und Aprikosenbäume



Zwanzig Meter hohe „Frauengestalten" aus Tuffstein stehen mitten im Tal; man könnte annehmen, sie seien als frühere Lebewesen durch einen geheimnisvollen Zauberspruch versteinert und erstarrt.



Eine Mondlandschaft im Innersten Tuffgesteins haben Verwitterung von den kleinsten Wichtelmännchen

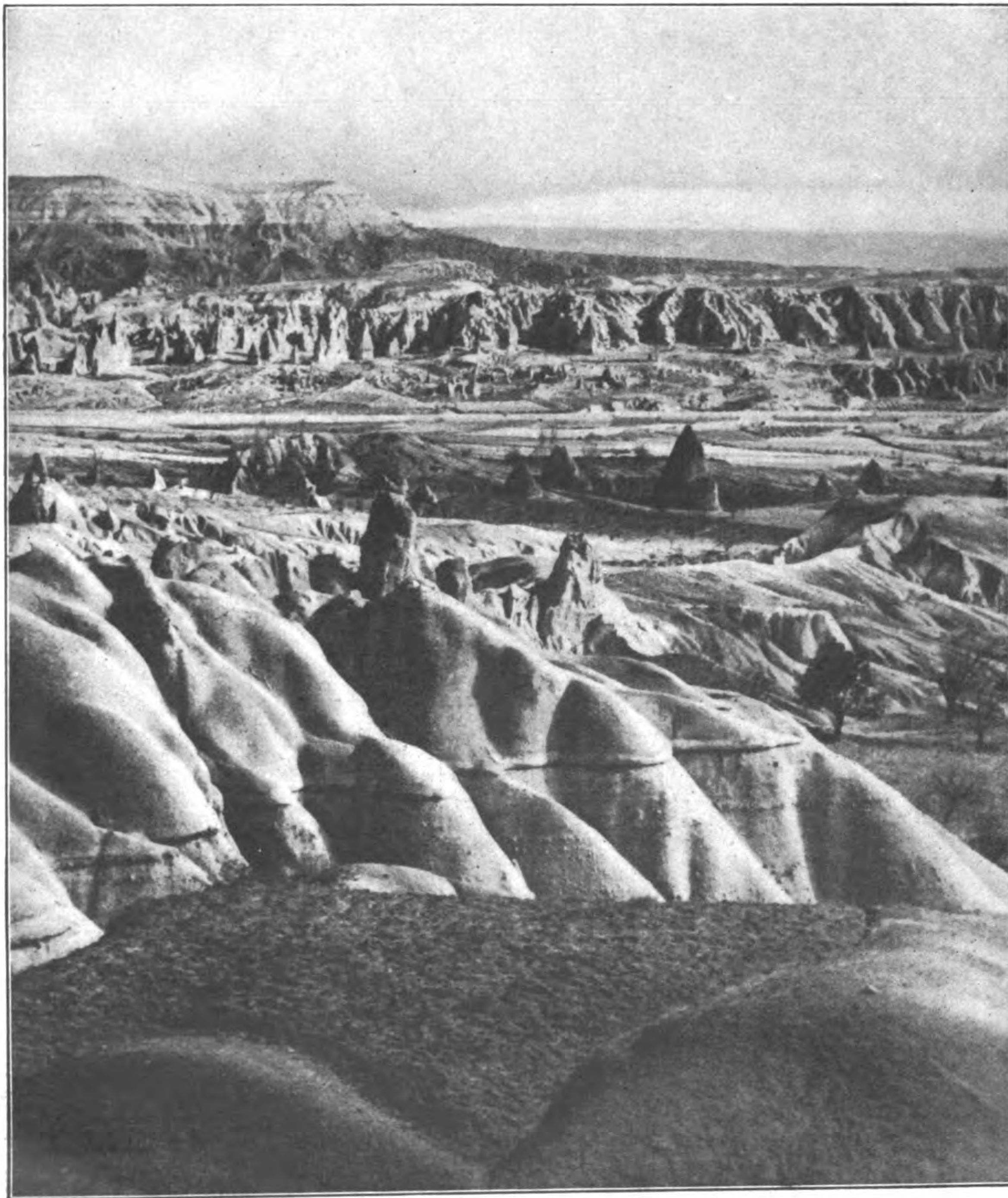
Aufnahmen: Dr. Fickeler und Dr. Leimbach

Im Wunderland der 5000 Säulen

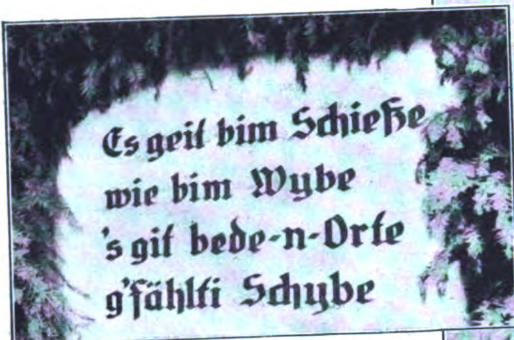
Eine phantastische Landschaft in Kleinasien

Im innersten Steppen-Hochland des türkischen Kleinasiens liegt westlich der Stadt Kayseri, zwischen Uergüp und Nevschehir, eine der seltsamsten Landschaften der Erde. Aschen, Sande und Bimssteine als Auswurfsmassen früherer, sehr tätiger Vulkane, haben sich zu mächtigen Decken aufgeschichtet. Im Laufe der Jahrtausende haben sich diese Massen zu einem weichen Tuffstein verfestigt, dessen verschiedene Schichtpakete in zarten Farben, oben olivgrün und dunkelweinrot, unten dagegen ockerfarben leuchten. Dazwischen liegen Bimssteinlagen, die wie große Kreidestriche aussehen. In diese weichen Schichten haben sich die Nebenflüsse des größten kleinasiatischen Flusses, des Kizil Irmak, kräftig eingeschnitten. Aus den seitlich zurückweichenden Talwänden haben sich durch Regenwasserspülung und andere Witterungseinflüsse zahllose Grate, Wülste und Spitzkegel herausgebildet; überall spuken die verschiedensten Gestalten der Tier- und Menschenwelt: Hahnenkämme, Riesenfrauen und sonstige Gebilde, die dem ungewohnten Besucher dieser eigenartigen Landschaft geradezu gespensterhaft vorkommen.





Kleinasiens. Aus den olivgrünen, dunkelroten und ockerfarbenen waagerechten Schichten vulkanischen und andere Einflüsse die Talhänge in zahllose Grate, Wülste und Spitzkegel aufgelöst. Überall ragen sie bis zu 60 Meter hohen Tufftürmen gespensterhaft auf, vielfach mitten im Tale völlig freistehend.



Ein sinnvoller Spruch über dem Eingang zum Schießstand.

Das Wyber-Schiessen



So sieht das „Wyber-Schießen" aus der rückwärtigen Perspektive aus.



„... durch die Kimme über das Korn, Druckpunkt nehmen ..." Wenn der nicht ins Schwarze trifft!

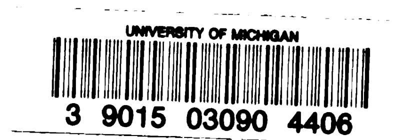
Sämtliche Aufnahmen: Weltbild.

In den Entlebucher Dörfern Schüpfheim, Entlebuch und Escholzmatt in der Schweiz finden abwechslungsweise alle drei Jahre die sogenannten „Wyber-Schießen" statt. Wie schon der Name besagt, steht im Mittelpunkt dieses Schützenfestes die Frau. Mädchen und Frauen aus der ganzen Talschaft soll Gelegenheit gegeben werden zu zeigen, ob ihre Schießkünste vor kritischen Männeraugen standhalten. Mit der sogenannten Frauenlist hat es aber nichts zu tun, daß den Männern an diesem Tage von den weiblichen Schützen Ehrengaben gestiftet werden. Es ist ein buntbewegtes Bild, wenn die „Wyber" der drei Orte in ihren schmucken Schweizer Trachten mit geschultertem Gewehr antreten und anschließend zum Schießplatz marschieren.



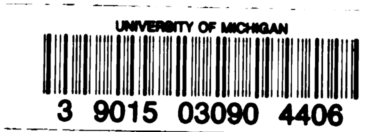
Rechts: Am offiziellen Tag des „Wyber-Schießens" findet auch ein Festzug statt. Schlechtes Wetter ist kein Hinderungsgrund, daran teilzunehmen.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131, zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Bern III 7205; Warschau 194121; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968, Den Haag 211846; Paris 190066; Brüssel 350797. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Swiss Bank Corporation, West End Branch, 11c, Regent Street, Waterloo Place, London S. W. 1. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39-41, Fernruf 20755 u. 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München, Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D.A. I. Vierteljahr 1937: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03090 4406


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03090 4406




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03090 4406

